Politisch-Ant...
Monatsschrift für Praktische Politik, für Politische ...

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Politisch-Anthropologische Revue.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

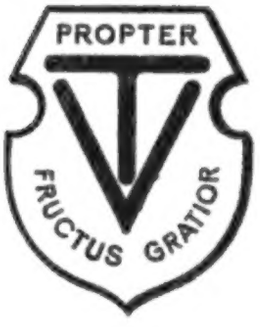
Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Politisch-Anthropologische REVUE

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker

Erster Jahrgang 1902/03



Thüringische Verlags-Anstalt Eisenach und Leipzig.

Digitized by Google

H5
P7
v.1

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Inhalt

des ersten Jahrganges.

Aufsätze.

Naturwissenschaft und Politik. Von den Herausgebern. 1.
Der wissenschaftliche Stand des Darwinismus. Von Ludwig Woltmann. 2.
Gehirnforschung und Psychologie. Von Max Brahn. 8.
Ueber den Einfluß der Inzucht und Vermischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung. Von Albert Reibmayr. 21.
Die ältesten Herrschaftsformen. Von Ludwig Gumplowicz. 37.
Soziale Ursachen und Wirkungen der Nervosität. Von Willy Hellpach. 43. 126.
Die Aufgaben der Anthropologie. Von J. Lange. 81.
Die Untauglichkeit zum Geschlechtsverkehr und zur Fortpflanzung. Von Alfred Hegar. 86.
Anthropologie und natürliche Auslese. Von Ladislaus Gumplowicz. 105.
Zeugung und Erziehung. Von Hans K. E. Buhmann. 134.
Die historische Bedeutung der natürlichen Rassenanlagen. Von J. G. Vogt. 161.
Zuchtwahl beim Menschen. Von Ludwig Wilser. 181.
Erbliche Entartung und Sozialpolitik. Von Max Rüther. 191.
Die Aufgaben des Schularztes. Von C. Schmid-Monnard. 201.
Blutrache bei den Albanesen. Von J. Kohler. 204.
Ursprung und Entwickelung des Schamgefühls. Von Ludwig Geisler. 205.
Pandora- und Sündenfall-Mythus. Von Hermann Türck. 210.
Die Urheimat des Menschengeschlechts. Von Bernhard Rawitz. 241.
Natürliche und geschlechtliche Auslese bei wilden und bei hochkultivierten Völkern. Von W. Schallmayer. 245.
Rassenkämpfe in Rußland. Von Eberhard Kraus. 272.
Der wissenschaftliche Streit über die deutsche Wirtschaftspolitik. Von Siegfried Tschierschky. 283.
Medizin und Recht. Von Eduard Ludwig Schmidt. 292.
Zur Naturgeschichte der Kunst und Schönheit. Von Johannes Lübke. 295.
Die physiologischen Wirkungen der Kultur auf den Menschen. Von René du Bois-Reymond. 329.
Die politische Auslese im Leben der Völker. Von Paul von Kaempffe. 346.
Die preußische Polenpolitik. Von Karl Jentsch. 352.
Der gegenwärtige Stand der Tuberkulose-Bekämpfung. Von Rudolf W. Friedel. 368.
Der soziale Schutz der Jugendlichen. Von Arthur Dix. 372.
Zur Anthropologie der gleichgeschlechtlichen Liebe. Von Wilhelm Schrickert. 379.
Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Von Ludwig Wilser. 382.
Recht und Völkerpsychologie. Von J. Kohler. 385.
Historisch-biologische Skizze aus der britischen Pferde- und Vollblutzucht. Von F. W. Dünkelberg. 413.
Ueber Vermischung und Entmischung der Rassen. Von Leo Sofer. 435.
Die neuesten Forschungen über die Naturgeschichte der Ehe und Familie. Von Leopold Katscher. 438.
Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf das Recht. Von Alfred Bozi. 447.
Die klerikale Gefahr im Lichte des Darwinismus. Von Clemens Ehlers. 464.

5-45466

Digitized by Google

Ethnologie und Ethik. Von Thomas Achelis. 467.
Das Programm der politisch-anthropologischen Revue. Von den Herausgebern. 497.
Die Menschenrassen Europas. Von Gustav Kraitschek. 498.
Die physische Entartung des modernen Weibes. Von Ludwig Woltmann. 522.
Der Wert des Burenelements für die Kolonisation von Südafrika. Von Gustav Fritsch. 531.
Zur Naturgeschichte des Herrscher-Talentes und Genies. Von Albert Reibmayr. 544.
Die psychologischen Naturbedingungen des Sozialismus. Von Friedrich Naumann. 564.
Schönheit und Liebe. Von Johannes Lübke. 571.
Gobineau und seine Rassenlehre. Von Ludwig Wilser. 594.
Zur Entwickelungsgeschichte des modernen Kapitalismus. Von W. Borgius. 599.
Rassegefühl und Nationalismus. Von Friedrich Gernandt. 608.
Zuchtwahl und Monogamie. Von Christian von Ehrenfels. 611. 689.
Ueber den moralischen Schwachsinn. Von P. Näcke. 620.
Vorlesungen über Pädagogik. Von Friedrich Albert Lange. 628.
Männliches und weibliches Empfinden in der Kunst. Von Heinrich Pudor. 640.
Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert. Von Karl Weule. 673. 753.
Der Einfluß des Alters auf die Entstehung des Geschlechts. Von A. Ruppin. 703.
Darwinismus und Sozialpsychologie. Von Willy Hellpach. 708.
Das unerlöste Italien in Oesterreich. Von Robert Michels. 716.
Der Wert der Religion für das Leben. Von Wilhelm Meßner. 724.
Die politische Geschichte der Serben und Kroaten. Von Ludwig Gumplowicz. 779.
Erblichkeit und familiärer Faktor bei den tuberkulösen Erkrankungen. Von F. Lämmerhirt. 789.
Das Strafrecht als soziales Organ der natürlichen Auslese. Von L. Kuhlenbeck. 798.
Die soziale Wirkung der Ideen. Von Gustav Ratzenhofer. 811.
Anthropologische Untersuchungen an jugendlichen Personen. Von G. Marina. 833. 913.
Einwanderung und Bevölkerungsbewegung in den Vereinigten Staaten. Von R. Kuczynski. 853.
Die Bedeutung der Kartelle für das wirtschaftliche Leben der Völker. Von Fritz Flechtner. 859.
Soziale und anthropologische Ideen in der Hygiene. Von Alexander Koch-Hesse. 869.
Bekleidung und Sittlichkeit. Von Gustav Fritsch. 872. 977.
Der philosophische Idealismus. Von W. Kinkel. 888.
Ueber das Verhältnis der Anthropologie zu Geschichte und Politik. Von Ludwig Wilser. 944.
Das Problem der Ahnentafeln. Von Ernst Devrient. 951.
Ueber Björnsons „Monogamie und Polygamie“ und die einschlägigen Forschungen Westermarcks. Von Christian von Ehrenfels. 958.
Zur Frage des Ziehkinderwesens. Von A. Just. 965.
Entwickelungs-Pädagogik. Von Hans K. E. Buhmann. 969.
Zur Psychologie des Kunsttriebes. Von Johannes Lübke. 972.
An unsere Mitarbeiter (das Programm der politisch-anthropologischen Revue). 78.
Zum Andenken Ernst Mehnerts †. 1006.

Berichte.

Biologie.

Allgemeine Physiologie. 54.
Entwickelungsmechanik der Organismen. 54.
Wachstum und Alter. 54.
Gesellschaftsleben der Affen. 55.
Zur Geschichte der Entwickelungsphysiologie. 139.
Periodische Massenvermehrung als Entwickelungsfaktor. 140.
Die Verschleppung von Tieren durch den Handel; ihre zoologische und wirtschaftliche Bedeutung. 141.
Der Zusammenhang der Lebensperioden. 217.
Der Unterschied von Art und Rasse. 217.
Die Beziehung des Klimas zur Form des Laubblattes. 218.
Ackerbauende Ameisen. 218.
Ueber physiologische Degeneration der Protozoen. 218.
Vielzehigkeit bei Einhufern. 219.
Die Ursachen der Variationen. 305.
Temperatur-Experimente mit Schmetterlingen. 306.

Digitized by Google

Einpflanzung von toten Knochen in lebendes Gewebe. 306.
Die Struktur der Bakterien. 307.
Wesen und Bedeutung der Befruchtung. 390.
Ueber die Erbfehler bei Zuchtpferden. 391.
Die Wanderungen der Vögel. 391.
Was ist das Leben? 476.
Periodische Variationen in Organismen. 476.
Eigentümlichkeiten der Entwickelung bei künstlicher Parthenogenese. 476.
Reinlichkeitssinn der Vögel. 477.
Die Anatomie des Lebens. 573.
Regenerationserscheinungen bei Amphibien. 573.
Die Frösche als Eltern. 573.
Ueber die Mauser. 574.
Verhältnis der Regeneration zur Embryonalentwickelung und Knospung. 648.
Zeitschrift für die statistische Erforschung biologischer Probleme. 649.
Spielende Seevögel. 649.
Ueber Neo-Lamarckismus. 731.
Hahnenfedrige Hennen und hennenfedrige Hahnen als Zwitter-Variationen. 732.
Institut für neuro-biologische Forschungen. 817.
Zur Lehre von den sekundären Geschlechtscharakteren. 893.
Biologische Experimentier- und Beobachtungsanstalten. 978.
Zur mimikristischen Tierfärbung. 978.
Die Milchsekretion der Neugeborenen. 978.

Anthropologie.

Rasse und Sprachen. 55.
Sozialanthropologische Untersuchungen. 56.
Das Ergrauen der Haare beim Menschen. 56.
Erblichkeit erworbener Eigenschaften? 57.
Ein Fall von Zwitterbildung. 57.
Schädelmaße bei Affen und Halbaffen. 141.
Physischer Unterschied zwischen Japanern und Europäern. 141.
Rassenverwandtschaft zwischen Mongolen und Indianern. 141.
Armmuskulatur bei Glasarbeitern. 142.
Statistik der Drillingsgeburten. 142.
Die Milchsekretion der Neugeborenen. 142.
Die spezifisch menschlichen Merkmale in unserer tierischen Vorfahrenreihe. 219.
Der alpine Menschentypus. 219.
Die heutige Bevölkerung von Galiläa. 220.
Anthropologische Genealogie der Diadochen-Könige. 220.
Die Kurzsichtigkeit großer Männer. 220.
Die Sehleistungen der Samoaner. 221.
Mongolismus bei Kindern. 221.
Vererbung beim Menschen. 307.
Die Urheimat des Menschengeschlechts. 308.
Die Anthropologie der Anachoreten-Inseln. 308.
Entstehung der Gesichtsformen. 308.
Die kleine Statur der großen Männer. 309.
Die Bevölkerung von Formosa. 392.
Zur anthropologischen Geschichte der Insel Martinique. 393.
Sozialanthropologisches aus Martinique. 393.
Völkerkundliche Expedition in Inner-Australien. 393.
Zwergvölker im afrikanischen Urwalde. 393.
Der Kehlkopf der Eunuchen. 394.
Regressive und progressive Entwickelungs-Vorgänge an der menschlichen Hand. 394.
Struktur, Lage und Anomalien der menschlichen Kniescheibe. 394.
Die nordeuropäische Rasse. 477.
Rechtser und Linkser. 477.
Das Vorkommen von Schwänzen beim Menschen. 477.
Ein Fall von echter Nebenlunge. 478.
Der 33. deutsche Anthropologenkongreß. 574.
Das Gehirngewicht der Männer und Frauen. 574.
Der Schädel des Philosophen Leibnitz. 575.
Die Geschlechtsunterschiede der Hirnwindungen. 575.
Die Variationen am Skelett des Menschengeschlechts. 575.
Plastische Darstellung des Pithecanthropus erectus. 649.
Anthropologie und Ethnologie der Australier. 650.
Anthropologisches und Ethnographisches aus Kamerun. 650.
Zur Anthropologie der Bulgaren. 651.
Die äußeren Formenverhältnisse der Leber bei den Primaten. 651.
Abhängigkeit des Astigmatismus corneae von der Schädelbildung. 651.
Die normale Pupillenweite. 651.
Doppelseitiger angeborener Knorpelrest am Halse. 652.
Die Erblichkeit der Lebensdauer. 652.
Hundertjährige Männer und Frauen. 652.
Der germanische Rassetypus. 733.
Die Rassenverhältnisse in Sansibar. 733.
Ein interessanter Fall von zweifelhaftem Geschlecht. 734.
Ziele und Wege der Völkerkunde in den deutschen Schutzgebieten. 818.
Zur Stammesgeschichte des menschlichen Gebisses. 818.
Eine Wiederkäuer-Familie. 819.
Der paläolithische Mensch in Europa. 893.
Die Persistenz der Menschenrassen. 893.
Zur Anthropologie der Faröer-Inseln. 894.
Zur Anthropologie und Kultur der Kelten. 894.
Fragmente menschlicher Schädel aus prähistorischer Zeit. 979.
Holländische Schädel 979.

Digitized by Google

Zwergrasse in Australien. 979.
Die Bewohner der Insel Tumleo. 980.

Psychologie.

Der Ursprung unserer Zeit- und Raumteilung. 57.
Alkohol und geistige Arbeit. 57.
Hungern und geistige Arbeit. 58.
Die Funktion des Stirnhirns. 142.
Der Farbensinn der Tiere. 222.
Experimentelle Beiträge zur Gefühlslehre. 309.
Zur Psychologie der Großstadt. 310.
Unterscheidbarkeit rechts- und linksäugiger Gesichtseindrücke. 394.
Ist der Wein ein Anregungsmittel für die künstlerische Produktion? 478.
Die Psychologie der Japaner. 577.
Gehirnlokalisation und die Funktion der Stirnlappen. 734.
Zur Blindenphysiologie. 734.
Die Berechtigung der vergleichenden Psychologie. 819.
Zur Psychologie der Tuberkulösen. 894.
Die Beeinflussung geistiger Leistungen durch Behinderung der Nasenatmung. 980.

Medizin.

Die parasitäre Ursache der Krebskrankheit. 316.
Tuberkulose im Kindesalter. 399.
Uebertragbarkeit der menschlichen Tuberkulose auf Tiere. 479.
Giftwirkungen des Alkohols. 479.
Herstellung der Arbeitsfähigkeit durch Nervennaht. 479.
Die angebliche Zunahme der Krebskrankheit. 582.
Angeborene Tuberkulose. 582.
Beziehungen zwischen der Tuberkulose des Menschen und des Rindes. 657. 895.
Ursachen der Zahnerkrankungen. 657.
Was ist die Perlsucht? 738.
Eine Krebsstatistik vom pathologisch-anatomischen Standpunkte. 738.
Beitrag zur Statistik der tertiären Lues. 738.
Ueber Alkohol und Tuberkulose. 824.
Der Alkohol als Nahrung und Gift. 824.
Alkoholismus und Chirurgie. 824.

Philosophie.

Annalen der Naturphilosophie. 63.

Rechtswissenschaft.

Strafrecht und Psychologie. 59.
Psychiatrie und Strafrechtspflege. 59.
Fortbildungskurse für Medizinalbeamte. 60.
Das Recht zum Sterben. 61.
Die Rechtsverhältnisse bei den Betschuanen und Hottentotten. 145.
Behandlung geisteskranker Verbrecher. 145.
Deutscher Rechtsbund. 145.
Das Berufsgeheimnis des Arztes. 314.
Kriminalität des weiblichen Geschlechts. 314.
Verbrechen und Trunksucht. 314.
Das Recht zur Tötung der Leibesfrucht. 397.
Aerztliches Gutachten über das Maß der Erwerbsfähigkeit. 480.
Rassenkämpfe in Nordamerika und die Lynchjustiz. 481.
Alkoholismus und Entmündigungen. 481.
Die Zukunft des deutschen Strafrechts. 579.
Revision des deutschen Strafgesetzbuches. 580.
Strafrechtstheorie und Strafrechtsreform. 580.
Soziale Faktoren der Kriminalität. 655.
Die Notwendigkeit der völligen Abschaffung des Zeugeneides. 655.
Zuchthausstatistik und Strafgesetz-Reform. 655.
Strafrechtliche Verbrechen und uneheliche Geburten in Meiningen. 656.
Ueber den Stand der modernen Rechtswissenschaft. 736.
Neues Strafgesetzbuch und die Todesstrafe in Japan. 736.
Das Alter und das Verbrechen. 737.
Anthropologie und Strafrecht. 821.
Statistik über Vorbestrafte. 822.
Statistik der jugendlichen Verbrecher. 822.
Begnadigung jugendlicher Verurteilter in Oesterreich. 897.
Ehescheidungsgesetz in Italien. 897.
Eid und Strafrechtspflege in Dänemark. 897.
Strafrecht und Homosexualität. 981.
Die polizeiliche Behandlung von Gefangenen. 982.
Alkoholismus und Kriminalität. 983.

Urgeschichte.

Urgeschichtliche Forschungen. 143.
Ein prähistorisches Dorf bei Achenheim. 143.
Ursprungsgebiet und Entstehungsweise des Ackerbaues. 143.
Grabfeld auf dem Adlerberg bei Worms. 222.
Prähistorische Kultur- und Handelsbeziehungen des Mittelrheingebietes. 223.
Der römische Grenzwall in Deutschland. 223.
Deutschlands neolithische Altertümer. 223.
Menschliche Reste aus dem Altdiluvium in Kroatien. 652.

Kulturgeschichte.

Altindien und die Kultur des Ostens. 395.
Archäologische Forschungen in Palästina. 478.
Der Ursprung der mittelamerikanischen Kulturen. 577.
Römische Funde in Köln. 578.

Digitized by Google

Die französischen Kolonien im Deutschen Reiche. 578.
Das Feuermachen der Eingeborenen der Kolonie Süd-Australien. 653.
Politische Geschichte und Sprachengeschichte. 653.
Die slavischen Ansiedelungen in Deutschland. 654.
Die Sprache der Buren. 734.
Die ersten japanischen Gesandtschaften in Europa. 735.
Mädchenhandel in China und Korea. 735.
Die Ostsee als germanisches Meer. 820.
Der vorgeschichtliche Sonnenwagen in Dänemark. 895.
Amulette und Votivgaben. 895.
Der Zusammenhang von Zunge und Sprache in der Geschichte der Medizin. 896.
Chirurgisches aus der Völkerkunde. 980.
Parias und Schmarotzer unter den Völkern. 981.

Religionsgeschichte.

Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker. 224.
Religiöse Vorstellungen und Sitten bei den Wadoe. 311.

Kunstgeschichte.

Die Bedeutung der ägyptischen Pflanzensäulen. 223.
Die spätrömische Kunstindustrie in Oesterreich-Ungarn. 224.
Die Ausgrabungen in Milet. 224.
Altertumsfunde in Susiana und Chaldäa. 310.

Erziehung und Unterricht.

Pädagogisch-psychologische Studien. 61.
Die Erforschung der Kinderseele. 61.
Erziehung der Kinder zum plastischen Leben. 62.
Die Kunst im Leben des Kindes. 62.
Landerziehungsheime. 150.
Die Schule als sozialer Auslese-Mechanismus. 151.
Haushaltungsunterricht in den Gemeindeschulen. 151.
Erziehung und Unterricht schwachbegabter Kinder. 151.
Die zurückgebliebenen Kinder auf der Volksschule. 225.
Gesundheitliche Beaufsichtigung der Schulen. 225.
Schule und Rückgratsverkrümmung. 225.
Die Gleichwertigkeit der höheren Schulen. 315.
Aufsteigen der Volksschullehrer zu höheren Lehrstellen. 315.
Die Hülfsschulen für schwachbegabte Kinder. 315.
Monatsschrift für höhere Schulen. 397.
Natürliche Begabung und Prüfungsordnung. 398.
Nichtberechtigung der Frauen zur akademischen Immatrikulation. 398.
Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung. 398.
Unentgeltlichkeit der Lehrmittel in der Schweiz. 399.
Stipendien für gewerbliche Fachschulen. 399.
Einheitsschule in Dänemark. 481.
Die Praxis der Fürsorgeerziehung. 481.
Haushaltungsunterricht in Mädchenschulen. 482.
Die Fortbildungsschule und die staatsbürgerliche Erziehung unserer Jugend. 580.
Neuordnung des Zeichenunterrichts. 581.
Schulerziehung und Bekämpfung der Trunksucht. 581.
Medizinisches Studium der Frauen. 582.
Volksgesundheitslehre als Lehrgegenstand. 656.
Spezialklassen in den Schulen Englands. 656.
Die Thätigkeit der Schulärzte für die Hülfsschulen. 657.
Eine deutsche Nationalschule. 737.
Gegen das Verweilen der Kinder in Branntweinschenken. 737.
Eine medizinische Unterrichtsanstalt in Cochinchina. 738.
Verband für Hochschulpädagogik. 823.
Schulreform in Dänemark. 823.
Sommerschulen und Hüteschulen. 823.
Die Notwendigkeit der Einheitsschule. 897.
Die Hülfsschule für Schwachbefähigte in Leipzig. 898.
Das erste Mädchen-Realgymnasium. 899.
Volksschulseminare und hygienische Ausbildung der Lehrer. 983.
Wirtshausverbot für Kinder. 984.
Vereinheitlichung der Lernmittel. 984.
Die Ueberweisung schwachbefähigter Kinder an die Nebenklassen. 984.

Sozialwissenschaft.

Soziale Zustände bei den Nambudri-Brahminen. 58.
Biologie und Soziologie. 144.
Technik und Wirtschaft. 311.
Der Wert der Schwachen für die Gesamtheit. 312.
Sitten und Gebräuche der Wadoe. 313.
Die sozialen Verhältnisse der Juden in Preußen und Deutschland. 396. 579.
Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga. 396.
Das Gewohnheitsrecht der Hochländer in Albanien. 480.

Digitized by Google

Soziale Hygiene.

Kleidung und Körperform. 63.
Tuberkulose und Heilstätten. 64.
Ueber Wandlungen in der Volksernährung. 65.
Die Gründung von Findelhäusern. 66.
Ueber den Ursprung der Syphilis. 66.
Schutz der Kinder. 146.
Arzneikosten und Krankenheilungen. 146.
Bekämpfung des Alkoholismus. 146.
Die Anzeigepflicht der Tuberkulose. 147.
Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Preußen. 147.
Heilstätten für Lungenkranke. 226.
Heilstätten für Geschlechtskranke. 226.
Volksheilstätten für Nervenkranke. 226.
Die Regelung der gewerblichen Kinderarbeit. 226.
Die Erkrankungen an Alkoholismus in der deutschen Armee. 227.
Gegen den Alkoholgenuß in der Armee. 227.
Die russischen Hungerbrote. 227.
Die Verbreitung der Krebskrankheit im Deutschen Reiche. 227.
Fortbildungskurse für Medizinalbeamte in Preußen. 228.
Verhütung und Bekämpfung der Syphilis. 317.
Krankenkasse und Volkshygiene. 318.
Bekämpfung des Alkoholmißbrauches durch die Schule. 318.
Die Schule im Kampfe gegen die Tuberkulose. 319.
Einfluß des städtischen Lebens auf das Nervensystem. 319.
Planmäßige zahnärztliche Behandlung der Schulkinder. 319.
Die Bekämpfung des Malaria-Fiebers. 319.
Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 400.
Säuglingsheime und Tageskrippen. 401.
Ausschluß tuberkulöser Kinder aus öffentlichen Schulen. 401.
Hülfsverein für Lungenkranke. 402.
Sportleistung und Vegetarismus. 402.
Eisenbahnhygiene in Frankreich. 402.
Gesundheitsverhältnisse in den Großstädten und auf dem Lande. 402.
Ueber den Einfluß des großstädtischen Lebens auf das Nervensystem der Lehrer. 402.
Alkoholmißbrauch und Armenunterstützung. 403.
Bekämpfung der Kindersterblichkeit. 403.
Heilstätte für Lupuskranke. 483.
Pflegestätte für unheilbare Krebskranke. 483.
Sanatorium und Lungenheilstätte für weibliche Personen. 483.
Bekämpfung des Kretinismus. 483.
Bekämpfung der Krebskrankheit in Australien. 483.
Schwerhörigkeit der Volksschüler. 484.
Normierung der Arbeitszeit in schädlichen Gewerben. 484.
Mißbrauch des Alkohols. 484.
Gesundheitlicher Wert der Zahn- und Mundpflege. 485.
Die Hygiene der Tabakarbeiter. 485.
Ein Kinderasyl in Schöneberg. 485.
Unentgeltlichkeit der Geburtshülfe im Kanton Tessin. 486.
Chinesische Kinderbestattung. 486.
Abnahme der Sterblichkeit im deutschen Heere. 583.
Gesetzgeberische Maßnahmen gegen den Alkoholismus. 583.
Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter. 583.
Krankenkassen und Krankheitsverhütung. 584.
Internationale Tuberkulose-Konferenz. 658.
Internationaler Kongreß für Irrenpflege. 658.
Zweifel an den Erfolgen der Heilstättenbehandlung der Tuberkulose. 658.
Die Heilstätte für Geschlechtskranke in Lichtenberg. 658.
Heil- und Pflegestätten für geschlechtskranke Mädchen. 658.
Wachsende Fürsorge der Stadt Berlin für Geisteskranke. 659.
Maßnahme gegen die Tuberkulose in französischen Fabriken. 659.
Verbot des Alkoholgenusses für Eisenbahnpersonal. 660.
Kindersterblichkeit in England. 660.
Wohnungsnot und Gesundheitszustand. 660.
Gesetz über die öffentliche Gesundheit in Frankreich. 661.
Internationaler Kongreß für Irrenfürsorge in Antwerpen. 738.
Die statistische Centralkommission für Irrenwesen. 739.
Alkoholgenuß bei der Schuljugend. 739.
Betrachtungen über die Arbeit und Krankheiten der Arbeiter in den Schwefelwerken. 739.
Verbreitung der Lepra in Deutschland. 740.
Das neue englische Feuerbestattungsgesetz. 740.
Eine kaiserliche Impf-Liga in England. 740.
Impfzwang in Steiermark. 740.
Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 825.
Aufgaben der Krankenkassen im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. 825.
Holländische Kinder als Raucher. 825.
Die Verteilung der Aerzte in Europa. 826.
Begriff der Berufskrankheiten. 899.
Die Satzungen des Alkoholgegnerbundes. 899.
Statistisches über den Alkoholismus in Preußen. 900.

Digitized by Google

Alkoholismus in den schweizerischen Irrenanstalten. 900.
Statistik des Alkoholismus in Niederösterreich. 900.
Der Bierverbrauch in München. 901.
Unfallversicherung gegen gewerbliche Krankheiten in Frankreich. 985.
Eine Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose in Rußland. 985.
Nationalverein zur Bekämpfung der Tuberkulose in Dänemark. 985.
Tuberkulosebekämpfung in Amerika. 985.
Verbreitung und Ursachen der Tuberkulose in Baden. 985.
Prophylaxe der Tuberkulose im französischen Heere. 986.
Die Tuberkulose in der Schweiz. 986.
Resolutionen der zweiten internationalen Syphilis-Konferenz. 986.
Aerztlicher Verein zur Bekämpfung der Trunksucht in Livland. 987.
Marineverwaltung und Alkoholismus. 987.
Gesundheitsverhältnisse der Schulkinder. 988.

Rassen-Hygiene.

Was ist Rassen-Hygiene? 66.
Rasse und Gesundheit. 67.
Blutsverwandten-Ehen. 68.
Erbliche Disposition zur Tuberkulose. 68.
Erblichkeit und Gebärfähigkeit. 68.
Vom Ausleben des Individuums 69.
Der Verein für Regeneration. 148.
Körperliche Tüchtigkeit der großstädtischen und der ländlichen Bevölkerung. 149.
Familiäres Auftreten von Nervenkrankheiten. 149.
Die Gesetze der Erblichkeit und die Zunahme der Geisteskrankheiten. 149.
Statistische Untersuchungen über die Folgen der Lues (Syphilis). 150.
Die Ursachen der Entvölkerung Frankreichs. 150.
Aerztliche Untersuchung vor der Eheschließung. 228.
Trunksucht als Scheidungsgrund. 229.
Enthaltsamkeit von geistigen Getränken als Heiratsbedingung. 229.
Die Alkoholfrage als Kultur- und Rassenproblem. 229.
Die Entstehung der Tuberkulose. 230.
Erblichkeitsgesetze der Tuberkulose. 230.
Nicht-Erblichkeit der Krebskrankheit. 230.
Die Merkmale der Entartung. 231.
Sozialpolitik und Rassenhygiene. 231.
Verschönerungskunst und Rassenzucht. 232.
Musterung der Frauen zur Ehe. 320.
Alkoholismus und angeborener Schwachsinn. 320.
Statistik über die Erblichkeit der Tuberkulose. 321.
Fasten und Verminderung des Fleischessens. 321.
Ueber Augenerkrankungen bei stillenden Frauen. 322.
Erbliche Entartung und Ehekonsens. 403.
Der Mensch in den Tropen. 404.
Die physische Entartung der jüdischen Rasse. 404.
Die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degeneration der spanischen Habsburger. 404.
Erbliche Disposition zur Tuberkulose. 405.
Zur Frage der Züchtung gesunder Menschen. 486.
Verhinderung der Tuberkulose und Heiratsalter. 486.
Alkohol und Vererbung. 487.
Geschlechts-Krankheiten als Ursachen von Nerven-Krankheiten. 487.
Erblichkeit der Nasenrachenpolypen. 488.
Erblichkeit der angeborenen Hüftgelenksverrenkung. 489.
Die Bedeutung der Individualstatistik bei Erblichkeitsfragen von Nerven- und Geisteskrankheiten. 489.
Geisteskrankheiten im Heere. 489.
Blutsverwandtschaft und konstitutionelle Krankheiten. 490.
Disposition zur Geisteskrankheit bei der jüdischen Rasse. 490.
Das Heiraten Tuberkulöser. 584.
Ehescheidungsgesetz in Italien. 584.
Der Papst und die fürstlichen Ehen unter Blutsverwandten. 585.
Abstinenzbewegung in der Studentenschaft. 585.
Ländliche Bevölkerung und Wehrkraft. 585.
Die Juden und die Sterblichkeit. 585.
Statistik der Krüppelkinder in Schlesien. 586.
Taubstummenstatistik in Deutschland. 586.
Impotenz durch Tabakmißbrauch. 586.
Ist der Alkohol den Erwachsenen weniger schädlich als den Kindern? 661.
Entartungs-Variationen an den inneren Hauptorganen. 661.
Die Ursachen der Kurzsichtigkeit. 662.
Kolonisation und Klima. 662.
Alkohol und Akklimatisation der weißen Rasse in den Tropen. 663.
Tuberkulöse Belastung und Ohrenkrankheiten. 663.
Die Waisenkinder der Gemeinde Herisau. 663.
Alkoholismus und Geisteskrankheiten im Dresdener Irrenhaus. 663.
Die fortschreitende erbliche Muskelatrophie bei Kindern. 664.
Vererbungsgesetze bei der Bluterkrankheit. 664.
Professor Schenk und seine Theorie. 740.
Ehe und venerische Krankheiten. 741.
Die Unterbrechung der Schwangerschaft bei tuberkulösen Arbeiterfrauen. 742.

Digitized by Google

Das Carcinom bei den verschiedenen Rassen. 742.
Die Militärtauglichkeit der Berliner Bevölkerung. 742.
Alkohol und Rassenhygiene. 743.
Aerztlicher Ehekonsens. 826.
Die Krankheiten der Neger. 827.
Zur Diagnose der angeborenen Schwindsuchtsanlage. 827.
Akklimatisation oder Hygiene in den Tropen. 901.
Familiäres Vorkommen von angeborenen Herzfehlern. 902.
Ueber familiäre Muskelkrämpfe. 903.
Inzucht und Krankheiten auf den Faröer-Inseln. 903.
Kritik der Lehre von den Degenerationszeichen. 989.
Natürliche und künstliche Ernährung der Säuglinge. 989.
Alkohol und Fruchtwasser. 990.
Der Einfluß mütterlicher Infektion auf die angeborene Starbildung. 990.

Sozialpolitik.

Deutschland am Scheidewege seiner Wirtschaftspolitik. 232.
Gesellschaft für soziale Reform. 233.
Die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine. 233.
Die wirtschaftspolitische Bedeutung des Trust- und Kartellwesens. 233.
Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben. 322.
Ueber das ärztliche Studium der Frauen. 322.
Der neue Zolltarif und die Lebenshaltung des Arbeiters. 405.
Arbeitsnachweis über das ganze Reich. 406.
Organisation der schwedischen Unternehmer. 406.
Kinderarbeit in der Landwirtschaft. 491.
Großunternehmer und Steuerpolitik. 492.
Konzentration der landwirtschaftlichen Betriebe in Belgien. 492.
Herabsetzung der gesetzlich zulässigen Arbeitszeit der Frauen. 586.
Die schädlichen Wirkungen der Kartelle und Syndikate. 587.
Nutzen und Gefahren der großen Vermögen. 587.
Weibliches Beamtentum im Staatsdienste. 664.
Die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterinnen in Oesterreich. 664.
Eine Genossenschaftsküche. 665.
Zunahme der Frauenarbeit in England. 665.
Der landwirtschaftliche Trust in den Vereinigten Staaten. 665.
Streiks und Aussperrungen im Jahre 1901 in England. 743.
Gewerkschaftsorganisation und Arbeitsleistung. 744.
Zur Arbeiterfrage in Südafrika. 744.
Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels. 745.
Die zunehmende Macht der Wirtschaftssyndikate. 745.
Trustbestrebungen in der englischen Eisenindustrie. 745.
Das Programm des Vereins für soziales Genossenschaftswesen. 827.
Die Sonntagsarbeit der Dienstboten. 828.
Mehr Studentinnen als Studenten der Medizin in Bern. 828.
Gesunde und billige Arbeiterwohnungen. 903.
Schutz der Frauen- und Kinderarbeit in Italien. 904.
Ueber Morgans gigantische Trustprojekte. 904.
Der Prozentsatz der Unfallverletzungen. 905.
Krankenversicherungswesen in Deutschland. 905.
Kartell-Enquête in Deutschland. 991.
Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. 991.
Arbeiterinnenschutz. 991.
Kinderarbeit in Sachsen. 992.
Beschränkung der Kinderarbeit in Kopenhagen. 992.
Bestrebungen für Kinderschutz in England. 993.
Kinderarbeit in Amerika. 993.
Kinderarbeit in Oesterreich. 993.
Die Kooperativ-Genossenschaften in Belgien. 994.
Präsident Roosevelt und die englischen Trade Unions. 994.
Fürsorge für Krüppelkinder. 994.

Staats- und Parteipolitik.

Der Verfall des Parlamentarismus. 323.
Die politischen Rechte der Frauen. 323.
Demokratisierung des Kriegsheeres. 324.
Die Adelsfrage in Rußland. 490.
Die Ursache der Zerrüttung in Spanien. 491.
Die Prügelstrafe als Heilmittel gegen Revolutionen. 491.
Die Politik als Pflicht. 587.
Sozialdemokratie und Nationalismus. 588.
Die Ziele des Zionismus. 588.
Die Frauen und die nächsten Wahlen. 588.
Die Deutschen und die Weltpolitik. 666.
Reformer und Revolutionäre. 666.
Eine Kundgebung Jaurès gegen den Chauvinismus. 667.
Der österreichisch-ungarische Ausgleich. 746.
Die Verstaatlichung des Aerztewesens. 828.
Notwendige Aenderung der Wehrordnung. 829.
Aus den Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitages in München. 905.
Ueber die Differenzen in der sozialdemokratischen Partei. 906.

Digitized by Google

Nachklänge zum Parteitag der Sozialdemokraten. 906.
Die Frauen und das Wahlrecht. 995.
Die politische Gleichberechtigung der Frauen. 995.
Wählbarkeit der isländischen Frauen. 996.

Völker und Politik.

Zur politischen Beurteilung und Behandlung der wilden Völker. 70.
Die Chinesenfrage in Nordamerika. 71.
Rußland und England in Persien. 71.
Wert der Mandschurei für Rußland. 72.
Der Handel mit China. 72.
Die Weltmachtstellung Englands. 73.
Deutsche und Engländer. 73.
Die Zukunft Aethiopiens als afrikanischer Großmacht. 153.
Großbritannien und Japan. 153.
Die Amerikaner auf Tahiti. 236.
Frankreich und Rußland in Ostasien. 236.
Die amerikanische Gefahr. 237.
Der japanische Arbeiter. 238.
Handel und Verkehr Australiens. 238.
Die Bagdadbahn. 238.
Preußische Verfügung gegen polnische Einwanderer. 238.
Gegen die tschechische und polnische Masseneinwanderung. 239.
Erhaltung des Deutschtums in Süd-Brasilien. 239.
Der amerikanische Imperialismus. 325.
Die wirtschaftspolitische Bedeutung Vorder-Asiens. 325.
Zur wirtschaftlichen Lage in Sibirien. 325.
Der Handel der Philippinen. 326.
Die Teilung Afrikas. 326.
Die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete. 326.
Die deutschen Bevölkerungselemente in Nordamerika. 327.
Beschränkungen für das Studium der Juden in Rußland. 327.
Amerikanische Einwanderungs-Beschränkung. 407.
Die Harar-Bahn und Aethiopiens Außenhandel. 408.
Japan und Rußland in Korea. 408.
Holländisch-Neu-Guinea. 409.
Ansiedelungen in Westpreußen und Posen. 410.
Die völlige Russifizierung der baltischen Volksschulen. 410.
Vom Deutschtum in Ungarn. 410.
Die Polen im Ruhrkohlenrevier. 410.
Polnischer Ansiedelungsfonds. 411.
Die vereinigten Burenkomitees und die südafrikanische Frage. 493.
Die Engländer am Tschad-See und die deutschen Interessen. 493.
Die Arbeiterfrage in Kamerun. 494.
Das Deutschtum der Juden in Böhmen. 494.
Chinesische Studenten in Japan. 495.
Die finnische Auswanderung. 495.
Gegen die Einwanderung der Juden nach der Türkei. 495.
Deutsche Japanpost. 495.
Der Panama-Kanal und sein Einfluß auf die Weltwirtschaft. 590.
Russisch-sibirische Bahn. 590.
Mangel an Volksbewußtsein der Deutschen im Ausland. 590.
Jüdische Kolonien. 590.
Handelsverkehr der Vereinigten Staaten mit dem spanischen Amerika. 591.
Italiens Außenhandel im ersten Quartal 1902. 591.
Die mongolische Gefahr. 667.
Die Arbeiterfrage in Südafrika. 668.
Einwanderung und Kolonisation in Brasilien. 668.
Deutschlands Interessen in der Türkei. 668.
Die Handelsmarine der Welt. 669.
Entwickelung des englischen Außenhandels. 669.
Die britische Kolonialkonferenz. 669.
Das nationale Erwachen der Schwaben im Banat. 670.
Russisch-japanischer Verein. 670.
Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Abessinien. 670.
Chinesische Flotten-Reorganisation. 670.
Frankreichs Kolonialpolitik im mittleren Sudan. 748.
Die deutsch-ostafrikanische Eisenbahn. 749.
Die wirtschaftliche Völkerkonkurrenz in Südafrika. 749.
Die Russifizierung Finnlands. 750.
Abessinien als Land der Zukunft. 830.
Deutschlands Handel nach Westsibirien. 830.
Japanischer Handel in Südafrika. 831.
Die Germanen in Argentinien. 908.
Die Deutschen in Guatemala. 909.
Der deutsche Handel nach Indien. 909.
Chinas technische und industrielle Zukunft. 910.
Eingeborenen-Frage in Transvaal. 910.
Zur Sprachenfrage in Oesterreich. 997.
Die Zukunft der Mongolen. 998.
Die indische Gefahr für Deutsch-Ostafrika. 999.
Behandlung der Eingeborenen in Afrika. 999.
Ueber die wirtschaftliche Lage Aegyptens. 999.
Asiatische Ueberlandbahnen. 1000.
Mongolische Einwanderung in Mexiko. 1000.

Bevölkerungsstatistik.

Die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten nach Geschlecht, Heimat und Rasse. 69. 152.
Weiße im Kongostaate. 70.

Digitized by Google

Bevölkerungsbewegung in England. 70.
Die Auswanderung über Hamburg. 152. 407.
Weiße Bevölkerung Deutsch-Südwestafrikas. 234.
Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle in England und Wales. 235.
Geburtsziffer und Volksvermehrung in Preußen. 235.
Die Bevölkerung der Stadt Hamburg. 235.
Rückgang der Bevölkerung Württembergs. 236.
Volkszählung in Indien. 324.
Die Auswanderung aus Norwegen. 324.
Nationale Bevölkerungsstatistik in Böhmen. 406.
Ungewöhnlich starkes Ueberwiegen der Knabengeburten in Berlin. 407.
Abnahme der Geburten und Zunahme der Sterblichkeit in Wien. 493.
Die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1901. 589.
Die Ausländer im Deutschen Reich. 589.
Die jüdische Auswanderung nach Amerika. 747.
Alter und Familienstand der Reichsbevölkerung. 829.
Die Familiensprache der Schulkinder in den öffentlichen Volksschulen Preußens. 829.
Wanderungen und Bevölkerungsaufbau in Bayern. 907.
Deutsche in den englischen Kolonien. 907.
Einwanderung in die Vereinigten Staaten. 908.
Die Zahl der Deutschen in Niederländisch-Indien. 996.
Die fremden Staatsangehörigen in Yokohama. 996.
Die weiße Bevölkerung der Ostkarolinen. 996.
Chinas Einwohnerzahl. 997.
Die Auswanderung aus Griechenland. 997.
Die Steigerung der italienischen Auswanderung. 997.
Auswanderung aus Norwegen. 997.

Bücherbesprechungen.

Dr. G. Portigliotti, L'Eredità consanguinea. 74.
J. G. Vogt, Entstehen und Vergehen der Welt. 74.
Dr. med. Alfred Damm, Weltpolitik und Völkerdegeneration. 76.
Ludwig Gumplowicz, Die soziologische Staatsidee. 76.
Hugo de Vries, Die Mutationen und die Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten. 77.
H. E. Ziegler, Ueber den derzeitigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie. 77.
Arnold Dodel, Entweder — Oder. 77.
Th. Ziehen, Ueber die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben. 77.
Friedrich Nietzsche, Der Wille zur Macht. 154.
Wilhelm Bölsche, Hinter der Weltstadt. 157.
C. Nebel, Vauvenargues' Moralphilosophie. 158.
F. Hähnel, Alkoholismus und Erziehung. 158.
Willy Schlüter, Psychosophisches Skizzenbuch. 159.
G. Anton, Ueber den Ausdruck der Gemütsbewegungen beim gesunden und kranken Menschen. 159.
M. Kende, Die Entartung des Menschengeschlechts, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung. 159.
A. Beuermann, Landeskunde Preußens. 160.
Rudolf Martin, Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. 239.
Ueber Vererbung und Entartung. Von einem praktischen Arzt. 240.
Alfred Damm, Ein Verlust an Volkskraft. 240.
M. von Brandt, Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. 327.
Havelock Ellis, Geschlechtstrieb und Schamgefühl. 328.
P. Joh. Müller, Probleme und Schwächen des Darwinismus. 328.
Dr. N. Kurt, Die Willensprobleme in systematischer Entwickelung und kritischer Beleuchtung. 411.
Josef Müller, Das sexuelle Leben der Naturvölker. 412.
Paul Göhre, Vom Sozialismus zum Liberalismus. 412.
Dr. Michael Hainisch, Der Kampf ums Dasein und die Sozialpolitik. 495.
Volksgesundheit. Gemeinverständliche Monatsschrift für deutsch-ungarische Kulturpolitik. 496.
K. Doll, Aerztliche Untersuchungen aus der Hülfsschule für schwachsinnige Kinder zu Karlsruhe. 591.
Graf Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe. 592.

Digitized by Google

Alfred Klaar, Wir und die Humanität. 670.
F. Paulsen, Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. 671.
Ladislaus Gumplowicz, Ehe und freie Liebe. 750.
Dr. M. Hirschfeld, Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. 751.
Dr. med. W. Mader, Heilstätten für Tuberkulöse und die Schulmedizin. 752.
Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 752.
Dr. Julius Reiner, Friedrich Nietzsche, für gebildete Laien geschildert. 831.
K. Vorländer, Geschichte der Philosophie. 832.
H. Driesmans, Rasse und Milieu. 910.
Professor Dr. F. W. Dünkelberg, Das englische Vollblutpferd und seine Zuchtwahl. 911.
Dr. G. J. Möbius, Ueber Kunst und Künstler. 912.
Dr. Mor. Alsberg, Die Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwickelung. 1001.
Dr. phil. E. Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus. 1002.

Erwiderungen.

Otto Ammon, Zum Aufsatz: Anthropologie und natürliche Auslese, von L. Gumplowicz. 216.
Ludwig Wilser, Chamberlain und die Wissenschaft. 912.
Ludwig Wilser und J. von Neupauer, Zum Aufsatz: Zuchtwahl und Monogamie, von Chr. von Ehrenfels. 1003.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 1. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Naturwissenschaft und Politik.

Zur Einführung.

Ziel und Aufgabe der Politisch-anthropologischen Revue ist die folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwickelungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die organische, soziale und geistige Entwickelung der Völker. Die Biologie, d. h. die Lehre von den allgemeinen Naturgesetzen des Lebens, und die Anthropologie, d. h. die naturwissenschaftliche Lehre vom Menschen und seinen Lebensbeziehungen, unterrichtet uns über seine angeborenen, ererbten und erworbenen Eigenschaften und Kräfte; und da wir in der politischen Verfassung einer Gesellschaft die unvermeidliche Bedingung sehen, unter welcher sich die natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Gattung zur höchsten Blüte entfalten, so glauben wir mit dem Titel der „Politisch-anthropologischen Revue“ unsere wissenschaftlichen Absichten am klarsten ausdrücken zu können.

Erstens ist unser Ziel ein theoretisches, nämlich die Nicht-Fachgelehrten und die weiteren Kreise des wissenschaftlich interessierten Publikums über den Stand, die Fortschritte und die Tragweite der natürlichen Entwickelungslehre zu orientieren: über die Ursachen und Gesetze der organischen Veränderung, Anpassung, Vererbung, Auslese, Vervollkommnung und Entartung, sowohl bei Pflanzen und Tieren, als besonders beim Menschen.

Zweitens ist unser Ziel ein historisches, nämlich die soziale und geistige Geschichte des Menschengeschlechts vom Standpunkt der organischen Naturgeschichte zu erforschen, und zu diesem Zweck die biologischen und anthropologischen Grundlagen in der Entwickelung der wirtschaftlichen, politischen und juristischen Verhältnisse, wie auch der Moral, Philosophie, Kunst und Religion nachzuweisen.

Drittens ist unser Ziel ein praktisches, auf die Gegenwart gerichtetes, nämlich die gesunden organischen Erhaltungs- und Entwickelungsbedingungen der menschlichen Gattung und Gesellschaft festzustellen und vom Standpunkt der gewonnenen Erkenntnisse aus

Digitized by Google

die Fragen der sozialen und Rassen-Hygiene, der Rechts- und Staatsverfassung, der Sozialpolitik und Schulreform, sowie die Triebkräfte und Ziele der nationalen und Parteikämpfe der Gegenwart in Bezug auf ihre kriegerischen, wirtschaftlichen, staatlichen und geistigen Ergebnisse zu beleuchten.

Wir werden in erster Linie Aufsätze und Abhandlungen bringen. Dann aber hoffen wir, den besonderen Beifall der Leser durch die kritischen Berichte zu gewinnen, die wir abwechselnd aus den Gebieten der Biologie, Anthropologie, Medizin, Psychologie, Pädagogik, Rechtswissenschaft, Politik u. s. w. bringen werden.

Im Kampf um die geistige Weltanschauung und um die politische Macht von grossen naturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus theoretisch, historisch und praktisch zu orientieren, ist, kurz ausgedrückt, das wissenschaftliche Ziel unseres Unternehmens. Indem wir die Behandlung der Naturgeschichte des gesellschaftlichen und geistigen Lebens in den Vordergrund des Interesses rücken, glauben wir eine wirklich moderne Zeitschrift zu schaffen, die nach dem Urteil aller Einsichtigen im Hinblick auf die naturwissenschaftliche und politische Aufklärung unseres Zeitalters ein aktuelles Bedürfnis geworden ist. Was aber unsere Stellung zu den politischen und philosophischen Strömungen der Gegenwart betrifft, so können wir nur wiederholen, was wir schon in dem Prospekt an unsere Mitarbeiter gesagt haben, dass wir uns weder in den Dienst irgend einer philosophischen Lehre noch politischen Partei stellen, dass alle Richtungen des Forschens und Handelns in unserer Zeitschrift Widerhall und ein Mittel der Verbreitung finden werden, vorausgesetzt, dass sie mit den allgemeinen wissenschaftlichen Zielen derselben in Einklang stehen, dass wir uns selbst nur eine Aufgabe stellen können: Förderung der objektiven Erkenntnis politisch-anthropologischer Wahrheiten und rückhaltslose Verbreitung derselben zum Fortschritt der Zivilisation.

Die Herausgeber.

Der wissenschaftliche Stand des Darwinismus.

Dr. Ludwig Woltmann.

Nicht nur in den Kreisen der Laien, sondern auch der Fachgelehrten konnte man in den letzten Jahren nicht selten die Aeusserung hören, der Darwinismus sei überwunden. Davon kann aber nicht die Rede sein. Es handelt sich nur um Verbesserungen und Ergänzungen dieser Theorie, die trotz aller Anfeindungen und Prüfungen immer wieder ihren hohen Wahrheitsgehalt bewährt hat. Soweit diese Kritik sich innerhalb der Kreise ernst zu nehmender Naturforscher bemerkbar machte, ist die Lehre von der Entwickelung der Arten durch natürliche Abstammung nie in Zweifel gezogen worden. Worin die Ansichten der Gelehrten auseinandergehen, das ist die Erkenntnis und Beurteilung der Gesetze und Ursachen der organischen Entwickelung. In dieser Hinsicht bestehen in der That weitgehende Unterschiede der Ansichten, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, dass bei der immer grösser werdenden Teilung der wissenschaftlichen Arbeit der einzelne

Digitized by Google

Forscher nur ein kleines Thatsachengebiet gründlich durchdringen kann, er aber geneigt ist, die auf diesem beschränkten Gebiet gefundenen Ursachen und Gesetze der Entwickelung allzu schnell für eine allgemein gültige Erkenntnis auszugeben. Daraus erklären sich sehr viele Widersprüche in den Erörterungen über die verschiedenen Probleme des Darwinismus. Wer aber einen umfassenden Ueberblick über den Stand der Frage zu gewinnen sucht und eines besonnenen Urteils fähig ist, der wird erkennen, dass Darwins Theorie von der „natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein" trotzalledem und alledem immer noch die ergiebigste und am meisten begründete Erklärung der Entwickelung organischer Arten ist.

Bekanntlich hat Jean Lamarck in seiner „Zoologischen Philosophie" (1809) zum erstenmal in zusammenhängender Weise die Lehre von der natürlichen Entwickelung der Pflanzen und Tiere, sowie von der tierischen Abstammung des Menschen vorgetragen. Die Arten gehen nach seiner Lehre in einander über. Sie bilden eine verzweigte, unregelmässig angeordnete Reihe, die in ihren einzelnen Teilen keine Unterbrechung zeigt, oder die wenigstens keine gehabt hat, da die Lücken durch ausgestorbene Tiere ausgefüllt werden. Die Arten haben nur „relative Konstanz" und sind nur nach Raum, Zeit und Umständen unveränderlich; denn in der Natur bestehen nur Individuen, welche durch Fortpflanzung auf einander folgen und von einander abstammen. Die Art ist eine Gruppe von ähnlichen Individuen, welche von anderen, ihnen ähnlichen Individuen hervorgebracht wurden. Diese Aehnlichkeit ist aber nur nach Raum und Zeit konstant. „Mit der Zeit", sagt er, „führt die beständige Verschiedenheit der Standorte dieser Individuen, die in denselben Verhältnissen leben und sich fortpflanzen, Verschiedenheiten herbei, die gewissermassen für ihr Dasein wesentlich werden, so dass nach Abschluss vieler auf einander folgender Generationen diese Individuen, die ursprünglich einer Art angehören, in eine andere und neue, von der ersten verschiedene Art umgewandelt werden." Die Ursachen der Entwickelung sucht er in den äusseren Verhältnissen, in Klima, Wohnort, Lebensweise und besonders in Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe. In Bezug auf die Wirksamkeit der zuletzt genannten Ursache stellt er folgende wichtigen Gesetze auf: 1. „Bei jedem Tier, welches das Ziel seiner Entwickelung noch nicht überschritten hat, stärkt der häufigere und bleibende Gebrauch eines Organs dasselbe allmählich, entwickelt und vergrössert es, und verleiht ihm eine Kraft, die zu der Dauer dieses Gebrauchs im Verhältnis steht; während der konstante Nichtgebrauch eines Organs dasselbe allmählich schwächer macht, verschlechtert, seine Fähigkeiten fortschreitend vermindert und es endlich verschwinden lässt. 2. Alles, was die Tiere durch den Einfluss der Verhältnisse, denen sie längere Zeit ausgesetzt sind, und folglich durch den Einfluss des vorherrschenden Gebrauchs oder konstanten Nichtgebrauchs eines Organs erwerben oder verlieren, wird durch die Fortpflanzung auf ihre Nachkommen vererbt, vorausgesetzt, dass die erworbenen Veränderungen beiden Geschlechtern oder denen, welche diese Nachkommen hervorgebracht haben, gemeinsam sind."

Lamarck begründete demnach eine vollständige Theorie von den Ursachen und Gesetzen der organischen Entwickelung. Nach

Digitized by Google

seiner Ansicht hat die Natur alle Arten nach einander hervorgebracht. Sie hat, schreibt er, mit den unvollkommensten oder einfachsten begonnen und mit den vollkommensten aufgehört. Sie hat ihre Organisationen stufenweise entwickelt. Durch die nämlichen Ursachen des erhöhten oder veränderten Gebrauchs der einen und des verminderten Gebrauchs der anderen Organe ist schliesslich „aus den Vierhändern der Mensch hervorgegangen", hat er seine aufrechte Gestalt, die Beschaffenheit seiner Füsse, seines Kiefers u. s. w. erworben.

Das Hauptwerk von Charles Darwin „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" (1859) bedeutet in mehr als einem Punkte einen Fortschritt über Lamarcks Ansichten hinaus. Darwin untersuchte die Abänderungen der Organismen im Zustande der Domestikation, d. h. der künstlichen Zucht, wie im Zustande der freien Natur, und warf die Frage auf, wie alle die vortrefflichen Anpassungen von einem Teile der Organisation an den anderen und an die äusseren Lebensbedingungen und von einem organischen Wesen an ein anderes bewirkt worden sind. Indem er den Haushalt der Natur erforschte, fand er das Gesetz der übermässigen Zunahme der Individuen, dass alle Wesen sich in einem „geometrischen Verhältnis" vermehren. Da aber immer mehr Individuen erzeugt werden als fortbestehen können, so muss in jedem Falle ein Kampf um die Existenz eintreten, entweder zwischen den Individuen einer Art, oder zwischen denen verschiedener Arten, oder zwischen ihnen und den äusseren Lebensbedingungen. In diesem Wettkampf werden Abänderungen, wie gering und auf welche Weise sie immer entstanden sein mögen, wenn sie nur für die Individuen einer Spezies vorteilhaft sind, die Erhaltung solcher Individuen zu unterstützen neigen und sich meistens durch Vererbung auf deren Nachkommen übertragen. Darin besteht die „natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein". Man kann sagen, schreibt Darwin, die natürliche Zuchtwahl sei täglich und stündlich durch die ganze Welt beschäftigt, eine jede, auch die geringste Abänderung zu prüfen, sie zu verwerfen, wenn sie schlecht, und sie zu erhalten und zu vermehren, wenn sie gut ist. „Still und unmerkbar ist sie überall und allezeit, wo sich die Gelegenheit darbietet, mit der Vervollkommnung eines jeden organischen Wesens in Bezug auf dessen organische und unorganische Lebensbedingungen beschäftigt." So konnte er die Entstehung der Arten auf die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein oder auf das Ueberleben des Passendsten in wohlbegründeter Weise zurückführen.

Dasselbe Prinzip der natürlichen Auslese im Daseinskampf wandte Darwin auf die „Abstammung des Menschen" an. Dieses Werk ist eines der interessantesten und geistreichsten Bücher, das in neuerer Zeit geschrieben worden ist. Wie sehr auch die fortschreitende Wissenschaft Darwins Ansicht über die Herkunft und Entwickelung des Menschengeschlechts im einzelnen korrigiert, so wird man dieses Buch doch immer wieder mit Spannung, Genuss und Belehrung lesen. Es hat einen bedeutsamen Einfluss auf Anthropologie, Psychologie, Soziologie u. s. w. ausgeübt, und nicht minder bedeutend wird sein Einfluss auf das praktische Handeln in Fragen der Gesundheit und sozialen Organisation der Menschen, in Hygiene und Politik, sein, wenn einmal die entscheidende Tragweite des Prinzips der Auslese

Digitized by Google

und Vererbung für die geistige Blüte und politische Macht eines Volkes überall erkannt und anerkannt ist.

Seit der Veröffentlichung von Darwins Hauptwerk ist bald ein halbes Jahrhundert verflossen. In diesem Zeitraum ist die Naturwissenschaft eifrig bemüht gewesen, die Lehre von der Abstammung immer mehr zum Gegenstand unmittelbarer Beobachtung und Erfahrung zu machen. Die Meinungsverschiedenheiten, die dabei zu Tage getreten sind, hat am besten Professor L. Plate in seiner Schrift „Die Bedeutung und Tragweite des Darwinschen Selektionsprinzipes" (Leipzig 1899) übersichtlich zusammengestellt und geprüft.

Es sind im wesentlichen drei Punkte, um welche die Erörterungen sich drehen, die Fragen nach den Ursachen und Gesetzen 1. der Abänderung oder Variation, 2. der Vererbung und 3. nach dem Zwischengliede zwischen den menschenähnlichen Affen und dem Menschen. Wer nicht in der Lage oder imstande ist, die grösseren Werke, Fachzeitschriften oder Kongressberichte zu studieren, dem empfehlen wir ausser der oben genannten Schrift von Plate noch folgende: E. Haeckel „Ueber unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen", Hugo de Vries „Die Mutationen und die Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten" und H. E. Ziegler „Ueber den derzeitigen Stand der Deszendenzlehre in der Zoologie".

Am meisten Aufsehen hat in den letzten Jahren die Lehre de Vries' von den Mutationen, d. h. von den plötzlichen, grossen und sprungweisen Abänderungen der Organismen erregt. Darwin selbst lehrte eine langsame und allmähliche, durch kleinste Abänderungen und Uebergänge sich vollziehende Entwickelung der Arten. Durch sehr lange Zeiträume hindurch sollten die kleinen Abänderungen durch Auslese und Vererbung gehäuft werden und schliesslich ein neues Art-Merkmal hervorrufen. Darwin war indes mit der Hypothese von den plötzlichen sprungweisen Variationen nicht unbekannt. Mivart lehrte schon, dass neue Arten durch „plötzlich und durch auf einmal erscheinende Modifikationen" sich offenbaren. Die Gründe, welche Darwin dagegen anführt, sind folgende: „Unserer Erfahrung zufolge kommen zwar plötzliche und stark markierte Abänderungen bei unseren domestizierten Erzeugnissen vor und nach im ganzen langen Zeitintervallen. Kämen solche im Naturzustande vor, so würden sie der Gefahr ausgesetzt sein, durch zufällige Zerstörungsursachen und durch später eintretende Kreuzung verloren zu gehen; und man weiss, dass dies im Zustande der Domestikation der Fall ist, wenn plötzliche Abänderungen dieser Art nicht durch die Sorgfalt des Menschen speziell erhalten und abgesondert werden. Damit daher eine neue Art in der von Mivart vermuteten Weise plötzlich auftrete, ist es beinahe notwendig anzunehmen, dass, im Gegensatz zu aller Analogie, mehrere wunderbar veränderte Individuen gleichzeitig innerhalb eines und desselben Gebietes erscheinen."

Das letztere scheint nun von H. de Vries beobachtet und bewiesen worden zu sein, und zwar an der Oenothera Lamarckiana, der grossblumigen Nachtkerze. Diese besitzt, wie er sagt, die seltene Eigenschaft, jährlich eine gewisse Anzahl von neuen Arten hervorzubringen. Sie ist nicht starr und unabänderlich, wie andere Pflanzen, sondern befindet sich offenbar in einer Umwandelungs- oder Mutationsperiode,

Digitized by Google

Sie bildet eine „förmliche Explosionsgruppe". Indem wir die Richtigkeit dieser Beobachtungen und ihre Deutung hier voraussetzen, entsteht die Frage: wie verhalten sich diese Art-Bildungen zum Darwinschen Selektionsprinzip? de Vries selbst schreibt: „Einmal aus der Mutterart hervorgetreten, sind die neuen Arten sofort konstant. Es ist dazu keine Reihe von Generationen, kein Kampf ums Dasein (!), keine Elimination der untauglichen (!), keine Auslese erforderlich (!)." Dieser Satz ist charakteristisch dafür, wie man heute im Eifer gegen den „Darwinismus" sich — irren und sich selbst widersprechen kann. Denn im folgenden Satz gesteht de Vries, dass er jedesmal, wenn eine neue Form sich zeigte, unter Ausschluss der Mithülfe der Insekten, sie mit ihrem eigenen Blütenstaub „künstlich" befruchtete. Was soll man aber dazu sagen, wenn man folgende Sätze liest: „Offenbar sind nicht alle diese neuen Formen imstande, im Kampf ums Dasein zu überleben. Die meisten werden früher oder später zu Grunde gehen, da sie schwächer oder weniger reichlich ausgestattet sind als die Mutterart", oder: „Der Kampf ums Dasein wird dann nicht walten zwischen Individuen, sondern zwischen den Arten selbst. Nicht die besten Individuen werden überleben, sondern die Typen, welche zufällig den herrschenden Umständen am besten angepasst sind", oder schliesslich: „Die schöpferische Thätigkeit ..... erhöht den Reichtum der Formen, überlässt es aber diesen selbst zu versuchen, sich in den Umständen zurecht zu finden: der einen ist das Glück günstig, der andern nicht, und dieses entscheidet, was am Schlusse überleben wird, was also zur Fortsetzung des Stammbaumes wird auserlesen werden." — Ist aber das alles nicht — „Darwinismus"? Ist also doch Auslese und Kampf ums Dasein zur Entwickelung der Arten notwendig? — Was ich hier betonen möchte, ist dies. Wie gross oder klein auch immer die Variationen sein mögen, die natürliche Zuchtwahl im Daseinskampf hat immer darüber zu entscheiden, ob aus ihnen neue Arten hervorgehen werden oder nicht.

Was das Problem der Vererbung anlangt, so mögen an dieser Stelle einige kurze Bemerkungen genügen, da die Ursachen und Gesetze der Vererbung in dieser Zeitschrift noch zum öfteren behandelt werden. Was man auch in den letzten Jahren an Beobachtungen und Hypothesen gegen Weismanns Theorie von der Kontinuität des Keimplasmas und der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften — „erworben" im Sinne Lamarcks — vorgebracht haben mag, so halte ich seine Anschauungen doch immer noch für die richtigen. Nur die Keimvariationen vererben sich, und nur die Auslese der erblichen Keimvariationen kann eine neue Eigenschaft heranzüchten. „Durch fortgesetzte Auslese in bestimmter Richtung wird eine bestimmt gerichtete progressive Variation des betreffenden Teiles hervorgerufen; das ist keine Hypothese, sondern ein unmittelbarer Schluss aus den Thatsachen, den man auch so ausdrücken kann: durch eine solche Auslese wird der Keim derart progressiv verändert, wie es der Hervorbringung einer bestimmt gerichteten progressiven Variation des betreffenden Teiles entspricht." (A. Weismann, Ueber Germinalselektion S. 28.)

Ein Beispiel möge diesen Vorgang beleuchten. Wenn jemand die Denkkraft des Gehirns oder die Muskelkraft seiner Arme durch Uebung zu hervorragenden Leistungen anspannt und dieselben hervor-

Digitized by Google

ragenden Fähigkeiten in seinem Sohne wieder zur Erscheinung kommen, so ist das keine direkte Vererbung derart, dass durch die Wirkungen des geübten und gebrauchten Organs in jenem Keim, aus dem der Sohn sich entwickelte, eine entsprechende Veränderung hervorgerufen wurde. Das war aber die Meinung von Lamarck und Darwin. Weismann fasst nun, entsprechend den embryologischen Beobachtungen, das Verhältnis umgekehrt auf. Die Keimzelle, aus welcher der Organismus des Vaters, und diejenige, aus welcher der Organismus des Sohnes sich entwickelte, stammen von einer gemeinsamen Mutter-Keimzelle ab, die jene Eigenschaften als erbliche Anlagen besass. Uebertragung der Eigenschaften von einer Generation zur anderen geschieht also nur indirekt, auf Grund der Kontinuität des Keimplasmas, d. h. der einheitlich und materiell zusammenhängenden Keimsubstanz, von der die einzelnen Individuen sich absondern. Die Vererbung ist ein Vorgang, der nicht an das individuelle, sondern an das Familien-Keimplasma gebunden ist.

Das heisst, der Gebrauch und Nichtgebrauch eines Organs kann sich nur vererben, wenn von vornherein in den Keimen des Individuums die erblichen Anlagen in analoger Beschaffenheit vorhanden sind. Durch Auslese des geübten, im Kampfe ums Dasein bewährten Organs wird die entsprechende erbliche Anlage im Keim auserlesen. Durch fortgesetzte Nachzucht tritt dann eine erbliche Steigerung dieses Charakters in der Organismen-Reihe auf, indem die erbliche Keimesanlage in dieser Richtung verändert wird. Wie also auch immer Variationen und Vererbungen zustande kommen mögen, die Entscheidung darüber vollzieht immer die „Allmacht der Naturzüchtung".

Was schliesslich das Problem der Abstammung des Menschen anbetrifft, so kann dasselbe heute im allgemeinen als gelöst betrachtet werden. Der holländische Arzt E. Dubois stellte auf Grund von Ausgrabungen im pleistocänen oder oberen pliocänen Flussbett des Bengawan bei Trinil auf Java die Reste eines grossen menschenähnlichen Geschöpfes fest, das allermindestens hinter die Eiszeit zurückreicht. Er hat dasselbe Pithekanthropus erectus genannt. „Ich glaube, dass kaum noch ein Zweifel gestattet ist, dass dieser aufrecht gehende Affenmensch, wie ich ihn nannte, und als welchen er sich nach der genauesten Prüfung herausstellt, eine sogenannte Uebergangsform zwischen dem Menschen und den Affen ist." Virchow erklärte natürlich den Oberschenkel wieder für pathologisch, wie er auch früher den Neanderthalschädel und den Schipkakiefer für krankhaft veränderte Bildungen erklärt hatte, als ob, wie Professor Dodel humoristisch bemerkt, „alle Vorfahren des Menschen pathologische Kerle gewesen seien". Neuerdings hat der Anatom und Anthropologe Gustav Schwalbe den Neanderthalschädel einer erneuten eingehenden Untersuchung unterzogen und in einwandfreier Weise festgestellt, dass die Gesamtform des Schädels durchaus normal ist und einen Typus darstellt, der zwischen dem Pithekanthropus erectus und den Schädeln der niederstehenden Rassen eine Uebergangsform bildet. Dazu kommt eine interessante vorläufige Mitteilung von Dr. Walkhoff (München), die er im Biologischen Centralblatt (XXI, 18) über den „Unterkiefer der Anthropomorphen und des Menschen" macht. Virchow hatte behauptet, dass der sogenannte Schipkakiefer, einer der ältesten menschlichen

Digitized by Google

Kiefer aus der Diluvialzeit, pathologisch sei. Walkhoff wies nun mit Hülfe der Röntgenstrahlen nach, dass die sämtlichen Zähne im Schipkakiefer, abgesehen von ihrer Grösse, welche allerdings der gewaltigen Grösse des Kiefers entspricht, durchaus harmonische normale Bildungen sind. „Die harmonische Entwickelung des Kiefers lässt auf einen Rassencharakter schliessen, welchen der diluviale Mensch besass, indem seine Kiefer und Zähne eine weit kräftigere Ausbildung besassen, als selbst die heutigen niedrigen Rassen."

Bekanntlich hat nur der Mensch den Vorzug, am Unterkiefer ein Kinn zu besitzen. Bei den vorgeschichtlichen und noch lebenden menschenähnlichen Affen ist es kaum angedeutet; je niedriger die Menschenrasse ist, um so weniger ist das Kinn entwickelt. Dr. Walkhoff hat nun nachgewiesen, dass die Form des Unterkiefers eine Wirkung der zugehörigen Muskelfunktionen ist. Die Veränderung, welche der Kiefer beim Uebergang aus der Affen- in die Menschenform erlitt, ist dem Zurücktreten der Kaumuskeln und der erhöhten Wirkung der Sprachmuskeln zuzuschreiben. Die Entwickelung des Kinns und der Sprache stehen danach in einem ursächlichen Zusammenhang.

Veränderte Muskelthätigkeit erzeugte eine Formveränderung des Kiefers und damit des ganzen Gesichtes. Nun steht fest, dass mit der Verkleinerung des Kiefers eine Vergrösserung des Schädels, also des Gehirns parallel gegangen ist. Veränderte Muskelthätigkeit wird aber durch ein verändertes Bedürfnis hervorgerufen. Das Bedürfnis muss jedoch im Gehirn empfunden und in einen Bewegungsantrieb umgesetzt werden. Wenn also die Ausbildung des Kinns durch Muskeln erzeugt wird, die mit der Sprachbildung im Zusammenhang stehen, so wird damit auch zugleich die Idee von Johannes Ranke näher beleuchtet, dass die Entwickelung des Gehirns die ganze Gestaltung des menschlichen Körpers beherrscht. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, ist der Mensch ein Gehirntier. Die Veränderungen im Gehirnleben, die Auslese und Vererbung dieser Gehirnvariationen bedingen den Fortschritt im Körperbau des Menschen und damit zugleich die organischen Grundlagen des ganzen gesellschaftlichen und geistigen Lebens.

Gehirnforschung und Psychologie.

Dr. Max Brahn.

Die durchgängige Abhängigkeit einer jeden geistigen Thätigkeit des Menschen von seinem Gehirn oder wenigstens seinem Nervensystem steht so fest, dass nur Unkenntnis darüber noch diskutieren kann. Wohl aber ist es nötig, sich klar zu werden, wie viel wir im einzelnen von der Beziehung der besonderen Gehirnteile und Gehirnvorgänge zum geistigen Vorgang wissen. Ausserdem aber ist es nötig darzulegen, ob es gut ist, dass heute sich die Psychologie auf die Anatomie und Physiologie des Gehirns verlasse. Haben wir wirklich Auskünfte über das Seelenleben zunächst und unmittelbar von der Erforschung des Denkorgans zu erwarten? Oder können wir erst dann von der Gehirnforschung Nutzen ziehen, wenn wir den Bau und die Funktion des Gehirns von psychologischer Seite her deuten können?

Digitized by Google

Unsere Zeit ist noch nicht daran gewöhnt, die Psychologie als Naturwissenschaft anzusehen. Historisch ist das leicht erklärlich — erst seit einem Menschenalter hat sie sich gänzlich von philosophischem Einfluss frei gemacht. Aber zu rechtfertigen ist diese Ansicht heute durchaus nicht mehr. Experiment und Beobachtung sind heute ebenso sehr die einzigen Erkenntnisquellen der Psychologie wie der Naturwissenschaften. Die psychologische Forschung aber gänzlich durch die Gehirnforschung zu verdrängen, ist eine logische Unmöglichkeit. Es heisst nichts anderes als ein Organ zu verstehen, ohne seine Thätigkeit und seine biologische Bedeutung zu kennen. Während man die Struktur eines Knochens erst als verstanden ansieht, wenn man weiss, dass sein mechanisches Gefüge so gebaut ist, dass es die möglichst beste Stütze für die betreffenden Körperteile abgiebt, vergisst man, das gleiche Verständnis bei unserem höchsten Organ, dem Gehirn, zu fordern. Und wenn ein bedeutender Gehirnanatom es als ein Unding bezeichnet, die Leistungen des Gehirns, d. h. die psychologische Thätigkeit, festzustellen, ohne dass man den Bau des Organs kennt — so kann man ihm mit mindestens ebensoviel Recht antworten, dass man auch seinen Bau und dessen Entwickelung nicht verstehen kann, ohne die Leistungen zu kennen. Das eine ist ein biologisches Unding wie das andere. Denn die ganze Entwickelung des Nervensystems, jede Verbindung eines Teiles mit einem bestimmten anderen, die starke Ausbildung dieser Partie, die schwache jener — alles dieses kann nur verstehen, wer da weiss, wie die psychologischen Vorgänge zusammenhängen, welche den körperlichen entsprechen, wer da erkennt, wie es gerade hier der Geist ist, der sich den Körper baut. Nicht weil zufällig irgendwo im Gehirn die Enden von Tast- und Gesichtsnerven sich begegnen, tritt hier die Raumanschauung ein, sondern aus der Notwendigkeit, sich durch den Zusammenfluss von Gesichts- und Tastempfindungen zu orientieren, ergiebt sich biologisch ihre Vereinigung und besondere Lage im Gehirn. Allüberall ist aus der Bestimmung des Intellektes, ein Erhaltungs- und Schutzorgan des Körpers zu sein, die parallele Entwickelung des Gehirns zu erklären. Und von dieser zweckmässigen Einrichtung wissen wir auch vorläufig viel mehr als von den Einzelheiten der Gehirnentwickelung.

Es sind auch sonst Gründe allgemeiner Art genug vorhanden, welche mindestens eine Gleichberechtigung der Psychologie fordern. Praktisch aber steht das Problem heut so, dass wir sehr viele Thatsachen aus der Psychologie, sehr viele geistige Gesetze genau kennen, sehr wenig gehirnanatomische oder physiologische Thatsachen aber exakt wissen, welche eine Vermehrung unseres psychologischen Wissens bedeuten. Besonders aber wissen wir kaum irgendwelche Thatsachen rein aus der Gehirnforschung, welche wir unmittelbar in psychologische Kenntnisse umzusetzen vermöchten. Das wird bei der grossen Sicherheit, mit welcher von seiten der Gehirnforscher die von ihnen erarbeiteten Erkenntnisse dargestellt und psychologisch gedeutet werden, dem Nichtfachmann kaum glaublich erscheinen; aber selbst unter den vorsichtigen Anatomen wird es von vielen bestätigt. „Die Aufgabe, welche sich bisher die Psychologie manchmal gestellt hat, das Seelenleben des Menschen aus dem Bau des Gehirns heraus besser zu verstehen, war eine viel zu hohe“, sagt Edinger, und warnt davor, Bewusstseins-

Digitized by Google

vorgänge allzu schnell in Beziehung zu anatomisch Erforschtem zu bringen. Das scheint in der That wünschenswert; und einmal darzulegen, wie unsicher, bestritten, unzureichend die Thatsachen gehirnanatomischer und physiologischer Art sind, psychologische Vorgänge zu erklären, kann wohl für manchen zu kritischer Erwägung ein Anlass sein.

Unter allen Fragen, welche die Psychologie an die Gehirnforschung stellen kann, ragen drei an Bedeutung über alle anderen hervor: 1. Können wir die Thätigkeit der nervösen Elemente, welche das geistige Leben tragen, aus ihrem mikroskopischen Bau oder ihrem physiologischen Verhalten feststellen? Können wir aus der Beschaffenheit der Zelle auf Art und Grad ihrer Funktion schliessen? 2. Sind die einzelnen grösseren Teile des Grosshirns Sitze bestimmter geistiger Elemente und Vorgänge? Giebt es im Gehirn bestimmte Gegenden, die, scharf abgegrenzt, nur gewissen Arten der geistigen Thätigkeit dienen? 3. Wie haben wir uns die physiologischen Vorgänge zu denken, welche den Verknüpfungen der geistigen Vorgänge parallel gehen? Können wir Prozesse aufweisen, welche der Verbindung der Empfindungen, der Ausbildung des Reflexes aus dem Willensakt, der Urteilsbildung, den verschiedenen Formen psychischer Analyse und Synthese entsprechen?

Meine Aufgabe wird es sein, an diesen drei Fragen zu zeigen, dass die anatomischen Erkenntnisse so voll von Hypothesen und so stark im Fluss sind, dass die Erkenntnisse des Psychologen an Sicherheit weit darüber stehen; ferner dass manches, was aus anatomischen Forschungen hervorgegangen und als neue psychologische Erkenntnis angesehen wird, doch nur die anatomische Ausdeutung psychologisch bekannter Thatsachen ist.

Am kürzesten können wir uns über den ersten Punkt fassen, die Möglichkeit, psychologische Folgerungen aus der feineren Struktur der Nervenzelle zu ziehen. Erst seit wenigen Jahren sind Färbemethoden gefunden, welche ein Erkennen dieser Struktur möglich machen. Nissl, der diese Methoden gefunden hat, konnte bei Tiervergiftungen feststellen, dass bei jedem Gift eine besondere Art der Zellveränderung zu erkennen war; er und andere fanden auch bestimmte Veränderungen bei Tieren, welche vor der Tötung stets ermüdet worden waren, ebenso bei Idioten, Paralytikern u. s. w. Hier hoffte man, das erste Mal psychologischen Zuständen bestimmte Gehirnänderungen zuordnen zu können und hier liegt wohl für die Zukunft auch die aussichtsreichste Forschung. Nebenbei sei bemerkt, dass auch hier die psychologische Erkenntnis vorausgehen musste, um eine Deutung der Veränderungen zu gestatten — welche dann freilich als gesetzmässig zugeordnet angesehen werden könnten.

Nissl hat aber die Meinung, hier in der That die nervöse Aenderung gefunden zu haben, vollständig aufgegeben. Er sieht nicht mehr, wie er selbst sagt, jede Nervenzellenveränderung ohne weiteres als den Ausdruck dafür an, dass die nervöse, eventuell also geistige Leistung derselben gestört sei. Er gesteht vielmehr, hier den Ausdruck der Störung des stofflichen Gleichgewichts der Zelle vor sich zu haben, wie dieselbe den einzelnen Arten der Schädigung entspricht. Es sind also durch Vergiftung, Ermüdung u. s. w. der

Digitized by Google

Zelle gewisse Nährstoffe entzogen, welche sie für die Erhaltung der nervösen Funktion, vielleicht auch für die Erhaltung der Leistungsfähigkeit der Nervenfaser nötig hat. Man muss eben in der Ganglienzelle scharf zwischen deren beiden Funktionen, der ernährenden, aufspeichernden und der rein nervösen unterscheiden. Wir wollen nicht vergessen, sagen daher Goldscheider und Flatau in ihrer Abhandlung über die normale und pathologische Anatomie der Nervenzellen, dass uns diese Forschungen „über die Veränderungen der wesentlichen Bestandteile der Nervenzellen nur ungenügend aufklären. Wird es jemals gelingen, darzustellen, wie eine ruhende, eine schlafende, eine erregte, eine ermüdete Nervenzelle aussieht"?

Diese neue Anschauung Nissls heisst uns vorläufig unsere Hoffnungen aufschieben. Die Thatsachen aber, welche Nissl zu diesem Meinungswechsel zwangen, gehen aus Beobachtungen hervor, welche eine grundlegende Theorie der Nervenfunktion hart bedrohen, die Neuronenlehre. Seit einer Reihe von Jahren war nämlich eine Lehre alleinherrschend, welche als wesentliche Organe aller nervösen, insbesondere auch aller geistigen, die Neurone ansah. Dieses sind Einheiten, welche aus mehreren in ihrer Wirkung und Ernährung von einander abhängigen Teilen bestehen, den Ganglienzellen, samt verschiedenen Fasern, leitenden wie verbindenden. „Das Centralorgan, sagt Waldeyer, ist ein Konglomerat unzähliger Nervenzellenindividuen, dass also alle Nervenfasern nichts anderes sind als Zellleibsbestandteile je eines bestimmten Nervenzellenindividuums, und dass die graue Substanz auch nichts anderes ist, als der Ausdruck einer Massenansammlung von Nervenzellleibsbestandteilen." Jedes Neuron ist auch insofern eine absolute Einheit, als es nie mit einem anderen Neuron verwächst. Irgend ein Ausläufer des einen berührt vielmehr einen Ausläufer des anderen, um so die Fortleitung der Reize zu übernehmen. Aber ein jedes Neuron bleibt doch soweit völlig selbständig, dass es isoliert erkranken kann u. s. w.

Diese Lehre bot und bietet der Psychologie sehr viele einfache Erklärungen, konnte aber auch sehr missbraucht werden. Einerseits erklärten sich so aus den verschiedenen Ausläufern des Neurons, die mit sehr vielen anderen in Beziehung standen, die zahlreichen und mannigfaltigen Verknüpfungen, die schon die einfache Empfindung im Bewusstsein eingeht, die zahlreichen Erinnerungen etwa, welche sich unmittelbar an eine einzige Vorstellung anknüpfen können. Für die grosse Mannigfaltigkeit des psychischen Lebens war eine ebensolche der physischen Beziehungen geboten. Andererseits lag die Gefahr sehr nahe, der sehr viele nicht entgingen, in den Einheiten auch einheitliche, einfache psychische Elemente lokalisiert zu sehen, in jeder Neuronzelle ein Depot für eine Empfindung zu sehen. Es verband sich diese Lehre leicht mit der von Johannes Müller aufgestellten Lehre von den spezifischen Sinnesenergien. Nahm man an, dass jeder Nerv, ganz unabhängig davon, wie er gereizt wird, immer nur eine bestimmte Empfindung hervorbringe, so lag es nahe, in jedem zu einem Sinnesorgan führenden Neuron die einheitliche Stätte dieser spezifischen Empfindung zu sehen und jede Vorstellung mechanisch aus dem Zusammenfliessen der verschiedenen Neuronreize zu erklären. So war unbeschadet ihrer anatomischen Richtigkeit doch auch der Wert dieser

Digitized by Google

Lehre, insoweit sie die Psychologie anging, nur von der richtigen psychologischen Ausdeutung abhängig. Nicht neue psychologische Daten zu liefern, sondern die Möglichkeit, schon bekannte nachträglich der anatomischen Forschung erstaunenswert leicht und mit grosser Beweglichkeit anzupassen, war ihr Vorzug.

Seit einigen Jahren wird aber die Richtigkeit dieser anatomischen Theorie überhaupt in Zweifel gezogen, die Lehre von den Nerveneinheiten ist nicht mehr aufrecht zu erhalten, sagt etwas scharf Nissl, und Hoche scheint den bisherigen Thatsachen am besten gerecht zu werden, wenn er sagt, der Begriff sei nicht mehr in vollem Umfang aufrecht zu erhalten. Nach Untersuchungen mit einer neuen Färbemethode von Apáthy, Bethe und Holmgren ist die Ganglienzelle nicht mehr als der alleinbeherrschende Faktor der nervösen Thätigkeit anzusehen. Feinste Fäserchen nervöser Substanz, sagen diese Forscher, sind der wesentliche Bestandteil aller derjenigen Gebilde, welche uns hier als Grundlagen des Geisteslebens interessieren. Als optische und mechanische Einheiten gehen sie von der Peripherie, etwa einem Netzhautelement, zum Gehirn. Nie findet man dort im entwickelten Gehirn einen Anfang von Neurofibrillen, wie diese Fasern genannt werden. Sie bilden vielmehr ein feines Gitter von Fäserchen und in diesem wachsen die Enden verschiedenster Faserungen unmittelbar zusammen: so dass man sich die Nerven genau wie das Blutgefässsystem zu denken hätte, wo Arterien und Venen stets durch Capillaren verbunden sind und nie frei endigen. Die Fibrillen gehen aber oft erst durch eine Ganglienzelle hindurch, fasern sich dort auf, lagern sich darin um, zeigen aber in der Zelle ebenfalls keine Endigungen, sondern gehen in gleicher Zahl, wie sie eingetreten sind, wieder heraus. Die Ganglienzelle aber hat nur die Ernährung der Fibrillen zu besorgen, stellt auch wohl den einzigen Punkt dar, von dem ein gangbarer Weg vorhanden ist, von dieser auf jene Bahn zu gelangen. So erklärt sich die oben dargelegte neue Ansicht Nissls, dass er nur die Störungen in der Ernährung des Nervensystems festgestellt habe. Wir aber hätten nach dieser neuen Theorie eine nervöse Substanz vor uns, welche in ihrer ganzen Ausdehnung absolute Kontinuität besitzt, also eine Einheit bildet, ein grosses Netz mit lauter geschlossenen Maschen, in dem in der That jeder Schlag tausend Fäden in Bewegung setzt.

So ist selbst anatomisch der Streit noch nicht entschieden. Psychologisch hat auch die Fibrillen-Theorie ihre Vorzüge. Sie erklärt leichter und ohne Möglichkeit einer Missdeutung die Aktualität des psychischen Geschehens, da sie nirgends feste Haltepunkte hat, in denen wir uns Vorstellungen u. s. w. lokalisiert denken können, sondern nur Stränge, deren Energie Schwankungen unterliegen kann. Aber sie hat andererseits die Gefahr in sich, die Prozesse so sehr sich verflüchtigen zu lassen, dass wir überhaupt nirgends mehr einen festen Anhalt für die einzelne Vorstellungsverbindung, die Beziehung der einzelnen reizleitenden Faser zu den anderen haben. Alles Psychische wird zum Spiel der Reize der Aussenwelt in dem unendlich verbundenen Fibrillengitter. So steht der Psychologe in jeder Beziehung vor Hypothesen und Diskussionen, die ihn nicht bereichern. Die Erklärung der Association, der Verschmelzung, der Analyse und Synthese ist

Digitized by Google

psychologisch viel besser erfahrungsmässig erforscht. Er kann mit jeder der umstrittenen Hypothesen arbeiten, eine rechte Förderung vorläufig aber von keiner erfahren.

Wenn wir bisher von Lokalisation sprachen, handelte es sich stets um die Beziehung der einzelnen Zelle zur einzelnen Empfindung. Wir hatten das Bild, dass die Ganglienzellen teils der Reizleitung als Sinneszellen dienen, teils als Associationszellen die Verbindung zwischen zwei Sinneszellen übernehmen. Betrachten wir nun aber die Ganglienzelle in ihrem Zusammenhange mit dem Sinnesorgan, so begegnen wir dem eigentlich sogenannten Problem der Lokalisation psychischer Vorgänge. Bei den höheren Sinnen zumal hat man festgestellt, dass von ihnen aus Nervenleitungen nur zu einer bestimmten Stelle der Gehirnrinde ausstrahlen. Bei Verletzung des Hinterhauptlappens entstehen Sehstörungen, des Schläfenlappens Hörstörungen. Bei elektrischer Reizung bestimmter Punkte des Vorderhirns ziehen sich bestimmte Muskelgruppen der gegenüberliegenden Seite zusammen. Exstirpiert man einen Teil des Hinterhauptlappens, so sollen die optischen Erinnerungsbilder verloren gehen, so dass man Bekannte in der That nicht wieder erkennt u. s. w. Alle diese Thatsachen als richtig vorausgesetzt, sind sie nicht voreilig so aufzufassen, dass man die betreffenden Gehirnteile als Centren für diese oder jene Sinnesthätigkeit, als Sehlappen, Hörlappen im strengen Sinne bezeichnet. Höchstens dürfte man folgern, ihre Intaktheit gehöre zu den vielen Bedingungen, welche zum Zustandekommen einer Empfindung oder Erinnerung gegeben sein müssen.

Sie könnten als wichtige, ja wichtigste Stationen eines sonst nur auf Umwegen gangbaren Weges angesehen werden. Dafür spricht die Erfahrung, dass sehr viele der Ausfalls-Erscheinungen zurückgehen, wenn man nur eine Zeit lang wartet, bis die Shockwirkungen vorüber sind, welche von dem heftigen Reiz der Exstirpation ausgehen. Wenn z. B. die Erinnerungsbilder durch Exstirpation des Hinterhauptlappens verloren gehen, erkennt ein Hund nach einiger Zeit wieder, was er sieht. Munck, einer der verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiete, stellt sich vor, dass in der Umgebung der Stelle neue Erinnerungsbilder gebildet werden. Er weist dies dadurch nach, dass, wenn man nun wieder die Umgebung fortschneidet, von neuem Verlust der Erinnerungsbilder eintritt. Loeb aber hat nachgewiesen, dass dieser Verlust nicht nur bei nochmaliger Exstirpation eintritt, sondern auch dann, wenn man die verletzte Stelle nur heftig kratzt, also eine blosse Shockwirkung erzeugt. Dass es sich vielleicht nur um die gleichzeitige, in beiden Fällen gleichartige Wirkung auf andere, in der Tiefe liegende Teile handelt, kann auch durch die Reizungsversuche Hitzigs nicht widerlegt werden, da nur elektrische Reizung wirksam ist, diese aber auch tiefe Gebilde treffen kann. Nur soviel kann man sagen, dass die Ursprungszellen der Stab-Kranzfasern, d. h. diejenigen, welche von der Rinde aus zur Peripherie ziehen, regional gegliedert sind, was aber die Rinde nach der Tiefe zu für eine Einrichtung zeigt, bleibt bisher unerforscht.

Die Psychologie hat aber einen Grund, auch für ihr Teil Einspruch zu erheben, wo man in Konsequenz dieser Anschauungen etwa gewisse Erscheinungen des Gedächtnisses durch Verletzung oder

Digitized by Google

Schwund bestimmter Zellen zu erklären sucht. Wenn z. B. beim Altersschwund zuerst Eigennamen vergessen werden, dann Hauptworte, am Ende Interjektionen, so ist es doch eine unmögliche Annahme, dass die grammatikalischen Wortformen in auf einander folgenden Reihen im Gehirn aufmarschieren. Wenn z. B. in einem sehr genau studierten Fall von Störung durch Gehirnverletzung ein Arbeiter nur die Zahlen 1, 2, 3 noch kennt, so hat er doch nicht durch einen glücklichen Zufall den Teil des Gehirns gerettet, der diese Vorstellungen enthält. Wenn derselbe Mann die Zahlen 10 und 50 nicht kennt, wohl aber sofort ein 10- und ein 50-Pfennigstück erkennt, so ist das beim Verlust der beiden Zellen völlig unverständlich. Wie leicht dagegen wird die rein psychologische Erklärung aller dieser Thatsachen aus geistiger Association und geringerer oder grösserer Gewohnheit.

Eine neue Lokalisationstheorie ist in neuester Zeit aufgestellt worden, der einige erklärende Worte vorauszuschicken sind. Ueber den Zellen und Fasern, welche die Leitung zum Gehirn übernehmen, ziehen von Windung zu Windung, von Zelle zu Zelle reiche Fasern. Da sie keine Beziehung zur Peripherie haben, lag es nahe, sie als Verbindungssysteme der Gehirnteile und -Zellen untereinander anzusehen, eine Erkenntnis, welche besonders von Meynert ausging. Man nannte die Fasern Verbindungsfasern, Associationsfasern. Da nun die Psychologie in der Form der Associationstheorie sich die Verbindung zweier Vorstellungen unter dem einfachen Bilde der äusserlichsten Verbindung, nicht einer schöpferischen Vereinigung vorgestellt hatte, lag es nahe, diese Fasern zur Grundlage des Vorganges zu machen. Nur der Name Association verband eigentlich in manchen Fällen diese beiden Thatbestände. Trotzdem haben so viele Psychologen für nötig gehalten, sich des Schemas dieser Fasern zu bedienen, wenn ihre unantastbaren Versuche ihnen bestimmte Thatsachen der Ideenverbindung zeigte.

Diese Associationsfasern, sagt nun Flechsig, einer unserer namhaftesten Gehirnanatomen, sind schon darum nicht acceptabel, weil sie noch in keinem Lehrbuche dargestellt sind. Es ist auch nicht richtig, dass solch einzelne Fasern die Association der Vorstellungen besorgen. Eine ganz neue Theorie baut Flechsig darüber auf, welche die schärfste Diskussion hervorgerufen hat. Er hat das grosse und bleibende Verdienst, nachgewiesen zu haben, dass die Stränge des Rückenmarks sich zu verschiedenen Zeiten mit Markscheiden überziehen, d. h. fähig werden, Reize fortzuleiten. Denn erst dieser Ueberzug bedeutet den Abschluss der Entwickelung der Faser: erst dann strahlt der Reiz von ihr nicht regellos nach allen Seiten aus, sondern geht, an dieser Strahlung durch die isolierende Markschicht gehört, eindeutig seinen bestimmten Weg. Diese Entwickelung geschieht nach festen Gesetzen. So kann man einzelne Faserzüge, welche früher als die Umgebung die Markhülle erlangen, sicher und deutlich herausheben und verfolgen, wir können so anscheinend einheitliche Nervenbündel in differente Unterabteilungen zerlegen, welche von verschiedener Funktion sind. Diese zeitlich verschiedene Markscheidenentwickelung verfolgte Flechsig im Gehirn des Fötus und des Neugeborenen, und fand sie auch hier zeitlich sehr verschieden. Dabei zeigte sich hier eine weitere Gesetzmässigkeit. Es traten nämlich alle früh sich um-

Digitized by Google

hüllenden Gehirn-Centren mit Sinnesorganen in Beziehung, d. h. sie stehen direkt durch Nervenfasern mit Auge, Ohr u. s. w. in leitender Verbindung. Dazwischen liegen grosse Bezirke, alle diejenigen, welche sich später mit Mark umhüllen, welche alle gar keine Fasern zu Sinnesorganen oder Muskeln senden: „sie haben hiermit nichts zu schaffen: sie haben eine andere höhere Bedeutung". Es sollen die Centren sein, welche die Thätigkeit mehrerer Sinnesorgane zusammenfassen zu höheren Einheiten, ihre Erkrankung macht geisteskrank, von der Analyse ihrer Thätigkeit wird die Gestaltung der Psychologie in Zukunft abhängen, in ihnen haben wir zweifellos einen grossen Teil der nervösen Elemente zu suchen, an welche die Erinnerungsfähigkeit für Sinneseindrücke gebunden ist. Sie sind, heisst es noch in seiner letzten Publikation, von Bedeutung für das Zustandekommen geistiger Thätigkeiten, für den Aufbau geistiger Gebilde, an welchen mehrere Sinne beteiligt sind u. s. w. Aus diesen hirnanatomischen Thatsachen folgert ihr Entdecker die weitgehendsten psychologischen, ja moralischen Erkenntnisse. In weiten Kreisen der psychologischen Nebenwissenschaften, in der Litteratur der Journale sind aus dieser Lehre die weitesten Folgerungen gezogen worden.

Flechsig selbst hat sie mannigfach verändert. In der neuesten Fassung lautet sie so: „Es giebt vierzig myelogenetische Felder, d. h. Abschnitte der Rinde, welche bei gleichalterigen Individuen gleich gross und gleich gelagert sind, also gesetzmässige Bildungen, nicht zufällige Befunde darstellen." Davon haben achtzehn bis zwanzig einen leicht zu demonstrierenden Stabkranz, d. h. Faserbündel, welche sie mit der Körperoberfläche, respektive den Sinnesorganen, verbinden. An ebensovielen ist der Stabkranz nicht zu finden. Es sind, wie es heisst, diese Felder „transitorische Erscheinungen von dauernder Bedeutung". Sie können chronologisch in drei Gebiete zerlegt werden. 1. Solche, welche vor der Reife des normal ausgetragenen Kindes fertig sind; 2. solche, die bis zum ersten Monat nach der Geburt noch Mark bilden; 3. solche, die bis zum vierten und fünften Monat Mark bilden. Die erste Gruppe umfasst nur Sinnescentren, die zweite teils Sinnes-, teils Associationscentren, die dritte nur die letzteren. Dabei giebt es zahlreiche individuelle Abweichungen. Es sind nach den neuesten Darstellungen aber auch in den Denkcentren noch Rand- und Centralgebiete zu unterscheiden. Die Randzonen liegen den Sinnescentren an, sind mit ihnen durch die sogenannten Fibrae arcuatae, das sind kurze Fasern, verbunden und vielleicht als Uebergangszonen anzusehen. Sie bieten aber noch eine besondere Schwierigkeit, es heisst wörtlich: „Gelegentlich, wenn auch sehr selten, findet man an ihnen atypische Stabkranzbündel, welche aberrierte Projektionsfasern der Sinnescentren darstellen", d. h. man findet an Denkcentren Sinnesfasern. Warum diese Bündel, die sonst nur den Projektionscentren zukommen, atypisch und Verirrungen sind, wird nicht gesagt. Das Fehlen von Projektionsfasern war zuerst der bedeutsamste Punkt, der für die besonderen Denkcentren sprach. In den Randzonen treten sie nun aber sogar bündelweise auf. In dieser letzten Publikation wird daher weiterhin gesagt, dass einzelne Projektionsfasern überall auftreten, dass aber die Benennung a potiori erfolgt, also die überwiegende Faserart den Namen gebe. Nur gleiche Proportionen der Faserverbindungen

Digitized by Google

würden die Berechtigung der Einteilung in Frage stellen. Ausserdem seien ja die Projektionscentren von anderer mikroskopischer Struktur als die Denkcentren. Diese seien in allen Gehirnteilen von völlig gleichem Bau. Von Sinnescentren dagegen besitzt ein jedes einen charakteristischen Bau, der, ich citiere wörtlich, bei einzelnen deutlich erinnert an die Nerven-Ausbreitungen je in dem zugeordneten äusseren Sinneswerkzeuge. So sehe das Sehcentrum der Netzhaut ähnlich.

Gegen die Aufstellungen — von den psychiatrischen und sogar moralischen Folgerungen wollen wir ganz absehen — lassen sich 1. anatomische, 2. entwickelungsgeschichtliche, 3. psychologische Einwendungen erheben.

Wir folgen in den anatomischen den Führern unserer Gehirnanatomie, v. Kölliker, Hitzig, v. Monakow, Wernike, Nissl, Sachs, Déjérine, die sich einstimmig gegen obige Lehre in diesem Umfange ausgesprochen haben. Dass die Centren sich nach ihrer Projektionsfaserung nicht mehr streng scheiden lassen, hat der Urheber der Theorie, wie wir sahen, zugegeben. Ausserdem finden die Forscher die Verteilung der Projektionsfasern individuell so verschieden, dass von einer halbwegs scharfen Abgrenzung zwischen den an ihnen reichen und armen Gebieten nicht zu reden ist. Monakow und Déjérine haben das nachgewiesen. Monakow hält überhaupt den Begriff der Projektionsfaserung für zu eng gefasst. Dass von allen Partien der Hirnrinde Stabkranzfasern in die innere Rinde ziehen, hat übrigens Gudden schon nachgewiesen.

Der zweiten Behauptung, dass die Sinnescentren in ihrer Struktur von den Denkcentren verschieden seien, trat zuerst energisch v. Kölliker auf Grund der Hammarbergschen Untersuchungen entgegen. Hitzig hält sie für so ungewiss, dass sie unmöglich zur Grundlage einer Theorie gemacht werden könnte und Monakow vermochte sie durchaus nicht zu bestätigen. Er hält die Methode der Markentwickelung überhaupt für ungeeignet, über die feineren Strukturverhältnisse etwas auszusagen. Auch ist die Angabe, es sehe das Sehcentrum der Retina ähnlich, in den letzten Publikationen nicht mehr zu finden. Es ist, wie Sachs und ihm sich anschliessend Siemerling sagen, in den sogenannten Sinnescentren alles das enthalten, was die Associationscentren aufweisen und noch ein Plus dazu.

Ueberdies ist die letzte Behauptung, dass die verschiedenen Rindengebiete des Grosshirns sich zu verschiedenen Zeiten mit Mark umgeben, nur in dieser Form richtig, worin freilich ein grosses Verdienst Flechsigs um die Gehirnanatomie liegt. Wenn aber diese Erkenntnis weiterhin interpretiert und zu dem allgemeinen Gesetz erhoben wird, „gleichwertige Fasern erhalten annähernd gleichzeitig Markscheiden, verschiedenartige in gesetzmässiger Reihenfolge", so widerspricht dem schon die eigene Betonung der vorkommenden individuellen Unterschiede wie auch die mangelnde Bestätigung durch andere Forscher. Es beginnen vielmehr manche differente, nur örtlich zusammenhängende Systeme ihre Markscheidenbildung gleichzeitig.

Man muss aber ausserdem sagen, dass wir, vom Standpunkt der Entwickelungsgeschichte betrachtet, hier ein Kuriosum vor uns haben. Die Denkcentren, welche später sich zur Reife entwickeln und die höchsten, oder, wie wir es lieber nennen wollen, kompliziertesten Funk-

Digitized by Google

tionen des Organismus, tragen, diese sollen einfach und überall einförmig gebaut sein, während die früheren und einfacher funktionierenden Sinnescentren eine ebenso komplizierte wie mannigfache Struktur zeigen sollen. Das widerspricht allem, was wir entwickelungsgeschichtlich wissen. Auch darauf möchte ich hinweisen, dass es nun, nachdem Flechsig so viele Denkcentren gefunden hat, welche doch sehr verschiedene Funktionen haben sollen, die einheitliche Struktur bei verschiedener Funktion noch rätselhafter wird. Es scheint mir ferner ein Fehler, das entwickelungsgeschichtlich am Embryo und Neugeborenen Erforschte auch ohne weitere Beweise auf die Verhältnisse des Erwachsenen zu übertragen. Dass aber am Erwachsenen diese myelogenetischen Felder bisher nicht festzustellen sind, sagt Flechsig selbst, es liegt ausserdem in den oben citierten Worten: „es sind transitorische Erscheinungen". Wie kann man aber den Schluss vom Embryo und viermonatlichen Kinde auf den Erwachsenen eher zulassen, als den von der Entwickelung des Gehirns beim hochentwickelten Tier auf das des Embryos? Den Schluss vom Gehirn des Hundes aber auf die embryonalen Verhältnisse des Menschen erkennt er nicht an.

Entwickelungsgeschichtliche Bedenken wird hier aber noch schärfer der Psychologe aussprechen. Was würde wohl der Anatom dazu sagen, wenn ein Psychologe aus der geistigen Entwickelung des viermonatlichen Kindes, ohne die geistigen Vorgänge beim Erwachsenen zu kennen, eine für alle geistigen Vorgänge giltige Lehre entwickeln wollte? Und wenn der Psychologe unzweifelhafter als wohl eine dieser anatomischen Thatsachen ist, als psychologische Thatsache feststellt, dass der Vorrat an Empfindungen, die Fähigkeit sie zu verbinden und zu trennen, erst von diesem Alter an sich zu tausendfacher Zahl und Fähigkeit auszubilden anfängt, dass von diesem Alter an ganz neue psychische Vorgänge entstehen, dass tausendfache Fäden grösster Eigenart dann geschlagen werden — darf man dem Psychologen zumuten, sich mit anatomischen Thatsachen aus einer Zeit abzufinden, die mit der späteren kaum eine Aehnlichkeit hat? Wird nicht der Psychologe ein Recht haben, wenn überhaupt die Funktion der Reiz neuer anatomischer Bildungen ist, anzunehmen, dass im entwickelten Gehirn Strukturverhältnisse vorhanden sind, welche sich mit den Frühperioden nicht in Vergleich setzen lassen?

Eine weitere psycho-physische Thatsache, die, an sich absolut fest fundiert, mit diesen Anschauungen in Konflikt gerät, ist die Gefühlsbetonung aller intellektuellen Vorgänge. Wir wissen aber, dass einem jeden Gefühl Rückwirkungen im Körper entsprechen, Aenderungen in Blutlauf, Atmung etc. Wenn nun aber die Erinnerungsbilder in den Denkcentren ihren Sitz haben, könnten an sie Gefühle resp. deren körperliche Wirkungen sich nicht anschliessen, da ja von den Denkcentren kein Weg zur Peripherie des Körpers führt. Es giebt z. B. Kranke, Rindenblinde genannt, welche keine optischen Eindrücke aufnehmen können, es ist, im Sinne dieser Anschauung gesprochen, ihr Sinnescentrum zerstört. Sie haben aber optische Erinnerungsbilder. Diese von jeder peripheren Leitung nun ganz abgestossen, müssten ohne Gefühl verlaufen. Davon ist keine Rede. Es hat sich freilich jetzt, wie wir sahen, die Theorie dahin verschoben, dass eine geringe

Digitized by Google

Zahl von Projektions-Fasern auch in den Denkcentren ist. Diese könnte man zur Uebertragung der Empfindungen auf die Peripherie benutzen. Dann hätten aber die Centren ihren Charakter als blosse Verbindungscentren aufgegeben.

Einen weiteren Einwand muss der Psychologe gegen die Verwertung der projektionsfaserlosen Centren als Erinnerungsorte erheben. Dass sie dies sind, geht aus allen Angaben hervor; wie sie es sind, ist schwer zu sagen. Einmal haben wir, ich citiere jedesmal wörtlich, „in ihnen zweifellos einen grossen Teil der nervösen Elemente zu suchen, an welche die Erinnerungsfähigkeit für Sinneseindrücke gebunden ist". Dann wieder „erscheinen die Sinnessphären beim Menschen unfähig, grössere Mengen von Erinnerungsbildern selbständig zu reproduzieren". Also scheinen sie, so nehme ich an, in den Associationscentren deponiert, da ja nichts Drittes übrig bleibt. Andererseits aber heisst es: „zweifellos setzt dies voraus, dass den nervösen Elementen der Sinnessphären auch eine Art Gedächtnis zukommt, die Fähigkeit z. B., einen Tasteindruck, einen Ton so lange in der Erinnerung festzuhalten, bis das Wort, der Satz zu Ende ist". Denkt man sich in diese Anschauung hinein, so heisst das doch, die Erinnerung weile eine gewisse Zeit in der Sinneszelle — übrigens eine psychologisch so unbestimmte Zeit, da ein Wort, ein Satz etwas sehr Verschiedenes ist —, um dann nach einer Zelle des Associationscentrums auszuwandern. Ganz abgesehen von der Schwierigkeit, sich diesen Vorgang vorzustellen, spricht dagegen, dass ein solcher Uebergang doch nur als mit wesentlichen qualitativen Veränderungen der betreffenden Vorstellung verbunden gedacht werden kann.

Noch energischer aber hat die Psychologie den Einwand zu erheben, dass zwanzig Centren für die verschiedenen Seelenthätigkeiten festgestellt werden, dessen eine wir als Erinnerungsfähigkeit zu denken haben, von denen wir weiter hören, sie seien von Bedeutung für das Zustandekommen geistiger Thätigkeiten, für den Aufbau geistiger Gebilde. Was für Funktionen sollen wir uns z. B. in den Feldern No. 33 und 39 denken, welche bei Helmholtz so besonders differenziert waren? Wie sollen wir uns damit die Sätze vereinigen: „Die Sinnessphären sind wesentlich Grundlagen der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung. Sie sind geradezu Organe der Raum- und Zeitanschauung, letzterer wenigstens soweit sie sich auf äussere Gegenstände bezieht." Wir wissen aber psychologisch, dass diese Anschauungen aus Verschmelzungen verschiedener Empfindungen entstehen, suchen also den Ort ihrer Entstehung unbedingt im Associationscentrum — welches diese Arbeit aber nur für die innere Zeitanschauung besorgt, also von der äusseren grundverschieden sein muss. Es ist das ungefähr so, als wenn wir uns in der Physik lauter Kräfte auf der einen Seite, lauter Stoffe auf der anderen dächten, die der gegenseitigen Betrachtung harrten. Die Psychologie hat mit dieser Art von Vermögenstheorien abgerechnet, sie wird sich nie bewegen lassen, einer anatomischen Hypothese zu folgen, die ihren gesicherten Thatsachen widerspricht. Schon Meynert hat einmal ideogene Centren einen unwissenschaftlichen Ueberfluss genannt. Auch hier ist die Aktualität des psychischen Geschehens zu betonen, welche bei solcher Betrachtungsweise nicht ihre

Digitized by Google

Rechnung findet. Zum Schlusse dieses Teiles möchte ich aber darauf hinweisen, dass, die ganze Theorie als richtig vorausgesetzt, die Psychologie, soweit ich wenigstens zu sehen vermag, nicht die geringste neue positive Thatsache daraus entnehmen könnte. Es ist mir auch nicht gelungen, bei irgend jemand, der sich auf psychologischem Gebiet dieser Lehre bediente, etwas anderes zu finden, als dass er wohlbekannte Bewusstseinsthatsachen in das Kleid dieser anatomischen Theorie presste. Ich sehe noch ganz davon ab, dass ja nur für die Empfindungselemente Gehirn-Repräsentanten vorgesehen sind, während das ganze Gebiet der Gefühls- und Willensvorgänge unvertreten bleibt.

Wir haben damit den Weg geebnet, der uns nun leicht zu einer kurzen Betrachtung der physiologischen Vorgänge führt, die so oft erwähnt wurden. Dass über die Art des Vorganges im Nerven selbst nichts bekannt ist, wird allgemein anerkannt. Am klarsten erscheint noch der Vorgang der Uebung, den wir physiologisch und psychologisch gut kennen und der am ehesten dazu führt, in der Nervenfaser oder der Zelle nach einem entsprechenden, bei Wiederholung leichter ablaufenden physikalischen Vorgang zu suchen. Während man im Abschleifen der Moleküle etc. sich ein grobes, durchaus hypothetisches Bild machte, hat man in dem Vorgange der Katalyse jetzt einen vielleicht zusagenden Prozess gefunden. Diese besagt, dass gewisse Metalle sich in einer bestimmten Säurelösung unter Umständen leichter lösen, wenn vorher schon das gleiche Metall in geringer Menge darin gelöst worden ist. — Doch ist noch nicht der geringste Beweis für die Anwendbarkeit und Gültigkeit im Gehirn geführt. Immerhin ist es nicht unmöglich, dass der Vorgang der Uebung noch am ehesten eine physiologische Deutung finden wird. Dass die bisherigen Versuche, Aenderungen in den nervösen Elementen der Zelle aufzufinden, gescheitert sind, ist oben gesagt worden. Hier liegt aber wenigstens ein Weg vor. Dann könnten wir wohl erklären, wie und warum bei öfterem Vorkommen ein Vorgang leichter verläuft, auch warum zwei Vorgänge, die oft zusammen abgelaufen sind, es weiterhin leichter wieder thun. Darin hat man oft eine Erklärung der Association gesehen — ganz mit Unrecht. Denn warum gerade diese zwei Vorgänge sich associieren, wenn sie zugleich ins Gehirn einstrahlen, bleibt uns so unbekannt wie vorher — ganz gleich, ob wir Associationsfasern oder Centren annehmen. Der Gedanke liegt nahe, sagt Edinger, dass die Associationsfasern erst durch die Einübung zweier Hirnstellen zu gemeinsamer Aktion entstehen, respektive sich als deutlich markumgebene Züge aus der indifferenten Nervenfasermasse herausbilden, wenn sie häufiger als andere Züge in Gebrauch genommen werden. Wie es aber das erste Mal und zweite Mal zustande kommt, dass gerade zwischen diesen beiden physiologischen Erregungen eine Verbindung zustande kommt, warum zum erstenmal diese Fasern die Markreife beginnen, darüber wird uns nichts gesagt. Wir müssten denn annehmen, dass je zwei Reize, die zufällig örtlich zusammen einstrahlen, auch notwendig associiert werden. Das können wir aber unmöglich annehmen, denn es wäre damit die Unmöglichkeit gegeben, die Aussenwelt überhaupt vernünftig aufzufassen. Nur ein übergeordnetes Centrum, welches die Reize apperzipiert, sondert, ordnet und verbindet, könnte hier zur Erklärung hinreichen.

Digitized by Google

Es wird aber die Association nicht nur durch den ewig gleichen Vorgang hervorgerufen, sondern auch ein ähnlicher Vorgang vermag sie hervorzurufen. „Gerade das, sagt einmal v. Kries, ist die Frage, wie es geschehen kann, dass eine Form etc. als solche wirksam sein kann, dass Besonderheiten, die als Bestandteile des physiologischen Vorganges uns gar nicht greifbar sind, die wir daher auch gar nicht anders, als mit Bezugnahme auf jene entfernteren Effekte bezeichnen können, zu einer derart selbständigen Bedeutung gelangen. — Immer wird man betonen müssen, dass zwei Eindrücke, die wir nach Massgabe ihres psychologischen Effektes ähnlich nennen, als eine Summe von Erregungseffekten in bestimmter räumlicher Verteilung aufgefasst, gar nichts Gemeinsames besitzen.“ Hier scheitert z. B. die Annahme Munks und die wohl entsprechende Flechsigs, dass die Sehsphäre nichts anderes sein soll, als eine Projektion der Netzhautelemente nach ihrer räumlichen Anordnung. Nun sind aber, und hierin fehlt den Anatomen und Physiologen oft die psychologische Schulung, die Erinnerungsbilder nie und nimmer einfache Abbilder, Miniaturen der Objekte. Jedes optische Bild ist aus tausend Betrachtungen gewonnen, in denen der Gegenstand sich in anderer Grösse, Lage, Projektion auf der Netzhaut abbildete. Dieser Arbeit der Generalisierung steht die Lehre von der Association ratlos gegenüber. Hier versagt sie im Prinzip und würde der Schwierigkeiten selbst bei genauer anatomischer Kenntnis nicht Herr. Die Kenntnisse von den physiologischen Vorgängen im Gehirn sind aber soweit entfernt, schon genau erforscht zu sein, dass sie vielmehr absolut hypothetisch und ohne Prüfung aus der Lehre von den peripheren Nerven übernommen sind. Nur kurz möchte ich hinweisen, dass dieses Prinzip jeder Analyse hilflos gegenübersteht, da es mit dem synthetischen Associationsbegriff allein wirtschaftet, das heisst, immer nur die Verbindung, nie die Trennung von Vorstellungen erklärt.

Daher bleibt auch das Urteil der einfachen Lehre von der Leitung und Verbindung der Vorstellungen ein unerklärbares Phänomen. Im Urteil vereinigen sich ja nicht zwei Vorstellungen zu einer neuen oder zur Aufeinanderfolge geistiger Vorgänge, sondern es findet ein ganz eigenartiges Aufeinanderbezogenwerden der beiden Bestandteile statt. Dieses eigenartige Verhältnis wird in der modernen Logik meist als das spezifische Urteilsgefühl oder als Geltungsgefühl bezeichnet. Es ist ein eigenartiges Gefühl für jede Art des Urteiles, das bejahende und verneinende, das allgemeine und besondere. Und eigenartig wie das Gefühl ist auch die Art, in welcher wir das Subjekt und das Prädikat auf einander beziehen. Dem werden aber die Begriffe der Leitung und Association in ihrer Dürftigkeit durchaus nicht gerecht. Der Physiologe v. Kries hat das in seinem Büchlein „Ueber die materiellen Grundlagen der Bewusstseins-Erscheinungen“ neuerdings vorzüglich dargethan.

So begegnen wir nach allen Seiten hin Hypothesen, Diskussionen, Unklarheiten. Zur Ueberhebung hat die Gehirnforschung der Psychologie gegenüber keinen Grund. Sobald sie ernstlich darauf ausgeht, das Gehirn nach Bau und Leistung zu erforschen und seiner Entwickelung und seinem Wesen nach zu verstehen, kann sie der psychologischen Vorarbeit nicht entraten. Ohne exakte Psychologie keine

Digitized by Google

exakte Kenntnis des Gehirns, ohne exakte Kenntnis der geistigen Entwickelung kein wahres Eindringen in die Entwickelungseigenart des Gehirns. Genau so, wie die Gehirnforschung der Physiologie, kann diese der Gehirnforschung nicht entraten. Die Entstehung der Sinneswahrnehmung, der Reflexe und die Willenshandlung, die Einheit des Gefühls als geistiger und körperlicher Vorgang und vieles andere bleiben ohne Kenntnis der gehirnanatomischen und physiologischen Grundlagen ganz unerklärt. Es sind zwei Wissenschaften, die ohne einander nicht existieren können, deren jede daher die andere als gleichberechtigt anerkennen und mit ihr Hand in Hand gehen muss. Wenn jede ihren Weg mit möglichster Sorgfalt und Treue geht, kommt sie bald an den Punkt, wo sie der anderen bedarf. Da kann man nur darauf hinarbeiten, dass jede soweit kommt, dass man von ihr sagen kann, sie sei da, wenn die andere ihrer bedarf — dann erst wird ein völliges Verständnis unserer geistigen Entwickelung möglich sein, zu dem eine jede von ihnen Gleiches beigetragen hat.

Ueber den Einfluss der Inzucht und Vermischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung.

Dr. Albert Reibmayr.

Soweit wir die Geschichte der Menschheit überblicken können, hat es von jeher in allen sozialen Korporationen, welche wir Staaten zu nennen das Recht haben, zwei Parteien gegeben, die sich stets mehr oder weniger feindlich gegenüber standen. Die Namen dieser Parteien waren in jedem Staate und in allen Jahrhunderten verschieden je nach den staatlichen Einrichtungen, wofür sie gerade kämpften; dieselben änderten sich wohl auch mit den Ansichten und politischen Zuständen der Parteien. Im tiefsten Grunde aber handelte es sich stets und überall auf der einen Seite um die Verteidigung und Erhaltung des Alten, Hergebrachten, Bestehenden und auf der anderen Seite um eine Reform desselben oder Neuschaffung, also um den Kampf zweier Parteien, deren Vertreter sich heute „Konservative“ und „Liberale“ nennen und unsere politischen Lehrmeister — die Engländer — von jeher als „Whigs“ und „Tories“ bezeichnet haben. Nur muss man diese Worte in ihrem allgemeinen, natürlichen Sinne auffassen und sie von dem einseitig politisch-religiösen Beigeschmack, welcher diesen Namen heute häufig anhaftet, entkleiden.

Der konservative politische Charakter hängt in allem und jedem mehr an dem Herkömmlichen, an den ererbten Sitten und Gebräuchen, ist daher politisch schwerfällig und kann sich nur, durch die Not gezwungen, und auch dann nur langsam, veränderten Verhältnissen anpassen. In seinem extremen Zustand, dem der Erstarrung, scheint der konservative politische Charakter vollkommen unveränderlich zu sein. Doch ist dies nur eine Täuschung, da es in der Natur überhaupt keinen wirklichen Stillstand giebt. Er scheint nur unveränderlich, weil er sich so langsam verändert, dass die Beobachtung eines Lebens nicht genügt, um eine wesentliche Veränderung wahrzunehmen.

Digitized by Google

Da die Religion für jedes Volk den wichtigsten Faktor im Leben darstellt, so kommt auch der konservative politische Charakter natürlich in dieser Beziehung am meisten zur Geltung, und darum hat der konservative politische Charakter nicht erst in neuerer Zeit, sondern schon bei den alten Völkern stets sich besonders in religiösen Fragen hervorragend bethätigt.

Diesen konservativen Charakter weisen, wie ich bereits in meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung nachgewiesen habe,*) alle Kasten und Völker auf, die das Inzuchtprinzip nicht nur im allgemeinen hoch halten, sondern sich diesbezüglich geradezu exklusiv verhalten, und es steht der Grad der konservativen Gesinnung stets im gleichen Verhältnis mit dem Grade der exklusiven Inzucht, welche in der Kaste, im Volke eingehalten wird.

Der liberale politische Charakter hingegen ist in allem und jedem der Gegensatz von dem konservativen Charakter und zeichnet sich besonders durch eine grosse Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Geister an veränderte Verhältnisse aus. Er hängt nicht am Alten, im Gegenteil, das Neue und Neueste ergreift der liberale Geist mit besonderer Vorliebe. Im extremsten Grade artet der liberale politische Geist geradezu in Charakterlosigkeit aus und schwankt in Bezug auf seine politischen Ansichten und Handlungen wie ein Rohr im Winde hin und her.

Diesen liberalen politischen Charakter weisen alle jene Stände und Völker auf, welche einer fortwährenden stärkeren Vermischung mit einem Blute von verschiedenen Charakteren ausgesetzt sind und bei welchen es daher nie zu einer über mehrere Generationen dauernden Inzuchtperiode kommen kann.

Wir sehen also, dass die vorwiegend konservative oder liberale politische Gesinnung eines Einzelnindividuums, einer Kaste oder eines Volksstammes nicht Zufall, noch durch äussere klimatische Verhältnisse bedingt ist, aber auch nicht ausschliesslich Wirkung der Erziehung und des Milieus sein kann, wie häufig angenommen wird, sondern in letzter Linie eine Wirkung des ererbten Blutes ist und zwar ist die vorwiegend konservative Gesinnung die Folge einer durch mehrere Generationen stattgehabten Inzucht zwischen Individuen von gleichen oder sehr ähnlichen Charakteren einer und derselben Kaste oder eines Volkes, während die liberale Gesinnung die Folge einer Blutmischung von Individuen verschiedener Kasten und Völkerstämme ist.

Diese Thatsache stimmt mit den Beobachtungen der Tierzüchter überein, wonach durch künstliche Zuchtwahl ein bestimmter Charakter nur durch eine Inzucht von mindestens 6—7 Generationen fixiert, also „konservativ" in unserem Sinne gemacht werden kann, während durch öftere Vermischung besonders mit einem Blute weit abstehender Charaktere wohl eine grössere Variation in den Charakteren, aber auch fortwährende Rückschläge und darum geradezu charakterlose Individuen hervorgebracht werden. Dass die politische Gesinnung in der Regel eine angeborene, ererbte ist, beweist am besten die Kraft, mit der sich dieselbe bethätigt und über die verschiedensten Hinder-

*) A. Reibmayr, Inzucht und Vermischung beim Menschen. Wien 1897. S. 82

Digitized by Google

nisse und Hemmnisse den Sieg davon trägt. Sie ist eben wie jede ererbte, angeborene Charaktereigenschaft „Natur" und darum: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret." Wie wäre es einer Erziehung allein möglich, eine derartige Wirkung auf den politischen Charakter eines Einzelnindividuums, einer Kaste hervorzubringen und z. B. eine solche aufopferungsfähige Vaterlandsliebe zu züchten, wie wir sie an zahlreichen Beispielen der alten Geschichte vor uns haben. Dies ist nur möglich, wenn die Erziehung durch angeerbte und durch vieljährige Inzucht fest fixierte Gefühle unterstützt wird und im ererbten Blute schon der geeignete Boden vorliegt, wo dann Erziehung und Milieu die im Volke oder in der Kaste mit Vorliebe gezüchteten Charaktere zur höchsten Reife bringen können. Im Altertum, wo Inzucht und Vermischung fast immer in extremer Weise auftrat, haben wir auch die Wirkung derselben auf den politischen Charakter in extremster Weise vor uns.

Die beiden Muster-Inzuchtvölker des Altertums — die Aegypter und alten Juden — haben darum auch den konservativsten politischen Charakter aufzuweisen und so machte sich derselbe, da die Religion bei beiden Völkern im Staatswesen eine so hervorragende Rolle spielte, hier auch am meisten geltend. Bekanntermassen beleidigte und empörte Kambyses die Aegypter durch nichts mehr, als durch die mutwillige Tötung des heiligen Apis. Alle späteren Eroberer und Herrscher Aegyptens, die Ptolomäer und Römer, hatten als oberstes Regierungsprinzip vor allem die Schonung der konservativen, durch eine unendliche Reihe von Generationen fest fixierten religiösen Gefühle im Auge.

Das Gleiche können wir an den alten Juden beobachten, nachdem durch die strengen Inzuchtgesetze des Esra (Esra, 10. Kap., 2 und 18—44 und Nehemia, Kap. 10, 29) jede fremde Blutmischung ausgeschlossen wurde. Die Pharisäer bildeten die auf strengster Inzucht basierte konservative politische Partei, während die Saducäer, welche mehr römisches und griechisches Mischblut in sich hatten, die freisinnigere liberale Partei darstellten. Von allen Teilen Palästinas war aber Galiläa die am stärksten gemischte Provinz, darum auch der orthodoxe Inzuchtjude verachtungsvoll fragte: „Was kann Gutes aus Galiläa kommen?" und schon den Namen „Galiläer" sprach der alte Inzuchtjude eben wegen dieses Blutgegensatzes mit einer gewissen Verachtung aus. Christus selbst und alle seine Jünger, mit Ausnahme des Judas, stammten bekanntlich aus dieser Provinz. Dass der Reformversuch, den Christus an der bereits vollkommen erstarrten jüdischen Religion versuchte, bei den Juden selbst im grossen und ganzen misslang, lag an dem bereits ausserordentlich fest fixierten konservativen Charakter der alten Inzuchtjuden, welche jeder Veränderung und Anpassung ebenso abhold waren, wie es heute noch die echten Vollblutjuden sind.

Es hat stets im jüdischen Volkskörper etwas Mischblut gegeben, welches, wie die Saducäer, die Galiläer und Samaritaner, mehr beweglicheren Geistes und sich veränderten Verhältnissen leichter anzupassen imstande war, während der orthodoxe Inzuchtjude stets mit der ganzen fortschreitenden Bewegung wegen seines starren Festhaltens am Hergebrachten in fortwährende Konflikte geraten musste. Auch heute ist der jüdische Volkskörper in zwei Lager geteilt, in die

Digitized by Google

Zionisten und ihre Gegner, wobei die Zionisten die stramme nationale konservative Partei repräsentieren und ihre Gegner die mehr liberale. Ich bin fest überzeugt, dass auch hier für die Zugehörigkeit zu den beiden Lagern im tiefsten Grunde das Blut den ausschlaggebenden Faktor bildet. Wenn man die Ahnentafeln der Generationen der beiden Parteien vor sich hätte, so würde sich für die Zionisten ergeben, dass sie viel mehr Vollblutjuden sind, als ihre Gegner.

Das klassische Beispiel für den Einfluss der Blutmischungsverhältnisse auf den politischen Charakter einer Bevölkerung waren im Altertum die zwei führenden Volksstämme der Griechen: die Spartaner und Athener. Sie sind für unsere Frage gleichsam wie ein Naturexperiment. Nicht nur sind die beiden Volksstämme in genealogischer Hinsicht Bruderstämme, also in ihren Stammescharakteren von Hause aus sehr ähnlich, sie haben auch unter ziemlich gleichen äusseren klimatischen und politischen Verhältnissen ihren Kampf ums Dasein geführt. Nur bezüglich ihrer Blutmischung haben sie sich ganz verschieden gehalten und darum war auch ihr politischer Charakter ein ebenso verschiedener. Es ist in der ganzen Geschichte der Menschheit kein ähnlicher Fall bekannt, dass zwei Bruderstämme, welche kaum ein paar Tagreisen von einander siedelten, im Verlaufe weniger Generationen einen solchen diametral verschiedenen Nationalcharakter gezüchtet haben, wie diese beiden Stämme. Bisher wurde, was die Spartaner betrifft, das Merkwürdige dieses eigentümlichen Nationalcharakters der Einwirkung der Gesetzgebung des Lykurgus, also als das Resultat der spartanischen Staatserziehung angesehen.

Der Einfluss eines so eingreifenden Erziehungssystems soll nicht geleugnet werden. Damit aber eine Erziehung ein so gleichwertiges Resultat erzielen kann, wie wir es in dem spartanischen Herrenstand vor uns haben, muss dieser Erziehungsanstalt auch ein gleichwertiges Rohmaterial zugeführt werden, denn bei aller Erziehungskunst bleibt, wie bei jeder anderen Kunst, doch die natürliche Anlage die Hauptsache. Das war bei dem spartanischen Herrenstande im hohen Grade der Fall, und zwar wurde dieses Gleichmaass der Anlage hervorgebracht durch eine exklusive Inzucht innerhalb desselben, wie wir sie in dieser Exklusivität bei keinem anderen Griechenstamme finden.

Der ausserordentlich scharfe Kampf, welcher bei der Eroberung von Lakonien und Messenien stattfand, hat die Kluft zwischen Sieger und Besiegten von vornherein so tief gemacht, dass hier eine kastenmässige Abschliessung derselben von Anbeginn eintrat, wie wir sie sonst nirgends in dieser Schärfe bei den Griechen beobachten können.

Zwischen diesen beiden Kasten war also eine Blutvermischung überhaupt ausgeschlossen. Aber auch eine Blutmischung mit Familien anderer Griechenstämme war fast unmöglich, weil frühzeitig das Gesetz gegeben wurde, dass zur spartanischen Vollbürgerschaft die Abstammung von einem spartanischen Vater und einer spartanischen Mutter nötig sei. Dazu kam, dass von Zeit zu Zeit alle Fremden aus Sparta ausgewiesen wurden und einem Spartiaten nur in Staatsangelegenheiten erlaubt war, längere Zeit im Auslande zu verweilen. Wir haben es also hier mit einer gesetzlich vorgeschriebenen Inzucht von derartiger Exklusivität zu thun, wie sie nur bei dem Volke der alten Juden seit Esra und bei den römischen Patriziern bis zur

Digitized by Google

Aufhebung des Verbotes des Connubiums zwischen Patriziern und Plebejern vorgekommen ist.

Da der spartanische Herrenstand anfangs aus 8000—10 000 Familien bestand, im Verlaufe der Jahrhunderte aber stetig an Zahl abnahm, eine Thatsache, die wir uns nur als eine Folge des Nachlassens der geschlechtlichen Reproduktionskraft infolge fortwährender Inzucht erklären können,*) so mussten hier die Folgen der exklusiven Inzucht viel schärfer und schneller zu Tage treten und dies um so mehr, je grösser im Verlaufe der Generationen die Ahnenverluste waren.**)

Frühzeitig zeigte sich daher der Einfluss der exklusiven Inzucht auf den politischen Charakter der Spartaner in einer konservativen Gesinnung von geradezu auffallender Stärke. Immer mehr, je länger die Inzucht währt, geraten die Spartaner in einen Gegensatz in Bezug auf Sitte und Gebräuche und in Bezug auf das, was allen Griechen-Stämmen gemeinsam und das einigende Band derselben von Hause aus gewesen war. Wir haben über diesen Gegensatz in dem politischen Charakter im Vergleiche mit den übrigen Griechen, besonders über den mit den Vertretern der liberalen Richtung, den geistig so beweglichen Athenern, eine treffliche Schilderung bei Thukydides in der Rede des korinthischen Gesandten: „Die Athener sind Neuerer, rasch im Bedenken und rasch im Ausführen dessen, was sie beschlossen haben. Ihr (Spartaner) wollt bewahren, was ihr habt und darüber hinaus nicht einmal das Unerlässliche erwägen und ins Werk setzen. Die Athener wagen über ihre Kraft hinaus und suchen unverständig die Gefahr und sind voll guter Hoffnung, auch wenn es übel steht. Eure Art ist hinter eurer Macht zurückgeblieben, selbst der sichersten Meinung nicht zu trauen und anzunehmen, dass die Schwierigkeiten niemals aufhören. Wer alles in allem zusammenfassend behauptet, der Athener Art sei, weder selbst Ruhe zu halten, noch anderen Menschen Ruhe zu lassen, trifft das Rechte."

Diese Rede wurde gehalten zu einer Zeit, als die konservative politische Gesinnung in Sparta schon längst den gesunden goldenen Mittelweg verlassen hatte und die Folgen der Erstarrung des konservativen Charakters anfingen, den Spartanern selbst und ihren Bundesgenossen schädlich zu werden. So hatten sie zur Zeit der höchsten Gefahr für ganz Griechenland, trotz der dringenden Bitten der Athener, es nicht über sich vermocht, von ihrer alten Gewohnheit in Bezug auf das Ausziehen in das Feld abzugehen, und waren darum auch zur Schlacht bei Marathon zu spät gekommen. Aber die ganze Geschichte des spartanischen Staates ist voll von Beispielen ähnlicher schwerfälliger, konservativer Charakterzüge. Wie oft haben die spartanischen Heerführer offenkundige Vorteile aufgegeben, weil sie durch religiöse konservative Bedenken dazu bewogen wurden oder nicht imstande waren, ihre Entschlüsse den gegebenen Verhältnissen anzupassen. Sie glichen hierin den orthodoxen konservativ erstarrten alten Juden, welche auch lieber ihre Städte erobern liessen, als dass sie dieselben, wenn sie am Sabbath angegriffen wurden, verteidigt hätten.

*) Ueber das Aussterben der Familien aus führenden Kasten siehe: Inzucht und Vermischung, Zusatz S. 261.

**) Ueber die Ahnenverluste bei Inzucht und deren Bedeutung siehe Prof. Dr. Lorenz: Lehrbuch der Genealogie.

Digitized by Google

So extrem konservativ verhielt sich Sparta nicht nur in seiner Spezialität im Kriegswesen, sondern in seinem ganzen politischen und sozialen Leben. Sparta beharrte bei dem Landbau, bei seiner Eisenwährung, während fast alle anderen Staaten, vor allem die Seestädte, zu immer lebhafteren, industriellen und kommerziellen Thaten kamen.*)

In ihren staatlichen Einrichtungen hören wir von der Zeit Lykurgs und Cheilons an durch viele Jahrhunderte von keiner Veränderung. Die Erhaltung Spartas als offener Stadt war eine der tiefgewurzelsten und liebsten Lykurgischen Ueberlieferungen, ein treffender Beweis der furchtlosen Haltung und des Selbstvertrauens der Spartaner gegen Gefahren von aussen (Dunker). Sicher war aber die Erhaltung der offenen Stadt in einer Zeit solcher Gefahren, wie es die Zeit der Perserkriege und der grossen griechischen Bürgerkriege war, wo die Athener daran gingen, ihre langen Mauern zu bauen, nicht nur ein Zeichen hohen Mutes und stolzen Selbstvertrauens, sondern auch ein Zeichen starren, konservativen Sinnes. Wie sehr aber dieser konservative konsequente Charakter und der zur Durchführung des von ihm Gewollten notwendige Fanatismus gefürchtet und respektiert wurde, dafür ist der beste Beweis, dass Epaminondas mit seinem siegreichen Heere wohl um die offene Stadt herumzog, es aber nicht wagte, den fanatischen Geist der Spartaner zu wecken und zweimal abzog, ohne die offene Stadt energisch anzugreifen.**)

Wie überall im Leben die Extreme sich berühren und vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so fehlt auch dem extrem konservativen Charakter der Spartaner dieser Zug nicht. Der spartanische Geist erstarrte infolge der exklusiven Inzucht so sehr, dass er auch in kleinlichen, gleichgiltigen Sachen jeder Veränderung abhold war, ja überhaupt jeder Neuerung prinzipiell entgegen trat. Als der Musiker Phrys aus Lesbos mit einer neunsaitigen Kithara nach Sparta kam, schnitt ihm der Ephor Ekprepes zwei Saiten ab; ebenso wurde dem Timotheus von Milet seine elfsaitige Kithara von den Ephoren weggenommen; man blieb bei der siebensaitigen Kithara des Terpandros.

So sehr die übrigen Griechen über ein derartiges altmodisches Wesen und über andere von ihnen stark abweichende spartanische Sitten und Gebräuche sich lustig machten, der stramm gezüchtete und in jedem Spartiaten gleichmässig vorhandene politische Charakter imponierte doch allen, je beweglicher und darum weniger charakterfest dieselben besonders in den grossen Handelscentren bereits zu werden anfingen. Die Spartaner standen noch bis zur Schlacht von Leuktra unbestritten im Krieg und Frieden im höchsten Ansehen.

Wie aber ihre engere Inzucht anfangs die Ursache der Züchtung ihrer über die übrigen Griechen hervorragenden Charaktere, also die Quelle ihres Ruhmes und ihres Ansehens war, ebenso war dieselbe exklusive Inzucht die Ursache, dass diese hervorragenden Charaktere im Verlaufe der Generationen ins Extrem gezüchtet und derart fixiert wurden, dass sie die Eigenschaft unwandelbarer Starrheit

*) Dunker, Griech. Geschichte. VI. 386.

**) Erst um das Jahr 317, als der Herrenstand auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen war, wurde Sparta ummauert.

Digitized by Google

annahmen. Nun ist es ein Gesetz, welches durch die ganze belebte Natur zu beobachten ist, dass alle ins Extrem gezüchteten Charaktere schliesslich selbst schädlich werden und ihr Zugrundegehen selbst verursachen.

Das trat auch bei den Spartanern ein. Sie gingen nicht, wie andere Aristokratien, an der körperlichen und geistigen Degeneration infolge des Reichtumes und des Nichtgebrauchs ihrer Charaktere zu Grunde, sondern an den Folgen ihres extrem konservativen Charakters und der exklusiven Inzucht. Wesentlich in allen ihren politischen und militärischen Einrichtungen stehen bleibend und altmodisch, wurde die Lykurgische Disziplin von der fortschreitenden militärischen Bildung anderer Staaten übertroffen. Dieses Ereignis wurde den Spartanern 60 Jahre früher von den Korinthern*) vorausgesagt und verwirklichte sich nun zur Ueberzeugung von ganz Griechenland auf dem Schlachtfelde von Leuktra.

Aber nicht nur an sich selbst hatten die Spartaner das einzig richtige naturwissenschaftliche Mittel angewandt, um bestimmte, gewünschte politische Charaktere zu züchten und durch exklusive Inzucht zu fixieren, sondern auch bei ihren Unterthanen, den Heloten.

Wie bekannt, war die Eroberung von Lakonien und Messenien sehr schwierig und hartnäckig, und zog sich der Kampf durch viele Jahre hin. Die Folge war, wie gesagt, nach Beendigung des Kampfes eine viel strengere kastenmässige Abschliessung des Herrenstandes von den Unterjochten, als dies sonst in Griechenland nach der dorischen Wanderung und Okkupation der Fall gewesen war.

Da das Populations-Verhältnis des Herrenstandes zu den Besiegten höchstens 1 : 20 war, so waren fortwährende Aufstände zu erwarten, wenn es nicht gelang, einen Geist der Unterwürfigkeit zu züchten und denselben zu vererben. Das erstrebten sie auch und wandten die gleiche Methode an, wie es Tierzüchter von jeher gethan haben, um bestimmte gewünschte Charaktere zu züchten. Es ist ihnen auch derart gelungen, dass mit Ausnahme der erfolglosen Verschwörung des Kinadon von der Seite der Heloten trotz des stets gleich bleibenden Druckes und der Grausamkeit ihrer Herren niemals ein Versuch der Abschüttelung dieses Joches gemacht wurde.

Man vergesse bei dieser merkwürdigen Thatsache nicht, dass die Heloten von Hause aus ebenso Griechen waren mit den allen griechischen Stämmen eigentümlichen Charakteren, worunter in erster Linie ein grosser Freiheitssinn zu nennen ist. Gewalt wäre allein nie imstande gewesen, aus einem freiheitsliebenden Volke eine so hündisch-unterwürfige Rasse zu machen, wenn diese Gewalt nicht ebenso wie bei der Umwandlung der ursprünglichen Charaktere unseres Haushundes durch künstliche Zuchtwahl und engere Inzucht durch viele Generationen unterstützt worden wäre.

Zur Ehre der Menschheit sei hervorgehoben, dass ein derartig unterwürfiger politischer Charakter, wie er uns von den Heloten geschichtlich überliefert ist, dem Menschen niemals und nirgends von Hause aus angeboren ist, selbst nicht bei den auf niederster Stufe der Kultur befindlichen Völkern. Er ist stets ein künstliches Züchtungs-

*) Thukydid. I, 71.

Digitized by Google

produkt, wie der Charakter des Haushundes, der die Hand leckt, die ihn schlägt und quält. Nur dort, wo ein Herrenstand seinen Untergebenen gegenüber die gleichen Züchtungsmaximen in Anwendung gebracht hat, wie der spartanische Herrenstand, finden wir einen ähnlichen hündisch-unterwürfigen Charakter wie bei den Heloten, so z. B. bei der niedersten Kaste in Indien, den Sudra und den leibeigenen Bauern in Russland.

Die Maximen, welche die Spartaner zum Zwecke der Züchtung dieses unterwürfigen politischen Charakters anwendeten, waren folgende. Ebenso wie der Herrenstand, war der Helotenstand auf die exklusivste Inzucht angewiesen und haben bezüglich der Ehe der Heloten die Spartaner es sicher ebenso gehalten, wie die russischen Adeligen zur Zeit der Leibeigenschaft mit ihren leibeigenen „Seelen". Auf diese Weise war das zahlreiche Volk der Heloten in viele kleine Inzuchtherde von wenigen Inzuchtfamilien geteilt, wodurch die Wirkung der Inzucht in Bezug auf die Vererbung des Charakters in wenigen Generationen eintreten musste, wie das bei den Tierzuchtversuchen auch stets der Fall ist.*)

Die Heloten sollten ferner durchwegs verschieden vom Herrenstande sein. Es wurde ihnen verboten, eine andere Tracht zu tragen als die Lederkappe und das Schaffell. Jede gymnastische und ritterliche Uebung wurde ihnen untersagt, ja sogar verboten, die Lieder Terpandros zu singen. Das wichtigste nebst der engeren Inzucht war aber die Krypteia. Es war dies eine Institution zur systematischen Ausrottung der Kühnsten, Tüchtigsten, Freiheitsliebendsten unter den Heloten, also das nämliche Mittel, welches Tierzüchter anwenden, um unerwünschte Charaktere aus einer Herde auszumerzen. Dadurch fehlte es den Heloten stets an Führern, da ja alle hierzu Befähigten durch die Krypteia beseitigt wurden.

Auf diese Weise brachte es der spartanische Herrenstand dahin, dass seine Unterthanen in wenigen Generationen schon mehr und besser durch die Bande der angeerbten und fixierten Charaktere in ihrer Stellung gehalten wurden, als durch die offene Gewalt. Diese Bande der Natur waren, nachdem die Inzucht durch viele Generationen ihre fixierende Wirkung ausgeübt hatte, so stark, dass selbst das grosse nationale Unglück, welches den spartanischen Herrenstand bei Leuktra traf, die Heloten in ihrer Mehrzahl nicht bewegen konnte, ihren grausamen Herren untreu zu werden, ähnlich dem Hunde, der bei seinem Herrn bleibt, wenn derselbe auch zum Bettler geworden und es schmale Kost und viel Schläge zu erleiden giebt.

Wir haben also in dem spartanischen Herrenstand das Beispiel einer Aristokratie vor uns, welche nicht nur das Prinzip der Inzucht hoch hielt — was ja alle Aristokratien der Welt von jeher und auch

*) Wie rasch sich auch beim Menschen der Charakter der Unterwürfigkeit bildet und fixiert, beweist uns auch eine Beobachtung über die Sklaven bei den Römern. Die Rasse von Sklaven, welche im Hause geboren war, war vielfach beliebt. Ciceros Freund Atticus hatte nur Sklaven, welche im Hause geboren und auferzogen waren, und lobt sie wegen ihres unterwürfigen folgsamen Charakters.

Die weitaus grösste Zahl der römischen Sklaven war aber noch nicht durch diese künstliche Zuchtwahl gegangen, und die römische Geschichte weiss zu erzählen, wie gefährlich diese nur durch Gewalt, nicht durch die Natur gezähmten Sklaven selbst dem festgefügten römischen Staatswesen und ihren Herren oft geworden sind.

Digitized by Google

heute noch thun — sondern dieses Prinzip derart auf die Spitze trieb, wie wir dies nur noch bei den alten Aegyptern, den orthodoxen Juden seit Esra und etwa noch bei der Kaste der Brahmanen in Indien beobachten können. Und überall sehen wir auch die gleiche naturgesetzliche Folge einer solchen exklusiven, durch viele Generationen währenden Inzucht: einen fest fixierten, ja erstarrten konservativen politischen Charakter, der vollständig unfähig ist, sich in veränderte äussere politische Verhältnisse zu finden und anzupassen und darum auch als selbständiger Staat zu Grunde gehen musste.

Der politische Gegenfüssler des Spartaners war der Athener. Er war es aber nicht nur in der Politik und in seinen politischen Charakteren, er war es auch, was für unsere Frage wichtig ist, in seinem Verhalten in Bezug auf die Blutmischung.

Wie jedes alte Kulturvolk hielten die Athener in ihren politischen Anfängen das Inzuchtprinzip hoch; denn ohne engere Inzucht keine führende Kaste und ohne führende Kaste ist ein politisches Staatswesen undenkbar. Aber schon in den ältesten historischen Zeiten hören wir hier von Blutmischungen und zwar von einer Blutmischung, wie wir sie für die Züchtung beweglicher genialer Charaktere als die günstigste anerkennen müssen. Auch nach den Beobachtungen der Tierzüchter ergeben nämlich Kreuzungen von Varietäten, die in körperlichen und geistigen Charakteren sich nahe stehen, stets die besten Resultate.

Als die dorische Wanderung in Griechenland im Kleinen ähnliche Stürme hervorrief, wie später die grosse Völkerwanderung im weströmischen Reiche, flüchteten viele jonische aristokratische Familien, um ihre Freiheit zu bewahren, aus allen Teilen Griechenlands auf die attische Halbinsel, wo sie teils Aufnahme in den Demen fanden, teils sich an der von Athen ausgehenden Kolonisation der Inseln und der kleinasiatischen Küste des ägäischen Meeres beteiligten. Dieser starke Zufluss von stammverwandtem, bereits hoch kultiviertem und doch mit etwas verschiedenen Charakteren versehenem Blute war in der Folge von ähnlichem günstigen Einfluss und hatte in Bezug auf die Züchtung genial beweglicher, liberaler Charaktere dieselbe Wirkung, wie sie z. B. der Zufluss und die Vermischung des intelligenten Bluteinschlages hatte, der aus allen Teilen Deutschlands und Frankreichs infolge der Reformationsstürme und Verfolgung der Protestanten nach Holland geflüchtet war.

Während also der spartanische Herrenstand von vornherein einheitlichen Blutes war und es auch fernerhin blieb, war die attische Aristokratie frühzeitig einer starken Blutmischung ausgesetzt, und wenn auch später bei ihr, wie bei jeder Aristokratie, die Inzucht in der eigenen Kaste Regel blieb, so nahm dieselbe nie eine so exklusive Form wie in Sparta an, um so weniger, als seit Solon das Privilegium der Geburt aufgehoben und auch dem Reichtum der Eintritt in die führende Kaste geöffnet wurde. Dadurch drang immer so viel bürgerliches Blut in die attische Aristokratie, dass dieselbe bei allem Vorwiegen des konservativen politischen Charakters doch immer von der schädlichsten Folge der engeren Inzucht, der Erstarrung der Charaktere, verschont geblieben ist.

Digitized by Google

Auch im Volke war bis zur Reform des Kleisthenes die Inzucht in den einzelnen Demen vorherrschend. Aber die altgriechische Sitte, dass die Kinder dem Stande des Vaters folgen, wurde in Attika niemals für längere Zeit aufgehoben, und darum haben stets zahlreiche Mischehen besonders mit Frauen aus den kleinasiatischen Töchter-Kolonien stattgefunden. Dieses Mischblut konnte dann bei der Kleinheit des Staatskörpers in wenigen Generationen seine günstige Wirkung ausüben. Wir sind natürlich über die Zahl dieser Mischehen nicht genau unterrichtet. Aber die Thatsache, dass nicht wenige der berühmten Athener, so Miltiades, Kimon, Themistokles, Alcibiades, Perikles, Thukydides, Kleisthenes, Antisthenes, Demosthenes keine Vollblutathener, sondern mütterlicherseits gemischten Blutes waren, ferner dass zur Zeit, als die ägyptische Getreidespende an Vollbürger verteilt werden sollte, fast der vierte Teil der Bürgerschaft nicht vollbürtig befunden wurde, lässt uns einigermassen einen Schluss auf die Stärke des fremden Bluteinschlags thun, welcher sich fortwährend, wenn auch langsam, in den attischen Volkskörper ergoss. Doch hielten sich, wie wir sehen können, bis zu den Perserkriegen die konservativen und liberalen Charaktere das Gleichgewicht, und diese Zeit bildete auch die Blüteperiode des attischen Staatswesens. Den grössten Einfluss auf die attische Blutmischung hatte aber die Reform des Kleisthenes. Dieselbe entfernte nicht nur alle Inzuchtschranken zwischen den einzelnen Demen, sie machte auch den Zutritt zu den führenden Aemtern allen Bürgern durch Wahl zugänglich und zugleich wurden viele Metoiken und Sklaven in den Bürgerstand aufgenommen. Nun schwankte, nachdem diese Blutmischung einige Generationen in Wirksamkeit war, das Zünglein der politischen Wage immer mehr auf die liberale Seite, und die Folge war der Sieg des demokratischen Prinzips.

Anfangs waren die Folgen des Ueberwiegens der politischen liberalen Charaktere wegen der grösseren Beweglichkeit der Geister und der Neigung des liberalen Charakters, den Fortschritt auf allen Gebieten des Staatslebens zu befördern und zu unterstützen, in Athen ebenso günstig, wie wir das überall beobachten können, wo der noch gesunde liberale Charakter zur Herrschaft kommt. Es war dies die Glanzperiode des attischen Staates und der Charaktertypus dieser Zeit hat einen prägnantesten Ausdruck in Perikles gefunden, welcher selbst von mütterlicher Seite her Mischblut war und sich in zweiter Ehe auch mit der Milesierin Aspasia verheiratete.

Mit Perikles schied der letzte ausgesprochen liberale Charakter aus dem politischen Leben, und nun begann das Zeitalter der Streber, der Sykophanten, kurz der charakterlosen Demagogen.

Die Typen dieser politisch charakterlosen Endperiode des attischen Staatswesens waren ein Alcibiades und ein Kleon.

Ebenso politisch charakterlos wie die Führer war das Volk. Es war die Zeit, von der Aristophanes im Pluto sagt:

„Man muss ein Schurke werden, gottlos, heillos ganz und gar,
Wie jetzt in der Welt sich fortzubringen nötig scheint."

Man hat für diese so auffallende und sich in wenigen Generationen manifestierende Umkehr der früher so vorzüglichen attischen Charaktere in das Gegenteil — kurz diesen auffallend raschen

Digitized by Google

Verfall des attischen Staatswesens teils dem Reichtum, teils dem verderblichen Einfluss der Sophisten zugeschrieben. Die Athener waren aber nie reich, auch nicht zur Zeit ihrer Herrschaft über das ägäische Meer, und die Prachtbauten des Perikles wurden bekanntlich aus dem delischen Schatze bezahlt. Ueber den angeblich verderblichen Einfluss der Sophisten hat schon Plato das Richtige gesagt. In so kurzer Zeit von zwei bis drei Generationen kann der politische Charakter einer Bevölkerung nur durch eine eingetretene starke Blutmischung vollständig umgewandelt werden, und zwar muss diese Blutmischung auch noch eine ungünstige, d. h. eine solche mit einem Blute von sehr weit abstehenden, sehr verschiedenen Charakteren sein. Das können wir auch für diese Periode nachweisen.

Schon Perikles hatte durch Wiederaufnahme der Kolonisation und Aussendung zahlreicher Kleruchien das attische Vollblut geschwächt. Eine noch stärkere Schwächung erfuhr das noch mehr konservative, attische Vollblut, als die Pest viele Tausende (4000—5000) von den attischen Bauern, die während der Belagerung hinter den langen Mauern kampierten, hinwegraffte. Den stärksten Aderlass aber erlitt das attische Vollblut durch das sizilianische Abenteuer. Droysen berechnet die Verluste der Athener auf 60000. Wieviel davon attisches Vollblut waren, lässt sich natürlich nicht bestimmen, aber dass die Verluste desselben bei der verhältnismässig kleinen Zahl der eigentlichen Bürger*) enorm waren, ist einleuchtend. Dazu kamen die grossen übrigen Verluste der vielen Schlachten des peloponnesischen Krieges. Da wir aber direkt von einer Abnahme der Bürgerzahl nichts hören, Beloch sogar annimmt, dass die Zahl der Bürger am Ende des peloponnesischen Krieges am höchsten war, die Generationen damals aber nicht schneller heranwuchsen als heute, so bleibt kein anderer Schluss, als dass diese enormen Verluste des attischen Vollblutes durch Aufnahme von Metoiken und Sklaven fortwährend ersetzt wurden. Das war auch thatsächlich der Fall**). Ein solcher starker Bluteinschlag von den verschiedensten Charakteren musste schon in einer Generation eine enorme Wirkung in Bezug auf die Veränderung der politischen Charaktere der attischen Bürgerschaft hervorrufen. Da um diese Zeit der Demos ganz die Macht in Händen hatte und in der attischen Aristokratie die konservativen, hemmenden Charaktere à la Nikias, auch immer seltener wurden, so rollte nun das Staatswesen, von charakterlosen Führern geleitet und von einer ebenso charakterlosen Menge beraten, unaufhaltsam seinem Abgrund zu.

Während also der spartanische Staat an dem einen Extrem der Blutmischung seiner Bürger, an der exklusiven Inzucht und deren Folgen — der Erstarrung der konservativen politischen Charaktere — zu Grunde ging, ging Athen an der politischen Charakterlosigkeit seiner Bürger zu Grunde, welche durch das andere Extrem einer fortwährenden Vermischung mit dem Blute der verschiedensten Charaktere hervorgerufen wurde.

---

*) Athen hatte selten mehr als 30000 Bürger.

**) So hören wir, dass nach der Schlacht von Koronea auf einmal 20000 Metoiken und Sklaven zu Eupatriden gemacht wurden.

Digitized by Google

Wir haben in der alten Geschichte noch einen Fall einer ähnlichen rapiden Veränderung der politischen Charaktere in wenigen Generationen. Es ist dies die Degeneration des römischen Volkes gegen Ende der Republik.

Auch hier war es hauptsächlich das Blut der zahllosen Freigelassenen, aus den bereits degenerierten, unterjochten Staaten des Ostens, welches nicht nur die konservativen Charaktere der Plebs, sondern auch, als die Inzuchtschranken zwischen Plebs und Aristokratie fielen, die Nobilität und das Patriziat in wenigen Generationen zu einer charakterlosen Masse verwandelte*). Der Verfall der politischen Charaktere war hier nur um so rapider, als die Wirkung der ungünstigen Blutmischung noch durch die schädlichen Wirkungen des Reichtums und des Luxus unterstützt wurde.

Wir haben es aber gar nicht nötig, uns die Beweise für den Einfluss der Blutmischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung aus dem Altertum zu holen. Wir brauchen nur um uns zu sehen und können die Beweise hierfür aus jedem Staate und jedem Stande beibringen.

Das Altertum und das Mittelalter eignet sich zum historischen Nachweis unseres Themas nur darum besser, weil in dieser Zeit, wie gesagt, Inzucht und Vermischung in extremeren Formen zur Geltung kamen und darum auch die Folgen auffallender und schneller zu Tage traten. Aber in Thätigkeit sind diese beiden wichtigen Faktoren noch heute, wenn auch in etwas veränderter Form, und darum müssen wir ihre Wirkung auf den politischen Charakter der europäischen Bevölkerung ebenso nachweisen können, wie in früheren historischen Zeiten.

Die Bevölkerung der europäischen Staaten kann man auch heute noch in drei Stände einteilen: in den Adel, den Mittelstand und Bauernstand, wozu in den meisten industriellen Staaten noch ein vierter Stand — die Fabrikbevölkerung — kommt. In Bezug auf die Blutmischung herrscht im Grossen und Ganzen im Adel und Bauernstand vorwiegend Inzucht und im Mittelstand und in der Fabriksbevölkerung Vermischung. Diesen Blutmischungsverhältnissen entspricht auch in der Regel der politische Charakter dieser einzelnen Bevölkerungszweige.

Ueber die Inzucht des Adels dürfte wohl niemand zweifeln und auch nicht über seinen durchschnittlich konservativen Charakter. Doch gelingt es heute dem Adel weniger als je, sich hermetisch vor Blutmischungen abzuschliessen, und die Inzucht ist daher wohl überall eine vorwiegende, aber nirgends eine exklusive. Denn war schon im Altertum der Reichtum gewöhnlich der goldene Schlüssel, mit dem sich besonders die weiblichen Linien der unteren Stände die Inzuchtspforten der Adelskaste erschlossen, so ist dies heute mehr als je der Fall. Es dürfte heute wenige europäische adelige Familien geben, welche eine Ahnentafel von 32, geschweige denn von 64 oder 128 echten Inzuchtahnen aufzuweisen haben, was bei der Aristokratie des Mittelalters und Altertums gewiss sehr häufig war und bei einem Brahmanen und orthodoxen Juden heute noch eine gewöhnliche Sache ist.

*) Dieser Prozess wurde sehr anschaulich von Otto Seeck in seiner Arbeit „Der Untergang der alten Welt" geschildert.

Digitized by Google

Ist also auch die Inzucht das vorherrschende Prinzip beim Adel aller europäischen Länder und daher derselbe dementsprechend vorwiegend politisch konservativ, so finden wir doch selten jenen starren konservativen Charakter, wie er eben nur durch eine exklusive Inzucht von mindestens sieben Generationen oder eine reine Ahnentafel von 128 Ahnen und mehr bedingt wird. Im Gegenteil, unser Adel hat heute infolge des nicht seltenen Eindringens bürgerlichen Blutes und der Verbreitung desselben durch Verschwägerungen in viele Linien häufig einen liberalen Anflug.

Ein sehr interessantes Beispiel von dem Einflusse der Blutmischung auf den politischen Charakter beim Adel bietet uns Bismarck. Väterlicherseits altes Aristokratenblut, war seine Mutter eine Bürgerliche und stammte aus der Leipziger Professorenfamilie Menken. Der politische Grundzug dieser Familie war, wie Bismarck selbst sagt,*) stark liberal. Neigte Bismarck vermöge seines väterlichen Erbblutes mehr zur konservativen Seite, so brachte das liberale mütterliche Bürgerblut den genial beweglichen Zug in seinen politischen Charakter, so dass sich beide Richtungen im gesunden harmonischen Gleichmaass hielten. Diese erbliche Mischung in seinem politischen Charakter war auch die Ursache, dass ihn seine mehr konservativen Stammesgenossen für einen „Liberalen" und die extrem liberalen Parteien stets für einen „Junker" ausschrieen.

Das vor Vermischungen mit anderen Ständen oder Rassen reinste Blut besitzt aber heutzutage nicht mehr der Adel, sondern das findet man nur mehr beim Bauern und zwar am sichersten bei der Bevölkerung hochgelegener Alpenthäler. Ich habe bereits in meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen über die Inzucht im Gebirge ausführlicher gesprochen und das Hochgebirge überall als einen natürlichen Schutzwall für die engere Inzucht bezeichnet. Der Bevölkerungsstrom geht in den Bergen in der Regel, wie seine Bäche, von oben nach unten in die grösseren Hauptthäler und vorgelagerten Ebenen hinaus, und wenn ein Rückströmen stattfindet, so ist es fast regelmässig nur dasselbe Blut, welches aus Heimweh oder anderen Gründen wieder zurückkehrt. In der Regel heiratet ein Bauernbursche ein Mädchen aus seinem Thale, sehr selten aus einem benachbarten. In der Schweiz sehen die „Knabenschaften", wie man die Gemeinschaft der unverheirateten Burschen nennt, strenge darauf, dass kein fremdes Blut — und fremdes Blut heisst jedes Blut aus einem anderen Thale — in das Thal hereinheiratet. Bei der geringen Zahl der Bewohner solcher Hochthäler (meistens nur mehrere Hunderte, selten über 1000—2000) sind in wenigen Generationen sämtliche Bewohner mit einander blutsverwandt und die Ahnenverluste müssen im Verlaufe der unzähligen Generationen hier geradezu enorm sein. Je grösser aber die Ahnenverluste dadurch sind, dass ein und derselbe Ahne in der Ahnenreihe immer häufiger vorkommt,**) desto wirksamer muss die Fixierung der Charaktere, desto konservativer

*) Gedanken und Erinnerungen. I. S. 14.

**) Ueber den Ahnenverlust des jetzigen deutschen Kaisers Wilhelm II. siehe Prof. Dr. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie. Während die theoretische Ahnentafel in der zwölften Generation 4096 Ahnen zählen sollte, hat der deutsche Kaiser nur 275, also einen Ahnenverlust von 3821 Ahnen in nur zwölf Generationen.

Digitized by Google

also wird eine solche Bevölkerung sein. Das kann man auch regelmässig beobachten, ob man hierzu die Schweiz, Tirol, Schottland, Norwegen oder die Hochgebirgsthäler von Spanien oder Italien wählt. Ueberall findet man die Bewohner der am höchst gelegensten, dem Blutverkehr am schwersten zugänglichen Thäler am konservativsten; je grösser die Thäler sind, je mehr Blutverkehr dieselben haben, desto weniger konservativ sind sie, wenn auch fast überall im Gebirge der Bauer wegen der vorherrschenden Inzucht noch konservativ bleibt.

Es ist gewiss z. B. kein Zufall, dass zur Zeit der Reformation in der Schweiz die Urkantone, welche das reinste alemannische Blut hatten und wo nur Bauern und keine Städter waren, konservativ bei ihrer angestammten Religion blieben, während die grossen im Innern und an den Grenzen gelegenen Städte und Kantone mit verschieden sprechender Bevölkerung, welche also am meisten auch gemischtes Blut enthielten, der liberalen Reformationsbewegung sich am frühesten und intensivsten anschlossen.

Gewöhnlich wird der hervorragend konservative religiöse Charakter der bäuerischen Bevölkerung dem Einflusse und der Erziehung ihrer Priester zugeschrieben. Derselbe ist zweifellos vorhanden, aber er ist nur dort wirksam, wo er auf einen entsprechenden Resonanzboden trifft, nämlich auf infolge vieler Generationen dauernder Inzucht fest fixierte und vererbte religiöse Gefühle. Der Einfluss der Erziehung und des Milieus wird in der Regel ebenso überschätzt, wie z. B. die Leistungen des Arztes am Krankenbett.

Bei den Krankheiten heisst es ganz richtig: „Natura sanat, medicus curat", und bei der Züchtung der politischen Charaktere kann man ebenfalls sagen, dass das Blut, also die Natur, den Grundton angiebt und Erziehung und Milieu nur in geringem Grade modifizierend zu wirken imstande sind.

Der Spruch, den wir unlängst bei der Polendebatte im preussischen Abgeordnetenhause zu hören bekamen, dass der Mensch politisch so wird, wie er erzogen wird, ist ebenso richtig und unrichtig, wie der Spruch, dass Kleider Leute machen. Es mag oft genug vorkommen, dass ein Mensch infolge Erziehung, aus materiellen Interessen oder anderen Gründen scheinbar konservativ ist, obwohl er von Natur aus liberal beanlagt ist, und umgekehrt.

Doch giebt es stets politische Fragen, denen gegenüber ein anerzogener oder durch äussere Verhältnisse erzwungener unechter politischer Charakter nicht Stand hält. Solche Fragen wirken dann auf die politischen Charaktere der Menschen wie Scheidewasser auf Metalle, sie bedingen eine Scheidung der Geister, sie zwingen dieselben, Farbe zu bekennen, kurz sie bewirken, dass der echte angeborene politische Charakter zum Vorschein kommt. Das sind gewöhnlich politische Fragen, die den Menschen in seinem Innersten aufwühlen und packen, und die darum mit einer gewissen Begeisterung verbunden sind. Hierher gehören in erster Linie religiöse Fragen.

Aber nicht nur für die Religion begeistert sich stets der angeborene konservative Charakter einer Inzucht-Bevölkerung, sondern auch für das Vaterland, für das angestammte Herrscherhaus etc., weil auch da ererbte Gefühle vorliegen, welche bei einer stark blutgemischten Bevölkerung entweder fehlen oder nur so abgeschwächt vorhanden

Digitized by Google

sind, dass es zu keiner echten Begeisterung kommen kann. Darum ist auch die Bauernbevölkerung, bei der Inzucht herrscht, nicht nur besonders in religiöser Beziehung konservativ, sondern auch in der Regel sehr patriotisch und loyal. Keine Bevölkerung liebt so die angestammten Sitten und Gebräuche und hängt so an ihrer Heimat, wie die Bewohner der höchsten Alpenthäler (Heimweh).

Der Bauernstand im Flachland ist, da ihn keine natürlichen Schutzwehren vor der Blutmischung so schützen, wie die Alpenbewohner, stets mehr derselben ausgesetzt gewesen und daher in der Regel weniger konservativ. Nur dort, wo verschiedene Religion oder Sprache (Sprachinseln) ein Hemmnis für das Eingehen von Ehen mit der Umgebung bilden oder wo durch einen festgefügten Wohlstand die angestammte Sitte einen besseren Halt bekommen hat, wie das z. B. bei dem Bauernstande in Westfalen der Fall ist, dort herrscht mehr Inzucht als dies sonst im Flachlande der Fall ist. Nicht nur der zunehmende Verkehr, sondern am meisten die Fabriksbevölkerung, wenn sie zerstreut am Lande unter einer Bauernschaft siedelt, ist einer vorwiegenden Inzucht nachteilig, und wo solche Mischungen häufig sind, fängt der Bauer nicht nur an liberal zu werden, sondern er wird geradezu politisch charakterlos. Doch im Durchschnitt herrscht noch heute überall in allen Dörfern am Lande Inzucht, der Bauernbursche heiratet auch am Flachland meist ein Bauernmädchen und darum überwiegt auch dort in der Regel noch der konservative politische Charakter.

Der Mittelstand ist heute der Stand, wo die stärkste Blutmischung stattfindet und wird derselbe nur hierin von der Fabriksbevölkerung und dem Proletariate, dem sogenannten vierten Stand, übertroffen.

In den Mittelstand sinken regelmässig die weiblichen Linien des finanziell zu Grunde gegangenen Adels zurück und steigen die talentierteren männlichen Köpfe aus dem Bauern- und Fabrikarbeiterstande auf. Dazu kommt, dass heute durch die riesige Zunahme des Verkehrs und die Leichtigkeit der Freizügigkeit, ferner durch Aufhebung aller jener Schranken, welche früher nicht nur Handel und Wandel, sondern auch den Blutverkehr hemmten, alle künstlichen und natürlichen Inzuchtschranken für diese Bevölkerungsstufe weggefallen sind. Solange noch die Städte im Mittelalter bis in die neuere Zeit ummauert, und die Bewohnerschaft in einzelne Kasten und Innungen eingeteilt war, dieselben in der Regel mit der ganzen Umgebung in immer mehr oder weniger feindlichem Gegensatz standen, solange herrschte auch in den Städten ein mehr konservativer Bürgersinn, der noch seinen prägnanteren Ausdruck in der führenden Inzuchts-Kaste, den erbgesessenen Patrizierfamilien fand. Heute ist die Blutmischung in den Städten, besonders den grossen Fabrikstädten, so stark, dass die Eingewanderten fast regelmässig an Zahl die in der Stadt Geborenen übertreffen, und auch der grössere Teil des Besitzes und der Ehrenstellen der Städte nicht in den Händen erbgesessener Familien, sondern in solchen Eingewanderter ist. So rasch ist hier der Besitzwechsel und dementsprechend auch der Blutwechsel. Entsprechend dieser starken Blutmischung in den heutigen Städten, wo nicht nur das Blut aller Stände, sondern auch das der verschiedensten Nationen unter einander gewirbelt wird, ist der liberale politische Charakter der Städter überall vor-

Digitized by Google

herrschend. Ja in den Grossstädten und Fabrikstädten, wo der Blutwechsel und darum auch die Blutmischung eine ungeheuere ist, ist der politische Charakter der Bevölkerung nicht nur radikal liberal, sondern diese Bevölkerung kann in ihrer Majorität geradezu als politisch charakterlos bezeichnet werden.

Eine solche Bevölkerung ist, da bei ihr alle in Inzucht-Ständen und Kasten gezüchteten und vererbten religiösen, patriotischen und anderen Gefühle durch die starke Blutmischung nicht nur abgeschwächt, sondern geradezu abhanden gekommen sind, religiös indifferent, international und begeistert sich weder für eine konservative, noch liberale politische Idee, sondern nur für materiell sinnliche Interessen. Sie gleicht dem Blut-Chaos in Rom am Ende der Republik, für welches auch nur der Ruf „panem et circenses" ein Interesse hatte und höchstens noch das Wahlfeld, wenn es etwas Klingendes eintrug.

Das Gleiche wie für den Mittelstand, nur in noch höherem Grade, gilt für den vierten Stand, den Arbeiter- und Proletarierstand.

Somit glaube ich genug Belege für meine Behauptung, dass der politische Charakter einer Bevölkerung seine Wurzeln im Blute hat und die Mischung desselben bei den letzten Ahnenreihen der massgebende Faktor ist, beigebracht zu haben. Jedermann kann diese Beweise beliebig vermehren, da man in der Geschichte der Menschheit und im täglichen Leben fortwährend auf Belege hierfür stösst. Selbst für einen Anhänger der exakten Forschung, dem nur das Experiment imponiert, hat die Natur in Bezug auf diese Frage mit einem solchen gesorgt. Jedermann stellt nämlich bezüglich seines politischen Charakters im Leben ein solches „Experimentum ad hominem" dar.

Wir sind alle, mögen wir abstammen von wem wir wollen, in der Jugend radikaler, liberaler, weniger konservativ als im Alter. Da wir das bei jeder Art Erziehung, bei jeder Art Umgebung beobachten können, so kann auch nicht in diesen Ursachen der angebliche Grund der Erscheinung liegen, sondern in der Natur jedes einzelnen Menschen.

Diese Erscheinung ist nämlich auch eine Folge der Vermischung und der Inzucht und also eine Wirkung unseres Blutes und seiner natürlichen Eigenschaften.

Jeder Mensch ist das Produkt zweier in ihren Charakteren verschiedener Zellen, des männlichen Spermas und der weiblichen Eizelle.

Wir werden das grosse Geheimnis des Lebens nie vollständig erforschen können; so viel wissen wir aber heute, dass die Vereinigung zweier heterogener Elemente nicht nur in der organischen, sondern sogar in der anorganischen Natur Erscheinungen hervorruft, welche wir als Symptome des Lebens, als Bewegung, Wärme, Wachstum etc. bezeichnen.

Wenn also auch mit der Vermischung der beiden verschiedenen Eizellen und deren Folgen die Erklärung des Lebens selbst noch nicht gegeben ist, so ist es doch zweifellos, dass z. B. das erhöhte Wachstum, welches sich von dem Momente der Vermischung in der nun befruchteten weiblichen Eizelle einstellt, eine Folge der Vermischung ist. Mit diesem erhöhten Wachstumstrieb der Zellen steht in Korrelation eine erhöhte Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Zellen, alles Erscheinungen, welche wir im Kindesalter und so

Digitized by Google

lange das erhöhte Wachstum dauert, beobachten können. Je näher wir also in unserem Leben der Vermischung des Blutes, wie sie bei jeder neuen Zeugung vor sich geht, stehen, desto beweglicher und anpassungsfähiger sind noch unsere körperlichen und geistigen Charaktere, desto liberaler ist darum auch unser politischer Charakter.

Wir können diese Thatsache sogar an den jungen Thronfolgern beobachten, welche doch sicher aus enger Inzucht stammen, gewiss konservative politische Charaktere von ihren Ahnen vererbt erhalten und deren Erziehung und Milieu stets vorwiegend konservativ ist. Und doch sind sie alle in der Regel weniger konservativ, als ihre Väter, ja stehen nicht selten in dem Rufe des Liberalismus.

Je älter wir aber werden, je öfter sich quasi der Körper aus seinen Zellen durch engste Inzucht derselben, d. h. Sprossung, Knospung, Teilung, neugebärt, desto mehr sehen wir, wie die Zellen und mit ihr die Organe von ihrer Elastizität und Anpassungsfähigkeit an Veränderungen der Umgebung verlieren. Und da das Gehirn diesem Prozesse ebenso unterworfen ist, wie die anderen Organe, so wird auch der Geist immer schwerfälliger und ungeeigneter, sich in neue Verhältnisse zu finden — kurz wir werden in allem unsern Thun und Handeln konservativer, lieben mehr das Gewohnte und hassen mehr das Neue. Die Krankheit des Greisenalters — senectus ipse est morbus — besteht demnach unter natürlichen Verhältnissen in nichts anderem, als in einem fortwährenden Nachlassen der Elastizität der Zellen in einer immer stärker werdenden Erstarrung und Unfähigkeit der Organe, äusseren und inneren veränderten Verhältnissen sich anzupassen, alles Erscheinungen, wie sie eben die engste Inzucht der Zellen in der Natur überall mit der Zeit hervorbringt.

Und wie als Folge der langdauernden engen Inzucht der Familien ein Nachlass der geschlechtlichen Reproduktionskraft und damit ein Aussterben der Inzucht-Familien und durch Erstarrung der politischen Charaktere ein Zugrundegehen der Inzuchtkasten eintritt, so verliert sich auch beim Einzelnindividuum zuerst die Fähigkeit, sich fortzupflanzen und erscheint dann infolge der Inzucht der Körperzellen der Tod als letzte Konsequenz der zunehmenden Erstarrung und vollständigen Unfähigkeit derselben sich anzupassen.

Der Tod war als Folge der engsten Inzucht der Körperzellen stets in der Natur. In die Familie und in die Kasten in der Form des Aussterbens und des politischen Zugrundegehens derselben kam der Tod aber erst, als der Mensch anfing, vom Baume der Erkenntnis zu essen, d. h. als er anfing, den Weg der Kultur zu betreten und durch engere Inzucht führende Familien und Kasten zu züchten.

Die ältesten Herrschaftsformen.

Professor Ludwig Gumplowicz.

In deutschen Staatsrechtslehren wird von allerhand Zeitaltern berichtet, welche die Staaten in ihrer Entwickelung durchmachten, bis sie den Gipfelpunkt der Vollkommenheit in dem modernen „Rechtsstaat“ erreichten. Darnach gab es einmal, wohl am Anfange der

Digitized by Google

Entwickelung, einen patriarchalen Staat. Da war das Verhältnis des Volkes zum Monarchen wie das der Kinder zum Vater. Dann gab es einen patrimonialen Staat; da war es schon etwas schlimmer, denn nun pochte der Landesvater nicht mehr auf die Blutsbande, die ihn mit seinen Unterthanen verknüpften, sondern auf sein Eigentumsrecht an Land und Leuten; er war der Herr und Eigentümer des Staates. Doch sorgte er damals wenigstens für das Gedeihen und Wohlergehen seines Hab und Gutes, d. i. seines Landes und Volkes. Später aber kamen erst recht schlimme Zeiten; der „feudale Staat" war nur der Tummelplatz der Habgier und Genusssucht weniger grosser Herren, die das Volk bedrückten und ausbeuteten und den Monarchen oft in schmählicher Abhängigkeit von ihrer Laune und Willkür erhielten; ihm das Joch des ständischen Regimes aufzwangen, bis endlich sich ermannend und auf die bürgerlichen Stände sich stützend der „aufgeklärte Absolutismus" wieder obsiegte, den Uebermut der feudalen Herren dämpfte und die allgemeine Wohlfahrt zum Gegenstande seiner landesväterlichen Sorge machte. Auf diesem Wege ging es hübsch weiter zur staatsbürgerlichen Freiheit und zur Gewährung von Verfassungen, und durch den Konstitutionalismus gelangten wir endlich zur reifen Frucht dieser ganzen Entwickelung, zum „modernen Rechtsstaat".

Das liest sich alles sehr hübsch in den Staatsrechtskompendien und wenn ein solches System einmal sauber herausgearbeitet ist, dann kann ja die weitere theoretische Untersuchung wieder einsetzen mit der Frage nach der historischen Richtigkeit jedes einzelnen dieser Zeitalter und ob nicht hie und da eine Berichtigung dieser Anschauungen nach den Ergebnissen historischer Forschung geboten erscheint.

Während nun die einen in das Wesen des Rechtsstaates sich vertiefen, seine Wesen zu ergründen suchen, seine Forderungen formulieren, seine Verwirklichung anstreben, wenden sich andere der Erforschung der Anfänge des Staates zu, namentlich der Frage: ob denn die aus jener Zeit historisch nachweisbaren Zustände mit den Aufstellungen der Staatslehre über das patriarchale Zeitalter stimmen? Diese letzteren nun gelangen meist zu Resultaten, die manchen schönen Traum der Staatslehrer zerstören. Von dem patriarchalischen Zeitalter des Staates haben Historiker bisher nur spärliche Spuren finden können. Dagegen stossen sie in den Anfängen des Staates meist auf Zustände, die nichts weniger als patriarchalisch sind. Es ist vielmehr ein wahres Schreckensregiment, das von kühnen „Propagandisten der That" gegenüber einer wehrlosen Bevölkerung geübt wird, die sich, obwohl in unvergleichlicher Mehrzahl, einer verschwindenden Minderzahl überlegen bewaffneter Räuber nicht erwehren kann. Wie wars aber möglich, dass diese letzteren, da sie doch in verschwindender Minderzahl sich befanden, von der, wenn auch wehrlosen Masse der ansässigen Bevölkerung, sei es auch unter schweren Opfern an Menschenleben, nicht erdrückt wurden?

Auf dieses schwierige Problem wirft die Organisation der Herrschaft in den ersten Anfängen des Staates, wie sie uns in der ersten Dämmerung der historischen Zeiten in einigen Ländern klar entgegentritt, ein genügendes Licht.

Der polnische Historiker Thaddäus Wojciechowski machte zuerst in seinem 1873 erschienenen, für die polnische Geschichtsforschung

Digitized by Google

epochemachenden Werk „Chrobacya“ darauf aufmerksam, dass sich in der Umgebung der ältesten polnischen Burgen Ortschaften befinden, deren bis heute erhaltene Namen verschiedene Berufe bezeichnen z. B. Bäcker, Winzer, Fischer, Pferdewärter, Schafhirten, Schweinezüchter, Imker, Töpfer u. s. w. Aus Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts und aus einem von einem polnischen Historiker im fünfzehnten Jahrhundert zusammengestellten Liber Beneficiorum der Krakauer Kathedrale ergiebt sich die weitere Thatsache, dass die Bauern dieser Ortschaften zur Leistung von Bedürfnisartikeln der entsprechenden Berufe an die Burgherren, zu deren Sprengel sie gehörten, verpflichtet waren. Diese letztere urkundlich beglaubigte Thatsache beweist nun, dass diese Ortsnamen davon herrühren, weil den Bauern dieser Orte meist die Lieferung der betreffenden Bedürfnisartikel an die Burgen, denen sie zugeteilt waren, auferlegt wurde.

Nun ist es merkwürdig, dass ein ganz ähnliches Verhältnis uns jüngstens von dem Aegyptologen aus den Urzeiten des alten Aegypten gemeldet wird. Adolf Erman schildert uns dasselbe in folgender Weise:

„Es existierte eine Aristokratie der Edlen, die die Verwaltung der Städte und der dazugehörigen Gaue in der Hand hatte; sie hielten sich für »erbeingesessenen Adel«, sassen da, wo »ihre Väter, die ihr Fleisch schufen, die Edlen des ersten Tages, gesessen hatten«. Ihr Reichtum bestand in Grundbesitz; in ihren Gräbern sieht man lange Reihen von Bauern und Bäuerinnen als Repräsentanten der einzelnen Dörfer der Verstorbenen dargestellt. Die Namen der Ortschaften stehen darunter und gewähren uns manche interessante Einblicke. Die meisten tragen Namen, die von den Haupterzeugnissen hergenommen sind: Fisch, Kuchen, Sykomore, Wein, Lotus, die Brotlieferung, die Bierlieferung, der Fischfang u. s. w. und da diese Bezeichnungen sich oft wiederholen, so pflegt man den Namen ihren Herren hinzuzufügen: den Fischfang des Pehen, den Lotus des Pehen, Kuchen des Ra'kapu u. s. w.“ (Aegypten S. 147.)

Diese Analogie zwischen dem alten Aegypten und den ersten Jahrhunderten eines europäischen Staates ist sehr auffallend und verdient wohl eine eingehende Betrachtung. Stellen wir vor allem zwei andere Analogien fest. Sowohl in Aegypten wie in Polen ist es eine Klasse von Conquistadoren, welche in den Burgen sitzt und von da aus das flache Land mit seiner „unfreien“ Bevölkerung beherrscht. Dass diese herrschende Klasse landfremd ist, dass sie in das beherrschte Land einst von aussen her einbrach und dasselbe eroberte, das ist heutzutage bereits eine unanfechtbare historische Gewissheit, die nicht nur für Polen und Aegypten, sondern für alle Staaten der Welt nachweisbar und die Aeusserung eines Naturgesetzes der Staatenbildung ist. (Belege darüber findet man in meinem „Allgemeinen Staatsrecht“. Innsbruck 1897 S. 68 ff.)

Wenn nun dieser einen Analogie eine zweite entspricht, dass die Conquistadoren sich in einzelnen Punkten (man denke auch an die Avarischen Ringe) festsetzen, welche sie mit Wall und Mauer sichern, so muss dieser Erscheinung irgend eine gleiche Ursache zu Grunde liegen. Und die ist nicht schwer zu erraten. Die landfremde erobernde Kriegerschar, die gegenüber der einheimischen Bevölkerung eine verschwindende Minorität bildet, darf sich offenbar nicht im Lande

Digitized by Google

zerstreuen; sie darf sich nicht vereinzelt unter die Bevölkerung wagen, wo sie doch ihres Lebens nicht sicher wäre. Sie muss also in Haufen zusammenbleiben und hinter Wall und Mauer Schutz suchen. Diese Burgen werden an strategisch günstigen Plätzen angelegt. Zunächst gewiss auf Seeinseln, sodann an Flüssen und steilen Abhängen, schwer zugänglichen Berggipfeln, wo man der natürlichen Unzugänglichkeit nur wenig nachzuhelfen brauchte und wo die den Berg umspülende Wasserstrasse eine bequeme strategische Ausfallslinie bietet. Von solchen befestigten Plätzen lässt sich nun die im offenen Lande siedelnde Bevölkerung leicht mittelst klug organisierter rasch durchgeführter Razzias zur Leistung der den Eroberern nötigen Lebensbedürfnisse zwingen. Wenn die ganze Besatzung einer solchen „Burg", etwa nur unter Zurücklassung der zum Schutze derselben nötigen Wachposten, einen Ausfall macht, um eine einzelne wehrlose Ortschaft zu überrumpeln, so ist es ihr leicht, die daselbst vorgefundenen Vorräte an Lebensmitteln und anderen Bedürfnisartikeln zu erbeuten. So fristen die Krieger, die „milites" in den Burgen ihr Leben auf Kosten der friedlichen wehrlosen Bevölkerung des Landes. Es ist das die primitivste Herrschaftsform, welche doch schon einen Fortschritt bedeutet gegenüber einer früheren Periode, wo die jetzigen Insassen der Burgen ausser Landes wohnten und Plünderungs- und Raubzüge nach allen Richtungen in die ihnen zugänglichen Länder unternahmen. Man denke an die „Wüstungen" der Normannen und Wikinger, welche alle Küstenländer Europas unsicher machten, mit ihren leichten Piratenfahrzeugen in die Mündungen der in Nord- und Ostsee mündenden Flüsse einfuhren und stromaufwärts schiffend, so weit es ging, die Landschaften bis tief in den Kontinent hinein verheerten. Jenem Zustande gegenüber war vom Standpunkt natürlicher Entwickelung die Anlegung befestigter Plätze im Innern der Länder zum mindesten ein strategischer Fortschritt. Aber auch dieser Kriegszustand zwischen Burgen und flachem Land musste für beide Teile, für die Krieger wie für die friedliche Landesbevölkerung, auf die Länge unerträglich sein, denn er bedeutete für beide Teile eine fortwährende Ungewissheit einerseits des Besitzes, andererseits der Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Die Landbevölkerung konnte keinen Augenblick ihres Hab und Gutes sicher sein; die Burginsassen waren nicht sicher, ob sie das, was sie zum Leben brauchten, auch jedesmal an dem Ziele ihres Ueberfalles vorfinden würden. Uebrigens trägt ja jeder Kriegszustand unter Menschen immer die Tendenz in sich, zu einer friedlichen Ordnung der Verhältnisse der feindlichen Parteien zu gelangen. Denn gewaltsam ausgebeutet wird nur so lange, bis die regellose und unsichere Beute sich in eine regelmässige und sichere Abgabe verwandelt. Diese Wandlung musste erfolgen, denn sie lag im Interesse beider Teile. Für die Landbevölkerung war es von Vorteil, statt immerfort gewaltsam gebrandschatzt zu werden, gegen gewisse regelmässige Abgaben Leben und Gesundheit gesichert zu wissen und einen gewissen, wenn auch noch so geringen Teil der Früchte ihrer Arbeit in Ruhe und Frieden geniessen zu können; für die kriegerischen Burginsassen war es nicht weniger von Vorteil, auf gewisse Materialabgaben zu ihrem Lebensunterhalte in regelmässigen Zeitabschnitten rechnen zu können, ohne sich den doch nicht ganz ungefährlichen

Digitized by Google

fortwährenden Beutezügen mit ihrem oft ungewissen Erfolge auszusetzen. So kam denn das erste primitive staatliche Finanzsystem zu stande. Nun mussten es aber die Natur der Sache und auch mannigfaltige praktische Bedürfnisse und Erwägungen mit sich bringen, dass den einzelnen Ortschaften nicht allerhand verschiedene Leistungen auferlegt wurden, sondern dass nach geographischer und wirtschaftlicher Lage den einzelnen Ortschaften Lieferungen und Leistungen eines bestimmten Artikels und einer bestimmten Art vorgeschrieben wurden. Denn erstens konnten ja die einzelnen Ortschaften ihrer Lage nach sich bald für die eine, bald für die andere Art von Naturalabgaben oder Dienste besser eignen. Die an einem Fluss oder fischreichen See gelegene Ortschaft, die ohnehin zumeist von Fischern bewohnt war, eignete sich vorzugsweise zur Fischlieferung, während eine im oder am Walde gelegene Ortschaft zur Lieferung von Wild oder Holz sich von selbst empfahl. Schon aus solchen Gründen musste dieses erste Finanzsystem dem Grundsatze der ortsweisen Spezialisierung der Abgaben huldigen. Dazu trat offenbar ein zweites wichtiges Moment hinzu. Eine grosse Bereitwilligkeit, auferlegte Abgaben zu leisten, wird man auch in jenen Urzeiten des Staates nicht voraussetzen dürfen, nachdem es die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts nach Christi Geburt darin trotz aller Pflege des Patriotismus noch immer nicht sehr weit gebracht haben. Die Fälle also, wo die Herren aus den Burgen, die Nachkommen „der Edlen des ersten Tages", wie der Aegypter sich ausdrückte, infolge spärlich einfliessender Naturalabgaben in Gefahr kamen, Not zu leiden, diese Fälle mussten häufig sein, und drohende Not wird sie oft gezwungen haben, die ihnen zugestandenen Abgaben zwangsweise einzutreiben. Es ist nun leicht begreiflich, dass in den gewiss häufig vorkommenden Fällen solcher notwendig gewordenen „Exekutionen" es eine sehr missliche Sache wäre, wenn die Herren von der Burg sich die ihnen fehlenden Nahrungsmittel oder andere Lebensbedürfnisse erst in den verschiedensten umliegenden Ortschaften zusammenklauben müssten. Viel einfacher dagegen gestalteten sich solche Exekutionen, wenn ganze Ortschaften dazu angehalten waren, je einzelne Artikel des Lebensbedarfes zu produzieren und solche zu liefern, also die einen Brot, die andern Fische, die dritten Honig u. s. w. Blieb dann eine Lieferung aus, so brauchte man nur eine Razzia gegen die betreffende säumige Ortschaft zu unternehmen und konnte den betreffenden Bedarfsartikel aus dem Vollen schöpfen, um die Vorratskammern der Burg auf längere Zeit damit zu verproviantieren. Diese Erwägung, gewiss eine Frucht langer Erfahrungen auf dem Gebiete der primitiven Finanzpolitik, wird jenes System zur Reife gebracht haben, wonach den einzelnen Ortschaften die ausschliessliche Versorgung der Burg aus je einem Bedarfsartikel auferlegt wurde. Dass infolgedessen jede der betreffenden Ortschaften den Namen des von ihr zu leistenden Bedarfsartikels eventuell des diese Leistung voraussetzenden Berufes (Fischer, Lägelmacher, Bäcker u. s. w.) erhielt, ist leicht begreiflich und daraus erklären sich die auffallenden Bezeichnungen der im Umkreise der Burgen befindlichen Ortschaften in Alt-Aegypten und Polen.

Nun entsteht die Frage, ob diese Herrschaftsform überall eine unvermeidliche Phase der staatlichen Entwickelung war? Das muss

Digitized by Google

keineswegs der Fall gewesen sein. Denn wir kennen ja andere primitive Herrschaftsformen, deren Wesen allerdings auch eine Abgabenleistung der Beherrschten an die Herrschenden war, welche Instanz aber in anderer Form sich vollzog. So z. B. erzählt Nestor, dass der Waräger Oleg, der Nachfolger Ruriks, als er südrussische Gebiete eroberte, die einzelnen unterjochten slavischen Stämme befragen liess: wem sie Steuern zahlen? Sie antworteten: „Den Chararen." Darauf liess ihnen Oleg verkünden: von nun an zahlet nicht mehr den Chararen, sondern mir. „Und nun zahlten sie dem Oleg jeder einen Schilling, so wie sie den Chararen gezahlt hatten." Hier sehen wir also, dass gleich bei der Gründung des russischen Staates die Herrschaft so ausgeübt wurde, dass den unterworfenen Stämmen eine regelrechte Steuer in Geld auferlegt wurde. Allerdings setzt dies schon eine höhere wirtschaftliche Stufe der unterworfenen Bevölkerung voraus; doch wissen wir auch aus demselben Nestor, dass andere slavische Stämme den Chararen eine Steuer in Marderfellen zahlten. Ausgeschlossen ist es also nicht, dass wir es bei diesen Steuerleistungen schon mit vorgeschrittenen Finanzsystemen zu thun haben. Keinesfalls aber darf man aus dem Umstande, dass bisher das Vorhandensein von Ortschaften in der Umgebung der Burgen, die nach ihren Abgaben und Leistungen benannt sind, nicht überall konstatiert ist, schliessen, dass dieses System sonst nirgends vorkam. Denn es ist zur Genüge erwiesen, dass die Ortsnamen im Laufe der Zeiten sich mannigfach änderten. Namentlich folgte auf jene ursprüngliche Bezeichnung der Ortschaften mannigfach (z. B. in Polen nachgewiesenermassen) eine Zeit der Bezeichnung der Ortschaften nach ihrem Eigentümer. Wenn z. B. eine Ortschaft einem Grossen vom Fürsten geschenkt wurde, der den Namen Jakob führte, so erhielt sie einen neuen Namen nach dem Namen des neuen Eigentümers z. B. Jakobowo und dergleichen. Auf diese Weise konnten sehr leicht jene ursprünglichen Namen, die von den Abgaben und Leistungen herrührten, später verschwinden und damit zugleich die Spur jener primitiven Herrschaftsform. Es wird aber nur die Aufgabe der Spezialforschung sein, zu untersuchen, ob sich nicht auch in anderen Ländern, als Aegypten und Polen, diese primitive Herrschaftsform wird nachweisen lassen.

Uebrigens musste mit der Zeit diese hier dargestellte primitive Herrschaftsform verschwinden und zwar aus sehr einfachen Gründen.

Mit der Vermehrung der Zahl der Zwingburgen musste das jeder derselben zur Verfügung stehende Territorium immer kleiner werden, so dass die einzelne Burg nicht mehr für jedes ihrer Bedürfnisse eine besondere Ortschaft zur Verfügung hatte. Die Burgherren waren also gezwungen, sozusagen von einer extensiven Raubwirtschaft zu einer intensiven Robot- und Frohndenwirtschaft überzugehen, und da sie allmählich auf eine kleinere Anzahl von Ortschaften angewiesen waren, jeder derselben mehrere ungleichartige Leistungen aufzuerlegen. Das war der Uebergang zu einer immer vollkommeneren Robot- und Frohndenwirtschaft, welche allmählich zur Ausbildung der grossen Anzahl von Frohndiensten und Leistungen führte, welche den Bauern überhaupt in allen Ortschaften auferlegt wurden. Den Abschluss dieser Entwickelung, die sich in vielen Staaten seit dem Mittelalter bis ins achtzehnte Jahrhundert vollzieht, bildet die Unzahl von Frohnden und

Digitized by Google

Diensten, welche Bauern den Grossgrundbesitzern zu leisten hatten und denen endlich der moderne Staat ein Ende machte, indem er sie alle entweder ablöste oder aufhob und an deren Stelle sein modernes auf Geldsteuerleistungen basiertes Finanzsystem einführte.

Zur Erkenntnis aber des Wesens dieser ganzen Entwickelung ist jene primitive Herrschaftsform, wie sie uns das Studium der Ortsnamen in Alt-Aegypten und in dem vorgeschichtlichen Polen enthüllte, von grosser Bedeutung. Dass diese Erkenntnis sich bereits Bahn zu brechen beginnt, dafür möge folgende charakteristische Thatsache als Beleg dienen.

Während in einem Ende der siebziger Jahre verfassten, in Galizien allgemein gebräuchlichen Lehrbuch der polnischen Geschichte von Prof. Bobrzynski die erste Periode der Geschichte Polens (vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert) als die „patriarchale" bezeichnet wird (worin übrigens Bobrzynski den deutschen Staatsrechtslehrern, speziell Mohl folgt): bezeichnet der jüngste polnische Historiker Gorzycki in einem soeben erschienenen Leitfaden der polnischen Geschichte dieselbe Periode (zehntes bis dreizehntes Jahrhundert) als die Burgen-Periode (ustroj grodowy, eigentlich Periode der Burgen-Organisation). Jedenfalls trägt damit Gorzycki der historischen Wirklichkeit und Wahrheit mehr Rechnung als seine Vorgänger, welche dieselbe Zeit als eine „patriarchalische" bezeichnen. Mögen diese Zeilen eine Anregung für Historiker und politische Anthropologen sein, die erste Periode staatlicher Entwickelung ohne „patriarchalische" Voreingenommenheit nüchtern im Lichte geschichtlicher Kritik zu betrachten.

Soziale Ursachen und Wirkungen der Nervosität.

Dr. Willy Hellpach.*)

I.

Die Nervosität ist die häufigste Geisteskrankheit im Kreise der westeuropäisch-amerikanisch-japanischen Kultur; im Durchschnitt der Fälle allerdings auch die leichteste. Das hat ihrer Erkennung lange Zeit im Wege gestanden; wohl wusste man die meisten ihrer einzelnen Symptome, aber deren Zusammengehörigkeit wurde erst im Jahre 1880 durch den nordamerikanischen Arzt Beard erwiesen. Die Folgezeit ist dann in ihrem Studium der neu entdeckten Krankheit nicht unwesentlich über die von Beard geschaffenen Anschauungen hinausgegangen. Wollen wir den gegenwärtigen Standpunkt der Nervenärzte kurz kennzeichnen, so dürfen wir ihn als eine mehr oder minder konsequent durchgeführte Unterscheidung zwischen zwei Erkrankungen festlegen, die Beard unter dem einen Namen der Neurasthenie beschrieben hatte. Leider ist eine Einigung über die Namenwahl noch immer nicht erfolgt. Die populäre Bezeichnung „Nervosität"

*) Alle bisher veröffentlichten Aufsätze des Verfassers sind pseudonym mit dem Namen „Ernst Gystrow" gezeichnet. Da sie sich z. T. mit ähnlichen Fragen beschäftigten und gleiche Anschauungen vortrugen, so sei die Identität beider Namen hiermit festgestellt.

Digitized by Google

bürgert sich allmählich auch in der wissenschaftlichen Diskussion immer stärker ein, und es wäre das allerbeste, sie neben der Neurasthenie zu behalten und diese beiden Worte gesondert für je eine der beiden Krankheiten anzuwenden. Nach diesem Prinzip verstehen wir unter Nervosität eine bei vorher gesunden Menschen sich entwickelnde geistige Veränderung, die bei geeigneter Behandlung nach kürzerer oder längerer Dauer in Heilung überzugehen pflegt; unter Neurasthenie dagegen eine Form der angeborenen Entartung, deren auffälligere Aeusserungen nur unter besonders günstigen Lebensbedingungen, und auch da nie mit voller Sicherheit, in Schranken gehalten werden können, die aber einer Heilung unter keinen Umständen fähig ist. Im Verlaufe wird es nur selten, schwer jederzeit möglich sein, Nervosität und Neurasthenie zu unterscheiden; im psychologischen Momentbilde freilich können der Nervöse und der Neurasthenische einander zum Verwechseln ähneln. Doch handelt es sich dabei, das ist meine feste Ueberzeugung, nur um eine Unzulänglichkeit unserer diagnostischen Fähigkeiten, über die das weitere Studium der nervösen und der neurasthenischen Erscheinungen uns noch hinausführen wird. Ich halte es persönlich schon heute für ziemlich sicher, dass zwischen Nervosität und Neurasthenie nur ein einziger Zusammenhang besteht: für alle Nachkommen, deren Eltern während der Zeugung oder Entwickelung an Nervosität erkrankt waren, droht die Gefahr, neurasthenisch zur Welt zu kommen. Das lässt sich vermuten, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass auch diese Annahme noch hinfällig wird. Halten wir sie vorerst fest, so würde die Nervosität zu jener Gruppe von Erkrankungen zählen, die durch eigentümliche Vererbungsfaktoren in vorher gesunde Familien den Keim zur Entartung pflanzen. Sie stände dann in einer Reihe mit der Bleichsucht, der Syphilis und dem Alkoholismus. Denn wir wissen, dass diese Leiden in degenerativem Sinne die Nachkommenschaft schädigen. Die Neurasthenie aber ordnet sich den Formen degenerativer Anlage zu; sie steht am nächsten dem manisch-depressiven Irresein — innerhalb einer Reihe, deren wesentliche Glieder ausserdem noch die Hysterie, die Migräne, die Epilepsie und der angeborene Schwachsinn darstellen.

Die Möglichkeit dieses erblichen Zusammenhanges zwischen Nervosität und Neurasthenie fordert um so grössere Beachtung, als die Gesamtheit alles dessen, was wir die „geeignete Behandlung" nannten, durchaus nicht für jeden Nervösen zu beschaffen ist. Das liegt zum Teil an den sozialen Bedingungen, zum Teil auch an den nervösen Kranken selber, die nur selten bereit sind, die volle und sichere Genesung abzuwarten, meistens sich mit einer oberflächlichen Besserung der lästigsten Symptome zufrieden geben. Dann wird die Nervosität chronisch, und die Gefahr einer erblichen Schädigung der Nachkommen wächst ausserordentlich. Bedenken wir, wie ungezählte Nervöse überhaupt niemals einer zweckmässigen Behandlung sich unterwerfen, wie viele Tausende heutzutage an ursprünglich gar nicht sehr schwerer, aber vernachlässigter und verschleppter Nervosität leiden, so werden wir die Häufigkeit der neurasthenischen Entartung und der Entartung überhaupt nicht unterschätzen. Denn sehr wahrscheinlich ist es nicht bloss die Neurasthenie, sondern auch die hysterische

Digitized by Google

und die manisch-depressive Anlage, die als Ausdruck degenerativer Schädigung bei den Kindern nervöser Menschen zu Tage treten kann. Wir wissen aber, dass der Kampf gegen die Entartung vorzüglich ein Kampf gegen ihre Ursachen sein muss, wenn er Erfolg haben soll, und zwar gegen ihre letzten Ursachen. Denn die Regeneration von degenerativ geschädigten Familien durch Vermischung mit gesunden Ehegatten ist, so wichtig sie bleibt, eine sehr unsicher und sehr langsam wirkende Maassregel; vorübergehende Erfolge werden nicht selten durch verstärkte Rückschläge nach der degenerativen Seite hin wieder ausgelöscht. Das darf uns ja auch nicht Wunder nehmen. Einmal ist es doch unendlich schwer festzustellen, wer gesund und dadurch berufen sei, regenerativ zu wirken; und dann — wer kümmert sich bei der Liebeswahl um diese Dinge? Hand aufs Herz: selbst diejenigen nicht so leicht, die theoretisch das Prinzip einer zielbewussten Züchtung vertreten. Als Gerhart Hauptmann seinen Alfred Loth auf die Bühne stellte, der nach der Erkenntnis der alkoholistischen Degeneration die aus solcher Familie entsprossene Geliebte preisgiebt, hat man allgemein den Kopf geschüttelt über diesen fischblütigen Doktrinär. Ja, wir müssen bekennen, dass zwei grosse sittliche Forderungen sich hier geradezu kreuzen: die Eheschliessung nach reiner Zuneigung und die Erzeugung einer gesunden Nachkommenschaft. Wir müssen uns klar sein darüber, dass jeder Versuch, durch Zwang oder staatliche Hemmnisse die Entscheidung nach der Seite eines Züchtungsprinzips zu drängen, heute einfach unmöglich und in seinen sittlichen Konsequenzen ganz unübersehbar wäre. Wenn hier etwas fruchten kann, so ist es die Belehrung, aber ungleich notwendiger und erfolgreicher bleibt der Kampf gegen jene Faktoren, die wir als die Anfangsglieder degenerativer Veränderung kennen.

Moebius fasst alle die Schädigungen, die zur fortschreitenden Degeneration führen, unter dem Namen der „Ueberkultur" zusammen. Es sind — nach ihm — wesentlich Alkoholismus, sexuelle Ausschweifung und Nervosität, die wir als Bestandteile dieser Ueberkultur zu bekämpfen haben. Lassen wir es dahingestellt, ob die fortschreitende Degeneration, von der hier die Rede ist, wirklich als erwiesen gelten darf, so erscheint es in der That wahrscheinlich, dass auch Alkohol und Syphilis neben der Nervosität erst in der neueren Zeit ihre degenerativen Wirkungen mit voller Kraft ausüben. Beim Alkoholismus würde der Nachweis dieser Steigerung seiner schädigenden Einflüsse eine Kritik der ganzen jetzigen Abstinenzbewegung voraussetzen; die aber gehört nicht in diese Darlegungen, für so notwendig ich sie auch erachte. Viel einfacher liegen die Dinge im Bereiche der venerischen Erkrankung. Wie weit die Gonorrhöe Keimesschädigungen zu setzen vermag, ist eine erst in den jüngsten Tagen zur Debatte gestellte Frage; die Syphilis aber wirkt zweifellos um so stärker degenerativ, je leichter ihr ganzes Bild sich uns darstellt. In den zwei ersten Jahrhunderten ihres Auftretens war sie die gefürchtetste Seuche, die mit ziemlicher Sicherheit alles niedermähte, was ihr verfiel. Je mehr wir diese ihre Heftigkeit einzudämmen vermocht haben, desto mehr syphilitisch gewesene Menschen wird es geben, die nach ihrer Heilung Kinder erzeugen. Trifft aber die von Fourier begründete und heute von den weitaus meisten Irren- und

Digitized by Google

Nervenärzten vertretene Auffassung zu, dass Tabes und paralytische Demenz — Rückenmarkschwindsucht und Gehirnerweichung — metasyphilitische Affektionen des Nervensystems bedeuten, so würde daraus hervorgehen, dass auch die geheilte Syphilis in vielen Fällen ausserordentlich durchgreifende Alterationen des Gleichgewichts im Organismus hinterlässt, die natürlich für die Nachkommenschaft nicht gleichgültig sein können; über die keimesschädigenden Effekte der Quecksilberkur wissen wir leider noch nichts, aber ohne weiteres in Abrede zu stellen sind sie doch wohl nicht. Es scheint also, dass wir, nachdem die ausrottende Periode der Syphilis hinter uns liegt, einer degenerierenden ganz zielbewusst entgegengehen. Die Bleichsucht erwähnt Moebius nicht weiter, aber ich glaube, ihre entartende Rolle wird unterschätzt, wenn auch zuzugeben ist, dass mit dem erfreulichen Nachlassen des Schnürens und der späteren Verheiratung der Mädchen dieser Faktor allmählich harmloser wird. Allerdings ist es schwer zu berechnen, wie vielfach diese Verbesserung einen Ausgleich findet durch die schädigende Wirkung der späten Heirat auf die Männer, die in der langen vorehelichen Zeit zehnfache Gelegenheit finden, syphilitisch zu werden und zu einem guten Bruchteile dem chronischen Alkoholismus verfallen.

Am wenigsten greifbar aber ist und bleibt die Nervosität, schon weil hier Vergleiche mit früheren Zeitaltern unmöglich sind. Beard war ja, als er seine Monographie schrieb, der Meinung, er habe eine ganz neue und rein amerikanische Krankheit entdeckt. Das ist ohne Zweifel ein Irrtum, nicht bloss was die Amerikanität, sondern auch was die Neuheit angeht. Wir werden später die Thatsache zu streifen haben, dass gewisse Lebensberufe ihrem ganzen Wesen nach zur nervösen Erkrankung führen, und dass diese Berufe älter sind, als die sogenannte moderne Ueberkultur. Aber die ganze Krankheit ist früher nur in jenen Graden beachtet worden, die mit starker hypochondrischer Ideenbildung einhergehen. Wir sind historisch mit der Hysterie ungleich besser daran. Zwar ist es auch hier erst seit der durch Charcot geschaffenen Abgrenzung des hysterischen Krankheitsbildes möglich gewesen, eine ganze Reihe früher vernachlässigter Symptome der Hysterie zuzuweisen; aber das Extravagante und Exaltierte, das allen hysterischen Vorgängen anhaftet, hat ihnen seit jeher zum mindesten die Aufmerksamkeit neugieriger Chronisten gesichert, und wir vermögen das Umsichgreifen der Hysterie in seinen markantesten Erfolgen doch so ziemlich in allen Perioden der Kulturgeschichte nachzuweisen. Dazu kommt aber, dass ein Stück Wahrheit doch noch in jenem Irrtum Beards steckt: die Nervosität an sich ist alt, aber ihre Verbreitung im heutigen Umfange ist ebenso sicher neu, ist eine Folge unserer gesamten industriell-individualistischen Kultur. Die Hysterie, die wir als den Ausdruck einer angeborenen Entartung kennen, entfaltet ihre höchsten Effekte wesentlich unter suggestiven Einflüssen; sie ist an und für sich ein Zeichen irgendwie entstandener Degeneration, im explosiven und epidemischen Hervorbrechen aber ein Symptom unfreier, krankhaft suggestibler Zeitstimmungen. Die Nervosität und die Neurasthenie dagegen sind die Erkrankungen der freien Kulturen, der liberalen im ökonomisch-sozialen Sinne. Die Neurasthenie ist von beiden die ältere, denn auch sie bedeutet ja eine

Digitized by Google

Entartung, deren Ursache im einzelnen so wenig festzustellen ist wie die der Hysterie. Aber die liberalen Zeitalter sind ein wenig günstiger Boden für hysterische, ein desto fruchtbarerer für neurasthenische Explosionen, und so kommt es, dass die industriell-individualistische Aera von allen vorhandenen Degenerationsarten die neurasthenische am stärksten erkennbar werden lässt. Dazu erzeugt diese selbe Aera in einer grossen Zahl der nicht Neurasthenischen die Krankheit Nervosität, und bei der Aehnlichkeit, die diese Nervosität mit den neurasthenischen Ausbrüchen verbindet, erhält so unsere ganze Kulturepoche den Charakter des Nervösen. Wir müssten annehmen, dass dieses Gepräge ein immer ausgesprocheneres würde, je mehr durch Heiraten nervös erkrankter Menschen degenerativ geschädigte Kinder erzeugt werden, von denen wieder die neurasthenisch Entarteten unter dem Drucke der liberalen Lebensführung am stärksten als Entartete auffallen müssten. Hier drängt sich uns aber eine andere Erwägung auf. Es wäre ja möglich, dass die liberale Kultur ihren Höhepunkt bereits überschritten hätte; dass aus ihrer rein oder doch vorwiegend individualistischen Organisation des wirtschaftlich-sozialen Lebens neue Formen der Gebundenheit sich herausbilden, sei es im Sinne einer patriarchalischen, sei es einer sozialisierenden Entwickelung; dass auch das gemütliche und geistige Leben in diese Richtung einböge; dass damit der Nervosität ihr vornehmlichster Nährboden abgegraben würde; dass endlich auch die neurasthenische Form der Entartung der hauptsächlich sie zu Explosionen reizenden Faktoren verlustig ginge und wir nach alledem das „nervöse" Zeitalter zu überwinden im Begriffe ständen. Um auf diese Frage eine Antwort — oder auch die vorläufige Unmöglichkeit einer Antwort zu finden, bedarf es einer Untersuchung des sozialen Milieus, in welchem die Nervosität gedeiht und die latente Neurasthenie zur manifesten zu werden pflegt. Eine solche Untersuchung mag manchem zwar als nutzlose Spekulation erscheinen; aber wer die psychische Verfassung der in einer Zeit lebenden Menschen als einen wesentlichen Faktor in die Entwickelung einsetzt, wer pessimistische oder optimistische Strömungen nicht allein als Symptome einer wirtschaftlich-sozialen Gesamtlage, sondern auch als bedingende Momente für das Handeln und damit für die Aenderung dieser Gesamtlage aufzufassen gewöhnt ist, dem kann es nicht gleichgültig sein, ob die vornehmlichen Träger der Kulturarbeit mit dem Glauben an eine konsequente Neurasthenisierung kokettieren oder ob sie die Möglichkeit eines erfolgreichen Kampfes gegen die Nervosität von neuen sozialen Organisationsformen erwarten und deshalb gerade gesonnen sind, am Durchsetzen dieser Formen im Interesse einer regenerativen Wandlung unseres Nervensystems nach besten Kräften mitzuarbeiten.

Aber — was ist überhaupt die Nervosität? Es mag gut sein, sich darüber kurz zu verständigen. Zwar wäre es nicht ohne Reiz, eine historische Darlegung der Begriffsbestimmungen zu geben, die seit Beard über das Wesen der Nervosität und der Neurasthenie versucht worden sind; aber das liegt ausserhalb des Rahmens dieser Erörterungen, und zudem wird man erkennen, dass eine ganze Reihe von Definitionen dem nervösen Krankheitsbilde gerecht zu werden vermögen. Will man freilich innerhalb des reichen Symptomenwechsels

Digitized by Google

das überall Gleiche, das Maassgebliche herausheben, so wird immerhin eine oder die andere Erklärung den Vorzug verdienen. Am schlechtesten, für viele Fälle überhaupt nicht zutreffend, ist die Uebersetzung der „Neurasthenie" in „reizbare Nervenschwäche". Der Name „chronische Erschöpfung" geht auf die wesentliche Ursache zurück, enthält aber nichts von den Erscheinungen. Mit einem oder zwei Worten ist dem Proteus eben nicht beizukommen. Zuvörderst muss der Laie den Gedanken fassen können, dass es sich um eine Geisteskrankheit handelt. Das ist schon ein Vorteil, denn wenn diese Ueberzeugung sich erst einmal Bahn gebrochen hat, dann wird der lächerliche Unfug aufhören, dass so viele Leute mit ihrer angeblichen Nervosität kokettieren, ohne eine zu haben. Man findet ja im nervösen Menschen auch körperliche Veränderungen, z. B. gesteigerte Reflexe, aber das Primäre ist die psychische Alteration, und die ist natürlich nur mit einer psychologischen Definition fassbar. „Nervosität ist diejenige Geistesstörung, bei welcher die psychische Reaktion auf körperliche oder psychische Reize — Eindrücke und Erinnerungen — im Sinne einer Steigerung und eines Vorherrschens der Unlust-, Spannungs- und Erregungsgefühle verschoben erscheint." Diese von mir bevorzugte Begriffsbestimmung verlegt also die Wurzel der nervösen Geistesstörung ins Gefühlsleben. Sie steht damit in einem gewissen Gegensatze zu der Darstellung Kraepelins, der an den Eingang der Nervosität eine zunehmende Ermüdbarkeit stellt, unter deren Drucke die Stimmung sich verändere; sie begegnet sich mit der von Binswanger in seiner Rektoratsrede ausgesprochenen Meinung, dass die „Gefühlsreaktion" das Wesentliche an der Nervosität darstelle. Ich muss es umfangreicheren Publikationen überlassen zu begründen, wie ich mir diese Störung des Gefühlslebens entstanden denke. Ich betone hier nur, dass ich in meiner psychologischen Deutung der nervösen Veränderungen von der normalen psychischen Erscheinung des Gefühlskontrastes ausgehe und in der Möglichkeit eines zu oft wiederholten Erweckens von hochwertigen Spannungsgefühlen und ihrer zu steil abfallenden Lösung die häufigste Ursache der Gefühlsermüdung sehe, die das Wesen der Nervosität ausmacht.

Denn in dieser Weise sehen wir ja jene typische Art der Nervosität sich entwickeln, die man am passendsten vielleicht als Erfolgsnervosität bezeichnen könnte. Ueberall, wo ein grosser Erfolg an Leistungen sich knüpft, die sich auf eine kurze Zeitspanne zusammendrängen, wird in unserem Innern eine Hochspannung der Gefühle hervorgerufen, die fast immer langdauernde Wirkungen nach sich zieht. Halten sich diese innerhalb der Gesundheitsbreite, so mögen sie in vorübergehenden Verstimmungen gehobener oder depressiver Art erschöpft sein; sehr häufig aber finden wir Veränderungen, die schon unverkennbar den Charakter des Krankhaften an sich tragen. Sie gehen natürlich mehr oder minder rasch in Heilung über, wenn jene Anspannung eine einmalige war und nach dem Erfolge eine längere Ruhepause eintritt; die Entwickelung einer Nervosität aber wird unvermeidlich, wo diese günstigen Bedingungen fehlen, wo die Ueberspannung immer von neuem sich wiederholt. Es giebt heute vornehmlich zwei Berufe, in denen dies zutrifft: Stabsoffiziere und darstellende Künstler bieten die häufigsten Beispiele einer solchen Erfolgsnervosität, deren

Digitized by Google

Prognose natürlich sehr ungünstig lauten muss, da die erforderliche Ruhe nur mit dem Aufgeben der Laufbahn zu erkaufen wäre. Bei der Prüfungsnervosität ist die Frage nach der Entstehung der nervösen Erscheinungen von praktischer Wichtigkeit. Sind doch in neuester Zeit die Bestrebungen mehr und mehr darauf gerichtet, eine Verteilung der einzelnen Prüfungsakte mit dazwischen liegenden Ruhepausen zu erreichen, etwa nach dem Vorbilde des medizinischen Staatsexamens. Es muss aber als sehr fraglich betrachtet werden, ob damit die Bedingungen für die Gesunderhaltung der Psyche so sehr viel bessere werden. An Stelle der einen treten mehrere, wenngleich minder intensive Spannungen, und wir wissen über die psychologische Entwickelung der nervösen Alteration zu wenig, um diese Summation verteilter Einzelstösse mit Bestimmtheit dem einen konzentrierten Stoss vorzuziehen. Im Gegenteil scheinen sich mir die Gefahren der Nervosität bei dieser Methode eher zu häufen. Vergessen wir in erster Linie nicht die Wirkung des Alkoholismus. Die Alkoholisierung des medizinischen Staatsexamens ist geradezu sprichwörtlich, und wer das Wesen dieser Prüfung kennt, wer jene seltsamen Seelenzustände durchlebt hat, in denen die kaum eingetretene Lösung der Hochspannung mit der neuen Spannung ringt, die Genugthuung über das Erledigte mit der Sorge um das Kommende, der weiss, dass der euphorisierende Alkohol für die Mehrzahl der jungen Männer hier geradezu eine unentbehrliche Wohlthat bedeutet. Aber ebenso steht es ausser Zweifel, dass der endgiltige Ausgang dieser psychischen Erlebnisse unter der Alkoholwirkung nur eine gesteigerte Nervosität ist. Ihr Eintritt kündigt sich regelmässig dadurch an, dass an Stelle der anfänglichen Spannungen eine stark unlustvolle, verdriessliche Apathie Platz greift, die zu konzentrierter Arbeit überhaupt nicht mehr fähig ist, und dass die um vieles geringeren Mühen der letzten Prüfungsabschnitte weit schwerer empfunden werden, als die anfängliche Hochgeschraubtheit aller psychischen Regungen.

Les extrêmes se touchent. Wir haben es bei diesem Umschwung sicherlich nicht bloss mit einem Anzeichen beginnender Nervosität, sondern auch mit den Wirkungen einer Arbeitsweise zu thun, durch welche die gemütliche Erregung auf eine grosse Zahl kontrastierender Phasen verzettelt wird. Und überall lehrt uns die Beobachtung, dass es gerade diese Verteilung ist, die in den früher erwähnten Berufen so viele Nervöse schafft. Die ewige Wiederholung kleiner Aufregungen bedeutet in psychopathogener Hinsicht ungleich viel mehr, als ein einmaliger grosser Wurf. Es ist auch nicht zu vergessen, dass die Einschätzung des nötigen Kräfteaufwandes in beiden Fällen eine erheblich verschiedene ist. Die Erfahrung, dass kleine unberechenbare Zufälligkeiten und Launen den Ausgang bestimmen, führt notwendig zu einem Irrewerden an der Bedeutung der eigenen Leistung. Wenn die gespannte Stimmungslage vor einer bedeutsamen aktiven Entscheidung etwas gehobene Färbung weist, so biegt sie mit der Erkenntnis jener Unberechenbarkeiten nach und nach zur Unlust um, und der glückliche Ausgang, der dort die gespannt-lustvolle Erwartung in eine gelöst-lustvolle Befriedigung wandelte, wird hier viel mehr im Sinne einer gleichgiltigen oder cynischen Gefühlslage sich bekunden. Psychologisch ergeben sich aus diesen Beobachtungen meines Erachtens sehr wichtige

Digitized by Google

Schlüsse hinsichtlich der Art der Alterationen, die im Ablauf der Gefühlskontraste eintreten müssen, um die als Nervosität bezeichnete Gefühlsreaktion sich einnisten zu lassen. Sozial aber sind sie von höchster praktischer Wichtigkeit. Es ist neuerdings mehrfach betont worden, dass die Anforderungen der verkürzten Dienstzeit auf der einen, die straffe Durchführung der Heeresverjüngung durch die Pensionierungsmethode auf der anderen Seite an die psychische Leistungsfähigkeit der Offiziere kaum zu erfüllende Ansprüche stellen. Man wird das gern zugeben, aber hinzufügen, dass die Gesellschaft von einem Stande, dem sie so viel an sozialer Autorität einräumt, auch vieles zu fordern berechtigt ist. Weit brennender ist die Frage der Verkehrsbeamten, die ja durch unsere Eisenbahnunfälle immer von neuem wieder auf die Tagesordnung gebracht wird. Hier müssen, wenn man überhaupt eine ernsthafte Besserung erzielen will, noch viel umfassendere Arbeitsentlastungen eintreten, als es bislang geschehen ist. Gefährdet doch hier die Nervosität nicht bloss die Existenz eines einzelnen Menschen oder einer Familie, sondern das Leben von Tausenden, und wenn zum Begreifen dieser Thatsache die Juristenweisheit, die unseren Staat lenkt, nicht ausreicht, so ist es die Pflicht der Aerzte, die doch nicht bloss Bekämpfer der Krankheiten, sondern auch der die Krankheiten züchtenden Unkenntnis sein sollen, einen Zustand zu geisseln, der die reisende Menschheit in die Hände von Geisteskranken — denn das sind die nervösen Bahnbeamten — liefert. Dazu ist es allerdings notwendig, dass in den ärztlichen Kreisen selber die Aufklärung über die Nervosität eine bessere würde, und dass der auch hier leider vielfach noch nistende Unsinn verschwände, der diese Geistesstörung für eine moderne Modethorheit und ihre Bekämpfung durch „Energie“ für möglich hält.

Mit erfreulicher Stärke und mit teilweise gutem Erfolge hat ja der ärztliche Stand seine Agitation bereits in Sachen der kindlichen Gesundheit entfaltet, wenn auch für die Forderung der Anstellung von Schulärzten viel mehr als die Nervosität das Vorkommen ansteckender Erkrankungen, der Kurzsichtigkeit, der Imbecillität u. a. massgebend gewesen sind. Nicht mit Unrecht hat der Arzt eine gewisse Scheu, die Ueberbürdungsfrage aufzurollen, da er bei diesem Versuche des ganzen philologischen Zornes sicher ist. Denn auch die Menschenklasse der Lehrer kommt von der merkwürdigen Ueberzeugung nicht los, dass es besser sei, von Juristen beherrscht, als von Aerzten beraten zu werden. Vielleicht haben mancherlei unvorsichtige und schiefe Urteile über die Ueberbürdung zur Einwurzelung jenes Vorurteils beigetragen. Ich rechne dazu vor allem einen Satz des trefflichen Hygienikers Rubner, der sicherlich das Beste im Auge hat, ihm aber eine bedenkliche Fassung giebt: Rubner verurteilt es, dass soviel Zeit auf sinnloses Deklinieren und Conjugieren für nutzloses Latein und Griechisch verwendet werde. Nun kann es keinen überzeugteren Gegner der sogenannten humanistischen Schulbildung geben, als ich selber es bin. Aber nach der Nutzlosigkeit sollte man die Schädlichkeit gerade des Schulunterrichts nicht beurteilen. Was bekämpft werden muss, ist auch hier das Prüfungssystem im weitesten Verstande, die häufige Extemporalienschreiberei, die vierteljährlichen Censuren und Rangänderungen, die das Kind gar nicht zu einer ruhigen Verdauung

Digitized by Google

des geistig Genossenen kommen lassen, sondern eine unausgesetzte Spannung erzeugen, einen unruhigen Wetteifer, in dem vielfach die skrupellosen Instinkte siegen, während der ehrliche, vornehme Charakter nervös zerrüttet auf der Strecke bleibt. Wenn man bedenkt, wie viele Tausende das Institut des einjährigen Dienstes jährlich zum Besuch höherer Schulen treibt, die ihre ganze geistige Veranlagung auf die Volksschule verweisen würde, so wird man die soziale Bedeutung der hier gezeugten Nervosität begreifen; man wird auch den hellen Wahnsinn richtig einschätzen, der es für ein paar Jahre fertig gebracht hat, mitten in die Zeit der grössten psychischen Labilität, in die der sorgsamsten Schonung bedürftige Geschlechtsreife, die grösste Stundenzahl und eine besondere Abschlussprüfung zu verlegen. Nicht viel besser steht es um die prächtige Ferienverteilung, die nach den Wochen der höchsten Kräfteanspannung, dem Osterquartal, gezählte 14 Tage Erholung für hinreichend hält, um die kindliche Psyche zu entspannen und ihr eine ruhige Gemütsstimmung wiederzugeben. Die weitaus grösste Zahl verlässt heute, sei es mit dem Einjährigenzeugnis, sei es mit der Maturität, nervös die Anstalten. Die beste Aussicht auf Wiederherstellung haben davon jene, die sich akademischen Berufen widmen, weil die deutsche Lernfreiheit in den ersten Semestern zum Glück eine Erholungszeit idealster Art gewährt. Ungleich schlimmer ergeht es denen, die mit einer mehr oder minder ausgeprägten Nervosität in die Monotonie einer Beamtenkarriere oder die geistige Leere des Commistums eintreten.

Es muss auf den ersten Blick befremden, dass von diesen Beschäftigungen eine Einwurzelung oder gar Verschlimmerung der Nervosität zu befürchten sein sollte. In der That glaube auch ich, dass man mit der Deutung der Bureaunervosität recht vorsichtig sein muss. Ich habe schon eine stattliche Zahl „nervöser" Subalternbeamten gesehen, aber es ist mir eigentlich immer zweifelhafter geworden, ob ihr geistiger Zustand wirklich dem Bilde der Nervosität beigezählt werden darf. Manche ähnliche Züge sind ja nicht zu leugnen; in den weitaus meisten Fällen aber scheint mir eine eigentümliche Mischung von gemütlicher Unbefriedigtheit, intellektueller Verkümmerung und alkoholischen Wirkungen vorzuliegen, alles dies oft noch aufgepflanzt auf den Boden einer angeborenen Neurasthenie. Man wird ohne weiteres zugeben, dass jene drei Momente, auf einen ohnedies nervösen Menschen Einfluss übend, zum mindesten seine Nervosität nicht zu heilen geeignet sind. Pekuniäre Sorgen treten mit wachsender Kinderzahl nicht selten hinzu; und wenn die Erfahrung sich bestätigt, dass diese Form der Nervosität auch beim Wechsel des Berufs, in der Ruhe des Urlaubs sich selten bessert, so erscheint mir hierfür die Erklärung plausibel, dass sie sich gar nicht bessern kann, weil es sich um keine Krankheit handelt, sondern um eine Mischung an sich in den Grenzen des Normalen liegender psychischer Veränderungen nach der Seite des Depressiven und Abgestumpften hin, gefärbt durch jene leisen Charakterveränderungen, die der Alkoholismus fast immer mit sich zu führen pflegt.

Alles dies jedoch sind psychische Alterationen, die — ob sie nun als echte Nervosität oder unter bloss ähnlichen Bildern uns begegnen — keinesfalls ein für die moderne Zeit charakteristisches

Digitized by Google

Gepräge tragen. In ihrem Sinne sind sicherlich seit jeher sehr viele Menschen nervös gewesen. Was das neunzehnte Jahrhundert dagegen neu heraufgeführt hat, das ist die Nervosität des Individualismus, der wirtschaftlich-sozialen Selbstverantwortung; man kann getrost sagen: die im engeren Sinne bürgerliche Nervosität. Sie angelt in der durch die industriell-kapitalistische Wirtschaftsweise für den Einzelnen geschaffenen sozialen Lage, wird aber in nicht geringem Maasse beeinflusst durch den Wandel in den grossen Fragen der Welt- und Lebensanschauung und in den ästhetischen Lebensansprüchen, der mit dem Siege eben jener Wirtschaftsweise sich vollziehen musste.

In dem Maasse, wie der Einzelne wirtschaftlich aus dem Verbande irgend welcher Gemeinschaften heraustritt, wie er aufhört, patriarchalischen Schutz oder zünftlerische Anlehnung zu geniessen, wie er statt dessen dem freien Wettbewerb seine Leistungen anvertrauen muss, wächst sein Selbstgefühl, die Wertschätzung seiner eigenen Kräfte. Vollzieht sich dieser ganze Prozess schrittweise, so stellt er eine Umwertung der geistigen Persönlichkeit dar, die unter allen Umständen ein Emporsteigen des Einzelnen, eine Hebung des allgemeinen Niveaus bedeutet. Nimmt aber die Entwickelung ein überhastetes Tempo an, schwellen die Anforderungen in kurzer Zeit zu übermässiger Stärke und gehen ebenso rasch die alten geistigen Krücken verloren, so wird die Anpassung an die neuen Bedingungen, wenn sie überhaupt gelingt, nur mit einer Anstrengung möglich, der auch die gesunde Psyche nicht gewachsen ist. Darum tragen alle Zeitalter, die unvermittelt, durch explosive Umwälzungen entbunden, aus der ihnen vorausgehenden Epoche hervorwuchsen, den nervösen Charakter. Niemals aber hat diese Entbindung sich so rasch, so konvulsivisch heftig vollzogen, als bei der Geburt der kapitalistischen Aera. Niemals ist zugleich der Sieg eines neuen ökonomischen Prinzips ein so radikaler gewesen, niemals ein so endgiltiger, niemals hat er mit so unwiderstehlicher Gewalt alle Lebensseiten mit sich gerissen, so unbarmherzig mit dem Alten aufgeräumt. Der wirtschaftliche Individualismus hat schon mehrmals in der Völkergeschichte sich gezeigt; in seiner vollkommenen Durchbildung aber gehört er dem 19. Jahrhundert an, das man später nicht bloss als eine, sondern eben als die kapitalistische Zeit innerhalb der Kulturgeschichte schildern wird.

Es ist viel weniger die Grösse der Verantwortung, die mit dem Siege des Prinzips der freien Konkurrenz auf den Einzelnen entfällt, als das Gefühl der Unsicherheit in der Möglichkeit des Verantwortbaren. Was wir bei der Schilderung der Erfolgsnervosität schon betonten: die unberechenbaren Faktoren geben den in uns sich abspielenden Gefühlskontrasten eine solche Gestaltung, dass eben das sich entwickelt, was wir die Nervosität nennen. Die Erweiterung der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft kompliziert alle Unternehmungen in einer Weise, die den Ueberblick über den Ausgang fast unmöglich macht. Die Existenzunsicherheit steht als ein nie weichendes Gespenst hinter dem Unternehmer wie hinter dem Arbeiter: gerade die beiden letzten Jahre haben uns ja mit dem Hereinbruch einer wirtschaftlichen Depression gezeigt, wie, wenn in der weltwirtschaftlichen Aera irgendwo ein Stein ins Rollen kommt, an allen Ecken und Enden die Lawinen zu stürzen anfangen. Finden wir in diesem Faktor die gemeinsame soziale Wurzel

Digitized by Google

der unsere Zeit beherrschenden Nervosität, so müssen wir aber weiterhin zwischen den nervösen Erkrankungen der leitenden und denen der arbeitenden Schichten in vieler Hinsicht unterscheiden. Alle jene Momente, von denen wir zu sagen pflegen, dass sie unsere „Nerven" ruinieren, sind in beiden Klassen wesentlich verschiedene.

Zwar würde es dem Nervenarzt schwer fallen, zu sagen, welches der Unterschied zwischen dem psychischen und den im engeren Sinne vom Nervensystem ausgehenden Bedingungen der Nervosität sei. Wir wissen, dass auch die psychischen Vorgänge eine Funktion der Nervenprozesse sind, d. h. nicht etwa aus ihnen hergeleitet werden können, sondern in einer regelrechten funktionellen Abhängigkeit von ihnen stehen, so dass jede Veränderung der Prozesse im Nerven — etwa durch Vergiftung der Nervenzelle — auch die psychischen Erlebnisse alteriert. Wenn wir aber die nervösen Erscheinungen von den psychischen absondern, so verstehen wir unter jenen die Gesamtheit aller der Erfahrungen, die wir unmittelbar als von der Aussenwelt herstammend empfinden — der Sinneseindrücke also, während die psychische Alteration uns in Verschiebungen der inneren Persönlichkeit, der Gefühle und Willensregungen vornehmlich, gegeben zu sein scheint. Das Verhältnis, in dem beide Gruppen krankmachend wirken, erfährt aber während des Lebens eine deutliche Veränderung in dem Sinne, dass die Gefährlichkeit abnormer Sinneseindrücke mit wachsendem Alter abnimmt, die Möglichkeit von tiefergreifenden Störungen des in der Gefühls- und Willensrichtung gegebenen Innenlebens aber sich steigert. Ganz natürlich: beim Kinde besteht das seelische Erleben wesentlich aus dem momentanen Eindruck und seiner Gefühlswirkung; die Eindrücke beherrschen und fesseln noch das erst allmählich erstarkende Ich. Beim Erwachsenen sind aber jene Hemmungsmöglichkeiten, aus denen der sogenannte „Wille" hervorwächst, derart ausgebildet, dass in gewissen Grenzen das Ich nunmehr die Eindrücke meistert. Der bedeutsamste Markstein in dieser Entfaltung der Persönlichkeit, ihrer Verselbständigung gegenüber der Aussenwelt, ist die Geschlechtsreife, in der zum ersten Male die Eindrücke nach einer dem eigenen Körper entstammenden Erregung, eben der sexuellen, gewertet werden.

Die Erkenntnis dieser Stufenfolge ist für das Beurteilen der Nervosität gerade nach der sozialen Seite hin von entscheidendem Werte. Die ewige Melodie aller Lehrbücher der Nervenkrankheiten von der „Verantwortung" als Ursache der nervösen Erscheinungen ist zwar richtig, aber unvollständig. Und wenn sie durch die Herbeiziehung des Genusslebens, des Lärms unserer industriellen Zeit ergänzt wird, so ist das zwar auch wieder richtig, aber einseitig; und das Nämliche gilt von der Einführung der mehr abstrakten Momente, des Niedergangs der alten Weltanschauung, des Glaubens und der in ihm gelegenen Tröstungen. Ohne nun etwa eine dreiteilige Schablone aufstellen zu wollen, glaube ich doch, dass diese drei Koordinaten, welche die Verschiebung unserer Gefühlslage in der Richtung auf die Nervosität bestimmen, in den verschiedenen Entwickelungsstufen unserer Psyche eine sehr verschiedene Wirkung ausüben.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Berichte.

Biologie.

Allgemeine Physiologie. Auf allen Gebieten der Wissenschaft machen sich synthetische Bestrebungen bemerkbar, d. h. solche, welche die einzelnen Erkenntnisse der Wissenschaften unter höheren Gesichtspunkten zusammenzufassen suchen. Insofern ist ein Zeichen der Zeit die „Zeitschrift für allgemeine Physiologie", welche Professor Max Verworn seit Anfang dieses Jahres herausgiebt. Wie der Herausgeber in der Einleitung bemerkt, will diese Zeitschrift eine Stätte schaffen, wo sich die verschiedenen biologischen Wissenschaften die Hand reichen zur gemeinsamen Erforschung der allgemeinen Erscheinungen des Lebens. Er definiert die Physiologie als die Wissenschaft von den körperlichen Lebenserscheinungen; sie schliesst also die Behandlung der psychischen Erscheinungen vom Gebiet der Physiologie aus. Die „allgemeine Physiologie" ist die Lehre von den objektiven Lebenserscheinungen, welche allen Organismen gemeinsam sind. Die Mechanik (Physik und Chemie) habe die Aufgabe, die allgemeinen Prinzipien des Geschehens in der Körperwelt zu erforschen. Das gelte auch für die lebendige Welt der Organismen. Verworn lehnt den sogenannten „neo-vitalistischen" Standpunkt ab, der zur Erklärung der Lebenserscheinungen noch andere Faktoren in Anspruch nimmt, als Physik und Chemie lehren. Nicht ohne Grund weist er darauf hin, dass die heute in der Physik und Chemie über die Prinzipien des Geschehens herrschenden Vorstellungen keine unveränderlichen seien. Wie diese sich gebildet, entwickelt, verändert haben, so würden sie sich auch in Zukunft verändern und weiter entwickeln. Die Physik und Chemie im nächsten Jahrhundert möge vielleicht wieder eine ganz andere Symbolik für die Darstellung der Erscheinungen in der Körperwelt bilden. Dann werden wir in der Physiologie dieser Entwickelung gefolgt sein. Mögen sich die Anschauungen über die Prinzipien der Darstellung noch so sehr verändern, das eine müsse immer bestehen bleiben: die allgemeinen Prinzipien, welche das Geschehen beherrschen, müssen Gültigkeit haben für lebendige wie für leblose Körper, denn die Physiologie könne nie etwas anderes sein als Physik und Chemie, d. h. Mechanik der lebendigen Körper.

Entwickelungsmechanik der Organismen. Das „Archiv für Entwickelungsmechanik der Organismen", herausgegeben von Wilhelm Roux, vollendet seinen dreizehnten Band. Diese verdienstvolle Zeitschrift veröffentlicht exakte Forschungen über die Ursachen der Entstehung, Erhaltung und Rückbildung der organischen Gestalten. Sie stellt sich das wissenschaftliche Ziel, die Deszendenztheorie zu einem Gegenstand experimenteller Untersuchungen zu machen; ihr Studium ist allen zu empfehlen, welche den Problemen der organischen Entwickelung ein ins einzelne gehendes Interesse und Verständnis entgegenbringen.

Wachstum und Alter. Im Biologischen Centralblatt (Bd. XXI, Heft 24) veröffentlicht M. Mühlmann eine Studie über das „Wachstum und das Alter", in welcher er die verschiedenen Theorien über die Ursachen des Alters und des Todes der Organismen erörtert. Er selbst geht von der Erkenntnis aus, dass zu den unbedingten Eigenschaften des Protoplasmas die Assimilationsfähigkeit, die Zunahme der Masse, also des Wachstums, gerechnet werden muss. Das Wachstum des mehrzelligen Organismus sei dadurch charakterisiert, dass, wenn die Eizelle sich in zwei teile, beide Tochterzellen neben einander bleiben. Deshalb könne jede Tochterzelle nicht mehr, wie ursprünglich, mit ihrer ganzen Körperoberfläche die Nahrung resp. den Sauerstoff aufnehmen, sondern nur mit demjenigen Teile derselben, welcher frei liegt, mit welchem die Zellen einander nicht berühren. Dieser Wachstumsvorgang rufe Stillstand des Wachstums in den centralwärts gelegenen Zellen hervor. Dieses mechanische Wachstumsgesetz beherrsche auch die ganze Körpermasse des komplizierten Organismus. Jedes Organ des menschlichen Körpers habe sein Kindes-, Mannes- und Greisenalter ganz unabhängig von den entsprechenden Perioden des ganzen Lebens. Am frühesten erreichen das grösste relative Wachstum das Gehirn und die Niere, dann das Skelett im zweiten Jahrzehnt, die Muskulatur im 40.—50. Lebensjahr. Am längsten wachsen Lungen und Herz, Haut, Darm. Alle diese Organe repräsentieren die innere oder äussere Oberfläche des Körpers, sind also den Nahrungsstoffen am nächsten gelegen, wachsen also am längsten und ausgiebigsten. In diesen Thatsachen liegt der unzweideutige Beweis dafür,

Digitized by Google

„dass das Wachstum des Körpers vom physikalischen Wachstumsgesetz abhängt und von demselben geleitet wird".

Gesellschaftsleben der Affen. Im Zoologischen Garten (1901, Heft 12) berichtet Theod. Knottnerus-Meyer über „Allerlei Beobachtungen aus dem Affenhause des Hannoverschen Zoologischen Gartens". Der ständige „Kampf ums Dasein" habe auch in der Affengesellschaft die Vorherrschaft der stärksten, bestorganisierten Tiere im Gefolge; die konstitutionelle Auslese trete hier in ihre Rechte. Hier sehen wir vor uns einen straff organisierten, von dem best-konstituierten stärksten männlichen Affen despotisch beherrschten Affenstaat, eine Despotie in der härtesten Form, wie etwa die orientalische bei den Menschen. Der „Affenhäuptling" hat die grösste Freiheit. Er braucht seinen Launen und Begierden nicht im geringsten die Zügel anzulegen, und thut es auch nicht. Er ist sich seiner Würde voll bewusst und wird als Herr anerkannt. Auch in der Affengesellschaft giebt es verständige und gute, wie grausame Selbstherrscher, wie bei den Menschen. Etliche Stufen unter ihm stehen die nächst begünstigten Mitglieder der Bande. Auch diese ist klassenweise geordnet. Von allgemeiner Gleichheit, Brüderlichkeit ist keine Rede, sondern der Affenstaat ist ein „Klassenstaat" par excellence. — Die Paviane werden von den Makaken nicht für voll angesehen. Sie bilden die unterste Klasse der Gesellschaft. Die Affenarten sind sich ihrer Stammesverwandtschaft bewusst und verstehen die Laute ihrer Familiengenossen besser als die der anderen. Verfasser will nicht mit Garnier die Behauptung aufstellen, dass die Affen im Besitz einer „Vokalsprache" seien, aber das könne man täglich beobachten, dass die grossen Familien der Affen, z. B. die der Paviane und Makaken und die Angehörigen der Gattung Cebus, in vollkommen verschiedenen Lauten und Gebärden ihren Wünschen und Empfindungen Ausdruck verleihen, und dass Affen verschiedener Gattungen, ja selbst Arten, in einen Käfig gebracht, erst allmählich sich verstehen lernen, während Angehörige der gleichen Art sich von vornherein verständigen. Die Affen zeigen kein Mitleid mit kranken und schwachen Tieren, ja mit bestialischer und raffinierter Quälerei behandeln sie kranke oder allmählich hinsiechende Mitglieder der eigenen Bande. Ein Gegensatz gegen diesen Charakterzug ist die bei allen Affen vorhandene hochentwickelte Liebe zu ihren Jungen. Auch kommt häufig Adoptierung kleiner mutterlos gewordener Affen vor, namentlich von seiten männlicher Affen, denen es durch die Verhältnisse versagt blieb, selbst Vaterfreuden zu erleben. — Egoismus ist der oberste Grundsatz beim Menschen wie bei allen Tieren. Hass, Neid, Bosheit und Grausamkeit finden sich vereint mit Liebe und wahrem Mitleid bei Menschen wie bei Affen. — Alle geistigen Fähigkeiten, die wir besitzen, haben auch unsere Hunde und die Affen, wie überhaupt alle Tiere. Es bestehen eben keine qualitativen, sondern nur graduelle Unterschiede zwischen unseren und der anderen Tiere geistigen Fähigkeiten.

Anthropologie.

Rasse und Sprache. Dr. Ludwig Wilser veröffentlicht in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (1901, 12. Heft) einen Aufsatz über „Rasse und Sprache", in welchem er eine scharfe Begriffsbestimmung von Rasse und Volk und ihrer Beziehung zur Sprachbildung darlegt. Als Naturforscher hat sich der Anthropologe zunächst nur mit Rassen zu beschäftigen, deren Eigenschaften, leibliche wie geistige, festzustellen, deren Wohngebiete, Mischungen, Kreuzungen und schliesslich, als wichtige Hauptfrage, deren Verbreitungscentren zu ermitteln. Die für uns wichtigste und in hervorragender Weise an der Zusammensetzung der an der Spitze der Menschheit stehenden Kulturvölker beteiligte Rasse ist die nordische oder arische. Ihre Kennzeichen sind: Langkopf (Breite wenig über 0,7 der Länge), helles Haar, blaue Augen und eine Grösse von mindestens 165 cm beim Manne. Ueberlieferung und Schädelfunde lehren, dass im Altertum besonders unmittelbar nach den grossen Völkerwanderungen, von denen die keltische und germanische in geschichtliche Zeit fallen, die nordische Rasse viel weiter nach Süden verbreitet war, dass es manche Völker von fast reiner Rasse gab. Angehörige der europäischen Kulturvölker sind heutzutage zwar über den ganzen Erdball verbreitet, und man trifft blonde Engländer, Deutsche, Holländer, Skandinavier, Russen an den entlegensten Meeresküsten, aber in unserem Weltteile trägt die Bevölkerung fast überall die unverkennbaren Zeichen langdauernder Blutmischung zur Schau. Die Merkmale dieser Rasse werden um so zahlreicher, je weiter wir nach Norden vordringen. Am rassereinsten ist sie in

Digitized by Google

Süd-Skandinavien, wo höchst wahrscheinlich das Ursprungsgebiet und Verbreitungscentrum der seit Linné Homo europäus genannten Menschenrasse liegt. Der Begriff „Volk" besteht in der gemeinsamen Sprache, kann aber Menschen von verschiedenem Typus umfassen. In den Völkern mit indogermanischen Sprachen ist die nordeuropäische Rasse teils sehr stark, teils wenigstens in Spuren vertreten. Bei allen Rassen gehen sprachlicher und kultureller Fortschritt Hand in Hand, und im Schosse der Rasse, aus der die führenden und bahnbrechenden Völker hervorgegangen sind, muss auch die höchst entwickelte Sprache entstanden sein. Wahrscheinlich ist dort, wo die arische Rasse entstand, auch die arische Sprache entwickelt worden. Wilser verwirft die Ansicht der Sprachforscher, dass es eine indogermanische Urzeit gegeben habe, die durch die Spaltung des Urvolkes in verschiedene gleichwertige Brudervölker ihr Ende fand, sondern dieses ist nach seiner Ansicht auf dem angestammten Grund und Boden sitzen geblieben und hat nur von Zeit zu Zeit seinen Geburtenüberschuss auf die Wanderschaft geschickt. Nur auf diese Weise erklärt sich die verschiedene Zusammensetzung der indogermanischen Völker, die um so mehr Blut von der Stammrasse enthalten, je näher sie örtlich und zeitlich den Ursitzen derselben geblieben sind.

Sozialanthropologische Untersuchungen. Professor W. Pfitzner untersuchte den Einfluss der sozialen Schichtung auf die anthropologischen Charaktere der Bevölkerung Strassburgs. (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. IV, 1. Heft.) Man kann die Ergebnisse seiner Studien in folgende Sätze zusammenfassen. 1. Die Körperhöhe des weiblichen Geschlechts ist in den oberen sozialen Schichten grösser als in den unteren. 2. Speziell zeichnet sich die oberste soziale Schicht vor den anderen durch eine bei beiden Geschlechtern um 2 cm grössere Körperlänge aus. 3. Die oberen sozialen Schichten haben einen mittleren Kopfumfang, wie er bei den unteren Schichten als Durchschnittsmaass nur bei den ausnahmsweise Hochgewachsenen wiederkehrt. Mit anderen Worten: Die oberen sozialen Schichten haben einen — absolut und relativ — grösseren Kopf als die unteren. 4. In den oberen sozialen Schichten fand er bei Männern Armlänge und Beinlänge abnehmend, dagegen die Stammlänge steigend. 5. In den oberen sozialen Schichten finden sich beim weiblichen und männlichen Geschlecht mehr Kurzköpfe als Langköpfe. 6. Die Katholiken sind etwas kurzköpfiger, die Protestanten etwas langköpfiger. — Pfitzner verwahrt sich dagegen, damit eine Anthropologie der gesellschaftlichen Stände schreiben, noch weniger eine anthropologische Begründung für die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung von Ranges- und Standesunterschieden liefern zu wollen. Einen geschlossenen Patrizierstand besitze Strassburg nicht, das Ergebnis der Untersuchungen beruhe also nicht auf einer Art Züchtung oder Inzucht, bei der die Möglichkeit einer Einwirkung von Rasseneigentümlichkeiten nicht auszuschliessen wäre. Die Erreichung einer sonst nicht verwirklichten Körpergrösse sei also ausschliesslich von der Zugehörigkeit zu den „besseren Ständen" abhängig. Was die letzte Ursache dieser Erscheinung sei, die rationellere „Aufzucht" (Ernährung) oder eine „Auslese", sei hier nicht der Ort zu diskutieren.

Das Ergrauen der Haare beim Menschen. Die Frage, ob das Altern ein normales oder abnormes Verhalten der organischen Existenz des Menschen sei, ist noch nicht entschieden. E. Metchnikoff beginnt in den „Annales de l'Institut Pasteur" (1901, No. 12) eine Reihe von biologischen Studien über das Greisenalter mit einem Aufsatz, in welchem er die Ergebnisse seiner Untersuchungen über das Ergrauen der Haare mitteilt. Metchnikoff will an die Lösung der Frage nach den Ursachen des Alterns vom biologischen Standpunkt herantreten und mit der Erforschung des Weisswerdens der Haare beginnen, da es das erste und beständigste Zeichen des Alters sei. Auch bei Hunden und Pferden zeigt sich das Alter durch Ergrauen an. Oft kommt es vor, dass die Haare in kurzer Zeit, in wenigen Tagen, weiss werden. Die normale Farbe der Haare wird durch einen bestimmten Farbstoff (Pigment) hervorgerufen, der in den Markzellen der Haare eingeschlossen ist. Metchnikoff hat nun die merkwürdige Thatsache festgestellt, dass die Depigmentierung durch eine besondere Art von Zellen verursacht wird, die sich verlängern und verzweigen, um das Pigment in sich aufzunehmen. Er nennt diese Zellen deshalb Pigmentophagen (gleich Farbstoffverzehrer), und hält es für zweifellos, dass sie von den Markzellen herstammen und das Pigment aus den Haaren fortschaffen. Besonders sind sie während der Nacht thätig. Metchnikoff hofft, dass, nachdem man die Ursachen des Erbleichens der Haare gefunden, es auch möglich sei, Mittel zu finden, um das Eintreten dieser Erscheinung zu verhindern.

Digitized by Google

Erblichkeit erworbener Eigenschaften? Nach einer Statistik von Dr. Cohen, der in einem Zeitraum von 20 Jahren 10000 Beschneidungen vorgenommen hat, wurden 2500 Modifikationen an der Vorhaut beobachtet, und zwar wurden in 500 Fällen ein Fehlen, in 2000 ein wenig entwickeltes Präputium (Vorhaut) gefunden. (N. Y. Med. Journal, 7. November 1901.)

Ein Fall von Zwitterbildung. In der deutschen medizinischen Wochenschrift (1902, No. 1) berichtet Dr. Kellner in Bloemfontein über einen seltenen Fall von Hermaphroditismus bilateralis, der an einem 20 bis 22 Jahre alten Kaffern im Nationalhospital beobachtet wurde. Die Brüste waren weiblich entwickelt, der Körperbau im allgemeinen graziler als er bei Männern zu sein pflegt, auch hatten die Gesichtszüge einen mehr weiblichen Ausdruck. Die Sektion des am Typhus gestorbenen Patienten ergab, dass linksseitig ein vollständig entwickelter Eierstock nebst Eileiter und verkümmert ausgebildeter Gebärmutter, dagegen rechtsseitig eine deutlich entwickelte Hodendrüse vorhanden war. Da derartige Fälle selten sind, so glaubt Dr. Kellner diesen Fall im Interesse der Wissenschaft der Oeffentlichkeit übergeben zu müssen. Derselbe sei ausserdem von Belang, weil Hermaphroditen unter Kaffern wohl kaum einmal zur Beobachtung kommen dürften, da die Kaffern missbildete Kinder gleich nach der Geburt zu töten pflegen. Offenbar sei aber der Patient für ein Individuum männlichen Geschlechtes gehalten worden und so am Leben geblieben.

Psychologie.

Der Ursprung unserer Zeit- und Raumteilung. Ueber das „Prinzip unserer Zeit- und Raumteilung" berichtete Professor H. Zimmern in der öffentlichen Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig (am 14. November 1901). Die Geschichtswissenschaft hat festgestellt, dass unsere Tagesteilung in 24 Stunden zu 60 Minuten, desgleichen unsere Kreisteilung in 360° und 60′ im letzten Grunde auf das alte Babylonien und das daselbst übliche Sexagesimalsystem zurückzuführen ist. Zimmern wirft nun die Frage auf, durch welche Ursachen die Babylonier dazu geführt wurden, die Sechs-Teilung zu gebrauchen. Wie das System der Zehn- und Zwanzig-Teilung auf die Finger- bezw. Zehenzahl des menschlichen Körpers zurückzuführen sei, so müsse auch für die Verwendung der Zahl 360 und 60 in der Natur gegebene Grössen als Ausgangspunkt gedient haben. Die Babylonier verstanden unter ihrer Zahl 60 (sussu) nichts anderes als das „Sechstel". Demnach müsse die Zahl 60 ihrem Ursprunge nach eine solche bekannte Grösse in der Natur sein, die gleichzeitig sowohl das 60-fache einer einfachen Grösse, als der sechste Teil einer in 360 Teile zerfallenden Grösse sei. Dies treffe aber nur in ungekünstelter und für eine relativ primitive Kulturstufe passender Weise zu auf den Zeitraum von 60 Tagen, der gleichzeitig das 60-fache des Einzeltages und $^1/_6$ des Rundjahres von 360 Tagen sei. In Babylonien ist die Sechs-Teilung uralt. Ihr begegnen wir nun als uraltem Gebrauche bei der Einteilung des Tages. Aus der Sechs-Teilung des Volltages erklärt sich die im praktischen Leben wie im Kultus bei den Babyloniern seit alters übliche Einteilung der Nacht in drei Nachtwachen und entsprechende Drei-Teilung des Lichttages. Wie der Tag, so wurde auch für den Monat die Sechs-Teilung für die ältere Zeit nachgewiesen, ebenso für die älteste Zeit der Sechs-Teilung des Jahres. Erst später wurde die Sechs-Teilung durch die Zwölf-Teilung verdrängt.

Der Tag wurde in 12 Kaspu gleich 2 Stunden zu 30 Us gleich 4 Minuten eingeteilt, so dass der babylonische Volltag von 12 babylonischen Stunden und 360 Minuten nichts weiter ist als ein Rundjahr von 12 Monaten und 360 Tagen en miniature. Hier ist die enge Beziehung zwischen Kreisteilung und Tagesteilung erkennbar. Diese vom Sonnenlauf gewonnene Kreisteilung und Zeitteilung wandten die Babylonier in völliger Entsprechung auf die Teilung geradliniger Strecken und Räume an. Ursprünglich bestand jedoch auch in Babylonien, wie schon die Namen ammatu gleich Elle und ubanu gleich Finger als Längenmaasse zeigen, ein vom menschlichen Körper hergenommenes Maasssystem, dem die Elle, die Hand- und Fingergelenke zur Grundlage diente.

Alkohol und geistige Arbeit. In den psychologischen Arbeiten (herausgegeben von Emil Kraepelin, IV. Band 1. Heft) teilt E. Rüdin über die Dauer der psychischen Alkohol-Wirkung interessante Versuche mit. Die Ergebnisse fasst er in

Digitized by Google

folgenden Sätzen zusammen: 1. Die Wirkung einer grösseren Alkoholgabe von 90 bis 100 gr auf vier verschiedene Personen zeigte grosse Verschiedenheiten hinsichtlich ihrer Richtung, Stärke und Dauer. 2. Die Wirkung des Alkohols bestand im allgemeinen in einer Verlangsamung des Addierens, Erschwerung des Lernens, Verkürzung der Wahlzeiten mit Vermehrung der Fehlreaktionen, endlich in einer Zunahme der vorzugsweise auf Sprachvorstellungen beruhenden Associationen. Bei einer Versuchsperson war nur die letztere Wirkung deutlich. 3. Die Dauer der Alkoholwirkung betrug meist 12 bis 24 Stunden, einige Male anscheinend bis zu 48 Stunden. Die Verkürzung der Wahlzeiten verschwand am schnellsten, um dann einer Verlängerung derselben unter Fortdauer der Fehlreaktion Platz zu machen. 4. Die Empfindlichkeit gegen den Alkohol ist nicht allein von der Gewöhnung an das Gift abhängig, sondern kann auch nach sehr langer Enthaltsamkeit gering sein.

Hungern und geistige Arbeit. In demselben Hefte berichtet W. Weygandt „Ueber die Beeinflussung geistiger Leistungen durch Hungern". Seine Schlusssätze lauten: 1. Das psychische Verhalten erfährt im Zustande der Nahrungsenthaltung eine deutliche Veränderung. 2. Die Wirkung ist eine scharf abgegrenzte, insofern einige Leistungen mehr, andere weniger, wieder andere gar nicht betroffen werden. 3. Die Auffassungsfähigkeit wird vom Hunger nicht beeinflusst. 4. Der begriffliche Zusammenhang des associativen Denkens wird gelockert; die inneren Associationen nehmen ab; die Associationen auf Grund sprachlicher Uebung nehmen zu; Klangassociationen treten auf. Der zeitliche Ablauf der Associationen ist nicht verändert. 5. Das Addieren wird mässig verlangsamt. 6. Die Gedächtnisarbeit des Auswendiglernens wird deutlich und fortschreitend verlangsamt. Diese Störung betrifft nur den Merkvorgang, nicht die Sprechgeschwindigkeit. 7. Die Wahlreaktionen zeigen eine geringe Verlängerung; die Menge der Fehlreaktionen wird stellenweise etwas vermehrt. 8. Die Wirkung der Uebung wird während des Hungerzustandes nicht erkennbar beeinträchtigt. 9. Die geistige Ermüdbarkeit zeigt keinen wesentlichen Unterschied gegenüber dem normalen Zustande. Die Ablenkbarkeit und noch mehr die gemütliche Erregbarkeit ist im Hungerzustande im geringen Grade erhöht. 10. Die Nahrungs- und Flüssigkeitsenthaltung scheint dem begrifflichen Zusammenhang der Associationen noch mehr zu lockern als die blosse Nahrungsenthaltung; andere Unterschiede beider Zustände waren nicht deutlich zu erkennen. 11. Die psychischen Veränderungen im Hungerzustande gleichen sich nach dem Aufhören derselben nicht plötzlich, sondern erst allmählich wieder aus; sie sind nach zweitägigem Hungern wahrscheinlich noch 48 Stunden lang nachweisbar. 12. Die Art der Hungerwirkung erinnert an die Wirkung mancher chemischen Mittel, an einige Geistesstörungen, die mit Stoffwechselanomalien einhergehen; am ähnlichsten ist sie den psychischen Veränderungen nach körperlichen Anstrengungen, ohne doch denselben völlig zu gleichen. 13. Bei den nächtlichen Erschöpfungsversuchen scheinen sich die Zeichen der körperlichen und geistigen Ermüdung mit denen der Hungerwirkung verbunden zu haben. 14. Die psychischen Erscheinungen der sogenannten Erschöpfungspsychosen entsprechen nicht den Veränderungen, die durch einfache Nahrungsentziehung erzeugt werden.

Sozialwissenschaft.

Soziale Zustände bei den Nambudri-Brahminen. Die Nambudri-Brahminen von Kerela, die vom Strom der modernen Kolonisation unberührt geblieben sind, haben ihre alten Gesetze und Gebräuche in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten. Nach einer Tradition sind sie aus den nördlichen Gegenden Indiens eingewandert. Sie begründeten 64 Dörfer zerstreut über das ganze Land, unterwarfen die Sudras und legten ihnen besondere Gesetze auf. Die ursprünglichen Brahminen sollen reine Arier gewesen sein. Doch können die heutigen Nambudris kaum darauf Anspruch machen, da in der ersten Zeit nach der Kolonisation Mischungen zwischen der arischen und dravidischen Rasse stattfanden. Wie die anderen Inder, teilen sich auch die Nambudris in mehrere Klassen. Was das Erbrecht anlangt, so ist nur die männliche Linie erbberechtigt, und das Eigentum geht vom Vater auf den Sohn über. Nur der älteste Sohn ist erbberechtigt und nur er merkwürdigerweise berechtigt, sich zu verheiraten, eine Gewohnheit, die ohne Zweifel aus dem Wunsche entstanden ist, die überlieferten Zustände zu erhalten. Die übrigen Kinder haben nur das Recht, auf Kosten der Familie ernährt und gekleidet zu werden. Der Nambudri ist äusserst konservativ. Niemals hat er in

Digitized by Google

den grossen politischen, religiösen und sozialen Bewegungen Indiens eine Rolle gespielt. Jede Verletzung der alten Gewohnheiten betrachtet er als Gotteslästerung und Sünde. (Calcutta Review, 1901, No. 225.)

Rechtswissenschaft.

Strafrecht und Psychologie. Dr. W. Stern hat in einem Vortrag über die „Psychologie der Aussage" auf Grund von experimentellen Untersuchungen gezeigt, dass die Wiedergabe der Wahrnehmung einer Thatsache mit dieser Thatsache sich auch dann nicht notwendig zu decken braucht, auch wenn Beobachtungsgabe, Erinnerungstreue, Wahrheitsliebe und Darstellungskunst der Zeugen den Durchschnitt weit überragen. Professor von Liszt hat nun im kriminalistischen Seminar der Berliner Universität ähnliche Versuche angestellt, die manche lehrreiche Ueberraschung boten. Er berichtet darüber in der Deutschen Juristen-Zeitung (VII. Jahrg., No. 1). Bei dem ersten Versuch wurde ein praktischer Strafrechtsfall als Aussage des Angeklagten vor einer ersten Gruppe von Zuhörern vorgetragen, dann von einem dieser Zuhörer vor einer zweiten Gruppe, weiter von einem Mitgliede dieser zweiten Gruppe vor einer dritten und endlich von einem Mitgliede dieser dritten Gruppe vor einer vierten sofort weiter erzählt. Diese dritte Wiedergabe (die vierte Erzählung) ergab bereits eine vollständige Entstellung des Falles im ganzen wie in allen seinen wesentlichen Einzelheiten und somit eine vernichtende Kritik der „Zeugen von Hörensagen". — Bei einem zweiten Versuche wurde, ohne dass die Teilnehmer an den Uebungen vorher darum wussten, im Anschluss an einen wissenschaftlichen Vortrag von zwei Herren nach einem genau vereinbarten Plane ein Wortwechsel mit anschliessendem Revolverattentat vorgeführt; die Zeugenvernehmungen zeigten, ganz abgesehen von verschiedenen, recht merkwürdigen Unsicherheiten und Unrichtigkeiten, vor allem, dass das Ziehen, Anlegen und Abdrücken des Revolvers auch von den nächstsitzenden Personen entweder gar nicht wahrgenommen worden war, oder doch nicht bestimmt behauptet werden konnte, dass somit eine Beschuldigung wegen Tötungsversuchs, ohne Geständnis des Angeklagten, in sich zusammenbrechen musste.

Für Liszt scheint es zweifellos, dass durch solche planmässig unternommene und fortgesetzte Untersuchungen eine Reihe von Erfahrungssätzen gewonnen werden können, die es dem von Sachverständigen unterstützten Richter möglich machen werden, den Wert einer Aussage ungleich sicherer zu beurteilen, als es heute möglich ist. Die Psychologie werde sich in dieser Frage als der wertvollste und zuverlässigste Bundesgenosse der Strafrechtspflege erweisen. Er fordert ferner, falls unsere Strafrechtspflege ihrer immer schwieriger sich gestaltenden Aufgabe gerecht werden soll, eine berufsmässige Ausbildung der strafrechtlichen Praktiker.

Psychiatrie und Strafrechtspflege. In der Psychiatrischen Wochenschrift (1901, No. 37) verficht Direktor Frank in Münsterlingen (Schweiz) die Meinung, dass unsere heutige Rechtsprechung nicht dem Stande unserer Wissenschaft entspreche. Nur durch die allgemeine Nichtbeachtung der Psychologie und Psychiatrie in den massgebenden Kreisen einerseits, durch die machtvolle Stellung der Juristen im öffentlichen Leben andererseits sei es erklärlich, dass die Unkenntnis in diesem Wissensgebiete, in welcher der moderne Richter infolge seiner Ausbildung gelassen werde, eine so erschreckend weitgehende sei. Die menschliche Gesellschaft ahne dabei gar nicht, in welch' hohem Grade sie durch unsere heutige Rechtsprechung und den Strafvollzug gefährdet werde, indem diese zu einer wirklichen Bekämpfung des Verbrechertums absolut unfähig sei. Er fordert die Psychiater auf, ein reiches Material zu sammeln, um das öffentliche Gewissen zu erregen, nicht aus Sensationslust, sondern um die Gesetzgeber, die wieder aus der gleichen Schule stammen, wie die Juristen, zu zwingen, Fragen näher zu treten, die sie bisher in unverantwortlicher Weise ausser acht gelassen haben. — In den Prozesssachen falle der Mangel jeder naturwissenschaftlichen und individualistischen Methode auf. Die ganze Untersuchung sei darauf gerichtet, den Thatbestand des Verbrechens festzustellen. Den Juristen liege es natürlich fern, zu untersuchen, wie der Angeklagte zum Verbrechen kam, welches seine Gehirnlage war, wie sie sich entwickelt habe und welchen äusseren Einflüssen sie unterlag. Das wäre die naturwissenschaftliche Methode. — Diese gehe aber den Juristen von heute nichts an. Ihn interessieren der Thatbestand und die Gesetzesparagraphen, die angewandt werden müssen, um das Verbrechen zu sühnen. Sei der Verbrecher verurteilt, so höre das juristische

Digitized by Google

Interesse auf, es habe dann die Schablone des Strafvollzuges das Wort und wenn auch jeder Richter sich sage, aus dem Zuchthause komme niemand gebessert heraus, so bleibe doch die Schablone. Der Staat hätte schon viele Güter an Leben, Gesundheit und Besitz schützen können, wenn es den Richtern möglich wäre, die geisteskranken Verbrecher zu erkennen und nach den Forderungen der psychiatrischen Wissenschaft zu behandeln. Die Psychiater fordern schon lange, dass die Oberaufsicht über die Geisteskranken nicht mehr Juristen, sondern wirklichen Fachmännern übertragen werde und dass dann das öffentliche Vertrauen den Anstaltsdirektoren in gleicher Weise und mit gleichem Recht zuteil werde wie den Richtern und den Staatsanwälten. Er fasst seine Forderungen in folgende Postulate zusammen: 1. Wir müssen verlangen, dass bei der Ausbildung der Juristen die Psychologie und Psychiatrie so weit berücksichtigt werde, dass sie als Richter befähigt sind, den Verbrecher wissenschaftlich zu verstehen und fachmännische Gutachten zu würdigen. Es sollten hierzu die Anstaltsdirektoren, besonders natürlich die Universitätsprofessoren, besondere praktische Kurse erteilen, wie das durch Professor Kraepelin in Heidelberg und Professor v. Speyr in Bern schon geschieht. 2. Der Staat hat die Pflicht, da er nur Verbrechen, die in zurechnungsfähigem Zustand begangen werden, ahndet, den Strafprozess nur mit den Garantien sich vollziehen zu lassen, die mit Sicherheit einen Strafvollzug an Unzurechnungsfähigen ausschliessen: dies ist nur dadurch möglich, dass den Untersuchungsbehörden die nötige Zahl wirklicher und erfahrener psychiatrischer Fachmänner beigegeben wird. Wie es Pflicht des Staates ist, alle erlaubten Mittel anzuwenden, um den Verbrecher in seine Gewalt zu bekommen, so muss es auch seine Pflicht sein, kein Mittel ausser acht zu lassen, um nur den Verbrecher zu verurteilen, der in zurechnungsfähigem Zustand gehandelt hat. 3. Die Feststellung der Zurechnungsfähigkeit kann nur Aufgabe des Psychiaters, niemals des Richters sein. Es ist absolut unzulässig, dass diese Aufgabe Aerzten überwiesen wird, die nicht eine genügende spezielle Ausbildung durch mehrjährige Thätigkeit an einer staatlichen Irrenanstalt genossen haben. 4. Die Untersuchung auf den Geisteszustand eines Angeklagten kann nur in fachmännisch geleiteten Anstalten oder in entsprechenden Abteilungen eines Untersuchungsgefängnisses vorgenommen werden. 5. Die fachmännischen Gutachten unterliegen nicht der freien Würdigung der Richter insoweit, als bei der Versetzung in Anklagezustand nach fachmännischem Beweis Unzurechnungsfähigkeit vorliegt. 6. Die Richter können ein Gutachten ablehnen, müssen aber eine Oberexpertise einholen. Mit der Oberexpertise können nur Fachmänner, eventuell mit Beiziehung von Juristen betraut werden. 7. Die Frage der Unzurechnungsfähigkeit wie die der verminderten Zurechnungsfähigkeit kann nicht dem Wahrspruch der Geschworenen überwiesen werden. 8. Jedem Antrag ist ohne weiteres stattzugeben.

Fortbildungskurse für Medizinalbeamte. In der Psychiatrischen Wochenschrift (1902, No. 41) verlangt Dr. Ludwig psychiatrische Fortbildungskurse für Medizinalbeamte, da die soziale Bedeutung der Geisteskrankheiten eine so ausserordentlich grosse und der Medizinalbeamte als psychiatrischer Sachverständiger im staatlichen Interesse so häufig und in einer so folgenschweren und verantwortungsvollen Art und Weise in Anspruch genommen werde, dass über die Wichtigkeit und den Nutzen psychiatrischer Fortbildungskurse bei dem heutigen Stand der Wissenschaft trotz den Erfolgen der psychiatrischen Wissenschaft und der Einführung der Psychiatrie in die Prüfung der Aerzte, kein Zweifel obwalten könne. In unserer Zeit sei die Fürsorge der staatlichen und der kommunalen Organe und in stets wachsender Ausdehnung auch die Thätigkeit freiwilliger Vereine vorzugsweise auf die Förderung hygienischer Interessen und insbesondere auf die Bekämpfung der Volkskrankheiten gerichtet. Aber abgesehen davon, dass auch die Geisteskrankheiten ohne Zwang unter den Begriff der Volkskrankheit gebracht werden können, bedürfe es nur des Hinweises auf die Ursachen der Geisteskrankheiten, wie sie in der Vererbung, in der erschwerten Lebenshaltung weiter Kreise des Volkes, in der Wohnungsnot, dem Missbrauch geistiger Getränke, den Geschlechtskrankheiten u. s. w. gegeben seien, oder der Betonung der Aufgaben, die dem Medizinalbeamten als Schularzt, namentlich im Interesse der sogenannten schwachbefähigten Kinder, gestellt werden, um den Beweis zu liefern, dass die hygienische Leistungsfähigkeit des Medizinalbeamten in wesentlichen Beziehungen von seinem psychiatrischen Wissen und Können abhänge. In Baden besteht ein alljährlich wiederkehrender Fortbildungskurs für die Medizinalbeamten bereits seit dem Jahr 1898. Der Verfasser drückt die Hoffnung aus, dass das Vorgehen der badischen Staatsregierung in anderen Staaten Beachtung und Nachahmung finde.

Digitized by Google

Das Recht zum Sterben. In der „Krankenpflege" (I. Jahrgang, Heft 4) bespricht W. Stenglein „Das Recht zum Sterben", die Frage, ob der Arzt berechtigt sei, einem einmal doch dem Tode Verfallenen den Todeskampf durch einen künstlichen Eingriff zu ersparen. Er wirft die Frage auf: Wie ist der Arzt zu beurteilen, der einen zum Selbstmord Entschlossenen mit Rücksicht darauf, dass dieser durch Krankheit ohnehin dem nahen Tode verfallen ist, und mit der Absicht, den Kranken von längeren Leiden zu erlösen, die Mittel zum Selbstmord reicht, oder doch zum Selbstgebrauche verschafft? — Vom Standpunkt des gegebenen Gesetzes aus kann, führt Verfasser näher aus, kaum ein Zweifel bestehen, dass der Arzt, der tötet, um einem Kranken Leiden zu ersparen, des Mordes schuldig sei; dass ferner derjenige, der dem Patienten die Mittel zur Selbsttötung gebe, je nach dem Erfolg wegen Mordes oder Körperverletzung strafbar sei, wenn der Kranke nicht mit freier Willensbestimmung handelt und nicht ohne Einwirkung des Arztes sich zum Selbstmord entschlossen habe; dass endlich, wenn wirklich ein Selbstmord und keine vom Arzt beeinflusste Handlung der Selbsttäuschung vorliege, zwar die Beihilfe zum Selbstmorde, mangels einer strafbaren Hauptthat, nicht mit Strafe bedroht sei, aber eine schwere Pflichtverletzung des Arztes enthalte. — Vom Standpunkt des positiven Rechts mag der Verfasser recht haben. Aber er will auch keine Aenderung in gegenteiligem Sinne herbeigeführt sehen, und zwar weil er der gänzlich unbegründeten Ansicht ist, dass das Leben nicht Gegenstand freier Verfügung sei. Wir sind indes anderer Meinung, dass jeder Mensch ein freies Verfügungsrecht über sein Leben hat, und hoffen, dass in Zukunft in Bezug auf das „Recht zum Sterben" andere Rechtsinstitutionen geschaffen werden.

Erziehung und Unterricht.

Pädagogisch-psychologische Studien. Die Zeitschrift für „Pädagogisch-psychologische Studien", welche von Dr. Brahn herausgegeben wird und namentlich in Lehrerkreisen immer grösseren Anklang findet, vollendete ihren zweiten Jahrgang. Die Mittel und Ziele des Unterrichts und der Erziehung, führt der Herausgeber aus, sind von den praktischen und wissenschaftlichen Bedürfnissen einer Zeit abhängig. Es konnte nicht ausbleiben, dass Anhänger und Freunde der experimentellen und physiologischen Psychologie, die in den letzten Jahrzehnten einen so grossen Aufschwung genommen hat, daran denken mussten, ihre Ergebnisse für die Lehre von Unterricht und Erziehung fruchtbar und anwendbar zu machen. Die Zergliederung der Sinnesempfindungen und der Gefühle, von Interesse, Fleiss, Aufmerksamkeit, die Erforschung der räumlichen und zeitlichen Verhältnisse der geistigen Vorgänge, der Associationen, der Erkennung, Wiedererkennung und Erinnerung, der Bildung von Begriffen und Urteilen im Geiste der Kinder, der Arten und Stufen der Begabung und der Sprachbildung sind für die Unterrichtsmethoden von grösster Bedeutung. Ein wichtiges Gebiet, das vielfache, wenn auch nicht ganz genügende Bearbeitung gefunden habe, sei das der geistigen Hygiene, des Experimentes über die Ermüdung und Erholung, ihrer Ursachen, Bedingungen, Formen und Abhilfe. In seinem eigenen und der Schüler Interesse muss sich an pädagogisch-psychologischen Untersuchungen der Lehrerstand in grossem Maassstabe beteiligen. Es zeigen sich dabei Gesichtspunkte von grösster Bedeutung für die Praxis, die besonders unser Urteil über die bis in die kleinsten Punkte mannigfachen Individualitäten der Schüler in Erstaunen setzen. Praktische Forderungen über die Einteilung der Schüler nach ihrer psychologischen Leistungsfähigkeit ergeben sich leicht. Und wenn man sieht, dass in einer deutschen Grossstadt jetzt daran gegangen wird, die Schüler nach ihrer Befähigung in drei Parallelcöten zu verteilen, so ist das ein Erfolg, der die Möglichkeit, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen, aufs beste zeigt. Es wird aber sicher die Zeit immer gebieterischer fordern, der Individualität mehr Rechnung zu tragen, und zur Aufdeckung der für die Schule wichtigen Individual-Unterschiede vermögen Experiment und Statistik Erhebliches beizutragen.

Die Erforschung der Kinderseele. In der „Zeitschrift für Kindergartenwesen" (XXI, 1) finden wir den Bericht eines Vortrages von Dr. W. Stern über „Die Kinderseele und ihre Erforschung". Die Psychologie hat die „werdende Seele" zu beobachten, weil das Seelenleben der Erwachsenen unendlich komplizierter ist. Die keimhaften Formen der Bewegungen, überhaupt die einfachsten Aeusserungen des Kindes lehren uns die fertigen Funktionen verstehen. Es besteht ein Parallelismus zwischen der Entwickelung des Individuums und der Gattung. Ein klares Bild davon

Digitized by Google

giebt die Entstehung der Sprache, die in jedem Kinde dieselbe Wandelung erfährt, wie in den Völkern. Das Naturvolk hat viele Laute mit denen der Kinder gemein. Wie der Naturmensch alle toten Dinge und Gegenstände in seiner Umgebung beseelt, so kann auch das Kind, auf genannter Entwickelungsstufe stehend, den Begriff des Unbelebten nicht fassen. In dem kindlichen Thun und Treiben können wir eine ältere Kulturstufe in vollster Entwickelung erblicken. Die primitive Form der Spiele unserer Vorfahren ist in den Kinderspielen erhalten. Für die Erziehung ist es wichtig zu wissen, was erworben und was veranlagt ist. Durch die exakte Kinder-Psychologie können wir nur von der instinktmässigen zur wissenschaftlichen Erziehung gelangen.

Erziehung der Kinder zum plastischen Sehen. Im „Tag" (1901, No. 109) wirft M. Kruse die Frage nach der „Erziehung der Kinder zum plastischen Sehen" auf. Die Erziehung unserer Kinder sei ein Punkt, in dem wir im Widerstreit der Ansichten über die antike Kultur und die Naturwissenschaft, zur Uebereinstimmung kommen müssen, denn was wäre jedes Streben, jedes über uns Hinauswollen ohne den Glauben, unseren Kindern und Kindeskindern die geeigneten Wege zu weisen, um sie und unsere Rasse in der grossen Konkurrenz untereinander zu erhalten. Nur dadurch wird die Menschheit zu den gewaltigen Aufgaben entwickelt, die ihrer noch harren. Die fünf Sinne übermitteln alle Erscheinungen der Aussenwelt dem Gehirn zur Verarbeitung. In der Schulerziehung werden das Gefühl, der Geschmack und der Genuss kaum zur Ausbildung herangezogen, aber auch die Hauptorgane, Auge und Ohr, erfahren eine sehr ungleiche Ausbildung. Notwendig ist die körperliche Anschauung der Dinge und das Bilden in Thon. Das wunderbare menschliche Auge sieht stereoskop (körperlich) und unser Verstand begreift die Dinge drei-dimensional. Alle primitiven Kulturen beginnen mit der drei-dimensionalen Kunstäusserung. Diese allerwichtigste Fähigkeit des Menschen lassen wir verkümmern, sie, die der Eckstein ist für alles Schaffen. Verfasser verlangt Einführung des Modellierens in den Erziehungsplan, und zwar so früh wie möglich, jedenfalls vor dem Zeichnen. Der plastische Sinn erhält den Schönheitsbegriff gesund, der heute durch die historische Bildung sehr irritiert wird. Keine Wissenschaft steuert uns durch die Klippen, welche unsere schwer errungene Kultur bedrohen, nur die Entwickelung des plastischen Sinnes kann uns vor der Verwirrung bewahren, kann uns den Schönheitsbegriff geben, der uns in die Zukunft weist, die immer neue Hoffnungen hat. „Verschliessen wir also unseren Kindern nicht das Schauen der Erkenntnis und Schönheit. Lassen wir in Zukunft nicht mehr die Augen unserer Kinder für ihre grösste Aufgabe verderben. Geben wir ihnen Thon in die Hand, lassen wir sie modellieren!"

Die Kunst im Leben des Kindes. Unter diesem Titel wurde bei Gelegenheit der Ausstellung im Hause der Berliner Secession eine Schrift veröffentlicht, in deren Vorwort Dr. M. Osborn bemerkenswerte Ansichten über die ästhetische Kultur der Gegenwart äussert. Immer lauter und dringlicher werde das sehnsüchtige Verlangen, unser Dasein aus den wirren Kämpfen der modernen Welt in eine Sphäre der Freiheit, Schönheit und Heiterkeit emporzuheben. Wir fühlen, dass das deutsche Leben der Gegenwart mit unerträglicher Einseitigkeit vom Verstandesmässigen, Logischen, Exakten, von materiellen Erwägungen und Interessen beherrscht sei, und dass es ernster Arbeit im Dienste des Aesthetischen, Künstlerischen bedürfe, um unsere Kultur einer harmonischen Gestaltung näher zu führen. Der Schwerpunkt unserer Bildung liege im Wissen. Unser Schulunterricht scheine heute fast ausschliesslich nur ein Ziel zu kennen: den Verstand zu schärfen und Kenntnisse zu vermitteln. Das Bedürfnis nach Kunst gehöre aber zu Urtrieben des Menschen. „Die Welt ist uns nicht allein ein Produkt von Kräften und Gesetzen: wir empfinden sie in unseren schönsten und reinsten Stunden, in denen sich unser Menschentum zum höchsten Bewusstsein steigert, nicht als etwas, das verstandesmässig zu fassen wäre, sondern als die Schöpfung einer geheimnisvoll waltenden Urkraft, als ein unbegreifliches, bewundernswertes Kunstwerk der Natur. In den Werken der menschlichen Kunst aber glauben wir einen Abglanz der schöpferischen Kunst der Natur zu erkennen, und wir geniessen im Anschauen dieser Werke das beglückende, emporhebende Gefühl eines Zusammenhanges zwischen uns und dem Kosmos. Es hat nie und nirgends Menschen gegeben, die nicht, mehr oder weniger bewusst, ein tiefes Bedürfnis nach dem ahnungsvollen Gefühl dieses Zusammenhanges empfunden hätten. Es wäre eine schwere Unterlassungssünde der Pädagogik, wenn sie an dieser Thatsache vorbeigehen würde." — Ausserdem enthält das Buch einen Aufsatz von Fritz Stahl über künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus,

Digitized by Google

von Wilhelm Spohr über künstlerische Bilderbücher und von Otto Feld über das Kind als Künstler. Letzterer zeigt unter anderem, dass die Anschauungsfähigkeit der Kinder der Grossstadt durch den Mangel an Naturanschauung leiden muss. Eine Umfrage in den öffentlichen Schulen Berlins ergab z. B. bei Kindern von mehr als sechs Jahren, dass 70 pCt. keinen Sonnenaufgang resp. Sonnenuntergang gesehen hatten, 75 pCt. keinen lebenden Hasen, 64 pCt. kein Eichhorn, 53 pCt. keine Schnecke, 87 pCt. keine Birke, 59 pCt. kein Aehrenfeld, 98 pCt. keinen Fluss; 82 pCt. hatten nie eine Lerche gehört.

Philosophie.

Annalen der Naturphilosophie, herausgegeben von W. Ostwald (Leipzig 1902). Das ununterbrochene Wachstum der Wissenschaft, ihre Entwickelung in die Breite und Tiefe, schreibt der Herausgeber, verlange immer wieder nach neuen Organen der Bethätigung. Wenn auch hierbei mancherlei unzweckmässige und unzeitgemässe Bildungen entstehen, so sorge der Kampf ums Dasein bald genug für ihre Bestätigung; sie vertrocknen und gehen ein. Werde aber ein Gebiet getroffen, in welchem ein besonders reger Entwickelungstrieb sich bethätige, so wisse sich der junge Organismus gar bald seinen Anteil an Boden und Licht zwischen seinen Genossen zu sichern, er gedeihe, entwickele sich und trage Blüten und Früchte. Als ein solches an treibenden Kräften und Entwickelungsbedürfnis reiches Gebiet lasse sich der mehr oder weniger breite Streifen Land bezeichnen, welcher sich zwischen den seit langer Zeit regelmässig bestellten Feldern der einzelnen Wissenschaften und dem mehr als zweitausendjährigen Walde der Philosophie hinzieht. Der Pflege und Bebauung dieses gemeinsamen Bodens zwischen der Philosophie und den einzelnen Wissenschaften sollen die „Annalen der Naturphilosophie" gewidmet sein. Jene Gebiete, die bisher getrennt bearbeitet wurden, sollen einander geöffnet werden, so dass ein freier Verkehr hinüber und herüber möglich werde. Auf eine Zeit der Spaltung, ja Zersplitterung in Einzelarbeit folge wieder eine Periode der Zusammenfassung und Verallgemeinerung. Allseitig sei ein Bedürfnis nach philosophischer Vertiefung der Forschung zu empfinden. Jede Wissenschaft bemühe sich, über die Haltbarkeit und Tragweite ihrer materiellen und methodischen Grundsätze klar zu werden; jede suche den Anschluss ihrer Nachbarinnen, nicht zu engherzige Abgrenzung des beiderseitigen Besitzes, sondern zur freundschaftlichen Aushülfe. Und überall betone die Philosophie, dass sie ihr Material nicht aus sich selbst, sondern nur aus den einzelnen Wissenschaften zu entnehmen habe. Für sich beanspruche sie mehr und mehr nur das Amt einer geistigen Verkehrs- und Austauschcentrale, der es obliege, die einlaufenden Werke in gegenseitige Beziehung zu setzen und auf einen allgemeinen annehmbaren Maassstab zu reduzieren. „Für alle diese Bestrebungen sollen die Annalen der Naturphilosophie einen Sammelplatz abgeben. Sie sollen jedem geöffnet sein, der von seinem besonderen Forschungsgebiete aus den Anschluss seiner Ergebnisse an das Allgemeinwissen herzustellen sucht, und ebenso jedem, der von allgemeinen Gesichtspunkten aus haltbare Verbindungsfäden um die Einzelheiten zu schlingen weiss."

Wir begrüssen die naturphilosophischen Annalen als ein erfreuliches Zeichen der Zeit, insofern sich das Bedürfnis bemerkbar macht, aus den rein formalen erkenntnistheoretischen Betrachtungen der Neu-Kantianer und den zerstreuten Einzelerkenntnissen der Naturwissenschaft zu einem einheitlichen philosophischen Weltbilde fortzuschreiten.

Soziale Hygiene.

Kleidung und Körperform. Heft 12 der Therapeutischen Monatshefte (1901) enthält einen beachtenswerten Aufsatz von Dr. R. Blum über das Mieder. Der Kampf der Aerzte gegen das Mieder und gegen das Schnüren sei ein alter und sehr berechtigt, denn täglich hätten die Aerzte Gelegenheit, die Schäden zu beobachten, die das weibliche Geschlecht durch schlecht angebrachte Eitelkeit sich selbst zufüge. Dieser langwierige Kampf habe aber noch zu keinem nennenswerten Sieg geführt. Die Ursache liege einmal in der unüberwindlichen Eitelkeit des weiblichen Charakters, dann aber darin, dass es bisher noch nicht möglich war, der Frauenwelt einen vollwertigen Ersatz für das steife Mieder zu empfehlen. Blum giebt unbedingt zu, dass die Schäden, die dem weiblichen Körper durch das Schnüren und das steife

Digitized by Google

Mieder zugefügt werden, in gewissen Fällen ohne Zweifel verhängnisvoll sind. Er selbst begnügt sich damit, wenn er es durchsetzen kann, dass die Mädchen seiner Klientel das Mieder erst dann anzulegen anfangen, wenn das Knochenwachstum wenigstens nahezu vollendet ist, wenn also die Knochen bereits so fest sind, dass sie einem mässigen Drucke nicht mehr weichen können. In diesem Alter, etwa um das 16. Lebensjahr herum, sei es kaum mehr möglich, durch den Druck des Mieders, der nur an den Hauptangriffsstellen im Maximum gegen 2 kg betrage, den Rippenbogen nach einwärts und unten zu drücken, und der Ring, bestehend aus Wirbelsäule und Rippenbogen, welche die Basis der Zwerchfellkuppel bilde, sei jetzt mächtig genug, um Leber, Milz, Niere, Magen und Querdarm vor der Einwirkung mässigen Schnürens zu schützen. Der Schnürleber und den Schnürfurchen in der Haut legt Blum keine grosse Bedeutung bei. Ebenso kann er sich nicht davon überzeugen, dass Mieder und Schnüren die Brustdrüsen verkümmern und sogar eine Hohlwarze erzeugen. Bei diesen letzteren Zuständen spielen vielmehr erbliche Verhältnisse eine Rolle, die Ernährung, Schwangerschaft, die Stillung der Säuglinge. Das Mieder sei eine gesellschaftliche Notwendigkeit, da viele Frauen von Natur nicht so gebaut seien, dass sie ohne dasselbe auskommen könnten. Indes würde er auch mit Freuden die Abschaffung des Mieders begrüssen, wenn es gelänge, etwas zu erfinden, was die Vorteile des Mieders ohne dessen Nachteile an sich trage. Blum lehnt auch die Ansicht ab, als ob durch den bisher gebräuchlichen seitlichen Zug der Strumpfhälter eine X-Stellung der Beine hervorgerufen werden könnte. Die häufige X-Stellung weiblicher Beine sei vielmehr eine Folge des breiten Beckens, des daraus folgenden grösseren Abstandes der Oberschenkelköpfe, der Innen-Neigung der Oberschenkelschäfte und der entsprechenden Aussen-Neigung der Unterschenkel.

Tuberkulose und Heilstätten. In der Zeitschrift für Tuberkulose und Heilstättenwesen (Bd. II, Heft 6) behandelt Geh. Reg.-Rat Bielefeldt die „Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit auf Grund der deutschen Arbeiterversicherung". Danach sind in Deutschland seit 1891 sämtliche Lohnarbeiter, deren Zahl im Jahr 1898 auf 12 660 000 geschätzt wurde, gegen Invalidität versichert, d. h. es werden von Arbeitgebern und Arbeitern zu gleichen Teilen Beiträge erhoben, um aus den so gesammelten Geldmitteln den mehr als $^2/_3$ erwerbsunfähigen und allen über 70 Jahre alten Personen der arbeitenden Klassen Renten zu gewähren. Eine für die Jahre 1891—1895 bearbeitete, insgesamt 158 462 Rentenempfänger umfassende Statistik der Invaliditätsversicherung hat ergeben, dass von allen männlichen Arbeitern aus dem Bergbau und Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen, die bis zum Alter von 30 Jahren invalid werden, mehr als die Hälfte an Lungentuberkulose leiden. Ebenso ungünstig ist das Verhältnis bei weiblichen Rentenempfängern der gleichen Berufsklassen im Alter von 20—24 Jahren, während in dem Alter von 25—29 Jahren bei nahezu der Hälfte aller invaliden Frauen aus diesen Berufsklassen die Invalidität auf Lungentuberkulose zurückzuführen ist. Arbeiter der Land- und Forstwirtschaft werden zwar seltener infolge dieser Krankheit invalid. Immerhin entfallen noch mehr als 350 Tuberkulose auf 1000 männliche Rentenempfänger der ländlichen Berufe im Alter von 20—24 Jahren. Für die Gesundheit der übrigen Berufe stellt sich bei invaliden Männern im Alter von 20—30 Jahren das Verhältnis so, dass etwa 450 von 1000 Invaliditätsfällen auf Lungentuberkulose beruhen, während ungefähr der vierte Teil aller invaliden Frauen der gleichen Altersklassen und Berufe tuberkulös sind.

In derselben Zeitschrift behandelt S. Steinthal die „Prophylaxe der Disposition". Derselbe ist der Meinung, dass die Heilstätten immer sozusagen nur ein Tropfen auf den heissen Stein bleiben, wenn die Anzahl der Tuberkulosen im selben Verhältnis wie die Bevölkerung sich vermehrt. „Der Nachwuchs für die Tuberkulose muss verringert werden. Der Gewebeschwäche des Volkes muss vorgebeugt werden, indem die Ursachen beseitigt werden. Diese Ursachen sind die mangelhafte, besonders an Eiweiss zu arme Nahrung, auf welche der grösste Teil des Volkes angewiesen ist und die elenden, vom Sonnenlicht meist unbestrahlten Arbeiterwohnungen." Die mit guter Zunahme des Körpergewichts und mit gebessertem physikalischen Befunde Entlassenen würden das in der Heilstätte Gewonnene nach kurzer Zeit wieder einbüssen, wenn ihnen keine ähnlich wertvolle Nahrung, wie in der Heilstätte, keine einigermassen helle, luftige, im Winter heizbare Stube zur Verfügung stehe. Deshalb sei unbedingt und baldigst eine billige Volksernährung durch Wegräumung aller Zollschranken für Fleisch und Fett und eine intensive

Digitized by Google

Wohnungshygiene anzustreben; andernfalls seien die Millionen für die Heilstätten vergeudet und die Tuberkulose bleibe wie bisher eine Volksseuche.

Ueber Wandlungen in der Volksernährung. Die Frage der Massenernährung ist durch die Diskussion über die Lebensmittelzölle sehr aktuell geworden. Darum sind Dr. A. Grotjahns Untersuchungen über Wandlungen in der Volksernährung, die er in den „Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen" (XX, 2) veröffentlicht, von besonders grosser Bedeutung. Hinsichtlich der Einzelheiten müssen wir auf die Arbeit selbst verweisen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Physiologisches über Ernährung im allgemeinen; Kostsätze und Kostmasse; Normal-Budgets; Beziehung des Gesamtkonsums auf die erwachsene männliche Person; die frei gewählte Kost der Wohlhabenden; die Kost der städtischen Handwerker, Unterbeamten und gut gestellten Arbeiter; die Kost der Bauern, ländlichen Arbeiter, Handwerker, Fischer und des Gesindes mit ausgeprägt lokalem Charakter; die Kost der von jeder Naturalwirtschaft losgelösten, auf reinen Geldlohn angewiesenen industriellen und grossstädtischen Arbeiter; Verschiebungen im Konsum der einzelnen Hauptnahrungsmittel; Tendenzen zur Unterernährung in den modernen Industrieländern. — In dem letzten Kapitel bespricht der Verfasser den Einfluss der Volksernährung auf die Entartung der Bevölkerung. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts war die Kost der ländlichen Bevölkerung auch bei den unteren Schichten, vom physiologischen Standpunkt aus gesehen, besser als die der heutigen städtischen und industriellen Lohnarbeiter. Die Ausbreitung der Industrie, das Wachstum der Städte, die Entwickelung der Geldwirtschaft und die Vervollkommnung der Verkehrsmittel haben auch jenen ländlichen Produkten, die früher zu nichts anderem als zum eigenen Verbrauch verwandt werden konnten, einen Marktwert verliehen, haben sie „merkantilisiert", wie der Verfasser sagt. Wie verhängnisvoll diese Merkantilisierung auf die Volksernährung mancher Gegenden gewirkt hat, schildert besonders anschaulich Dr. Schuler an dem Beispiele der Schweiz. (Ueber die Ernährungsverhältnisse der arbeitenden Klassen der Schweiz. 1884.) Derselbe Vorgang vollzieht sich auch in Deutschland. Diese Erscheinung, wie viele andere, die Zunahme der Trunksüchtigen, Geisteskrankheiten, Herabsetzung der Rekrutierungs-Anforderungen, die Binnenwanderungen, die Landflucht, das schnelle Wachstum der städtischen Bevölkerung u. s. w. haben der Bevölkerungslehre neue und wichtige Aufgaben zugewiesen, namentlich die Frage nach dem Einfluss sozialer Faktoren auf die Regeneration und Degeneration der Rassen angeregt. Denjenigen Autoren, welche diese Frage vom darwinistischen und anthropologischen Standpunkte aus auf Grund des Gesetzes der Auslese lösen wollen, hält Grotjahn eine sozialhygienische Betrachtungsweise entgegen. Er schreibt: „Sie besteht darin, dass man die Veränderung der körperlichen Beschaffenheit und deren Ursachen, wie Verbesserung oder Verschlechterung der Ernährungs-, Wohnungs-, Arbeits- und Aufzuchtsbedingungen bei den einen erheblichen Bruchteil des Gesamtvolkes umfassenden Bevölkerungsschichten, die unter den gleichen Verhältnissen leben, verfolgt. Wenn z. B. erst Körperwuchs, Krankheitsdisposition, Militärtauglichkeit, Zahl der Kinderfehler einerseits der bäuerlichen, andererseits der industriellen Bevölkerung genau bekannt sind, und zugleich der Anteil, den diese so verschiedenartigen Bevölkerungsschichten an dem Volksganzen haben, statistisch erfasst werden kann, so ist damit ein Ausgangspunkt für die Erörterung des Entartungsproblems gewonnen, der nicht so in der Luft schwebt, wie das in seiner speziellen Wirkungsweise noch sehr umstrittene Gesetz der Auslese. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist auch von grösstem Interesse zu wissen, welche Wandlungen in der Ernährung bestimmter Bevölkerungsschichten die moderne Entwickelung verursacht hat, und ob sie im Sinne einer Verbesserung oder einer Verschlechterung zu denken sind. Liesse sich nämlich letztere unzweifelhaft nachweisen, so würden durch solchen Nachweis nicht nur unsere spärlichen Kenntnisse über die Entstehung von degenerativen Momenten im Volksleben bereichert, sondern auch ein Angriffspunkt aufgezeigt, von dem aus diesen Momenten auf wirksame Art begegnet werden kann." — Wenn wir auch in diesem Punkte anderer Meinung sind, weil wir der Auslese prinzipiell einen viel grösseren Einfluss auf die Verbesserung bezw. Verschlechterung der Rasse zuschreiben und in dieser Hinsicht mit Dr. A. Ploetz übereinstimmen, so ist doch die methodische Verbindung, welche Dr. Grotjahn von Biologie und Medizin mit der Nationalökonomie herstellt, freudig zu begrüssen und zu wünschen, dass derartige exakte Untersuchungen noch recht zahlreich unternommen werden mögen. Gesetzgeber und Staatsmänner, die im Interesse des ganzen Staates wirken wollen, können vieles daraus lernen.

Digitized by Google

Die Gründung von Findelhäusern. Warum hat Berlin kein Findelhaus? Mit dieser Frage regt Gabriele Reuter im Berliner Lokal-Anzeiger (1901, No. 563) die Gründung von Findelhäusern an, einer Frage, die bei allen „Hütern der Sittlichkeit" Augenverdrehungen und Bekreuzigungen hervorruft. Der Staat, führt die Verfasserin aus, bestraft das Verbrechen gegen das keimende Leben und den Kindsmord mit grosser Härte. Das ist sein Recht, denn es ist sein Vorteil, möglichst viele brauchbare Bürger, Erwerber und Soldaten, und tüchtige Mütter künftiger Bürger, Erwerber und Soldaten zu besitzen. Es ist anerkannt, dass die starke Vermehrung eines Volkes ein Zeichen seiner inneren Kraft und Gesundheit ist, und dass ein Kulturvolk, wenn es numerisch stark ein anderes Kulturvolk übertrifft, vor diesem schon allein dadurch gewisse Chancen der Selbstbehauptung auf der Erde voraus hat. Ist es nun nicht merkwürdig unlogisch, dass derselbe Staat, der für seine heranwachsenden, für seine reifen und alternden Bürger durch soziale Schutzgesetze, Zwangserziehung Verwahrloster, Kranken-, Invaliden- und Altersversorgungskassen helfend einzugreifen sucht, für die Hunderte und Aberhunderte zum Licht erwachenden Kinder, welche nicht im Gehege der Familie geboren werden, ausser durch die ungenügende Alimentationsverpflichtung des Vaters, der sich dieser in unzähligen Fällen zu entziehen weiss, absolut keine Fürsorge trifft? Die Juristen, die Polizei und die Forscher auf dem Gebiet der menschlichen Verirrungen wissen, dass aus der Schar dieser vernachlässigten und misshandelten Geschöpfe zum grössten Teil sich die Verbrecher und Prostituierten rekrutieren, und die sich somit zu eiternden und gefährlichen Wunden im Gesellschaftskörper ausbilden, — dennoch geschieht so gut wie nichts, um wenigstens eine Anzahl von ihnen für ein segensreiches Schaffensleben zu gewinnen. — Man gründet Sanatorien für die Kranken, wie man Gefängnisse über Gefängnisse für die Gefallenen baut — man sucht also zu retten, was doch schon dem Untergang geweiht ist, statt die junge Frucht vor dem Wurme zu hüten, der sie krank und faul macht. — Das hartnäckige Verschweigen und Vertuschen des Elends unter den aus Leichtsinn oder höchster Not verlassenen oder fast sicherem Untergang preisgegebenen Kindern ist nicht nur beschämend für uns alle — es ist auch thöricht und unpraktisch. Denn dieses Elend ist eine der Quellen, welche ihre ungesunden Giftstoffe später den weitverzweigten Flussläufen mitteilt, die die ganze menschliche Gesellschaft zu tränken haben.

Die hier aufgeworfene Frage hat eine rege Erörterung hervorgerufen. Wie wir erfahren, wird Frau G. Reuter in Berlin einen Vortrag über das angeregte Problem halten und danach über den Stand der Angelegenheit in dieser Zeitschrift ausführlich berichten.

Ueber den Ursprung der Syphilis. Hinsichtlich des Ursprungs der Syphilis (Lustseuche oder Lues) stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Nach der einen hat die Syphilis schon im Altertum und Mittelalter in Europa existiert. Sie war aber damals eine vorwiegend lokale Krankheit und hat zu Ende des 15. Jahrhunderts infolge einer Umgestaltung der epidemischen Konstitution ihren Charakter geändert und aus einer örtlichen Krankheit sich in eine konstitutionelle verwandelt. Nach der anderen Ansicht stammt dagegen die Syphilis aus Amerika und ist im Jahre 1493 durch Columbus' Mannschaft von dort nach Spanien gebracht worden, von wo aus sie sich dann weiter verbreitet hat, wobei der Feldzug Karls VIII. von Frankreich nach Italien in den Jahren 1494/95 eine wichtige Rolle gespielt hat. Wenn eine Infektionskrankheit ein Land, das bisher von derselben verschont geblieben ist, zum ersten Male heimsucht, tritt sie in der Regel mit grosser Heftigkeit auf, bis eine gewisse Durchseuchung der Bevölkerung und die Erwerbung einer Immunität eingetreten ist. Es giebt spanische Gewährsmänner, welche Augenzeugen der ersten grossen Syphilis-Epidemie waren. Die Syphilis war zu Ende des 15. Jahrhunderts für Europa also eine neue Krankheit, die von Amerika, das unmittelbar vorher entdeckt worden war, herübergebracht worden ist. (Janus, Archives internationales pour l'histoire de la médecine et la géographie médicale, 1901, déc. S. 648.)

Rassen-Hygiene.

Was ist Rassen-Hygiene? Unter diesem Begriff versteht man die Lehre von den gesunden organischen Erhaltungs- und Entwickelungsbedingungen der Rasse. Sie unterscheidet sich dadurch von der „sozialen Hygiene", welche, wie

Digitized by Google

der Name schon andeutet, die aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben hervorgehenden Verhältnisse von Nahrung, Kleidung, Wohnung, Gewerbe, Verkehr u. s. w. auf ihren Gesundheitswert untersucht. Bei der Rassen-Hygiene handelt es sich um die hygienische Prüfung der physiologischen Ausstattung und der physiologischen Beziehungen der Menschen, kurz, um die organische Leistungsfähigkeit der Rasse als der natürlichen Grundlage aller sozialen und geistigen Thätigkeiten. Näheres findet man darüber in dem Buche von Dr. A. Ploetz: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen.

Rasse und Gesundheit. Ueber diesen Gegenstand sprach Dr. Ludwig Wilser im Naturwissenschaftlichen Verein Karlsruhe. Aus dem Bericht der Karlsruher Zeitung (1902, No. 1) entnehmen wir folgendes: Während Pettenkofer und seine Schule ihr Augenmerk hauptsächlich auf die örtlich-zeitlichen Bedingungen der Gesundheit, wie Grundwasser, Luft, Wetter und dergleichen, gerichtet hatten, bekam nach der überraschenden Entdeckung vieler Seuchenerreger durch das Mikroskop eine Strömung Oberwasser, für die Hygiene und Bakteriologie gleichbedeutend war. Eine umfassende und aufbauende Gesundheitslehre, die besonders durch Hueppe gefördert wird, hat selbstverständlich alle diese Verhältnisse nach Gebühr zu würdigen, beide Richtungen aber zu ergänzen und zu vereinigen, indem sie den Menschen selbst mit seinen ererbten und erworbenen, durch Erziehung und Leibespflege zu verbessernden Eigenschaften in den Vordergrund stellt. Widerstandsfähigkeit gegen Schädlichkeiten aller Art ist der beste Schutz der Gesundheit: was den einen in tödliche Krankheit stürzt, lässt einen kräftigeren Menschen oft ganz unangefochten. Die Beschaffenheit unseres Leibes ist aber mehr oder weniger Gemeingut und Erbteil der Rasse, von ungezählten Vorfahren im Kampf ums Dasein und unter Anpassung an Boden und Himmel erworben und auf uns Nachkommen übertragen.

Die nordeuropäische Rasse (Homo europaeus L.), aus deren fruchtbarem Schosse alle „arischen" Völker, zuletzt die Germanen hervorgegangen sind, hat ihr Verbreitungscentrum im südlichen Schweden und stammt von den Ureuropäern (Homo primigenius) ab, die noch mit wärmeliebenden Tieren und Pflanzen zusammengelebt haben; ihre kennzeichnenden leiblichen und hervorragenden geistigen Eigenschaften verdankt sie dem langen und furchtbaren Kampf mit den Nöten und Gefahren der über unsern Weltteil hereingebrochenen Eiszeit. Dem Rückzug des Renntiers, das in der kältesten Zeit dem Menschen Nahrung, Kleidung, Werkzeuge und Waffen geliefert hatte, nach Norden folgend, war ein Teil der Ureuropäer nach Schonen gelangt, wo die guten Eigenschaften der Rasse, durch natürliche Schranken geschützt, sich weiter ausbilden und erblich befestigen konnten. So zeigen unsere Ahnen beim Eintritt in die Geschichte eine beneidenswerte, durch einfache Sitten geförderte und erhaltene Gesundheit des Leibes und der Seele, die es ermöglichte, die grössten Verluste auf den Schlachtfeldern durch eine beinahe unbeschränkte Fruchtbarkeit schnell wieder zu ersetzen. Gefährlicher aber als die Schwerter der Feinde waren für die Nordländer die Pfeile des Sonnengottes; im Süden erlagen sie mörderischen Seuchen und schmolzen dahin wie die Schneeflocken.

Heutzutage haben wir es nicht mehr mit einer reinen, unverdorbenen Rasse zu thun und leben unter vollständig veränderten Verhältnissen. Neben manchem Guten hat uns die Kultur auch viel Gesundheitschädliches gebracht. Besonders das Zusammenleben grosser Menschenmengen in den Städten, die von den alten Deutschen, in richtiger Vorahnung ihrer Gefahren, wie „ummauerte Gräber" gefürchtet waren, erzeugt immer neue Schädlichkeiten, die nicht nur dem Einzelnen verderblich werden, sondern als erbliche Krankheiten die Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied belasten.

Mit diesen Umständen müssen wir rechnen, gegen diese Gefahren müssen wir ankämpfen. Die bei Naturvölkern so wirksame, gesunderhaltende Kraft der Auslese können wir durch vernünftige Ehegesetze, die unheilbare Krankheiten, Seelenstörungen, Verbrechen und Laster ausschliessen, einigermassen nachahmen, die unvermeidlichen Schädigungen des Schulzwangs müssen wir durch verdoppelte Sorgfalt bei der leiblichen Erziehung auszugleichen suchen. Gefährliche Anhäufungen von Abfall- und Ansteckungsstoffen lassen sich vermeiden, den Seuchenerregern ihre Brutstätten entziehen, wenn wir der Wohnungsfrage mehr Aufmerksamkeit als bisher schenken und Luft, Licht, Wasser, die besten Hilfsmittel der Gesundheitspflege aller Zeiten, auch den untersten Volksschichten gewährleisten.

Welche Gefahr für den Staat im Versiegen der Fruchtbarkeit, im Stocken der Volksvermehrung liegt, sehen wir an unserem Nachbarland Frankreich. Starkes Anwachsen der Volkszahl dagegen erfordert unbedingt Ausdehnung der Wohngebiete,

Digitized by Google

d. h. in der Neuzeit Erwerbung überseeischer Besitzungen. Aus wenigen Ansiedlern kann in gemässigtem Klima, zwischen den Wendekreisen auch in kühleren Bergländern, ein lebenskräftiger Bauernstand, überall „die Stütze der Gesellschaft", erwachsen. In den heissen Niederungen aber kann sich der Nordeuropäer — Blutmischung mit den Eingeborenen bedeutet Verzicht auf seine Herrenstellung — wohl durch zweckmässige Lebensweise und Mässigkeit für einige Zeit leistungsfähig erhalten, niemals aber dauernd einbürgern. Solche Siedelungen sind auf stetigen Nachschub aus der Heimat angewiesen, denn im heimischen Boden sind und bleiben die „starken Wurzeln unserer Kraft".

Blutsverwandten-Ehen. F. Peipers kommt in einem Aufsatz über Konsanguinität in der Ehe und deren Folgen für Descendenz zu der Erkenntnis, dass die Grundlagen für eine einwandsfreie Lösung der Frage der Blutsverwandtschaft beim Menschen mit Hülfe der Statistik noch nicht vorhanden seien. Auf Grund seiner eigenen genealogisch-statistischen Untersuchungen hat er indes die Ueberzeugung gewonnen, dass eine degenerative Wirkung der Konsanguinität in der Ehe bisher nicht erwiesen worden sei und dass unserer freizügigen Zeit in der Blutsverwandten-Ehe sicherlich keine Gefahr erwachse, die zu gesetzgeberischem Einschreiten nötigen könnte. (Allgemeine Zeitschrift Psychiatrie, 58. Bd. 5. Heft.) Freilich sind viele andere Forscher der entgegengesetzten Ueberzeugung.

Erbliche Disposition zur Tuberkulose. In der Berliner klinischen Wochenschrift (1901, No. 45) macht Professor F. Martius auf die Erblichkeit des konstitutionellen Faktors der Tuberkulose aufmerksam. Es sei notwendig, auch den individuell kranken Menschen als Erkenntnisobjekt zu beobachten; die individuelle Krankheitsdisposition dürfe bei Beurteilung der Infektionskrankheiten nicht vernachlässigt werden. Die Disposition sei entweder eine ererbte, angeborene oder erworbene. Um die Fragen der erblichen Disposition zu entscheiden, genüge nicht die statistische, sondern man müsse die genealogische Methode mit Aufstellung von Ahnentafeln verwenden. An zwei Beispielen wird gezeigt, wie die eine genealogische Tafel die Vererbung einer erhöhten Neigung zur Tuberkulose-Erkrankung von zwei Individuen aus auf die zahlreichen Nachkommen, bis in die fünfte Generation, und wie die andere durch fünf Generationen hindurch eine vollkommen tuberkulosefreie erbliche Ahnenmasse darstellt, obgleich die Glieder der letzten Generation dem Infektionsstoff stark ausgesetzt gewesen sind. — Wir werden auf diesen Aufsatz noch zurückkommen, und äussern heute nur unsere Freude darüber, dass endlich die bakteriomanische Gesundheitslehre, die krampfhaft nach dem „rationellen Spucknapf" sucht und den „Lungenheilstätten-Rummel" in Bewegung gesetzt hat, durch eine besonnene Rassen-Hygiene abgelöst wird, die biologische Gesichtspunkte in der Beurteilung der Erkrankungen anwendet. Nach unserer Ueberzeugung kann weder der rationelle Spucknapf noch der Lungenheilstätten-Betrieb die Tuberkulose bekämpfen. Wir fürchten sogar, dass sie die Zahl der Opfer noch vergrössern, denn die tuberkulöse Disposition ist eine eminent erbliche Krankheit, die allein und nur durch Verzicht auf die Nachkommenschaft bekämpft und ausgerottet werden kann. Alles andere ist Sisyphus-Arbeit.

Erblichkeit und Gebärfähigkeit. Die „Comptes rendus hebdomadaires des séances de la Société de Biologie" (Bd. 53, No. 39) enthalten eine Mitteilung von M. R. Larger über „l'hérédité en obstétrique". Unter die Gesetze der Erblichkeit fallen auch alle Anomalien der Schwangerschaft, wie Unfruchtbarkeit, Zwillinge, ektopische Schwangerschaft, Regelwidrigkeiten in der Bildung des Mutterkuchens, der Nabelschnur, der Eihäute, Frühgeburt, Fehlgeburt, geistige Anomalien, überhaupt alles, was sich vom physiologischen Typus des Fortpflanzungsvorgangs entfernt und was man unter dem Namen der „geburtshülflichen Entartungszeichen" versteht. In den 600 beobachteten Fällen wurden überall unter den Vorfahren sogenannte „Hereditarier", d. h. erblich Belastete festgestellt, ausser den erworbenen Entartungen, wie Alkoholismus, Syphilis u. s. w., welche die Entartungszeichen vermehren. Er stellt das Gesetz auf: Bei jeder der genannten Anomalien der Schwangerschaft und des Wochenbettes kann man immer und notwendig auf vorhergehende erbliche Neuropathien und Psychopathien oder Missbildungen eines oder beider Erzeuger schliessen. Es werden unterschieden: Erblichkeit mit Formenwechsel, homologe Erblichkeit und Familien-Erblichkeit. Die erste Form des Vererbungsprozesses verläuft z. B. so:

Digitized by Google

1. Generation: Epilepsie, aber normale Schwangerschaften.
2. Generation: Keinerlei geistige Mängel, aber abnorme Schwangerschaften.
3. Generation: Epilepsie.
4. Generation: Abnorme Schwangerschaften.

Dies ist ein interessanter Beitrag zur Frage der körperlichen Entartung der Kulturmenschheit. Bekanntlich machen die Geburten bei den Naturvölkern keinerlei Beschwerden, während bei den Kulturvölkern fast jede Geburt heute zu einer Lebensgefahr für die Mutter wird. Auch sollen bei den Buren in Südafrika die Geburten schnell und ohne grosse Umstände von statten gehen. Die Ursache findet man darin, dass die Buren zweihundert Jahre lang — ohne Geburtshelfer gewesen sind. Wo eine künstliche Geburtshülfe fehlt, werden durch eine strenge natürliche Auslese alle Mütter ausgemerzt, die in der Gebärfähigkeit irgendwie mangelhaft veranlagt sind. Da sie durch den Tod aus dem Rasse-Prozess ausgeschaltet werden, können sie ihre mangelhafte Veranlagung nicht vererben. Ueberall aber, wo an Stelle eines Organs ein Werkzeug, an Stelle einer physiologischen Funktion eine künstlich-technische tritt, muss im Laufe von Generationen infolge von Mangel an natürlicher Auslese (Panmixie Weismanns) eine erbliche Herabsetzung der organischen Leistungen und eine veritable Entartung der Rasse eintreten, ein Satz, den wir später ausführlich in Bezug auf die einzelnen Organe und Funktionen beweisen werden. Wir möchten alle Geburtshelfer und Frauenärzte auf die mitgeteilten Thatsachen aufmerksam machen. Sollten ihnen ähnliche Beobachtungen aufstossen, so bitten wir, sie in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen.

Vom Ausleben des Individuums. Beherzigenswerte rassen-ethische Wahrheiten über das „Ausleben" schreibt F. Thor im „Hammer" (Monatsschrift für deutschen Sinn). Wenn Ausleben heisse: sein ganzes Wesen aufthun und in nützlichen Werken und edlen Thaten ergiessen, so möge das Wort eine heilige Losung sein. Zu verwerfen sei es, wenn es nichts anderes bedeute als — austoben: „Jedem Gelüst nachgehen, sich keinen Wunsch versagen, weder durch Scham noch durch Gewissen sich hemmen lassen in seinen unlauteren Trieben, alles aus sich ausgeben und verbrauchen bis zur Erschöpfung: das verstehen sie unter Ausleben." Dieses Sich-selbst-Auszehren zerrütte Leib und Geist. Leibliche und seelische Kräfte seien aber das Vermächtnis einer langen Reihe von Generationen, mühsam erworben und erzüchtet. Sie ungeschwächt und gesteigert auf die Nachkommenschaft zu vererben, das sei jedes Menschen heiligste Pflicht, das sei Zweck und Ziel der Kultur. Alle Lebenskraft, alle guten Fähigkeiten in uns danken wir der wählerischen Sparsamkeit ungemessener Reihen von Vorfahren. „Die Reserven, die wir mit unserem Blute ererbt haben, sollten uns etwas Geweihtes und Unantastbares sein. So sehr wir uns in den Lebensstrudel stürzen mögen und frei mit unseren Gaben walten: das Letzte und Beste sollten wir nicht angreifen. Es soll als eine geheiligte Ersparnis auf künftige Geschlechter übergehen."

Bevölkerungsstatistik.

Die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten nach Geschlecht, Heimat und Rasse. Während in dem Jahrzehnt von 1890—1900 die gesamte Bevölkerung von 63 069 756 auf 76 303 387 anwuchs, also in einem Verhältnis von 21 pCt., vermehrten sich die Neger von 7 488 000 auf 8 840 789 oder in einem Verhältnis von nur 18,1 pCt. Das Verhältnis der schwarzen zur weissen Bevölkerung hat sich während der zehn Jahre von 11,9 pCt. auf 11,6 pCt. vermindert. Die Negerrasse hält also nicht ihren Bevölkerungsstand entsprechend dem der Weissen aufrecht, obgleich die relative Verminderung so gross ist, wie in dem vorhergehenden Jahrzehnt. Die Zahl der Neger ist in vielen nördlichen Staaten, wo sie nur ein kleines Element der Bevölkerung bilden, gewachsen; aber in allen südlichen Staaten ist ihre Zahl verringert worden, mit Ausnahme von Florida, Alabama, Mississippi und Arkansas. Die Zahl der im Ausland Geborenen ist von 9 308 091 auf 10 460 085 gestiegen. Unter den im Ausland Geborenen sind die männlichen Individuen 54 pCt., die weiblichen 46 pCt., während im Durchschnitt der Bevölkerung 51 pCt. männlichen und 49 pCt. weiblichen Geschlechts sind. Die Chinesen haben sich von 126 778 im Jahre 1890 auf 119 050 im Jahre 1900 vermindert. Sie wohnen jetzt zerstreut über das ganze Land, während sie 1890 fast nur an der Pacifischen

Digitized by Google

Küste lebten. Die Zahl der Japaner ist von 2039 auf 56 786 gestiegen, von denen indes 33 905 in Hawai wohnen. (Bulletin of the American Geographical Society, Bd. XXXIII, No. 4.)

Weisse im Kongostaate. Am 1. Januar 1901 wurden im Kongostaate 2204 Angehörige der weissen Rasse gezählt. Am 1. Dezember 1886 gab es daselbst nur 254 Weisse, am 31. Dezember 1891 gab es 950 und am 1. Januar 1900 gab es 1958. Von den oben erwähnten 2204 Weissen waren: 1318 Belgier (1886 nur 46), 170 Italiener, 115 Engländer, 114 Holländer, 107 Schweden, 91 Portugiesen, 62 Deutsche, 58 Franzosen, 43 Dänen, 30 Amerikaner, 19 Schweizer, 19 Norweger, 14 Russen, 11 Spanier, 10 Luxemburger, 9 Oesterreicher, 6 Griechen. (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, XXIV, 4 S. 182.)

Bevölkerungsbewegung in England. In der Revue de géographie (déc. 1901) veröffentlicht P. Lavagne eine Untersuchung über die Verteilung der Bevölkerung im Laufe des 19. Jahrhunderts. Die Verteilung der Bevölkerung war im Jahre 1801:

Städte und Vororte	3 943 691
Industriebezirke	227 593
Ländliche Bezirke	4 721 252
Summa	8 892 536

Im Jahre 1891:

Städte und Vororte	20 134 102
Industriebezirke	3 334 023
Ländliche Bezirke	5 534 000
Summa	29 002 525

Die Zunahme der Bevölkerung hat nur für die industriellen und städtischen Bezirke stattgefunden. Diese Statistik zeigt den ungeheuren Einfluss, den die ökonomische Entwickelung auf die Verteilung der Bevölkerung ausübt.

Völker und Politik.

Zur politischen Beurteilung und Behandlung der wilden Völker. Auf dem letzten internationalen Geographenkongress hielt Professor von Luschan einen Vortrag „Ueber die alten Handelsbeziehungen in Benin“ (Sonderabdruck Berlin 1900), in welchem er die politische Beurteilung und Behandlung der primitiven Rassen erörtert. Er macht darauf aufmerksam, dass ganz Afrika in früheren Jahrhunderten sehr unter dem Zeichen des Verkehrs gestanden habe, dass zahlreiche europäische Reisenden es damals besuchten und dass die Karten des 17. Jahrhunderts fast ebenso reich an Einzelheiten seien, wie die ganz neuen. Erst die schonungslosen Sklavenjagden, welche der Entdeckung und Besiedelung von Amerika folgten, veranlassten die Eingeborenen, sich und ihr Land gegen die „weissen Wilden“ abzuschliessen, und von da begann jene lange Periode, in der Afrika auf unseren Karten als ein grosser weisser Fleck mit einigen bunten Randstellen erschien. Die weissen Barbaren hatten aber die einheimischen Kulturen zerstört und nichts an ihre Stellen gesetzt. Die meisten dieser Kulturen sind spurlos verschwunden und uns für immer verloren gegangen, weil ihre Träger keine Schrift kannten und weil den Negern auch jene besonders in Polynesien so hochentwickelte Fähigkeit, Jahrhunderte alte Traditionen zu bewahren, fast völlig fehlte.

Die Funde, welche in Benin, jenem kleinen westafrikanischen Negerreich am rechten unteren Niger, gemacht wurden, bestätigen, dass lebhafte alte Handelsbeziehungen zwischen westafrikanischen Negern und Europa und selbst dem Orient bestanden haben. Die Erkenntnis dieser Thatsachen führt zu der Ueberzeugung, dass die Neger nicht schlechthin als „Wilde“ angesehen und behandelt werden dürfen. „Menschen, die es zu absoluter Meisterschaft im Erzguss gebracht haben, Menschen, denen mit nahezu absoluter Sicherheit sogar die Erfindung der Eisen-Technik zugeschrieben werden kann, Menschen, von denen wir jetzt wissen, dass sie seit Jahrhunderten in gesicherten Wechselbeziehungen zu anerkannten Kulturvölkern stehen, dürfen nicht als Halbaffen betrachtet werden, die zu „erlegen“ genau so vergnüglich und verdienstvoll ist, wie etwa das Ausrotten schädlichen Raubzeuges.“ — Noch gehöre die Völkerkunde nicht zu den offiziell anerkannten Disziplinen bei der Vorbereitung für den Tropendienst; noch immer gebe es daher

Digitized by Google

Europäer, die den „Wilden" unterschätzen und ihn deshalb, wie traurige Erfahrungen immer wieder von neuem zeigen, in der denkbar brutalsten Weise misshandeln. In unserer modernen Zeit mit ihrem fast furchtbaren Wettstreit zwischen Arbeit und Kapital sei die Erschliessung neuer Absatzgebiete eine Kunst und Wissenschaft geworden. Aber dieser Aufgabe werden wir in unseren Kolonien nicht gerecht, weder die Deutschen noch die Europäer im allgemeinen. Wo in früheren Jahrhunderten wertvolle und kostbare Zeuge und viele andere wirklich brauchbare Waren eingeführt wurden, da importieren wir jetzt Schnaps als einzigen Massenartikel. Statt die Eingeborenen zu eifrigen Abnehmern unserer besten und teuersten Exportwaren zu erziehen, vergiften wir sie mit Schnaps oder hacken ihnen, wie das im Kongo-Staat üblich gewesen zu sein scheint, die Hände ab, wenn sie nicht genügend Gummi oder Elfenbein herbeischleppen. Sicherlich sind solche Greuel manchmal auf persönliche Brutalität eines einzelnen Individuums zurückzuführen; aber sie würden jedenfalls viel seltener werden, wenn einmal auch in die grossen breiten Schichten der europäischen Völker die Einsicht gedrungen wäre, dass die Kultur der sogenannten Wilden nicht eine schlechtere ist, wie die unsere, sondern nur eine andere. Diese Einsicht, die bis jetzt nur den gelehrten Ethnographen und einigen anderen Auserwählten in Fleisch und Blut übergegangen sei, verdiente Gemeingut des Volks zu werden. Vor allem aber muss gefordert werden, dass der Völkerkunde wenigstens bei der Ausbildung von Kolonialbeamten die führende Stellung eingeräumt werde, die ihr von Rechts und Vernunfts wegen gebührt. Das ist eine Forderung nicht nur der Wissenschaft, sondern auch eine Forderung der Moral und des nationalen Wohlstandes.

Die Chinesenfrage in Nordamerika. In der „North American Review" (Dec. 1901) wendet sich J. Miller, angeblich ein „früherer Arbeiter", gegen die von der nordamerikanischen Regierung geplante Landes-Ausschliessung chinesischer Arbeiter: Es ist Arbeitsgelegenheit genug vorhanden für alle, die arbeiten wollen. Es werden noch Jahrhunderte vergehen, bevor unser letztes Stück Land bebaut ist; lasst deshalb alle zu uns kommen, die zu kommen wünschen, arbeiten und die Gesetze beobachten. Selbst Senator Morton, der Präsident des Ausschusses für die Chinesen-Angelegenheit, sagte: Dass die Chinesen mit der weissen Bevölkerung Kaliforniens irgend einen ungesetzlichen Zusammenstoss hatten oder ihr eine ernstliche Beleidigung zugefügt haben, kann wohl bezweifelt werden. Es ist Thatsache, dass dort heute Mangel an Arbeitskräften herrscht und immer gewesen ist. Dort ist Arbeit für alle, die dort leben, sowohl für die Weissen als die Mongolen, und der Staat wird unzweifelhaft sich schneller entwickeln, gäbe es dort mehr und billigere Arbeitskräfte. In Kalifornien giebt es 75 000 Chinesen. Es kann nicht von „Horden" die Rede sein, die das amerikanische Volk überfluteten. Es ist unbillig, von minderwertigen Ausländern zu reden. Die Chinesen sind „das best erzogene Volk in der Welt" (?). Nur ist ihr Unterricht ein veralteter; ebenso sind sie „das reinlichste Volk der Welt in Bezug auf ihre Person" (?). Niemals sah er einen betrunkenen oder bettelnden, niemals kannte oder hörte er von einem trägen Chinesen. Es sei nur Gerechtigkeit, wenn der Chinese nach Amerika käme, wenn der Amerikaner nach China gehe. „Wir gebrauchen die Chinesen ebensosehr, wie sie uns nötig haben." —

Hoffentlich beharrt die Regierung dabei, die Chinesen von dauernder Einwanderung und Niederlassung gänzlich auszuschliessen, wie sehr auch die Bergwerks- und andere Unternehmer nach möglichst billigen Arbeitskräften verlangen. Durch eine chinesische Einwanderung würde die anthropologische Lage Nordamerikas noch einer grösseren Gefahr ausgesetzt, als sie ohnedies schon durch die schwarze Rasse der Südstaaten ist. Wenn Nordamerika nicht vor der schwarzen und gelben Gefahr zugleich auf der Hut ist, wird seine weisse Bevölkerung denselben Gefahren ausgesetzt sein, wie die südamerikanische, wo die eingeborene Bevölkerung immer mehr zunimmt.

Russland und England in Persien. Die österreichische Monatsschrift für den Orient (1901, No. 11) enthält einen lehrreichen Artikel über „Russland und England in Persien", in dem gezeigt wird, wie Russlands Anschluss an die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Persiens immer mehr wächst und den Englands in den Hintergrund drängt. Schon lange vor dem Jahre 1898, als die britische Regierung Russland gestattete, eine persische Anleihe zu erlangen, habe England in Persien schon vieles versäumt, und selbst mit dem Einsatze seiner ganzen Energie könne England seine Versäumnisse nicht mehr wettmachen. Schon die

Digitized by Google

Grenznachbarschaft Russlands mit Persien sichere jenem eine bevorzugte Stellung, aus welcher es durch England nicht so leicht verdrängt werden könne. Russland habe es von jeher verstanden, seine Vorteile auszunutzen, während England unbekümmert und unthätig daneben stand. Russland legte in kluger Berechnung das Schwergewicht seiner Bestrebungen auf die Lösung wirtschaftspolitischer Fragen, namentlich den Bau der Eisenbahn bis Samarkand. Durch einen besonderen Vertrag von 1890 erwarb Russland das alleinige Recht, in den nächsten zehn Jahren in Persien Strassen und Eisenbahnen zu bauen und nach Ablauf dieser Frist wurde dieser Vertrag trotz aller Einwendungen von englischer Seite verlängert. Zu spät verlangten und erhielten auch die Engländer die gleichen Rechte und Vorteile von Persien wie die Russen. Sie zogen namentlich Südpersien in den Bereich ihrer Einflusssphäre, gründeten Telegraphenstationen, belegten sie mit Schutztruppen, kauften fruchtbare Ländereien auf; doch glaubt der Verfasser, dass alle Bemühungen Englands nicht von Erfolg gekrönt sein werden, Russland auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete einzuholen, zumal der persische Thronfolger, der einen Teil der Regierungsgeschäfte seines leidenden Vaters übernommen, ganz unter dem Einfluss Russlands steht.

Wert der Mandschurei für Russland. In den deutschen Geographischen Blättern (Bd. XXIV) bespricht W. Stavenhagen den „Wert der Mandschurei für Russland". — Russland, ein Ackerbau treibender Staat mit wenig entwickelter Industrie, suche, da der alte Boden für das rapide Anwachsen seiner landwirtschaftlichen Bevölkerung zu klein geworden, den Ueberschuss über seine Grenzen hinaus an wenig oder gar nicht besiedelte Gebiete abzugeben. So kamen immer neue Erwerbungen zum Mutterlande hinzu, um der wachsenden Verarmung der Masse des russischen Bauernstandes vorzubeugen, denn die jährliche Zunahme des fast besitzlosen Dorfproletariats betrage fast eine Million! Es werde also geradezu zur Pflicht der Regierung, die agrarsoziale Frage in friedlicher und dabei kulturfördernder Kolonialarbeit zu lösen. Dazu komme das Bestreben, im Interesse der Weltmachtstellung und des Seehandels den Ocean zu erreichen, was in Europa kaum Aussicht auf Verwirklichung habe. Russland befinde sich nun in der wahrhaft beneidenswerten Lage, unmittelbar an das Mutterland anschliessende, unter fast denselben geographischen, namentlich auch klimatischen Bedingungen befindliche, grosse natürliche Reichtümer bei spärlicher Bevölkerung besitzende Nachbargebiete zu haben, deren Erwerbung ihm in absehbarer Zeit kaum streitig gemacht werden dürfte und die daher die Angliederung erleichtern, in denen einer Entfremdung durch Einnahme einer selbständigen Richtung der Kolonien nach menschlicher Voraussicht vorgebeugt sei. Die sibirische Eisenbahn (5284 km lang) habe beschleunigend auf die Auswanderung und den örtlichen Warenverkehr eingewirkt. Sie sei aber auch geeignet, sofern — was Russland ja in der Hand habe — die Transportkosten gegen die des Seewegs nicht höher werden, der Transitverkehr zwischen europäischen und chinesischen Märkten zu begünstigen, ja allmählich einen Umschwung im ganzen Weltverkehr herbeizuführen. Nun habe die westliche Strecke dieser Bahn eine wichtige Fortsetzung durch die mandschurische oder chinesische Ostbahn erhalten, die spätestens 1903 fertig sein solle. Diese Bahn bringe die chinesische Mandschurei völlig und um so mehr in russische Machtsphäre, als China ein altersschwacher, mindestens seiner Kraft nicht voll bewusster Staat sei. Die militärische Stellung Russlands in Ostasien werde immer stärker. Sobald die chinesische Ostbahn fertig und auch der russische Verwaltungsapparat an Stelle des chinesischen getreten sein werde, sei der Zeitpunkt für die Einverleibung der Mandschurei gekommen. Ausserdem habe die Mandschurei eine grosse wirtschaftliche Bedeutung für Russland, Ackerbau und Tierzucht seien in Blüte. So stelle sich die Mandschurei als ein begehrenswertes, reiches, aber noch wenig entwickeltes Land dar, dem die in Aussicht genommene Eisenbahnverbindung mit dem Meere und mit dem sibirischen Hinterlande vorteilhafte Absatzgebiete verschaffen werde.

Der Handel mit China. Im Jahre 1890 belief sich der Gesamtwert des Importes in China auf rund 134½ Millionen Taels, 1899 dagegen auf 281 Millionen. Die Aufnahmefähigkeit Chinas steigt demgemäss von Jahr zu Jahr. Der Ausfuhrwert stieg von 107 Millionen Taels auf 195¾ Millionen. Die Exportzunahme betrifft Matten, Fächer und Federn, Häute und Felle, Borsten, Oele, Tabak. Von grosser Bedeutung für England ist die rapide Zunahme der amerikanischen Konkurrenz, die sich namentlich in Bezug auf Baumwollartikel stark fühlbar macht. Was Garn anlangt, findet England wachsende Konkurrenz am indischen und japanischen Fabrikat, das sich das chinesische Absatzgebiet für grobe Garnnummern

Digitized by Google

allmählich ganz zu erobern scheint. Nicht zum geringsten dürften die Erfolge des amerikanischen Handels in China den Bemühungen der Konsuln der Vereinigten Staaten zuzuschreiben sein, deren Informationen gewiss die verdiente Beachtung in Amerika finden, und die über die Bedürfnisse und Geschmack der chinesischen Käufer ausführlich und geschickt berichten. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. XXVII, 11.)

Die Weltmachtstellung Englands behandelt ein Aufsatz von Dr. Carl Peters in der „Deutschen Monatsschrift" (Januar 1902). Obgleich das britische Handelsmonopol durch die Entwickelung der Industrie in Amerika und auf dem Kontinent durchbrochen wurde, hat England seine wirtschaftliche Vorherrschaft bis auf den heutigen Tag erhalten. Zwar ist sein Ackerbau ruiniert und verliert sein Handel einen Markt nach dem andern. Aber noch immer beherrscht seine Reederei mehr als die Hälfte des gesamten Verkehrs auf den Oceanen und, wo die britische Industrie nicht mehr konkurrenzfähig ist, kauft britisches Kapital fremde Betriebe auf der ganzen Erde auf und zieht in Form von Dividenden den eigentlichen Profit in seine Taschen. Das ist nun alles so lange schön und gut, als es sich um friedlichen Lebensgenuss und Luxus handelt. Aber es wird zu einer furchtbaren Gefahr für einen Staat, wenn es zu Krisen auf Leben und Tod kommt. Ein Volk, das den Schwerpunkt seines gesamten Wirtschaftslebens in die Fremde verlegt, wird damit abhängig von allen Schwankungen dieser Fremde. England mit seinen Kolonien und Besitzungen ist imstande, alle seine Bedarfsartikel selbst zu produzieren und hat das Ausland selbst nicht nötig. Ein Viertel der Erdoberfläche ist unter englischem Szepter. Aber es ist doch ausserordentlich fraglich, ob es der britischen Staatskunst jemals gelingen wird, diese gewaltigen Ländermassen in ein einheitliches Wirtschaftssystem zusammen zu schweissen. Wenn dieser Ausbau des britischen Weltreiches — das Ziel der Imperialisten — nicht gelingt, dann befindet sich England in der oben gekennzeichneten grossen Gefahr, welche jede unnatürliche Verlegung des wirtschaftlichen Schwerpunktes ausserhalb der Grenzen des eigenen Landes mit sich bringt. — Deutschlands Zukunft wird stets nur auch über See sein; Grossbritanniens liegt dort ausschliesslich. Peters bemerkt, dass derartige Erwägungen ihn für Deutschland in die Reihen der Agrarier geführt habe. Er hält es für eine Lebensbedingung des Deutschen Reiches, seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt möglichst innerhalb der Reichsgrenzen zu suchen und hierzu vornehmlich eine blühende Landwirtschaft, daneben eine kräftige Industrie sich zu sichern. Es ist unmöglich, dass Deutschland je sich selbst an die Stellung Englands setzen könne. Aus diesem Grunde ist nicht recht ersichtlich, welchen Vorteil das Deutsche Reich aus der Zertrümmerung Grossbritanniens haben könnte, so lange dieses seine traditionelle Freihandelspolitik beibehält, welche dem deutschen Handel volle Gleichberechtigung mit dem englischen in weiten Ländern unter dem Union Jack garantiert. Eines lässt sich mit Bestimmtheit heute behaupten, dass, auch wenn das britische Weltreich in Trümmer ginge, die gemässigten Zonen der überseeischen Welt dennoch im wesentlichen englisch bleiben werden. Nur würde die leitende Macht der angelsächsischen Menschheit nicht mehr in Europa, sondern in Nordamerika sitzen. Was hiermit für Deutschland gewonnen wäre, ist kaum ersichtlich. Das ist der grossartigste Zug in der Weltstellung Englands, dass es überall da, wo es aufgetreten ist, tief und unauslöschbar den Ländern den Stempel seiner nationalen Eigenart aufgeprägt hat. Was immer sein Ende sein mag, in dieser Beziehung steht es unbestritten an der Spitze der grossen weltgeschichtlichen Nationen. Auch ist es heute noch nicht in Entartung begriffen, sondern es liegt in den Tiefen seines Volkstums genug lebendige Kraft, um die Krisis, in welcher es sich gegenwärtig befindet, siegreich zu überwinden.

Deutsche und Engländer. Ein Erzeugnis der augenblicklich in weiten Kreisen herrschenden England feindlichen Stimmung ist der „Hammer, Monatsblätter für deutschen Sinn". Der einleitende Aufsatz handelt „Vom englischen National-Verbrechen". Man braucht kein verblendeter Freund weder der Engländer noch der Buren zu sein, so muss man doch solche unbegründete Vorstellungen zurückweisen, wie, „dass England eine in Ueppigkeit und Hochmut verkommene Nation" sei, die in ihren herrschenden Klassen „längst ihre Kultur-Ideale verloren habe und dem ekelsten Mammonsdienst verfiel", dass der englische Staat „alle Züge einer überreifen und kernfaulen Frucht zur Schau trägt". — Es ist sicher zu begrüssen, dass in Deutschland der nationale Sinn sich politisch mehr bethätigt als früher. Aber wir sollten uns vor dem hüten, was wir an anderen Staaten immer getadelt haben. Der nationale Sinn darf nicht zum Chauvinismus ausarten. Völkerpsychologen

Digitized by Google

wollen in der gegenwärtigen antienglischen Feindseligkeit nur „Futterneid" sehen. Dagegen wäre nicht viel einzuwenden, denn der Futterneid ist, biologisch gesprochen, einer der wichtigsten Faktoren in der Entwickelung der Völker. Möchten unsere englandfeindlichen Chauvinisten nicht vergessen, dass die Angel-Sachsen eines der begabtesten Völker der Erde sind, die für die wirtschaftliche, politische und geistige Entwickelung der europäischen Kultur in vielen Dingen mehr geleistet haben als irgend ein anderes Volk, und dass jede Schwächung Englands eine Erstarkung des Slaventums und des Czarismus bedeutet.

Bücherbesprechungen.

Dr. G. Portigliotti. L'Eredità consanginea (Erblichkeit unter Blutsverwandten), Torino 1901. Preis 4 Lire.

Das Buch enthält eine fleissige und übersichtliche Zusammenstellung aller Erfahrungen, die in Bezug auf die erblichen und entartenden Wirkungen der Blutsverwandten-Ehen gemacht worden sind. Dabei ist namentlich die italienische, französische und englische, sehr wenig nur die deutsche Litteratur berücksichtigt. Es behandelt die Erblichkeit normaler und krankhafter Eigenschaften, die Verwandten-Ehe als Krankheitsursache von Unfruchtbarkeit, angeborener Taubstummheit, Blödsinn, Netzhautentartung, Missbildungen, Verbrechen; die konsanguinen Verbindungen in der Tierzucht, bei den Naturrassen, den antiken und neueren Kulturvölkern, bei den adligen Ständen und in der jüdischen Rasse. Das Ergebnis seiner Betrachtungen fasst er in den Satz zusammen: „Zwei Individuen, welche in blutsverwandtschaftlicher Beziehung zu einander stehen und infolge des gemeinsamen Ursprungs eine viel grössere Wahrscheinlichkeit haben, ihre physischen und geistigen Eigenschaften einheitlich zu verschmelzen, vererben leichter und sicherer diese Eigenschaften auf ihre Nachkommen. Die Blutsverwandtschaft überträgt in fast absolut sicherer Weise die erblichen Eigenschaften der Erzeuger. Sie kann unschädlich oder verderblich für den Organismus der Kinder sein, je nach der Art der erblichen Eigenschaften ihrer Erzeuger; die Ursache der Entartung ist also nicht die Blutsverwandtschaft, sondern die — Erblichkeit." Dr. J. Lange.

J. G. Vogt. Entstehen und Vergehen der Welt. Leipzig 1901. 2. Aufl. E. Wiest Nachfolger.

Vogt ist ein scharfsinniger Denker, der seine eigenen Wege geht. In der zweiten umgearbeiteten und erweiterten Auflage seines Hauptwerkes giebt er eine zusammenhängende Darstellung seiner philosophischen Weltanschauung. Der die Mechanik behandelnde Teil interessiert uns hier nicht, auch würde uns ein Eingehen auf die beachtenswerten biologischen Auseinandersetzungen zu weit führen. Was aber unser Interesse besonders hervorruft, sind die Paragraphen 238—248, wo er eine naturwissenschaftlich-biologische Begründung der Ethik zu geben sucht. Er geht von der Darwinschen Lehre vom Kampfe ums Dasein aus. „Wir erkennen an, dass ohne Kampf weder Leben, Entwickelung und Fortschritt denkbar sind." Doch nimmt der Kampf unter den Menschen andere Formen an. Erstens ist der Kampf unter der Menschheit insofern ein weit bestialischer als unter der Tierwelt, als die Tiere sich einfach unter einander aufzehren und durch einen verhältnismässig raschen Tod keine allzu grossen Summen des Schmerzes resultieren. Die Menschen dagegen quälen sich aus den verschiedensten Gründen gegenseitig zu Tode, hungern sich gegenseitig langsam aus, und heute, wo die Menschheit sich am weitesten fortgeschritten dünkt, sammelt sich unter den hungernden Legionen der modernen Lohnsklaven mehr Elend und Schmerz an, als vielleicht je zu einer anderen Periode der Vergangenheit. Zweitens ist der Kampf unter den Menschen insofern ein durchaus unnatürlicher, als er das Prinzip der Gerechtigkeit mit Füssen tritt und die höchste Brutalität zum Prinzipe erhebt, die Brutalität der Entwaffnung. Im Tierreich sind alle Individuen einer Art unter einander gleich gestellt, alle sind in der gleichen Weise bewaffnet, alle sind in der gleichen Weise für den Kampf

Digitized by Google

ums Dasein ausgerüstet. In der Klassengesellschaft der Menschen dagegen ist nur ein Teil bewaffnet und zum Kampfe ausgerüstet, während der weitaus grösste Teil aller Waffen beraubt ist und machtlos am Boden liegt. Es ist empörend, dass die Bewaffnung der herrschenden Klassen durch Erbgesetze und Monopole gesichert wird, dass die neue Generation sie sich ohne Kampf aneignet. Die Ethik verlangt nun, dass dieser unnatürliche Kampf unter den Menschen sich zu einem natürlichen Kampfe umgestalte, zum Kampf aller gegen alle, d. h. zur gleichmässigen Bewaffnung aller Menschen. Vogt ist trotzdem kein Sozialist. Denn dem Sozialismus fehlt die natürliche Grundlage, er widerspricht den Grundprinzipien, nach denen die organische Entwickelung vor sich geht. Wo die Gegensätze aufhören, wo der Kampf erlischt, wo alle Kräfte ausgeglichen sind, da tritt allgemeines Gleichgewicht, Ruhe, Stillstand, Tod ein. „Ohne Kampf kein Leben, aber wir wollen den gerechten, den natürlichen Kampf, den Kampf Freier gegen Freie und nicht die ungerechte und brutale Unterdrückung der grossen Mehrheit der Entwaffneten durch eine Minorität Bewaffneter." Nicht die „Waffen nieder!" — sondern „auf zu den Waffen!" ist das Feldgeschrei einer fortschreitenden besseren Menschheit.

Hier hat an zwei Punkten eine Kritik einzusetzen. Erstens ist es unbewiesen, dass alle Individuen einer Tierart im Kampf ums Dasein gleich ausgerüstet und gleich gestellt sind. Im Gegenteil, auch hier hängt das „Ueberleben" von der besseren Ausrüstung und von der — Konjunktur ab, die in den äusseren Verhältnissen der Tiere noch viel zufälliger wirkt, als im gesellschaftlichen Milieu der Menschen. Man darf daher nicht aus der Tierwelt den „natürlichen gerechten" Maassstab für den Kampf in der Menschenwelt nehmen. Deshalb kann derselbe auch nicht „unnatürlich" genannt werden. Er ist ebenso natürlich, wie in einer Tierart. Ferner sollte doch Vogt von Karl Marx gelernt haben, dass die Bildung von Klassen und der Kampf der Klassen die notwendige soziale Voraussetzung aller höheren Zivilisation gewesen ist, — also die ungleiche Bewaffnung der Klassen! Auch ist es nicht richtig, dass jede neue Generation der herrschenden Klasse „ohne Kampf" durch Erbgesetze und Monopole in den Besitz der Ausrüstung und Bewaffnung gelangt. Sie muss das ererbte Gut im Kampf zu erhalten und zu beschützen suchen, sonst geht es ihr verloren; und ausserdem findet auch ein fortwährendes Auf- und Absteigen auf der sozialen Stufenleiter statt, das freilich in den verschiedenen Epochen der gesellschaftlichen Entwickelung verschieden intensiv sich vollzieht. Die Klassenbildung ist keineswegs unnatürlich, wie Vogt anzunehmen scheint. Giebt er doch selbst einmal zu, dass auch die rohe Waffengewalt, die den Besitz schützt, „doch immer wieder in den Händen der geistig Ueberlegenen liegt".

Auch können wir Vogts Ideal von der gleichen Bewaffnung aller Menschen nicht als natürlich bezeichnen. Es hat immer bestanden und es wird immer bestehen eine ungleiche Bewaffnung der Menschen nach Rasse, Geschlecht und Klasse. Denn die Klasse ist ursprünglich das Ergebnis eines Rassenunterschiedes und wie dieser nicht aufzuheben. Die Rassenunterschiede kennt Vogt jedoch an. Denn er ist ein weitgereister Mann und hat die europäischen Staaten, Nordamerika, Südamerika, Indien, China nicht bloss flüchtig besucht, sondern sich dort auch zum Teil jahrelang aufgehalten. Die Entwickelung der Menschheit wird nach seiner Ueberzeugung von der inneren Veranlagung und den äusseren Existenzbedingungen beherrscht. Bei der Veranlagung der Rassen ist Freiheitsdrang und Erfindungsgabe entscheidend. Sie ist aber den Rassen von Natur verschieden zu teil geworden. Die Freiheiten Englands, schreibt Vogt, wurzeln im Blute der Sachsen und nirgends anders. Mit den Sachsen ist Deutschland für immer der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit verloren gegangen. „Es ist ein grober Irrtum zu glauben, die freien Institutionen eines Volks entwickelten sich erst, d. h. die Freiheit könne aus der Knechtung hervorgehen." Diesen Satz mögen sich alle Weltverbesserer, die aus der Revolution der ökonomischen Verhältnisse die — Freiheit erwarten, hinter die Ohren schreiben. Bei diesen tiefen Einsichten ist mir Vogts Kriegsruf „Vernichtung der Klassengesellschaft" unbegreiflich. Wenn man bedenkt, dass die Klassen im allgemeinen auch anthropologisch begründet sind, muss man sie für ebenso natürlich halten, wie die Rassengegensätze. Beide aber sind unausgleichbar.

Dr. J. Lange.

Digitized by Google

Dr. med. Alfred Damm. Weltpolitik und Völkerdegeneration. Berlin 1901.

Schon seit Jahren trägt Dr. Damm eine eigenartige Lehre von den Ursachen des Untergangs der Völker vor, ohne freilich damit in den gelehrten Kreisen Anklang zu finden. Alle grossen und kleinen Weltmächte, schreibt er, sind emporgestiegen durch die Kraft des Geistes, der Seele und des Körpers, durch praktischen Sinn und mutiges Zugreifen, durch Ausführung grosser, weitausschauender Pläne und durch Niederzwingen jedes ernsten Widerstandes, durch Reellität und Ehrlichkeit in Handel und Wandel, durch Unternehmungsgeist und solidarisches Vorgehen, und sie sind wieder zurückgegangen, sind gefallen und schliesslich untergegangen durch die Schwäche, durch Selbstüberschätzung und Eitelkeit, durch Trägheit und Genusssucht, durch Habsucht und Unehrlichkeit, durch Schmutz und moralische Defekte. So ist das Bild im grossen und ganzen, bei allen Völkern sich wiederholend, hier in der einen Richtung etwas deutlicher, dort etwas weniger hervortretend, aber im Prinzip sich immer gleichbleibend. Als hauptsächliche Ursachen führt er an die Zunahme der Bevölkerung, die Bildung grosser Städte und die — sexuellen Ausschweifungen. Die Betonung des letzteren Faktors ist für Damms Theorie am charakteristischsten. „Die sexuellen Ausschweifungen, die geschlechtlichen sinnlichen Fehler, bei Jung und bei Erwachsenen, bei Hoch und Niedrig, sind thatsächlich die Ursachen des Niedergangs der Völker." Die Zunahme der Bevölkerung, die Bildung grosser Städte, die Weltpolitik sind nur Perioden in der Entwickelung der Völker. Sie sind das Ergebnis einer erhöhten sinnlichen Erregbarkeit, eine Frucht der Kultur, die den nagenden Wurm der Zerstörung in sich trägt. Die physiologische Kraft, die ein Volk besitzt, macht es gross und dauerhaft. „Alles im Leben des Volkes ist eine Kraftfrage: sein Heer, seine Flotte, sein Handel, seine Industrie, seine Macht, sein Ansehen, — alles hängt von der Kraft der Bewohner ab. Wehe dem Volke, bei dem das aufhört, und bei dem das Geld die Kraft an Geist, Seele und Körper ersetzen soll. Alle reich gewordenen niedergehenden Völker von den Persern, Babyloniern, Römern, Carthagern, bis zu den Holländern, haben versucht, an die Stelle der Kraft das Geld zu setzen und sie alle sind dabei gescheitert oder werden scheitern."

Wir sind überzeugt, dass die lebendige organische Kraft einer Rasse die erste Vorbedingung ihrer Entwickelung ist, und dass die Art und die Stärke des geschlechtlichen Lebens einen der hauptsächlichsten biologischen Faktoren der politischen Kultur ausmacht. Nur können wir in vielen Punkten nicht der Ausschliesslichkeit zustimmen, die der Verfasser diesem Faktor zuschreibt. L. W.

Ludwig Gumplowicz. Die Soziologische Staatsidee. Zweite vermehrte Auflage. Innsbruck 1902. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung.

Gumplowicz ist wohl einer der ersten, der den Begriff der Rasse in die politische Soziologie einführte. Sein „Rassenkampf" (1883) und der „Grundriss der Soziologie" (1885) sind Zeugen seiner sozialwissenschaftlichen Ursprünglichkeit. Im vorliegenden Buche, das nunmehr in zweiter vermehrter Auflage erschienen ist, hat er die in jenen Werken niedergelegten Anschauungen kurz und übersichtlich zusammengefasst. Besonders wichtig ist der fünfte Abschnitt über die Grundlagen und Elemente der soziologischen Staatsidee. Des Verfassers Hauptgedanke ist, dass das soziale Gebilde, das wir Staat nennen, „durch das Zusammentreffen heterogener Menschengruppen" entstanden ist. Es giebt eine ursprünglich natürliche Verschiedenheit der Menschenhorden, die durch die Verschiedenheit der Lebensbedingungen entstanden ist. „Ackerbauer, Jäger, Hirten sind nicht Uebergangsstufen der Menschheit oder ihrer einzelnen Stämme, sondern Qualitäten, welche den einzelnen Horden von den sie umgebenden Naturbedingungen aufgeprägt wurden." Aus dem feindlichen Zusammentreffen solcher verschiedenen Elemente sind die Staaten hervorgegangen, und mit ihnen die wichtigsten Rechtsbildungen, wie über Eigentum und Königtum. Der Staat steht nur in den seltensten Fällen über den Kämpfen und Parteien, die in der Gesellschaft entstehen. Er ist vielmehr selbst Partei und muss Partei nehmen. Der sogenannte „Rechtsstaat" ist nach Gumplowicz nur eine Illusion, die „den Menschen den Kopf verdreht". Der Staat ist eine Machtorganisation und das Recht nur eine öffentliche Anpassung an die Machtverhältnisse und Machtverschiebungen in der Gesellschaft. L. W.

Digitized by Google

Hugo de Vries. Die Mutationen und die Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten. Leipzig 1901. Verlag von Veit u. Comp. Preis 1,40 Mk.

H. E. Ziegler. Ueber den derzeitigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie. Jena 1902. Verlag von Gustav Fischer. Preis 1,50 Mk.

Den Inhalt beider Schriften habe ich in meinem Aufsatz über den Stand des Darwinismus näher berührt. Ich wiederhole, dass allen denen, welche die Fachzeitschriften und die grösseren Werke über die Fortschritte der Descendenztheorie nicht verfolgen können, das Studium dieser Schriften nebst derjenigen von E. Haeckel „Ueber unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen" (Bonn 1898) besonders zu empfehlen ist. L. W.

Arnold Dodel. Entweder — Oder! Eine Abrechnung Sachen in der Frage: Moses oder Darwin? Stuttgart 1902. Dietz Nachf.

Ein frisch und klar geschriebenes Buch, dem die grösste Verbreitung, namentlich in Volksschul-Lehrerkreisen, zu wünschen ist! Als die wichtigste Reform des Volksunterrichtes im neuen Jahrhundert bezeichnet Dodel die Ueberwindung des mosaischen Märchens und die Vernichtung alles Wunderglaubens. Die Frage: Moses oder Darwin? sei eine „pädagogische Tagesfrage" geworden. In einigen Kapiteln wird die Darwinsche Theorie auseinandergesetzt, wobei auf die neuesten Kritiken und Modifikationen derselben gebührend Rücksicht genommen wird. Dodel bekämpft die Kirche praktisch vom Standpunkt des Darwinismus. Die Kirche werde untergehen, wenn sie sich nicht an die neuen Forderungen der Zeit anpasse. Erhalten bleibe nur, was im Kampf ums Dasein abänderungsfähig und anpassungsfähig sich erweise. Auch die religiösen Systeme seien der natürlichen Auslese unterworfen. Die Religion der Zukunft könne aber nur eine Vernunftreligion sein. Man habe auf die Rückständigkeit der deutschen Katholiken hingewiesen. Diese sei verursacht durch das Cölibat, die Ehelosigkeit der Priester. „Das Cölibat der Geistlichkeit ist ein permanenter Raubzug der Kirche gegen die Kraftquelle des Volksintellekts, ein markzerstörendes Prinzip gegen alles Gedeihen der ganzen Menschheit." Das Cölibat bedeute eine fortwährende Rassenverschlechterung, die schon seit ungefähr tausend Jahren die Stärkeren und Intelligenteren aus dem Fortpflanzungsprozess ausscheidet. In Tirol z. B. kamen auf tausend Einwohner etwa sieben ehelose Priester. Wenn dieses herrliche Alpenland geistig und materiell fast an den Rand des Bankerotts gekommen sei, so werde dies durch jenen natürlichen Verdummungsvorgang leicht verständlich. L. G.

Th. Ziehen. Ueber die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben. Leipzig. J. A. Barth. 1902. 66 S. Preis 1,80 Mk.

In der am Autor bekannten klaren und allgemein verständlichen Weise wird zunächst dargestellt, wie vom Altertum bis zur Gegenwart die Lehre vom Zusammenhang des Gehirns mit dem Seelenleben sich allmählich entwickelt hat. Die naturwissenschaftlichen Erfahrungen unserer Zeit, welche unwiderleglich das Gebundensein aller Seelenvorgänge an Gehirnprozessen beweisen, werden kurz, aber übersichtlich erwähnt. Dann wird auf die verschiedenen Lösungen des Problems eingegangen, welche näheren Beziehungen zwischen den materiellen Prozessen des Gehirns und den Empfindungen herrschen. Die verschiedenen Theorien des Dualismus und Monismus werden schliesslich in etwas allzu gedrängter Kürze zu widerlegen versucht. — Referent stellt es in Zweifel, dass eine Widerlegung dieser Standpunkte, wenn überhaupt, so am allerwenigsten in solcher Knappheit logisch bindend zu führen ist. Ebensowenig vermag die dem Verfasser sympathische idealistische Weltanschauung in solcher Kürze das Gewicht ihrer Gründe ganz hervortreten zu lassen. Diese von dem Engländer Berkeley verfochtene Anschauung geht bekanntlich von der ihr fundamental erscheinenden Erkenntnistheorie aus, dass uns nur Empfindungen und aus diesen abgeleitete Vorstellungen gegeben sind. Sie hat ihre Vertreter neuerdings in Schuppe, von Schubert, Soldern, Rehmke und Kaufmann gefunden. Eine Kritik derselben findet sich in Wundts Aufsatz „Ueber naiven und kritischen Realismus". Dr. Max Brahn.

Digitized by Google

An unsere Mitarbeiter.

An unsere Mitarbeiter haben wir folgenden Prospekt gesandt, in welchem die leitenden Gedanken der Zeitschrift dargelegt wurden. Selbstverständlich sind die Mitarbeiter an die darin ausgedrückten besonderen wissenschaftlichen Ansichten nicht gebunden: Die „Politisch-anthropologische Revue" will eine Monatsschrift für das soziale und geistige Leben sein, und zwar derart, dass sie die biologischen und anthropologischen Grundlagen in der Entwickelung der Völker zur Darstellung bringt und von diesem Gesichtspunkte aus die ganze Kulturgeschichte des Menschengeschlechts zu beurteilen versucht. Sie will, kurz gesagt, die Prinzipien der natürlichen Entwickelungslehre in kritischer und folgerichtiger Weise auf die soziale, politische und geistige Entfaltung der Rassen und Staaten zur Anwendung bringen. Schon vor Darwins epochemachenden Werken hat man von verschiedenen Seiten unternommen, diese Probleme zu lösen. Wir erinnern nur an Klemm, Welcker, Carus, Gobineau, Quetelet und Spencer. Aber ihre Arbeiten blieben nur einseitige und unvollkommene Versuche. Erst der Darwinismus hat die notwendige allseitige Grundlage geschaffen, von welcher aus die Aufgabe mit Erfolg angegriffen werden kann. Dazu gesellt sich die immer mehr fortschreitende Klärung und Sichtung in den Resultaten der ethnologischen, prähistorischen und anthropologischen Forschungen, so dass inzwischen die soziale Naturgeschichte des Menschen nach den verschiedensten Richtungen hin, sei es in Form von prinzipiellen Auseinandersetzungen, allgemeinen Kulturgeschichten oder speziellen Untersuchungen, bearbeitet worden ist.

Allen denen, Mitarbeitern sowohl wie Lesern, die der gestellten wissenschaftlichen Aufgabe intellektuelle Teilnahme entgegenbringen, wollen wir eine litterarische Stätte gründen, um die geistigen Arbeiten und Interessen auf dem Gebiete der politischen und historischen Anthropologie zu gemeinsamen Zielen zu sammeln und damit dem Fortschritt dieser Wissenschaften einen neuen Anstoss zu geben.

Im einzelnen haben wir uns folgende Aufgaben gestellt.

Es ist bekannt, dass die organische Entwickelungslehre, wie sie von Darwin gelehrt wurde, namentlich seitdem sie in alle biologischen und anthropologischen Spezialfächer eingedrungen ist, manchen Widerspruch und manche Korrektur erfahren hat. Der „Darwinismus" befindet sich in einer inneren Krisis. Die Fragen der Variation, der Auslese, der Vererbung sind immer mehr Gegenstand detaillierter Untersuchungen und Beobachtungen geworden. Die Entwickelungslehre wurde Gegenstand des physiologischen Experimentes. In erster Linie sind die Ergebnisse der „Entwickelungsmechanik" von Hertwig und Roux, dann die Weismannsche Theorie von der Continuität des Keim-Protoplasmas und der Nicht-Vererbung erworbener Eigenschaften, neuerdings die Experimente und Studien von De Vries über die Ursachen und Gesetze der Variation zu nennen, welche die Lehren Darwins nicht unwesentlich modifizieren.

Darum wird es eine der Hauptaufgaben unserer Zeitschrift sein, die Ursachen der organischen Entwickelung, Variation, Vererbung, Auslese im Kampf ums Dasein und die Gesetzmässigkeit ihrer Wirkungsweise sowohl im Tier- und Pflanzenreich als insonderheit beim Menschen zu beleuchten; die Gesetze der übermässigen Fortpflanzung und ihre Folgen, die allgemeinen Thatsachen der Vererbung und besonders die Gesetze der Vererbung beim Menschen in Knochenbau, Pigmentsystem und Nervenorganen in typischen Beispielen und statistischen Aufnahmen, sowohl in normalen als pathologischen Fällen, zu untersuchen; schliesslich die Wirkungen der Inzucht und Kreuzung bei Pflanzen und Tieren, namentlich aber ihren Einfluss auf die Konstitution, Fruchtbarkeit und das Nervensystem der in Inzucht oder Vermischung lebenden Menschen zu erforschen.

Der Zusammenhang von Biologie und Genealogie, die Unterscheidung von Ahnentafel und Stammbaum und die sich daraus ergebende Methode der Feststellung der Vererbung von Familientypen und des Aussterbens der Geschlechter leitet uns zu den Lehren der historischen und sozialen Anthropologie, die ihrerseits wieder in den Erkenntnissen der physischen Anthropologie von der Konstanz und der Veränderlichkeit des menschlichen Typus ihre Unterlage finden. Die Ungleichheit in den natürlichen Existenzbedingungen und in den körperlichen, instinktiven und intellektuellen Fähigkeiten der Rassen, die daraus entspringende natürliche Selektion im Daseinskampf, die über das Dasein und den Untergang, die Vervollkommnung und Entartung von Rassen, Geschlechtern, Familien und Individuen entscheidet und ihnen eine Verschiedenheit der geschichtlichen und gesellschaftlichen Berufe zuweist, ist der organisch-anthropologische Prozess, der die natürliche Grundlage für die

Digitized by Google

Entwickelung der politischen und rechtlichen Institutionen, der wirtschaftlichen Einrichtungen und geistigen Leistungen einer Gesellschaft bildet. Der Einfluss der physiologischen Vererbung und Verwandtschaft auf die Erb- und Eherechte; die Wirkungen der natürlichen Grundtriebe im Menschen, des Geschlechts-, Ernährungs- und Herrschertriebs, auf die Gestaltung der Familien- und Eigentumsrechte; die Entwickelung der Kasten, Stände und Berufe durch soziale Arbeitsteilung und innere Klassenkämpfe; die soziale Geschichte der politischen Institutionen, von Königtum, Aristokratie, Parlament und Gerichtswesen; die soziale Vererbung und Tradition; die Abhängigkeit der politischen und geistigen Blüte einer Rasse und ihres Verfalls von den biologischen Naturgesetzen der Ein- und Auswanderung, der Inzucht und Kreuzung und den inneren Auslesebedingungen; die Lebensfähigkeit der Stadt- und Landbevölkerung; die Wirkungen des Krieges und der wirtschaftlichen Kämpfe auf die physiologische und moralische Kraft der konkurrierenden Nationen; das centrale Problem schliesslich, inwiefern diese Institutionen, Handlungen und Ideen durch natürliche Auslese im Daseinskampf entstanden sind, und in welchem Umfange sie selbst im Dienste dieses unvermeidlichen Prinzips des Fortschrittes wirken: Dies alles sind Fragen, die in unserer Revue eine willkommene Stätte der Forschung und Kritik finden werden.

Die moderne Sozialpolitik, der Arbeiter-, Frauen- und Kinderschutz; die Versicherung der Invaliden, Kranken und Arbeitslosen; die Bestrebungen der Frauenemanzipation; die Assoziationsbildungen der Arbeiter und Unternehmer; das Sanitätswesen und die öffentliche Gesundheitspflege des Staates u. s. w. sollen nach ihrem biologischen Wert und ihrem Einfluss auf die gesunden organischen Erhaltungsbedingungen der Rasse geprüft werden. Die soziale und Rassenhygiene bedarf in unserer Zeit einer besonderen Beachtung. Immer mehr verbreitet sich die Erkenntnis, dass eine hinreichend zahlreiche und zugleich in ihren Organen, Instinkten und Talenten gesunde Bevölkerung die natürliche Unterlage aller höheren politischen Macht und geistigen Kultur bildet. Darum werden die historischen Fragen nach den Ursachen des Verfalls der antiken Zivilisation zum öfteren aufgeworfen werden, um sie fruchtbar zu machen für die Einsicht in die Entartungsphänomene gegenwärtig lebender Völker. Die sozialen Ursachen und Wirkungen des Alkoholismus und Neurasthenismus, die beunruhigende Zunahme der Geisteskrankheiten, Selbstmorde und der Kriminalität der Jugend, die Mittel zur Bekämpfung der Volksseuchen, der Tuberkulose und des Venerismus, zu erforschen wird daher eine dankbare Aufgabe unserer Mitarbeiter in der sozialen und Rassenhygiene sein.

Unter den Mechanismen der sozialen Auslese sind die wirtschaftlichen, pädagogischen, juristischen und politischen Einrichtungen in erster Linie zu nennen. Wie weit diese sozialen Organisationen der Auslese der Besten und der Vernichtung der Schlechten dienen, ist für die verschiedenen Stufen der Kultur zu erforschen, besonders, ob die freie wirtschaftliche Konkurrenz dem Kampf ums Dasein in der Natur entspricht, und ob unsere Schuleinrichtungen dazu geeignet sind, den tüchtigen Naturen die entsprechenden Entwickelungsbedingungen zu bieten und sie an die Spitze zu bringen. Die Bestrebungen der Sozial- und Schulreform finden in diesen Erkenntnissen den notwendigen Maassstab ihrer Kritik.

Die Kriminal-Anthropologie, welche die Frage nach dem geborenen Verbrecher, seinen physischen und instinktiven Entartungen aufgeworfen hat; die Einwände ihrer Gegner, welche den Verbrecher mehr vom Standpunkt soziologischer und ethischer Systeme beurteilen; die rationelle Bekämpfung des Verbrechens durch Staat und Gesellschaft, durch Erziehung, Wirtschaftsreform und Verbesserung der Strafgesetzgebung, wird vom Standpunkt der „Rassenzucht" ihre wissenschaftliche Bearbeitung erfahren.

Nicht minder als die Sozial- und Kriminalpolitik wird auch die Staatspolitik im engeren Sinne, die ewige Frage nach der „besten Regierungsform" in unseren Blättern beleuchtet werden. Wir werden den Ursprung, die Geschichte und die Programme der politischen Parteien prüfen und untersuchen, inwiefern die wirtschaftlichen und politischen Klassenkämpfe ein Hebel des sozialen und kulturellen Fortschritts sind.

Wir sehen die modernen Völker in militärischer Bewaffnung starren und ihre wirtschaftlichen Produktivkräfte in riesigem Umfang entfalten. Die Agrarstaaten wandeln sich in Industriestaaten um, der wirtschaftliche Kampf um den Weltmarkt, der Eifer um die „Weltpolitik", ist entbrannt. Da steigen im Geiste des historischen Anthropologen Fragen auf: Wie wirken derartige soziale Entwickelungen und Tendenzen auf die gesunde organische Leistungsfähigkeit des Menschengeschlechts,

Digitized by Google

insonderheit auf die Vertreter seiner edelsten und besten Rassen? Wer hat die gewisse Hoffnung, im internationalen Konkurrenzkampf schliesslich als Sieger hervorzugehen? Und wird dieser Sieg vielleicht zu einem Pyrrhus-Sieg werden? Oder wird die Genügsamkeit und Rohheit der aus tausendjähriger Lethargie aufwachenden Mongolen über den bedürfnisreichen hochstrebenden Geist der sich im Kampf ums Dasein und in der Erzeugung der Kultur aufreibenden arischen Rasse triumphieren?

Aber nicht nur das politische, sondern auch das geistige Leben des Menschengeschlechts bedarf der entwickelungsgeschichtlichen Untersuchung auf Grundlage der biologischen und anthropologischen Erkenntnisse. Das „biogenetische Grundgesetz" enthüllt uns in grossen Zügen die gesetzmässige Entfaltung des Geistes im Individuum und in der Gattung. Die genetische und vergleichende Psychologie setzt sich zur Aufgabe, die Beziehung des Instinktes zum Verstande darzulegen und die Wurzeln der höchsten geistigen Thätigkeiten und Schöpfungen des Menschen im tierischen Seelenleben nachzuweisen. Der Ursprung und die Entwickelung der Sprache, der Kunst, der Moral und Religion ist von diesem Standpunkte zu erforschen. Denn auch die geistige Geschichte wird von Variation und Anpassung, Auslese und Vererbung, Vervollkommnung und Entartung in derselben Weise beherrscht, wie die organische Geschichte der Menschengattung, und es ist das oberste Ziel der Wissenschaft, die letzten Zusammenhänge und Uebereinstimmungen zwischen beiden Gebieten des Geschehens zu ergründen. Zu dem Kampf um die politische Macht gesellt sich der Kampf um das geistige Ideal. In den verwirrenden und gegensätzlichen Tendenzen des geistigen Lebens der Gegenwart einen sammelnden Brennpunkt für eine philosophische Weltansicht zu schaffen, welche nicht für die Archive, sondern für lebende und handelnde Menschen bestimmt ist, dürfte die höchste und zugleich schwerste Aufgabe unserer Zeitschrift sein.

Wir wollen dem Begriff der politischen Wissenschaft und Praxis einen höheren und gediegeneren Sinn geben, als er heute gemeinhin gedacht wird. Wir denken an die Lehren Platons und Aristoteles', die unter Politeia eine Lebensform der Menschen-Gattung verstanden, in der alle sozialen und geistigen Tugenden ihre höchste Entwickelungsmöglichkeit finden. Dass der Mensch ein politisches Wesen ist, im klassischen Geiste der Griechen erfasst und vertieft durch die Erkenntnis biologischer Wahrheiten, wollen wir dem mitlebenden Geschlecht wieder zum Bewusstsein bringen. Die Staaten als kulturelle Werkzeuge in der biologischen Entwickelung der Gattung aufzufassen und sie immer mehr in den Dienst der Züchtung und Erziehung der Rasse zu stellen, ist die dringende Aufgabe der Gegenwart und nächsten Zukunft. Unter der Idee einer „Politischen Anthropologie" glauben wir darum den ganzen Inhalt unserer Absichten am klarsten zum Ausdruck bringen zu können.

Bedeutungsvolle und lebensernste Fragen werden aufgeworfen. Bedeutungsvoller sind die Antworten, welche die Wissenschaft darauf giebt. Noch sind viele Fragen nicht beantwortet, noch harren viele Probleme ihrer richtigen theoretischen Formulierung.

Wir halten darum ein wissenschaftliches Unternehmen, wie das von uns geplante, dessen Charakter und Tendenz in wenigen Strichen angedeutet wurde, für durchaus aktuell und in hohem Maasse geeignet, den theoretischen und praktischen Bedürfnissen unserer Zeit ein notwendiges öffentliches Organ zu schaffen. Wir sind uns der schweren und vielseitigen Aufgabe wohl bewusst. Wir haben aber die feste Zuversicht, dass wir bei Biologen und Anthropologen, Historikern, Staatsmännern, Partei-Politikern, Medizinern, Juristen und Erziehern, sowie bei allen denen, die für die soziale Geschichte und das öffentliche und geistige Leben unseres Geschlechts sich interessieren, Beifall und Zustimmung, Förderung und Unterstützung für unsere Bestrebungen finden werden.

Wir stellen uns weder in den Dienst irgend einer philosophischen Doktrin noch politischen Partei. Alle Richtungen des Forschens und Handelns werden in unserer Zeitschrift Widerhall und ein Mittel der Verbreitung finden, vorausgesetzt, dass sie mit den allgemeinen wissenschaftlichen Zielen derselben im Einklang stehen. Wir selbst können uns nur eine Aufgabe stellen: Förderung der objektiven Erkenntnis politisch-anthropologischer Wahrheiten und rückhaltslose Verbreitung derselben zum Fortschritt der Zivilisation.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 2. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Die Aufgaben der Anthropologie.

Dr. J. Lange.

Ein griechischer Denker bezeichnete den Menschen als den interessantesten Gegenstand menschlichen Wissens. Die Gelehrten des Altertums haben jedoch fast nur seine seelischen Eigenschaften erforscht, während die Untersuchung der körperlichen Gestalt und der Herkunft des Menschengeschlechts nur sehr mangelhaft betrieben wurde. Die Anthropologie als Wissenschaft vom Menschen, die mit den genauen und sicheren Methoden der Naturwissenschaft arbeitet, ist erst das Ergebnis der wissenschaftlichen Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts. Erst nachdem die Zoologie sowie die Anatomie und Physiologie eine gewisse Summe unbestreitbarer Erkenntnisse zu Tage gefördert hatten, konnte sich der Begriff der Anthropologie als einer Naturgeschichte der menschlichen Gattung durchsetzen. Die Anthropologie betrachtet die Natur und Existenz des Menschen nicht anders, wie diejenige jeder anderen Tier- und Pflanzenart, und weist ihm vorurteilslos seine Stellung innerhalb der mineralischen und organischen Welt an. Schon mehrere philosophische Forscher des achtzehnten Jahrhunderts fanden als das Ergebnis der vergleichenden Anatomie eine große Uebereinstimmung der körperlichen Bildung des Menschen in ihren Grundzügen mit der Organisation der Wirbeltiere und speziell der menschenähnlichen Affen. Aber erst J. Lamarck wagte, einen entwickelungsgeschichtlichen, d. h. organischen Zusammenhang der Blutsverwandtschaft des Menschen mit den niederen Tieren auszusprechen. Darwin hat später mit der ihm eigenen Gründlichkeit diesen Gedanken exakt zu beweisen gesucht. Er brachte die Anthropologie in engste Verbindung mit der Zoologie und der Biologie, d. h. der wissenschaftlichen Naturgeschichte des organischen Lebens überhaupt. Diese biologische Auffassung der Menschenkunde machte die Anthropologie erst zu einer selbständigen, von religiösen und philosophischen Vorurteilen unabhängigen Wissenschaft. „Alle biologischen Fragen", schreibt Rudolf Martin in seiner Antrittsrede über Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach (Jena 1901, Gustav

Digitized by Google

Fischer), „führen in letzter Instanz zum Menschen". Er beklagt es, daß es heute noch Vertreter der Anthropologie in Deutschland giebt — und sie sitzen gerade auf den Lehrstühlen oder haben doch noch immer den größten Einfluß —, welche die Anthropologie als isolierte Wissenschaft, losgelöst von der Zoologie und Biologie oder losgelöst vom „Darwinismus" betreiben wollen. Die wissenschaftliche Anthropologie stehe indes ganz auf dem Boden der Zoologie. „Wenn einzelne immer wieder versuchen, durch allerhand Sophismen und Jesuitenkünste den Menschen von der übrigen organischen Welt loszulösen, so stellen sie damit ihrem logischen Denken oder ihrer wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit ein schlechtes Zeugnis aus."

Die Vorschule der Anthropologie ist die Biologie. Alle die Ursachen und Gesetze, welche für die Entstehung und Entwickelung der organischen Wesen auf der Erdoberfläche festgestellt werden, gelten in ihrer besonderen Form ebenso sehr für den Menschen, und zwar sowohl in Bezug auf seine körperlichen wie seelischen Eigenschaften. Denn beide haben die Wurzeln ihres Ursprungs und Wachstums in der Welt der untermenschlichen Organismen. Die Biologie wird im allgemeinen von sechs Fragen beherrscht: 1. Wie entstehen die individuellen Unterschiede in einer Gattung und wie die größeren Unterschiede zwischen den Gattungen selbst, kurz, wo liegen die Ursachen der Variation? 2. Wie vollzieht sich der Vorgang der Vererbung, daß die Gattungseigenschaften der Eltern unverändert auf die Nachkommen übergehen und daß selbst Merkmale, welche bei einzelnen Individuen allein auftreten, bald unverändert und bald geschwächt oder verstärkt sich übertragen? 3. Wie kommen die mannigfaltigen Anpassungen zu stande, welche die einzelnen Organe eines Organismus oder den ganzen Organismus in seiner Beziehung zu der elementar-mineralischen und zur organisch-lebendigen Welt beherrschen? 4. Wie wirkt die Auslese im Kampf ums Dasein auf die Häufung neuer Merkmale und die Entstehung einer neuen Rasse? 5. Wie kommt es, daß Veränderung, Vererbung, Anpassung und Auslese in dem einen Falle eine Vervollkommnung, und 6. in dem anderen eine Entartung der Organismen hervorrufen? — Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die aufgeworfenen Fragen näher zu beleuchten. Nur darauf sei nochmals hingewiesen, daß die Gesetze und Ursachen der organischen Entwickelung für den Menschen und seine Rassen im allgemeinen ebenso gelten, wie etwa für die Naturgeschichte der Fische und Polypen. Nur darin besteht ein Unterschied, daß beim Menschen die organische Gestaltung und Veränderung durch die entwickeltere Intelligenz, durch das soziale Milieu und die ökonomische Ausrüstung manche bedeutsame Modifikationen erfährt.

Was nun die Anthropologie selbst betrifft, so gliedert man ihre Aufgaben bekanntlich in drei große Gebiete, in das der physischen, psychischen und historischen Anthropologie.

Die physische Anthropologie beschäftigt sich mit der Untersuchung des Körperbaues, des Knochensystems, der Muskeln, Eingeweide, Nerven, der Haut und der Geschlechtsorgane des Menschen. Sie sucht den allgemeinen Grundtypus seiner Organisation und Funktionen festzustellen. Während die Anatomie und Morphologie die Struktur, Größe und Lagebeziehungen der einzelnen Organe er-

Digitized by Google

forscht, betrachtet die Physiologie die lebendige Thätigkeit derselben. Aber die Menschen sind sich nicht alle genau gleich. Abgesehen von den individuellen Unterschieden, sind es drei wichtige Merkmale, wodurch die Menschen in ihrer Organisation von einander abweichen, in Rasse, Geschlecht und Alter. Die Rassen-Anthropologie stellt den naturhistorischen Ursprung der einzelnen Rassen und Stämme fest. Während ein „Volk" ein Kulturprodukt, ist die „Rasse" ein Naturprodukt. Jenes ist oft das Ergebnis einer Vermischung von Rassen und beruht auf gemeinsamer Sprache, Sitte, Tradition u. s. w., während die Rasse durch eine gemeinsame unvermischte Abstammung gekennzeichnet wird. Die Abweichungen im Körperbau der Rassen beziehen sich besonders auf Skelett, Haut- und Haarfarbe. Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale am Skelett sind der Schädel-Index, d. h. das Verhältnis des Quer- zum Längendurchmesser, das Verhältnis des Kopfumfanges zur Körpergröße, der Stamm- oder Gliederlänge zum ganzen Körper und der einzelnen Abschnitte der Glieder untereinander. Die körperlichen und physiologischen Merkmale der beiden Geschlechter sind in allen Rassen und Altersstufen in den Grundzügen einander gleich, weichen aber im einzelnen nach Rasse und Alter von einander ab. Z. B. sind bei niedrig stehenden Rassen die Weiber den Männern in manchen Eigenschaften ähnlicher als bei höher stehenden. In der Jugend sowohl wie im Alter nähern sich beide Geschlechter in ihren Merkmalen, und zwar in der Jugend mehr dem weiblichen, im Alter mehr dem männlichen Typus. Die Entwickelung des einzelnen Individuums vom Keim bis zur Geburt zu untersuchen, ist Aufgabe der Embryologie, während das körperliche Wachstum von der Geburt bis zum Greisenalter Gegenstand einer besonderen Disziplin ist.

Dieselben Unterscheidungen, wie auf dem Gebiete der physischen, können in dem der psychischen Anthropologie gemacht werden, welche sowohl das geistige Leben des Individuums, wie das der Gattung nach Ursachen und Gesetzmäßigkeiten erforscht. Sie hat ihre Vorschule in der Tierpsychologie. Diese behandelt die Formen und Stufen der seelischen Thätigkeiten in der Welt der untermenschlichen Organismen und zeigt, daß die Triebe und Ideen des Menschen ihre Urgeschichte und Vorgeschichte in der Seele des Tieres durchlebt haben, wie andererseits die Tiere, namentlich die höheren Säuger, nicht ganz ohne Verstand sind und auch die Menschenseele in dem weiten Umkreis ihrer Beziehungen und Thätigkeiten von Instinkten erfüllt ist, welche prinzipiell von denen der Tiere nicht zu unterscheiden sind. Experiment und Beobachtung haben die Psychologie zu dem Range einer Naturwissenschaft erhoben, sei es nun, daß sie den Ablauf der seelischen Vorgänge ursächlich und zahlenmäßig zu begreifen sucht oder ihren Zusammenhang mit Hirn- und Nervenerregungen oder anderen körperlichen Veränderungen betrachtet. Die Beschreibung der seelischen Unterschiede zwischen den einzelnen Rassen in Bezug auf Instinkt, Temperament und geistige Begabung ist die besondere Aufgabe der Rassen-Psychologie, während man unter der Völker-Psychologie hergebrachter Weise die Untersuchung der aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben hervorgehenden geistigen Vorgänge und Bildungen der Sprache, der Religion, Sitte u. s. w. versteht. Im Gegensatz zur Individual-Psychologie sollte man sie besser ganz allgemein als Sozial-

Digitized by Google

Psychologie bezeichnen. Die Erforschung der Seele des Kindes und der ersten seelischen Regungen in der ungeborenen Leibesfrucht, dem Fötus, sowie aller jener Wandlungen, die eine Individual-Seele im Verlaufe ihres Daseins im Zusammenhang mit den körperlichen und sozialen Veränderungen erfährt, eröffnet weitere interessante wissenschaftliche Ziele auf diesem Gebiete. Viele Wissenszweige, welche heute selbständig und abgesondert behandelt werden, münden, sobald sie sich ihres gemeinsamen Ursprungs und Zusammenhangs bewußt werden, in die psychische Anthropologie ein, wie Philosophie, Aesthetik, Kulturgeschichte u. s. w. Hier stehen dem Naturforscher der Menschenseele noch Aufgaben bevor, die wir heute kaum klar erkennen, geschweige lösen können.

Die historische Anthropologie behandelt den Ursprung und die Herkunft des Menschengeschlechts, speziell seinen genealogischen Zusammenhang mit den menschenähnlichen Affen. Der Abscheu, Mensch und Affe naturgeschichtlich zu vergleichen und ihre organische Verwandtschaft anzuerkennen, ist heute im Prinzip überwunden. Unser Zeitalter befindet sich überhaupt in einem merkwürdigen psychologischen Umwandlungsprozeß. Die Naturwissenschaft hat so manche alte liebe Vorstellung und Hoffnung zerstört, die uns als heilig und unantastbar überliefert worden war, so daß in den ersten Jahren der darwinistischen Aufklärung in dem Gemüte mancher schwachen Geister die ganze „sittliche Weltordnung" zusammenzustürzen drohte. Allmählich paßt sich die „moderne Seele" den neuen Ideen an, und findet sie in der neuen Naturordnung ihr ästhetisches Gleichgewicht wieder. Ja, es scheint, als ob in der natürlichen Entwickelungslehre Elemente zu einer ästhetisch-religiösen Weltanschauung liegen, die nur noch der Auffindung und Gestaltung harren, um den Gedanken-Tempel einer philosophischen Weltanschauung aufzurichten, in welchem der moderne Mensch in Andacht und Bewunderung sich sammeln und Antriebe zu großen Thaten empfangen kann.

In seiner schon erwähnten Schrift macht R. Martin darauf aufmerksam, daß für das Verständnis einzelner Organsysteme des Menschen wir nicht nur auf die Anthropoiden-Affen, sondern auf viel weiter zurückliegende Organismen, wie Halbaffen, zurückgreifen müssen. Dadurch werde das Bild der Primaten-Genealogie, wie man es bisher auffaßte, allerdings verändert. Unser Stammbaum werde in Zukunft vielleicht nicht mehr einem mastartigen Stamme gleichen, von dem weit ausladende Aeste ausgehen, sondern eher einem Strauche, aus dessen Wurzeln sich ein reiches Geäst selbständig aufstrebender Zweige entwickelt. Für den Menschen ergebe sich daraus eine wichtige Schlußfolgerung: daß das Alter des Menschengeschlechts viel beträchtlicher sein müsse, als man früher annahm; daß wir bis in das Frühtertiär und an die Wurzel des Primatenstammes zurückgehen müssen, um den Ursprung des Menschengeschlechts (der species homo) aufzudecken. Die genaue Kenntnis der gesamten Affengruppe, und zwar der ausgestorbenen wie der noch lebenden Arten, bilde daher die einzige Basis, auf der eine wissenschaftliche Anthropologie aufgebaut werden könne. Ohne diese vergleichend anatomische Grundlage schweben nach Martins Ansicht alle Theorien über die Entstehung des Menschengeschlechts und der menschlichen Rassen völlig in der Luft.

Digitized by Google

In enger Verbindung mit der historischen Anthropologie steht die erst seit allerneuester Zeit stark in den Vordergrund tretende soziale Anthropologie. Sie setzt sich zum Ziel, die körperlichen und seelischen Unterschiede der Rassen, Familien und Individuen in Bezug auf ihre gesellschaftlichen Wirkungen, wie historisches Schicksal der Völker, Klassenbildung, Berufswahl, Auf- und Niedersteigen auf der sozialen Stufenleiter zu untersuchen und den Einfluß zu zeigen, welchen die organischen Grundprozesse der Variation, Vererbung, Anpassung und Auslese, Inzucht und Kreuzung auf den politischen und geistigen Charakter einer Bevölkerung ausüben. Manchem wird es wunderlich vorkommen, daß die Methoden der Tierzucht auf den Menschen angewandt werden. Aber der Tieferblickende kann in der Kulturgeschichte der Menschheit nur eine Heranzüchtung des primitiven Menschen zur Höhe der Civilisation sehen, in welcher sich die organischen Vorgänge durch das Zusammenwirken aller Individuen in derselben Weise vollziehen, wie sie der Tierzüchter bei der Hervorbringung einer Kulturrasse befolgt. Allzu voreilige Verallgemeinerungen und vorurteilsvolle Anwendungen auf die Tagespolitik haben nicht ohne Grund in manchen Kreisen der Politiker Verstimmung und Mißtrauen erweckt. Das kann uns aber nicht abhalten, in der historischen und sozialen Anthropologie, in der Verbindung der Naturwissenschaft mit Geschichte und Politik ein unvermeidliches Problem zu sehen, dessen Lösung für die Theorie und Praxis der politischen und kulturellen Zwecke des Menschengeschlechts von größter Wichtigkeit ist. Wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß man bisher fast nur die Geschichte der menschlichen Ideen und Einrichtungen erforscht hat, ohne dabei an die Menschen selber zu denken, an die leibhaftigen Menschen aus Fleisch und Blut, die doch die Träger und Erzeuger aller Ideen und Einrichtungen sind. Und so darf man und muß man den Satz aufstellen, daß die anthropologische Geschichte die wahre und grundlegende Geschichte der Menschheit ist.

Daß dieser Gedanke so wenig erkannt und anerkannt ist, hat nicht zum mindesten seine Ursache darin, daß die Anthropologie, trotzdem sie die grundlegende und höchste Wissenschaft vom Menschen ist, bisher als Stiefkind auf den Universitäten behandelt wurde. Selbständige Lehrstühle für Anthropologie giebt es in Deutschland nur sehr wenige. Meist sind es Mediziner, die sie im Nebenfach betreiben; oder es sind wissenschaftliche Vereine und Gesellschaften, die sich der Erforschung ihrer Probleme widmen. Und doch kann nur die Anthropologie die fruchtbare Grundlage einer allgemeinen Bildung sowohl für die Gelehrten als Lernenden aller Wissenszweige sein. Mit Recht verlangt daher R. Martin in der erwähnten Antrittsrede, die uns zu diesen Ausführungen veranlaßte, daß die Anthropologie auf unseren Hochschulen größere Beachtung finde, und rückhaltlos muß man ihm zustimmen, wenn er schreibt: „Vermöge der Weite ihres Gesichtsfeldes hebt uns die Anthropologie empor über den engen Kulturkreis, in dem wir aufgewachsen sind; sie zeigt uns die verschiedenartigen Formen menschlicher Bildungen und Zustände und macht uns dadurch innerlich frei und unabhängig, auch gegenüber unseren eigenen Lebensformen. Wie es bis jetzt als eine Forderung für einen Gebildeten gilt, das als vorbildlich betrachtete klassische Kulturideal in sich auf-

Digitized by Google

genommen zu haben, so wird man bald auch eine Kenntnis der räumlich und zeitlich uns ferner liegenden Kulturstufen als Grundlage wahrer Bildung schätzen. Gerade weil diese fern abliegenden, teils primitiven, teils höheren Kulturkreise unserem eigenen Kulturideal oft fremdartig gegenüberstehen, übt das Studium derselben eine erzieherische Wirkung aus. Wir überzeugen uns, daß menschliches Leben unter den verschiedensten Formen möglich ist und wir gewinnen durch den Vergleich einen Gradmesser für unsere eigene Kulturentwickelung. Ferner beleuchtet die Anthropologie die großen Probleme der Entstehung und Entwickelung der Menschheit, sie lehrt uns den innigen Zusammenhang des Menschen mit der gesamten organischen Natur kennen, und, indem sie auf diese Weise den Ring unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse schließt, ermöglicht sie uns jene Abrundung unserer Weltanschauung, die in früheren Jahrhunderten nur der religiöse Glaube zu geben im stande war. Je mehr wir daher bestrebt sind, der Gestaltung unseres persönlichen und sozialen Lebens eine wissenschaftliche Basis zu geben, um so mehr wird die Anthropologie zur Geltung kommen."

Die Untauglichkeit zum Geschlechtsverkehr und zur Fortpflanzung.

Professor Dr. Alfred Hegar.

Man hat dem Alkohol den Krieg angesagt und selbst mäßigen Genuß für unzulässig erklärt. Dagegen denkt man wenig daran, einem anderen viel schlimmeren Todfeind des Menschengeschlechtes entgegenzutreten. Schwere Uebel sind die Folge, sobald die Befriedigung eines Naturtriebes unter häufig vorhandenen ungünstigen Bedingungen geschieht; insbesondere kommt es dazu, sobald jene zur Erhaltung des Menschengeschlechts notwendige Befriedigung nur erstrebt wird, um sich Lustgefühle zu verschaffen. Man hat sich gewöhnt, dies als etwas Selbstverständliches zu betrachten und mit der größten Nachsicht zu behandeln. Große und kleine Propheten, von Mohamed bis zu Bebel herab, haben die Schwäche der Menschen benutzt, um für ihre politischen und sozialen Zwecke Anhänger zu gewinnen.

Wir werden im folgenden die Gefahren kennen lernen, welche dadurch entstehen, daß dazu ungeeignete Personen den Geschlechtsverkehr aufsuchen und sich fortpflanzen. Zuvor wollen wir aber in aller Kürze die Entstehung der Triebe nach Begattung und Fortpflanzung, sowie die phylogenetische Entwickelung des menschlichen Geschlechtslebens besprechen.

Entstehung und phylogenetische Entwickelung des Sexualtriebes.

Der Mensch hat ein Bedürfnis nach einem vollständigen Ablauf der Thätigkeiten seiner Organe, so auch seines Geschlechtsapparates. Der so entstehende, im Anfang unbewußte Drang wird als Geschlechtstrieb bezeichnet und verläuft die Thätigkeit zu Ende, so spricht man

Digitized by Google

von Befriedigung. Die Begattungsorgane bilden einen Teil des Geschlechtsapparates, und der Drang, ihre Thätigkeit zu Ende zu führen, wird Begattungstrieb genannt. Diese Thätigkeit läuft auf eine naturgemäße Weise in der fleischlichen Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts ab. Allein die Befriedigung kann auch auf andere Weise erreicht werden und wir sprechen dann von unnatürlicher und widernatürlicher Befriedigung.

Eine häufige, wenn auch durchaus nicht notwendige Folge der Begattung ist die Befruchtung, die Verbindung der männlichen und weiblichen Keimzelle, wobei ein neues Wesen entsteht. Damit wird die Fortpflanzung eingeleitet. Ein eigenes Organ beherbergt das allmählich reifende Geschöpf, die Frucht, läßt diese bei der Geburt zu Tage treten und kehrt während des Wochenbettes annähernd wieder in den früheren Zustand zurück. Das Weib macht dann noch eine Stillungsperiode durch, wobei das Kind etwa zehn bis zwölf Monate an der Brust ernährt wird oder wenigstens ernährt werden sollte. Man spricht so von den verschiedenen Phasen der Fortpflanzung. Für diese besitzt das Weib besondere Organe, welche beim Mann nur in verkümmertem Zustande bestehen. Dem Weib kommt daher auch ein Fortpflanzungstrieb zu, während beim Mann von einem unbewußten Drang der Art kaum geredet werden kann. Der Fortpflanzungstrieb des Weibes kann vorhanden sein, während die Fähigkeit zur Fortpflanzung fehlt. Auch kann er da sein, selbst in hohem Grade, während die Neigung zur Kopulation fehlt oder sehr gering ist, selbst, wenn Abneigung dagegen besteht.

Jeder Teil unseres Organismus besitzt seine eigene, von anderen Körperteilen unabhängige Entwickelungsenergie, und ebenso funktioniert jedes Organ in einem gewissen Grad unabhängig von anderen. Die Keimdrüsen besitzen ebenfalls eine selbständige Thätigkeit, welche unter günstigen Bedingungen, wozu besonders eine hinreichende Ernährung gehört, in Gang bleibt. Sie haben, außer ihrer gewöhnlichen Absonderung der Samenzellen und Eier, noch eine sogenannte innere Sekretion, d. h. sie bereiten einen bestimmten chemischen Stoff, welcher in das Blut übergeht. Auch stehen die Keimdrüsen durch zahlreiche Fäden mit den Nervencentren in Verbindung. Im Gehirn wird durch jenen mittelst des Blutlaufs zugeführten chemischen Stoff, vielleicht auch durch eine mittelst jener Nervenfäden übermittelte Erregung, der Begattungstrieb erzeugt. Auch im Rückenmark werden von den Keimdrüsen her besondere Centren in Bewegung gesetzt, welche die physiologischen Vorgänge bei dem Geschlechtsakt in Gang bringen und regulieren.

So geht die erste Anregung zu der als Begattung bezeichneten Thätigkeit von den Geschlechtsorganen selbst aus. Allein der Ausgangspunkt kann auch im Gehirn liegen. Gewisse Speisen und Genußmittel, welche durch den Blutlauf zu den Nervencentren geführt werden, bringen in diesen sexuelle Erregungen hervor. Schlüpfrige Gespräche, Lektüre, Vorstellungen, Erinnerungsbilder wirken in gleicher Weise. In höherem Grade thun dies Reize, welche durch die Sinnesorgane in das Gehirn gelangen und dort verarbeitet werden. Eine große Rolle spielt hier das Auge, aber auch das Ohr. Nicht nur für den Menschen, sondern auch für den Vogel ist der Gesang ein Lockmittel. Bei

Digitized by Google

anderen Tieren ist der Geruch von großer Bedeutung und die Wirkung der Parfüms ist beim Menschen bekannt.

Die phylogenetische Entwickelung des Geschlechtslebens beim Menschen läßt sich nur teilweise überblicken. Offenbar verliefen die hierher gehörigen Thätigkeiten in früherer Zeit anders als heutzutage.

Beschränken wir unsere Betrachtung auf einige höhere Tiere, so sehen wir, daß bei ihnen die Eier nur in bestimmten Zeiträumen reifen, und auch die männliche Keimdrüse nur dann ein reichliches Sekret liefert. Verhältnisse der Ernährung, der Temperatur, der Länge der Tragzeit und uns noch unbekannte Faktoren bestimmen den Eintritt dieser sogenannten Brunst. Dann erwacht der Begattungstrieb, die Kopulation wird ausgeführt, das Weibchen empfängt fast ohne Ausnahme und damit ist die Sache zu Ende. Das trächtige Weibchen schlägt jeden Versuch einer weiteren Annäherung des Männchens ab. Dieser Vorgang kann sich in wenigen Tagen abspielen, wie bei den Cerviden, worauf eine volle Pause von der Dauer eines Jahres eintritt. Bei anderen Tieren verläuft die Brunst in anderer Art. Doch bleiben die wesentlichen Punkte gewahrt: erhöhte Funktion der Keimdrüsen in bestimmten Epochen, nur dann eintretende Begattungslust, regelmäßig mit der Begattung verbundene Empfängnis und dann Pause.

Die Vorteile dieser Einrichtung liegen vor Augen. Der Begattungstrieb wird primär nur durch die erhöhte Thätigkeit der Keimdrüsen herbeigeführt, richtet sich in seiner Stärke nach der Ernährung und Kraft des ganzen Körpers und nimmt diese nur kurze Zeit in Anspruch. Dazu kommt noch eine vortreffliche Zuchtwahl, indem die kräftigeren Männchen ihre schwächeren Nebenbuhler abschlagen. In der Pause verwendet das Tier alle seine Energie zum Aufsuchen der Nahrung und zur Verminderung feindlicher Nachstellungen, das Weibchen noch außerdem zum Fortpflanzungsgeschäft, zur Ernährung und Beaufsichtigung der Jungen. Diese kommen in einer Jahreszeit zur Welt, in welcher reichlichere Nahrung und günstigere Temperaturverhältnisse vorhanden sind. Das wird bei manchem Wild, wie beim Reh und Dachs durch eine sehr merkwürdige Einrichtung, einen zeitweisen Stillstand in der Entwickelung der Frucht, erzielt.

Schon bei den Haustieren tritt die Regelmäßigkeit dieser Vorgänge mehr zurück. Die Termine werden weniger genau eingehalten und wechseln. Der Züchter vermag die Brunst auf eine andere Jahreszeit zu verschieben. Die körperlichen Erscheinungen sind weniger ausgesprochen.

Beim Menschen sind nur noch Reste des Vorgangs vorhanden, in dem Aufsteigen und Abfallen der Lebensprozesse beim Weib, wobei die Menstruation eine Art Drehpunkt darstellt. Ferner in dem wenigstens häufigen Zusammenfallen der Menstruation mit der Eireifung, der grösseren Fähigkeit zur Empfängnis gleich nach dem Aufhören des Blutabgangs und endlich in dem stärkeren Liebebedürfnis während des Frühjahrs.

Sonst ist alles verändert. Die Samenzellen reifen zu jeder Zeit und ebenso ist die Eireifung an keinen Termin gebunden, wenn sie auch häufiger während der Menstruation erfolgt. Die Empfängnis ist stets möglich und die Begattung an keinen bestimmten Zeitpunkt geknüpft. Sie wird selbst dann ausgeführt, wenn keine Befruchtung

Digitized by Google

mehr möglich ist, wie in der Schwangerschaft. Der enge Zusammenhang, wie er beim Tier zwischen Begattung und Befruchtung besteht, ist beim Menschen nicht mehr vorhanden. Von einer natürlichen Zuchtwahl ist keine Rede. Die Niederkünfte binden sich an keine bestimmten Zeiten, und wenn einzelne Monate bevorzugt scheinen, so hängt dies wesentlich mit öffentlichen Festlichkeiten, Kirchweihen zusammen. Die Kinder kommen häufig in einer für sie sehr ungünstigen Jahreszeit zur Welt.

Die Ursache dieser Entwickelung des menschlichen Geschlechtslebens liegt in der höheren Ausbildung des Gehirns. Beim Tier ist die erhöhte Thätigkeit der Keimdrüsen das primum movens, welches das Gehirn und die Centren des Rückenmarks erst in Bewegung setzt. Man hat Experimente gemacht, welche darzuthun scheinen, daß die Kopulation ausgeführt werden kann bei Ausschluss des Gehirns. Die Umstände, unter welchen diese Versuche vollzogen wurden, werden sich nun im Leben nicht zusammenfinden. Die Beobachtung lehrt uns auch, daß die Erregungen sexueller Art bei den Tieren durch Eindrücke auf die Sinnesorgane gesteigert werden. Das Weibchen der Nachtigall oder der Drossel lauscht dem Gesang des Männchens, die Auerhenne dem Balzen des Hahnes und der Bock folgt mit der Nase am Boden der Fährte der Geis. Allein jener Versuch beweist denn doch, daß der Anteil des Gehirns ein sehr geringer sein kann. Dies Organ wird beim Tier auch fast stets erst sekundär von den Keimdrüsen aus in Aktion versetzt, erst für die anderen Reize empfänglich gemacht, so daß diese zu einer anderen Zeit als der Brunst selten einen Einfluß ausüben.

Beim Menschen spielt das Gehirn eine viel bedeutendere Rolle. Sinneseindrücke, Lektüre, Gespräche, reizende Stoffe in der Blutbahn rufen Vorstellungen, Associationen, Erinnerungen, Phantasiebilder hervor, welche vielmals auch spontan aufzutauchen scheinen. Diese erzwingen dann sekundär eine erhöhte Thätigkeit der Geschlechtsorgane. Der Beweis, daß dem so ist, wird dadurch geliefert, daß der Trieb entstehen, seine Befriedigung angestrebt werden kann, auch wenn der Geschlechtsapparat oder die Centren des Rückenmarkes gar nicht oder nur unvollkommen im stand sind, der Weisung des Gehirns Folge zu leisten und den Begattungsakt zur Ausführung zu bringen. Die stärksten psychischen Reize, auch widernatürlicher Art, werden aufgesucht und umsonst in Anwendung gebracht.

Der Mensch ist gegenüber dem Tier durch die Leichtigkeit, mit welcher durch äußere Eindrücke oder scheinbar spontan sexuelle Erregungen in seinem Gehirn entstehen, entschieden im Nachteil. Auf der anderen Seite hat er vermöge der vollkommeneren Ausbildung dieses Organs den Vorteil vor ihm voraus, daß er dem vorhandenen Trieb, auch wenn er von den Keimdrüsen primär ausgelöst wird, widerstehen, daß er den Erregungen aus dem Weg gehen, sie durch Ablenken seiner Seelenthätigkeit auf andere Gegenstände zum Verschwinden bringen kann. Vermöge seiner Intelligenz kann er die natürliche Zuchtwahl mehr als ersetzen, indem er sich oder andere Personen, welche zum Geschlechtsverkehr oder zur Fortpflanzung untauglich sind, davon ausschließt.

Digitized by Google

Begriffsbestimmungen.

Wir müssen uns mit einigen Begriffsbestimmungen beschäftigen, welche uns die folgenden Darlegungen erleichtern und zunächst den Unterschied zwischen Unfähigkeit und Untauglichkeit darlegen.

Ein Mensch ist unfähig zum Geschlechtsverkehr oder impotent, sobald er den Begattungsakt nicht auszuführen vermag. Er ist dann auch unfähig zur Fortpflanzung oder steril. Diese Unfähigkeit zur Fortpflanzung ist aber nicht immer durch Impotenz bewirkt, sondern kann auch andere Ursachen haben und braucht nicht mit Impotenz verbunden zu sein. Eine Person, welche steril ist, kann recht wohl fähig sein, den Begattungsakt auszuführen.

Ein Mensch ist untauglich, unbrauchbar, ungeeignet zum Geschlechtsverkehr, sobald dadurch ihm selbst oder der anderen beteiligten Person ein Nachteil erwächst.

Ein Mensch ist untauglich, unbrauchbar, ungeeignet zur Fortpflanzung, sobald durch diese den beteiligten Personen, zu welchen nun auch das Produkt der Empfängnis, das neu entstandene Wesen gehört, ein Nachteil erwächst. Da der Mann, sobald die Befruchtung erfolgt ist, mit der Fortpflanzung nichts mehr zu thun hat, so kann ihm auch aus dieser kein Nachteil erwachsen, höchstens ein indirekter, indem er durch das Schicksal des Weibes und des Kindes in Mitleidenschaft gezogen wird. Ist ein Mensch unfähig, den Begattungsakt auszuführen, und ist er deswegen auch unfähig zur Fortpflanzung, so kann von einer Schädigung durch diese Vorgänge nicht gesprochen werden. Die Frage nach Untauglichkeit kommt also nicht in Betracht.

Ist ein Mensch fähig zur Ausführung des Begattungsaktes, aber unfähig zur Fortpflanzung, so kann von einem Schaden durch diese nicht die Rede sein. Die Frage nach Untauglichkeit kommt nicht in Betracht. Wohl aber wird gefragt werden können, ob er tauglich für die Begattung, für den Geschlechtsverkehr sei. Dieser Fall ist häufig. Gewöhnlich ist gleichzeitig Fähigkeit zur Ausführung des Geschlechtsaktes und zur Fortpflanzung vorhanden. Das Individuum kann für beides ungeeignet sein, so daß die Nachteile und Gefahren auch kombiniert auftreten.

Wir werden die Untauglichkeit zur Begattung und die zur Fortpflanzung gesondert betrachten, da die Begattung allein auch ohne Fortpflanzung üble Folgen haben kann und die Fortpflanzung für sich diese zu erzeugen vermag, während sie aus der Begattung nicht hervorgehen.

Untauglichkeit zum geschlechtlichen Verkehr.

Bei einem zu jugendlichen Alter hat der Geschlechtsverkehr entschiedenen Nachteil. Die sexuelle Reife, d. h. die Absonderung ausgebildeter Keimzellen ist zwar vielfach vor dem zwanzigsten Jahre vorhanden und ebenso besteht auch die Fähigkeit zur Cohabitation. Allein die vollständige Körperreife, welche beim Mann etwa mit 24, beim Weib mit 20 Jahren eintritt, ist noch nicht erreicht, und sie wird durch den Geschlechtsgenuß verzögert oder ganz verhindert. Dieser ungünstige Einfluß zeigt sich auch in der großen Sterblichkeit der Personen, welche vor dem zwanzigsten Jahre heiraten und zwar nicht

Digitized by Google

bloß bei Weibern, bei welchen man die Fortpflanzung als Ursache beschuldigen könnte, .sondern auch bei Männern. Die Tierzüchter benutzen nicht gern zu jugendliche Tiere des einen und des anderen Geschlechts.

Bei dem alternden Weib ist der Zeitpunkt des Eintritts in die Zeit, in welcher die Kopulation ungünstig einwirkt, ziemlich scharf bezeichnet. Mit dem 44. bis 48. Jahre beginnen rückgängige Veränderungen der Sexualorgane, welche den Umgang mit Männern nicht selten unangenehm, mitunter selbst schmerzhaft machen. Auch erlischt das Verlangen nach ihm. Beim Mann ist die Grenze weniger scharf und der ebenfalls vorhandene Rückbildungsprozeß zieht sich länger hinaus. Der Mann entsagt mit 50 bis 55 Jahren am besten den erotischen Genüssen. Das Verlangen nach ihnen ist in dieser Zeit weniger durch eine starke Thätigkeit der Keimdrüsen, als durch erhitzende Nahrung, Sinnesreiz, Lektüre, Gespräche, Umgang hervorgerufen.

Beim Weibe verbieten noch andere, in die Breite der Gesundheit fallende Zustände den geschlechtlichen Verkehr, so die Menstruation, das Wochenbett, die Stillungsperiode. Man sollte denken, daß die Wöchnerin wenigstens geschont werde, was aber nicht so ist. Ich habe eine Frau infolge einer Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter zu Grunde gehen sehen. Die befruchtende Cohabitation mußte der Größe des Embryo nach etwa 10 bis 14 Tage nach der Niederkunft erfolgt sein. Der geschlechtliche Umgang während des Stillens führt leicht zu verfrühtem Eintritt der Menstruation, Versiegen der Milch. Eine Empfängnis ist durchaus nicht ausgeschlossen, so daß dann die Beherbergung des Eis leicht in einer nicht gut zurückgebildeten Gebärmutter erfolgt.

Auch in der Schwangerschaft wird der sexuelle Umgang am besten beschränkt oder ganz aufgehoben. In früheren Monaten wird vorzeitiges Auftreten der Geburtsthätigkeit begünstigt. Später läßt die große Veränderung des weiblichen Körpers den Kopulationsakt unzulässig erscheinen. Das weibliche Tier schlägt das Männchen ab, sobald es aufgenommen hat. Bei manchen wilden Völkerschaften ist die Cohabitation während der Schwangerschaft und während der oft sehr langen Stillungsperiode verboten. Religiöse und mystische Vorstellungen wirken als Motive mit. Bei den Iranern, Mediern, Persern, also kultivierten Nationen, bestanden religiöse Verbote.

Bei verschiedenen Erkrankungen sollte der geschlechtliche Verkehr ganz vermieden werden im eigenen und oft auch im Interesse der anderen beteiligten Person. Dahin gehören chronische Leiden, welche die Ernährung herabsetzen, Rekonvaleszenz nach schweren akuten Affektionen, Erschöpfungszustände durch körperliche und geistige Strapazen, stärkere Neurasthenie, bei welcher man merkwürdigerweise die Cohabitation empfohlen hat, schwere Neurosen, wie Hysterie, Chorea, Epilepsie, Morbus Basedow. Auch bei anderen mehr lokalen Leiden, wie schweren Herzfehlern, Verkalkungen der Gefäße, chronischen Lungenkatarrhen ist der Geschlechtsverkehr nachteilig und kann selbst gefährlich werden. Bei allen diesen Krankheiten ist der davon Heimgesuchte vorzugsweise dem Schaden ausgesetzt; doch leidet vielfach auch der andere Teil, wenn dies auch nur auf psychischem Weg vermittelt sein sollte, wie z. B. durch Erregung von Schrecken

Digitized by Google

und Furcht bei einem epileptischen oder schweren hysterischen Anfall. Chronische Hautausschläge, Geschwüre, stinkender Atem erregen Abscheu und Ekel. Diese Wirkungen hängen übrigens sehr von der Sensibilität eines Menschen ab. Indolente Naturen halten mehr, andere weniger aus. Das Weib wird im allgemeinen in geringerem Grad getroffen als der Mann.

Eine besondere Betrachtung müssen wir einigen Infektionskrankheiten, der Lues, der Tuberkulose und der Gonorrhoe widmen. Hier trifft die Schädigung in sehr intensiver Art das gesunde Individuum, welches mit einer derartig erkrankten Person in geschlechtliche Beziehung tritt und dadurch nun selbst das Leiden erwirbt.

Lues und Tuberkulose treten in offenen und latenten Formen auf. Bei den offenen Formen liegen die Krankheitsherde an der Körperoberfläche oder auf den Schleimhäuten zu Tage oder ihre Absonderungen werden aus tieferen Teilen in den von Schleimhaut ausgekleideten Kanälen nach außen entleert. Bei diesen offenen Formen ist daher leicht ein Anlaß zur Uebertragung des Giftträgers gegeben. Die latente Form zeichnet sich dadurch aus, daß der Krankheitsherd tief im Innern des Körpers sitzt und die in ihm enthaltenen Mikroorganismen, welche übrigens für die Lues bis jetzt nicht nachgewiesen sind, nur mit dem Blut oder dem Lymphstrom auf die oberflächlicher gelegenen Abschnitte des Körpers gelangen können. Dort verursachen sie dann Anschwellungen, Geschwüre, Ausschläge, von welchen aus der infizierende Stoff anderen Personen mitgeteilt werden kann. Solange aber das Gift auf diese Weise noch nicht an die Oberfläche gelangt ist, die Herde also latent bleiben, können sie einem anderen Menschen keine Gefahr durch Infektion bringen. Da bei der Lues häufig offene Herde an den äußeren Geschlechtsteilen selbst bestehen, so wird eine Uebertragung durch den sexuellen Verkehr außerordentlich gefördert. Doch sind auch Infektionen von anderen Stellen her, wie von der Schleimhaut des Mundes durchaus nicht selten.

Bei der Tuberkulose treten Krankheitsprozesse in den tieferen Teilen des Geschlechtsapparats oft auf, dagegen in dessen mehr nach außen gelegenen Abschnitten nicht häufig. Die Infektion erfolgt daher sehr selten direkt durch den sexuellen Verkehr von Geschlechtsorgan zu Geschlechtsorgan, während dies bei der Lues der gewöhnliche Weg ist. Desto häufiger wird die Ansteckung durch Bazillen bewirkt, welche in den durch Hustenstöße entfernten Schleimtröpfchen enthalten sind oder welche sich in dem Staube eines Raumes finden, welcher durch Auswurf oder andere Dejektionen eines Kranken verunreinigt ist.

Die Gefahr ist also für eine Person sehr groß, welche mit einem kranken Individuum in Gemeinschaft lebt, sobald die Krankheitserreger an der Oberfläche sich befinden oder leicht nach außen gelangen können.

Die Gonorrhoe hat ihren Sitz in den Schleimhäuten des Auges, der Nase, des Mundes, des Mastdarmes und vor allem in der Harnröhre und im weiblichen Sexualschlauch. Von jeder dieser Stellen kann sie auf einen anderen Menschen übertragen werden. Vorzugsweise geschieht dies von den Geschlechtsorganen des einen Individuums auf die des anderen durch den Kopulationsakt. Eine große Gefahr

Digitized by Google

liegt in der scheinbaren Heilung des Uebels. Dies macht wenig oder keine Beschwerden mehr, aber Reste davon liegen in verborgenen Winkeln und Buchten der schleimhäutigen Kanäle. Sobald stärkerer Blutandrang und Schwellung der Gewebe eintritt, zeigt sich in jenen Resten mehr Leben und eine stärkere Vermehrung der Pilze. Viele Männer, welche kürzere, oft auch längere Zeit vor der Hochzeit eine Gonorrhoe hatten und sich für vollständig geheilt hielten, stecken so ihre jungen Frauen in den Flitterwochen an.

Früher hat man die Folgen der Gonorrhoe sehr unterschätzt und erst ein deutscher, in Amerika praktizierender Arzt, Nöggerath, machte auf die grossen Gefahren dieses anscheinend geringfügigen Leidens aufmerksam. Seine Ansichten erhielten nachträglich Bestätigung durch die Auffindung des dem Prozeß zu Grunde liegenden Mikroorganismus und die Feststellung seiner biologischen Eigenschaften. Wenn auch vollständige oder partielle Heilungen nicht gerade selten sind, so beobachten wir doch recht häufig bedeutende Veränderungen in den Ausführungsgängen der männlichen Keimdrüse, in dieser selbst, in den Eileitern, dem Eierstock und den benachbarten Abschnitten des Bauchfells und infolge davon Unfruchtbarkeit bei beiden Geschlechtern. Viele Familien sind dadurch kinderlos und sterben aus. Besonders bei der Frau knüpfen sich an das Leiden äußerst hartnäckige Beschwerden, durch welche sie für ihr Leben ein elender Kümmerer wird. Bei der großen Verbreitung des Uebels ist das dadurch angerichtete Unheil größer als bei der Lues.

Es ist klar, daß Menschen mit solchen Krankheiten untauglich zum Geschlechtsverkehr sind. Leider schrecken alle die Leiden, welche die wilde Liebe zur Folge hat, nicht hinreichend ab und besonders junge Leute setzen sich noch viel zu häufig den Gefahren der Ansteckung aus. Dazu trägt besonders die allgemein verbreitete Meinung bei, daß die Enthaltsamkeit von erotischen Genüssen etwas sehr Nachteiliges sei. Eine andere Ursache liegt in der Unkenntnis der ausgedehnten Verbreitung der Krankheiten und der daraus entspringenden großen Chance der Infektion. Man kennt deren traurige Folgen nicht hinreichend und verläßt sich auch vielfach auf die meist sehr unsicheren Vorsichtsmaßregeln. Auch weiß man nichts von den Schwierigkeiten einer vollständigen Heilung in vielen Fällen. Uebrigens mag gerade der Umstand, daß Heilungen nicht selten wirklich eintreten oder die übeln Folgen nicht stets und nicht immer hochgradig sich zeigen, die Furcht vor Ansteckung vermindern. Jeder verläßt sich darauf, daß er das große Los gewinne.

Leider kann man die Schuld nicht stets auf Unwissenheit und irrige Anschauungen werfen. Leichtsinn und selbst Bosheit machen sich geltend. Anhänger der Venus vulgivaga suchen andere zu gleichen Ausschweifungen zu verleiten und es ist mir bekannt, daß mit Gonorrhoe behaftete junge Männer Kameraden zu Freudenmädchen schickten, von welchen sie selbst angesteckt worden waren, was sie wohl wußten.

Untauglichkeit zur Fortpflanzung.

Wir haben gesehen, daß die Befruchtung durch das Zusammentreffen der männlichen und weiblichen Keimzelle bewirkt wird. Damit

Digitized by Google

ist die Fortpflanzung eingeleitet. Der Mann hat von nun an mit dieser nichts mehr zu thun. Die Frau hat das übrige in den folgenden Phasen der Fortpflanzung, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett und Stillung zu besorgen. Der Mann hat auch keinen direkten Einfluß mehr auf das Objekt der Fortpflanzung, die Frucht. Es kann ihn auch kein Nachteil treffen, höchstens ein indirekter, insofern das Schicksal der Mutter und des Kindes auch ihn in Mitleidenschaft zieht.

Ganz anders bei dem Weib. Dieses hat, wie der Mann, durch die Beschaffenheit der Samenzelle, so durch die Beschaffenheit des Eis Einfluß auf die Gestaltung und Entwickelung des neuen Geschöpfes. Weiterhin wirken aber noch der ganze mütterliche Körper und dessen das befruchtete Ei umschließende Abschnitte mächtig auf dieses ein. Der Einfluß der Mutter ist also ein doppelter und das Kind kann von ihr auf doppelte Weise geschädigt werden, durch die Beschaffenheit des Keims und durch die des ganzen Organismus. Soll ein gesundes, tadelloses und lebenskräftiges Geschöpf entstehen, so sind notwendig eine fehlerfreie Samenzelle, ein fehlerfreies Ei und ein guter, kräftiger mütterlicher Körper.

Da die Mutter im Gegensatz zum Vater an der Fortpflanzung sehr starken Anteil nimmt, so ist sie bei diesem Vorgang auch Gefahren ausgesetzt und zwar nicht bloß dann, wenn sie selbst dafür ungeeignet ist, sondern auch dann, wenn die Frucht durch den väterlichen Keim eine Krankheit oder einen Fehler erwirbt, welche auf die Mutter ungünstig einwirkt.

Wir wollen zuerst die Zustände betrachten, bei welchen die Keime eine schlechte Beschaffenheit besitzen, wobei wir freilich eingestehen müssen, daß diese Verhältnisse uns nur zum kleinen Teil bekannt sind und unser Wissen darüber große Lücken aufweist. Doch sind die verhältnismäßig wenigen festgestellten Thatsachen von hohem Wert und geben sehr gute Fingerzeige für unser praktisches Handeln. Die Entscheidung, ob irgend ein Mangel oder eine Krankheit des Kindes herrühre vom Keim, oder vom mütterlichen Körper aus während der Schwangerschaft erworben sei, ist durchaus nicht immer leicht. Vielfach erhalten wir dadurch Aufschluß, daß die Mutter ganz gesund ist, während der Vater dieselbe Krankheit hat, wie das Kind. Dies kommt z. B. bei der Lues vor. Auch bei der Bleivergiftung soll ein ähnliches Verhältnis beobachtet worden sein. Doch ist dies noch zweifelhaft. Dagegen sind die Kinder von Trinkern mit Gebrechen behaftet, wenn auch die Mutter dem Laster nicht ergeben ist. Wir haben ferner Grund zur Annahme eines durch den Keim vermittelten Fehlers, wenn dieser durch Generationen hindurch die Mitglieder einer Familie oder eines Stammes befallen hat. Doch muß man hier sehr vorsichtig sein. Eine weitverbreitete Noxe kann auf die Eltern und durch den Körper der Mutter hindurch auf die Frucht oder auf das neugeborene Kind einwirken und denselben Fehler erzeugen, den die Eltern besitzen, das Kind ist ganz unschuldig daran. Das sehen wir an dem Cretinismus.

Zu junge und zu alte Individuen sind der Beschaffenheit ihres Keims wegen zur Fortpflanzung nicht geeignet. Die kräftigsten Kinder sollen von Männern zwischen dem 30. bis 40. Jahr gezeugt werden, während die vor dem 25. und nach dem 40. lebensschwächer sind und eine erhebliche Verschlechterung nach dem 50. eintritt. In Frank-

Digitized by Google

reich sollen 1812 und 1813, wo sehr viele junge Männer, um der Militärpflicht zu entgehen, heirateten, zahlreiche elende Kinder geboren worden sein.

Statistische Erhebungen über diese Verhältnisse sind nicht in genügender Weise vorhanden. Man stützt sich mehr auf Einzelbeobachtungen und die allgemein herrschende Ansicht. Für diese sprechen indes auch die Erfahrungen der Züchter. Zu junge und zu alte Tiere werden nicht gern zur Fortpflanzung benutzt. Untersuchungen haben ergeben, daß in zu früher und in zu vorgerückter Lebenszeit die Spermatozoen mangelhafte Formen und Bewegungen zeigten. Beim älteren Weib bieten die Eierstöcke und die das Ei umschließenden Follikel mannigfache Veränderungen, welche der langjährigen Thätigkeit und dem Alter zuzuschreiben sind. Das trifft man schon nach dem 40. Jahr. Auch erfolgt die Konzeption seltener, während der Abort häufiger ist. Doch läßt sich dies nicht mit Bestimmtheit auf den Keim als Ursache zurückführen, da auch der Fruchthälter häufig einer Rückbildung durch das Alter und lange Funktionen ausgesetzt ist.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei Personen mit chronischen Erkrankungen, welche die Ernährung stark beeinträchtigen, wie Zuckerharnruhr, Tuberkulose, Bleichsucht, bei Rekonvaleszenten nach schweren, akuten Krankheiten, bei Individuen, welche durch Ausschweifungen, körperliche oder geistige Anstrengungen stark heruntergekommen sind. Man hat hier Abnahme der Spermatozoen in der Samenflüssigkeit, selbst vollständigen Mangel bemerkt. Bei wiederholter Ausübung der Cohabilation können die Samentierchen vollständig schwinden. Ebenso sind bei den verschiedensten Erkrankungen der Frauen allgemeiner Natur Veränderungen des Eis und des einschließenden Follikels beobachtet worden.

Wahrscheinlich ist unter diesen Umständen häufig Sterilität vorhanden. Es kommt nicht zur Befruchtung, Ei oder Samenzelle sind dazu unfähig. Allein es läßt sich wohl annehmen, daß die Beschaffenheit der Keime mehr oder weniger oft doch noch eine Befruchtung gestatte, daß das daraus entstehende Wesen sich aber mangelhaft entwickele. So erklärten sich zahlreiche Bildungsfehler und Entwickelungsstörungen, für deren Entstehung wir bis jetzt keine Ursache anzugeben wissen.

Nur von einem einzigen Krankheitserreger, dem der Lues, wissen wir mit Sicherheit, daß er durch den Keim auf die Frucht übergeführt wird. Diese kann luetisch werden, während der Vater die Krankheit hat, die Mutter gesund ist. Damit ist der Beweis gegeben. Die Infektionserreger können aber noch auf andere Art den Keim schädigen und zwar durch ihre Stoffwechselprodukte. Diese führen bei der Frucht, welche keine spezifischen Erscheinungen der Lues zeigt, also nicht eigentlich luetisch erkrankt ist, zu Mißbildungen, Lebensschwäche, Tod, Abort. Aehnliches wird auch von der Tuberkulose behauptet. Auch sollen Metallgifte, wie Blei, Quecksilber, diese Wirkung haben. Doch sind hier weitere Untersuchungen nötig. Ganz gewiß ist dies nur von dem Alkohol. Ein Säufer ist zur Fortpflanzung so wenig geeignet, wie ein Syphilitischer.

Bei einer großen Menge von Gebrechen und Bildungsfehlern ist uns die Entstehung dunkel. Wir wissen aber, daß sie oft erblich

Digitized by Google

sind, also durch den Keim auf die Nachkommenschaft übergehen oder daß bei dieser ein anderer gleichartiger (äquivalenter) Fehler an ihre Stelle tritt. Es ist hier nicht der Ort, alle diese Mängel aufzuzählen. Von besonderer Häufigkeit und Bedeutung sind Hasenscharte, Wolfsrachen, Schielen, Kurzsichtigkeit, Spaltung der Regenbogenhaut, zusammengewachsene und überzählige Finger und Zehen, Bluterkrankheit, Schwachsinn, Irrsinn, Epilepsie, Hysterie. Auch sehen wir zahlreiche Bildungsfehler der Geschlechtsorgane, besonders beim Weib, starke Ausbildung der Brüste (Gynäkomastie) beim Mann.

Glücklicherweise sind manche ein solches Stigma an sich tragende Personen unfruchtbar und vermögen nicht, sich fortzupflanzen. Bei vielen anderen ist dies aber nicht so und die Gefahr der weiteren Verbreitung auf die Nachkommen liegt sehr nahe. Ein im Lauf der Zeit bei mehreren Generationen wahrgenommenes Uebel derselben Art oder eines äquivalenten Uebels im Wechsel wird nicht leicht beseitigt. Auch der Grad, die Schwere des Fehlers ist von Bedeutung. Idiotie, Irrsinn, Epilepsie, Wolfsrachen, Bluterkrankheit, conträre Sexualempfindung sprechen für eine sehr schlechte Beschaffenheit des Keimplasmas.

Es ist klar, daß Personen mit solchen Fehlern zur Fortpflanzung nichts taugen.

Bei den bis jetzt erwähnten Krankheiten wird die Schädigung der Frucht durch eine regelwidrige Beschaffenheit des Keims vermittelt. Wir kennen nun zahlreiche Zustände der Frau, bei welchen durch die schlechte Beschaffenheit ihres Organismus das bereits befruchtete Ei ungünstig beeinflußt wird. Außerdem wird dann vielfach noch durch dessen Erkrankung oder fehlerhafte Bildung auf den Fortpflanzungsvorgang ungünstig eingewirkt, so daß auch die Mutter hierdurch noch besondere Nachteile erleidet.

Die luetische Schwangere kann das Gift dem in ihrem Schoß befindlichen Kind übertragen.

Das gonorrhoische Gift führt pathologische Zustände im Fruchthalter herbei, welche die Entwickelung des befruchteten Eis hindern oder sie abnorm verlaufen lassen, auch zur Fehlgeburt Anlaß geben. Selbst während der Geburt kann das Gift in die Augen des Kindes eindringen und schweres Leiden, selbst Blindheit erzeugen.

Die Tuberkulose wird selten von der Frau auf die Frucht übertragen. Viel häufiger bringt die üble Beschaffenheit des ganzen mütterlichen Organismus die Frucht in Gefahr, sei es durch die Stoffwechselprodukte der Bazillen, sei es durch die ohnedies vorhandenen schlechten Eigenschaften des Blutes und der Säfte bei der schwangeren Frau.

Einige chronische Leiden, wie die der Nieren und des Herzens wirken nicht nur ungünstig auf die Frucht, sondern werden auch häufig durch die Fortpflanzung verschlimmert. Manche Knochenkrankheiten bringen Mutter und Kind in Gefahr, indem sie die Geburt erschweren.

Die zahlreichen Beckenfehler und örtlichen Erkrankungen der Generationsorgane, welche die Frau während der Schwangerschaft und Geburt in Gefahr bringen oder die Entwickelung und Ausbildung der Frucht beeinträchtigen, lassen sich hier nicht mitzählen. Die Entscheidung, inwieweit sie eine Frau untauglich zur Fortpflanzung

Digitized by Google

machen, ist meist für jeden einzelnen Fall zu geben und ist Sache des Spezialarztes.

Es giebt noch einen weitverbreiteten Zustand des Weibes, welchen man häufig als Infantilismus, d. h. ein Zurückbleiben auf kindlicher Stufe bezeichnet, ein nicht ganz passender Ausdruck, da nicht nur ein Zurückbleiben auf kindlicher, sondern auch auf fötaler Stufe beobachtet wird. Auch zeigen die Körperteile nicht immer ein Stillstehen in ihrer Entwickelung und ihrem Wachstum, sondern auch eine fehlerhafte Bildung und zuweilen abnorm starkes Wachstum. Die Personen haben eine geringe Körperlänge oder sind ungewöhnlich aufgeschossen. Knochenbau fein. Muskulatur und Fettpolster schlecht. Geringe körperliche und geistige Widerstandskraft. Zähne klein wie Milchzähne. Diese persistieren auch wohl oder der Zahnwechsel erfolgt spät. Sie stehen weit von einander (Gitterzähne) oder sehr eng. Unregelmäßiger Stand, Erosionen, Schiefzähnigkeit, Spitzbogengaumen, Prognathismus, abnorm kleine untere Kinnlade. Besondere Bedeutung haben diese Fehler, wenn sie sich auf die Reproduktionsorgane selbst oder korrelative Körperteile, wie das Becken und die Brüste erstrecken. Die schlechte Ausbildung der Brüste und Warzen ist eine Hauptursache der großen Kindersterblichkeit in den ersten Lebensjahren.

Die Ursachen dieser Zustände sind uns vielfach nicht bekannt. Die Erblichkeit, Schädigungen der Keime durch Erkrankungen der Eltern und Voreltern, hereditäre Lues und andere Infektionen spielen wohl nicht selten bei der Entstehung eine Rolle. Häufig fällt jedoch der Beginn der Entwickelungsstörung erst in die Zeit nach der Geburt und wird durch schlechte Ernährung und Pflege des Kindes in den ersten Lebensjahren, schwere Erkrankungen, besonders infektiöser Natur, wie Diphtheritis, Scharlach, Typhus herbeigeführt. Nicht selten ist latente Tuberkulose vorhanden.

Was thun?

Zwei Wege stehen uns offen, um den geschilderten, aus den Geschlechtsleben entspringenden Uebelständen zu begegnen. Wir suchen dies durch Belehrung, Aufklärung und etwa noch agitatorische Thätigkeit zu erreichen. So wurden bei dem Kampfe gegen den Alkohol große Erfolge erzielt und diese müssen uns anregen, in derselben Weise vorzugehen. Liegen ja doch ähnliche Verhältnisse vor.

Der Alkohol ist im wesentlichen ein Genußmittel, obgleich man bei dem den verschiedenen Völkern eigentümlichen Gebrauch zuerst anregender, später deprimierender und betäubender Stoffe ein gewisses Bedürfnis anzunehmen geneigt ist. Man will sich für eine Zeit gegen die unangenehmen, von außen kommenden Eindrücke schützen. Der Alkohol kann vollständig entbehrt werden. Doch bringt er bei mäßigem Gebrauch vielen Menschen keinen Nachteil, während allerdings andere ihn durchaus meiden müssen. Da nun die, welche bei verständigem Gebrauch nicht ungünstig berührt werden, selten die nötige Festigkeit besitzen, um sich innerhalb der festgezogenen Grenzen zu halten, so ist die absolute Abstinenz auch bei diesen Individuen vielfach nötig und, wie die Erfahrung gelehrt hat, auch leichter durchzuführen.

Digitized by Google

Ihr hat die Bewegung gegen den Alkohol die besten Resultate zu verdanken.

Der geschlechtliche Verkehr verschafft ebenfalls Genuß und ist in viel höherem Grade ein Bedürfnis. Doch kann dessen Befriedigung jedenfalls ohne großen Schaden entbehrt werden. Von absoluter Abstinenz, wie beim Alkohol, kann keine Rede sein, weil sonst die Menschheit ausstürbe. Es muß also Mäßigkeit als Aufgabe gestellt werden. Freilich ist auch nicht selten eine absolute Abstinenz für einen gewissen Zeitraum oder für immer geboten, wie z. B. bei gewissen Phasen der weiblichen Sexualfunktionen oder bei bestimmten Krankheitszuständen.

Man kann von Belehrung und Aufklärung viel erwarten, wenn man das falsche Schamgefühl und die bisher sehr beliebte Gewohnheit, nach welcher man schlimme Thatsachen und böse Erscheinungen verdunkelt und vertuscht, aufgiebt, sowie die Rücksichtnahme auf näher und entfernter Stehende nicht zu weit treibt. Schonung der menschlichen Schwächen ist etwas recht Schönes. Man erreicht aber nichts damit, wenn sie am unrechten Ort ausgeübt wird. Manche haben damit freilich viel erreicht, was aber den Geschonten nicht gerade vorteilhaft war.

Voraussichtlich wird man bei der Stufe, auf welcher das Menschengeschlecht jetzt steht, bloß mit Belehrung und Aufklärung nicht vollständig zum Ziel kommen und genötigt sein, den zweiten zur Verfügung stehenden Weg zu beschreiten und sich an die Gesetzgebung zu wenden. Einem Einschreiten des Staates stehen aber ganz erhebliche Bedenken und Schwierigkeiten entgegen. Der Eingriff in Rechte der Person und der Familie erscheint sehr bedeutend und daher der Modus des Einschreitens meist sehr schwer zu finden. Doch muß die Gesetzgebung zu Hilfe gezogen werden. Sie hat die Aufgabe, den einzelnen vor Schädigungen, Körperverletzung und Tod, welche ihm von anderen drohen, in Schutz zu nehmen und dies um so mehr, wenn er sich nicht selbst zu schützen vermag. Der Staat muß selbst das noch ungeborene Wesen vor Gefahren hüten und sein eigenes Interesse wahren, indem er dafür sorgt, daß nur gesunde und kräftige Nachkommenschaft entsteht.

Er erreicht seine Zwecke dadurch, daß er die schädigenden Individuen den bereits eingeführten, zu einer Anwendung geeigneten oder zu dem Ende neu einzuführenden Bestimmungen des Strafrechts unterwirft und mittelst des Civilrechts eine Entschädigung der benachteiligten Personen ermöglicht. Außerdem soll er die Schließung der Ehe den dazu untauglichen Personen verbieten.

Ein Anlaß zum Einschreiten der Gesetzgebung liegt nicht vor, sobald ein Individuum durch den Geschlechtsverkehr sich selbst allein in Gefahr begiebt. Im wirklichen Leben sind meist die Verhältnisse nicht einfach. Die bei dem Geschlechtsverkehr beteiligte andere Person leidet vielleicht bloß psychisch oder nur unter besonderen Bedingungen, welche nicht stets vorhanden sind. Eine Befruchtung und eine Benachteiligung eines etwa erzeugten neuen Wesens ist zwar nicht ausgeschlossen, aber doch unwahrscheinlich. Man wird daher hier keinen zu rigorosen Maßstab anlegen können. Wenn bejahrte Leute, durch Krankheit, schwere körperliche und geistige Arbeit, Kummer und Sorge

Digitized by Google

heruntergekommene Menschen, Personen mit schwereren Herzleiden, Verkalkung der Gefäße, lokalen Leiden der Sexualorgane sich erotischen Genüssen hingeben, so thun sie das auf ihre eigene Gefahr, und keiner hat die Aufgabe, sie vor ihrer Thorheit zu behüten.

Dies gilt für den Mann und im allgemeinen auch für das Weib, welches viel häufiger noch durch den Geschlechtsverkehr und noch mehr durch die ihm folgende Fortpflanzung Not leidet. Die häufigen Erkrankungen des Sexualapparates und seiner Umgebung, die durch Schwangerschaften und Niederkünfte hervorgebrachten Verkümmerungen und Ernährungsstörungen des ganzen Körpers und des Unterleibs lassen oft alle erotischen Beziehungen unthunlich erscheinen. Sobald diese jedoch ganz freiwillige sind, geht die Sache niemanden etwas an. Für die verheiratete Frau liegen die Verhältnisse häufig recht ungünstig. Ihre Entschließung ist nicht frei oder wenigstens nicht vollständig frei. Da kommen die sogenannten ehelichen Pflichten ins Spiel, welche der Frau mit Unrecht auferlegt sind, während es des Mannes Pflicht wäre, ihr nichts zuzumuten, was ihr schlecht bekommt. Man spricht nicht mit Unrecht von Geschlechtssklaverei.

In den höher stehenden Klassen der Gesellschaft leidet das Weib weniger durch diese Ansprüche, nicht etwa deswegen, weil der Mann sich stets anderswo entschädigt. Dies mag wohl geschehen, ist aber nicht allgemeine Sitte, wie man dies fälschlich so hinstellt. Die Stellung der Frau ist eine bessere, so daß sie leichter imstand ist, sich ungerechtfertigten Anforderungen zu entziehen. Bei der arbeitenden Klasse ist aber jener Zwang in hohem Grade vorhanden, wie die zahlreichen, rasch aufeinander folgenden Niederkünfte beweisen.

Diesem Uebelstand ist schwer zu begegnen. Schon bei der Verheiratung kann die Beschaffenheit der Frau Geschlechtsverkehr und Fortpflanzung als nachteilig oder gefährlich erscheinen lassen. Dies wird oft erst nach Abschluß der Ehe entdeckt. Eine Trennung wäre gewiß das beste. Die Eltern werden gut daran thun, in irgend Verdacht erregenden Fällen vor der Verheiratung einen Vertrauensarzt zu befragen.

Oft entsteht das Uebel erst in der Ehe und wird durch die geschlechtlichen Beziehungen hervorgebracht oder wenigstens gesteigert.

Die schon erwähnte ungünstige Einwirkung zahlreicher und rasch aufeinander folgender Geburten macht sich besonders geltend. Ein Aufgeben der geschlechtlichen Beziehungen zwischen den Gatten wäre geboten. Allein der Mann kann sich meist nicht dazu entschließen oder er entschädigt sich anderswo. Die Frau ist in einer schlimmen Lage. Es ist mir bekannt, daß so ein armes Weib die Polizeibehörde um Hilfe bat, welche man ihr nicht gewähren konnte. Oft wendet sie sich an den Arzt, welcher sehr vorsichtig sein muß und auch nur selten Beistand zu bieten vermag. Manche haben aus diesen und anderen Gründen die Institution der Ehe gänzlich verworfen und statt dieser die freie Liebe einführen wollen. Diese ist nun bis jetzt ein sehr unbestimmtes Etwas, unter welchem sich der eine dies, der andere jenes zu denken vermag. Auch liegen genügende Erfahrungen über den einen oder anderen Modus einer derartigen sozialen Einrichtung nicht vor. Das läßt sich aber sagen, daß, wenn für Mann und Frau ein viel schwächeres Band besteht, als es jetzt in der Ehe sich findet,

Digitized by Google

die Frau einen schlechten Tausch machte. Sie müßte sich den Anforderungen des Mannes noch mehr unterwerfen, um ihn nicht zu verlieren. Auf Fortschritte in Kultur und Humanität ist wenig zu rechnen. Die Betroffenen thun gut, wenn sie sich gegen Inhumanität selbst zur Wehr setzen. Die heutige Frauenbewegung verlangt für das Weib größere Rechte und mehr Selbständigkeit. Das ist in mancher Beziehung gerechtfertigt und wenn das Ziel erreicht ist, wird sich auch eine Abhilfe des genannten schreienden Uebelstandes ergeben.

Wir haben eine ganze Reihe von Erscheinungen mangelhafter Entwickelung und Bildung aufgezählt, welche bei Männern und Frauen vorkommen und eine gewisse Minderwertigkeit der betroffenen Individuen darthun und sie zum Geschlechtsverkehr und besonders zur Fortpflanzung ungeeignet machen. Bei den Frauen, welche dieses Geschäft zu besorgen haben, ist der Fehler daher von größerer Bedeutung und dies noch mehr, wenn der Fehler die Generationsorgane oder korrelative Körperteile, wie Becken und Brüste betrifft. Ungemein häufig sind diese zur Ernährung des Neugeborenen so wichtigen und durch keinen Soxhlet zu ersetzenden Drüsen ungenügend ausgebildet und es scheint fast, als ob sie bald zu rudimentären Organen werden sollten. Man hat die Ursache in der Gewohnheit oder Sitte des Nichtstillens gesucht und angenommen, daß das Organ durch den Nichtgebrauch nach und nach verkümmere. Andere beschuldigen einschnürende Bekleidung, unzweckmäßige Ernährung und Körperpflege, was nicht ganz ohne Grund ist. Es steht fest, daß der Fehler nicht selten eine schon im Fötalleben erworbene Entwickelungsstörung oder selbst erblich ist und in der Rasse und Familie liegen kann.

Bei den erworbenen Mängeln läßt sich durch Vorbeugung viel ausrichten. Sie haben auch weniger nachteilige Folgen, weil sie sich nicht vererben. Ist der Fehler aber erblich, so läßt sich ein Erfolg nur durch Ausschließung der betroffenen Individuen von der Fortpflanzung, wohl auch durch Kreuzung erwarten. Wollte man freilich alle Individuen, welche infolge der Vererbung keine zur Ernährung des Kindes genügenden Brüste besitzen, von der Fortpflanzung fernhalten, so bliebe nur eine Minderzahl übrig und die Bevölkerung nähme in geringerem Maße zu oder vielleicht ab. Das wäre kein Unglück. Der Ausgleich würde sich bald herstellen und die Bevölkerung sich später wohl noch stärker vermehren und viel gesündere und kräftigere Menschen wären vorhanden.

Verbreitung von Kenntnissen über diesen Gegenstand wird vielleicht eine Besserung der beklagenswerten Zustände anbahnen.

Die Entstehung der Tuberkulose, die Wege ihrer Infektion sind heutzutage ziemlich allgemein bekannt und werden es immer mehr, und die Furcht vor der Krankheit wird schon den Menschen dazu treiben, passende Verhaltungsmaßregeln zu befolgen. Diese werden auch durch die zahlreichen Sanatorien den Leuten vor die Augen gestellt. Das mag wohl ihr Hauptnutzen sein. Geheilt werden nicht allzu viele und es scheint mir, als ob man bei dem Kampf gegen das Leiden größere Ergebnisse erzielte, wenn man das auf die Heilstätten verwendete Geld für Entfernung des Staubes in den Städten und für bessere Wohnungen der ärmeren Volksklasse ausgäbe, also vorbeugend verführe. — Die Gefahren für den, welcher mit einer an manifester

Digitized by Google

Tuberkulose leidenden Person in Geschlechtsverkehr tritt, und die Nachteile für die daraus entspringenden Kinder sind so groß, daß das Wissen davon hinreicht, um ein richtiges Verhalten herbeizuführen. Es ist unnötig, die Gesetzgebung zu Hilfe zu nehmen. Bei der latenten Tuberkulose, welche sich oft unter der Maske einer schlechten Entwickelung, mangelhaften Wachstums, der Bleichsucht und Blutleere verbirgt, ist die Gefahr bei dem Geschlechtsverkehr weniger groß. Dieser wäre für die Frau unter solchen Umständen indes am besten aufzugeben, da die Fortpflanzung schädlich einwirkt. Von einem gesetzlichen Vorgehen kann hier nicht die Rede sein.

Dagegen ist dieses sehr am Platz bei Trinkern, welchen zum wenigsten die Schließung einer Ehe streng verboten werden sollte. Dasselbe gilt für alle Individuen, welche infolge der Vererbung an Irrsinn, Epilepsie, schwerer Hysterie, Bluterkrankheit leiden, einen Wolfsrachen, verwachsene Zehen und Finger, überhaupt einen bedeutenden Bildungsfehler besitzen. Das Verbot ist um so mehr angezeigt, wenn ein solcher oder ein anderer äquivalenter Fehler schon durch mehrere Generationen hindurch erschienen ist.

Es giebt übrigens noch ein anderes Mittel, die Kreuzung, d. h. die geschlechtliche Vereinigung des fehlerhaften Individuums mit einer anderen möglichst normalen Person des anderen Geschlechts. Hierdurch kann eine erhebliche Verbesserung, wenn nicht vollständige Austilgung der in einer Familie oder einem Stamm vorhandenen schlechten Eigenschaften erzielt werden. Allein die Sache dauert lange. Die Kreuzung muß durch viele Generationen fortgesetzt werden. Rückschläge kommen auch bei der besten Auswahl der Individuen vor, und um so mehr, wenn in dieser ein Versehen gemacht worden ist. Außerdem ist zu bedenken, daß das normale Individuum schlecht dabei wegkommt. Man denke sich nur einen gesunden, kräftigen Mann mit einer epileptischen Frau verheiratet. Nichtsdestoweniger ist die Kreuzung vielfach sehr zu empfehlen, wenigstens bei geringeren Uebeln, wie bei mäßiger Kurzsichtigkeit.

Bei den infektiösen Geschlechtskrankheiten Lues und Gonorrhoe sollte man gegenüber demjenigen, welcher erkrankt sich in Geschlechtsverkehr einläßt, strenger vorgehen und nicht bloß das Strafgesetz anrufen, sondern auch dem Benachteiligten die Möglichkeit gewähren, Entschädigung zu erlangen. In unserer Zeit wird man für alles mögliche verantwortlich gemacht, selbst zuweilen für die Dummheit anderer. Dagegen denkt man nicht daran, einen Menschen zur Verantwortung zu ziehen, welcher einen anderen an seiner Gesundheit auf das schwerste beeinträchtigt, ihn selbst vielleicht für sein Leben zum Krüppel gemacht oder seinen frühen Tod herbeigeführt hat. Das geschieht durchaus nicht immer unwissentlich. Man sollte auch den strafen, welcher andere zur wilden Liebe anleitet und verführt, oder gar zu Personen schickt, von welchen er weiß, daß sie geschlechtskrank sind.

Es ist selbstverständlich, daß Individuen mit derartigen Leiden das Eingehen der Ehe aufs strengste verboten wird.

Die Gonorrhoe ist so weitverbreitet unter jungen Männern, daß ich nicht umhin kann, einen in der Praxis vorkommenden Fall und das Verhalten dabei kurz zu besprechen. Die Häufigkeit jenes Leidens

Digitized by Google

macht es, wie mir scheint, den Eltern eines Mädchens, um welche ein Freier anhält, zur Pflicht, sich hier Gewißheit zu verschaffen, um nicht ihr Kind den größten Gefahren auszusetzen. Ein Kollege, mit welchem ich den Gegenstand besprach, meinte, daß die Eltern den jungen Mann auffordern sollten, sich in einer Lebensversicherungsgesellschaft mit recht strengen Bedingungen aufnehmen zu lassen. So kommt die Sache freilich ans Tageslicht. Mir scheint es indes besser, den Freier geradezu zu fragen. Hat er Lues gehabt, so muß die Verbindung abgebrochen werden. Die Radikalheilung ist zu unsicher. Streiten sich doch die Fachleute darüber, in wie viel Jahren nach der letzten spezifischen Erscheinung eine vollständige Heilung anzunehmen sei und der Genesene heiraten könne. Sind auch die Krankheitserreger vernichtet, so daß der andere Ehegatte nicht mehr infiziert wird, so kann doch das Keimplasma durch diesen, seine Toxine vielleicht auch durch die gebrauchten Kuren arg Not gelitten haben und die ganze Konstitution so heruntergekommen sein, daß an eine gesunde Nachkommenschaft nicht zu denken ist.

Bei der Gonorrhoe scheint eine Heilung eher möglich, wenigstens bis zu dem Grad, daß keine Nachteile mehr für einen anderen entstehen. Ein Individuum, welches heiraten will, sollte sich jedenfalls der genauen Untersuchung und eventuell Behandlung durch einen Fachmann unterziehen, und, ehe dieser es gut heißt, eine Ehe nicht schließen.

Schlußwort.

Die Verhältnisse, welche ich zu schildern versuchte, erfordern viele Opfer. In meiner Berufsthätigkeit als Arzt habe ich zahlreiche Individuen dahinsiechen und frühzeitig sterben sehen. Ich kenne eine Menge kinderloser Ehen und erlebte das Aussterben vieler Familien. Unmäßigkeit im geschlechtlichen Verkehr, infektiöse Erkrankungen, welche damit zusammenhängen und aus anderen Quellen entspringende Untauglichkeit zur Fortpflanzung waren die Ursachen.

Man könnte sich mit dem Gedanken trösten, daß da eine Selektion stattfinde. Die unwissenden, beschränkten, minderwertigen Personen, welche die Gefahr nicht kennen, oder nicht zu würdigen und sich nicht zu beherrschen vermögen, gehen allmählich zu Grunde, während die intelligenten, charakterfesten Individuen und ihre Nachkommen übrig bleiben. Eine derartige Auslese ist indes zweifelhaft. Sie müßte sich im Lauf der vielen, ihr zu Gebote stehenden Jahrhunderte schon geltend gemacht haben, wovon man wenig bemerkt. Günstige Kreuzungen können ja häufig eine Ausgleichung bewirkt haben. Da, wo man ein Aussterben von Familien beobachtet, zieht es sich oft lange hin und der Jammer kann mehrere Generationen hindurch dauern. Ein mühsam aufgepäpelter Mensch erreicht trotz seiner angeborenen schlechten Konstitution oft noch das Mannesalter und erzeugt ein Geschöpf, zu demselben Elend bestimmt, wie er selbst. Von einer natürlichen Selektion hat man, wie es scheint, nicht viel zu erwarten. Ihre Wirkung ist zu beschränkt. Der Mensch muß sein Schicksal selbst in die Hand nehmen und die unheilvollen Zustände hinwegräumen, indem er eine vorbedachte Auslese einrichtet.

Digitized by Google

Nicht nur der Einzelne und die Familie, sondern auch das Gemeinwesen leidet Not. Man erzählt, daß griechische Kolonialstädte durch ihren übertriebenen Venuskult zu Grund gegangen seien. Syphilis und Gonorrhoe liefern ohne Zweifel ihren Beitrag zu den schlechten Bevölkerungsverhältnissen Frankreichs. Die große Morbidität und Mortalität der Stadtbewohner findet zum Teil darin ihre Quelle und der ungünstige Einfluß erstreckt sich auch auf die Qualität.

Man hat bis jetzt, wie mir scheint, mit Unrecht einen zu großen Wert auf die Menge der Staatsangehörigen gelegt, während doch die Qualität eine große, vielleicht eine größere Rolle spielt. Man könnte ohne Schaden einen Teil unserer Bevölkerung, die Minderwertigen, entbehren. Die bedeutenderen oder nur die in ihrem Beruf tüchtigen Menschen sind gerade nicht im Ueberfluß vorhanden. Der Burenkrieg giebt einen Beleg dafür, wie viel auf die Kraft und gute Beschaffenheit eines Stammes ankommt.

Wenn man die Sache von einer sehr prosaischen, der finanziellen Seite aus anschaut, so wird man sich auch überzeugen, wie nachteilig eine schlechte Qualität der Bevölkerung ist.

Man plant Heilstätten für alle möglichen Krankheiten oder hat sie schon gebaut, wie die für Tuberkulose. Man hat Pflegestätten für Kretins, Idioten, Kümmerer, Epileptische und Gebrechliche jeder Art errichtet. Die Irrenanstalten sollen vergrößert und vermehrt werden. Trinkerasyle und Häuser für Nervenleidende sollen sich anschließen. Nächstens wird die eine Hälfte der Menschen pflegen, die andere wird sich pflegen lassen. Eine Berücksichtigung der das Geschlechtsleben und die Fortpflanzung beherrschenden Gesetze wird einen großen Teil dieser Fürsorge entbehrlich machen und sehr viel Geld ersparen lassen.

In Deutschland werden im Durchschnitt etwa zwei Millionen lebende Kinder geboren, davon sterben etwa 25 pCt. vor Ablauf des ersten Jahres, ungefähr das Doppelte der skandinavischen Mortalität, welche durch das Selbststillen der Mütter herabgemindert wird. Viele Kinder sterben schon in den ersten Monaten oder erreichen wenigstens das zweite Lebensjahr nicht. Wir wollen daher einen sehr geringen Kostenansatz für die Pflege und Ernährung des Kindes, für Niederkunft und Wochenbett der Mutter annehmen. Sagen wir, daß 100 Mark für ein in jener Zeit gestorbenes Kind verwendet seien, so ist doch eine Summe von 50 Millionen Mark ausgegeben worden. Uebrig bleiben 1½ Millionen Kinder. Von diesen sterben bis zum vollendeten fünften Jahr etwa 10 pCt., also weitere 150000 Kinder. Da viele jenen Zeitpunkt nicht erreichen, früher zu Grunde gehen, so müssen wir einen minimalen Verpflegungssatz annehmen, 150 Mark im Jahr. Jedes Kind hat in fünf Jahren verbraucht 750 Mark und die 150000 Kinder haben verbraucht 112500000 Mark.

Dabei sind Kosten für den Lebensunterhalt und Pflege so angesetzt, wie dies den dürftigsten Verhältnissen entspricht oder wie sie für hinterlassene Kinder von Stadtarmen, Unterstützungsbedürftigen üblich sind. In den wohlhabenden Klassen sterben aber auch viel Kinder. Die Arbeit, der Zeitaufwand der Mutter, ihre Einbuße an Kraft und Gesundheit sind nicht berechnet.

Digitized by Google

Zweifellos werden die enormen Summen hinausgeschleudert, weil so viele Menschen, welche vollständig untauglich zur Fortpflanzung sind, doch Kinder erzeugen. Ein Vorgehen gegen diese unheilvollen Verhältnisse ist dringend geboten. Freilich ist der Kampf gegen die uns entgegenstehenden falschen Ansichten und Vorurteile sehr schwierig. Werden diese doch unbewußt festgehalten, weil man sich von dem Verlust eines unersetzlichen Genusses bedroht glaubt. Sehr nachteilig wirkt auch die viel verbreitete Annahme, daß die Keuschheit großen Schaden mit sich führe, während doch jeder erfahrene Arzt sagen wird, daß unter 100 Personen, welche ihn wegen eines durch geschlechtliche Beziehungen erworbenen Leidens um Rat fragen, sicherlich 99 dies dem sexuellen Verkehr verdanken. Bei einem einzigen kann man vielleicht daran denken, daß die Enthaltsamkeit als ursächlicher Faktor eingewirkt habe.

In dem Feldzug gegen den Alkohol hat man vielfach durch die Empfehlung einer vollständigen Abstinenz gute Erfolge erzielt. Ein Aufgeben des Geschlechtsverkehrs ist aber nur für die ausgesprochenen Schädlinge erforderlich, welche der mit ihnen in Verbindung tretenden Person Nachteile bringen und deren Fortpflanzungsprodukt Gebrechen und Krankheiten oder deren Anlagen mit zur Welt bringt. Solche gefährliche Individuen sollten sich freiwillig vom Geschlechtsverkehr fern halten oder, wenn dies nicht geschieht, dazu gezwungen werden.

Für die übrigen ist Mäßigung oder wohl auch temporäre Abstinenz geboten, sobald Erkrankungen, Schwächezustand, Fortpflanzungsphasen des Weibes u. a. dies gebieten.

Nur so werden die Uebel, welche aus den geschlechtlichen Beziehungen entspringen, vermieden werden können; unter ihnen auch die Prostitution. Alle Versuche, diese zu beseitigen oder wenigstens deren Folgen zu lindern, sind fehlgeschlagen und es ist ein thörichter Glaube, daß hier etwas anderes helfen könne, als die Enthaltsamkeit. Für junge Leute, welche noch nicht heiraten können, mag dies hart erscheinen oder erscheint wenigstens vielen hart. Aber schließlich kommt der Enthaltsame, was Gesundheit und Finanzen betrifft, besser weg, als der Anhänger der wilden Liebe. Mancher wird vielleicht gegen gesetzliche Bestimmungen, welche ich als notwendig hinstelle, eingenommen sein, einen unberechtigten Eingriff in die Rechte des Individuums darin erblicken, überflüssige und vermeidbare Störungen des Familienlebens fürchten. Ohne Frage kann eine ungeschickte, taktlose Handhabe rechtlicher Bestimmungen der Art Nachteile und Gefahren mit sich bringen. Das ist aber bei allen Gesetzen so.

Uebrigens sind uns die Amerikaner bereits vorausgeeilt und in dem Unionsstaat Michigan ist ein Gesetz in Geltung, welches Verheiratungen Geisteskranker und Idioten verbietet, sowie Luetische und Gonorrhoische, welche eine Ehe eingehen, sehr streng bestraft, mit Geldbuße oder Gefängnis oder mit beiden, nach dem Ermessen der Justizbehörde. Die Ehegatten können gezwungen werden, Zeugnis auch gegen einander abzulegen. Ebenso unterliegt der behandelnde Arzt dem Zeugniszwang.

Das Gesetz ist noch mangelhaft, indem der Alkoholismus, die Epilepsie und andere schlimme Erbfehler nicht aufgeführt sind. Auch genügen Eheverbote nicht. Der Geschlechtsverkehr Syphilitischer und

Digitized by Google

Gonorrhoischer müßte allgemein verboten sein, indem die Krankheit nicht bloß in der Ehe, sondern vorwiegend außerhalb dieser verschleppt wird. Allein ein Anfang ist doch gemacht worden und es ist erfreulich, daß man sich von Vorurteilen und übergroßen Rücksichten gegen Personen, welche es nicht verdienen, frei gemacht hat. Es ist nur schade, daß wir hinter den Amerikanern zurückgeblieben sind.

Anthropologie und natürliche Auslese.

Dr. med. Ladislaus Gumplowicz.

Das große Aufsehen, welches die „sozial-anthropologischen" Werke von Otto Ammon in Karlsruhe bei zahlreichen Juristen, Politikern und Sozialpolitikern erregt haben, läßt eine kritische Untersuchung dieser Schriften als geboten erscheinen. Den Ausgangspunkt wird hierbei naturgemäß jenes Werk bilden, in welchem Ammon seine Theorien zum erstenmal an der Hand eines umfangreichen Ziffern- und Tabellenmaterials begründet und — seiner Anschauung nach — bewiesen hat: „Die natürliche Auslese beim Menschen."*)

I.

Da das genannte Werk die Darwinsche Theorie der „natürlichen Auslese", d. h. die Lehre vom Ueberleben der Tauglichsten im Kampfe ums Dasein zur Voraussetzung hat, so will ich eine kurze Wiederholung dieser Theorie, die Charles Darwin 1859 als wichtigste Hilfshypothese der Transformationslehre in die Wissenschaft eingeführt hat, vorausschicken.

Charles Darwin geht von der Frage aus, woher das erbliche Vorhandensein zweckmäßig angepaßter Eigenschaften bei den verschiedenen Pflanzen- und Tierarten komme. Er kennt die Erklärung, welche sein Großvater Erasmus Darwin und der französische Forscher Jean Lamarck hierfür gegeben haben: daß nämlich das einzelne Lebewesen, indem es in einer bestimmten Umgebung immer wieder sich gegen bestimmte Gefahren zu schützen und bestimmte Schwierigkeiten des Nahrungserwerbs zu bemeistern sucht, durch Uebung zweckmäßige Eigenschaften erwerbe, welche es sodann auf seine Nachkommen vererbt. Aber diese Erklärung genügt Charles Darwin nicht; denn wenn er auch die Vererbung solcher vom schon erzeugten

*) Die natürliche Auslese beim Menschen. Auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und anderer Materialien dargestellt von Otto Ammon. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 326 Seiten.

Anmerkung der Redaktion. Die Frage der natürlichen Auslese und Zuchtwahl beim Menschen ist eins der wichtigsten Probleme unserer Zeitschrift. Da schon mehrere Mitarbeiter Beiträge dieser Art in Aussicht gestellt haben und andere wohl noch folgen werden, so dürften diese polemischen Diskussionen zur Orientierung über die noch sehr schwankende und viel umstrittene Lösung der Frage nicht wenig beitragen; denn der Kenner weiß, wie verschieden die Gesichtspunkte und Untersuchungsarten sind, mit denen man an das genannte Problem herantreten kann. So möge denn der obige Aufsatz den Reigen beginnen.

Digitized by Google

Individuum nachträglich erworbener, gewissermaßen angelernter Eigenschaften keineswegs für unmöglich hielt, so dachte er doch über den Umfang, bis zu welchem Vererbungsvorgänge dieser Art thatsächlich vorkommen, im ganzen ziemlich skeptisch. Er gesellte also der Lamarckschen Hilfshypothese von der erblichen Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe eine zweite hinzu, die seiner Auffassung nach bestimmt war, eine weitaus größere Zahl von Erscheinungen der Artenwandlung zu erklären. Und zwar nahm er folgendes an: Diejenigen individuellen Eigenschaften, oder genauer gesagt, diejenigen individuellen Abweichungen vom Durchschnittstypus der Art, welche sich dem Einzelwesen bei der Behauptung seines Daseins als nützlich erweisen, sind in sehr vielen Fällen nicht erst nachträglich durch Uebung erworben, sondern machen, wenigstens der Anlage nach, von vornherein einen Teil der angeborenen oder vielmehr anerzeugten Konstitution aus; eben deshalb sind sie erblich. Das Gleiche ist sehr häufig der Fall mit solchen individuellen Eigenschaften, welche sich in einem gegebenen Milieu als gefährlich, ja verderblich für das betreffende Einzelwesen erweisen; auch sie sind anerzeugt und deshalb erblich. Entstanden sind die nützlichen wie die schädlichen Eigenschaften, welche das Individuum von seinen Artgenossen unterscheiden, aus irgend welchen noch unerforschten Ursachen, die mit gewollter Zweckmäßigkeit nichts zu thun haben, und die man abkürzungsweise als zufällige bezeichnen mag. Nun aber ist, zumal bei den Pflanzen und niederen Tieren (den Menschen bezeichnet Darwin ausdrücklich als „slow breeding man", d. h. also als ein Tier von ausnahmsweise geringer Fruchtbarkeit), die Zahl der von einem Erzeuger oder Elternpaar in die Welt gesetzten Nachkommen eine so große, daß die Erde weder Nahrung noch Raum hätte für all diese Einzelwesen, wenn sie alle neben einander jedes seine normale Lebensdauer erreichten. Letzteres geschieht aber in Wirklichkeit nicht, sondern viele der jungen Individuen, bei sehr fruchtbaren Arten weitaus die meisten, erliegen vorzeitig allerhand Gefahren: dem Nahrungsmangel, zerstörenden äußeren Gewalten, vor allem aber dem Gefressenwerden. Weist nun ein Einzelwesen irgend welche Besonderheit auf, die seinem Fortkommen schädlich ist, so wird es vorzeitig zu Grunde gehen, womöglich noch vor Erlangung der Geschlechtsreife; es wird also kinderlos aus der Welt scheiden und die fragliche Besonderheit auf niemand vererben. Umgekehrt, besitzt ein Individuum eine für sein Fortkommen nützliche Besonderheit — z. B. eine dicke Haut, die kein Feind durchbeißen kann, oder eine Stinkdrüse, deren Saft alle Feinde verscheucht, oder ein schlammgraues Pigment in den Epidermiszellen, das es den Verfolgern unmöglich macht, das schlammgraue Tierchen von dem umgebenden grauen Schlamm zu unterscheiden — so hat es Aussicht, so lange ungefressen durchs Leben zu hüpfen, zu laufen, zu schwimmen oder zu kriechen, bis es das geschlechtsreife Alter erreicht, eine Schar von Nachkommen in die Welt setzt und ihnen seine besondere Konstitution vererbt, einschließlich der dicken Haut, der Stinkdrüse oder des grauen Pigments. In jeder folgenden Generation wiederholt sich das Spiel; immer wieder variieren die Eigenschaften der Jungen nach verschiedenen Richtungen um die Eigenschaften der Eltern herum, das fortpflanzungsfähige Alter

Digitized by Google

aber erlebt nur eine Auslese solcher junger Individuen, welche die fragliche, der Erhaltung des Lebens dienliche Eigenheit in besonders hohem Grade besitzen. Und wenn nur die äußeren Bedingungen die gleichen bleiben, so kann die natürliche Auslese Jahrtausende lang, Jahrmillionen lang in derselben Richtung fortwirken, die der Erhaltung des Lebens gefährlichen Eigenschaften immer vollständiger ausmerzen, die der Erhaltung des Lebens förderlichen Eigenschaften dagegen — nach Darwins Auffassung, die von manchen neueren Forschern, wie z. B. Eimer und de Vries, freilich stark angefochten wird — nicht nur erhalten, sondern zu immer höherer Intensität steigern. Wenn wir also bei unseren Wanderungen durch die lebende Natur zu unserem Leidwesen auf Geschöpfe stoßen, die mit Stinkdrüsen, Igelstacheln, Tigerkrallen und Haifischzähnen ausgerüstet sind, so brauchen wir nicht gleich an die Schöpferbosheiten irgend eines Gottes zu denken, der es mit den Stinktieren, Igeln, Tigern und Haifischen gut und mit uns Menschen schlecht gemeint hat, sondern einfach an das Ueberleben der Tauglichsten im Kampfe ums Dasein.

Allerdings, je geringer die Fruchtbarkeit und je nachhaltiger und verständiger die Brutpflege, ein desto größerer Prozentsatz der einmal geborenen Jungen bleibt bis zur Geschlechtsreife am Leben, desto kleiner wird somit der Spielraum für die natürliche Auslese. Beim Menschen ist dieser Spielraum am allerkleinsten, und so ist es leicht verständlich, warum für Darwin gerade das spezielle Problem der Abstammung des Menschen zum Anlaß wurde, ausführlich eine dritte Hilfshypothese des Transformismus zu entwickeln und zu begründen:*) die Theorie der geschlechtlichen Auslese, d. h. die Lehre, daß geschlechtsreife Individuen des einen Geschlechts, welche infolge bestimmter individueller Eigenschaften den geschlechtsreifen Individuen des anderen Geschlechts besonders anziehend erscheinen, von diesen mit mehr oder minder klar bewußter Wahl lieber und eher zur Paarung zugelassen werden als andere, und somit viel rascher und öfter in die Lage kommen, Nachkommen zu zeugen und auf diese ihre Besonderheiten zu vererben. Was also den Weibchen an den Männchen (oder umgekehrt) als schön und lockend erscheint: prächtige Farben, anmutige Bewegungen, ein wohllautender Gesang, das ist eben dadurch in seiner Erhaltung begünstigt, sofern nur die geistigen Fähigkeiten der betreffenden Tierart entwickelt genug sind zum Unterscheiden und Wählen, und sofern die betreffenden Tiere klug und wehrhaft genug sind, um die Aufmerksamkeit ihrer Verfolger herauszufordern und ihnen dennoch zu entrinnen. Unter diesen beiden Voraussetzungen gewähren Schönheit und Kunst einen Vorsprung, wenn schon nicht im unmittelbaren Kampfe ums Dasein, so doch in dem sub specie aeterni ebenso wichtigen Kampfe um das Geliebtwerden. Hier liegt also ein Prinzip vor, das im geraden Gegensatz zur „natürlichen Auslese" bei abnehmender Fruchtbarkeit und zunehmender Intelligenz sich immer reicher, freier und mächtiger zu entfalten vermag; beim Menschen also so reich, wie nur irgendwo in der Lebewelt. Und in der That schreibt Darwin gerade für die

*) In seinem zweiten Hauptwerke: „Ueber die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Auslese."

Digitized by Google

Menschwerdung unserer Vorfahren, wie auch für die Differenzierung der einzelnen Menschenrassen unter einander der geschlechtlichen Auslese, menschlich gesprochen, der Liebeswahl eine außerordentliche Wichtigkeit zu.

Die seitherigen Forschungen haben nun für die Transformationslehre als solche (die „Abstammungslehre", wie sie beispielsweise Professor Plate in seiner populären Broschüre*) bezeichnet) eine Fülle neuer Belege geliefert; von den drei von Darwin zugelassenen Hilfshypothesen des Transformismus haben sie dagegen die Lehre von der natürlichen Auslese durch Ueberleben der Tauglichsten in ihrem Geltungsbereich beträchtlich eingeschränkt. Vor allem aber ist jene Nebenfrage, an welcher Darwin relativ flüchtig vorübergleitet, für die Biologen von heute gerade zur Hauptsache geworden, die Frage nämlich: Wie entstehen jene Variationen, von denen die natürliche Auslese nachträglich die einen vernichtet, die anderen erhält? Die von Darwin provisorisch angewendete Formel von den „zufälligen" Variationen genügt heute nicht einmal mehr als provisorische Formel; die Erforschung der variationenschaffenden Kräfte nimmt einen immer breiteren Raum in der Wissenschaft ein. Damit steht im Zusammenhang, daß die Anschauung des süddeutschen Physiologen und Botanikers Karl von Nägeli heute sehr viel mehr Anhänger unter den Fachleuten zählt als vor dreißig Jahren, die Anschauung nämlich, daß die Artenwandlung im wesentlichen bedingt sei durch die inneren immanenten Entwickelungstendenzen der Organismen, so wie das Wachstum des künftigen Baumes durch die innere Beschaffenheit des Samenkorns von vornherein in seinen Grundzügen bestimmt ist, und daß die natürliche Auslese in ihrer Wirkung nur etwa der Gärtnerschere gleiche, welche einzelne Zweige des Baumes beschneidet, aber das Wachstum des Baumes keineswegs erst hervorruft. Es bestehen Berührungspunkte zwischen dieser Lehre und der allerneuesten so berühmt gewordenen Mutationstheorie des holländischen Botanikers de Vries; nach dieser Theorie entstehen neue Arten nicht allmählich durch Summierung kleinster individueller Abänderungen, sondern plötzlich, indem aus den Keimzellen von Individuen des alten Typus ein gewisser Prozentsatz solcher Individuen hervorgeht, welche sich in allen ihren Organen als einem neuen, bisher noch nicht dagewesenen Typus zugehörig erweisen. Von der Tauglichkeit oder Untauglichkeit der neuen Art, unter den gegebenen Verhältnissen den Kampf ums Dasein zu bestehen, hängt es dann ab, ob die natürliche Auslese die neue Art vernichtet oder erhält. An einer Blütenpflanze, der gleich anderen Nachtkerzenarten aus Nordamerika nach Europa eingeschleppten Oenothera Lamarckiana, hat de Vries diesen Hergang der Bildung neuer Arten direkt beobachtet; inwiefern er mit der Ableitung eines allgemeinen Gesetzes aus diesem Einzelfall recht behalten wird, muß die Zukunft lehren. Wie dem aber auch sei, bis jetzt haben die beiden von Charles Darwin neu herbeigezogenen Hilfstheorien des Trans-

*) Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Breitenbach, Odenkirchen. Heft 1. Die Abstammungslehre. Von Prof. Dr. L. Plate, Berlin. Mit 8 Abbildungen, einem Brief Ernst Haeckels als Vorwort und einem Glossarium von Heinr. Schmidt. Odenkirchen; Verlag von Dr. W. Breitenbach, 1901. — Eine sehr empfehlenswerte Schrift.

Digitized by Google

formismus: die Lehre von der natürlichen Auslese durch Ueberleben der Tauglichsten und die Lehre von der geschlechtlichen Auslese, keineswegs aufgehört, wichtige und notwendige Bestandteile der Abstammungslehre zu bilden.

Sehen wir nun zu, in welcher Weise Otto Ammon die Lehre von der natürlichen Auslese durch Ueberleben der Tauglichsten auf den Menschen anwendet.

II.

Die vom Karlsruher Altertumsverein niedergesetzte „Anthropologische Kommission", deren Schriftführer Ammon war, hat in den Jahren 1887—94 die stattliche Zahl von 27719 Wehrpflichtigen, die in Baden ihrer Stellungspflicht nachkamen, anthropologisch untersucht, und zwar kamen die einzelnen Bezirke des Großherzogtums successive an die Reihe. Die Untersuchten waren fast durchwegs badische Staatsbürger; zwar scheint es recht häufig vorzukommen, daß Deutsche aus anderen Bundesstaaten in badischen Orten zur Stellung erscheinen, jedoch hat die Kommission diese „Nichtbadner" in der Regel nicht mit untersucht; geschah dies ausnahmsweise doch, so wurden diese Fremdlinge in eine besondere Kategorie eingereiht. Die Einjährig-Freiwilligen — dies ist wohl zu beachten — wurden in diese Untersuchung nicht einbezogen. Der Untersuchende war — abgesehen von einigen vorläufigen Aufnahmen, die in die definitiven statistischen Tabellen nicht mit einbezogen wurden — in 46 Amtsbezirken mit 22908 Wehrpflichtigen Otto Ammon. Dagegen wurden die sechs nordwestlichen Amtsbezirke: Bruchsal, Wiesloch, Schwetzingen, Heidelberg, Weinheim und Mannheim, in welchen zusammen 4811 Wehrpflichtige zur Beobachtung kamen, in den Jahren 1887—88 von Dr. Wilser untersucht. Ammon fand, daß er die Wilserschen Zahlen nicht brauchen könne, weil Dr. Wilser „die Köpfe immer ein wenig länger und schmäler herausbrachte", als er selbst.*) Trotzdem hat Ammon es unterlassen, diese sechs Bezirke selbst zu untersuchen, obwohl er die Messungen noch bis zum Jahr 1894 fortsetzte und die Verarbeitung des Materials ihn noch bis 1899 beschäftigte. Da nun seiner Auffassung zufolge über diese sechs Bezirke samt den Städten Mannheim und Heidelberg keine verwendbaren Zahlen vorliegen, so behandelt Ammon diesen ganzen nordwestlichen, an die Rheinpfalz und Hessen anstoßenden Landesteil samt den genannten volkreichen Städten gerade bei den entscheidenden Untersuchungen gerade so, als ob sie nicht zu Baden gehörten. Die geographische Gestalt des für Ammons Untersuchungen allein maßgebenden Gebietes wird dadurch noch viel langgestreckter und wunderlicher, als es die Gestalt des Großherzogtums Baden in seinen gegebenen politischen Grenzen ohnehin schon ist.

Bei diesen Untersuchungen Ammons kam nun eine beträchtliche Mannigfaltigkeit von Typen zum Vorschein: es fanden sich Blonde und Brünette aller Grade nebst einigen Rothaarigen, dazu neben einem allerdings winzigen Prozentsatz von Dolichocephalen (Langköpfen) und

*) Otto Ammon, Zur Anthropologie der Badener (Jena 1899, Gustav Fischer) Seite 8—9.

Digitized by Google

einer Minorität von Mesocephalen (Mittelköpfen) alle Grade von Brachycephalie (Kurzköpfigkeit): die einfach Brachycephalen stellen die häufigste Kategorie vor, daneben finden sich auch recht zahlreiche Hyperbrachycephale (annähernd ebensoviel wie Mesocephale), sowie einige Ultrabrachycephale und Extrembrachycephale. Ammon bringt nun diese Thatsachen nicht etwa damit in Zusammenhang, daß die von Politikern und Verwaltungsbeamten unter dem Gesamtnamen „Großherzogtum Baden" zusammengefaßten deutschen Landesteile noch niemals ein geschlossenes ethnologisches Ganze gebildet haben (ganz abgesehen von der von Ammon eigenmächtig vorgenommenen Grenzberichtigung); nicht etwa damit, daß die Bevölkerung des Großherzogtums Baden (dessen heutige Grenzen bekanntlich noch keine hundert Jahre alt sind) allezeit in offenem Verkehr und offener Ehe-Gemeinschaft mit allerhand Nachbarbevölkerungen gestanden hat, so daß von der Ausbildung einer besonderen badischen Rasse weder nach dem Wiener Kongreß von 1815 noch vor demselben die Rede sein konnte. Nein, indem er die heutigen politischen Grenzen des Großherzogtums Baden mit großem Ernst als eine von vornherein gegebene anthropologische Thatsache respektiert, faßt er die Einwanderung fremder Bevölkerungselemente nach Baden als einen schon seit der Völkerwanderungszeit abgeschlossenen Vorgang auf: eine um so unmöglichere Annahme, als, wie gesagt, das Großherzogtum Baden zu jener Zeit noch gar nicht vorhanden war und in seinen heutigen Grenzen überhaupt erst seit Napoleons Tagen existiert, die heutigen Grenzen Badens also im Mittelalter überhaupt noch keine Grenzen waren. Gleichviel aber: wenn sich unter den heutigen großherzoglich badischen Unterthanen neben vereinzelten Dolichocephalen Meso-, Brachy- und Hyperbrachycephale vorfinden, so rührt dies nach Ammon ausschließlich davon her, daß die einen von den zur Völkerwanderungszeit ins Land gekommenen Deutschen (Alemannen) abstammen, die anderen aber von jener „Rasse", die schon zur Zeit der Römerherrschaft im Lande saß. Er nimmt also implicite an, das (wie gesagt, noch gar nicht existierende) Großherzogtum Baden sei während des ganzen Mittelalters und der ganzen Neuzeit mit einer chinesischen Mauer umgeben gewesen. Dies einmal vorausgesetzt, steuert Ammon mit vollen Segeln auf sein Ziel los: zu beweisen, daß die heutige anthropologische Zusammensetzung der Badener nur ein Resultat der „natürlichen Auslese" sein könne, welche eine stete Vermehrung der rundköpfigen Ureinwohner auf Kosten der langköpfigen Germanen*) bewirkt habe. Dies ist nun eine Gleichung mit unbestimmt vielen Unbekannten; denn über den Schädelbau der alten Alemannen wissen wir wenig, und über den Schädelbau, ja auch nur über die beiläufige ethnographische Zusammensetzung jener Bevölkerung, welche die Alemannen bei ihrer Einwanderung im Lande vorfanden, wissen wir noch viel weniger. Auf die Angaben der Römer ist kein Verlaß, denn erstens war ihnen der Schädelindex ein total fremder Begriff, und zweitens neigten sie infolge der aristokratischen Struktur ihrer eigenen Nation viel zu sehr dazu, auch in der Fremde überall nur die herrschende Kriegerkaste zu sehen und zu beachten,

*) Es handelt sich nicht ausschließlich um Alemannen. Mindestens für die nördlichen Bezirke kommen doch wohl auch Hessen und Franken in Betracht.

Digitized by Google

die Masse des Volkes aber zu ignorieren. Wenn also die Römer z. B. die Bewohner der heutigen Schwarzwaldregion als Vindelicier oder dergleichen bezeichnen, so giebt uns das noch nicht einmal Auskunft darüber, welche Sprache die Masse der Bevölkerung redete, geschweige denn darüber, ob diese Bevölkerung eines Stammes war oder aber ein nur durch das gemeinsame Joch einer Dynastie oder Kriegerkaste zusammen gehaltenes, buntscheckiges Gemenge. Gesetzt den Fall aber auch, die Vindelicier seien zur Zeit der Ankunft der Römer nach Sprache und Rasse homogen gewesen, so sind wir damit noch um keinen Schritt weiter. Denn bekanntlich hatten die Römer die für den Rassentheoretiker sehr unerwünschte Gewohnheit, die von ihnen unterworfenen Länder zu kolonisieren. Und zwar trug ihr Kolonisationssystem militärischen Charakter; sie verwandten zur Kolonisation nicht etwa den Eingeborenen möglichst stammverwandte, sondern umgekehrt, den Eingeborenen möglichst fremd gegenüberstehende Elemente. Das System, eine oppositionell gesinnte Bevölkerung durch fremdsprachige Garnisonen im Zaum zu halten, welche „mit der Civilbevölkerung nicht fraternisieren", ist nicht erst in unseren Tagen erfunden worden; schon die Römer haben syrische Legionäre in Noricum angesiedelt und auch sonst die Völker ihres Weltreiches kreuz und quer durcheinander gerüttelt, um sie gegenseitig in Schach zu halten. Dazu kam noch als weiterer Durcheinanderrüttelungsapparat der Sklavenhandel. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit dürfen wir also damit rechnen, daß in einem Lande, das ein paar Jahrhunderte lang unter römischer Herrschaft stand, nachgerade so ziemlich alle Rassentypen mehr oder minder zahlreich vertreten waren, die zwischen den Säulen des Herkules und dem Euphrat, zwischen Schottland und Nubien überhaupt existierten. Das gegenseitige Mengenverhältnis all dieser Typen untereinander und zu den Eingeborenen aber quantitativ zu bestimmen, sind wir gänzlich außer stande. Denn abgesehen davon, daß der Schädel noch lange nicht der ganze Mensch ist: daß auch nur der Schädel eines zur Römerzeit verstorbenen Menschen wohlerhalten vorgefunden wird, zusammen mit Geräten oder gar Inschriften, welche eine Zeitbestimmung erlauben, das ist die Ausnahme und nicht die Regel, und auf diese Ausnahmen läßt sich nichts aufbauen, was einer quantitativ vollständigen anthropologischen Bevölkerungsstatistik auch nur annähernd gleichkäme. Aber selbst wenn wir eine solche anthropologische Bevölkerungsstatistik der „vindelicischen" und „germanischen" Grenzprovinzen des Römerreiches besäßen — und wir besitzen sie nicht und werden sie nie besitzen — auch dann noch würden sich unübersteigliche Hindernisse vor uns auftürmen. All diese Volksstämme (nebst einigen anderen, die später ins Land kamen) haben ja nicht bloß nebeneinander, sondern auch miteinander gelebt. In Kriegszeiten haben sie einander ihre Weiber geraubt, in Friedenszeiten untereinander geheiratet; oder wenn die einen Herren und die anderen Knechte waren, so haben die Herren ihre Lust an den Töchtern der Knechte gebüßt, aber auch die Knechte dürften den Herren nicht selten heimlich in den Stammbaum gepfuscht haben. Kurzum, ob die Beziehungen friedliche oder gewaltthätige waren, jedenfalls haben wir mit zahllosen Kreuzungen zu rechnen. Die Ergebnisse solcher Kreuzungen sind aber quantitativ schlechthin unberechenbar. Selbst Professor Schenk

Digitized by Google

ist nicht im stande vorauszusagen, wie das Kind eines Weißen und einer Negerin ausfallen, ob es ein typischer Weißer oder ein typischer Mulatte oder ein typischer Neger sein oder irgend eine Zwischenstufe verkörpern wird; und wir sollten berechnen können, was herauskommen und nicht herauskommen konnte bei einer rund achtzehnhundert Jahre lang fortgesetzten Kreuzung einer unbestimmten Menge von Rassenelementen, von denen wir die meisten weder quantitativ noch qualitativ zu rekonstruieren im stande sind? Das ist einfach undenkbar.

Ammon aber leistet das Undenkbare. Er entlehnt bei Kollmann*) eine Tabelle über die Schädelindices der Skelette aus den Reihengräbern der Merowingerzeit, die er einer verbreiteten Annahme gemäß mit den Germanen jener Epoche identifiziert, für seinen speziellen Zweck also mit dem alemannischen Zweig der Germanen. Die 675 Reihengräberschädel, deren Längenbreitenindices er mitteilt, stellen ein sehr buntscheckiges Gemenge dar; am stärksten, nämlich mit 45,9 pCt., sind unter ihnen die Mesocephalen vertreten, es folgen einerseits die Brachycephalen mit 21,4 pCt., die Hyperbrachycephalen mit 8,2 pCt. und die Ultrabrachycephalen mit 1,2 pCt., andererseits die Dolichocephalen mit 21,3 pCt., die Hyperdolichocephalen mit 1,9 pCt. und die Ultradolichocephalen mit „0,1 pCt.", d. h. mit einem einzigen Schädel. Ammon zeichnet die Kurve dieses Gemenges. Sodann stellt er den 675 Reihengräberschädeln die Köpfe von 14053 badischen Wehrpflichtigen von heute gegenüber; dieselben stammen „aus verschiedenen Gegenden Badens, die größere Hälfte der Amtsbezirke des ganzen Großherzogtums umfassend". Aus welchen Gegenden? welche Bezirke? Sind die Landgemeinden des Bezirks Mannheim mit ihren 34,8 pCt. Dolicho- und Mesocephalen**) dabei oder nicht? Ist der Schwarzwaldbezirk Wolfach mit seinen 69,9 pCt. Hyperbrachycephalen, Ultrabrachycephalen und Extrembrachycephalen***) dabei oder nicht? Ja, das erfährt man ganz einfach nicht. Das Publikum hat es ganz einfach zu glauben, daß Ammon bei der künstlichen Auslese der Amtsbezirke unparteiisch vorgegangen sei. Doch das nur nebenbei. Die besagten 14053 Auserkorenen also stellen ein ganz ähnliches buntes Gemisch vor wie die 675 Toten aus den Reihengräbern, nur daß sowohl der Durchschnitt als auch die Extreme viel stärker nach der brachycephalen Seite neigen. Die größere Hälfte, 51,1 pCt., sind Brachycephalen; es folgen einerseits die Hyperbrachycephalen mit 30,2 pCt., die Ultrabrachycephalen mit 3,6 pCt., die Extrembrachycephalen mit 0,3 pCt., andererseits die Mesocephalen mit 14,2 pCt., die Dolichocephalen mit 0,6 pCt., die Hyperdolichocephalen mit 0,04 pCt. (d. h. mit sechs Mann). Nun sagt Ammon: Habe ich einen Summanden und die Summe, so kann ich den anderen Summanden berechnen. Sind die heutigen Badener das Resultat einer Rassenmischung, ohne daß die natürliche Auslese das Ergebnis zu Gunsten der brachycephalen Rasse verschoben hätte — nun, dann ist die Kurve der 14053 Wehrpflichtigen das arithmetische Mittel aus der Kurve der 675 Reihengräberschädel und der Kurve der vor-alemannischen Urbevölkerung! Ammon zeichnet

*) Die genaue Quellenangabe (N. A. b. M., Seite 66) lautet: „Korr.-Bl. für Anthr. etc." von 1882, Seite 207.

**) Anthropologie der Badener, Tafel VIII am Schluß des Buches.

***) Ebendaselbst, Tafel IX.

Digitized by Google

also wahr und wahrhaftig neben die Kurve der 675 Reihengräberschädel aus der Merowingerzeit die Kurve der 14053 auserkorenen Wehrpflichtigen von heute und konstruiert dann eine dritte Kurve, die, mit der Reihengräber-Kurve kombiniert, die Wehrpflichtigen-Kurve als arithmetisches Mittel ergiebt!! Und da hierbei begreiflicherweise ein unmögliches Resultat herauskommt, nämlich eine Kurve mit negativen Ordinaten, die auf eine negative Anzahl von Einwohnern mit den Schädelindices 65 bis 78 hindeuten würde, so erklärt Ammon triumphierend den Beweis (er gebraucht das Wort wahr und wirklich) für erbracht, „daß die jetzige Kurve nicht durch Rassenmischung allein entstanden sein kann", sondern daß die Zurückdrängung der Langköpfe durch Auslese erklärt werden müsse!

Man glaube ja nicht, daß ich scherze. Diese Kurve und dieser „Beweis" stehen allen Ernstes schwarz auf weiß auf Seite 68 des Ammonschen Werkes „Die natürliche Auslese beim Menschen".

Aber untersuchen wir den Fall Ammon weiter. Welches ist nun der thatsächliche Vorgang, welchen Ammon entdeckt zu haben behauptet und als „natürliche Auslese beim Menschen" (d. h. beim Badener) bezeichnet?

Ammon behauptet: da die Städte ihre Bevölkerung sehr rasch aufreiben, so wird die Bevölkerung der Städte binnen zwei Generationen vom Lande her vollständig erneuert. Dabei wandern nun nicht etwa x-beliebige Bauernburschen nach der Stadt, sondern die auswandernden Bauernburschen stellen eine Auslese relativ langköpfiger Individuen dar. Diese angebliche Thatsache drückt Ammon mit den Worten aus:*) „Schon die Einwanderung vom flachen Lande in die Städte hat den Charakter einer natürlichen Auslese, indem von den vorhandenen Langköpfen ein größerer Teil in die Städte wandert, als von den Rundköpfen; von den letzteren bleiben mehr auf dem Lande sitzen." Nun wird der Leser verstehen, warum ich die Darwinsche Theorie der natürlichen Auslese so nachdrücklich rekapituliert habe. Man beachte wohl: Ammon stellt sich nicht etwa in Gegensatz zu Darwin, was ja sein gutes Recht wäre; er erklärt nicht etwa, daß er mit dem Terminus „natürliche Auslese" einen anderen Vorgang bezeichnen wolle als Darwin, nein, er beruft sich auf Darwin; er bemüht sich unaufhörlich, dem Leser zu suggerieren, der von ihm an der badischen Bevölkerung angeblich nachgewiesene Vorgang sei identisch mit der von Darwin beschriebenen natürlichen Auslese. Man vergleiche aber einmal diese beiden Vorgänge. Bei Darwin sterben die minder tauglichen jungen Tiere meist schon lange vor Eintritt der Geschlechtsreife, können sich also nicht fortpflanzen und ihre Eigenschaften auf niemand vererben; die tauglichen aber werden geschlechtsreif und pflanzen sich fort. Bei Ammon aber ziehen von den erwachsenen oder mindestens halbwüchsigen Bauernburschen (die also die wirkliche natürliche Auslese schon größtenteils überstanden haben!) die einen in die Städte, wo sie Arbeit suchen und finden und Liebschaften und Ehen eingehen; die übrigen bleiben auf dem Lande sitzen und lieben und heiraten dort. Gefressen wird niemand, durch vorzeitigen Tod von der Fortpflanzung ausgeschaltet wird niemand; die nach der Stadt

*) Seite 83, Satz 137.

Digitized by Google

gewanderten Bauernburschen und die auf dem Lande gebliebenen Bauernburschen können, jeder für sein Teil, uneheliche oder eheliche Kinder zeugen und auf diese allerhand konstitutionelle Eigenschaften vererben. Existiert also der von Ammon behauptete Vorgang, so ist er von jener „natürlichen Auslese", für welche Darwin den Spencerschen Terminus „Ueberleben der Tauglichsten" (survival of the fittest) so bereitwillig acceptierte, himmelweit verschieden und muß mit einem neuen Namen bezeichnet werden. Der Fall liegt um so klarer, als ja die echte „natürliche Auslese" im Darwinschen Sinne auch beim Menschen allerorten zu beobachten ist, wenn auch in sehr eingeschränktem Umfang. Von hundert menschlichen Kindern werden, auch bei gleichmäßig günstigen sozialen Verhältnissen und bei gleichmäßig sorgsamer Pflege, ja auch nicht alle hundert groß, sondern seien es nun fünf oder zehn oder fünfzehn Kinder, gehen vorzeitig an allerhand Krankheiten zu Grunde,*) und nur die Ueberlebenden treten in das mannbare Alter ein. Von dieser echten „natürlichen Auslese beim Menschen" schweigt Ammon aber hartnäckig — ebenso wie er es gelegentlich**) mit ein paar seichten Bemerkungen ablehnt, auf die von Darwin mit Recht so sehr betonte geschlechtliche Auslese beim Menschen überhaupt einzugehen.

III.

Aber wir wollen uns auch dadurch nicht von der vollständigen Untersuchung des Falles abschrecken lassen. Der Vorgang, den Ammon nachgewiesen zu haben behauptet, könnte ja trotzdem stimmen, wenn ihn auch Ammon mit einem falschen Namen bezeichnet. Sehen wir uns also den angeblichen Beweis für die These, daß die nach den Städten abwandernden Bauernburschen eine Auslese relativ langköpfiger Individuen darstellen, etwas genauer an.

Ammon hat (wiederum unter Ausschluß der Einjährig-Freiwilligen) 615 aus badischen Landorten nach Karlsruhe eingewanderte Wehrpflichtige und 403 aus badischen Landorten nach Freiburg eingewanderte Wehrpflichtige auf ihren Kopfindex untersucht. Sowohl Heidelberg als auch die größte Stadt des Großherzogtums Baden, Mannheim, wurden in diese Statistik nicht mit einbezogen, weil sie in dem von Ammon mit dem Interdikt belegten nordwestlichen Landesteil liegen, dessen Bevölkerung vergleichsweise die meisten Dolichocephalen und Mesocephalen aufweist und auch sonst in jeder Hinsicht eine Annäherung an den blonden, langköpfigen und hochstämmigen norddeutschen Typus zeigt.***) Dagegen wurden bei der Statistik der

*) Bei ungünstigen sozialen Verhältnissen ist die Kindersterblichkeit namentlich im Säuglingsalter sehr viel größer, als hier angenommen wird; das hat aber mit der individuellen Tauglichkeit oder Untauglichkeit der infolge von Hunger, elenden Wohnungsverhältnissen, Verwahrlosung u. s. w. zu Grunde gehenden Säuglinge nichts zu thun, und somit auch nichts mit der natürlichen Auslese.

**) Otto Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen (Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1895), Seite 101—102.

***) Ueber diesen Punkt ist aus der „Natürlichen Auslese beim Menschen" nichts Genaues zu erfahren, da dieses Buch ein persönliches Werk Ammons ist; ausreichenden Aufschluß hierüber bietet dagegen die „Anthropologie der Badener", welche Ammon sechs Jahre später (1899) als Schriftführer der „Anthropologischen

Digitized by Google

aus badischen Landorten nach Karlsruhe und Freiburg eingewanderten Wehrpflichtigen die aus dem verfemten langköpfigen Nordwesten gekommenen Wehrpflichtigen nicht ausgeschieden. Auf dieser anfechtbaren Grundlage ermittelt nun Ammon folgende Zahlen:*)

	Nach Karlsruhe aus badischen Landorten (einschließlich des Nordwestens) eingewanderte Wehrpflichtige	Nach Freiburg aus badischen Landorten (einschließlich des Nordwestens) eingewanderte Wehrpflichtige
Dolichocephale	0,1 pCt. (also ein einziger echter Langkopf)	1,2 pCt. (also fünf echte Langköpfe!)
Mesocephale	14,8 pCt.	11,2 pCt.
Brachycephale	51,7 „	56,3 „
Hyperbrachycephale	31,7 „	28,3 „
Ultrabrachycephale	1,6 „	2,7 „
Extrembrachycephale	0,0 „**)	0,3 „

So sieht also die „Auslese der Langköpfe“ aus. Ammon läßt sich aber durch die geradezu imponierende Rundköpfigkeit dieser „Auslese von Langköpfen“ nicht im mindesten irre machen. Er vergleicht mit den eben mitgeteilten Ziffern die Durchschnittszahlen für die auf dem Lande gebliebenen badischen Wehrpflichtigen und konstatiert triumphierend, daß diese letzteren noch etwas rundköpfiger seien. Die Ziffern für den „ländlichen Durchschnitt“***) lauten nämlich:

Dolichocephale	0,5 pCt.
Mesocephale	11,7 „
Brachycephale	49,6 „
Hyperbrachycephale	33,8 „
Ultrabrachycephale	4,2 „
Extrembrachycephale	0,2 „

Was dem Unbefangenen an dieser Tabelle zunächst auffällt, ist ihre hochgradige Uebereinstimmung mit der vorigen Tabelle. Hier wie dort machen die einfach Brachycephalen rund die Hälfte des ganzen Menschenmaterials aus, die Hyperbrachycephalen rund ein Drittel, die Mesocephalen samt den vereinzelten Dolichocephalen rund ein Achtel; die höheren Grade von Dolichocephalie fehlen hier wie dort vollständig. Für den Unbefangenen läßt also die Vergleichung dieser beiden Tabellen höchstens einen Schluß zu: daß nämlich im Großherzogtum Baden zwischen den in die Städte wandernden jungen Leuten und den daheimbleibenden jungen Männern derselben Heimat-

---

Kommission“ und unter der Kontrolle und Mitarbeit der übrigen Mitglieder derselben herausgegeben hat. Man vergleiche hierüber insbesondere folgende Stellen des letztgenannten Werkes: Seite 8—9, 46, 517, 536, 571, 576, 577, 580—581, sowie die Tafeln VIII und IX am Schluß des Buches.

*) „Natürliche Auslese beim Menschen“, Seite 82.

**) Die Summe dieser Vertikalreihe beträgt statt 100 pCt. nur 99,9 pCt.; ein Promille hat sich also wohl durch Abrundung verflüchtigt.

***) Rein formell betrachtet, ist Ammon auch in diesem Punkte nicht ganz korrekt verfahren. Er hat nämlich zur Berechnung des „ländlichen Durchschnitts“ nur 31 von den 52 Amtsbezirken Badens in Betracht gezogen, und dabei in der „N. A. b. M.“ nicht einmal angegeben, welche Bezirke dies seien. Indessen finden sich in der „Anthropologie der Badener“ Angaben vor, welche diese Frage wenigstens indirekt beantworten, und auf Grund deren sich berechnen läßt, daß der Ammonsche „ländliche Durchschnitt“ von dem durch Hinzuziehung der von Ammon weggelassenen 21 Bezirke berichtigten nicht erheblich abweicht. Voraussetzung dieser ganzen Rechnung ist allerdings, daß die Ammonschen Messungen auf jene objektive Giltigkeit Anspruch besitzen, welche Ammon den Wilserschen Messungen bestreitet.

Digitized by Google

orte in Bezug auf den Längenbreitenindex des Kopfes kein irgendwie erheblicher Unterschied zu bestehen scheine. Wenn insbesondere unter den nach Freiburg Eingewanderten die Dolicho- und Mesocephalen zusammen 12,4 pCt., die Brachycephalen aller Grade 87,6 pCt. ausmachen, hingegen bei dem „ländlichen Durchschnitt" die Dolicho- und Mesocephalen zusammen 12,2 pCt., die Brachycephalen aller Grade 87,8 pCt., so läßt sich dies in Worten kaum anders ausdrücken, als daß in dieser Hinsicht zwischen diesen beiden Gruppen von Wehrpflichtigen kein Unterschied bestehe. Denn auf die elenden zwei Promille kann man doch kein Naturgesetz aufbauen wollen — um so mehr als ja, wie Ammon behufs Beiseiteschiebung der Wilserschen Ziffern so pathetisch versichert, „jeder Beobachter wieder seine besondere Methode des Messens hat, wodurch kleine Abweichungen entstehen".*) Diese „kleinen Abweichungen" gehen soweit, daß Dr. Wilser für die Landgemeinden des Amtsbezirks Mannheim **34,8** pCt. Dolichocephale und Mesocephale, **50,7** pCt. einfach Brachycephale und **14,5** pCt. Hyper-, Ultra- und Extrembrachycephale ermittelt hat,**) während Ammon für eben dieselben Landgemeinden eben desselben Amtsbezirks Mannheim „ungefähr" **23,9** pCt. Dolicho- und Mesocephale, **51,5** pCt. einfach Brachycephale und **24,6** pCt. Brachycephale höherer Grade annimmt.***) Und doch hat Ammon als Schriftführer der Anthropologischen Kommission schließlich den Satz drucken lassen müssen: es lasse sich nicht feststellen, welcher von beiden Beobachtern der Wahrheit näher gekommen sei, ob Otto Ammon oder Dr. Wilser.†) Ist nun beides richtig: die subjektive Abweichung um rund 40 pCt. des kleineren Ansatzes (23,9 pCt. bei Ammon — 34,8 pCt. bei Wilser; 14,5 pCt. bei Wilser — 24,6 pCt. bei Ammon!) und die gleiche Vertrauenswürdigkeit beider Beobachter, so folgt daraus der zwingende Schluß, daß jene geringfügigen Differenzen zwischen den in die Stadt Gewanderten und den auf dem Lande Verbliebenen (Differenzen, die zum Teil geringer sind als die Differenzen zwischen den nach Karlsruhe Gewanderten und den nach Freiburg Gewanderten) noch durchaus innerhalb der subjektiven Fehlergrenzen liegen, wenigstens für die in der Residenzstadt Karlsruhe verfügbaren anthropologischen Beobachter. Oder aber Ammon hat die Wilserschen Ziffern zu Unrecht angefochten und dann um so schlimmer für Ammon.

Angesichts dieser so äußerst kitzlichen Sachlage hätte sich ein unbefangener Wahrheitssucher wenigstens bemüht, das für die entscheidende Schlußfolgerung zu verwendende Thatsachenmaterial ein

*) „Natürliche Auslese beim Menschen", Seite 80.

**) Zur Anthropologie der Badener, Tabelle VIII und IX am Schluß; im Text siehe Seite 517, 571, 576 und 577. Irreführend wirkt, daß Ammon die wissenschaftliche Terminologie in sehr eigenmächtiger und schiefer Weise zu revolutionieren beliebt: einerseits faßt er die Dolichocephalen aller Grade mit den Mesocephalen unter dem gemeinsamen Namen „Langköpfe" zusammen, andererseits giebt er in der Rubrik „Rundköpfe" bloß die Summe der Hyper-, Ultra- und Extrembrachycephalen an, während er die einfach Brachycephalen, also die in Baden weitaus zahlreichste Kategorie, aus der tabellarischen und graphischen Darstellung einfach wegläßt. Das nennt Ammon dann „eine bessere Uebersicht über das ganze Material gewinnen" (N. A. b. M., Seite 82). An dem wirklichen Sachverhalt wird durch diese Manipulation selbstverständlich nicht das mindeste geändert.

***) N. A. b. M., Seite 194.

†) Zur Anthropologie der Badener, Seite 8—9 und Seite 46.

Digitized by Google

wenig zu erweitern. Er hätte zum allermindesten die vier größten Städte Badens in Betracht gezogen: Freiburg, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg. Und er hätte, um sich über den unterscheidenden Charakter spezifisch städtischer Einwanderungsverhältnisse einigermaßen klar zu werden, gerade die größte Stadt Badens, Mannheim, das mit seinen 150000 Einwohnern nahezu doppelt so volkreich ist wie Karlsruhe und rund dreimal so volkreich wie Freiburg, zum Gegenstand besonders gründlicher Erforschung gemacht.

Was hat aber Ammon gethan? Er hat sowohl Mannheim als auch Heidelberg geflissentlich aus der Untersuchung ausgeschaltet.

Wohlgemerkt aber: auch wenn Ammon Mannheim und Heidelberg mit berücksichtigt hätte, und auch wenn die gefundenen Differenzen unzweifelhaft über die subjektiven Fehlergrenzen hinausgingen — auch dann noch wäre die Ammonsche Schlußfolgerung von äußerst problematischem Wert. Denn es steckt auch dann noch eine gänzlich utopische Voraussetzung in ihr: die Voraussetzung nämlich, daß an der Einwanderung in eine bestimmte Stadt alle Gemeinden und Bezirke des zugehörigen politischen Gebietes gleichmäßig beteiligt seien. Nur unter dieser Voraussetzung hat es einen Sinn, die Zahlen für die nach Karlsruhe bezw. Freiburg Eingewanderten mit den Durchschnittszahlen für die Landgemeinden ganz Badens zu vergleichen. In Wirklichkeit liegen aber die Dinge ganz anders. Jeder Nationalökonom weiß, daß die Einwanderungszone einer Stadt sich durchaus nicht mit den politischen Grenzen des zugehörigen Landes zu decken pflegt; verschiedene Gegenden jenseits der Grenze gehören dazu, verschiedene Gegenden diesseits der Grenze gehören nicht dazu, und das übrige Inland beteiligt sich an der Einwanderung meist in sehr ungleicher Weise. So ist z. B. amtlich festgestellt, daß die Einwanderungszone für Zürich nicht im mindesten mit den politischen Grenzen der Schweiz übereinstimmt. Der tirolische Bezirk Landeck und der italienische Bezirk Como stellen ein sehr starkes Kontingent zur Einwanderung nach Zürich, desgleichen verschiedene süddeutsche Bezirke; von den einzelnen Kantonen und Kantonsteilen der Schweiz sind einige stark, andere schwach, wieder andere gar nicht oder fast gar nicht beteiligt. Nicht einmal die einzelnen Gemeinden und Bezirke des Kantons Zürich sind gleichmäßig vertreten. Das liegt auch in der Natur der Sache, denn unter den Ursachen der Binnenwanderungen im industriereichen Mitteleuropa von heute spielt die Politik vergleichsweise die allerkleinste Rolle. Die Mehrzahl der Wandernden gehört ursprünglich der arbeitenden Klasse der Landbevölkerung an, und ob die Angehörigen dieser Schicht wandern oder nicht, das hängt in erster Linie von der Agrarverfassung der betreffenden Gegend ab. Je unbefriedigender und aussichtsloser die Existenzbedingungen für die arbeitende Landbevölkerung, desto massenhafter wandert sie in die Städte und Industrieorte ab. Darum stellen Gegenden mit vorherrschendem Großgrundbesitz das allergrößte Kontingent zu den Wanderungen, insbesondere dann, wenn feudale Privilegien der Gutsherren (Gutsbezirke, Gesindeordnung) die Stellung des arbeitenden Landvolkes erschweren. Umgekehrt erleiden Gegenden, in denen ein freies Kleinbauerntum mit frei teilbarem Besitz vorherrscht, naturgemäß die kleinsten Bevölkerungsverluste durch Abwanderung. Gegenden mit

Digitized by Google

großbäuerlichem Besitz, der auf Grund von Gesetz oder Herkommen ungeteilt vererbt wird (also mit sogenannten „geschlossenen Höfen"), halten etwa die Mitte zwischen diesen zwei Extremen. Das Ziel der Wanderungen aber wird in erster Linie von den Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt bestimmt; denn es sind ja ihrer übergroßen Mehrzahl nach Arbeitsuchende, die wandern, und die Auffindung vergleichsweise befriedigenderer Arbeitsverhältnisse ist der nächste Zweck ihrer Reise. Erst in zweiter Linie spielen auch allerhand Imponderabilien mit; unter anderm überschreitet der Arbeitsuchende, der ja in der Regel nur einer Sprache mächtig ist, nur notgedrungen das Verbreitungsgebiet seiner Muttersprache. Ebenso wird er sich, sofern er religiös ist, nur ungern zur Ueberschreitung der Verbreitungsgrenze seiner Konfession entschließen. Die administrativen und politischen Grenzen dagegen sind es gerade, die am leichtesten übersprungen werden.

Nun giebt es auch innerhalb der badischen Landesgrenzen sowohl konfessionelle Gegensätze, als auch Verschiedenheiten der Agrarverfassung. Der Norden Badens, einschließlich der Stadt Karlsruhe, ist vorwiegend protestantisch, der Süden großenteils katholisch. In wirtschaftlicher Hinsicht überwiegt zwar im allgemeinen das kleinbäuerliche Parzelleneigentum, doch giebt es auch Gegenden mit geschlossenen Höfen und hier und da sogar Latifundien. Dazu kommt noch, daß, wie schon erwähnt, verschiedene Bezirke des südlichen Badens ein starkes Kontingent von Auswanderern an schweizerische Städte abgeben; vor allem ist hier an Basel zu denken, das hart an der Grenze liegt und ein doppelt so großes städtisches Centrum bildet als Freiburg. Die betreffenden Bezirke des südlichen Badens dürften also für die Einwanderung nach Freiburg und Karlsruhe in entsprechend geringerem Grade in Betracht kommen. Kurz, eine ganze Reihe triftiger Gründe berechtigt zu der bestimmten Erwartung, daß sich die einzelnen ländlichen Gemeinden und Bezirke des Großherzogtums in ungleichem Grade an der Einwanderung nach Karlsruhe und Freiburg beteiligen. Damit aber verliert die Vergleichung der Ziffern für die nach Karlsruhe und Freiburg Eingewanderten mit dem für das ganze Land geltenden sollenden „ländlichen Durchschnitt" jeglichen Sinn.

Dies ist um so mehr der Fall, als die einzelnen Gegenden Badens sowohl in Bezug auf den durchschnittlichen Längenbreitenindex des Schädels als auch in Bezug auf die relative Häufigkeit der „Langköpfe"*) sehr beträchtlich von einander abweichen. An der Hand der „Anthropologie der Badener" können wir — immer die Richtigkeit der von Ammon mitgeteilten Ziffern vorausgesetzt — einen recht genauen Einblick in diese Verschiedenheiten erlangen. In diesem Buche hat Ammon vielfach die Einteilung des Landes in Amtsbezirke durch eine Einteilung in „natürliche Bezirke" ersetzt, bei deren Abgrenzung geologische, historische und anthropologische Momente maßgebend waren.**) Ob-

*) Wie schon erwähnt, faßt Ammon unter dieser Bezeichnung alle Individuen zusammen, deren Längenbreitenindex, am Lebenden gemessen, weniger als 80 beträgt: also Mesocephale und Dolichocephale nebst allfälligen Hyper-, Ultra- und Extremdolichocephalen, soweit diese letzteren Kategorien überhaupt vertreten sind.

**) Beiläufig bemerkt: den nordwestlichen Landesteil (Mannheim, Heidelberg u. s. w.) hat Ammon auch hier wieder für die „Langköpfigkeit" seiner Bewohner gezüchtigt, indem er ihn von der Wohlthat der Einteilung in natürliche Bezirke ausschloß.

Digitized by Google

zwar ein noch empirischeres Verfahren, verbunden mit einer planmäßigen Berücksichtigung nationalökonomischer Momente (Grundeigentum! Industrie!) wahrscheinlich noch vorteilhafter gewesen wäre, so ist doch auch schon dieser Versuch einer Emanzipation von der bureaukratischen Schablone als verdienstlich zu begrüßen, und die Resultate haben dadurch an Brauchbarkeit nicht verloren, sondern gewonnen. Betrachten wir uns also diese Resultate näher.

Was zunächst den Durchschnittsindex anlangt, so beträgt derselbe beim „ländlichen Durchschnitt" 83,5, während er bei den nach Freiburg Eingewanderten 83,0 und bei den nach Karlsruhe Eingewanderten 83,1 beträgt. Die ländlichen Wehrpflichtigen von ganz Baden erscheinen also, im abstrakten Durchschnitt betrachtet, als einfach brachycephal, und die nach Karlsruhe und Freiburg Eingewanderten erscheinen, nach der gleichen Methode betrachtet, gleichfalls als brachycephal, und daraus soll folgen, daß die letzteren eine Auslese von Langköpfen sind. Innerhalb der auf dem Lande verbliebenen Bevölkerung selbst aber finden sich viel beträchtlichere Schwankungen des Durchschnittsindex: er steigt bis auf 85,46 (Amtsbezirk St. Blasien), 85,70 (Amtsbezirk Säckingen), 85,84 (Amtsbezirk Offenburg) und **86,48** (Amtsbezirk Wolfach), und er sinkt andererseits bis auf 82,74 (Amtsbezirk Wertheim, im nordöstlichen Landesteil, von Ammon selbst untersucht), 82,66 (Amtsbezirk Wiesloch, nach Wilser), 82,52 (Amtsbezirk Buchen, im Nordosten, nach Ammon), 82,41 (Amtsbezirk Weinheim, nach Wilser) und **81,56** (Amtsbezirk Mannheim ohne die Stadt Mannheim, nach Wilser). Die Differenz zwischen dem Durchschnittsindex für den ländlichen Bezirk Wolfach und jenem für die Landgemeinden des Bezirks Mannheim beträgt somit 4,82, ist also zwölfmal so groß, wie die Differenz zwischen dem Durchschnittsindex der nach der Stadt Karlsruhe Eingewanderten und jenem des „ländlichen Durchschnitts"! Was für ein geheimnisvoller „Ausleseprozeß" mag wohl hier mitgespielt haben, da es sich doch hüben und drüben um ländliche Wehrpflichtige handelt?

Befolgen wir aber die von Ammon mit so großer Vorliebe eingeschlagene Methode, den Prozentsatz der „Langköpfe" als maßgebendes Kriterium in den Vordergrund zu rücken, so treten die Gegensätze zwischen den einzelnen Bezirken noch schroffer hervor. Wie wir gesehen haben, zieht Ammon äußerst weitgehende Schlüsse daraus, daß bei dem „ländlichen Durchschnitt" der Prozentsatz der „Langköpfe" nur 12,2 pCt. beträgt, bei den nach Freiburg Eingewanderten dagegen ganze 12,4 pCt. Nun aber finden wir auf Tafel VIII ostnordöstlich von Freiburg*) einen „natürlichen Bezirk", in welchem der Prozentsatz der „Langköpfe" 0,0, sage und schreibe Null, Komma, Null beträgt, unmittelbar südlich davon hingegen einen zweiten „natürlichen Bezirk"**) mit **21,0** pCt. auf dem Lande ansässigen „Langköpfen". Es brauchte also von diesen zwei Bezirken der südliche nur um ein Geringes stärker an der Einwanderung nach Freiburg beteiligt zu sein

*) „Hoher Schwarzwald, östlicher Teil", nördliche Abteilung, mit dem Hauptort Triberg.

**) „Hoher Schwarzwald, östlicher Teil", südliche Abteilung, mit dem Hauptort Neustadt.

Digitized by Google

als der nördliche, und jene lumpigen zwei Promille sind mehr als ausreichend erklärt!

In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt Freiburg befindet sich überdies ein „natürlicher Bezirk", für welchen die Prozentziffer der „Langköpfe" 16,7 pCt. beträgt; derjenige „natürliche Bezirk", in welchem die Stadt Freiburg selbst gelegen ist, weist unter den auf dem Lande verbliebenen Wehrpflichtigen 14,7 pCt. „Langköpfe" auf. Karlsruhe aber liegt in einem „natürlichen Bezirk", unter dessen auf dem Lande verbliebenen Wehrpflichtigen es 16,1 pCt. „Langköpfe" giebt!

Einige andere Bezirke erfreuen sich eines solchen Reichtums an „Langköpfen", daß damit verglichen die nach Karlsruhe und Freiburg Eingewanderten als eine höchst auffällige „Auslese von Rundköpfen" erscheinen. So finden wir im Nordosten im „nördlichen Bauland"*) 20,9 pCt. Langköpfe, im Südosten auf den Landzungen am Bodensee gar 26,6 pCt. „Langköpfe". Die von Ammon mit dem Interdikt belegten sechs nordwestlichen Bezirke aber weisen durchwegs höhere Prozentsätze von Langköpfen auf, als die nach Karlsruhe und Freiburg Eingewanderten. Die einschlägigen Ziffern (nach Wilser) lauten wie folgt:

Amtsbezirk	Prozentsatz der „Langköpfe"
Schwetzingen	16,3 pCt.
Bruchsal	17,2 „ **)
Heidelberg (ohne die Stadt Heidelberg)	17,9 „
Wiesloch	23,2 „
Weinheim	23,3 „
Mannheim (ohne die Stadt Mannheim)	34,8 „

Der Deutlichkeit halber wiederhole ich an dieser Stelle folgende Zahlen:

	Prozentsatz der „Langköpfe"
Nach Karlsruhe Eingewanderte	14,9 pCt.
Nach Freiburg Eingewanderte	12,4 „

Soweit also bleibt die Frage, ob die in die Stadt wandernden Bauernburschen wirklich langköpfiger sind, als ihre daheimbleibenden Dorfgenossen, gänzlich unbeantwortet. Die Annahme, daß die in die Stadt Wandernden rundköpfiger seien als die Daheimbleibenden, hat beiläufig ebensoviel für sich. Es kommt eben alles darauf an, in welchem quantitativen Verhältnis sich die einzelnen ländlichen Gemeinden an der Einwanderung in die Städte beteiligen, und das erfahren wir nicht. Und doch wäre es leicht genug gewesen, gerade über diesen entscheidenden Punkt Klarheit zu schaffen. Die Heimatorte der Wehrpflichtigen hatte Ammon ja notiert. Nun hatte er in Karlsruhe 615 aus badischen Landorten Eingewanderte vorgefunden, in Freiburg 403; das macht zusammen 1018 Mann. Und gegen Mannheim und Heidelberg hegt Ammon nun doch einmal einen unsühnbaren Achilleszorn. Er hätte also nur die Namen dieser 1018 Mann links anzuschreiben gebraucht und ihre Heimatorte rechts. Diese paar Seiten statistisches Material gesichtet und graphisch dargestellt — und

*) Dieser „natürliche Bezirk" deckt sich teilweise mit dem Amtsbezirk Buchen; für diesen aber beträgt (siehe N. A. b. M., Seite 214) der Prozentsatz der „Langköpfe" 25,7 pCt.

**) Dieser Bezirk grenzt unmittelbar an den Amtsbezirk Karlsruhe.

Digitized by Google

Ammon hätte Gewißheit darüber gehabt, ob seiner „Natürlichen Auslese beim Menschen“ und seiner „Gesellschaftsordnung“ eine berechtigte wissenschaftliche Idee zu Grunde liegt oder nicht. Im Vergleich zu der schier unendlichen Masse zum Teil ziemlich unnützer Schreiberei, welche Ammon geleistet, beziehungsweise seinen militärischen Hilfskräften (siehe den Vorbericht zur „Anthropologie der Badener“) aufgebürdet hat, war die hierzu nötige Arbeit eine verschwindend geringe. Und Ammon hatte acht Jahre Zeit dazu; denn er hatte die Wehrpflichtigen von Karlsruhe und Freiburg schon 1891 untersucht, die „Anthropologie der Badener“ aber erschien erst 1899.

Was hat nun Ammon gethan, um diesen entscheidenden Punkt aufzuklären? — Nichts!

Dieses Nichts wird in der Vorrede zur „Anthropologie der Badener“ (Seite VIII) mit folgenden wohltönenden Worten umschrieben:

„Den Wanderstrom vom Lande nach den Städten wollten wir noch auf eine andere Weise untersuchen. Wir haben ihn da gefaßt, wo er in die Städte mündet; es wäre aber von Interesse gewesen, auch seine Quellen zu kennen, d. h. die Einwanderer sämtlicher größeren und kleineren Städte nach ihren (natürlichen) Geburtsbezirken zu gruppieren und sie mit den zu Hause gebliebenen Bewohnern dieser Bezirke zu vergleichen. Ob wir gefunden hätten, daß sie eine langköpfigere Auslese darstellen? Dies ist nach dem Ergebnis französischer Forschungen und nach dem Sinn unserer eigenen sehr wahrscheinlich, aber leider mußte die Ausführung ein frommer Wunsch bleiben.“

Man beachte wohl: Ammon hat drei umfangreiche Bücher erscheinen lassen, das eine 326 Seiten, das zweite 408 Seiten, das dritte gar 707 Seiten stark. Er hat in diesen Büchern, speziell in der „Natürlichen Auslese beim Menschen“ und teilweise auch in der „Anthropologie der Badener“ vielfach gerade die am wenigsten bedeutsamen Befunde und Beziehungen mit tödlicher Weitschweifigkeit erörtert. Er hat die langköpfigen und die rundköpfigen Wehrpflichtigen in Große und Kleine, in Blonde und Brünette, in eigentliche Städter, Halbstädter, landgeborene Stadtbewohner, Landbewohner, Nichtbadener und Juden eingeteilt; er hat die Wehrpflichtigen mit schwarzen, braunen, blauen, grünen und grauen Augen nach der Farbe ihrer Haut und ihres Kopfhaars, nach dem Entwickelungsgrad ihrer Barthaare, ihrer Achselhaare, ihrer Schamhaare gruppiert. Und bei alledem mußte gerade jene Untersuchung, mit deren Ergebnis seine ganze, mit so viel Zuversicht in die Welt hinausposaunte Theorie samt ihrem umfangreichen Ueberbau soziologischer und sozialpolitischer Folgerungen steht und fällt, „ein frommer Wunsch bleiben“!

Die Sache wird aber noch viel merkwürdiger, wenn wir erfahren, daß Ammon die Vergleichung der aus bestimmten Bezirken nach den Städten Gewanderten mit den in denselben Bezirken ansässig Gebliebenen schon einmal begonnen, aber nicht weitergeführt hat. Und so ist es in der That. Auf Seite 86—87 der „Natürlichen Auslese beim Menschen“ vergleicht Ammon die aus dem Landbezirk Freiburg nach der Stadt Freiburg Eingewanderten mit den im Landbezirk Freiburg Ansässigen, und die aus den Landbezirken Karlsruhe

Digitized by Google

und Ettlingen*) nach der Stadt Karlsruhe Eingewanderten mit den in den Landbezirken Karlsruhe und Ettlingen Ansässigen. Ziehen wir, um die bei Ammon so beliebte Zersplitterung des statistischen Materials in lächerlich kleine Gruppen einigermaßen zu vermeiden, die Landbezirke Karlsruhe und Ettlingen in eins zusammen, so erhalten wir folgende Zahlen:

	Anzahl Mann	Prozentsatz der „Langköpfe"
Aus den Landbezirken Karlsruhe und Ettlingen nach der Stadt Karlsruhe Eingewanderte	60	11,67 pCt.
In den Landbezirken Karlsruhe und Ettlingen Ansässige	815	14,36 „
Aus dem Landbezirk Freiburg nach der Stadt Freiburg Eingewanderte	66	9,1 „
Im Landbezirk Freiburg Ansässige	446	11,6 „

Das heißt: in beiden Fällen findet sich unter den nach der Stadt Gewanderten ein kleinerer Prozentsatz von „Langköpfen", als unter den Daheimgebliebenen! Und das hat Ammon spätestens seit 1893 gewußt; spätestens seit 1893 wußte er also, daß es nicht bloß in Spanien und Süditalien, sondern in Baden selbst Fälle giebt, welche dem von ihm vermuteten Naturgesetz widersprechen; trotzdem hat er bis 1899 nicht Zeit gefunden, die für ihn so bedeutungsvolle Untersuchung weiterzuführen — wohl aber fand er Zeit, eine unbewiesene und mit seinen eigenen Befunden in Widerspruch stehende These ins Unendliche zu wiederholen, als angeblich unumstößliches Gesetz in alle Welt zu verkünden und ein ganzes System der gewagtesten Folgerungen und Forderungen darauf zu bauen, ja, sich als den Begründer „einer neuen Wissenschaft, der Sozial-Anthropologie" auszugeben!

Was liegt hier vor? Nun, was hier vorliegt, darüber ist glücklicherweise ausreichender Aufschluß zu erlangen. Im November 1896, drei Jahre nach dem Erscheinen der „Natürlichen Auslese beim Menschen", veröffentlichte Ammon in Friedrich Langes „Deutscher Zeitung" eine Artikelserie,**) worin er seine Theorie von der Auslese der Langköpfe und ihrer Berufung zu höheren sozialen Funktionen darlegt und verschiedene kritische Einwände zu widerlegen sucht. Unter anderem setzt er sich mit dem amerikanischen Anthropologen Ripley auseinander und sagt in diesem Zusammenhange folgendes:***)

„Der Gedanke Ripleys, die Langköpfigkeit der Städter durch Zuwanderung aus noch ununtersuchten langköpfigen Bezirken zu erklären, während die bisher untersuchten zufällig rundköpfig gewesen

*) Gemeint sind hier, wie überall in der „Natürlichen Auslese beim Menschen" die politischen Bezirke, da Ammon zu jener Zeit die Einteilung in „natürliche Bezirke" noch nicht durchgeführt hatte. Die Hinzuziehung Ettlingens motiviert Ammon mit den Worten: „Die Stadt Karlsruhe liegt nicht, wie Freiburg, in der Mitte ihres Landbezirkes, sondern infolge geschichtlicher Entwickelungsverhältnisse am südlichen Ende, an welches der Bezirk Ettlingen anstößt."

**) „Die Geschichte einer Idee", Rundschau, Unterhaltungsbeilage der Deutschen Zeitung, 1. Jahrgang, No. 185, 186, 190, 192, 196, 197.

***) Rundschau, Unterhaltungsbeilage der Deutschen Zeitung, No. 192 vom 14. November 1896, Seite 796.

Digitized by Google

seien, ist mir früher auch gekommen, so lange nämlich noch nicht alle Bezirke untersucht waren. Immer hoffte ich, das germanische Paradies aufzufinden, aus dem die geheimnisvollen Langköpfe kommen sollten! Ich fand es nicht: die Langköpfe kamen von überall her. In Baden sind die Aufnahmen seit 1894 abgeschlossen, die vorläufigen Ergebnisse bereits ermittelt. Es giebt keinen Landbezirk, der so viel Langköpfige aufwiese, wie die Stadtbewohner! Und dabei sind alle Vorsichtsmaßregeln bei der Berechnung angewandt worden. Bei den Einwanderern wurden nur diejenigen berücksichtigt, die aus Baden stammen; die aus dem übrigen Deutschland gekommenen wurden gesondert behandelt und hier nicht erwähnt, lieferten übrigens keine von den badischen sehr abweichenden Ergebnisse. Wenn also die Städte eine langköpfige Bevölkerung besitzen, so kann dies nur daher rühren, daß, wie gesagt wurde, mehr Langköpfe vom ländlichen Geburtenüberschuß einwandern und daß in den Städten die Rundköpfe rascher verschwinden."

Man vergleiche diese Behauptungen mit dem Eingeständnis auf Seite VIII der Vorrede zur „Anthropologie der Badener", ferner mit den oben mitgeteilten Prozentziffern der „Langköpfe" auf den Landzungen am Bodensee, auf der Neustädter Hochebene, im Amtsbezirk Buchen, vor allem aber mit den von Dr. Wilser 1887—88 ermittelten Ziffern für den Nordwesten Badens; man erinnere sich, daß selbst in der unmittelbaren Umgebung von Karlsruhe und Freiburg bei der Landbevölkerung mehr „Langköpfe" gefunden wurden, als bei den landgeborenen Stadtbewohnern — und man wird über die Psychologie Ammons nicht länger im unklaren bleiben.

IV.

Ich sehe nun schon voraus, welchen Rückzug Ammon antreten wird. Er wird mir vorhalten: wenn schon nicht exakt bewiesen sei, daß die in die Stadt wandernden Bauernburschen langköpfiger sind als die daheim bleibenden, so sei doch jedenfalls bewiesen, daß die geborenen Städter langköpfiger seien als die auf dem Lande Geborenen, und das sei ja doch die Hauptsache. Und wenn er sage: „Es giebt keinen Landbezirk, der so viel Langköpfige aufwiese, wie die Stadtbewohner!" so beziehe sich das eben auf die geborenen Städter, und es sei illoyal von mir, es auf die eingewanderten Stadtbewohner zu beziehen.

Nun, wenn Ammon wirklich bewiesen hätte, daß die geborenen Städter in Karlsruhe und Freiburg langköpfiger sind als die Bewohner irgend eines Landbezirks im Großherzogtum Baden, so wäre hierauf mehreres zu erwidern. Zunächst, daß Karlsruhe und Freiburg*) für sich allein weder die Welt, noch Mitteleuropa, noch Deutschland, noch auch nur das ganze Großherzogtum Baden bedeuten; daß es methodologisch höchst anfechtbar ist, aus zwei Einzelfällen ein allgemeines Gesetz ableiten zu wollen, und daß das geflissentliche Vermeiden einer genaueren Untersuchung der Verhältnisse Mannheims und Heidelbergs

*) Selbst unter Hinzufügung einiger Kleinstädte wie Konstanz und Lörrach, über welche Ammon später (in der „Anthropologie der Badener") gleichfalls einige Zahlen mitgeteilt hat.

Digitized by Google

höchst befremdend wirkt. Zweitens, daß absolut nicht einzusehen ist, warum gerade die Ammonschen Befunde eher zu einer Verallgemeinerung berechtigen sollen als die davon abweichenden Befunde von Livi in Süditalien, von Oloriz in Spanien, von Houzé in Belgien, von Beddoe in England.*) Drittens und hauptsächlich aber: Wenn inmitten eines Gebietes mit im allgemeinen so exquisit rundköpfiger Landbevölkerung, wie das südliche und mittlere Baden, die Städter sich im Durchschnitt als etwas weniger rundköpfig erweisen (und nur diese Bezeichnung entspricht den Thatsachen), so liegt darin gar nichts Ueberraschendes, vielmehr ist gerade ein solcher Befund von vornherein zu erwarten. Und zwar aus folgenden Gründen: Die Städte unterscheiden sich von den Landwirtschaft treibenden Dorfgemeinden unter anderem dadurch, daß sie zahlreichen Arbeitskräften in Industrie, Handel und Verkehr Beschäftigung bieten, und aus diesem Grunde einer starken Einwanderung aus der Ferne ausgesetzt sind, während die Dörfer, insbesondere solche mit kleinbäuerlicher Betriebsform, von einer solchen Einwanderung fremder Arbeitskräfte meist so gut wie unberührt bleiben; in sehr hohem Grade gilt dies von solchen Dörfern, die in verkehrsarmen Gebirgsthälern liegen — ein Fall, der gerade für Baden stark in Betracht kommt. Im allgemeinen wird also das Landvolk den einheimischen Typus relativ unverändert bewahren, während die Städter in ganz bestimmtem Sinne davon abweichen werden, und zwar im Sinne einer Annäherung an den Durchschnittstypus der gesamten Einwanderungszone. Da nun die relativ wirksamste Schranke für die Wanderungen der Arbeitsuchenden die Sprachgrenze ist, so kommen als Bestandteile der Einwanderungszonen für Karlsruhe und Freiburg in erster Linie mannigfache Bestandteile des deutschen Sprachgebietes in Betracht; da ferner Karlsruhe und Freiburg dem Südwestrande des deutschen Sprachgebietes zunächst liegen, so ist von vornherein zu erwarten, daß ein großer Teil der Einwanderer von Norden und Nordosten kommen dürfte; letzteres um so mehr, als gerade Nordostdeutschland, seiner feudalen Agrarverfassung wegen, einen viel stärkeren Prozentsatz seines ländlichen Nachwuchses durch Abwanderung einbüßt, als Süddeutschland, wo die bäuerlichen Betriebsformen vorwiegen.**) Je weiter aber nach Norden, gegen die Küsten der Nordsee und Ostsee zu, desto langköpfiger wird in Mitteleuropa die deutsche wie auch die slavische Bevölkerung. Die Dänen übertreffen mit ihren 57 pCt. wirklicher Langköpfe (Dolichocephale, Index unter 75) neben 37 pCt. Mesocephalen und nur 6 pCt. Brachycephalen alle deutschen Stämme weitaus an Langköpfigkeit; ihnen zunächst stehen die Friesen, bei denen Virchow 18 pCt. Dolichocephale und 51 pCt. Mesocephale fand, also zusammen 69 pCt. „Langköpfe“ im Ammonschen Sinne. Diese Langköpfigkeit der Norddeutschen nimmt nun nach Osten, gegen die polnische und littauische Sprachgrenze zu, nicht merklich ab, wohl aber nach Süden gegen die Alpen

*) Ammon selber kennt und zitiert diese Befunde. (Rundschau, Unterhaltungsbeilage der Deutschen Zeitung, No. 196 vom 20. November 1896.)

**) Vergleiche über die zahlreichen in Karlsruhe ihrer Stellungspflicht nachkommenden „Nichtbadener“ (sie scheinen nahezu ein Drittel aller städtischen Stellungspflichtigen auszumachen), die ganz auffallend lückenhaften und widerspruchsvollen Mitteilungen Ammons auf Seite 86—87 der „N. A. b. M.“

Digitized by Google

zu. Wenn nun also in Baden die Städter durch den stärkeren Zusatz norddeutschen Blutes etwas weniger rundköpfig geworden sind als die Bauern, so ist das natürlich und in der Ordnung, beweist aber weiter nichts, als was sich von selbst versteht.*) Ebensowenig kann es überraschen, daß Weisbach dasselbe Verhalten für Wien nachgewiesen hat; denn Wien liegt im Bereich des rundköpfigen alpinen Typus, die Einwanderer aber rekrutieren sich dort seit Jahrzehnten großenteils aus mesocephalen Nordslaven (Tschechen aus Mähren, zum Teil auch aus Böhmen). Aus den gleichen Ursachen konnte Livi in Oberitalien eine relative Langköpfigkeit der Städter konstatieren; das Landvolk gehört eben auch dort dem alpinen Typus an. Aber derselbe Livi fand in Süditalien, inmitten einer im Durchschnitt mesocephalen Landbevölkerung, die Städter rundköpfiger als das Landvolk; sie weichen eben auch dort von dem einheimischen Typus ab im Sinne einer Annäherung an den Durchschnittstypus der gesamten Einwanderungszone. Und wo, wie allem Anschein nach in England, zwischen dem einheimischen Typus und dem Durchschnittstypus der Einwanderungszone ein nennenswerter Unterschied nicht besteht, dort ist auch zwischen dem Durchschnittsindex der Städter und jenem der Landleute ein nennenswerter Unterschied nicht zu finden — siehe John Beddoe.

So ungefähr würde ich argumentieren, wenn Ammon den Satz: „Es giebt keinen Landbezirk, der so viel Langköpfige aufwiese, wie die Stadtbewohner!“ wenigstens für die Landbezirke Badens einerseits, die geborenen Karlsruher und Freiburger andererseits wirklich bewiesen hätte. Aber nicht einmal das stimmt.

Ammon hat (einschließlich der auf Seite 85, Satz 140 der „N. A. b. M.“ besonders registrierten 14 Mann, von denen sieben „Langköpfe“ sind) im ganzen 179 geborene Karlsruher und 130 geborene Freiburger untersucht, zusammen also 309 Wehrpflichtige. Ammon hat diese an sich schon nicht sehr zahlreiche Gruppe in eine Reihe noch kleinerer Gruppen zersplittert, bei welchen der Prozentsatz der „Langköpfe“ von 22,5 pCt. (bei einer Gruppe von 80 Mann) und 25,9 pCt. (bei einer Gruppe von 119 Mann) bis 43,7 pCt. (bei einer Gruppe von 48 Mann) und 58,3 pCt. (bei einer Gruppe von 12 Mann) variiert. Fassen wir diese Gruppen in eins zusammen, so erhalten wir 93 „Langköpfe“ unter 309 Wehrpflichtigen, das giebt einen Prozentsatz von **30,1** pCt. „Langköpfen“. Im Landbezirk Mannheim aber, der sozusagen doch auch zu Baden gehört, hat Dr. Wilser **34,8** pCt. „Langköpfe“ ermittelt. Und doch konnte Ammon das „germanische Paradies“ nicht finden.

Nebenbei bemerkt: will man wissen, wie es um die vielbesprochene extreme Langköpfigkeit der „eigentlichen Städter“, der stadtgeborenen Söhne stadtgeborener Väter, eigentlich steht? Diese Leute müßten, wenn die Ammonsche Auslesetheorie richtig wäre, doch schon ein wahrer Extrakt von Dolichocephalie sein. Nun hat Ammon in Karlsruhe ganze 48 in Karlsruhe geborene Söhne in Karlsruhe geborener Väter gefunden, und in Freiburg gleichfalls 48 in Freiburg geborene

*) Ammon hat freilich die „Nichtbadener“, d. h. die Söhne nichtbadischer Väter, aus seiner Statistik ausgeschaltet; was er aber nicht ausgeschaltet hat, das ist der Einfluß norddeutscher Mütter auf die Söhne in Baden heimatberechtigter Väter. Nach der Herkunft der Mütter hat nämlich Ammon grundsätzlich nicht gefragt. (N. A. b. M., Seite 76, Satz 123.)

Digitized by Google

Söhne geborener Freiburger. Will man wissen, wie viele von diesen 96 „eigentlichen Städtern" dolichocephal sind? Kein einziger! Sie setzen sich ausschließlich zusammen aus 37 Mesocephalen, 46 Brachycephalen, 12 Hyperbrachycephalen und 1 Ultrabrachycephalen. Das ist wahrlich nicht mehr, als was sich durch eine mäßige Beimischung norddeutschen Blutes erklären läßt — immer vorausgesetzt, daß sich Ammon beim Messen nicht geirrt hat.

So also sehen die Grundlagen aus, auf welchen Ammon die „neue Wissenschaft der Sozial-Anthropologie" aufgebaut hat. Die Beschaffenheit dieser Grundlagen läßt sich mit einem Wort charakterisieren: sie sind nicht vorhanden! Und daraus folgt, daß Ammons in allen Tonarten gefeiertes Werk „Die Gesellschaftsordnung" — wissenschaftlich wertlos ist. — Nun hat Otto Ammon das Wort.

Soziale Ursachen und Wirkungen der Nervosität.

Dr. Willy Hellpach.

II.

Die kindliche Nervosität, sofern es sich um Erkrankung vorher gesunder Kinder, und nicht etwa um neurasthenische Degeneration handelt, ist wesentlich einer passiven Ueberreizung zuzuschreiben. Es ist die Großstadtnervosität in ihrer reinsten Ausprägung. Der unaufhörliche Wechsel von übermäßig starken Sinneseindrücken verschiedener Modalität — das „Laute" und das „Grelle" unseres modernen Lebens — ebenso die Zuführung wenig einheitlicher, sondern bunt zusammengeworfener Eindrücke — sogenannter Kenntnisse — in der Schule, das Vorherrschen der an alle diese Erlebnisse geknüpften, mit ihnen kommenden und ebenso rasch schwindenden sinnlichen Gefühlsbetonungen von Lust und Unlust, und der gleichzeitige Mangel dauernder gemütlicher Erregungen, die Züchtung der Neugierde bei innerer Teilnahmlosigkeit, wie man es kurz in einen Gegensatz fassen kann — alles das zusammen macht die Kinder nervös, ohne daß von irgend welchen Verantwortungen, die sie zu tragen hätten, die Rede wäre. Schwer ist die Erkrankung meistens nicht, und die rechtzeitige Unterbringung in einem ruhigeren und tiefer gemütlich wirkenden Milieu pflegt sehr rasch zur Heilung zu führen. Aber in den weitaus meisten Fällen ist dieser Weg infolge der sozialen Lage der Eltern nicht gangbar, und wenn erst die Nervosität in die Jahre der Geschlechtsreife hinein dauert, dann ist es mit ihrer Harmlosigkeit vorüber.

Denn die Pubertät selber ist vielleicht die nervöseste Zeit unseres ganzen Lebens. Ob es sich dabei um die Wirkung von Substanzen handelt, die durch die Geschlechtsorgane erzeugt und in den Organismus einverleibt werden, wo sie auf ihrem Kreislaufe auch die Nervenzellen chemisch alterieren, wissen wir nicht. Sicher ist, daß eine nicht geringe Zahl vorher ganz gesunder Menschen aus den Jahren der Geschlechtsreife nervös hervorgeht. Es fällt freilich gerade hierbei schwer, die ersten Explosionen der neurasthenischen Veranlagung, die ja häufig genug mit dem Erwachen des Geschlechtstriebes erfolgen,

Digitized by Google

von der Nervosität zu unterscheiden; oft bringt erst die später erfolgende Heilung den sicheren Aufschluß. Man ist früher geneigt gewesen, die Nervosität dieser Art der Onanie in die Schuhe zu schieben. Das besonnene und kritische Studium hat aber darüber hinausgeführt. Die Neigung zu vorzeitiger, excessiver und bis ins Mannesalter hinein dauernder Onanie ist wesentlich neurasthenischen oder überhaupt degenerativ veranlagten Personen eigen. Wo gesunde Kinder der Gewohnheit in übermäßiger Häufigkeit verfallen, werden sie oft gar nicht nervös, und wenn doch, so wird man ihre Nervosität zum größten Teile auf das Konto der psychischen Begleitvorgänge, vornehmlich des Kampfes gegen die onanistischen Gelüste setzen müssen. Es hat sich in mir immer stärker die Ueberzeugung befestigt, daß die Nervosität der Geschlechtsreife wesentlich eine durch innere Kämpfe des verschiedensten Inhalts verursachte ist. Darum steht sie auch in einem gewissen Gegensatz zu der vorher geschilderten Uebereizungsnervosität. Wie diese im oberflächlichen Lärm der Großstadt, gedeiht jene umgekehrt auf dem Boden kleinstädtischer Stille und Ruhe am besten. Ihre Bedeutung ist freilich eine ebenso verschiedene. Die Pubertätsnervosität ist das Symptom der werdenden Persönlichkeit, die nach innerer Einheit und Festigung ringt, und nichts ist notwendiger, als daß dieser Prozeß sich ungestört entwickelt, daß in diesen Jahren die äußere Ueberreizung ferngehalten wird, die ja dem Ringen eine nur allzu angenehm empfundene Betäubung bietet. Die Großstadt erregt mit ihren Eindrücken zum weitaus größten Teile den sexuellen Kitzel, und das geschlechtliche Empfinden verdrängt dann alle anderen Interessen. Vielleicht wird die Nervosität augenblicklich in solcher Situation geringer, aber dieser Gewinn ist nichts als Schein. Denn was auf der Strecke bleibt, ist die Persönlichkeit, die in diesen Jahren reifen soll, und wenn die Pubertätsjahre vorüber sind, dann dringt mit doppelter Wucht neben der bleibenden Ueberfülle der grellen und lauten Eindrücke noch die unbefriedigte Leere allen großen Fragen gegenüber und die Existenzunsicherheit des auf sich gestellten Individuums auf dieses ein. Was sich dann entwickelt, sind jene schweren Formen der Nervosität, die Beard als erster sah und sehen konnte, weil die sie erzeugenden, von Kindheit an der Reihe nach wirksamen Faktoren auf dem Boden Amerikas so ausgeprägt gegeben sind, wie sonst nur noch in den wenigen Millionenstädten der alten Welt.

Ganz ersichtlich ist diese Nervosität eine Krankheit der besitzenden, der unternehmenden Klassen; denn die Reihenfolge der Schädigungen ist nur dort die nämliche, die wir dargestellt haben. Dabei stehen die Großstädte, wie sich leicht ergiebt, wieder in einem gewissen Gegensatz zu den Kleinstädten und zum Lande. In jenen sind es die Ueberreizung und die Unsicherheit, in diesen aber die Pubertätskämpfe und die Unsicherheit, die nervöse Erscheinungen zeitigen. Dementsprechend werden in der Großstadt vielmehr heranwachsende Menschen nervös, denn die Sinnenüberreizung trifft alle gleichmäßig; aus den in idyllischer Ruhe sich viel schärfer zuspitzenden inneren Kämpfen aber gehen viele gesund und als feste Persönlichkeiten hervor, und die Nervosität sucht vornehmlich solche heim, bei denen der Druck einer autoritären Erziehung auf der Kampfesstimmung lastet.

Digitized by Google

Wo die alten Illusionen, mit denen der reifende Mensch sich auseinandersetzen will und muß, von väterlicher oder überhaupt Autorität genießender Seite zu oft und zu stark eingepflanzt und künstlich genährt werden, da pflegen die nur halb durchgefochtenen Kämpfe nicht selten in schweren Verstimmungen und schließlich in ernster Nervosität ihre Wirkung zu äußern. Von den akademischen Ständen stellen die Theologen zu dieser Gattung Nervöser einen erheblichen Prozentsatz.

Diese Erwägungen zeigen in hellem Lichte, von welch hoher Bedeutung die Erhaltung zahlreicher Kleinstädte und des Landes für die geistige Volksgesundheit ist. Nicht nur, daß der weitaus größte Teil der hier Aufwachsenden gesund in den Beruf tritt, er ist auch gefestigt gegen die Anstürme, die das Leben auf seine psychische Widerstandskraft unternehmen wird. Man erhebt gewiß nicht mit Unrecht gegen die Kleinstadt den Vorwurf, daß sie bei aller Gemütstiefe doch den Gesichtskreis einenge, und daß ihre Angehörigen, vor die großen Probleme unserer Zeit gestellt, verständnislos versagen oder innerlich unsicher werden. Einmal jedoch liegt das zum guten Teil nicht in der sozialen Kultur der Kleinstadt begründet, sondern in unserer Schulerziehung mit ihrer leider ständig zunehmenden Schablonenhaftigkeit, die selbst dort, wo sie Gelegenheit hat, große Fragen aufzuwerfen, dem heranwachsenden Menschen streng verbietet, etwas anderes als vorgeschriebene Gemeinplätze darüber zu äußern. Dann aber trifft jener Vorwurf wesentlich doch nur die Menschen, denen es sehr spät beschieden ist, die Kleinstadt zu verlassen. Der junge Kleinstädter, der ins Leben hinaustritt, ist noch plastisch genug, um die wirklich schädlichen Anflüge seines früheren Milieus abzustreifen; sonst aber bleibt er, der organisch gewordene, schrittweise entfaltete Mensch, dem übersättigten, mosaikartig vollgepinselten Großstädter überlegen. Damit soll ganz und gar keine Gegnerschaft den großen Städten gegenüber proklamiert sein. Wachsen sie entsprechend der allgemeinen Bevölkerungszunahme — gut, es ist ein erfreuliches Zeichen wirtschaftlichen Wohlgedeihens; wachsen sie stärker, auf Kosten des platten Landes und der Kleinstädte, so muß die nationalökonomische Untersuchung ergeben, ob man darin positive oder negative Symptome hinsichtlich der allgemeinen Wohlfahrt zu erblicken hat. Hier sollen keine Wünsche formuliert, nur Thatsachen ausgesprochen werden; und die Aufgabe einer weitsichtigen Politik wird es bleiben, auf Mittel zu sinnen, mit denen jene Vorteile, welche die Kleinstadt der Jugend bietet, mit der aufsteigenden Entwickelung vereint werden können. Der Arzt muß sich bescheiden, darauf hinzuweisen, daß sehr wahrscheinlich die Nervosität einer der stärksten Hebel der Entartung sei, und niemand wird leugnen, daß der Kampf gegen diese jedem zukunftsstrebigen Volke über momentanen Prunk und Glanz gehen müsse. Denn das lehrt die kulturgeschichtliche Erfahrung, daß die einmal begonnene Degeneration mit Riesenschritten um sich greift und schon große kraftvolle Völker vom Schauplatze der Geschichte abzutreten genötigt hat.

Wesentlich anders als in den unternehmenden Klassen gestaltet sich die Entstehung der Nervosität im Arbeiterstande. Man hat ja lange Zeit geglaubt, und die meisten Laien thun das heute noch, die nervösen Erkrankungen entfielen überhaupt nur auf die

Digitized by Google

besser situierten Schichten, die Nervosität sei ein Leiden des Wohllebens, wie die Gicht etwa, und im niederen Volke so gut wie unbekannt. Das ist ein gewaltiger Irrtum. Außerordentlich viele Arbeiter beiderlei Geschlechts sind nervös, wenn auch der Prozentsatz schwer festzustellen ist, da naturgemäß diese Leute weniger Zeit haben, auf ihre Symptome zu achten, und zu wenig Mittel, um sich in ärztliche Behandlung zu begeben. Außerdem begegnen wir im Arbeiterstande ganz besonders häufig einer besonderen Abart nervöser Affektion, der vielbesprochenen traumatischen oder Unfallsneurose, die im Anschluß an Verletzungen sich einstellt und unterm Einflusse der Entschädigungsbemühungen oft rapide sich steigert. Sie ist in Deutschland vor allem durch die ausgezeichneten Studien Oppenheims bekannt geworden. Ihr Wesen bleibt aber noch sehr der Diskussion unterworfen, und während man sie ehedem für eine Form der Hysterie gehalten hat, fließt ihr Bild neuerdings wieder mehr auseinander; es scheint sich dabei um recht mannigfaltige Zustände, gemischt aus hysterischen und nervösen Symptomen, zu handeln. Jedenfalls können wir die Unfallsneurose nicht der Nervosität in unserm Sinne zuzählen. Trotzdem ist auch diese bei Arbeitern recht häufig. Allein ihre Entfaltung vollzieht sich allerdings wesentlich anders, als wir es in den besitzenden Ständen beobachten, ja vielfach scheinen geradezu Umkehrungen der dort geschilderten Stufenfolge vorzukommen.

Zuvörderst können wir die Pubertätsnervosität für den Arbeiterstand streichen. Die Onanie kommt fast gar nicht oder nur für ganz kurze Zeit in Betracht, da der junge Proletarier fast immer mit der Vollendung der Geschlechtsreife, oft sogar mit deren Eintritt, Gelegenheit zum heterosexuellen Verkehr findet. Um die nämliche Zeit lernt er die politischen und religiösen Dogmen kennen, die für ihn bindend sind, das sozialdemokratische und das atheistische, und Kämpfe um Welt- und Lebensanschauung bleiben ihm, wie seit jeher den Mitgliedern der im Kampf sich erst emporringenden, darum eben noch dogmatischen und fanatischen Schicht, erspart. Ebensowenig Schwierigkeiten bereitet die Berufswahl. Man sieht, daß unter solchen Umständen von der Entwickelung der klassischen Pubertätsnervosität der besitzenden Stände nicht die Rede sein kann. Dagegen hat um diese Zeit der junge Arbeiter vielleicht schon jene Sorgen kennen gelernt, die dem Besitzenden erst ungleich später sich aufdrängen: die der Existenzunsicherheit und die damit verbundenen nervösen Erregungen. Und umgekehrt tritt nun, wo er selber als Erwachsener im Berufsleben steht, die Ueberreizung durch Sinneseindrücke an ihn heran. Als Kind ist er davon verschont geblieben; das Arbeiterviertel, das sich ja heute schon in jeder mittleren Stadt findet, liegt abseits von den grellen und lauten Aeußerungen des städtischen Lebens. Jetzt aber kommt die Fabrik mit ihrem Lärm, die Maschine entfaltet ihre psychopathogenen Wirkungen.

Allerdings muß man in ihnen zwei Komponenten auseinander halten. Einmal ist die Maschine laut; die Sinneseindrücke, die sie vermittelt, sind betäubend, unlustvoll. Wir wissen vorerst noch nichts Genaueres darüber, ob diese Eigenschaft fähig ist, nervös zu machen. Denn offenbar läßt sie sich mit jenen Eindrücken nicht unmittelbar vergleichen, die wir vorhin als krankmachende Momente für die Kinder

Digitized by Google

der besitzenden Schichten in der Großstadt schilderten. Da war es ja der unaufhörliche Wechsel der Sinneseindrücke verschiedener Modalität, der die junge Psyche zerrüttete. Hier aber haben wir statt dessen eine rumorende Monotonie, die zwar den erstmalig ihr Unterworfenen unliebsam berührt, an die man sich aber möglicherweise gewöhnen kann. Freilich ist diese Gewöhnung noch kein Beweis für die Unschädlichkeit. Sie ist vielleicht eben so subjektiv, wie dem Großstädter jener kaleidoskopische Wechsel bunter Eindrücke nicht bloß gewohnt, sondern geradezu ein Bedürfnis wird, ohne dabei ein Gran von seiner Gefährlichkeit einzubüßen. Doch müssen wir offen bekennen, daß wir über die nervöse Wirkung monotonen Lärms noch nichts Sicheres wissen, und Vermutungen sind darüber völlig wertlos, da sich mit geschickter Dialektik gerade in diesen Fragen alles samt seinem Gegenteil beweisen läßt.

Der andere Faktor, der in Betracht gezogen werden müßte, ist die Art der geleisteten Arbeit, wie die Entwickelung der industriellen Technik sie gestaltet hat. Man hat schon tausendfach darauf hingewiesen, daß dem modernen Industriearbeiter notwendig die innere Arbeitsfreudigkeit fehlen müsse, die an das Schaffen und Vollenden eines Ganzen gebunden ist. Er verfertigt ja immer nur Teile, oft solche allerkleinsten Umfangs. Und es erscheint gar nicht so unrichtig, wenn von einseitig kapitalistischer Seite gegenüber den Bestrebungen der Arbeiter auf Herabsetzung der Arbeitszeit eingewandt wird, daß dieses Streben nie eine Grenze haben, daß der Industriearbeiter auf stete Verkürzung des Maximaltages hindrängen werde. Man sollte eben nur zu der Einsicht gelangen, daß dieser Wunsch durch die ganze Art der industriellen Arbeit psychologisch sehr wohl begreiflich ist. Mag dem aber sein und werden, wie immer ihm wolle, das eine halte ich doch für höchst unwahrscheinlich: daß nämlich diese Freudlosigkeit den Arbeiter nervös zu machen imstande sei. Intelligentere Naturen lassen sich dadurch vielleicht verstimmen, aber man sollte auch chronische Verstimmungen niemals so leichthin als Nervosität bezeichnen, wenn man überhaupt zu einem Verständnis der nervösen Erkrankung zu gelangen hofft.

Ich bin der Ansicht, daß die echte Nervosität innerhalb der industriellen Arbeiterschaft noch etwas Seltenes ist im Vergleich zu ihrer Verbreitung in den besitzenden Ständen. Was uns am Arbeiter als Nervosität erscheint, sind wohl in den weitaus meisten Fällen neurasthenische Symptome, die uns nicht in Erstaunen zu setzen brauchen, da die degenerativen Schädigungen im Arbeiterstande ja enorm häufig sind. Bei den Männern wirkt seit Generationen der Alkoholismus in seiner verderblichsten Form, als Branntweingenuß, bei den Frauen die Bleichsucht, die gerade hier ihre höchsten Grade erreicht, weil das Arbeitermädchen nach Verlassen der Schule keine Schonungszeit genießt, sondern sich sofort körperlichen Anstrengungen unterziehen muß, und meistens in recht jugendlichen Jahren bereits entbindet, die Kinder aber nur selten von der Mutter, niemals natürlich durch eine Amme, sondern in sehr spärlicher Weise künstlich ernährt werden. Ich halte also die Neurasthenie für eine gerade im Proletariat sehr verbreitete Anlage, wie ja auch die anderen Formen degenerativer Schädigung, vor allem die Hysterie, in diesen Schichten außergewöhnlich

Digitized by Google

oft vorkommen. Wenigstens deutet die Verbreitung der Unfallsneurose darauf hin.

Die traumatische Nervosität wird aber nicht zwar durch unsere soziale Gesetzgebung an sich, wohl aber durch die bureaukratische Handhabung des Gutgemeinten geradezu gezüchtet. Hier müssen unbedingt Auswege gefunden werden, denn es wäre ein Hohn auf alle juristische Verwaltungstechnik, wenn es unmöglich sein sollte, die Entschädigungsansprüche anders als durch monatelang, jahrelang sich hinschleppende Rentenprozesse zu erledigen. Es ist die Pflicht aller medizinischen, vornehmlich der nerven- und irrenärztlichen Kreise, mit rücksichtslosem Nachdruck zu fordern, daß hier Wandel geschaffen werde.

Im übrigen sind die geistigen Bedingungen, unter denen der moderne Arbeiter infolge seiner sozialen Lage steht, durchaus nicht ungünstig für die Erhaltung seiner psychischen Gesundheit. Es ist vor allem das gar nicht hoch genug anzuschlagende Moment der Solidarität, das seine Klasse dem immer mehr in Gruppen sich zerspaltenden besitzenden Bürgertum als ein kompaktes Ganze gegenübertreten läßt. Und von einem der gefährlichsten Feinde des psychischen Gleichgewichts ist der Proletarier vorerst so gut wie frei: von der Skepsis. Aehnlich dem emporstrebenden Bürgertum der Mitte des 19. Jahrhunderts ist er in seiner Weltanschauung, in seinen Lebenszielen durch und durch dogmatisch, gerade soweit er klassenbewußter Sozialdemokrat ist. Sache des Kulturphilosophen ist es, den Wert von Skepsis und Dogmatismus gegen einander abzuwägen; der Arzt wird nur hervorheben dürfen, daß der dogmatisch Gläubige, ob er nun an den bureaukratischen Militärstaat und das Heil der Kirche oder an die sozialistische Gesellschaft und die Allmacht der Atome glaubt, innerlich am wenigsten Zweifeln und Erschütterungen sich aussetzt und am meisten Bürgschaft dafür hat, gesund zu bleiben. Gesund, nerven- und geistesgesund ist darum heute noch das Junker- und Bauerntum auf der einen, die industrielle Arbeiterschaft auf der anderen Seite. Das schließt natürlich nicht aus, daß es in beiden Klassen eine ganze Zahl Degenerierter und eine kleinere Gruppe echt Nervöser giebt. Aber durch und durch nervös ist eigentlich nur das Bürgertum, in dem die Skepsis nistet, das den trotzig-derben Glauben an seine brutale Kraft verloren hat.

Man verwechsele bei solchen Betrachtungen nicht den skeptischen mit dem kritischen Geiste. Gerade dort, wo aus irgend welchen Ursachen die Kritik außer stande gewesen ist, ihre Arbeit zu thun, die Erkenntnis und den Glauben ständig den wechselnden Bedingungen der Zeitentwickelung anzupassen, schlägt dogmatischer Fanatismus oft in eine cynische, alles belächelnde Skepsis um. Der Zusammenbruch der Gründerwirtschaft und die Niederlage im Kulturkampfe waren die beiden Ereignisse, die im deutschen Bürgertum den fanatischen Glauben an die Dogmen der manchesterlichen Oekonomik und der materialistischen Aufklärung erschütterten. Man braucht seit der Auflösung der großen nationalliberalen Partei, die der Ausdruck jener Mißerfolge war, nur den Blick über die politische Laufbahn des Bürgertums gleiten zu lassen, um die ganze haltlose, planlose Zerfahrenheit und Zerspaltung gegenüber dem von rechts und von links

Digitized by Google

drohenden Dogmatismus wahrzunehmen. Diese Erkenntnis ist aber auch wichtig für die Bewertung der Ereignisse, die wir in jüngster Zeit in sozialistischen Kreisen sich abspielen sahen. Maximilian Harden hat seine Meinung über Bernstein dahin ausgesprochen, daß nunmehr die Skepsis an den alten Idealen nage. Ich halte diese Ansicht für falsch. Gerade die Ausübung steter Kritik an den längst veralteten Dogmen des Marxismus kann die Arbeiterpartei vor dem Geschick des Bürgertums bewahren, durch ein paar Zeitereignisse plötzlich alles bisherige Glauben und Hoffen vernichtet zu sehen. Wer aber weiß, wie unendlich wichtig die Erhaltung eines zukunftssicheren Optimismus für eine große und aufsteigende ökonomisch-soziale Schicht ist, wie jede Enttäuschung von Idealen dem Idealismus selber das Grab gräbt, der wird, er mag selber stehen, wo er will, der Arbeiterschaft dieses Geschick gern erspart sehen wollen und in den Bernsteinschen Bemühungen ein ganz eminentes Verdienst um die geistige Gesunderhaltung der proletarischen Kreise erblicken.

Die ganze Unsicherheit des Bürgertums hat durch die jüngste wirtschaftliche Krise einen Grad erreicht, der kaum noch überschritten werden kann. Es ist sicher, daß in allen maßgebenden bürgerlichen Kreisen die Einsicht in die Notwendigkeit, das Prinzip der freien Konkurrenz viel stärker einzuengen, stetig wächst. Daß dies unmöglich ist im Sinne einer Erneuerung patriarchalisch-zünftlerischer Zustände, hat gerade das letzte Jahrzehnt mehrfach schlagend erwiesen. So macht sich denn mit zunehmender Deutlichkeit das Einsickern sozialisierender Tendenzen in die kapitalistische Produktionsweise bemerklich, wie es vornehmlich die Häufung der Ringe, Trusts, Syndikate, Aktiengesellschaften und Genossenschaften zeigt. Und mag auch das hierin ausgesprochene Streben, die wirtschaftliche Existenzunsicherheit zu vermindern, gerade neuerdings verschiedentlich enttäuscht worden sein, so liegt das an der Unvollkommenheit aller neuen Institutionen und Organisationen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Prinzip des sozialen Zusammenschlusses immer weitere Kreise, namentlich auch des mittleren und kleinen Bürgertums ergreifen, auch im Bauernstande sich ausbreiten wird, und daß die sozialpolitischen Strebungen, die von der radikalen Arbeiterschaft ausgehen, sich nicht mehr so einseitig wie ehedem auf die Existenzverbesserung — kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne — sondern ebenso intensiv auf die Existenzsicherung beziehen werden: steht doch die Gründung eines Reichsarbeitsamtes neuerdings in ihrem Brennpunkte. Soweit also die Existenzunsicherheit einen der Hauptfaktoren der Nervosität unserer Zeit ausmacht, können wir allenthalben erfreuliche Ansätze feststellen, die auf eine Besserung abzielen.

Aber auch die Sinnesüberreizung wird in jüngster Zeit ernsthafter bekämpft. Laufen doch die lobenswerten Erziehungspläne, wie sie namentlich von Hamburg ausgegangen sind, darauf hinaus, gerade dem Großstadtkinde eine mehr organische Entfaltung seiner Interessen zu teil werden zu lassen; und in einer ganzen Reihe von Großstädten beobachten wir die Tendenz einer geräumigeren Flächenerweiterung, einer Verlegung der Wohnungen und Schulen abseits von den lärmenden Verkehrsadern: gerade das vielbefeindete moderne Warenhaus wirkt in dieser Richtung, indem es die Wohnung vom Geschäftsraum radikal

Digitized by Google

loslöst. Hier erfüllt auch das Zweirad eine ganz hervorragende Mission, indem es die Wahl weiterer Entfernungen des Wohnplatzes von der Arbeitsstätte ohne zu große Zeitverluste ermöglicht. Und wenn unsere Stadtverwaltungen sich erst einmal zu einem energischen Kampfe gegen die Bodenspekulation aufraffen, so wird es im Bunde mit dem Fahrrad wohl gelingen, die großen Städte — deren Zunahme nun einmal unvermeidlich ist — noch viel mehr auseinander zu breiten und ihre heute so starken, nervenzerrüttenden Eigenschaften zu schwächen. Auch die Verlegung der Hauptverkehrsmittel — elektrischen Bahnen — unter oder über das Straßenniveau wird viel dazu beitragen, das großstädtische Straßenleben ruhiger, behaglicher, weniger lärmend und vor allem auch gefahrlos zu machen. Das sind ja, Gott sei Lob, alles keine Träume, sondern Tendenzen, die sich heute schon überall, wenn auch noch im Kampfe mit alten Vorurteilen, dennoch aber im entschiedenen Vordringen zeigen. Mit ihrem Siege wird die Nervosität und Ueberreizung, vornehmlich die kindliche, zweifellos eine erhebliche Verminderung erfahren.

Dieser Sieg aber kann nur erwachsen aus sozialen Kämpfen bald gegen diese, bald gegen jene Schicht der Gesellschaft, die an der Erhaltung der gegenwärtigen Uebelstände interessiert — zu sein glaubt, nicht wahrhaft interessiert ist: denn die Wahrung der Volksgesundheit liegt im Interesse aller, und wird allen auf die Dauer Vorteile bringen, die den momentanen Nachteil weit überwiegen. In solchen Kämpfen hat übrigens die von Sozialisten gern gebrauchte Phrase von der „einen reaktionären Masse" keine Geltung; es ergeben sich vielmehr die allermannigfachsten Gruppierungen, bald gilt es dieser, bald jener Schicht oder Gruppe etwas abzuringen, sei es auf staatlichem, sei es auf kommunalem Gebiete. Sicherlich aber gebührt den Nervenärzten, dabei in erster Schlachtreihe zu stehen: es ist ihr Recht und ihre Pflicht. Neuerdings hat ja namentlich die von Moebius eingeleitete Propaganda für Errichtung von Volksheilstätten für Nervenkranke eine erfreuliche Aeußerung dieser Erkenntnis gezeigt. Spricht sich doch darin der Gedanke aus, daß wir modernen Menschen, denen es gelungen ist, die ärgsten Seuchen zu bändigen, auch der Nervosität nicht mit Achselzucken zuzuschauen brauchen, sondern ihrer Verbreitung einen Damm setzen können, indem wir den Kranken Gelegenheit geben, behandelt zu werden. Weniger als auf allen anderen Gebieten ist es ja heute noch in der Nervenheilkunde möglich, mit positiven Mitteln gegen ein Leiden zu kämpfen. Aber wenn dem Arzte im allgemeinen die Hütung der augenblicklichen Gesundheit, die Heilung der Kranken obliegt, so lastet auf dem modernen Neurologen eine fast noch schwerere Aufgabe: er soll sein Volk vor dem düsteren Geschick der Entartung beschützen, und das kann er nur, indem er, wie wir es eingangs schon festlegten, die letzten Ursachen der Entartung aufdeckt, sie beseitigen lehrt und hilft.

Ich weiche nun persönlich von Moebius weit ab in dem Urteil über diese Frage. Ich kann mich nicht entschließen, an das zu glauben, was er „Ueberkultur" nennt. Ich halte unsere ganze Entwickelung für gesund, ich meine nicht, daß die Civilisation an sich, sondern nur das Heer der sie begleitenden, aber recht leicht einzudämmenden Uebelstände vorübergehende Schwächungen der menschlichen Kraft und

Digitized by Google

Gesundheit hervorruft. Ich glaube geradezu, daß es im Wesen der kulturellen Entwickelung liegt, uns körperlich und geistig gesünder und kräftiger zu machen. Wie die Schwindsucht die häufigste leibliche, so ist die Nervosität die ausgebreitetste psychische Schädigung in unseren Tagen. Und wie seit Brehmers unvergänglicher Lebensarbeit niemand mehr daran zweifelt, daß es uns gelingen muß und wird, der Tuberkulose Herr zu werden, so bin ich auch fest überzeugt, daß der Sieg über die Nervosität möglich ist, und daß wir damit einen bedeutsamen Faktor aus der Kette der Entartung ausschalten können. Wollen wir aber dieses Ungeheuer entwurzeln, so heißt es, seine Wurzeln aufsuchen. Nur das eindringliche Studium der wirtschaftlich-sozialen, der kulturellen und der anthropologischen Lebensbedingungen unserer komplizierten und nervösen Zeit wird dazu imstande sein. Nehmen wir es in Angriff, so ist uns der Erfolg sicher; und nicht nur schönere Befriedigung, sondern auch tausendfach größeren praktischen Nutzen wird der Nervenarzt von diesen Forschungen haben, als von der fragwürdigen Arbeit, die jahrzehntelang an die minutiöse Abstufung galvanischer und faradischer Stromstärken verschwendet worden ist.

Zeugung und Erziehung.

Hans K. E. Buhmann.

Im Zeitalter entwickelungsgeschichtlicher Betrachtung ist es eine grundlegende Wahrheit geworden, daß aus den geheimnisvollen Tiefen ihrer Schöpferkraft die eine Erde alle Lebewesen hervorgebracht hat und daß die Organismen, von Stufe zu Stufe fortschreitend, vom bildenden Leben zur empfindenden Seele sich emporgehoben und im Willen und in der Intelligenz des Menschen zur höchsten Blüte sich entfaltet haben. Dieselbe Kraft aber, die in den Mineralien die Krystallisation hervorruft, die in den Pflanzen bildet und zeugt, in den Tieren empfindet, denkt und will im Menschen. Die Natur gängelt auch den Menschen, ohne daß er es merkt.

Die sinnliche Existenz der Dinge ist der selbständige Kraftboden, dem die geistige Macht entkeimt und der die Wirksamkeit derselben wesentlich bedingt. Obwohl die beiden Seiten der menschlichen Existenz, die physische und die psychische, ihren eigenen Gesetzen folgen und eine eigenartige Entwickelung und Uebung erfordern, darf doch nicht verkannt werden, daß beide Naturen andererseits einander bedingen und bestimmen und erst in ihrer Vereinigung menschliches Leben und Wesen darstellen.

Die Erzeugung menschlicher Wesen ist ebensowenig ein rein sinnlicher wie rein psychischer Akt. Als Urwort der Menschenschöpfung lesen wir: Lasset uns Menschen, das ist ein Bild machen, das uns gleich sei! Ein Bild zeigt aber unter der Hülle sinnlicher Schönheit etwas Geistiges. Es ist wie jedes große Kunstwerk das Produkt einer Zeugung. Im Kopulationsakt verbinden sich Fleisch und Fleisch als Träger zusammen gestimmter Seelen. In der Kunst drängt sich aber der Geist des Künstlers schaffend in einen

Digitized by Google

Teil der Sinnenwelt, um ihn zum Träger und zugleich Leiter einer Kraft zu machen. Jedes große Kunstwerk ist darum das Kind einer reinen Empfängnis. „Der heilige Geist wird über dich kommen!" Dieser Spruch der Bibel ist keineswegs in dem Maße Unsinn und Aberglaube, wie Rationalismus und Materialismus zu beweisen suchen, sondern in diesen religiösen Bildern steckt ein gut Stück tiefster Wahrheit. Denn das Dogma von der geistigen Zeugung des Christus — des Heilandes der Menschen — konnte nur von künstlerisch berührten Seelen geschaffen werden. Wer gelernt hat, daß nicht in logischen Begriffen, sondern in Symbolen die tiefsten Wahrheiten ihren Ausdruck finden, der wird auch diesem Dogma seine ästhetisch bedeutsame Seite abgewinnen können. Welcher Künstler hätte sich nicht schon als „heiliger Geist" gefühlt gegenüber seinen spröden Stoffen und seinen himmlischen Kindern? — Derselbe heilige Geist brütete über den Wassern, bevor die Erde als ein Kunstwerk der Welt hervorgehen konnte. So berichtet eine Menschheitssage, an der die Jahrtausende gearbeitet haben. Die ersten Kapitel der Genesis sind eine grandiose Symphonie, deren Motive aber nur das Ohr des Künstlers als einzige Offenbarungen vernehmen kann.

In der vorchristlichen Zeit staunt der Mensch die Erde an; sie ist ihm höchstes Rätsel, und ein Trost ist ihm nur, daß er auch die Erde als ein Kind Gottes verstehen darf, aus deren Elementen er durch die Schöpferhand geformt wurde. Mensch und Erde: das ist das Lied der Menschheit vom Sündenfall über die Sündflut zum Grab des Mosesvolkes in der Wüste. Doch ein neuer Mensch bringt eine neue Zeit. Es wird eine Persönlichkeit geboren, die ihre Zeit so überragt, daß der Blick der Weggenossen und der kommenden Jahrhunderte bewundernd auf der Gestalt dieses Mannes ruht. Von nun an ist das ewige Rätsel des Menschen — der Mensch! Der Mensch wird ein „Menschensohn" und zugleich ein „Sohn Gottes" im Geist und in der Wahrheit. Der Genius, der solches kündete, mußte gezeugt sein, indem die Kraft des Allerhöchsten über eine Jungfrau kam, d. h. eine irdische Hülle suchte, von der ein reiner Geist seinen Ausgang nehmen konnte. Die religiösen Mysterien verdanken ihre Entstehung in den Vorstellungen der Menschen einer hohen und symbolischen Auffassung vom Akte der Zeugung, derselben Auffassung, die wir wieder finden, wenn wir das Problem Geschlecht und Kunst aufrollen.

Wo Körperliches und Geistiges, wie in der Kunst, zu einer Zeugung sich verstehen, liegt das Produkt zwischen Geistigem und Sinnlichem und wir nennen es dann ein ästhetisches oder ein Kunstwerk. Wo Körperlich-Geistiges mit Körperlich-Geistigem im Kopulationsakt der Menschen eine Geschlechtsfeier erleben, ist das Ergebnis wieder ein Körperlich-Geistiges. Wo dagegen der Geist über dem Geist, oder der Gedanke über dem Gedanken brütet, entstehen Wahnsinnsgebilde oder Werke des Genius, die eine geistige Fortzeugung in anderen empfangenden und fruchtbaren Seelen finden. Die Wirkung eines Geistes auf einen anderen, sei es nun, daß es sich um einzelne Menschen oder ganze Völker handelt, nennen wir Erziehung. Man könnte sagen: Zeugung ist schnelle Bildung, Erziehung soll langsame Zeugung sein, um Bildung zu werden. — Die Erziehung und Bildung kann indes nur die Kräfte

Digitized by Google

auslösen und leiten, die durch den ursprünglichen Akt der Zeugung einem Menschen auf seinen Weg gegeben sind. Erziehung ist daher eine Art Fortzeugung, oder, biologisch betrachtet, eine Hilfe zur Fortentwickelung.

Die Dichter und Denker haben immer von einer Mutter Erde gesprochen; sie brachten den Menschen in ein persönliches Verhältnis der Zeugung zur Erde, ohne freilich den großen entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang genau zu kennen, den uns die Naturforscher offenbart haben. Der griechische Mythus sah in der Erde einen beseelten, lebendigen Organismus und schuf ihr zum Symbol die Erdgöttin Gäa. Wie hoch sich aber immer der Geist des Menschen schwingen mag, den Erdgeruch wird er nimmer los.

Die Menschheit löst ihre großen und erhabenen Aufgaben unter willkommener Begünstigung der irdischen Mittel und Einflüsse. Der Erdteil, welchen ein Volk bewohnt und auf welchem sich dasselbe geistig bethätigt, ist die bedingende physische Grundlage seiner historischen Schicksale, indem er auf mannigfaltige Weise seine Wirkungen geltend macht und der Leibesgestaltung, dem Temperament und dem Geiste klimatische Färbungen aufdrückt.

Vor meinen Augen steigt aus der Erinnerung ein eindrucksvolles Bild auf. Es ist eine Skizze von Fidus, eine Illustrierung des „Liedes der Menschheit". Ein kraftstrotzender Krieger, eine prächtige Antäus-Figur hat Rüstung und Gewand abgelegt und tritt ein in die Höhle, die uns ein offenes Grab zu sein scheint. Und doch will er dort nur neue Kraft zum Lebenskampfe holen. Ein ähnliches Bild mochte vielleicht dem Rabbi von Nazareth vorschweben, als er, der die Menschen als das „Salz der Erde" bezeichnete, auf die Frage des klugen Nikodemus nur die eine Antwort wußte: Es sei denn, daß ihr von neuem *geboren* werdet, — — aber der Weise kannte die Mutter Natur nicht. Ihm hatte sich Grund und Sinn der Welt als geistiger „Vater des Alls" erschlossen.

Die Genies der Menschheit haben nie die Nabelschnur zerschnitten, die sie mit der Allmutter Erde verband. Die Flucht in den Frieden der Natur, die Rückkehr in den Schoß der Erde, schaffte ihnen Milieu und Stimmung, mit der Ewigkeit zu reden. In einer Höhle offenbarte sich Jehovah dem Elias, in der Wüste ließ sich Jesus versuchen, in der Einsamkeit des Berges Horeb ward dem Moses die Berufung. „Da kommt dann der heilige Geist, wenn man so *einsam* ringt und wühlt .... Da ruht man im Ewigen, da hat mans vor sich in Ruhe und Schönheit .... Da sieht man den Heiland, da fühlt man ihn. Aber wenn erst die Thüren schlagen, da sieht man ihn nicht, da fühlt man ihn nicht." (Gerhart Hauptmann, „Michael Kramer".)

Unsere Kultur bedeutet überall ein Besiegen der elementaren Kräfte. Die großen Erfolge in diesem Ringen haben den Menschen hochmütig und undankbar gemacht. Wir haben uns von der mütterlichen Natur entwöhnt und sind teilweise die Knechte unserer Werkzeuge geworden. Wir gleichen in unserem Verhältnis zur irdischen Natur dem armen Menschenwurm, dem bei der Geburt die Mutter gestorben ist. Die großen Städte sind die Massengräber der Erdensöhne. Der Asphalt, die „Elektrische", das Nachtcafé schaffen neue

Digitized by Google

Menschen, aber sie sind entartet. Und doch ist der Mensch, der den Zusammenhang mit der Natur verloren hat, mindestens im gleichen Grade ein Unglückseliger wie jener, dem die leibliche Mutter gestorben ist. Diese müssen wir einmal entbehren können, wir müssen sie sogar verlassen, um an unserem Weibe zu hangen, wer aber das Wiegenlied der Erde, der großen Erzeugerin, nicht mehr hört, wer sich nicht von der Natur fortgesetzt neu geboren werden läßt, ist ein Bettler, ein schlechter Mensch.

Das Ziel aller Erziehung ist deshalb das Bestreben, den heranwachsenden Erdenbürger nicht von der Zeugungskraft der Erde abzusondern, wenn die Mutter ihr Werk an ihm vollendet hat. In dem Augenblicke, da der neue Mensch das Licht der Welt erblickt, bekommt er als neue Mutter die Erde, als neuen Vater die Menschheit. Vor der rauhen Strenge dieses Vaters, vor den in Liebe geübten Schlägen desselben flüchtet er sich in den Schoß der großen Mutter Erde — Natur.

Damit eröffnen wir der Pädagogik neue Aussichten, begründen wir in Wahrheit eine natürliche Erziehung auf dem naturgeschichtlichen Begriffe der Zeugung.

Im Mutterleibe wiederholt der Mensch als Embryo noch einmal die Entwickelung, welche das Menschengeschlecht von der Tierheit bis zu seinem gegenwärtigen Typus genommen hat. So sagt uns die wissenschaftliche Hypothese. Am Tage der Geburt ist ein Zeugungswerk beendet. Noch darf sich die Mutter für kurze Zeit des uneingeschränkten Besitzes ihres Lieblings erfreuen. Dann übergiebt sie ihn häufig irgend einem Werkzeug, der Gehmaschine, der Kinderstube .... „Welches Kind hätte nicht Ursache, über seine Eltern zu weinen?“

Wenn sich das Kind den Armen der Mutter entwindet, soll es in die Arme der Natur gelegt werden. Hier soll es im kindlichen Spiel mit der Erde und ihren Geschöpfen die Kulturstufen der Menschheit durchlaufen, wie es im Mutterleibe unbewußt die Entwickelung zum Menschen gegangen ist. Wenn wir das erreichen, erleben wir die Reform einer Volkserziehung. Machen wir sie zu einer öffentlichen und gemeinsamen Angelegenheit. Alle technische, intellektuelle, ästhetische, moralische und religiöse Entwickelung und Ausbildung des menschlichen Geistes hat ihre bedingende Grundlage in der gesunden physischen Organisation des Menschen. Diese wird nicht allein durch Turnen und Athletik erreicht, auch nicht durch Sport und Waffenspiel, sondern liegt in der gesunden, naturkräftigen Zeugung seiner Eltern und Ahnen. Das Leben eines Menschen ist nur die Entwickelung von angeborenen und ererbten Kräften, und die Erziehung kann nur die Aufgabe haben, diese Kräfte sorgsam auszulösen und die im Daseinskampfe überlebenden und sich fortpflanzenden Individuen zu einer neuen und höherwertigen Zeugung hinzuleiten. Die Erziehung steht im Dienste der Zeugung, oder wie wir nun sagen dürfen, im Dienste der Züchtung.

Die moralische und geistige Erziehung des Kindes wiederholt in großen Zügen die geistige Entwickelung der Gattung. „Erziehen heißt Entwickeln.“

Digitized by Google

In der Entwickelung eines Menschen dürfen wir vier Perioden unterscheiden. Die erste ist die des Kindes, das nur Instinkten folgt und durch die Beobachtung von Dingen und Menschen zum Denken kommt. Diese Periode sollen wir möglichst lange zu erhalten suchen. In ihr soll das Kind Gelegenheit bekommen, die Schöpfungsgeschichte zu wiederholen, wie der Kindheitsglaube der Menschheit sie sich vorstellte. Es soll mit Wasser und Erde spielen, Blumen und Kräuter wachsen sehen, Tiere zu Spielkameraden erwählen. Wenn wir den Kindern den Himmel als einen großen Garten mit lieblichen Blümlein und vielem, vielem Gras ausmalen, in welchem die Kinder wie Engel den ganzen Tag singen und springen und tanzen, dann wissen wir, wie das Paradies der ersten Kindheit beschaffen sein muß. Aller Lebensanfang beginnt nach den Legenden des Orients in einem Garten. Das Kind lebt noch nicht im „Zauber der Natur", wie wir Erwachsenen. Erst wenn das Kind den ersten Tropfen vom Becher des Gedankens getrunken hat, wird es zerstreut und zerfahren. Die sagenhaften Menschen Adam und Eva verloren ihre Unschuld und Harmlosigkeit, als sie über sich selbst reflektierten; da erst ritzten Dornen und Disteln ihre müden Füße. Wenn natürliche naive Menschen lebten, würde eine „Begeisterung" für die Natur nicht möglich sein. Oft erlebt man es, daß Kinder ihre geschonte Naivetät darin zeigen, daß sie an der sie umgebenden, großen Natur nichts Besonderes zu finden vermögen. Sie fühlen sich zu ihr in so selbstverständlicher Beziehung, daß sie über die Berge, Bäche und Blumen so wenig nachdenken, wie der Vogel über seinen Gesang. Kleine Kinder „denken" nicht, wie auch die Bäume und Blumen nicht denken. Daher erklärt sich ihre Kameradschaft; deshalb gehören die Blumen so unmittelbar der Jugend an. Zwischen den Blumen muß das Kind leben, sich austoben, Bäume und große Steine sollen den Kreis seines Daseins erfüllen. Schonen wir also die Kinder, schonen wir ihre Triebe und Vorstellungen vor dem frühen Treibhaus der Kultur!

Die zweite Kindheitsperiode eines Menschen setzt ein mit dem Nachdenken des Kindes über Menschen und Dinge. Das Kind baut sich eine Welt der Gedanken. Das körperliche Wachstum des Zöglings nährt und treibt ein geistiges. War das Ziel aller menschlichen Einwirkung während der ersten Periode die Erhaltung der „Unschuld", so soll es nunmehr Aufgabe der zweiten sein, den Kinderglauben, dieses einsaugende Vermögen, ohne welches es keine Erziehung giebt, zu bewahren. Die Kinder sollen den Menschen, die ihnen zu Erziehern gesetzt sind, Glauben entgegenbringen können. Die besten Erzieher sind darum diejenigen, denen das Kind seinen Glauben freiwillig schenkt. Das blinde Vertrauen junger, unverdorbener, schöner Menschenseelen ist der höchste Lohn für den Erzieherberuf. Was für eine Kost verlangen die Kinder in dieser Zeit von ihren Erziehern? Geschichten, Märchen und Heldensagen — lauter Glaubensartikel. Die Kinder haben eine innere Furcht vor dem bloß Abstrakten, wie Adam und Eva vor dem Baume der Erkenntnis. In dieser Periode soll das Lehren mehr Wärmen als Säen sein. Der Einfluß der Familie, der Mutter muß der überwiegende bleiben. Alle Kunst der Erziehung kann nur darin bestehen, diese Periode der Entwickelung nicht zu früh abzubrechen. Sie sollte bei normalen Menschen bis zum Eintritt der

Digitized by Google

Pubertät dauern. Mit diesem Moment beginnt die wichtigste Periode in der Lebensgeschichte eines Menschen.

Der Mensch fängt an, sich selbst eine Aufgabe zu werden, er ahnt seine Bestimmung für die Gattung. Jetzt beginnt für ihn ein zweiter Frühling des Menschtums, der ihm nur dann Blumen sprießen läßt, wenn sich neue Unschuld und ein neuer Glaube zu einem freundlichen Himmel wölben. Dann kann dieser Lebensabschnitt der Geistesfrühling für Zeit und Ewigkeit werden. Jetzt sucht der Jüngling nach anderen Gefährten, als Mutter und Gespielen es waren. Große Männer müssen ihn zu ihrem Jünger machen. Für dieses Alter suchen wir nach einem Sokrates, Platon oder Seneca. Sie alle haben ihre Methode in ihrer Persönlichkeit. Sie zeugen aus dem gesunden Urstoffe ihrer Seele einen neuen Menschen, einen Charakter, indem sie ihn eintauchen in das Meer ihrer Ideale. Die Stufen ihrer Erziehungsarbeit sind Religion, Kunst, Philosophie.

Wissen und Glauben bilden den Nährboden des Geistes.
Unser Wissen ist Stückwerk.
Der Glaube versetzt Berge.

Das Wissen über sich selbst soll mit dem Glauben an die Ideale sich vereinigen, dann wird Denken nicht Unruhe. Dann werden die Ideale des Mannes seine Instinkte, gezeugt von der Mutter, geleitet von der Natur, geformt unter der Vaterschaft großer Männer. Ein Genius des Altertums nannte die Menschen das Salz, das ist, den Sinn der Erde. Ein Genius unseres Zeitalters fügte aber hinzu: Bleibt der Erde treu, ihr Menschenkinder!

Berichte.

Biologie.

Zur Geschichte der Entwickelungsphysiologie giebt H. Driesch einen kurzen Bericht im Biologischen Centralblatt (XX, 5). Die Frage, wie und durch welche Ursachen und Mittel aus dem einzelligen Ei der hochkomplizierte Organismus des ausgewachsenen Tieres hervorgeht, ist Gegenstand der Entwickelungs-Physiologie. Um sich diesen Prozeß zu veranschaulichen, hat man sich bisher meist, wie es sehr nahe lag, des Bildes der Maschine und der Struktur bedient. Roux und Weismann sahen im Ei eine Kombination chemisch-physikalischer Kräfte, eine sehr komplizierte Maschine, und glaubten die Erscheinungen der embryologischen Entwickelung zu erklären, indem sie sich vorstellten, daß die Entwickelung in der Zerlegung jener komplizierten Maschine in immer Einfacheres bestände. Nach Driesch kann nun aber von einer „Zerlegung" von irgend etwas als Grundlage der Form-Differenzierung nicht die Rede sein; nur in seltenen Fällen und auch dann nicht eigentlich aus sich selbst, sondern von außen veranlaßt, findet sie statt. Die Theorie von Roux und Weismann hat indes wissenschaftlichen Wert in der Form einer „komplikativen Zerlegungstheorie". Um das Ursachen- und Reizgetriebe in der Keimzelle und ihre Entwickelung zu verstehen, genügen nicht die aus dem bisherigen Wissensgebiet der Physiologie bekannten Kräfte und Gesetze. Durch die experimentelle Forschung sind viele Verhältnisse aufgedeckt worden, denen überhaupt nicht „maschinell" beizukommen ist. Es giebt gewisse Verhältnisse in der Lokalisation der Differenzierung des Eis, die zur Annahme einer „Autonomie" d. h. einer Selbstverursachung und Selbstgesetzgebung von Lebensgeschehnissen, oder populär gesprochen, zur Zulassung des „Vitalismus" nötigen. Als Beweis für die

Digitized by Google

Autonomie der Lebensvorgänge dient folgende Betrachtung: „Der fertige Organismus ist von ganz außerordentlich komplizierter Struktur oder Tektonik, und zwar ist diese Tektonik fast stets nach den drei Achsen des Raumes in typisch verschiedener Weise ausgebildet. Wie muß nun ein Mechanismus, besser gesagt eine Maschine, d. h. ein typisch geordneter chemisch-physikalischer Mannigfaltigkeitskomplex beschaffen sein, wenn er, wie ja vom Ei vorausgesetzt wird, durch Wirkung seiner Konstituenten aufeinander jene komplizierte Tektonik schaffen soll? Er muß auf alle Fälle auch sehr kompliziert, und zwar typisch-tektonisch kompliziert (nicht etwa nur als Gemenge mannigfaltig) sein; denn selbst vorausgesetzt, es gäbe an ihm weit weniger eigentlich wirkende Faktoren, als es später Mannigfaltigkeiten giebt: wie ist die typisch-spezifische Ordnung der letzteren denkbar, wenn sie nicht durch Wirkungsbedingungen, durch „Maschinenbedingungen" vorgesehen ist? Damit wird aber jede „Ausgangsmaschine", welche eine äußerst vermittelte End-Tektonik liefern soll, selbst sehr kompliziert, und zwar typisch geordnet kompliziert. Also wird solches auch der Entwickelungsausgang — das Ei."

Periodische Massenvermehrung als Entwickelungsfaktor. Die Abweichungen vom normalen Typus sind zahlreicher als man gewöhnlich annimmt. Die Veränderlichkeit ist die Regel, während die Zahl der Individuen, welche hinsichtlich ihrer Körperbeschaffenheit genau die mittleren Typen bilden, sehr gering ist. Zur Entstehung von Arten ist eine größere Variationsbreite und Variationsmenge erforderlich, als Darwin angenommen hat. Darwin hat nicht mit hinreichender Deutlichkeit die Begriffe betont, welche von neueren Naturforschern als „Selektionswert" und „Eliminationswert" bezeichnet worden sind. Die Ursachen der Variabilität sind in völliges Dunkel gehüllt. Steigerung und Verminderung der Variabilität wird aber ohne Zweifel durch die Nahrungsverhältnisse bedingt. Das Keimplasma muß für Schwankungen in den Nahrungsverhältnissen empfänglich sein. Die Variabilität bezieht sich aber nicht nur auf körperliche Organe und Eigenschaften, sondern auch auf den Vorgang der Fortpflanzung. Unter gewöhnlichen Umständen, d. h. so lange als die seit längerer Zeit existierenden Naturverhältnisse unverändert bleiben, besteht unter den Organismen einer Gegend ein Gleichgewichtsverhältnis, das sich darin zu erkennen giebt, daß die Zusammensetzung der Tier- und Pflanzenwelt sowohl betreffs der Identität der Arten als hinsichtlich der Zahl der Individuen dieselbe bleibt. Für einige Organismen ist eine starke Ueberproduktion der Abkömmlinge von nöten, damit sie nicht ausgerottet werden; andere, welche auf Kosten jener leben, erhalten sich auch ohne allzugroße Ueberproduktion in derselben Individuenzahl, welche ihnen unter den vorhandenen Umständen möglich ist. Derartige Umstände sind einer lebhaften Variation nicht förderlich. Die Arten haben einander angepaßt. Veränderungen der äußeren Umstände, wie besonders günstige meteorologische Verhältnisse, bringen teils während einer oder mehrerer Fortpflanzungsperioden eine für die Art überaus reichliche Nahrung hervor oder sind teils der Entwickelung und dem Aufwachsen der Abkömmlinge im höchsten Grade förderlich. Die Reproduktion und die Variabilität wird gesteigert, und damit die Möglichkeit in der Naturzüchtung des Daseinskampfes zu überleben. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Massenvermehrung als Entwickelungsfaktor zu bezeichnen. Der Verfasser bringt eine Reihe von Beispielen für seine Theorie. Er fügt die Bemerkung hinzu, daß während der Massenvermehrungen sich auch die Gewohnheiten und Instinkte ändern. „Eine veränderte Gewohnheit ist eine ebenso beachtenswerte Variation als irgend welche rein morphologische. Auch jener kann Gegenstand der Naturzüchtung werden und auf die Abkömmlinge vererbt werden. Wäre dies mehr allgemein eingesehen, so würde es viel Erstaunen über rätselhafte instinktmäßige Handlungen der Tiere ersparen. Sehr bedeutungsvoll können ja überdies solche Variationen sein, weil sie mehr oder weniger durchgreifende morphologische Abweichungen veranlassen können, wovon die rudimentären Organe und die verschiedenen Fälle von Funktionswechsel sprechende Beispiele sind." (Dr. G. Adlerz, Biologisches Centralblatt, XXII, 4.)

Wendet man, was durchaus berechtigt ist, diese biologischen Beobachtungen in entsprechender Weise auf die Geschichte des Menschengeschlechts an, so wird eine überraschende Fülle von Licht und Klarheit auf die historischen Schicksale der Rassen und Völker geworfen. Wenn Historiker und Bevölkerungsstatistiker etwas mehr biologisch und anthropologisch geschult wären, würde die naturwissenschaftliche Geschichtsschreibung immer mehr Anerkennung und Würdigung finden. Heute aber sind sie zum größten Teil noch in einem überlieferten Formalismus befangen.

Digitized by Google

Die Verschleppung von Tieren durch den Handel; ihre zoologische und wirtschaftliche Bedeutung. Ueber diesen Gegenstand sprach Dr. L. Reh (Hamburg) auf der dreiundsiebzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Die heutige Verbreitung der Tiere ist ein Produkt zweier Ursachen, deren eine die Tiere selbst, deren andere die Einflüsse der Außenwelt bilden. Zu letzteren gehören außer den terrestrischen, geologischen und ähnlichen Vorgängen auch wieder die Tiere in ihrer Rolle als Verbreiter anderer Tiere. Die bedeutendste Stelle unter ihnen nimmt unzweifelhaft der Mensch ein, gemäß seiner höchsten Stellung im Tierreiche. Sein Eingreifen in das Gebiet der Natur schafft keineswegs „künstliche" oder „unnatürliche" Verhältnisse, wie wir uns unter dem Drucke der uns in Fleisch und Blut übergegangenen anthropozentrischen Anschauungen gewöhnlich ausdrücken, sondern gehört durchaus in den Rahmen der biologischen Naturerscheinungen. Es ist nur quantitativ, nicht qualitativ von dem Eingreifen anderer Tiere verschieden. — Käfer, Schmetterlinge, Fliegen, Vögel, Ratten, Mäuse u. s. w. werden durch den Menschen von einem Land ins andere verschleppt. Die interessantesten Probleme treten uns entgegen, wenn wir das Gebiet der im Gange befindlichen Verschleppung verlassen und uns der Einbürgerung eingeschleppter Tiere zuwenden. Da ist vor allem die äußerst merkwürdige Thatsache, daß, während Europa der ganzen übrigen Erde Bestandteile seiner Fauna übermittelt hat, es selbst von Uebersee für seine Freilandfauna fast nichts erhielt. Das einzige mit fast völliger Sicherheit hier anzuführende Tier ist die aus Central-Amerika stammende Reblaus. Die Einschleppung von überseeischen Tieren ist von einer solchen wirtschaftlichen Bedeutung, daß wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, auf sie unsere Aufmerksamkeit zu richten. Namentlich kommen die Insekten in Betracht. Von den in ihrer Heimat schädlichen Insekten droht uns weniger Gefahr als von den dort unschädlichen. Zu fürchten sind auch die San José-Schildlaus und der Coloradokäfer. Vollständige Verhinderung der Einschleppung der schädlichen Tiere ist nicht möglich. Der Redner verlangt in erster Linie Pflanzenschutz-Stationen im Binnenland.

Anthropologie.

Schädelmaße bei Affen und Halbaffen. Seit Jahren besitzen wir für Rassenschädel der Menschen ausführliche Kataloge von bleibendem Wert, und es ist erstaunlich, daß man bisher nicht ähnliche Sammlungen für Affenschädel anlegte, da doch die Vergleichung der Primaten unter einander so beliebt ist. Einen solchen Katalog giebt J. H. F. Kohlbrugge in der Zeitschrift Morphologie und Anthropologie. (1902, Heft 2.) Nach seinen Untersuchungen sind alle Catarrhinen, auch die Hylobatiden, kurzköpfig oder brachycephal, und zwar liegt der Schädel-Index für alle zwischen 80 und 83. Cebus niger, der einzige Vertreter der Platyrrhinen, ist dolichocephal oder langköpfig. Die Prosimier sind teils meso-, teils dolichocephal, mit der bemerkenswerten Ausnahme von Tarsius spectrum, dessen Schädel-Index nahe 100 ist, so daß Quer- und Längsdurchmesser gleich, der Kopf also vollständig rund ist.

Physischer Unterschied zwischen Japanern und Europäern. Derselbe besteht in der Abwesenheit von Ohrenläppchen bei den Japanern. Nach der Ansicht von Dr. von der Heyden, Direktor des General-Hospitals in Yokohama, sind die Ohrenläppchen nur durch Vererbung fortgepflanzte und erworbene Verunstaltungen des Ohres, erzeugt von den schweren Ohrgehängen der arischen Völker in uralten Zeiten. (?) (Ost-Asien, IV, No. 48, Seite 555.)

Rassen-Verwandtschaft zwischen Mongolen und Indianern. Riedel und Baelz entdeckten an neugeborenen Mongolenkindern blaue Flecke in der Kreuzbeingegend und oft auch an anderen Stellen. Baelz fand die Flecke außer bei Japanern auch bei koreanischen, chinesischen und malayischen Kindern und schloß daraus, daß sie ein wesentliches Merkmal der gesamten mongolischen Rasse darstellen, das man auch zur Entscheidung der viel umstrittenen Frage von der Verwandtschaft zwischen den Mongolen und den Indianern Nordamerikas benutzen sollte. Baelz fand nun diese Flecke, wenn auch weniger deutlich, bei zwei Indianer-Kindern. Wenn weitere ausgedehnte Untersuchungen das Vorkommen der blauen Flecke als Regel bestätigen, so hat man zum erstenmal ein typisches anatomisches Beweismal für die nahe Verwandtschaft beider Rassen. Baelz hält es für wünschenswert, daß man auch bei den dunkelen (brünetten) Rassen Mittel- und Südeuropas

Digitized by Google

nachforsche, ob sich nicht auch dort Spuren von diesen Flecken finden. Man hat ja die „alpine" oder „keltische" Rasse schon oft zu den Mongolen in Beziehung gebracht, und es wäre, diese Beziehung als richtig vorausgesetzt, geradezu auffallend, wenn sich bei ihr nicht wenigstens Andeutungen dieses merkwürdigen Phänomens nachweisen ließen. (Zeitschrift für Ethnologie, 1901, V. Bd., Seite 393.)

Armmuskulatur bei Glasarbeitern. Dr. Schmidt stellte durch zahlreiche Messungen fest, daß bei den Glasmachern der linke Arm und besonders der linke Unterarm infolge ihrer vorwiegend einseitigen Beschäftigung häufig kräftiger entwickelt ist als der rechte. Ursache ist die einseitige Belastung des linken Armes. Diese Hypertrophie hält sich auch dann noch, wenn die Glasmacher seit Jahren ihren Beruf aufgegeben haben. Sie tritt schon in den ersten Jahren der Berufsthätigkeit ein, so daß auffällige Differenzen in dem Mehrumfang des linken Armes zwischen alten und jungen Glasmachern nicht bestehen. (Monatsschrift für Unfallheilkunde und Invalidenwesen, IX, 2, Seite 40.)

Statistik der Drillingsgeburten. Drillingsgeburten sind sehr selten. Noch seltener sind die eineiigen Drillinge, d. h. solche, welche aus einer Eizelle stammen und daher nur einen einzigen Mutterkuchen bilden. Nach den Beobachtungen in der königlichen Universitäts-Frauenklinik in Berlin kamen, wie Dr. R. Saniter in der Zeitschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie (1901, 3. Heft) mitteilt, auf 2349 Geburten eine Drillingsgeburt. Nach G. Veit kommen eine Zwillingsgeburt auf 89, eine Drillingsgeburt auf 7910 und eine Vierlingsgeburt auf 371126 normale Geburten. Nach Mirabeau, der 30 mehr oder weniger große Statistiken verschiedener Länder zusammenstellte, findet man als Durchschnittsverhältnis der einfachen zu den Drillingsgeburten 1 : 6558, eine Zahl, die der Wahrheit am nächsten kommen dürfte. — Es giebt fruchtbare Jahre und fruchtbare Gegenden. Mit Zunahme der Einzelgeburten im Jahr nehmen auch die Drillingsgeburten relativ zu. In manchen Familien besteht eine erbliche Neigung zu Zwillingsgeburten. Dasselbe gilt für Drillinge. Mirabeau teilt zwölf Stammbäume mit, die teilweise eine ganz auffallende Häufung nicht nur von Zwillings- und Drillings-, sondern sogar einzelnen Vierlings- und Fünflingsgeburten zeigen, und zwar meist in der Weise, daß in der älteren Generation Zwillinge, in der jüngeren Drillinge u. s. w. vorherrschen.

Die Milchsekretion der Neugeborenen. Bekanntlich tritt bei Neugeborenen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, in den ersten Tagen, welche der Geburt folgen, fast immer eine Milchsekretion auf, die man als „Hexenmilch" bezeichnet hat. De Sinety hat gezeigt, daß dieselbe von einer Ausscheidung seitens der Geschlechtsorgane begleitet ist. Er bringt diese Milchsekretion in Zusammenhang mit derjenigen Schwellung der Brustdrüse, welche man in beiden Geschlechtern beim Auftreten der Geschlechtsreife beobachtet, und die mit den Aenderungen in Beziehung stehen, welche an den Genitalorganen in dieser Lebensperiode vor sich gehen. Er hat beobachtet, daß die Schwellung der Brustdrüse namentlich bei solchen Kindern im Beginn der Geschlechtsreife auftritt, welche auch im Anfang ihres Lebens eine starke und sich in die Länge ziehende Sekretion von Hexenmilch besaßen. Sinety hält beides für eine individuelle Disposition, für eine Idiosynkrasie. (Comptes rendus hebdomadaires des séances de la société de biologie, Paris 1902, No. 7.)

Psychologie.

Die Funktion des Stirnhirns. Nicht bloß Laien sind es, sondern auch die meisten Aerzte und Naturwissenschaftler, die da behaupten, daß die höchste geistige Funktion, namentlich das Schlußvermögen, im Stirnhirne, der vorderen ziemlich gut abgesetzten Partie des Gehirns sitze. Diese namentlich von Meynert vertretene Auffassung wird nun durch Experimente des Physiologen H. Munk nicht wenig erschüttert. Nach Munk ist weder der Stirnlappen der Sitz der Intelligenz noch sind überhaupt besondere Bezirke der Großhirnrinde eigens mit den höheren psychischen Funktionen betraut, ebensowenig wie es Bezirke giebt, die bloß den Sinnesempfindungen dienen. Die Rinde stellt sich als ein Aggregat von den verschiedenen Sinnen zugeordneten Abschnitten dar, und es kommen in den centralen Elementen jeder Sinnessphäre die spezifischen Empfindungen und Vorstellungen eines Sinnes zustande. Nach Näcke muß man annehmen, daß das Stirnhirn nicht der

Digitized by Google

alleinige Sitz der Intelligenz ist, sondern daß dieselbe mehr oder minder auf der ganzen Gehirnoberfläche ausgebreitet ist. Wie ist aber mit der Lehre Munks jene Thatsache des Größerwerdens des Stirnhirns in der Tierreihe von unten nach oben und desgleichen beim Menschen zu erklären, wie ferner, daß Verbrecher, wahrscheinlich auch Irre durchschnittlich, so scheint es, ein etwas kleineres Vorderhirn, geniale Menschen, große Denker dagegen ein größeres als normal haben? Sicher nimmt in obigen Fällen das Vorderhirn zu resp. ab, aber in gleicher Weise auch die übrige Hirnoberfläche. Ist nun die Intelligenz an die ganze Oberfläche gebunden und nimmt sie im ganzen zu oder ab, so muß es auch die sogenannte Intelligenz thun. Wenn dagegen geltend gemacht werden sollte, daß bei Paralytikern, Blödsinnigen, im Alter u. s. w. besonders das Stirnhirn ergriffen ist, so verhält es sich zwar so, doch besteht dabei zugleich auch Atrophie des übrigen Gehirns. (P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie. VIII, 2, Seite 213.)

Urgeschichte.

Urgeschichtliche Forschungen. Den prähistorischen Forschungen stehen nur wenige sichere Daten als Grundlage für ihre Folgerungen und Schlüsse zu Gebote. Die sicher feststehenden oder mit Sicherheit zu ermittelnden Anhaltspunkte sind, soweit exakte fachmännische Untersuchungen in Betracht kommen: 1. der Fundort, 2. die Fund-Umstände, 3. das Material der Fund-Gegenstände, 4. deren Form, 5. die Technik ihrer Herstellung, 6. die Zahl der Fundstücke jeder Gattung, 7. die Verbreitung der Typen. Ferner muß noch ermittelt werden, soweit dies möglich ist: der Zweck und die Gebrauchsweise des Fund-Gegenstandes, der Ursprungsort, der Weg und die Ausdehnung seiner Verbreitung, die Zeit-Stellung, die Volks- oder Rassen-Angehörigkeit der Verfertiger und der letzten Besitzer. Um die Aufhellung der zuletzt genannten Probleme zu erleichtern, wird eine „prähistorische Kartographie" vorgeschlagen, eine geographische Darstellung des Denkmäler- und Fund-Materials. Diese Arbeiten müssen in allen Ländern Europas in gleicher Weise ausgeführt werden, so daß ein gleichartiges Netz über ganz Europa ausgebreitet wird, um das Ursprungsgebiet festzulegen, und die Wege, sowie die Grenzen der Ausbreitung in ihrem ganzen Umfang bestimmen zu können. (A. Voß, Nachrichten für deutsche Altertumsfunde. 1901, Heft 2, Seite 26.)

Ein prähistorisches Dorf bei Achenheim im Elsaß untersuchte Dr. R. Fosser, der in diesem Fund einen Ort von höchster Bedeutung für die Urgeschichte erkannte. Achenheim erscheint als ein Ort, an dem der Mensch schon zur Diluvialzeit gewohnt, dann in der neolithischen Zeit ein Dorf begründet hat, das während der Metallzeit weiter bestanden, als ein Ort, der ferner Wohnstätten der Tène- und Römerzeit enthält, ebenso durch andere Funde sich als zur Franken- und Merowingerzeit besiedelt erweist und auch durch das Mittelalter bis heute bewohnt geblieben ist. Achenheim ist also einer der wenigen Orte, wo sich eine ununterbrochene Besiedelung der Menschen von der Diluvialzeit an feststellen läßt. (Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1900, Heft 6, Seite 95.)

Ursprungsgebiet und Entstehungsweise des Ackerbaues. Man nahm bisher an, daß die Entwickelung des Menschengeschlechts durch drei Stände hindurch gegangen sei. Nachdem der Mensch anfangs im unmittelbaren Verkehr mit der Natur nur von den freiwilligen Gaben derselben gelebt habe, sei das erste Eigentum mit der Hirtenstufe in die Welt gekommen; darauf habe sich der Ackerbau entwickelt, die Grundbedingung für jede Weiterentwickelung unserer Kultur. Diese konventionelle Auffassung entspricht aber nicht den Thatsachen. Der durch seine Untersuchungen über die Beziehungen der Haustiere zur menschlichen Wirtschaft bekannte Dr. E. Hahn stellt fest, daß über die ganze Welt ausgedehnt eine sehr, sehr alte, stellenweise primitiv gebliebene, stellenweise weiter ausgebildete Pflanzenkultur besteht, die zum allergrößten Teil überall in weiblichen Händen geblieben ist und die mit unserem Ackerbau nicht das mindeste zu thun hat. Diese Pflanzenkultur fehlt nur wenigen Stämmen in Afrika und Amerika, die Australier sind dagegen nicht über, für uns freilich sehr beachtenswerte Anfänge hinausgekommen, während sich andererseits bei den eigentlichen Hirtenvölkern in Asien und zum Teil auch Nord-Afrika die Verhältnisse ganz eigenartig in Anlehnung an den Ackerbau entwickelt haben. Der Ursprung des Ackerbaues ist der Hackbau, so genannt,

Digitized by Google

weil hier der Boden mit der Hacke bearbeitet wird. Die Hirse ist die älteste Kulturpflanze. Der durch den Pflug bewerkstelligte Ackerbau setzt die Erfindung des Wagens voraus, der von dem Rind gezogen wird. (Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin. Bd. 36, No. 5.)

Sozialwissenschaft.

Biologie und Soziologie. In einem als Sonder-Abdruck vorliegenden Vortrage behandelt A. von Wenckstern „Die Entwickelungslehre und die Entstehung der modernen Volkswirtschaft und des modernen Staates". Die beiden Wissenschaften Biologie und Soziologie verschlingen sich so ineinander, wie das Natur- und Gesellschaftsleben in der Wirklichkeit. Beide aber können ihre zusammenfassenden Theorien nur auf wissenschaftlichen Vermutungen, auf Hypothesen begründen. Doch arbeiten wissenschaftliche Schulen und Parteien „mit der Wahrheit von gestern, als ob sie wirkliche Wahrheit wäre". Trotzdem ist es gut, daß scharfe Irrtümer gelten und scharfe Geister um sich sammeln: Durch den Irrtum und dadurch, daß man ihn durchschaute, kam die Erkenntnis doch ein Stück vorwärts. Die einseitig entwickelten Lehren von Smith und Marx haben Wirtschaft und Staat vorwärts gebracht und der Technik gewaltige Impulse gegeben. „Der Marxismus zwang — direkt oder indirekt — Gesellschaft und Staat, vom Pfühl des behaglichen Gehenlassens und Genießens, auf den die verzerrte Smithsche Doktrin geleitet hatte, aufzustehen und wieder zu handeln nach großen ethischen Imperativen." Es ist ein Entwickelungsgesetz der Biologie, daß in der Struktur jeder Zelle und jedes Zellstaates die Notwendigkeit liegt, daß alle Elemente am richtigen Ort, zur richtigen Zeit, im richtigen Maß da sind und wirken. Es ist ein Irrtum der Soziologie, womöglich alles aus einem Trieb begreifen zu wollen. „Man hat aber erkannt, daß man alle Triebe, alle Wirkungsmöglichkeiten der Menschen und Völker zur Basis nehmen muß, daß die Seele der Menschen und Völker dirigierend hinter seiner Wirtschaft, seiner Staatsordnung, seiner Ethik, seiner religiösen Sehnsucht steht, daß der Geist den sozialen Körper schafft." Ein organischer Zusammenhang besteht in der Kette der sich entwickelnden Individuen. „Aber die Menschheit gebiert noch anderes als bloß neue Menschen: Die Geschichte der Menschen, die Organisation in Wirtschaft und Staat, die Kunstwerke, die großen Werke des Geistes, sowohl die intellektuell forschenden, als auch die ethisch-religiöse Imperative setzenden Werke. Jedes kontrollierte Ereignis der Geschichte, jede konstatierte wirtschaftliche und staatliche Organisation, jedes erhaltene Kunstwerk, jedes gerettete Geisteswerk ist ein Produkt des Menschengeschlechts, das, wie das Ei die biologischen, die soziologischen Elemente assimiliert hat, mehr oder weniger universal und korrekt. Es kann — man denke an die pergamenischen Sammlungen — Uraltestes fortwirken, gut oder schlecht, je nachdem es von Schlacken gereinigt und richtig gewürdigt wird. Wenn nun ein genialer Kopf oder eine Vielheit genialer Köpfe, im günstigsten Fall ein ganzes Volk zusammenwirkend die Geistesschätze der Vergangenheit zusammenfaßt in einer Weltanschauung, in einem Programm des geistigen, wirtschaftlichen, staatlichen — des gesamten sozialen Lebens: dann findet die Geburt einer neuen Volksseele statt, die alles frühere assimiliert, es an dem eigenen Erkennen korrigiert und in seiner Entwickelung einen neuen modernen Typus menschlicher Existenz aufbaut." So ist nach Wencksterns Ansicht der preußische Staat und das neue Deutsche Reich entstanden. Jedem das Seine, d. h. „jedem seine Aufgabe" und nicht „jedem sein Lohn" sei das leitende Gesetz der preußischen Politik seit 500 Jahren gewesen. „Es kommt darauf an, da das „jedem das Seine" durch geistig-sittliche Arbeit gefunden werden muß, in das ganze Volk die Kenntnis der biologisch-soziologischen Grundgesetze hineinzutragen."

Organisationsbestrebungen in den freien Berufen. Im Gegensatz zu dem absoluten Vorherrschen des Individualitäts-Gedankens in den letztvergangenen Jahrzehnten sieht man mit Recht das charakteristische Moment der Gegenwart in dem siegreichen Vordringen der Organisation, d. h. des Zusammenschlusses gleichartiger und von gleichen Interessen beseelter Elemente zu gemeinschaftlichem Zusammenwirken. Arbeiterorganisationen und Unternehmerverbände haben sich schon eingelebt. Auch die „freien" Berufe beginnen sich zu organisieren, wie die zahlreichen Vereinigungen von Aerzten, Apothekern, Chemikern, Ingenieuren, Architekten und dergleichen beweisen. Zu diesen Organisationsansätzen zu einer neuen Gesellschaftsform gehört auch der „Deutsche volkswirtschaftliche

Digitized by Google

Verband", der die Interessen der praktischen Volkswirtschaftler zu vertreten sucht, z. B. in Bezug auf Pensions- und Reliktenversorgung, Vermittelung von Vakanzen und Stellengesuchen, Verwertung litterarischer und wissenschaftlicher Thätigkeit auf volkswirtschaftlichem Gebiet. (Dr. W. Borgius, Die Zeit, 1902, Nr. 21.)

Rechtswissenschaft.

Die Rechtsverhältnisse bei den Betschuanen und Hottentotten behandelt in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft (Bd. 15, Heft 3) J. Kohler, der als Begründer der vergleichenden Rechtsgeschichte auf ethnologischer Basis zusammen mit H. Posth rühmlichst zu nennen ist. Bei den Betschuanen gilt noch ein Ueberrest des Mutterrechts, bei dem bekanntlich der Oheim in der Familie eine große Rolle spielt, und als natürlicher Beschützer seines Neffen auftritt. Anders als bei manchen anderen Bantustämmen wird auf die Keuschheit der unverheirateten Männer und Mädchen großer Wert gelegt. Es besteht ein stark entwickeltes Häuptlingsrecht. Daß dem Häuptling ein jeder mit Leib und Habe gehöre, ist ein echter Bantu-Gedanke. Der Staat ist ein Geschlechter-Staat. Niemand gehört zum Staat, der nicht einer der Familien angehört. Bei den Hottentotten finden sich noch Reste des früher üblichen Frauenraubs und Frauenkaufs. Grund und Boden ist, wie in Afrika überhaupt, im Gemeinbesitz und wird dem einzelnen durch Häuptling und Rat zugewiesen. Die Blutrache besteht nicht mehr. Der Staat ist auch hier ein Geschlechterverband. Das Häuptlingsrecht ist erblich, und zwar in männlicher Linie. Der Rat, der die Gerichtsbarkeit ausübt, besteht aus den Häuptern der angesehensten Familien. Neben dem Rat kommt noch die Volksversammlung in Betracht bei Wahl (Bestätigung) des neuen Häuptlings, bei Entscheidung über Krieg und Frieden.

Behandlung geisteskranker Verbrecher. Dr. K. Gumpertz verlangt, da das neue Bürgerliche Gesetzbuch bereits mit den Begriffen der „Geisteskrankheit" und „Geistesschwäche" operiert, daß das Strafgesetzbuch neben aufgehobener Zurechnungsfähigkeit auch die geminderte Zurechnungsfähigkeit aufnimmt, welche die meisten ausländischen Gesetzbücher schon kennen. Vorläufig wird bei uns der geminderten Zurechnungsfähigkeit in der Weise Rechnung getragen, daß die mildernden Umstände, welche unser Strafgesetzbuch wenigstens bei der Mehrzahl der Delikte kennt, ausnahmslos derartigen Minderwertigen bewilligt werden, und zwar in Form einer Verkürzung der Freiheitsberaubung. Kurze Freiheitsstrafen sind aber mehr schädlich als nützlich. Ausgesprochene geisteskranke Verbrecher werden von jeher in einer Irrenanstalt untergebracht. Die Frage, ob Rechtsbrecher mit verminderter Zurechnungsfähigkeit unter Berücksichtigung ihres Defektzustandes im Gefängnis belassen oder gleichfalls einer Heilanstalt zugeführt werden sollen, wird von Psychiatern und Juristen verschieden beantwortet. Einige verlangen für sie besondere Anstalten unter Leitung eines Gefängnisbeamten und Psychiaters. (Deutsche medizinische Presse VI, 1.)

Deutscher Rechtsbund. Der Deutsche Rechtsbund konstituierte sich am 6. Oktober 1901 in Frankfurt a. M. und macht es sich zur Aufgabe, „das in der Regierung fast ausschließlich herrschende Juristentum zu bekämpfen und für volkstümliches Recht in der Gesetzgebung einzutreten". Ein Aufruf des Bundes beklagt, daß die wichtigste Grundlage für das politische, wirtschaftliche und sittliche Leben des Volkes vernachlässigt und übersehen worden ist. „Wir haben ein Juristenrecht, das dem Volke zum Teil gänzlich unverständlich ist. Das deutsche Volk hat zu seinem Schaden sein Recht viel zu ausschließlich einer Kaste von gelehrten Richtern, die seine Lebensbedingungen nur ungenügend kennen, überlassen. So ist eine Entfremdung zwischen dem Volk und seinem Rechtswesen eingetreten. Ein Volk aber, das nicht vollen Anteil nimmt an der Ausgestaltung seines Rechts, ist in Gefahr, sein Gewissen und die sicheren Grundlagen seiner Existenz zu verlieren. Wir sehen es an England und können es auch schon genugsam bei uns erkennen, welche Gewissenlosigkeit obenauf gekommen ist. Es ist die höchste Zeit, daß das deutsche Volk dagegen den Kampf mit aller Entschiedenheit aufnimmt, und wenn unsere Juristen es nicht verstehen, aus sich heraus zu einer gründlichen Reform zu kommen und uns zu sozialer Gerechtigkeit zu führen, so muß das deutsche

Digitized by Google

Volk die Rechtserneuerung selbst in die Hand nehmen und sich zu einer nationalen Großthat aufraffen!" — Das Organ des Deutschen Rechtsbundes ist der „Volksanwalt" (Verlag in Kiel); Vorsitzender ist Professor Lehmann-Hohenberg.

Soziale Hygiene.

Schutz der Kinder. Ueber Kinderarbeit in der Spielwarenindustrie bringt der Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer Sonneberg für 1901 bemerkenswerte Mitteilungen. Die Ermittelungen ergaben die Bestätigung früherer Untersuchungen, daß die Spielwarenindustrie, die in diesem Bezirk tonangebend ist, die Kinderhände in einem Maße in die gewerbliche Arbeit hineinzog, wie dies kaum in irgend welcher anderen Industrie der Fall ist. Von 12076 Schulkindern des Bezirks waren 5106 gewerblich beschäftigt, also nicht viel weniger als die Hälfte. Von diesen waren 1527 über zwölf Jahre alt, die anderen jünger bis herab zu sechs Jahren. Eine gewerbliche Thätigkeit vor Beginn des Unterrichts, also vor dem vollendeten sechsten Lebensjahre, hatten nicht weniger als 1069 Kinder. Zwar ist die Thätigkeit der Kinder nicht gesundheitsschädlich. Allein die weite Ausdehnung der Kinderarbeit und namentlich der Beginn am frühen Morgen gaben doch zu den ernstesten Bedenken Anlaß. In Lehrerkreisen erwiesen sich die Klagen als ganz allgemein, daß die Kinder vielfach schlaff und zur Aufnahme geistiger Arbeit unfähig zur Schule kamen. Die Handelskammer hält deshalb die vollständige Beseitigung gewerblicher Kinderarbeit vor dem Frühunterricht für dringend geboten. (Soziale Praxis XI, No. 16, Seite 409.)

Arzneikosten und Krankenheilungen. In dem Geschäftsbericht der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Oldenburg für das Jahr 1900 wird mitgeteilt, daß im abgelaufenen Geschäftsjahr bei gleicher Mitgliederzahl die Ausgabe für Arznei und Heilmittel von 9239,02 Mk. auf 3635,60 Mk., also auf etwa ein Drittel der früheren Ausgabe herabgegangen sind. Die Ursachen liegen einmal in der Einrichtung einer eigenen Kassenapotheke, in welcher neben sonstigen Krankenbedarfsartikeln die dem freien Verkehr überlassenen Medikamente vorrätig gehalten werden, dann aber in dem Uebergang zur „biochemischen" Heilmethode, deren Arzneimittel außerordentlich billig und einfach sind. In einem an die Kasse gerichteten Briefe von Dr. Landmann, der in dem Berichte abgedruckt ist, heißt es: „Ihre Kasse darf seit einiger Zeit Anspruch darauf machen, unter den ca. 23000 deutschen Krankenkassen für den Statistiker als die bei weitem interessanteste zu gelten, weil bei derselben mit dem auffälligsten Ergebnis ein medizinisches Experiment im großen Stil zur Durchführung gelangte, welches ohne die staatliche Krankenversicherung wohl kaum jemals möglich gewesen wäre. Seit Jahr und Tag durfte man in Kassenkreisen mit lebhafter Spannung den Resultaten entgegensehen, welche die mit dem Ausscheiden der allopathischen Aerzte seit dem 1. April 1899 eingeleitete Revolutionierung der Krankenbehandlung, bestehend in der Ablösung der Allopathie durch die Biochemie, im Gefolge haben würde. Heute wissen wir, daß diese Wendung an den ca. 3000 Mitgliedern der Kasse spurlos vorübergegangen ist, daß die vorgekommenen Krankheitsfälle bei einem Drittel der früheren Arzneikosten nicht nachweisbar anders verlaufen sind als früher." Dr. Landmann weiß sich frei von besonderen Sympathien für irgend eine medizinische Richtung; seine langjährigen Erfahrungen im Dienste der Krankenkassen, der Einblick, den er in dieser Zeit in Millionen von Kassenrezepten aller medizinischen Schulen gethan hat, und die Wahrnehmungen, die er bei seiner Statistik über Hunderte von Kassenärzten machen konnte, haben seine von jeher vertretene Auffassung bestätigt, daß gegenüber der gewerblichen, sowie den Entbehrungskrankheiten der Arbeiterbevölkerung alle Heilsysteme gleich ohnmächtig sind, und daß es eine Thorheit ist, zu glauben, die verlorene Gesundheit lasse sich eßlöffelweise in der Apotheke kaufen.

Bekämpfung des Alkoholismus. In Preußen wurde im Jahre 1899 Alkoholismus festgestellt a) in allgemeinen Krankenhäusern bei 13610 männlichen, 776 weiblichen, zusammen bei 14386 verpflegten Personen, b) in Irrenanstalten bei 6259 männlichen, 716 weiblichen, zusammen 6975 verpflegten Personen, überhaupt also bei 19869 männlichen und 1492 weiblichen, zusammen 21361 verpflegten Personen. Der Säuferwahnsinn kommt in hervorragendem Maße besonders in den

Digitized by Google

Städten vor. Dr. J. Waldschmidt giebt der Hoffnung Ausdruck, daß Staat und Gemeinde ebenso wie die Lungenleiden, so auch den Alkoholismus bekämpfen, um ein Uebel zu vermindern und möglichst an der Wurzel auszurotten, welches alljährlich Milliarden erfordert und ein Massenelend erzeugt, das den gesamten Volkskörper immer ernstlicher zu gefährden droht. (Dr. J. Waldschmidt, die Trinkerfürsorge in Preußen, Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus. 1901, III.)

Die Anzeigepflicht bei Tuberkulose. Die wichtigsten Bemühungen im Kampf gegen die Tuberkulose sind frühzeitige Erkennung der einzelnen Fälle, Untersuchung verdächtiger Auswurfstoffe auf Tuberkelbazillen, Desinfektion der Räume, in denen Tuberkulöse gehaust haben, und Heimstätten für Lungenkranke. Professor C. Fränkel macht nun in der Deutschen medizinischen Wochenschrift (1902, Heft 11) darauf aufmerksam, daß eine ungemein wichtige Maßnahme, die Anzeigepflicht, bisher noch wenig beachtet worden sei. Die Anzeige hat die Absicht, die Desinfektionsmaßregeln und die Absonderung des Kranken zu veranlassen. Die Anzeige soll aber nur auf diejenigen Fälle beschränkt bleiben, die nach dem Grade des Leidens und ihren sonstigen Verhältnissen eine zweifellose Gefahr für ihre Umgebung darstellen und gegen die man sich daher in erster Linie wenden muß. In mehreren fremden Ländern und in einzelnen deutschen Bundesstaaten ist man schon mit gutem Beispiel vorangegangen und ist eine mehr oder minder ausgedehnte Anzeigepflicht bei Tuberkulose verfügt worden, ohne daß sich hieraus irgend welche Unzuträglichkeiten ergeben hätten. Die Maßregeln, die in den letzten Jahren zur Bekämpfung der Tuberkulose getroffen wurden, haben schon stattliche Erfolge erzielt, die ihren schlagendsten Ausdruck in der Abnahme der Todesfälle der Tuberkulose finden. Wie die nachstehende Zusammenstellung lehrt, ist die rückläufige Bewegung eine stetige und ziemlich rasche gewesen. Es starben an Tuberkulose in Preußen von je 100000 Lebenden im Jahre

1890: 281,1	1895: 232,6
1891: 267,2	1896: 220,7
1892: 250,1	1897: 218,1
1893: 249,6	1898: 200,8
1894: 238,9	1899: 207,1.

Wir scheuen uns nicht, diese „stattlichen Erfolge" vom Standpunkt der Rassengesundheit — und diese ist der wichtigste Faktor im Leben der Völker und Staaten — für sehr bedenklich zu erklären. Die Abnahme der Todesfälle ist ein ungemein täuschendes Argument für die Beurteilung der Ergebnisse der Tuberkulose-Bekämpfung, und beweist nicht, daß die thatsächliche Zahl der Erkrankungen selbst abgenommen hat. Darauf kommt aber alles an, und es könnte eine nahe liegende Folge sein, daß nunmehr an Tuberkulose Erkrankte in größerer Menge als vorher in der Gesellschaft leben, andere infizieren und, nachdem sie in den Lungenheilstätten künstlich in einen Zustand besserer Ernährung und Lebenskraft versetzt worden sind, um so mehr erblich belastete Kinder erzeugen und so das Uebel vermehren!

Wann werden unsere Aerzte einmal die Krankheiten biologisch-genealogisch beurteilen lernen! Dann würden sie unter die wichtigsten Maßnahmen zur Ausrottung der Tuberkulose, wenn nicht ein gesetzliches Eheverbot, so doch öffentliche Aufklärung über die außerordentlich starke Erblichkeit der tuberkulösen Disposition und vorbeugenden Geschlechtsverkehr für erblich belastete Kranke rechnen müssen.

Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Preußen. Auf Grund der Ergebnisse der statistischen Erhebungen über die Personen, welche sich am 30. April 1900 wegen venerischer Krankheiten in Behandlung von approbierten Aerzten in Preußen befanden und die in der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus (Ergänzungsheft 20, Berlin 1901) veröffentlicht wurden, berichtet Dr. O. Heymann in Anbetracht, daß eine große Zahl Geschlechtskranker sich von Kurpfuschern behandeln läßt oder sich selbst nach alten Rezepten kuriert oder gar nichts gegen ihr Leiden thut, daß von 10000 männlichen Personen 28, von 10000 weiblichen 9 an derartigen Krankheiten litten, und zwar an Gonorrhoe 15 bezw. 5, an ulcus molle (weicher Schanker) 2 bezw. 0,2, an Syphilis 11 bezw. 4. In der bedrohlichsten Weise sind die Bewohner von Großstädten mit Hochschulen, Garnisonen, starker Arbeiterbevölkerung, Hafenstädten, kurzum Orten, wo die Jugend zusammenströmt, wo starker Fremdenverkehr ist, gefährdet. Für die kleineren

Digitized by Google

Städte und das Land sind die Ergebnisse günstiger, wobei zu berücksichtigen ist, daß dort seltener eine ärztliche Behandlung eingeleitet wird. Daß weibliche Personen im Verhältnis erheblich weniger als männliche wegen dieser Erkrankungen in Behandlung kommen, erklärt sich daraus, daß erstere solche Leiden weit mehr zu vernachlässigen und zu verheimlichen pflegen. Daß in Wirklichkeit die Zahl der weiblichen Kranken höher ist, dafür sprechen die Nachrichten aus den Heilanstalten, in welchen fast gleichviel erwachsene männliche und weibliche Personen wegen solcher Leiden, z. B. im Jahre 1899: 14997 bezw. 13971, behandelt wurden. Darunter waren allerdings 5489 Prostituierte, die polizeilich den Heilanstalten überwiesen waren. Die Nachrichten aus den Krankenhäusern als Ergänzung der Umfrage zu verwerten, hat insofern gewisse Bedenken, als nur ein kleiner Teil der in Frage stehenden Erkrankten aus der Bevölkerung dort Heilung sucht und zweitens diese Kranken wesentlich bestimmten Bevölkerungskreisen angehören (Arbeiter, Dienstboten etc.). Nach den allgemeinen Erfahrungen aber werden die Angehörigen wohlhabender Volkskreise, die akademisch Gebildeten, die Beamten, die Offiziere, die Kaufleute, welche alle in größeren Städten vorübergehend oder dauernd leben müssen und meist erst spät heiraten können, von diesen Krankheiten ganz besonders heimgesucht. Trotzdem ergeben sich aus den Heilanstaltsnachrichten gewisse Thatsachen, die von Interesse sind, so in Bezug auf die Altersverhältnisse, über welche die Enquête keine Nachrichten lieferte. Es wurden behandelt:

			davon an			
			Syphilis		Gonorrhoe	
Kinder	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
unter 1 Jahr	115	83	110	79	5	3
1—10 Jahren	83	214	79	83	4	124
10—15 Jahren	58	137	43	62	12	61

Während die Säuglinge meist wegen ererbter Syphilis in Behandlung kommen, ist die Zahl der Mädchen unter 15 Jahren, die wegen Gonorrhoe (durch Geschlechtsverkehr entstanden) behandelt werden, nicht gering. In Bezug auf den Beruf der in Heilanstalten Verpflegten gelangt man zu der Feststellung, daß die Erwerbsthätigen im Gebiete des Nahrungsmittelverkehrs (Bäcker, Schlächter, Kellner), der persönlichen Dienstleistungen (besonders Barbiere), des Handelsverkehrs, die gefährdetsten und die gefährlichsten Personen für die Verbreitung der venerischen Krankheiten sind. Die Verpflegungskosten werden vorwiegend von den Krankenkassen und von den Gemeinden getragen; in einigen Städten bestehen für die Prostituierten eigene Krankenkassen, welche für deren Verpflegung aufkommen. Die geringe Zunahme der venerisch Erkrankten im Vergleich zu den übrigen Krankenhausinsassen (von welchen sie 43 auf 1000, fast ebensoviel wie die Tuberkulösen [48], ausmachen) während der letzten Jahrzehnte ist dadurch zu erklären, daß diesen Kranken die Kranken- und Invalidenversicherung nicht zu gute gekommen ist. Sehr günstig sind die Ziffern in der Armee im Verhältnis zur Civilbevölkerung: die Relativzahl betrug hier 15 : 10000; in der Marine dagegen, wo die Gefährdung in den Hafenstädten eine große ist, waren sie wesentlich ungünstiger. Die meisten Fälle werden in der Armee im Monat Oktober, nach der Rekruteneinstellung, vorwiegend bei solchen, die aus großen Städten kommen, beobachtet. (Aerztliches Vereinsblatt, März I, 1902.)

Rassen-Hygiene.

Der Verein für Regeneration, begründet von Dr. A. Damm, setzt folgendermaßen sein Programm auseinander: Unser Ziel richtet sich dahin, das Niedergehen unseres Volkes zu beseitigen. Wir erstreben die Gesundung des deutschen Volkes. Da das Abwärtsgehen (die Degeneration) der Völker verursacht wird durch den Mißbrauch der Fortpflanzung in der Jugend und in der Ehe, so wollen wir alle Mittel anwenden, um diesen Mißbrauch zu besiegen. Wir wissen, daß eine Regeneration und eine Vervollkommnung der Menschen nur auf dem bezeichneten Wege möglich ist. Andere soziale und ethische Bestrebungen scheiterten daran, daß sie die Grundursache des physischen und moralischen Niedergehens nicht beseitigen. Wir wollen: 1. die Erwachsenen aufklären über die Gesetze, unter denen die Fortpflanzung steht; 2. die Kenntnis bezüglich der Vererbung der Degeneration von den Eltern auf die Kinder in weite Kreise tragen; 3. die Schäd-

Digitized by Google

lichkeit der Mittel darlegen, die man in den Ehen zur Verhinderung der Konzeption anwendet; 4. eine Reform der Erziehung in dem Sinne erstreben, daß die körperliche Uebung der geistigen gleichgestellt wird; 5. Mäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke vertreten; 6. Keuschheit in dem Sinne erstreben, als das Unnatürliche, Abnorme, sei es in der Phantasie, sei es realistisch, verbannt ist, während das normale Geschlechtsleben bei Erwachsenen geboten ist; 7. eine Reform der jetzigen Medizin anstreben. Den Menschen die Kraft erhalten, das ist die hohe Aufgabe, der wir dienen. Deshalb machen wir keinen Unterschied zwischen den Anhängern der verschiedenen politischen Parteien, ebensowenig zwischen den Konfessionen und Rassen. — Wir stehen auf dem Boden der jetzigen Gesellschaftsordnung. Jeder und jede sind willkommen, die noch ein Herz für ihr Volk haben, die in der Gesundheit das höchste irdische Gut sehen und die in der Befreiung der Menschen von den sinnlichen Fehlern die wahre Erlösung erblicken von der Knechtung von Geist, Leib und Seele. Das Emblem der Regeneration ist ein weißer Stern. Anmeldungen zum Beitritt zum Verein für Regeneration (ohne irgend welche Verpflichtung) bittet man zu richten entweder an Herrn Postsekretär Bräunlich in Steglitz-Berlin, Rugestraße 2 (Vorsitzenden des Berliner Vereins) oder an Herrn Dr. med. Damm, Wiesbaden, Frankfurterstraße 42. — Etwa gewünschte weitere Auskunft wird von den genannten Herren bereitwilligst erteilt.

Körperliche Tüchtigkeit der großstädtischen und der ländlichen Bevölkerung. Zur Beurteilung derselben können folgende Thatsachen dienen, welche der Generalsekretär Dr. Dade im preußischen Landwirtschaftsrat im Februar d. J. vortrug, und die sich auf die Wehrfähigkeit der Berliner Bevölkerung beziehen. Seit 1893 ist die Militärtauglichkeit der Berliner Bevölkerung stetig und erheblich zurückgegangen und zwar von 45,39 pCt. auf 31,74 pCt. im Jahre 1899. Im Jahre 1900 war dann wieder ein leichtes Ansteigen auf 32 pCt. zu bemerken. Auffallend niedrig sind die Zahlen von 1893. So betrug 1891 die Tauglichkeit nur 30,18 pCt., 1892 nur 33,56 pCt. Für die Provinz Brandenburg ohne Berlin stellten sich die Tauglichkeitsziffern in den Jahren 1896 bis 1900 auf 53,04 — 51,96 — 51,25 — 53,02 und 53,51. Diese Zahlen nähern sich sehr den Durchschnittszahlen für das ganze Deutsche Reich, die sich auf 51,79 — 51,30 — 50,40 — 51,05 und 53,55 für dieselben Jahre belaufen. Unverhältnismäßig viel höher sind aber die Tauglichkeitszahlen für die überwiegend agrarische Provinz Ostpreußen (I. Armeekorps). Sie lauten für jene fünf Jahre auf 66,49 — 69,30 — 67,01 — 66,67 und 66,27 pCt. Trotz aller gesundheitlichen Vorzüge der großstädtischen Einrichtungen, und trotzdem Berlin doch als eine der gesündesten unter den großen Städten gilt, kann es sich nicht entfernt mit den ländlichen Gebieten an körperlicher Tüchtigkeit seiner Bewohner messen, wobei überdies zu berücksichtigen ist, daß es jederzeit sehr zahlreiche, frisch vom Lande eingewanderte, noch in der Vollkraft der Jugend stehende Leute umschließt, deren Fehlen jene Tauglichkeitsziffer noch weiter herabdrücken würde. (Globus, Bd. 81, No. 10, Seite 162.)

Familiäres Auftreten von Nervenkrankheiten. Daß viele nervöse Störungen auf erblich-familiärer Grundlage beruhen, ist allgemein bekannt. A. Diehl bringt in der Monatsschrift für Psychiatrie und Neuralgie (X, 6, Seite 401) einen Beitrag zur erblichen Verursachung von sogenannten vasomotorisch-trophischen Störungen (d. h. am Gefäß- und Nervenapparat), die in abnormen Empfindungen und Durchblutungserscheinungen des Körpers, namentlich der Haut, dann in Frostempfindung, Hitzeempfindung, Jucken, Gürtelrose, Nesselausschlag, Errötен ohne Anlaß u. s. w. sich anzeigen.

Die Gesetze der Erblichkeit und die Zunahme der Geisteskrankheiten. Das unter diesem Titel erschienene Buch von Ed. Koster ist uns im Original nicht zugänglich. Wir führen aber der Wichtigkeit halber einige Hauptgedanken aus dem ausführlichen Referat im Centralblatt für Anthropologie (VI, 6. Seite 346) hier an. Koster steht auf dem Standpunkt Weismanns, daß „erworbene“ Eigenschaften nicht vererbt werden können. Koster erklärt die Zunahme der Geisteskrankheiten aus dem Umstande, daß sie dem Daseinskampf entzogen, jetzt künstlich sehr lange leben, während sie früher zu Grunde gingen. Diese künstliche Erhaltung ist Ursache der Zunahme. Die Schuld ist also bei den Medizinern und Hygienikern zu suchen, welche der natürlichen Auslese entgegenwirken und so die Degeneration fördern. Dieser regressiven Entwickelung können wir nach Koster nur entgegenwirken durch Hebung des moralischen Bewußtseins, welche dem Degenerierten die Fortpflanzung verbietet.

Digitized by Google

Statistische Untersuchungen über die Folgen der Lues (Syphilis) haben gezeigt, daß eine Verkürzung der durchschnittlichen Lebensdauer die Folge ist. Was die Nachkommenschaft Syphilitischer angeht, so haben für die sekundär Syphilitischen die Feststellungen bisher ergeben, daß ungefähr 75 pCt. lebende Kinder haben, daß aber in 35,6 pCt. der Geburten Fehlgeburten oder Todesfälle von Kindern unter einem Jahre vorausgingen. (M. Matthes, Münchener medizinische Wochenschrift. 1902, No. 6 und 7.)

Die Ursachen der Entvölkerung Frankreichs. Die Bevölkerungsbewegung, d. h. Zunahme und Abnahme derselben in einem Lande wird bedingt durch das Gesetz der Eheschließungen, der Geburten und der Sterbefälle. Nach G. Cauderlier sind die Ursachen der Entvölkerung Frankreichs: die Auswanderung der jungen Männer vom Lande in die Städte, hervorgerufen durch die schlechte wirtschaftliche Lage in gewissen Landesteilen und infolge der zunehmenden Lebensansprüche, welche durch den Militärdienst und die übermäßige Konzentrierung der intellektuellen Kräfte in einigen großen Städten gefördert werden. Diese Auswanderung, welche seit einem Jahrhundert stattfindet, hat allmählich zu einer Verminderung der Fruchtbarkeit und infolgedessen der Geburtsziffer in einer großen Zahl von Departements geführt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist nun noch eine neue Ursache hinzugetreten, der Alkoholismus, der die Entvölkerung durch Zunahme der Sterblichkeit beschleunigt. In allen Departements des Nordens, Nordostens und Nordwestens, wo der Verbrauch von Alkohol ungeheuer ist, hat die Sterblichkeit der Individuen zwischen dem 20. und 50. Lebensjahr zugenommen. (Bulletins et mémoires de la société d'anthropologie de Paris. 1901, No. 5, Seite 520.)

Erziehung und Unterricht.

Landerziehungsheime. Das schweizerische Landerziehungsheim in Glarisegg am Bodensee schließt sich einer Reihe von Erziehungsschulen an, deren gemeinsames Urbild eine englische Anstalt ist, die von Dr. Cecil Rehdie begründete New-School in Abbotsholme. In Deutschland hat es seine Vorbilder in den Landerziehungsheimen von Dr. Hermann Lietz bei Ilsenburg am Harz und in Haubinda in Thüringen. Auch die Schule in Glarisegg will dem Verlangen nach einer Erziehungsschule nachkommen, die unter gesunden und schönen Lebensbedingungen neben der intellektuellen Ausbildung auch Gelegenheit und Anleitung zum Handeln bietet, welche die Freude an der Arbeit weckt und zur Würdigung der Arbeit erzieht, die dem natürlichen Verlangen nach Genuß gesunde Quellen öffnet, welche die Liebe und Freude der Jugend für sich hat und damit den entscheidenden Einfluß auf die Bildung der Persönlichkeit gewinnt. Landerziehungsheime nennen sich die neuen Schulen. Das Land ist ihre notwendige Vorbedingung. Ein Heim will diese Schule ihren Zöglingen bieten, nicht die kalte Schulkaserne. Ein Erziehungsheim will sie sein, das Schule und Elternhaus in sich vereinigt, Lernen und Leben auf jedem Punkte zu vereinigen strebt. Die Landerziehungsheime wollen nicht in unversöhnlichen Gegensatz zur öffentlichen Schule treten und müssen also ein gewisses vorgeschriebenes Pensum von Wissen verarbeiten. Von allem Unterricht in den Landerziehungsheimen gilt der Gedanke Rousseaus: Das sicherste Mittel zu lehren ist: den Wunsch des Lernens zu wecken! Die Landerziehungsheime stellen Moral und Religion nicht als Unterrichtsfach neben Geographie oder Botanik, sondern suchen durch das ganze Leben im Schulstaate sittlich-religiös auf den werdenden Charakter einzuwirken. Die moralische Erziehung ist eine Erziehung zur Freiheit. Die Landerziehungsheime erstreben Einfachheit in allen Punkten des Lebens. Wer sich selbst zu helfen gelernt hat, wie die Zöglinge des Landerziehungsheims, der ist auf dem besten Wege, die Unabhängigkeit von anderen zu erwerben. Darum wird in diesen Schulen großer Wert darauf gelegt, daß die Schüler sich selbst bedienen, daß sie die in der Werkstatt und auf dem Felde, zu Hause und auf Reisen erworbene Fertigkeit und Gewandtheit im täglichen Leben anwenden. In dem Schulstaate der Landerziehungsheime ist das ganze Leben durchdrungen von einem wesentlich religiösen Elemente. Dieses Leben ist geeignet, Staatsbürger zu erziehen, wie es im klassischen Altertum ein Stück hellenischer und römischer Erziehung gewesen ist, Religion und Bürgerpflicht nicht zu trennen. Auch in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit will die Schule Fühlung mit dem äußeren Leben behalten; sie will ja fürs Leben erziehen. Deshalb ist sie organisiert und geleitet als kleines Abbild einer größeren Volksgemeinschaft, als ein „Staat im Staate". Unverträglichkeit, Herrsch- und Streitsucht gewinnen keinen Boden in

Digitized by Google

dieser Kolonie, deren Leben sein soll ein froher Tag in Liebe und Pflicht. Licht, Liebe, Leben sind die Worte, welche das Symbol des deutschen Landerziehungsheims in dem Strahlenkreise einer goldenen Sonne zeigt. (Schulprogramm des Schweizerischen Landerziehungsheimes auf Schloß Glarisegg, von W. Frei und W. Zuberbühler. Zürich. 1902.)

Die Schule als sozialer Auslese-Mechanismus. Es ist erfreulich, daß die Erkenntnis sich immer mehr Bahn bricht, die Schule zu einer sozialen Einrichtung der natürlichen Auslese zu machen. Wenn man auf der einen Seite daran geht, die Schüler nach ihrer Befähigung auf drei Parallelcöten zu verteilen, so hat neuerdings der Magistrat von Charlottenburg eine Vorlage eingebracht, welche die Gewährung fremdsprachlichen Unterrichts an die tüchtigsten und würdigsten Schüler der obersten Gemeindeklassen zum Gegenstand hat. Durch die obligatorische Aufnahme einer fremden Sprache in den Grundlehrplan der Gemeindeschulen würde die Stadtgemeinde eine finanzielle Last übernehmen, der die zu erwartenden Erfolge und Vorteile nicht entsprechen würden. Dagegen stehen der fakultativen Zulassung der begabtesten und würdigsten Schüler und Schülerinnen der Oberklassen weder pädagogische noch finanzielle Bedenken entgegen. Es soll zunächst mit dem Unterricht in der französischen Sprache ein Versuch gemacht werden. Zu demselben werden je drei bis vier Schüler aus jeder der drei oberen Klassen herangezogen, so daß insgesamt höchstens 725 Schüler an dem Unterricht teilnehmen. Um eine möglichst gründliche Förderung des einzelnen Schülers zu erzielen, ist beabsichtigt, die Abteilungen nicht über 30 Schüler umfassen zu lassen. Jede Abteilung erhält wöchentlich vier Stunden. Durch diese Maßnahmen hofft der Magistrat die Schüler in den zur Verfügung stehenden drei Jahren soweit fördern zu können, daß sie einen leichten Schriftsteller verstehen und in der fremden Sprache über einen naheliegenden Gegenstand einige Auskunft zu geben vermögen. Für die Wahl der französischen Sprache war entscheidend die Bevorzugung, die dieselbe auf den höheren Lehranstalten vor der englischen Sprache erfährt. Es wird indessen der Zukunft überlassen bleiben, ob nicht in einigen Abteilungen die englische Sprache gelehrt werden soll. (Vossische Zeitung. 1902, No. 133.)

Haushaltungsunterricht in den Gemeindeschulen. Durch Erlaß des Kultusministers sind für Preußen Anordnungen getroffen worden, die eine wesentliche Förderung des hauswirtschaftlichen Unterrichts an Volksmädchenschulen bedeuten. In den Provinzen sind Prüfungskommissionen ernannt, vor denen auf Grund einer speziellen Instruktion die Lehrerinnen ihre Qualifikation für diesen Lehrgegenstand nachweisen können. Hierdurch ist ein erster Schritt gethan, geeignete Lehrkräfte zu gewinnen und dem Unterricht von vornherein eine gewisse Sicherheit und Zweckmäßigkeit zu verleihen. Es sei hierbei bemerkt, daß der hauswirtschaftliche Unterricht von Jahr zu Jahr an Ausbreitung zunimmt. In Berlin ist er seit 1893 eingeführt und erstreckt sich gegenwärtig auf 525 Schülerinnen der ersten Klassen von 21 Mädchenschulen, welche sich auf 17 Kurse in vier Schulküchen verteilen. Charlottenburg hat ihn an sämtlichen Mädchenschulen auf Gemeindekosten eingerichtet. Seit einigen Jahren nahmen in vier Anstalten die Schülerinnen der oberen Klassen an diesem Unterricht teil. Die Erfolge sind so günstig gewesen, daß der Magistrat nunmehr die Einführung des Haushaltungsunterrichts vom 1. April 1903 an allen Gemeindemädchenschulen beantragt hat. (Vossische Zeitung. 1902, No. 133.)

Erziehung und Unterricht schwachbegabter Kinder. Unter schwachbegabten Kindern sind taubstumme, blinde, zurückgebliebene und schwachsinnige zu verstehen. R. Krenn stellt die Forderung auf, daß für geistig anomale Kinder besondere Einrichtungen getroffen werden, und zwar nicht erst vom schulpflichtigen Alter an, sondern schon früher. Eigene Kindergärten sollen ihnen als Vorschule dienen, so daß sie in richtiger Weise für die Spezialklasse vorbereitet werden. Wir würden auf diese Weise die schwachsinnigen Kinder zwar zu keinen hervorragenden Geistesmenschen machen können, aber wir würden ihnen wenigstens die Möglichkeit geben, sich mit der Zeit ihr Brot zu verdienen. (Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 1902, Heft 2, Seite 93.) Leider, müssen wir hinzufügen, wird durch diese Fürsorge den Schwachbegabten nicht nur die Möglichkeit geschaffen, ihr Brot zu verdienen, sondern auch — sich fortzupflanzen und erbliche Minderwertigkeiten auf ihre Nachkommen zu übertragen. Wenn in solchen Fällen keine Darwinistischen Korrekturen eingreifen, wird durch die „Moral der kleinen Leute" das Schuldkapital der Menschheit immer mehr vergrößert!

Digitized by Google

Bevölkerungsstatistik.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten wird in dem endgiltigen Bericht des Census-Bureaus auf Grund der letztjährigen Erhebung einschließlich Alaskas und Hawais mit 73 303 387 angegeben, wogegen im Jahre 1890 eine Bevölkerungsziffer von 63 069 756 ermittelt worden war. Daraus ergiebt sich eine Zunahme von nahezu 20 pCt., gegen nicht ganz 25 pCt. in den vorhergehenden Dekaden und 26 pCt. in dem Jahrzehnt 1870 bis 1880. Der am dichtesten bevölkerte Staat der Union ist Rhode Island, indem dort 407 Einwohner per Quadratmeile gezählt werden. Nächst an Dichtigkeit der Bevölkerung kommen die Staaten: Massachussets mit 349, Newyersey mit 250, Connecticut mit 187, Newyork mit 152, Pennsylvanien mit 141, Maryland mit 120 und Ohio mit 102 Einwohnern per Quadratmeile. Das Durchschnittsverhältnis für Alaska beträgt nur $^1/_{10}$ und für Nevada $^4/_{10}$ Person per Quadratmeile. Auch in Wyoming findet sich noch nicht eine Person per Quadratmeile und in Arizona, New-Mexiko, Montana und Idaho sind es noch nicht zwei Personen. Der Dichtigkeit der Bevölkerung nach rangiert Hawai mit nicht ganz 24 zwischen Maine mit 23,2 und Arkansas mit 24,7 Personen per Quadratmeile. Die stärkste Zunahme seit 1890 weist von allen Staaten und Territorien Oklahama auf, indem sich die dortige Bevölkerung in dem Jahrzehnt um nicht weniger als 407,6 pCt. vermehrt hat. Die nächstgrößte Zunahme entfällt auf das Indianer-Territorium mit 117,6 pCt. Die Bevölkerung Idahos hat sich von 1890 bis 1900 um 82,7 pCt., die von Montana um 70,3 pCt., die von Nord-Dakota um 67,1 pCt. und die von Washington um 45 pCt. vermehrt. Der einzige Staat, der an seiner Bevölkerungsziffer eine Einbuße erlitten hat, ist Nevada, während Nebraska nur um $^1/_3$ pCt., Kansas um 3 pCt., Vermont um 3,4 pCt., und Maine um 5 pCt. an Bevölkerung gewachsen sind. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. 1901, 12. Heft, Seite 144.)

Die Auswanderung über Hamburg im Jahre 1901. Im Jahre 1901 gingen über Hamburg 92 692 Auswanderer und andere Reisende seewärts. Die Auswanderungsbewegung ist gerade in den letzten Wintermonaten gegenüber allen voraufgegangenen Jahren eine auffallend starke. Im Dezember betrug die Zahl der Reisenden 6676 gegenüber 2626 im Dezember 1900, und zwar entfällt die ganz überwiegende Mehrzahl dieser 6676 Personen auf die fremdländischen Auswanderer, die im Zwischendeck nach Newyork befördert werden. Durch die starke Auswanderung in den letzten Monaten überflügelt die Gesamtzahl der Reisenden dieses Jahres weit den Durchschnitt des letzten Jahrzehnts, und man muß, abgesehen vom Jahre 1900, schon bis zum Jahre 1892 zurückgehen, um eine gleich starke Wanderungszahl zu erhalten (1901: 92 692, 1900: 100 568, 1899: 73 664, 1898: 43 385, 1897: 35 049, 1896: 52 748, 1895: 55 097, 1894: 38 827, 1893: 58 876, 1892: 108 820). Aber während 1892 noch 28 144 Deutsche unter den Reisenden waren, sind es 1901 nur 13 354 (1900: 12 264), und auch von diesen ist nur ein Teil als Auswanderer anzusprechen; denn in der Gesamtzahl befinden sich außer einem beträchtlichen Teil von Vergnügungs- und Geschäftsreisenden (1901: 5259) auch viele Personen, die in die deutschen Kolonien (1901: 771) oder die auf unbestimmte Zeit zur beruflichen Ausbildung oder zu Erwerbszwecken ins Ausland gehen mit der festen und auch ganz überwiegend durchgeführten Absicht, später in die Heimat zurückzukehren. Unter den ausländischen Reisenden wurden 1901: 14 175 Nichtauswanderer ermittelt, meistens rückreisende Amerikaner. Von dem Rest gilt sicherlich ein Teil auch nur mangels unterscheidender statistischer Merkmale als „Auswanderer". Wenn in letzter Zeit in der Presse mehrfach betont wurde, von 1900 zu 1901 habe die Auswanderung über Hamburg zugenommen, so ist der Irrtum dadurch entstanden, daß zwischen Auswanderern und Reisenden nicht genügend unterschieden wurde. Der Anteil der Reisenden, die nicht Auswanderer sind, nimmt ständig zu. 1898 wurden 3503, 1899: 9450, 1900: 13 415, 1901 schon 20 205 gezählt und, wie gesagt, dürfte auch die letztere Zahl noch nicht vollständig sein. Interessant ist auch die Zusammenstellung der Ozeanreisenden nach Geschlecht, Alter, Herkunftsland und Ziel. Unter den deutschen Reisenden des letzten Jahres waren 8341 männliche und 5013 weibliche Personen, unter den Ausländern 61 333 männliche und 31 359 weibliche. Unter den Reisenden waren 11 063 Familien mit 32 724 Personen, außerdem 46 464 männliche und 13 504 weibliche Einzelpersonen. 9465 Passagiere waren Kinder von 1—10 Jahren, dazu 2035 Säuglinge unter einem Jahr. Dem Herkunftsland nach unterscheiden wir 36 961 Russen, 27 972 Oesterreicher und Ungarn, 13 354 Deutsche und 14 405 andere Landsleute (meist reisende Amerikaner). Bunter fällt die Karte

Digitized by Google

der Bestimmungsländer aus. Zwar geht wie immer der Hauptstrom mit 74 349 Personen nach den Vereinigten Staaten. Wenn wir von den übrigen noch die 9855 Reisenden von Hamburg nach England (hauptsächlich Russen) abziehen, bleiben für die übrigen Länder nur kleinere Zahlen. Canada hat 2845 Reisende (2650 Oesterreicher und Ungarn) an sich gezogen, Brasilien 1630 (769 Deutsche), Argentinien 1338 (422 Deutsche), Afrika 1738 (1143 Deutsche), Asien 169 (127 Deutsche).

Völker und Politik.

Die Zukunft Aethiopiens als afrikanischer Großmacht. Im Besitze einer uralten, wenngleich rückständigen Kultur haben sich die Aethiopen, das in Asien wurzelnde Semitenvolk der Abessynier, in den letzten Jahrzehnten zur Herrschaft über die Völker Nordostafrikas aufgeschwungen. In zahllosen Kämpfen und Kriegszügen wurden die für künftige civilisatorische Bestrebungen wertvollen Oromó oder Galla, die kriegerischen Somâl, die Harrari, die Kafitschó und die Sidâma unterjocht. Ihre Länder, die einst Provinzen Alt-Aethiopiens waren, sind wieder dem neu geeinten Aethiopischen Reiche angegliedert worden. Aethiopien ist einer der ältesten Staaten. Niemals hat Aethiopien seine Unabhängigkeit verloren. Vor ungefähr dreitausend Jahren setzten sich die Semiten, das aus Chaldäa stammende, vergessene und verschollene südarabische Handelsvolk der Sabäer, in dem heutigen Aethiopien fest. Dessen hamitische Ureinwohner wurden allmählich verdrängt oder unterjocht. Nach einer abwechselungsreichen Geschichte der Macht und des Verfalls beginnt Aethiopien in den letzten Jahrzehnten sich wieder zu heben und auszudehnen. Der Krieg mit Italien hat es zu einer afrikanischen Großmacht emporwachsen lassen. Die Eröffnung der ersten Eisenbahnlinie bedeutet für Aethiopien eine neue Zeit. Wahre Gesittung wird aber erst dort einkehren, wenn seine Grenzen den Europäern geöffnet und ihnen von seiten der Regierung Schutz gewährleistet wird. Aethiopien hat die Mission in Afrika, Träger einer neuen Kultur zu sein. (Mitteilungen der kaiserlich königlichen geographischen Gesellschaft in Wien, XLIV, No. 11 und 12.)

Großbritannien und Japan. Die Regierungen von Großbritannien und Japan haben, ausschließlich geleitet von dem Wunsche, den bestehenden Zustand und den allgemeinen Frieden im Osten aufrecht zu erhalten, ferner aus besonderem Interesse an der Erhaltung der Unabhängigkeit und territorialen Integrität des chinesischen und koreanischen Kaiserreiches und endlich, um in diesen Gebieten allen Nationen die gleichen Vorteile zur Entwickelung ihres Handels und ihrer Industrie zu sichern, folgendes Uebereinkommen getroffen: Artikel 1. Die beiden Vertragsmächte, nachdem sie gegenseitig die Unabhängigkeit von China und Korea anerkannt haben, erklären, selbst durch keinerlei aggressive Absichten in einem der beiden Länder beeinflußt zu sein. Da indes beide Mächte ihre besonderen Interessen im Auge haben, von denen sich die Großbritanniens hauptsächlich auf China beziehen, während Japan außer seinen Interessen in China in besonders hohem Grade auch solche politischer, kommerzieller und industrieller Natur in Korea besitzt, so erkennen die vertragschließenden Parteien an, daß es für jede von ihnen zulässig sein soll, Maßregeln zu ergreifen, welche unentbehrlich sein würden, um diese Interessen zu wahren, wenn dieselben, sei es durch ein aggressives Vorgehen irgend einer anderen Macht oder durch Unruhen in China und Korea bedroht sind und sich dadurch für einen der beiden vertragschließenden Teile die Notwendigkeit ergiebt, zum Schutze von Leben und Eigentum seiner Staatsangehörigen zu intervenieren. Artikel 2. Wenn entweder Großbritannien oder Japan in der Verteidigung ihrer bezüglichen, oben beschriebenen Interessen in einen Krieg mit irgend einer anderen Macht verwickelt werden sollte, wird der andere Teil strenge Neutralität bewahren und sich bemühen, zu verhindern, daß andere Mächte sich an den Feindseligkeiten gegen seinen Verbündeten beteiligen. Artikel 3. Wenn in diesem Fall irgend eine Macht sich den Feindseligkeiten gegen diesen Verbündeten anschließt, wird die andere Partei ihm zu Hilfe eilen, den Krieg mit ihm gemeinsam führen und in wechselseitigem Einvernehmen Frieden schließen. Artikel 4. Die vertragschließenden Parteien kommen überein, daß keine von beiden, ohne die andere zu befragen, sich auf separate Abmachungen mit einer anderen Macht zum Schaden der oben bezeichneten Interessen einlassen wird. Artikel 5. Wenn immer, nach der Ansicht Großbritanniens oder Japans, die oben erwähnten Interessen gefährdet sind, werden die beiden Regierungen einander in umfassender und rückhaltsloser Weise Mit-

Digitized by Google

teilung machen. Artikel 6. Dieses Uebereinkommen soll sofort, nachdem es unterzeichnet ist, in Wirkung treten, und von dem Datum der Unterzeichnung an fünf Jahre in Kraft bleiben. Im Falle keine der beiden vertragschließenden Parteien zwölf Monate vor Ablauf dieser fünf Jahre die Absicht, den Vertrag aufzuheben, zur Kenntnis der anderen gebracht hat, behält derselbe seine Geltung noch ein Jahr lang von dem Datum ab, an welchem er von einer der beiden Parteien der anderen gekündigt worden ist. Ist jedoch in der Zeit, wo der Vertrag ablaufen sollte, eine der beiden Verbündeten in einen Krieg verwickelt, so behält der Vertrag ohne weiteres seine Giltigkeit bis zur Beendigung des Krieges.

Mit diesem Vertrage, schreibt ein Japaner Namens Narutaki, ist der Eintritt Japans in das Konzert der Kulturstaaten besiegelt. Es ist ein Stück Geschichte, das hier seinen Abschluß findet und um so bemerkenswerter, als gerade England von allen europäischen Großmächten es ist, das Japan zuerst die Hand zum Bunde reicht. In Japan wurde die Nachricht mit großer Befriedigung aufgenommen. „Kein Volk der Welt sehnt sich mehr nach Frieden, als das japanische, und seine Friedensliebe ist am besten dadurch nachweisbar, daß es trotz seines militärischen Geistes fast dreihundert Jahre lang verstanden hatte, den Frieden in der Heimat und mit dem Auslande zu bewahren. Wäre es möglich, diese Wohlthat, wenn auch nur auf eine verhältnismäßig kürzere Zeit, auch auf China auszudehnen, um diese Ruheperiode zu Reformen auf dem staatlichen und ethischen Gebiete zu verwenden, um dem so jämmerlich regierten chinesischen Volk eine gerechte, ehrliche und humane Verwaltung zu geben, gleichzeitig seine Vorurteile gegen das Ausland und den Fortschritt zu überwinden und ihm die Früchte seines anerkannten Gewerbefleißes und seiner bewunderungswürdigen Genügsamkeit zu sichern, dann würde der Alliance-Vertrag nicht nur eine Garantie für die Sicherheit des Handels und des Friedens, sondern auch ein Denkmal der idealsten Kulturbestrebungen und des höchsten Volkswohles werden." (Ostasien, IV, Heft 48, Seite 537.)

Bücherbesprechungen.

Friedrich Nietzsche. Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte. Leipzig. Verlag von C. G. Naumann.

Das Umwertungsbuch ist erschienen: „Der Wille zur Macht" liegt in Studien und Fragmenten vor, welche die Grundzüge der von Nietzsche als Hauptwerk verheißenen systematischen Darstellung seiner Philosophie hinreichend erkennen lassen. Das Wort „systematisch" darf hierbei freilich in keinem strengeren Sinne verstanden werden, als in dem, in welchem bereits „Jenseits von Gut und Böse", das „Vorspiel" dieser Philosophie, ein systematisches Buch genannt werden konnte; und so bezeichnen die Herausgeber die einzelnen Abschnitte richtig als Aphorismen und nicht als Paragraphen. Grundlegende Ideenverbindungen, die nicht bereits in den früher erschienenen Bänden erkennbar wären, bietet das Umwertungsbuch, wie es aus dem Nachlasse Nietzsches ausgezogen vorliegt, nicht, — man müßte mir sie denn zu zeigen wissen; und so würde es uns wohl auch in der ihm versagt gebliebenen eigenhändigen Gesamtdurchführung seitens seines Autors kaum einen abermals verwandelten Nietzsche vorgewiesen haben. Wohl aber einen zu stets utopistischeren Extremen fortschreitenden Nietzsche! Es ist meine Form der Ehrfurcht vor diesem Großen, ihn überall ernst, nirgends nur berühmt zu nehmen; und deshalb finde ich auch seiner Hammer-Philosophie gegenüber allein eine Kritik schicklich, die auf jede abschwächende Umschreibung ihres Nein verzichtet, — um so mehr, als Nietzsche selbst beständig aufgefordert hat, ihm lieber gegenzudenken, anstatt ihm nachzubeten. Mein Rüstzeug aber wähle ich, wie billig, aus seiner eigenen Waffenkammer.

Die Wissenschaft wird wohl stets, und ich glaube mit Recht, den Einwand gegen Nietzsche bereit halten, daß er, wie er es ja auch selbst fühlte, weit mehr ein geistreicher, leidenschaftlicher Erfinder, als ein peinlicher, kühler Beobachter gewesen sei; sie wird aber deshalb nicht weniger sogar noch seinen unerlaubtesten Keckheiten die fruchtbarsten Anregungen, auf ganze Jahrzehnte hinaus, zu verdanken haben. So auch dem Umwertungsbuche. Den „Willen zur Macht" als Grund-

Digitized by Google

prinzip alles Lebens scheint es mir, natürlich sehr wider Willen seines Verfassers, eher noch einmal widerlegt als endlich bewiesen zu haben. Der systematisch grundlegende Teil des Werkes ist das dritte Buch: „Prinzip einer neuen Wertsetzung", und in ihm wieder das erste Kapitel: „Der Wille zur Macht als Erkenntnis". Hier variiert Nietzsche seinen alten Satz, daß unsere menschlichen Sprachbegriffe (Subjekt, Objekt, Prädikat und so fort) samt und sonders nur perspektivisch wahr seien, und daß folglich Gleiches auch von allem Denken gelten müsse, welches sich einer solchen Grammatik bediene, d. h. ebenfalls Thäter, Ding, eine Relation zwischen beiden, und so weiter ansetze; unsere menschliche Welt sei schon als „Diesseits", nicht erst im Vergleich mit einem möglichen „Jenseits", eine grundfalsche. Geben wir ihm seine Behauptung von der durch die falschen Begriffe der Urphilosophen, der Spracherfinder, gefälschten Logik zu: was folgt daraus für die neuen Philosophen? Entweder müßten sie die alten, unzulänglichen grammatischen Formen durchstreichen, dann aber auch neue, zutreffendere dafür zu setzen wissen; Nietzsche macht dazu nicht den geringsten Versuch; er lehrt uns keine neuen Sprachelemente, er kann es nicht, und wahrscheinlich kann es keiner; geschweige, daß er sich ihrer bediente. — Oder die Philosophen müßten ein Denken, welches von vornherein mit bloßen Irrtümern baut und daher auch nur zu irrtümlichen Ergebnissen führen kann, aufgeben, — sich selbst durchstreichen; Nietzsche thut das Gegenteil, setzt die neuen Philosophen als höchsten Typus an. — Eine letzte Möglichkeit endlich: sie könnten es bei dem alten bewenden lassen und hätten nur, in einem noch strengeren Sinne als bisher, auf jede „letzte Erkenntnis" im Wissens-Bereiche zu verzichten; und Nietzsche thut abermals das Gegenteil, lehrt den Machtwillen.

„Der Wille zur Macht nicht ein Sein, nicht ein Werden, sondern ein Pathos" (Seite 317; ich zitiere nur aus dem letzten Schaffensjahre Nietzsches): ich gestehe, was Nietzsche damit meinen konnte, weiß ich nicht zu sagen. Er ist, ich wiederhole es, Realist; sein Machtwille ist diese Welt, keine jenseitige. Wie also soll sein Pathos gedacht werden, wenn es weder als seiend, noch als werdend gedacht werden darf? — Wenn ich mir dagegen den Satz auf meine eigene Art erkläre: „ein moralisches Pathos", dann sagt er mir sogar sehr viel. Nietzsche braucht als Herrenmoralist den Machtwillen.

„Umwertung aller Werte: das wird kostspielig, ich verspreche es", heißt es Seite 162. Allein die Wahrscheinlichkeit eines dereinst stattfindenden thatsächlichen Vollzuges dieser extremen Umwertung wird jedenfalls nicht größer, wenn wir Nietzsches Herrenmenschenideal immer noch zwischen der rohen Form des korsischen Banditen und der verfeinerten des Edelmenschen, zwischen Unmoral und Uebermoral, unruhig hin und her schwanken sehen. Nietzsche selbst unterstreicht hier zwar das und, er hütet sich sehr, zwischen zu sagen. Aber wer glaubt ihm sein Und? Nur der kritiklose Nietzscheaner. Ueber die Décadence dagegen hören wir in dem neuen Buche doch etwas Neues: „Was die décadence betrifft, so stellt sie jeder Mensch, der nicht zu früh stirbt, in jedem Sinne beinahe dar ... für die Hälfte fast jedes Menschenlebens ist der Mensch décadent" (416). Und nun, — nun? Jetzt ist der ganze Décadence-Begriff Nietzsches mit einem Male umgestellt, der überhitzte Machtwille der Herrenmoral darf jetzt ebenso wohl für décadent erklärt werden als das übersteigerte Schwäche-Lob der Herdenmoral, beide sind nur zwei verschiedene Seiten des Verfalls. Und ich füge hinzu: nicht allein umgestellt ist jetzt der Décadence-Begriff, nein, auch richtig gestellt. Andere Sätze, die in gleichem Sinne ihre Spitze gegen den Herrenmoralisten selbst kehren, scheinen mir zum Beispiel die folgenden zu sein: „Das, was den Moralisten thatsächlich treibt, sind nicht moralische Instinkte, sondern die Instinkte der Décadence, übersetzt in die Formeln der Moral" (167). — „Es ist ein Selbstbetrug der Philosophen und Moralisten (zu meinen), damit aus der Décadence herauszutreten, daß sie gegen dieselbe ankämpfen. Das steht außerhalb ihres Willens: und so wenig sie es anerkennen, später entdeckt man, wie sie zu den kräftigsten Förderern der Décadence gehört haben" (241). — „Man mache einen Denker Moral reden ... und die berühmtesten Philosophen zeigen dann, daß ihre Wissenschaftlichkeit nur erst eine bewußte Sache, ein Ansatz, ein „guter Wille", eine Mühsal ist, — und daß eben im Augenblick, wo ihr Instinkt zu reden beginnt, wo sie moralisieren, es zu Ende ist mit der Zucht und Feinheit ihres Gewissens" (246). Setzen wir das Wort „Herren" vor Moralist, moralisch, Moral, so werden wir finden, daß alle diese Sätze sehr — wahr bleiben. Allerdings will Nietzsche nicht nur Herrenmoralist, er will auch Immoralist sein, in gleicher Weise, wie er sich nicht nur einen Décadent, sondern zugleich dessen Gegenteil genannt hat. Indessen: — eine „Umwertung" der extremen christlichen Ideale in extrem antichristliche ist sicher nicht bloße Unmoral,

Digitized by Google

sondern forcierte Moral noch einmal. Der „gute Mensch" der alten Sittlichkeit wird uns als „Hemiplegie der Tugend" vorgestellt (219). Das lasse ich für das unbedingte Wohlthäter-Ideal der Christenheit gelten, — aber auch für das unbedingte Uebelthäter-Ideal des Antichristen! Nur ist die halbseitige Lähmung hier eben auf der anderen Seite zu suchen.

„Denken wir an die furchtbare Härte, Gefahr und Unberechenbarkeit, die ein Leben der männlichen Tugend mit sich bringt, ... so begreift man, wie gerade die robusteste Art Mensch von dem wollüstigen Klang der „Güte", der „Reinheit" fasziniert und erschüttert wird ... Eine Hirtenweise ... ein Idyll ... der „gute Mensch": dergleichen wirkt am stärksten in Zeiten, wo die Tragödie durch die Gassen läuft" (212). Demnach würde es genügen, Nietzsches Ideal in die Praxis zu übersetzen, um die Sehnsucht nach dem gegenteiligen Ideal zu erwecken, und mit der Sehnsucht doch wohl schließlich auch das Greifen danach. Das hieße Zirkeltanz, und Nietzsche findet sogar noch in anderer Weise, am Ende nur der Tugend genützt zu haben (452, 453). Es steckt viel Wahrheit in dieser Selbsterkenntnis; wo aber steckt jetzt der — Wille zur Macht?

„Man sieht, was ich bekämpfe, ist der ökonomische Optimismus: wie als ob mit den wachsenden Unkosten aller" (der gleichmäßig durchgeführten altruistischen Einordnung) „auch der Nutzen aller" (die Höherführung der Menschheit) „notwendig wachsen müßte. Das Gegenteil scheint mir der Fall: die Unkosten aller summieren sich zu einem Gesamt-Verlust: der Mensch wird geringer; — so daß man nicht mehr weiß, wozu überhaupt dieser ungeheuere Prozeß gedient hat. Ein Wozu? ein neues Wozu? — Das ist es, was die Menschheit nötig hat" (422). Dieses neue Wozu findet Nietzsche, wie bekannt ist, in „der Erzeugung des synthetischen, des summierenden, des rechtfertigenden Menschen"; „der höheren Form des Aristokratismus" (421); „mein Begriff, mein Gleichnis für diesen Typus ist, wie man weiß, das Wort Uebermensch" (420). Es ist dies (neben 479) wohl die einzige Stelle des ganzen Umwertungsbuches, an welcher der Uebermensch mit Namen genannt wird. — Nun bin ich zwar weit entfernt, das Zutreffende des obigen Satzes irgendwie anrühren zu wollen; nur meine ich, man wird einräumen müssen, daß es hiernach immerhin bei einem utile, einem „ökonomischen Optimismus", verbleibt; lediglich das cui bono erscheint verändert, indem statt des Nutzens der „gemeinen" Art derjenige der Auslese das Aktivum der neuen Bilanzführung zu bilden hätte. Daß dieser neue Nutzen durch Nietzsches Herrenmoral erreicht würde, bestreite ich, — nein, bestreitet Nietzsche; er betont mehr als einmal, daß die „Ausnahme-Art der Regel nicht den Krieg machen dürfe", „der Haß gegen die Mittelmäßigkeit eines Philosophen unwürdig sei" (431).

„Man soll dem Verbrecher die Möglichkeit nicht abschließen, seinen Frieden mit der Gesellschaft zu machen: gesetzt, daß er nicht zur Rasse des Verbrechertums gehört. In letzterem Falle soll man ihm den Krieg machen, noch bevor er etwas Feindseliges gethan hat (erste Operation, sobald man ihn in der Gewalt hat: ihn kastrieren)" (353). Also auch bei dem Herrenmoralisten die Praktik des Messers, und noch dazu gegen die Herrenmoral selbst gerichtet! Denn der Satz ist in seinem letzten Teil ersichtlich eine herdenmoralistische Wünschbarkeit, zumal wenn man mit Nietzsche das Verbrechen unter den Begriff „Aufstand wider die gesellschaftliche Ordnung" einrechnet und zwischen dem philosophischen Neuerer, Versucher und Gewaltmenschen einerseits, dem Räuber, Barbaren und Abenteuerer andererseits nur einen Gradunterschied der Geistigkeit in den Mitteln anerkennt (351). Ich citiere noch: „Schopenhauer wünscht, daß man die Schurken kastriert ... von welchem Gesichtspunkt aus könnte das wünschbar sein? Der Schurke hat das vor vielen Menschen voraus, daß er nicht mittelmäßig ist" (441).

Nach alledem nimmt nichts mehr für Nietzsche ein, als der Umstand, daß er kein Bedenken trug, sich seine grandiose Einseitigkeit wohl auch einmal selbst vorzuhalten: „Jede Gesellschaft hat die Tendenz, ihre Gegner bis zur Caricatur — zum mindesten in ihrer Vorstellung — herunterzubringen und gleichsam auszuhungern. Eine solche Caricatur ist z. B. unser „Verbrecher" ... Unter Immoralisten der Moralist; Plato z. B. wird bei mir zur Caricatur" (197). — „Welcher Art von bizarrem Ideal man auch folgt (z. B. als „Christ" oder als „freier Geist" oder als „Immoralist" oder als „Geistesdeutscher" —), man soll nicht fordern, daß es das Ideal sei ... Wie kommt es trotzdem, daß die meisten Idealisten sofort für ihr Ideal Propaganda machen? Indes, der wirkliche Heroismus besteht darin, daß man nicht unter der Fahne der Aufopferung, Hingebung, Uneigennützigkeit kämpft, sondern gar nicht kämpft. „So bin ich, so will ichs; hol euch der Teufel!"" (451). Es ist wahr, Nietzsche wollte sein Ideal durchaus nicht

Digitized by Google

als das Ideal aller sehen, im Gegenteil! Aber es ist nicht wahr, daß er nicht doch dafür gekämpft habe, — man braucht nur das Umwertungsbuch zu lesen, es ist das Buch eines Kämpfers; und es ist auch nicht wahr, daß er nur um Raum und Luft für sich zu schaffen gekämpft habe, — man braucht abermals nur das Umwertungsbuch zu lesen, es ist das Buch eines freien, eines sehr freien Kämpfers! Nietzsche wollte im Grunde seines Herzens doch weit mehr, als sich, als Herrenmoral; und das ist mein Trost, und hier folge ich ihm. Die Herrenmoral und das Umwertungsbuch lasse ich seinen Jüngern von heute; mir behalte ich die Uebermenschen- und Wiederkunftshoffnung, das Zarathustrabuch, die Herrenmoral aber nur so weit, als sie mir ansteht, — das heißt nicht allzuweit. In dieser Beziehung sage ich zu den Herrenmoralisten selbst: „Hol euch der Teufel!"

Es mag folgerichtig sein, wenn der Lehrer des Machtwillens, gegen Darwin polemisierend, schließlich behauptet: „Es giebt keine Uebergangsformen" (344); leider ist es, mit dieser Ausschließlichkeit gesagt, zugleich unsinnig. Im übrigen ist, wie man bereits bemerkt, durchaus nicht alles folgerichtig, was im Umwertungsbuche behauptet wird. Allein daß sie reich an Widersprüchen sind, das ist bei den großen Leidenschaftlichen, mögen sie nun Denkende oder Handelnde sein, beinahe eine Notwendigkeit; ich werde mich hüten, solche Rätsel gleich den Herausgebern lösbar finden zu wollen. Als Ganzes giebt das Umwertungsbuch also das, was es geben will, — den Beweis für den Willen zur Macht als Grundprinzip des Lebens und der Natur, — nicht; daß es Machtwillen im Leben giebt und daß ihn Nietzsche auch an Stellen nachwies, wo man diesen Willen noch nicht vermutet hatte, leugnet Keiner. Im einzelnen aber enthält das Umwertungsbuch, und ich schäme mich fast diesen Zusatz doch noch nicht überflüssig finden zu dürfen, einen Schatz tiefer Gedanken, weiter Perspektiven, und zuweilen selbst reichster Farben- und Klangwirkungen in Wortbild und Satzbau, — dies alles wie jede Schrift, welche uns Nietzsche geschenkt hat.

Es wäre unbillig, zum Schluß nicht auch der Herausgeberschaft mit einem Wort zu gedenken. Dem Anschein nach hat sie die Aufgabe, die ihr gestellt war, gelöst; da indessen die vom früheren Herausgeber bearbeiteten Bände, die später von Herrn Dr. Horneffer als gänzlich unzureichend verurteilt worden sind, bei ihrem Erscheinen allgemein den gleichen günstigen Eindruck erweckt haben, so wird man abwarten müssen, ob der frühere Herausgeber jetzt etwas zu sagen findet. Schweigt er, so soll mich nichts abhalten, Herrn Dr. Horneffer für die Vollendung seiner schwierigen Aufgabe Dank zu wissen. Gustav Naumann.

Wilhelm Bölsche. Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. 1.—3. Tausend. Leipzig 1901. Verlegt bei Eugen Diederichs. Preis 5 Mk. bezw. 6 Mk.

Bölsches neueste Schrift enthält eine Reihe von Essays und Studien, deren Reiz darin beruht, daß sie sich mit Persönlichkeiten befassen und viel Persönliches enthalten. Wir werden mit Männern zusammengeführt, die noch nicht den Zenith ihres künstlerischen Wirkens überschritten haben — ich nenne die Gebrüder Hart, Gerhart Hauptmann und Bruno Wille —, mit Namen, die eben anfangen, historisch zu werden — Hermann Grimm, Georg Ebers, Fontane — und auch solchen, über welche die Debatte der Litterarhistoriker noch nicht geschlossen ist: Heine und Novalis. — Bölsche kennt seine Zeit. Seine Kraft wurzelt im 19. Jahrhundert, das von Goethe und Darwin seine Prägung bekommen hat. Das 20. Jahrhundert sucht die große Kunst, in der sich Goethes und Darwins Kinder vermählen können. — Unter allen Kapiteln des Bölscheschen Werkes hat mich am meisten das Gerhart Hauptmann bezw. dem germanischen Naturalismus gewidmete interessiert. Der „Naturalismus" Ibsens und Gerhart Hauptmanns hat große Dichtungen hervorgebracht. Doch weil sie den „neuen Menschen" auf die Bühne brachten, mußten sie „die Alten" kalt lassen. Die Dichtungen des germanischen Naturalismus zeigen das Individuum, das zerdrückt, zerfetzt, zerschmolzen erscheint unter dem Druck von Allgemeingewalten: sozialen Strömungen, sozialem Leben, an dieses Soziale gebundenem Allgemeinfortgang der Moral. „Stände, Klassen, Volk, schließlich Menschheit zerpreßten unter sich die „Menschen". Diese große Kunst hat aber mit dem Gesicht ihres (des 19.) Jahrhunderts das Fragmentarische desselben. Dem neuen Jahrhundert bleibt eine Aufgabe, die Bölsche allen Schreiern und Heißspornen vorhalten möchte: unsere naturwissenschaftliche Weltanschauung so aus- und umzubilden, daß ein ganzer Mensch wieder darin wohnen kann. Damit drückt

Digitized by Google

Bölsche mit schönen Worten auch das Ziel unserer „Politisch-anthropologischen Revue“ aus. Aus jeder Zeile der lesenswerten Schrift tritt uns Bölsche als eine Persönlichkeit entgegen, die berufen erscheint, der ästhetischen Kultur Bahnen zu weisen, weil sie ausgerüstet ist mit dem ganzen großen naturwissenschaftlichen Bildungsreichtum ihrer Zeit. H. Bm.

C. Nebel, Dr. phil. Vauvenargues' Moralphilosophie. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig 1901. 70 S. Preis 1,50 Mk.

Dieser Beitrag zur Geschichte der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts ist insofern sehr lehrreich, als dieser Schriftsteller in den deutschen Darstellungen der Entwickelung der Philosophie bisher kaum genannt, geschweige näher beleuchtet wurde. Der Verfasser giebt interessante Mitteilungen über sein Leben und seine Lehren. Besonders bemerkenswert sind Vauvenargues' politische und soziale Ansichten, die nicht selten im Gegensatz zu den zeitgenössischen Aufklärern stehen. Thätigkeit ist ihm die erste und vornehmste aller Tugenden, die allein wahre Befriedigung gewährt. Darum verteidigt er auch die Leidenschaften, Ehrgeiz, Herrschsucht, Ruhmsucht und den Egoismus, sofern sie auf ein hohes Ziel gerichtet sind. Ohne Leidenschaften, schreibt er, gleicht das Leben dem Tode. „Mögen diejenigen, welche für die Trägheit und Weichlichkeit geboren sind, darin sterben und begraben werden; ich beabsichtige nicht, sie daran zu hindern. — — Es ist sonderbar, daß so viele Menschen der Tugend und dem Ruhm mißtrauen, wie einem verwegenen Unternehmen, und daß sie die Trägheit als etwas Sicheres und Solides ansehen.“ Die Politik erklärt Vauvenargues für die größte Wissenschaft und zwar deshalb, weil nach seiner Meinung die wahren Politiker die Menschen besser kennen als die Berufsphilosophen, warum er die ersteren auch „wahrere“ Philosophen nennt. Manchmal erinnern seine Ansichten über Politik und Regierung etwas an Machiavelli, z. B. in dem Satz, daß man Menschen nicht regieren kann, ohne sie zu täuschen. In politischen und sozialen Dingen ist er durchaus konservativ gesinnt. Die Natur selbst, führt er aus, verfährt aristokratisch und nicht demokratisch, den einen stattet sie aus mit den reichsten Gaben des Geistes und des Herzens, den anderen verurteilt sie zur Dummheit und Rohheit; dem einen verleiht sie Kraft des Körpers, um im Kampf des Lebens sich zu behaupten, den anderen läßt sie hinsiechen in Krankheit und Elend. „Alle Versuche, die menschlichen Verhältnisse gleich zu gestalten, sind vergeblich, denn die Kunst kann die Menschen nicht gegen den Willen der Natur gleich machen.“ Vauvenargues war ein scharfer Menschenkenner. Von seinen Maximen seien folgende erwähnt: Die großen Gedanken entstammen dem Herzen — Wer zum Gehorchen geboren wird, würde auch auf dem Throne noch gehorchen — Die Schwachen wollen abhängig sein, um beschützt zu werden: wer die Menschen fürchtet, liebt die Gesetze. —

Man darf dem Verfasser großen Dank wissen, daß er uns in einer Zeit mit Vauvenargues' Ideen bekannt macht, wo Nietzsches Philosophie in weiten Kreisen ihre Herrschaft ausübt, und daß er uns darüber unterrichtet, wie so manches, was von Nietzsche gelehrt wurde und der Gegenwart als eine neue Offenbarung erscheint, schon lange vor ihm ausgesprochen worden ist. Dr. J. Lange.

P. Hähnel. Alkoholismus und Erziehung. Bibliothek für modernes Geistesleben. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig 1902. Preis 50 Pfg.

Diese allgemein verständlich geschriebene Broschüre ist den deutschen Eltern und Lehrern gewidmet und „der Wahrheit zum Trutz, der Jugend zum Schutz“ geschrieben. Sie geht von dem Gedanken aus, daß bei der Alkoholfrage es sich nicht um das Wohlbefinden einzelner, sondern um die Gesundheit des ganzen Volkes handelt. Verfasser berichtet über die verderblichen Wirkungen des Alkohols auf die körperliche und geistige Entwickelung der Jugendlichen, wie sie durch Experiment und Statistik festgestellt worden sind. Die Ursache davon ist einmal die Minderwertigkeit derer, die vom Keim her schon verdorben sind, dann aber die mangelnde Gewissenhaftigkeit, die Eltern und Lehrer bisher in der Erziehung der Jugend in Bezug auf den Alkoholismus sich zu schulden haben kommen lassen. Namentlich wird für die große Masse der Volksschüler die Zeit vom 14. bis 20. Lebensjahre als besonders gefahrvoll nachgewiesen, weil in dieser Periode der so notwendige Schutz gegen die Gefahren der Trink-Unsitten vollständig fehlt. Der Alkoholgenuß ist in diesem Lebensalter dann der Ausgangspunkt von Verwahrlosung, Verbrechen,

Digitized by Google

Nervosität u. s. w. Verfasser steht auf dem Boden unbedingter Enthaltung von Alkohol und hält eine Besserung der geschilderten Uebel nur durch das Vorbild der Eltern und durch die Aufklärung auf der Schule für möglich. Sch.

Willy Schlüter. Psychosophisches Skizzenbuch. Berlin 1901. Verlag von Hermann Walther.

Persönlichkeiten, mit denen uns das Leben zusammenführt, können durch die Urkraft ihres Wesens für uns die Bedeutung einer Vision bekommen. Willy Schlüter ist sich selbst eine Vision. Wir glauben ihm das, halten es aber für unsere Pflicht, ihn auf die ernsten Gefahren solcher Selbsteinschätzung aufmerksam zu machen; denn Visionen und Illusionen liegen nicht sehr weit von einander entfernt. — Die Hauptsorge des Verfassers ist, zu erfahren, ob er artveredelnden, lebensfördernden Wahrheiten entgegenschreitet. Ja, er thut es. Liebe alte Wahrheiten und Erkenntnisse offenbaren diese autobiographischen Skizzen und so dürften sie wohl geeignet sein, ein Zuströmen nach den Meistern — Jesus, Nietzsche und Pestalozzi — zu veranlassen, zu deren Füßen der gehetzte „Adolf" Ruheund Lebenskunst ahnen gelernt hat. Es ist immer etwas Rührendes, den Lebenskampf eines Menschen zu verfolgen, dem in gärender Zeit wohl große Bücher in buntem Wechsel, aber nicht große lebendige Charaktere zur freundlichen Disziplin nahe getreten sind. So wird das Schlütersche Skizzenbuch dem Zeitpsychologen die ehrliche Offenbarung einer ringenden Seele. H. Bm.

G. Anton. Ueber den Ausdruck der Gemütsbewegungen beim gesunden und kranken Menschen. Separatabdruck aus der Psychiatrischen Wochenschrift. 1900. No. 17.

Der biologische Wert der Ausdrucksbewegungen als Ausdrucksmittel, als Ursache starker Veränderungen, besonders von Schädigungen unseres Körperlebens und als suggestive Machtmittel wird zwar knapp aber sehr einleuchtend behandelt. Die natürlichen Ausdrucksbewegungen sind mit dem Geistes- und Gemütsleben durch Vererbung unmittelbar verbunden und daher viel weniger ermüdend als die erkünstelten Mienen oder die Hemmungen der Bewegung durch Selbstbeherrschung. Der Ausdruck der Gemütsbewegungen äußert sich an den Muskeln, besonders der feineren des Gesichtes und der Hand, sowie an allen Drüsen. Es scheint sich sogar der ganze Körperstoffwechsel zu ändern, wenigstens bei heftigeren Affekten, unter Umständen sogar giftige Substanzen zu entwickeln. Gewohnheitstrinker geraten durch Streit ins Delirium. Menschen, die von wutkranken Hunden gebissen sind, können sich durch Wochen wohl befinden, bis ein Affekt die Krankheit ausbrechen läßt. Die Ausdrucksbewegungen haben einen bedeutsamen sozialen Wert durch die Erregung der Nachahmung und Mitempfindung. Mancher Nervöse wird durch Entfernung von den mitleidsvollen Mienen seiner Angehörigen geheilt. Die hysterischen Krämpfe, meist krampfartig auftretende Posen und Gebärden höchster Leidenschaft, werden schnell nachgeahmt. „Ich resümiere mit einem ernstlichen Rate: Suchen Sie emsig die Nähe und den Verkehr mit gesund gearteten und edlen Menschen, und die giebt es in allen Schichten des Volkes."

Dr. Max Brahn.

M. Kende. Die Entartung des Menschengeschlechts, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung. Halle 1902. Verlag von Carl Marhold. Preis 3 Mk.

Das Buch will eine gemeinverständliche Studie über den physischen Rückgang der Bevölkerung in den modernen Kulturstaaten sein. Diesen Zweck erfüllt das Buch in hohem Grade, aber trotzdem hätten wir gewünscht, daß der Verfasser für seine statistischen Nachweise und die Beweisgründe von Autoritäten die litterarischen Quellen angegeben hätte. Denn auch der Kenner dieser Probleme kann aus vorliegenden Darlegungen vieles lernen, wobei freilich in seinen Augen der gänzliche Mangel an Nachweisen die wissenschaftliche Beurteilung des Buches beeinträchtigen muß. — Die verschiedenen Merkmale der körperlichen und geistigen Entartung werden aufgezählt, sowie auch die verschiedenen Begriffsbestimmungen der Degeneration kritisch beleuchtet. Der Verfasser stellt einen Unterschied zwischen Entartung und Verkümmerung auf. „Die Entartung ist angeboren, dauert durch das ganze Leben und ist unheilbar; die Verkümmerung dagegen ist erworben und heilbar."

Digitized by Google

Beide aber verursachen eine Minderwertigkeit der Bevölkerung. Kurze militärische Dienstzeit wird empfohlen, eine Verschiebung des Rekrutierungsalters auf das 21. Jahr verworfen, um zu verhindern, daß die zur Zeugung einer stärkeren Generation fähigen jungen Leute noch länger von der Gründung eines eigenen Familienherdes abgehalten werden." Eine der Hauptursachen der Entartung, d. h. also der erblichen Verschlechterung der Rasse sieht der Verfasser in der Panmixie, die nach Weismanns Theorie in der allgemeinen sexualen Vermischung ohne Rücksicht auf die biologische Wertigkeit, also in dem Mangel an Auslese besteht. Er stimmt Möbius bei, der Kirche und Staat heftig tadelt, weil sie sich um die Formung des Menschen nicht kümmern und die Zeugung desselben ganz oder fast ganz der Willkür überlassen. „Wäre dem nicht so, kämen nicht so viel Entartete zur Welt. Doch weil jeder, selbst der Schwerkranke, der Schwindsüchtige, Geisteskranke seine Art weiter fortpflanzen kann und darf, kommen wieder Kranke und Schwache zur Welt, die noch Kränkere, noch Schwächere erzeugen." Weiter macht er für die Entartung die Inzucht, die venerischen Krankheiten, Alkohol und Nikotin verantwortlich. Ferner ist die Frauen-Arbeit in Berufen, die bisher nur dem Manne offen standen, der Rasse schädlich. Nach Westergaard nimmt die Unfruchtbarkeit der Frauen mit dem Alter zu. Von 199 Ehen, die 15 Jahre bestanden und wo die Braut noch nicht 20 Jahre alt war, blieben nur 5 unfruchtbar; von ungefähr derselben Zahl, wo die Braut 30—35 Jahre zählte, waren schon 20 steril. „Möge man die Frau studieren lassen; wenn sie dann nach schwerem Lernen, vielen durchwachten Nächten und großen Aengsten endlich einen Beruf errungen hat und nun — nachdem sie ihr unschuldiges Engelgesicht verloren, die Frische der Jugend wie den Reif von der Frucht abgestreift hat, also von der Schönheit nur noch Spuren hinterblieben, — an das Heiraten geht, ist sie schon weniger fortpflanzungsfähig." Im Schlußabschnitt bespricht der Verfasser die Mittel, mit welchen gegen die Entartung des Menschengeschlechts anzukämpfen ist, die Ehegesetze, Sanitätswesen, Beschränkung der Frauenarbeit, Bekämpfung des Alkoholismus und der Schulüberbürdung.

J. L.

A. Beuermann. Landeskunde Preußens. Berlin und Stuttgart 1901. Verlag von W. Spemann.

Die vorliegende Landeskunde „versucht im Geiste der neuzeitlichen Erdkunde das Werden des Heimatlandes zu zeigen; dabei sucht sie überall auch die Abhängigkeit des Bewohners und seiner Kulturarbeit von diesem Boden und von den übrigen natürlichen Verhältnissen zu beleuchten". Die Erdkunde als Biologie der Heimat! — Kann man sich eine passendere Gelegenheit denken, den Kindern Begriffe vom „Leben und Weben" einzupflanzen? Ich beglückwünsche die heranwachsende Generation, daß sie endlich Lehrbücher in die Hand bekommt, die auch der Wissende mit Erbauung durchblättert. In meiner Jugend gab es Realienbücher, die geradezu ein Staatsmonopol besaßen, aber einem dürren Vokabelnbuche glichen. Wenn man die erstklassige methodische Litteratur zu beurteilen hat — Beuermanns Landeskunde rechne ich zu dieser — braucht man wirklich nicht zu klagen, daß die unteren Schichten „enterbt" sind, wenn das Vermächtnis eines Ranke, Ritter oder Darwin zur Verteilung kommt. — Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Fortschritt zu zeigen, den diese Landeskunde zur verwandten Litteratur bedeutet; nur will ich versichern, daß in dem mir vorliegenden vierten Teil, der die Provinz Hannover behandelt, thatsächlich alles lebendig dargestellt ist, bei den von den übrigen Autoren — H. Kap-Bonn, W. Techter-Schlüchtern, Stephanblome-Büren, J. Schmarje-Altona, H. Liersch-Erfurt, H. Heinze-Friedberg, F. Welle-Sagan, Dr. Kremmer-Posen, O. Sominer-Stettin, Ziesemer-Marienburg — bearbeiteten Heften darf man ein gleiches voraussetzen.

In meiner Schrift über Kunst und Kunsterziehung „Der Glaube des Sehers" stelle ich die Forderung auf, die Betrachtung von Erzeugnissen der Heimatskunst zum elementaren Teil ästhetischer Erziehung zu erheben. Beuermanns Landeskunde zeigt mit seltener Eindringlichkeit die plastische Kraft rein geographischer Stoffe. Dadurch wird das Werk eine künstlerische That, es muß als beachtenswerter Beitrag zur großen ästhetischen Kulturarbeit unserer Zeit gewertet werden.

Hans K. E. Buhmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 3. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Die historische Bedeutung der natürlichen Rassenanlagen.

Professor J. G. Vogt.

Wenn wir aus dem bunt zusammengewürfelten Bilde der heutigen Menschheit Rückschlüsse auf ihre ersten Entwickelungsstadien ziehen und ihren Werdegang verfolgen, so haben wir uns in erster Linie darüber klar zu werden, ob wir einen rein wissenschaftlichen oder einen wissenschaftlich-ethischen Standpunkt einnehmen wollen. Diese Frage ist wichtiger als es auf den ersten Blick scheinen möchte, denn durch ihre Beantwortung werden die Kriterien bestimmt, die uns bei unserer Untersuchung zu leiten haben. Dazu ist es unerläßlich, die Methoden der Geschichtsschreibung näher ins Auge zu fassen, die für die Lösung der vorliegenden Aufgabe sicherlich von überaus maßgebender Bedeutung sind. Man hat merkwürdigerweise gerade in unseren Tagen die Frage einer voraussetzungslosen Geschichtsforschung aufgeworfen. Man war auf verschiedenen Seiten naiv genug zu verlangen, die Geschichtsforschung müßte ebenso voraussetzungslos behandelt oder betrieben werden können, wie etwa die Physik. Man hat dabei den gewaltigen Unterschied übersehen, daß in der Physik nur die Natur spricht und ihr der Physiker voraussetzungslos zuhört. Der Physiker schreibt kaltblütig die Gesetze nieder, die ihm die Natur diktiert; jede Vorwitzigkeit ist ihm benommen; was er dabei denkt und empfindet, darum kümmert sich die Natur, beziehungsweise die Physik absolut nicht. Wo nur das Wesen der Sache selbst in Betracht kommt, da sprechen wir mit Recht von wahrer oder voraussetzungsloser Wissenschaftlichkeit. Ganz anders aber verhält es sich, wenn der Mensch über den Menschen schreibt, wenn aus dem großen Spiegel der Menschheitsgeschichte immer sein eigenes Konterfei mit herausblickt, wenn sich in seinen Beschreibungen unwillkürlich sein eigenes Denken und Empfinden reflektiert, wenn die Wünsche und Erregungen seines eigenen Ichs unaufhörlich mit aller Gewalt in seinen Gedankengang sich eindrängen. Man mag ja die heroische Aufgabe formulieren, der Geschichtsschreiber solle sich aller subjektiven Einmischungen enthalten oder entwöhnen; in Wirklichkeit hat es

Digitized by Google

noch keiner fertig gebracht. Von Herodot bis herab auf Lamprecht sind sie alle den Empfindungen ihrer Nationalitäts- oder Rassengenossen erlegen. Ueber eine heroistische Geschichtsschreibung ist noch keiner hinausgekommen, auch Lamprecht nicht, und die sogenannte materialistische Geschichtsschreibung existiert vorläufig nur im Programm. Bis jetzt hat sich die Geschichtsauffassung fast ausschließlich auf dem ethischen Gebiete patriotisch-nationaler und rassenerzieherischer Ideale bewegt. Wer daran zweifeln wollte, müßte noch keine griechische Geschichte mit einer römischen, deutschen, französischen, englischen u. s. w. verglichen haben. Die Geschichtsschreibung hat bis jetzt keine andere letzte Aufgabe gekannt, als die eigene nationale Kultur der Geschichtsschreiber an die Spitze alles Weltgeschehens zu stellen, nicht nur die Urkraft des eigenen Volkes oder doch zum mindesten der eigenen Rasse, womöglich auf die ersten Tage der Schöpfung zurückzuführen, sondern in ihr auch bis zum Ende der Tage alles Weltgeschehen ausklingen zu lassen. Die Geschichtsschreibung war bis zur Stunde ethisch gefärbt und wird es auch immer bleiben. Der beste Beweis hierfür ist der „umwälzende" Lamprecht, der trotz aller Umwälzung auf jeder Seite seiner Geschichte „Patriot" ist und bei dem sich alle geschichtliche Entwickelung wieder auf die himmelstürmende Ueberlegenheit der Germanen zuspitzt.

Wenn wir uns auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt stellen und auf alle ethischen Herzensanwandlungen verzichten, die Wahrheit allein reden lassen, so grinst uns eine kalte unbarmherzige Gesetzmäßigkeit entgegen, von der wir uns im Innersten abgestoßen fühlen. Dann fliehen wir lieber auf unsere ethischen Gefilde und sonnen uns wieder in den Wünschen und Illusionen unseres Herzens.

Andererseits sind wir heute aber dermaßen von dem Gedanken der Gesetzmäßigkeit durchdrungen, daß, wo immer wir einer Frage mit wissenschaftlichem Ernste entgegentreten, wir zunächst auf die ihr innewohnende Ursächlichkeit und Gesetzmäßigkeit unsere Aufmerksamkeit richten. Alles ist Gesetz, auch die Entwickelungsgeschichte der Menschheit wird von seiner Macht beherrscht. Die Natur kümmert sich nicht um die Wünsche und Herzensregungen des Deutschen, Russen oder Chinesen, sie geht ihre eigenen Wege und wo immer es uns gelingt, diese Wege aufzuspüren, da stoßen wir auf eine unbarmherzige Gesetzmäßigkeit. Das Welträtsel, einschließlich der organischen Erscheinungen, ist in letzter Linie ein mechanisches Problem. Was das organische Geschehen selbst anlangt, so wird dieser Teil des Problems wohl für alle Zeiten unlösbar sein. Ob dem organischen Leben ein Zielstreben, ein Zweck, eine Absicht zu Grunde liegt, wissen wir ebensowenig zu beantworten, wie die Frage, warum überhaupt etwas ist, warum die Substanz überhaupt existiert. Wir kennen uns ja nicht einmal in unserem unmittelbaren Ich-Bezirk aus. Wir sitzen mit unserem persönlichen Bewußtsein sozusagen nur zur Miete. Unser Körper entsteht und entwickelt sich ohne unser Zuthun, während seines embryonalen Werdeprozesses giebt es überhaupt noch keinen Ichbegriff. Erst nach der Geburt kommt das Ich allmählich herangeschlichen und im Gegensatz zu dem von mir so genannten „Organintellekt", der dafür sorgt, daß der komplizierte Mechanismus in Ordnung bleibt, bläht sich nach und nach der „Personalintellekt", dem

Digitized by Google

gewisse Mietsrechte eingeräumt sind, zum anmaßenden Weltenstürmer auf, der in seiner Einbildung und Beschränktheit dem Organintellekt die Arbeit furchtbar erschwert und schließlich seine ganze Weisheit in einer Kulturwelt gipfeln läßt, die durch ihre fortwährend sich steigernden Unnatürlichkeiten dem Naturprodukt „Mensch" die größten Gefahren bereitet und dadurch die große Wandelbarkeit in der historischen Laufbahn der menschlichen Rassen bedingt. Alles, was unser menschliches Lallen auf naturwissenschaftlichem Gebiete bis jetzt zu sagen vermocht hat, ist die Definition: das Leben sei sich selbst Zweck. Die organische Welt, das Leben wäre somit ein Akt der Selbstbefriedigung der Weltsubstanz. Damit ist aber so gut wie nichts gesagt, damit ist günstigsten Falles die Thatsache beleuchtet, daß die Natur in den meisten Fällen, nicht in allen, für eine ungeheuere Fortpflanzungsmöglichkeit sorgt.

Ich möchte übrigens von vornherein für unsere Untersuchungen den Zweckbegriff im teleologischen Sinne überhaupt ausgeschaltet wissen. Der Zweckbegriff in diesem Sinne ist uns so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir selbst auf naturwissenschaftlichem Boden unermüdlich von einer Entwickelung aus niederen zu höheren Formen sprechen und diese letzteren immer als Ideale hinstellen und verherrlichen. Selbst der Darwinismus vermag sich dieser Schwäche nicht zu entledigen, nur sucht er seine Fehlschlüsse zu verdecken, indem er die höheren Formen durch natürliche Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein entstehen läßt, also an Stelle einer idealistischen eine natürliche Erklärung setzt. Aber hier wird ein Fehlschluß auf den anderen gehäuft. Der Kampf ums Dasein erzeugt an und für sich keine höheren Formen. Der Höhere, der Stärkere, der besser Angepaßte tritt immer schon als solcher auf dem Kampfplatze auf, auf dem einfach der Schwächere ausgemerzt wird. Von zwei Fechtern, die einander gegenübertreten, ist der eine schon der bessere, noch ehe der Kampf beginnt. Während des Kampfes selbst kann er offenbar seine Ueberlegenheit nicht erst erlangen, er kann sie nur bestätigen, und das Los des schlechten Fechters ist von vornherein besiegelt. Der Kampf ums Dasein beweist oder erklärt für die Entwickelung und für den Fortschritt vom Niederen zum Höheren absolut nichts. Er erklärt nur, daß die Höheren, die Stärkeren die Fortpflanzung übernehmen, daß die Schwächeren aussterben.

Die Frage nach den treibenden Ursachen der Entwickelung in aufsteigender Linie (die Paläontologie liefert aber auch abweichende Beispiele) wird durch den Darwinismus in keiner Weise beantwortet. Durchaus einseitig ist die Behauptung vieler Biologen, mit H. Spencer an der Spitze, die äußeren physikalischen Einflüsse, das Milieu, liefere die treibenden Faktoren zur Entwickelung. Einerseits haben wir Typen, die sich durch zahlreiche geologische Perioden hindurch unverändert erhalten haben (die Lingula ist durch alle geologischen Perioden hindurch vom Cambrium bis zur Stunde unverändert geblieben) und andererseits ist, wie Koken sehr richtig hervorhebt, im großen und ganzen das Milieu der Erdoberfläche seit dem Auftreten des Lebens ziemlich unverändert geblieben, es haben immer nur Verschiebungen, aber keine radikalen Umwälzungen oder Aenderungen stattgefunden. Bei allen diesen Spekulationen hat man sich eben nur an das Handgreiflichere

Digitized by Google

gehalten; man hat nur die äußeren Faktoren herangezogen und da die inneren Entwickelungsfaktoren schwer oder gar nicht zugänglich waren, so hat man sie gemieden und vernachlässigt. Darwin selbst schreibt solchen inneren Entwickelungsfaktoren einen großen Einfluß zu, allein er hütet sich wohlweislich, ihnen irgendwie näher zu treten.

Es ist der größte Fehlschluß, der je gemacht worden ist, das Leben in Gegensatz zu seinem Milieu zu stellen und das Leben sozusagen den Kampf mit seinem Milieu aufnehmen zu lassen. Danach bestände der Sieg in der Anpassung, und der Konkurrenzkampf hätte nur den Zweck, die größte Anpassungsfähigkeit zu erreichen.

Nach meiner Ueberzeugung sind die treibenden Faktoren des Lebens erstens die Flucht vor dem Schmerz, zweitens das Anstreben der Lust, wie ich dies an anderem Orte (in meinem Werk über „Entstehen und Vergehen der Welt") ausgeführt habe. Diese inneren treibenden Faktoren bedingen alle Abänderungen oder Variationen der organischen Substanz von den einfachsten bis zu den kompliziertesten Formen. Unlust und Lust treiben das Leben durch alle Entwickelungsstadien hindurch. Aber wohlverstanden, nicht in einem einzigen Falle zwecksuchend, sondern immer und überall als unmittelbare Reaktion gegen das Milieu in jedem Sinne. Der unmittelbar empfundene Schmerz, die unmittelbar empfundene Lust treiben die organische Substanz zur Reaktion, beziehungsweise zu den Gestaltungsprozessen, welche die Ueberwindung des Schmerzes oder das Festhalten der Lust ermöglichen. Gewiß, wir sagen: die Fischflosse ist ein Bewegungsorgan, das den Zweck hat, den Widerstand des Wassers zu überwinden. Aber damit sagen wir doch nicht, irgend einem Tiere sei eine Flosse angeheftet worden, damit es im Wasser schwimmen könne. In Wirklichkeit entwickelt sich eine Fischflosse nicht, um einem Milieu angepaßt zu werden, sondern — in dieser kleinen Wendung liegt ein gewaltiger Unterschied — sie entwickelt sich im Milieu, als unmittelbare Reaktion gegen das innere Bedürfnis der Bewegung, beziehungsweise in diesem Milieu den Hunger befriedigen und Nahrung suchen zu können. Die organische Substanz schaut nicht in die Ferne, sie kennt keine Ideale, keine teleologischen Irrwege, sie kennt nur den Augenblick, nur was sie in diesem Augenblick empfindet, treibt sie zur Arbeit, zur Reaktion in Lust und Schmerz.

Das Milieu erlangt nach obigem sicherlich eine überaus hohe Bedeutung für die organische Entwickelung, aber nie in dem Sinne Spencers, daß es abändernd auf die Organismen wirke und daß die Organismen den Kampf ums Dasein aufzunehmen haben, nur um sich dem Milieu anzupassen. Alle neueren Untersuchungen — ich erinnere nur an die Arbeiten De Vries' — befestigen die Ansicht immer mehr, daß die durch Aenderung des Milieus hervorgerufenen Abänderungen zu keinen dauernden Variationen führen. Als unmittelbare Reaktion gegen das Milieu entstehen alle organischen Differenzierungen, und einmal entstanden, ändern sie sich nur noch schwer; die Anpassung an ein anderes Milieu ist in den meisten Fällen ausgeschlossen, ja die Aenderung des Milieus führt meistens den Untergang mit sich.

Wie sollen wir uns aber die Entwickelung in aufsteigender Linie erklären, wenn das Milieu, wie oben angeführt, im großen und ganzen

Digitized by Google

unverändert bleibt und das Leben nur aus der unmittelbaren Reaktion gegen das Milieu entspringt?

Ist die Empfindung die innere treibende Ursache des Lebens, so finden wir in ihr einen ungeheueren Spielraum, um unzählige Reaktionsformen der organischen Substanz als möglich hinzustellen. Ein Blick auf die Stufenleitern des Lebens beweist uns von vornherein, daß die höheren Formen sich von den niederen Formen durch ein reichhaltigeres Empfindungsleben auszeichnen, gleichgiltig an welche Skalen der Empfindung wir unseren vergleichenden Maßstab anlegen wollen. Es ist die Feinfühligkeit in jeder Hinsicht, welche die Typen von einander unterscheidet. Diese Feinfühligkeit zieht sich durch das Empfindungsleben hindurch bis zu den höchsten geistigen Dispositionen, da alles Geistige sich aus Empfindungsmaterial aufbaut.

Nehmen wir an, wir hätten nur mit dem physikalischen Milieu zu rechnen, in dem die äußeren Einflüsse sich im großen und ganzen gleich bleiben, so müßten sich die organischen Differenzierungen offenbar innerhalb einer bestimmten Grenze halten und ein Grund zur Weiterentwickelung in aufsteigender Linie wäre nicht einzusehen. Zur Bewegung im Wasser, auf dem Lande, in der Luft würde sicherlich ein einziger Typus von Flossen, Beinen und Flügeln genügen. Eine Mehrheit von Typen wäre absolut nicht zu erklären.

Die Frage ändert sich sofort, sobald wir neben dem physikalischen Milieu das nicht minder wichtige gesellschaftliche oder, sagen wir einfach, das organische Milieu in Betracht ziehen. Hypothetisch vorausgesetzt, es gäbe nur ein einziges unsterbliches Individuum auf dem Lande oder im Wasser, das aus dem entsprechenden physikalischen Milieu hervorgegangen, diesem selbstverständlich auch angepaßt sei, so wäre kein Grund einzusehen, weshalb sich dieses Individuum durch alle Aeonen hindurch je ändern sollte, so lange dieses Milieu sich gleich bleibt. Sobald in diesem selben physikalischen Milieu aber zahlreiche Individuen derselben Art oder verschiedener Arten auftreten, ändert sich die Sachlage mit einem Schlage. Jetzt wird die Empfindung nicht nur durch die sich gleichbleibenden physikalischen Einflüsse angeregt, sondern es stürmen unzählige neue, stets wechselnde Einflüsse auf sie ein. Während das physikalische Milieu nur die vegetativen Empfindungen, wie z. B. Hunger, Durst, Kälte, Hitze u. s. w. auslöst, kann das gesellschaftlich-organische Milieu eine unendliche Reihe neuer Empfindungen auslösen: Angst, Todesfurcht, Gier nach Beute, Neid, Haß, Liebe, Zuneigung u. s. w., die in ebenso unendlicher Reihe auf das geistige Gebiet hinüberspielen und tausenderlei neue Impulse wachrufen. Die sämtlichen Differenzierungen der organischen Arten, die hauptsächlich dem Angriff und Schutz der Organismen dienen und mit die wichtigste Rolle unter den Daseinsbedingungen spielen, gehen nur aus dem organischen Milieu hervor, beziehungsweise werden sie durch dieses angeregt.

Während somit das physikalische Milieu konstant bleibt, ändert sich das organische fortwährend und aus den Aenderungen des organischen Milieus entspringen die Faktoren einer fortschreitenden Entwickelung. Mit den riesigen Sauriern im Jura z. B. schien die Natur ihren letzten Trumpf in rohen gewaltigen Massenformen ausgespielt zu haben, sie machte einen neuen Vorstoß in den kleinen,

Digitized by Google

unansehnlichen Säugern, die sich wahrscheinlich an der Brut dieser Riesengeschöpfe vergriffen, so daß die Erde bald von den letzteren gesäubert wurde. Im Gegensatz zur rohen, brutalen Schwerfälligkeit der Saurier waren sicherlich die schwächlichen Säuger mit höherer Intelligenz begabt, durch die sie sowohl sich besser zu schützen, wie auch ihre Angriffe zu verschärfen und gegen stupide Ungeheuer erfolgreich zu gestalten vermochten. Diese entwickeltere Intelligenz schuf offenbar ein neues organisches Milieu höherer Art als das der schwerfälligen Saurier. Dieses Milieu mußte, wenn auch vielleicht nur durch einzelne bevorzugte Individuen insceniert, bald eine größere Ausdehnung gewinnen und dadurch wurde ein allgemeines Niveau geschaffen, auf dem neue aber höhere Lebenserscheinungen zu Tage gefördert wurden. Auf diesem ganzen Niveau herrschte eine höhere Feinfühligkeit gegen die Außenwelt (physikalisches wie organisches Milieu) und es gestaltete sich zu einer neuen Entwickelungsbasis, aus der vollkommenere Typen hervorwachsen mußten. Dieses Prinzip wiederholt sich genau auf dem Gebiete der menschlichen Erfindungen. Mit jeder neuen Erfindung, mit jedem neuen Werkzeuge, vom Stein bis herauf zum Dampfhammer, war die Anregung zu einer neuen höheren Kulturstufe gegeben, die sich verallgemeinerte und die Basis für eine weitere höhere Kulturstufe abgab. Nachdem einmal die Spannkraft des Dampfes z. B. in einem einzigen Falle erkannt und praktisch verwertet worden war, mußte die Anwendung des Dampfes sich rasch über alle Produktionsgebiete ausbreiten und sich solchergestalt eine allgemeine Kulturstufe entwickeln, die sich als das Zeitalter des Dampfes charakterisiert. Diese Kulturstufe ist keineswegs als ein bewußt gesetztes Ziel angestrebt worden, sondern mußte mit unabweisbarer Notwendigkeit als unmittelbare Reaktionserscheinung gegen das gesellschaftlich-organische Milieu, das mit der Erkenntnis über die Spannkraft des Dampfes geschwängert war, entstehen und sich weiter entwickeln.

Dasselbe gilt für die Entwickelung der Organismen, nur mit dem Unterschiede, daß, während wir über die Bethätigungsweise des menschlichen Intellekts unterrichtet sind, wir von der Bethätigungsweise der inneren treibenden Entwickelungsfaktoren der organischen Welt auch nicht die leiseste Ahnung haben. Nach allen Thatsachen, die uns die Paläontologie an die Hand giebt, scheint der Organismus nur zeit- oder periodenweise gegen das Milieu durch neue Formen zu reagieren. De Vries sagt richtig: Variationen treten spontan, plötzlich, ohne Uebergänge auf. Jede neue Form entsteht plötzlich, sie scheint einen neuen Versuch, einen Vorstoß zu repräsentieren. Damit stimmt auch die Behauptung Weißmanns, daß erworbene Eigenschaften sich nicht vererben. Wenn erworbene Eigenschaften, die nur im Kampfe ums Dasein erworben werden können, sich vererbten, so müßte die Variation, ob sie sich nun aus kleineren oder größeren Uebergängen zusammensetzt, eine stetige sein, da doch der Kampf ums Dasein ein stetiger ist. Gegen diese stetige Abänderung spricht schon die gewichtige Thatsache der Konstanz der Arten. Nur periodenweise, mit langen Unterbrechungen, treten die Variationen auf. Die Variabilität erfolgt allenthalben stoßweise, die neuen Typen sind mit einem Male da. Die inneren Entwickelungsfaktoren scheinen somit ihre stille Arbeit durch lange Zeiträume hindurch vorzunehmen und dann, wenn sie

Digitized by Google

ihre ganze Kraft gesammelt, plötzlich mit ihrer schöpferischen That hervorzutreten.

Das die organische Welt im allgemeinen beherrschende Prinzip scheint auch für jeden einzelnen Zweig derselben zu gelten, insbesondere auch für den Menschen. Auch hier sind wir geneigt, eine Entwickelungsreihe in aufsteigender Linie geltend zu machen, wobei wir Europäer uns ganz selbstverständlich an die Spitze stellen. Es fragt sich nur, nach welchen allgemeinen Kriterien wir die Stufenfolge der menschlichen Rassen bewerten wollen. Als Grundlage zur Erlangung eines vergleichenden Maßstabes hält man sich gewöhnlich an die äußeren Formen, die man mit der Stammform des Affen vergleicht. Je affenähnlicher eine Rasse, um so niedriger steht sie in der Entwickelungsreihe. J. Szombathy*) schreibt darüber: „Um uns über die Hauptmerkmale, die uns bei der Beurteilung einer größeren oder geringeren Affenähnlichkeit leiten, verständigen zu können, brauchen wir nur ein menschliches Skelett mit dem eines menschenähnlichen Affen zu vergleichen. Der erste Blick zeigt zunächst die große allgemeine Aehnlichkeit der beiden, die besonders deutlich hervortritt, wenn man das Affenskelett ein wenig stärker streckt, als es der normalen Haltung des Tieres entspricht. Prüfen wir dann die Einzelheiten, so sehen wir bald, daß der Kardinalunterschied im Schädel liegt. Am Schädel des erwachsenen Gorilla erreicht der mächtige Kauapparat mehr als die doppelte Größe der Hirnkapsel und diese selbst trägt noch ansehnliche Knochenkämme zum Ansatze der Kaumuskeln und der starken Nackenmuskulatur. Beim Menschen hingegen umfaßt der dem Ernährungsgeschäfte dienende Gesichtsteil an Rauminhalt weniger als die Hälfte des hochgewölbten Hirnschädels. In der großartigen Entwickelung des Denkwerkzeuges liegt ja das Hauptmerkmal des Menschen. Der Schädelinhalt der verschiedenen Menschenrassen beträgt im Mittel zwischen einunddreiviertel und einundeinhalb Liter, während der Schädelinhalt der höchst entwickelten Affenarten nicht mehr als ein halbes Liter erreicht. In den übrigen Teilen des Skelettes sind die Unterschiede weniger grell, obwohl sie an keinem einzigen Knochen fehlen. Da sehen wir, daß der die Ernährungsorgane bergende Rumpf des Affen viel länger und geräumiger ist, als jener des Menschen. Die vorderen Extremitäten sind viel kräftiger und länger, so daß die Hand bei gestrecktem Arme wenigstens bis an das Knie, bei vielen Arten noch tiefer reicht, die hinteren Extremitäten hingegen bedeutend kürzer. Während somit beim Menschen die Beine länger sind als die Arme, besteht beim Affen das umgekehrte Verhältnis.

Die für den Affen charakteristische Kurzbeinigkeit ist auch ein Hauptmerkmal der Proportionen des menschlichen Kindes. Dank dieser Kurzbeinigkeit wird es unseren Ganzkleinen selbst nicht schwer, manchmal ihre Fußzehen als Schnuller in den Mund zu nehmen, eine Funktion, die wir Erwachsene unseren Zehen nicht mehr zumuten könnten, weil sie durch das lange Bein zu weit von der Körpermitte abgerückt sind.

Man hat manchmal gemeint, daß es angesichts so auffälliger und prinzipieller Unterscheidungsmerkmale zwischen Mensch und Affe leicht

*) Die „Umschau" No. 9, 1902.

Digitized by Google

sein müßte, einen Abglanz dieser Unterschiede bei den verschiedenen Menschenrassen aufzufinden und diese nach ihrer verschiedenen großen Affenähnlichkeit in eine Reihe zu ordnen. Wir selbst stellen uns natürlich bei einem solchen Versuche mit aller Bescheidenheit obenan und lassen die anderen Rassen hinter uns je nach dem zunehmenden Grade der verschiedenen affenähnlichen Merkmale folgen. Bei der Anlage einer solchen Reihe finden wir alsbald, daß die Verhältnisse durchaus nicht so einfach liegen. Ja, wenn wir nur ein einzelnes Merkmal hernehmen, z. B. den Rauminhalt der Schädelhöhle, da können wir noch zu einer einigermaßen plausiblen Reihe gelangen, in welcher der Europäer so ziemlich obenan steht, während die ganz dunklen Rassen auf die unteren Plätze kommen. Sobald wir aber ein zweites Merkmal, etwa die Hauptproportionen des Körpers, dazu nehmen, kompliziert sich die Sache. Es stellt sich heraus, daß gerade die niedrigsten „Wilden", wie die Australier und die Neger, den Körper relativ kürzer und die Beine im Verhältnis zu den Armen länger haben als der Europäer, daß sie also in diesen Hauptproportionen ein Extrem der menschlichen Körperbildung darstellen, welches von den Affen weiter entfernt ist als der Europäer. Der Australneger ist sonach wohl in Bezug auf das Gehirnvolumen affenähnlicher, in Bezug auf die Körpermasse hingegen sozusagen menschenähnlicher als der Europäer.

Die Komplikation vergrößert sich sofort, wenn wir ein drittes Merkmal mit in Betracht ziehen, etwa die Schädelform mit der einfachen Unterscheidung von Langschädel und Kurzschädel. Die menschenähnlichen (anthropoiden) Affen sind Kurzschädel. Hingegen sind die durch die geringere Geräumigkeit ihres Schädels den Affen näher gerückten Neger und Australier exquisite Langschädel. Sie stehen mit dieser Eigenschaft der Langköpfigkeit knapp neben der großen blondhaarigen germanischen Rasse, und ihnen gegenüber stehen die dunkelhaarigen Europäer, welche größtenteils kurzköpfig sind. Aehnlich geht es mit jedem anderen physischen Merkmale, und man muß sagen, daß es keine Menschenrasse auf Erden giebt, bei der sich alle wichtigeren affenähnlichen Merkmale oder, wie man auch zu sagen pflegt, alle niedrigeren Merkmale vereinigt zeigen.

Wir ersehen daraus, daß die von den Affen hergeleiteten Unterscheidungsmerkmale keinen gemeinsamen Wert für die Klassifikation der menschlichen Rassen haben, d. h., daß der Affe nicht den eigentlichen Maßstab für die Bewertung der Rassen, sondern nur einen Studienbehelf dazu abgeben kann."

Und doch giebt es ein Kriterium von allgemeiner Giltigkeit für die Bewertung der fortschreitenden Entwickelungsstufen. Wenn wir speziell das Tierreich ins Auge fassen, so finden wir unter den fünf Entwickelungsdeterminanten des Lebens,*) der Atmung, Ernährung, Fortpflanzung, des Schutzes und der Bewegung, gerade die beiden letzteren als die unmittelbaren Reaktionserscheinungen gegen das organische Milieu in hervorragender Weise an den organischen Umwandlungsprozessen beteiligt. Ich nenne daher diese beiden Determinanten die Dominanten unter den Entwickelungsfaktoren. Von beiden ist die Bewegung die wichtigste, denn sie dient in erster Linie

*) Siehe meine Ausführungen hierüber in „Entstehen und Vergehen der Welt".

Digitized by Google

der Orientierung in der Außenwelt, der ersten und wichtigsten Lebensbedingung für das Tier. Alle paläontologischen Entwickelungsreihen beweisen uns nun in der unzweideutigsten Weise, daß bei allen fortschreitenden Typen der Hauptzug der Abänderungen auf eine Beschleunigung und Vervollkommnung der Bewegung hinausläuft, der sich die Abänderungen im Sinne der übrigen Determinanten erst in zweiter Linie anpassen. Von allem Anbeginn entwickelten sich im Tierreich zwei große Haupttypen der Bewegung, derjenige der Arthropoden (Gliedertiere) oder noch allgemeiner der Wirbellosen und derjenige der Wirbeltiere. Beide sind einander entgegengesetzt.

Ich sehe von der Determinante des Schutzes völlig ab, die bei den Wirbellosen noch mit der Determinante der Bewegung Hand in Hand geht. Fassen wir speziell die Bewegungsorgane der Gliedertiere ins Auge, so finden wir sie allenthalben als Exoskelette vertreten, innerhalb welcher die motorischen Gewebe, die Muskeln, angebracht sind. Der Entfaltungsraum der Muskeln ist somit innerhalb der Exoskelette offenbar ein beschränkter und die zur Bewegung aufzuwendende Kraft wird nie in hohem Maße entwickelt werden können. Die naturgemäße Schwäche der einzelnen Glieder muß daher durch eine größere Anzahl ersetzt werden. Zu einer großen Bewegungsfähigkeit konnte der Bewegungstypus der Gliedertiere überhaupt nie gelangen, weil die Entwickelung des Muskelsystemes ein für allemal behindert war. Der Organisationskreis der Arthropoden ist dessenungeachtet der mächtigste geworden und geblieben, weil die Determinante des Schutzes (bei den Insekten noch durch den Flug unterstützt) mit derjenigen der Bewegung in das engste korrelative Verhältnis trat.

Ganz anders dagegen der Bewegungstypus der Wirbeltiere. Hier wurde das Skelett nicht zur Schale und zum Rohr, sondern zur Axe, um die sich die Muskeln frei entwickeln und zu beliebigen Massen anwachsen konnten. Die Determinante der Bewegung hatte sich befreit, es waren ihr keine Grenzen mehr gesteckt.

Mit der Bloßlegung der Muskeln, also der inneren Weichteile, war aber auch mit einem Schlage der Schutz aufgehoben. Die schnellere Bewegungsfähigkeit ersetzte den Schutz und wo diese Bewegungsfähigkeit nicht ausreichte, traten spezifische Waffen hinzu. Wir vervollständigen das Bild, wenn wir der primitivsten geradlinigen Bewegung als höchsten Typus die größte Bewegungsfähigkeit nach allen Richtungen gegenüberstellen, wie sie beim Menschen erreicht ist. Seine aufrechte Bewegungsaxe giebt ihm allen anderen Geschöpfen gegenüber die denkbar höchste und schnellste Bewegungsfähigkeit nach allen Seiten, es ist der raffinierteste Bewegungstypus, der überhaupt auszudenken ist. Der vollständig aufrechte Gang des Menschen ist die unbedingte Voraussetzung zu diesem Bewegungstypus.

Die Vielseitigkeit der menschlichen Bewegungen ist schon durch den Tanz bekundet, der den Menschen allen anderen Tieren gegenüber charakterisiert. Alle Menschen vom wildesten bis zum kultiviertesten tanzen. Der Tanz zeigt am handgreiflichsten die Bewegungsfähigkeit des Menschen nach allen Richtungen bis zur wirbelnden Drehung um die eigene Axe. Im Kampfe gegen alle Tiere vermag der Mensch die raschesten und geschmeidigsten Bewegungen auszuführen. Er springt vor dem wütenden Stier zur Seite, er hält im schnellsten Laufe

Digitized by Google

an, stemmt sich, springt zurück, kurz, er besitzt die Beweglichkeit in höchster Potenz. Alle ähnlichen Bewegungen führt das Tier bedeutend langsamer aus. Nur in der geradlinigen Vorwärtsbewegung wird der Mensch von Tieren übertroffen, aber durch ihre Einseitigkeit wird auch diese eben in ihrem Werte wieder herabgemindert.

Wir können somit, wenn wir von den niedrigsten Bewegungstypen der Protozoen, Coelenteraten, Mollusken und Würmer absehen, alle höheren Bewegungstypen in die beiden Haupttypen der ektostischen und entostischen Bewegung einteilen. Die erstere umfaßt alle Wirbellosen (mit äußerem Skelett), die letztere alle Wirbeltiere (mit innerem Skelett).

Durch diese einfachen Gesichtspunkte, die durch die Paläontologie nach allen Richtungen gestützt werden, erlangen wir einen allgemein giltigen Maßstab nicht nur für die Bewertung des Menschen in der großen organischen Entwickelungsreihe, sondern auch für die Differenzierungen innerhalb der eigenen Art, die durch die verschiedenen Menschenrassen gegeben sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die aufrechte Stellung des Menschen einzig und allein seinem Bewegungstypus den höchsten Wert verleiht. Inwieweit die Verlängerung der Beine und die Verkürzung der Arme dem Affen gegenüber zur Bewertung des menschlichen Bewegungstypus beitragen, will ich hier nicht erörtern. Thatsache ist, daß die gesamte Spezies Mensch diesen höchsten Bewegungstypus ihr eigen nennt.

Allein wir haben noch einen zweiten wichtigen Faktor zu berücksichtigen: den Intellekt der Tiere. Die Bewegung ist sozusagen nur der mechanische Träger der Orientierung, sie wird von allem Anbeginn gestützt und geleitet durch den Sinnesapparat, beziehungsweise durch den Personalintellekt des Tieres. Dieser Personalintellekt ist auch in seiner höchsten Entwickelung lediglich ein Orientierungsorgan. Bewegung und Orientierungsorgan gehören unzertrennlich zusammen, getrennt von einander ist das eine wie das andere undenkbar. Rede ich von der Dominante der Bewegung, so ist das Orientierungsorgan, der Personalintellekt, stets damit verknüpft; rede ich vom Personalintellekt, so verstehe ich darunter stets seine unmittelbare Zusammengehörigkeit mit der Bewegung.

Die Bewegung, wenn sie nun auch äußerlich oder mechanisch im menschlichen Skelett ihren höchsten Typus (wenigstens vorläufig) erreicht hat, so ist sie doch in ihrem geistigen Stützpunkte, in dem indirekt mit ihr verknüpften Orientierungsorgan, dem mit dem Sinnesapparat ausgestatteten Gehirn, einer sicherlich noch überaus reichhaltigen Entwickelung und Differenzierung fähig. Wenn uns also auch die äußeren Erkennungszeichen der verschiedenen Menschenrassen keinen Maßstab für ihre Bewertung an die Hand geben, so gewinnen wir einen solchen doch in der Determinante der Bewegung, beziehungsweise in der Beschaffenheit des Orientierungsorganes. Der Träger dieses Orientierungsorganes, der Schädel, beziehungsweise seine äußere Form kommt dabei nicht allein in Betracht, sondern in erster Linie auch die innere Organisation des Gehirnes. Schon innerhalb ein und derselben Rasse finden wir bei absoluter Gleichheit und Uebereinstimmung der Schädelform bedeutsam abweichende Grade der Intelligenz und Veranlagung. Wir sind also berechtigt, in der

Digitized by Google

Struktur des Gehirnes einen außerordentlich großen Spielraum für Abänderungen und Differenzierungen vorauszusetzen, wenn wir vorläufig auch noch nicht im entferntesten ahnen, worin diese Differenzierungen des Gehirnes bestehen könnten. Wir können nur empirisch ihre Aeußerungen feststellen. Speziell das menschliche Geistesleben, dessen materieller Träger das Gehirn ist, bildet eine unermeßliche Welt für sich, die in ihrem Ausbau eine unabsehbare Reihe von Entwickelungsstufen jetzt schon darstellt und noch fernerhin darstellen wird.

Wenn wir daher von den äußeren Formen, vom Skelett des Menschen als dem Träger des höchsten Bewegungstypus absehen, weil diese der Art Mensch allgemein zu eigen sind, und wenn wir nur das der Bewegung zugesellte Orientierungsvermögen ins Auge fassen, so finden wir in diesem einen unverkennbaren Maßstab, um die Rassenunterschiede festzustellen; denn diese Rassenunterschiede interessieren uns in erster Linie in Beziehung auf die kulturellen Leistungen. Wir trennen den Menschen vom Tierreich, wir stellen ihn an die Spitze der organischen Welt und zwar einzig und allein auf Grund seiner geistigen Ueberlegenheit. Die äußerlichen Merkmale, die wir zum Vergleich bringen, haben keine höhere Bedeutung als die äußeren Merkmale des Tieres, und wie wir oben gesehen haben, reichen sie auch zur Vergleichung der geistigen Kräfte nicht aus. Das Orientierungsvermögen dagegen und die mit ihm verknüpfte Bewegungsfähigkeit eröffnet uns eine deutlich markierte Skala für eine fortschreitende Entwickelungsreihe. Wir brauchen nur den Begriff der Orientierung und Bewegung zu erweitern, wir brauchen nur über die ursprünglichen engen Grenzen hinauszugehen, in denen er den rein vegetativen Forderungen des Daseins Rechnung trägt. Die höchsten Kulturstufen des Menschen zeigen uns eine unermeßliche Steigerung seines Orientierungsvermögens innerhalb ein und derselben, seit Jahrtausenden unverändert gebliebenen Menschenhülle. Heute orientiert sich der Kulturmensch nicht nur über Ort und Stand seines eigenen Futterplatzes, er orientiert sich über den weiten Kreis des gesamten Erdballes, er schweift über die Erde hinaus, er orientiert sich über Mond, Sonne und Sterne, er orientiert sich über den unendlichen Weltenraum. Er orientiert sich nicht nur im großen, er orientiert sich mit derselben wunderbaren Findigkeit im kleinen. Er orientiert sich über die Natur der Stoffe, ihre Zusammensetzung, ihre Associations- und Dissociationsprozesse, über die Kräfte der physikalischen und der organischen Welt, er steigert sein Orientierungsvermögen jeden Tag in immer schwindelnderem Tempo in alle Höhen und in alle Tiefen. Und in demselben Maße hat er die mit seinem Orientierungsvermögen verknüpfte Bewegung aus ihren Uranfängen zu rasenden Schnelligkeiten erhöht. Der geworfene Stein der Urzeit ist durch die kleinkalibrige Gewehrkugel ersetzt, die auf 4000 Meter Distanz trifft. Der langsame Schritt des Menschen ist verdrängt durch die rasende Geschwindigkeit des Dampfwagens und des elektrischen Wagens, der 200 Kilometer in der Stunde zurücklegt. Millionen von Dampfmaschinen liefern heute ein Kraft- und Bewegungsquantum, gegen das die ursprünglichen Bewegungsquanten einfach verschwinden.

Die Bewegung ist unstreitig der beste Maßstab für die organische wie die kulturelle Leistungsfähigkeit. Ja die Bewegung ist, philosophisch

Digitized by Google

gefaßt, überhaupt das Leben. Wo etwas geschieht im Universum, da mündet es in Bewegung aus; in dem Thun und Treiben der Welt spiegelt sich nur Bewegung und immer Bewegung wieder. Der höchste Gradmesser für unsere Kulturperioden ist die Bewegung. Alle Weisheit, alle Schlauheit, alle Geschicklichkeit, in was äußert sie sich in letzter Linie? In Bewegung. In was wetteifern heute die ersten Menschen und Nationen miteinander? In der Bewegung. Sich schnell fortbewegen, schnell sehen, schnell hören, schnell sprechen, schnell schreiben, schnell schießen .... ist heute das Ideal jeder Technik. Telegraph, Telephon, Eisenbahn, Schnelldampfer, Maximkanone .... die Wunder unserer Zeit, sie alle gipfeln in den höchsten Potenzen der Bewegung. Nach was bemessen wir selbst unsere höchste geistige Leistungsfähigkeit? Nach der Schnelligkeit ihrer Kombinationen. Der Geist des Dichters umfaßt mit Blitzesschnelle Tausende von Verkettungen, durcheilt im Augenblick die Höhen und Tiefen der Gedankenwelt und verknüpft die entlegensten Bilder miteinander, während der schwache Geist müde am Boden kriecht und nur langsam seine Fäden spinnt.

Als charakteristisch für die Kulturrassen finden wir, daß neben dieser Orientierungsfähigkeit in der äußeren Welt eine ebenso mächtige Orientierungsfähigkeit in der inneren Welt, in der Kunst, sich geltend macht. Der Kulturmensch orientiert sich über die Linien, Formen und Gestalten in ihren idealen Vollkommenheiten, über die Gesetze der Aesthetik, er orientiert sich im Reiche der höchsten Empfindungen und Gefühle, er greift in das Zauberreich der Töne, er vertieft sich in das Wesen der Substanz mit einem unersättlichen Orientierungsdurst.

Um diese Unterscheidung der Kulturhöhe oder Kulturfähigkeit einer Rasse nach dem Orientierungsvermögen mit einem Worte zu bekräftigen, verweise ich nur auf den Unterschied der beiden für sich vollständig abgeschlossenen Kulturkreise der Europäer und der Chinesen. Das Orientierungsvermögen der Chinesen ist ein beschränktes, das sich lediglich auf die unmittelbare Außenwelt, auf konkrete Thatsachen erstreckt. In dieser Sphäre ist es allerdings von einer staunenswerten Intensität und kommt in dem eminent praktischen Sinne des Chinesen zum Ausdruck, mit dem er alle anderen Völker seit Jahrtausenden überboten hat und heute noch überbietet. Vor allen Dingen im wirtschaftlichen Kampfe nimmt er es mit jedem Volke, selbst mit dem Europäer auf. Aber über diese Sphäre des praktischen Lebens geht das Orientierungsvermögen der Chinesen nicht hinaus, in alle höheren Sphären, die wir als spezifisch ideale bezeichnen, dringt er nicht ein, dem Idealismus ist er absolut nicht zugänglich und diese gewaltige Kluft trennt ihn vom Europäer. Gleichen Schritt mit diesem begrenzten Orientierungsvermögen geht seine beschränkte Bewegungsfähigkeit. Ich rede nur von den schöpferischen Thaten einer Kulturrasse, die hier allein in Betracht kommen; was die Chinesen an Erfindungen und Bewegungssteigerungen den Europäern nachahmen mögen, gehört nicht hierher. Auf der anderen Seite dürfen wir nicht übersehen, daß gerade dieser praktische Orientierungssinn, der den Chinesen alle seine Kräfte auf ein beschränktes Gebiet konzentrieren läßt, ihn weit lebensfähiger macht als den Europäer, der in unbegrenzten Sphären seine Kräfte ausstrahlt, in übermäßigen Anstrengungen einerseits und

Digitized by Google

extravaganten Lebensgenüssen andererseits den feinsten Orientierungsfühler, sein Nervensystem, zerrüttet und sich den eigenen Boden untergräbt. Jeder Kenner des chinesischen Volkes wird die Ueberzeugung gewinnen, daß es dereinst an unserem Grabe stehen wird.

Wenn wir uns über den Ursprung der Kulturrassen orientieren und ihre Bewegungen verfolgen, so stoßen wir auf die merkwürdige Erscheinung, daß das Rassenmerkmal der Farbe bei der Unterscheidung der fortschreitenden Kulturstufen eine wichtige Rolle spielt, ja ein auffallend charakteristisches Merkzeichen abgiebt. Es ist, als ob die inneren Differenzierungsvorgänge im Gehirn in der Farbe einen gewissen Abklatsch finden sollten, als ob die innere Vervollkommnung doch durch ein äußeres Zeichen zu erkennen gegeben werden sollte. Wenigstens fällt bei der Entwickelung der Kulturrassen die Farbe am meisten auf und ist uns in der Geschichte am getreuesten überliefert worden.

Die Geschichte berichtet und die Gegenwart bestätigt es, daß die Kulturvölker stets die helleren waren und sind, und zwar treten die Kulturvölker wiederum in den Farbenabstufungen nach oben, d. h. von dunkel nach hell, nacheinander auf die Weltbühne. Zuerst erscheinen die dunkelweißen und später erst die hellweißen Rassen.

Die ältesten geschichtlichen Anzeichen, die auf Asien, Europa und Afrika zurückweisen, lassen uns erkennen, daß die ursprüngliche Bevölkerung aller geschichtlichen Länder eine schwarze war. Sie breitete sich über ganz Afrika, Kleinasien nach dem Osten bis Indien aus. Ja, merkwürdig, selbst die Urbevölkerung Kaliforniens war schwarz und zwar negerschwarz. Alle Forschungen kommen immer mehr dahin überein, daß Amerika über die heutige Behringsstraße von Asien aus bevölkert wurde. Die alten Kalifornier wären somit ein Ueberrest der ursprünglich schwarzen Bevölkerung Asiens, die durch die helleren Rassen verdrängt worden war.

Gegen diese schwarze Urbevölkerung drängte sich erobernd die rote Rasse. Man verstand unter der letzteren allgemein die „Phönikier", die sowohl am Persischen Meerbusen, wie an den Gestaden des Mittelländischen Meeres die schwarze Rasse teils unterjochten, teils verdrängten. Die dunkelweiße, rötliche Hautfarbe oder selbst noch ein dunklerer, aber nicht negerartiger Typus herrschte unter den ältesten Kulturvölkern während langer Zeiträume überall vor. Nach ihm drangen andere dunkelweiße Völker, Juden, Araber, auf die Geschichtsbühne und schließlich die hellweißen Rassen. Also nicht nur im großen und ganzen folgten auf die schwarzen Urmenschen die helleren Rassen, auch die letzteren verdrängten sich gegenseitig in der Reihenfolge der Farben. So unterlagen die Sumerier und Akkader, die schon 4000 v. Chr. als Erfinder der Keilschrift den Grund zur assyrisch-babylonischen Kultur legten, um 3000 den arischen Persern. Alle diese helleren Kulturrassen aber kamen aus dem Norden in Beziehung auf die asiatischen Kulturländer (nur die eigentlichen Assyrier sollen aus dem Süden eingewandert sein), aus Osten und Nordosten in Beziehung auf Europa, Kleinasien und Afrika. Wie sind diese helleren Kulturrassen entstanden, woher tauchten sie auf einmal auf?

Nach den Anthropologen, die diese geschichtlichen Thatsachen ignorieren, müßte man annehmen, der Urmensch habe sich vom

Digitized by Google

Aequator aus über die gemäßigten Zonen ausgebreitet, und in dem Maße, in dem er nach Norden vordrang, habe er sich unter Anpassung an die veränderten äußeren Einflüsse selbst abgeändert, habe neue Rassen entwickelt, die sich in ihren neuen Entwickelungsherden allmählich zur Kultur emporschwangen. Dies ist grundfalsch, denn kein Kulturvolk hat seine Kultur in seinem Ursitze entwickelt. Alle Kulturländer ohne Ausnahme sind von fremden Völkern besiedelt worden. Ebenso ist die Anschauung falsch, die Hautfarbe habe sich mit dem Vordringen nach Norden ganz naturgemäß geändert, indem die schwarze Farbe eben nur durch die Tropensonne bedingt sei.

Wir wissen, daß die verschiedene Färbung der Haut, Haare und Augen von der verschiedenen Menge (nicht von einer verschiedenen Art) der dunklen Pigmentkörperchen im Organismus abhängig ist. Ein Neger unterscheidet sich also der Farbe nach vom Indianer nicht dadurch, daß die Haut des ersteren mit schwarzen, die des letzteren mit roten oder braunen Pigmentkörperchen durchsetzt wäre, sondern dadurch, daß die Haut des Negers deren eine größere Menge als die des Indianers aufweist. Das Pigment ist an und für sich schwarz, beim Weißen so gut wie beim Neger, nur tritt es beim letzteren in dichten Massen auf, beim ersteren dagegen weit spärlicher. Auch die blauen Augen beruhen auf keinem blauen Pigment, sondern auf dem schwarzen Pigment, das nur durch seine besondere Verteilung die blaue Farbe bedingt.

Man wird nun leicht zu der einfachen Annahme verleitet, die Pigmentkörperchen spielten eine wichtige Rolle in Beziehung auf den Schutz gegen die Tropensonne, daß im Norden oder richtiger in den gemäßigten und Polarzonen dieser Schutz überflüssig werde und damit auch die Reichhaltigkeit des Pigmentes. Die Farbe müsse also ganz naturgemäß mit der Entfernung vom Aequator immer heller werden. Dies stimmt nun keineswegs mit der Wirklichkeit.

Gerade im äußersten Norden finden wir in den Eskimos eine dunkle Rasse. Ebenso sind die alten Kalifornier negerschwarz. Die Neger des südlichen Afrikas sind dunkler als die der Tropengegend. Auf der anderen Seite finden wir wieder hellere Rassen im Süden. So giebt es in Algerien in der Provinz Constantine und auf der ganzen Linie des Atlas und des Aures-Gebirges in Marokko eine Menge Blonder, deren Anwesenheit daselbst vier- bis fünftausend Jahre zurückreicht. Auch am Amazonenstrom unmittelbar unter dem Aequator giebt es vollkommen weiße Indianerstämme. Einer der hellfarbigsten Stämme, die Passos, zählte früher nach Hunderttausenden.

Nehmen wir nun, abgesehen von gewissen Ausnahmen, die Hellfarbigkeit wirklich als ein Merkzeichen der Kulturfähigkeit, so entsteht die Frage, woher diese hellfarbigen Kulturrassen gekommen sind, um so mehr als sie nicht in ihren Entstehungsorten ihre Kulturen gründeten, sondern unter fremden Himmelsstrichen. Die Geschichte verweist ihre Ursitze nach Centralasien, nach den Gebirgsländern, die im Herzen Asiens vom Altai-Gebirge in südwestlicher Richtung herab bis zum Hindukusch und dem Himalaya-Gebirge sich erstrecken. Sind sie nun hier erstanden?

Die Annahme wäre sehr bequem, denn durch die Wanderungen dieser weißen Rasse und ihre Kreuzung mit der tropischen schwarzen

Digitized by Google

Urrasse ließen sich alle anderen Rassen erklären. Für eine solche Annahme fehlt uns aber jede wissenschaftliche Unterlage.

Wir haben vielmehr bei dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechtes zu beharren und anzunehmen, daß der Urmensch als ursprüngliche schwarze Rasse sich vom Aequator über die gemäßigten Zonen ausgebreitet habe. Gegen diese Forderung der Wanderung lassen sich durchaus keine Einwände vorbringen. Es giebt keine Hindernisse, die die Wanderungen des Menschen aufzuhalten vermöchten. Lyell behauptete, der Mensch, auch der wildeste, würde von jedem beliebigen Punkte des Erdballs aus diesen schließlich ganz in Besitz nehmen. Zu Lande, das ist sicher, dringt der Mensch durch Flüsse, Berge, Wälder, Sümpfe, Wüsten überall vorwärts, in großen Massen oder kleinen Gruppen, freiwillig oder zufällig. De Quatrefages erzählt von dem Auszuge einer Kalmücken-Horde, die inmitten der unglaublichsten Hindernisse, Männer, Weiber und Kinder, vierhunderttausend Köpfe stark, eine ganz staunenswerte Wanderung ausführte, von den Ufern der Wolga bis an die Ostgrenze Chinas. Zu Meere sind die Wanderungen des Menschen kaum weniger unmöglich. Winde und Meeresströmungen begünstigen ihn dabei. Barken, von den Mariannen kommend, landeten 600 Kilometer entfernt, bei den Carolinen. Die einsamste Insel im Ozean wird auf diese Weise besucht. Durch Meeresströmungen sind seit undenklichen Zeiten asiatische Fahrzeuge nach den westlichen Küsten Amerikas getrieben worden.

Hat sich nun die schwarze Urrasse vom Aequator aus über die gemäßigten Zonen verbreitet, so kann es für uns nur das eine Problem geben: wie haben sich aus ihr unter den gemäßigten Himmelsstrichen die helleren Kulturrassen entwickelt? Wie gesagt, über die eigentlichen im Organismus wurzelnden Entwickelungsfaktoren wissen wir nichts. Wir halten uns daher geschichtlich ausschließlich an das zugänglichste äußere Merkmal, an das der Farbe. Wenigstens haben die neueren Ethnologen auf Grund dieses Merkmales die brennende Frage nach der Herkunft der Arier als der Vorfahren der hauptsächlichsten asiatischen und europäischen Kulturvölker wieder aufgenommen. Früher wurde allgemein angenommen, die Arier stammten aus den Himalayagegenden Asiens, ein Zweig sei nach Indien gewandert, ein anderer nach Westen und habe Europa bevölkert, daher auch die Bezeichnung Indo-Germanen oder richtiger Indo-Europäer.

An dieser alten Anschauung ist nun seit den letzten Jahrzehnten in bedenklicher Weise gerüttelt worden. Die Bewegung ging von England aus. Namhafte Gelehrte wie Latham, Benfey, L. Geiger, Cuno u. a. verlegen die Urheimat der Arier zumeist aus sprachwissenschaftlichen Gründen nicht nach Asien, sondern nach Europa. In Deutschland verficht neuerdings besonders Penka diese Ansicht, wobei er sich nicht bloß auf sprachwissenschaftliche, sondern selbst auf physikalische und physiologische Argumente stützt. Er fragt hauptsächlich: wo sind die günstigsten Bleichungs-Bedingungen für die dunkle Hautfarbe gegeben?

Daß die Bleichung nicht einfach durch die geographische Verbreitung, also die Entfernung von den Tropen, bedingt sein kann, haben wir schon oben gesehen. Penka behauptet aus Gründen, deren

Digitized by Google

Darlegung hier zu weit führen würde, die ausschließlichen Bleichungsbedingungen seien in ozonreichen Gegenden gegeben. Das Ozon entwickele sich aber nur in waldbedeckten Gegenden und solche große waldbedeckte Strecken weise nur Mitteleuropa und vor allem Skandinavien auf. Nicht Asien, sondern Skandinavien soll die Urheimat der Arier sein. Von Skandinavien aus sollen sie sich über Europa verbreitet haben, und ein Zweig sei nach Asien, nach Indien gewandert.

Diese ganze Beweisführung steht freilich auf sehr schwachen Füßen, denn über die bleichenden Einwirkungen des Ozons auf die menschliche Haut stehen uns keinerlei Erfahrungsthatsachen zur Verfügung. Penka stützt sich, wie gesagt, auch auf sprachwissenschaftliche Gründe und hebt hauptsächlich auch in dieser Hinsicht Berührungspunkte zwischen Griechenland und Skandinavien hervor; ja Krause versucht sogar in seinem „Tuiskoland" die griechischen und nordischen Heldensagen in Zusammenhang mit einander zu bringen. Mit all dem läßt sich aber nicht beweisen, daß die Griechen aus Skandinavien stammen, sondern nur, daß Griechen und Skandinavier desselben Stammes sind. Die Skandinavier können deshalb ebensogut aus Asien eingewandert sein, wie die Griechen.

Außerdem haben Viktor Hehn und Oswald Heer (durch seine Forschungen in den schweizerischen Pfahlbauten) überzeugend nachgewiesen, daß unsere wichtigsten Kulturgewächse, sowie viele unserer europäischen Haustiere aus Asien stammen. Alle vorgeschichtlichen Forschungen und Funde weisen darauf hin, daß die Völkerströmung der aus ihren Ursitzen auswandernden Arier in der Richtung von Osten nach Westen sich bewegt hat, keinerlei Anzeichen sprechen für eine Bewegung aus dem nördlichen Europa nach Süden. Ein weiterer wichtiger Einwand gegen den skandinavischen Ursitz ergiebt sich in dem Umstande, daß indogermanische und semitische Sprachen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Sprachwurzeln miteinander gemein haben (F. Delitzsch hat nahezu hundert ursemitische Sprachwurzeln in indogermanischen Sprachen wieder aufgefunden), woraus sich als unzweifelhaft ergiebt, daß die Stammsitze dieser beiden großen Völkerfamilien sich über benachbarte Gebiete erstreckt haben müssen. Die asiatische Abkunft der semitischen Völker ist aber über allen Zweifel erhaben und wir sind somit gezwungen, auch die arischen Ursitze in ihre Nähe zu verlegen, d. h. nach Asien.

Halten wir uns an die mehr oder weniger deutlichen Fingerzeige der Geschichte, so finden wir, daß alle höheren Kulturrassen aus den oben genannten Gebirgsländern Centralasiens stammen und von dort aus in ihre eigentlichen Kultursitze eingewandert sind. Dies gilt von dem östlichsten Kulturvolke, den Chinesen und in der Reihenfolge nach Westen von den Indern, Persern, Babyloniern, Aegyptern bis zu den Europäern.

Mögen die Zeiten, die diesen Wanderungen vorhergingen, noch so sehr in Dunkel gehüllt sein, nichts steht der Annahme im Wege, daß die helleren Kulturrassen sich in den asiatischen Gebirgsländern aus der dunklen Urrasse entwickelt haben. Damit soll gesagt sein, daß die dunklen Urmenschen sich vom Aequator aus über die gemäßigten Zonen, auch über die Gebirgsländer Centralasiens verbreitet haben. In

Digitized by Google

diesen letzteren aber waren die Bedingungen zu einem Fortschritt in der Organisation, zu einer höheren Entwickelungsstufe gegeben, nicht bloß zur Bleichung der Haut, sondern überhaupt zur Entwickelung und Ausbildung des ganzen Organismus zu einem höheren Typus.

Sicherlich werden alle aus den Tropen in die gemäßigten Zonen übergesiedelten Urmenschen unter den veränderten äußeren Einflüssen sich nur unter Anpassung an diese letzteren behauptet haben, wobei wir unter Anpassung die Arbeit der inneren Entwickelungsfaktoren, beziehungsweise ihre Reaktion gegen das Milieu zu verstehen haben. Wenn die heutigen Eskimos wirklich die Reste des nach der Eiszeit mit dem Renntier nach Norden gewanderten Diluvialmenschen sind, so würden sie uns den Beweis liefern, daß schon der Diluvialmensch seinen tropischen Urtypus abgelegt, seine ursprünglich schwarze Farbe geändert hatte. Wir brauchen bloß anzunehmen, daß die centralasiatischen Gebirgsländer die allergünstigsten Bedingungen in sich schlossen, um einen höheren Menschentypus zu entfalten. In welcher Weise diese Entwickelung erfolgt ist, darüber können wir uns keinerlei Rechenschaft geben. Wir vermuten nur, daß der Urmensch über den Erdball vom Süden nach dem Norden zog, sich dort entwickelte, sich zu höheren Rassen entfaltete und daß diese letzteren als Kulturrassen wieder zurück nach dem Süden strömten. So bemerkt J. Lippert in seiner Kulturgeschichte sehr treffend: „Es ist sicher, daß sich die größere Summe von Fertigkeiten der Lebensfürsorge und von Unternehmungskraft außerhalb der Grenzen des Gebietes der glücklicheren, aber auch immer von gleicher Einfachheit bleibenden Lebenslage ansammeln mußte. In diesen minder glücklichen Himmelsstrichen mußte jeweilig die Rasse der Zukunft ihre Lehrzeit verbringen, bis sie in dieser Schmiede gestählt und gerichtet mit mehr Erfolg in das Land des reicheren Segens hineindrängte, als dem einzelnen Grenzgeborenen bei solchem Versuche zuteil geworden wäre. So hätte die Bewegung der Menschheit eine Art Kreislauf nehmen müssen, gleich dem Wasser, das von Wärme aufgelockert, vom Aequator den Polen zuströmt und von Kälte verdichtet von da aus auf bestimmten Wegen zur Mitte zurückkehrt. Und in der That, die zweite Hälfte dieser Bewegung erkennen wir im klaren Scheine der Geschichte. Nun ist unser Erdkörper als Schauplatz der Menschheitsgeschichte bekanntlich etwas einseitig. Die Bühne gruppiert sich mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen um den Nordpol herum; eine gegenüberliegende Welt des Südpoles besteht für uns nicht. Darum muß uns der Rücklauf jener Kreisbewegung, deren erster Teil für uns vor jeder Form von Geschichte liegt, lediglich als ein Zug, ein Druck und Drang vom Norden nach dem Süden erscheinen. Da, wo heute die Grenze zwischen den dunkleren tropischen und den helleren nordischen Rassen hinläuft, ist sie überall erst im Laufe der schon erreichbaren Geschichte von einer nördlicheren Lage hinverlegt worden und heute scheinen wir nahe daran, wenigstens die Herrschaft der helleren Rassen über die ganze Erde zu sehen."

Aus diesen geschichtlich nachgewiesenen Bewegungen erhellt unverkennbar eine überaus merkwürdige und wichtige Erscheinung. Nehmen wir, um die letztere zu erläutern, als Beispiel Indien. Wir finden hier vor der Einwanderung der hellen Aryas eine dunkle Ur-

Digitized by Google

bevölkerung. Die Kultur Indiens wurde aber nicht durch die schwarze Urbevölkerung, sondern durch die eingewanderten Arier entwickelt. Die Arier waren aus ihren centralasiatischen Ursitzen aus Nordwesten in Indien eingewandert. Daß Indien sich als vorzügliche Kulturstätte eignete, das beweist die hohe Blüte der späteren indischen Kultur.

Wir fragen nun ganz natürlich erstens: warum hat sich die dunkelfarbige Urbevölkerung Indiens nicht selbständig zur Kultur emporgeschwungen? Man wird nur antworten können, weil sie von Natur nicht dazu veranlagt war. Zweitens fragen wir ebenso natürlich: wenn nun die Arier als spezifische Kulturrasse zur Kultur veranlagt waren, warum haben sie ihre Kultur nicht in ihren centralasiatischen Ursitzen zur Reife gebracht? Hierauf läßt sich nur antworten, weil in diesen Ursitzen die äußeren Bedingungen zur Kulturentwickelung nicht gegeben waren. Diese Antwort giebt freilich viel zu denken, denn es ist höchst merkwürdig, daß alle Kulturen nur von eingewanderten beziehungsweise erobernden Rassen gegründet wurden; dies gilt nicht nur, wie gesagt, von allen asiatischen, afrikanischen und europäischen, sondern selbst von den alten amerikanischen Kulturen, der mexikanischen und peruanischen.

Besonders die erste Frage ist insofern überaus wichtig für uns, als wir durch sie eine auffallende Bestätigung des Prinzipes erlangen, daß bei aller Entwickelung die innere Natur des Organismus das erste Wort mitzusprechen hat, d. h. wo immer die äußeren Einflüsse sich ändern, es doch immer zuerst auf die inneren Entwickelungsfaktoren des Organismus ankommt, ob er sich diesen neuen Einflüssen anpassen kann, ob er unter ihnen zu einer neuen Art, Gattung oder Rasse fortschreitet oder nicht. Wir können sagen, wie auch immer die äußeren Entwickelungsfaktoren beschaffen sein mögen, sie bleiben wirkungslos, wenn ihnen nicht die innere Veranlagung entgegenkommt. Diese innere Veranlagung bedeutet für uns im vorliegenden Falle die oben erörterte Steigerung des Orientierungsvermögens oder nach der alltäglichen Auffassung und Ausdrucksweise eine höhere Gehirnorganisation, die Weckung der Erfindungsgabe, die Steigerung der Intelligenz. Ich wiederhole, es ist nutzlos, über das Zustandekommen einer solchen höheren inneren Veranlagung heute schon irgendwie spekulieren zu wollen. Wir können nur behaupten, daß diese höhere innere Veranlagung vorhanden sein muß, ehe irgend welche äußeren Einflüsse dieselbe anregen und fortschrittlich entwickeln können. Die Veranlagung zur Kultur muß bei einem Volke oder einer Rasse zuerst gegeben sein, ehe es in die Kultur eintreten kann.

Dies beweist uns die ganze Urgeschichte der Menschheit. Wir sind über dieselbe soweit orientiert, um zu wissen, daß der Urmensch während Jahrhunderttausenden keine Spur eines Kulturfortschrittes errang, daß er während Jahrhunderttausenden mit ein und denselben einfachen Steinwerkzeugen sich behalf, trotzdem der Erdball dieselben Schätze und Reichtümer aufwies, aus denen der Kulturmensch in so unvergleichlich kurzer Zeit seine Welt aufbaute. Auch lebte der Urmensch in denselben Ländern, die später durch ihre Lage, ihre natürlichen Verkehrswege, ihre Erzeugnisse die Hauptsitze der Kultur wurden. Es fehlte dem Urmenschen einfach die innere Veranlagung, sein Orientierungsvermögen und die aus demselben entspringende

Digitized by Google

Erfindungsgabe standen noch auf den primitivsten Stufen. Die Steigerung des Orientierungsvermögens allein konnte zu Kulturrassen führen. Diese Steigerung wird höchstwahrscheinlich unter verschiedenen Vorstößen vor sich gegangen sein. Schon der Mensch der älteren Steinzeit wird eine höhere innere Veranlagung besessen haben, als der affenähnliche Urmensch, der Mensch der jüngeren Steinzeit eine höhere, als der der älteren Steinzeit, und an diese verschiedenen Stufen werden sich ohne Zweifel auch Aenderungen, Uebergänge der Hautfarbe und des ganzen Organismus geknüpft haben. So hat sicherlich auch der Organismus des Negers von dem des affenähnlichen Urmenschen sich entfernt, wenn auch die Hautfarbe vielleicht mehr oder weniger dieselbe geblieben ist. Der bedeutendste Vorstoß der inneren Veranlagung fällt ohne Zweifel in den Beginn der Metallzeit. Denn mit der Metallzeit beginnt die eigentliche Kultur, sie fällt unmittelbar vor die geschichtliche, d. h. steht in unmittelbarem Zusammenhange mit ihr, und mit den Metallwerkzeugen hat die Kultur einen unausgesetzten Fortgang genommen.

Die Träger der Metallzeit gehörten den helleren Rassen an, zum mindesten den roten Menschen. Und hier ist es wieder bezeichnend, daß das auffallendste Erzeugnis der Metallzeit, die Bronze, von einem ugoisch-altaischen Volke ausgegangen ist, also den centralasiatischen Gebirgsländern entstammte. Die erobernden roten Rassen, die zuerst nach dem westlichen Asien und nach Aegypten vordrangen und die schwarzen Urbevölkerungen unterjochten, brachten die Metallkultur schon mit sich, traten also schon als höhere Kulturrassen auf. Neben und nach ihnen erschienen die gelben und schließlich die weißen Kulturrassen. Aber alle stammten aus den centralasiatischen Gebirgsländern. Hier allein scheinen sie ihre höhere innere Rassenveranlagung gewonnen zu haben; hier muß die Aenderung ihrer Gehirnorganisation, die Steigerung ihres Orientierungsvermögens vor sich gegangen sein, und wir können annehmen, daß mit der inneren Vervollkommnung auch eine Vervollkommnung der äußeren Erscheinung, eine Aenderung der Hautfarbe von dunkel zu hell Hand in Hand ging, denn daß die Natur bei allem ihrem Schaffen in hohem Grade Aesthetik treibt, darüber ist kein Zweifel. Und der Fortschritt von dunkel zu hell, von der Finsternis zum Licht schließt immerhin ein ästhetisches Moment in sich. Mag der Urmensch entstanden sein, wo er wolle, im Paradies, in Lemurien, in den anthropoiden Affengebieten Afrikas und Asiens, der Kulturmensch ist geschichtlich erwiesen in den centralasiatischen Gebirgsländern entstanden.

Wir können somit sagen, es giebt gewisse Entwickelungsherde auf der Erde, in denen die Organismen umgeändert und zu höheren Typen entwickelt werden, bestimmte Entwickelungsherde, in denen alle Bedingungen zu einer solchen inneren Umgestaltung der Organismen gegeben sind, und wenn wir auch nicht im entferntesten ahnen können, worin diese Bedingungen bestehen. Vielleicht haben diese Bedingungen viele Jahrtausende hindurch auf die centralasiatischen Völker eingewirkt, ehe sich die Kulturkeime in ihnen festsetzten. Es soll durchaus nicht behauptet werden, daß es sich stets um solche enger umgrenzte Entwickelungsherde gehandelt habe. Der affenähnliche Urmensch, der sich von den Tropen über die gemäßigte Zone

Digitized by Google

ausbreitete, wird schon in der letzteren andere Lebensbedingungen angetroffen haben, denen er sich anzupassen hatte. Bewirkten diese veränderten äußeren Einflüsse eine höhere Leistungsfähigkeit, schufen sie einen höheren Typus, so können wir schon die gesamte gemäßigte Zone als einen Entwickelungsherd gegenüber den Tropen betrachten. Von diesem allgemeineren Entwickelungsherd werden sich wieder besondere Entwickelungsherde abgehoben haben, die wiederum die Bedingungen zur Entfaltung eines höheren Typus in sich schlossen und so fort.

Aber die Bedeutung aller Entwickelungsherde besteht darin, daß sie die innere Veranlagung zu höheren, leistungsfähigeren Typen schufen, daß in ihnen die Kulturrassen ihre innere Befähigung zur Kultur erst erwarben. Die Menschheitsgeschichte selbst liefert uns in ihrem ganzen Verlaufe den Beleg für diese hochwichtige Wahrheit.

Alle Kulturrassen sind in ihre eigentlichen Kultursitze eingewandert und haben als die Stärkeren, Ueberlegenen, die eingeborenen Urbewohner besiegt und unterjocht. Sie brachten als frische, mit unbesiegbarer Lebensenergie ausgestattete Menschen die Ueberlegenheit mit sich und verbrauchten dort ihre Lebensenergie. Wenn der Kampf mit den äußeren Verhältnissen die Kulturfähigkeit erst erzeugte, die Kraft erst stählte, dann müßte ja umgekehrt jedes Volk, das einmal in die Kultur eingetreten ist, fortwährend an kultureller Leistungsfähigkeit zunehmen, immer mehr und mehr erstarken. Die Geschichte zeigt das Gegenteil. Alle Kulturrassen treten in Lebensfülle und mit Kraftüberschuß in die Kultur ein und nach einer kürzeren oder längeren Glanzperiode war ihre Kraft erschöpft, ihre Rasse aufgebraucht. Die Aegypter, Inder, Babylonier, Perser, Griechen und Römer haben in ihren Kulturen alle ihre ursprünglichen Kräfte verzehrt. Es giebt kein einziges Beispiel in der Weltgeschichte, daß ein Volk, das einmal entartet und niedergegangen, zum zweiten Male aus sich selbst heraus zu einer neuen wirklichen Glanzperiode sich emporgeschwungen hätte.

Man lasse sich nicht etwa durch den heutigen Aufschwung Deutschlands zu Fehlschlüssen verleiten. Die Germanen und speziell die Teutonen haben ihre schöpferischen Kräfte (und nur solche kommen in Betracht) zur Zeit der mittelalterlichen Glanzperiode verausgabt. Die heutigen Teutonen ahmen nur nach, sind aber nicht mehr schöpferisch. Den neuen politischen Aufschwung verdanken wir einzig und allein dem Preußentum, das schöpferisch in der Disziplinierung großer Massen zum Kriegshandwerk auftritt. Inwieweit in dieser schöpferischen Kraft kulturfördernde Impulse verborgen liegen, ist freilich eine andere Frage, die wir hier nicht zu erörtern brauchen.

Wenn wir auch die Ursitze der ersten Kulturrassen nachweisen können, so ist doch ihr Thun und Treiben vor dem Beginne ihrer Wanderungen in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir wissen nur, daß sie zum größten Teile den Ackerbau und die Metallwaffen mit sich brachten. Es liegt aber der Schluß sehr nahe, daß die inneren Entwickelungsfaktoren in einer Zeit der Ruhe und inneren Sammlung sich entschieden wirksamer entfalten konnten, als in einer Zeit des wilden aufreibenden Kampfes, zumal nach der hier vertretenen Anschauung der Kampf nur ein Säuberungsmittel ist und im Kampf

Digitized by Google

selbst jeder Versuch zur Kräftigung und Ueberlegenheit zu spät kommt. Auch fehlten in den Ursitzen der Kulturrassen aller Wahrscheinlichkeit nach die Bedingungen zu wilden aufreibenden Kämpfen. Erstens handelte es sich um keine großen gewaltigen Völkermassen. Die Kulturrassen wanderten in ihren späteren Sitzen überall unter Gentilverfassung ein, waren in Stämme organisiert, und wir hören überall nur von ganz bescheidenen Besiedelungsanfängen, sowohl im Osten durch die Chinesen wie im Westen durch die Arier. Zweitens hatten die Völker in Centralasien ein ungeheueres Ausbreitungsgebiet zur Verfügung, sie konnten sich ausdehnen, ohne sofort im mörderischen Kampfe aufeinander zu stoßen. Erst beim Wandern nach Süden und Westen, vor allem nach dem sich schnell verengenden und in schmalen Halbinseln verlaufenden Europa kamen die Völker ins Gedränge und stießen hart aufeinander. Wir erlangen wohl das richtige Bild, wenn wir uns vorstellen, die inneren Entwickelungsfaktoren fordern für ihre Arbeit Ruhe und Sammlung. In irgend einem ungestörten Erdenwinkel, gleichgiltig ob er am Fuße oder auf dem Gipfel des Gebirges liegt, machen sie einen neuen Vorstoß, schaffen ein besser ausgerüstetes Gehirn, und wenn das neue Werkzeug fertig ist, dann zieht das starke Geschöpf hinaus auf Kampf und Beute und kämpft, bis wieder ein stärkeres Geschöpf auftritt, dem es unterliegt.

Zuchtwahl beim Menschen.

Dr. Ludwig Wilser.

In einem Blatte, dem das Blühen und Gedeihen des deutschen Volkes, die Macht und Größe unseres Vaterlandes als Hochziel vorschwebt, in der Zeitschrift „Jung-Deutschland", war jüngst zu lesen:

„Es giebt Vereine zur Züchtung reiner Pferderassen, reiner Hunderassen, ja sogar reiner Schweinerassen. Hat jemand wohl schon etwas von der Züchtung reiner Menschenrassen, in unserm Falle von der Züchtung eines reinen deutschen Edel-Volkes gehört?

Wäre dies nicht naheliegender, nicht notwendiger, nicht klüger gehandelt als die Züchtung reiner Schweinerassen? O du deutsches, du erstes Volk, wache auf und bedenke deine Zukunft, bedenke, daß von dir noch viel erwartet wird!"

Solche Gedanken sind nicht so neu, wie der begeisterte und wohlmeinende Schreiber obiger Zeilen zu glauben scheint; hat doch schon vor dritthalb Jahrtausenden der aristokratisch gesinnte Theognis von Megara an seinen Lieblingsschüler ganz ähnliche Worte gerichtet:

> Widder erwählen zur Zucht wir untadlig, o Kyrnos, und Esel,
> Ross' auch, denn jeder nur will solche von tüchtigem Schlag
> Aufziehn; aber zu freien des Schuftes verächtliche Tochter
> Kümmert den Wackeren nicht, bringt sie nur Schätze ihm mit.
> Ebenso sträubt sich ein Weib nicht, des Schurken Gattin zu werden,
> Ist er nur reich, denn vor zieht sie der Tugend das Geld.

Auch an Versuchen, derartige Gedanken in die That umzusetzen, hat es, wie ich schon wiederholt hervorgehoben, im Altertum nicht gefehlt. So erzählt z. B. Strabo (V, 4), ein Schriftsteller, dem wir

Digitized by Google

manche kulturgeschichtlich wertvolle Nachricht verdanken, von den Samniten, einem den Römern nahverwandten, durch kriegerische Tüchtigkeit und Sitteneinfalt ausgezeichneten Bergvolk, sie hätten ein sehr „schönes und zur Tugend ermunterndes Gesetz" gehabt. Es war nämlich nicht erlaubt, die mannbare Tochter jedem Beliebigen zur Frau zu geben, sondern alljährlich wurden „die zehn besten Jungfrauen und die zehn besten Jünglinge ausgewählt" und nach der Reihenfolge miteinander vermählt. Zeigte sich aber einer der jungen Ehemänner durch sein späteres Verhalten dieser Ehre unwürdig, so wurde ihm „mit Schimpf und Schande die Gattin wieder genommen". Wie man sieht, ist hier, wie auch in den mahnenden Worten des Dichters, der Hauptwert auf sittliche Tüchtigkeit gelegt, doch hat man nach den Anschauungen des Altertums von der Kalokagathie sicherlich dabei auch Schönheit, Kraft und Gesundheit des Leibes nicht außer acht gelassen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Sitte nicht nur zur Tugend „ermuntert", sondern auch guten Erfolg gehabt hat, denn wenn auch nicht den Auserwählten allein die Eheschließung gestattet war und so, wie man einwenden kann, neben der Auslese der Besten auch eine solche der Schlechten zur Paarung kam, so waren doch die ersteren so sehr von der Natur und der Gesellschaft begünstigt, daß ihre zahlreicheren und tüchtigeren Nachkommen immer mehr Uebergewicht bekommen mußten. Ueber die Gründung von Tarent berichtet Ephorus (ebenfalls durch Strabo, VI, 3, überliefert) eine zwar etwas sagenhaft klingende Geschichte, der aber doch wohl, besonders da sie durchaus dem nüchternen, ohne sittliche Bedenken aufs zweckmäßige gerichteten Sinn der Spartaner entspricht, ein geschichtlicher Vorgang zu Grunde liegen muß. Als diese nämlich zur Eroberung von Messana auszogen, thaten sie einen feierlichen Eidschwur, nicht eher nach Hause zurückzukehren, als bis ihre Absichten erreicht oder alle gefallen wären. Da aber die Belagerung der feindlichen Stadt sich sehr in die Länge zog und in Sparta nur Greise und Kinder zurückgeblieben waren, traten im zehnten Jahre des Krieges die verlassenen Frauen zusammen, schickten eine Gesandtschaft an ihre Männer und erklärten, der Krieg werde unter sehr ungleichen Bedingungen geführt, denn „während die Feinde zu Hause säßen und Kinder zeugten, laufe das Vaterland Gefahr, menschenleer zu werden". Die spartanischen Krieger, die sich dem Gewicht dieser Gründe nicht verschließen konnten, doch aber ihren Eid nicht brechen wollten, schickten die stärksten und jüngsten Männer des Heeres, die als Knaben mit ausgezogen waren und deshalb nicht geschworen hatten, in die Stadt zurück. Im Gegensatz zum ersten Beispiel war hier die Auswahl eine einseitige, denn, um recht viele Kinder zu erzielen, gaben sie den Jünglingen die Weisung, sich nicht nur mit einer Jungfrau, sondern alle mit allen zu verbinden. Der Erfolg übertraf die Erwartung, und ein reicher Kindersegen, besonders eine stattliche Schar blühender Söhne, Parthenier, d. h. „Jungfernsöhne", genannt, erwuchs aus diesen Umarmungen. Später gab es Streitigkeiten, da manche die Parthenier nicht als ebenbürtige Vollbürger anerkennen wollten. Diese zogen daher übers Meer und gründeten Tarent, eine Pflanzstadt Griechenlands, für die eigentliche Vaterstadt zwar verloren, ihrem Volkstum aber ein neues Gebiet erobernd.

Digitized by Google

Demnach war die Thatsache, daß sich die geistigen Eigenschaften nach den gleichen Gesetzen wie die leiblichen*) vererben, im Altertum nicht unbekannt, und es waren wieder die Spartaner, die dem folgerichtigen Schluß, daß sich auch eine umgekehrte, nicht veredelnde, sondern entadelnde Zuchtwahl treffen lasse, unbedenklich eine ebenso schonungslose wie erfolgreiche Nutzanwendung gegeben haben. Bei dem Mißverhältnis der Zahl herrschender Spartiaten und dienstbarer Heloten kam es darauf an, unter diesen Freiheitsliebe und Unbotmäßigkeit auszurotten, Knechtssinn dagegen und Unterwürfigkeit groß zu ziehen. Wie erreichten dies die edlen Spartaner? Ganz einfach dadurch, daß sie unter dem Vorwand eines geheimen Sicherheitsdienstes, Krypteia, einer Schar vornehmer Jünglinge freie Hand gaben, von Zeit zu Zeit die Hochstrebenden unter den Heloten aus dem Wege zu räumen. Schien dies Verfahren noch nicht ausreichend, so schrak man auch vor offenbarer Grausamkeit und Hinterlist nicht zurück. Die Schlachtfelder mit ihrem Blut zu düngen, als „Kanonenfutter", wie wir heute sagen würden, zu dienen, dazu waren die Heloten immer gut genug. Als im peloponnesischen Kriege Lakedämon hart von den Athenern bedrängt und ein gefährlicher Aufstand der Heloten zu befürchten war, erließen die Spartaner, wie Thukydides (IV, 80) erzählt, eine feierliche Bekanntmachung, die mit dem Versprechen der Freiheit diese zu den Waffen rief. Wie erwartet, meldeten sich alle, die „nach Freiheit strebten" und von „mannhaftem Ehrgefühl" beseelt waren; zweitausend derselben wurden auserlesen und zogen „mit Kränzen im Haar" zu den Tempeln, um als „Befreite" den Göttern Dank zu sagen. Kurzer Traum! Bald darauf waren die Unglücklichen sämtlich verschwunden, ohne daß man zu sagen wußte, wie oder wohin.

So wenig wir die Wirksamkeit solcher Mittel bestreiten können, so sehr sind sie nach unsern heutigen Rechtsbegriffen und sittlichen Gefühlen zu verurteilen. Das aber müssen wir den Spartanern zugestehen, daß sie auch gegen sich selbst hart waren: schwächliche oder verkrüppelte Kinder wurden ausgesetzt und Knaben wie Mädchen in der härtesten Zucht, unter Entbehrungen, Abhärtungen und Leibesübungen aller Art, zur Einfachheit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit und zum Ertragen jeglicher Mühsal erzogen. Aehnliches, doch ohne die abstoßenden Züge heimtückischer Grausamkeit, weiß Tacitus von unsern Vorfahren zu berichten: dadurch, daß sie die Todesstrafe in richtigem Maße zur Anwendung brachten und Verräter und Ueberläufer an Bäumen aufknüpften, Feiglinge dagegen, Ehrlose und Geschändete im Sumpf erstickten, suchten sie die erbliche Uebertragung verbrecherischer Anlagen, schimpflicher Neigungen und gemeingefährlicher Eigenschaften zu verhüten.

Wilde Jäger- und Hirtenvölker, deren rauhe Lebensweise dem freien Walten der natürlichen, alle Krüppel und Schwächlinge wegraffenden Auslese kein Hindernis in den Weg legt, erfreuen sich eben darum einer trefflichen Durchschnittsgesundheit. Beispiele dafür, daß der Mensch der Auslese mitunter künstlich nachhilft, lassen sich aus

*) Vergleiche meine Abhandlung „Die Vererbung der geistigen Eigenschaften", Illenauer Festschrift, Heidelberg, C. Winter, 1892.

Digitized by Google

alter und neuer Zeit beibringen. So erzählt Diodor (III, 33) von den afrikanischen Höhlenmenschen: „Greise, die den Herden nicht mehr folgen können, enden freiwillig ihr Leben, indem sie sich an einem Kuhschwanz aufhängen. Zögert einer damit zu lange, so steht es jedem frei, ihm wohlmeinend den Knoten zu schürzen und ihn unter gütlichem Zureden ins Jenseits zu befördern. Ebenso ist es Sitte bei diesem Volke, die mit einem Gebrechen oder unheilbarer Krankheit Behafteten aus der Welt zu schaffen; denn das Leben zu lieben, wenn man nichts mehr thun kann, was des Lebens wert ist, halten sie für das größte Uebel. Daher sieht man unter ihnen lauter Leute mit gesundem Leib und in der besten Manneskraft; keiner lebt länger als 60 Jahre.“ Merkwürdigerweise ist es gerade ein semitisches Volk, von dem Herodot (I, 196) erzählt, daß die Verheiratung der mannbaren Töchter — Jungfrauen kann man nicht sagen, denn jede mußte sich zuerst zu Ehren der Mylitta irgend einem Fremden preisgeben — lediglich eine Geldfrage war; als mildernder Umstand mag gelten, daß der Kaufpreis der Schönen wenigstens den Häßlichen zugute kam. Bei den Babyloniern, so lesen wir, wurden jährlich in jedem Dorfe die Mädchen öffentlich versteigert und zuerst die schönsten ausgeboten. „Was nun die Reichen unter den Heiratslustigen waren, die überboten einander, um die Allerschönste zu bekommen; was aber gewöhnliche Leute waren, denen an Schönheit nichts gelegen war, die kriegten die häßlichen Mädchen und noch Geld dazu.“

Lehrt dieser Rückblick in die alte Geschichte, daß zur Verbesserung der menschlichen Rasse manches geschehen kann und geschehen ist, so zeigt eine Umschau unter den Völkern der Neuzeit, daß man bei all unserer vielgerühmten Wissenschaft doch fast überall, teils aus Selbstüberhebung, teils aus übertriebenem Zartgefühl, die Dinge gehen läßt, wie sie wollen, daß gerade die Fortschritte der Heilkunst, auf die wir mit Recht stolz sind, durch die aber viele eigentlich nicht Lebensfähige erhalten werden und zur Fortpflanzung gelangen, ohne ausgleichende Gegenmaßnahmen nicht zur Verbesserung der Rasse und zur Hebung der Volksgesundheit dienen. Eine solche kann auf dreierlei Wegen erstrebt und erreicht werden:

1. Durch sorgfältige leibliche, über der geistigen leider so oft vernachlässigte Erziehung, welche die schädlichen Folgen einseitiger Geistesarbeit und des Stadtlebens wieder gutzumachen sucht, und bei der uns die Spartaner, ganz besonders aber unsere eigenen Vorfahren*) als Vorbilder dienen können,
2. durch die zwar schwierige, bei zweckentsprechendem und zielbewußtem Vorgehen aber nicht aussichtlose Bekämpfung und möglichste Ausrottung der verderblichen, besonders auch die Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied belastenden Volksseuchen und Laster,**) wie Schwindsucht, Lues und Trunksucht,

---

*) Vergleiche meinen Vortrag „Rasse und Gesundheit“, am 20. Dezember 1901 im Naturwissenschaftlichen Verein zu Karlsruhe gehalten. Verhandlungen, Band XIV.

**) Vergleiche meinen Vortrag „Vererbung und Heilkunde“, Aerztliche Mitteilungen aus Baden, 1894.

Digitized by Google

3. durch Einschränkung der wahllosen Kreuzung und Blutmischung, durch Erleichterung erwünschter und Erschwerung unerwünschter Verbindungen, mit einem Wort durch Zuchtwahl.

Man mag über Entwickelung und Artenbildung denken, wie man will, an die „Allmacht der Naturzüchtung“ glauben oder von deren „Ohnmacht“ überzeugt sein, darin sind wir alle einig, daß nichts so rasch und so gründlich eine Art oder Abart umzugestalten und zu veredeln vermag, wie künstliche Auswahl der Zuchttiere. Ist auch Darwins etwas überschwängliche Vorstellung, die Zuchtwahl sei in der Hand der Menschen ein „Zauberstab, mit dessen Hilfe er jede Form ins Leben ruft, die ihm gefällt“, heute aufgegeben, hat man erkannt, daß auch sie nur den von der Natur eingeschlagenen Bahnen folgen kann, so ist durch sie doch Staunenswertes erreicht worden, und in der That scheint es oft, als habe, nach Lord Sommervilles Worten, der Züchter „eine vollkommene Form an die Wand gezeichnet und dann belebt“. Es hat daher, wie auch die eingangs angeführten Sätze zeigen, nicht an Vorschlägen gefehlt, die Erfahrungen der Tierzüchter auf den Menschen zu übertragen und durch Auswahl der Eheschließenden, durch Bevorzugung der Geeigneten und möglichstes Zurückdrängen der Minderwertigen die Rasse zu verbessern. Gewiß sind Menschen und Tiere den gleichen Entwickelungsgesetzen unterworfen, sicherlich würden, bei der nötigen Beharrlichkeit, Maßnahmen, wie sie Friedrich Wilhelm I. und andere Herrscher zur Züchtung von Soldaten versucht haben, nicht ohne Erfolg bleiben. Während nämlich der Preußenkönig, um seiner geliebten Riesengarde Nachwuchs zu sichern, besonders schöne und große Gardisten mit außergewöhnlich langen Mädchen zu verheiraten bestrebt war, soll ein anderer, durch weniger Bedenken gequälter deutscher Fürst, unzufrieden mit dem Musterungsergebnis gewisser Landgemeinden, geäußert haben: „Muß einmal eine Kompagnie Grenadiere oder eine Schwadron Leibgarde dort ins Quartier legen.“ Trotz der Aussicht auf Erfolg stehen aber selbstverständlich solchen Unternehmungen schwerwiegende sittliche Bedenken entgegen, denn der Mensch steht unendlich hoch über dem Tier und seinem Empfinden widerstrebt es, sich selbst oder seinen Nächsten einfach als Zuchtbullen zu betrachten oder zu behandeln. Bei aller Achtung vor Sitte und Menschenwürde ließe sich aber zweifellos doch manches thun, um die verhängnisvollen Folgen unserer vielfach ungesunden und unnatürlichen Kulturzustände, besonders des Großstadtlebens und Fabrikwesens, einigermaßen auszugleichen. Was wir auf dem Wege der Zuchtwahl, ohne uns in unfruchtbare Schwärmerei zu verlieren oder den sicheren Boden wissenschaftlicher Erfahrung zu verlassen, erreichen könnten, dies zu untersuchen, ist unsere heutige Aufgabe.

Vor allem dürfen wir uns nicht durch unangebrachtes Mitleid oder weichherzige Duselei zu einer vollständigen Abschaffung der Todesstrafe drängen lassen. Manche scheußliche Verbrechen können nur durch den Tod gesühnt werden; es giebt Ungeheuer in Menschengestalt, die unbedingt unschädlich gemacht und jeder Möglichkeit, ihre schändlichen Neigungen auf unglückliche Kinder zu vererben, beraubt

Digitized by Google

werden müssen, deren Durchfütterung bis zum Lebensende nicht einmal für sie selbst eine Wohlthat ist. Zu diesen Verbrechen rechne ich den Totschlag nicht, der auch von unseren Vorfahren nur durch ein Wergeld gebüßt wurde und in einer vorübergehenden, oft nicht unberechtigten Aufwallung der Leidenschaft verübt wird. Starke Leidenschaften sind nicht selten mit Schaffensdrang und Thatkraft verbunden, und die Unglücklichen, die in einem Augenblicke heftigster Erregung ihre Selbstbeherrschung verloren haben, gehören oft nicht zu den schlechtesten Menschen. Solche Verbrecher zu begnadigen, sollte ein schönes Vorrecht des Fürsten bleiben. Ist es aber eine Gnade, wenn man sie in dumpfen Kerkermauern verblöden und ihren Thatendrang durch Wollezupfen oder an Pappschachteln befriedigen läßt? Die Besten unter ihnen würden den Tod einem solchen Dasein vorziehen. Zu ihrem eigenen und der Gesellschaft Wohl sollte man ihnen Gelegenheit geben, in harter und gefahrvoller Arbeit ihr Vergehen wieder gutzumachen; unterliegen sie den Anstrengungen, nun, so sind sie für das Vaterland gestorben wie der Soldat auf dem Schlachtfeld. Bekanntlich haben die meisten Rechtslehrer und Staatsmänner strafrechtliche und andere Bedenken gegen die Verschickung (Deportation) der Verbrecher, und diese Anschauungen haben ihre volle Berechtigung, wollte man alle Sträflinge ohne Auswahl übers Meer schicken und eine neu zu gründende überseeische Ansiedelung mit einer Horde von unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechern überschwemmen. Nur im kräftigsten Lebensalter stehende Verbrecher aus Leidenschaft eignen sich für einen solchen Strafvollzug; sie aber könnten am richtigen Ort, unter entsprechender Aufsicht unschätzbare Dienste leisten, dem Urwald fruchtbares Ackerland, fieberschwangeren Sümpfen gesunde Wohnstätten abringen und den Grund zu blühenden Ansiedelungen legen. So wäre ihre Kraft für die Menschheit nicht verloren; dieser Kampf auf Leben und Tod wäre eine wahre Sühne und Buße. Freilich erfordert die Leitung einer solchen Verbrechersiedelung ungewöhnliche Befähigung und Menschenkenntnis, die über die gewöhnliche Assessorenweisheit weit hinausgeht. Es wäre sogar nicht zu weit gegangen, wenn man einzelnen solcher Sträflinge als Belohnung für gutes Verhalten und hervorragende Leistungen gestattete, sich zu verheiraten. Auch unter den Verbrecherinnen giebt es solche aus Leidenschaft oder „aus verlorener Ehre", die unter Umständen tüchtige Hausfrauen werden könnten. Die Sprößlinge dieser Ehen würden, ähnlich wie die Findelkinder, auf Staatskosten erzogen, in den meisten Fällen als Soldaten, Seeleute, Unterbeamte, als Lehrerinnen, Aufseherinnen und in der Krankenpflege die Erziehungskosten reichlich wettmachen.

Ueberhaupt ist ein genügender und gesunder Nachwuchs Lebensbedingung für den Staat, der ohne leistungsfähige Bürger ein wesenloser Begriff bleibt. Wohlerwogene, auf naturwissenschaftlicher Grundlage beruhende Vorschriften über die Eheschließung gehören daher zu den vornehmsten und dankbarsten Aufgaben des Gesetzgebers. Manche Anthropologen, z. B. Lapouge*) bekunden eine merkwürdige Vorliebe für die Vielweiberei, der man große und günstige Erfolge für die Züchtung edler Rassen zutraut (on peut dire que la polygamie

*) Les sélections sociales. Paris 1896.

Digitized by Google

a présidé à la formation des races nobles). Aber nicht einmal, was die Zahl der Kinder anlangt, verdient sie den Vorzug vor der Einehe. Wir lesen zwar bei Herodot (I, 136) von den Persern, die außer verschiedenen rechtmäßigen Frauen noch mehr Kebsweiber hatten, Kindersegen habe für so verdienstlich gegolten, daß der König alljährlich dem, der die meisten erzielt hatte, ein Geschenk machte. Wenn wir aber annehmen, zehn Weiber eines Harems hätten, was schon hoch gerechnet ist, zusammen fünfzehn Kinder, so könnten sie, jede an einen besonderen Mann verheiratet, leicht die doppelte oder dreifache Anzahl erlangen. Bei der Vielweiberei haben nur einige Vornehme und Reiche verhältnismäßig mehr, das ganze Volk aber weniger Nachkommen. Daß bei manchen Völkern, wenn die Harems der Großen mit Weibern eines benachbarten höher stehenden Volkes versorgt werden, z. B. bei den Turkvölkern, die Vielweiberei wesentlich zur Veredelung der Rasse beitragen kann, soll nicht geleugnet werden. Die meisten arischen Völker aber, in erster Reihe die Germanen, haben der seit alter Zeit hochgehaltenen Einehe unbestreitbar so viele ihrer hervorragenden sittlichen Eigenschaften zu verdanken, daß sie ihr unbedingt für alle Zukunft treu bleiben müssen.

Da die Aussetzung schwächlicher und mißgestalteter Kinder, die selbstverständlich viel zur Rassenverbesserung beitragen würde, mit den heutigen Anschauungen unvereinbar ist, muß auf deren leibliche Erziehung verdoppelte Sorgfalt verwendet werden, eine Mühe, die sich in zweifacher Weise lohnen kann: einmal ist die Lebensschwäche oft nur eine zufällige und vorübergehende, so daß bei genügender Pflege das zarteste Kind zum stärksten Manne heranwächst, dann aber kann auch in gebrechlicher Hülle ein großer Geist wohnen, der durch bahnbrechende Forschungen oder segensreiche Erfindungen eine Zierde der Menschheit wird. Das vollkommenste Bild des Menschen jedoch, mens sana in corpore sano, kann nur zustande kommen, wenn an Leib und Seele gesunde Kinder geboren werden, und diese setzen ebensolche Eltern voraus, „denn von der Eltern Kraft", sagt schon Tacitus, „legen die Kinder Zeugnis ab". Es ist daher für die Volksgesundheit von der größten Bedeutung, daß möglichst kräftige und gesunde Paare den Ehebund schließen.

Aus seiner Macht darf der Staat das Recht, unerwünschte Eheschließungen zu verbieten, um so unbedenklicher ableiten, als er damit nicht nur dem Wohl der Gesamtheit, sondern auch der Einzelnen dient. Der oft gehörte Einwand, jede Einschränkung der Heiratsbewilligung würde sich durch Zunahme der unehelichen Kinder rächen, ist darum hinfällig, weil erfahrungsgemäß, schon wegen der Leichtigkeit der Trennung, in außerehelichen Verbindungen viel weniger Kinder erzeugt werden als in ehelichen und eine einsichtige Staatsleitung als notwendiges Gegengewicht in die andere Wagschale möglichste Begünstigung und Erleichterung aller erwünschten Ehebündnisse legen wird. Als Gründe staatlichen Heiratsverbots werden gelten müssen: Erwerbsunfähigkeit, Unreife, Schwachsinn, erbliche Krankheit oder Krankheitsanlagen, zu nahe Verwandtschaft, stärkere Mißbildungen, Gewohnheitsverbrechen, Laster.

Wenn wir nun auf die einzelnen Gründe etwas näher eingehen, so muß der Nachweis des Bräutigams, daß er die nötigen Mittel, einen

Digitized by Google

Hausstand zu gründen und Weib und Kinder zu ernähren, besitzt oder durch Arbeit und Beruf erwerben kann, als unbedingte Voraussetzung der Bewilligung zur Heirat angesehen werden. Schon dadurch werden in den meisten Fällen zu junge Männer ausgeschlossen sein, aber auch die ärztliche Erfahrung lehrt, daß von Eltern, deren eigene Entwickelung noch nicht abgeschlossen ist, lebenskräftige Kinder kaum zu erwarten sind. Der Mann sollte erst nach vollendetem einundzwanzigsten, das Weib nach vollendetem achtzehnten Lebensjahr als heiratsfähig erachtet werden. Daß man Leuten mit so geringen geistigen Fähigkeiten, daß sie nicht für sich selbst zu sorgen imstande sind, nicht die Fürsorge und Verantwortung für andere überlassen darf, ist eigentlich selbstverständlich. Weniger einfach ist die Frage, inwieweit Krankheiten heiratsunfähig machen sollen. Im allgemeinen werden wohl Schwindsucht, Geschlechts- und Geisteskrankheiten, Nervenleiden in Betracht kommen, doch läßt sich die Sache jedenfalls nicht ein für allemal, sondern nur von Fall zu Fall entscheiden. Grundsätzlich sollte aber die staatliche Genehmigung zur Eheschließung nur auf Grund eines nicht von einem einzelnen Arzte, sondern von einer ärztlichen Behörde ausgestellten Gesundheitszeugnisses erteilt werden, das nicht nur über den derzeitigen Zustand, sondern auch das Vorleben, die Todesursache der Eltern u. a. Aufschluß giebt. Im Vergleich mit all dem Jammer und Elend, das durch ererbtes Siechtum über ganz Unschuldige kommt, können die vorgeschlagenen Vorsichtsmaßregeln nicht zu hart und umständlich erscheinen. Geschlechtsverkehr der allernächsten Blutsverwandten gilt als verabscheuungswürdiges Verbrechen und wird von Staats wegen verfolgt und bestraft, dem Ehebund von Geschwisterkindern aber steht außer dem kanonischen Recht nichts im Wege. Das ist ein offenbarer Widerspruch; solche Verbindungen, wie auch die von Oheim und Nichte, dürfen zwar nicht mehr als Verbrechen, aber auch nicht als rechtlich zulässig angesehen werden, zumal da, wie die Erfahrung lehrt, ihnen häufig schwachsinnige, taubstumme oder sonst erblich belastete Kinder entstammen. Damit streifen wir die vielumstrittene Frage der Inzucht, die nicht mit Reinhaltung der Rasse verwechselt werden darf. Je näher die Erzeuger verwandt sind, desto mehr Aussicht haben die Sprößlinge, die elterlichen, guten oder schlechten, Eigenschaften zu erben, denn in diesem Fall braucht die Natur nicht weit auszuholen oder zurückzugreifen, da die Gabelung des Stammbaumes dicht bei der Gegenwart, in einem der nächst vorhergehenden Geschlechter liegt. Das ist bei mühsam angezüchteten, sogenannten „edlen“ Eigenschaften oft sehr wichtig und wertvoll. Auch die Geschichte lehrt, daß bei Menschen reinen und edlen Blutes strenge Inzucht oft hervorragend schöne Erscheinungen hervorbringt, so die bezaubernde Kleopatra aus dem Geschlechte der Ptolemäer. Aber schon für den Tierzüchter ist die Inzucht ein zweischneidiges Schwert, das nur mit der größten Vorsicht zu handhaben ist, denn erstens kann sie an sich gute Eigenschaften durch Uebertreibung ins Gegenteil verkehren, zweitens überträgt sie auch Unerwünschtes, besonders Krankhaftes mit gleicher Sicherheit und drittens setzt sie, auch bei ganz gesundem und edlem Stamm, bei längerer Dauer Wuchs, Lebens- und Zeugungskraft herab. Durch Zufuhr frischen Blutes schwinden nicht nur Krankheitsanlagen, sondern die Rasse wird

Digitized by Google

gewissermaßen erneut und verjüngt. Da bei dem verweichlichenden und entartenden Leben der höheren Stände, und vielfach auch der großstädtischen Arbeiter, kaum eine Familie von krankhaften Anlagen ganz frei ist, sollte daher die für die Nachkommen sehr oft verhängnisvolle eheliche Verbindung von Geschwisterkindern staatliche Genehmigung nicht finden. Auf Störungen der Keimesentwickelung beruhende Mißbildungen vererben sich meist mit großer Zähigkeit durch mehrere Glieder; sind sie daher, wie Wolfsrachen, Fehlen ganzer Gliedmaßen und dergleichen, sehr entstellend und störend, müssen sie auch als Ehehindernis betrachtet werden, während man bei leichteren, wie einfache Hasenscharte, Sechsfingerigkeit, Klumpfuß, wenn die andere Seite ganz frei von krankhafter Anlage ist, Nachsicht üben kann. Wer ein entehrendes Verbrechen begangen, sollte mit anderen Rechten auch das der Eheschließung verwirkt haben, und wer durch wiederholten Rückfall in leichtere Vergehen, wie z. B. Diebstahl, seine Unverbesserlichkeit bewiesen hat, dem darf nicht Gelegenheit gegeben werden, seine tief eingewurzelten schlimmen Neigungen auf eheliche Abkömmlinge zu vererben. Im gleichen Falle befindet sich der Lasterhafte, der schon in früherem Lebensalter durch widernatürliche und ungezügelte Befriedigung des Geschlechtstriebes und krankhafte Trunksucht die Entartung seiner seelischen Eigenschaften zu erkennen giebt. Die furchtbaren Wunden, die durch Forterben leiblicher und geistiger Krankheit der Volkskraft geschlagen werden, rechtfertigen derartige Beschränkungen der Freiheit zur Genüge.

Wie schon hervorgehoben, müssen sie aber durch Begünstigung gesunder und erwünschter Ehen den nötigen Ausgleich finden. Dies kann der Staat dadurch erreichen, daß er dem Hausvater, besonders bei größerer Kinderzahl, durch Bevorzugung bei Anstellungen, durch Steuernachlaß und dergleichen jede mögliche Erleichterung gewährt, daß er freiwillig ehelose Männer vom dreißigsten Jahre an im Verhältnis zu ihrem Einkommen besteuert. Ein besonders fühlbarer Uebelstand liegt darin, daß besonders in den höheren Ständen der Nachwuchs, der Zahl und häufig auch der Beschaffenheit nach, ein ungenügender ist, daß die meisten Beamten-, Gelehrten-, Künstlerfamilien nach wenigen Geschlechterfolgen aussterben. Abgesehen davon, daß Geistesarbeiter meist durch die Einseitigkeit ihrer Beschäftigung an Lebens- und Zeugungskraft Einbuße erleiden, ist dafür aber auch besonders der Umstand verantwortlich zu machen, daß die meisten Beamten viel zu spät das zur standesgemäßen Führung eines Haushalts erforderliche Gehalt erreichen. Dadurch an das Junggesellenleben mit all seinen Schatten- und Lichtseiten gewöhnt, haben sie häufig, wenn sie in der Lage dazu wären, Lust und Mut zum Heiraten verloren. Welche Folgen aber der unnatürliche Zustand, daß die Männer, gerade der gebildeten und gesellschaftlich höher stehenden Kreise, in ihren besten Jahren einen der stärksten Triebe nicht auf erlaubte Weise befriedigen können, nach sich zieht, brauche ich nicht besonders auszumalen.

Alle die hier vorgeschlagenen Maßnahmen sind ohne große Schwierigkeiten durchzuführen und die aufgewendeten Kosten würden sich reichlich lohnen; an die unumgängliche Freiheitsbeschränkung würde man sich gewöhnen, wie an alles, was sein muß.

Digitized by Google

Dagegen wird die von einigen Schwärmern erhoffte Wiederherstellung der reinen germanischen Rasse, wie sie sich, durch natürliche Verhältnisse begünstigt, in der Urheimat auf der skandinavischen Halbinsel erhalten*) hat, auf dem Wege der Zuchtwahl ein schöner Traum bleiben; wenigstens fehlt den Behörden jedes Mittel, sie zu begünstigen. Wenn je auf diesem Gebiete etwas zu erreichen wäre, so könnte es nur durch die Gattenwahl der Einzelnen geschehen. Es ist immerhin ein Fortschritt, wenn man wieder zum Schönheitsbild unserer Ahnen, das auch noch den Meistern aus der Blütezeit der italienischen Kunst vorgeschwebt hat, zurückkehrt, wenn man sich bewußt wird, daß die in manchen Erzählungen verherrlichten Rabenhaare und schwarzen Glutaugen — in Wirklichkeit giebt es keine schwarzen Augen, nicht einmal bei den Negern — Merkmale tiefer stehender Rassen sind.

Auch für unsere Jünglinge gilt die Mahnung des altgriechischen Dichters, daß der sich verächtlich macht, der mit dem Geldsack eines ungeliebten, vielleicht an Leib und Seele bresthaften, Weibes ein bequemes und schwelgerisches Leben sich erkauft. Unsere jungen Mädchen aber, die sich jetzt, wohl gerade, weil so viele sitzen bleiben, auf die Bänke der Gymnasien und in die Hörsäle der Hochschulen drängen und denen wir die Kenntnis der Feinheiten der Sätze mit quin und quominus und des Formenreichtums der Verba auf mi von Herzen gönnen, sollten sich bewußt bleiben, daß ein gesund fühlender Mann beim weiblichen Geschlecht nicht Gelehrsamkeit, sondern Geistes- und Herzensbildung, vor allem aber eine blühende Braut sucht, die eine tüchtige Hausfrau und kräftige Mutter gesunder Kinder zu werden verspricht. „Wie in so vielen anderen Dingen", habe ich früher**) einmal geschrieben, „gelangen wir auch zur richtigen Beurteilung der Frauenfrage nur auf dem goldenen Mittelwege. Wir werden uns auf der einen Seite hüten, ... dem jungen Mädchen ein: Heirate um jeden Preis! zuzurufen, wir müssen auf der anderen beklagen, daß so viele Frauenrechtlerinnen über das Berechtigte und Erreichbare hinaus nach Unmöglichem streben." Die schönste Stellung für das Weib ist doch immer der Sitz am häuslichen Herd, ihr edelster Beruf der als Gattin und Mutter. Möge es sich raten lassen, „den Rosenkranz der Schönheit nicht mit der Eule der Gelehrsamkeit zu vertauschen".

Möchte in obigen Zeilen der Nachweis gelungen sein, daß es doch nicht ganz unmöglich und aussichtslos ist, den natürlichen Lauf der Dinge hinsichtlich der Rassenverbesserung zu lenken und zu beeinflussen. Wenn wir einmal so weit kommen, daß unsere Gesetzgeber und Staatenlenker nicht nur Menschensatzung, sondern auch die ewigen Gesetze der Natur kennen lernen und die Gesetzbücher mehr als bisher den Erfahrungen der Naturkundigen Rechnung tragen, werden auch die Erfolge nicht ausbleiben — zur Hebung unserer Volkskraft und damit der Größe und Macht des Vaterlandes.

---

*) Vergleiche G. Retzius' lehrreichen Vortrag Om den germaniska ras-typen, Stockholm 1902.

**) Die Frauenfrage im Lichte der Anthropologie. Globus LXXII, 21. 1897.

Digitized by Google

Erbliche Entartung und Sozialpolitik.

Dr. Max Rüther.

I.

Die theoretische und praktische Anwendung biologischer Gesichtspunkte auf die sozialen Ereignisse und Einrichtungen drängt dem politischen Gewissen der Gegenwart immer mehr die wohlbegründete Forderung auf, eine kräftige und gesunde Bevölkerung als unumgängliche Grundlage aller Macht und Gesittung eines Staates anzusehen. Die Erhaltung der organischen Volkskraft und Volksgesundheit ist eine der wichtigsten Aufgaben der inneren Politik geworden. Der Ausdruck Sozialpolitik ist zwar neueren Ursprungs und entstand im Gegensatz zu dem schrankenlosen Geschehen-Lassen der liberalistischen Periode, die alle Kräfte des Einzelnen aus eigenem Antrieb und durch eigene Verantwortung zur höchsten Entfaltung gelangen lassen wollte. Indes ist die Praxis der sozialen Hygiene und Politik uralt, so alt, wie die Gesellschaft der Menschen. Sie erstrebt den Schutz und die Erhaltung des Einzelnen gegenüber Gefahren und Mächten, denen er in seiner Isolierung allein nicht gewachsen ist. Das liberalistische Konkurrenzsystem hat alle überlieferten Schutzverbände, an die sich der Einzelne anlehnen konnte, zerstört. Aber die auflösende Atomisierung der Gesellschaft konnte nur vorübergehend sein. Es giebt heute keine wirtschaftliche Interessengruppe in der Gesellschaft, die nicht durch solidarische Selbsthilfe oder durch die Macht des Staats einen sozialen Schutz erstrebt. Schutz den Arbeitern, den Frauen, den Kindern! Schutz den Handwerkern, den Agrariern und Industriellen! — Solche Rufe durchklingen die Parlamente, Versammlungen und Zeitungen. Außerdem ist Staat und christliche Wohlthätigkeit mit Eifer daran, Anstalten für Blinde, Invaliden, Idioten, Schwachsinnige, Heilanstalten für Tuberkulöse und Nervenkranke einzurichten. Man baut Schulen für minderbegabte Kinder, verlangt von den Fabriken bestimmte hygienische Maßnahmen zum Schutze der Arbeiter, — und das alles thut man in der Absicht, die Menschen zum „Brotverdienen“ fähig zu machen und zu erhalten; und man ist der wohlwollenden Ueberzeugung, daß dies alles dazu diene, die Volkskraft und Volksgesundheit zu schützen und zu steigern.

Indessen ist von seiten darwinistischer Soziologen der Vorwurf erhoben worden, daß viele dieser Schutzmaßregeln nur dazu geeignet seien, das gerade Gegenteil von dem herbeizuführen, was jene Wohlthäter, Aerzte und Politiker erstreben. Sie machen diesen „unnatürlichen Schutz“ für die Zunahme der Schwächung und Entartung des civilisierten Menschengeschlechts verantwortlich und weisen darauf hin, daß der Schutz und die Erhaltung des Einzelnen noch nicht die Gewähr für die Förderung der Volksgesundheit biete. Der Einzelne sei im Fortpflanzungsprozeß der Rasse als ein organisches Glied zwischen Kinder und Eltern eingeschaltet, sein Wert bestände in der angeborenen physiologischen Gesundheit, die er von den Vorfahren ererbt habe und auf die Nachkommen übertrage. In der Gesellschaft müsse die natürliche Auslese wirksam bleiben, welche die tüchtigsten und kräftigsten Individuen heraushebe und ihnen allein

Digitized by Google

die Gründung einer Familie und die Erzeugung von Nachkommenschaft gestatte. Die Volksgesundheit sei unter dem Gesichtspunkt der Rasse und nicht allein unter dem des Individuums zu fördern. Die heutige Sozialhygiene stehe nur im Dienste des Einzelnen, aber nicht der Gattung, und sei sogar dazu geeignet, das minderwertige Individuum auf Kosten der Verschlechterung der Rasse zu erhalten.

In der That sind die Einwürfe der Darwinisten nicht ohne Grund. Auslese und Vererbung der organischen Eigenschaften sind die unvermeidlichen Bedingungen der Erhaltung und Höherentwickelung einer Rasse, und wo die Auslese zu wirken aufhört und die Minderwertigen und Schwachen erhalten bleiben, muß durch erbliche Entartung im Verlaufe längerer Generationen thatsächlich eine Verringerung der Volkskraft und Volksgesundheit eintreten. Doch schießen die Forderungen der Darwinisten über das Ziel hinaus, wenn sie alle sozialen Schutzorganisationen verwerfen und nur die individuelle Auslese im Kampf ums Dasein als das Allheilmittel verkündigen. In keiner Periode der Kultur hat das Individuum isoliert für sich gesorgt. Auch der Starke bedarf gewisser solidarischer Schutzmaßnahmen. Zu allen Zeiten ist es bewußt oder unbewußt eine Aufgabe der gesellschaftlichen Organisation gewesen, beide Forderungen, die der Rasse und des Individuums, möglichst in Einklang zu bringen. Eine vollständige Aufhebung dieses Konfliktes ist jedoch unmöglich. Man findet ihn sogar in den tierischen Gemeinschaften und in den unter harten Naturbedingungen existierenden Gesellschaften primitiver Stämme und Völker.

II.

Die wissenschaftliche Erkenntnis einer erblichen Entartung beim Menschen ist relativ neueren Ursprungs, während wir schon bei primitiven und barbarischen Völkern Sitten und Einrichtungen finden, die dazu dienen, die Gesundheit und Kraft der Rasse zu erhalten. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schrieb Mercatus als erster über erbliche Krankheiten. Später sprach Portal von angeborenen Familien- und erblichen Leiden. Der erste indes, der die Bedeutung der erblichen Belastung für das Gesellschaftsleben klarer und genauer erfaßte, war der englische Arzt J. Adams in seinem „Philosophical treatise on the hereditary peculiarities of the human race“ (London 1815). Er unterscheidet streng zwischen angeborenen Leiden, Familienkrankheiten und erblichen Eigentümlichkeiten der Konstitution. Die familiären Erkrankungen beschränken sich nach seiner Begriffserklärung nur auf eine einzige Generation und treten also nur bei Geschwistern auf, während die letzteren von „Generation zu Generation“ sich übertragen. Adams wirft schon die Frage auf, welche Maßregeln von der Natur getroffen werden, um krankhafte Abweichungen und Ausartungen, die in der menschlichen Rasse auftreten, wieder auszumerzen und die erblichen Eigentümlichkeiten zu verbessern. Er giebt auf diese Frage selbst eine Antwort, welche stark an die darwinistische Idee der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl heranstreift, und macht darauf aufmerksam, daß wir bei allen organischen Varietäten, namentlich bei den domestizierten, eine ausgeprägte Neigung vorfinden, auf die ursprüngliche Form zurückzuschlagen. Im Naturstande, führt er aus,

Digitized by Google

seien alle Herdentierrassen in fortschreitender Entwickelung begriffen. „Das stärkste männliche Tier wird zum Führer der Herde (vir gregis), und infolgedessen der Vater der zahlreichsten Nachkommenschaft. In den rohen Zuständen der menschlichen Gesellschaft oder vielmehr in ihren ältesten Formen, mag etwas Aehnliches vorkommen, aber in fortgeschrittenen Perioden besteht eine passende Maßregel zur Veredelung der Rasse in dem Vorzug, welchen Gesundheit und Intellekt bei den meisten Individuen beiderlei Geschlechts finden. — Eine andere Bedingung für die Rassenverbesserung ist das Klima. Diejenigen Konstitutionen, welche besonders für die Krankheiten empfänglich sind, welche durch ein bestimmtes Klima hervorgerufen werden, fallen denselben zuerst zum Opfer. Die Folge davon wäre eine allmähliche Verminderung und endlich gänzliches Erlöschen jener Krankheiten, wenn nicht immer wieder Eltern, die selbst von einer Prädisposition frei sind, doch gelegentlich eine Nachkommenschaft erzeugen, in der jene Empfänglichkeit wieder auftritt. — So wird allmählich eine Rassenkonstitution herangezüchtet, die für das betreffende Klima am besten paßt, ein Gesetz, das nach meiner Vermutung bisher viel zu sehr in der Untersuchung der Unterschiede der menschlichen Rassen übersehen worden ist."

Adams weist außerdem auf die Inzucht hin, die in abgesonderten Landesbezirken stattfindet, und, indem sie endemische Eigentümlichkeiten der Konstitution hervorruft, zu einer Verschlechterung der Rasse führt. Schließlich stellt er es als eine Pflicht hin, daß diejenigen, welche von schweren erblichen Leiden befallen sind, ehelos bleiben.

III.

T. R. Malthus ist nicht nur durch die Formulierung des Bevölkerungsgesetzes berühmt geworden, sondern in seinem Werke finden sich auch viele treffende Bemerkungen über die erbliche Verbesserung oder Verschlechterung der Rasse. Er weist darauf hin, daß bei den wilden, rohen Völkern die Eltern oft dem Nahrungsmangel ausgesetzt sind, so daß zeitweise die Schwierigkeit, Kinder zu ernähren, so groß wird, daß sie gezwungen sind, sie auszusetzen und zu töten. Mißgestaltete Kinder werden fast immer ausgesetzt, und bei einigen Stämmen in Südamerika erfahren die Kinder von arbeitsuntüchtigen Müttern ein gleiches Schicksal, weil man fürchte, daß die Nachkommenschaft ebenso schwach sein könnte, wie ihre Erzeugerin. Ursachen dieser Art müsse es zugeschrieben werden, daß man bei den Eingeborenen von Amerika niemals Krüppel finde. Selbst wenn eine Mutter alle ihre Kinder ohne Unterschied aufzuziehen suche, gehe doch eine so große Menge der Gesamtzahl unter den Beschwerden des wilden Lebens zu Grunde, daß wahrscheinlich von Haus aus Schwache das mannbare Alter nicht erreichen. Wenn sie bald nach der Geburt sterben, könnten sie ihr Leben unter der harten Zucht nicht lange hinschleppen. In den spanischen Provinzen dagegen, wo die Individuen kein so mühevolles Leben führen und ihre Kinder nicht zu töten brauchen, kämen zahlreiche Krüppel, Zwerge, Stumme, Blinde und Taube vor.

Digitized by Google

Malthus führt einen Arzt Namens Dr. Short an, der bemerkte, daß auf eine große Epidemie eine sehr gesunde Zeit folge, weil die Epidemie die Schwächlichen meist dahingerafft habe.

Auch ist ihm der Gedanke an eine organische Vervollkommnung des Menschengeschlechts nicht fremd geblieben. „Die Vervollkommnungsfähigkeit der Pflanzen und Tiere — durch künstliche Zuchtwahl — ist bis zu einem gewissen Grade unbestreitbar. Ein entschiedener Fortschritt ist schon gemacht worden, und dennoch ist es, glaube ich, klar, daß es höchst absurd wäre, zu sagen, dieser Fortschritt habe keine Grenzen. Obwohl im Leben der Menschen aus verschiedenen Ursachen große Veränderungen eingetreten sind, so ist es doch zweifelhaft, ob seit Beginn der Welt irgend eine organische Vervollkommnung des menschlichen Körpers behauptet werden kann. Die Gründe, auf welchen die Argumente für die organische Vervollkommnungsfähigkeit beruhen, sind daher außerordentlich schwach und können nur als bloße Mutmaßungen betrachtet werden. Es scheint indes keineswegs unmöglich, daß durch Züchtung eine Art von Vervollkommnung, ähnlich derjenigen unter Tieren, auch unter Menschen stattfinden kann. Ob der Intellekt übertragbar ist, mag zweifelhaft sein; allein Gesichtsausdruck, Körperkraft, Schönheit, Temperament und vielleicht sogar lange Lebensdauer sind in einem gewissen Grade erblich übertragbar. Der Irrtum liegt nicht darin, daß man einen geringen Grad von Vervollkommnung für möglich hält, sondern darin, daß man nicht zwischen einer geringfügigen Vervollkommnung mit unbestimmter Grenze und zwischen einer thatsächlich unbegrenzten Vervollkommnung unterscheidet. Da das Menschengeschlecht in dieser Art nicht zu vervollkommnen ist, ohne daß alle schlechten Exemplare der Gattung zur Ehelosigkeit verurteilt werden, so ist es nicht wahrscheinlich, daß eine wirkliche Züchtung jemals allgemein werde. Und in der That kenne ich keine Unternehmungen der Art außer etwa in der alten Familie der Bickerstaffs, die mit großem Erfolg durch vorsichtige Ehen eine weiße Haut hervorgebracht, und die Güte ihrer Rasse erhöht haben sollen namentlich durch jene sehr gescheite Kreuzung mit Mauth, dem Milchmädchen, wodurch einige Hauptmängel in der Leibesbeschaffenheit der Familie korrigiert wurden."

Auch ist Malthus der Ansicht, daß es vorteilhaft für einen Staat ist, die erforderliche Volksmenge aus der geringsten Geburtenziffer zu ziehen. Er betont, daß eine Abnahme der Sterblichkeit in allen Lebensaltern das hauptsächlich Erstrebenswerte ist, und als das beste Kennzeichen des Wohlstandes und einer guten Regierung giebt er anstatt einer großen Geburtenziffer, die man gewöhnlich zum Maßstab nimmt, die geringere Ziffer der Todesfälle unter dem Mannbarkeitsalter an. Es kommt darauf an, schreibt er, eine Art von Bevölkerung zu schaffen, die einen größeren Teil Erwachsener enthält und so am besten geeignet ist, neue Hilfsquellen des Nahrungserwerbs zu schaffen und mithin die dauernde Zunahme einer kräftigen Bevölkerung zu befördern.

IV.

Bekanntlich ist Darwin durch Malthus zu seiner Theorie von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein angeregt worden,

Digitized by Google

und in der That ist sie in dem Buche von Malthus der Idee nach, wenn auch nicht nach ihrer ganzen Bedeutung und Anwendung enthalten. In ähnlicher Weise liegt die Vermutung nahe, daß H. Spencer, der schon vor dem Erscheinen der Darwinschen Werke die Lehre vom Ueberleben des Passenden ausgesprochen hat, durch das Buch von Adams angeregt worden ist. Denn in seinen „Social Statics", deren erste Ausgabe 1850 erschien, kommt Spencer im 24. und 25. Kapitel, die von der Armen-Gesetzgebung handeln, auf ähnliche Ideen wie Adams und Malthus.

Nach seiner Ansicht herrscht in der ganzen Natur eine harte Zucht, die zwar grausam, dadurch aber zugleich wohlthätig ist. Der allgemeine Krieg, der in der Welt der niederen Lebewesen herrscht, ist die barmherzigste Vorsehung, welche die Umstände überhaupt zulassen. Es ist z. B. viel besser, daß ein Tier der Wiederkäuer-Rasse, wenn es durch Alter seiner Kräfte verlustig wurde, durch ein Raubtier getötet wird, als daß es ein durch Krankheiten mühselig gewordenes und lästiges Leben länger hinschleppen und schließlich vor Hunger sterben würde. Durch die Vernichtung solcher Tiere wird Raum für eine jüngere Generation gemacht, die zum vollen Genuß des Daseins befähigt ist. Es ist ferner zu beachten, daß die fleischfressenden Feinde nicht nur die altersschwachen Individuen, sondern auch die kranken, die schlechtgebauten, die schwächsten und langsamsten ausrotten. Infolge dieses „Reinigungsprozesses" sowohl als auch durch den „Kampf in der Paarungszeit" wird jede Verschlechterung der Rasse durch Vernichtung minderwertiger Elemente verhindert, und dadurch die Erhaltung einer Körperbeschaffenheit, welche den umgebenden Bedingungen vollkommen angepaßt ist, verbürgt.

Die Civilisation des Menschen ist das letzte Ziel der organischen Entwickelung. Indes ist das Wohlbefinden des gegenwärtigen Geschlechts und seine Entfaltung zu der äußersten Vervollkommnung durch eben dieselbe wohlthätige, obschon strenge Zucht garantiert, welcher auch die ganze belebte Schöpfung unterworfen ist. Es herrscht eine Zucht, die erbarmungslos ist, um Gutes zu bewirken, ein Glückseligkeit erstrebendes Gesetz, das niemals in seiner Wirksamkeit nachläßt, um ein partielles oder vorübergehendes Leiden zu vermindern. Die Armut des Unfähigen, die Bedrängnisse des Unvorsichtigen, das Beiseiteschieben des Schwachen durch den Starken sind die „Machtsprüche eines großen weitschauenden Wohlwollens". Es scheint hart zu sein, daß eine Unfähigkeit, die ein Arbeiter trotz alles Fleißes nicht überwinden kann, ihn der Not und dem Hunger ausliefern soll. Nicht minder grausam erscheint es, daß Witwen und Waisen dem Daseinskampfe (struggle for life) oder dem Tode überlassen werden sollen. Nichtsdestoweniger müssen solche harten Fügungen des Schicksals nicht für sich isoliert, sondern im Zusammenhang mit den Interessen der gesamten Menschheit betrachtet und als vom höchsten Wohlwollen für das Menschengeschlecht erfüllt angesehen werden. Es ist dieselbe Wohlthat, welche die Kinder kranker Eltern früh ins Grab bringt und die Ausschweifenden und die Geschwächten als Opfer einer Epidemie aussondert.

Es sind falsche Philanthropen, fährt er fort, die größeres Elend auf die künftigen Generationen häufen wollen, um gegenwärtiges

Digitized by Google

Elend zu vermindern. Alle Anhänger einer Armen-Gesetzgebung müssen zu diesen thörichten Menschen gerechnet werden. Sie wollen die Not aufheben, die für den Trägen ein scharfer Sporn ist und den Zufall des Schicksals einschränkt. „Blind für die Thatsache, daß unter der natürlichen Ordnung der Dinge die Gesellschaft beständig ihre ungesunden, schwachen, trägen, unbeständigen und unredlichen Mitglieder aussondert, verlangen diese unbesonnenen, obwohl wohlmeinenden Männer eine Einmischung des Staates, welche nicht nur den Läuterungsprozeß aufhält, sondern sogar die Entartung der Rasse vergrößert, und schrankenlos die Vermehrung der Minderwertigen und Unfähigen erhöht, indem sie ihnen eine sichere Fürsorge darbietet, während sie umgekehrt die Vermehrung der Fähigen und Tüchtigen behindert, denen sie die Schwierigkeit vergrößert, eine eigene Familie zu gründen.“ In ihrem blinden Eifer verursachen diese falschen Menschenfreunde so von Generation zu Generation einen fortwährend sich steigernden Fluch des Elends.

Schmerzen und Not sind unvermeidliche Begleiterscheinungen der fortschreitenden Anpassung der Menschheit an ihre höchsten Ziele. „Keine Macht auf Erden, keine schlau ersonnenen Gesetze der Staatsmänner, keine weltverbessernden Träume der Menschenfreunde, keine kommunistischen Allheilmittel, keine Reformen, welche die Menschen je ersinnen und erfinden mögen, können diese Schmerzen und Uebel um ein Jota verringern.“ Im Gegenteil, jeder Versuch, sie zu mildern, läuft in eine Verschärfung derselben aus. Doch ist Spencer nicht gegen alle Hilfe und Wohlthätigkeit. Er ist sozusagen nur ein Feind der wahllosen Hilfe und Wohlthätigkeit. „Gegen die Hilfe, die dazu dient, daß andere sich selbst helfen, erhebe ich keinen Vorwurf; ich unterstütze sie vielmehr.“ Aber er ist überzeugt, daß die Armen-Gesetzgebung nicht das Volksleiden vermindert, sondern im Gegenteil vergrößert.

V.

Auch Darwin ist der Konflikt zwischen den strengen Forderungen der natürlichen Zuchtwahl im Interesse der Rasse und den sozialen Einrichtungen und Schutzmaßregeln für den einzelnen nicht unbekannt geblieben. In dem Kapitel über die natürliche Zuchtwahl in ihrem Einfluß auf die civilisierten Nationen und auch an anderen Stellen seines Werkes über „die Abstammung des Menschen“ kommt er auf diesen Widerstreit der Interessen zu sprechen. „Wir civilisierten Menschen thun alles mögliche, um den Prozeß der Ausjätung an Geist und Körper Schwacher aufzuhalten. Wir bauen Zufluchtstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und die Kranken; wir erlassen Armengesetze und unsere Aerzte strengen die größte Geschicklichkeit an, das Leben eines jeden bis zum letzten Moment zu erhalten.“ Die Hilfe, welche wir den Hilflosen widmen, entspringt der Sympathie. Diese aber hemmen, hieße „den edelsten Teil unserer Natur herabsetzen“. Er ist der Meinung, daß wir die zweifellos schlechte Wirkung des Lebenbleibens und die Vermehrung der Schwachen ertragen müssen; doch scheine ein Hindernis in dem Umstande zu liegen, daß die schwächeren und untergeordneten Glieder der Gesellschaft nicht so häufig wie die gesunden heiraten, und dies

Digitized by Google

Hemmnis könnte noch ganz außerordentlich verstärkt werden, wenn die an Körper und Geist Schwachen sich des Heiratens enthielten. Auch die militärischen und ökonomischen Einrichtungen können dazu führen, die Schwachen zu erhalten und die Starken auszurotten, wie die Konskription der tüchtigsten jungen Leute, die Anhäufung und Vererbung von Besitz. Wenn in einer Nation die leichtsinnigen, lasterhaften und in anderer Weise niedriger stehenden Glieder der Gesellschaft sich in einem schnelleren Verhältnis vermehren als die bessere Klasse der Menschen, so werde die Nation zurückschreiten, wie es in der Geschichte der Welt nur zu oft vorgekommen sei. Er erwartet einen künftigen Fortschritt von der unveränderten rapiden Vermehrung und dem dann stattfindenden heftigen Kampf ums Dasein. Im andern Falle würde der Mensch in Indolenz versinken und die höher begabten Menschen würden im Kampf ums Leben nicht erfolgreicher sein als die weniger begabten. Es dürfe daher sein natürliches Zunahmeverhältnis, obwohl es zu vielen und offenbaren Uebeln führe, nicht durch irgend welche Mittel bedeutend verringert werden. „Es muß für alle Menschen offene Konkurrenz bestehen, und es dürfen die Fähigsten nicht durch Gesetze oder Gebräuche daran verhindert werden, den größten Erfolg zu haben und die größte Zahl von Nachkommen aufzuziehen." Indes kam Darwin, wie Wallace berichtet, gegen Ende seines Lebens zu der Ansicht, „daß die Zukunft des Menschengeschlechts wenig hoffnungsreich wäre, und zwar auf Grund der Beobachtung, daß in unserer modernen Civilisation eine natürliche Auslese nicht zustande komme und die Tüchtigsten nicht überleben". (A. R. Wallace, Menschliche Auslese. Die Zukunft 1894, No. 93.)

VI.

Außer den genannten Autoren sind noch Wallace, Haeckel, Weismann und andere hervorzuheben, die das Problem der erblichen Entartung und Vervollkommnung der menschlichen Gattung aufgeworfen haben. Die weittragende Bedeutung des Konfliktes zwischen erblicher Entartung und sozialer Schutzpolitik, die heute in allen Staaten, namentlich in Deutschland, so sehr betrieben wird, ist indes in ihrer ganzen Tiefe erst von zwei deutschen Aerzten erkannt worden, von W. Schallmayer in seiner Schrift über „Die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit" (Berlin 1891) und von A. Ploetz in seinem Werke „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen" (Berlin 1895).

Schallmayer wirft die Frage auf: Welche von den modernen gesellschaftlichen Einrichtungen sind geeignet, die veredelnde Auslese des Daseinskampfes zu fördern, und welche umgekehrt, sie zu hemmen? Und wie ist es möglich, den hemmenden Faktoren entgegen zu wirken? In erster Linie macht er die Medizin dafür verantwortlich, die natürliche Auslese im Menschengeschlecht zu beeinträchtigen. Die Medizin stehe im Dienste des jeweilig kranken Individuums, gereiche aber keineswegs zum Heile der Gattung. Die Medizin erhalte die mangelhaft organisierten oder allgemein schwächlichen Menschen, und indem sie ihnen das Leben verlängere, gebe sie ihnen zugleich die Möglich-

Digitized by Google

keit zur Erzeugung einer zahlreicheren Nachkommenschaft, als es unter dem bloßen Walten der Natur der Fall gewesen wäre. Dies liege aber nicht im Interesse einer günstigen Zuchtwahl. Der erbliche Einfluß des schwächeren Teiles der jetzt lebenden Generation auf die kommenden Generationen sollte, vom Standpunkt des Zuchtwahl-Interesses geurteilt, möglichst gering sein. Die Medizin ebenso wie die Armenpflege wären nicht imstande, zum Fortschritt des Menschengeschlechts beizutragen. Denn die erblichen Anlagen seien von größtem Einfluß auf den Gesundheitszustand eines Menschen. Daher solle die Hygiene sich die Aufgabe stellen, auf die menschliche Zuchtwahl verbessernd einzuwirken. Vorläufig könne durch Belehrung, später aber müsse durch Schaffung gesetzlicher Ehehindernisse die Zuchtwahl in Angriff genommen werden, wenn die Ursachen erblicher Anlagen und die Gesetze der Erblichkeit genauer erforscht seien. „Ist es nicht erfolgreicher, die Hauptquelle des Uebels zu verstopfen, anstatt in Ewigkeit mit großen Opfern und geringen Erfolgen gegen die Schäden anzukämpfen, welche aus jener Quelle entspringen?"

Aber nicht nur Medizin und Armenpflege, sondern auch die Verteilung des Reichtums könne in die menschliche Zuchtwahl störend eingreifen, indem dadurch viele tüchtige Menschen für die Fortpflanzung verloren gehen und viele minderwertige dazu auserwählt werden. Der Niedergang einer Rasse könne sich rascher vollziehen als die Vervollkommnung derselben. „Was wir von unseren Vorfahren überkommen haben, das müssen wir als eine an unsere Nachkommen abzutragende Schuld ansehen."

Als positiven Vorschlag zur Verbesserung der organischen Leistungsfähigkeit des Menschengeschlechts giebt Schallmayer die Verstaatlichung des Aerztestandes an. Der Arzt soll einen ganz neuen Beruf im Dienste der Gattung ausüben. Durch medizinische Statistik das Material zu einer wissenschaftlichen Erblichkeitslehre zu schaffen, soll seine öffentliche Aufgabe werden. Jeder Staatsangehörige, ebenso jeder dauernd im Lande lebende Fremde müßte, gleichgültig, ob momentan gesund oder krank, eine amtlich angefertigte „Krankenpaßkarte" erhalten. Für die Familien würde so allmählich ein sehr interessantes Stammbuch entstehen, das nicht nur über Krankheiten und Krankheitsanlagen, sondern auch über die nicht pathologischen Eigenschaften des betreffenden Stammbaums Aufschluß gäbe. Die Ehebewilligung müsse aus den Händen der Familie in die des Staates übergehen. In jedem Falle müsse die amtliche Ehebewilligung von der Beibringung eines Zeugnisses abhängig gemacht werden, worin von der zuständigen ärztlichen Behörde auf Grund der Krankenpaßeinträge, unter Umständen auch auf Grund einer besonderen Untersuchung konstatiert würde, daß der Gesundheitszustand der betreffenden Person zur Zeit kein Ehehindernis begründe. Diese Ehehindernisse müßten auf dem Wege der Gesetzgebung festgesetzt werden.

VII.

Die Forderung Schallmayers, Rasse und Hygiene in Verbindung zu bringen, wurde von Alfred Ploetz erfüllt, indem

Digitized by Google

er nicht nur das charakteristische Wort „Rassen-Hygiene“ schuf, sondern auch das Problem über das Verhältnis der Tüchtigkeit der Rasse zum Schutz der Schwachen, namentlich zu den humanen Idealen und zu den Bestrebungen des Sozialismus allseitig erforschte. Ploetz ist Arzt und Nationalökonom, ein Umstand, der ihn besonders dazu befähigte, die in Frage stehenden Aufgaben nicht einseitig anzugreifen. Er schreibt der Rassen-Hygiene das Ziel zu, die Gattung gesund zu erhalten und ihre Anlagen zu vervollkommnen, derart, daß die Hygiene des Individuums der Hygiene der Rasse unterzuordnen ist.

Der Gesamtprozeß der Rassenentwickelung ist eine Vererbung von Abänderungen, die durch den auslesenden Daseinskampf erhalten und gesteigert werden. Der Kampf ums Dasein hat nur eine regulative Funktion, während die Hauptsache der Entwickelung die Entstehung von erblichen Variationen ist.

Der Rassenprozeß umschließt nach Ploetz zwei spezielle Vorgänge, die Erhaltung und Vermehrung der Zahl und die Vervollkommnung des Typus. „Zur dauernden Erhaltung einer Rasse gehört zu allererst die Erhaltung der Zahl ihrer Individuen. Je kleiner die Rasse ist, desto gefährdeter ist ihr Bestand, besonders wenn sie zu einem wirtschaftlichen Gemeinwesen organisiert ist.“ Eine Verringerung der Glieder durch Krieg und präventiven Geschlechtsverkehr wirken, wie Ploetz sagt, kontraselektorisch, sie vermindern die Zahl der Konvarianten, d. h. der zur Fortpflanzung gelangenden variierenden Individuen. Die Nachkommen nennt Ploetz Devarianten. Sinkende Rassen, wie die Franzosen und Yankees in Nordamerika, sind durch eine verminderte Fruchtbarkeit gekennzeichnet. Aufsteigende Rassen dagegen zeichnen sich durch eine starke Vermehrung aus.

Das Wesen der Rassen-Vervollkommnung besteht in der Verstärkung und höheren Differenzierung der Regulationskraft des Gehirns. Dadurch überragt der Neger den Gorilla, der Weiße den Neger. Eine Verbesserung des Gehirns bedeutet für die Rasse eine Verstärkung der gesamten Konstitutionskraft.

Das Zeichen der Vervollkommnung einer Rasse von einer Generation zu einer anderen besteht darin, daß in der letzten Generation die sieghaften reifen Konvarianten durchschnittlich besser waren als dieselbe Klasse der früheren Generation. Um dies zu erreichen, werden drei „rassenhygienische“ Forderungen aufgestellt: 1. Möglichst zahlreiches und intensives Auftreten besserer Devarianten; 2. solche Einwirkungen der Außenwelt und der Gesellschaft, daß eine frühe und vollständige Ausjätung des schlechteren Teiles der Konvarianten stattfindet; 3. keine Kontraselektion, d. h. keine besondere Schädigung gerade der besseren und kein besonderer Schutz gerade der schlechteren Konvarianten.

Indem Ploetz den heutigen Rassenprozeß auf diese Forderungen hin untersucht, findet er viele kontraselektorische und nonselektorische Ursachen in unseren heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen wirksam. Es findet eine mangelhafte eheliche Zuchtwahl statt. Die zunehmende Armut auf der einen, die hohe Entwickelung des Kapitalismus auf der anderen Seite wirkt keinesfalls ausjätend, ebensowenig der Alkoholismus. Die Beschränkung des Kampfes ums Dasein im Gefolge der Ideen der

Digitized by Google

Humanität und Gleichberechtigung vermehrt ebenfalls den Mangel an Auslese in der modernen Kulturwelt.

Die individuelle Gesundheitslehre wie die moderne Sozialpolitik stehen nicht im Dienste der natürlichen Auslese. Sie können sogar kontraselektorisch wirken, d. h. die Rasse schädigen. Es besteht ein Konflikt zwischen der Erhaltung des Individuums und der Gattung, den A. R. Wallace mit Beibehaltung der Humanitätsideale dadurch zu lösen sucht, daß er eine verbesserte sexuelle Zuchtwahl empfiehlt, welche die starke Abschwächung der natürlichen und wirtschaftlichen Auslese durch sozialistische Einrichtungen völlig ausgleichen könne. Ploetz glaubt den Konflikt lösen zu können — und das ist der neue Gesichtspunkt, den er in der Fragestellung bringt — indem er auf eine genauere Erforschung der Ursachen und Gesetze der Variation hinweist, um sie bewußt auf die Verbesserung der Devarianten, d. h. des Nachwuchses anzuwenden. „Je mehr wir imstande sind, die Erzeugung schlechterer Devarianten zu verhüten, desto weniger brauchen wir den Kampf ums Dasein, um sie wieder auszujäten." Bei der Tierzucht verfährt man ähnlich. Beherrschung der Variation ist der einzige Weg, um die humanen Ideale mit den rassenhygienischen Forderungen in Einklang zu bringen. Die Auslese ist ein unumgängliches naturgesetzliches Mittel für die Erhaltung und Verbesserung der Rasse. Ohne diese verfällt sie unabwendbar der Entartung. Wenn auch der Kampf ums Dasein in der Gesellschaft aufgehoben oder eingeschränkt wird, wird damit das allgemeine Prinzip der Auslese nicht verlassen, „sondern die Auslese wird aus dem Kampf der Zellstaaten in den Kampf der die Staaten zusammensetzenden nächst niedrigen Organisationen, nämlich der einzelnen Keimzellen gelegt".

Die Keim-Auslese soll also, mit Weismann zu reden, in der Praxis der Rassen-Hygiene zum Ausgangspunkt der Personal-Auslese gemacht werden.

VIII.

Die Frage der erblichen Entartung und Verbesserung der Rasse ist nunmehr ernstlich angeschnitten. Theoretisch kann sich kein Einsichtiger mehr der Erkenntnis verschließen, daß sie für die Macht und Gesittung eines Staatswesens von größter Bedeutung ist. Wie auch immer im einzelnen die Ansichten der bahnbrechenden Forscher auf diesem Gebiete einseitig und unvollkommen sein mögen, der Anfang ist gemacht worden, um Aerzten und Staatsmännern die Richtlinien ihres Handelns anzuweisen. Vorerst wird es notwendig sein, daß unsere Aerzte während ihres Studiums eine mehr biologische Ausbildung genießen, daß ihnen die Gesetze der Genealogie und der Erblichkeit sozusagen zum täglichen wissenschaftlichen Rüstzeug werden, daß sie in ihren Krankheitsbildern nicht nur die einzelnen Individuen, sondern die ganze Familie und die Rasse berücksichtigen. Die Staatsmänner und Sozialpolitiker erwartet aber die Aufgabe, auf die physiologischen und pathologischen Zustände der Völker ihr Augenmerk zu richten, und alle Einrichtungen und Maßregeln, kurz die ganze Gesetzgebung in Staatsrecht, Rechtsprechung,

Digitized by Google

Erziehung, Wirtschaftsreform, mit Rücksicht auf die Rasse zu untersuchen und zu prüfen, wie weit dieselben ihre organische Erhaltung und Verbesserung fördern oder ihr entgegenwirken. Das ist die einzig wissenschaftliche und auch ethisch gerechtfertigte Sozialpolitik, weil sie eine anthropologische Politik bedeutet.

Die Aufgaben des Schularztes.

Dr. C. Schmid-Monnard.

Die Ansichten über die Notwendigkeit der Anstellung eines oder mehrerer Schulärzte und die Meinungen über den Umfang der schulärztlichen Thätigkeit gehen recht weit auseinander. Und zwar hat dies wohl darin seinen Grund, weil einmal noch nicht genügende Erfahrungen gesammelt worden sind, andererseits weil wegen der finanziellen Belastung der Gemeinden Bedenken entstehen und endlich, weil die Erfolge jeder schulärztlichen Thätigkeit von dem persönlichen Takt und Geschick des betreffenden Arztes in erster Linie abhängen, sowie davon, ob der Arzt gern und mit Interesse seine Aufgaben zu erfüllen trachtet. Die Thätigkeiten der Schulärzte können eng und weit gezogen werden und sind bis zu gewissem Grade durch Dienstanweisungen fest begrenzt. Jedenfalls hat sich doch allmählich der Gedanke, trotz aller Widersprüche und Befürchtungen, durchgerungen, daß die ärztliche Mitwirkung für die Durchführung einer zweckmäßigen Schulgesundheitspflege nicht zu entbehren ist, weil dazu Kenntnisse gehören, die nur ein längeres medizinisches Studium zu verschaffen imstande ist, während selbst das gewissenhafteste Selbststudium eines Nichtarztes zur Beurteilung aller einschlägigen Fragen nicht genügen dürfte. Es kann also unseres Erachtens der ärztliche Berater der Schule nicht in allen Dingen durch den hygienisch gebildeten Lehrer ersetzt werden, wohl aber ist die verständnisvolle Mitwirkung des Lehrers nicht zu entbehren. Der Arzt soll Thatsachen feststellen, die der Lehrer nicht kennt, aber doch kennen lernen muß, um seine Maßnahmen für Erziehung und Unterricht danach einzurichten; andererseits können die Beobachtungen des Lehrers, der die Kinder täglich stundenlang vor seinen Augen hat, sowohl über die Bildsamkeit der Schüler, wie über ihr sonstiges Verhalten die vom Schularzt gemachten Beobachtungen über den Gesundheitszustand wirksam ergänzen. Es ist dabei bis zu einem gewissen Grade nötig, den nichtamtlichen Anregungen auf schulhygienischem Gebiet freie Bahn zu lassen. Dem Schularzt muß Gelegenheit dazu gegeben sein, einmal durch Teilnahme mit beratender Stimme in den Sitzungen der Schulkommission, dann aber auch durch Rücksprache mit dem Direktor oder durch gelegentliche Besuche in der Schule.

Der Schularzt wird nicht sowohl ein Schülerarzt sein, sondern mehr die allgemeinen Verhältnisse zu beachten haben und in erster Linie gesunde Schüler vor Schädigungen zu schützen bestrebt sein. Etwa auftretende Krankheiten werden ihm einen Fingerzeig geben, wo der schädigende Einfluß zu suchen ist, und wenn deren Ausgangspunkt gefunden ist, so wird der Arzt durch geeignete Vorschläge zur

Digitized by Google

Milderung oder Behebung der störenden Einflüsse beizutragen in der Lage sein.

Notwendig erscheint vor allem, die Untersuchung der Neuaufzunehmenden auf allgemeine Schulfähigkeit, d. h. auf die genügende körperliche Rüstigkeit des Kindes und auf seine Fähigkeit, das immerhin ungewohnte stundenlange Sitzen in geschlossenen Räumen voraussichtlich ohne Schaden zu ertragen. Allerdings müßten diese Untersuchungen bezüglich der gesund aussehenden Kinder nicht zu sehr ins einzelne gehen. Erfordert doch nach den Leipziger Berichten die Untersuchung einer Klasse von sechzig Schülern nach dortiger Vorschrift bei der Neuaufnahme zweieinhalb bis drei Stunden. Unseres Erachtens sollten nur die schwächlich erscheinenden Kinder einer näheren eingehenden Untersuchung unterzogen werden; und nur für die Kränklichen, falls sie zur Schule zugelassen werden oder sich bereits in der Schule befinden, hat es Sinn, Gesundheitsscheine auszufüllen, wenn man nicht unnützes Schreibwerk als sogenanntes schätzbares Aktenmaterial in ungeheueren Mengen aufstapeln will. Nur in Fällen von epidemisch auftretenden Krankheiten wird es sich empfehlen, die Untersuchung sämtlicher Schüler der infizierten Klasse durch den Arzt vornehmen zu lassen.

Jedenfalls benötigen die Kinder einer fortgesetzten Beobachtung in Bezug auf ihre körperliche Entwickelung, damit eine Schädigung ihrer Organe und Verfall der Kräfte durch unzweckmäßige Einrichtungen vermieden oder eine körperliche Unfähigkeit oder Schwächlichkeit in der Entstehung entdeckt und einer Verschlimmerung vorgebeugt werde. So können beim Schreiben, beim Singen, bei Handarbeiten, beim Turnen einzelne Kinder als ungeeignet oder zu schwächlich durch Schonung im Unterricht oder durch Befreiung von einzelnen Stunden vor Schaden bewahrt werden.

Allerdings wäre es zu begrüßen, wenn die erbetenen Befreiungen von einzelnen Lehrfächern in letzter Stelle von dem mit dem Betrieb der Schule vertrauten Schularzte kontrolliert würden. Denn das ist zweifellos, daß eine Anzahl der Befreiungsgutachten, welche von Privatärzten erteilt werden, oft rein Gefälligkeitsbescheinigungen sind und daß darunter sich Fälle befinden, in denen die Befreiung vom Schulstandpunkt aus nicht zweckmäßig erscheint.

Von höchster Wichtigkeit ist es, daß der Schularzt vorhandene oder beginnende Schwerhörigkeit feststellt, da durch dieses Leiden der Erfolg des Unterrichts nicht wenig beeinträchtigt wird. Auch die Berücksichtigung der sehschwachen Kinder, die entweder durch Prüfungen durch den Lehrer oder gelegentlich des Unterrichts herausgefunden werden, erscheint für die Hebung der Leistungsfähigkeit wesentlich, ferner das gelegentliche Herausfinden entstehender Tuberkulose, deren Träger als gefahrbringend aus ihrer Umgebung rechtzeitig zu entfernen sind, durch geeignete Maßnahmen aber doch wieder der Genesung zugeführt werden können. Auf Grund der Feststellung einer nicht geringen Anzahl körperlich erholungsbedürftiger Kinder wäre dann, vor allem mit Hilfe der Tagespresse, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise hierauf zu lenken und deren Interesse für Bereitstellung von Mitteln zur Errichtung von Schulbädern, von Spielplätzen und zur Entsendung in Ferienkolonien anzuregen.

Digitized by Google

Auch die Sorge für geschützten Aufenthalt, für den Wechsel nasser Schuhe, für Schutz gegen Zugluft, gegen Staub, Blendlicht, Ueberheizung und zu schweres Schulmappengewicht wird zur Herbeiführung besserer gesundheitlicher Zustände dienlich sein.

Am unentbehrlichsten ist aber die Thätigkeit des Schularztes in den Hilfsschulen für schwachbefähigte Kinder. Wohl ohne Ausnahme sind die Kinder, welche der Hilfsschule überwiesen werden, nicht bloß geistig minderwertig, sondern auch körperlich rückständig. Wenn irgendwo, so wird es sich gerade bei der Ueberweisung von Schulkindern an die Hilfsschule empfehlen, auch den Arzt zu Rate zu ziehen, und diese Kinder dauernd ärztlich überwachen zu lassen.

Es giebt noch eine Reihe von Gesichtspunkten, für die sich der Schularzt interessieren und die er im Auge behalten kann: die Utensilien, namentlich die Sitzbänke; das Wachstum und das Körpergewicht der Schulkinder, die Abhängigkeit der Körperentwickelung von der Jahreszeit; die chronische Kränklichkeit und deren Abhängigkeit von der baulichen Beschaffenheit der Schulgebäude, von der Gesamtarbeitszeit und dem etwaigen Nachmittagsunterricht; die Störungen der Ernährung; und bei der Entlassung der Kinder vielleicht auch die Prüfung, ob das Kind, welches sich für einen bestimmten Beruf bereits entschieden hat, sich auch für diesen Beruf eignet. Es giebt eine ganze Anzahl Schulabiturienten, welche bereits ihrer Augen wegen sich nicht für das Gewerbe des Feinmechanikers eignen, zu Lungenkrankheiten Veranlagte, welche nicht in staubigen Betrieben arbeiten sollten, und mit Herzfehlern Behaftete, welche nicht zu schweren Arbeiten zuzulassen sind. Das wäre noch eine der dankbarsten Thätigkeiten für den Schularzt.

Ob man den Schulärzten außerdem die Anregung des Interesses an schulhygienischen Fragen durch Vorträge bei der Lehrerschaft zuweisen soll, erscheint fraglich; jedenfalls kann eine derartige Leistung nur eine freiwillige sein und hängt von den Fähigkeiten und der Neigung des betreffenden Arztes ab. Dagegen wird es sich wohl in Universitätsstädten empfehlen, derartige Vorträge von dem Leiter des hygienischen Instituts zu erbitten.

Der Schularzt würde, wenn das zu seinen Aufgaben, wie es wünschenswert erscheint, mitgerechnet werden soll, auch als Lehrerarzt dem Lehrer ein willkommener Ratgeber und treuer Warner sein können. Er würde darauf acht haben, daß der Lehrer vor übermäßiger Stundenzahl und Ueberfüllung der Klassen mit Schülern bewahrt bleibt, er würde dem Lehrer Urlaub bewirken können, wenn es nötig erscheint, und für Gehaltsaufbesserung eintreten, um ihn vor aufreibendem Nebenverdienst zu bewahren. Er würde auf die mancherlei Lehrererkrankungen, Leiden der Luftwege und der Nerven, sein Augenmerk zu richten haben.

Viel weniger kann vom ärztlichen Standpunkte aus eine Einrede in die Hygiene des Unterrichts beansprucht werden! Bezüglich der Ueberbürdung und Uebermüdung sei der nicht pädagogisch gebildete Arzt vorsichtig in seinen Schlüssen und hüte sich, Forderungen bezüglich des Unterrichtsbetriebes zu stellen auf Grund von Experimenten, die dem thatsächlichen Verlauf einer Schulstunde nicht ent-

Digitized by Google

sprechen. Unseres Erachtens ist der Lehrplan ein Ding, das sich nur auf Grund einer langjährigen pädagogischen persönlichen Erfahrung aufbauen läßt, und der Arzt kann nur im allgemeinen erklären, eine wie lange Arbeitszeit gesundheitlich schädlich ist oder nicht.

Blutrache bei den Albanesen.

Professor J. Kohler.

Ueber die Blutrache bei den Albanesen habe ich seiner Zeit, auf Grund der Mitteilungen von Gopcevic, in meinem „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz“ (Seite 136) Darstellung gegeben.

Neuerdings bietet uns Dr. Träger in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1901 (Seite 352 und ff.) lehrreiche, von albanesischer Seite herrührende Aufzeichnungen, wodurch die früheren Resultate wesentlich ergänzt und bestärkt werden. Die Darstellung mutet an, wie eine Schilderung der Verhältnisse einer italienischen Stadt im zwölften Jahrhundert und der in ihr wütenden Blutrache-Verhältnisse. Wir finden insbesondere bereits ein doppeltes: einmal die Verwandten-Blutrache und sodann die Strafe des Stammes gegen ein Stammesmitglied, das im eigenen Stamme, im eigenen Kreise gemordet hat. Beides erstreckt sich nicht nur auf den Thäter, sondern auch auf seine Familie und Verwandtschaft; denn sechs Männer aus dem Hause des Mörders oder eventuell aus seiner sonstigen Verwandtschaft fallen der Rache oder Strafe anheim.

Die Stammesstrafe besteht, wie nach italienischen Stadtrechten, vor allem in der Wüstung (Devastation) und in der Konfiskation der Güter, und zwar zu Gunsten der Blutracheberechtigten, während der Thäter mit seinen blutrachebeteiligten Genossen entflieht: sie sind gebannt (die italienischen Rechte sagen: banniti), bis die Aussöhnung stattgefunden hat.

Von höchstem Interesse ist auch der Gebrauch der Eideshelfer: der Beschuldigte reinigt sich mit 24 Eideshelfern oder der Kläger schwört mit einer Eideshilfe von gleicher Zahl; offenbar ist auch hier die Eideshilfe ein Zeichen der Gesamthaftung oder der Gesamtrache.

Noch besteht das interessante persönliche Asyl, das ich als Anayarecht bezeichne, weil es zuerst wissenschaftlich bei den Kabylen beobachtet worden ist und dort diesen Namen trägt: wer im Geleit eines Anderen ist, darf, auch wenn mit Blutschuld belastet, nicht angegriffen werden; sonst liegt darin eine Verletzung des Geleiters.

Der Satz, daß die Blutrache-Ablösungssumme beim gemordeten Weib die Hälfte des Manneswergeldes beträgt, stimmt mit dem Rechte des Islam überein. Von ganz besonderem Interesse aber ist die weitere Satzung mancher Stämme, daß bei Ermordung einer verheirateten Frau im ersten Jahre der Ehe die Blutrache der Familie oder dem Stamme der Frau anheimsteht, und erst nachher ihrem Mann und seinen Genossen: dies berührt sich mit dem keltischen Rechte und dem dort ausgesprochenen Gedanken, daß die Ehe sich erst nach Ablauf eines Jahres völlig legalisiert und ihre familienrechtlichen Wirkungen äußert; ja, wir finden die nämliche Idee im älteren römischen Rechte,

Digitized by Google

wo, wenn die Ehe nicht in feierlicher Form abgeschlossen war, erst der sogenannte Usus, d. h. das Zusammenleben in Jahresfrist (wenn die Frau keine drei Nächte abwesend gewesen war) die Familienstellung der Frau herbeiführte.

Je weiter wir eindringen in die Geschichte des Rechtes, um so mehr sind wir von dem universellen Charakter der Rechtsgedanken überrascht.

Ursprung und Entwickelung des Schamgefühls.

Dr. Ludwig Geislar.

Unter den gesellschaftlichen Sitten und Gebräuchen nehmen jene Handlungen, Worte, Gebärden und Mienen, die das Schamgefühl zum Ausdruck bringen, eine auffallend hervorragende Stellung ein. Schamhaftigkeit ist oft der Gradmesser der Tugend und die Schamlosigkeit ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheus. Denn im Grunde sind die Anschauungen, an denen die Glieder einer Gesellschaft die Schamhaftigkeit beziehungsweise Schamlosigkeit bewerten, moralischer Art. Was den moralischen Ueberzeugungen widerspricht, dessen soll sich der Uebertreter — schämen. Täglich erleben wir, daß das Kind sich schämen soll, wenn es sich beschmutzt, der Knabe, wenn er den Eltern nicht gehorcht oder seine Schularbeiten nicht gemacht hat, der Mann, wenn er gegen die Gebote der Treue und Ehrlichkeit verstieß u. s. w. Aber die guten Sitten verlangen auch, daß man gewisse Worte, Gebärden und Mienen, zum mindesten in der guten Gesellschaft, meide. Der gute Ton erfordert, daß man in Gesellschaft anderer die Zähne und Nägel sich nicht reinige. Die Nase zu putzen, ist unter Umständen erlaubt, aber der Anstand will, daß man es mit einem Cachez-nez und bei abgewendetem Gesicht thue. Das „Sichgenieren" gehört zu den Eigenschaften eines Menschen von guten Sitten. Feinfühlige Menschen können es daher nur schwer verschmerzen, wenn sie gegen das gesellschaftliche Ceremoniell des Salons — gegen die Etikette — verstoßen, wenn sie beim Anreden, Verbeugen, bei Tisch u. s. w. sich ungeschickt benommen haben. Die Etikette ist ein kleinlicher und grausamer Tyrann des Schamgefühls.

Ist das Schamgefühl ein angeborener Instinkt oder ist es nur das anerzogene Ergebnis einer bloßen Konvention? Um letzteres zu beweisen, könnte man anführen, daß dem kleinen Kinde, sobald in ihm die ersten Vorstellungen und Willenserregungen sich bemerkbar machen, von der Mutter die ersten Schamempfindungen durch Belehrungen, Drohungen und nötigenfalls durch Züchtigungen eingepfropft werden. Der Mensch ist danach von Natur — schamlos. Bei dem Streit über die Frage, ob gewisse Ideen angeboren oder erworben sind, pflegt man meist zu vergessen, daß alles höhere Seelenleben stammesgeschichtlich nur in der Gesellschaft sich entwickelt hat, daß darum der sozial-psychologische Vorgang der Tradition und Konvention ein unumgängliches Mittel der geistigen Entwickelung überhaupt ist. Von diesem Standpunkt aus kommt man notwendiger-

Digitized by Google

weise zu der Auffassung, daß die Ideen zwar nicht dem Individuum, wohl aber der Rasse angeboren sind, daß bei den Individuen eine organische Disposition besteht, gewisse Gefühle und Ideen auf äußere gesellschaftliche Reize hin zu entwickeln, andrerseits aber auch ein ursprüngliches Bedürfnis vorhanden ist, sie in anderen zur Entwickelung anzureizen, kurz, sie ihm anzuerziehen. Die Fähigkeiten des Lernens und Lehrens bedingen einander, was unsere sogenannten „Völkerpsychologen" bisher meist übersehen haben, weil sie vergaßen, daß nur in den sozialen Wechselbeziehungen der Menschen — wie auch aller anderen Organismen — höhere Geistesthätigkeiten entstehen können.

Das Schamgefühl ist für die Rasse eine ursprüngliche, wenn man will, angeborene psychologische Eigenschaft. Damit bekommt die Tradition und Konvention, in denen man eitel Willkür zu erblicken geneigt ist, einen festereren organischen Untergrund.

Der sozialen Psychologie, die Ursprung und Bedeutung des Schamgefühls und ähnlicher psychischer Eigenschaften erklären will, stehen zwei Wege zur Forschung offen. Einmal sucht sie vergleichend zu verfahren, indem sie die Thatsachen des Schamgefühls bei den Völkern der verschiedensten Kulturperioden erforscht, und andererseits tier-psychologisch, indem sie im Seelen- und Gesellschaftsleben der höheren Tiere den ersten Anfängen des sozialen Ceremoniells nachspürt. Thatsächlich dürften primitive Regungen der Würde und Scham im Gesellschaftsleben der Affen in dunklen Anfängen sich zeigen; und daß Haustiere, wie z. B. Hunde, unter der Zucht des Menschen lernen, sich zu schämen, ist bekannt. Die Ethnologie stellt nun eine ungemein widerspruchsvolle Reihe von Aeusserungen des Schamgefühls zusammen. Was bei dem einen Volke in Hinsicht der Schamhaftigkeit erlaubt ist, ist bei dem anderen verboten, und umgekehrt. Aber was bei allen Völkern herrscht, das ist die Schamhaftigkeit als solche, die demnach ein unvermeidliches sozial-psychologisches Gesetz zu sein scheint, ohne welches Würde und Ehrfurcht, die beiden stärksten seelischen Bande des menschlichen Gesellschaftslebens, nicht möglich wären.

Indem die naturwissenschaftliche Psychologie die elementaren Bestandteile der Empfindungen, ihre Ursachen und Gesetze, erforscht, bedient sie sich zweckmäßig des Experimentes. Diese Methode versagt aber bei der Untersuchung der Triebäußerungen. Hier muß sie entweder die pathologischen Fälle zergliedern, in denen die Natur selbst ein Experiment vormacht, oder sie muß vergleichend-entwickelungsgeschichtlich verfahren.

Anstand und Sittsamkeit verlangen heute, daß ein civilisierter Mensch öffentlich nur in der gebräuchlichen Art und Tracht der Kleidung sich zeige, also seinen Körper bis auf Kopf und Hände verhülle. Es lag daher sehr nahe, den Ursprung des Schamgefühls mit dem Ursprung der Kleidung in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. In der That zeigt sich die Schamhaftigkeit am meisten und augenfälligsten bei der Entblößung des verhüllten Körpers. Völkerkundige Naturforscher, wie von den Steinen, Grosse, Stratz, stellten aber fest, daß der ursprüngliche Zweck der Kleidung keineswegs dem Schamgefühl entspringt,

Digitized by Google

den nackten Leib zu bedecken, sondern dem Bedürfnis nach Schmuck und Verzierung. An der Nacktheit nehmen die nackt lebenden Völker keinen Anstoß, und wo die Kleidung sich entwickelt hat, reichen die moralischen Rechte und Pflichten der Schamhaftigkeit nur bis an die Grenzen des Kleiderstückes. Freilich wird später das Schamgefühl durch Art und Umfang der Kleidung modifiziert und weiter entwickelt, aber sie ist nicht die erste Ursache desselben gewesen. Es tritt dann eine Wechselwirkung zwischen beiden ein, die wir auch sonst zwischen der organisch-psychologischen Beschaffenheit des Menschen und seiner äußeren technischen Ausrüstung beobachten. Die der Rasse angeborene Schamhaftigkeit erstreckt sich ursprünglich auf andere Gegenstände, d. h. andere Körperteile, Stellungen, Gebärden und Worte, und im Verlauf der Völkergeschichte wechselt sie nur die äußeren Mittel ihrer Ausdrucksformen und Ausdrucksbewegungen.

Die entwickelungsgeschichtliche Psychologie, die an Darwin anknüpft, stellt immer mehr fest, daß die höchsten und kompliziertesten geistigen Leistungen des Menschengeschlechts, selbst in Kunst, Religion und Moral, ursprünglich aus den geschlechtlichen und Ernährungsbedürfnissen hervorgegangen sind. Es war daher eine glückliche und aufklärende Idee von Havelock Ellis, der neuerdings den Ursprung des Schamgefühls zum Gegenstand einer interessanten Untersuchung gemacht hat,*) das Schamgefühl als eines der wichtigsten sekundären Geschlechtscharaktere des Weibes auf seelischem Gebiete aufzufassen. Diese Uebertragung der Darwinschen Theorie von den sekundären Geschlechtscharakteren auf das psychische Leben der Geschlechter und die aus ihnen fließenden spezifischen Leistungen in Wissenschaft, Kunst und Religion dürfte für die soziale Psychologie die fruchtbarsten Anregungen geben.

Es giebt zwei angeborene, tierpsychologisch schon festgestellte Triebäußerungen, die auch beim Menschen immer wieder mit organischer Notwendigkeit sich durchsetzen, die Gefühle der Furcht und des Ekels. „Daß das Schamgefühl", schreibt H. Ellis, „wie alle engverwandten Gefühle, auf Furcht, eines der primitivsten Gefühle, begründet ist, scheint ziemlich klar zu sein. Die Verbindung von Schamgefühl und Furcht ist eine uralte Beobachtung, die schon in den Fragmenten von Epicharmus vorkommt. Schamgefühl ist thatsächlich eine Anhäufung von Furchtgefühlen, hauptsächlich von zwei deutlichen und wichtigen Furchtgefühlen: das eine von noch vormenschlichem Ursprung und nur vom weiblichen Wesen ausgehend, das zweite von ausgesprochen menschlichem Charakter und eher sozialem als sexuellem Ursprung." Ein sich selbst überlassenes Kind sei zwar schüchtern, entbehre aber noch allen Schamgefühls. Das Schamgefühl sei ursprünglich eine rein sexuelle Erscheinung. Man könne es sogar an der nicht-brünstigen Hündin beobachten, wenn sich ihr ein galant mit dem Schwanze wedelnder Hund nähere. Das sexuelle Schamgefühl des weiblichen Tieres wurzele in der sexuellen Periodicität des weiblichen Geschlechts überhaupt und sei ein unwillkürlicher Ausdruck der Thatsache, daß jetzt nicht die Zeit zum Lieben

*) Havelock Ellis, Geschlechtstrieb und Schamgefühl. Zweite (deutsche) Auflage. Würzburg, A. Stubers Verlag.

Digitized by Google

sei. Es entstehe ein Abwehrgefühl und eine entsprechende Ausdrucksbewegung. Diese Abweisung der männlichen Annäherung werde zur Aufforderung für das männliche Wesen und nähere sich seinen Vorstellungen über das an, was ihm beim weiblichen Wesen wünschenswert erscheine.

Nach H. Ellis ist ein zweiter Faktor für die Entstehung des Schamgefühls namentlich dort wirksam, wo es sich auf Schmuck und Kleidung bezieht und wo es auch am Manne, am Kinde und unter den Gesellschaftsgliedern überhaupt sich äußert. Dieses ursprünglichste und allgemeinste soziale Kennzeichen beim Menschen ist die Neigung zum Ekel, die wiederum auf einer noch ursprünglicheren, schon bei den Tieren ausgebildeten derartigen Neigung begründet ist. Neigung zu Ekel und Abscheu bei gewissen Handlungen bezieht sich anfangs auf die Verdauungs- und Geschlechtsausscheidungen. So wurde die urogenitale Region zum gemeinsamen Mittelpunkt des Ekels. Man sucht diese Region, beziehungsweise die Handlungen, die von ihr ausgehen, zu verbergen, sei es, daß man sich von den anderen an einen abgelegenen Ort zurückzieht oder sie durch ein Kleidungsstück verhüllt. Es giebt auch bei vielen Völkern eine Schamhaftigkeit in Bezug auf das Essen, indem jeder für sich allein ißt und es für eine Schamlosigkeit gehalten wird, gemeinsam und öffentlich zu speisen.

Das Schamgefühl steht anfänglich mit der Kleidung in keinem Zusammenhang. Es giebt ein physiologisches Schamgefühl, dessen Faktoren schon lange vor der Entstehung von Kleidung und Schmuck wirksam sind. Daß es ursprünglich ein physiologisches Schamgefühl giebt, zeigen die körperlichen Veränderungen, die mit demselben unwillkürlich verbunden sind, wie Bewegungen, Gebärden und Stellungen. Wichtiger als die rein motorischen, sind die vasomotorischen Nervenerregungen, welche Herz- und Blutgefäße versorgen. Furcht und Ekel wirken leicht darauf ein und verursachen Herzklopfen, Blutleere und Blutfülle mit ihren Folgeerscheinungen. Das Erröten ist der sichtbarste Ausdruck des Schamgefühls. Havelock Ellis nennt es deshalb die „Weihe des Schamgefühls".

Die Entstehung von Schmuck und Kleidung macht den einen oder anderen Körperteil zum besonderen Gegenstand des Schamgefühls. Ist es ursprünglich auch die urogenitale Region, so können auch Brüste, Gesäß, Gesicht, Hände u. s. w. zu „Brennpunkten des Schamgefühls" werden. Sie vor den Blicken anderer zu enthüllen, ist dann — schamlos. Kleidung und Schmuck sind aber geeignet, in eine Wechselbeziehung mit dem physiologisch bedingten Schamgefühl zu treten. Sie wehren ab, um zugleich anzuziehen. Schon J. Kant machte darauf aufmerksam, daß die Verhüllung des reizenden Körperteiles die reizende Wirkung durch Erregung der Phantasie erhöht. Schmuck und Kleidung sind daher ein nicht zu unterschätzendes technisches Mittel in der Entwickelung der ästhetischen Urteilskraft.

Schließlich bemächtigt sich die Mode der Kleidung und des Schmuckes und wird dadurch zu einem Codex für das Scham- und Anstandsgefühl. Auch die Mode ist ein sekundärer Geschlechtscharakter, indem sie über den Umfang und die Art der körperlichen Entblößung entscheidet und insofern ein spezielles Reizmittel ersten

Digitized by Google

Ranges darstellt. Nach den interessanten kultur-anthropologischen Untersuchungen von J. Bloch hat die Mode auf zweierlei Weise ein sexuell anregendes Moment in die Kleidung eingeführt. „Entweder hat sie gewisse Teile durch die Form, den Wurf der Kleidung, durch Anbringung von Zierraten besonders hervorgehoben oder vergrößert, oder sie hat einzelne Teile des Körpers entblößt. Beides aber zielte auf eine sexuelle Wirkung ab.“*)

Außer Schmuck und Kleidung ist auch die Sprache ein technisches Mittel für die Ausdrucksformen des Schamgefühls. Bestimmte Worte, Redewendungen, selbst Andeutungen sind unter Menschen von guten Sitten verpönt. Andererseits muß die Sprache aber dazu dienen, um die von der guten Sitte verbotenen Gesinnungen und Gefühle nur scheinbar zu verhüllen, wie die Kleidung auch geeignet ist, gewisse Körperteile mehr scheinbar als wirklich zu verdecken. Es giebt kein so feines Mittel, das zugleich so unwiderstehlich anziehen kann, wie die verblümte Sprache und Darstellungsweise des Dichters und Künstlers. Hier ist es die schöpferische Phantasie des Genius, die auch die urogenitale Region wieder zu Ehren bringt. Der Witz und die Zote spielen auf sie in zweideutiger und lüsterner Weise an. Aber der echte Dichter dürfte eine Kohabitation schildern, ohne den Anstand des feinfühlenden Menschen zu verletzen. In öffentlichen Museen darf die Venus von Milo ihre herrlichen Brüste und Aphrodite kallipygos ihr nach den Regeln des goldenen Schnittes gebautes Hinterteil zur Schau stellen. Ich erinnere mich, wie in einer in jeder Hinsicht einwandfreien litterarischen Gesellschaft von Frauen und Männern ein Gedicht von Dehmel vorgelesen wurde, in dem eine Begattung sub rosa symbolisch geschildert wird, ohne daß jemand daran Anstoß genommen hätte. Ein so tiefsinniger Zeichner wie Fidus darf es wagen, selbst eine Kohabitation darzustellen. So keusch und rein, so aller Schamlosigkeit bar ist die in Rede stehende Skizze, daß sie besonders darthut, wie es die Aufgabe des Künstlers ist, von dem so notwendigen Druck der gesellschaftlichen Schamgefühle zu befreien und den Menschen in die Sphäre der reinen Triebe, wenn auch nur in der Phantasie, zurückzuversetzen. Die Kunst steht insofern jenseits der moralischen Schamhaftigkeit und Schamlosigkeit und schafft eine neue und höhere Keuschheit. Hierin gleicht die Kunst der Religion; gegenüber seinem Gott offenbart der Gläubige seine geheimsten Sünden und Vergehungen.

Im Verlaufe der kulturellen Entwickelung geht das ursprünglich physiologische Schamgefühl im gesellschaftlichen Prozeß höhere und verwickeltere Beziehungen ein. Aus dem Verkehr der Geschlechter überträgt es sich auf die Glieder der Familie, der Sippe, des Stammes, einer ganzen Kulturgemeinschaft. Es bilden sich gesellschaftliche Maßstäbe der Gesinnungen, Redeweisen und Handlungen, die in letzter Linie nichts weiter als sublimierte Triebäußerungen der ursprünglichen Neigung zu Furcht und Ekel darstellen. Es entstehen aus ihnen strenge Sitten, die ein festes Band der gesellschaftlichen Ordnung bilden und die kaum noch erraten lassen, daß sie aus so elementaren Empfindungen

*) J. Bloch, Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis: I. Teil. Dresden, Verlag von H. R. Dohrn. 1902. Preis 7 Mark.

Digitized by Google

allmählich hervorgegangen sind. Doch wie auch immer Art und Ausdrucksweise des Schamgefühls sich ändern mögen, so bleibt es trotzdem, wie H. Ellis sagt, auf allen Stufen der Civilisation ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Natur.

Pandora- und Sündenfall-Mythus.

Ein Beitrag zur vergleichenden Religionspsychologie.

Dr. Hermann Türck.

Zu der Deutung des Pandora-Mythus bin ich auf dem Umwege über Goethes Faust und Spinozas Schriften gekommen, während mir der Sündenfall-Mythus in den wesentlichen Zügen schon früher klar geworden war. Bei der Erklärung von Goethes Faust stieß ich nämlich mehrfach auf eine eigentümliche Betonung der verderblichen Wirkung von Furcht und Hoffnung. Sehr kraß kommt dieses Moment in der Mummenschanzscene im ersten Akt des zweiten Teiles zur Geltung. Auf dem Maskenfeste am Hofe des Kaisers treten verschiedene allegorische Gruppen auf; so erscheint auch ein riesengroßer Elefant mit kostbaren Teppichen behängt und auf seinem Rücken einen Turm tragend. Auf der Spitze des Turmes steht mit leuchtendem Flügelpaar, jeden Augenblick bereit davon zu fliegen, die Göttin des Erfolges und Sieges, Viktoria. Gelenkt wird dieser „lebendige Koloß" von einer „zierlich-zarten Frau", die ihm „im Nacken sitzt", von der Frau „Klugheit" oder Vernunft. Sie regiert den Elefanten mit „feinem Stäbchen", „und er wandelt unverdrossen Schritt vor Schritt auf steilen Pfaden". Zur Seite des Elefanten aber schreiten, an ihn gekettet, zwei Frauengestalten, „Furcht" und „Hoffnung", und die „Klugheit" weist auf sie hin mit den Worten:

„Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung angekettet,
Halt ich ab von der Gemeinde."

Das Ganze bedeutet: auch das wichtigste, bedeutendste und schwierigste Unternehmen kann zu einem glücklichen Ende geführt werden und von Erfolg gekrönt sein (die Viktoria auf der Spitze des Turmes), wenn die Klugheit oder Vernunft als Führerin dient, und wenn Furcht und Hoffnung, zwei der größten Feinde des Menschengeschlechtes, in Fesseln geschlagen sind. Denn nur zu leicht benutzt die Viktoria, die Göttin des Sieges und Erfolges, ihre Flügel, um davon zu fliegen, nur zu leicht stürzt auch das größte, mit den reichsten Mitteln versehene Unternehmen in sich zusammen, wenn die rechte Leitung fehlt und die sich jedem Unternehmen entgegenstellenden Schwierigkeiten und Gefahren aus Furcht vor Mißerfolg überschätzt oder in leichtsinniger, den Erfolg im voraus als sicher annehmender Hoffnung unterschätzt werden. Zu jedem erfolgreichen Thun, ja, schon zu jedem Schritt und Sprung gehört eine richtige Abschätzung der Verhältnisse, eine richtige Schätzung der entgegenstehenden Schwierigkeiten und der zu ihrer Ueberwindung nötigen Kraft. Je komplizierter, je feiner und gehaltreicher aber irgend eine Handlung ist, um so

Digitized by Google

notwendiger wird die richtige Schätzung, und um so mehr ist dann ein Zuviel oder Zuwenig von unheilvoller Wirkung. Das gilt für alle Gebiete des Lebens, für alle künstlerischen, wissenschaftlichen und praktischen Bethätigungen. Das Schöpferische, Produktive auf allen Gebieten nennt Goethe das Genie. Er sagt zu Eckermann am 11. März 1828: „Was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind.... Es giebt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge." Bei allen genialen Schöpfungen, die eine lebendige, bleibende Wirkung auszuüben vermögen, handelt es sich aber um das richtige Maß, um die Vermeidung des Zuviel oder Zuwenig. Die entgegengesetzten und leicht ineinander übergehenden Affekte der Furcht und Hoffnung aber stören die Ruhe der Seele und damit ihre Fähigkeit, die Dinge richtig zu spiegeln und sie in ihrem Kern zu erfassen, um sie thätig zu beherrschen. Die Furcht läßt die Dinge zu schwer nehmen, die Hoffnung zu leicht; die Furcht sieht alles schwarz an, die Hoffnung alles rosig. Wer die Dinge thätig beherrschen will, muß sie aber klar und nüchtern anschauen und genau die Punkte erkennen, wo die Hebel anzusetzen sind, um etwas Förderliches zustande zu bringen. Ist also alles geniale Wesen nach Goethes Auffassung durch die Freiheit von Furcht und Hoffnung gekennzeichnet, so muß umgekehrt eine philiströse Natur ihnen gänzlich unterworfen sein. Daher schreibt Goethe am 4. September 1831 an Zelter:

„Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
Von Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm!"

Auch der geniale Faust kennzeichnet sein eigenes Wesen von vornherein dadurch, daß er sich frei von Furcht und Hoffnung fühlt, frei von der Furcht mit ihren unnützen Bedenken, Skrupeln und Zweifeln, und frei von der Hoffnung mit ihrer Ueberschätzung aller günstigen Momente, auch derer, die in der eigenen Natur liegen; der Hoffende schlägt die eigenen Kräfte und Fähigkeiten zu hoch an und neigt daher zur Einbildung und Selbstüberhebung. (Urfaust V. 13—20):

„Zwar bin ich gescheuter als alle die Laffen
Doktors, Professors, Schreiber und Pfaffen,
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürcht mich weder vor Höll' noch Teufel.
Dafür ist mir auch all' Freud' entrissen,
Bild' mir nicht ein, was rechts zu wissen,
Bild' mir nicht ein, ich könnt' was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren."

Als Faust am letzten Ende seines Lebens, durch den degenerierenden Einfluß des Greisenalters unproduktiv gemacht, von der Höhe seines

Digitized by Google

genialen Uebermenschentums herabsinkt und zu dem von der Sorge blind gemachten Philister wird, da packt ihn nacheinander zuerst die Furcht mit ihren abergläubischen Bedenken und dann die Hoffnung mit ihrer kritiklosen Schwärmerei und Ueberschätzung der eigenen Kraft.*)

Goethe neigte dieser Auffassung sehr früh zu. Schon mit 21 Jahren, am 24. August 1770, schreibt er an Hetzler: „Ueberhaupt um die Welt recht zu betrachten (wozu Sie doch auch Lust bezeugen), muß man sie weder für zu schlimm noch zu gut halten; Liebe und Haß sind gar nah verwandt, und beide machen uns trüb sehen." Um so mehr mußte die verwandte Auffassung Spinozas auf ihn wirken, als ihm dessen Schriften im Frühjahr 1773 in die Hände fielen. Merck hatte sie von Professor Höpfner in Gießen geliehen und gab sie an Goethe weiter, der am 7. Mai 1773 an Höpfner schreibt: „Ihren Spinoza hat mir Merck gegeben. Ich darf ihn doch ein wenig behalten? Ich will nur sehen, wie weit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erzgängen nachkomme." Bereits beim ersten Anblättern mußte Goethe auf die verwandte Auffassung Spinozas stoßen, denn sie ist gleich im Beginn der Vorrede zum „Theologisch-politischen Traktat" mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht. Es heißt dort: „Wenn die Menschen alle ihre Angelegenheiten mit zuverlässiger Berechnung regeln könnten, oder wenn ihnen das Glück immer günstig wäre, so würden sie in keinerlei Aberglauben befangen sein. Weil sie aber oft in schwere Verlegenheiten kommen, in denen sie sich nicht zu helfen wissen, und weil sie gewöhnlich in ihrem maßlosen Verlangen nach ungewissen Glücksgütern zwischen Hoffnung und Furcht kläglich hin und her taumeln, so ist ihr Geist meistens geneigt, alles mögliche zu glauben. Denn sobald er in Zweifel befangen ist, läßt er sich von einem leichten Anstoß dahin oder dorthin treiben, und das um so leichter, je mehr er zwischen Hoffnung und Furcht hin und her schwankt, während er sonst nur allzu zuversichtlich, prahlerisch und aufgeblasen ist." In der „Ethik" heißt es im 47. Lehrsatz des 4. Teiles: „Die Affekte der Hoffnung und Furcht können nicht an und für sich gut sein", und in der Anmerkung dazu: „Je mehr wir daher streben, nach der Leitung der Vernunft zu leben, desto mehr suchen wir, von der Hoffnung unabhängig zu sein, von der Furcht uns zu befreien, das Glück, so viel wir vermögen, zu beherrschen, und unsere Handlungen nach der sicheren Weisung der Vernunft zu regeln." Und der nächste Lehrsatz lautet bezeichnenderweise: „Die Affekte der Ueberschätzung und Unterschätzung sind immer schlecht."

Gehen wir nun so vorbereitet an die Deutung des Pandora-Mythus in seiner ältesten Fassung, in den „Werken und Tagen" Hesiods. Es stehen nach dem alten Mythus zwei Brüder einander gegenüber, Prometheus und Epimetheus, Prometheus der Vorherdenker, der nach einem Plane mit Ueberlegung schöpferisch Thätige, das Genie, und Epimetheus, der Nachher- oder Zuspätdenker, der blind ins Verderben hineintappt, der Philister. Dem Genie aber verdankt die Menschheit den größten Kulturfortschritt, der in der Anwendung

*) Die näheren Ausführungen findet man in dem Faustkapitel der 5. Auflage meines Buches „Der geniale Mensch" (Berlin, Dümmler, 1901) und in der 2. Auflage meiner Schrift „Eine neue Faust-Erklärung" (Berlin, Elsner, 1901).

Digitized by Google

und Beherrschung des Feuers besteht. Dadurch haben sich die Menschen weit über die Tierheit erhoben und den schaffenden Göttern genähert. Es ist ein glänzender Gedanke, daß Prometheus, der schöpferische Gedanke des Menschen, in den Himmel steigen muß, um den Göttern das Feuer zu stehlen. Das Feuer ist also etwas Göttliches und seine Anwendung verleiht dem Menschen schöpferische Kräfte und damit etwas von dem göttlichen Wesen. In der That beruht auch heute die schöpferische Beherrschung des Erdballs, unser Verkehrswesen mit seinen Schnelldampfern und Eilzügen, unsere Technik und Industrie und die so weit getriebene Unabhängigkeit des Menschen von den Zufälligkeiten der Natur auf der Anwendung des Feuers. Bemerkte der Grieche aber einerseits, wie hoch auch damals schon sich der Mensch durch die Anwendung des Feuers über die Tierheit emporgeschwungen und wie er sich damit den schöpferisch thätigen Göttern genähert hatte, so konnte es ihm doch andererseits nicht entgehen, wie nichtig, gebrechlich und vergänglich trotz alledem die Existenz des Menschen blieb, von wie zahllosen Uebeln er heimgesucht ist und wie wenig er darin den ewigen, unvergänglichen, seligen Göttern gleicht. Auch die Kehrseite der Medaille mußte also zur Geltung kommen, und das drückt der Mythus damit aus, daß er berichtet, Zeus habe sich für den Feuerraub des Prometheus rächen wollen. Brachte die Anwendung des Feuers die Menschen empor und näher zu den Göttern, so sorgte nun Zeus dafür, daß sie von ihrer Höhe wieder herabsanken und sich als endliche, vergängliche, nichtige, ungöttliche Wesen fühlen lernten. Darum befahl Zeus dem Hephästos, ein schönes Frauenbild aus Wasser und Erde zu gestalten, die griechische Eva, die alles Uebel in die Welt bringt. Jeder der Götter und Göttinnen aber verlieh ihr eine Gabe, und darum wurde sie die von allen Beschenkte, Pandora genannt. So verlieh ihr Aphrodite bestrickenden äußeren Liebreiz, Hermes aber schenkte ihr die Gabe der einschmeichelnden Rede, daneben einen hinterlistigen Charakter und heimtückischen Sinn. Zeus aber überreichte ihr als Morgengabe ein großes mit einem Deckel verschlossenes Gefäß, angefüllt mit all den unzähligen Uebeln, mit all den Krankheiten und Gebresten, mit all der Sorge und dem Elend, mit Not und Tod, von denen bis dahin die Menschen verschont geblieben waren und die sie jetzt so reichlich zu kosten bekommen sollten, damit sie ihre Endlichkeit und Vergänglichkeit gewahr würden und es ihnen zum Bewußtsein käme, daß sie doch keine Götter seien. Hermes aber führte die Pandora auf das Geheiß des obersten Gottes in das Haus des Philisters Epimetheus. Vergebens hatte der vorausschauende Prometheus seinen Bruder davor gewarnt, etwas anzunehmen, was von Zeus käme. Epimetheus, der zu spät Erkennende, nahm die Pandora auf. In seinem Hause öffnete sie den Deckel des großen Gefäßes und rasch entflogen ihm all die unzähligen Uebel, die, seitdem frei geworden, beständig den Menschen mit Untergang und Vernichtung bedrohen und ihn trotz seiner Kulturhöhe beständig seine Ungöttlichkeit fühlen lassen. Wenn seine Stunde gekommen ist, dann erfaßt den Menschen Not und Elend, Krankheit und Tod, und nichts vermag ihn zu retten. Aber als Pandora ein wenig zu schnell den Deckel des großen Gefäßes wieder zuschlug, da blieb ein Uebel,

Digitized by

und zwar ein Grundübel, doch darin gefangen, so daß es nicht mehr ins Freie gelangen und mit den Menschen schalten und walten konnte, wie es die anderen Uebel thun. Dieses in dem großen Gefäß zurückgebliebene Grundübel aber ist die Elpis, das elende Hin- und Hertaumeln der Seele des Menschen zwischen Hoffnung und Furcht. Elpis hat nämlich, wie die großen Wörterbücher zeigen, eine dreifache Bedeutung: es bezeichnet zunächst die Erwartung von etwas, was in Zukunft eintreten wird. Ist das Erwartete etwas Angenehmes und Gutes, so bedeutet Elpis die Hoffnung. Ist das Erwartete aber etwas Unangenehmes und Schlimmes, so bedeutet Elpis die Furcht. Der Sinn des Zurückbleibens der Elpis im Gefäß der Pandora aber ist offenbar folgender: Dem äußeren Geschick ist der Mensch rettungslos preisgegeben; keiner kann der Not und dem Tod entgehen, wenn seine Stunde geschlagen hat. Das Symbol dafür ist das Freiwerden all der unzähligen Uebel aus dem Gefäß der Pandora. Dagegen vermag der Mensch sich innerlich über sein Geschick, über Not und Tod zu erheben, indem er sich, von einer schöpferischen Idee beherrscht, jenseits von Furcht und Hoffnung, jenseits von Gut und Uebel stellt. Dem, was in Zukunft droht oder lockt, kann der schöpferisch thätige Mensch ohne Furcht und ohne Hoffnung entgegenschauen, allein darauf bedacht, seine schöpferische Idee zur Verwirklichung zu bringen und unbeirrt durch den unsichern Ausblick in die Zukunft die Gegenwart für seine Zwecke zu nützen. Das Symbol dafür ist das Gefangenbleiben der Elpis, des elenden Hin- und Hertaumelns zwischen Hoffnung und Furcht, in dem Gefäß der Pandora. Hatten die Uebel, die aus dem Gefäß herausflogen, den Zweck, es den Menschen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie keine Götter seien, so wird dadurch, daß ein Grundübel im Gefäß der Pandora gefangen bleibt, den Menschen doch die Möglichkeit eröffnet, sich zu einem schöpferisch thätigen, göttlichen Wesen zu erheben. Bei aller äußeren Abhängigkeit von den Mächten des Geschickes bleibt der Mensch innerlich frei und darüber erhaben. Selbst dem Tod, dem Uebel der Vernichtung, sieht er furchtlos entgegen, wenn er im Dienste einer Idee sein Leben einsetzt. Was den Menschen über das Tier erhebt und den Göttern nähert, ist also nach diesem schönen und tiefsinnigen Mythus nicht nur der äußere Kulturfortschritt, sondern vor allen Dingen die Fähigkeit des Menschen, in der Idee zu leben. Von einer Idee geleitet geht er seinen Weg, ohne sich durch Furcht und Hoffnung, durch drohende Uebel oder lockende Güter nach rechts oder links ablenken zu lassen. Damit ist die Grundlage alles sittlichen, alles schöpferischen und fruchtbringenden Handelns gegeben. Geben wir zur Veranschaulichung ein Beispiel: wer von der Idee der Volksgenossenschaft oder des Vaterlandes erfüllt ist, wird, wenn dieses hohe Gut durch einen feindlichen Angriff in Frage gestellt wird, ohne Furcht all den Uebeln entgegengehen, die mit einem Kriege verbunden sind, den Strapazen und Gefahren, dem Verlust seines Vermögens, der Vernichtung ihm teurer Menschen und dem eigenen Tod. Andererseits wird ihn keine Hoffnung auf persönliches Glück, kein Versprechen, ihm alle möglichen lockenden Güter des Lebens zu verschaffen, zum Verräter an seinem Vaterland machen können. Solche Menschen allein aber sind imstande, ein großes Gemeinwesen aufrecht zu erhalten

Digitized by Google

und, so wie sie ihr Leben einsetzen, auch das reichste Leben wieder zu schaffen.

Ganz denselben großen Menschheitsgedanken enthält der Sündenfall-Mythus der biblischen Schöpfungsgeschichte; nur sind andere Bilder und Symbole verwandt. Auch im Sündenfall-Mythus befindet sich der Mensch im Paradies, in der Gottesnähe, er ist also der göttliche, schöpferische, geniale Mensch, so lange er noch nicht gegessen hat vom Baume der Erkenntnis des Guten und Uebeln, so lange er also noch nicht in eitler Hoffnung dem nachjagt, was er für ein Gut hält, und sich vor dem fürchtet und es flieht, was er als ein Uebel ansieht. Das Wesen des Tierischen besteht in der blinden Abhängigkeit von niederen Gütern und Uebeln. In demselben Maße aber, in dem die Macht der Idee zunimmt, erheben sich die Wesen von Stufe zu Stufe immer höher über den niederen Unterschied der Güter und Uebel und streben immer höheren Gütern nach, bis sie in das höchste Gut eintauchen, das wir Gott nennen, und damit frei werden vom Unterschied aller endlichen Güter und Uebel, alles endlichen Hoffens und Fürchtens. Als äußerste Gegenpole stehen sich im Sündenfall-Mythus gegenüber das im Staube kriechende Tier und der ewige Gott. Nichts ist dem Orientalen so verächtlich, wie der formlose, gestaltlose Staub. Wer sich tief gedemütigt fühlt, der wirft sich in den Staub oder bestreut sein Haupt mit Asche. Alles was Leben zeigt, was Wert und Würde hat, hat auch Form und Gestalt, prägt sein Wesen in Formen und Gestalten aus. Was vernichtet wird, verliert auch seine Form und Gestalt und wird zu Staub. Das im Staube kriechende Tier, die Schlange, ist also das Symbol einer nichtigen, niedrigen, gemeinen und ungöttlichen Gesinnung. Wohl wird die Schlange in dem Mythus als das listigste der Tiere bezeichnet, aber diese List ist nur eine Scheinklugheit, die in Wahrheit und in einem höheren Sinne genommen die äußerste Thorheit ist. Denn diese List sucht das eigene persönliche Heil in durchaus egoistischer Weise und stürzt sich gerade dadurch ins Unheil. Das im Staube kriechende, niedrig gesinnte, listige Tier vertritt als Symbol den tierischen, egoistischen Trieb im Menschen, der ihn von niederen Gütern und Uebeln unbedingt abhängig macht, so daß er, je nachdem die einen oder die anderen vor seine Seele treten, zwischen thörichter Hoffnung und blöder Furcht hin und her schwankt. Der Herrschaft des egoistischen Trieblebens ist aber das Weib seiner Natur nach im allgemeinen etwas mehr ausgesetzt als der in etwas stärkerem Maße einer ideellen Auffassung des Lebens zuneigende Mann. Darum wendet sich in dem tiefsinnigen Mythus die Schlange zunächst an das Weib. Diesem gegenüber wird die sophistische List leichter verfangen, mit der Gott selbst als ein Egoist dargestellt wird, so daß man ihm dann erst wahrhaft gliche und selbst wie Gott würde, wenn man alle Güter und Uebel auf die eigene beschränkte Person bezieht. Gott wird ja betrachtet als die höchste Idee, als der Mittelpunkt alles Daseins, als das höchste Gut, dem gegenüber der Unterschied aller niederen Güter und Uebel verschwindet. Mache dich nun, meint die Schlange, wie Gott zum Mittelpunkt alles Daseins, lasse nichts Höheres gelten, unterwirf dich keiner höheren Idee, diene keinem höheren Gut, keiner höheren Wahrheit, sondern betrachte deine eigene Person als das

Digitized by Google

höchste Gut, betrachte dich selbst als Gott, und nenne nur das gut, was dir dient und gefällt, und das schlecht, was dir persönlich schadet und mißfällt, erkenne also, was im rein egoistischen Sinne ein Gut oder Uebel für dich ist. Iß also vom Baume der Erkenntnis des Guten und Uebeln und du wirst sein wie Gott. Mit dem Sündenfall aber lernt der Mensch erst innerlich die Not, den Zwang der Wirklichkeit, den harten Fron der Arbeit kennen. Denn der von einer schöpferischen Idee bewegte, einem höheren Gut zustrebende Mensch setzt sich ja, wie wir gesehen haben, über den Zwang der Wirklichkeit, über die Lockungen der Güter und die Schrecknisse der Uebel spielend hinweg, er springt der Not und dem Tod in den Rachen und triumphiert noch im Untergang. Das ist es aber, was der von der Idee verlassene, der Tierheit nahestehende, trotz aller Weltklugheit und List dennoch wahrhaft bornierte, egoistische Mensch nicht versteht. Er sieht nur, wie der von einer höheren Idee bewegte Mensch solchen Uebeln furchtlos entgegengeht, die er selber ängstlich vermeidet, und daß jener auf Güter Verzicht leistet, die ihm selber unbedingt wertvoll erscheinen. So hält er seinerseits den höher stehenden Menschen für blind und thöricht und meint, jener sei nicht imstande zu erkennen, was ein Gut und was ein Uebel sei. Der Egoist, der nicht die Spur eines Gefühls für Volksgenossenschaft oder Vaterland hat, wird daher jeden für einen Narren halten, der die Güter, Besitztum, Weib und Kind dafür in Stich läßt und die Uebel, Strapazen, Krankheit und Tod aufsucht. Jedes höhere Gut aber bildet eine Etappe auf dem Wege zum höchsten Gut, zur höchsten Idee. Die Göttlichkeit des Egoisten ruht aber auf sehr schwankem Grunde: je ängstlicher er die Uebel flieht, und je hoffnungsseliger er in den endlichen Gütern sein höchstes Glück zu finden meint, um so elender wird sich seine Existenz gestalten, um so abhängiger wird er innerlich von den Wechselfällen des Geschicks. Daß der Egoist in Wahrheit nicht der Gott ist, für den er sich hält, zeigt seine Endlichkeit und Vergänglichkeit, zeigt die Vernichtung, der er ausgesetzt ist. Der Mythus drückt dies aus, indem er Gott verhindern läßt, daß der egoistisch gewordene und sich selbst zum Gott machende Mensch nun auch vom Baume des Lebens esse und ewiglich lebe. Die Endlichkeit und Vergänglichkeit des persönlichen Lebens giebt eben die Antwort auf die Behauptung des egoistischen Menschen, er sei der Mittelpunkt alles Daseins. Nietzsche hilft sich bekanntlich damit, daß er die ewige Wiederkehr des Gleichen annimmt: er will der flüchtigen Einzelerscheinung zu einer ewigen Existenz verhelfen, indem er sie ewig genau in derselben Weise wiederkehren läßt.

Erwiderung.

In No. 2 dieser Zeitschrift widmet Herr Dr. Ladislaus Gumplowicz meinen anthropologischen Arbeiten eine ziemlich eingehende Besprechung, die in der Behauptung gipfelt, daß ich die (relative) Langköpfigkeit der Stadtbevölkerungen nicht bewiesen habe. Der ganze Aufsatz ist persönlich zugespitzt und schließt mit dem Aufruf: „Nun hat Otto Ammon das Wort.“ Obwohl die Redaktion die Freundlichkeit

Digitized by Google

hatte, mir unaufgefordert zu einer Entgegnung Raum zur Verfügung zu stellen, soviel ich wünsche, so beschränke ich mich doch auf die kurze Erklärung, daß ich niemanden das Recht zuerkenne, mich in dieser Weise gewissermaßen zur Rede zu stellen. Wer sich für den Gegenstand interessiert, der wird bei Durchsicht meiner „Anthropologie der Badener" gewahr werden, daß Herr Dr. Gumplowicz dieselbe nicht aufmerksam gelesen haben muß, da die Antworten auf die meisten der von ihm aufgeworfenen Fragen schon darin stehen. Einige der von Herrn Dr. Gumplowicz gemachten Einwendungen entspringen nur seiner mangelhaften mathematischen Schulung und könnten von einem vorgerückteren Realschüler leicht aufgeklärt werden. Meine Sache ist es nicht, ihm ein Privatissimum über elementare Arithmetik zu lesen.

Otto Ammon.

Berichte.

Biologie.

Der Zusammenhang der Lebensperioden. Disposition heißt heute das Schlagwort, nachdem es Infektion eine zeitlang gewesen ist. Wenn das Leben ein gesetzmäßiger Vorgang ist, warum erkranken nicht alle in gleicher Weise, in gleicher Schwere, die von derselben Infektion ergriffen werden? Die Menschen verhalten sich nicht gleich, weil sie verschieden organisiert sind. Aber derselbe Mensch ist zu verschiedenen Zeiten ein anderer. Wie kommt es, daß das Carcinom (Krebs) vorgerückte Lebensalter bevorzugt, wenn nicht derselbe Mensch in jugendlichem Alter ein anderes Verhalten ihm gegenüber zeigte? Ein lebendes Wesen ist nicht als mit einem unveränderlichen Gerüst ausgestattet zu betrachten, an dem sich bloß bestimmte Kraftentwickelungen, entsprechend den einzelnen Lebensvorgängen, abspielen. Wir sollen vielmehr den Körper des lebenden Wesens uns als veränderlich vorstellen, veränderlich in jedem Stadium des Lebens. Bald wachsend, bald vergehend, bald einreißend, bald aufbauend, sollen wir jedes Organ des lebenden Wesens, so lange es lebt, uns vorstellen. Das Leben beruht auf diesen Veränderungen. Die Aufgabe der Physiologie ist, das Gesetz zu finden, das all diesen Veränderungen zu Grunde liegt. Das Leben hat einen periodischen Ablauf. Das Leben wird umfaßt von der Periode des Jahres, des Tages und des Blutes, die einen Monat oder einen halben umfaßt. Wahrscheinlich giebt es noch manche andere Perioden, Perioden anderer Gewebe und von anderer Dauer. Sie zu erforschen, ist das Ziel der Physiologie. (Justus Gaule, Centralblatt für Physiologie, XV, 25.)

Den Unterschied von Art und Rasse macht Dr. Döderlein zum Gegenstand einer scharfsinnigen Untersuchung in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie (1902, IV, 2, Seite 394). Der hier verfügbare Raum gestattet uns leider nur, einige wenige der Hauptgedanken kurz wiederzugeben. Eine organische Art oder Spezies muß, wenn sie als systematische Einheit gelten soll, eine Form oder Formengruppe darstellen, die von anderen scharf abgegrenzt werden kann. Es genügt nicht, daß zwei verschiedene Formen nur nach Durchschnittsmerkmalen unterschieden werden, sondern jedes einzelne einer Art zuzuweisende Individuum muß die Unterscheidungsmerkmale zeigen. Arten unterscheiden sich dadurch von Rassen oder Varietäten, daß sie sich scharf von einander abgrenzen lassen. Giebt es solche Arten nun thatsächlich in der Natur? — Wenn wir sämtliche Formen kennen würden, welche existieren und einmal existiert haben, dann würden keine Artgrenzen vorhanden sein. In diesem Sinne ist der Ausspruch gerechtfertigt: „Es giebt keine natürlichen Arten." Thatsächlich finden wir aber in der Wirklichkeit zahllose scharfe Grenzen zwischen den uns bekannten Organismenformen. Jede dieser scharfen Grenzen bedeutet eine Lücke in unserer Kenntnis vom Zusammenhang der Formen, und jede dieser Lücken ist eine Artengrenze. Es giebt aber Artenbildungen, die erst

beginnen und noch nicht vollendet sind. In diesem Sinne gehört zu einer Art nicht nur die Gesamtheit aller Individuen, welche übereinstimmend die gleichen Merkmale aufweisen, sondern es fallen unter eine Art auch ganze Reihen von verschieden ausgebildeten Formen, sofern sie nur ohne scharfe Grenze ineinander übergehen und in ihrer Gesamtheit sich scharf von anderen Formen oder Formengruppen unterscheiden lassen. Der Umfang einer Art kann demnach höchst verschieden sein, und wir werden einförmige, formenarme und formenreiche Arten nebeneinander haben. Die einzelnen Arten einer Tiergruppe sind als die einzelnen uns bekannten Bruchstücke vom Stammbaum der Gruppe vorzustellen, soweit diese nicht in direkten Zusammenhang untereinander zu bringen sind. Das Endziel systematischer Forschung ist die Konstruktion eines lückenlosen Stammbaumes. Dies muß das Ideal für jeden Systematiker sein.

Die Beziehung des Klimas zur Form des Laubblattes. W. Brenner fand, daß bei allen feucht-gemäßigte Klimate bewohnenden Arten von Quercus (Eiche) die Schattenblätter schwächer gebuchtet sind als die Samenblätter, während die Bewohner trocken-warmer Gegenden, die meist nur schwach gebuchtet oder gezähnt sind, umgekehrt im Schatten die Tendenz zur Entstehung neuer oder zum Auswachsen schon vorhandener Blattzähne erkennen lassen. Da nun aber die letzteren von den ersteren durch stärkere und reichere Aderung ausgezeichnet sind, erklärt sich dieses verschiedene Verhalten am einfachsten dadurch, daß die nördlichen Arten, an geringe Transpiration angepaßt, in der ihnen ungewohnten Wärme oder Trockenheit durch Hemmung der Blattentwickelung zwischen den entfernt stehenden Sekundärnerven zerschlitzt, die südlichen dagegen, an starke Transpiration angepaßt, in der ihnen ungewohnten Feuchtigkeit durch Hypertrophie der stark geäderten Spitzen zur Vergrößerung derselben veranlaßt werden. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift, XVII, 26, Seite 309.)

Ackerbauende Ameisen. Ueber ackerbauende Ameisen ist viel geschrieben, was nach den Untersuchungen von Professor Wheeler, veröffentlicht im „American Naturalist", in das Gebiet der Sagen zu verweisen ist. Es ist nämlich behauptet worden, daß gewisse Ameisenarten der Gattung Pogonomyrmex Reis aussäen, um ihn reifen zu lassen und später zu ernten; man hat geradezu von Ameisenreis gesprochen. Wenn die Nester der fraglichen Art zur geeigneten Jahreszeit beobachtet werden, kann man darin häufig die Arbeiter aus der Vorratskammer Reiskörner fortschleppen sehen, die sie in einiger Entfernung zu einem Haufen aufschichten. Die Körner schlagen dann häufig Wurzeln und wachsen zu Hälmchen aus, und da die Ameisen sich hauptsächlich von dieser Pflanze nähren, ist es nicht überraschend, den Ameisenreis in der Umgegend ihrer Nester zu finden. Wenn man aber annehmen wollte, daß die Ameise wie ein Landwirt dieses Getreide aussät und pflegt, um ihre Ernte davon zu nehmen, so wäre das ebenso widersinnig, als wenn man von einem Koch sagen wollte, er pflanzte und unterhielte einen Obstgarten, wenn einer der von ihm fortgeworfenen Obststeine im Boden keimt und zu einem Baum emporwächst. Die Sage von den ackerbauenden Ameisen aber wird wahrscheinlich schwer zu beseitigen sein, da sie sich auf die große Autorität von Darwin stützt und auch in dem berühmten Werk über die Ameisen von Lord Avebury wiederholt ist.

Ueber physiologische Degeneration der Protozoen handelt ein Vortrag von R. Hertwig, der beobachtete, daß sowohl bei starker Fütterung als auch im Verlauf von Hungerkulturen merkwürdige Umgestaltungen an den Zell-Kernen einer Protozoen-Art, des Actinosphärium Eichhorni, stattfinden. Die Protozoen oder Urtierchen bestehen bekanntlich nur aus einer einzigen Zelle. Hertwig stellte nun fest, daß unter den genannten Einflüssen Bestandteile des Zellkernes in das Protoplasma des Zellleibes übertreten. Wenn der Umformungsprozeß sehr lebhaft ist, können manche Kerne ganz der Auflösung verfallen. Von allgemeinem Interesse ist nun, zu entscheiden, ob im Zellenleben überhaupt derartige Degenerationsvorgänge möglich sind, ob schon in der Ausübung der Grundfunktionen des Lebens, in der Ernährung und Vermehrung Momente gegeben sind, die dem Organismus gefährlich zu werden drohen und unter Umständen zu abnormer Lebensthätigkeit und schließlich auch zum Zellenuntergang führen können. Diese Frage ist wichtig in Bezug auf die Ursache von Geschwülsten. Bösartige Geschwülste, wie Krebs, kommen bei jugendlichen Individuen selten vor; sie treten mit Vorliebe an Stellen auf, die häufigen mechanischen und chemischen Reizen, also Ernährungsstörungen, leicht ausgesetzt sind, so daß die Zellen der entzündeten Stelle einen „senilen"

Digitized by Google

Charakter annehmen und das normale Wachstum verlassen. (Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XVI, Heft 1, Seite 88.)

Vielzehigkeit bei Einhufern. Die Einhufer stammen ohne Zweifel, wie die vergleichende Anatomie zeigt, von einer fünfzehigen Urform ab. „Von hohem Interesse ist der Rückbildungsprozeß, welchen das Fuß- und Handskelett der Huftiere im Laufe der geologischen Epochen unterworfen war.“ (Wiedersheim.) Dr. Voirin weist nun nach, daß überzählige Zehen (Polydaktylie) bei unseren Säugetieren und insbesondere auch bei den Ungulaten als Mißbildungen bezeichnet werden müssen, doch giebt es auch solche Fälle, die unzweifelhaft als atavistische (Rückschlag) zu deuten sind. (Zeitschrift für Tiermedizin VI, 1, Seite 16.)

Anthropologie.

Die spezifisch menschlichen Merkmale in unserer tierischen Vorfahrenreihe behandelte Professor Klaatsch-Heidelberg auf der allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Metz. Der Mensch hat einige uralte Merkmale besser bewahrt, als seine nächstverwandten Formen, die Affen. Diese neue Beurteilungsweise ist fruchtbar und bedeutungsvoll für das Problem der Entstehung des Menschengeschlechts. Wenn wir dieses Problem in eine exakt wissenschaftliche Fragestellung kleiden wollen, so kann dieselbe nur so lauten: auf welche Weise, unter welchen Bedingungen, in welcher geologischen Periode und an welchem Punkte der Erdoberfläche haben sich an den selbstverständlich vorhandenen tierischen Vorfahren des Menschengeschlechts diejenigen Umwandlungen vollzogen, welche uns berechtigen, dieses Wesen dem genus Homo zu subsumieren? Der Mensch steht keineswegs in allen Teilen seiner Organisation an der Spitze der lebenden Wesen. Die Hand des Menschen, auf deren Besitze seine ganze Kulturentwickelung beruht, ist keine neuere Erwerbung und keine ihm speziell zukommende Eigentümlichkeit, sondern ein uraltes Erbstück von der gemeinsamen Vorfahrenform des Menschen und der Säugetiere. Die aufrechte Körperhaltung des Menschen ist an eine halbaufrechte Kletterhaltung anzuschließen, wie sie noch heute den Prosimiern, Affen, vielen niederen Formen, den Kletterbeutlern eigen ist. Die Vorfahren der Anthropoiden waren in vielen Punkten noch menschenähnlicher als die jetzigen Vertreter. Die Menschenzähne sind denen der alten Carnivoren und Huftiere bedeutend ähnlicher als denen der catarrhinen Affen. Die Affen sind eine sekundäre Abzweigung von der geraden Linie der Entwickelung, die von den gemeinsamen Primatenvorfahren zum Menschen führte. Als wichtigste Erwerbungen und Umgestaltungen auf diesem letzten Wege bleiben die dominierende Entwickelung des Gehirns, die Veränderung der Haut durch den teilweisen Verlust des Haarkleides, wogegen auf der anderen Seite Verstärkungen des Haarwachstums auftreten, an Stellen, wo dies bei Tieren nie der Fall ist — auch des Lippensaumes als einer allein menschlichen Eigenschaft sei gedacht — und endlich die mit der völligen Aufrichtung des Rumpfes verbundene Entstehung des Menschenfußes. Der Einblick in die Vorgeschichte des Fußes muß einen wichtigen Abschnitt des Problems der Menschwerdung aufklären. Der Menschenfuß kann auf eine mit sämtlichen Primaten gemeinsame Grundform zurückgeführt werden. Die gemeinsame Vorfahrenform der Säugetiere besaß den primatoiden Greiffuß. An diese Wurzel muß auch der Mensch angeschlossen werden. Der Menschenfuß unterscheidet sich von der Urform nur durch eine sekundäre Verstärkung der ersten Zehe zur Großzehe. Die Ausbildung des Fußes ist wahrscheinlich eine mechanische Anpassung an bestimmte Locomotionsweisen, an einen besonderen Klettermechanismus, nämlich das Ersteigen einzeln stehender Bäume. (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, XXXII, 9.)

Der alpine Menschen-Typus. Der Anthropologe Ripley nimmt an, daß die europäischen Völker aus drei Grundrassen zusammengesetzt sind, der teutonischen, der alpinen und mittelländischen Rasse. Der teutonische Typus deckt sich mit dem Reihengräber-Typus. Während der teutonische und mittelländische Typus wohl umschriebene Rassencharaktere zeigen, ist die Charakterisierung des alpinen Rasse-Typus schwankend. Bei demselben sind die Haare braun, die Augenfarbe hat die Tendenz zum Grauen. Der Kopf ist rund, Gesicht breit, Gestalt mittelgroß. Der sogenannte alpine Typus, der in Mitteleuropa vornehmlich wohnt, ist ein aus-

Digitized by Google

gesprochener Mischtypus verschiedenster Art zwischen einer Urrasse und den genannten beiden anderen Rassen, in welchem sich Langschädel und Kurzgesicht, Kurzschädel und Langgesicht mit Vorliebe verbinden und besonders letztere Kombination bei den Großrussen immer mehr Boden gewonnen zu haben scheint. Dasselbe findet man auch in Altbayern, Tirol und in den übrigen deutschen Alpenländern. Die Bayern und die ihnen verwandten Nachbaren sind aus einer Kreuzung der Germanen, zum Teile wohl schon ihrer arischen Vorläufer, mit einem kurzköpfigen breitgesichtigen Volke von dunkler Hautfarbe (Complexion) hervorgegangen. Beide Grundtypen sind fast vollständig verschwunden zu Gunsten eines Mischtypus, dessen Gesicht im wesentlichen, doch nicht in jeder Hinsicht, die Merkmale der arisch-germanischen, dessen Hirnschädel aber mehr die des anarischen Ahnen bewahrt hat. Damit stimmt auch, daß die Augen und der Bart meist hell, die Kopfhaare und zwar besonders wieder des Hinterhauptes meist dunkel sind. Man kann also in diesen Gegenden durchaus nicht von einer Verdrängung des germanischen Typus durch einen nicht-germanischen sprechen, sondern nur von einer vollständigen Durchdringung zweier einander ursprünglich sehr fernstehender Typen, wodurch nach und nach ein annähernd einheitlicher Mischtypus entstanden ist. In der Schweiz soll der langgesichtige Kurzkopf vorherrschen, in Savoyen der breitgesichtige Typus. Im Alpengebiet ist im Osten das arisch-germanische Element viel stärker vertreten als im Westen. (Dr. Gustav Kraitschek, Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, VI, Heft 6, Seite 321.)

Die heutige Bevölkerung von Galiläa. Die heutigen Einwohner von Nord-Galiläa bilden eine sprachliche Einheit, und sind nach Religion und Abstammung dasselbe wie die Bevölkerung im südlichen Libanon, und sowohl die Christen wie die Metawile erklären übereinstimmend, daß sie ursprünglich nicht zu Galiläa gehörten. Die Christen — meist Maroniten — behaupten, aus dem Norden zu stammen, und meist können sie, wenn man sie fragt, einen nicht sehr entfernten Ahnen namhaft machen, der von Libanon oder Tripolis eingewandert ist. Das mittlere Galiläa setzt sich aus einer so großen Anzahl verschiedener Sekten zusammen, daß es selbst heute noch den Namen „Galil hag-gojim" wohl verdient. Die jüdische Bevölkerung ist fast ohne Ausnahme fremder Herkunft. Im Mittelalter waren die Juden thatsächlich aus Galiläa verschwunden. Die Niederlassung der Moslems in den Gebieten von Nazareth und Kefr Kenna fand nach der arabischen Eroberung statt. Die Christen sind im ganzen ihrer Herkunft weniger sicher; aber auch viele von ihnen, besonders die in den Städten, geben zu, daß sie keine Galiläer sind; die in Nazareth stammen zum größten Teil aus dem Hauran. (W. Christie, Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins, XXIV, Heft 2 und 3.)

Anthropologische Genealogie der Diadochen-Könige. In einem sehr interessanten Aufsatz: „Anthropologische Betrachtungen über die Porträtmünzen der Diadochen und Epigonen" untersucht Carl von Ujfalvy den makedonischen Typus bei den Nachfolgern Alexanders des Großen und den zahlreichen Königsgeschlechtern der Epigonen. Das makedonische Königsgeschlecht, sowie die anderen Griechen und der makedonische Adel waren zweifellos arischen Ursprungs (Ludwig Wilser: Die nordeuropäische Rasse, Heidelberg 1900). Arische Stämme mit heller Hautfarbe, blauen Augen und blonden Haaren hatten die dunkelhäutigen schwarzen Pelasger unterworfen und ihre Sprache aus ihrer nördlichen Heimat mitgebracht. Der schwarze Klitos, wie ihn Diodor und andere Historiker nennen, Alexanders Milchbruder, war ein Pelasger und von anderer Rasse als das makedonische Königsgeschlecht. Die alten Makedonen hatten alle charakteristischen Abzeichen der altarischen Rasse. Diese Merkmale haben sich in den verschiedenen Dynastien der Diadochen und Epigonen verschieden stark erhalten. Der blonde, blauäugige Arier findet sich sowohl bei Alexander dem Großen als bei Demetrios Poliorketes, bei Ptolemäos Philadelphos, sowie bei Perseus, dem letzten makedonischen König, wieder. (Archiv für Anthropologie, XXVII, 4.)

Die Kurzsichtigkeit großer Männer. Professor Hermann Cohn verdanken wir die Feststellung, daß Goethe kurzsichtig gewesen ist. Er war zwar ein ausgesprochener Feind aller Brillen, bediente sich aber, wie aus der in Weimar im Goethehause aufbewahrten Lorgnette zu ersehen, zur Fernsicht der Konkavgläser — 2·0, außerdem eines Monocles — 6·0. Vor einigen Monaten fand H. Cohn in Beethovens Geburtshause zwei Konkavbrillen und ein Monocle, die der kurzsichtige Tondichter benutzt hatte. Die Brillen waren — 4·0 und — 1·75. Das Monocle

Digitized by Google

war konkav 3. Nun stellt Cohn fest, daß auch Bismarck kurzsichtig gewesen ist, und zwar trug er Gläser von 2·75 bis 3·0. Während es aber feststeht, daß Goethe und Beethoven schon in der Jugend kurzsichtig waren, was das Gewöhnliche ist, ist Bismarck erst in den späteren Jahren kurzsichtig geworden, was sehr ungewöhnlich ist. (Berliner Klinische Wochenschrift, XXXIX, 1.)

Die Sehleistungen der Samoaner. Dr. Schlesinger untersuchte die Sehleistungen von 28 Bewohnern der Samoa-Inseln. Es hatten:

eine Sehleistung von	1—1,5	1,6—2	2,1—2,5	2,6—3	3,1—3,5
Anzahl der Untersuchten	2	7	9	5	5
Prozent	7,1	25	32,1	17,9	17,9

Auffallend ist in dieser Tabelle der hohe Prozentsatz der Untersuchten, die eine mehr als dreifache Sehleistung aufweisen. H. Cohn fand unter den bis zum Jahre 1898 von verschiedenen Forschern untersuchten Naturvölkern eine mehr als dreifache Sehschärfe nur bei 1 Prozent; bei civilisierten Völkern konnte er in 3,4 Prozent eine mehr als dreifache Sehschärfe zusammenstellen. Bei den Samoanern fand sich mehr als dreifache Sehschärfe bei 17,9 Prozent. H. Cohn hat durch Massenuntersuchungen an Schulkindern im Jahre 1898 nachgewiesen, daß man einen Unterschied zwischen der Zimmersehschärfe und der wahren Sehschärfe im Freien machen muß. Es wird heute wohl von keiner Seite mehr bestritten werden, daß eine Tafel, welche im Zimmer auf 6 Meter gesehen wird, im Freien auf 12 oder mindestens 10 Meter erkannt werden muß. Thatsächlich betrug ja auch die Sehschärfe der 50000 untersuchten Breslauer Schulkinder im Durchschnitt 12,1 Meter. Bei den Samoanern betrug die Durchschnitts-Sehschärfe 14,6 Meter. Ein Unterschied zwischen den Geschlechtern in Bezug auf die Sehschärfe war nicht vorhanden. Dr. Schlesinger kann Professor Cohn nicht zustimmen, wenn er sagt, daß die Sehleistungen der Naturvölker diejenigen unserer Kinder nicht übertreffen. Im allgemeinen mag das richtig sein, bei den Samoanern aber trifft es sicherlich nicht zu. H. Cohn fand bei den Naturvölkern, soweit bis jetzt Untersuchungen vorliegen, durchschnittlich 42 Prozent die Sehschärfe größer als 2, bei den Breslauer Schulkindern 41 Prozent, also fast ebensoviel. Bei den Samoanern hatten 67,9 Prozent mehr als doppelte Sehschärfe, also mehr als $^2/_3$ aller Untersuchten. (Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges, IV, 1.)

Mongolismus bei Kindern. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß es bei uns eine Krankheit giebt, die von den Aerzten „Mongolismus“ genannt wird. Professor Kassowitz hat jüngst im Verein für Psychiatrie in Wien zwei Kinder vorgestellt, die mit Mongolismus behaftet sind. Die Kinder zeigen regelrechte mongolische Gesichtszüge: Sie haben kleine, schief nach innen und unten gerichtete Augenlidspalten mit der charakteristischen mongolischen Hautfalte am oberen Augenlid, flachliegende Augäpfel und eine auffallende, wie aufgeschminkte Wangenröte. Ihre Gesichtszüge weisen eine fast komische Beweglichkeit auf. Die Intelligenz solcher mit Mongolismus behafteter Kinder ist stark beeinträchtigt. Daher sprechen die Aerzte auch von einem „mongoloiden Cretinismus“. Es wirft sich die Frage auf: Durch welche Ursachen wird Mongolismus bei Kindern hervorgerufen? Die Aerzte sind der Ansicht, daß der Mongolismus mit der Schilddrüse des Halses im Zusammenhange steht. Mongoloide Kinder haben nämlich eine verkümmerte Schilddrüse. Nachdem einmal der Zusammenhang zwischen Mongolismus und Schilddrüsen-Verkümmerung festgestellt war, haben die Aerzte folgenden Versuch gemacht: Sie haben den Kindern die Schilddrüsensubstanz von Schafen eingegeben, um zu erproben, ob durch diese Behandlung die Erscheinungen des Mongolismus gebessert würden. Und der Versuch gelang. Die verkümmerte Schilddrüse der Kinder wurde durch die verzehrte Schilddrüsensubstanz des Schafes einigermaßen ersetzt, so daß die geringe Intelligenz der mongoloiden Kinder in deutlichem Maße gebessert wurde. Es ist also der seltsame Fall eingetreten, daß Menschen intelligenter geworden sind, weil sie gewisse Teile des Schafes gegessen haben. Vielleicht werden diese interessanten Heilerfolge dazu beitragen, dem Schafe, über dessen Intelligenz man doch in sehr verächtlichem Tone zu sprechen pflegt, eine geachtetere Stellung zu verschaffen. Die Schilddrüsensubstanz des Schafes hat übrigens auch auf andere Formen von Cretinismus sehr bessernd eingewirkt. Warum gerade die Schilddrüsensubstanz eine so wunderbare Wirkung ausübt? Man erklärt sich dies in folgender Weise: Durch den Stoffwechsel werden im Körper Gifte erzeugt, die auf das Gehirn und das Nervensystem, auf den Geist, schädigend einwirken müßten, wenn sie nicht durch die Schilddrüse unschädlich gemacht würden. Wenn also die

Digitized by Google

menschliche Schilddrüse verkümmert ist und ihre Aufgabe nicht erfüllen kann, dann können jene Gifte frei schalten und der Mensch verblödet. Die Schilddrüsensubstanz des Schafes hat nun, wenn sie vom Menschen gegessen wird, offenbar auch die Fähigkeit, jene Gifte im menschlichen Körper unwirksam zu machen, daher die Besserung der Intelligenz. Früher, ehe man über diese Wirkungsweise der Schilddrüse informiert war, hat man bei Kropfoperationen die Schilddrüse mit entfernt. — Jetzt ist man vorsichtiger. Man ist bemüht, dem Kranken wenigstens ein Stückchen Schilddrüse zu erhalten. Professor Kassowitz hat im Verein für Psychiatrie auch fünf Einzelbilder und eine fünf Nummern enthaltende Serie von Abbildungen mongoloider Kinder vorgezeigt. Die Serie stellte ein Kind dar, das von seinem dreizehnten Monate bis in das sechste Lebensjahr mit der Schilddrüsensubstanz des Schafes behandelt worden ist. Dennoch ist der Mongolentypus bis zuletzt ganz deutlich zu erkennen, namentlich im Vergleiche mit der auf demselben Bilde photographierten normalen Schwester des mongoloiden Kindes. Die Intelligenz wurde allerdings, wie erwähnt, wesentlich gebessert. Mongolismus kommt leider bei Kindern nicht allzu selten vor: Professor Kassowitz war bisher in der Lage, Beobachtungen über 75 Fälle von Mongolismus zu sammeln. (Illustriertes Wiener Extrablatt, 31. Jahrgang, No. 83.)

Psychologie.

Der Farbensinn der Tiere wird von Professor Dr. W. Nagel in einem Vortrag behandelt, der vom Standpunkt der Entwickelungs-Psychologie besonders interessant ist. Für das Vorhandensein eines Farbensinnes im Stamme der Wirbeltiere, wenigstens bei den Vögeln und Säugern sprechen schon die mannigfaltigen Schutzfärbungen in der Tierwelt, und es besteht ferner die Wahrscheinlichkeit, daß der Farbensinn dem des normalen Menschen ähnlich ist. Nach einer Erörterung der verschiedenen experimentellen Untersuchungen über das Vorhandensein von Farbenunterscheidungsvermögen, sowie über die Natur des etwa vorhandenen Farbensinnes, die alle bis jetzt negativ ausfielen, bespricht Verfasser die bisherigen Versuche über die quantitativen Unterschiede in der Reizwirkung der Strahlen verschiedener Wellenlänge und geht sodann auf seine eigenen gemeinsam mit Professor Himstedt vorgenommenen höchst interessanten Experimente am enukleierten Froschauge ein, wobei die Stärke der Aktionsströme der Netzhaut bei Erregung durch die verschiedenen Spektralfarben gemessen wurde. Wenn diese Versuche auch keine Schlüsse bezüglich des Farbensinnes des Froschauges zulassen, so lieferten sie doch den interessanten Nachweis, daß die lichtempfindlichen Elemente der Froschnetzhaut hinsichtlich ihrer Empfindlichkeit gegen die verschiedenen Spektrallichter sich gleich oder wenigstens sehr ähnlich verhalten, wie die entsprechenden Elemente des menschlichen Auges. (Berliner Klinische Wochenschrift, XXXIX, 1.)

Urgeschichte.

Grabfeld auf dem Adlerberg bei Worms. Seit längerer Zeit waren auf dem Adlerberg zahlreiche Wohngruben des vorgeschichtlichen Menschen gefunden. Den Gefäßformen nach müssen die Bewohner der ausgehenden Stein- und beginnenden Metallzeit zugerechnet werden, obwohl sich auch Steinzeitgefäße und Gefäße aus der jüngeren Bronzezeit fanden, welche Funde mithin beweisen, daß die Niederlassung von der Steinzeit an durch die ganze Bronzezeit hindurch bewohnt gewesen war. Die Grabstätten waren in regelmäßiger Weise in den Boden eingelassen, manche nur 40—50 cm, andere 1—1,50 m tief. Die Skelette waren alle in hockender Lage im Grabe beigesetzt. Die meisten Skelette waren tadellos erhalten; nur die weniger tief eingesenkten waren zum Teil vermodert. Die Männer schienen durchweg außerordentlich starke Leute gewesen zu sein, da die meisten eine Länge von 1,75—1,90 m zeigten, während hingegen die Skelette auf dem Rheingewannfriedhof eine viel geringere Größe und weniger starke Knochen aufweisen. Dies Volk scheint eine neu eingewanderte Völkerschaft von großer Körperkraft gewesen zu sein, die wahrscheinlich der voraufgehenden Kultur den Garaus gemacht hatte. (Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, XIX, No. 10.)

Digitized by Google

Prähistorische Kultur- und Handelsbeziehungen des Mittel-Rheingebietes. Nach einer Untersuchung von Museumsdirektor Schumacher in Mainz steht es fest, daß die Bewohner des mittleren Rheingebietes bereits in der Bronzezeit nach allen Seiten hin weitverzweigte Handelsbeziehungen pflegten und diese schon im Verlaufe der Bronzeperiode selbst mannigfachen Veränderungen unterworfen waren. Während in der älteren Bronzezeit, also in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr., wohl im Zusammenhange mit den damaligen Völkerbewegungen, die östlichen Verbindungen mit dem Donauthal überwogen, herrschten in der jüngeren Bronzezeit und beginnenden Hallstatt-Periode, also um die Wende des zweiten Jahrtausends, die Beziehungen mit dem Süden, der Schweiz und Oberitalien vor. Die besondere Blüte dieser Gegend aber, die sich in den reichen Fundstücken aus den Ueberresten der Wohnstätten und Gräber kundgiebt, fand ihre Erklärung, abgesehen von der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes, in dem Umstande, daß sich hier die ostwestlichen und südnördlichen Handelswege kreuzten und von hier der Bernsteinhandel über das Wesergebiet nach der unteren Elbe abzweigte, beziehungsweise hier einmündete. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, XX, 3.)

Der römische Grenzwall in Deutschland. Seit dem Jahre 1892 hat das Deutsche Reich durch die Limes-Kommission Ausgrabungen veranstalten lassen, über deren Ergebnisse für die Geschichtswissenschaft Professor E. Fabricius in der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner berichtete. Die Ausgangspunkte für das Vordringen der Römer über den Rhein bilden in Obergermanien die drei Legionslager zu Mainz, Straßburg und Windisch. Am Oberrhein und nördlich der Donau war, wie wir aus Tacitus wissen, das von den Germanen geräumte, größtenteils ödliegende Land, einzelnen Abenteurern aus Gallien zur Okkupation um den Zehnten überlassen worden. Hier nun geschah in frühslavischer Zeit der erste Schritt zur dauernden Besitznahme der Landstriche jenseits der beiden Ströme. Von Straßburg und Windisch aus sind die Römer in das obere Neckargebiet vorgedrungen. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, XX, 3. Heft.)

Deutschlands neolithische Altertümer. Die jüngere Steinzeit, schreibt Moritz Hoernes (Wien) in den Deutschen Geschichtsblättern (III, 6. und 7. Heft), das erste Stadium der Seßhaftigkeit, des Ackerbaues und der Viehzucht, der rituellen Totenbestattung, der Keramik und vieler anderer Wahrzeichen rasch aufsteigender Kulturentwickelung, ist zugleich die Zeit, in der arische Stämme, wenn auch noch nicht näher faßbar, sich in Europa festsetzten und hier die ersten schwankenden Grundlagen zu ihrer späteren Herrschaft über den Weltteil schufen. Die Funde aus der jüngeren Steinzeit sind die Trümmer des ältesten Fundamentes, auf dem sich aller späterer Kulturbau erhebt. Die Forschung hat die Formenkreise oder Kulturgruppen, ihre räumliche Ausdehnung, sowie die chronologischen und genetischen Beziehungen festzustellen. Was die Keramik speziell anbetrifft, so schließen außer gewissen Grenzgebieten in West- und Mitteldeutschland und einigen Fällen versprengten Vorkommens weiter östlich die Verbreitungsgebiete der Schnur- und Bandkeramik einander gegenseitig aus, und das Verbreitungsgebiet der letzteren ist ein evident südliches und südöstliches, wie das der letzteren ein nördliches und nordöstliches. Schnurkeramik und Bandkeramik stellen getrennte Entwickelungen dar. Es ist zu vermuten, daß hier zwei große Kulturprovinzen getrennten Ursprungs und vielleicht — vielleicht! — verschiedener rassenhafter Grundlage vorliegen. Wer Lust hat, mit archäologischen und kulturgeschichtlichen Problemen Rassenfragen zu verknüpfen, mag in den Trägern der bandkeramischen Kultur die Vertreter der mittelländischen Rasse erblicken; es bleibt ihm dann die erfreuliche Möglichkeit, die Besitzer der schnurkeramischen Kultur mit den europäischen Ur-Indogermanen zu identifizieren.

Kunstgeschichte.

Die Bedeutung der ägyptischen Pflanzensäulen. Nach Borchardt sind die Pflanzensäulen ganz und gar als Pflanzen zu denken, die entsprechend der ägyptischen Vorstellung von dem Hause als einem „Abbild der Welt“ aus dem Erdboden hervorwachsen und dem frei darüber schwebenden Himmel (der Zimmerdecke) als freie Endigungen entgegenstreben. Semper, Lepsius sind dagegen der Ansicht, daß die ägyptische Pflanzensäule (genauer: die Bündelsäule) als Pfeiler-

Digitized by Google

säule aufzufassen ist, die nur äußerlich mit Pflanzen verhüllt oder umkleidet ist. Nach Wilcken steht die braune Basis mit den darüber befindlichen Wasserpflanzen in keinem natürlichen Zusammenhang, sondern ist ebenso wie der Abakus als Teil der in dem Blumenschmuck steckenden Pfeilersäule aufzufassen. Die Aegypter dachten sich die Pflanzensäulen nicht als freie Endigungen, sondern die ganze Pflanzensäule soll ebenso gut tragen und stützen wie nur irgend eine griechische Säule. Damit steht durchaus nicht in Widerspruch, daß der Aegypter seine Zimmerdecke sich als Himmel vorstellte, denn der Himmel schwebt nach ägyptischer Mythologie nicht frei, sondern wird durch vier Himmelsstützen getragen. (Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde, XXXIX, 1, Seite 66.)

Die spätrömische Kunstindustrie in Oesterreich-Ungarn. Der Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei veröffentlicht ein Werk, das Objekten des „Völkerwanderungsstil" gewidmet ist, und in seinem ersten Teil eine Auswahl von charakteristischen Proben der spätrömischen Kunstindustrie auf dem Boden von Oesterreich-Ungarn und eine Betrachtung ihres historischen Zusammenhangs mit der Gesamtentwickelung der bildenden Kunst bei den Mittelmeervölkern enthält. Es ist dies der erste Versuch einer zusammenfassenden Bearbeitung der bildenden Kunst der ausgehenden Antike. (Monatsblatt des Altertumsvereins in Wien, VI, Seite 56.)

Die Ausgrabungen in Milet behandelt ein Bericht von Dr. Carl Watzinger in der „Umschau" (VI, 13). Die Ausgrabungen deckten die Umgrenzung der Stadt auf, den Hafen, das theaterförmige Rathaus, den Stadtbrunnen, den Markt, die Stadtthore, die Grabbauten u. s. w. Außer der Aufdeckung der antiken Stadt und ihrer Umgebung ist es Aufgabe der Forscher, die Inschriften bis in das Mittelalter hinein zu sammeln, um so ein Bild über die antike Stadtgeschichte und die Reste byzantinischer, seldschuckischer und türkischer Zeit zu gewinnen.

Religionsgeschichte.

Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker. Die Flutsagen sind über einen großen Teil der Erde verbreitet, gehören aber keineswegs zum Gemeinbesitz der Menschheit; sie sind nicht allen Völkern gemeinsam, wie etwa die Feuergewinnung durch Reiben von Hölzern, die Verehrung der Toten oder der Zauberglaube. Die Flutsagen fehlen fast ganz in Afrika, kommen in Europa nur sehr vereinzelt vor und sind auch in vielen Teilen Asiens unbekannt. Sehr verbreitet sind sie nur in Amerika, Australien und der Inselwelt des Stillen Ozeans. Bei den Flutsagen der verschiedenen Völker handelt es sich nicht immer um eine Ueberflutung der ganzen Erde, sondern häufig nur um lokale Ueberschwemmungen; und es wird nicht immer von der Rettung eines Menschen oder einer Familie erzählt, „die Gnade vor Gott gefunden", sondern in vielen dieser Sagen retteten sich die Menschen mit Hilfe eines Bootes oder durch Ersteigen von Bergen ohne die Intervention irgend einer Gottheit. Auch die Flutsagen der Naturvölker müssen in den Bereich der vergleichenden Mythologie gezogen werden. Auf der breiten Grundlage einer Vergleichung aller bisher bekannten Flutsagen ist die Frage nach dem Ursprung und Zusammenhang derselben der Lösung näher zu bringen. 73 verschiedene Flutsagen sind bisher von den Gelehrten als solche bezeichnet worden. Man kann sie einteilen in uneigentliche Flutsagen, Flutsagen mit und ohne einen Helden. Die Flutsagen gehen von wirklichen außerordentlichen Elementarereignissen aus, wie Erdbebenfluten, Seedurchbrüchen und dergleichen, Ereignisse, welche durchaus nicht einer längst vergessenen Urzeit angehören, sondern sich bis in unsere Tage oft wiederholen. Die meisten Flutsagen sind durchaus lokal geteilt; wir finden oft bei demselben Volke oder derselben Völkergruppe nebeneinander Lokalflutsagen und Sintflutsagen. Die primitiven Flutsagen werden zur Erklärung geologischer und geographischer Thatsachen erfunden, und Sintflutsagen werden in kosmogonischen Mythen zur Erklärung der Entstehung von Meeren und anderen Gewässern, sowie von Bergen und Thälern verwendet. Die aus thatsächlichen Lokalerzeugnissen hervorgegangenen Lokalsagen sind das Ursprüngliche, und von ihnen aus ist die menschliche Phantasie erst zur Schaffung kosmogonischer Sintflutsagen fortgeschritten. (Dr. M. Winternitz, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXXI, 6.)

Digitized by Google

Erziehung und Unterricht.

Die zurückgebliebenen Kinder auf der Volksschule. Auf dem 25. westfälischen Lehrertag forderte Rektor Klamer (Schalke) eine möglichst große Herabsetzung der Schulfrequenz in den einzelnen Klassen und die Unterbringung der sehr schwachbegabten Kinder in besonderen Hilfsklassen. Die Organisation der Schule muß so gestaltet werden, daß möglichst alle Kinder das Ziel erreichen können. Bei sorgfältiger Behandlung wird es möglich sein, die Mehrzahl der schwachbegabten Kinder in den Hilfsklassen infolge der individuellen Berücksichtigung auf eine erheblich höhere Stufe ihrer geistigen Fähigkeiten zu bringen. Demzufolge sind die Hilfsklassen für die geistig Armen ein wahrer Segen und für die Volksschulen eine Wohlthat.

Gesundheitliche Beaufsichtigung der Schulen. Durch die am 1. April 1901 zugleich mit dem Gesetze, betreffend die Dienststellung des Kreisarztes und die Bildung von Gesundheitskommissionen in Preußen, vom 16. September 1899 in Kraft getretene Dienstanweisung für die Kreisärzte vom 23. März 1901, sind den Kreisärzten u. a. auch wichtige Verrichtungen auf dem Gebiete der Schulhygiene übertragen worden. Die in Betracht kommenden Vorschriften finden sich in §§ 94—97 der Anweisung und lauten: § 94. Alle der Aufsicht der Regierung unterstehenden öffentlichen und privaten Schulen unterliegen in gesundheitlicher Beziehung der Ueberwachung durch den Kreisarzt. Derselbe hat innerhalb eines in der Regel fünfjährigen Zeitraumes jede Schule seines Bezirks abwechselnd im Sommer und im Winter in Bezug auf ihre Baulichkeiten und Einrichtungen, sowie in Bezug auf den Gesundheitszustand der Schüler unter Zuziehung des Schulvorstandes oder des Leiters der Schule, sowie des Schularztes, einer Besichtigung zu unterziehen. § 95. Bei Neubauten oder größeren Umbauten der Schulen sind dem Kreisarzte die Baupläne nebst Beschreibung zur hygienischen Prüfung vorzulegen. § 96. Der Kreisarzt hat darüber zu wachen, daß die Vorschriften, welche zur Verhütung der Uebertragung ansteckender Krankheiten durch die Schulen erlassen sind, genaue Beachtung finden. Ohne Mitwirkung des Kreisarztes darf, abgesehen von dringenden Ausnahmefällen, eine Schule oder Schulklasse aus gesundheitspolizeilichen Gründen weder geschlossen noch wieder eröffnet werden. Er hat, sofern es sich um die Schließung einer Schule handelt, in der Regel eine örtliche Besichtigung vorzunehmen und zu prüfen, ob nicht durch weniger eingreifende Maßregeln ein ausreichender Schutz gegen die Weiterverbreitung ansteckender Krankheiten gewonnen werden kann, z. B. durch den Ausschluß erkrankter Kinder und ihrer Geschwister von dem Schulbesuche, Ausschluß der schulpflichtigen Kinder des befallenen Hauses, vorübergehende Schließung einer Schulklasse zu dem Zwecke der Desinfektion bei dem Auftreten erster Krankheitsfälle, Absonderung der in der Lehrerwohnung Erkrankten oder deren Ueberführung in ein Krankenhaus, Fernhaltung eines Lehrers von dem Unterricht bei dem Auftreten von ansteckenden Krankheiten in seiner Familie. § 97. Gemeinnützige Bestrebungen auf schulhygienischem Gebiet — Ferienkolonien, Kinderhorte u. s. w. — hat der Kreisarzt anzuregen und nach Kräften zu unterstützen.

Schule und Rückgratsverkrümmung. Eine schulhygienische Studie über diesen Gegenstand veröffentlicht Dr. W. Schultheß in der Zeitschrift für Gesundheitspflege (1902, Heft 2). Die Schule ist die Ursache für die Entstehung und Verschlimmerung schon vorhandener Rückgratsverkrümmungen (Skoliosen). Seines Erachtens ist es namentlich das lange Sitzen, das der normalen Entwickelung, speziell der Wirbelsäule, in Bezug auf Beweglichkeit, entgegenwirkt. Er stellt folgende Forderungen auf: Obenan steht das Postulat der Abkürzung der Schul- bezw. Sitzzeit — zugleich dasjenige, welches bei den Anforderungen an das Wissen des heranwachsenden Geschlechts am schwersten zu erfüllen ist. Wir müssen es der Einsicht der Schulbehörden überlassen, eine Organisation zu schaffen, bei welcher in kürzerer Zeit ähnliches geleistet wird, wie bei der heutigen Ausdehnung der Unterrichtszeit. Eine zweite wichtige Forderung betrifft das strenge Innehalten der stündlichen Pausen. Nur an wenigen Orten ist das noch durchgeführt. In der Pause springt und hüpft das Kind herum und arbeitet so dem einseitigen Einfluß der Schulbeschäftigung entgegen. Als dritte Forderung möchten wir das regelmäßige tägliche Betreiben von gymnastischen Uebungen in allen Klassen bezeichnen. Alle Schüler sollen zu einer regelmäßigen körperlichen Uebung täglich eine Stunde Zeit haben. Als weitere Forderung möchten wir eine richtige Beleuchtung der Arbeitsplätze und die Beschaffung guten Schulmobiliars, das eine gute freie Haltung

Digitized by Google

möglich macht, und die Einführung der Steilschrift bezeichnen. Es ist zu bedauern, daß in den letzten Jahren, besonders in Lehrerkreisen, sehr gegen diese Schriftart aufgetreten worden ist, um so mehr, als alle anderen Schriftarten zu einer asymmetrischen schlechten Haltung geradezu zwingen. Endlich werden wir im Kampf der Schule gegen die Rückgratsverkrümmungen, soll er nachhaltig und mit Erfolg geführt werden, Schüleruntersuchungen bei der Aufnahme, eventuell noch im Aufsteigen der Klassen, nicht entbehren können. Nur so ist es möglich, disponierte Individuen zu schützen und vorhandene Rückgratsverkrümmungen bei Zeiten zu entdecken.

Soziale Hygiene.

Heilstätten für Lungenkranke. In seinem Geschäftsbericht über die Berlin-Brandenburger Heilstätten teilte Professor von Leyden mit, daß von 318 entlassenen Kranken 11,09 pCt. geheilt, 31,08 pCt. wesentlich gebessert waren. Die Bezeichnung „geheilt" griff nur Platz nach sehr gewissenhafter sorgfältiger Prüfung, sobald keinerlei Krankheitssymptome mehr vorhanden waren. Außerdem fallen noch 37,04 pCt. auf die Gruppe der „Gebesserten", so daß der Kurerfolg 83 pCt. beträgt. Diese Heilerfolge, welche als sehr günstige bezeichnet werden müssen, seien aber nur zu erreichen, wenn man sich bei Kur und Behandlung von Kranken auf das Anfangsstadium beschränke. Die Aerzte, welche Kranke der Anstalt zusenden, sollten die Aufgabe der Heilstätte mehr im Auge haben. Es komme sehr häufig vor, daß Schwerkranke überwiesen würden. Diese müßten aber in besonderen Heilstätten für Schwerkranke behandelt werden.

Heilstätten für Geschlechtskranke. In einem Schreiben an sämtliche Krankenkassen in ihrem Geschäftsbezirke giebt die Landesversicherungsanstalt Berlin bekannt, daß sie Mitte April eine Heilstätte für männliche geschlechtskranke Personen in Lichtenberg errichte. In dem Schreiben heißt es: Der Zweck der Heilstätte ist, geschlechtskranke Versicherte einer gründlichen Heilbehandlung in einer geschlossenen Anstalt zu unterziehen, ihre völlige Gesundung herbeizuführen und dadurch die Kranken selbst vor dem möglichen Eintreten dauernder Erwerbsunfähigkeit zu bewahren und die Weiterverbreitung der Geschlechtskrankheit zu verhüten. Wir richten an die Vorstände der Krankenkassen die dringendste Bitte, uns bei der Durchführung dieses für die Volksgesundheit und Arbeiterwohlfahrt so bedeutsamen Unternehmens durch Ueberweisung geeigneter Fälle nach Kräften zu unterstützen. Die Krankenkassenvorstände werden insbesondere bemüht sein müssen, den Vorurteilen und der falschen Scham, welche viele Versicherte davon abhält, sich in eine Heilstätte für Geschlechtskranke aufnehmen zu lassen, mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Im einzelnen bemerken wir noch folgendes: 1. Für die Aufnahme geeignet sind akute Geschlechtserkrankungen jeder Art; 2. der Antrag, betreffend Aufnahme in die Heilstätte, ist an den Vorstand der Landesversicherungsanstalt Berlin zu richten. Der Vorstand wird über den Antrag nach Einholung eines vertrauensärztlichen Gutachtens entscheiden; 3. während der Dauer des Heilverfahrens in der Heilstätte wird Familienunterstützung gezahlt; 4. die Krankenkassen sind zu Ersatzleistungen an die Landesversicherungsanstalt nur in den Grenzen ihrer statutenmäßigen Kassenleistungen verpflichtet. Ist also der Kranke ausgesteuert, so findet das Heilverfahren lediglich auf Kosten der Versicherungsanstalt statt. Wenn ferner die Krankenkasse statutarisch für Geschlechtskranke Krankengeld nicht gewährt, so findet ebenfalls eine Ersatzleistung der Krankenkasse nicht statt.

Volksheilstätten für Nervenkranke wurden bereits vor zehn Jahren von Benda angeregt. Nach der Ansicht von Dr. Neumann sollen Geisteskranke und Epileptiker ausgeschlossen sein; desgleichen solche organisch Erkrankte, die völlig und dauernd fremder Hilfe und Wartung bedürftig sind. Den Hauptbestand werden die nervös Erschöpften, die Neurastheniker und Hysterischen bilden; ferner sollen Anämische und Chlorotische Aufnahme finden. (Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 59. Band, 1. Heft, Seite 137.)

Die Regelung der gewerblichen Kinderarbeit. Seit Jahren schon beschäftigt sich die öffentliche Meinung eifrig mit den schweren Mißständen, welche die Erwerbsthätigkeit schulpflichtiger Kinder ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Entwickelung gebracht hat, und mit den Mitteln zur Abhilfe. Bisher hatte

Digitized by Google

man sich gescheut, in die Familienordnung einzugreifen und die eigenen Kinder vor der Ausbeutung durch die Eltern zu schützen. Nach dem Gesetzentwurf, betr. Regelung der gewerblichen Kinderarbeit außerhalb der Fabriken, der am 10. April vom Bundesrat angenommen wurde, wird auch die Beschäftigung der eigenen Kinder staatlich geregelt. Selbst wenn die Vorschriften der Vorlage in diesem oder jenem Punkte hinter berechtigten Forderungen der Fachleute zurückbleiben, so bieten sie doch sichere Handhaben zur Beseitigung der gröbsten Mißstände und zur Erzielung einer weitgehenden Besserung der Verhältnisse. Die Kinderarbeit völlig zu verbieten, ist ebensowenig angebracht wie möglich. Sie kann aber und soll derart eingeschränkt werden, daß das Recht des Kindes auf gesunde Entwickelung des Körpers, auf Spiel und Erholung, auf Lernen und Wissen — mit einem Wort das Anrecht des Kindes auf seine Jugend nicht verkümmert wird. Hierin wird das neue Gesetz heilsamen Wandel schaffen. (Soziale Praxis XI, 29.)

Die Erkrankungen an Alkoholismus in der deutschen Armee. Alkoholismus ist in der deutschen Armee selten. Erkrankungen infolge von Alkoholismus kamen am häufigsten in den Sommermonaten vor. Seit 1887 hat die Zahl der Erkrankungen abgenommen. Die Ursache liegt in dem Branntweinsteuergesetz vom 24. Juni 1887, wodurch der Schnaps verteuert wurde, und in den Mäßigkeits- und Abstinenzbestrebungen. Die Erkrankungen infolge von Alkoholismus in der Armee sind zum größten Teil von denselben sozialen, klimatisch-meteorologischen und regionären Faktoren abhängig, wie diejenigen in der Civilbevölkerung; ein besonderer Einfluß des spezifisch-militärischen Lebens hat sich nicht feststellen lassen. (Dr. Schwiening, Deutsche militärärztliche Zeitschrift, XXXI, 3, Seite 133.)

Gegen den Alkoholgenuß in der Armee wendet sich ein Befehl des Kommandeurs des sechsten Armeekorps: Der Genuß von Alkohol und alkoholischen Getränken auf Märschen, Uebungen aller Art und auch während der Manöverübung ist verboten. Es dürfen daher keinerlei alkoholische Getränke, wie Schnaps, schnapsähnliche Getränke (Cognak, Liköre aller Art, alkoholische Essenzen) oder Bier in Feldflaschen mitgenommen oder von seiten der Marketender an die Mannschaften verkauft werden. Unter Manöverübung ist nicht der Zustand der Ruhe im Biwak und in der Ortsunterkunft zu verstehen. Der Vertrieb von Schnaps und schnapsähnlichen Getränken in den Kantinen ist für die Gemeinen im Winter von 9 Uhr abends, im Sommer von 10 Uhr abends ab, für Unteroffiziere im Winter von 10 Uhr abends, im Sommer von 11 Uhr abends ab bis zur Ausgabe des Mittagessens am nächsten Tag untersagt. Derartige Getränke dürfen überhaupt nur glasweise, nicht in Flaschen oder anderweitigen Behältern verkauft werden. Weitere Einschränkung zu befehlen, bleibt den Vorgesetzten überlassen.

Die russischen Hungerbrote. In der Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie bespricht F. Erismann die russischen Hungerbrote und ihre Ausnutzung durch den Menschen. Verfasser stellt folgende Schlußsätze auf: 1. Diejenigen Brotsurrogate, zu welchen die Bevölkerung in Hungerszeiten von sich aus ihre Zuflucht nimmt, taugen nichts, weil sie einen äußerst widerwärtigen Geschmack haben, von Menschen schlecht ausgenützt und teils durch mechanische Reizung der Darmschleimhaut, teils durch die Gegenwart toxisch wirkender Substanzen dem Konsumenten schädlich werden; 2. die übrigen Brotsurrogate, die bei Mißernten von verschiedenen Seiten vorgeschlagen werden, sind, trotz teilweiser guter Ausnützung, nicht zu billigen, weil es vorteilhafter ist, das Brot in reiner Form zu verabreichen und die fehlende Quantität durch andere, womöglich warme Speisen zu ersetzen; 3. die Brotsurrogate sind durch möglichst hinreichende Beschaffung von Roggen- und Weizenmehl einerseits und durch Errichtung von Suppenanstalten und Volksküchen andererseits zu verdrängen.

Die Verbreitung der Krebskrankheit im Deutschen Reich. Dr. Watzdorff schließt seinen Bericht über dieses Problem in der deutschen medizinischen Wochenschrift (1902, Heft 10) mit folgenden Schlußsätzen: 1. Im Deutschen Reiche ist nach Ausweis der amtlichen Todesursachenstatistik von 1892—1898 die Krebskrankheit im allgemeinen in erheblicher Zunahme begriffen, am meisten in Württemberg, im Hamburger Staatsgebiet, in der Provinz Posen und in Bayern links des Rheins, am wenigsten in der Provinz Hannover, im Königreich Sachsen, in Westfalen, Hessen und Ostpreußen; eine Abnahme ließ sich allein für Hohenzollern und Sachsen-Coburg-Gotha feststellen. 2. Aus den im Jahre 1898 verzeichneten Todesfällen, auf die lebende Bevölkerung berechnet, zu schließen, ist die Krebskrankheit

Digitized by Google

am verbreitetsten im Lübecker und im Hamburger Staatsgebiet, in Baden, Bayern rechts des Rheins, Berlin, Hessen, Württemberg, im Königreich Sachsen, in Braunschweig und im Bremer Staatsgebiet, am wenigsten verbreitet in Schaumburg-Lippe, Provinz Posen, Sachsen-Coburg-Gotha, Westfalen, Westpreußen, Hohenzollern, Ostpreußen und in der Rheinprovinz. 3. Abgesehen von den jüngsten Altersklassen der Bevölkerung, für welche wegen der Kleinheit der in Betracht kommenden Zahlen statistische Schlüsse nicht gezogen werden dürfen, hat in allen übrigen die Zahl der Krebstodesfälle erheblich stärker zugenommen als das Wachstum der Bevölkerung. Die Annahme, daß an der Zunahme allein oder vorzugsweise das höhere Lebensalter beteiligt ist, entspricht nicht den statistischen Ergebnissen. 4. Die Krebskrankheit befällt gegenwärtig die Bevölkerung in einem durchschnittlich jüngeren Lebensalter als früher. 5. Von der Krebskrankheit werden Frauen häufiger als Männer befallen; doch nimmt diese Gefahr für die Männer stärker zu als für die Frauen.

Fortbildungskurse für Medizinalbeamte in Preußen. Wie das Berliner Tageblatt Nr. 129 (Morgenausgabe) meldet, teilte der Ministerialdirektor Professor Dr. Kirchner in der Sitzung der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses folgendes mit: In früheren Jahren sind Staatsmittel zur Fortbildung der Medizinalbeamten nur aus Anlaß bestimmter Aufgaben zur Verfügung gestellt worden, so während der letzten Choleraepidemie. Nach Ablauf der Choleraepidemie wurden jährlich 20000 Mk. zur Abhaltung hygienisch-bakteriologischer Kurse in den hygienischen Instituten der Universitäten bereitgestellt und zu diesen der Reihe nach sämtliche Medizinalbeamte herangezogen. Nach Beendigung dieser Kurse wurde eine gleiche Summe jährlich auf die Abhaltung von Kursen in gerichtlicher Psychiatrie verwendet. Jetzt sollen Kurse eingeführt werden, welche sich nicht auf ein einzelnes Wissensgebiet, sondern auf die sämtlichen Gebiete erstrecken, welche für die Dienstthätigkeit des Kreisarztes von Wichtigkeit sind, nämlich auf Hygiene, gerichtliche Medizin, Psychiatrie und — etwas ganz Neues — Medizinalverwaltung und Gesetzeskunde. Die Kurse sollen je drei Wochen dauern, und es ist ein eingehender Stundenplan aufgestellt worden. Für die Dauer der Kurse erhalten die Beamten Tagegelder und Reisekosten. Die in dem Entwurf für den Staatshaushaltsetat eingestellten 26000 Mk. reichen nur für 50 Medizinalbeamte aus. Es sollen für sie zunächst zwei Kurse zu je 25 Teilnehmern und zwar in Berlin veranstaltet werden. Die Unterweisung in der Hygiene, hauptsächlich Seuchenbekämpfung, soll im Institut für Infektionskrankheiten durch Professor Dr. Koch und dessen Assistenten, diejenige in Psychiatrie teils in der Charité durch Professor Dr. Jolly, teils in der städtischen Irrenanstalt Herzberge durch Professor Dr. Moeli stattfinden. Mit den Kursen sollen Exkursionen und Besichtigungen hygienisch bemerkenswerter Einrichtungen und Anlagen verbunden werden. Von dem Ausfall dieser Kurse wird es abhängen, ob und in welcher Ausdehnung dieser Versuch in den nächsten Jahren wiederholt werden wird. Als eine dauernde Einrichtung sind nämlich die Kurse nicht in Aussicht genommen. Die Notwendigkeit einer regelmäßigen Fortbildung der Medizinalbeamten hat sich übrigens im Großherzogtum Hessen herausgestellt, wo jeder Medizinalbeamte alle drei Jahre zu einem 14tägigen Kursus in Hygiene, pathologischer Anatomie und Psychiatrie an der Universität Gießen herangezogen wird. Auch in Oesterreich wird alljährlich ein Teil der Medizinalbeamten zu Kursen herangezogen.

Rassen-Hygiene.

Aerztliche Untersuchung vor der Eheschließung. In der letzten Vollversammlung der tschechischen Aerztekammer stellte Dr. Haskovec folgenden Antrag: „Es ist eine Enquete behufs Ausarbeitung einer Petition an die staatlichen Sanitätsbehörden und an die gesetzgebenden Körperschaften einzuberufen, um den Entwurf eines Gesetzes für das Königreich Böhmen, eventuell für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder des Inhalts auszuarbeiten, daß ein jeder, der die kirchliche oder Civilehe einzugehen beabsichtigt, sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen und vor dem Eheschlusse den betreffenden kirchlichen und Civilbehörden ein ärztliches Zeugnis über seinen körperlichen und geistigen Gesundheitszustand vorzulegen habe.“ Der Antrag wurde der geschäftsordnungsmäßigen Behandlung zugeführt. (Die Wohlfahrt, IX, 2, Seite 127.)

Digitized by Google

Trunksucht als Scheidungsgrund. Im Staate Ohio ist Trunksucht Scheidungsgrund. Aus einer kürzlich erschienenen offiziellen Statistik geht nun hervor, daß in den neun Jahren von 1890 bis 1898 lediglich wegen Trunksucht des einen Ehegatten 2328 Ehen getrennt wurden. 197 mal war die Frau der schuldige Teil, 2131 mal der Mann. Sonach scheint sich in der neuen Welt diese Leidenschaft in ungefähr demselben Verhältnis auf die beiden Geschlechter zu verteilen, wie neuerdings in Deutschland, wo man etwa 9 Trinkerinnen auf 100 Trinker rechnet.

Enthaltsamkeit von geistigen Getränken als Heiratsbedingung. In Trenton (New-Jersey) haben erwerbsarbeitende Jungfrauen sich zu einer Genossenschaft zusammengethan, deren unterschriftlich anzuerkennende Satzungen sich auf folgende drakonische Bestimmung beschränken: „Ich verspreche hiermit, keinen Mann zu heiraten, welcher sich nicht des Genusses aller alkoholischen Getränke (einschließlich Wein, Bier und Cider) vollständig enthält. Zu der gleichen Enthaltsamkeit verpflichte ich mich selbst."

Die Alkoholfrage als Kultur- und Rassenproblem. Es steht fest, daß unsere menschliche Kultur und ihr Fortschritt oder Rückschritt vom menschlichen Gehirn und seiner Thätigkeit getragen wird. Ebenso sicher ist es, daß ihr Zustand einerseits von der ererbten angeborenen Qualität, andererseits von der Erziehung und Ausstaffierung dieses Organes mit Kenntnissen und sittlichen Gewohnheiten abhängt. Unzweifelhaft endlich ist es, daß jede Kultur in sich selbst und durch ihre Rückwirkung auf das menschliche Gehirn Faktoren des Fortschrittes und einer höheren Entwickelung, aber auch Faktoren des Rückschrittes und der Entartung enthält. Es ist daher Aufgabe einer weisen Staatsleitung und derjenigen Organe, die der Erziehung, der Ausbildung und der Sittenleitung eines Volkes vorstehen, die Entartungs- und Rückschrittsfaktoren zu bekämpfen, die Faktoren des Fortschrittes und einer höheren Entwickelung dagegen zu pflegen. Wichtig ist in dieser Hinsicht die erbliche Entartung durch Schädigung des Keimplasmas der Erzeuger. In erster Linie ist als Ursache der Entartung der Aethylalkohol zu nennen. Ungefähr drei Viertel der Idioten und Epileptiker in Bicêtre stammen von alkoholischen Eltern. Kann sich aber vielleicht die Menschheit dem Alkoholgenuß dadurch anpassen, daß die Schwachen und Trunksüchtigen zu Grunde gehen, dann die Starken sie überleben und sich an den Alkohol gewöhnen? Alles spricht dagegen, nichts dafür: 1. Wäre dies der Fall, so müßte die Angewöhnung schon da sein und müßten die heutigen alten civilisierten Rassen den Alkohol viel besser ertragen als diejenigen wilden Rassen, die stets abstinent oder fast abstinent lebten. Das Umgekehrte ist aber der Fall. Starke Menschen, die zu trinken beginnen, erzeugen schwächere Menschen. Die Nachkommen der Trinker ertragen immer geringere Dosen Alkohol. Der abstinente Wilde verträgt ungeheuere Quantitäten des schlechtesten Schnapses viel besser als der Europäer. Wenn er trotzdem schneller an Alkoholismus zu Grunde geht, so kommt das erstens daher, daß seine schwache Intelligenz und seine zügellosen Triebe ihn die Gefahr nicht erkennen und das maßlose Trinken nicht durch einen höheren Willen einschränken lassen. Er wird dadurch das willenlose Opfer europäischer Kaufleute. Ferner wird er von den letzteren direkt dazu gezwungen und glaubt, dem überlegenen Europäer in allem folgen zu müssen. Kurz, sein inferiores Gehirn ist unserer hohen Kultur nicht angepaßt. 2. Die Trunksucht fängt nicht schon beim Kinde an; sie schränkt die Zeugungsfähigkeit nicht ein, d. h. sie thut es nur in der Regel nach dem Ablauf des für gewöhnlich zeugungsfähigen Alters. Sie fördert umgekehrt gedankenlose Zeugungen schlechter Qualität. 3. Die Statistik beweist nicht nur im einzelnen Fall, sondern überall, daß die Trinkgewohnheiten keineswegs „die Canaille ausscheiden", wie behauptet wurde, sondern umgekehrt dieselbe erzeugen und vermehren. Mögen auch viele Idioten und Epileptiker als Produkte der ärgsten Säufer kinderlos sterben, dafür wird eine um so größere Zahl defekter und schlechter Menschen durch mäßige Säufer erzeugt, die ihre faule Brut weidlich vermehren. Man muß geradezu ein verbohrter Dogmatiker sein, um so krasse Thatsachen zu verkennen. 4. Endlich ist eine Anpassung an die Alkoholmäßigkeit, sowie an die Mäßigkeit im Genuß irgend eines anderen narkotischen Giftes schon deshalb an und für sich kaum denkbar, weil die Mäßigkeit keine Grenzen hat, während alle diese Gifte, durch die Eigenart ihrer Wirkung auf das Gehirn, stets die Tendenz behalten, eine sich immer steigernde Unmäßigkeit zu fördern. — Mögen die Geldinteressen der Branntwein-, Bier- und Weinproduktion scheinbar zum Wohlstand eines Landes und zum Reichtum des Staates momentan beitragen, so enthalten sie für die Zukunft die Keime so schwerer

Digitized by Google

Schädigungen, daß man sich durch dieses Flittergold nicht täuschen lassen sollte. In letzter Instanz werden nationalökonomisch Kartoffel und Gerste besser zur Ernährung des Menschen als zu seiner Vergiftung verwendet, und in der Schweiz hat man bereits begonnen, die Trauben für alkoholfreien Wein zu benutzen. (August Forel, Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten, XI, 6.)

Die Entstehung der Tuberkulose. Die Anschauung von Robert Koch über die Entstehung der Tuberkulose gipfelte in folgenden Sätzen: 1. Der Erreger der Tuberkulose ist ein spezifischer, Sporen bildender Mikroorganismus, nämlich der Tuberkelbazillus. 2. Derselbe gelangt, gewöhnlich mit der Atemluft, an Staubpartikelchen haftend, in den Organismus und zwar in die Lunge. 3. Bei der Diagnose der Tuberkulose hat nicht der eigentümliche Bau des Tuberkels, sondern der Nachweis von Tuberkelbazillen den Ausschlag zu geben. Zur Tuberkulose sind daher nicht nur Miliartuberkulose, sondern auch die käsige Pneumonie und die Lungenphthise, die unter dem Bilde der Skrophulose verlaufenden Drüsen- und Schleimhautaffektionen, sowie die Knochen- und Gelenktuberkulose, ferner der Lupus und die tierische Tuberkulose inklusive der Perlsucht des Rindes zu zählen. 4. Die Annahme einer Disposition für die Tuberkulose muß vorläufig noch bestehen bleiben. 5. Die sogenannte erbliche Tuberkulose findet am ungezwungensten ihre Erklärung, wenn man annimmt, daß nicht der Tuberkelbazillus selbst vererbt wird, sondern gewisse Eigenschaften, welche die Entwickelung des später mit dem Körper in Berührung gelangenden Tuberkelbazillus, also das, was wir Disposition nennen, vererbt werden. Nach Professor A. Weichselbaum können diese Sätze auch heute noch im großen und ganzen als feststehend angesehen werden. In Bezug auf die Erblichkeit der Tuberkulose schreibt Weichselbaum: Es ist nicht zu leugnen, daß bei Tuberkulose des Urogenitalsystems einerseits das Sperma häufig Tuberkelbazillen enthalten kann, und andererseits solche Personen noch den Coitus ausüben können. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß bei schweren Formen von Tuberkulose, ohne Erkrankung des Urogenitalsystems ebenfalls im Sperma Tuberkelbazillen enthalten sein können; aber es scheint dies im ganzen recht selten zu sein. Nach den bis jetzt vorliegenden Thatsachen ist nicht anzunehmen, daß die Tuberkulose am häufigsten durch germinative Uebertragung stattfindet. (Wiener klinische Wochenschrift, XV, 15.)

Erblichkeitsgesetze der Tuberkulose. Auf dem letzten Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit sprachen alle Autoritäten übereinstimmend ihre Meinung dahin aus, daß von einer direkten Heredität der Lungenschwindsucht nicht die Rede sein könne, da noch in keinem einzigen Falle bei einem Neugeborenen Lungentuberkulose habe konstatiert werden können. Offen bleibt dagegen die Frage einer erblichen Prädisposition durch familiäre Belastung. Turban in Davos konnte an 55 Familienbeobachtungen den Nachweis einer regelmäßig wiederkehrenden Uebereinstimmung der Lokalisation des Krankheitsprozesses bei Eltern und Kindern bezw. zwischen Geschwistern erbringen. Es giebt eine lokale Disposition der Lungentuberkulose, welche sich vererbt. Ebenso befolgt die Tuberkulose das von Darwin so genannte „Gesetz der Vererbung im korrespondierenden Lebensalter". Ein Beispiel, das dieses Gesetz zu beweisen scheint, besteht in einem angeführten Falle darin, daß der Beginn der Erkrankung beim Vater wie bei allen drei Kindern ins 26. Lebensjahr fiel. (H. Naumann, Zeitschrift für Tuberkulose und Heilstättenwesen. III, 2, Seite 97.)

Nicht-Erblichkeit der Krebskrankheit. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses teilte (am 4. März 1902) der Vertreter der Regierung mit, daß das von den deutschen Aerzten an das Berliner Komitee für Krebs-Forschung eingesandte Material im ganzen über 12000 Krankheitsbilder umfasse. Als Resultat sei positiv festgestellt worden, daß der Krebs nicht erblich, aber ansteckend sei. Es gebe einige Orte, an denen immer wieder Krebskrankheiten vorkämen. Durch Pflanzen sei der Ansteckungsstoff nicht übertragbar, dagegen wohl durch Tiere, die sehr viel krebskrank seien, wie z. B. Hunde und Katzen, weniger, fast gar nicht, Pferde und Rinder. Jetzt sollen in der Charité zwei Baracken unter Professor von Leyden zu einer Untersuchungsstation und zur Behandlung der Krebskranken eingerichtet werden. Ferner haben Private 150000 Mk. für drei Jahre zugesichert zur Errichtung eines Institutes für Krebskrankheituntersuchung in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Die Merkmale der Entartung. Nach L. Mayet besteht die Entartung in einer verminderten physischen und geistigen Vollkommenheit, die zur Unfruchtbarkeit und sogar zum vorzeitigen Aussterben des einzelnen Wesens und seiner Nachkommenschaft führen kann; sie macht sich durch ziemlich zahlreiche Erkennungszeichen bemerkbar, welche den körperlichen und geistigen Verfall des Entarteten anzeigen, durch die Merkmale oder Stigmata der Entartung. Die Merkmale zerfallen in anatomische, physiologische, psychologische und soziologische. Die Bildung von anatomischen Merkmalen ist die Folge von fehlerhafter Entwickelung des Fötus, deren gewöhnliche Ursachen Alkoholismus, Syphilis, Tuberkulose, Kropf, Pellagra u. s. w. sind. Häufig drückt sich die Entartung durch eine Mißgestaltung aus: Ungleichmäßigkeit (Asymmetrie) von Schädel- und Gesichtsform, Ohr-Mißbildungen, Zahn-Abweichungen, mißgestaltete Glieder, seltene abnorme Behaarung in der Kreuzbeingegend (Hypertrichosis lumbo-sacralis). Sie besteht in dem Vorhandensein eines Haarbüschels auf einer größeren oder kleineren Hautfläche der Rücken-, Lenden- und Kreuzbeingegend und kommt zuweilen zusammen mit anderen Mißbildungen vor. Beim normalen Menschen ist die Behaarung längs der Wirbelsäule und speziell in der Nähe der Lenden- und Kreuzbeingegend länger und viel dichter, während die genannte Abnormität darin besteht, daß sie eine Uebertreibung derselben darstellt. (Zeitschrift für Ethnologie, 1901, Heft V, Seite 426.)

Sozialpolitik und Rassenhygiene. Das prinzipielle Verhältnis von Sozialpolitik und Rassenhygiene behandelt Dr. Alfred Ploetz in einem gleichnamigen Aufsatz im „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik", Band XVII, Heft 3 und 4. Unter dem modernen speziellen Begriff der Rassenhygiene versteht man eine sozialisierende Politik, d. h. eine solche, welche die gesellschaftlichen und speziell wirtschaftlichen Verhältnisse unter den Individuen so auszugestalten sucht, daß sie sich in ihren Interessen weniger getrennt oder gar feindlich, sondern mehr als Genossen gegenüberstehen, gleichberechtigter und einander hilfreicher. Dazu gehört Verminderung der Arbeitslosigkeit, der Unfälle, Krankheiten; Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Unfälle und Alter; Verringerung der Arbeitszeit; Erleichterung der Arbeiterkoalierung; Erhöhung der Löhne, Anteil am Gewinn; Erleichterung der Frauenarbeit; Abschaffung der Kinderarbeit u. s. w. Alle diese Bestrebungen haben das Gemeinsame, daß sie hinzielen erstens auf die Gleichmachung der äußeren Entwickelungs- und Erhaltungsbedingungen für alle Individuen, und zweitens auf den Schutz derjenigen Individuen, die nicht durch eigene innere Kraft die Fähigkeit haben, sich diese gleichen äußeren Bedingungen nun auch zu nutze zu machen, d. h. also auf den Schutz der Schwachen als Inhalt des humanitären Ideals. Die darwinistischen Biologen sind nun der Meinung, der Schutz der Schwachen würde schließlich durch ihre Erhaltung und Mischung mit den Starken das Niveau der allgemeinen Tüchtigkeit herabdrücken und der Weiterentwickelung der menschlichen Anlagen einen Riegel vorschieben. Es besteht ein Widerspruch zwischen den Interessen der Individuen und der Rasse. Unter „Rasse" ist in diesem Sinne eine durch Generationen lebende Gesamtheit von Menschen in Bezug auf ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften zu verstehen. „Rassenhygiene" ist dann die Lehre von den optimalen Bedingungen der Erhaltung und Entwickelung einer Rasse. Die Existenzbedingungen einer Rasse sind hinreichende Vermehrung und Vervollkommnung der geistigen und körperlichen Anlagen ihrer Mitglieder. Im Kampfe ums Dasein giebt es eine wahllose Ausschaltung, unabhängig von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit, und eine auslesende Wahl auf Grund der größeren Stärke. Zum Ueberleben im Kampf ums Dasein gehört aber nicht nur die Erhaltung des Individuums, sondern auch die Erzeugung lebenskräftiger Nachkommenschaft, welche die tüchtigen Eigenschaften ihrer Erzeuger erben. Es giebt eine Auslese beziehungsweise Ausschaltung beim Menschen durch Natureinflüsse (extrale Ausjätung) und durch soziale Faktoren, wie Strafrecht, Ehe, Gruppenorganisation, wirtschaftliche Einrichtungen, die alle auf ihren Erhaltungs- und Vervollkommnungswert für den Lebensprozeß der Rasse zu prüfen sind. Variabilität der Individuen, Kampf ums Dasein und Vererbung sind nach Ploetz nicht nur langsam und umständlich, sondern auch vor allem grausam wirkende Faktoren. „Im Laufe der Hunderttausende von Generationen, die das Menschengeschlecht wohl schon existiert, sind Millionen blühender Leben nutzlos durch übermächtige Einflüsse vernichtet worden, sind abermals Millionen im Kampf ums Dasein niedergetreten worden oder in elendem Siechtum verkommen, und endloser Jammer ist der Preis gewesen für jeden kleinen Fortschritt des Menschen in seiner Anpassung an die Erde und an seine eigene Gesellschaft. Noch heute

Digitized by Google

ist es nicht anders.“ Ploetz ist der Ansicht, daß es nur einen Weg giebt, den Konflikt zwischen der Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein und der Notwendigkeit der Bethätigung humanitärer und altruistischer Bestrebungen. Dieser Weg besteht in der Abwälzung des Kampfes ums Dasein und der Ausjätung auf die Variabilität, d. h. in dem Bestreben, die bisher so wenig bekannten Gesetze der Variabilität zu erforschen und sie bewußt auf die Verbesserung des Nachwuchses anzuwenden. Denn je mehr wir imstande sind, die Erzeugung schlechter Varianten zu verhindern, desto weniger gebrauchen wir natürlich den Kampf ums Dasein, um sie wieder auszujäten. Wir würden ihn gar nicht mehr brauchen, wenn wir es in unsere Macht bekämen, in jeder Generation der Gesamtheit der geborenen Varianten einen etwas höheren Durchschnitt zu geben, als die Eltern ihn bereits hatten. Daß sich allerlei Krankheitsanlagen und sonstige Schwächen, körperliche und geistige, vererben, weiß man sehr gut, nur einiges wenige weiß man über die Ursachen des noch tiefer unter die Eltern herabsteigenden Variierens, der Degeneration, und so gut wie nichts über das fortschreitende Variieren. Ursache der Entartung ist das Zusammentreffen zweier nach derselben Richtung schwacher Keimzellen, die Vergiftung der Keimzellen auch tüchtiger Eltern durch Chemikalien, besonders durch Alkohol, die Zeugung durch zu junge oder zu alte Eltern, Inzucht, schlechte Rassenmischung. Ueber aufsteigende Variation und Regeneration weiß man so gut wie nichts. Am wichtigsten ist hierbei die Erkenntnis der Ursachen der verschieden starken Vererbungskraft der Erzeugenden. Dann wäre es möglich, daß der kräftigere der Eltern öfter und mit mehr Nachdruck seine bessere Konstitutionskraft vererbe und so die Durchschnittsqualität des Nachwuchses über den Elterndurchschnitt erhebe.

Verschönerungskunst und Rassenzucht. In einem Bericht über den 31. (diesjährigen) Chirurgenkongreß lesen wir: Einen etwas komischen Anstrich hatte eine Demonstration von Herrn I. Israel, der es unternommen hat, die abnorm geratenen Nasen und Ohren seiner Mitmenschen zu verschönern. Er führte eine ganze Galerie dieser verschönerten Organe vor. Eine andere Methode, äußere Defekte, Schönheitsfehler, entstellende Narben u. s. w. auszugleichen, besteht in der Einspritzung flüssigen Paraffins unter die Haut oder Schleimhaut. Dieses Verfahren ist von dem österreichischen Chirurgen Professor Gersumy angegeben worden und angeblich sehr zufriedenstellend. — Dem einzelnen Individuum mag eine solche Verbesserung seiner abnorm häßlichen — meist erblichen — Organfehler schon angenehm sein. Aber die Rasse wird durch solch künstliche Eingriffe geschädigt, wenn die erblich Belasteten auf diese Weise wahl- und ehefähig gemacht werden und ihre Mängel auf die Nachkommenschaft erblich übertragen können.

Sozialpolitik.

Deutschland am Scheidewege seiner Wirtschaftspolitik. Unter diesem Titel giebt Dr. Victor Böhmert eine Reihe von zwanglosen Heften zum Entwurf eines deutschen Zolltarifs heraus. (Dresden, Verlag von O. V. Böhmert.) Diese Hefte haben den Zweck, eine wirkliche Sammlung von Gründen und Thatsachen in betreff der deutschen Zollfrage vorzubereiten und eine leidenschaftslose Ermittelung der Wahrheit anzubahnen. Die Vertreter der national-ökonomischen Wissenschaft sind verschiedener Meinung über Schutz-, Vertrags- oder Freihandelspolitik. Der Entwurf zum Zolltarif hat im Volke das Gefühl verbreitet, daß wir an einem Scheidewege der deutschen Wirtschaftspolitik stehen und daß jeder Reichsangehörige sich über die Wirkungen dieser Zollvorlage eine feste Meinung bilden müsse. Der vorgeschlagene Zolltarif steht mit seinen wesentlich erhöhten agrarischen und industriellen Schutzzöllen im Widerspruch mit allen Traditionen des Zollvereins, aus welchem das Deutsche Reich hervorgegangen und Preußen an die Spitze der Nation gelangt ist. Es scheint, als habe man alle möglichen alten und neuen Erwerbszweige mit einem sogenannten „nationalen“ Vorteil beglücken wollen, während man die tausendfach gegliederten Beschäftigungen kleiner Bauern, Handwerker, Arbeiter, Krämer und alle freien Berufsarten, sowie sämtliche häusliche Dienstleistungen doch niemals durch Zölle schützen und dem ganzen Arbeiterstande doch keine bestimmte Lohnhöhe von Staats wegen garantieren kann. Das Deutsche Reich hat bei der Feststellung eines neuen Zolltarifs in erster Linie die gemeinschaftlichen Bedürfnisse und Ernährungsverhältnisse, sowie die innere Wohlfahrt und den inneren Frieden

Digitized by Google

der großen Massen der Bevölkerung zu berücksichtigen und eine Verschärfung des Klassenkampfes zu verhüten. In zweiter Linie hat das Deutsche Reich freundliche Vertragsverhältnisse zu allen Kulturstaaten anzubahnen, neue Zollkriege zu verhüten, und die Völkerwohlfahrt überhaupt durch sein Beispiel und durch Erleichterung des allgemeinen Güteraustausches im eigenen Interesse zu befördern. Der neue Zolltarif erfüllt keine einzige dieser Aufgaben und würde, wenn er zur Annahme gelangen sollte, wahrscheinlich nicht nur den inneren Frieden stören, sondern auch unsere Beziehungen nach außen beeinträchtigen.

Gesellschaft für soziale Reform. Die im Jahre 1901 gegründete Gesellschaft bekennt sich zu folgenden Zielen: Als Glied der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz die Hindernisse zu beseitigen, die der Förderung des Arbeiterschutzes mit Rücksicht auf die Konkurrenzfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkt entgegengestellt werden, als nationale Vereinigung die soziale Frage auf dem Gebiet der Lohnarbeiterfrage in Deutschland zu stärken, Verständnis für sie zu wecken und zu selbständiger Mitarbeit anzuregen. Die Ziele der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz sind: 1. Ein Bindeglied zu sein für alle, die in den verschiedenen Industrieländern die Arbeiterschutzgesetzgebung als Notwendigkeit betrachten; 2. ein internationales Arbeitsamt zu errichten, mit der Aufgabe, eine periodische Sammlung der Arbeiterschutzgesetze aller Länder herauszugeben. Die Sammlung soll enthalten: a) den Wortlaut oder Hauptinhalt aller in Kraft stehenden Gesetze, Verordnungen, Beschlüsse oder Erlasse, betreffend den Arbeiterschutz im allgemeinen, namentlich derjenigen über Frauen- und Kinderarbeit, über die Einschränkung der Arbeit erwachsener männlicher Arbeiter, über Sonntagsruhe, periodische Ruhezeiten und über gefährliche Gewerbe; b) eine geschichtliche Darstellung dieser Gesetze und Verordnungen; c) den Hauptinhalt der amtlichen Berichte und Schriftstücke über die Auslegung und Vollziehung dieser Gesetze, Verordnungen, Beschlüsse oder Erlasse. 3. Das Studium der Arbeiterschutzgesetzgebung der verschiedenen Länder zu erleichtern und besonders den Mitgliedern der Vereinigung über die in Kraft stehenden Gesetze und deren Anwendung in den verschiedenen Ländern Auskunft zu geben. 4. Durch Ausarbeitung von Druckschriften oder in anderer Weise das Studium der Frage zu fördern, wie die verschiedenen Arbeiterschutz-Gesetzgebungen in Uebereinstimmung gebracht werden können und wie eine internationale Arbeiterstatistik einzurichten ist. 5. Die Einberufung internationaler Arbeiterschutz-Kongresse.

Die Großeinkaufs-Gesellschaft deutscher Konsumvereine. Der Jahresbericht (1901) der Großeinkaufs-Gesellschaft deutscher Konsumvereine ist ein Dokument genossenschaftlicher Entwickelung. Mit unseren Augen sehen wir hier das Wachsen und Werden einer neuen volkswirtschaftlichen Organisation. Die Verschlechterung der Lebenshaltung der Massen infolge der wirtschaftlichen Depression, andererseits das künstliche Hinaufschrauben der Preise wichtiger Bedarfsartikel durch Kartelle und Ringe, hat der Konsumgenossenschafts-Bewegung einen kräftigen Ansporn gegeben. Die Mitglieder und Verwaltungen der Konsumgenossenschaften erkennen immer mehr die Notwendigkeit, den großen Produzenten-Organisationen planmäßig eine Organisation der Konsumenten entgegen zu stellen. Die Großeinkaufsgesellschaft wird zu einer Centralstelle für den gemeinschaftlichen Einkauf der Konsumvereine. Die Zahl der angeschlossenen Vereine stieg von 102 auf 188; nicht angeschlossene Vereine standen mit der Großeinkaufsgesellschaft in Geschäftsverbindung in einer Anzahl von 737 gegen 276 im Vorjahre. Insgesamt arbeitete die Gesellschaft im Jahre 1900 mit 378, im Jahre 1901 mit 925 Vereinen einschließlich der 252 Vereine, die Probekäufe gemacht haben; sie zählt somit zwei Drittel der deutschen Konsumvereine als ihre Abnehmer und Freunde. Der Umsatz der Gesellschaft erreichte eine Höhe von 15 137 761 Mk. gegen 7 956 336 Mk. im Vorjahre, das ist eine Steigerung des Umsatzes um 90,26 pCt. Während in den verflossenen Jahren die jährliche Zunahme durchschnittlich eine Million Mark betrug, erreichte sie im Jahre 1901 jetzt plötzlich das Siebenfache dieser Zahl. (Wochen-Bericht der Großeinkaufs-Gesellschaft deutscher Konsumvereine, 9. Jahrgang, No. 15, Seite 282.)

Die wirtschaftspolitische Bedeutung des Trust- und Kartellwesens. Die Industrie-Kommission, welche von der Bundesregierung der Vereinigten Staaten zur Untersuchung verschiedener industrieller und wirtschaftlicher Fragen eingesetzt worden war, schlug vor, die Distriktsanwälte der Vereinigten Staaten zur Einleitung des Verfahrens gegen Verletzungen des Antitrust-Gesetzes zu ermächtigen, Trusts

Digitized by Google

und alle Vereinigungen zur Beschränkung des freien Handels durch übereinstimmende Gesetze aller Staaten als ungesetzlich zu erklären, ebenso gemeinschaftlich die strenge Verurteilung und Bestrafung der unterschiedlichen Preisgestaltung für verschiedene Kunden und der unangemessenen Preisherabsetzung in einzelnen Oertlichkeiten zum Zwecke der Vernichtung lokalen Wettbewerbes herbeizuführen. Durch solche Ungesetzlichkeiten oder auch durch Auferlegung von Konventionalstrafen für Verletzung von Trustabmachungen geschädigte Personen sollen das Recht zur Schadenersatzklage erhalten. Gegen Ueberkapitalisierung industrieller Unternehmungen werden Gesetze ähnlich den in Massachusetts schon bestehenden Bestimmungen gegen Aktienverwässerung angeregt. Mit diesen Vorschlägen verbindet die Kommission andere zur Ermöglichung der vom Präsidenten angeregten weitergehenden öffentlichen Einsichtnahme in die Geschäftsführung von Gesellschaftsunternehmungen. Es wird an die Hand gegeben, vom Brutto-Einkommen aller Unternehmungen, deren Geschäfte über die Grenzen eines Staates hinausreichen, eine besondere, stark progressive Steuer zu erheben. Zur gerechten Abmessung dieser Steuer und ihrer Erhebung soll im Schatzamt ein Bureau eingerichtet werden, welches solche Unternehmungen registriert und dem bei Vermeidung von Strafen alle Abrechnungen derselben vorzulegen und alle nötigen Auskünfte über ihre Geschäfte zu erteilen sind. Die hierdurch gewonnenen Kenntnisse über die einzelnen Firmen sollen dem Kongreß zugänglich gemacht werden. — Dem Beispiel der amerikanischen Regierung folgend hat jetzt auch der preußische Handelsminister an die Regierungspräsidenten eine Rundfrage gerichtet, bei der es sich um Erhebungen über das Kartellwesen handelt. Dem Fragebogen, der an die Regierungspräsidenten versandt ist, hat der Minister folgende Anweisung beigegeben: „Bei der zunehmenden Bedeutung des Kartellwesens erscheint es erwünscht, über die Bildung und Entwickelung wirtschaftlicher Kartelle, sowie über deren Wirkungen thunlichst genau unterrichtet zu werden. Die Veranstaltung einer förmlichen Enquete über die einschlägigen Fragen empfiehlt sich zur Zeit aber nicht, weil dadurch unnötigerweise Beunruhigung in die beteiligten Kreise getragen werden würde. Aus dem gleichen Grunde erscheint es angezeigt, bei Sammlung des Materials von einer Befragung der Beteiligten zunächst abzusehen. Ich ersuche Sie daher, mir das amtliche, zu Ihrer Kenntnis gebrachte Material über Kartelle ohne Umfrage in den beteiligten wirtschaftlichen Kreisen mit thunlichster Beschleunigung einzureichen und dabei, so weit möglich, für jedes einzelne Kartell, welches im dortigen Bezirke seinen Sitz oder eine Geschäftsstelle hat oder ohne solche Einrichtungen seinen Einfluß im Bezirke geltend macht, die in der Anlage bezeichneten Fragen zu beantworten. Von Mitteilungen über das Kali-, Kohlen-, Koks- und Roheisensyndikat kann vorläufig abgesehen werden." (Amtliches Organ des Bundes der Industriellen, IV., 7.) — Inzwischen planen die deutschen Industriellen einen Ring der Ringe. Das Projekt des Centralverbandes der Industriellen, in einer Konferenz am 9. April, einen Ring der Kartellverbände herzustellen, beschäftigt die „Nationalzeitung" in einer längeren Ausführung. Dieselbe meint, es könnte gefährlich werden, wenn der Staat den Ring der Ringe und seine Glieder fortdauernd in still geheimnisvollem „Ringelreigenflüsterkranz" sich bewegen lassen wollte. Es müsse „mehr Licht über dieses ganze Gebiet verbreitet werden, indem die Regierung ohne Furcht, Beunruhigung zu stiften, sich ein gründliches, wirklich an die Quellen gehendes Studium und eine entsprechende Aufklärung der Oeffentlichkeit angelegen sein läßt, und dann ganz besonders, daß die nur schweren Schaden stiftende und unübersehbare Gefahren heraufbeschwörende künstliche Aufzucht der Kartelle, ohne festen Boden unter ihren Füßen, vermieden wird. Das ist nicht Sache des Gesetzgebers, sondern Sache der Handelspolitik. Auch in dieser Hinsicht ist die bei Ablauf der Handelsverträge zu beobachtende Handelspolitik grundlegend für die ganze künftige Struktur unseres Wirtschaftslebens. Auf den mit Hochschutzzöllen gedüngten Treibhausbeeten der Volkswirtschaft wachsen jene Kartelle, die keine guten Früchte tragen, sondern in üppigem Emporwuchern den anderen Pflanzen das Licht wegnehmen und sie nach kurzer Blüte in jähem Zusammenbruche mit zu Boden stampfen."

Bevölkerungsstatistik.

Weiße Bevölkerung Deutsch-Südwestafrikas. Im amtlichen Kolonialblatt wird die in der „Denkschrift" erschienene Statistik über die weiße Bevölkerung im Schutzgebiet vervollständigt. Die gesamte weiße Bevölkerung war am 1. Januar

Digitized by Google

1901 3607 Köpfe stark, hatte also gegen das Vorjahr um 268 zugenommen. Die männliche Bevölkerung belief sich auf 2675, die weibliche auf 932 Personen. Von den 2181 männlichen Erwachsenen waren 1763 ledig, 418 verheiratet. Von den 481 weiblichen Erwachsenen waren 104 ledig, 377 verheiratet. Unter den 945 Kindern waren 494 Knaben, 451 Mädchen. Mit eingeborenen Frauen waren 36 Weiße verheiratet. Die stärkste weiße Bevölkerung zeigt der Bezirk Windhoek, nämlich 930 Personen, darunter 709 männlichen und 221 weiblichen Geschlechts. Keetmannshoop hat 854 weiße Bewohner, darunter 563 männliche. Swakopmund zählt 569 weiße, darunter jedoch nur 77 weibliche Bewohner. Unter den weißen Bewohnern von Windhoek befinden sich 167 Kinder (85 Knaben und 82 Mädchen), Keetmannshoop hat 416 Kinder (231 Knaben, 185 Mädchen), Swakopmund 33 (18 und 15). In Gibeon mit 382 Weißen sind 146 weiblichen Geschlechts zu zählen. Die Zahl der Kinder beträgt hier 163, darunter 79 Knaben und 84 Mädchen.

Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle in England und Wales. Nach einer Mitteilung des englischen Oberstandesamts wurden in England und Wales im Laufe des Jahres 1900, bei einer für die Mitte dieses Jahres berechneten Bevölkerung von 32 261 013 Personen, 257 480 Eheschließungen und, unter Ausschluß der Totgeburten, 927 062 Geburten, sowie 587 830 Sterbefälle zur Anzeige gebracht. Auf das Tausend der Bevölkerung entfielen demnach 28,7 Lebendgeborene, 16,0 Eheschließende und 18,2 Gestorbene. In Preußen zählte man innerhalb desselben Jahres 293 064 Eheschließungen und, gleichfalls nach Abzug der Totgeburten, 1 235 719 Geburten, sowie 745 423 Sterbefälle bei einer mittleren Bevölkerung von 34 254 394 Köpfen. Es kamen also hier 36,1 Geborene, 17,1 eheschließende Personen und 21,8 Gestorbene auf das Tausend der Bevölkerung. Preußen überragt mithin England und Wales in der Geburtenhäufigkeit immer noch erheblich, während es nur eine unwesentlich stärkere Heiratsfrequenz aufweist. Dagegen zeichnen sich England und Wales nach wie vor durch eine geringere Sterblichkeit aus. Was den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle anbetrifft, so betrug er in England und Wales 10,5 vom Tausend der mittleren Bevölkerung, in Preußen aber 14,3. (Statistische Korrespondenz, XXVIII, No. 12.)

Geburtenziffer und Volksvermehrung in Preußen. Nach den Feststellungen des königlichen statistischen Bureaus ist die Geburtenziffer für das Gebiet der preußischen Monarchie im Jahre 1900 wiederum gesunken, da in demselben auf je 1000 Personen durchschnittlich nur 37,5 Geburten (einschließlich Totgeburten) kamen. Damit ist ein Tiefstand der Geburtenziffer erreicht, welcher während des Zeitraums 1867—1900 nur im Jahre 1871 — eine Folge des deutsch-französischen Krieges — übertroffen wurde. Während der letzten zwanzig Jahre ist mit dem Sinken der Geburtsziffer eine Zunahme der Heiraten und ein noch schnelleres Sinken der Sterbeziffer verbunden gewesen. Das deutet auf eine Abnahme der allgemeinen Fruchtbarkeit hin, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob diese Abnahme eine natürliche oder künstlich hervorgerufene ist. Jedenfalls wird der Geburtenrückgang durch die noch schnellere Abnahme der Sterbefälle mehr als aufgewogen. Vom wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gesichtspunkte aus ist die Verbesserung der Sterblichkeitsverhältnisse besonders dann von hoher Bedeutung, wenn sie vorzugsweise den produktiven Altersklassen der Bevölkerung zugute kommt. Das scheint auch in Preußen zuzutreffen; denn während die Sterblichkeit der unter ein Jahr alten Kinder, welche großen Schwankungen unterworfen ist, in Preußen eher zu- als abgenommen hat, ist sie insbesondere in den mittleren Altersklassen erheblich günstiger geworden. Jedenfalls wird die Geburtenabnahme in Preußen durch das Sinken der Sterbeziffer nicht nur der Menge, sondern auch der Bedeutung nach reichlich aufgewogen. (Statistische Korrespondenz XXVIII, 13.)

Die Bevölkerung der Stadt Hamburg. Hamburg leistet sich jedes Jahr eine vollständige Volks- und Wohnungszählung, während sich die anderen Orte des Reiches in der Regel mit den fünfjährigen großen Zählungen des Reiches begnügen müssen. So ist das statistische Bureau Hamburgs jetzt in der Lage, für den 1. Dezember 1901 eine genau gezählte Bevölkerung der Stadt Hamburg von 724 835 Köpfen anzugeben, gegenüber dem Jahre zuvor eine Zunahme von 19 097 oder von 2,7 pCt. Die Bevölkerungszunahme ist prozentual im letzten Jahre sogar etwas stärker gewesen als in den drei voraufgehenden Jahren (2,2, 2,3, 2,1 pCt.). Entsprechend der Bevölkerungszunahme ist in Hamburg die Zahl der bewohnten Gelasse von 156 386 auf 159 248, die Zahl der nur gewerblich benutzten Gelasse

Digitized by Google

von 24713 auf 24870 gestiegen, während die leerstehenden Wohnungen eine beträchtliche Abnahme von 4652 auf 4039 erfahren haben. Ende 1900 standen von je 100 Gelassen 2,50, Ende 1901 nur noch 2,15 leer. Die Zahl der Haushaltungen in der Stadt beträgt in Hamburg 166134, das ist 2698 mehr als im Jahr zuvor. Zu ihnen gehören 717252 Personen, deren Vermehrung mit 8035 auf den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle und mit 10854 auf den Ueberschuß der Zugezogenen über die Weggezogenen entfällt. Außer den Wohnungen beherbergten noch die Schiffe in den im Stadtgebiet liegenden Häfen — eine kleine Stadt für sich — am 1. Dezember nicht weniger als 7583 Personen, gegenüber dem Vorjahre 208 mehr.

Rückgang der Bevölkerung Württembergs. Eine auffallende Erscheinung ist die außerordentlich geringe Zunahme der Bevölkerung in Württemberg. Während nach der Zählung vom 1. Dezember 1900 in den fünf Jahren 1895—1900 die Bevölkerung des ganzen Deutschen Reiches um 7,8 pCt., diejenige von Preußen um 8,2 pCt., von Bayern um 6,16 pCt., von Sachsen um 10,8 pCt., von Baden um 8,18 pCt., Hessen um 7,85 pCt., Elsaß-Lothringen um 4,78 pCt. zugenommen hat, beträgt für Württemberg die Zunahme nur 4,24 pCt. Und dabei ist dieser Zuwachs einer der stärksten, den Württemberg überhaupt im ganzen letzten Jahrhundert aufzuweisen hat. Im Jahre 1871 machte die Bevölkerung Württembergs noch 4,429 pCt. der Reichsbevölkerung aus, am Ende des Jahres 1895 war diese Verhältniszahl bereits auf 3,981 pCt. zurückgegangen, und am Ende des Jahres 1900 betrug die Bevölkerung Württembergs nur noch 3,849 pCt. der gesamten Bevölkerung des Reiches. Württemberg war an der Zunahme der Volkszahl des Reiches von 1895—1900 nur mit 2,16 pCt. beteiligt, während es nach dem Stande von 1895 mit 3,98 pCt. hätte beteiligt sein sollen, um mit dem Reichsdurchschnitt gleichmäßig fortzuschreiten. Gegenüber dem Reichsdurchschnitt hat Württemberg seit 1895 um etwa 72000 Köpfe zu wenig zugenommen. Die Volksdichtigkeit (in Württemberg zur Zeit 111 Personen pro Quadratkilometer) hat seit 1871 in Württemberg nur um 18, im Reich um 28,3 Köpfe pro Quadratkilometer zugenommen. Der weibliche Ueberschuß hat in allen deutschen Staaten verhältnismäßig abgenommen, auch in Württemberg; trotzdem verbleibt dem Königreich Württemberg immer noch unter den Staaten der relativ größte weibliche Ueberschuß. (Leipziger Neueste Nachrichten 1902, No. 86.)

Völker und Politik.

Die Amerikaner auf Tahiti. Das Umsichgreifen des amerikanischen Einflusses auf der Insel Tahiti beschäftigt, wie man aus Paris berichtet, in sehr ernster Weise die französischen Kolonialkreise, da dasselbe neuesten Berichten zufolge sehr geeignet ist, die französischen Interessen zu beeinträchtigen. Es haben sich auf der Insel zahlreiche protestantische Sekten, die teils aus Australien und Neuseeland, zumeist aber aus Amerika herüberkamen, niedergelassen. Dadurch ist allmählich die Handelsbewegung immer mehr nach San Franzisko hingelenkt worden, so daß jetzt schon fast der gesamte Verkehr von Tahiti in dieser großen amerikanischen Stadt seinen Schwerpunkt hat. Die Amerikaner reißen aber nicht bloß den Handel an sich, sondern bemühen sich auch, in jeder Beziehung auf der Insel festen Fuß zu fassen. Sie kaufen Grund und Boden auf; sie haben auch zwischen San Franzisko und der Insel einen regelmäßigen Schiffahrtsdienst eingerichtet, der die zwischen Frankreich und dieser seiner Kolonie bestehenden Verbindungen an Raschheit weit überflügelt. In französischen Kolonialkreisen bezeichnet man Tahiti als einen wichtigen Punkt im Großen Ozean und schreibt der Insel eine noch größere Bedeutung für die Zukunft zu, namentlich, wenn der Kanal von Nicaragua oder der Durchstich an der Landenge von Panama ausgebaut werden sollte. Ein in einem Pariser Blatt veröffentlichter Brief aus Tahiti drückt die Besorgnis aus, die Amerikaner würden bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit von der Insel auf Grund der Monroe-Doktrin Besitz ergreifen. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1902, 1. Heft, Seite 12.)

Frankreich und Rußland in Ostasien. Ein Gegenstück zum japanisch-englischen Vertrag bildet eine französisch-russische Erklärung, welche die diplomatischen Vertreter Frankreichs und Rußlands den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten der Mächte, welche das Protokoll in Peking am 7. September 1901

Digitized by Google

unterzeichneten, mitgeteilt haben: Die verbündeten Regierungen von Frankreich und Rußland, denen der englisch-japanische Vertrag vom 30. Januar 1902 mitgeteilt worden ist — ein Vertrag, der abgeschlossen wurde, um den status quo und den allgemeinen Frieden im äußersten Orient zu sichern und die Unabhängigkeit Chinas und Koreas, die für den Handel und die Industrie aller Nationen offen bleiben sollen, aufrecht zu erhalten — waren völlig befriedigt, in diesem Vertrage die wesentlichen Grundsätze vorzufinden, die sie selbst zu wiederholten Malen aufzustellen erklärt haben, und welche die Grundlage ihrer Politik bleiben. Die beiden Regierungen sind der Ansicht, daß die Respektierung dieser Grundsätze zugleich eine Garantie für ihre speziellen Interessen im äußersten Orient ist. Gleichwohl gezwungen, ihrerseits den Fall ins Auge zu fassen, wo eine aggressive Aktion der beteiligten Mächte oder neue Wirren in China, welche die Integrität und die freie Entwickelung dieser Macht in Frage stellen, zu einer Drohung für ihre Interessen werden könnten, behalten sich die beiden verbündeten Regierungen vor, eventuell auf Mittel bedacht zu sein, um sich einen Schutz zu sichern.

Die amerikanische Gefahr. Im „Berliner Tageblatt" (XXXI, No. 199) lesen wir einige treffende Ausführungen über die amerikanische Gefahr, die wir wegen der Bedeutsamkeit der wirtschaftlichen Eroberungen für die Völkerpolitik hier wiedergeben. — Mit dem Schlagwort von der amerikanischen Gefahr ist in Deutschland und anderwärts schon viel Unfug getrieben worden. Die Parole, die Gefahr der amerikanischen Konkurrenz abzuwenden, mußte dazu herhalten, Zoll- und andere Maßnahmen zu rechtfertigen, die lediglich darauf abzielen, Sonderinteressenten auf Kosten der Gesamtheit der Bevölkerung Vorteile zu verschaffen. Im Ernste hat die unbestreitbar überaus mächtige Entwickelung, die die Industrie und der Handel der Vereinigten Staaten genommen haben, nicht gehindert, daß auch Deutschlands Wirtschaftsleben in eben dieser Zeit einen glänzenden Aufschwung erfahren hat. Dieser Blick auf die Vergangenheit giebt uns aber auch das Vertrauen, daß Deutschland in der Zukunft Amerikas Konkurrenz erfolgreich bestehen wird, wenn nur deutsche Intelligenz und Tüchtigkeit nicht von außen in ihrer freien Entwickelung gehemmt werden. Nicht vor Amerikas Stärke hat sich Europa und Deutschland zu fürchten, sondern vor Amerikas Schwäche, die in dem Treiben seiner abenteuerlichen Faiseure zu suchen ist. Einen Anhalt dafür, von welchem Punkte aus die amerikanische Gefahr droht, geben die in den jüngsten Monaten so oft behandelten und in den letzten Tagen wieder durch neue Nachrichten beleuchteten Bestrebungen der Amerikaner auf dem Gebiete der Dampfschiffahrt. Nachdem die öffentliche Meinung lange Zeit mit allerhand irreführenden Darstellungen behandelt worden war, sind nunmehr aus London sowie aus Holland anläßlich der Generalversammlung der Holland-Amerika-Linie Nachrichten gekommen, die erkennen lassen, daß es den Amerikanern gelungen ist, dem Eisenbahn- und Dampfschiffsverkehr, den sie beherrschen, auch eine Reihe englischer und holländischer Dampferlinien dienstbar zu machen. Aus ihnen allen wird ein Trust gebildet, der, wie es in der Generalversammlung der Holland-Amerika-Linie hieß, die „Allgemeine Politik" in Händen hat, wenn auch die einzelnen Unternehmen der Form nach ihre Selbständigkeit behalten. Die deutschen Gesellschaften, die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, haben offenbar ebenfalls unter diese Botmäßigkeit der Amerikaner gebracht werden sollen, und trotz aller früheren Dementis wird man es für wahr halten dürfen, daß Morgan mit dem Ankauf deutscher Schiffahrtsaktien und mit dem Angebot neuen Geldes an unsere Reedereien diese hatte an sich reißen wollen. Glücklicherweise schlug die öffentliche Meinung in Deutschland rechtzeitig Alarm, und da auch der deutsche Kaiser sein Interesse gegen die Entnationalisierung unserer Reedereien einsetzte, ist von diesen das Schlimmste abgewendet worden. Die Abhängigkeit, in die die englischen und holländischen Gesellschaften sich gegenüber den Amerikanern begeben haben, bleibt den deutschen Reedereien erspart. Allerdings treten auch sie in ein gewisses Verhältnis zu dem amerikanischen Trust. Indes beschränkt sich dasselbe nach den darüber verbreiteten Auslassungen darauf, daß sie gewisse Vereinbarungen mit dem Trust treffen, im übrigen aber nicht bloß in der Form, sondern auch in der Sache ihre Selbständigkeit bewahren. Worin aber besteht überhaupt die Gefahr, die von den Amerikanisierungsbestrebungen her droht? Nach den offiziösen Mitteilungen der Reedereien, die darüber in die Welt gesandt worden sind, sieht es ja sogar aus, als ob die Abmachungen mit den Amerikanern lediglich einen Vorteil bedeuteten, indem einer Schleuderkonkurrenz vorgebeugt, für eine bessere Ausnutzung des vorhandenen Schiffsmaterials und damit für eine Besserung des Verhältnisses zwischen Spesen

Digitized by Google

und Gewinn gesorgt werden soll. In der That mag sich dieser Vorteil als eine der Wirkungen der amerikanischen Bestrebungen ergeben. Indes ist er nach unserer Ansicht nicht das eigentliche Ziel der Amerikaner. In der Hauptsache gehen die Morgan und Konsorten darauf aus, die europäischen Dampferlinien ihren Zwecken dienstbar zu machen. Und daß sie hierin bei den englischen und holländischen Linien viel erreicht, bei den deutschen wenigstens einen gewissen Erfolg erzielt haben, erscheint uns als eine Gefahr, im Vergleich mit der wir den Vorteil einer — zumal vielleicht nur vorübergehenden — Steigerung der Rente gering veranschlagen. Vor dieser amerikanischen Gefahr, daß europäische und im besonderen deutsche Unternehmen einzelnen amerikanischen Faiseuren dienstbar werden, vor dieser Gefahr wird Europa und Deutschland in der Zukunft sehr auf der Hut sein müssen. Diese Abhängigkeit könnte für Europa ein schweres Verhängnis werden. Wir aber wünschen es nach Möglichkeit verhütet zu sehen, daß unser Wirtschaftsleben in einen Zusammenbruch hineingezogen werde, den amerikanische Großmannssucht und Waghalsigkeit einstmals heraufbeschwören werden.

Der japanische Arbeiter. In einem Referat der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" (1901, No. 9) über einen Aufsatz von André Siegfried über Japan heißt es, daß der Außenhandel Japans von 65 Millionen Franks im Jahr 1868 auf 1108 Millionen im Jahr 1898 gestiegen ist. Den japanischen Arbeiter schildert er dahin, daß derselbe sich noch nicht der soldatischen Disziplin gefügt hat, wie sein europäischer Bruder nach einer durch Generationen dauernden Knechtung gethan hat. Er arbeitet nur, wenn es ihm paßt. Eine Fabrik von 1000 Arbeitern kann im Durchschnitt immer nur auf etwa 800 ihrer Arbeiter rechnen; jeder Arbeiter nimmt seinen Feiertag, wenn es ihm gefällt, kommt und geht, wenn es ihm beliebt; wenn man ihn deswegen ausschimpft, geht er seiner Wege. Er ist noch unabhängig, ein wirklich freier Mann. Auch in Japan sind bereits Ansätze zu gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterorganisationen vorhanden.

Handel und Verkehr Australiens. Deutschland steht unter den nach Australien exportierenden Staaten teils an zweiter Stelle gleich hinter England, oder — für einzelne Warengattungen — an dritter Stelle hinter den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Noch sind die politischen und wirtschaftlichen Zustände in den zum australischen Bunde gehörigen sechs Staaten in der Entwickelung begriffen; neue Kräfte beginnen sich zu regen, deren Wirkung mit Sicherheit sich noch nicht voraussagen läßt. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Bergbau; die Industrie dagegen steckt noch in den Kinderschuhen. Im Jahre 1899 zählte man 74 Millionen Schafe (gegen früher bedeutend verringert) und 9,5 Millionen Rinder, davon 5 Millionen in Queensland. Das Land bedarf zur Zeit einer sehr großen Einfuhr von Fabrikaten, die, meist von England geleistet, 1899 einen Wert von rund 40 Millionen hatte, während die Gesamtausfuhr 57 Millionen Pfund Sterling ausmachte. Die australische Bevölkerung besitzt also eine ansehnliche Kaufkraft. Die Einfuhr aus Europa erfolgt noch vorzugsweise über London und durch Londoner Firmen, auch für nicht englische Waren, obgleich es nicht an Versuchen gefehlt hat, das britische Monopol abzuschwächen. Von Einfluß in dieser Richtung war ohne Zweifel die Einrichtung der direkten Dampferfahrten des Norddeutschen Lloyd, durch die unter anderem bewirkt wurde, daß die deutsche Flagge gegenwärtig den zweiten Rang im Außenverkehr mit Australien einnimmt. (Dr. Max Wiedemann, Deutsche geographische Blätter, XXV, Heft 1.)

Die Bagdadbahn. Nach langen Verhandlungen, die sich nur zu oft gänzlich zu zerschlagen drohten, ist der Vertrag, der den Bau der Bagdadbahn sichert, zwischen der türkischen Regierung und der Gesellschaft der Anatolischen Eisenbahnen, beziehungsweise der Deutschen Bank, zum Abschluß gekommen. Damit wäre die große Ueberlandbahn, die berufen sein dürfte, den Orient in das politische und wirtschaftliche Leben Europas zu ziehen, in Angriff genommen. Acht Jahre soll der Bau dauern, und wenn dann zum ersten Male das Dampfroß über die Stätten des alten Ninive, Babylon und Ktesiphon rasseln wird, dann wird es sein wie die Erschließung einer neuen Welt — doch nein, keiner neuen, nur einer alten, die aber in jahrtausendlangem Schlafe gelegen. (Dr. F. Schaffer, Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, XLV, No. 1 und 2, Seite 15.)

Preußische Verfügung gegen polnische Einwanderer. Gegen die polnischen Einwanderer richtet sich eine Verfügung der preußischen Regierung,

Digitized by Google

der zufolge aus dem Weichselgebiete stammende Auswanderer nicht durch deutsches Gebiet zu lassen sind, wofern sie nicht einen ordnungsmäßigen Paß und 400 Mk. in barem Gelde, oder das Billet zur Ueberfahrt auf einem deutschen Dampfer vorweisen können. Kinder unter zehn Jahren, Krüppel und Kranke werden überhaupt nicht durch deutsches Gebiet gelassen. Diese Anordnung wurde, wie verlautet, dadurch veranlaßt, daß ein großer Teil der polnischen Emigranten bisher im geheimen über die Grenze ging, und zwar mit Hilfe österreichischer Auswanderungsagenten, welche die Auswanderer dann ohne alle Mittel zur Weiterreise in Deutschland ihrem Schicksal überließen.

Gegen die tschechische und polnische Masseneinwanderung wollen die Großindustriellen im sächsischen Industriebezirk Schritte ergreifen. Dieselben beschlossen, die Regierung aufzufordern, ein sofortiges Verbot gegen die fortgesetzt zunehmende Masseneinwanderung tschechischer und polnischer Arbeiter nach Deutschland zu erlassen.

Erhaltung des Deutschtums in Südbrasilien. In der südbrasilischen Kolonie Hansa beabsichtigt die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft zu Hamburg alle deutschen Ortschaften — und ebenso die älteren deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien — mit deutschen Volksbibliotheken zu versehen, um hierdurch zur Erhaltung des deutschen Stammesbewußtseins und der deutschen Sprache beizutragen. Die Zusendung volkstümlicher Schriften zu diesem Zweck ist der Kolonisationsgesellschaft (Hamburg, Hansahaus) erwünscht. Nach den letzten Berichten nimmt in den deutschen Kolonien wie das wirtschaftliche Wohlergehen so auch das geistige Leben einen erfreulichen Aufschwung. Selbst die dort angesiedelten Buren fühlen sich nach den Berichten in der neuen Heimat und unter den deutschen Stammesgenossen sehr wohl.

Bücherbesprechungen.

Rudolf Martin. Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. Jena 1901. Verlag von Gustav Fischer. 30 Seiten.

Aus dieser Antrittsrede des trefflichen Züricher Anthropologen spricht ein thatenfroher Idealismus. Er setzt seiner Wissenschaft weite und hohe Ziele. „Was nützt uns alles Wissen", ruft er aus, „wenn wir es nicht umsetzen in frisches, pulsierendes Leben! Wie vor mehr als zwei Jahrtausenden sich die griechische Wissenschaft mit der That, mit der Lebensführung innig zusammenschmolz, so dürfen auch im modernen Menschen Denken und Leben sich nicht zu einem Januskopfe zusammenfügen. Es muß vielmehr das Bewußtsein durchbrechen, daß unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse und Ueberzeugungen auch maßgebend sein sollen auf die Gestaltung unseres Lebens, und das Gefühl der Verantwortlichkeit muß über uns kommen, daß die Zukunft unseres Geschlechtes von uns abhängt, daß es nicht gleichgiltig ist, was wir schaffen und wie wir leben."

Angesichts einer solchen Denkweise ist es um so bemerkenswerter, daß Martin allen Versuchen, die an sich noch fragmentarischen Forschungsergebnisse der physischen Anthropologie unmittelbar für die Tagespolitik zu verwerten, schroff ablehnend gegenübersteht. Charakteristisch für seine Anschauungen hierüber sind unter anderem folgende Stellen: „Gewöhnen wir uns nur einmal daran, die Begriffe „Rasse", d. h. physische Varietät auf der einen Seite und „Volk", respektive Nation, Sprachfamilie und ergologischer Typus auf der anderen Seite streng auseinanderzuhalten und in keinem Terminus und in keiner Klassifikation zu vermengen. Denn es ist fürwahr ebenso thöricht, von einem arischen Schädel zu sprechen, wie wenn wir von einer kurzköpfigen Sprache reden wollten. Bei primitiven, geographisch lange isolierten Formen der Menschheit kann ja auch heute noch gelegentlich ein Parallelismus zwischen physischem Typus und Sprachstamm vorhanden sein, aber in der Mehrzahl der Fälle ist dieser Parallelismus infolge der zahlreichen Penetrationen und Kreuzungen der einzelnen menschlichen Gruppen untereinander verloren gegangen. . . ." (Seite 11.) „Den Vertretern dieser Richtung gegenüber muß betont

Digitized by Google

werden, daß der Schädel eines Menschen niemals seine Nationalität ausdrücken kann: vor dem Forum der physischen Anthropologie giebt es weder Deutsche noch Schweizer, noch Franzosen, sondern einfach morphologische Typen. Jedes Volk, jede Nation ist eben nur eine ethnische Einheit, im physisch anthropologischen Sinne dagegen eine Vielheit. Ein Hineinzerren der Anthropologie in die Politik, in das Kampfgewühl der politischen Parteien muß als unwissenschaftlich und irreleitend auf das schärfste verurteilt werden." (Seite 17.)

Das sind Einwände, mit denen sich die begeisterten Jünger von Gobineau und Lapouge sehr ernsthaft werden auseinandersetzen müssen, sofern sie etwas auf Wissenschaftlichkeit halten. Dr. Ladislaus Gumplowicz.

Ueber Vererbung und Entartung. Von einem praktischen Arzt. Leipzig 1900. Preis 50 Pfg.

Das zweiundzwanzig Seiten umfassende Heft ist ein „kurzes Mahnwort an die, welche zu heiraten noch vorhaben und an ihre Ratgeber". Der ungenannte Verfasser behandelt namentlich die vererbbaren Krankheiten und Krankheitsanlagen, die für das Wohl des Ganzen um so verhängnisvoller werden, je zahlreicher die Nachkommen sind. Er weist besonders auf die Tuberkulose in den unteren und die Nervenkrankheiten in den oberen Schichten hin. Er beschuldigt die Humanität und Nächstenliebe, die sich beeifere, aus allen Kräften und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gerade die Schwachen und Kranken unter uns mit durchzuschleppen und ihnen noch die Möglichkeit zu geben, ihr Unglück auch auf andere zu übertragen und zu vergrößern. Das Ideal der Ehe soll das Resultat „einer physischen und psychischen Auslese zugleich sein". Verwerflich und unmoralisch, wie die Verehelichung Kranker und schwer Belasteter, ist der Verzicht völlig Gesunder auf die Ehe aus rein äußeren wichtigen Gründen. Der Wert eines Menschen hängt in viel höherem Maße von der ererbten Anlage als von der Erziehung ab. Das „Zweikindersystem" ist verwerflich, weil dadurch der „Gesundbrunnen des Volkes" — das sind die gesunden Ehen — zu frühe verstopft wird. Künstliche Verhütung der Empfängnis ist nur in Fällen vorhandener schwerer Belastung und Krankheit dringend zu empfehlen, sowohl ehelich als außerehelich. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß der Staat eine amtsärztliche Beglaubigung der körperlichen und geistigen Tauglichkeit für die Ehe zu ihrer rechtsgiltigen Anerkennung fordern wird. Jeder einzelne sollte sich bei dem geringsten Verdacht von einem erfahrenen Arzte einer „freiwilligen Musterung" unterziehen und unter Hintansetzung aller äußeren Rücksichten und momentanen Sonderinteressen unbedingt nach seinen Ratschlägen sich richten. Dr. J. Lange.

Alfred Damm. Ein Verlust an Volkskraft. Berlin 1901. Selbstverlag. Preis 20 Pfg.

Vom Standpunkt seiner bekannten Entartungs-Theorie bekämpft der Verfasser das Zweikindersystem. Die gesellschaftliche Stellung, Eitelkeit und Furcht vor frühem Altern, das instinktive Erkennen der Frau, daß sie eine zweite, dritte Geburt mit ihrer Gesundheit bezahlen muß, führen zur Einschränkung der Kinderzahl. Jeder Mißbrauch der Fortpflanzung führt zu einem Verlust an Kraft. Die künstliche Verhinderung der Conception ist eine der wichtigsten Ursachen der Entartung bei Frauen und Männern. Bleichsucht, Ergrauen der Haare, Störungen in der Blutbildung und Verdauung, Abnahme der sinnlichen Erregbarkeit und des Gedächtnisses, die Hysterie, die nervösen Leiden u. s. w. sind ihre Symptome. Schlimm und verderblich ist die Geheimnisthuerei und falsche Schamhaftigkeit, mit welcher geschlechtliche Dinge behandelt werden. Die Thatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß die Fortpflanzung den ersten und obersten Zweck der Menschheit bildet. „Hier liegt das Fundament unserer Existenz, hier stehen und fallen wir. Im normalen geschlechtlichen Leben ruhen unsere Gesundheit, unser Wohlbefinden, unsere Kraft, in dem Mißbrauch liegt der Grund für unser Elend." L. W.

Verantwortlich für die Redaktion: Hans K. E. Buhmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 4. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Die Urheimat des Menschengeschlechts.

Dr. Bernhard Rawitz.

Auf die Frage, ob das Menschengeschlecht tierischen Ursprunges sei, wird von der Wissenschaft eine ganz bestimmte Antwort erteilt, welcher begründete Zweifel nicht entgegengesetzt werden können. Bau und Entwickelung der zoologischen Species „Mensch" lehren unzweideutig, daß sie der Säugetierklasse zuzurechnen ist und in dieser mit den höchst organisierten Affen in nächster verwandtschaftlicher Beziehung steht. Die „Affenfrage" erscheint, soweit wir nach dem heutigen Umfange unseres Wissens und nach der Sicherheit unserer Erkenntnis urteilen können, definitiv erledigt. Anders ist die Situation, wenn wir fragen, wo, an welcher Stelle unseres Erdballes sich diese Umwandlung wahrscheinlich vollzogen hat. Nicht wie bei der Lösung des Hauptproblems können wir uns dabei auf positive, jederzeit auf ihre Richtigkeit hin kontrolierbare Thatsachen stützen, sondern müssen zu mehr oder minder schwankenden Wahrscheinlichkeitsgründen greifen. Es ist meines Erachtens ein gutes Zeichen für die Descendenztheorie, daß in einer solch wichtigen Frage sich nur zwei Ansichten gegenüberstehen. Denn je unsicherer die Stützen einer Theorie sind, um so größeren Spielraum findet die Spekulation, um so zahlreichere Hilfshypothesen werden aufgestellt und um so weiter gehen die Anschauungen über die Konsequenzen der Theorie auseinander.

Auf die Frage: wo ist die Menschheit entstanden? kann zur Zeit noch keine positive, alle Zweifel beseitigende Antwort erteilt werden. Während eine Gruppe von Autoren unter der Führung von Darwin und Häckel die Tropen als die Menschheitswiege betrachtet, ist eine andere allerdings sehr viel kleinere Gruppe mit dem bedeutenden Geographen Moriz Wagner an der Spitze der Ansicht, daß nur die sogenannte Paläarktik, also der nördlich der großen von West nach Ost ziehenden Gebirgsstöcke gelegene Teil Europa—Asiens, Ursprungsstelle der Menschheit gewesen sein kann. Es verlohnt sich, diese beiden einander ausschließenden Hypothesen näher zu betrachten, wobei wir es schließlich dem Leser überlassen wollen, diejenige anzunehmen, die ihm als die am sichersten begründete erscheint.

Digitized by Google

In seinem Buche „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" drückt sich Darwin über den Geburtsort des Menschen (in Kapitel 6) folgendermaßen aus:

Unsere Urerzeuger gehörten offenbar zum Stamme der schmalnasigen Affen (Catarrhinen) der alten Welt. Aber weder Australien noch irgend eine ozeanische Insel kann ihr Aufenthalt gewesen sein. Afrika dagegen war früher von Affen bewohnt, welche jetzt ausgestorben sind und mit dem Gorilla und Chimpanse nahe verwandt gewesen sein müssen. Diese beiden anthropoiden Affen sind jetzt diejenigen Säugetiere, welche dem Menschen am nächsten stehen; „so ist es fast noch mehr als wahrscheinlich, daß unsere frühen Urerzeuger auf dem afrikanischen Festland, und zwar hier eher als irgend wo anders lebten" (pg. 174 l. c.). Für unnütz aber hält es Darwin, hierüber Spekulationen anzustellen, denn ein dem Menschen an Größe fast gleichkommender Affe, der Dryopithecus Fontani, lebte in Europa während der oberen Miocänperiode, also während des Tertiärs. Seitdem hat sich die Oberfläche der Erde ganz bedeutend umgestaltet und Zeit für Wanderungen ausgiebigster Natur war genügend vorhanden. Ob Darwin hiermit andeuten will, daß möglicherweise der Dryopithecus der Vorfahr des Menschengeschlechts gewesen ist, welcher unter besonderen Umständen nach Afrika gewandert sei und dort unter den günstigen Bedingungen eines warmen Klimas seine Artumwandlung erfahren habe, oder welchen Sinn Darwin sonst mit seiner Erwähnung jenes fossilen europäischen Anthropoiden verbindet, ist nicht klar einzusehen. Darwin betrachtet also Afrika als die Heimat des Urmenschen.

Häckel hat, wie schon gesagt, ebenfalls die Auffassung, daß in den warmen Klimaten unserer Erde die Menschwerdung stattgefunden haben müsse. Er sagt in seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte" (8. Auflage 1889, pg. 693): „Die affenartigen Stammeltern des Menschengeschlechts sind längst ausgestorben. Vielleicht werden wir ihre versteinerten Gebeine noch dereinst teilweis in Tertiärgesteinen des südlichen Asiens oder Afrikas auffinden." Häckel weicht also hier von Darwin insofern ab, als er sich nicht klipp und klar für Afrika entscheidet, sondern die Möglichkeit, daß im südlichen Asien die Wiege der Menschheit gestanden habe, nicht ausschließt. Auch er erwähnt den großen fossilen Menschenaffen Dryopithecus Fontani sowie den ebenfalls fossilen Pliopithecus antiquus, die beide in Europa gelebt haben, „welche in der Kieferbildung dem Menschen bedeutend näher standen, als alle heute lebenden Anthropoiden" (l. c. pg. 694). Aber gleich Darwin benutzt auch Häckel die Thatsache, daß in der Paläarktik zu einer Zeit, in der die Menschwerdung begonnen haben muß, nämlich am Ende des Tertiärs, anthropoide Affen gelebt haben, in keiner Weise, um die Theorie von der Entstehung des Menschen in warmen Klimaten einer Revision zu unterziehen.

In einer späteren kleinen Schrift „Ueber unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen" hat Häckel sich mit Eifer des von Eugen Dubois auf Java entdeckten fossilen Pithecanthropus erectus angenommen und ihn für das bisher fehlende Bindeglied zwischen Menschenaffen und Menschen erklärt. Die Reste des frag-

Digitized by Google

lichen Tieres, die aus einem Schädeldache, einem Unterschenkel und einigen Zähnen bestehen, sind nach der Ansicht der meisten Zoologen und Paläantologen ein Beweis für die Mittelstellung des Pithecanthropus zwischen Affe und Mensch, wenn auch die Reste, wie Häckel selber sagt, so unvollständig sind, daß ein abschließendes Urteil nicht möglich ist.

Darnach wäre also im tropischen Asien die Menschwerdung erfolgt.

Einen ganz anderen Standpunkt nimmt Moriz Wagner ein. In den von seinem Neffen herausgegebenen gesammelten Aufsätzen: „Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung" (Basel 1889) findet sich eine kleine Abhandlung, betitelt: „Ursprung und Heimat des Urmenschen." Als Leitmotiv der Wagnerschen Auffassung ist der Gedanke zu betrachten: ohne Eiszeit wäre kein Mensch entstanden.

In vollem und bewußtem Gegensatze zu Darwin und Häckel lehnt Wagner die Tropen als die Heimat des Urmenschen ab und betrachtet vielmehr die Paläarktik als den einzigen Ort, der hierfür in Anspruch genommen werden kann. Als am Ende der Tertiärperiode, also noch zu Lebzeiten jener erwähnten europäischen Anthropoiden, das Eis vom Pol her südwärts zu rücken begann, wurde dadurch ganz allmählich aber auch ganz konstant die mittlere Jahrestemperatur in der Paläarktik heruntergesetzt. Für Tiere und Pflanzen ist aber, darüber herrscht in der Wissenschaft volle Uebereinstimmung, die Erhaltung der mittleren Jahrestemperatur auf immer gleicher Höhe von Leben bestimmender Bedeutung. Ist der Winter sehr kalt gewesen, so muß ein heißer Sommer eintreten — und tritt auch meist ein —, damit die mittlere Jahrestemperatur erreicht wird. Und umgekehrt folgen auf warme Winter meist kühle Sommer, wodurch ebenfalls der Ausgleich herbeigeführt wird. Aendert sich nun konstant das Verhältnis der Sommer- zu den Wintertemperaturen derart, daß dadurch eine Erhöhung oder Herabminderung der mittleren Jahrestemperatur resultiert, so ändern sich dadurch auch von Grund aus die Existenzbedingungen, denen Tier und Pflanze vollkommen angepaßt sind.

Das allmähliche Südwärtswandern des Eises, also die für die Paläarktik beginnende Glazialperiode, führte infolge der Herabminderung der mittleren Jahrestemperatur zu einer Disharmonie zwischen der Organisation der lebendigen Wesen und den Existenzbedingungen. Jene waren diesen am Ende des Tertiärs nicht mehr angepaßt. So mußte, da die Veränderung der Daseinsbedingungen anhielt, in der ganzen Paläarktik ein überaus heftiger Kampf ums Dasein zwischen den einzelnen Organismen und gegen die klimatischen Bedingungen stattfinden. Die ganze Fauna und Flora wurde nicht sowohl durch das Eis selber, als vielmehr durch die stetige Verminderung der mittleren Jahrestemperatur immer weiter südwärts gedrängt und stieß hierbei auf jenen gewaltigen, in westöstlicher Richtung gelagerten Gebirgsstock, der von den Pyrenäen bis zum Himalaya reicht. Was sich den sich verändernden Existenzbedingungen nicht anpassen konnte, oder was nicht imstande war, jenen Gebirgsstock zu überschreiten, ging in diesem harten Kampfe gegen die klimatischen Daseinsbedingungen zu Grunde. Diejenigen Formen dagegen, welche sich in die neuen Verhältnisse zu schicken vermochten, änderten sich in ihrer

Digitized by Google

Organisation so ab, daß sie zu neuen, von den tertiären völlig abweichenden Arten wurden.

Die Anthropoiden nun, welche in der Paläarktik des Tertiärs lebten, wurden ebenfalls gezwungen, südwärts zu wandern, wurden gegen den westöstlichen Gebirgsstock gedrängt, den sie überschreiten oder, falls sie dazu nicht imstande waren, von dem aus, als ihrem neuen Wohnorte, sie den Kampf gegen die klimatischen Einflüsse aufnehmen, d. h. sich ihnen anpassen mußten. Zurückgedrängt in die unwirtlichen baumlosen Steinhalden der Alpen u. s. w. waren sie gezwungen, eine neue Lebensweise anzunehmen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollten. Diese neue Lebensweise führte sie zunächst zur dauernden Annahme des aufrechten Ganges; und damit war im Prinzip die Menschwerdung beendet. Denn mit dem aufrechten Gange traten alle jene anatomisch-physiologischen Veränderungen ein, welche den Unterschied des Menschen vom Anthropoiden ausmachen und die in der Ausbildung einer artikulierten Lautsprache ihre Kulmination finden.

Dies ist im wesentlichen der Gedankengang von Moriz Wagner. Sehen wir uns die beiden Haupthypothesen kritisch näher an.

Wenn wirklich die Tropen der Entstehung des Menschengeschlechts günstig gewesen sind, wenn also sie Daseinsbedingungen setzten, welche eine so weitgehende Artumbildung wie vom Anthropoiden zum Anthropos ermöglichen, dann, sollte man doch meinen, müßten auch in den Tropen die entwickeltsten Menschenrassen beheimatet sein. Denn war einmal der Mensch entstanden, so war die Weiterentwickelung der anatomisch-physiologischen Charaktere dieser neuen Species sicherlich viel leichter zu bewerkstelligen, als die Artumänderung. Wenn ich hier einen vielleicht barock klingenden Vergleich anwenden darf: die Menschwerdung war ein synthetisches, die weitere Ausbildung des gewordenen Menschen nur ein analytisches Urteil der Natur im Sinne Kants. Die Tropen zeigen aber mit nichten die höchst entwickelten Menschenrassen, im Gegenteil: gerade sie beherbergen die minderwertigsten, affenähnlichsten Menschen, nämlich in Ceylon die Veddas, in Afrika die Akkas. Die Neger Afrikas, die Ureinwohner Australiens, selbst die Hindus im südlichen Asien sind anthropologisch weit tiefer stehende Rassen als die Kulturvölker Europas und die Chinesen.

Ueberhaupt zeigen die Tropen in faunistischer Beziehung ein durchaus konservatives Verhalten. Die Beuteltiere, welche für Australien charakteristisch sind, existieren in der Paläarktik seit dem Sekundär nicht mehr. Die Dickhäuter und die großen Katzen geben dem tropischen Asien und Afrika das faunistische Gepräge, in der Paläarktik sind sie seit dem Tertiär erloschen. Die Fauna aber, welche für das Quartär, also für die geologische Epoche, der wir Menschen angehören, als bezeichnend zu betrachten ist, gehört der Paläarktik an, ist in ihr zu Hause. Selbst unsere Zugvögel beweisen dies; sie nisten nur bei uns, niemals in den warmen Klimaten. Dort aber ist der Vogel zu Hause, wo er sein Nest baut.

Mir will scheinen, als ob die hier nur kurz erwähnten Thatsachen entschieden gegen die Tropenheimat der Urmenschen und für die Wagnersche Hypothese sprechen.

Digitized by Google

Des ferneren ist eine rein logische Ueberlegung für Wagner anzuführen. Nur Härte der Lebensbedingungen, nur schweres Ringen gegen die Ungunst der Verhältnisse — die Erfahrungen des täglichen Lebens lehren dies — ermöglichen einen allgemeinen civilisatorischen Fortschritt. Ueberfluß dagegen erschlafft wie den Einzelnen so die Gesamtheit. Der träge Neger und der fleißige Europäer sind Paradigmata hierfür, jenem deckt die Natur den Tisch überreichlich, dieser muß hart arbeiten, um des Lebens Notdurft zu erringen. Wo also soll für die Anthropoiden der Tropen der Anreiz hergekommen sein, so in ihrer Organisation sich abzuändern, daß der Mensch entstehen konnte? Die Lebensbedingungen sind in den Tropen nahezu unverändert die gleichen geblieben seit dem Sekundär, eine Anpassung an neue Verhältnisse trat also gar nicht ein und ein Variieren der Organisation nach neuen Richtungen kann sich nur bemerkbar machen, wenn physiologische Neubeanspruchungen, also veränderte Daseinsbedingungen auf den Körper einwirken.

Darum scheint mir die zur Zeit noch wenig beachtete Wagnersche Hypothese die logisch zulässigste, die zugleich auf Thatsachen sich stützt. Nicht in den Tropen, sondern in der Paläarktik sind die Reste von Menschen primitivster Organisation gefunden worden: der Schädel von Neanderthal u. s. w. So wichtig die Reste des Pithecanthropus erectus zweifelsohne sind: ein Beweis, daß aus ihm der Mensch sich entwickelt habe, ist nicht geliefert. Und ein solcher Beweis ist auch bei dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Kenntnisse weder für die Tropenhypothese noch für die Paläarktikhypothese zu liefern. Noch ist das Thatsachenmaterial, auf das sich die Wissenschaft stützen kann, zu gering und zu lückenhaft, und darum müssen wir auf die Frage, wo der Mensch entstanden ist, offen antworten, daß wir heute dieses Problem noch nicht lösen und nur gut begründete wissenschaftliche Vermutungen darüber aufstellen können.

Natürliche und geschlechtliche Auslese bei wilden und bei hochkultivierten Völkern.

Dr. W. Schallmayer.

Inhalt. I. Das „Altern" der Völker und der Arten: Völker als Individuen. — Es giebt für Völker keinen Alterstod. II. Ausmerzen von Menschenrassen und Völkern: Aussterben von Naturvölkern. — Untergang von Kulturvölkern. III. Führt unsere Kultur zur Entartung? 1. Natürliche Auslese in der organischen Welt überhaupt. 2. Ausleseverhältnisse bei wilden Völkern — Erwerbsleben — Kriege — Tötung von Neugeborenen — Geschlechtliche Zuchtwahl. 3. Ausleseverhältnisse bei Kulturvölkern. a) Einfluß des Besitztums auf die natürliche Auslese — Hungerperioden — Kälte — Seuchen. b) Einfluß des Besitztums, der sozialen Verhältnisse und der ethischen Anschauungen auf die geschlechtliche Zuchtwahl — Weibliche und männliche Ehelosigkeit — Heiratsalter — Geringere Fruchtbarkeit ohne Absicht — Langsamere Generationsfolge — Verpassung des besten Ernährungszustandes der Keime — Absichtliche Kleinhaltung der Familie — Individualismus und Humanität — Großstädte — Vererbungstheorien — Prostitution — Verbrechertum. c) Einfluß von Heilkunde und Hygiene auf die natürliche Auslese — Tuberkulose — Andere Epidemien — Kindersterblichkeit — Pflege schwächlicher und kränklicher Personen — Ein unbebautes Feld der Hygiene — Geisteskrankheiten. d) Alkoholismus und Onanie. IV. Entartungserscheinungen der Gegenwart: Anzahl der Geistesstörungen — Zahl der Selbstmordfälle — Ausmusterungs-

Digitized by Google

ziffern — Lebensdauer — Zahnkaries. V. Aussichten und Nutzanwendungen: Fast in allen Kreisen mangelt es an Einsicht für die Bedeutung der Selektion — Erfolglose Anläufe zur Uebertragung der Theorie in die Praxis — Stellung bedeutender Autoren zum Problem einer Reform.

I. Das Altern der Völker und Arten.

Es ist üblich, vom Lebenslauf und Lebensalter der Völker zu reden, von ihrem Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter. Soweit dies nur bildlich geschieht, ist nichts dagegen einzuwenden. Aber öfter will man mit diesen Worten nicht einen Vergleich ausdrücken, sondern man glaubt wirklich und will glauben machen, daß die Völker ebenso wie die Individuen einen durch physiologische Entwickelungsnotwendigkeit vorgeschriebenen Lebensablauf haben. Ja fast allgemein scheint angenommen zu werden, daß „ein Altern und Verfallen nach erlangter Blütezeit für ganze Völker ebenso unvermeidlich ist, wie für die einzelnen Menschen".

Es dürfte nützlich sein, diese Ansicht eingehend zu erörtern, da sie der Erkenntnis der wirklichen Ursachen des Verfalls der Kulturvölker im Wege steht.

Zunächst sollte auffallen, daß man nie etwas von der Geburtsstunde eines Volkes hört, jedenfalls nicht im physiologischen Sinn. Der Grund ist natürlich der, daß im physiologischen Sinn kein Volk älter ist als das andere, wie O. Seeck richtig bemerkt hat. In diesem Punkte führen die Lehre der Bibel und die moderne Entwickelungslehre zum gleichen Ergebnis, denn beide schreiben allen menschlichen Rassen gemeinschaftliche Abstammung zu.

Allenfalls könnte man als Geburtsstunde eines Volkes den Zeitpunkt ansehen, in dem es sich von seinem Mutterstamm losgelöst hat. Würde es von diesem Moment an strenge Inzucht gepflegt haben, so hätte man von da an ein wohl abgegrenztes völkisches Individuum. Und würde dieses Volk bis auf die letzte Person aussterben, so schiene die Analogie mit dem Lebenslauf des Individuums eine vollständige zu sein.

Aber in Wirklichkeit haben die Völker niemals einen so streng abgegrenzten Körper wie die Individuen. Volksgrenzen lassen sich wohl politisch, aber nicht leicht physiologisch bestimmen. Jedes Volk nimmt mindestens von Zeit zu Zeit fremdes „Blut" in sich auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach steht auf lang andauernde Abschließung die Strafe des Untergangs durch Entartung. Denn soweit unsere Erfahrung reicht, schwächt Inzucht ausnahmslos die Lebens- und Fortpflanzungsenergie, um so rascher, je kleiner der Inzuchtkreis ist, und um so mehr, je länger die Inzucht dauert, auch bei bester Qualität des Inzuchtstammes.*)

*) Auch in den abgeschlossensten Gebirgsthälern hat wohl niemals strenge Inzucht geherrscht. In dem als Beispiel strenger Inzucht öfter genannten Grödnerthal wurde mir vor kurzem von mehr als einer Person versichert, daß dort jetzt kaum mehr als die Hälfte der Ehen zwischen Angehörigen dieses Thales stattfinden. Man wird daraus den Schluß ziehen dürfen, daß die Inzucht hier auch früher schwerlich eine vollständige war, da Volkssitten sich nirgends ganz plötzlich ändern. Auch die Abgeschlossenheit der Hörigkeitsbezirke in Bezug auf Ehen ist natürlich nur eine unvollständige gewesen.

Digitized by Google

Besiedelte ein Volk erobertes Land, während Reste des besiegten Volkes, insbesondere Weiber und Kinder, in irgend einer Form der Abhängigkeit im Lande wohnen blieben, so verschmähten die Sieger in der Regel die Weiber des besiegten Stammes nicht, ja selbst wo die Vermischung aus politischen und religiösen Gründen ausnahmsweise verboten wurde, wie bei den Juden, dürfte wohl kein Gesetz mächtig genug gewesen sein, sich unverbrüchliche Geltung zu verschaffen. Gehören solche beigemischte fremde Elemente auch zum Volkskörper oder nicht? Die Abgrenzung dürfte schwierig sein. Denn das Volk ist kein Individuum.

Ebensowenig kann man Nachbarvölker, die im Konnubium mit einander stehen, physiologisch als völkische Individuen ansehen, mögen sie politisch noch so scharf geschieden sein.

Also es giebt physiologisch keine Abgrenzung des Volkskörpers nach außen und unter Umständen auch nicht nach innen, d. h. es giebt physiologisch keine völkischen Individuen, und schon deshalb kann von einem gesonderten physiologischen Lebenslauf einzelner Völker nicht gesprochen werden.

Besehen wir uns die Sache noch von einer anderen Seite! Dem Leben des Einzelwesens ist zufolge seines physiologischen Uhrwerks eine bestimmte Dauer vorgeschrieben, die zwar durch allerlei äußere Störungen abgekürzt, unter keinen Umständen aber überschritten werden kann. Der innerhalb bestimmter Zeitgrenzen ausnahmslos eintretende Ablauf dieses Uhrwerks bringt dem Individuum den unvermeidlichen Tod.

Hingegen haben wir nicht den geringsten Grund zu der Annahme, daß auch der Völkertod auf innerer Notwendigkeit beruht gleich dem Tod des Individuums. Daß die Reproduktionsfähigkeit des Organischen keine inneren Grenzen hat, wenigstens soweit menschliche Maße in Betracht kommen, wird schon durch die heutige Existenz der organischen Welt genügend bewiesen, sofern wir mit der Descendenzlehre annehmen, daß die heutige organische Welt sich in kontinuierlicher Abstammung von den Anfängen des organischen Lebens herleitet. Gewiß sind unzählbare Arten ausgestorben, aber andere haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die allmähliche Umformung, welche diese Arten erfahren haben, ändert nichts an der Thatsache ihrer niemals erloschenen Fortpflanzung.

An und für sich, d. h. gemäß inneren Gesetzen, braucht also weder das Menschengeschlecht überhaupt noch irgend ein Volk jemals unterzugehen. Wir haben gar keinen Anhaltspunkt zu der Annahme, daß die Fähigkeit der Völker, sich fortzupflanzen, mit Entwickelungsnotwendigkeit auf eine bestimmte Zeitdauer beschränkt sei. Die Analogie mit dem Individuum stößt hier auf ein unüberschreitbares Hindernis, und damit werden auch die Analogien mit den Lebensaltern des Individuums wissenschaftlich unhaltbar und auf den Wert dichterischer Bilder herabgesetzt. Anderenfalls, wenn dem „Altern“ der Völker der Charakter der Unvermeidbarkeit anhaften würde, wäre eine Untersuchung über die Ursachen der Völkerentartung gegenstandslos.

Allerdings glauben wir zu wissen, daß bei einigen Arten und Gruppen von Arten, die ausgestorben sind, und bei einigen, die gegenwärtig dem Aussterben entgegengehen, eine innere Entwickelungsrichtung, nämlich zunehmende Verbildung einzelner Organe oder

Digitized by Google

unaufhaltbar zunehmende Schwäche der ganzen Konstitution, als Ursache des Untergangs und des Aussterbens angesehen werden muß. Jedoch auch in diesen Fällen besteht kein Grund, diese Entwickelungsrichtung als eine durch innere Bedingungen prädestinierte anzusehen. Denn sie lassen sich leicht als Folge äußerer Konjunkturen erklären. Es läßt sich annehmen, daß es unter anderen äußeren Umständen, die mit einer unablässig strengen Auslese verbunden gewesen wären, z. B. nicht zu der exzessiven Entwickelung der Geweihe von jetzt ausgestorbenen Hirscharten oder der unzweckmäßig gebogenen Stoßzähne der Mammut gekommen wäre, die diesen Arten später, unter ungünstiger gewordenen Daseinsbedingungen, verhängnisvoll wurden. Und wenn wir sehen, daß eine Gattung, die z. B. durch allzu starke Verfolgung seitens ihrer Feinde oder durch sonstige Ungunst der äußeren Verhältnisse auf eine allzu kleine Anzahl lebender Individuen auf einem kleinen Verbreitungsbezirk reduziert worden ist, unvermeidlich dem Aussterben verfallen ist, mögen auch nachträglich, nachdem jene Reduktion einmal eingetreten ist, die äußeren Verhältnisse sich noch so günstig gestalten, so kann auch dieses Aussterben einer Art nicht als Alterstod aufgefaßt werden. Denn die Entartungsvorgänge, an denen sie zu Grunde geht, sind nur herbeigeführt durch jene äußere Konjunktur, die das Zusammenschrumpfen der Individuenzahl und ihres Ausbreitungsbezirkes verursacht hat und sie dadurch zu ständiger naher Inzucht zwingt, welche zunehmende konstitutionelle Entartung zur Folge hat. Hingegen der Alterstod ist nicht durch äußere Umstände bedingt, sondern ausschließlich durch innere. Er kommt nur dem Individuum zu.

II. Ausmerzung von Menschenrassen und Völkern.

Wahrscheinlich sind schon mehr Menschenrassen von der Erdoberfläche verschwunden, als heute existieren, und auch gegenwärtig befinden sich einige offenbar im Aussterben. Es sind dies Rassen mit geringer Kulturentwickelung, welchen die Berührung mit der europäischen Rasse allerlei Schädigungen gebracht hat, denen sie sich nicht gewachsen zeigen: Seuchen, Alkoholismus, nachteilige Kleidung, Verlust der Jagdgründe und der sonstigen Nahrungsquellen, Verlust der altehrwürdigen religiösen und sittlichen Ueberlieferungen, Knechtung und unerträgliche Demütigung, infolgedessen Verlust des sittlichen Halts, der Selbstachtung, der Freude an sich selbst und am Leben.

So schmilzt (nach Gerland, „Ueber das Aussterben der Naturvölker", Leipzig 1868) die Bevölkerung Australiens und Ozeaniens dahin, wenigstens an den Küsten, wo sie sich mit den Weißen berührt, und die von Tasmanien und Neuseeland ist schon beinahe ausgestorben. Die Hottentotten sind bis auf drei Stämme aufgerieben, deren Zahl noch immer im Fallen ist, und auch die Zahl der Kaffern scheint stark in der Abnahme begriffen zu sein. Die Ureinwohner Amerikas schätzte man für die Zeit der Entdeckung auf etwa 16 Millionen, jetzt (1868) sind es kaum noch 2 Millionen.*)

*) Die Neger hingegen halten bekanntlich Stand. Sie waren schon seit Jahrtausenden zeitweise in Berührung mit alten Kulturvölkern gekommen und hatten also gegenüber den Schädlichkeiten, die davon ausgehen, bereits eine folgenreiche

Digitized by Google

Jedoch so groß unsere Anteilnahme an dem Schicksal dieser Völker sein mag, so entbehrt sie doch des Nachdruckes, der von dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit des bevorstehenden Loses ausgeht. Denn ihre Stellung und ihr Los hat, soweit wir sehen, mit unserem künftigen Schicksal kaum etwas gemein. Aber die Geschichte zeigt uns auch eine ununterbrochene Reihenfolge von Völkern, die nicht infolge der Rückständigkeit ihrer Kultur dem Untergang verfielen, sondern trotz ihrer alle gleichzeitigen Völker überragenden Kultur. Mit fast monotoner Regelmäßigkeit folgte auf eine hohe Machtentfaltung und Kulturentwickelung dieser Völker meist schon nach wenigen Jahrhunderten oder noch bälder ein Verfall der Macht, trotz der Machtvorteile, die ihre hervorragende Kultur ihnen gewährte, und weniger kultivierte Völker erlangten das Uebergewicht über sie.

Ohne Zweifel beruht dieser Niedergang durchaus nicht immer auf Entartung. Aber schon die Regelmäßigkeit dieser Erscheinung verbietet uns, sie ausschließlich als ein Ergebnis des wechselvollen Kriegsglückes anzusehen, zumal in Fällen, bei denen die Geschichte uns lehrt, daß dem Niedergange Symptome einer inneren Schwächung des Volkskörpers, ein Sinken der sittlichen, geistigen und physischen Fähigkeiten, verbunden mit einer auch quantitativen Abnahme der Nachkommenschaft, vorausgegangen sind.

Vor Darwin richtete man das Augenmerk hauptsächlich auf schädliche Richtungen der sozialen Entwickelung und es ist kein Zweifel, daß jeder politische Machtzerfall durch bloße soziale Schwächungen ohne Hinzukommen einer generativen Wertminderung verständlich gemacht werden kann. Stellenweise Defekte des geistigen Gesichtsfeldes hindern eben das geistige Auge ebensowenig wie Netzhautdefekte das leibliche, uns lückenlose Bilder vorzutäuschen. Erst die Darwinistische Weltanschauung hat uns zum Bewußtsein gebracht, daß der Mensch, wie alle Lebewesen, auch einer generativen Entwickelung unterworfen ist, deren Verlauf ihn langsam zu seiner gegenwärtigen physiologischen Beschaffenheit emporgehoben hat, die aber auch — und zwar viel rascher — zur Entartung führen kann, seis durch schädliche Einwirkungen auf die Keime, seis durch ungünstige Selektion derselben. Und so hat man, einer gelegentlichen Anregung Häckels entsprechend, seit kurzer Zeit begonnen, die Weltgeschichte auch einer biologischen Betrachtungsweise zu unterziehen, die den bisherigen Geschichtsschreibern völlig fremd ist.

Am besten bekannt sind uns von den untergegangenen Kulturvölkern die Verhältnisse bei den alten Griechen und Römern. Im ersten Band seiner ausnehmend gedankenreichen „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ (2. Auflage, Berlin 1897) bemerkt Otto Seeck folgendes:

„Nein, nicht das feindliche Schwert war es, das die antiken Staaten entvölkerte, sondern der Mangel an jungem Nachwuchs. Schon aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. berichtet uns ein scharfer

---

Auslese überstanden. Außerdem schützt sie das Klima ihrer Wohnsitze, dessen Schädlichkeiten (Malaria und andere dort heimische Seuchen) die bisherige Konstitution der meisten Europäer nicht gewachsen ist, während die Neger infolge langer Auslese allgemein in hohem Grade immun gegen diese Seuchen sind und auch sonstige Anpassung an das tropische Klima erlangt haben.

Digitized by Google

Beobachter (Polyb. XXXVII, 9, 5): »Zu meiner Zeit litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und überhaupt an Menschenmangel, wodurch die Städte sich entleerten und das Land keine Früchte mehr trug, obgleich weder ununterbrochene Kriege noch Seuchen uns betroffen hatten. Denn die Menschen hatten sich dem Uebermut, der Geldgier und der Trägheit zugewandt; sie wollten nicht mehr heiraten, oder, wenn sie es thaten, doch nicht alle ihre Kinder aufziehen. So mehrte sich unvermerkt das Uebel schnell. Denn, wenn nur eines oder zwei vorhanden waren, so konnten diese leicht durch Krieg oder Krankheit hinweggerafft werden, und natürlich mußten dann die Häuser leer bleiben.«*) Auch in Rom sah sich um dieselbe Zeit ein Censor veranlaßt, das Volk durch eine Rede zum Heiraten zu ermahnen. Später setzte Cäsar Prämien auf reichliche Nachkommenschaft. Doch blieben diese Bemühungen erfolglos, ebenso wie die von Augustus und Hadrian ... Der wachsende Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten ist wohl der entscheidende Faktor für die spätere Entwickelung der antiken Welt geworden."

Nur die Entartung der ganzen Rasse erklärt nach Seeck das Nichtwiederaufblühen einer Bauernschaft, die durch militärische Aushebungen, sowie durch die Entwickelung des Großgrundbesitzes und der Sklavenwirtschaft erdrückt worden war. Diese Sklavenwirtschaft ließ nämlich nach, als die auswärtigen Kriege, die vorher stets Ueberfluß an Sklaven geliefert hatten, unergiebiger wurden und häufige innere Kriege an deren Stelle traten. Da Sklavenzucht in großem Maßstabe unmöglich war — es fehlte an Weibern unter den Arbeitssklaven — so trat nun Mangel an Landarbeitern ein. Nun war also wieder Platz für eine einheimische Bauernschaft. Aber ein allgemein verbreiteter Lebensüberdruß hat nach Seeck eine Abneigung gegen Fortpflanzung verursacht, und derselbe Lebensüberdruß habe auch der auffälligen Selbstmordepidemie und der Bereitwilligkeit zum Märtyrertod zu Grunde gelegen.

Organische Entartung mag nicht ohne Anteil an diesem Lebensüberdruß gewesen sein, da Naturen von ungeschwächter physischer Gesundheit unter keinen Umständen lebensüberdrüssig werden. Im übrigen läßt sich jener Lebensüberdruß aus der tiefgreifenden sittlichen Anarchie erklären, die auch eine Folge der intensiven Berührung mit so vielen fremden Völkern, fremden Sitten und Anschauungen

*) Es befriedigt nicht ganz, wenn die höchst auffällige Erscheinung einer so großen Unfruchtbarkeit nur psychologisch erklärt werden soll. Selbst die Zuhilfenahme der traurigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse scheint zur Erklärung kaum auszureichen. Ich bin versucht, daran zu denken, ob nicht vielleicht infolge der damaligen Berührung mit so vielen anderen Völkern, deren Weiber nicht nur als Privatsklavinnen gebraucht wurden, sondern auch in ungeheuerem Umfange einer unglaublich billigen und dementsprechend verbreiteten Prostitution dienten, die Gonorrhoe damals eine besonders große Verbreitung gefunden habe, eine Krankheit, die, auf Frauen übertragen, so häufig deren Fruchtbarkeit beeinträchtigt, wie sie ohne Zweifel auch heutzutage an der geringen Fruchtbarkeit der städtischen Bevölkerung und der besser situierten ländlichen Volksklassen, die gleichfalls viel Gelegenheit haben, sich in den Städten sexuelle Infektionskrankheiten zu holen, einen großen Anteil hat. Die Verbreitung der Gonorrhoe unter den besser situierten Ständen, besonders der städtischen Bevölkerung, ist gegenwärtig über alle Mutmaßung groß. Im allgemeinen aber ist sie beschränkt auf die Kreise, die von der Prostitution Gebrauch machen

Digitized by Google

war. Denn die Lebensfreudigkeit erfährt bei den meisten Menschen eine beträchtliche Einbuße, wenn sie aus den althergebrachten und gewohnten Anschauungen herausgerissen werden. Im übrigen war es wohl in erster Linie noch immer die exzessive Entwickelung des Großgrundbesitzes, was ein Wiederaufkommen des Bauernstandes hemmte.

Hingegen kaum anders als durch Entartung infolge Ausrottung der besseren Elemente läßt sich das so auffällige, fast gänzliche Verschwinden kühner und energischer Naturen in der Kaiserzeit erklären, an denen die antike Welt vordem so reich gewesen.

Ueber den Niedergang des geistigen Lebens der griechisch-römischen Welt schreibt Seeck: „Aus der ganzen Kaiserzeit können wir keine Verbesserung der Technik, keine Erleichterung der Fabrikation, nicht eine noch so kleine Erfindung nachweisen, und selbst frühere Erfindungen brauchten unglaublich lang, bis sie allgemeine Annahme fanden. Diese ängstliche Denkfaulheit tritt am deutlichsten auf den Gebieten des geistigen Lebens hervor. Nach Hadrian kann man von einer Wissenschaft kaum noch reden. Die Thätigkeit der Gelehrten besteht ganz ausschließlich im gedankenlosen Exzerpieren ihrer besseren Vorgänger, die Philosophie im Erklären der überkommenen Lehrsätze."

III. Führt unsere Kulturentwickelung zur Entartung?

1. Natürliche Auslese in der organischen Welt überhaupt.

Die von der Geschichte gepredigte Thatsache, daß Völker, die sich der Segnungen einer hohen Kultur erfreuen, regelmäßig von der erreichten Kultur- und Machthöhe wieder herabsinken, und andere Völker, die bis dahin an dieser Kultur geringeren Anteil hatten, trotz dieser kulturellen Inferiorität allmählich das Uebergewicht über sie erlangen, zwingt uns, ohne Rücksicht auf die Hochgefühle, die unsere Kulturhöhe uns einflößt, zu untersuchen, ob vielleicht die Kulturvölker nicht trotz ihrer Kultur, sondern gerade durch sie dem Niedergang verfallen, d. h. ob nicht in den Kultureinrichtungen selbst der Grund liegt.

„Ein Typus wird fest und stark unter dem langen Kampf mit wesentlich gleichen ungünstigen Bedingungen", sagt Nietzsche, der, obgleich kein Freund der Descendenztheorie, dennoch deren Grund- und Folgegedanken besser als mancher eifrige Darwinist erfaßte und in sich wirken ließ. Und mit diesem Ausspruch dürfte er den Kern dessen, was auf obige Frage zu antworten ist, getroffen haben.

Die Selektionstheorie Darwins ist nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch interessant, indem sie uns auf die Wichtigkeit der Auslese für alle Gattungen von Lebewesen hinweist. Sie zeigt uns nicht nur, daß jeder Fortschritt das Ergebnis von Auslese und Ausscheidung ist, sondern auch, daß ständige Auslese nicht minder nötig ist, um die durch sie erreichte Entwickelungshöhe nur zu erhalten. Schon vor Darwin wußten die Tierzüchter sehr wohl, daß es ohne strenge Ausscheidung aller unter Durchschnittsqualität stehenden Individuen unmöglich sei, die Güte einer Rasse annähernd auf der erreichten Höhe zu erhalten. Darwin wies darauf hin, daß auch in der Natur eine ständige und von Zeit zu Zeit verschärfte Selektion geübt wird, mit der Folge, daß jede Generation mehr von solchen

Digitized by Google

Individuen abstammt, die an Qualität über dem Durchschnitt stehen, als von solchen, die darunter ausgefallen sind.

Mit dieser Lehre hinterläßt er uns die Aufgabe, zu untersuchen, ob und wie unsere jetzige menschliche Zuchtwahl von der natürlichen abweicht und ob sie besser oder schlechter ist als die natürliche. Trifft letzteres zu, so muß sie notwendig zum generativen Niedergang, zur Entartung der Kulturvölker führen, die auf die Dauer weder mit der Behauptung der erreichten Kulturhöhe, noch mit der des politischen Uebergewichts vereinbar ist.

A. R. Wallace schließt eine schematische Berechnung des Verhältnisses von Fortpflanzung und Vernichtung, wie es in der Natur bei vielen Säugern und Vögeln beobachtet wird, mit folgenden Worten: „Wenn wir mit 100 Individuen beginnen, deren Nachkommenschaft sich in jedem Jahr (5 Paar Junge auf 1 Paar Eltern) auf 500 beläuft, und wenn von diesen 500 nur 10 die Fortpflanzung erleben, so werden in 10 Jahren doch ziemlich genau 8000 geboren, die mit den ursprünglichen 100 zusammen 8100 ergeben, und von diesen 8100 überleben nur die 100 Tüchtigsten oder nahezu Tüchtigsten . . . Ohne eine solche zahlenmäßige Schätzung anzustellen, ist es unmöglich, sich einen Begriff von der Härte des Daseinskampfes zu machen, der in der Natur ununterbrochen vor sich geht und die Ausscheidung der Untüchtigen zur Folge hat."

Bei den höheren Säugern und beim Menschen ist die Vermehrungstendenz und demzufolge auch das Walten des Todes natürlich mäßiger. Innerhalb der Menschheit besteht sodann in dieser Hinsicht eine Differenz zwischen wilden und civilisierten Völkern. Je höher die Civilisation steigt, desto mächtiger wird das Bestreben, das Mißverhältnis zwischen der natürlichen Vermehrungstendenz und den gegebenen Lebensbedingungen, die nur einen viel kleineren Nachwuchs zulassen, zu mildern.*) Doch mit diesem Bestreben fällt der Kulturmensch — nicht zum Vorteil der folgenden Generationen — der natürlichen Auslese hemmend in den Arm. Aber auch ohne dieses bewußte Bestreben bewirken unsere Kulturverhältnisse, wie wir sehen werden, eine starke Abschwächung und außerdem eine Verschlechterung der natürlichen Auslese.

2. Ausleseverhältnisse bei wilden Völkern.

Wir wollen uns zuerst die Ausleseverhältnisse bei Jagd- und Hirtenvölkern vor Augen führen. Denn alle Kulturvölker haben lange Perioden dieser Stufe hinter sich und verdanken dieser Zeit wahrscheinlich den größten Teil der Fähigkeiten, die sie später in den Stand setzten, zu Macht und höherer Kultur zu gelangen.

Bei Völkern, die hauptsächlich von der Jagd leben, wie z. B. die meisten nordamerikanischen Indianervölker vor dem Auftauchen der Weißen, müssen Schärfe der Sinne, gute Beobachtungs- und Kombinationsgabe, Entschlossenheit und Mut, sowie körperliche Gewandtheit mehr und mehr gezüchtet werden. Denn diese Eigenschaften

*) Die vorübergehende Vermehrung der Existenzmittel durch Kolonisation, industrielle Entwickelung und bessere Bewirtschaftung des Bodens vermögen diese Tendenz einigermaßen zu verwischen.

Digitized by Google

gewährleisten am meisten Erfolg bei dieser Erwerbsart, und von diesem Erfolg hing neben dem Ansehen auch die Fähigkeit ab, sich selbst nebst Weib und Kind durch gute und schlechte Zeiten zu erhalten. Alle Individuen, deren Anlagen eine vorzügliche Entwickelung jener Eigenschaften nicht gestatteten, wurden also mindestens in schwierigen Jahren stets ausgemerzt oder waren wenigstens nur in geringerem Umfang als bessere Jäger imstande, Nachkommenschaft zu hinterlassen.

Nebst dem Erwerbsleben sind es besonders die kriegerischen Kämpfe, welche für die Auslese in Betracht kommen. Alle Jagd- und Hirtenvölker, soweit wir über ihre Geschichte unterrichtet sind, befinden sich in fast ständigen Kriegen mit ihren Nachbarn. Das hat seine natürlichen Gründe. Ihre Erwerbsart, besonders die der reinen Jägervölker, verträgt sich nicht mit einer Zunahme der Volksdichtigkeit. Sie sind daher gezwungen, entweder fortwährende Vernichtungskriege gegen einander zu führen, in der Absicht, ihr Jagd- und Weideland zu vergrößern, oder sie müssen ihren Nachwuchs künstlich beschränken.

Uncivilisierte Völker verstehen sich jedoch nur selten darauf, der Fortpflanzung künstlich Einhalt zu thun. Allerdings töten manche einen Teil ihrer Neugeborenen. Aber in erheblichem Maße konnte diese Sitte wohl nur da lange Zeiten hindurch geübt werden, wo die Konkurrenz mit anderen Völkern, deren Elterngefühl eine solche Sitte nicht zuließ, fehlte, also auf abgelegenen Inseln und auf Gebieten, die für andere Völker keine Anziehungskraft besaßen. Anderenfalls würde eine solche Selbstschwächung leicht mit dem Untergang gebüßt. Uebrigens wird bei der Kindesmordsitte die Auslesefunktion schon etwas besser wahrgenommen als bei der Verhütung der Konzeption und bei der Abtreibung.

Aber selbst wo die Zahl der reifen Geburten künstlich klein gehalten wird, kann insofern noch eine Auslese stattfinden, als die generativ wertvolleren Individuen einen relativ größeren Beitrag zur Nachkommenschaft liefern als die minderwertigen. Auf diese Weise findet in der That bei wilden Völkern, die ihre Geburtenzahl künstlich beschränken oder Kindermord üben und dadurch die natürliche Auslese unter der Nachkommenschaft einschränken, gewissermaßen zum Ersatz dafür, eine verstärkte geschlechtliche Zuchtwahl unter den Erzeugern statt.

Dieser teilweise Ersatz der natürlichen Auslese kommt hingegen bei der von civilisierten Nationen geübten künstlichen Kleinhaltung der Geburtenzahl in Wegfall und verwandelt sich sogar ins Gegenteil. Denn einerseits sind es hochcivilisierte und für die Kultur besonders begabte Völker, welche diese Sitte am meisten üben, so z. B. Frankreich, und andererseits machen innerhalb aller Kulturvölker wiederum die sozial höher stehenden Klassen, bei denen man durchschnittlich eine größere Begabung, als die Gesamtbevölkerung durchschnittlich hat, für die von unserer Kultur gestellten Aufgaben voraussetzen darf, von dieser unnatürlichen Enthaltsamkeit den größten Gebrauch und überlassen so den durchschnittlich weniger günstig Begabten einen relativ viel zu großen Anteil an der Nachkommenschaft, wie nachher gezeigt werden soll.

Digitized by Google

Natürlich führen diese Sitten zuverlässig zu ständiger Verminderung derjenigen Anlagen, welche ihren Trägern zu Erfolg verholfen haben und auf denen unsere Kultur beruht.

Weit weniger nachteilig für die Auslese wirkt also die künstliche Kleinhaltung der Nachkommenschaft bei uncivilisierten Völkern, weil bei diesen hauptsächlich die Minderwertigen zu dieser Einschränkung genötigt sind. Ein noch besseres Ausleseergebnis wird jedoch bei jenen Völkern zustande kommen, die, wie die alten Germanen, zufolge ihrer starken natürlichen Instinkte ihrer Fruchtbarkeit keine Schranken setzen und infolgedessen einem äußerst scharfen Daseinskampf ausgesetzt sind. Noch zu der Zeit, als die Römer mit ihnen bekannt wurden, lebten die Germanen fast ausschließlich von Jagd und Viehzucht. Diese Wirtschaftsstufe verträgt sich fast ebensowenig wie die reine Jagdwirtschaft mit einer nennenswerten Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit. Ackerbau wurde, wie Tacitus und andere römische Schriftsteller übereinstimmend berichten, nur in unbedeutendem Maße getrieben.

Es war die von denselben Schriftstellern gerühmte große Fruchtbarkeit der Germanen und nicht, wie man oft hört, eine besondere Charaktereigenschaft derselben, was sie zwang, fortwährend Kriege mit ihren Nachbar- und Bruderstämmen zu führen; sie hatten nur die Wahl zwischen Hunger oder Vergrößerung ihres Jagd- und Weidegebietes durch Eroberung. Diese Kriege hatten die Ausrottung oder Vertreibung des Gegners zum Ziel; denn für Sklaven bestand bei ihrem Wirtschaftssystem nur ein unbeträchtlicher und für Hörige gar kein Bedarf. Es waren also mörderische Kriege, die wohl imstande waren, ein Gegengewicht gegen die hohe Fruchtbarkeit dieses Volkes zu bilden und seine Zahl in den nötigen Schranken zu halten.

Es fragt sich nun, wie diese unaufhörlichen Kriege auf die Auslese wirkten. Es ist hier nicht Raum, diese Frage eingehend zu erörtern, und es muß einem besonderen Aufsatz vorbehalten werden, darzuthun, daß insbesondere der ständige Kriegszustand Einzelner gegen Einzelne, wie er in den vorkulturellen Zeiten vorherrschte und nach den Anfängen der Civilisation neben den Gemeinschaftskriegen noch lange fortdauerte, einen sehr hohen Auslesewert für viele individuelle Vorzüge enthalten mußte, so für physische Kraft und Gewandtheit, Mut, Schärfe der Sinne, Intelligenz, unter anderem Intelligenz hinsichtlich der Herstellung von Waffen oder in Bezug auf Beobachtung und Kombination, soweit diese praktisch wichtig waren. Dann soll dargethan werden, daß der Auslesewert gemeinschaftlich geführter kriegerischer Kämpfe in Bezug auf einen Teil dieser persönlichen Vorzüge schon wesentlich geringer war, da es nun öfter mehr auf gewisse soziale, für ein Zusammenwirken wertvolle Eigenschaften ankam, unter Begünstigung einer Differenzierung der Individuen und Zulassung mancher persönlicher Defekte, und daß mit zunehmender Kulturentwickelung der Auslesewert der Kriege sowohl für die eine wie für die andere Gruppe individueller Anlagen um so geringer wurde, je mehr die nicht durch Vererbung, sondern durch Tradition übertragbaren Errungenschaften der Kultur das Uebergewicht über den Wert bloßer natürlicher Anlagen erlangt haben, weil in gleichem Maße die Kriege nicht mehr jene Gemeinwesen begünstigen, deren

Digitized by Google

Glieder mit den besten Anlagen zur Führung individueller und gemeinschaftlicher Kämpfe ausgerüstet sind, sondern die, welche über eine vollkommenere Sozialisierung, vollkommenere Strategie und bessere Bewaffnung verfügen, Vorzüge, die nicht erblich, sondern nur durch Tradition übertragbar sind, und deren Erwerbung in hohem Maße von der Konjunktur abhängt, wenn sie auch ein gewisses Maß natürlicher Anlagen voraussetzt.

Daß endlich unser modernes Militär- und Kriegswesen der natürlichen Auslese geradezu entgegenwirkt, habe ich bereits früher erörtert.*) In dem für später vorbehaltenen Aufsatz über den Auslesewert der Kriege mögen auch die scheinbar entgegenstehenden Beobachtungen und Einwände gewürdigt werden.

3. Ausleseverhältnisse bei Kulturvölkern.

Die Aera des Ackerbaues ist selbst bei dem ältesten der lebenden Kulturvölker, den Chinesen, sehr kurz im Vergleich zu den vorausgegangenen Perioden geringerer Kultur. Der Uebergang von der Jagd- und Hirtenwirtschaft zum Ackerbau gestattet eine Vermehrung der Bevölkerungsdichtigkeit und ist also mit einem vorübergehenden Nachlaß in der Schärfe der Auslese verbunden. Dieser vermag aber die durchschnittliche Qualität der Nachkommenschaft zunächst nicht erheblich zu beeinträchtigen, da nach lange währender strenger Auslese, ähnlich wie bei wild lebenden Tieren, die Produktion erheblich minderwertiger Individuen vorerst nur ganz selten vorkommen kann. Die vergrößerte Volkszahl wird also anfänglich noch dieselbe vorzügliche Durchschnittsqualität ihrer Personen besitzen wie vorher. Andererseits kann erst eine größere Volksdichtigkeit zu vollkommenerer Entfaltung und zu innerer Auslese der natürlichen sozialen Anlagen und damit zur Entwickelung der Kollektivkräfte einer höheren Kultur führen, die dem ackerbauenden Gemeinwesen mit der Zeit ein immer entschiedeneres Uebergewicht über die auf der Jagd- und Hirtenstufe zurückgebliebenen Völkerschaften sichert. — Eine noch größere Volksdichtigkeit und Machtsteigerung bringt dann der Uebergang zur industriellen und Handelswirtschaft mit sich.

Aber in dem Maße, in dem die Kultur und die Macht eines Volkes sich aufwärts bewegen, stellen sich auch Verhältnisse ein, welche die natürliche Auslese ungünstig beeinflussen, und darin liegt der Keim des Verfalls, dem bisher alle Kulturvölker unterlegen sind.

„Bei einem Blick in die Vergangenheit bemerkt man, daß der Weg, den der Mensch zurückgelegt hat, mit Trümmern von Nationen, Rassen und Kulturen bedeckt ist, die alle unterwegs gestürzt und kraft unerbittlicher Gesetze bei Seite gestoßen worden sind; und es bedarf keines besonderen Glaubens, um diese Gesetze heute noch ebenso sicher und folgenreich wirksam zu sehen wie in der Vergangenheit.“ (B. Kidd, Soziale Evolution, deutsch, 1895.)

Die steigende Kulturentwickelung setzt nicht nur den Auslesewert der Kriege mehr und mehr herab und hat ihn bereits in einen negativen verwandelt, und sie führt auf ihren höheren Stufen nicht nur leicht zu

*) W. Schallmayer, die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit. Berlin-Neuwied 1891.

Digitized by Google

einer künstlichen Beschränkung der Geburtenzahl und dadurch zu einer Einschränkung der natürlichen Auslese, eine Sitte, die, wie besprochen, unter den Verhältnissen hoher Civilisation viel verderblicher wirkt als bei Naturvölkern, sondern sie bringt auch eine Anzahl anderer Verhältnisse mit sich, welche die natürliche Auslese teils verringern, teils direkt verderben und ins Gegenteil verkehren.

Zu diesen gehört die zunehmende Entwickelung und Sicherheit des Besitztums.

Bei uncivilisierten Völkern treten — um nur ein Beispiel herauszugreifen — von Zeit zu Zeit Perioden großen Nahrungsmangels ein, die einen wichtigen Auslesefaktor bilden. Auch da, wo die Kultur nicht imstande ist, solche Katastrophen zu verhindern, mindert sie doch ihren Auslesewert beträchtlich. Wenn langwährende Trockenheit oder Seuchen dem Jägervolk den Wildstand, dem Hirtenvolk die Viehherden vernichten oder der Vernichtung nahe bringen, oder wenn die Nährpflanzen des Menschen, seien es wildwachsende oder angebaute, infolge anhaltender Dürre eine Mißernte liefern, welcher Teil der Bevölkerung wird es sein, der solche Perioden großen Sterbens überlebt? Natürlich werden jene die meiste Aussicht haben, über solche Zeiten hinwegzukommen, die den anderen entweder an roher Kraft und Wehrhaftigkeit, oder an Klugheit und persönlicher Autorität überlegen sind, sofern sie dadurch in den Stand gesetzt werden, sich einen genügenden Anteil an den zur Verfügung stehenden dürftigen Existenzmitteln zu verschaffen. Voraussetzung ist dabei, daß die Besitz- und Rechtsverhältnisse noch nicht so entwickelt sind, daß sie an Geist und Körper Schwächeren irgend einen wesentlichen Vorteil gegenüber anderen gewähren könnten. Und unter denen, die längere Zeit einem ernstlichen Nahrungsmangel ausgesetzt sind — mag nun ein Teil der Bevölkerung infolge seiner natürlichen Ueberlegenheit davon verschont bleiben, oder mag der Mangel sich auf alle erstrecken — werden alle die ausgemerzt werden, deren körperliche Konstitution einer so schweren Probe nicht gewachsen ist. Was also nach einer Hungersnot übrig bleibt, wird sowohl an Widerstandsfähigkeit der Konstitution gegen schwächende Störungen, wie auch an solchen Eigenschaften, die gegen Mitbürger irgend eine Art von Ueberlegenheit verleihen, den Durchschnitt der früheren Bevölkerung übertreffen.

Je weiter die Civilisation vorschreitet, desto mehr vermögen die Völker gegen solche Hungerperioden Vorkehrungen zu treffen, so daß ihre Wirkungen wesentlich gemildert werden. Außerdem gestaltet sich bei weit vorgeschrittener Entwickelung des Besitztums das Ergebnis insoweit anders, als es von den Besitzverhältnissen abhängt, wer in einer solchen Zeit des Mangels günstiger gestellt ist als andere. Denn wenn auch anzunehmen ist, daß auch unter unseren gegenwärtigen sozialen Zuständen den besitzenden Klassen im Durchschnitt ein etwas höheres Maß angeborener Befähigung für die Aufgaben unserer Kultur eigen ist, so sind doch die Besitztümer durchaus nicht gerade dem generativen Wert der Personen entsprechend verteilt, nicht einmal die selbsterworbenen Güter und noch weniger die ererbten.

Aehnlich vermögen sich die Besitzenden gegen andere lebensfeindliche Einwirkungen, z. B. gegen Kälte, durch Kleidung, Wohnung und Heizung besser zu schützen, als die Besitzlosen. Zum Teil sind

Digitized by Google

sie auch gegen Seuchen besser geschützt, insofern ihnen gesündere Wohnungen, gesündere Nahrung und unter Umständen gesündere Getränke zu Gebote stehen als anderen.

Wir sehen also, daß große Besitzunterschiede die Wirksamkeit der natürlichen Auslese verschlechtern. Es bedarf wesentlich gleicher äußerer Bedingungen, um das Ausleseergebnis so günstig als möglich zu gestalten.

Noch verschiedene andere Schiebungen und Hemmungen, welche die natürliche sowie auch die geschlechtliche Auslese oder Zuchtwahl durch die Besitzunterschiede und andere Kultureinrichtungen erleidet, sind in Betracht zu ziehen.

„Wir civilisierten Menschen thun alles mögliche, um die natürliche Auslese aufzuhalten", sagt Ch. Darwin, und nachdem er dies näher ausgeführt, fährt er fort: „Hierdurch geschieht es, daß auch die schwächeren Glieder der civilisierten Gesellschaft ihre Art fortpflanzen. Daß dies für die Rasse des Menschen im höchsten Grade schädlich sein muß, wird niemand bezweifeln, welcher der Zucht domestizierter Tiere seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Es ist überraschend, wie bald ein Mangel an Sorgfalt oder eine unrichtig geleitete Sorgfalt zur Degeneration einer domestizierten Rasse führt . . ." („Die Abstammung des Menschen und die menschliche Zuchtwahl", deutsch von Carus, 1871.)

Ein nicht kleiner Teil der männlichen und ein noch größerer der weiblichen Bevölkerung bleibt infolge unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zeitlebens ehelos. Die weibliche Ehelosigkeit ist ohne Zweifel meistens unfreiwillig, die männliche ist wenigstens anscheinend oft eine freiwillige. Aber auch hier ist für die Mehrzahl der Fälle der Zwang oder Druck sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse offenbare Ursache. So kann die Ehelosigkeit von 83 oder 84 pCt. unseres Offizierstandes zum größeren Teil nur etwa in dem Sinn freiwillig genannt werden, in welchem der Cölibat der ganzen katholischen Geistlichkeit oder der kirchlichen Ordensglieder beiderlei Geschlechts ein freiwilliger ist.

Soweit es sich bloß um die Ziffer der Volksvermehrung handelt, kann es allerdings kaum als ein Nachteil angesehen werden, wenn ein Teil der Bevölkerung nicht heiratet; denn das durch die volkswirtschaftlichen Verhältnisse und die übliche Lebenshaltung bestimmte zulässige Maß der Volksvermehrung wird durch den anderen Teil der Bevölkerung in der Regel vollständig erreicht. Zieht man aber die Qualität des Nachwuchses in Betracht, so kommt es auf die Qualität der Väter und Mütter an.

Unter natürlichen Verhältnissen stehen die nicht zur Fortpflanzung gelangenden Individuen an Qualität im großen und ganzen unter denen, die die nächste Generation erzeugen. Trifft dies auch unter unseren Kulturverhältnissen zu?

Zweifellos nein! Hier ist es umgekehrt.

Was die weibliche Bevölkerung anlangt, so liefern bekanntlich gerade die gebildeten Stände einen verhältnismäßig besonders großen Teil der ehelos bleibenden Mädchen, weil hier häufig die zu einer standesgemäßen Heirat erforderliche Mitgift fehlt. Man wird annehmen dürfen, daß diese zur Ehelosigkeit Verurteilten im allgemeinen über der Durchschnittsqualität der gesamten weiblichen Bevölkerung stehen.

Digitized by Google

Und innerhalb einer jeden Klasse gelangt das Mädchen, das über eine seine Ansprüche unterstützende Mitgift verfügt, fast immer zur Ehe, mag sie auch arm an leiblichen und seelischen Vorzügen oder selbst mit ausgesprochenen persönlichen Mängeln behaftet sein, und beraubt durch ihre Verheiratung indirekt eine generativ wertvollere Eheaspirantin der Möglichkeit, zu heiraten und Nachkommen zu hinterlassen.

Je größer die Bedeutung des Besitztums wird — und sie pflegt mit der Höhe der Kultur zuzunehmen — desto mehr treten im allgemeinen bei der Gattenwahl die persönlichen Vorzüge hinter denen des Besitzes zurück, und desto mehr verschlechtert sich die Auslese, da zwischen persönlichen Vorzügen und äußerem Besitz bei unserer Entwickelung der Eigentums- und Erwerbsverhältnisse nur ein unbeständiger und schwacher kausaler Zusammenhang besteht. Einen analogen Einfluß üben bekanntlich lockende Protektion und ähnliche Rücksichten.

Zieht man die Qualität der männlichen Ehelosen in Betracht, so ergiebt sich eine noch entschiedenere Verschlechterung der sexuellen Auslese im Vergleich mit den natürlichen Verhältnissen.

Wo Primogenitur als Rechtsinstitut oder als Sitte besteht, kommen die ältesten Söhne, auf die der elterliche Besitz übergeht, alle zur Verheiratung, auch solche, die an Geist und Körper schwach sind, während die jüngeren Söhne sich nicht so leicht verheiraten, auch wenn sie in der genannten Hinsicht den ersteren überlegen sind. Darwin hat deshalb diese Einrichtung als ungünstig in biologischer Hinsicht erklärt. Und doch wirkt sie weniger schädlich als andere von unseren Einrichtungen. Sie überläßt es wenigstens dem Zufall, von welcher Beschaffenheit die Auserlesenen und die Zurückgesetzten sein werden. Aber wir besitzen auch Einrichtungen, die ein konstantes Ausmerzen der Begabteren zur Folge haben. Wie groß z. B. der Verlust ist, den unser Volk durch den Cölibat der katholischen Geistlichkeit erleidet, indem fortwährend dem katholischen Bauernstand die begabtesten Elemente entzogen und zur Unfruchtbarkeit verurteilt werden, dafür haben wir einen ungefähren Maßstab an dem bedeutenden Anteil, den die Sprößlinge protestantischer Pfarrhäuser an der Förderung unseres Geisteslebens haben. Durch die unaufhörliche Ausscheidung der begabteren Elemente aus der katholischen Bevölkerung muß das geistige Niveau ihres Mittelstandes notwendig herabgedrückt werden, und das erklärt zur Genüge mancherlei bekannte Erscheinungen. Nicht minder dürfte der generative Wert unseres größtenteils ehelos bleibenden Offizierstandes, ferner so vieler höherer Staatsbeamter und sonstiger Angehörigen der gebildeten Stände im allgemeinen beträchtlich über der generativen Durchschnittsqualität der Gesamtbevölkerung stehen.

Nun kommt es aber nicht bloß auf Heiraten oder Nichtheiraten, sondern auch auf das Alter der Heiratenden an. Auch hierin setzen sich die höheren Stände gegenüber der übrigen Bevölkerung in Nachteil. Das Heiratsalter ist nämlich durchschnittlich um so höher, je höher die gesellschaftliche Geltung des Standes ist, dem der Heiratende angehört.

J. B. Haycraft („Natürliche Auslese und Rassenverbesserung", deutsch von Kurella, Leipzig 1895) entnimmt dem 49. Report on Birth, Death and Mariages folgende Zahlen: Bei den englischen Bergleuten

Digitized by Google

betrug in den Jahren 1884—85 das durchschnittliche Heiratsalter für die Männer 24,06, für die Frauen 22,46 Jahre; bei den höheren Berufsarten und den beruflosen Rentnern hingegen 31,22 für die Männer, 26,40 für die Frauen. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei allen heutigen Kulturvölkern Europas und Amerikas, wie deren Statistiken mit derselben Deutlichkeit zeigen. Mit dem höheren Heiratsalter ist aber eine entsprechend geringere Fruchtbarkeit verbunden. Francis Galton hat statistisch nachgewiesen, daß sich die Fruchtbarkeit von Frauen, die erst mit 29 Jahren heiraten, zu denen, die es mit 20 thun, wie 5 : 8 verhält.

Außerdem bleibt in den gebildeten und den besitzenden Ständen ein viel höherer Prozentsatz der Ehen gänzlich kinderlos, zum Teil wahrscheinlich deshalb, weil die jungen Männer dieser Stände, unter anderem auch infolge der allzu langen Verschiebung der Eheschließung, viel mehr den Gelegenheiten zu sexuellen Infektionskrankheiten ausgesetzt sind, die sie nicht selten, meist ahnungslos, auf ihre Frauen übertragen und sie dadurch oft unfruchtbar machen.

Aber selbst angenommen, die verhältnismäßige Häufigkeit der Ehen und deren Fruchtbarkeit wäre gleich, so würden sich die Angehörigen der unteren Klassen dennoch rascher vermehren als die der oberen, weil sich bei frühem Heiraten die Generationen rascher folgen.

Die größere Kindersterblichkeit bei den fruchtbareren Klassen vermag die Differenz nicht auszugleichen.

Noch einen weiteren Schaden bringt das späte Heiraten mit sich: Wenn auch nach der Weismannschen Lehre die Struktur des Keimplasmas unberührt bleibt von den erst während des individuellen Lebens erworbenen Eigenschaften seines Trägers, des Soma, so ist doch die Ernährung der Keimzellen ohne Zweifel stets vom Zustand des Soma abhängig. Man darf annehmen, daß diese Ernährung im allgemeinen zur Zeit des stärksten Geschlechtstriebes, also zu einer Zeit, wo die Männer der gebildeten und der besitzenden Stände in der Regel noch nicht heiraten, am günstigsten sein wird, da ein ursächlicher Zusammenhang zwischen lebhaftem Sexualtrieb und Kongestion zu den Sexualorganen besteht. Wenn daher beim Mann, ungefähr zu Beginn der dreißiger Jahre, die ungestüme Heftigkeit dieses Triebes regelmäßig Vernunft anzunehmen pflegt, so dürfte dies als Anzeichen dafür aufzufassen sein, daß gleichzeitig auch die Blutversorgung der Geschlechtsdrüsen eine weniger reichliche zu werden beginnt, daß sich also die Ernährungsbedingungen für die Keime schon etwas weniger günstig zu gestalten anfangen. Um bildlich zu sprechen: Durch jenes besondere Ungestüm des Geschlechtstriebes offenbart uns die Natur mit eindringlichster Deutlichkeit, wann ihr die Erzeugung von Nachkommen am erwünschtesten ist. Wir bringen es dennoch fertig, sie zu überhören, weil uns ihr Gebot mit unserer sozialen Ordnung unvereinbar scheint.

Uebrigens ist es nicht nur das späte Heiraten in den gebildeten und den besitzenden Klassen, was deren Fruchtbarkeit einschränkt, sondern auch die Rücksicht auf die Erhaltung des Vermögens. „Wenn geringe Fruchtbarkeit in einer reichen Familie den Reichtum erhält, große Fruchtbarkeit ihn aber zersplittert, so liegt im Reichtum

Digitized by Google

ein Ansporn zur Einschränkung der Fruchtbarkeit, und von diesem Gesichtspunkt ist das Ueberhandnehmen des Reichtums eine biologische Schädlichkeit" sagt E. Ziegler. („Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie", Stuttgart 1894.)

Unsere Kultur hat eben auch das individuelle Belieben und die Rücksicht auf das Individuum zu viel ausgedehnterer Geltung gebracht, als es bei wilden Völkerschaften der Fall ist. Darin liegt eine Gefahr für die dem Individuum fern liegenden Interessen eines weiteren Ganzen, das die künftigen Generationen seines Volkes und seiner Rasse in sich schließt. Je freier das individuelle Belieben und je mächtiger die individuellen Interessen werden, und je mehr infolgedessen am alten Herkommen gerüttelt wird, wie es eine aufstrebende Civilisation immer mit sich bringt, desto leichter kann ein Handeln Sitte werden, das die Interessen der künftigen Generationen, die beim Menschen nur durch schwache und leise Instinkte vertreten sind, schädigt, während das alte Herkommen nicht leicht besonders degenerativ sein kann, da gerade sein Alter die Vereinbarkeit mit den generativen Interessen einigermaßen verbürgt. Hierher gehört nicht nur die künstliche Einschränkung der Geburtenzahl, wie sie von großen Bevölkerungsklassen, ja von ganzen Völkern auf besonders hoher Kulturstufe geübt wird, sondern auch unsere einseitige und kurzsichtige, nur das individuelle Interesse berücksichtigende Humanität, die insofern auf Egoismus hinausläuft, als man die Rücksicht, die man den anderen Individuen angedeihen läßt, wechselseitig von diesen für das eigene Individuum verlangt. Wenn man erwägt, daß zum Inhalt dieser Art von Humanität die völlige Außerachtlassung der Interessen des Menschenstammes überhaupt wie auch der Stammesinteressen irgend eines Zweiges derselben gehört, so scheint die Sache nicht den passenden Namen zu tragen.

Wie sehr auch das Zusammenströmen der besten Köpfe in den großen Städten zur quantitativen und qualitativen Schädigung des Volkskörpers beiträgt, ist in besonders interessanter Weise von G. Hansen („Die drei Bevölkerungsstufen", München 1889) dargestellt worden.

Die Großstädter haben überall ein Defizit an Nachwuchs, und nur durch den Zuzug vom Land wird es ausgeglichen und mehr als ausgeglichen. Nur ein sehr kleiner Teil der städtischen Bevölkerung erhält sich mehrere Generationen hindurch oder gar andauernd, im großen und ganzen ist sie stets dem Aussterben verfallen. Hansen bemerkt hierzu, in neuerer Zeit habe sich hier allerdings eine Besserung gezeigt, aber sie betreffe nur die Arbeiterfamilien unter der eingeborenen städtischen Bevölkerung. Nicht um dieses zu bestreiten, wozu ich nicht in der Lage bin, sondern nur, um zu zeigen, daß sich im übrigen die großstädtischen Fortpflanzungsverhältnisse noch mehr verschlechtern, mögen hier folgende neuerliche Mitteilungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes angeführt werden:

Für das Jahr 1900 ergaben sich für Berlin auf je 10000 Einwohner 266 Geburten. Für das Jahr 1891 hatte diese Ziffer 322 betragen. Die Geburtenziffer sämtlicher deutscher Städte über 15000 Einwohner ist im Jahre 1900 auch um 6 pCt. gesunken, betrug aber immer noch 338 gegen 266 in Berlin.

Digitized by Google

Noch mehr ist in Berlin der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle zurückgegangen, nämlich von 115 auf je 10000 Einwohner im Jahre 1891 auf 77 im Jahre 1900, also in 9 Jahren ziemlich genau um ein Drittel, im ganzen Deutschen Reich hingegen nur von 130 auf 127.

Und wie die eingeborene großstädtische Bevölkerung ein Defizit an Nachwuchs aufweist, so auch die gebildeten und wohlhabenden Stände überhaupt, in Frankreich sogar alle Stände mit Ausnahme der Fabrikbevölkerung, deren Ueberschuß aber schon jetzt kaum noch ausreicht, um das Defizit der übrigen Stände, einschließlich des Bauernstandes, auszugleichen.

Da also bei allen europäischen Kulturvölkern die begabteren Elemente stets dem Aussterben anheimfallen, so erhält der Rückstand einen immer geringeren generativen Durchschnittswert.

„Ob ein Volk an Begabung zu- oder abnimmt, hängt lediglich davon ab, ob die begabteren Klassen sich in stärkerem oder geringerem Maße vermehren als die weniger begabten — das ist nach Weismanns „Biologischen Problemen" nicht mehr zu bestreiten." (Al. Tille, „Zukunft" vom 21. Juli 1894.)

„Man könnte sich gar kein besseres System ausdenken, um die Zukunft der Rasse zu schädigen und die Machtstellung eines Volkes zu untergraben, als diese fortgesetzte Beseitigung von Individuen, welche angeborene Vorzüge besitzen. Dieses Ereignis muß aber eintreten, wenn die besten Bürger beständig dazu veranlaßt werden, um des Besitzes und der Ehre willen ihre Pflicht der Rasse gegenüber zu vernachlässigen, nämlich Väter einer zahlreichen Familie zu werden." (Haycraft l. c.)

Merkwürdigerweise hört oder liest man ziemlich häufig die Ansicht, daß die ausgedehnte Ehelosigkeit und Kinderarmut der intelligenteren Volksklassen keinen Schaden stifte, da die Erfahrung beweise, daß die begabtesten Väter gewöhnlich nur mäßig oder gering begabte Kinder haben, während die begabtesten Köpfe sehr häufig aus Familien stammen, die viele Generationen hindurch nur mittelmäßige Begabung gezeigt hatten. Selbst G. Hansen und Max Haushofer bekennen sich zu der Ansicht, daß geistige Fähigkeiten sich nicht vererben. Es kann aber nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß geistige Fähigkeiten, soweit sie angeboren sind (also geistige Anlagen), ebenso ererbt sind wie alle sonstigen leiblichen oder seelischen Anlagen. Die bald größere, bald geringere Verschiedenheit zwischen den Anlagen der Eltern und der Kinder widerspricht dem keineswegs. Denn die Kinder erben eine Kombination aus den väterlichen und mütterlichen Ahnenplasmen, und diese Kombination kommt zustande, nachdem zuvor sowohl aus dem väterlichen wie aus dem mütterlichen Keimplasma eine Hälfte der Ahnenplasmen ausgeschieden ist, und von dieser „Reduktionsteilung" hängt es ab, welche von den verschiedenen Ahnenplasmen, die jeder der beiden elterlichen Keime zuvor enthalten hat, in der neuen Kombination zur Geltung kommen und welche nicht. Da man ferner annehmen muß, daß die individuellen Anlagen bedeutender Männer auf ganz ausnahmsweise günstigen Kombinationen der beiderseitigen Ahnenplasmen beruhen, so hat es gar nichts Auffälliges an sich, wenn die neuen Kombinationen aus

Digitized by Google

väterlichem und mütterlichem Stammeskeimplasma, aus denen die Kinder bedeutender Männer hervorgehen, in Bezug auf deren intellektuelle und moralische Begabung weniger günstig ausfallen, um so mehr, wenn die Mütter nicht ebenso hoch begabt sind wie jene Väter, wie es sich ja in der Regel verhält.

Das Keimplasma eines jeden Elters ist nämlich aus so zahlreichen verschiedenen Personalanlagen zusammengesetzt, daß der Prozeß der Reduktionsteilung zu einer sehr großen Anzahl verschiedener Ergebnisse führen kann, wodurch sich auch die oft erstaunlich große Ungleichheit bei Kindern derselben Eltern erklärt. Aber je besser die Gesamtanlagen der beiden elterlichen Stämme sind, desto besser ist die Aussicht, daß die zur Amphimixis gelangenden Hälften günstig zusammengesetzt sind und auch zusammen eine günstige Kombination geben.

Zu den Kulturprodukten gehört auch die Prostitution. Diese hat nach einer Richtung, nämlich soweit es sich um die Selektion unter der weiblichen Bevölkerung handelt, eine günstige Wirkung, da die Mädchen und Frauen, die sich ihr ergeben — und das sind hinsichtlich der moralischen Veranlagung und häufig auch in anderer Hinsicht regelmäßig tiefstehende Personen, deren Ausscheidung sehr wünschenswert ist — fast alle der Kinderlosigkeit verfallen, und zwar infolge Infektion mit sexuellen Krankheiten.

Desto schlimmer wirkt die Prostitution auf die Selektion unter der männlichen Bevölkerung. Es sind die den besser situierten und den gebildeten Ständen angehörenden jungen Männer, welche von der Prostitution relativ am meisten Gebrauch machen. Sie sind ihr nicht nur aus dem Grunde besonders ausgesetzt, weil sie größtenteils in der Lage sind, sie zu bezahlen, sondern auch, weil sie aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen viel später in die Ehe zu treten pflegen, als die Männer der weniger angesehenen Klassen.

In welchem Umfang diese Stände von sexuellen Krankheiten befallen werden, ist nur wenig bekannt; denn diese gelten als „diskrete" Krankheiten. Es sei nur daran erinnert, daß die Zahl der an der Berliner Universitätsklinik wegen Gonorrhoe behandelten Studenten zu dem Schluß zwingt, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil die Universitätsstudien vollendet, ohne diese Krankheit erworben zu haben. Viel seltener wird glücklicherweise Syphilis erworben. Es ist noch immer allzusehr üblich, sich hinsichtlich der Heilung der Gonorrhoe einem unberechtigten Optimismus hinzugeben. Sehr viele damit Infizierte werden eine Reihe von Jahren von diesem Virus nicht mehr frei und manche überhaupt nicht mehr. Ein Teil von diesen enthält sich deshalb der Ehe. Manche aber sind weniger ängstlich. So tritt eine recht große Zahl junger Männer ungeheilt in die Ehe, die große Mehrzahl sicher bona fide, infiziert die Frau und macht sie dadurch entweder völlig unfruchtbar, oder, was glücklicherweise viel häufiger ist, beeinträchtigt nur deren Fruchtbarkeit.

Also auch auf diese Weise werden fortwährend Bestandteile der männlichen und weiblichen Bevölkerung, die im allgemeinen über Durchschnittsqualität stehen, in Bezug auf Nachkommenschaft teils völlig ausgeschieden, teils zurückgesetzt.

Andererseits ist die geschlechtliche Zuchtwahl ungenügend in Bezug auf organische Verbrecher. Unsere tiefe Humanität verbietet

Digitized by Google

uns nicht nur, diese ein für allemal daran zu hindern, das zu thun, was ihrer Natur entspricht, sie verwehrt uns sogar, diese moralischen Mißgeburten davon abzuhalten, in den freien Zwischenzeiten von dem „allgemeinen Menschenrecht" der Fortpflanzung Gebrauch zu machen, wenn es ihnen gelingt, eine würdige Lebensgenossin zu finden. Ja, unsere tief humane Gesellschaft nimmt sogar in weitem Umfang die Verpflichtung auf sich, für das Fortkommen einer solchen Brut zu sorgen, und ersetzt auf diese Weise den Mangel an Fürsorge, den entartete Eltern ihrem Nachwuchs gegenüber zu beweisen pflegen. Kein Wunder, wenn wir trotz aller Schulen und Kirchen und fleißiger Strafrechtspflege einer absoluten und relativen Zunahme statt einer Abnahme der Verbrechernaturen gegenüberstehen. Etwas weniger „Humanität" wäre da unendlich humaner. Denn man darf nicht vergessen, daß der organische Verbrecher ein Unglücklicher ist, dem es von Natur aus an Anpassung für unsere Verhältnisse gebricht, und daß es nur ein Gebot der gesellschaftlichen Sicherheit, nicht der Gerechtigkeit ist, wenn man sein Verhalten mit Strafen bedroht und ahndet. Ist es human, Verbrecher förmlich zu züchten, nur um sie zeitlebens zu hetzen und zu quälen?

Es kann nach alledem nicht zweifelhaft sein, daß die geschlechtliche Zuchtwahl, bei der es sich im Gegensatz zur natürlichen nicht um die Entscheidung über Sein oder Nichtsein, sondern nur über die Zulassung zur Fortpflanzung handelt, unter unseren Kulturverhältnissen sehr mangelhaft geleitet ist.

Wir wenden uns nun wieder der Betrachtung der natürlichen Auslese, wie sie bei uns wirkt, zu.

Daß diese durch die Entwickelung der Besitzverhältnisse und der Organisation des Kriegswesens in mannigfacher Weise geschmälert und verschlechtert wird, ist bereits auseinandergesetzt worden.

Eine weitere sehr folgenschwere Hemmung erfährt sie durch die Höherentwickelung und zunehmende Ausübung der ärztlichen Kunst und der Hygiene.

Als gegen Ende des Jahres 1890 beim Bekanntwerden der Koch'schen Impfversuche gegen Tuberkulose unmäßiger Jubel in der ganzen europäischen Presse laut wurde, wies ich in der erwähnten Schrift (pag. 15 und 16) darauf hin, daß die Tuberkulose vorzugsweise solche Individuen erfaßt und überwältigt, deren Konstitution schon vor der Infektion mangelhaft und deshalb wenig widerstandsfähig war, daß also die Tuberkulose eine auslesende Wirkung übe, daß sie die Menschheit bisher stets von einem sehr beträchtlichen Teil ihrer schwächlichsten Glieder gesäubert habe. Es könnte also, schrieb ich, wenn es auf irgend eine Weise gelingen sollte, dieser Seuche Herr zu werden, sehr wohl dazu kommen, daß bei den künftigen Generationen zwar die durchschnittliche Lebensdauer vorübergehend zunimmt, hingegen das durchschnittliche Maß von konstitutioneller Stärke abnimmt, daß also eine Verschlechterung der Rasse eintritt, wenn nicht diese Wirkung durch entgegengesetzte Faktoren verhindert wird.

Man hat in neuerer Zeit in allen civilisierten Ländern angefangen, Volksheilstätten für Tuberkulöse zu gründen, und Dr. P. Berger hat vorgeschlagen, man möge (nach englischem System) tuberkulös dispo-

Digitized by Google

nierte Kinder, noch ehe sie eine Erkrankung zeigen, von ihren Eltern trennen und Anstalten zum Aufziehen überweisen. Aber je mehr es auf diese und andere Weisen gelingt, tuberkulös disponierte Personen, die sonst jung gestorben wären, dem Leben und der Fortpflanzung zu erhalten, desto schwächer wird natürlich der Durchschnitt der Bevölkerung, zumal da durch die Erhaltung der Schwächlichen ebensovielen anderen Menschen die Möglichkeit, ins Leben zu treten oder ihr Leben zu fristen, entzogen wird; denn die Volkszahl hat ihre bestimmten Schranken. — Doch solche Erwägungen sind schon beinahe anstößig, obgleich sie nur angestellt werden, um die Notwendigkeit von Reformen auf einem anderen Gebiet, dem der sexuellen Zuchtwahl, darzuthun. Das „allgemeine Menschenrecht" der Fortpflanzung müßte sich dabei allerdings eine Einschränkung gefallen lassen.

Auch andere Epidemien haben, wenn auch nicht in dem hervorragenden Sinn wie die Tuberkulose, zum Teil eine günstige auslesende Wirkung. Sie haben nicht nur die Tendenz, durch Auslese eine spezifische Immunität heranzuzüchten, sondern auch unter der Voraussetzung gleicher Empfänglichkeit gewähren sie den kräftigeren Konstitutionen ein Uebergewicht über die schwächeren, die weniger Aussicht haben, sie zu überstehen. Indem es uns also gelingt, Blattern-, Cholera-, Typhusepidemien und ähnliche zu verhindern, vermindern wir die Schärfe der natürlichen Auslese, und der Erfolg ist eine schwächere Durchschnitts - Qualität der kommenden Generationen, vorausgesetzt, daß wir nicht durch bewußte sexuelle Auslese die Einschränkung der unbewußten natürlichen ersetzen. Haycraft (l. c.) berechnet aus den Angaben des englischen bevölkerungsstatistischen Amtes für das letzte halbe Jahrhundert eine sehr bedeutende Abnahme der Todesfälle an Infektionskrankheiten einschließlich Tuberkulose, hingegen eine beträchtliche Zunahme der Todesfälle an konstitutionellen Krankheiten (des Nerven-, Gefäß- und Respirationssystems).

Auch durch die Erfolge, welche die ärztliche Kunst und die Hygiene, in Verbindung mit der verbesserten Lebenshaltung der Massen, gegenüber der Kindersterblichkeit erzielt, beseitigt die Kultur einen der auslesenden Faktoren, welche die Güte unserer Rasse zustande gebracht haben. Infolge der besseren Säuglingspflege und der bekömmlicheren Kindernahrung werden jetzt viele schwächlich veranlagte Kinder am Leben erhalten, die früher, bei nicht so günstiger Behandlung, hätten zu Grunde gehen müssen.

Das Gleiche gilt von der Ernährung und Pflege kranker und schwächlicher Personen überhaupt, denen jetzt unsere Laboratorien z. B. künstlich verdaute Nahrung liefern und der Handel eine unendliche Auswahl von Nahrungsmitteln aus allen Zonen für jeden Geschmack zur Verfügung stellt. Auch unsere Wohnungen, unsere Kleidung, unsere Heizungsanlagen werden immer besser und ermöglichen immer mehr auch Schwächlichen die Existenz. Die Folge davon ist eine Herabsetzung der Durchschnittsstärke der Konstitution oder der angeborenen Gesundheit der Rasse.

Näheres hierüber findet sich bei Haycraft l. c.

Soweit sich die Hygiene nur mit der Verhütung äußerer Krankheitsursachen befaßt — und bis jetzt hat sie die inneren, ererbten noch gar nicht in Betracht gezogen — steht sie ebenso wie die Heil-

Digitized by Google

kunde ausschließlich im Dienst des individuellen und sozialen Interesses und schädigt die Interessen der Rasse. Das wird sicher nicht so bleiben. Denn wenn es ganz allgemein Aufgabe der Hygiene ist, Krankheiten zu verhüten, soweit das jeweilig möglich ist, so gehört auch die Verhütung innerer, vererbbarer Krankheitsfaktoren in ihren Bereich.*) Auf die Dauer wird sie sich dieser Aufgabe sicher nicht entziehen. Bis heute kann man allerdings das dickleibigste hygienische Kompendium oder Sammelwerk in die Hand nehmen, ohne darin auch nur eine Andeutung von dem Bewußtsein entdecken zu können, daß wenigstens das Studium der menschlichen Zuchtwahlverhältnisse zu den Aufgaben einer Wissenschaft gehört, die sich mit der Vorbeugung der Krankheiten zu befassen hat. Denn es steht fest, daß durch die Amphimixis die Konstitution eines jeden Menschen bestimmt wird und damit auch seine Leistungsfähigkeit wie seine Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten und andere lebensfeindliche Einflüsse, ja die inneren Grenzen seiner Lebensdauer. Es ist also eine eminent hygienische Aufgabe, mit allen momentan zur Verfügung stehenden Mitteln darnach zu streben, daß diese Amphimixis so selten wie möglich schlecht ausfalle. Hierzu bedarf es vor allem der Schaffung wissenschaftlichen Materials zur Belehrung des Volkes hinsichtlich der Gattenwahl. Mit der Zeit würde sich daraus auch eine Schärfung des öffentlichen Gewissens in diesem Punkte ergeben, und auch ein Einfluß auf die Maßnahmen der Staatsverwaltung und auf die Gesetzgebung würde nicht ausbleiben. So glänzend die Erfolge sind, welche die Hygiene auf ihren bisherigen Gebieten erzielt hat, sie würde sich doch durch einige Sorgfalt um Hebung der menschlichen Zuchtwahl noch weit größere Verdienste erwerben, weil sie mit solchen Bemühungen nicht nur den jeweilig gegenwärtigen Individuen auf Kosten künftiger, sondern auch denen sämtlicher künftigen Generationen, mit anderen Worten: der Rasse nützen würde.

Ein für unsere Betrachtung besonders wichtiger Zweig der Heilkunde ist die Psychiatrie; denn hinsichtlich der Geisteskrankheiten unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß sie hauptsächlich auf Abstammung beruhen und als Erscheinungen einer Rassenverschlechterung anzusehen sind. Wie verhält sich ihnen gegenüber die Selektion bei uns?

Bei wilden und wenig kultivierten Völkern gehen Geisteskranke großenteils frühzeitig zu Grunde und gelangen — nach der Methode der natürlichen Auslese und geschlechtlichen Zuchtwahl — nicht leicht zur Fortpflanzung. Sie vermögen sich ja meist ihren Lebensunterhalt nicht zu sichern, zumal in schlechten Zeiten, kommen auch nicht selten

*) Außer und anstatt der geschlechtlichen Zuchtwahl sind nach A. Ploetz („Die Tüchtigkeit unserer Rasse", Berlin 1895) auch Thatsachen von der Art zu berücksichtigen wie die, daß die Lebensfähigkeit der Kinder, die eine Mutter gebiert, um so geringer zu werden scheint, je mehr sie schon geboren hat und je rascher sich die Geburten folgen. Aber das A und O der Fortpflanzungshygiene ist ihm die Praxis des präventiven Geschlechtsverkehrs, die erlaubt, die wirksame Zeugung auf einen günstigen Termin zu beschränken (pag. 235). Und doch sagt er selbst: „Wer den Mechanismus erfährt, läßt selten wieder von der Praxis" (pag. 64). Es liegt nahe, daraus den Schluß zu ziehen, daß diese Praxis in den Händen der Massen ein todgefährliches Instrument ist, d. h. daß sie unter den zur Zeit gegebenen sozialen und sittlichen Bedingungen sicher zur Entvölkerung führt.

Digitized by Google

mit den geltenden Sitten und den Interessen anderer in Konflikt und haben die üblen Folgen zu tragen. Bei uns hingegen schützt die Psychiatrie die Geisteskranken vor gerichtlicher Bestrafung, vor Selbstmord und anderen Gefahren, denen sie mehr als geistig Gesunde ausgesetzt sind. Ein sehr großer Teil kann aus dem psychiatrischen Gewahrsam als gebessert oder „geheilt" entlassen und dem Beruf zurückgegeben werden. Die Verheirateten kehren zu ihrer Frau respektive ihrem Mann zurück und erzeugen Nachkommen, und auch den noch nicht Verheirateten steht, wenn ihre pekuniären Verhältnisse es erlauben, nichts im Wege, sich eine eheliche „Stütze" fürs Leben zu nehmen. Die Nachkommen solcher „Geheilten" erben als Vater- und Muttergut eine neuropathische Anlage und sind die besten Rekruten zum wachsenden Heere unserer Geisteskranken. Unsere scheinhumane Irrenpflege hat natürlich nicht den Erfolg, die Zahl dieser Unglücklichen, denen ihr von uns so ausnehmend sorgfältig behütetes Leben meist nur eine schwere Last ist, zu vermindern, sondern gerade den gegenteiligen, und so müssen die Irrenanstalten fortwährend vermehrt und erweitert werden.

Mangelhaft ist ferner unsere Auslese gegenüber den chronischen Alkoholisten. Damit kämen wir also noch einmal auf die sexuelle Zuchtwahl zurück. Aber der Alkoholismus darf nicht bloß vom Standpunkt der Auslese angesehen werden, sondern nimmt eine ganz besondere Stellung ein. A. Forel (Beilage zur Allg. Ztg. vom 19. Sept. 1899) bezeichnet ihn als „eine Hauptquelle, sehr wahrscheinlich sogar die Hauptquelle der fortschreitenden Entartungserscheinungen unserer Rasse, der zahlreichen Geistes- und Nervenstörungen unserer Tage, des Idiotismus und Schwachsinns, des Verbrechens, der körperlichen Verkrüppelungen und Schwächungen", und fügt hinzu, wenn das Uebel heute nicht noch größer ist, so verdanken wir es der leider immer mehr verschwindenden größeren Nüchternheit des weiblichen Geschlechts. Und während bei mangelhafter Auslese nur schon vorhandene krankhafte Anlagen durch Vererbung erhalten und eventuell vermehrt, statt ausgemerzt werden, schafft der Alkoholismus bei einem gesunden Stamm neue erbliche krankhafte Anlagen, wie Forel hervorhebt. Denn er schädigt direkt auch das Keimplasma, und die Erblichkeit derartiger Schädigungen wird von niemandem bestritten.

Die schädlichen Folgen eines gewohnheitsmäßigen stärkeren Alkoholgenusses für verschiedene Organe unseres Körpers, insbesondere für das Gefäß- und Nervensystem und die großen Drüsen, sind auch in Laienkreisen schon einigermaßen bekannt.*) Nicht ebenso verbreitet ist die Kenntnis der erwähnten Thatsache, daß sich die üblen Wirkungen des Alkoholismus auch auf die Keimdrüsen und die Keimzellen und deren Keimplasma erstreckt, so daß eine Schwächung und Entartung der Nachkommen die Folge ist. Schon die häufige — leider nicht regelmäßige — sexuelle Impotenz der Alkoholiker ist ein Symptom der Alkoholwirkung auf die Keimdrüsen. Besonders deutlich aber läßt die Statistik den verderblichen Einfluß auf die Konstitution und besonders auf die Psyche der Erzeugten erkennen, den der

*) Wer sich darüber genauer informieren will, dem sei das klassische Werk von A. Baer, „Der Alkoholismus", Berlin 1878, angelegentlichst empfohlen.

Digitized by Google

Alkoholismus der Erzeuger ausübt. Forel führt an, daß bei ungefähr 75 pCt. jener Idioten, die 1880 bis 1890 in der Anstalt Bicêtre in Paris verpflegt wurden und deren Eltern ermittelt werden konnten, Alkoholismus eines der beiden Erzeuger vorhanden war. — Pelman hat das Leben von 709 der 834 Nachkommen einer im Jahre 1740 verstorbenen Säuferin und Vagantin, Ada Jurke, offiziell ermittelt. Davon waren 106 unehelich Geborene, 142 Bettler, 64 von der Gemeinde Unterhaltene, 181 prostituierte Weiber, 76 wegen Verbrechen Verurteilte (darunter 7 Mörder). Dem Staat kostete diese traurige Brut in 75 Jahren 5 Millionen Mark. Hodge, ein als gewissenhafter Forscher rühmlich bekannter Gelehrter, ließ chronisch alkoholisierte Hunde sich begatten. Die Brut ergab epileptische, bissige, blöde, zwerghafte junge Hunde, die eine große Zahl Todesfälle bald nach der Geburt aufwiesen (bei Forel l. c.).

Die starke Ausbreitung des Alkoholismus ist eine Errungenschaft der Kultur und zwar nur einer hohen Kultur. Bei wenig civilisierten Völkerschaften befindet sich die große Masse der Bevölkerung in allzu hartem Kampf um das tägliche Brot, als daß sie sich alkoholische Getränke für den täglichen Gebrauch beschaffen könnte, während dies bei uns fast in allen Schichten des Volkes Sitte geworden ist. Zwar herrscht bei uns auf Grund einer allgemein bekannten Angabe von Tacitus die Vorstellung, die Germanen seien schon damals starke gewohnheitsmäßige Alkoholisten gewesen. Aber aus demselben Tacitus wissen wir, daß der Getreidebau bei den Germanen zu jener Zeit noch wenig üblich war, woraus sich ohne weiteres die Unhaltbarkeit jener Vorstellung ergiebt. Der Gerstenbau hätte schon eine sehr beträchtliche Ausdehnung haben müssen, um ihnen einen Bierkonsum von ähnlichem Umfang pro Kopf zu ermöglichen, wie wir ihn haben. Und auch der Methkonsum dürfte proportional unseren Konsum an Wein, Schnaps und sonstigen Spirituosen schwerlich erreicht haben. Der moderne chronische Alkoholismus wirkt unvergleichlich verderblicher, als die exzessive Gelegenheitstrunksucht dieser und auch späterer Zeiten.

Sehr überschätzt als Entartungsfaktor wird von mancher Seite die Bedeutung der Onanie. Dr. Damm scheint sie und die übrigen „sinnlichen Fehler" für den Hauptentartungsfaktor anzusehen, und hat für die von ihm aufgestellte Entartungslehre eine eigene Zeitschrift „Volkskraft" und einen „Orden für Regeneration" gegründet. Es muß aber bemerkt werden, daß die durch Onanie und dergleichen bewirkten Schädigungen des Individuums sich nicht auf das Keimplasma erstrecken, und daß eine Vererbung funktionell erworbener Aenderungen des Soma nach A. Weismanns Arbeiten kaum noch angenommen werden kann, jedenfalls aber nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden darf. Und da auch Unfruchtbarkeit als Folge derselben zu den Seltenheiten gehört, so erscheinen die „sinnlichen Fehler" einschließlich der Onanie, so ausgedehnt und nachteilig sie auch sein mögen, von sehr geringem Belang für die Entartungsfrage.

IV. Entartungserscheinungen der Gegenwart.

Wenn es auch in Anbetracht vorstehend erörterter Verhältnisse a priori kaum noch als zweifelhaft erscheinen kann, daß sich die

Digitized by Google

erbliche Qualität der Kulturvölker in Hinsicht auf Widerstandsfähigkeit gegen lebensfeindliche Einflüsse, sowie insbesondere gerade hinsichtlich jener geistigen und sittlichen Anlagen, die unter den gegebenen Kulturverhältnissen als Vorzüge geschätzt werden, schon seit langer Zeit in absteigender Richtung bewegt, so ist es doch schwierig, dafür ziffermäßige Belege zu bringen. Und doch erscheint dies nicht überflüssig, da es auch von wissenschaftlicher Seite noch öfter bestritten als zugegeben wird, daß eine merkliche Entartung stattgefunden habe oder stattfinde.

So hat z. B. die Thatsache, daß jetzt nicht nur absolut, sondern auch relativ weit mehr Geisteskranke in öffentlichen und privaten Heil- und Pflegeanstalten leben, keineswegs eine strenge Beweiskraft für die Zunahme der Geisteskrankheiten. Denn die Grenze zwischen geistig Gesunden und geistig Kranken oder zwischen solchen Geisteskranken, die einer Anstaltsbehandlung bedürfen, und solchen, die ihrer nicht bedürfen, ist nur willkürlich zu bestimmen und hat zweifellos in neuerer Zeit eine Verschiebung in der Richtung erfahren, daß jetzt mancher als geisteskrank gilt, der früher nicht als solcher betrachtet worden wäre, und daß heutzutage ein viel größerer Prozentsatz der schwereren Geistesstörungen in Anstalten behandelt wird als früher.

Jedoch in der Selbstmordstatistik haben wir ein Material, das einem solchen Einwand nicht ausgesetzt ist und nur eine kleine Fehlerzahl enthalten kann. Niemand wird bestreiten, daß zwischen Selbstmorden und Geisteskrankheiten eine nahe Beziehung besteht, ja, daß dieselben inneren oder organischen, sowie dieselben äußeren Ursachen, welche der Steigerung der Selbstmordziffer zu Grunde liegen, mit größter Wahrscheinlichkeit auch die organischen Grundlagen und die äußeren Veranlassungen zum Auftreten von Geisteskrankheiten schaffen.

Die Statistik zeigt nun, daß die Zahl der Selbstmorde im neunzehnten Jahrhundert in allen Kulturstaaten erheblich zugenommen hat. Momentan sind mir gerade folgende Ziffern zur Hand:

In Preußen stieg die Selbstmordziffer 1869—1894 von 11 auf 21 pro Jahr unter je 100000 Einwohnern. Für Frankreich wies Levasseur nach, daß diese Selbstmordziffer 1827—1889 von 5 auf 21 gestiegen ist. In der Schweiz, in Dänemark und besonders in Sachsen (ca. 40 auf 100000) ist die Ziffer noch bedeutend höher, am niedrigsten hingegen unter allen europäischen Staaten in Rußland (2,7), dessen durchschnittliche Civilisation gleichfalls die niedrigste sein dürfte. — Auch die Degeneration der antiken Kulturwelt ging mit einer auffälligen Häufigkeit der Selbstmorde Hand in Hand.

Während infolge der dargestellten Verhältnisse die angeborenen Fähigkeiten, die Talente, sich mit jeder Generation mindern und auf den Aussterbeetat gesetzt sind, mit um so größerer Geschwindigkeit, je älter und vorgeschrittener die Kultur ist, vermag diese Kultur trotzdem durch geistige Arbeit, die sich auf Tradition stützt und auf dem Wege der Tradition durch Wort und Schrift sich weiter erhalten und anhäufen läßt, noch lange Zeit glänzende Fortschritte zu machen und stellt infolgedessen gleichzeitig immer noch höhere Anforderungen an die psychische Leistungsfähigkeit ihrer Träger. Die natürliche Folge

Digitized by Google

dieses Mißverhältnisses ist eine Abnahme der Lebensfreudigkeit, die sich unter anderem in einer Zunahme der Selbstmorde äußert.

Nietzsche hingegen meinte, daß die Nächsten- und Mitleidsmoral unser Nervensystem in solcher Weise umbilde, daß das Leben immer ärmer an Reizen und deshalb mehr und mehr unschmackhaft und nicht mehr lebenswert werde.

Am auffälligsten ist die zunehmende Häufigkeit des Selbstmordes bei Kindern. „Während er vor 100 Jahren in Deutschland — wie heute noch in barbarischen und Halbkulturländern — eine völlig unbekannte Erscheinung war, haben in den 30 Jahren von 1869—1898 nicht weniger als 1708 Kinder ihrem Leben selbst ein Ende gemacht, und die Ziffer wächst von Jahr zu Jahr an, und zwar nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur Bevölkerungszahl: Während im Anfang der genannten Periode auf etwa 2—3 Millionen Einwohner ein Kinderselbstmord entfiel, kommt heute schon ein solcher auf eine halbe Million Einwohner und weniger ... In einer sehr großen Anzahl von Fällen ist die Ursache in Geisteskrankheiten zu suchen ... Ein ferneres sehr großes Kontingent stellen die „Entarteten", die die furchtbare Erbschaft von Nervenkrankheiten ihrer Erzeuger mit ins Leben nehmen, die geborenen Helden moderner Trauerspiele." So A. Baer („Der Selbstmord im Kindesalter", Leipzig 1901).

Nach von Oettingen („Moralstatistik", 1882) nimmt der Selbstmord der Jugend namentlich in den großen Städten exzessiv zu. In Petersburg kamen von sämtlichen 1860—72 konstatierten Selbstmordfällen mehr als ein Viertel auf das jugendliche Alter. In Oesterreich betrug von 1865—1871 die Zunahme der Selbstmorde überhaupt 20,3 pCt., für das Alter von 15—20 Jahren aber 38,7 (bei Knaben) und 40 pCt. (bei Mädchen), und noch mehr unter diesem Alter (Platter).

Ziffernmäßiges Entartungsmaterial, das allerdings nicht so frei von subjektiven Fehlerquellen ist, liefern auch die Ausmusterungen zum Militärdienst. Leider stehen mir keine Vergleichszahlen zwischen früher und jetzt zu Gebote, wohl aber solche, die beweisen, daß die entartende Wirkung unserer Kulturverhältnisse in den Großstädten weit ausgesprochener ist als auf dem Lande. Die Differenz zwischen Stadt und Land beweist mindestens, daß in den Großstädten Entartungsfaktoren wirken. Daß dieselben, wenn auch schwächer, auch in weniger großen Städten und auf dem Lande walten, dürfte sich aus der vorstehend versuchten Aufdeckung derselben ergeben.

Nach Engel kamen in Sachsen auf je 100 Gestellte 26,58 Diensttaugliche auf dem Land, 19,73 in den Städten. — J. Singer berichtet in seinen „Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmens", daß bei den Rekrutierungen der Jahre 1881, 1882 und 1883 im ganzen 12,5 pCt. der ärztlich untersuchten Gestellungspflichtigen tauglich befunden wurden, von den Fabrikarbeitern aber nur 4,6 pCt. — Nach den Ermittelungen von Vacher waren von je 100 geborenen Parisern im 20. Lebensjahr nur noch 39,2 Gestellungspflichtige übrig gegen 64 pCt. im übrigen Frankreich. Von diesen 39,2 pCt. gingen noch 29,5 ab wegen „infirmités de toute nature", 8,9 wegen zu kleinen Wuchses, trotz Herabsetzung des Körpermaßes, so daß von 100 geborenen Parisern kaum einer (0,8) wirklich tauglich war.

Digitized by Google

Alle diese Ausmusterungsziffern sind in Al. von Oettingens „Moralstatistik“ zu finden.

Noch mehr als in Frankreich soll nach diesem Autor in England die Militärtauglichkeit abgenommen haben. Die englischen Militärärzte seien trotz der geringen Ansprüche, die sie machen, genötigt, etwa die Hälfte der von den Werbesergeanten angenommenen jungen Leute zurückzuweisen, so daß es dort immer schwieriger werde, die nötige Rekrutenzahl aufzutreiben. 1886 blieb die Präsenzstärke um 6557 hinter der Sollziffer zurück, obwohl der Andrang zum Militärdienst keineswegs abgenommen hatte.

Hinsichtlich der Aenderungen der durchschnittlichen Lebensdauer hat Haycraft (l. c.) darauf hingewiesen, daß nach den offiziellen Zahlen in den 50 Jahren von 1840—1890 die Sterbeziffern für die männliche Bevölkerung unter 35 Jahren konstant und beträchtlich abgenommen, hingegen die für die Bevölkerung über 35 Jahren zugenommen haben und anscheinend noch in der Zunahme begriffen sind. Dasselbe lasse sich auch für das weibliche Geschlecht nachweisen. Auch die Differenz zwischen der mittleren wahrscheinlichen Lebensdauer, wie sie sich einerseits nach den Sterbeziffern von 1838 bis 1854 (berechnet von Farr) und andererseits nach den Sterbeziffern von 1871—1880 (berechnet von Ogle) ergiebt, beweist, daß sich die Lebensaussicht des mittleren Lebensalters verringert hat. Und da diese Verringerung trotz Besserung der äußeren Verhältnisse zustande gekommen ist, so sieht Haycraft darin einen ziffermäßigen Beweis beginnender Rassenverschlechterung als Folge der einseitigen Fürsorge für das Individuum.

Auch die große Verbreitung der Zahnkaries unter den Kulturvölkern im Gegensatz zu den meisten Naturvölkern dürfte als Degenerationssymptom anzusehen sein.

V. Aussichten und Nutzanwendungen.

Es ist merkwürdig, daß in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter der Sinn für Auslese bei so wenigen wach wird. Den meisten Gebildeten scheint der Gedanke noch vollständig fremd zu sein und von den anderen scheinen wiederum nur wenige seine Bedeutung gehörig zu würdigen. Angesehene medizinische Autoritäten tragen keine Bedenken, neuropathisch belasteten oder mit anderen erblichen Krankheitsanlagen ernster Art behafteten Personen die Ehe nicht nur zu erlauben, sondern direkt anzuraten, sofern sie sich davon Erleichterung und Verlängerung des Lebens ihrer Klienten versprechen. Ja, sie nehmen keinen Anstand, derartige Ratschläge auch in ihren Schriften zu geben: Die Rücksicht auf das gegenwärtige Individuum geht hier so weit, daß an eine Rücksicht auf die kommende oder gar die kommenden Generationen überhaupt gar nicht gedacht wird.

Weder ein Gesetz noch die öffentliche Meinung erhebt heute Einspruch, wenn Epileptiker, Neurastheniker, „geheilte“ Geisteskranke, Schwindsüchtige, Syphilitiker, chronische Alkoholisten und Verbrechernaturen es für gut finden, zu heiraten und ihre Konstitution der Nachwelt zu überliefern.

Digitized by Google

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ brachten im Vorabendblatt zum 3. März 1899 die Nachricht, der Staat Nord-Dakota habe soeben ein Gesetz angenommen, wonach jeder Ehekandidat zur Erhaltung der Staatserlaubnis ein Zeugnis des Kreisphysikus beizubringen habe über seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Das Zeugnis müsse namentlich bescheinigen, daß der Ehekandidat nicht mit Tuberkulose, Irrsinn und Säuferwahnsinn erblich belastet sei. Um mich von der Richtigkeit dieser Nachricht zu überzeugen, wandte ich mich brieflich an Rob. J. Gamble, Vertreter von S. Dakota im House of Represent. U. S. zu Washington und Vorsitzenden von dessen Committee on Expenditures on Public Buildings, und erhielt von diesem im Juni 1900 den Bescheid, daß ein Gesetz obigen Inhalts in der letzten Gesetzgebungssession von Nord-Dakota allerdings vorgeschlagen gewesen, aber nicht durchgegangen sei. — Auch in der französischen Deputiertenkammer wurde 1900 ein ähnlicher Antrag eingebracht. Und kurze Zeit darauf, im Juni 1900, verteidigte Professor Pinard in der Académie de Médecine die These, daß die Heirat allen denen untersagt werden müsse, die an einer ansteckenden Krankheit litten oder in gefährlicher Weise erblich belastet wären. In Uebereinstimmung mit Dr. Cazalis forderte er die obligatorische Leibesuntersuchung für alle, die sich verheiraten wollen, und ein Gesetz mit folgendem Wortlaut: „Die Ehe ist allen Kranken, die an einem schweren, auf die Frau oder das künftige Kind übertragbaren Uebel leiden, absolut verboten.“ Diese Vorschläge wurden einem Ausschusse überwiesen.

Natürlich sind diese Anläufe zu Reformen einstweilen noch zur Erfolglosigkeit verurteilt,*) weil sie im Widerspruch mit der zur Zeit noch überwiegenden Auffassung stehen, daß die Ehe „eine Angelegenheit rein privater Natur“ (Dr. P. Berger) sei, eine Auffassung, die zwar kein Jurist billigen wird, die man aber in medizinischen Kreisen leider nur allzu oft noch antrifft. Es thut wirklich not, daß etwas von dem Geiste Nietzsches ins öffentliche Bewußtsein dringt. Sonst könnten unsere Nachkommen bewahrheitet finden, was Goethe einst sagte: „Siegt diese Art von Humanität“ (er meinte Herders Ideen zu einer Geschichte der Menschheit), „dann wird die Welt zuletzt ein großes Krankenhaus sein und einer des anderen humaner Krankenwärter.“ Doch nein, die Sorge ist unbegründet; soweit ließe es die Völkerkonkurrenz nicht kommen.

Ch. Darwin hat die schweren Störungen, welche die natürliche Auslese durch unsere Kulturzustände erleidet, natürlich sehr wohl erkannt und sich privatim ziemlich düster über deren Folgen ausgesprochen. Aber zu der Forderung, diese Verhältnisse zweckmäßig zu ändern, hat er sich nicht mehr aufgerafft. Auch Wallace, Huxley, Balfour und andere erkennen wohl das Uebel, verabscheuen aber jeden

*) Nach Schluß dieser Abhandlung finde ich in dem Aufsatz von A. Hegar in der zweiten Nummer dieser Revue die ebenso überraschende wie erfreuliche Mitteilung, daß in Michigan ein Gesetz schon in Geltung sei, welches die Verheiratung von Geisteskranken und Idioten verbietet, sowie Luetische und Gonorrhoische, die eine Ehe eingehen, mit Geldbuße oder Gefängnis bedroht. Der nachahmenswerte und vervollkommnungsfähige Anfang wäre also gemacht, wenn auch natürlich noch nicht bei uns! Den etwas schwerer beweglichen europäischen Staatsmännern dürfte die Forderung eines solchen Gesetzes noch heute wie vor elf Jahren, als sie zum ersten Male gestellt wurde, als weltfremde Utopie erscheinen.

Digitized by Google

Gedanken an eine sozial kontrollierte geschlechtliche Auslese und hoffen zum Teil auf recht fragliche Gegenwirkungen in der Zukunft. Galton und andere empfehlen eine (nur wenig wirksame) geschlechtliche Bevorzugung besonders tüchtig veranlagter Personen, halten hingegen die geschlechtliche Ausscheidung der Untüchtigen für zu grausam. Am wenigsten fehlt es an solchen Autoren, die auch in unseren gegenwärtigen sozialen Verhältnissen einen genügenden oder gar vorzüglichen Auslesemechanismus zu sehen vermögen. Hingegen gehören J. C. Morison, J. B. Haycraft, unter den Deutschen vor allen Nietzsche, dann W. Jordan, Al. Tille, A. Forel und andere zu denen, welche mit Entschiedenheit Reformen zur Besserung unserer geschlechtlichen Auslese verlangen. Am weitesten ging Nietzsche, der zu diesem Zweck unsere sittlichen Begriffe von Grund aus umgestalten wollte. Eine langsame Umgestaltung derselben vollzieht sich ja fortwährend, und die Wissenschaft hat wachsenden Einfluß auf diese Umbildung. Das ist unsere stärkste Hoffnung.

Um mit einem männlich kräftigen Ausspruch zu schließen, mögen noch folgende Worte A. Forels („Zukunft" vom 30. September 1890) Raum finden: „Im neunzehnten Jahrhundert hat uns die Wissenschaft über die Natur der Vererbung, des Gehirns, der Entwickelungsgesetze der lebenden Wesen u. s. w. so unerwartete und so großartige Aufschlüsse gebracht, daß wir bethörte Phantasten oder chinesische Zopfträger wären, wenn wir nicht mit frischem Mut im zwanzigsten Jahrhundert die Konsequenzen ziehen und die Früchte ernten würden."

Rassenkämpfe in Rußland.

Eberhard Kraus.

Die stürmische Bewegung der russischen Studenten und Arbeiter, die bereits in ihren Anfängen die Grundvesten des mächtigen Despotenreiches zu erschüttern beginnt, ist scheinbar das letzte Aufflammen an der Zündschnur der Völkerbefreiung, die im übrigen Europa ihr Werk gethan, Veraltetes beseitigt, Raum für eine zeitgemäße Entwickelung geschaffen hat. Bevor aber die große Entladung erfolgt ist, vermag niemand zu beurteilen, welches der Umfang und das Wesen der Zündstoffe sind, die des weckenden Funkens harren, ob es bei der Entfernung störender Ueberreste aus der Vergangenheit sein Bewenden haben wird, ob die sich ankündigende Katastrophe nicht gleichzeitig mit Erstarrtem, Ueberlebtem auch Zukunftsvolles, Aufblühendes mit sich hinwegreißen wird. Der Geschichtsphilosoph, der dem Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen nachgeht, weiß, daß der Umsturz von oben über kurz oder lang den Umsturz von unten nach sich zieht, daß die ungeheuere Gewaltthätigkeit rücksichtsloser Neuerer, wie Iwan der Schreckliche und Peter der Große es waren, den Charakter eines kraftvollen Volkes unmöglich für eine harmonische Entwickelung vorbereiten konnte. Der Kulturhistoriker begegnet in dem russischen Befreiungsdrama Spuren ungebändigter nomadischer Triebe, die sich gegen den drückenden Zwang von Gesetz und Ordnung auflehnen. Der Volkswirtschaftler wird aus der wirren Disharmonie unschwer

Digitized by Google

die kommunistische Grundnote heraushören, die in den veralteten Besitzformen der bäuerlichen Wirtschaft Rußlands bis heute ihren volltönenden Resonanzboden findet. Der Anthropologe endlich wird in der zügellosen Art, mit der die russische Jugend sich größere Rechte und Freiheiten zu erkämpfen sucht, die volle Wildheit wiedererkennen, mit der der dunkler gefärbte, heißblütige Mensch schon oft die Fesseln gebrochen hat, in die der hellhäutige und besonnene ihn einst geschlagen.

Die Slawen sind wohl niemals ein ganz oder auch nur vorwiegend arisches Volk, sondern stets eine Mischrasse gewesen. Die alten „Venedae" (Wenden), die zuerst südlich der Waldaihöhen geschichtlich nachweisbar sind, thronten anscheinend bloß als arischer Dachfirst über einem sarmatischen Mittelbau und einem rein mongolischen Fundament. Wie bei den alten Kelten — nicht bloß den spanischen, sondern auch den gallischen und norditalischen — eine hochwüchsige, hellfarbige Kriegerkaste über einer dunkelhaarigen Volksmasse von iberischer Herkunft saß, so regierten die arischen Eroberer in den sarmatischen Ebenen die unterworfenen Mongolen.

In nächster Nachbarschaft der alten Sarmaten haben schon zu des Tacitus und Ptolomäos Zeit die mongolischen Finnen gesessen. Diese stießen ihrerseits mit den Nordgermanen zusammen, von denen sie auch ihren Namen (Fenn = Torfmoor) erhalten haben. Als das arische Blut der osteuropäischen Völker sich zu erschöpfen begann, kam als zweite Auffrischung die Goten-Einwanderung. Es läßt sich wohl nicht annehmen, daß die Goten später in ihrer Gesamtheit die Länder zwischen Weichsel und Wolga geräumt hätten. Man vergleiche doch nur die in die Hunderttausende (bis zu 350000) gehende Ziffer ihrer noch während der Zeit der Seßhaftigkeit über das Schwarze Meer entsandten Heeresmassen mit der erheblich dahinter zurückbleibenden Zahl der wehrhaften Männer, die nach den vorhandenen Quellen die großen west- und ostgotischen Wanderzüge unternahmen. Das Blut der Peukinen, Bastarnen, später der Westgoten, scheint sich besonders in den Weichselniederungen stark mit dem heutigen lechischen (polnischen), an den Karpathen mit dem dort ursprünglich heimischen kroatischen gemischt zu haben. Der Name der Bielo-Chorwaten (weiße Kroaten) deutet auf nahe Verwandtschaft mit einem ausgesprochen hellhäutigen Stamm hin. Ueberhaupt sind im Russischen wie in allen slawischen Sprachen die Bezeichnungen „weiß" und „schwarz" fast untrügliche Merkmale der Rassenunterschiede. Der Russe spricht vom „Bjelyi Zarj" — dem weißen Zaren, vom „Tschornyi naród" — dem schwarzen Volk, d. h. den unteren Volksklassen, die gewiß nicht nach ihrer Unsauberkeit, sondern nach ihrer dunkleren Färbung so benannt worden sind. Die Blutmischung vollzog sich im ganzen nord- und mittelrussischen Flachlande so ziemlich nach den gleichen Gesetzen. Nur bei den in Finnland lebenden Schweden, bei den deutschen Edelleuten und Bürgern der Ostseeprovinzen, den schwäbischen und sächsischen Kolonisten an der Wolga, in der Krim, in Podolien, einem Teil der Polen und auch den vornehmeren und gebildeteren Klassen des russischen Volkes selbst, die jeder Besucher russischer Großstädte ohne weiteres den besseren europäischen Rassen

Digitized by Google

gleichstellen wird, erhielt sich eine edlere Körper- und Gesichtsbildung. Bei der Mehrzahl der Großrussen ebenso wie weiter südostwärts bei den eine indogermanische Sprache redenden Osseten des Kaukasus, ja sogar bei der Mehrzahl der ugrisch-finnischen Völker bis zu den permischen Stämmen des Ostens tritt weiße Hautfarbe und blondes Haar vielfach im Verein mit geschlitzten, bisweilen sogar durch die bekannte „Mongolenfalte" gekennzeichneten Augenöffnungen, vorspringenden Jochbeinen, chamäprosoper Nase, prognather Mundbildung, schwachem Bartwuchs und mongolischem Stiernacken auf. Dunkelhaarige Menschen von hohem Wuchs, langer Schädelform und edler Mundbildung stehen unzweifelhaft dem Ariertum näher als diese seltsamen Uebergangsgebilde, deren Urbestandteil vielleicht gar ein Primärtypus der Nordlandrasse war, deren letzte Entwickelungsphase in Skandinavien und Norddeutschland war. Professor Baelz in Tokio will bekanntlich in den den russischen Bauern sehr ähnlichen Ainos Japans einen abgesprengten Splitter dieser nordischen Urrasse erkannt haben. Jedenfalls werden alle Sprachen- und Rassenmerkmale an diesem bunt zusammengewürfelten Völkergemisch zu schanden. Großrussen und Finnen stehen einander der Rasse nach sehr nahe und doch sind die ersteren der Sprache nach Indogermanen, die letzteren Mongolen. Der von Huxley aufgestellte Rassenbegriff der „Xanthochrooi", der Blondfarbenen, läßt sich angesichts dieser widerspruchsvollen Kreuzungserscheinungen ganz und gar nicht festhalten, denn das arische Blut, das sich in dem blonden Haarwuchs zahlreicher nordeuropäischer Mongolen, in erster Linie der Finnen und Esthen, kundgiebt, drückt sich in ihren übrigen körperlichen Kennzeichen meist nur sehr unvollkommen aus. Und doch ist hier unzweifelhaft eine erhebliche arische Beimischung vorhanden, denn weder unter den Mongolenstämmen Asiens noch bei denen der europäischen Eismeerküste ist zarte, helle Haut mit durchschimmerndem Blut, ist weiches, flachsblondes Haar vertreten. In den baltischen Provinzen weist der Typus der finnisch-ugrischen Esthen und der arischen Letten nur geringe Unterschiede auf. Beide Stämme sind von hohem, kräftigem Wuchs. Die Esthen haben etwas breitere und flachere Gesichter, etwas gedrungenere Gestalten. Die Haar- und Hautfarbe ist aber bei den ersteren eher noch heller, als bei ihrem arischen Nachbarstamm. In den Esthen steckt eben viel germanisches, besonders deutsches Blut, während auf der anderen Seite die Letten ihre Sprache auf die einst im südlichen Livland und im nordwestlichen Kurland seßhaften Liven und Kuren übertragen haben, die zur finnischen Rasse gehörten.

In Rußland vermögen nicht einmal die Juden auf eine nach Jahrtausenden zu bemessende Rassereinheit zurückzublicken. Gleich den ungarischen haben auch sie sich schon früh mit den umwohnenden Völkern zu mischen begonnen — ein Prozeß, der allerdings später ganz ins Stocken geriet. Der skythisch-tatarische Stamm der Chasaren im südwestlichen Rußland war vom Fürsten bis zum letzten Rinderhirten zum Judentum übergetreten und verschmolz nach dem Sturze seines großen Reiches im zehnten und elften Jahrhundert vollständig mit den unstät umherziehenden Glaubensgenossen.

Nach dem Fortzuge der Goten und dem Zerfall des Hunnenreiches muß in den sarmatischen Ebenen eine wahre „Völkerdämmerung"

Digitized by Google

eingetreten sein. Die Sage berichtet bekanntlich, daß am Ende des neunten Jahrhunderts die Slawen des Nordostens skandinavische Waräger, den Stamm der „Rodsen“ (die „Rojenden“ = Rudernden) herbeigerufen hätten, um in ihrem Lande Ordnung zu schaffen. Dieser ehrenvolle Ruf dürfte wohl „bestellte Arbeit“ gewesen sein. Immerhin ist die Erzählung so charakteristisch, daß Graf Alexei Tolstoi aus ihr eine Art Kehrreim für seinen satirischen „Abriß der russischen Geschichte“, der in Rußland nur handschriftlich kursiert, gewonnen hat. Jeder einzelne Abschnitt dieses erheiternden Lehrganges schließt nämlich mit den Versen:

„Semljá u nass bogáta
Porjádka toljko njet!“
(Wir haben reiche Länder
Nur Ordnung giebts drin nicht.)

Mit der Zeit war auch diese neue dritte namhafte Verstärkung des sarmatisch-slawischen Volkes durch arisches Blut so weit aufgesogen, daß rasche Zersetzung einzutreten begann. Rußland war reif für die Tyrannis. Diese wurde ihm erst von außen durch das Joch der Tataren aufgezwungen, bis in langwierigen Kämpfen gegen die Fremdherrschaft sich eine feste einheimische Autorität heranbildete, die nach dem probaten Muster der fremden Barbaren weiter regierte. Der altgermanische Hang zur Selbstbestimmung und Selbstregierung, der früher in der „Bojárskaja duma“ (Bojaren-Rat) der städtischen „Wjetsche“ (Volksversammlung) seinen Ausdruck gefunden hatte, war mit der Zeit so völlig entschwunden, daß beispielsweise die Republik Pskow sich auf die Aufforderung des Zaren hin ohne Schwertstreich ergab, nachdem die Bürger eine ganze Nacht unter Weinen und Schluchzen (!) um den Verlust ihrer Freiheit entschlußlos verbracht hatten. So hart und drückend diese „Willenskonzentration“ für das Volk auch war, so rettete sie doch Rußland. Der erschlaffte Süden war verloren gegangen, der Schwerpunkt des Reiches war jetzt ganz nach der Mitte und dem Norden verlegt, wo die hochwüchsigere und blondere Rasse, die gleich den finnischen Nachbarstämmen am meisten arische Kraft in sich aufgenommen zu haben scheint, seßhaft war. Der Adel begann sich um den Thron zu scharen. Das Blut der russischen Aristokratie hat sich mit der Zeit ja sehr stark gemischt, es giebt sogar einige Familien, wie beispielsweise die Bibikows, die nachweislich rein mongolischen Ursprungs sind. Immerhin überwog die bessere Rasse doch so weit, daß Beharrlichkeit und Treue, verbunden mit Begabung und Neigung zu zeitgemäßen Neuerungen, sich unter den einenden Einflüssen der neuen Zarenmacht entwickeln konnten — die bekannten Ergebnisse einer günstigen Kreuzung. Wenn man den Menschen als ein Produkt aus Rasse, Klima und Lebensverhältnissen ansieht, so wird man hier auch das stählende Moment des unablässigen Kampfes gegen eine rauhe Natur, gegen wilde und starke Raubtiere, gegen mächtige äußere Feinde nicht außer acht lassen dürfen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse festigten sich immer mehr im Großgrundbesitz wie im aufblühenden Kaufmannsstande und boten eine sichere Grundlage für das Wachstum des Staatswesens.

Die Rasse der Bojaren wurde mit der Zeit auch die der Zaren, die sich aus den ersten Geschlechtern des Reiches ihre Gattinnen

Digitized by Google

wählten. Peter der Große war gleich Bismarck einer jener reckenhaften Rundköpfe von gewaltigem Umfang und Fassungsvermögen des Schädels, von ungeheuerer Kraft und Ausdauer des Leibes, einer jener Mischlinge, die zu allen Zeiten die verwegensten Neuerer und Eroberer gestellt haben. Nur war er in wörtlichem und übertragenem Sinne von weit „dunklerer" Beschaffenheit als der Gründer des Deutschen Reiches, daher leidenschaftlicher, gewaltthätiger und pietätloser. Peter der Große kann mit Recht als der Vater des russischen Nihilismus angesehen werden.

Wenn auch Ausländer, wie der Schweizer Lefort, der Schotte Gordon im Staate Peters des Großen sich um die Organisation von Heer, Flotte, Verwaltung, Finanzwirtschaft große Verdienste erworben haben, so ist doch anzuerkennen, daß das heutige Rußland in der Hauptsache eine großrussische Schöpfung ist. Diesen Ruhm darf man dem großrussischen Stamme nicht verkleinern. Die Kräfte, die den Staat begründet hatten, waren aber noch zu wenig diszipliniert, um ihn weiter auszubauen. Da gewann denn die Erwerbung Livlands und Esthlands, später Kurlands für die neue Großmacht hohe Wichtigkeit. Die baltischen Deutschen haben Rußland Jahrhunderte hindurch Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte in einer Zahl und Bedeutung geliefert, wie keine andere Provinz des weiten Reiches. Das Zarenreich ist bis in die neueste Zeit regiert worden von einem vorwiegend arischen Fürstenhause, von einem zwar nicht rassereinen, aber doch edelblütigen Adel, von einem aus deutscher Schule hervorgegangenen und vielfach auch deutsch befehligten Beamtentum. In Staatswesen vom Charakter Rußlands kommt es auf die Mischungsverhältnisse der unteren Volksklassen wenig an. Maßgebend ist die Willensrichtung, die in den höheren Gesellschaftsschichten vorwaltet. Sobald das ostslawische Volk auf irgend einem Gebiet Mangel spürte, brauchte es sich ja bloß an das benachbarte Germanentum zu wenden, um alles, was es bedurfte, in Hülle und Fülle zu erhalten. Die Goten frischten seine Rasse auf, die Waräger lieferten ihm Fürsten, Feldherren und Edelleute, die Deutschen eine reiche Auswahl von heiratsfähigen Prinzessinnen, Staatsmänner, Offiziere, Unternehmer, Handwerker, Aerzte und Apotheker. Wenn ein russischer Finanzminister Geld braucht und selbst die Taschen der französischen Bundesgenossen zugeknöpft findet, so legt er einfach eine Anleihe in Deutschland auf, die sofort mehrfach überzeichnet wird. Wie angesichts so idealer Erfahrungen mit den Nachbarvölkern grimmer Nationalhaß und finstere Menschenverachtung in der russischen Gesellschaft um sich greifen können, bleibt einfach ein Rätsel.

Im Laufe der Zeit hat das regierende Haus seine Rasse fortgesetzt verbessert, während allerdings die Rasse der breiten Volksmasse sich durch Blutmischung mehr und mehr verschlechtert hat. Von der berühmten, bei Poltawa, Zorndorf, Borodino und Leipzig erprobten Standhaftigkeit der russischen Infanterie war schon im Polenkriege, an der Alma, bei Plewna wenig mehr zu spüren. Das jetzige Zarenhaus setzt den Namen der Romanows bekanntlich in derselben Weise weiter fort, wie die österreichische Dynastie den Namen Habsburg, die englische den Namen Hannover, ist aber in Wirklichkeit ein Haus Holstein-Gottorp. In Peter III., der ein Enkel

Digitized by Google

Peters des Großen war, floß nur noch wenig russisches Blut. Dagegen war Paul I., der Sohn Katharinas II., nach Bilbassow anscheinend aus ihrer Liebschaft mit dem ihr an Stelle des kränklichen und schwächlichen Gatten zugeführten Soltykow (sprich: Ssaltykóff) hervorgegangen, also Halbblutrusse. Nach einer noch heute in Petersburger Hofkreisen verbreiteten Ueberlieferung wäre übrigens der Sohn Soltykows bald nach der Geburt gestorben und durch ein untergeschobenes Kind, den Sohn einer ingermanländischen, also finnischen Bäuerin ersetzt worden. In der Schädel- und Körperbildung des ganz verkümmerten Paul deutete jedenfalls nichts auf arische Abkunft hin. Seit jener Zeit aber hat der regierende Zweig des Zarenhauses sich ausschließlich mit deutschen Prinzessinnen verbunden. Auch die Dänin Dagmar, als Maria Feodorowna, die Gemahlin Alexanders III., ist ja aus dem ursprünglich deutschen Hause Holstein-Sonderburg-Glücksburg hervorgegangen.

Der russische Adel ist seit der im Jahre 1861 verfügten und 1863 vollzogenen Aufhebung der Leibeigenschaft, die, von einer großenteils demokratisch angehauchten Bureaukratie in überstürzter, kopfloser Weise durchgeführt, sich den größten wirtschaftlichen Umwälzungen aller Zeiten anreihte, in raschem Verfall begriffen. Völlig unvorbereitet und unerzogen trat er mit allen glänzenden Liebhabereien und Leidenschaften einer bodenflüchtigen, im Hof- und Großstadtleben den ländlichen Lebensbedingungen entfremdeten Signoria in die Wirtschaftsperiode der bezahlten und freizügigen Arbeitskräfte. Der russische Schriftsteller Terpigorjew berechnet die Summen, die dem Adel vom alten Vormundschaftsrat (Opekúnski ssowjét) und durch die Loskaufszahlungen der Regierung zuflossen, auf über eine Milliarde Rubel. Diese Unsummen sind größtenteils in Paris und Monte Carlo verjubelt und bloß zu etwa einem Zehntel für landwirtschaftliche Verbesserungen verwendet worden. In den deutschbaltischen Provinzen Liv-, Esth- und Kurland war bereits ein halbes Jahrhundert früher (1817—20) ganz ohne Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten die Leibeigenschaft durch das Uebergangssystem der Frohnarbeit ersetzt und so allmählich zum freien Arbeitsvertrage hinübergeleitet worden. Wenn in Rußland jemals eine wirkliche Reform, d. h. der gesetzliche Ausdruck eines organischen Entwickelungsprozesses, ihre belebenden Kräfte entfaltet hat, so ist das ausschließlich in den von germanischen Einflüssen beherrschten baltisch-finnländischen Küstengebieten geschehen. Jede durchgreifendere Neuerung im inneren Rußland trug den Charakter einer ganz unvorbereiteten und daher lediglich auflösend wirkenden Umwälzung. Ein guter Kenner der russischen Verhältnisse, der kürzlich in Berlin verstorbene Hofgerichtsrat M. v. Oettingen, Verfasser mehrerer anonym erschienener Schriften über russische und baltische Politik, äußerte in seiner Broschüre „Die Bedrückung der Deutschen und die Entrechtung der protestantischen Kirche in den Ostseeprovinzen“ (Duncker & Humblot, 1886): „In Rußland giebt es nur Gemachtes, im Gegensatz zum Gewordenen, nur Gesetz im Gegensatz zum Recht.“ — Erst unter Alexander III. kam Maß und Ruhe in die gesetzgeberische Arbeit — leider nicht im Sinne fortschrittlichen Weiterbaues, sondern dunkler Rückwärtserei. Im höchsten Grade gewaltthätig und rechtswidrig

Digitized by Google

war sein Vorgehen gegen die Ostseeprovinzen. Aus Gründen der Macht- und auch der Rassenpolitik ließ sich dieses Vorgehen erklären, wenn auch nicht rechtfertigen. Man konnte es wohl begreifen, wenn das russische Volk die guten staatsbürgerlichen Eigenschaften der baltischen Protestanten durch völlige Anschmelzung dem eigenen Körper zuzuführen suchte. Der Zeitpunkt für diese Verschmelzung war aber angesichts des niedrigen Entwickelungsstandes des Russenvolkes noch nicht gegeben, aus ganz heterogenen Elementen kann nichts Einheitliches und Harmonisches entstehen. Die tüchtigen Eigenschaften der Balten können durch ein Aufgehen im russischen Volke nur verloren gehen, nicht mehr als „Pfropfreiser der Kultur" dienen, als die sie sich in der bisherigen Trennung und Reinhaltung so oft bewährt haben. Gerechtfertigt wäre vom Standpunkt des Staatsinteresses die baltische Politik Alexanders III. nur gewesen, wenn in nächster Zukunft ein Krieg mit Deutschland gedroht hätte. Als oberster Leiter der Politik seines Reiches mußte er aber wissen, daß diese Wolke nicht über dem Westgebiet der seinem Szepter gehorchenden ungeheueren Ländermasse schwebte. Immerhin war Alexander III. wenn auch nicht einer der größten, so doch einer der charaktervollsten russischen Herrscher. Seine Politik entbehrte nicht des Systems und war frei von Ueberstürzung. Einen Rechts- und Verfassungsbruch, wie er sich heute in Finnland abspielt, das aus einem treuen und nützlichen Gliede des russischen Staatskörpers zu einem unversöhnlichen Feinde seiner erbarmungslosen Bedränger werden muß, hätte er niemals gebilligt. Der tiefgehende Unterschied zwischen der Russifizierung der Ostseeprovinzen und derjenigen Finnlands liegt eben darin, daß das Baltenland bereits unter der Gewalt eines unumschränkten Herrschers stand, Finnland aber nicht.

Der Absolutismus des Zaren ist im heutigen Rußland nichts anderes, als derjenige der omnipotenten Bureaukratie, die gleich dem Wagen des Dschagannath über alle ihr im Wege liegenden Menschenleiber hinweggeht, sie in eine formlose Masse verwandelnd. Wer kann auf den Eintritt menschenwürdigerer Zustände in einem Reiche hoffen, das noch nicht einmal das Entwickelungsstadium des aufgeklärten Despotismus kennen gelernt hat? Seit dem achtzehnten Jahrhundert bezeichnet man als aufgeklärt vor allem eine solche Despotie, die frei ist von übertriebenen Rücksichten auf ein engherziges und unduldsames Staatskirchentum. Bis heute harrt Rußland vergeblich auf ein Toleranz-Edikt, ja nicht einmal die Kalender-Reform läßt sich durchsetzen. Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß die religiöse Duldung mancherlei Gefahren nicht bloß für die griechisch-orthodoxe Kirche, sondern auch für den Staat mit sich bringen würde. Es giebt Sekten in Rußland, wie die kommunistischen „Bjeguny" (Läufer), die der Selbstverstümmelung huldigenden „Skopzy", die staatsfeindlichen „Napoleowtschiny" (Napoleons-Anbeter), deren öffentliche Propaganda auch ein Verfassungsstaat niemals dulden könnte. Eine Regierung aber, die sich so schwach und unselbständig fühlt, daß sie vor jeder Gefahr zurückschreckt, ist überhaupt unfähig, mit der Zeit fortzuschreiten und damit unfähig zu regieren. Warum hat die russische Bureaukratie denn die Gefahren nicht gescheut, die mit dem Rechtsbruch in Finnland, diesem bei aller Kleinheit einigen und selbstbewußten

Digitized by Google

Lande, unleugbar verbunden sind? Nur durch zeitgemäße Reformen könnte die Zarenmacht wenigstens einen Teil der heute — mit Ausnahme der altrussischen Partei — wohl überwiegend liberal gesinnten russischen Gesellschaft für sich gewinnen und damit einen Keil in das Lager ihrer offenen und heimlichen Feinde treiben. Zu diesen Reformen würde in erster Linie die Gewissensfreiheit gehören, die wenigstens mehrere Millionen Altgläubiger, also die nüchternsten und ordentlichsten Vertreter der unteren Volksklassen, sofort für die staatliche Ordnung gewinnen würde. Die Unterdrückung verwirrender und gefährlicher Lehren würde sich auch weiter durch das Gebot der staatlichen Selbsterhaltung rechtfertigen. Auf politischem Gebiet wären grundstürzende Neuerungen auch weiter zu vermeiden. Empfehlen dürfte sich die Bildung eines aus Vertretern der einzelnen „Semstwos" (Provinzial-Landtage) bestehenden „Vereinigten Landtages", dem zunächst als einer aus dem Volke hervorgegangenen Ergänzung zum Reichsrat nur beratende Befugnisse zuzugestehen wären, der aber auch in dieser Ausrüstung außerordentlich viel dazu beitragen würde, die Verantwortung der Regierung bei ihrer Reformarbeit zu verringern, sie auf einen größeren Aktionskreis zu verteilen. Dem wirtschaftlichen Fortschritt muß mit kraftvoller Entschlossenheit freie Bahn geöffnet werden. Es darf nicht länger jedem einzelnen „Mir" (Dorfgemeinde) überlassen bleiben, mit einer Mehrheit von zwei Dritteln den Zeitpunkt zu bestimmen, wann vom Gemeindebesitz, diesem keineswegs modern sozialen, sondern veralteten und rückständigen Begriff des Kollektiv-Eigentums, zum Privatbesitz übergegangen wird, sondern es wäre Pflicht der Regierung, diesen Zeitpunkt vorzuschreiben. Nur durch Verschärfung des Eigentumsbegriffs kann die öffentliche Moral in Rußland gehoben, kann der wachsenden Verwirrung und Zersetzung gesteuert werden. Wenn an den drei angegebenen Stellen auch nur geringe Erleichterungen durch Oeffnung von Fortschrittsventilen eintreten, dann kann Rußland vor einer Katastrophe bewahrt bleiben. Zeigt die jetzige Regierung sich unfähig, der drohenden Explosion mit weisem Sinne vorzubeugen, dann trägt sie, nicht der Umsturz, die Schuld an dem Drunter und Drüber, das die unausbleibliche Folge ist. Die Bauern des Gouvernements Poltawa und Charkow, die mit ihrer blinden Zerstörungswut Bilder aus den römischen Sklaven-Kriegen und den Aufständen auf Haïti heraufbeschworen, sind nicht etwa durch politischen Druck, auch nicht durch die betrügerischen Vorspiegelungen der unter ihnen verbreiteten revolutionären Kundgebungen, sondern ausschließlich durch ihren wirtschaftlichen Niedergang zum äußersten gebracht worden, der in diesen fruchtbarsten Gebieten Rußlands lediglich eine Folgeerscheinung erstarrter Wirtschaftsformen ist.

Es ist absurd, von der starken Regierung eines vielsprachigen Volkes zu verlangen, daß sie aus freien Stücken auf einen Teil ihrer Machtmittel verzichten, daß sie gutwillig ihren Arm herleihen soll, um aus Rußland ein zweites Oesterreich-Ungarn zu machen. Es ist aber ebenso absurd, wenn die russische Bureaukratie sich einbildet, das bisherige Knutenregiment weiter fortsetzen zu können. Sie ist trotz ihrer Bataillone und Kosakenssotnien nicht unbestrittene Herrin im eigenen Hause, es ist für sie die höchste Zeit, sich Bundesgenossen

Digitized by Google

zu werben. Die alte Aristokratie, die im großrussischen Volke bis heute so ziemlich die reinste Rasse darstellt, hat leider zum größten Teil abgewirtschaftet, sich durch eigene Schuld an den Bettelstab gebracht. Ihre Ueberreste sind, belehrt durch die warnenden Beispiele ultrareaktionärer und revolutionärer Väter, maßvollem Fortschritt nicht abgeneigt, was unter anderem die wiederholten Petitionen des Twerschen Adels um Ausdehnung der Selbstverwaltung und um Gewährung der Gewissensfreiheit beweisen. Der Adel kommt für die Regierung heute aber nur noch soweit in Frage, als er noch grundbesitzlich ist, oder wenigstens für die Beamten- und Offizierslaufbahn heranzuziehen ist. Das Bündnis, das Rußland eine unabsehbare Aera gedeihlichen Fortschreitens verbürgen würde, müßte also zwischen Monarchie und Besitz abgeschlossen werden. Die Beamten sind die ausführenden Kräfte der Centralgewalt, können also, da deren Fortbestand in der bisherigen Stärke unentbehrlich ist, ebenfalls nicht auf einen untergeordneten Platz zurückgedrängt werden. In der Natur jeder Bureaukratie liegt es aber, daß sie im Grunde unfruchtbar ist, daß sie nicht säen und ernten, sondern nur gleichsam mit der Gartenschere über allzu üppige Triebe fahren kann. Der Beruf der russischen Autokratie ist es, nach wie vor die ausgleichende Gerechtigkeit zu verkörpern, die soziale Zügelführung beizubehalten, während den besitzenden Volksklassen eine „offene Thür" zum wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt freizugeben wäre. Die Preßfreiheit z. B. ist für Rußland durchaus durchführbar, da die hauptstädtischen Blätter bereits ohne Präventivzensur erscheinen und bloß nachträglichen Maßregelungen unterliegen. Das Preßgesetz könnte nach wie vor ein strenges sein, nur müßten die Strafen nicht durch administrative Willkür, sondern durch gerichtliches Urteil verhängt werden. Das wäre schon eine bedeutende Errungenschaft im Vergleich zum bisherigen Zustande.

Es wirft sich nun noch die Frage auf, inwiefern die besitzenden Klassen, die namentlich in Rußland nahezu ebenso mischblütig sind, wie das niedere Volk, eine bessere Gewähr für Ordnung und Gesittung bieten, als die besitzlosen Elemente. Die Gewähr liegt vor allem darin, daß die Sorge um Erhaltung und Vermehrung ihres Besitzes eine mäßigende und erziehende Wirkung auf sie ausübt. Auch muß man annehmen, daß Leute, die sich durch Mühe und Arbeit Eigentum erworben haben, in der Rasse höher stehen, als Eintagsgeschöpfe, die nicht an die Zukunft denken, sondern in einem unablässigen Wechsel von Rausch und Unzufriedenheit von einem Tageskreislauf in den anderen hinübertaumeln.

Das russische Volk steht, wenn man zu den Großrussen die Weißrussen, die Kleinrussen, die finnischen und tatarischen Stämme hinzurechnet, im Blute jedenfalls noch weit tiefer, als beispielsweise das italienische und spanische, und würde in gesetzlosen Zuständen seine bisher schon bedeutende Kriminalität weit über die der südeuropäischen Völker hinaus steigern. Voraus hat es vor jenen nur, daß es unter den auffrischenden Einwirkungen eines vorwiegend nördlichen Klimas lebt, daß es jugendlicher und weniger verbraucht ist. Kraft und Begabung sind ihm nicht abzusprechen, seine Zukunft wird reich, aber auch wechselvoll sein. Die Mischungsverhältnisse sind derartige, daß sie nicht bloß bedeutende Leistungen, sondern

Digitized by Google

auch gewaltige Erschütterungen ankündigen. Die Eigenschaften der Mischlinge mit überwiegend arischem Blut bewegen sich erfahrungsmäßig entweder über oder unter dem Durchschnitt, dem gesunden Normalmaß. Selbst eine geringfügige Beimischung von Negerblut, wie es beispielsweise in den Adern Alexander Puschkins und der beiden Dumas floß, scheint der Entwickelung geistiger Fähigkeiten günstig zu sein. Die Mischung darf aber bestimmte Verhältnisse nicht überschreiten, wenn sie nicht zur Gefahr für Staat und Gesellschaft werden soll. Kreuzungserscheinungen zwischen sehr verschiedenartigen Rassen arten bald in Extreme aus. Ihre Vertreter neigen zur größten Aufopferung, oder zur engherzigsten Selbstsucht, zur erhabensten Großmut oder zur raffiniertesten Grausamkeit, zu den glänzendsten Kunstschöpfungen oder zur trägsten Geistesschlaffheit, zum wütendsten Glaubensfanatismus (Spanier, Schotten), oder zur frivolsten Religionsverspottung (Franzosen). Immer aber wissen sie ihre Extravaganzen durch klangvolle Reden, vor allem durch Ausnutzung in der Luft hängender Schlagworte zu rechtfertigen. Auch die russischen Studenten führen heute unstreitig einen Kampf für den Fortschritt und die Freiheit. Es kommt aber nicht bloß darauf an, wofür, sondern auch wie gekämpft wird. Den vereinzelten roten Fahnen, die bei der ersten Kundgebung vor der Kasanschen Kathedrale in Petersburg noch zu den Zeiten Alexanders II. entfaltet wurden, sind heute Hunderte der roten Sturmzeichen gefolgt, die in den Straßen Petersburgs, Moskaus, Kiews, Charkows in den Händen von Studenten den wildblickenden Arbeiterkolonnen voranflatterten. Mit diesen knallroten Kundgebungen wird man aber auf die Reaktion keinen Eindruck machen, sondern sie nur in der Ueberzeugung stärken, daß sie für Rußland noch immer notwendig, ja unentbehrlich sei. Auch der Politiker, der auf den Gesetzen der Menschenkunde fußt, wird sich niemals durch Worte, und klängen sie noch so schön und hochtrabend, beeinflussen lassen. Er wird sich die Leute ansehen, aus deren Munde sie kommen. Hat er einmal unter russischen Studenten geweilt, ihre ungeregelte Lebensweise, ihre zügellosen Sitten beobachtet, ihren wirren Traumphantasien gelauscht, dann wird er wenig Vertrauen zu ihrer reformatorischen Sendung haben. Politische Morde kommen in aufgeregten, zügellosen Zeiten unter allen Völkern vor. Eine Politik der organisierten Geheimbündelei, des systematischen Mord-Terrorismus, wie die russischen Nihilisten sie heute wieder aufzunehmen beginnen, ist aber stets ein Kennzeichen des Vorwaltens zerstörender Kräfte, also damit des Rassenverfalls.

Die ganze russische Litteratur macht Kotau vor dem Nebelbilde eines idealen „Mushik". Den höchsten Rekord hat in dieser Verhimmelung Graf Leo Tolstoi erreicht. Der einzige positive Gedanke in seinen Schriften ist die nimmermüde Mahnung, aus der großstädtischen Ueberfeinerung zu einer natürlichen Lebensweise zurückzukehren. Die geradezu wahnwitzige Lebensführung der höheren Klassen seines Volkes hat ihn ebenso wie Dostojewski, Nekrassow und den anarchistischen Fürsten Krapotkin von diesen abgestoßen und zum Freunde der „Erniedrigten und Beleidigten" gemacht. Er vergißt nur eins: daß das russische Volk nur durch seine primitiven Lebensverhältnisse, nicht durch eigene Art und Anlage, stark, groß, kräftig

Digitized by Google

erhalten wird, daß es, wenn es in größeren Massen in die Städte strömte, vermöge seiner unbeständigen und wenig widerstandsfähigen Natur dort ebenso rasch, wenn nicht rascher entarten würde, wie die oberen Zehntausend. Giebt es doch schon heute in Rußland ganze Dorfschaften, in denen alles, vom Greise bis auf den letzten Säugling, mit der Lustseuche behaftet ist. Wenn der Prozentsatz der großstädtischen Bevölkerung Rußlands ebenso groß wäre wie in England oder in Deutschland, so wäre das Land vermutlich in sittlichem wie in wirtschaftlichem Sinne längst in einen ungeheueren Sumpf verwandelt, auf dem das unruhige Mischblut seine revolutionären Irrmischtänze vollführte. Der germanische Großstädter, der durch gesunde Leibesübungen für die Erhaltung seiner Art sorgt, muß in den Augen des Anthropologen unendlich viel höher stehen, als Leo Tolstoi, der sich vor der Kultur aufs Dorf flüchtet, um für begriffstutzige Bauern, die über seine Originalität lachen, stümperhafte Oefen zu setzen und mangelhaftes Schuhwerk anzufertigen. Das Christentum, das dieser große Verirrte predigt und das ihn sogar dazu verleitet hat, seine Anhänger zur Verweigerung des Waffendienstes aufzufordern — eine Schwarmgeisterei, die bereits zahllose junge Leute ins Unglück gestürzt hat — ist das Urchristentum, das einst den römischen Staat zu Grunde gerichtet hat und das sicher auch Rußland der Vernichtung weihen würde, wenn es die Oberhand über die Staatskirche gewänne, die trotz ihrer Erstarrung und Verbohrtheit immerhin eine Körperschaft mit sicheren Ueberlieferungen und sorgsam fortgepflanzten Lebenserfahrungen ist.

Was die Sittlichkeits- und Revolutions-Apostel des modernen Rußland lehren, geht alles über unsere Kraft. Schwarmgeister und Anarchisten stammen von einander ab und reichen sich die Hände — genau wie in dem Björnsonschen Drama. Die Stellung der Deutschen Rußlands ist ihnen durch ihre jahrhundertjährige Geschichte gegeben: sie können nur treu ihre Pflichten erfüllen und die staatliche Autorität stützen helfen, so schwer sie auch selber unter den Ausschreitungen dieser selbstherrlichen Macht zu leiden haben. Sie werden zwar nicht mehr in der bisherigen Selbstlosigkeit dem Staate ihre Kräfte weihen, sondern vor allem auf die Wahrung ihres Besitzes bedacht sein müssen, der ihnen allein eine gewisse Unabhängigkeit verbürgen kann. Man kann heute das eigentliche, von der ostslawisch-finnischen Rasse bewohnte Rußland anschneiden von welchem Ende man immer will, so wird man doch auf keinen anderen gesunden Kern stoßen, als auf die Monarchie und das Eigentum.

Sollte die Regierung Nikolaus II. einmal zu maßvollen politischen Reformen schreiten, so wird sie damit die demokratischen Elemente niemals befriedigen, die nichts als den Umsturz und den Kommunismus wollen. Setzt die Regierung ihren und der besitzenden Klassen Willen mit eiserner Hand gegen den Widerstand dieser Elemente durch, so bekämpft sie damit nichts anderes, als die zügellosen Antriebe der niederen Rasse. Dem heutigen Rußland sind weniger „Prostór i sswobóda (Ausbreitung und Freiheit), wie die Führer der heißblütigen Jugend sie verlangen, sondern rüstige Arbeit und treue Pflichterfüllung von nöten. Das alles sollen sich trotz aller berechtigten Verstimmung die russischen Deutschen gesagt sein lassen, wenn sie wenigstens

Digitized by Google

ihre Lebensgüter, die sie im Kampfe gegen widrige Verhältnisse sauer genug erworben haben, zu wahren gewillt sind.

Soweit der Verfasser, der in Rußland geboren und aufgewachsen ist, sie kennt, werden sie sich das auch wohl längst selber gesagt haben.

Freilich berechtigt nur wenig dazu, eine entschlossene, wahrhaft befreiende That von den führenden Kreisen einer Nation zu erwarten, deren Große und Mächtige bald die grausamen Peiniger, bald die unterwürfigen Liebediener des „schwarzen Volkes" waren und deren Beamtentum bis in die höchsten Stellen hinein unter dem Bann des landesüblichen Gleichheitsdusels steht. Die Eigenart des russischen Volkscharakters verträgt die Gliederung und Differenzierung nicht recht, sondern ist stets in rückläufiger Bewegung zum Völkerchaos, zum Urbrei und Urschlamm begriffen. Für den Westen freilich ist diese breiige, knochenlose Volksmasse gewiß weniger gefährlich, als ein ganz europäisiertes Rußland es sein würde.

Im Lichte der Geschichte unserer Zeit gesehen, scheint sich das Rassenproblem in den politischen Entwickelungsfragen etwa in folgender Weise wiederzuspiegeln: Der Despotismus hat sich allerorten überlebt, sogar in der Türkei. Andererseits können weiße Völker mit starker Beimischung fremdartigen Blutes freiheitliche Einrichtungen nur dann ertragen, wenn über ihnen eine starke monarchische Gewalt bestehen bleibt. Die entfesselte niedere Bevölkerung wird sich in dem halbasiatischen Rußland genau so gebärden, wie in dem halbasiatischen Bulgarien und dem noch heute halbafrikanischen Spanien. Weit leichter ließe sich sogar in dem mongolischen, aber in seinen Hauptteilen ziemlich reinblütigen Japan der Uebergang zu noch volkstümlicheren Einrichtungen bewerkstelligen, als sie dort schon jetzt bestehen. Eine radikale Demokratie, die gleichbedeutend mit einer Ochlokratie wäre, könnte sich nirgends behaupten. Die Vereinigten Staaten Amerikas sind bekanntlich nur zum Schein demokratisch, in Wirklichkeit plutokratisch. In Ländern, deren starke Inzucht den Beharrlichkeitssinn fördert, wie in Dänemark und Norwegen (weniger schon in der heutigen Schweiz), kann eine gemäßigte Demokratie sich wohl als dauernd regierungsfähig erweisen. Auch das aristokratische Schweden könnte ohne Gefahr zu demokratischen Zuständen übergehen, müßte aber dann auf seine sich anbahnende militärische Wiedergeburt verzichten. In Rußland dagegen würde die Herrschaft der Demokratie das Ende aller Ordnung und Gesittung und damit den Anfang vom Ende dieses größten der Weltreiche bedeuten.

Der wissenschaftliche Streit über die deutsche Wirtschaftspolitik.

Dr. Siegfried Tschierschky.

I.

Die gegenwärtigen wirtschaftspolitischen Kämpfe, die sich immer schärfer zuspitzen, je mehr der Augenblick der Entscheidung heranrückt, sind trotz aller unerquicklichen Einzelheiten, die vom politischen

Digitized by Google

Parteikampf nun einmal untrennbar erscheinen, von nicht geringem wissenschaftlichen Interesse. Selbst denjenigen, der diesen Kampf nur aus entfernterer litterarischer Perspektive verfolgt, muß die schroffe Gegensätzlichkeit der Anschauungen in den schwebenden Fragen unserer Wirtschaftspolitik um so mehr verblüffen, als dieselbe keineswegs nur die ihrem ganzen Wesen nach zur Oberflächlichkeit verurteilte praktische Parteipolitik beherrscht, sondern auch die Wissenschaft der Volkswirtschaft selbst in zwei Lager gespalten findet.

Eine sehr knappe und dabei präzise Uebersicht über die Streitfrage giebt J. Wolf in seiner Schrift „Das Deutsche Reich und der Weltmarkt" (Jena 1901). Im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens der deutschen Gegenwart steht danach der Kampf um den Getreidezoll, oder richtiger erweitert, die Lebensmittelzölle, d. h. der ganze Abschnitt A des ersten Teiles des neuen Zolltarifentwurfes vom 26. Juli v. J., umfassend die Positionen 1—72 ... „Und das begreift sich, wenn man erkennt, daß in Wahrheit hier gekämpft wird nicht bloß um eine oder zwei Mark mehr oder weniger an Zoll ..., sondern ... um Fragen der Entwickelungsrichtung für das politische und wirtschaftliche Leben der deutschen Nation. Der Getreidezoll ist nur der Exponent, nur das, was ... zunächst faßbar wird von den größeren Problemen, die da lauten: Agrarstaat oder Industriestaat, Volkswirtschaft oder Weltwirtschaft, Nationalismus oder Imperialismus. Diese Fragen haben ihren inneren Zusammenhang, sie sind immer nur besondere Seiten einer Frage, die als die Grundfrage der Volkswirtschaft bezeichnet werden kann. Sie nehmen nämlich ihren Ausgang von einem bestimmten Verhältnis der dem heimischen Boden entnehmbaren Unterhaltsmittel zur Bevölkerung."

Dem Leser, der hinreichend aus der öffentlichen Diskussion orientiert ist, wird es auffallen, daß die doch nicht minder prinzipiell wichtig erscheinende Frage der Industriezölle hier gar nicht berührt ist. Thatsächlich hat nämlich die neue Tarifpolitik auch die Frage des Industriezollschutzes aufgeworfen und auch sie im allgemeinen in der Richtung wesentlich verstärkten Zollschutzes beantwortet. Der Grund aber, weshalb die Industriezölle fast völlig — eine Ausnahme macht nur Schäffle — außer der prinzipiellen Diskussion bleiben, ist unseres Erachtens darin zu suchen, daß bis zu einem gewissen Grade, allerdings auch mit Recht, bei dem gegenwärtigen Stande unserer gewerblichen Entwickelung die Industriezölle, zumal ihnen von vornherein eine Grenze nach oben durch die auf industrieller Seite niemals umstrittene Notwendigkeit der Fortführung unserer gewerblichen Export- und Handelsvertragspolitik gezogen ist, keine wirtschaftspolitische Systemänderung bedeuten, während die Verstärkung des Agrarschutzzolles selbst von den Befürwortern (z. B. Adolf Wagner) doch als solche, wenn auch mit verschiedener Bewertung, anerkannt wird.

Gänzlich unerörtert zu lassen ist an dieser Stelle der an sich sehr interessante „Tarifbund der Großindustrie mit dem Großgrundbesitz", worüber, wie schon erwähnt, Schäffle in seinem „Votum gegen den neuen Zolltarif" (Tübingen 1901) sehr ausführlich handelt, denn dieser Bund ist in der Form im Grunde doch mehr ein Zufall der wirtschaftsparteipolitischen Konstellation. Von einzigem Interesse soll für uns hier vielmehr nur die Frage nach den wissenschaftlichen

Digitized by Google

Divergenzen über das oben skizzierte Problem unserer Wirtschaftspolitik sein; es genügt da aber, an die zum Teil sehr scharfe Polemik zwischen Adolf Wagner und Lujo Brentano zu erinnern, um die wissenschaftliche Tragweite des Streites zu ermessen.

Die Divergenz der beiden Richtungen könnte nun, wie bei jedem wissenschaftlichen Streite, zwei Ursachen haben: sie kann einmal aus den Mängeln des wissenschaftlichen Materials herfließen, derart, daß die notwendigen wissenschaftlichen Vorarbeiten nach Inhalt und Umfang noch nicht hinreichend abgeschlossen sind, woraus dann sehr begreiflich eine recht verschiedene Bewertung im einzelnen und damit auch ein wesentlich anderes Endurteil bedingt wäre. Oder aber die Divergenz beruht nicht wesentlich auf methodologisch-kritischen, sondern auf synthetischen Gesichtspunkten, auf einer wesentlich anderen Auffassung des Problems infolge einer wesentlich verschiedenen wissenschaftlichen Gesamterkenntnis.

Was nun die erstere Möglichkeit anlangt, so ist zweifellos zuzugestehen, daß die wissenschaftliche Nationalökonomie, obwohl seit dem Erscheinen von Adam Smith's „Wealth of Nations" (1776) fast anderthalb Jahrhunderte emsiger und fruchtbarer Arbeit verstrichen sind, noch immer selbst in wichtigsten Einzelfragen im Zweifel ist, trotzdem einzelne Spezialzweige, so namentlich die Statistik und die Wirtschaftsgeschichte, ein schon fast unabsehbares Thatsachenmaterial beigebracht haben. Demgegenüber rächt sich jetzt namentlich die Thatsache, daß die methodologische Arbeit auf Kosten der vorgenannten über Gebühr vernachlässigt worden, insbesondere, wie Dietzel (Kornzoll und Sozialreform, Berlin 1901) mit Recht beklagt, die abstrakte deduktive Forschung. Indessen bringt sein Gegner Diehl in einer Erwiderung unter gleichem Titel (Jena 1901) doch auch den Nachweis, daß z. B. zur eindeutigen Erkenntnis des von beiden umstrittenen Problems der sogenannten Konträrtheorie, das ist der Lehre, daß Getreidepreise und Arbeitslöhne sich in umgekehrter Richtung bewegen, zur Zeit weder die induktive historisch-statistische, noch die deduktive Methode führen können.

Für unsere vorliegenden Betrachtungen ist das Urteil, das Diehl über diese, für das ganze Problem der Agrarzölle so wichtige, wenn auch keineswegs ausschlaggebende Detailfrage fällt, von großem Wert, daß nämlich „die nationalökonomische Wissenschaft über das Problem, wie eine Erhöhung oder Erniedrigung des Getreidepreises auf die Lohnhöhe einwirken wird, nichts Bestimmtes aussagen kann; sie muß offen ihr Ignoramus eingestehen".

Wie mit dieser Grundfrage, so steht es leider mit einer ganzen Reihe von solchen Problemen, wie der Grundrententheorie, der Handelsbilanz, dem Verhältnis von Preisen und Zöllen u. s. w. Ganz gewiß hat auch Diehl darin recht, daß die rein deduktive Methode zwar „das Wesen einzelner volkswirtschaftlicher Erscheinungen zu erklären vermag, dagegen leicht auf Abwege führt, wenn sie auch dazu dienen soll, die praktischen Entwickelungstendenzen gewisser volkswirtschaftlicher Phänomene aufzuhellen".

In Bezug auf das Verhältnis des wissenschaftlichen Materials zur deduktiven Verwertung desselben befindet sich die Nationalökonomie in der überaus schwierigen Lage, daß ihr Material einmal

Digitized by Google

von Natur aus im lebendigen Fluß stetiger Entwickelung steht und sodann auch noch durch den Menschen, als Wirtschaftssubjekt, bis zu einem gewissen Grade willkürlich „entwickelt“ oder „gewandelt“ werden kann. Gleichwohl dürfen wir, ja müssen wir für die wissenschaftliche Nationalökonomie, sei es auch erst in ferner Zukunft, die Aufhellung der wichtigsten Gesetzmäßigkeiten in Anspruch nehmen.

In einer Hinsicht leitet uns jedoch die wissenschaftliche Betrachtung auf Grund des vorhandenen Materials schon jetzt zu einem durchaus eindeutigen Ergebnis, nämlich zu dem Ergebnis, daß wir mit der in Aussicht genommenen Erhöhung der Agrarzölle einen bewußten Eingriff, eine bewußte Störung der gegenwärtig vorhandenen wirtschaftlichen Entwickelungstendenzen beabsichtigen.

Hierüber herrscht sicherlich nicht auf seiten Brentanos, aber ebensowenig bei Adolf Wagner irgend ein Zweifel. Ja noch mehr: so sehr auch die Mängel des wissenschaftlich verwertbaren Materials, z. B. die immerhin begrenzte Kenntnis und Schlüssigkeit der statistischen Einzelheiten, eine unterschiedliche Auffassung über die Tragweite dieser bewußten Störung zulassen können und mögen, so liegen doch auch in der Hinsicht nicht hier die letzten, ja nicht einmal die wesentlichsten Gründe des wissenschaftlichen Streites, da die Folgen der Störung in beiden Lagern in den wesentlichsten Punkten als in gleicher oder doch wenigstens paralleler Richtung laufend angenommen werden.

Diese Folgen wären, ganz kurz gesagt, Hemmung des anwachsenden Uebergewichtes des Industralismus und in seinem Gefolge der städtisch sich konzentrierenden Uebervölkerung, sowie der zunehmenden Verschmelzung der deutschen Volkswirtschaft mit der Weltwirtschaft.

Ein Unterschied von in der That fundamentaler Bedeutung besteht nun aber darin, daß die Wagner, Oldenberg u. s. w. diese Hemmung für günstig ansehen und von ihr eine korrelative Förderung im Sinne einer Stärkung der deutschen Eigenwirtschaft, richtiger noch einer deutschen Staats-Wirtschaft sich bestimmt versprechen, während die Brentano, Dietzel u. s. w. die Hemmung für nutzlos und schädlich halten, derart, daß die beabsichtigte korrelative Förderung entweder gar nicht eintreten würde, oder aber, falls sie eintritt, keinen volkswirtschaftlichen Fortschritt, sondern Rückschritt für Deutschland bedeuten wird.

II.

Indem wir also sehen, daß in beiden Lagern das Urteil über das Wesen der beabsichtigten Aenderung wesentlich gleichlautend als eine „willkürlichere Hemmung“ der erfaßbaren gegenwärtigen Entwickelungstendenzen unserer Wirtschaft aufgefaßt wird, daß hingegen das Urteil über den Wert dieser Hemmung ein grundsätzlich verschiedenes ist, müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß nicht sowohl auf dem Gebiete der nationalökonomischen Analyse die Divergenz der Auffassungen beruht, sondern vielmehr auf einer unterschiedlichen Weltanschauung, daß eine wesentliche andere wissenschaftliche Gesamtauffassung das Urteil diktiert.

Digitized by Google

Es fragt sich nun, woher diese Divergenz des wissenschaftlichen Endurteils fließt? Die Antwort ist sehr schwierig in wenigen Sätzen zu geben, auf die wir uns hier beschränken müssen.

Auf den richtigen Weg hat hier neuerdings Eduard Bernstein in seinem schnell bekannt gewordenen Vortrage „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus mögliche?“ hingewiesen. Er sagt (Seite 32 ff.) „Wissenschaft ist, wenn wir den Begriff streng fassen, lediglich das systematisch geordnete Wissen. Wissen heißt Erkenntnis der wahren Beschaffenheit und Beziehungen der Dinge, und da es, je nach dem Stande der Erkenntnis, stets nur eine Wahrheit giebt, kann es auf jedem Wissensgebiet stets auch nur eine Wissenschaft geben. Hinsichtlich der sogenannten exakten Wissenschaften ist dies allgemein anerkannt ... aber steht es mit der Wissenschaft der Menschheitsgeschichte und der menschlichen Einrichtungen anders? Ich kann das nicht zugeben ... Wo man der Anschauung von derartigem begegnet, wird man bei genauer Untersuchung stets finden, daß es sich um die Ignorierung oder Unterschätzung des Unterschiedes handelt, der zwischen wissenschaftlich formulierten Theorien oder Doktrinen und der Wissenschaft selbst besteht. Aber die wissenschaftliche Form macht ein Lehrgebäude noch nicht zur Wissenschaft, wenn seine Voraussetzungen und Zwecke außerhalb der tendenzfreien Erkenntnis liegende Momente enthalten.“

Diese Ausführungen treffen nun in der That auch für die vorliegende Frage vollinhaltlich zu; denn die Nationalökonomie besitzt vorläufig noch kein in sich abgeschlossenes Erkenntnisgebiet.

Gustav Schmoller beispielsweise betont in der soeben vollendeten zweiten Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften (Artikel: Volkswirtschaft, Volkswirtschaftslehre und Methode), daß die heutige allgemeine Nationalökonomie philosophisch-soziologischen Charakters ist: „Die Volkswirtschaftslehre steht mitten inne zwischen den angewandten Naturwissenschaften, der Technologie, Maschinen-, Landwirtschafts-, Forstwirtschaftslehre, sowie der Anthropologie, Ethnographie, Klimatologie, der allgemeinen und speziellen Pflanzen- und Tiergeographie auf der einen Seite und zwischen den wichtigsten Geisteswissenschaften der Psychologie, Ethik, Staats-, Rechts- und Gesellschaftslehre auf der anderen. Denn die Volkswirtschaft ist stets zugleich ein Stück Naturgestaltung durch den Menschen und ein Stück Kulturgestaltung durch die fühlende, denkende, handelnde organisierte Gesellschaft.“

Allerdings handelt es sich für die Nationalökonomie, sofern man sie nicht ganz unhaltbarer Weise mit einer erweiterten Technologie identifizieren wollte, in der That um ein psycho-physisches Erkenntnisobjekt, insofern nicht die materiellen Güter an sich, sondern in ihrem Verhältnis zum Menschen (als Wirtschaftssubjekt) zur Untersuchung stehen, und insofen dann der Mensch selbst eine psycho-physische Doppelnatur ist. Diese psycho-physische Relation hat nun unseres Wissens auch niemand negiert, wohl aber ist strittig geworden, einmal die Rangordnung innerhalb der Beziehung zwischen den materiellen und inmateriellen Kräften und sodann innerhalb des Psychischen selbst zwischen Individualismus einerseits und soziologischer Ethik andererseits.

Digitized by Google

Die Physiokraten und im Anschluß an sie A. Smith mit der sogenannten klassischen englischen Nationalökonomie, insbesondere Ricardo, nahmen einmal eine weitgehende Uebereinstimmung der physischen und der gesellschaftlichen oder ethischen Naturgesetze an und indem sie zweitens im engsten Anschluß an die derzeit herrschende Naturrechtslehre überdies dem Individuum die weitgehendste Autonomie zuschrieben, setzten sie als Untersuchungsobjekt der Nationalökonomie unter dem Gesichtspunkte eines scharf hervortretenden Materialismus die von dem Eigennutz regierte Individualwirtschaft. Hiergegen stellt unsere heute, insbesondere in Deutschland herrschende ethische Nationalökonomie (Kathedersozialismus), unter dem Einfluß der in unserer Zeit so stark hervortretenden Psychologie, ferner der historischen Schule und endlich auch unter Einwirkung der „organischen" Staatslehre, einerseits die psychische Seite der Beziehungen in den Vordergrund und legt bei ihnen überdies das Schwergewicht auf die soziologisch-organischen Elemente. So definiert Wagner in seiner „Grundlegung" (3 A. S. 353) die Volkswirtschaft „als abgeschlossenes Ganzes gedachten Inbegriff der untereinander durch Arbeitsgliederung verknüpften und nach Maßgabe einer bestimmten wirtschaftlichen Rechtsordnung verkehrenden selbständigen Einzelwirtschaften in einem zum Staat organisierten oder durch staatliche Wirtschaftsmaßregeln zu einem Wirtschaftsgebiete verbundenen Volke: ein organisches Ineinander".

Es dürfte schon aus dieser knappen Darstellung ersichtlich sein, einmal, wie allein die klassische Nationalökonomie dank ihrer so engen Begrenzung des Untersuchungsobjektes sich bei möglichster Abstraktion von dem oben genannten Bündel von Grenzwissenschaften zu einer Fülle wertvoller Ergebnisse verdichten konnte, die z. B. bei David Ricardo in seiner Grundrententheorie eine vielbewunderte Form exakter mathematischer Beweisführung annehmen.

Ebenso spricht es immerhin für diese rein deduktive Methode, daß wir auch heute, trotz der Verbreiterung unserer Wissenschaft und trotzdem hierdurch für die meisten Ergebnisse der vorgenannten Schule die „Gesetzmäßigkeit" gestrichen worden ist, doch im wesentlichen immer wieder auf diese ihre Ergebnisse zurückgreifen müssen.

Die theoretische Klarheit hat, soweit wir zu sehen vermögen, von der „ethischen" Nationalökonomie zunächst noch keine Förderung erfahren oder doch höchstens im negativen Sinne des oben citierten „Ignoramus", trotzdem wird wohl oder übel damit zu rechnen sein, daß ihre Herrschaft eine dauernde bleibt, denn die Stoffabgrenzung und Systematisierung jeder Wissenschaft — führt Schmoller in dem oben citierten Artikel mit Recht aus — hängt von ihrem jeweiligen inneren Zustande ab.

Nicht dagegen möchten wir seine unmittelbar folgende Bemerkung . . . „und von den praktischen Zwecken ihrer Wirksamkeit und ihres Unterrichts" unterschreiben.

Denn gerade hierin liegt doch wohl die arg bedenkliche Verkennung des Unterschiedes zwischen Wissenschaft selbst und wissenschaftlicher „Doktrin", wie ihn Bernstein hervorhebt. Die Möglichkeit eines inneren konstruktiven Auf- und Ausbaues macht doch wohl

Digitized by Google

ein „Wissen" erst zu Wissenschaft und ihre Stoffabgrenzung und Systematisierung soll und kann nur aus diesem inneren Ausbau herfließen. Noch weniger kann dem „Unterrichtszweck" hier irgend ein Einfluß eingeräumt werden, schon weil die Wissenschaft das primäre, ihre Lehrbarkeit aber ein sekundäres Moment ist.

Die klassische Nationalökonomie hatte sich ein verhältnismäßig engeres, aber darum auch leichteres Untersuchungsgebiet geschaffen, dadurch, daß sie eine wesentlich materialistische Dynamik der Oekonomie postulierte, daß sie von den störenden inkommensurablen psychischen, ethischen Faktoren absah. Infolgedessen hat sie es auch, wie bemerkt, zu wesentlichen positiven Ergebnissen methodisch geordneten Wissens gebracht, während sie sich sehr zurückhaltend in Bezug auf positive wirtschaftspolitische Problemstellung zeigt. Sie hat demzufolge sich den Charakter strenger Wissenschaftlichkeit in hohem Maße zu wahren gewußt, während die ethische Nationalökonomie unter dem führenden Einfluß einer noch durchaus „unfertigen" soziologischen Wissenschaft ein unendlich weitschichtiges, aber darum auch methodologisch höchst gefährliches Arbeitsfeld beschritten hat.

III.

Indem die klassische Nationalökonomie sich das Untersuchungsobjekt in dem Sinne wesentlich vereinfachte, daß sie die vom Egoismus getriebene Individualwirtschaft zum Ausgangspunkt und zur Einheit aller wissenschaftlichen Forschung nahm, gelangte sie dazu, auch die Volkswirtschaft als den Komplex der Einzelwirtschaften vom naturrechtlichen Standpunkte lediglich als „einen rein natürlichen Vorgang" aufzufassen, dessen natürliche Gebundenheit sowohl hinsichtlich der materiellen wirtschaftlichen Faktoren, wie auch wegen des überall in wesentlich derselben Weise wirkenden Grundtriebes des Eigennutzes der Willkür menschlicher Zielsetzung nur den denkbar kleinsten Spielraum gewähre.

Folgerichtig entwickelte diese Lehre auch für die Wirtschaftspolitik das rein negative Programm eines „laissez faire, laissez aller".

Im Gegensatz hierzu hat die ethische Nationalökonomie, wie J. Wolf in seinem Aufsatze: „Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie" (Band 1 der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für Sozialwissenschaft) treffend hervorhebt, „es als einen Vorzug ihrer Richtung gegenüber der vorangegangenen (individualistischen) angegeben, daß sie die Wirtschaftsordnung, auch die besondere, in der wir stehen, nicht als von Gesetzen regiert, darum auch nicht als „mechanisiert" ansah. In Wahrheit floß aber die Ueberlegenheit dieser Anschauung aus dem Umstande, daß über den Reibungswiderständen, zu deren Chronisten und liebevollem Interpreten er sich machte, dem Kathedersozialismus die Anschauung für die Welt der lebendigen Kräfte, die trotz jener sich durchsetzen, verloren ging".

Wolf führt den Gegensatz an anderer Stelle denn noch gemeinverständlicher aus durch Vergleich mit der praktischen Medizin: Längst ist die Vorstellung geschwunden, daß der Arzt ein Wunderkünstler sei. „Was der Arzt vermag, das ist nur dies: Er vermag im Krankheitsfalle Prozesse zu unterstützen, die im Körper sich von selbst an-

Digitized by Google

bahnen .... er vermag lediglich präventiv oder repressiv zu handeln, mit einem Worte, er vermag nur der Natur zu helfen, nicht aber dieselbe nach seinem freien Willen zu meistern."

Dies trifft — cum grano salis verstanden — auf die divergente Auffassung über die deutsche Wirtschaftspolitik durchaus zu, wie aus der Polemik zwischen Wagner und Brentano deutlich hervorgeht. Ersterer verwahrt sich in der vergangenes Jahr erschienenen Broschüre „Agrar- und Industriestaat" (Jena, Seite 86), allerdings zunächst dagegen, daß Brentano ihm ein absolutes Ideal der Wirtschaftspolitik vindiziere, indem er (Wagner) nicht zögere, „den Zuständen, wie sie geworden sind, und trotz aller Hindernisse, die ihnen entgegengestellt werden mögen, notwendig fortschreiten werden, Gewalt anzuthun, um die Wirklichkeit entsprechend meinem Ideal zu gestalten"; während es für ihn (Brentano als Anhänger der individualistischen Schule) „keine absoluten volkswirtschaftlichen Ideale gebe, ihm sei die ideale Wirtschaftsorganisation die, welche den konkreten Verhältnissen eines Volkes jeweilig möglichst vollkommen entspreche".

„Aber — fährt Wagner dann fort — allerdings weichen wir darin von einander ab, daß er alles, was sich in größtenteils freiem Verkehr vollzieht, und im vollen freien Verkehr noch vollständiger und noch rascher vollziehen würde, für das durchaus Notwendige und Richtige ansieht und demgemäß jede legislative und administrative Maßregel, welche den Dingen eine andere Richtung ihres Verlaufs, ihrer Entwickelung geben will, prinzipiell als unzulässige und zudem auch noch als unwirksame „gewaltsame Störung" verwirft. So in dem jetzigen Falle ist ihm die freie Entwickelung der Volkswirtschaft in industriestaatlicher Richtung das allein Richtige, das naturgemäß Gebotene, jede Schutzmaßregel für die Landwirtschaft, jeder Schutzzoll für deren Produkte, etwas Gewaltsames, Störendes, Schädliches, Verwerfliches, Verfehltes. Das ist aber wissenschaftlich und methodisch betrachtet, nichts anderes, als die Rückkehr zum leitenden Hauptgrundsatz der Wirtschaftspolitik des nationalökonomischen Individualismus und Liberalismus."

Hier liegt in der That — selbst wenn man der polemischen Antithese die Spitze nimmt — der volle unversöhnliche Gegensatz zwischen der individualistischen und ethischen Nationalökonomie und Wirtschaftspolitik ausgesprochen.

Schmoller faßt im vierten Heft des 25. Jahrgangs seines Jahrbuches (Seite 418) eine kritische Analyse dieses Gegensatzes dahin zusammen, daß, „so sehr beide durch generalisierende Beweisführung, aus großen Gedanken und Prinzipien heraus zu beweisen lieben, so der eine (Brentano) doch ebenso fortschrittlich liberal, wie der andere (Wagner) konservativ ist, der eine optimistisch, der andere kritisch pessimistisch. Und diese Imponderabilien entscheiden trotz aller sorgfältigen empirisch statistischen Methode". An dieser Kritik kann als richtig allerdings nur das anerkannt werden, daß es sich auf seiten der „ethischen" Nationalökonomie um Imponderabilien handelt, die bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft dieselbe Gefahr laufen lassen, einem politischen Doktrinarismus zu verfallen. An Stelle der Untersuchung über das reale wirtschaftliche „Sein" der Menschheit hat die Untersuchung über das „Seinsollen" eine überragende Bedeutung

Digitized by Google

gewonnen, an Stelle der deduktiven, der praktischen Politik abholden Methode, ist die induktive moralisierende und politisierende Methode getreten.

Die ethische Nationalökonomie ist, wie schon oben betont, hervorragend aktiv, sie will die menschliche Wirtschaft im einzelnen und in ihrer Gesamtentwickelung nach gewissen, nicht der Nationalökonomie entnommenen Leitsätzen ethischer Natur regeln.

Gegen diese Richtung ist in neuerer Zeit mit Erfolg angegangen worden, im Sinne einer Befreiung der Nationalökonomie, wie der Wirtschaftspolitik, von dem Uebergewicht des ethischen Einflusses.

Zunächst hat Julius Wolf den Pessimismus der sozialen Entwickelung zu bekämpfen gesucht in dem bereits oben erläuterten Sinne. Sodann ist von Werner Sombart in einem durch Schärfe der Deduktion ausgezeichneten Aufsatz „Ideale der Sozialpolitik" (1. Heft, 10. Band des Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik, bes. Seite 37 ff.) der Versuch gemacht worden, die Autonomie des wirtschaftspolitischen Ideals nach ihrer Berechtigung und nach ihrer Möglichkeit zu erweisen. Er kommt so zu dem für unsere Betrachtungen bedeutsamen Ergebnis, daß, wenn „irgend eine fremde Disziplin, insonderheit wiederum die Ethik Anspruch erhebt, für die Gestaltung des Wirtschaftslebens Regeln zu geben, ... das eine Umkehrung jenes natürlichen Rangverhältnisses der menschlichen Lebensbethätigen bedeutet". Diese natürliche Rangordnung aber ist ihm — und sicherlich mit Recht — darin gegeben, daß „die unbestritten erste Stelle in dieser ... das Wirtschaftsleben einnimmt ..." „Das heißt: wir müssen im großen ganzen die von den Anforderungen des erfolgreichen Wirtschaftens geschaffenen Bedingungen menschlichen Zusammenlebens als gegeben hinnehmen und können es nur unser Bestreben sein lassen, innerhalb des durch sie gesteckten Rahmens die Gebote der Ethik zur Geltung zu bringen. Oder aber müssen wir die Anforderungen der Ethik mit den Anforderungen des wirtschaftlichen Fortschritts in Einklang zu setzen suchen ..." Der wirtschaftliche Fortschritt aber liegt für ihn durchaus unethisch, durchaus autonom, in der höchsten Entfaltung der produktiven Kräfte, in der „Herbeiführung, Unterstützung, Förderung des Wirtschaftssystems höchster Produktivität", bei welcher die höchste Ergiebigkeit der gesellschaftlichen Arbeit herauskommt, also die Möglichkeit für die Gesellschaft geschaffen wird, wenig zu arbeiten, aber viel zu produzieren.

Mit anderen Worten, es handelt sich darum, die materiellen Bedürfnisse des Individuums so „billig" wie möglich zu befriedigen, damit seiner ideellen, seiner ethischen Ausbildung ein möglichst großes Quantum der begrenzten Lebensbethätigung vorbehalten werden kann.

Erst müssen wir überhaupt leben, ja relativ materiell „gut" leben, um ideell „gut" leben zu können.

Es ist dies im wesentlichen derselbe Grundsatz, der heute zum Beispiel auch bei der Kriminalistik immer mehr zum Durchbruch gelangt, indem nicht allein die Genesis des singulären Verbrechens, sondern auch die des Verbrechers in den Bereich der Untersuchung gezogen wird.

Sombart deutet aber ferner an, daß die Ethik, sofern sie wirtschaftlich konservativ oder reaktionär auftritt, unheilvoll in ihrem Einfluß ist.

Digitized by Google

Wir möchten das dahin erweitern, daß dann im allgemeinen die Ethik stets unheilvollen Einfluß ausüben wird, weil sie stets konservativ auftreten wird. Denn die wirtschaftliche Entwickelung erscheint im allgemeinen in rascher selbständiger Entwickelung, so daß ihr die sittlichen Anschauungen sich nicht so schnell anzupassen vermögen; konservativ bedeutet aber nichts anderes als ein zeitlich relatives Festhalten am Bestehenden, denn ein absolutes Festhalten giebt es nicht, dies widerspricht ja dem Grundsatz der Natur: der Entwickelung.

So können wir denn zum Schluß zusammenfassen: Die Gruppe um Wagner ist konservativ-reaktionär, sie will eine Hemmung der bisherigen Entwickelung des Industrialismus, weil ihr dessen Entwickelung eine zu schnelle ist, weil sie dafür hält, daß eine bewußte Eindämmung dieser Entwickelung „eine gesicherte Dauer habe und ... eine dem wirtschaftlichen, sozialen, ethischen, kulturellen, politischen, wahren Gesamtinteresse mehr entsprechende Daseins- und Gedeihensform der Nation als eines Ganzen ermögliche und verbürge als in dem fieberhaften Getriebe des neuen Industriestaates". Darum sind mit den Agrarzöllen „Opfer" zu bringen um des höheren Zweckes willen.

Die Gegenpartei hingegen hat zunächst und in allererster Linie nur den wirtschaftlichen Fortschritt im Auge, weil er für sich allein als erste und wichtigste Garantie wachsenden Volkswohlstandes, wenn auch unter teilweiser und vorübergehender Ungunst für die eine oder andere Erwerbsgruppe, in der That ganz unverkennbar, ja statistisch beweisbar gegeben erscheint, weil schließlich aber auch der wirtschaftliche Fortschritt die unerläßliche Basis für allen kulturellen Fortschritt bedeutet.

Medizin und Recht.

Dr. Eduard Ludwig Schmidt.

Die Beziehungen der medizinischen Erkenntnis und praktischen Heilkunde zu den Grundsätzen der Gesetzgebung und Rechtsprechung bilden eines der interessantesten Probleme der historischen Soziologie. Verschiedene Autoren haben schon darüber unter dem Gesichtspunkt des ärztlichen Berufsgeheimnisses oder der ärztlichen Ethik geschrieben, ganz abgesehen von den dicken Lehrbüchern der gerichtlichen Medizin und Psychiatrie. Aber noch niemand hat dieses Problem so ausführlich und unter allgemeinen Gesichtspunkten behandelt wie W. Rudeck in seinem Werke über „Medizin und Recht", das nach kurzer Frist nunmehr in zweiter Auflage vorliegt.*) Das Buch stellt sich, wie der Verfasser im Vorwort sagt, zur Aufgabe, eine allgemein verständliche Darlegung der medizinisch-juristischen Fragen zu sein, die ausschließlich oder ganz hervorragend das Privatinteresse des Einzelnen angehen und deren gerichtliche Entscheidung der Privatmann selbst betreiben oder wenigstens durch seinen Antrag einleiten muß. Das Werk zeichnet sich durch bisher nirgends erstrebte Vollständigkeit aus und behandelt

*) Dr. Wilhelm Rudeck, Medizin und Recht. 2. Auflage. Berlin 1902. Verlag von H. Barsdorf. 10 Mark.

Digitized by Google

zum erstenmal medizinisch-juristische Fragen von großer Bedeutung, wie die rechtlichen Wirkungen der Syphilis auf die Ehe beziehungsweise Ehescheidung, die Tragweite der Kastrierung, der die Konzeption hindernden Mittel, der erblichen Belastung u. s. w. Die wichtigsten ärztlichen Handlungen, die mit rechtlichen Fragen zusammenhängen, betreffen das Berufsgeheimnis des Arztes, die Verpflichtung und Berechtigung zu ärztlichen Eingriffen, die Vaterschaft eines Kindes bei strittigen Geburtsverhältnissen, die Nichtigkeitserklärung und Scheidung einer Ehe aus medizinischen Gründen, die rechtlichen Folgen der Syphilis für die Ehe, ferner Lebensfähigkeit, Geschlecht und Zeugungsfähigkeit einer Person, Dispositionsfähigkeit bei Geisteskrankheiten und Kunstfehler der Medizinalpersonen.

Man sieht, es giebt eine große Menge von Beziehungen der schwierigsten Art zwischen Medizin und Rechtsprechung, und es dürfte nicht nur für Mediziner, Juristen und Soziologen, sondern für jeden denkenden Menschen von Interesse sein, über diese Beziehungen näheres kennen zu lernen. In Bezug auf die Einzelheiten müssen wir natürlich auf das eigene Studium des Rudeckschen Werkes verweisen. Hier möchten wir im Anschluß an die Ausführungen des Verfassers nur auf einige der wichtigsten Fragen von allgemeinerem Interesse in Kürze aufmerksam machen.

Was das Berufsgeheimnis des Arztes anbetrifft, so darf derselbe unbefugt Privatgeheimnisse der seiner Heilkunst und Pflege sich anvertrauenden Personen nicht bekannt machen. Den Eingang der Ehe eines Geschlechtskranken kann der Arzt nicht verhindern, da er es weder der Braut noch ihren Eltern offenbaren und nicht einmal andeuten darf, obgleich er die traurigsten Folgen einer solchen Handlungsweise voraussieht. In Deutschland ist der Arzt nur berechtigt, aber nicht verpflichtet, in diesen Punkten vor dem Richter Zeugnis abzulegen. In Oesterreich dagegen ist der Arzt durch die bestehenden Gesetze oder durch direkte amtliche Aufforderung verpflichtet, der zuständigen Behörde die erforderliche Mitteilung zu machen.

Was die Verhinderung der Ehe eines Geschlechtskranken betrifft, so ist in dieser Hinsicht die Gesetzgebung zweifellos unvollkommen. „So besäße also", schreibt Rudeck, „der Tripperkranke einen absoluten Freibrief für seine gewissenlose Handlungsweise, und weder das Mädchen noch dessen Eltern könnten ein Mittel zu ihrem Schutze ergreifen? Nun, so traurig liegen die Dinge nicht. Es kann nicht dringend genug jeder Braut und deren Angehörigen angeraten werden, ihre Einwilligung zur Heirat davon abhängig zu machen, daß der junge Mann in eine Lebensversicherung tritt. Denn in diesem Falle muß der Betreffende sich einer Untersuchung durch einen bestimmten Arzt unterziehen, zu dem Zweck, daß über den Gesundheitszustand und die Versicherungsmöglichkeit berichtet wird. Verweigert also ein Bräutigam aus Furcht vor der Untersuchung den Beitritt zur Lebensversicherung, so wird es geraten sein, den Heiratsplan aufzugeben."

Der Arzt ist nicht berechtigt, die heimliche Schwangerschaft, die er bei einem selbständigen jungen Mädchen festgestellt hat, der Mutter mitzuteilen. Auch darf er keinerlei Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht zur Verfügung stellen. Dagegen sind die Aerzte verpflichtet, gewisse ansteckende und dem Gemeinwohl gefährliche Krankheiten

Digitized by Google

der Behörde unverzüglich mitzuteilen. Der Kreis dieser anzeigepflichtigen Krankheiten ist nach den Verordnungen der einzelnen Länder sehr verschieden. Meist erstreckt er sich auf Cholera, Pocken, Diphtherie, Scharlach u. s. w. Neuerdings ist in manchen Ländern auch die Anzeigepflicht für Tuberkulose eingeführt oder erstrebt worden.

Wenn ein Ehegatte gegen den anderen auf Ehescheidung wegen eines bestimmten körperlichen Fehlers klagt, so besteht für den Beklagten keinerlei gesetzliche Pflicht, sich durch einen Arzt untersuchen zu lassen. Es ist dies für den beklagten Teil unter Umständen außerordentlich günstig, indem er dadurch dem anderen die Möglichkeit eines entscheidenden Beweises entzieht und dadurch den Fortbestand der Ehe erzwingen kann.

Kein Volljähriger und Geistesgesunder braucht sich ärztlichen Eingriffen zu Heilzwecken gegen seinen Willen zu unterziehen. Der Arzt bedarf notwendig der Genehmigung des Patienten, um einen Eingriff vorzunehmen. Operiert er z. B. ohne dieselbe, so macht er sich einer strafbaren Handlung schuldig. Der Arzt hat kein besonderes Recht gegenüber dem Kranken, er steht juristisch zu ihm im Verhältnis eines „Geschäftsmannes".

Von großer Bedeutung ist die Frage, inwieweit der Arzt berechtigt ist, an Kranken oder Gesunden Experimente zu machen. Experimente zur Erprobung von Heilmitteln gegen eine bestehende Krankheit sind erlaubt. In anderen Fällen dagegen darf nach Rudeck trotz gegebener Einwilligung nach allgemeiner Rechtsüberzeugung an einem gesunden Menschen nie ein irgendwie gefährliches Experiment gemacht werden. Auch der brennendste Wissenseifer muß hier zurückstehen.

Unter den medizinischen Gründen, die rechtlich zu einer Auflösung der Ehe berechtigen, sind besonders unheilbare körperliche Gebrechen zu nennen, die Ekel oder Abscheu erregen, oder die Erfüllung der Zwecke des Ehestandes gänzlich verhindern. Hierhin gehören in erster Linie Epilepsie und Geisteskrankheiten, doch giebt es diesbezüglich in den einzelnen Ländern abweichende Bestimmungen. Was die Syphilis angeht, so hat dieselbe nur dann rechtliche Folgen für die Ehe, wenn sie ein Zeichen begangenen Treubruchs ist. Ist sie vor der Ehe erworben worden, dem anderen Teile aber nicht bekannt gemacht worden, so berechtigt sie nach Entdeckung zur Klage auf Ungiltigkeit der Ehe.

Rudeck verfährt in der Behandlung seiner Probleme vergleichend-rechtswissenschaftlich. Doch zieht er im allgemeinen nur die verschiedenen deutschen Landesrechte, das schweizerische und österreichische Recht in Betracht. Zu dieser Begrenzung des Stoffes mögen praktische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein. Für den historischen Soziologen würde es interessant sein, wenn der gelehrte Verfasser in einer neuen Auflage oder in einem besonderen Werke dieselben Fragen auch in Bezug auf die primitiven, barbarischen und antiken Völker, also im Sinne einer streng durchgeführten vergleichend-rechtsgeschichtlichen Untersuchung, behandeln würde.

Der historische Anthropologe hätte aber noch einen weiteren wissenschaftlichen Wunsch. Die ganze moderne Gesetzgebung über die Beziehung zwischen Medizin und Recht ist der Ausdruck des ausgeprägtesten Individualismus. Der leitende Gedanke der Rechts-

Digitized by Google

überzeugung ist die Vernünftigkeit und Glückseligkeit des Individuums. Das war nicht zu allen Zeiten so. In anderen Epochen der medizinischen Rechtsgeschichte war es vielmehr die Gesundheit, die Kraft und das Glück der Rasse oder des Stammes, die durch Gesetzgebung und Rechtsprechung geschützt wurden. Vom Gesichtspunkt einer Rassen-Hygiene wäre die gegenwärtige Rechtslage der Medizin zu prüfen und zu untersuchen, wie weit sie der Erhaltung und Förderung der Gattung dient oder nicht, und wo die Reform ansetzen muß, um auch den Auslese- und Vererbungswert des Individuums und nicht nur seinen subjektiven Glückszustand bei der Beurteilung von Pflichten und Rechten zu berücksichtigen.

Derartige Reformen sind von ärztlicher Seite schon vorgeschlagen worden, namentlich in Bezug auf den Geschlechtsverkehr und die Fortpflanzung Syphilitischer, erblich Belasteter, Geisteskranker u. s. w., sowohl hinsichtlich einer Behinderung als einer leichteren Lösung der Ehe. Wir sind überzeugt, daß die Gesetzgebung der Zukunft diese Wege beschreiten wird. In allen Gebieten des Lebens gehen wir sozialen Gebundenheiten entgegen, in Wirtschaft und Erziehung, und nur im Geschlechtsverkehr und in der Fortpflanzung, den wichtigsten Faktoren des Gedeihens der Völker und Staaten, läßt man die zügellose Willkür schalten und walten. Schon heute muß sich das Individuum im Interesse der Gesellschaft Zwangsmaßregeln unterwerfen, wenn es mit ansteckenden Krankheiten behaftet ist. Nach unserer Ueberzeugung sind die erblichen Krankheiten und Schwächen viel wichtiger und zum mindesten ebenso wichtig, um im Interesse der Gattung berücksichtigt zu werden. In Bezug auf das „Eigentum" haben wir so fein differenzierte und fein reagierende Rechtsbegriffe und Rechtspraktiken ausgebildet. Und das sollte in Bezug auf die „Rasse" nicht möglich sein? Wir halten es für möglich und notwendig, sind aber überzeugt, daß zu einer solchen Umwälzung der Rechtsanschauungen nicht ein Jahrzehnt genügt, auch nicht mehrere Jahrzehnte, sondern nur Jahrhunderte hinreichen können.

Zur Naturgeschichte der Kunst und Schönheit.

Dr. Johannes Lübke.

Im fünfunddreißigsten Buche seiner Naturgeschichte erzählt Plinius, daß die bildende Kunst von der Tochter des Töpfers Butades in Sikyon erfunden worden sei. Diese war in Liebe zu einem Jüngling entbrannt, und umschrieb, als er über Land ging, den Schatten seines Profils, der von dem Licht einer Lampe an die Wand geworfen wurde, mit einer Linie, nach welcher ihr Vater durch aufgelegte Thonmasse ein Bildnis formte, das er mit den übrigen Thongefäßen gehärtet dem Feuer aussetzte.

In dieser anmutigen Sage liegt ein tiefer Sinn. Denn die Idee, daß die Kunst einem Liebes- und Geschlechtsverhältnis ihren Ursprung verdanke, wird von der neueren Entwickelungspsychologie durchaus bestätigt und wissenschaftlich vertieft.

Digitized by Google

Die Dichter des Altertums hielten Gesang und Musik für eine Gabe, die Götter und Musen den Menschen gewähren. In der Erregung der dichterischen Phantasie sahen sie eine göttliche Begeisterung, wörtlich, einen Enthusiasmus. Auch Platon war geneigt, Gottheit und Schönheit in Beziehung zu bringen. Doch findet man in seinen Schriften auch Andeutungen, die Kunst und Philosophie in Zusammenhang mit Liebe und Geschlecht bringen und in der Anschauung gipfeln, daß das Schöne zur Zeugung reize, doch meint er damit in erster Linie das geistige Schaffen, das durch den Anblick des Schönen angeregt werde. Im „Phädrus" bezeichnet er die Schönheit als das sichtbarste und liebenswürdigste Abbild des wahrhaft Seienden. Die Urschönheit, die zugleich das göttlich Schöne ist, liegt allem menschlich und natürlich Schönen zu Grunde. Der Hinblick auf die göttliche Schönheit ist der Enthusiasmus, die Liebe zum Ewigen. Von ihr beseelt schafft der Künstler seine Werke und entsteht die Neigung zum menschlich Schönen. „Dem Schönen", läßt er Sokrates sagen, „gehe ich nach wie der Spur eines Gottes."

Platon ersann eine ästhetische Metaphysik. Er untersuchte den Erkenntniswert, den die ästhetischen Ideen für die Gesamtauffassung des Seins und Werdens besitzen, und erforschte die Bedeutung, die dem Schönen in der Urschöpfung der Dinge zukommt. Dieser spekulative Standpunkt ist ebenso berechtigt, wie die empirische Methode seines Schülers Aristoteles; denn alle empirischen Untersuchungen über das Schöne und die Kunst müssen schließlich in das oberste Problem einer Gesamt-Weltanschauung notwendig einmünden.

Aristoteles spürte, gemäß dem ganzen Charakter seiner Denkungsart, mehr den erfahrungsmäßigen psychologischen Ursprüngen der Kunst nach, besonders der Malerei, der Poesie und Tanzkunst. Nach seiner Lehre verdankt die Dichtkunst ihren Ursprung zwei Ursachen, die in der menschlichen Natur begründet sind, und zwar in erster Linie dem Nachahmungstrieb, der den Menschen angeboren ist. Gerade dadurch unterscheiden sich die Menschen von den übrigen Geschöpfen, daß sie besonders geschickt sind, nachzuahmen, und die ersten Erkenntnisse sich auf dem Wege der Nachahmung anzueignen. Zweitens ist das Wohlgefallen an Erzeugnissen der Nachahmung allen gemein und von Natur angeboren. Da nun Nachahmen, desgleichen Harmonie und Rhythmus unserer Natur gemäß ist, so brachten die Menschen von Anfang an die natürliche Anlage zu solchen Nachahmungen mit.

Aristoteles hat bei diesen Erwägungen ausschließlich die Nachahmung menschlicher Gestalten, Charaktere und Handlungen vor Augen. Diese sind entweder besser und edler als das Durchschnittsmaß der Menschen oder schlechter, oder endlich gerade so. Danach sollte man annehmen, daß die Kunst das Bestehende nicht nur nachahmend im Bilde wiederholt, sondern auch, sofern sie edlere und bessere Formen schafft, auch schöpferisch wirkt. Und thatsächlich erklärt Aristoteles im neunten Kapitel seiner Poetik, daß es die Aufgabe des Dichters sei, nicht das Geschehene einfach zu berichten, sondern auch das, was geschehen kann, d. h. was nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit möglich ist. Der Dichter, führt er aus, muß seine Stärke in der Fabel zeigen, darin, daß er

Digitized by Google

etwas — erdichtet. Damit überschreitet Aristoteles seine ursprüngliche Definition, ohne diesem Umstand wissentlich Ausdruck zu geben. Denn indem er zur nachahmenden Thätigkeit des Künstlers noch die Aufgabe der schöpferischen Erfindung hinzufügt, nähert er sich der von ihm sonst bekämpften platonischen Auffassung.

Die Aesthetiker der klassischen deutschen Litteratur, Lessing, Kant, Herder, Goethe und Schiller, sahen in der Kunst eine eigenartige schöpferische That. Obgleich sie von der Kunst Naturwahrheit verlangten, so sahen sie doch ihren wesentlichen Charakter in der Hervorbringung einer zweiten oder höheren Natur, die ihre Wahrheit in sich selber trägt. Das Schöpferische besteht nicht nur in einer erdichteten Fabel, sondern in einer höheren und tieferen Wirklichkeit, einer neuen Stufe der Vollkommenheit, deren sichtbares Bild die Schönheit ist. Die deutschen Klassiker waren in der Philosophie des Schönen durchaus — Platonisten.

Was die psychologische Quelle der Kunst anbetrifft, so weist Lessing auf die erwähnte griechische Sage hin, daß die künstlerische Schönheit aus der Liebe ihren Ursprung genommen: „Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe; so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden ist.“ (Laokoon II.)

Während Platon Schönheit und Vollkommenheit begrifflich in eins setzte, suchte Kant den inneren genetischen Zusammenhang zwischen Natur und Kunst aufzudecken. Noch unübertroffen ist in dieser Hinsicht seine Kritik der teleologischen und ästhetischen Urteilskraft. Kunst ist das Erzeugnis des Genius, der aus der Natur seines Subjekts heraus der Kunst die Regel giebt. Das künstlerische Schaffen ist eine Analogie zum natürlichen Hervorbringen von organischen Formen und Bildungen, eine Lehre, die namentlich Goethes volle Billigung und Zustimmung fand.

Auch war Kant der erste, der die Bedeutung des Geschlechtsinstinktes für die Entwickelung des Geschmackes an Schönheit klar und deutlich zum Ausdruck brachte. Der prinzipiellen und historischen Wichtigkeit halber möge die ganze Stelle hier folgen: „Nächst dem Instinkt zur Nahrung, durch welchen die Natur jedes Individuum erhält, ist der Instinkt zum Geschlecht, wodurch sie für die Erhaltung jeder Art sorgt, der vorzüglichste. Die einmal rege gewordene Vernunft säumte nun nicht, ihren Einfluß auch an diesem zu beweisen. Der Mensch fand bald, daß der Reiz des Geschlechts, der bei den Tieren bloß auf einem vorübergehenden, größtenteils periodischen Antriebe beruht, für ihn der Verlängerung und sogar Vermehrung durch die Einbildungskraft fähig sei, welche ihr Geschäft zwar mit mehr Mäßigung, aber zugleich dauerhafter und gleichförmiger treibt, je mehr der Gegenstand den Sinnen entzogen wird, und daß dadurch der Ueberdruß verhütet werde, den die Sättigung einer bloß tierischen Begierde bei sich führt. Das Feigenblatt war das Produkt einer weit größeren Aeußerung der Vernunft, als sie in der ersteren Stufe ihrer Entwickelung bewiesen hatte. Denn eine Neigung dadurch inniglicher und dauerhafter zu machen, daß man ihren Gegenstand den Sinnen entzieht, zeigt schon das Bewußtsein einiger Herrschaft der Vernunft über Antriebe; und nicht bloß, wie der erstere Schritt, ein Vermögen,

Digitized by Google

ihnen im kleineren oder größeren Umfange Dienste zu leisten. Weigerung war das Kunststück, um von bloß empfundenen zu idealischen Reizen, von der bloß tierischen Begierde allmählich zur Liebe, und mit dieser vom Gefühl des bloß Angenehmen zum Geschmack für Schönheit, anfänglich nur an Menschen, dann aber auch an der Natur, überzuführen.“*)

Kant deutete an, daß die Lust am Schönen in einem Spiel der Empfindungen und Verstellungen beruhe. Schiller baute diesen Gedanken weiter aus und entdeckte im Spieltrieb den ästhetischen Urquell aller Kunsterzeugungen. Er charakterisierte den Spieltrieb als freie Thätigkeit des Gemütes, im Gegensatz zum Stofftrieb, der auf den sinnlichen Inhalt der Empfindungen gerichtet ist, und zum Formtrieb, der die vernünftige Gesetzmäßigkeit der Dinge erkennt. Im Spieltrieb werden die beiden zur Einheit verbunden. In ihm wird das Gefühl zum Gesetz, Bewußtes und Unbewußtes zu einem mittleren Zustand der Schönheit verschmolzen. Die Schönheit ist eine Art zweiter Schöpferin.

Bei Kindern und Wilden findet man Neigung zu Spiel, Schmuck und Putz. Es besteht das Bedürfnis, auf andere einen günstigen Eindruck zu machen. Aber der Wilde will nicht nur durch sich selbst gefallen, sondern auch durch das, was sein ist, was er besitzt oder hervorbringt. Er schmückt seine Waffen und Geräte.

Der Spieltrieb reicht in der organischen Schöpfung bis weit unter den Menschen zurück. Auch im Tierreich giebt es ein Spiel, das die Natur als einen Schimmer von Freiheit hineingestreut hat. Das Gebrüll des Löwen, das Herumschwärmen des Insekts, der melodische Schlag des Singvogels, alle diese Bewegungen sind Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfnis überhaupt, sondern bloß von einem bestimmten, von einem äußeren Bedürfnis: „Das Tier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichtum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt.“

Man erkennt, daß Schiller die naturgeschichtliche Auffassung der Kunst sehr nahe berührte, ohne freilich den Zusammenhang des Spiel- und Schmucktriebs mit dem geschlechtlichen Leben tiefer zu erforschen. In einem Briefe an Goethe schreibt er gelegentlich: „Ramdohr war vor einigen Tagen hier, und hat sich wahrscheinlich auch bei Ihnen gemeldet. Wie er mir sagt, schreibt er jetzt an einem Buche über die Liebe, worin bewiesen sein wird, daß reine Liebe nur bei den Griechen stattgefunden habe. Seine Ideen über Schönheit holt er ziemlich tief von unten herauf, denn er ruft dabei den Geschlechtstrieb zu Hilfe.“ Er geht jedoch auf diese sexuale Genesis der Schönheit nicht näher ein. Doch wann zeigt sich beim Tiere das „Bedürfnis überhaupt“, das „überflüssige sich selbst zur Thätigkeit stachelnde Leben“, der „Luxus der Kräfte“ anders als vornehmlich in der Fortpflanzungsperiode, im Dienste der Gattung? Und wozu dient das ganze Spiel des Schmückens und Wohlgefallens? „Das Schöne genießen wir als Individuum und Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der

*) Immanuel Kant. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. Herausgegeben von Schubert. 1838. Seite 369.

Digitized by Google

Gattung.“ Damit streift Schiller den physiologischen Ursprung der Schönheit und Kunst, ohne zu erkennen, daß ursprünglich im Fortpflanzungs- und Geschlechtsverhältnis das Individuum in der Gattung aufgeht, als Träger, Erzeuger und Vervollkommner der Art. Hier aber ist der Punkt gegeben, wo die idealistische Aesthetik an die realistische der neueren Naturwissenschaft fruchtbar anknüpfen kann.

Die Anwendung der natürlichen Entwickelungslehre auf das geistige Leben des Menschen hat viel aufklärendes Licht auf den Ursprung der Künste geworfen. Darwin hat in dieser Hinsicht in seinem Werk über geschlechtliche Zuchtwahl fruchtbare Anregungen gegeben. Unter den sekundären Sexualcharakteren, die Männchen und Weibchen bei zweigeschlechtlichen Tieren unterscheiden, spielt die ästhetische Organisation, der Schmuck der Farben und Formen, eine merkwürdige Rolle. Die Verschiedenheiten zwischen den beiden Geschlechtern in ihren Sinnes-, Lokomotions- und Greiforganen sind durch geschlechtliche Zuchtwahl, d. h. Bevorzugung und Wohlgefallen in der Gattenwahl allmählich zu einem Geschlechtsmerkmal gezüchtet worden. „Es giebt viele Bildungen und Instinkte, welche durch geschlechtliche Zuchtwahl entwickelt worden sein müssen, so die Angriffswaffen und die Verteidigungsmittel, welche die Männchen zum Kampf mit ihren Nebenbuhlern und zum Zurücktreiben derselben besitzen, ihr Mut und ihre Kampflust, ihre Ornamente verschiedener Art, ihre Organe zur Hervorbringung von Vokal- und Instrumentalmusik und ihre Drüsen zur Absonderung riechbarer Substanzen. Die meisten dieser letzteren Bildungen dienen nur dazu, das Weibchen anzulocken oder anzuregen. Daß diese Auszeichnungen das Resultat geschlechtlicher und nicht gewöhnlicher Zuchtwahl sind, ist klar, da unbewaffnete, nicht mit Ornamenten verzierte oder keine besonderen Anziehungspunkte besitzende Männchen im Kampfe ums Dasein gleichmäßig gut bestehen und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen würden, wenn nicht bessere begabte Männchen vorhanden wären. — Sekundäre Geschlechtscharaktere sind besonders interessant, da sie von dem Willen, der Wahl und der Rivalität jedes der beiden Geschlechter abhängen. Wenn wir zwei Männchen sehen, welche um den Besitz des Weibchens kämpfen, oder mehrere männliche Vögel, die ihr stattliches Gefieder entfalten und die fremdartigsten Gesten vor einer versammelten Menge von Weibchen anstellen, so können wir nicht daran zweifeln, daß sie, wenn auch nur durch Instinkte dazu getrieben, doch wissen, was sie thun, und mit Bewußtsein ihre körperlichen und geistigen Kräfte anstrengen.“ Allem Anscheine nach haben im Naturzustande die weiblichen Vögel die Schönheit oder andere anziehende Eigenschaften ihrer Männchen dadurch erhöht, daß sie lange Zeit die anziehenderen Männchen sich gewählt haben. „Ohne Zweifel setzt dies ein Vermögen der Unterscheidung und des Geschmackes von seiten des Weibchens voraus. Wenn gesagt wird, daß die niederen Tiere einen Sinn für Schönheit haben, so darf nicht etwa vermutet werden, daß ein solcher Sinn mit dem eines kultivierten Menschen mit seinen vielgestaltigen und komplizierten associierten Ideen vergleichbar ist. Richtiger würde es sein, den Geschmack am Schönen bei Tieren mit dem bei niedrigsten Wilden zu vergleichen, welche sich mit allen möglichen brillanten,

Digitized by Google

glänzenden oder merkwürdigen Gegenständen bedecken und dies bewundern."

Sekundäre Sexualcharaktere ästhetischer Art findet man von den höchsten bis zu den niedrigsten Stufen der organischen Schöpfung, überall, wo es geschlechtliche Differenzierung giebt. Gesang, Instrumentalmusik, Schmuck und Farben sind namentlich bei den Vögeln stark verbreitet. Auch bei Säugetieren finden wir eine ästhetische Ausstattung, wie Stimme, Haare, Hautschmuck, als Ergebnis der geschlechtlichen Zuchtwahl. Bei den Menschen sind viele sekundäre Sexualcharaktere und physische Unterschiede der Rassen auf dieselbe Weise entstanden.

Neuerdings hat Gustav Naumann in einer geistreichen Schrift das Problem „Geschlecht und Kunst" in zusammenhängender Weise behandelt.*) Merkwürdigerweise geht der Verfasser dabei nicht, wie man erwarten sollte, von Darwin, sondern von Nietzsche aus, der freilich seinerseits wieder von Darwin beeinflußt war. Nietzsche nannte die Aesthetik eine angewandte Physiologie. Anknüpfend an diesen Grundsatz sucht Naumann dem physiologischen Ursprunge der Kunst nachzuspüren. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die älteste und mächtigste Wurzel des künstlerischen Schaffens und Genießens das Geschlechtsleben ist. All unser geistiges Streben und Wirken ist wenigstens den Anfängen nach nur als Mittel zum Zweck der Fortpflanzung der Gattung anzusehen. Instinkt nennt er das Handeln, das nicht von Motiven, sondern von Reizen, nicht von Vorstellungen, sondern von Empfindungen bestimmt wird. Der Geschlechtstrieb ist ein Instinkt, der seine eigene Entwickelungsgeschichte vom niedersten Urtierchen bis zum Menschen durchgemacht hat. Hier tritt die sinnliche Geschlechtsliebe in das physische und geistige, scheinbar-unsinnliche Gebiet über und übt ihre Macht aus. „Es ist ein Quell, aus dem Kunst und Religion fließen." Was die geistige Welt und Kunst und Religion immer wieder nährt, ist „das wunderbare Geheimnis unseres organischen Werdens" — das Geschlecht. Die urältesten Mythen sind samt und sonders Zeugungs-Mythen. „Die Wurzeln der Religion können auch heute in keinem anderen Nährboden treiben, in welchem sie sich mit dem Wurzelgeschlecht des künstlerischen Geistes begegnen, d. h.: im Sexuellen." In der Natur hat auch das Künstlerische seine Entwickelungsgeschichte. Schon früh keimt die Kunst in der organischen Welt auf. Das erste Auftreten der Schönheit dient als ein Mittel zur Herbeiführung der Konjugation, als eine Verlockung zur Zeugung, das anfangs nur als sozialcharakteristisch und erst durch das spätere Verschmelzen mit dem geschlechtlichen Lustgefühl auch als schön empfunden wurde. Freier vom physischen Zwang als in der körperlichen Schönheit wird das Kunstgefühl im tierischen Liebesspiel, das auf seinen höchsten Stufen sogar schon rein psychische Züge enthält.

Es dürfte feststehen, daß körperlich schöne Eigenschaften, Formen, Farben, Ornamente, sowie schöne Bewegungen, Tanz, Reigen, Gesang und Musik, ebenso die ganze leibliche Symbolik des Wilden, Täto-

*) Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Aesthetik. Leipzig 1899.

Digitized by Google

wieren, Narben, Schmuck, vorwiegend im Dienste der Liebe stehen und die Verursachung oder Steigerung geschlechtlicher Erregungen bezwecken.

Sind wir auch überzeugt, daß Kunst und Religion einen physiologischen Ursprung hat und daß dieser in der geschlechtlichen Liebe liegt, so können wir doch nicht alle Schlußfolgerungen billigen, welche Naumann gegen die klassische Aesthetik vorbringt. Die Vertreter derselben als thörichte Menschen hinzustellen, ist ja das schlimme Vorrecht der Modernen. Wir haben indes gesehen, wie „naturalistisch" dieselben dachten, und daß die neue Weisheit der Modernen ihnen keineswegs verborgen war.

Das Problem hat noch eine andere Seite. Mögen auch die Tiere ästhetischen Reizungen folgen und schönen Empfindungen zugänglich sein, und mag auch trotz der differenzierten und komplizierten Geistesthätigkeit des Menschen das künstlerische Schaffen immer wieder neue Motive und Anreize aus dem Geschlechtsleben erfahren, so ist damit noch nicht die Erzeugung einer objektiven Kunst, eines Kunstwerks, sowie die Entstehung und der Grund des ästhetischen Urteils erklärt. Hier versagt die physiologische Aesthetik im Prinzip.

Das ästhetische Urteil ist ein Gefühlsurteil, insofern ein Gefühl der Lust und Unlust es bestimmt; es ist ein Gattungsurteil, insofern es sich nicht auf Gesetze, wie das wissenschaftliche Urteil, sondern auf Gattungen, Arten und Individuen in der Natur und Kunst sich bezieht. Kant stellt das Urteil über die Schönheit der Dinge in Analogie zum teleologischen Urteil über die Vollkommenheit in der Organisation der Tiere und Pflanzen. Insofern hat das ästhetische Urteil nur relativen Wert, aber in der Relation liegt eine Tendenz zum objektiv Schönen, zum Exemplarischen und Klassischen, das höhere Formen der Schönheit aus sich hervorgehen läßt. Wie in der organischen Struktur der Lebewesen unendlich viele Differenzen vorhanden sind, und trotzdem eine stufenweise Vervollkommnung sich durchsetzt, so ist es auch in der ästhetischen Beschaffenheit der Naturprodukte und Kunstwerke. Aesthetische Urteile über schöne Formen sind immer allgemeingiltig nur in Bezug auf die höchsten Grade der erreichten Vollkommenheit, in Bezug auf mustergiltige Einzelerscheinungen.

Naumann und andere bekämpfen Kants Lehre, daß das ästhetische Urteil auf einer Lust ohne Interesse beruhe. Sie halten eine solche Lust für Widerspruch und Unsinn. In der That ist der künstlerische Genuß ohne Interesse an der wissenschaftlichen Richtigkeit und der sinnlichen Annehmlichkeit. Das Interesse des Kunstgefühls ist eine eigenartige, sich selbst genügende Lust, die im Dienste der Gattung oder ihrer zu erstrebenden höheren Form, des Ideals, steht, das in der Persönlichkeit des Genius sich offenbart. Es ist darum ein großer Irrtum, wenn man Kant, dem „großen Gleichmacher", vorwirft, Wissenschaft und Kunst den gleichen Bedingungen zu unterwerfen; denn die ganze Kritik der ästhetischen Urteilskraft beschäftigt sich von Anfang bis Ende damit, die unterscheidenden eigenartigen Momente des schönen Geschmacks gegenüber dem sachlichen Erkennen festzustellen. Im Geschmack herrscht keine gesetzlose Willkür, sondern ein notwendiges Gesetz, das mit der Erschaffung des Kunstwerks sich durchsetzt und am exemplarischen Objekt erkennbar wird.

Digitized by Google

Man könnte einwenden, daß die Geschlechtslust als älteste und mächtigste Wurzel des künstlerischen Schaffens doch geradezu das konzentrierteste sinnliche Interesse besitze, und darum die Kantische Theorie irrtümlich sei. Dagegen ist einfach zu bemerken, daß die Geschlechtslust im Dienste der Gattung steht und ein Mittel zum Zweck ihrer Erhaltung und Vervollkommnung darstellt. Man darf die Geschlechtslust nicht unter dem Gesichtspunkt eines Lüstlings und Wüstlings verstehen, sondern muß sie als die weise und große Macht im Haushalt der Natur betrachten, die hohen Zwecken der organischen Entwickelung dient. Auch in der subjektivsten Geschlechtslust liegt normaler Weise ein objektives höheres Ziel, das freilich ihrem Träger nicht zum klaren Bewußtsein zu kommen braucht, — das Ziel der Gattung.

Schiller bezeichnet das Wohlgefallen an der reinen Form des Schönen als einen unbegreiflichen Schritt, den der Mensch thue. In keiner Geschichte der Menschheit habe er diesen Uebergang nachgewiesen gefunden. „Man findet bei dem Kinde und bei wilden Völkern zwar eine Neigung zum Schmuck und Putz, etwas, das über das Bedürfnis hinausgeht, aber diese Neigung ist ganz nur sinnlich; es ist der Glanz der Farben, welcher anzieht, es ist die Eitelkeit, welche sich auszeichnen, es ist der Reichtum, welcher großthun will. Deswegen hängt sich der Wilde Ringe in Nasen, Ohren und Lippen, tätowiert sich, färbt sich Lippen und Nägel, besteckt sich mit bunten Steinen, Federn, ja mit Knochen und Zähnen. Aber von allem diesem ist kein Uebergang zu einem freien Wohlgefallen an der schönen Gestalt."

Um diesen Uebergang vom subjektiven Empfinden des Schönen, vom Spiel der Organe und Instinkte zum Schaffen eines Kunstwerks und zu ästhetischen Ideen genetisch zu begreifen, bedarf es einer besonderen psychologischen Analyse der technischen Mittel des kunstschöpferischen Aktes und des sozialen Milieus, in dem er sich vollzieht.

Die Entstehung des ästhetischen Urteils hängt aufs engste zusammen mit der Entstehung des menschlichen Bewußtseins überhaupt. Das Bewußtsein des Tieres ist gebunden an die Reize seiner Instinkte und Empfindungen. Seine Wahrnehmungen und Absichten sind mit sinnlichen Eindrücken unmittelbar verknüpft. Auch in den Fällen, wo es sich zu Urteilen und Schlüssen erheben mag, bleibt das tierische Bewußtsein auf seine unmittelbaren sinnlichen Empfindungen und Thätigkeiten beschränkt. Das tierische Bewußtsein reicht so weit wie — der Organismus des Tieres reicht.

Nun ist es eine unbestreitbare Naturthatsache, daß der Gebrauch des Werkzeugs nur dem Menschen eigen ist. Die Erwerbung des Werkzeugs hat einen prinzipiellen Fortschritt in der psychischen Entwickelung des Tieres zum Menschen herbeigeführt. Mit dem Uebergang vom Organ zum Werkzeug, von der physiologischen zur technischen Thätigkeit war der Schritt im Prinzip vollzogen, den Schiller so unbegreiflich und in keiner Theorie der Menschengeschichte erklärt fand. Man muß sich darüber klar werden, welchen ungeheueren Einfluß die Werkzeugthätigkeit auf den Verlauf des geistigen Geschehens ausübt. Das Werkzeug befreit von dem unmittelbaren Gebrauch der Organe; das Werkzeug rückt alle Empfindungen und Thätigkeiten in

Digitized by Google

den Bereich des feinsten und vollkommensten Sinnes, des Auges, das dem Wesen des Geistes so nahe steht. Mit dem Werkzeug entsteht eine gegenständliche, über die subjektiv-organische Funktion hinausgehende Thätigkeit, ein gegenständliches Wirken und — Erkennen. Wir vermögen durch seine Vermittelung den Naturprozeß gegenständlich vor unseren Augen zu wiederholen, und damit Einsicht in seine ursächlichen Beziehungen zu gewinnen. Gegenständliches Wirken ist die sinnlich-materielle Voraussetzung gegenständlichen Denkens. Durch das Werkzeug, d. h. Waffen, Geräte, Instrumente, Maschinen u. s. w. erschließt sich der Mensch eine neue Welt, die zugleich sein Bewußtsein auf die höhere Stufe der Objektivität — der Wissenschaft und Kunst erhebt.

„Die Natur fängt immer mit der That an." (Schiller.) Das neue technische Thun des Menschen schuf ihm auch neue Begriffe. An dem künstlichen, d. h. durch Werkzeuge vollbrachten Thun rankte sich das Selbstbewußtsein des Menschen empor. Er schuf außer sich künstliche Bilder, Säulen und Statuen, welche die entsprechenden Begriffe in seine Einbildungskraft reflektierten, und damit zugleich die sachliche Selbsterkenntnis seiner eigenen Leibesgestaltung und Schönheit.

Die erste Stufe dieser künstlich-technischen Thätigkeit ist Schmuck und Putz, die noch unmittelbar den geschlechtlichen Reizen dienen. Von den Suaheli z. B. wird berichtet, daß die Mädchen vom zehnten Lebensjahr ab einen Perlenwulst um die Hüften tragen, und daß es den Männern große Freude bereitet, wenn die Frauen diesen Perlenschmuck anlegen. Eine weitere Stufe ist der Schmuck der Waffen und Geräte. Die Ausgrabungen von Lartet und Christy aus den Höhlen der Dordogne haben Kunsterzeugnisse des vorgeschichtlichen Menschen ans Tageslicht gefördert, die eigenartige Schnitzereien auf Renntierknochen aufweisen. Sie zeigen besonders charakteristische Tierbilder. Da die Jägervölker an den Tieren ein ökonomisches Interesse haben, so fehlen Pflanzenzeichnungen, die erst verhältnismäßig spät bei den Ackerbauern auftreten. Die Kunstübung ist noch mit praktischen ökonomischen Bedürfnissen und den Werkzeugen für das tägliche Leben verknüpft. Es finden sich auf den zu Geräten verarbeiteten Knochen die verschiedenartigsten Tierzeichnungen, wie Mammut, Hirsch u. s. w., und nur eine einzige unvollkommen gebildete Menschengestalt, während die Tiere in ihren charakteristischen Formen deutlich und leicht erkennbar dargestellt sind. Dies ist ein Hinweis darauf, daß die Menschen früher die Tierformen genauer auffassen und bildnerisch darstellen lernten, als Charakter und Schönheit der eigenen Gestalt.

Man sieht, daß zum technischen noch ein gesellschaftliches und ökonomisches Verhältnis hinzutreten muß, um die Entwickelung der Künste und ästhetischen Begriffe aus dem physiologischen Verhältnis der Geschlechter zu erklären. Die Geschlechtsbeziehung erweitert sich zum Lebenskreis der Familie und des Stammes, in dem Schmuck- und Spieltrieb sich differenzieren und technische Steigerungen erfahren. Die Untersuchungen von Bücher über den Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus haben gezeigt, daß der Spieltrieb auch die wirtschaftlichen Arbeiten, ebenso wie die Geräte und Werkzeuge, wohlgefällig und annehmlich zu machen sucht, indem ein Rhythmus hineingetragen

Digitized by Google

wird, der für die Entstehung von Tanz, Musik und Poesie von großer Bedeutung ist.

Dann spielt noch ein religiöses Moment hinein. Die ältesten Götter sind die Geister der Verstorbenen; der oberste Gott ist der Geist des mächtigsten Stammführers oder Zauberers. Die ersten Statuen sind Darstellungen von Göttern und Ahnen.

Erst später tritt das isolierte selbständige Kunstwerk und damit die Freude an „den reinen Formen", das freie Wohlgefallen an schönen Gestalten auf.

Die Entstehungsbedingungen desselben liegen in zwei weiteren Faktoren, in einem anthropologischen und einem geistigen. Auch Schiller waren sie nicht ganz unbekannt. Er schreibt: „In Ländern, wo die Natur schöne Gestalten erzeugt, entstand auch die Forderung des Schönen; das Ideal, welches man in sich trägt, bildet sich nach den Eindrücken, die man empfangen. Und in solchen Ländern, wo es die Natur zu schönen Gestalten bringt, schafft sie auch edlere Organisationen. Hier, wo der Mensch schöner gebaut ist, ist er auch zartfühlender, empfänglicher, geistreicher. Hier also findet sich das Subjekt zum Objekt und umgekehrt. Es ist eine Form da, den Sinn zu wecken und zu stimmen. Es ist ein Sinn da, die schöne Form zu ergreifen."

Ein solches Land war Hellas, solche Menschen waren die Griechen. Hier entwickelte sich das soziale Milieu zur Freiheit, zur Befreiung von der niederdrückenden Last der Arbeit und zugleich vom Despotismus der Fürsten und Götter. In einer auf Freiheit begründeten Gesellschaft konnten sich rein menschliche Beziehungen anbahnen, in denen sich das Subjekt zum Objekt fand und umgekehrt. Hier konnte schließlich eine geistige Welt der reinen Formen und des Wohlgefallens an schönen Gestalten in der Seele des Menschen sich heraufbilden, die sonst nie wieder so günstige Entwickelungsbedingungen fand und den Enthusiasmus aller nachfolgenden Jahrhunderte erzeugte.

Die Entwickelung der Kunst und Schönheit zu ihren höchsten Stufen der Vergeistigung führte durch drei Akte der Freiheit, der Befreiung von den Organen durch das Werkzeug, der Befreiung von der Arbeit durch den Sklaven, der Befreiung von Göttern und Despoten durch die Philosophie. Diese Akte der Freiheit schufen das Ideal der Menschengestalt und Menschenwürde im Geiste der Dichter und Künstler, die es in Wort und Marmor verkörperten, — jenes Ideal, das die einzige Notwendigkeit ist, auf deren Pfaden der freie Mensch gern und willig wandelt.

Kant machte die entwickelungs-psychologisch tiefsinnige Bemerkung, daß die Menschen früher den Geschmack an der Schönheit der menschlichen Gestalt und danach erst den an der äußeren Natur erwarben. Damit hängt zusammen, daß die Landschaftsmalerei viel später auftrat als die Darstellung von Tieren und Menschen. Anfänglich war sie nur Hintergrund und Dekoration der letzteren, und erst verhältnismäßig spät entwickelte sich ihre freie und selbständige Darstellungsweise. Dazu war die Hervorbringung neuer technischer, sittlicher und wissenschaftlicher Kräfte nötig, die das Verhältnis des Menschen zur Natur vollständig umgestalteten, indem er die Macht

Digitized by Google

und den Schrecken ihrer Gewalten bezwang. Hier begegnet sich die Kunst mit dem Mythus und der Religion, die immer mehr gegenüber dem freien Wohlgefallen an der Natur zurücktreten. Wo der Wilde Gespenster, der Barbar Götter fürchtet, da genießt die ästhetisch entwickelte Menschheit reine furchtlose Freude an der natürlichen Schönheit der Welt. Und schließlich schreitet der philosophische Mensch kühn zur letzten Höhe der geistigen Entwickelung und begreift er den Kosmos als ein geordnetes und geschmücktes All, in welchem die Gottheit in Liebe und Schönheit eins geworden ist.

Im großen Zusammenhang der Dinge gedacht, wo Mensch und Natur einer und derselben Gesetzmäßigkeit und Wirksamkeit zugeordnet werden, ist das Kunstwerk ein Produkt ebenderselben Natur, die Pflanzen, Tiere und Menschen aus sich hervorgehen läßt. Auch die Kunstwerke werden nach den großen Regeln der Natur erschaffen, in die uns Darwin einen Einblick gewährte. Das Kunstwerk ist ein neues außerleibliches Organ, das aus unserem Gehirn und aus unserer Hand geboren wird, und das den Menschen über die Welt und über sich selber tiefer und vollkommener orientiert. Die Kunstformen des Geistes sind nichts als technisch reflektierte und psychisch gesteigerte Kunstformen der Natur, — auch der Natur unseres eigenen schöpferischen Subjekts. Im Gehalt und in der Erzeugung des Kunstwerkes zeigt sich uns, wie in einem Spiegelbild, der innerste Zweck und Sinn der Natur: die selbstgenugsame Schönheit ihrer Liebe in allen Dingen.

Der Geschlechtsinstinkt im Dienste der organischen Entwickelung, welche die schönen Formen und das Bewußtsein des Schönen stufenweise hervorbringt, ist eine lebendige Ausstrahlung der Urschönheit, die den Kosmos durchdringt. Wie Harmonie und Rhythmus unserer Natur angeboren und dieselben Eigenschaften des Kunstwerks nichts als eine Auswirkung des eigenen Spiels unserer Instinkte und Organe sind, so stellt auch die Kunst und Schönheit eine allgemeine Eigenschaft der Natur dar, die alles menschlich und künstlerisch Schöne aus sich hervorgehen läßt.

Rhythmus und Harmonie ist Spiel. Das Tier spielt, das Kind spielt, der Künstler spielt — mit der Schönheit. Im Spiel schaffen sie sich eine „eingebildete" Welt der Phantasie. Aber diese „Traumwelt" der freien Formen ist nicht minder wirklich und wahr, als die Welt, die uns Verstand und Sinne zu erkennen geben. Das „dritte Reich" des Scheins und Spiels ist nur scheinbar — Schein, es ist thatsächlich die wahre Wirklichkeit, das erhabene Spiel, das Zeus mit sich selber spielt.

Berichte.

Biologie.

Die Ursachen der Variationen. Das Studium der Variation besteht erstens im Aufzeichnen und Klassifizieren der Verschiedenheiten zwischen Eltern und Kindern, zweitens in der auf Beobachtung und Experiment gestützten Bestimmung der Ursachen dieser Verschiedenheiten, namentlich des Grundes, warum nur einige

Digitized by Google

derselben auf die nachfolgenden Generationen übertragen werden. — Theoretisch müßte der Nachkomme in gleichem Maße beiden Eltern gleichen und — infolge der Tendenz zum Rückschlage — deren Voreltern gleichen. Insofern derselbe nach einer alten oder neuen Richtung hin von dieser idealen Mittelstellung abweicht, kann man von ihm sagen, daß er variiert hat. Die augenfälligsten Variationen bestehen in Abänderungen der Form, Größe und Farbe, der Wachstumsweise, der Periode, in welcher die Reife eintritt, der Fruchtbarkeit, der Fähigkeit, Krankheiten und Veränderungen in der Umgebung zu widerstehen, in Abweichungen des Temperaments, der Instinkte und der Lernfähigkeit. Die Glieder einer menschlichen Familie können einander in diesen Beziehungen sehr unähnlich sein, und diese Unähnlichkeit kann unter den Gliedern einer einzelnen Brut oder eines Wurfes von Haustieren noch größer sein, besonders wenn die Eltern etwas verschiedenen Stämmen angehörten. Häufig gleichen einige der Nachkommen sehr den unmittelbaren Vorfahren, während andere einem oder mehreren der weiter zurückliegenden Ahnen ähneln, ungefähr die Mitte zwischen den Eltern halten oder ganz neue Charaktere darbieten. In ähnlicher Weise unterscheiden sich oft die Sämlinge aus einer Frucht. — Ist das Alter eine Ursache der Variation? Die ersten reifen Keimzellen erweisen sich oft als unfruchtbar. Wenn z. B. Tauben derselben Brut isoliert werden und ihnen, sobald sie geschlechtsreif sind, Gelegenheit zur Paarung gegeben wird, so brüten sie aus den ersten zwei Eiern selten Junge aus und erhalten auch bei ganz kräftigem Aussehen nur einen einzigen Vogel aus dem zweiten Eierpaar. Dasselbe Ergebnis folgt der Begattung sehr junger, aber nicht mit einander verwandter Tauben; wenn jedoch ein junges Weibchen mit einem kräftigen, wohl ausgereiften Männchen oder ein junges Männchen mit einem kräftigen, wohl ausgereiften Weibchen gepaart wird, so zeigen sich die Eier im allgemeinen von Anfang an fruchtbar. — Bei der Paarung junger grauer Kaninchen mit einem alten weißen Angorabock waren die ersten Jungen weiß, die folgenden weiß, grau und bläulich-grau. Aus diesen Resultaten folgt, daß man durch Auswahl alter und junger, aber etwas verschiedener Individuen zur Paarung leicht eine außerordentlich vollkommene Reihe von Uebergangsformen erzielen kann. — In den durch Kreuzung reifer, kräftiger und in einzelnen Fällen durch Inzucht erzeugter Männchen mit eben reif gewordenen Weibchen erzielten Resultaten kann eine Erklärung dafür gefunden werden, warum in manchen Familien dieselben Züge fast unverändert durch viele Generationen fortbestanden haben; warum der Edelmann von heute in seinen Zügen zuweilen genau die Züge seines Vorfahren wiederholt, wie Bilder und Monumente sie zeigen. Jedenfalls ist festzuhalten, daß sehr kräftige Formen fähig sind, die Entwickelung von Anfang an so völlig zu beherrschen, daß sie auf alle ihre Nachkommen ihre Züge übertragen. Ferner sind der Reifezustand der Keimzellen, der Zustand des Organismus, Kreuzung und Inzucht Ursachen der Variation, während mütterliche Einwirkungen (Versehen), direkte Wirkung der Außenwelt, Uebungsvererbung und Telegonie ohne Einfluß auf die Variabilität sind. — Es ist nun die Zeit gekommen, ein wohlausgerüstetes Institut für biologische Experimente ins Leben zu rufen. (J. Cossar Ewart, Das experimentelle Studium der Variation. Naturwissenschaftliche Rundschau XVII, No. 5—8.)

Temperatur-Experimente mit Schmetterlingen. Was bis zur Gegenwart durch die Temperatur-Experimente mit Schmetterlingen an Resultaten erreicht wurde, ist von großer Bedeutung für die Frage der Art-Bildung und des Vererbungsproblems geworden. Temperatur-Versuche mit Schmetterlingen wurden schon gemacht von Dorfmeister, Weismann. Dr. E. Fischer hat diese Versuche wieder aufgenommen und erweitert, und giebt darüber einen vorläufigen Bericht in der „Umschau" (VI, 15—16). Kälte und Wärme können Varietäten an Schmetterlingen erzeugen, die, stammesgeschichtlich betrachtet, einen Rückschlag auf ältere Formen bedeuten. Kälte und Wärme haben keine spezifische oder direkte Wirkung, sondern wirken nur hemmend auf die Entwickelung der Puppen ein. Einige Formen sind aber doch als direkte, spezifische, unter Entwickelungs-Beschleunigung entstehende Produkte der sie provozierenden Temperatur anzusehen. Sie gleichen einigen in der Natur nur äußerst vereinzelt auftretenden, und darum als Kuriositäten und unergründliche geheimnisvolle Spiele der Natur aufgefaßten Aberrationen, die dadurch entstehen, daß die frischen Puppen zufällig von der Sonne mehrere, d. h. 3—5—10 Stunden lang beschienen werden.

Einpflanzung von toten Knochen in lebendes Gewebe. Nach seinen zahlreichen Versuchen ist Sultan (Göttingen) zu dem Schlusse gekommen, daß

Digitized by Google

lebendiger Knochen in indifferente Weichteile am besten in Verbindung mit dem Periost eingepflanzt wird, toter Knochen nach Auskochung in Periost eingewickelt werden muß, um einzuheilen und nicht als Fremdkörper zu wirken. Das Periost muß hier natürlich in Verbindung mit seiner Ernährung bleiben. Sultan hat dann beobachtet, daß von diesem Periost aus allmählich eine Resorption des toten Knochens mit Ersatz durch Knochenneubildung stattfindet.

Die Struktur der Bakterien. Alle Bakterien bestehen in ihrem jugendlichen Stadium, wenn sie unter günstigen Bedingungen gewachsen sind, aus kurzen, einkernigen Zellen (abgesehen von den Kommaformen), an denen man einen Kern, Protoplasma und Zellmembran unterscheiden kann. Die Zellteilung erfolgt bei den Bakterien im wesentlichen, wie bei den Zellen höherer Tiere und Pflanzen, indem sie der vorhergehenden Kernteilung folgt. Die Sporenbildung stellt eine intracellulare Einkapselung des Kernes und des verdichteten perinucleären Protoplasmas dar. (Wiener medizinische Presse. 1902 No. 15.)

Anthropologie.

Vererbung beim Menschen. Ueber die Probleme der Vererbung handelt eine akademische Rede von Professor Hugo Ribbert (Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Leicht begreiflich ist die Vererbung der bei den Eltern vorhandenen Eigenschaften auf die Nachkommen bei den niedersten einzelligen Lebewesen, seien es Tiere oder Pflanzen, die sich durch einfache Teilung ihres Leibes vermehren. Hier begreifen wir es, daß die Teilstücke, die beiden neuen Individuen dem vorherigen einem Individuum gleichen. Anders ist es bei den zusammengesetzten Organismen bis zum Menschen hinauf. Hier tritt keine einfache Teilung ein, sondern von dem fertigen Körper lösen sich kleinere Teilchen, Keimzellen, ab, die durch Wachstum wieder zu einem gleichgestalteten Individuum werden. Aus einem winzigen Teile des pflanzlichen oder tierischen Körpers geht also der neue, mit den Eltern übereinstimmende kindliche Organismus hervor. Trotz ihrer Kleinheit muß dennoch die abgelöste Zelle alle die Bedingungen in irgend einer Form in sich enthalten, welche für die Entwickelung eines so außerordentlich kompliziert gebauten Lebewesens Voraussetzung sind. Doch stimmen die Nachkommen nicht genau mit ihren Eltern überein. Das neue Individuum baut sich nämlich aus einem männlichen und weiblichen Keim auf, indem die beiden Keimzellen mit einander verschmelzen. Es tritt eine Mischung der beiderseitigen elterlichen Eigenschaften ein. Man könnte daher erwarten, daß in den Kindern die Qualitäten beider Eltern unter allen Umständen wiedergefunden werden müßten. Strenge genommen, kann bei der Befruchtung nichts verloren gehen. Deshalb braucht aber nicht alles, was die Eltern besaßen, bei den Kindern wieder in die Erscheinung zu treten. Es findet eine Auslese von Eigenschaften statt, aber doch nicht so, daß einzelne ganz verloren gingen, sondern nur so, daß solche, die einander gleichsam entgegengesetzt sind, sich gegenseitig schwächen, andere gleichartige dagegen sich verstärken. Mit der Vereinigung der beiden elterlichen Keime sind nun alle die Bedingungen gegeben, welche die Entwickelung des neuen Individuums bestimmen. Von den ererbten Mängeln und Anlagen wird das Leben des Individuums auf Schritt und Tritt bestimmt. Bei den bestimmenden Ursachen der Handlungen eines Individuums muß sein Charakter mit in Betracht gezogen werden. Nur wer dem äußeren Eindruck nachzugeben imstande, wer für ihn empfänglich ist, wird durch ihn zu irgend einem Thun veranlaßt. Ein Mensch kann nur dann zu einer Handlung veranlaßt werden, wenn in ihm eine Anlage vorhanden ist, die ausgelöst werden kann. Es laufen zweifellos außerordentlich viel mehr verbrecherische Naturen frei herum, als jemals mit den Gerichten in Konflikt kommen, weil ihre Anlage nicht ausgelöst wurde. Wenn aber bei allen Menschen die Anlagen in wechselnder Stärke gegeben sind, so heißt also Erziehung nichts anderes, als die möglichste Entwickelung derjenigen Eigentümlichkeiten, die wir ausgeprägt zu sehen wünschen und die Zurückdrängung derjenigen, die unschädlich und schlecht erscheinen. Diese Thatsachen sind von größtem Wert für die Erörterung der erblichen Uebertragung krankhafter Zustände. Krankhaft sind alle diejenigen nachteiligen und unter Umständen gefährlichen Abweichungen von dem gewöhnlichen Verhalten, die meist in den Typus des Menschen eingehen, die nur das einzelne Individuum oder nur einige Generationen treffen und nach kürzerer

Digitized by Google

oder längerer Dauer wieder verschwinden, die demnach nur vorübergehende Zustände und Vorgänge darstellen. Eine Reihe von krankhaften Zuständen sind bereits im Keime angelegt, wie die Bluterkrankheit, Farbenblindheit, Kurzsichtigkeit, Geisteskrankheiten, Mißbildungen. Zu unterscheiden ist von der eigentlichen Vererbung die von den Eltern erfolgende Infektion der Keime, die bei den Nachkommen ähnliche krankhafte Zustände hervorruft. Aber weder die im engeren Sinne erblichen Affektionen noch die anderen, bei denen durch Uebertragung der Bazillen eine Infektion des Keimes stattfindet, werden zu bleibenden Merkmalen der Menschheit. Nach kürzerer oder längerer Zeit verschwinden sie wieder. Dieses Verschwinden geschieht dadurch, daß mehrere Generationen hindurch eine Mischung mit gesunden Keimen stattfindet, welche die pathologischen Zustände allmählich ausmerzt.

Die Urheimat des Menschengeschlechts. Bei Gelegenheit der Besprechung einer Schrift, in der Australien als die Urheimat des Menschengeschlechts hingestellt wird, äußert sich Ludwig Wilser über das Ursprungsland und die Entwickelung des Menschengeschlechts folgendermaßen. Als letztes Glied einer langen Kette fortschreitender Entwickelung hat der Mensch die Erde betreten, ungefähr gleichzeitig mit den Endgliedern anderer Säugerstämme, wie Elefanten, Nashörner, Löwen, Bären, Hunde, Pferde, Rinder, Hirsche, und sich mit ihnen über alles zugängliche Land verbreitet. Seine geistigen Fähigkeiten ermöglichten es ihm, wie anderen Säugern ihr Flug- oder Schwimmvermögen, Meeresarme zu überschreiten und früher losgerissene Gebiete, deren Tierwelt infolgedessen auf einer viel tieferen Entwickelungsstufe steht, zu bevölkern. So ist er auch mit einem Hunde, mit Flattertieren und Mäusen, nach Australien gelangt, das sonst nur Ursäuger und Beuteltiere beherbergt. Seine damalige Bildungsstufe, die er seitdem kaum überschritten, entspricht der allerältesten europäischen Steinzeit. Ursprünglich ein kraushaariger, dunkelhäutiger Negrito, hat er durch gelegentliche Blutmischung mit Malayen, in neuerer Zeit auch mit Weißen, zum Teil strafferes Haar und hellere Haut bekommen. Wäre, wie der Verfasser meint, der halbtierische Vorfahr des Menschen nach Neuholland gelangt, so müßten sich fossile Spuren desselben finden. Davon ist aber nichts bekannt. Das Ursprungsland des Menschen wird voraussichtlich ebensowenig gefunden werden, wie das der Elefanten oder der Löwen: es liegt in heute unbewohnbaren Gebieten der Erde, von den Fluten des Nordmeeres bedeckt oder unter ewigem Eise begraben. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Neue Folge, I, 23, Seite 272.)

Die Anthropologie der Anachoreten-Inseln. Die Bewohner unterscheiden sich vielfach von den Papuas, den typischen Melanesiern. Sie haben ein ziemlich langes, krauses, weiches und dichtes Haar im Gegensatz zu dem wolligen, büschelförmigen Haar der Papuas; sie sind ferner von leicht kastanienbrauner Hautfarbe im Gegensatz zu den dunkelbraunen Papuas. Die Nase ist im allgemeinen gebogen, nicht breit, die Lippen nicht aufgeworfen, nicht einmal dick, wie dies bei den eigentlichen Melanesiern der Fall ist. Kubary rühmt ihre lange Adlernase, ihren starken Haarwuchs, nicht nur im Bart, sondern auch auf den unteren Extremitäten und dem Gesäß. Ihre Statur ist mittelgroß und ihre Kopfform zeigt nach den Messungen an Lebenden im Mittel einen Index von 78,4. — Die Sprache nähert sich derjenigen der Bewohner der Samoa- und Karolineninseln. Es besteht bei ihnen die Sitte, beiden Geschlechtern die Nasenknorpel zu durchbohren und bei den Frauen das Ohr zu durchschlitzen. Sie betreiben Schädelkult verstorbener Verwandten als einen Teil des Ahnenkultes. Sie gehören zur polynesischen Rasse, welche aus dem malayischen Archipel etwa um den Beginn unserer Zeitrechnung dorthin eingewandert sein soll. (Dr. Lissauer, Zeitschrift für Ethnologie, 33. Band, Heft 5.)

Entstehung der Gesichtsformen. Nebst dem Jochbein hat das Stirnbein auf die Form der Schädelkapsel und der Gesichtsbildung bestimmenden Einfluß. Das Stirnbein trägt zur Bildung der Schädelhöhle, beider Augenhöhlen und der Nasenhöhle bei und wird demgemäß in einen Stirnteil, zwei Augenhöhlenteile und einen Nasenteil eingeteilt. Der Stirnteil oder die Stirnplatte ähnelt einer flachen Muschelschale, deren Wölbung und entweder senkrecht oder nach rückwärts gerichtete Neigung einen wesentlichen Einfluß auf den Charakter der Gesichtsbildung äußert. Der Gesichtsteil des Stirnbeins ist mehr oder weniger konvex, mit zwei halbmondförmigen Erhabenheiten oder Wülsten, den Augenbrauenbogen, welche unmittelbar über den mäßig gekrümmten oberen Augenhöhlenrändern liegen. Dieser Gesichtsteil entspricht beim Lebenden dem haarfreien Teil, während der von den

Digitized by Google

Haaren bedeckte Teil zum Scheitel gehört. Einen Querfinger breit über den Augenbrauenbogen bemerkt man die flachen Beulen der Stirnhügel oder Stirnhöcker. Zwischen den inneren Enden beider Augenbrauenbogen liegt über der Nasenwurzel die flache dreieckige Stirnglatze. Der lateinische Name glabella bedeutet eigentlich die platte haarlose Stelle zwischen den Augenbrauen, deren Breite der Physiognomie jenen denkenden Ausdruck verleiht, wie wir ihn an den Büsten von Pythagoras, Platon und Newton sehen. Die für die Gesichtsbildung charakteristische Stirnbreite beträgt bei den weiblichen Neugeborenen 7,53 und bei den männlichen 7,6 cm, bei den weiblichen Erwachsenen 11,18 und bei den männlichen 11,29 cm. Für die Gesichtsbildung sind ferner von Bedeutung die Jochbeine, das Oberkieferbein und das Nasenbein. Judennase, Adlernase, Habichtsnase, Stumpfnase, gerade und schiefe Nase wird durch das knöcherne Skelett derselben bedingt. Für das menschliche Gesicht ist im Vergleich mit den menschenähnlichen Affen der kleinere Unterkiefer typisch. Mit der orthognaten Kieferstellung ist ein verhältnismäßig kleiner Gesichtsschädel und eine stärkere Entwickelung des Gehirnschädels verbunden. Holl sagt in seiner Arbeit „Ueber Gesichtsbildung" (1898): Die Schönheit und Häßlichkeit der Gesichter sind in erster Linie durch die Form ihrer Skelette bedingt. Mögen immerhin die Weichteile beitragen, unedle, in der Bildung des Skeletts beruhende Gesichtszüge zu verschönern, so ist doch diese Schönheit des Gesichtes nur eine temporäre, denn mit Veränderung der Weichteile infolge von Krankheiten, oder wenn die Jahre nach und nach wieder nehmen, was sie nach und nach gegeben, kommt die durch den Skelettbau vorgeschriebene Gesichtsbildung immer mehr zum Ausdruck; ein durch das Ebenmaß des Gesichtsskeletts bedingtes schönes Gesicht wird seine Schönheit immer zur Geltung bringen, sie immer bewahren, auch wenn auf dasselbe die Würde des Alters sich senkt. (Franz Daffner, Anthropologische Beiträge zur Kenntnis der Gesichtsbildung. Archiv für Anthropologie, 27. Band, 3. Heft.)

Die kleine Statur der großen Männer. Napoleon war nur 4 Fuß 10 Zoll groß, Alexander der Große scheint unter Mittelgröße gewesen zu sein. Peter der Große, Karl der Große, Bismarck hatten hohe Staturen. Goethe hatte nur anständige Mittelgröße, Schiller eine hochaufgeschossene Statur. Shelley, Burns, Luther, Victor Hugo, Michel Angelo, Beethoven, Newton, Kant, Voltaire Leopardi, Dickens, Kleist, Grabbe, Hebbel, Mozart, Wagner waren mittel- oder untermittelgroß. Menzel und Knaus sind förmliche Zwerge. Cäsar war zwar nicht klein, sah aber nach allen Berichten hager und kränklich aus, Friedrich II. von Hohenstaufen war klein und unansehnlich, Tilly desgleichen, Wallenstein von hagerer Mittelgröße, Ludwig XIV. war ganz klein, Friedrich der Große von mäßiger Mittelgröße u. s. w. „Genialität fällt als Abnormität aus allen gewöhnlichen Daseinsgesetzen heraus und man wird vielleicht schließen können, daß Genie ebensowenig wie äußerlichem Milieu auch nicht körperlichen Bedingungen gehorcht und das zum Genie erforderliche verfeinerte Nervensystem wohl auch einmal bei starker Leibesbeschaffenheit bestehen kann." (Carl Bleibtreu, Wiener Volksblatt.)

Psychologie.

Experimentelle Beiträge zur Gefühlslehre veröffentlicht Dr. Max Brahn in Wundts Philosophischen Studien (Band XVIII, I). Eine der hauptsächlichsten Hindernisse für die gedeihliche Entwickelung der Psychologie des Gefühls ist die stets als selbstverständlich angenommene Meinung, nur Lust und Unlust seien die Richtungen, in denen sich unsere Gefühle bewegen. In ihrem Studium sah man das Studium des Gefühls beschlossen. Es scheint daher einer der folgereichsten Schritte auf dem Gesamtgebiet der Gefühlsuntersuchungen zu sein, daß Wundt an die Stelle der einfachen Gefühlsrichtungen Lust und Unlust eine Dreiheit von Gefühlsrichtungen gesetzt hat. Er nennt dieselben Lust-Unlust, Erregung-Beruhigung, Spannung-Lösung. Die Eigenart des Gefühls hat in der neueren Psychologie Kant erst zum Gemeingut der Forscher gemacht. Er unterschied nur allgemein zwischen Lust- und Unlustgefühlen. Doch sprach er auch von starken und schwachen, erregenden und abspannenden „Affekten". Auch andere Psychologen und Psychiater konnten nicht umhin, neben Lust und Unlust noch andere ähnliche Bewußtseinzustände, wie Aufregung, Beruhigung, Herabstimmung, Unruhe, Thätigkeit u. s. w. festzustellen. Wundt unterschied nun drei elementare Gefühle,

Digitized by Google

die oben genannt wurden und suchte ihre konstanten physiologischen Begleiterscheinungen festzustellen. Brahn hat nun in einer Reihe sehr lehrreicher Experimente durch Einwirkungen von Tönen, Gerüchen und Geschmäcken diese Ansichten bestätigt gefunden. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßt er in folgende Schlußsätze zusammen: 1. Die psychologische Beobachtung zeigt, daß die Wundtsche Einteilung der Gefühle in drei Gefühlsrichtungen, der Lust-Unlust, Erregung-Beruhigung, Spannung-Lösung, völlig berechtigt ist. 2. Schon unbemerkliche Reize können eine Pulsänderung erzeugen und zwar eine kleine Verlängerung des Pulses. 3. Es ließen sich unter dem Einfluß der verschiedenartigsten Reize stets nur drei Formen paarweiser Pulsveränderungen feststellen. Sie entsprechen genau den drei Gefühlsformen, so daß man annehmen kann, es seien damit wirklich die bestehenden Gefühlsrichtungen erschöpft. 4. Der Lust entspricht Verlängerung und Erhöhung, der Unlust Verkürzung und Erniedrigung des Pulses. Der Erregung entspricht Erhöhung, der Beruhigung Erniedrigung des Pulses, der Spannung entspricht Verkürzung, der Lösung Verlängerung des Pulses; beiden außerdem gegensätzliche Veränderungen in der Dikrotie. 5. Die drei Gefühlsrichtungen unterscheiden sich in ihren Pulswirkungen so, daß zuerst die Wirkungen von Erregung-Beruhigung, dann diejenigen von Lust-Unlust, zuletzt die von Spannung-Lösung auftreten. 6. In vielen Fällen entspricht die Stärke der Pulsänderungen der Intensität des begleitenden Gefühls. 7. Die Erscheinungen des Spannungsgefühls zeigen ein periodisches Stärker- und Schwächerwerden, welches den Schwankungen der Aufmerksamkeit entspricht.

Zur Psychologie der Großstadt. Ueber die Psychologie der Großstadt sprach vor einigen Wochen Geheimrat Professor Münch im Psychologischen Verein. Die Großstadt, die mit ihrem Streben nach kultureller Entwickelung und räumlicher Erweiterung, mit ihrem wesentlichen Anteil an den Zeitproblemen und den Versuchen zu ihrer Lösung von der bloß „großen Stadt" verschieden ist, bleibt auch nicht ohne Einfluß auf das Seelenleben ihrer Bewohner. Das geräusch- und wechselvolle Getriebe der Großstadt wirkt nicht nur auf die Nerven des einzelnen Individuums, sondern giebt auch dem Zusammenleben einen veränderten Charakter. Die Menschen reiben sich mehr aneinander, sie schleifen ihre Eigentümlichkeiten ab, müssen einander bald entgegenkommen, bald ausweichen und befinden sich meist im Zustande der Gereiztheit. Dafür entschädigt die Großstadt ihren Bewohner dadurch, daß sie ihm einen weiteren Gesichtskreis, einen scharfen, prüfenden Blick, ein regeres Verständnis für die großen allgemeinen Fragen der Zeit verleiht. Schnelligkeit ist die Parole auf allen Gebieten, daher der rasche Schritt, die stete Ungeduld, das hastige Sprechen des Großstädters. Ihm schlägt förmlich der Puls rascher, seine Lebensenergie ist höher, seine Intelligenz und Auffassungskraft ist in der Regel weit bedeutender als die des Provinzlers oder gar des Dorfbewohners. Das Tempo der Auffassung eines Berliners ist von dem etwa eines ruhigen Mecklenburgers soweit verschieden, wie die Geschwindigkeit eines Automobils von der eines Heuwagens. Auch in Bezug auf die Willensäußerungen bleibt das Großstadtleben nicht ohne Einfluß. Die Entschlüsse werden rascher gefaßt, aber auch rascher wieder verworfen. Die Lässigkeit des Kleinstädters wird bald überwunden. Der Großstädter darf kein Träumer und Schwärmer, er muß ein Mann der That, des energischen Handelns sein, wenn er nicht um den Erfolg seiner Arbeit kommen will. Neben einem stark ausgebildeten Selbstgefühl zeigt der Großstädter lebhaftes Mitgefühl für soziales Elend, Sinn für vorbeugende und abhelfende soziale Maßnahmen. Wohl liebt auch er seine Heimat, aber, nicht blind für ihre Schäden und Schwächen, hat er auch für die Vorzüge fremder Gegenden die gebührende Anerkennung und versteht sich zu akklimatisieren. Politisch sind fast alle Großstädter oppositionell, die Nähe der Machthaber raubt diesen den Nimbus, der sie in den Augen der Fernstehenden umgiebt, und läßt das Bewußtsein, durch die Masse selbst eine Macht zu bilden, stärker aufleben. Bei der Bedeutung der Großstädte im modernen Leben, dessen Brennpunkte sie bilden, ist es nicht zu viel gesagt, wenn man die Psychologie der Großstadt als Psychologie der Gegenwart betrachtet.

Kunstgeschichte.

Altertumsfunde in Susiana und Chaldäa. Drei Säle des Grand-Palais in Paris sind in diesem Jahre für die Ausstellung der Altertümer reserviert, die

Digitized by Google

De Morgan bei seinen Ausgrabungen in Susiana und Chaldäa gefunden hat. Diese Sammlungen werden eine wertvolle Quelle der Belehrung über die antike Kunst dieser Länder sein. Die Expedition hat 250 Kisten mit Töpferarbeiten, Statuetten, Bronzen u. s. w. mitgebracht, die sich in einem sehr guten Erhaltungszustande befinden. Es soll auch eine Reihe sehr merkwürdiger Kleinodien von wirklichem künstlerischen Wert ausgestellt werden, die gegenwärtig bei einem Pariser Juwelenhändler in Verwahrung gegeben sind. Diese Kunstgegenstände sind in einem schön gearbeiteten Sarkophag aus Kupfer gefunden worden. Die Mumie trug ein Halsband in massivem Golde, dessen Enden in Löwenköpfe ausgingen. Die Einzelheiten dieses Schmuckstücks sind durch Inkrustationen von Lasurstein, Smaragden und anderen kostbaren Steinen in wunderbarer Ausführung gezeichnet.

Religionsgeschichte.

Religiöse Vorstellungen und Sitten bei den Wadoe. Das bei fast allen Völkern übliche Gottesurteil wird auch von den Wadoe, einem Stamm der Suaheli-Neger, berichtet. Die eines Diebstahls Verdächtigen tauchen ihre Hand in heißes Wasser und sprechen dabei eine Formel, indem sie das Gottesurteil anrufen. Wer nicht gestohlen hat, zieht die Hand unversehrt wieder heraus, ist er aber der Dieb, so wird die Hand verbrühen. Oder ein Zauberer sticht dem Verdächtigen eine Nadel ins Auge. Ist er nicht der Dieb, so geht die Nadel nicht ins Auge hinein. Ist er es aber, so geht sie hinein und nachher wieder heraus, aber das Auge verändert sich und wird nun ganz rot. Alle wissen nun, daß dieser der Dieb ist. — Wenn Regenmangel eintritt, so kommen alle Häuptlinge (Mwene) zusammen und wenden sich bittend an die Geister der Verstorbenen (Mzimu). Sie gehen in das Land Nguu, wo ihr Haupt-Mzimu wohnt, um ihr Anliegen vorzubringen. Ursprünglich war nach dem Glauben der Wadoe dieser Mzimu ein Mensch, und zwar ein Jumbe, d. h. Ortsältester oder Häuptling, aus Ukami. Er war ein großer Zauberer, der mit seiner Frau im Streit lebte und durch eine List von seinen Feinden getötet wurde. Von ihm selbst und seinem Dahinscheiden war aber nichts mehr zu sehen, denn plötzlich wehte ein großer Sturm und niemand wußte, wo er hingegangen war. Der Sturm soll ihn dann in jene Höhle, die noch heutigen Tages dort ist, geführt haben. Nach einigen Tagen sahen Leute in der Höhle seine Waffen, Kleider und Turban liegen und brachten den Leuten in der Stadt die Nachricht davon. So hat sich die Kunde von diesem Mzimu fortgepflanzt, um so mehr als man das Wunder gesehen, daß ein Mann gestorben war und man nicht wußte, wo er hingeraten war. In jenem Walde wohnen die Geister. Die Häuptlinge halten aber diesen Mzimu von Nguu für den größten. (C. Velten, Reiseschilderungen der Suaheli. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht.)

Belehrend sind diese Schilderungen insofern, als sie die Theorie vom anthropologischen Ursprung der Religion bestätigen. Geisterkult und Häuptlingskult vereinigen sich, um einen Obersten der Geister (Gott) in der Vorstellung der Gläubigen und Frommen entstehen zu lassen, der die natürliche und sittliche Welt regiert.

Sozialwissenschaft.

Technik und Wirtschaft. Technik ist jedes auf Kenntnissen und Fertigkeiten beruhende Kunstverfahren zur zweckmäßigen Erzielung eines Erfolgs. Die materielle Technik dient dazu, in zweckmäßiger Weise die Dinge der äußeren Natur zu nutzen. Die auf das Wirtschaftsleben sich beziehende Technik ist die ökonomische Technik. Wirtschaft ist zu unterscheiden von Wirtschaftlichkeit. Jede Handlung, die mit möglichst geringem Aufwande einen möglichst großen Erfolg zu erzielen bestrebt ist, oder die zur Erzielung eines Erfolges möglichst wenig aufwenden will, ist eine nach dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit erfolgende Handlung. Wirtschaft ist dagegen die geordnete Unterhaltsfürsorge. Unterhaltsfürsorge als solche ist keine spezifische menschliche Thätigkeit, sondern wird von jeder Schwalbe, die ihr Nest baut, von jedem Biber, der seine Höhle baut, kurz von jedem Tier betrieben; das spezifisch Menschliche ist auch hier, wie auf allen Gebieten menschlichen Handelns das Vernünftige. Der Mensch bewirkt seine Unterhaltsfürsorge planmäßig und zweckmäßig; sie findet stets in Verbindung und Beziehung mit anderen Menschen

Digitized by Google

statt, durch Aufstellung einer objektiven Ordnung, die auf Mitteilung beruht. Das nach dem mitgeteilten objektiven Plane zweckmäßige Handeln nennen wir ein geordnetes; geordnete Unterhaltsfürsorge ist — Wirtschaft. Die Technik führt den Menschen zur Freiheit. Das technische Können des Menschen hat als Erfolg die Emanzipation des Menschen von den Schranken der Natur, in die er eingeschlossen ist. Jede Erfindung, die wir machen zur Beherrschung der Kräfte, zur Formung der Stoffe der Natur ist ein solcher Akt der Emanzipation. Technische Errungenschaften emanzipieren von der Gebundenheit an Ort, Zeit und Umstände. Die Technik ermöglicht, die Sachgüter zur Befriedigung unserer Bedürfnisse unserem Zweck entsprechend zu formen, ohne daß wir die Hilfeleistung der organischen Natur dazu nötig haben, ohne daß wir an das gebunden sind, was man den Organisierungsprozeß der Natur nennt. Das Prinzip der Wirtschaft ist dagegen die Unfreiheit, die Bindung. Alle Entwickelung wirtschaftlicher Zustände geht darauf hinaus, daß immer mehr Menschen in Beziehung gesetzt werden, deren Zusammenwirken notwendig ist zur Herbeiführung des gewünschten wirtschaftlichen Erfolges. Alle Entwickelung der Wirtschaft ist eine zunehmende Differenzierung und Integrierung der Funktionen der Einzelnen; unsere heutige Kulturwirtschaft ist nach und nach in ihrer Struktur immer komplizierter geworden, beruht auf dem notwendigen Zusammenwirken unzähliger Einzelwirtschaften. Es besteht kein absolut notwendiger Zusammenhang von Technik und Oekonomie, d. h. gleiche Technik kann sehr wohl mit verschiedener Wirtschaftsgestaltung, gleiche wirtschaftliche Gestaltung mit verschiedener Technik verbunden sein. Wirtschaftliche Veränderungen haben als Ursache immer nur die Motive zweckbewußten Handelns der Menschen; die Technik einer Zeit ist aber sehr häufig Veranlassung für bestimmte ökonomische Handlungen. Unser modernes Wirtschaftsleben wird im wesentlichen durch den Erwerbstrieb der kapitalistischen Unternehmer, nicht durch die Techniker hervorgebracht. Auch die überwiegende Mehrzahl der technischen Erfindungen erfolgt unter dem Gesichtspunkt ihrer möglichen Verwertung in Geld. Damit eine Erfindung sich durchsetze, muß sie bestimmten ökonomischen Interessen dienen. „Allgemein wirtschaftliche Interessen locken keinen Hund vom Ofen, geschweige, daß sie eine Erfindung realisieren. Es kann heute ein noch so großes Bedürfnis der Gemeinschaft vorhanden sein, daß die Güter so und nicht anders transportiert und produziert werden; die Erfindung wird erst angewandt, wenn sie den Interessen kapitalistischer Unternehmer dienen kann.“ Dazu ist nötig Kapital und Nachfrage und — Verteuerung der menschlichen Arbeitskraft. Die letztere zwingt erst den Unternehmer, die höchstmögliche Stufe der Technik thatsächlich anzuwenden. (Werner Sombart, Technik und Wirtschaft, Vortrag. Dresden, Verlag von Zahn & Jaensch. 1901. Preis 1 Mark.)

Der Wert der Schwachen für die Gesamtheit. Von dem Wert der Starken für die Gesamtheit redet alle Welt, von der Bedeutung der Feldherren und Staatsmänner oder der großen und halbgroßen Fürsten zeugen marmorne Straßen und ähnliche Erinnerungszeichen. Wo in der Weltgeschichte ein einzelner für die anderen, über den anderen einmal Großes geleistet hat, sind die Menschen immer bereit gewesen, das, was er gethan hat, eigentlich isoliert als sein persönliches Verdienst hinzustellen, den ganzen Untergrund zu vergessen, von dem aus er es gethan hat, und ihn allein in die Höhe zu heben, so daß die Menschengeschichte im Grunde für nicht viel anderes da zu sein scheint, als daß hin und wieder über dem Meere der Menschheit ein weißer Wogenkamm in die Höhe kommt. In England hat Carlyle zur Heldenverehrung und in Deutschland Nietzsche zum Kultus der Großen und Starken erzogen. Aber nicht nur die „Konzentrationspunkte menschlicher Einzelstärke“ fordern unsere Beachtung, sondern wir müssen auch unsere Blicke auf die Schwachen, Kranken, Verkümmerten lenken und prüfen, welchen Wert diese Elemente für die Gesamtheit haben. Die primitiven und barbarischen Völker achten die Schwachen nicht, die sie möglichst zu beseitigen suchen. Erst das Christentum hat die Denkweise gebracht, daß die Armen und Schwachen im speziellen eigentlich der Mittelpunkt des Denkens und der Fürsorge sein müßten. In die aristokratische Kultur der antiken Welt tritt die „viel mehr plebejische Religion“ des ursprünglichen Christentums, das den Kultus der Notleidenden, der Schwachen und Kranken einführte. Es brachte das Evangelium den untersten Schichten und machte das Urteil über den Wert der Menschheit im ganzen von der Leistung für die unterste Schicht abhängig. Es bedeutet dies eine „Umschiebung aller Gesellschaft“, eine Umdenkung der Werte aus dem religiösen Gedanken heraus, daß alle die Aermsten auch Kinder Gottes sind und daß sie alle mit, vielleicht vorzugsweise, zur ewigen Seligkeit berufen sind. Auch in der Unterschicht der Gesellschaft sind

Digitized by Google

„Seelen" vorhanden, empfindungsvolle Einzelnaturen. Das Christentum, das ursprünglich für die Armen und Untersten da war, ist in einer „traurigen Historie" allmählich zu einer Sache für die Obersten und Glücklichsten und zu einer sichersten und bequemsten Methode gemacht worden, den Unterdrückten beizubringen, daß es so immer bleiben müsse. Man soll sich keinen Illusionen hingeben, daß diejenigen, die einmal aus Schwäche oder Schuld bis unter das Niveau der geordneten Existenz gesunken sind, nur in seltenen Fällen wieder auf ihre eigenen Füße gestellt werden können. Eine Unterstützung macht sie oft noch unselbständiger und läßt sie moralisch tiefer sinken. Die Armut ist ein Stück körperlicher und moralischer Krankheit oder sie wird es. Wenn man sagt, daß die Armen und Schwachen und die Bettler uns die Rasse verderben, unsere Gesundheit gefährden und die Moral der Gesamtheit schädigen, so ist das alles richtig. Wenn wir aber nichts für sie thun, dann verdoppeln sich alle diese Schäden, dann haben wir diese Leute nicht hinweggeschafft, sondern sie noch viel verzweifelter, noch kränker, noch verbrecherischer, noch ansteckungsfähiger gemacht — kurz, da Armut das Herabsinken der Menschen in die Nacht, in die moralische und körperliche Nacht ist, so bedeutet ein Mangel an Hilfe ein noch tieferes Sinken. Was für die Erhaltung der untersten Schicht gegeben wird, bedeutet eine Versicherung gegen größere Verluste der Gesamtheit. Alle bisherigen Reformgesetze treffen nicht die allerunterste Schicht, die dem Gesetzgeber wegen der Regellosigkeit ihres Lebens schwer zugänglich ist. Indem wir die Eltern preisgegeben, geben wir auch die Kinder preis; und wenn wir die einmal lebende Generation mißachten und sinken lassen, so wird sich das in der zweiten Generation erst recht zeigen. Aber so selten man erlebt, daß Leute, die einmal in die Armenpflege hineingesunken sind, sich selber wieder daraus emporheben, so erlebt man doch öfter, daß man nach zehn Jahren ihre Kinder sieht, die ordentliche Leute geworden sind. Persönliche und wirtschaftliche Hilfe, die den Schwachen zu teil wird, ist auch für die Gesamtheit von Nutzen. (Friedrich Naumann, Der Wert der Schwachen für die Gesamtheit. Vortrag. Verlag der „Hilfe", 1902.)

Sitten und Gebräuche der Wadoe. Die Schilderungen der Suaheli, die Dr. C. Velten im Verlage von Vandenhoek & Ruprecht (Göttingen. Preis 5 Mark) herausgegeben hat, sind insofern merkwürdig, als sie von ihm aus dem Munde von Suaheli-Negern gesammelt worden sind. Lehrreich sind besonders die Schilderungen der Sitten und Gebräuche der Wadoe. Ein Kind, dem die oberen Schneidezähne zuerst wachsen, wird nicht groß gezogen, es gilt als Unglückskind, das sie Kibi (das ist das Schlechte) nennen. Wenn eine Frau dem Kinde die Brust giebt, hat sie ein Jahr lang keinen Umgang mit ihrem Manne. Beides thun sie aus Furcht vor Krankheiten. Mit dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre wird das junge Mädchen, wenn es zum ersten Male die Menstruation hat, zu einer Lehrmeisterin ins Haus gegeben, die es in allen Sitten und Gebräuchen, die Frauenangelegenheiten betreffen, unterweisen muß. Die Entscheidung über den Eheschluß liegt bei der Großmutter und dem Mädchen selbst. Wenn das Mädchen selbst den Mann nicht haben will, verheiraten weder Vater noch Mutter noch Großvater sie mit Gewalt. Wenn ein junger Mann heiraten will, muß er nachweisen können, daß er alle Feldarbeit kennt und allein ein Haus bauen kann. Das junge Mädchen hat nicht nötig, die Jungfernschaft bis zum Hochzeitstage zu bewahren. Es herrscht Kauf- oder Geschenk-Ehe. Nicht nur die Eltern, auch die nächsten Anverwandten verlangen vom jungen Ehemann eine Abgabe. Wenn er in sein Haus eintreten will, kommt der Großvater seiner Frau und spricht zu ihm: „Ich will nur meine Enkelin wieder holen, denn Du hast sie mir geraubt." Der junge Mann kann sich nicht weiter sträuben, denn es ist einmal Sitte so, er muß auch dem Großvater etwas geben. Wenn Mann und Frau einander verlassen wollen, so fängt einer von ihnen Streit an, entweder der Mann oder die Frau. Sie scheiden sich, indem sie einfach zum Vater der Frau sagen: „Dein Kind ist wieder zu Dir zurückgekehrt." Dieser erwidert dann: „Sie ist schon angekommen." Darauf sucht sich der Mann eine andere Frau und sie einen anderen Mann. Mit einem Lepra-Kranken essen die Wadoe nicht zusammen, noch wohnen sie in seiner Nähe. Hat er Verwandte, so gehen diese bis in die Nähe eines Busches und bauen für ihn allein dort eine Hütte, in der er sich selbst sein Essen bereiten muß. Er hat auch seinen Brunnen für sich und bleibt sein Leben lang dort am Busche wohnen. Ein Glück für ihn ist es, wenn nachts vielleicht ein Löwe oder eine Hyäne kommt und ihn auffrißt. Einen Verrückten, der nicht heilbar ist, sich an Leuten vergreift, seine Kleider auszieht und nackt herumläuft, oder die Häuser in Brand steckt, entfernen sie ebenfalls aus dem Orte und bauen ihm eine Hütte im Walde auf. Auch mit einem Aus-

Digitized by Google

sätzigen fürchten sie sich zusammen zu wohnen, denn sie sagen, der Aussatz sei eine schlimme Krankkeit, die schnell von dem einen auf den anderen übergeht, und deshalb bringen sie auch diesen aus dem Dorf heraus. Es ist Sitte, daß sich für eine Frau, deren Mann an Lepra oder Aussatz gestorben ist, kein zweiter Mann zum Heiraten findet. — Es ist interessant, die sozialen Sitten und Gebräuche der Wadoe unter dem Gesichtspunkt der natürlichen Zuchtwahl im Daseinskampf zu prüfen, und da findet man, daß sie rassenerhaltenden und rassenzüchterischen Zwecken dienen beziehungsweise dienen sollen, wobei es in dieser Hinsicht gleichgiltig ist, ob ihnen genaue wissenschaftliche Erfahrungen zu Grunde liegen, oder ein Stück Aberglaube hineinspielt. Für das Verständnis der Naturgeschichte der menschlichen Gesellschaft wäre viel Aufklärung gewonnen, wenn die Soziologen und Historiker auch die sozialen Einrichtungen, Sitten und Anschauungen der Völker „darwinistisch" zergliedern und betrachten würden.

Rechtswissenschaft.

Das Berufsgeheimnis des Arztes. Ueber einen die Zeugnispflicht des Arztes betreffenden, sehr bemerkenswerten Fall wird aus Budapest geschrieben: Eine Lebensversicherungs-Gesellschaft hatte in einem behufs Ausbezahlung einer Versicherungssumme angestrengten Prozesse den Einwand geltend gemacht, es seien beim Eingehen der Versicherung wichtige Umstände in Bezug auf die Gesundheit des zu Versichernden verschwiegen worden. Es wurde daher an den Arzt des Versicherten das Ansuchen gestellt, diese Annahme durch seine Aussage zu bestätigen. Der Arzt verweigerte die Aussage mit Berufung darauf, daß er durch dieselbe das ärztliche Berufsgeheimnis verletzen würde. Der Vertreter der Gesellschaft führte dem gegenüber aus, daß der Sinn des bezogenen Gesetzes nicht der sein könne, daß es dem Arzte überlassen bleibe, zu bestimmen, ob er seine Geheimhaltungspflicht verletzt habe oder nicht. Dies sei Aufgabe der Gerichte, welche von Fall zu Fall zu beurteilen haben, ob die Behandlung der betreffenden Krankheit dem Arzte von seinem Klienten als Geheimnis anvertraut wurde und ob selbst in diesem Falle der Arzt verpflichtet sei, das Geheimnis selbst als Zeuge vor Gericht zu wahren. Das Budapester Handelsgericht verwarf die Ausführungen der Gesellschaft, die königliche Tafel aber ordnete das Zeugenverhör des behandelnden Arztes an. (Wiener medizinische Presse. 1902 No. 17.)

Kriminalität des weiblichen Geschlechtes. Das Februarheft der „Dokumente der Frauen" berichtet über die Ergebnisse der deutschen Kriminalstatistik in den letzten zwei Decennien. Aus derselben geht hervor, daß die Zunahme der in diesen Jahren Verurteilten ganz auf das männliche Geschlecht kommt und die weibliche Kriminalität nicht gestiegen ist, wenn man die Bevölkerungsvermehrung in Betracht zieht. 1882 kamen auf 267 353 männliche 62 615 weibliche Verurteilte oder auf 100 23,4, 1899 auf 408 316 männliche 74 823 weibliche oder auf 100 18,6. Die weiblichen Verurteilten betragen daher weniger als ein Fünftel der männlichen. Jedenfalls ist die Erscheinung bemerkenswert, daß die Zunahme der Kriminalität sich lediglich auf das eine der Geschlechter beschränkt.

Verbrechen und Trunksucht. Nicht gerade sehr erfreulich liest sich der soeben veröffentlichte Bericht der Gefängnisdirektoren Schottlands für das vergangene Jahr. Dieses Land, das sich einst rühmen konnte — und natürlich infolgedessen jetzt noch rühmt — das Land der strengsten Moralität zu sein, zeigt auch im Jahre 1901 wieder, wie es schon seit dem Jahre 1897 gethan hat, eine große Zunahme in der Zahl der Verurteilungen zu Gefängnisstrafen. Von dem letztgenannten Jahre an ist die Zahl der jährlichen Verurteilungen zu Gefängnisstrafen von 51 000 auf 67 000 heraufgegangen. Uebrigens hat diese Verschlechterung der Dinge bereits in den sechziger Jahren begonnen, allerdings mit manchen Unterbrechungen. Eine Erklärung dafür ist schwer zu geben, aber man wird sich jedenfalls der Beobachtung nicht entziehen können, daß die Trunksucht dabei in ganz gewaltigem Maße mitspricht, besonders in Schottland, wo die Zunahme der Trunksucht ganz außerordentlich ist. Das geht aus den Einzelheiten hervor, die der Gefängnisdirektor einer Glasgower Anstalt in seinem Berichte mitteilt. Diese Einzelheiten beziehen sich auf 50 Gefangene. 36 von diesen waren notorische Trinker, 24 waren schon vom Knabenalter her an den Genuß geistiger Getränke gewöhnt gewesen. 33 waren

Digitized by Google

bei Begehung des Verbrechens oder Vergehens, für das sie bestraft wurden, unter dem Einfluß des Schnapses. Ferner stellt der genannte Direktor darin fest, daß die meisten der Verbrechen am Sonnabend abend ausgeführt wurden, also gerade nach Auszahlung des Wochenlohnes. Ferner führt der erwähnte Bericht an, daß man die Einwirkung geistiger Getränke auf den Verbrecher nicht als eine momentane allein betrachten müsse, sondern die Trunksucht wirke auch dermaßen, daß der Verbrecher unter ihrem Einflusse lange vorher ein Verbrechen ersinne und plane. Die momentane Erhitzung des Blutes sei nichts gegen die dauernde Schwächung der moralischen Energie. (Kölnische Volkszeitung 1902, No. 414.)

Erziehung und Unterricht.

Die Gleichwertigkeit der höheren Schulen. Auf der diesjährigen Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner besprach Dr. Jäger die im vergangenen Jahr durchgeführte Reform in der Berechtigung der höheren Schulen zum Universitätsstudium. Die Gleichwertigkeit der Schulen, so bemerkte er, sei niemals in Zweifel gezogen worden, denn gleichwertig sei jede Schule, die ihre besondere Aufgabe und Pflicht erfülle, jetzt handele es sich um die gleichmäßige Erteilung der Berechtigung zu den akademischen Studien. Auffallen müsse es, daß auf die Universitäten diese Neuerung keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben scheine; man glaube dort, daß kein Massenandrang von seiten der Realanstalten erfolgen werde. Um so tiefer aber sei das Interesse in den Schulkreisen, das aber nun frei sein müsse von jeder egoistischen Zuthat. Ruhig und sachlich solle man besprechen und im einzelnen Falle verfahren, welche Schulgattung am besten die Pflichten der Vorbereitung zum akademischen Studium erfüllen könne. Zwei wohlthätige Wirkungen habe die Verkündigung der Gleichwertigkeit gehabt, einmal, daß die Lehrer der verschiedenen Schulgattungen sich wieder solidarisch fühlen würden und die frühere oft beklagte Entfremdung schwinden werde, und dann daß jede Schulgattung sich nach ihren eigenen Prinzipien ausleben und die spezifischen Kräfte in ihrer Organisation geltend machen könne. Man könne sich fast an die drei Ringe in Lessings Fabel dabei erinnern, jede Anstalt möge ihren Ring für den wahren halten, aber auch in friedlichem Wettkampfe danach streben, die Kraft ihres Ringes an den Tag zu legen. Bei der den Anstalten nunmehr gestatteten freien Entfaltung der Kräfte solle das Gymnasium sich entschieden gegen die Buntheit des Unterrichts wehren und die Fortschritte in der Auffassung und Behandlung des Altertums mehr in das Bargeld umsetzen, das man den Schülern in die Hände zu drücken habe. (Kölnische Zeitung 1902, No. 255.)

Aufsteigen der Volksschullehrer zu höheren Lehrstellen. Eine für Volksschullehrer wichtige Verordnung, die insbesondere für die befähigten und strebsamen Elemente des Lehrerstandes von großer Bedeutung ist, hat die großherzoglich weimarische Staatsregierung jüngst zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Danach soll in Zukunft solchen Lehrern, welche zum Zwecke ihrer Weiterbildung einem mehrjährigen Studium auf der Universität obgelegen haben, durch Ablegung einer pädagogischen Prüfung Gelegenheit gegeben werden, darzuthun, daß sie zur Erteilung eines wissenschaftlich begründeten Unterrichts befähigt sind. Die Meldungen zu der Prüfung sind bei der obersten Schulbehörde schriftlich einzureichen. Außer einer Darlegung des Ganges und Umfanges des Universitätsstudiums sind der Meldung auch Nachweise darüber beizufügen, welche Vorlesungen der Bewerber gehört und an welchen Uebungen er teilgenommen hat; außerdem ist anzugeben, in welchen Fächern er sich der Prüfung unterziehen will. Diese zerfällt in eine schriftliche, mündliche und praktische. Aus der Zahl derer, die diese Prüfung bestanden haben, können dann Seminarlehrer, Rektoren und Schulinspektoren gewählt werden.

Die Hilfsschulen für schwachbegabte Kinder. Im Jahre 1867 entstand die erste Nachhilfeschule in Dresden für Kinder unter der Grenze normaler Befähigung, welche in der Volksschule als bildungsunfähig sich erwiesen hatten. Ende der achtziger Jahre kam die Bewegung, besonders in Preußen, in schnellen Fluß. Im Jahre 1900 gab es schon 98 Hilfsschulen mit 326 Klassen, über 300 Lehrkräften und 7013 Schülern. Die Hilfsschulen sind notwendig, weil die allgemeine Volksschule der Individualität geistig schwacher Kinder nicht gerecht werden kann. Wird ihnen keine andere Hilfe, werden sie intellektuell vernichtet, sittlich stumpf

Digitized by Google

und verkommen, gemütlich verbittert und verroht, für das Leben völlig unbrauchbar. Der trostlosen Jugend folgt eine noch schlimmere Leidenszeit. Die Auswahl der geistig schwachen von den normalen Kindern setzt einen gründlichen Schulversuch voraus, da doch über die Zukunft eines jungen Menschenkindes die Entscheidung gefällt werden soll. Es giebt in der That normale Kinder, welche auf Grund individueller, seien es innere oder äußere Verhältnisse, sich nur schwer in das Räderwerk des Schullebens einzufügen verstehen. Es wäre ein unentschuldbares Vergehen, sie als anormal geistig zu degradieren. Die Hilfsschule ist nur für die geistig Schwachen da. Die erste Auswahl liegt also in den Händen der Volksschule beziehungsweise der Lehrer der Unterklasse, der Rektoren und Schulärzte. Bei verständiger Anordnung des Stoffverteilungsplanes läßt sich auch mit dem Schwächsten im ersten Vierteljahr ein Schulversuch wohl bewerkstelligen. Fällt der Verdacht geistiger Schwäche dann auf ein Kind, so bedarf es einer sorgfältigen Beobachtung seines geistigen und körperlichen Zustandes und seiner häuslichen Verhältnisse. Denn hier liegen oft grobe Ursachen einer angeblichen Schwäche, welche beseitigt werden können, z. B. Erkrankungen der äußeren Sinnesorgane und des Sprachapparates. Zeigt sich aber, daß ein Kind nach zweijährigem Schulbesuche gänzlich erfolglos am Unterricht teilgenommen hat, so ist der beste Beweis der geistigen Schwäche erbracht. (E. Kannegießer, Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger und Epileptiker XVIII, No. 1—4.)

Medizin.

Die parasitären Ursachen der Krebskrankheit behandelte Professor Leyden auf dem 20. Kongreß für innere Medizin. Der von den pathologischen Anatomen vertretenen histogenetischen (cellulären) Theorie steht die parasitäre (biologische) gegenüber, die, an sich zwar alt, erst in neuerer Zeit mehr Beachtung findet. Hinsichtlich der ersteren bespricht Vortragender kurz die bekannten Theorien von Virchow, Thiersch, Waldeyer, Cohnheim zur Erklärung des Zustandekommens der schrankenlosen Zellwucherung, welche den Krebs charakterisiert. Er geht dann kurz auf die beiden neuesten Theorien von von Hansemann (Anaplasie der Zellen) und Ribbert (Dislokation und Entfesselung der Zellen) über, von denen er namentlich die des ersteren für unzureichend erklärt. Auch die Einwände Ribberts gegen die Parasitentheorie sind leicht zu widerlegen: Ad 1. Daß immer nur dieselben Zellen des Organismus den Parasiten enthalten, erklärt sich dadurch, daß nur ein Parasit, der innerhalb der Zellen gelegen ist, mit denen er sich fortpflanzen kann, bestehen bleibt. Ad. 2. Statt die Zellen aufzufressen, ruft der Parasit eine Wucherung hervor ganz in Analogie zu den Parasiten, welche bei Pflanzen ähnliche Zellgeschwülste erzeugen. Leyden berichtet ausführlich die Beobachtungen von Morvnin und Labaschin über die sogenannte Kohlhernie. Die Aehnlichkeit der dabei gebildeten Tumoren mit dem menschlichen Carcinom ist von den Botanikern schon vor zwanzig Jahren erkannt worden. Dort ist die intracelluläre Amöbe als Ursache mit Sicherheit ermittelt, auch ihre Entwickelung genau festgestellt. Vortragender erörtert nun noch eine andere Reihe von Gründen, welche für die parasitäre Natur des Krebses sprechen: Es muß der dauernde Reiz eines Lebewesens angenommen werden, um das ständige Wachstum und die Vermehrung der Krebszellen verständlich zu machen. Das klinische Krankheitsbild der Carcinome ähnelt oft dem der Infektionskrankheiten, ferner auch der gesteigerte Eiweißumsatz, das vermehrte Auftreten von Indican und zuweilen die Diazoreaction im Harn, schließlich auch die schwere Anämie und die Cachexie. Durch Tierversuche (Hanau u. a.) ist die Uebertragungsfähigkeit der Krebse von einem Tier auf ein anderes derselben Gattung erwiesen, auch Vortragender selbst hat neuerdings Peniscarcinome bei Hunden mit Erfolg verimpft, einmal sogar Metastasen erhalten. Für den Menschen ist die Ansteckungsfähigkeit wahrscheinlich, aber nicht erwiesen. Dem Vortragenden ist ein Fall mitgeteilt worden, in dem ein junger Arzt an Magencarcinom erkrankte, zwei Jahre nachdem er versehentlich ausgepreßten Carcinomsaft getrunken hatte. Vortragender giebt nun eine genaue morphologische Beschreibung der von ihm beobachteten parasitären Zelleinschlüsse, die er als die Erreger des Carcinoms erklärt. Die Körperchen ähneln Vogelaugen. Man muß frische Präparate untersuchen! Die unfruchtbare Skepsis der Anatomen muß diesen Thatsachen gegenüber weichen, die jeder sehen kann, der sehen will. Neuerdings hat Leyden in seinen Forschungen nun noch einen wesentlichen Fortschritt erreicht durch den Nachweis von Sporangien (Sporu-

Digitized by Google

lationsformen) der Parasiten, die in kleinen Haufen dicht bei einander in einer Kapsel liegen, welche von der Zellmembran gebildet wird. Diese Körperchen können mit Zelldegenerationen oder dergleichen nicht verwechselt werden. Sie können kaum anders gedeutet werden denn als Keime lebender Wesen. Diese Keimformen sind auch bei der Kohlhernie beobachtet worden.

Soziale Hygiene.

Verhütung und Bekämpfung der Syphilis. Die Syphilis als Volkskrankheit und ihre Gefahren für Staat und Familie sind von Aerzten und vorurteilsfreien Laien schon oft besprochen worden. Dennoch haben alle Bemühungen, weitere Kreise für energische, zielbewußte Abwehrmaßregeln zu interessieren, bisher keinen nennenswerten Erfolg gehabt. An eine radikale Lösung der Frage, die abseits von allen moralischen Bedenken nur von ärztlichen und hygienischen Gesichtspunkten in Angriff zu nehmen ist, wagt sich noch niemand recht heran, während die Bekämpfung der Syphilis ebenso wichtig ist wie die der Tuberkulose, zumal die Verhältnisse der Ansteckung und erblichen Uebertragung bei der Syphilis in den meisten Fällen so klar, so einwandfrei liegen, daß es wirklich nicht schwer fallen dürfte, bei fester Absicht und gutem Willen neue Angriffspunkte für ihre Bekämpfung zu finden. Die Scheu, die Axt an die Wurzel dieser Volksseuche zu legen, beruht zum größten Teil auf dem alten Vorurteil, in der Syphilis nur eine Geschlechtskrankheit zu sehen, die durch den meist illegitimen Geschlechtsakt erworben und auf dem gleichen Wege weiter verbreitet wird. Und doch kann die Krankheit auch hundertfach auf anderem Wege übertragen werden, ganze Familien werden das unschuldige Opfer der Seuche, kein Beruf und keine Gesellschaftsklasse ist vor gelegentlicher Ansteckung sicher. Der Syphiliskranke darf vor den Augen der Welt nur als Kranker gelten, welcher ebenso, wie jeder andere Kranke, der Pflege und Fürsorge bedarf und nur das Mitleid, nicht den Abscheu herausfordern soll. Unter den Quellen der Syphilis ist in erster Linie die Prostitution zu nennen. Da die Geschichte aller Völker und Zeiten lehrt, daß eine Unterdrückung derselben unmöglich ist, so muß man mit ihr als einem gegebenen Faktor rechnen. Die erste und stets betonte Forderung ist die strengste, sanitäre Ueberwachung der inskribierten Prostituierten und als Folge derselben die Entfernung aller mit ansteckenden Zeichen der Krankheit behafteten aus der Oeffentlichkeit. Wie die Behörden jetzt bemüht sind, durch Straßenreinigung und Kanalisation und alle möglichen anderen sanitären Maßregeln die öffentliche Gesundheitspflege zu fördern, dem Auftreten von Infektionskrankheiten in jeder Hinsicht zu steuern, so sollten auch die Mittel beschafft werden, durch Heranziehung ausreichender ärztlicher Hilfskräfte die Kontrolle der Prostituierten zu verschärfen und dadurch die Zahl der Syphilisinfektionen zu verringern, durch welche gerade die in der Blüte ihrer Kraft stehende männliche Jugend am meisten bedroht wird. Eine vortreffliche Gelegenheit, der Weiterverbreitung der Syphilis zu begegnen, bietet die militärische Dienstzeit, weil sie in außerordentlich günstiger Weise gestattet, die vor und während der Militärzeit Infizierten über Jahre hinaus zu behandeln und zu überwachen. Vor allem sind aber die Krankenkassen geeignet, eine führende Rolle bei der Bekämpfung der Syphilis einzunehmen. Den an Syphilis Erkrankten sollten besondere, knapp und klar abgefaßte Vorschriften über ihr Verhalten gegen die Umgebung, über die Behandlung und die Natur der Krankheit u. s. w. mitgegeben werden. Am wichtigsten ist aber die Notwendigkeit der Gleichstellung Geschlechtskranker mit allen anderen Kranken in Bezug auf alle Aufwendungen und Leistungen der Kasse. Es müssen öffentliche Heilanstalten für ambulante Behandlung Syphilitischer eingerichtet werden, ferner besondere Badeanstalten für Geschlechtskranke, amtlich-ärztliche Untersuchung der Ammen, Unterstützungskassen für syphilitisch infizierte Hebammen. — In geradezu erschreckender Weise wird die Syphilis in der Ehe verbreitet, sei es, daß Männer — denn um diese handelt es sich meist — in zu früher Zeit nach der Ansteckung in die Ehe treten oder nach ihrer Verheiratung durch außerehelichen Geschlechtsverkehr die Krankheit erwerben und auf ihre Frauen und sogar, wie ich das mehrfach beobachtet habe, auf ihre Kinder übertragen. Wenn ich auch glaube, daß sich gegen jene letztgenannte Form der Syphilisübertragung weder durch Zwangs- noch andere Maßregeln viel machen läßt, so glaube ich doch, daß behördlicherseits etwas geschehen kann, um diejenigen Personen, welche eine Ehe schließen wollen, zu warnen, krank beziehungsweise ungeheilt in die Ehe zu

Digitized by Google

gehen. Ich glaube, daß man schon dadurch einen gewissen Nutzen schaffen würde, wenn alle Personen beim Aufgebot ein gedrucktes Formular eingehändigt erhielten, auf welchem die warnenden Worte ständen: Alle Personen, welche eine Ehe eingehen wollen, werden in eigenem, sowie im Interesse ihrer zukünftigen Ehegatten und etwaiger Nachkommenschaft darauf hingewiesen, ihren Gesundheitszustand vorher ärztlich begutachten zu lassen. Bei dem Bestehen ansteckender Krankheiten ist die Eheschließung bis zur vollendeten Heilung aufzuschieben, um eine Uebertragung der Krankheit zu verhüten. Vielleicht würde manchem leichtsinnigen Schritt dadurch doch begegnet werden. (Dr. R. Ledermann, Hygienisches Volksblatt, III. Jahrgang.)

Krankenkasse und Volkshygiene. Die wissenschaftliche Heilkunst erstrebt die Vorbeugung und Bekämpfung der bereits ausgebrochenen Krankheiten. Die Resultate der staatlichen und Militärgesundheitspflege beweisen die Notwendigkeit und Richtigkeit dieser Maßregeln. Doch muß die öffentliche Gesundheitspflege, die z. B. gegen Typhus und Kindbettfieber erfolgreich aufgetreten ist, sich noch viel größere Aufgaben stellen. Die Erfolge der öffentlichen Maßnahmen sind abhängig von der verständnisvollen Mitwirkung der Bewohner. Namentlich ist es notwendig, daß die Organe der Krankenkassen besser orientiert sind und die Notwendigkeit einsehen, sachverständige Aerzte zu Rate zu ziehen. Dies wäre wertvoll in der Bekämpfung der Tuberkulose, der Säuglingssterblichkeit u. s. w. Die Krankenkassen haben größere soziale Aufgaben, als nur die Kranken mit ärztlicher Behandlung und Medikamenten zu versehen. Gegen das Heer der großstädtischen Proletarierkrankheiten müssen die Krankenkassen einen gemeinsamen Feldzug eröffnen, wie Staat und Gemeinde für öffentliche Gesundheitspflege. Z. B. muß die Bekämpfung der Tuberkulose so vorgehen, daß die Krankenkassen regelmäßige Untersuchungen vornehmen lassen und die Fälle, wo beginnende, aber dem Patienten noch nicht zum Bewußtsein gekommene Lungenerkrankung festgestellt ist, einem Heilverfahren unterziehen, selbst wenn der Betreffende noch erwerbsfähig ist. Die Lebensbedingungen des Großstadtarbeiters sind miserabel. „Neben der zunehmenden Roheit und Kriminalität, als Folgen dieser Lebensbedingungen, nimmt auch die Arbeitslust ab. Not und schlechte Ernährung der Familie sind die Folgen. So entstehen allmählich körperlich und sittlich minderwertige Volkskreise, in denen auch höhere Tugenden, Gemeingeist, Heimatstolz, Patriotismus keinen Nährboden mehr finden.“ Weder Tuberkulose, noch Skrophulose, noch englische Krankheit, noch Brechdurchfall, die hauptsächlichen Proletarierkrankheiten, haben durch die ärztliche Thätigkeit eine Einschränkung erfahren. So ist denn auch nicht zu verwundern, wenn die durch die Krankenversicherung erhoffte soziale Versöhnung keine wesentlichen Fortschritte gemacht hat. Der Arzt ist heute nicht in der Lage, die Krankheiten im Anfangsstadium zu erkennen und zu behandeln. Er muß sich darauf beschränken, irgend ein Arzneimittel zu verordnen und die Schmerzempfindungen zu betäuben. Die symptomatische Behandlung ist aber nur eine Bewußtseinstäuschung. Die Krankenkassen müßten die Aufgabe haben, die Versicherten zu gesundheitsgemäßer Lebensweise zu erziehen. Die den Krankenversicherungen zu Gebote stehenden Mittel und Wege sind 1. Belehrung, Bekämpfung der laienhaften Ansichten über Gesundheit und der mystischen Begriffe von Krankheiten; 2. Ueberwachung der hygienischen Lebensführung; 3. Materialsammlung, um die staatliche und kommunale öffentliche Gesundheitspflege vorwärts zu schieben. Es ist eine ernste Lebensfrage für eine große, intelligente, nach hohen Zielen ringende Nation, die für die Gesundheit und Sittlichkeit wichtigen Zusammenhänge zu erkennen und die aus der wirtschaftlichen Umwälzung sich ergebenden Gefahren bei Zeiten klar zu stellen, damit die hehrsten nationalen Interessen, Gesundheit, Sittlichkeit, ideale Gesinnung nicht leichtsinnig und freventlich geopfert werden auf dem gleißenden Altar materieller Gütererzeugung. (Dr. med. Kniecke, Arbeiter-Versorgung, 1902, No. 8.)

Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs durch die Schule. Das Ministerium für Kultus und Unterricht in Oesterreich hat die Landesschulbehörden aufgefordert, die Lehrerschaft der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen, sowie die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten anzuweisen, daß die Jugend bei jeder während des Unterrichtes sich bietenden Gelegenheit auf die Gefahren des fortgesetzten und übermäßigen Alkoholgenusses aufmerksam gemacht werde, und darauf Einfluß zu nehmen, daß namentlich seitens der Dozenten für Schulhygiene und Somatologie in den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten die schädlichen Wirkungen des Alkoholmißbrauches besonders hervorgehoben werden. Auch hat das genannte Ministerium

Digitized by Google

angeordnet, daß bei der Wahl der Bücher für Schülerbibliotheken die Anschaffung von Werken, welche die Bekämpfung des Alkoholismus zum Ziele haben, besonders berücksichtigt, sowie solche Bücher, welche den Alkoholgenuß verherrlichen, ausgeschlossen werden, und daß auch bei der Auswahl der Bücher für die Lehrerbibliotheken von denselben Gesichtspunkten vorgegangen werde. Schließlich wurden die Landesschulbehörden eingeladen, zu berichten, ob und in welcher Weise sich die Schule an dem Kampfe gegen den Alkoholismus beteiligen könne.

Die Schule im Kampfe gegen die Tuberkulose. Im Neuen Berliner Lehrer-Verein sprach Professor Dr. Sommerfeld über das Thema: „Was kann die Schule im Kampfe gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit thun?" Der Redner gab ein Bild von der weiten Ausbreitung der Krankheit. In Europa leben etwa 6 bis 7 Millionen tuberkulöser Kranker, von denen 10 pCt. noch im Kindesalter stehen. Man darf annehmen, daß kaum zwei Klassen jeder Schule gänzlich frei sind von tuberkulösen Kindern. Damit ist die Gefahr einer Verbreitung durch die Schule gegeben. Was kann die Schule thun, um der Verbreitung durch die Schule entgegen zu wirken? Referent stellt folgende Forderungen auf: Tuberkulöse Kinder sind aus der Schule zu entfernen und gesondert zu unterrichten. Die Schulzimmer sind täglich durch Aufwischen zu reinigen. Zu einer hygienischen Reinigung gehören bewegliche Schulbänke, geölter Fußboden, abwaschbare Wände und abgerundete Ecken. Zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Ansteckung dienen täglich Leibesübungen, besonders Freiübungen, Spiele in frischer Luft und Spaziergänge. Auch bei der Entlassung aus der Schule mache der Lehrer seinen Einfluß geltend, damit schwächliche Kinder nicht einem Berufe zugeführt werden, der zu einer sitzenden Lebensweise und zu einem Aufenthalte in schlechter Luft nötigt. (Berliner Lokal-Anzeiger 1902, No. 207.)

Einfluß des städtischen Lebens auf das Nervensystem. Ueber den Einfluß des städtischen Lebens auf das Nervensystem sprach Dr. A. Moll im Verein Berliner Kaufleute und Industrieller. Er bestritt zunächst die Richtigkeit der vielverbreiteten Meinung, daß unsere Zeit eine besondere Zunahme der Geistes- und Nervenkrankheiten aufweise. Im Gegenteil hätte namentlich das Mittelalter große geistige Epidemien gehabt, während die Statistik der vermeintlichen Zunahme der Geisteskrankheiten in der Gegenwart direkt widerspreche. Wenn auch die Verhältnisse zwischen Stadt und Land, soweit es sich um kleinere und Mittelstädte handle, die gleich seien, so lasse sich durchaus nicht leugnen, daß die Großstadt mit ihrem Massenverkehr und ihrer Menge von Kopfarbeiten einen geeigneten Nährboden für die erwähnten Krankheiten bilde. Bühnenkünstler, Schriftsteller und Musiker, aber auch Bankiers und Börsianer seien nervösen Erkrankungen sehr leicht zugänglich, doch sei auch bei Muskelarbeitern Nervenschwäche nicht selten. Eine sehr bedenkliche Erscheinung sei die Nervosität der Kinder und die damit zusammenhängende Vermehrung der Kinder-Selbstmorde. Hierbei treffe die Schuld in erster Linie eine falsche Erziehung, welche die Kinder ohne Einschränkung an den Vergnügungen Erwachsener teilnehmen lasse, ihre Anlagen überschätze oder nach verkehrter Richtung hin ausbilde, keineswegs aber die vermeintliche Ueberbürdung in der Schule, die einen beliebten Sündenbock für die Erziehungsfehler in der Familie abgeben müsse.

Planmäßige zahnärztliche Behandlung der Schulkinder wird in Straßburg im Elsaß schon seit einigen Jahren betrieben. Die Kinder wurden bisher in einer zahnärztlichen Poliklinik behandelt. Die vorhandenen Einrichtungen und Arbeitskräfte erwiesen sich aber als unzulänglich und deshalb wird jetzt die Stadt eine größere Summe bewilligen für bauliche Erweiterungen, für Instrumente und für einen zahnärztlichen Assistenten. (Vorwärts, 19. Jahrgang, No. 100.)

Die Bekämpfung des Malaria-Fiebers. In fast allen tropischen Ländern, in weiten Deltagebieten und in den Niederungen der Flüsse, in den Sumpfgegenden und den Küstenstrichen Griechenlands und besonders Italiens, auch in anderen europäischen Ländern, wie Galizien, Ungarn, Deutschland, ist eine Krankheit zu Hause (endemisch), die wegen ihrer großen Verbreitung und Gefährlichkeit, besonders in den Tropen und in Italien, nicht nur die Aerzte, sondern auch die Hygieniker und Sozialökonomen, das gebildete Laienpublikum wie die breiten Massen des Volkes in hohem Maße interessiert und beschäftigt hat: die Malaria, das Sumpf- oder Wechselfieber. — Die Malaria ist eine parasitäre Erkrankung und ist mit Fieber, Milzschwellung, nervösen Nachkrankheiten und allgemeinen Schwäche-

Digitized by Google

zuständen verbunden. Die Malaria-Parasiten zeigen zwei getrennte Entwickelungsstufen; die eine, ungeschlechtlich, spielt sich im malariakranken Menschen ab, die andere, geschlechtlich, vollzieht sich im Körper bestimmter Stechmücken (Anopheles claviger). Zum Entstehen und zur Ausbreitung der gefürchteten Krankheit gehören erstens malariakranke Menschen und zweitens der das Blut dieser Menschen saugende Anopheles claviger. Der malariakranke Mensch infiziert die Mücke, und diese wiederum überträgt mit ihrem Stich die Krankheit auf den gesunden Menschen. Auf dieser Erkenntnis, errungen durch jahrelange Forschung in den verschiedensten Teilen der Welt, beruhen alle Maßnahmen, die man treffen kann, um die Malaria erfolgreich zu bekämpfen. Vor allen Dingen ist zu verhüten, daß Gesunde infiziert werden. Man hat daher die Oertlichkeiten zu meiden, wo sich infizierte Stechmücken aufhalten. Das Chinin ist nach den Untersuchungen von R. Koch ein Mittel, die Malaria-Parasiten im Blute der Kranken zu vernichten.

Rassen-Hygiene.

Musterung der Frauen zur Ehe. Zur Frauenfrage schreibt Dr. Camill Lederer: Die Frauen verlangen staatliche Gleichstellung mit den Männern; da sie körperlich nicht dazu beschaffen sind, um als Soldaten ihre Staatsbürgerpflichten zu erfüllen, so haben sie die Aufgabe, Staatsbürger zu gebären und an ihren Brüsten zu ernähren. Die jungen Männer werden körperlich untersucht, ob sie zu Soldaten tauglich sind, und müssen in manchen Staaten Krüppelsteuern zahlen, wenn sie es nicht sind, eine unbillige Steuer, da die wenigsten selbst dafür können; vielleicht sollte diese Steuer auf die Eltern fallen. Logisch wäre es nun, daß auch das Mädchen, welches heiraten will, körperlich untersucht würde, ob es lebende Kinder gebären und an ihren Brüsten ernähren kann. Die Beckenuntersuchung und Messung kann über der Hand stattfinden und dadurch die Schamhaftigkeit berücksichtigt werden. Auch bei den Mädchen müßte eine Krüppelsteuer eingeführt werden, die auf die Eltern fallen müßte. — Um Krankheitsanlagen radikal zu beseitigen, müßte man auf die vorgeburtliche Zeit einwirken. — Wie der Pfarrer die Heiratskandidaten auf dem Gebiete der Religion prüfen soll, ebenso sollte die Gemeindevertretung ein Zeugnis des gesunden Körperbaues verlangen, ehe sie die Heiratsbewilligung geben dürfte. (Der Frauenarzt, XVII, 3, Seite 101.)

Alkoholismus und angeborener Schwachsinn. Nach den Erfahrungen der medizinischen Forschung dürfte das Vorhandensein von verderblichen Wirkungen des Alkohols auf die menschlichen Zeugungskeime sicher gestellt sein. Die Schädigungen des Alkohols reichen über die Individualität des Trinkers hinaus und betreffen auch seine Nachkommen. Namentlich ist in der Nachkommenschaft notorischer Säufer Schwachsinn oder mangelhafte Begabung anzutreffen. Aber auch im zufälligen Rausch sonst gesunder Eltern können schwachsinnige Kinder erzeugt werden. Jeder Tropfen zu viel Alkohol könnte dann die gesunden Anlagen eines unter seinem Einfluß gezeugten Kindes untergraben. Dies zu beweisen sind die menschlichen Trinksitten imstande, indem sie in ihrer Intensität und Extensität in gewissen, immer wiederkehrenden Jahreszeiten auftreten. Es giebt alkoholarme und alkoholreiche Zeiten, die im Laufe eines Jahres sich regelmäßig ablösen, d. h. solche, in denen die Trinksitten mehr oder weniger die Bevölkerung beherrschen. Wenn nun die Zeugung im Rausch bei der Entstehung des angeborenen Schwachsinns eine Rolle spielt, so müssen sich die Geburten solcher geschädigten Existenzen in der Weise häufen, daß die bezügliche Empfängnis auf eine alkoholreiche Zeit zurückgeführt werden kann. Die normale und pathologische Monats-, Geburts- und Zeugungskurve der Jahre 1880—90 für die Schweiz zeigt beim Vergleich, daß die Fastnachtszeit eine ganz prägnante Steigerung der Erzeugung von Schwachsinnigen hervorruft. Im März sinkt die Schwachsinnskurve etwas, bleibt aber stets noch über der Normalen, um im April zugleich mit dieser nur noch stärker zu steigen und bis zum Juni auf der Höhe zu bleiben. Hier haben wir die Hochzeitszeit mit ihrer Steigerung der Empfängnisse, die besonders auch durch die Vermehrung der unehelichen Zeugungen als wahrscheinlich ursprünglich menschliche Fruchtbarkeitsperiode deutlich hervortritt. Die Wirkung von Bacchus, Gambrinus und Schnapsteufel vereinigt sich mit derjenigen der Venus, um die pathologische Kurve auf die Spitze zu treiben. Dann aber beginnt die Kurve zu sinken. Die gesunde Arbeit der Landbevölkerung einerseits und die vernunftgemäße Lebensweise der Sommer-

Digitized by Google

frischler läßt für Alkoholexzesse wenig Raum, auch sind die Festlichkeiten rarer geworden und die Vereinsmeierei macht Ferien. Aber im Oktober flackert es plötzlich wieder auf. Man hat sich zu neuen Exzessen erholt und die Weinlese in manchen Gegenden sorgt für neues Keimgift. Ich betone, daß diese aus der Tiefe des Septemberstandes herauf plötzlich wieder aufsteigende Schwachsinns-Zeugungskurve zu einer ganz ungeahnten Höhe ansteigen würde, wenn die Schweiz nicht nur zum geringsten Teil Weinland wäre. Einen Beweis dafür bietet der Kanton Waadt, wo in diesem Monat die Verhältniszahl 112 erreicht wird und das Weinjahr 1885, dessen gesegneter Monat Oktober bewirkte, daß die tägliche Durchschnittszahl der Geburten Schwachsinniger im Juli 1886 die stattliche Nummer 209 annimmt, also mehr als das Doppelte des Tagesdurchschnitts des ganzen Jahres erreichte. Im November und Dezember steht die Kurve wieder tiefer, obwohl auch diese Monate an Räuschen nicht Mangel leiden. Allein im Verhältnis gehören sie zu den bessern, wohl weil die Leute sich an die im Sommer vernachlässigten Trinksitten allmählich wieder gewöhnen müssen, was eben nur in den Weingegenden schon im Oktober geschieht. Es wäre interessant, nicht nur an der Hand eines noch größeren Materiales die Bestätigung dieser Untersuchungsergebnisse zu erhalten, sondern besonders auch für die anderen alkohologen-hereditären Krankheitszustände, wie moralischer Schwachsinn (Verbrechen), Epilepsie, Dementia praecox, Zwergwuchs, frühe Kindersterblichkeit, die Beziehungen zur akuten Alkoholwirkung zu erforschen. Man wird vielleicht einmal zur Einsicht gelangen, daß jeder Tropfen Alkohol beim Erzeuger einen Tropfen Dummheit beim Erzeugten hervorruft. (Dr. Dom. Bezzola, Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten. 1901, 6.)

Statistik über die Erblichkeit der Tuberkulose. In der Verursachung der Tuberkulose spielt die Erblichkeit eine große Rolle. In 78 von 516 Fällen, also in 15,1 pCt., war Tuberkulose bei den Großeltern nachweisbar, und zwar betraf diese 68 Mal je einen, 8 Mal je zwei und 2 Mal je drei der Vorfahren. Bei den letzten war beide Mal die Großmutter mütterlicher- beziehungsweise väterlicherseits von Tuberkulose freigeblieben. Unter den acht Doppelerkrankungen waren 3 Mal beide Großväter, 1 Mal beide Großmütter, 3 Mal beide Großeltern mütterlicherseits und 1 Mal der Großvater väterlicher- und die Großmutter mütterlicherseits erkrankt gewesen. Alles in allem gerechnet, waren 19 Mal der Großvater, 11 Mal die Großmutter väterlicherseits, 25 Mal der Großvater und 35 Mal die Großmutter mütterlicherseits an Tuberkulose gestorben. 347, d. h. 24,4 pCt. der Patienten waren von seiten der Eltern belastet und zwar 170 Mal durch den Vater und 177 Mal durch die Mutter. 30 Mal wurde die Krankheit von den Großeltern auf die Eltern und von diesen auf die betreffenden Patienten vererbt. Die Zahl der „erblich Belasteten" betrug 27,8 pCt. In 16,8 pCt. aller Fälle waren ein oder mehrere Geschwister tuberkulös. Es giebt nur eine Erblichkeit der Disposition, d. h. der erblich Belastete wird früher erkranken und früher zu Grunde gehen als der nicht erblich Belastete. Das weibliche Geschlecht ist im allgemeinen weniger widerstandsfähig gegen Infektion mit Tuberkel-Bazillen und geht schneller daran zu Grunde als das männliche. (Dr. H. Jacubasch, Allgemeine Medizinische Central-Zeitung, 71. Band, No. 31.)

Fasten und Verminderung des Fleischessens, schreibt Dr. Gustav Jäger, zwei Maßregeln, die in hygienischen Kreisen längst gefordert werden, bekommen allmählich auch Befürworter in den Kreisen der „Staatsmediziner". In einem Aufsatz von Dr. O. Barwinkel über Herzleiden heißt es: Sicherlich sind die Fast- und Abstinenztage, wie die katholische Kirche sie vorschreibt, eine äußerst gesundheitsfördernde Einrichtung bei der üppigen Lebensweise vieler Kreise. Gerade den Leuten mit dem frischen roten Aussehen, mit den runden und wohlgenährten Formen wird die Fastenzeit außerordentlich wohl bekommen, wenn sie im Winter bei mangelhafter Bewegung im Freien reichlich gegessen und getrunken haben. Das Gefühl der Völle, die Schwerfälligkeit und die Blutwallungen werden sich so am einfachsten verlieren. Meines Erachtens würden Gicht, Zuckerkrankheit, Fettsucht u. s. w. unter den modernen Juden nicht so verbreitet sein, wenn sie die Fastenvorschriften des großen Gesundheitsapostels Moses noch richtig befolgten. Das Fasten, welches zeitweilig völlige Hungertage vorschreibt, hat — natürlich nur bei gut genährten Leuten — eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Das Blut verliert seine dickflüssige Konsistenz und wird mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit durch alle Körperorgane getrieben. Dadurch wird die Ausscheidung vieler schädlicher Stoffwechselprodukte begünstigt und ihre zu reichliche Bildung andererseits wieder ver-

Digitized by Google

hindert. Sehr interessant sind die jüngst bekannt gewordenen Experimente der Forscher Josué und Roger. Sie ließen Tiere zunächst einige Zeit fasten und dann wieder die gewöhnliche Nahrung nehmen. Es zeigte sich dann hinterher, daß diese Tiere erheblich widerstandsfähiger gegen die Einverleibung von entzündungserregenden Bazillen waren als Tiere, welche immer gefressen hatten. (Jägers Monatsblatt, 1902, 4, Seite 59.)

Ueber Augenerkrankungen bei stillenden Frauen berichtet Dr. M. Bondi in der Wiener medizinischen Presse (1902, 15). Das Ergebnis seiner Erfahrungen faßt er in folgende Sätze zusammen: 1. Während der Lactationsperiode können Sehstörungen mitunter bis zu vollständiger Erblindung auftreten; 2. die Ursache der Sehstörungen ist durch eine Entzündung der Sehnerven bedingt; 3. diese Lactationsneuritis giebt in der Regel eine sehr günstige Prognose; 4. Therapie: Sofortiges Absetzen des Kindes, Hebung des Allgemeinbefindens.

Sozialpolitik.

Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben. Am 24. April beriet der deutsche Reichstag den Gesetzentwurf über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben, der einen bedeutsamen Fortschritt auf dem Gebiete der sozialen Schutzgesetzgebung darstellt. Bei dieser Gelegenheit machte der Abgeordnete Dr. Müller wichtige Mitteilungen über Meiningen, das „klassische Land der Kinderarbeit". Danach sind von 12 000 schulpflichtigen Kindern des Kreises Sonneberg 45 pCt. gewerblich beschäftigt. Zirka 3500 waren noch nicht 12 Jahre alt. Nur 202, d. h. nur 4 pCt., sind in fremden Betrieben, alle anderen in den eigenen Betrieben der Eltern thätig. Dabei stellt der Bericht der Sonneberger Handelskammer fest, daß der Mißbrauch der Kinderarbeit in den eigenen Betrieben der Eltern viel stärker ist als in fremden Betrieben. In der Saison müssen die Kinder oft die Nächte hindurch arbeiten, es wird geradezu ein Raubbau an der menschlichen Gesundheit im Meininger Oberland getrieben. Es sterben dort doppelt so viel Menschen an Tuberkulose wie durchschnittlich in Deutschland. Nicht weniger als 21 pCt. der Kinder werden bereits vor dem Schulunterricht gewerblich beschäftigt und sind daher nicht imstande, dem Unterricht mit Aufmerksamkeit zu folgen. — Dr. Leubuscher hat ausgerechnet, daß die Sterblichkeitsziffer bis zum 15. Lebensjahr im Sonneberger Bezirk um 76 pCt. höher ist als im benachbarten Hildburghausen. — Nach den Untersuchungen des Lehrers Agahd waren unter 100 jugendlichen Sträflingen 70 schon während der Schulzeit gewerblich thätig. Nach einer Enquete der pommerschen Lehnschaft waren von 3275 Hütekindern 75 pCt. bereits sittlichen Gefahren ausgesetzt gewesen. — Dr. Hitze wies darauf hin, daß nach einer statistischen Untersuchung im Jahre 1898 die Zahl der überhaupt gewerblich beschäftigten Kinder in Deutschland 544 283, also über eine halbe Million betrug. Es sind dies 6,53 pCt. der schulpflichtigen Kinder überhaupt. In Preußen beträgt die Zahl 5,18 pCt. — Preußen bleibt also im Durchschnitt zurück — in Bayern sind es 1,58 pCt., in Sachsen 22,80 pCt. Was die Verteilung der Kinder anlangt, so waren in der Industrie beschäftigt 58 pCt., in Gast- und Schankwirtschaften 4,6 pCt., in Austragediensten 25,5 pCt. (bei Zeitungen 45 603, Backwaren 42 837, Milch 13 526). Bei der Industrie waren die meisten Kinder in der Textilindustrie beschäftigt, fast die Hälfte aller: 46,8 pCt., Holz- und Schnitzstoffe hatten 13,6 pCt., Nahrungs- und Genußmittel 9,1 pCt. — in der Tabakindustrie allein 22 688! und das ist doch an und für sich eine recht ungesunde Industrie! — Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe 13,3 pCt. In einzelnen Hausindustriearten Sachsens werden 86 pCt. Kinder beschäftigt. Das sind bei den langen Arbeitszeiten betrübende Verhältnisse, die ruinös auf Generationen wirken müssen.

Ueber das ärztliche Studium der Frauen äußerte sich Graf von Posadowsky in der Reichstagssitzung vom 22. Januar 1902 also: Ein berühmter Gelehrter habe ihm einmal gelegentlich einer Unterhaltung über die Befähigung der Frauen zum ärztlichen Beruf, namentlich aber zum chirurgischen Beruf, erzählt, daß nach seinen Erfahrungen den Frauen häufig bei operativen Eingriffen, wenn der innere Befund sich anders stellte, als man nach der äußeren Diagnose geglaubt habe, das Maß von Nervenstärke und Entschlußfähigkeit fehle, um sofort auf einer vollständig veränderten Basis eine Operation auszuführen. Ausdrücklich fügte Graf von Posadowsky

Digitized by Google

hinzu, sein Gewährsmann habe sich aber schließlich dahin resumiert, daß für den chirurgischen Beruf die Befähigung der Frau zwar mindestens zweifelhaft sei, aber so viel wie eine große Menge der gewöhnlichen Aerzte würden weibliche Aerzte im Durchschnitt wohl auch noch leisten. Der Staatssekretär des Innern erklärte ferner, er persönlich stehe auf dem Standpunkt, daß man bei den Schwierigkeiten des modernen Lebens alles thun müsse, um die Stellung der Frau zu verbessern in der Richtung, daß sie sich selbst ihr Brot erwerben und dadurch selbständig bleiben kann.

Staatspolitik.

Der Verfall des Parlamentarismus ist, wie Karl Lamprecht schreibt, mindestens für das kontinentale Europa seit zwei Jahrzehnten eine offenkundige Thatsache. Aber er besteht auch in England, für den fernstehenden Beobachter nur mühsam verdeckt durch die alten Namen von Parteibildungen, deren innere Geschichte schon tausend Wandlungen durchgemacht hat: auch in England herrscht mehr als je wieder die Regierung, und niemand stört dieses Regiment; und hinter der Regierung taucht immer bestimmter schon wieder die Macht der Krone auf. Thatsächlich aber hat der Verfall der Parlamente auf dem Kontinent wie in England noch viel früher begonnen als er allgemein bekannt wurde; und für die deutschen und deutsch-österreichischen Verhältnisse kann man fast sagen: er begann beinahe eben mit dem Siege des Parlamentarismus. Nur in Zeiten großen nationalen Schwunges und Ueberschwunges, wo die Nation unter allen Umständen eines würdigen und großgearteten Dolmetschers ihrer Gefühle bedurfte, von 1867 bis höchstens 1877, war der Parlamentarismus auf deutschem Boden eine Macht. Der Verfall des Parlamentarismus hat Ursachen, die weit zurück in der politischen Geschichte liegen. Seit der Zeit der Aufklärung, der Entstehung einer öffentlichen Meinung und der Begeisterung für eine konstitutionelle Monarchie, hat sich eine neue wirtschaftliche Welt aufgethan, und eine neue soziale Welt ist im Begriffe, sich aus ihr und in ihr zu bilden. Und da sollte das Staatswesen das alte geblieben sein? Auch das öffentliche Leben der Gegenwart ist getrennt von dem des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts und von dem der ersten siebzig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Der Parlamentarismus bildet den Schluß und letzten Scheitelpunkt einer seit dem sechzehnten Jahrhundert verlaufenden, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts endenden Entwickelung. Die Erben des Parlamentarismus stehen schon vor der Thür. In Deutschland sind es Katholizismus, Sozial- und Wirtschaftsverbände der Großunternehmer, Gewerkschaften des vierten Standes, Bund der Landwirte. Sie sind schon jetzt ebenso stark, wenn nicht teilweise stärker als das Centrum, liberale Parteien, Sozialdemokratie und Konservative. Noch ist es ungewiß, wie und in welchen Formen geregelter Teilnahme am öffentlichen Leben diese Organisationen die ihrer Vergangenheit nach zunächst und noch immer staatsrechtlich anerkannten Parteien ablösen werden. Wir sind in einem Uebergangszustand. Auf sozialem Gebiete bedarf es der innerlichen Beruhigung des wirtschaftlichen Herzschlages, des ungezügelten Wettbewerbes, ehe festere gesellschaftliche Gebilde werden auftreten können, und solche Gebilde werden sich notwendig erweisen, um ein neues Staatsleben von festem Charakter zu erbauen. (Neue Freie Presse, 30. März 1902.)

Die politischen Rechte der Frauen. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Mai erklärte der Minister des Innern: „Die Erweiterung der Berufsthätigkeit der Frauen in unserer Zeit ist aus vielen sozialen Gründen freudig zu begrüßen; aber wie weit die Anteilnahme der Frauen an öffentlichen Dingen zu gehen hat, darüber sind die Meinungen in der ganzen Welt heute noch nicht geklärt. Daß die Thätigkeit der Frau auf politischem Gebiete segensreich sein könnte, selbst in einer weiten Zukunft, das muß ich auf das äußerste bestreiten. Die Frauen mögen in Berufsvereinen mitwirken, und selbst wenn hier und da in diesen Vereinen einmal ein politischer Gegenstand zur Erörterung steht, so würden die Frauen von diesen Fachvereinen nicht ausgeschlossen werden. Die Frauen sind nicht ausgeschlossen von politischen Versammlungen, welche zu einem bestimmten Zweck von einzelnen Personen oder Gruppen von Personen berufen werden; ausgeschlossen sind sie nur von der dauernden Thätigkeit in politischen Vereinen, und zwar solchen Vereinen, deren Zweck es ist, politische Gegenstände in Versammlungen

Digitized by Google

zu erörtern. — Es sähe schlimm um den preußischen Staat aus, wenn die leichte Erregbarkeit der Frauen in öffentlichen Versammlungen das Volk bewegen sollte.“ Die freisinnigen Abgeordneten verlangten schrittweises Vorgehen auf dem Wege der völligen Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann: „Wenn viele Männer sich gegen solche Forderungen sträuben, so liegt das wohl häufig daran, daß sie sich den Frauen gegenüber nicht konkurrenzfähig fühlen.“ — Die Konservativen wollen die Frauen in ihrem wirtschaftlichen Kampfe stets unterstützen, können aber nicht erkennen, daß für ihr besseres wirtschaftliches Fortkommen eine Teilnahme an politischen Versammlungen erforderlich ist. Ein Centrums-Vertreter bezeichnete alle Aufgaben der Frau, soweit sie nicht in den Bereich des Hauses und der Familie fallen, als Nebenaufgaben.

Demokratisierung des Kriegsheeres. Im nationalsozialen Volksblatt, der „Hilfe“ (VIII, 14) lesen wir: Der Burenangriff wird jetzt im Lehr-Infanteriebataillon und anderen deutschen Truppenteilen geübt. Es hat sich nämlich durch die im Burenkriege gemachten Erfahrungen ergeben, daß das sprungweise Vorgehen dichter Schützenlinien der modernen Geschoßwirkung gegenüber zu viele Opfer kostet, als daß man nicht mit allem Ernst nach einem besseren Verfahren suchen sollte. Das hat man in der Angriffsweise der Buren gefunden, die eine ganz dünne Kette von Schützen mit Abständen von 6—10 Schritten von Mann zu Mann vorschicken, die durch diese hergestellte vorderste Linie allmählich verstärken und so die Ziele für das feindliche Feuer auf das denkbar geringste Maß verkleinern. Sollte diese Angriffsweise im deutschen Heere zur allgemeinen Einführung gelangen, so würde sie geradezu die Demokratisierung des Infanterie-Angriffs bedeuten, so sehr würde die Selbständigkeit der einzelnen Schützen wachsen, der Befehlsbereich der Vorgesetzten vermindert werden. Der Burenangriff stellt wesentlich verstärkte Anforderungen an Intelligenz und Selbständigkeit, an Mut und Thatkraft, nicht zuletzt aber auch an todesmutige Vaterlandsliebe. Der Taumel des Vorwärtsstürmens hört auf. Jeder einzelne muß zur rechten Zeit einsehen: Jetzt mußt du vor, während rechts und links die Kameraden liegen bleiben. Mit rechtlosen Landtagelöhnern und gedrückten Fabrikarbeitern kann kein Bataillonskommandeur im Ernstfall einen Burenangriff machen. Freie, selbstbewußte Bürger gehören dazu, Leute, die wissen, wofür sie sterben. Burenangriff ohne Koalitionsfreiheit ist so undenkbar wie Fliegen ohne Flügelkraft. Das Schema läßt sich auf dem Exerzierplatz vielleicht eindrillen, die erfolgreiche Durchführung zwischen sausendem Blei und rinnendem Blut ist Sache von selbständigen, durchgebildeten Einzelpersonen.

Bevölkerungsstatistik.

Volkszählung in Indien. Die Neuzeit hat kein zweites Beispiel von der Massen-Hinraffung von Millionen von Menschen durch Hungersnot aufzuweisen, wie in Indien. In Indien stirbt das Volk aber nicht nur in den von Hungersnot heimgesuchten Distrikten, sondern das ganze Land wird durch den Druck der durch hohe Nahrungsmittelpreise verursachten Entbehrungen und Krankheiten entvölkert. Die Bevölkerung Indiens hat sich in der Zeit von 1891—1901 nur um 4 283 069, d. h. nur um 1,49 pCt. vermehrt, während dagegen in der Zeit von 1881—1891 der Bevölkerungszuwachs 11,2 pCt. betrug. Doch scheinen die Massenverluste noch größer zu sein, und es wäre wirklich an der Zeit, daß die britische Regierung sich endlich dazu aufraffte, eine volle und gründliche Untersuchung bezüglich der wirtschaftlichen Lage des indischen Volkes anzustellen. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1901, No. 4, Seite 48.)

Die Auswanderung aus Norwegen ist in den letzten Jahren bedeutend gestiegen. Nach den Angaben des Statistischen Centralbureaus wanderten im Jahre 1901 14210 Personen über norwegische Häfen aus, davon waren 12745 Norweger, 1394 Schweden, und 71 gehörten anderen Nationen an. 1900 war die Zahl der Emigranten über Norwegen 12407, davon waren 10931 Norweger, 1899 wanderten 7372 aus (6699 Norweger), 1898: 5410 (4859 Norweger), 1897: 5286 (4669 Norweger). „Verdens Gang“ vermutet, daß die Auswanderung im laufenden Jahre einen größeren Umfang annimmt als je zuvor. In den ersten vier Monaten dieses Jahres sind nämlich schon 10000 Personen ausgewandert, das würde, auf

Digitized by Google

das Jahr berechnet, 30000 ausmachen. (Bisher fand die größte Auswanderung 1882 statt, mit 29000 Personen.) Dafür, daß sich die jetzt herrschenden traurigen Erwerbsverhältnisse im Laufe dieses Jahres bessern, ist wenig Aussicht vorhanden. „Sozialdemokraten" weist darauf hin, daß die größte Zahl der Auswanderer kurz vor dem Wehrpflichtsalter steht, und daß die Uebungspflicht bei dem kurzen Sommer und langen Winter in Norwegen ganz besonders schweren Schaden für die arbeitende Bevölkerung mit sich bringt und somit erheblich zur Auswanderung beiträgt. (Vorwärts, 1902, No. 107.)

Völker und Politik.

Der amerikanische Imperialismus. Der Schatzsekretär Shaw hielt auf einem Festmahl eine Rede, worin er erklärte, die Vereinigten Staaten wollten nicht nur ihr eigenes Gebiet, sondern die ganze westliche Halbkugel einschließlich der vom Stillen Ozean bespülten Länder und Inseln überwachen. Amerikanischer Wohlstand und amerikanische Energie, gestützt auf den Besitz von Hawai, der Philippinen und des Isthmuskanals, sowie auf die größte Handelsflotte der Welt, die zu besitzen die Vereinigten Staaten anstreben müßten, würden die Herrschaft im Stillen Ozean von der britischen auf die amerikanische Flagge übertragen. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 328.)

Die wirtschaftspolitische Bedeutung Vorder-Asiens behandelt eine aus Reiseskizzen zusammengesetzte Schrift von Dr. Paul Rohrbach, die im Verlag der „Hilfe" (Berlin-Schöneberg, Preis 4 Mark) erschienen ist. In ihrem Mittelpunkt stehen einige für die Orientpolitik des modernen europäischen Staatensystems besonders wichtige und aktuelle Probleme, vor allem deutsche und russische Absichten, Interessen und Hoffnungen. Diese Gesichtspunkte begleiten den Reisenden auf seinem beschwerlichen aber lehrreichen Wege durch Rußland nach Transkaukasien, Turkestan, Mesopotamien, Nordsyrien und Iran. Wirtschaftspolitische Betrachtungen knüpft er überall an die geographischen, historischen und sozialen Belehrungen, die ihm sich darbieten. Er verfolgt die Spuren des Vormarsches und der Herrschaft Rußlands in Vorder-Asien und zeigt, wie Persien eine Beute der wirtschaftlichen Eroberung des Zarenreiches werden wird. „Rußland, erst seit zwei Jahrhunderten ein Glied des europäischen Staatensystems und in nicht wenigen Dingen selbst noch ein Schüler Europas, ruft in jenen Oxus-Gebieten, die Ackerbau und Städte, Künste und Wissenschaften besaßen, als die Länder zwischen dem Ural und dem Golf von Biscaya noch in der rohen Steinzeit steckten, die seit einem Jahrtausend erloschene Kultur wieder ins Leben! Der Zauber, der das zu Wege bringt, ist im Grunde nichts anderes, als daß den Menschen hier jetzt geschenkt wird, was sie früher besessen, aber in den letzten tausend Jahren nicht mehr gehabt haben: Sicherheit für Leben und Eigentum!" Turkestan könnte alle unsere heimatlichen Skeptiker und Philister, denen die Wiedergeburt des Orients durch die Europäer noch ein leerer Schall oder eine zweifelhafte, problematische Sache ist, darüber belehren, was für Güter eine energische Nation jetzt schon aus diesem Besitz zu ziehen anfängt und in einer sicheren Zukunft vollends noch ziehen wird. Nicht mit Waffengewalt, wie Alexander und das römische Imperium, sondern mit ökonomischen Unternehmungen und Mitteln wird die östliche Welt der europäischen Civilisation wieder erschlossen. Rohrbach ist der Meinung, daß die Wiedergewinnung der warmen Länder des alten Kulturgebietes in Vorder-Asien die europäischen Völker von dem wirtschaftlichen Tribut an Amerika und von der transozeanischen Einfuhr überhaupt befreien wird. „Das Abendland streckt seine Arme nach dem Orient aus — es faßt ihn an, formt ihn — bannt seinen Todesschlaf, ruft ihn zum Leben, zum Leben aus seinen Gräbern und seinen Träumen."

Zur wirtschaftlichen Lage in Sibirien giebt Dr. A. Wirth in einem längeren Aufsatz in der „Deutschen Export-Revue" eine Reihe bemerkenswerter Anhaltspunkte. Im östlichen und nordöstlichen Sibirien sollen sich für den deutschen Export neue Absatzgebiete eröffnen. Am Ochotskischen Busen haben sich letzthin neue Häfen und Handelsplätze aufgethan, so der von Ajana. Die dort wohnenden Tungusen beginnen sich zu civilisieren; man sieht, daß auch bis zu ihnen schon europäische Kleider gedrungen sind. Von deutschen Artikeln kommen dabei, wie überhaupt in

Digitized by Google

östlichen Sibirien, vornehmlich Hemden in Betracht. Wie Ajana, so giebt es eine ganze Reihe von Plätzen im Nordosten und in der jüngst eröffneten Mandschurei, die erst kürzlich europäischer Industrie zugänglich wurden. Es bedarf nur Unternehmungsgeist und Gewandtheit, sich in neuer, ungewohnter Lage zurechtzufinden, um dort für deutschen Export Erfolge zu erzielen. Es ist gar nicht so schwer, in die eigenartigen Verhältnisse sich einzuleben. Von Sprachen genügt Russisch und Englisch. Zur Not kommt ein Reisender sogar nur mit Deutsch aus. Auch für die Etablierung neuer deutscher Häuser ist im äußersten Osten des asiatischen Festlandes noch Platz. Das Ungewohnte der jetzigen Verhältnisse ist geradezu ein Vorteil dabei. In Japan und China existieren seit einem Menschenalter und länger sehr große Firmen, die jetzt fest eingewurzelt sind und den Markt beherrschen. Auch sind Japaner und Chinesen schon so „helle" geworden, daß ihre Konkurrenz schwer in die Wage fällt. In Ostsibirien und der Mandschurei aber ist gerade jetzt die Zeit, anzufangen, winkt gerade jetzt dem Wagenden der Gewinn.

Der Handel der Philippinen. Obzwar die Amerikaner noch lange nicht in den unbestrittenen Besitz der Philippinen gelangt sind und die Pacifikation der Inseln noch viel Zeit und Mühe kosten dürfte, beginnt man doch in den Vereinigten Staaten bereits an die kommerzielle Eroberung des Archipels zu gehen. Die Amerikaner finden für den Handel einen fast überall gewissermaßen jungfräulichen Boden vor. Allerdings sichern sich die Amerikaner bei Zeiten einen ordentlichen Vorsprung vor der europäischen Konkurrenz, die trotzdem auf manchem Gebiete in der Lage sein dürfte, mit der noch keineswegs alle Zweige umfassenden amerikanischen Industrie in erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Bisher entfiel der bei weitem größte Anteil am Importhandel der Philippinen auf Großbritannien, China, Spanien und Amerika, die zusammen ungefähr 80 pCt. der Wareneinfuhr deckten; die Anteile der übrigen Länder sind überaus geringfügig. Eine große Rolle spielen in der Einfuhrliste Nahrungs- und Genußmittel, die dem Werte nach etwa 25 pCt. der gesamten Wareneinfuhr ausmachen. Unter den Industrieerzeugnissen machen die Baumwollwaren 40 pCt. der gesamten Einfuhr aus. Die Ausfuhr der Philippinen umfaßt größtenteils landwirtschaftliche Erzeugnisse. Die Löhne schwanken für eingeborene und chinesische Arbeiter zwischen 25 Cents und 1 Sh. pro Tag; Europäer sind besser gezahlt. In der Tabakindustrie steigen die Löhne auch für Eingeborene bis 2 Sh. für den Tag. Die Arbeitszeit in Fabriken beträgt in der Regel bloß acht Stunden täglich und steigt selten bis auf zehn Stunden. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1902, No. 2, Seite 14.)

Die Teilung Afrikas. In den letzten zwei Jahren haben Generale und Diplomaten die letzte Hand an die endgiltige Teilung des dunkeln Kontinents gelegt. Die Gesamtfläche Afrikas umfaßt, in runder Ziffer, 11½ Millionen englische Quadratmeilen. Das Endresultat der Teilung Afrikas ist: England besitzt 2713910, Frankreich 3804974, Deutschland 933380, Italien 188500, Portugal 790124, Spanien 169150, Türkei 398900, Aegypten 1010000 englische Quadratmeilen, während für unabhängige Staaten 1491000 Quadratmeilen übrig bleiben. Frankreich hat also den größten Anteil sich gesichert, da ungefähr der dritte Teil Afrikas französisch ist; freilich gehört dazu die Wüste Sahara, die wirtschaftlich keinen wertvollen Besitz darstellt. England, zu dessen Besitzungen Aegypten faktisch hinzuzurechnen ist, okkupiert damit das zweite Drittel des afrikanischen Kontinents. Was die Bevölkerungszahl der Besitzungen, oder besser gesagt, die konsumfähige Kundschaft anlangt, so steht wohl England an der Spitze der Mächte in Afrika. Doch besitzt Frankreich im Norden und an der Westküste Afrikas Kolonien, deren wirtschaftliche Entwickelungsfähigkeit außer Zweifel ist. Deutschland kam später nach Afrika, sicherte sich aber immer noch fast eine Million englische Quadratmeilen; von den vier deutschen Kolonien sind drei relativ dicht bevölkert und bieten günstige Aussichten für die Zukunft. Die Besitzungen der übrigen Staaten in Afrika sind weder von größerer Ausdehnung, noch von bedeutendem wirtschaftlichen Wert. Von den unabhängigen Staaten ist das Gebiet des Kongostaates nicht bloß das größte, sondern auch das am dichtesten bevölkerte, das früher oder später wohl auch politisch den Anteil Belgiens an Afrika darstellen wird. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1901, No. 7, Seite 73.)

Die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete. Die Zahl der Europäer in Togo beträgt 114. Der Handelsverkehr nimmt zu, die Bevölkerung paßt sich immer mehr der Sitte an, als Zahlungsmittel für die Landesprodukte anstatt der

Digitized by Google

bisher üblichen Tauschwaren Bargeld anzunehmen. In Kamerun hat sich die weiße Bevölkerung um 103 Personen vermehrt. Der Einfuhrhandel hat zugenommen. Die Ausfuhr dagegen hat nur scheinbar zugenommen, indem wegen starker Nachfrage durchschnittlich höhere Preise den Eingeborenen geboten wurden; quantitativ war die Ausfuhr der vier wichtigsten Artikel, Palmöl, Palmkerne, Gummi und Elfenbein, indes geringer. Betreffs der beiden erstgenannten Artikel muß immer wieder die Thatsache konstatiert werden, daß der Eingeborene durch höhere Preise nicht angespornt wird; er arbeitet dann eben weniger. Auch in Deutsch-Ostafrika geht der Verkehr mit Tauschwaren immer mehr zurück. Auf sämtlichen Stationen ist der Geldverkehr eingeführt worden. In Deutsch-Südwestafrika haben die Weißen nur um 516 Personen zugenommen, darunter sind 225 Deutsche, 80 Engländer und 108 Kapländer und Buren. In Deutsch-Neu-Guinea nimmt die europäische Bevölkerung langsam zu. Daneben ist in geringem Maße eine Zuwanderung chinesischer und malayischer Leute, hauptsächlich von Zimmerleuten, Köchen, kleineren Händlern und Dienern bemerkbar, welche zum Teil schon so lange im Schutzgebiet sich aufhalten, daß die Absicht dauernder Niederlassung als vorhanden anzunehmen ist. Die Marianen haben unter den mikronesischen Inselgruppen die größte Aussicht für eine künftige Bedeutung im Weltverkehr. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1901, No. 3, Seite 30.)

Die deutschen Bevölkerungselemente in Nordamerika. Die „New-York Tribune" veröffentlicht einige von Mr. Whitelaw Reid auf dem Preßbankett zu Ehren des Prinzen Heinrich gemachte Angaben über die Bedeutung des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten, denen wir das Nachfolgende entnehmen: Unter den 3⅕ Millionen Einwohnern New-Yorks sind 322000 eingewanderte Deutsche; wenn man aber die in Amerika von deutschen Müttern geborenen deutschen Abkömmlinge hinzurechne, so betrage die Zahl nicht weniger als 700000. Von den 1700000 Einwohnern Chicagos sind 363000 Deutsche. Der Bürgermeister der Stadt schätzt die Zahl sogar auf eine halbe Million und meint, Chicago verdanke seine Existenz und seine Größe zum großen Teile dem deutschen Element, das die dem Deutschen angeborenen Eigenschaften des Fleißes, der Pflichttreue und Bildung mit über das Wasser gebracht habe. In St. Louis, Milwaukee und den großen Städten des Westens sei das deutsche Element gleich stark vertreten wie in New-York. Allgemein werde von den amerikanischen Staatsmännern anerkannt, daß die Deutschen den Vereinigten Staaten unberechenbare Vorteile gebracht haben, und zwar auf allen Gebieten der Arbeit und der Kunst. Vor Jahren hat schon General Lee erklärt, daß ohne die deutschen Regimenter der Norden nie den Süden hätte überwinden können. Im ersten Kriegsjahre nahmen 100000 deutsche Freiwillige die Waffen für die Union auf. Man schätzt, daß im ganzen 600000 Deutsche damals in den Reihen der Truppen der Union mitgefochten haben. Die Gesamtzahl der eingewanderten Deutschen und der Nachkömmlinge Deutscher, die sich ihre Sprache bewahrt haben, wird auf 10 bis 12 Millionen geschätzt. Die Zahl der in den Vereinigten Staaten erscheinenden deutschen Zeitungen und Zeitschriften beträgt über 800. (Hamburgischer Correspondent 1902, No. 125.)

Beschränkungen für das Studium der Juden in Rußland. Für die Zulassung der Juden zum Studium in den technischen Hoch- und Mittelschulen im Bereich des Warschauer Gouvernements ist schon längst eine zehnprozentige Beschränkung normiert. Nun ist eine Verordnung des Unterrichtsministeriums herabgelangt, wonach diese zehnprozentige Beschränkung der Juden auch auf die niederen technischen Lehranstalten auszudehnen ist. Die Verordnung tritt sofort in Kraft und somit dürfen nunmehr an sämtlichen technischen Schulen nur zehn Prozent Juden sein. (Staatsbürger-Zeitung 1902, No. 208.)

Bücherbesprechungen.

M. von Brandt. Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. Stuttgart 1898. Strecker & Moser. 121 Seiten. Preis 2 Mk.

Daß die Politik in unserer abendländischen Kultur, von einzelnen Erscheinungen wie Platon und Fichte abgesehen, noch keine Klassiker gehabt hat,

Digitized by Google

d. h. Schriften, die kraft ihrer Allgemeingültigkeit den Wechsel der Bedürfnisse und des Geschmackes überdauern, das liegt einerseits an der Herrschaft der Kirche im Mittelalter und andererseits an der verfrühten allgemeinen Wertschätzung, die das Geniale bei uns gefunden hat. Der Staat hat bei uns keine Zeit gehabt, sich recht auszubilden. Diese Lücke unserer Kultur empfindet der denkende Betrachter der chinesischen. China ist das klassische Volk des Staates, aber für diese Seite der Bildung ist unser Organ so wenig entwickelt, daß es den meisten Europäern ein mindestens paradoxer Gedanke scheint, man könne von den Chinesen auch etwas anderes lernen, als Porzellankunststücke und dergleichen. China, nicht Japan ist das alte heilige Land, dessen Studium unseren öffentlichen Geist befruchten könnte! China hat klassische Politik hervorgebracht, weil in ihm die Politik Centralwissenschaft, Philosophie gewesen ist. Hier hat die Idee des Staates Zeit gehabt, sich auszubilden, und wer imstande ist, sich einmal von den europäischen Ansprüchen auf Genialität frei zu machen und in den Denkformen des bloß Staatlichen, also Verstandesmäßigen zu leben, wird die Gediegenheit auch eines Confucius wohl empfinden. Auf so echter Geistesarbeit von vielen Jahrhunderten konnte dann der Tiefsinn eines Lao-tse erwachsen, dem europäische Philosophie an Erhabenheit nichts an die Seite zu stellen hat. — Das vorliegende Büchlein des bekannten Chinakenners läßt zwar eine solche Wertschätzung der chinesischen Denker nirgends durchblicken, immerhin aber ist es sehr verdienstvoll, daß einem größeren Publikum die chinesische Philosophie hier in anregender Form nahe gebracht wird; möchte aber kein Leser durch diese Einleitung sein Interesse schon befriedigt sehen. Ein Litteraturverzeichnis, besonders der allgemein zugänglichen Quellenschriften würde den Wert des Buches noch erhöhen. Dr. G. Wyneken.

Havelock Ellis. Geschlechtstrieb und Schamgefühl. Zweite (deutsche) unveränderte Auflage. Würzburg. A. Stuber's Verlag.

Der vorliegende Band enthält drei Studien aus dem Gebiete der Geschlechts-Psychologie: 1. die Entwickelung des Schamgefühls, 2. das Phänomen der Sexual-Periodicität, 3. Auto-Erotismus, eine Studie über die unwillkürlichen Aeußerungen des Geschlechtstriebes. Die Aufsätze sind durchaus im Geiste der vergleichenden Entwickelungs-Psychologie geschrieben und ihr Studium ist vor allem zu empfehlen, weil sie mehr als alles andere eindringlich lehren, daß die psychologischen Prozesse nicht nur an die Organisation des Gehirns, sondern auch an die Struktur und die Vorgänge im ganzen Organismus gebunden sind.

Dr. Ludwig Geisler.

P. Joh. Müller, Gymnasialoberlehrer. Probleme und Schwächen des Darwinismus. Zittau 1901. Arthur Graun's Verlag.

Gymnasialoberlehrer P. Joh. Müller wiederholt in diesen Heften Vorwürfe, die gegen den Darwinismus schon oft und viel geistreicher gemacht worden sind. Namentlich ist ihm die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein ein Dorn im Auge. Nach seiner Ansicht ist die Entwickelung ohne psychische und zweckmäßig wirkende Kräfte undenkbar. Man wird dagegen nichts einwenden können, falls solche Kräfte natürlich-immanent aufgefaßt werden. Aber das ist P. Joh. Müller noch weniger recht. Er nimmt zu einem „Schöpfer Himmels und der Erde" seine Zuflucht, der das Protoplasma geschaffen und die Entwickelungstriebe den Arten eingepflanzt hat. Doch hat P. Joh. Müller auch praktische Bedenken: „Die Darwinische Theorie fußt auf Hypothesen und Analogieschlüssen, und, was das Schlimmste ist, führt leicht zu Konsequenzen, die mit Religion und Moral unvereinbar sind." — Die Religion und Moral nach P. Joh. Müller's Theorie muß in der That sehr gebrechlich sein. Dr. J. Lange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 5. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Die physiologischen Wirkungen der Kultur auf den Menschen.

Privatdozent Dr. R. du Bois-Reymond.

Wenn von den immer zunehmenden Fortschritten der Kultur die Rede ist, welche die Besorgnis vor einem Zusammenbruch oder einem Rückfall in barbarische Verhältnisse längst beseitigt haben, und wenn andererseits von der Ueberverfeinerung, der „Entartung" der modernen Menschen pessimistische Bilder entworfen werden, so tritt an den medizinisch geschulten Naturforscher die Aufgabe heran, die physiologischen Wirkungen der Kultur auf den Menschen wissenschaftlich näher zu untersuchen. Die Lösung dieser Aufgabe, die bei den erwähnten Betrachtungen meist leichthin vorweggenommen wird, bietet ja erst die Grundlage dar, auf der sich die Prognose des Fortschrittes zum „Uebermenschen" oder der Entartung und des Verfalles thatsächlich begründen ließe.

Aber so deutlich die Aufgabe sich selbst vorschreibt, und so scharf sie durch die eben gebrauchten Worte „physiologische Wirkung der Kultur auf den Menschen" bestimmt erscheint, so klar tritt auch bei näherer Betrachtung die Ursache hervor, weshalb die zusammenhängende Bearbeitung und Erledigung der Frage noch aussteht. Streng genommen ist nämlich die anscheinend scharfe Bezeichnung der Begriffe gänzlich unbestimmt. An sich wird man zwar von „Physiologie", vom „Menschen", ja selbst von „Kultur" reden und schreiben können, ohne eine besondere Erklärung der Worte vorauszuschicken. In ihrer Verbindung weisen aber diese Worte auf ganz besondere Seiten ihres Inhaltes hin, die keineswegs von selbst verständlich sind.

„Physiologie" als Kunstwort einer exakt sein wollenden Wissenschaft ist der bestimmteste unter den vorliegenden Begriffen. Physiologie ist die Wissenschaft von den Lebensthätigkeiten. Diese Lebensthätigkeiten sind zum Teil wie Stoffwechsel und Bewegung materieller, zum Teil wie Empfindung und Bewußtsein, transcendenter Art. Die Physiologie als Wissenschaft ist auf physikalische und chemische Untersuchungsmethoden angewiesen, deren Gebiet sich nur auf di-

Digitized by Google

materiellen Vorgänge erstreckt, und es wird also in dem hier vorliegenden Zusammenhang „physiologische Wirkung“ ebensoviel heißen wie „Wirkung auf den Körper“. Die Wirkung auf den Geist kommt nur insofern in Betracht, als sie von der auf den Körper nicht zu trennen ist.

Was ist nun aber unter dem „Mensch“ zu verstehen, wenn von Wirkungen irgendwelcher Bedingungen auf den Körper die Rede ist? Offenbar wird die Aufgabe je nach der Auffassung dieses Begriffes in eine Reihe ganz verschiedener Fragen zerfallen. Es liegt am nächsten, einfach die Veränderungen, die ein bestimmter Kulturzustand an einem gegebenen Individuum hervorbringt, ins Auge zu fassen. Damit wäre aber nur eine, und zwar die unbedeutendste Seite der Gesamtfrage beantwortet. Denn gleichzeitig mit dem betrachteten Individuum wird in der Regel durch die Annahme eines bestimmten Kulturzustandes auch für eine große Zahl anderer Individuen eine Bedingung gemacht. Dieselbe Kultur, die einzelne Individuen verzärtelt, kann andere aufreiben. Ja, nach dem Prinzip des Kampfes ums Dasein wird in der Regel die günstige Wirkung auf ein Individuum mit ungünstigen Wirkungen auf andere verbunden sein. Das heißt, die Wirkung der Kultur auf die Gesamtheit braucht keineswegs dieselbe zu sein, wie die auf den einzelnen. Es ist eine ganz andere Frage: wie wirkt ein Kulturzustand auf die Gesamtheit der Menschen? und: wie wirkt er auf einzelne? Es schließt sich aber noch eine dritte, ebenfalls ganz verschiedene Frage an diese Fragen an, nämlich: wie beeinflußt die Kultur mit der Zeit die Entwickelung des Menschengeschlechtes? Die Beantwortung dieser letzten Frage setzt die Lösung der vorhergehenden voraus, ist aber keineswegs dadurch gegeben. Wenn zum Beispiel ein gegebener Kulturzustand auf die Gesamtheit der ihm unterworfenen Menschen schädlich wirkt, so können im Laufe der Fortentwickelung die Menschen eine Widerstandsfähigkeit gegen die schädlichen Einflüsse erwerben, so daß sich das Endergebnis als eine günstige Entwickelung darstellt.

Die drei hier unterschiedenen Fragen müssen also jede für sich sorgfältig getrennt behandelt werden. Der schreiende Widerspruch, in dem manche Aeußerungen über die Wirkungen der Kultur zu einander stehen, und die sehr übertriebenen Anschauungen, denen man auf diesem Gebiete nicht selten begegnet, beruhen größtenteils darauf, daß diese drei ganz verschiedenen Fragen durcheinander geworfen werden, oder daß die Antwort auf die eine auch als Antwort auf jede der beiden anderen angesehen wird.

Die größten Schwierigkeiten für die Beantwortung der Gesamtfrage liegen aber in der Bestimmung des Begriffes „Kultur“. Man kann sich hier nicht an allgemeine Vorstellungen halten, sondern, da es sich um die Wirkungen der Kultur auf den Körper handelt, muß man an dem Begriff Kultur ein Merkmal finden, das einerseits für den körperlichen Zustand der Menschen von Bedeutung, zweitens aber für die Höhe des Kulturzustandes maßgebend ist. Wäre ein solches Merkmal überhaupt nicht zu finden, so wäre offenbar die Höhe der Kultur überhaupt ohne Einfluß auf den Körper des Menschen. Nun läßt sich aber Geist und Körper des Menschen nicht gänzlich trennen, und es wird also jede einzelne Eigenschaft

Digitized by Google

der Kultur, die man zum Maßstab des Kulturzustandes machen kann, auch einen gewissen Einfluß auf den Körper haben. Aber es fragt sich doch sehr, ob zwischen den wesentlichen Bedingungen der Kultur und den Bedingungen, die den Körper des Menschen beeinflussen, irgendwelche Gemeinschaft besteht.

In den Büchern, die nach ihrer Ueberschrift „Kulturgeschichte" oder Kulturbeschreibung enthalten sollen, ist denn auch in der Regel kaum ein Umstand erwähnt, der zu der Physiologie des Menschen in Beziehung zu bringen wäre.

Schätzt man zum Beispiel den Kulturzustand nach der Entwickelung von Religion und Moral, so wird ein Zusammenhang mit der körperlichen Entwickelung kaum aufzufinden sein. Es wird aber aus diesem Gesichtspunkte kaum die Anschauung eines bestimmten Höhegrades der Kultur, oder überhaupt einer fortschreitenden Entwickelung zu gewinnen sein. Denn obschon sich unzweifelhaft eine Erhöhung und Vertiefung der religiösen Begriffe bei fortschreitender Kultur geltend macht, gilt dies doch nur ganz im allgemeinen. Auf einem verhältnismäßig niedrigen Standpunkt können sich einzelne Individuen zu der höchsten Höhe religiöser und moralischer Lehre erheben, ihr Einfluß kann sogar dauernd von der Gesamtheit als maßgebend anerkannt werden, ohne daß sich darum die Gesamtheit zu dem Standpunkt der Lehrer, zu dem sie sich bekennt, wirklich erhoben hätte. Und offenbar hängt doch der Kulturzustand, der eingeschätzt werden soll, nicht von dem theoretischen Bekenntnis, sondern von dem praktischen Thun, von der wirksamen Religiosität der Individuen ab. Nach dem angeführten Gesichtspunkt müßte das religiöseste Volk auch das „fortgeschrittenste" sein. Da alle Religion konservativ ist und sein muß, ist ohne Zweifel weder Religion noch Moral in der gewöhnlichen Bedeutung der Worte ein passender Maßstab für die „Kultur" in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes.

Aehnlich ist es mit der Beurteilung des Kulturzustandes nach der Höhe der Leistung auf dem Gebiete der Kunst. Dazu kommt, daß hier das Urteil ausschließlich vom Geschmack des einzelnen Beurteilers abhängt. So nimmt Hermann Grimm in den Schlußworten zu seinem Leben Michelangelo's anscheinend allen Ernstes eine Einteilung der Kulturgeschichte vom ästhetischen Standpunkt vor, nach der drei Höhepunkte anzunehmen sind: Erstens die Periode der klassischen Kunst, zweitens die Renaissance, drittens die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der Zeitpunkt der Entstehung der Cornelius-schen Kartons.

Die Leistung des einzelnen Künstlers und der Geschmack des einzelnen Beurteilers sind aber offenbar ungeeignet, eine gleichmäßige Beurteilung von Zuständen zu ermöglichen, die ganze Völkerfamilien und ganze Zeitperioden umfassen.

Die Entwickelung der Litteratur, ja bis zu einem gewissen Grade auch die der Geisteswissenschaften fällt unter dieselben Gesichtspunkte. Auch hier ist keine Beziehung zum materiellen Leben gegeben.

Nur bei einem einzigen Kapitel der sogenannten Kulturgeschichten ergiebt sich diese Beziehung, nämlich bei der Rechtspflege. Geht man diesem Gegenstande nach, so zeigt sich, daß die Fortschritte weniger auf dem Gebiete der theoretischen Erkenntnis, als vielmehr auf dem

Digitized by Google

der praktischen Ausführung gelegen sind. Die Handhabung der Rechtspflege und ihre Macht gegenüber dem einzelnen hängt aber sehr von äußeren Umständen ab, nämlich von der Entwickelung des Staatswesens, dessen Organen die Rechtspflege obliegt. Die Entwickelung des Staatswesens schreitet nun offenbar mit fortschreitender Kultur stetig vor. Während im Urzustande Horden, oder durch Familienbande zusammenhängende Clans die größten Gemeinschaften bilden, wird die Zahl der zu wirklich einheitlichen Staatswesen zusammen geschlossenen Individuen größer, je mehr sich die Lebensbedingungen auf allen Gebieten durch Hebung der Kultur im allgemeinen verwickeln. Daß mit der Zersplitterung eines größeren Staates nicht notwendig ein entsprechender Rückgang der Kultur verbunden ist, darf nicht gegen diese Anschauung geltend gemacht werden. Wenn eine hervorragende Persönlichkeit, wie etwa Alexander der Große, mit Waffengewalt eine große Anzahl Völker unter sein Scepter zwingt, darf dies nicht mit einer allmählichen, in der gesamten Entwickelung der Völkerstämme begründeten Entstehung größerer Stammesverbände verwechselt werden. Diese Erwägungen würden also auf den Gedankengang führen, daß der Kulturzustand bemessen werden kann nach der Größe der bestehenden Staatswesen, und daß von der Größe des Staatswesens die Leistungsfähigkeit der Rechtspflege, d. h. der Fürsorge des Staates für die Bedürfnisse des einzelnen abhängt. Die Größe der Staatswesen ist aber offenbar nur ein ganz äußerliches Anzeichen für die bestehende Kultur. Die vorstehenden Sätze sind daher nur auf die Entwickelung im allgemeinen anwendbar, und jeder einzelne Fall, an dem sie geprüft werden sollten, müßte erst daraufhin untersucht werden, ob nicht besondere geschichtliche Verhältnisse in die Entwickelung eingegriffen haben, die die Anwendung der Sätze stören. Auch ergeben sie für die physiologische Betrachtung allzuwenig Anhaltspunkte. Zwar man kann sagen: In einem Kulturzustande, bei dem die Erde unter Horden von je einigen hundert Mitgliedern geteilt ist, werden die Lebensbedingungen und mithin die körperliche Beschaffenheit ganz andere sein, wie bei einem Kulturzustande, der die gemeinsame Arbeit vieler Millionen in einem Staatsverbande gestattet. Aber diese Betrachtung trifft nicht das Wesen der Sache, sie führt nicht weiter. Denkt man sich mehrere Staaten von mehreren Millionen Einwohnern auf etwa gleicher Kulturstufe, so werden, sofern nicht gerade Kriegszustände herrschen, die Lebensbedingungen nicht wesentlich geändert, wenn sich die gesamten Staaten in einen verschmelzen.

Die Betrachtung der Staatsbürgerzahl aber führt auf eine Anschauung, die als eine einleuchtende Lösung der Aufgabe angesehen werden darf, die Beziehung des Kulturzustandes zu den physiologischen Funktionen des menschlichen Körpers darzustellen. Wenn man die fortschreitende Größenzunahme der einheitlichen Völkerverbindungen ins Auge faßt, so fällt auf, daß mit ihr Hand in Hand eine absolute Zunahme der Zahl der Individuen stattfindet.

Bei gleichbleibenden Bedingungen wird die Zahl der Individuen einer Art auf einem gegebenen Raume dauernd gleich bleiben. Zwar ergiebt die Fortpflanzungsfähigkeit eine Zunahme in geometrischer Progression, doch muß diese bald ihre Grenze finden, bei der gerade

Digitized by Google

soviel Individuen durch den verschärften Kampf ums Dasein zu Grunde gehen, wie über den vorhandenen Bestand hinaus erzeugt werden. Man kann daher annehmen, daß z. B. die Zahl der Tiere, die auf einem gegebenen Raum ihr Leben fristen, dauernd ungefähr gleich ist. Nur wenn die Lebensbedingungen günstiger werden, kann die Zahl zunehmen, wie es bei manchen Tierarten in einzelnen Jahren in auffälligem Maße geschieht. Ebenso findet bei ungünstigen Bedingungen eine Abnahme statt. Solche Umstände, die dauernd die Beschaffenheit des Geländes verändern, wie z. B. Anbau einer bis dahin unbebauten Gegend durch den Menschen, ändern auch dauernd den Bestand der Tiere.

Auf den Menschen lassen sich diese Beobachtungen nicht ohne weiteres übertragen, weil man die Entwickelung des Menschen für gewöhnlich nicht, wie die der Tiere, unter annähernd gleichbleibenden Verhältnissen beobachtet. Wo die Menschen auf einer tierähnlichen Stufe stehen, und etwa ausschließlich von Strandmuscheln oder von der Jagd leben, wird auch die Zahl der Individuen, die sich auf einem bestimmten Gebiete ernähren kann, dauernd gleich bleiben müssen. Vermehrt sich die Zahl der Menschen zu stark, so werden Hungersnöte auftreten, durch die sie wieder auf die normale Bevölkerungsdichtigkeit zurückgebracht werden. In anderen Fällen aber wird die Zunahme der Bevölkerung nicht ohne weiteres an eine Grenze kommen, weil der Mensch selbst die Lebensbedingungen, unter denen er steht, zu ändern vermag. Man denke z. B. an eine Nomadenhorde, die mit einer für ihren Lebensunterhalt gerade genügenden Herde in einen unbewohnten Landstrich von bestimmter Größe, etwa ein abgeschlossenes Bergthal, zieht. In dem Maße, in dem menschliche Nachkommenschaft aufwächst und sich vermehrt, werden auch die Mittel für den Unterhalt, nämlich die Herdentiere durch Zucht und Pflege in viel größerer Zahl hervorgebracht werden können. Wenn hierfür die natürlichen Futtermittel nicht ausreichen, wäre deren Vermehrung durch Feldbau möglich. Die Grenze für die Bevölkerungszunahme ist also hier nicht ein für allemal gegeben, sondern sie hängt, um es gleich herauszusagen, vom Kulturzustand ab. Die Zunahme der Gesamtzahl der lebenden Menschen ist nur möglich durch eine stetige Veränderung der Lebensbedingungen durch den Fortschritt der Kultur. Die Zahl der gleichzeitig auf der Erde oder einem hinreichend großen Teil der Erde lebenden Menschen ist ein Maß für den Kulturgrad der betreffenden Menschen. Dieses Maß steht in unmittelbarer Beziehung zu den physiologischen Bedürfnissen des einzelnen. Die physiologische Wirkung der Kultur auf den Menschen wird im Verhältnis stehen zu ihrem Einfluß auf die Gesamtzahl der gleichzeitig lebenden Menschen.

Ob in diesem Einfluß auf die Bevölkerungsziffer oder richtiger die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit das Wesen der Kultur beruhe, ist eine Frage, die den vorliegenden Gegenstand nicht berührt. Für diesen genügt der Nachweis, daß zu den Merkmalen der Kultur gehört, daß sie die Zunahme der Bevölkerungsziffer begünstigt, weil auf diesem Punkt die physiologische Wirkung der Kultur beruht.

Uebrigens läßt sich nicht weniges zu Gunsten der Anschauung vorbringen, daß eben die Aufgabe, möglichst viele Individuen unter möglichst günstigen Bedingungen am Leben zu erhalten, das eigentliche Ziel und das innerste Wesen aller Kultur sei. Es ist mit dieser

Digitized by Google

Anschauung ganz gut vereinbar, daß die Kultur durch einzelne gewaltthätige Machthaber, die ihre Mitmenschen knechten und unglücklich machen, dennoch gefördert werden kann, da diese dann wenigstens an ihrem persönlichen Beispiel die Vorzüge einer höheren Lebensführung anschaulich machen. Es kann ferner wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Unterschied zwischen den „civilisierten Menschen“ und den „Barbaren“ heutzutage größer ist als je zuvor. Noch vor wenigen Generationen standen die europäischen Seefahrer fremden Völkern, wie etwa Indern und Chinesen, ziemlich gleich und gleich gegenüber. Ihre Berichte drücken nicht selten Neid und Bewunderung aus, nicht nur in Bezug auf die Produkte der fremden Länder, sondern geradezu in Bezug auf Gesittung, Recht, Ordnung, kurz die vornehmsten Kennzeichen höherer Kultur. Insbesondere aber macht es gegenüber unseren heutigen Begriffen einen beschämenden Eindruck, daß diese Sendboten Europas, die wir als Kulturträger feiern möchten, die allergrößte Mühe hatten, ihre Untergebenen von Raubmord und gemeinem Diebstahl in eben denjenigen Hafenstädten zurückzuhalten, deren gastliche Aufnahme sie mit Anerkennung und geradezu ehrfürchtiger Bewunderung schildern. Wie anders würde heutzutage der Vergleich zwischen dem europäischen Entdecker und dem orientalischen Landesfürsten ausfallen! Ganz abgesehen von den äußeren Machtmitteln, die an dieser Stelle gewöhnlich zuerst genannt werden, wie hoch heben nicht den Europäer seine Kenntnisse, seine naturwissenschaftliche und technische Ausbildung über seinen Gastfreund! Und diese Aenderung hat sich wie gesagt in wenigen Generationen vollzogen. Betrachtet man im Vergleich zu diesem Aufschwunge der Kultur die Bevölkerungszahl Europas, so sieht man, daß die allerdings schwer zu bestimmenden Ziffern früherer Jahrhunderte nur eine geringe Höhe erreichten, und offenbar nur eine entsprechend geringe Zunahme aufzuweisen haben. In den letzten paar hundert Jahren dagegen beginnt die Bevölkerungszahl zuerst der civilisiertesten, dann auch der übrigen Völker rasch und immer rascher zu wachsen. Die Kurve der Kulturhöhe und die der Bevölkerungszahl zeigt also eine auffällige Uebereinstimmung. Zu demselben Ergebnis führt die Betrachtung einer scheinbaren Ausnahme. Unter anderen Himmelsstrichen, insbesondere in den Sagoländern Hinterindiens, die Wallace beschreibt, sieht man eine dichte Bevölkerung auf einer äußerst niedrigen Kulturstufe ohne weitere Fortentwickelung unthätig verharren. Hier ist dasjenige, um was die Kultur hauptsächlich zu ringen hat, nämlich die günstigste Lebensbedingung für die größte Zahl von Einwohnern, schon durch die natürlichen Verhältnisse des Landes gegeben. Die Bevölkerung lebt sorgenfrei, bedürfnislos. Ohne jeden Antrieb zu angestrengter Thätigkeit fehlt ihr auch jeder Sporn zu höherer Ausbildung ihrer Fähigkeiten. Hier fehlt also die Kultur, weil ihr Zweck schon auf andere Weise gegeben ist. In diesem Fall paßt der oben gebrauchte Ausdruck: „Die Bevölkerungszahl ist ein Maß für den Kulturzustand“, nicht. Der Zusammenhang aber dürfte auch in diesem Falle nicht weniger deutlich hervortreten. Auch wenn man die äußersten Folgezustände in Betracht zieht, stellt „die günstigste Lebensbedingung für die größtmögliche Zahl von Individuen“ ein der Kulturarbeit würdiges bleibendes Ziel dar. Zwar ist nicht undenkbar, daß die menschliche Gesellschaft dereinst zu dem Standpunkt käme,

Digitized by Google

weitere Vermehrung auszuschließen. Damit würde aber auch sogleich die Absicht auf einen dauernden Zustand ausgesprochen, und somit der Fortschritt, die weitere Steigerung des Kulturzustandes aufgegeben. Umgekehrt würde unter den angenommenen Bedingungen ein weiterer Fortschritt der Kultur wahrscheinlich sogleich eine Durchbrechung des Prinzips und weitere Zunahme der Bevölkerung zur Folge haben.

Daß ein einzelnes Volk, wie zur Zeit das französische, trotz seiner hohen Kultur geringe oder keine Vermehrung zeigt, ist kein Gegenbeweis. Denn die Betrachtung gilt nur im allgemeinen, und ist auf ein einzelnes Volk zu einer bestimmten Zeit ebensowenig anzuwenden, wie etwa auf eine einzelne Familie oder auf einzelne Individuen.

Es scheint demnach, daß das Ziel, für möglichst viele Menschen möglichst günstige Lebensbedingungen mit Recht als der letzte höchste Zweck aller Kultur, und als deren eigentliches Wesen betrachtet werden darf. Jedenfalls aber ist die Erreichung dieses Zweckes ein wesentliches Merkmal der Kultur, und zwar eins, das die Beziehung der Kultur zu der körperlichen Beschaffenheit der Menschen deutlich erkennen läßt.

Nach allen diesen Erwägungen läßt sich nun die anfänglich aufgeworfene Frage nach den physiologischen Wirkungen der Kultur folgendermaßen in bestimmtere Form bringen: In welcher Weise beeinflussen die Lebensbedingungen, die sich der Mensch künstlich schafft, seinen Körper? In welcher Weise beeinflußt das Bestreben der menschlichen Gesellschaft, einer möglichst großen Zahl von Menschen durch Herstellung entsprechender Lebensbedingungen das Leben zu ermöglichen, die körperliche Beschaffenheit der Gesamtheit? In welcher Weise entwickelt sich das Menschengeschlecht unter dem Einfluss der künstlichen Lebensbedingungen, und was sind die Folgen dieser Entwickelung bei weiterer Ausgestaltung der künstlichen Einwirkung?

Diese drei Fragen sind, wie oben gezeigt worden ist, getrennt zu untersuchen. Die Schwierigkeit der Untersuchung und der Umfang des als Unterlage erforderlichen Wissens nimmt für die zweite und gar die dritte unverhältnismäßig zu.

Aber gleich die erste Frage ist weniger einfach zu erledigen als es scheinen mag. Denn der Einfluß irgendwelcher Bedingungen auf den Körper läßt sich nur dann scharf beobachten, wenn man die Bedingungen nach Belieben ein- und ausschalten kann, um die dadurch entstehenden Folgezustände zu vergleichen. Solch unmittelbarer Vergleich ist aber im vorliegenden Fall nicht möglich. Man kann wohl einen Menschen im Kulturzustand untersuchen, aber man kann nicht denselben Menschen, von den Wirkungen der Kultur freigemacht, mit sich selbst vergleichen. Man ist also darauf beschränkt, die Lebensbedingungen, denen der Kulturmensch unterliegt, mit denen zu vergleichen, denen der Urmensch oder der Mensch auf sehr niedriger Kulturstufe unterliegt. Hierbei bleibt es der Schätzung überlassen, welche Bedingungen man für den zweiten Fall annehmen will. Oder man kann unmittelbar die körperliche Beschaffenheit eines beliebigen Naturmenschen, eines Wilden, von niedriger Kulturstufe mit der eines hochcivilisierten Menschen vergleichen. Hierbei tritt der Fehler ein, daß neben der Einwirkung der Lebensbedingungen die der Rasse und die individuelle Verschiedenheit überhaupt mitspielen. In dieser Be-

Digitized by Google

ziehung scheint es, als seien die drei aufgestellten Fragen doch nicht vollkommen zu trennen, da die Kultur auf das Individuum auch durch Vermittelung der Entwickelung des gesamten Menschengeschlechts wirke. Die Untersuchung selbst zeigt aber, daß dieser Zusammenhang ohne Fehler außer acht gelassen werden kann.

Für beide eben angegebenen Wege der Untersuchung muß zuerst entschieden werden, welche Lebensbedingungen oder was für Individuen der Vergleichung zu Grunde gelegt werden sollen. Hierbei ist zu bedenken, daß es infolge der Trennung der ersten von der zweiten und dritten Frage, für die Beantwortung der ersten Frage nicht etwa darauf ankommt, den körperlichen Zustand des Durchschnitts-Kulturmenschen zu untersuchen. Ein durchschnittlicher Kulturmensch entspräche ja der Gesamtheit der Kulturmenschen, von der erst bei Untersuchung der zweiten Frage die Rede ist. Sondern in der ersten Frage gilt es, die Einwirkungen der künstlichen Lebensbedingungen festzustellen, wie sie die Kultur in ihrer höchsten Verfeinerung darbietet. Um diese in möglichst hohem Grade in reiner Ausbildung zu erkennen, muß möglichst alles, was von den Lebensbedingungen des Urmenschen in der Lebensweise der Kulturmenschen übrig geblieben ist, ausgeschaltet werden. Der zu untersuchende Kulturmensch muß sorgfältig daraufhin ausgewählt werden, ob er nicht in dieser oder jener Beziehung noch mehr als nötig ist vom Urmenschen an sich hat. Ebenso wird das Ergebnis der Vergleichung um so deutlicher hervortreten, je tiefer die Kulturstufe, je urwüchsiger die Lebensbedingungen des zur Untersuchung herangezogenen Urmenschen sind.

Welchem der verschiedenen Kulturvölker der auszuwählende Kulturmensch angehört, ist gleich, denn es müssen hinsichtlich seiner Lebensweise doch ganz bestimmte Forderungen aufgestellt werden, die in allen Kulturländern das gleiche Ergebnis haben. Nur ein reiches und zwar von reichen Eltern stammendes Individuum kann von Jugend auf vorwiegend künstlichen Lebensbedingungen unterliegen. Es muß ferner weder durch Beruf, etwa als Soldat, als Landwirt, noch durch Neigung, etwa als Jäger oder Turner, irgendwelchen körperlichen Anstrengungen ausgesetzt sein, ja, es muß am besten gar keinen Beruf haben. Denn körperliche Anstrengungen sind für den Naturmenschen eine Notwendigkeit. Zu den wesentlichsten Einflüssen der Kultur gehört es dagegen, die körperliche Arbeit so sehr wie möglich entbehrlich zu machen. Ebenso ist der Naturmensch dauernd im Kampfe mit den umgebenden Naturgewalten. Der Einfluß der Kultur dagegen geht dahin, den Menschen in diesem Kampfe zu schützen, und ihm eine vollständig gesicherte ruhige Stellung in der Natur zu schaffen. Jede Berufsthätigkeit ist aber mit einem Zwang, einem Kampf verbunden, der sorglose Ruhe nicht aufkommen läßt. Aus diesen Gesichtspunkten wird zur Genüge hervorgehen, daß für den beabsichtigten Vergleich nur ganz vereinzelte Individuen aus der civilisierten Welt geeignet sind. Es wird am besten ein reicher, fauler Müßiggänger, oder vielleicht noch besser ein verwöhntes Frauenzimmer aus den „oberen Ständen“ für den Vergleich zu wählen sein.

Im Gegensatz dazu wird als Vertreter des Menschen ohne Kultur ein Wilder auf möglichst niedriger Stufe am besten passen. Diese

Digitized by Google

Wahl ist viel einfacher, es ist nur zu bemerken, daß nicht etwa an jene von der Natur begünstigten Völkerschaften gedacht werden darf, von denen oben die Rede war. Bei diesen unterscheiden sich die natürlichen Lebensbedingungen nur wenig von denen, die der Kulturzustand beim Menschen hervorbringt. Bei den Unterschieden, die sich beim Vergleich solcher Völker mit dem Kulturmenschen ergeben, wird deshalb zweifelhaft sein, wie weit sie der Rasse zuzuschreiben sind.

Sehr stark hingegen treten die Verschiedenheiten der Lebensbedingungen hervor, wenn man den Vergleich etwa mit den Einwohnern des Feuerlandes anstellt. Diese stehen von allen bekannten Völkern ziemlich auf der niedrigsten Stufe. Ihr Land gewährt dabei gar keine günstigen Bedingungen. Mit Bezug auf die oben angestellten Betrachtungen sei bemerkt, daß die geringe Entwickelung der Kultur in diesem Falle wohl darauf zurückzuführen ist, daß er einen unfähigen, von stärkeren Völkern aus allen günstigeren Wohnsitzen verdrängten Stamm betrifft, vielleicht die Ueberreste einer untergehenden Rasse. Die Feuerländer gewähren ein sehr gutes Beispiel der physiologischen Bedingungen des Urmenschen, da sie nur über sehr wenige künstliche Errungenschaften verfügen. Sie sind dem Klima ohne Wohnung und ohne Kleidung preisgegeben, und nähren sich von Muscheln, die sie von den Klippen ablesen, Fischerei und gelegentlichem Seehundsfang. Ihre größte technische Leistung besteht in der Herstellung von Booten, wozu man ihnen, nach ihrer Lebensweise im allgemeinen geurteilt, die Fähigkeit kaum zutrauen würde.

Die Vergleichung der Bedingungen, unter denen sich der Körper des Feuerländers und der Körper eines ausgewählten verzärtelten Kulturmenschen befindet, weist ganz gewaltige Verschiedenheiten nach. Die mittlere Temperatur des Feuerlandes beträgt nach Darwin im Sommer 50° F. = 10° C., im Winter 33,08° F. = 0,15° C. Für die Falklandsinseln, die ja ähnlich gelegen sind, wird als höchste Monatstemperatur 12,7° C., als tiefste 3,0° C. angegeben. Hieraus ergiebt sich nahezu die gleiche Jahrestemperatur wie für Bergen in Norwegen, annähernd die gleiche Sommertemperatur wie für Reikjavik in Island, die gleiche Wintertemperatur wie für Edinburg in Schottland. Dabei ist die Luftfeuchtigkeit hoch, es fällt viel Regen und Schnee. In diesem Klima gehen die Bewohner entweder nackt, oder sie schützen sich gegen den ärgsten Regen mit einem kurzen Fellüberwurf. Mäntel, die den ganzen Körper decken, sind einigen Stämmen gänzlich unbekannt. Ebensowenig haben sie auch nur Hütten, um Wind und Wetter abzuhalten, sondern sie verkriechen sich, wie Tiere zum Schlafen, einfach ins feuchte Dickicht. Was die Beschaffenheit der Atmungsluft betrifft, die unter den Lebensbedingungen des Kulturmenschen besonders beachtet zu werden pflegt, so muß die fortwährende Feuchtigkeit der ganzen Umgebung sie in hohem Maße staub- und keimfrei halten. Dagegen wird die dauernde Nähe des Feuers und die Notwendigkeit, es mit der Lunge auszublasen, bei diesen Wilden ebenso wie beim civilisierten Menschen die Lungen mit Ruß erfüllen. Die Nahrung der Feuerländer ist, wie angegeben, fast ausschließlich animalisch. Sie wird zuweilen im Ueberfluß, dagegen auch oft in unzureichender Menge vorhanden sein. An gutem Trinkwasser kann selbstverständlich in dem beschriebenen

Digitized by Google

Klima nie Mangel sein. Diese Ungleichmäßigkeit der Nahrungsaufnahme oder überhaupt das Eintreten von Hungerperioden ist ein wesentlicher Zug der physiologischen Bedingungen des Naturzustandes. Ebenso ungleichmäßig wird Ruhe und Arbeit im Leben der Feuerländer verteilt sein. An einem guten Standplatz angekommen, brauchen sie sich kaum mehr zu bewegen, als zum Muschelnlesen, zum Kochen und zum Angeln erforderlich ist. Bei ungünstigem Wetter dagegen können sie gezwungen sein, weite Reisen unter den schwierigsten Bedingungen auszuführen und alle Kräfte buchstäblich um das nackte Leben selbst einzusetzen. Andauernder tiefer Schlaf dürfte unter den beschriebenen Verhältnissen dem Naturmenschen nur ausnahmsweise möglich sein.

Auch abgesehen von dem beabsichtigten Vergleich, ist es physiologisch interessant, sich die Bedeutung dieser Lebensbedingungen für den Organismus vor Augen zu stellen. Die Widerstandsfähigkeit des Körpers, die Grenze der Anpassung und Regulierung seiner Funktionen erscheint in einem ganz andern Licht, als in dem Schema der Lehrbücher.

Die Lebensbedingungen des Kulturmenschen sind viel umständlicher zu untersuchen. Es mögen hier nur die Hauptsachen kurz aufgeführt werden. Der Kulturmensch bringt fast sein ganzes Leben in geschlossenen Wohnräumen zu. Selbst wenn er sich von Ort zu Ort bewegt, braucht er geschlossene Wagen. Schon dadurch ist er gegen jegliche starke Temperaturschwankung geschützt, da die betreffenden Räume bei kaltem Wetter geheizt werden. Außerdem aber ist er fast am ganzen Leibe bekleidet, so daß seine Haut dauernd von einer fast auf Körpertemperatur erwärmten Luftschicht umgeben ist. Aus Gewohnheit, aus unverständiger Sorglichkeit, nicht zum wenigsten aus Moderücksichten wird die Bekleidung oft so weit über das Bedürfnis hinaus vermehrt, daß sie dem Träger geradezu Beschwerden macht. Ebenso wie die Bekleidung, aber meist in noch viel höherem Grade, wirkt das Bett. Im ganzen kann man sagen, der Körper des Kulturmenschen befinde sich dauernd in einer nahezu gleichmäßig auf über 30° erwärmten Luft.

Die Luft, die der Kulturmensch atmet, ist, wie aus zahllosen Untersuchungen bekannt ist, in ihrer Zusammensetzung im großen und ganzen jeder anderen Luft gleich. Sie enthält aber reichlich Beimengungen an Staub, Keimen und fremden, zum Teil schädlichen Gasen. Von dem gewöhnlichen Staub kennt man nur in besonders ausgeprägten Fällen sichtbare Folgen. Da auch der Naturmensch Kohle in Fülle atmet, dürfte in dieser Beziehung kein Unterschied sein. Was die Keime betrifft, so kommen sie als Krankheitserreger in Betracht, doch kann man nicht sagen, daß der Gesunde, der nicht geradezu erkrankt, durch sie irgendwie beeinflußt werde. Krankheitsfälle bleiben aber von der vorliegenden Betrachtung ausgeschlossen, da sie sich nur auf die allgemeinen Verhältnisse bezieht. Aehnlich ist es mit den der Luft beigemischten Gasen. Allenfalls wäre der Wassergehalt der Luft in Betracht zu ziehen, falls sich ein wesentlicher Unterschied in der Zimmerluft und der freien Luft fände. Endlich aber ist ein Umstand zu erwähnen, der, so wenig sich vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus darüber sagen läßt, doch nicht unbeachtet bleiben darf.

Digitized by Google

Unzweifelhaft wirkt nämlich die eingeschlossene Luft der Wohnräume, die sogenannte „verdorbene Luft", sehr unangenehm auf den Menschen ein. Man erkennt dies teils an der unmittelbaren Empfindung, teils an den Folgen, die der Aufenthalt in solcher Luft bei zarten Individuen hat, nämlich Kopfschmerz, Uebelkeit, Ohnmachten und dergleichen, am deutlichsten aber an dem überraschenden Wohlbehagen, das beim Uebergang aus sogar leidlich guter Zimmerluft in wirklich „freie Gottesluft" eintritt. Pettenkofer hat bekanntlich diese Wahrnehmungen dadurch zu erklären gesucht, daß der Körper außer den bekannten Bestandteilen der Ausatmungsluft auch eine unbekannte gasförmige Substanz, das „Menschengift" ausscheide, das wegen seiner sehr geringen Menge nicht nachweisbar sei, aber die erwähnten Wirkungen hervorbringe. Die Versuche, solche Stoffe aufzufinden, haben bisher kein entscheidendes Ergebnis gehabt. Als schlagendstes Beispiel für die Wirkung des Menschengiftes pflegt man den Fall anzuführen, daß im Jahre 1756 eine große Anzahl Engländer, die von aufständischen Indern in ein enges Gefängnis gesperrt worden waren, in weniger als zwölf Stunden größtenteils ums Leben kamen. Aus dem Berichte eines Ueberlebenden ist aber zu ersehen, daß der betreffende Raum ein Zimmer zu ebener Erde war und zwei große offene, nur durch Gitter verwahrte Fenster hatte. Der ganzen Beschreibung nach ist anzunehmen, daß Hitzschlag, nicht Menschengift oder gar Erstickung die Todesursache gewesen ist. Gleichviel aber, ob sich in diesem oder anderen Fällen das Menschengift nachweisen läßt oder nicht, die subjektive Empfindung lehrt einen Unterschied zwischen der „verdorbenen" Zimmerluft und der freien Luft kennen, der unter den Unterschieden zwischen den Lebensbedingungen des Kulturmenschen und Naturmenschen nicht übergangen werden darf.

Ueber die Ernährung des Kulturmenschen ist wiederum viel zu sagen. Der Kulturmensch hat dauernd Ueberfluß nicht nur an einfacher, sondern an der mannigfaltigsten Speise, die durch künstliche Zubereitung seinem Geschmack angepaßt wird. Es wird dadurch die Möglichkeit nahe gelegt, erstens durch den immer neuen Reiz zu große Mengen aufzunehmen, zweitens Speisen unzuträglicher Art nur wegen ihrer Schmackhaftigkeit zu genießen. Beides ist beim Kulturmenschen alltägliche Gewohnheit. Insbesondere gilt dies vom Getränk, das häufig nicht mehr die Rolle des Mittels spielt, sondern bloß um des Trinkens selbst willen getrunken wird. Im Anschluß hieran wäre eine Reihe von anderen Genußmitteln zu betrachten.

Ganz im Gegensatz zu der dauernd reichlich dargebotenen Nahrung bietet dem Kulturmenschen das Leben nur ganz geringfügigen Anlaß zur Leistung körperlicher Arbeit. Es ist hier also physiologisch der entgegengesetzte Zustand wie beim Naturmenschen. Dagegen treten ganz andere Anforderungen auf dem Gebiete geistiger Erregung und Unterhaltung an ihn heran, die für den Naturmenschen nicht vorhanden sind. Diese üben eine zwar häufig überschätzte, aber doch jedenfalls merkliche Wirkung auf die rein physiologischen Thätigkeiten aus.

Endlich enthält aber das Kulturleben in der sogenannten Körperpflege Faktoren, die für den physiologischen Vergleich mit dem Naturzustand in Betracht kommen. Vor allem ist das Bad zu nennen, das dem Naturmenschen auf der niedrigsten Stufe unbekannt ist. Das

Digitized by Google

Bad wirkt physiologisch in zwei Richtungen, es regt die Wärmeregulierung des Körpers an, und es reinigt ihn. Die Wärmeregulierung des Naturmenschen ist fortwährend viel größeren Anforderungen ausgesetzt, als sie das Bad des Kulturmenschen darstellt. Die Reinlichkeit dagegen entbehrt der Naturmensch vollständig, ohne, wie es scheint, irgend einen Nachteil zu empfinden. Glaubt doch kein Geringerer als Brücke aus diesem Grunde geradezu gegen die Wertschätzung der Reinlichkeit in gesundheitlicher Beziehung sprechen zu müssen. Dies ist um so auffälliger, weil Kulturmenschen, die aus irgendwelcher Ursache das Kulturleben haben aufgeben müssen, gerade den Mangel der Reinlichkeit schwer empfinden, und zwar nicht nur geistig, sondern auch körperlich. Der schlimmste Zug in Nansens Schilderung seines Höhlenlebens auf Franz Josefland ist die immer wiederkehrende Klage über die fettgetränkten Kleider, und das dadurch hervorgerufene Wundsein verschiedener Körperstellen. Wohl jeder, der sich auch nur ein wenig in ähnlichen Abenteuern versucht hat, wird derartiges erfahren haben. Die Erklärung für diesen Unterschied dürfte in der verschiedenen Beschaffenheit der Haut bei Kultur- und Naturmensch liegen, von der alsbald die Rede sein soll.

Entsprechend den sehr verschiedenen Lebensbedingungen, die sich aus der vorstehenden Uebersicht ergeben, kann man durch unmittelbare Vergleichung der körperlichen Beschaffenheit des Kulturmenschen und des Naturmenschen auf die physiologischen Wirkungen des Kulturlebens schließen. Eine solche Vergleichung ist gewiß nur selten wirklich auszuführen. Es fehlt an anatomischen und physiologischen Beobachtungen an Naturmenschen. In einzelnen Punkten kann man aber aus der Erfahrung an Europäern und aus den vorliegenden Beobachtungen an Urvölkern bemerkenswerte Thatsachen feststellen.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Grundlagen der körperlichen Organisation überall nahezu die gleichen sind. Der Naturmensch und der Kulturmensch werden im allgemeinen gleich groß, gleich schwer und von gleichem Körperbau sein. Auch Atemgröße, Atemfrequenz, Herzthätigkeit, Körperwärme werden sich bei beiden gleich erweisen. Es wird nur in einzelnen Funktionen einzelner Organe ein Unterschied bestehen, der auch mehr quantitativer als qualitativer Art ist.

Ein solcher Unterschied ist in der Beschaffenheit der Haut zu erkennen. Die Haut wird im allgemeinen nur als äußere Decke des Körpers betrachtet, sie dient aber außer diesem rein mechanischen, verschiedenen andern physiologischen Zwecken. Vor allem ist sie bei der Wärmeregulierung wesentlich beteiligt. In diesem Punkte ist offenbar der größte Unterschied zwischen den Lebensbedingungen des Natur- und Kulturmenschen. Die Haut des Naturmenschen ist gebräunt, und zwar nicht nur vom Schmutz, sie ist derb, und zwar ebensosehr durch die Ausbildung der Muskelzüge in der Unterhaut, als durch Hornbildung auf der Oberhaut, sie ist prall, glänzend und schwellend durch die kräftige Durchströmung der Gefäße mit Blut. Dagegen ist die Haut des Kulturmenschen blaß, schlaff, welk. Sie verhält sich zu der des Naturmenschen ungefähr wie die der senilen Atrophie verfallene Haut eines Greises zu jugendlich frischer Haut. Diese Unterschiede in der Beschaffenheit der Haut werden meist

Digitized by Google

nicht so gewürdigt, wie ihrer Bedeutung gemäß wäre. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß der sogenannte „Blick des Arztes", durch den der Erfahrene den Gesundheitszustand eines Kranken auf den ersten Blick abzuschätzen weiß, größtenteils auf unbewußter Beurteilung der Hautbeschaffenheit beruht. Ist doch eins der auffälligsten Symptome der Erkrankung bei Tieren das vernachlässigte unordentliche Aussehen des Haarkleides. Freilich aber ist es schwer, den unmittelbaren Zusammenhang fein abgestufter Unterschiede in der Hautthätigkeit mit den übrigen Lebensthätigkeiten des Körpers wissenschaftlich zu verfolgen. So ist z. B. sonnengebräunte Haut ein Symptom, dessen Anblick uns sagt, daß das betreffende Individuum sich im Freien bewegt hat. Wir wissen auch, daß der Einwirkung der chemischen Strahlen auf die Haut mitunter sehr energische physiologische Wirkungen zukommen. Welcher Art diese Wirkungen aber sind, ob und in welcher Weise der Organismus im ganzen davon betroffen wird, das ist gänzlich unbekannt. Die Wirkung der neuerdings in die Mode kommenden Sonnenbäder, die Wirkung der gewöhnlichen Bäder, Abreibungen und anderer Behandlungsweisen auf die Haut zeigen aber, in welchem Grade die Hautthätigkeit das Gesamtbefinden zu beeinflussen vermag. In dem Zustande der Haut des Wilden spricht sich die Thatsache aus, daß die häufigen mechanischen und thermischen Reize, denen sie ausgesetzt ist, sie auf einer höheren Stufe von Lebensthätigkeit halten. Dadurch erhält der ganze Körper seine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und Nässe. Die Haut des Kulturmenschen, stets durch die Kleider beschützt, ist verzärtelt und geschwächt. Schon ein leichter Kältereiz bringt heftige Reaktion hervor, und statt der Wärmeregulierung, deren die Haut nur noch mit Hilfe der Kleider fähig ist, ist der unbeschützte Körper unfähig, seine Temperatur auf der Höhe zu erhalten.

Ebenso große Unterschiede ergiebt die Vergleichung der Muskulatur des Wilden und der Kulturmenschen, sofern an der oben angegebenen Wahl des Individuums festgehalten wird.

Die Muskeln, die etwa die Hälfte des gesamten Körpers ausmachen, beherrschen aber den gesamten Stoffwechsel. Hauptsächlich zu ihrer Bedienung arbeiten Atmung und Kreislauf. Die Muskeln verzehren die im Körper angehäuften Vorratsstoffe und machen neuen Umsatz und neue Speiseaufnahme nötig. Daher finden wir bei dem muskelschwachen Kulturmenschen eine entsprechend geringe Leistungsfähigkeit der Atemorgane, Schwäche des Herzens, Fettanhäufung im Körper, Trägheit des überbürdeten Darmkanals oft bis zu ausgesprochenen Krankheitszuständen. Was in der Anregung des Stoffwechsels dem Naturmenschen die zur Erhaltung des Lebens und zur Erhaltung der Wärme erforderliche gezwungene Muskelarbeit nicht leistet, das wird durch die Entbehrung nachgeholt, der er häufig unterworfen ist. Folgt auf eine Zeit der Not Ueberfluß, so wird an alle Organe der Anspruch auf Ersatzarbeit gestellt, dem sie mit einer dem vorhergegangenen Mangel entsprechenden Energie genügen. Freilich wirkt nur ein verhältnismäßig geringer Grad von Entbehrung so günstig, und oft genug wird im Gegenteil der Organismus entkräftet werden, ja gänzlich zu Grunde gehen. Aber gerade infolge des ungewissen Wechsels von Fülle und Mangel wird er nie in die

Digitized by Google

Lage kommen, daß seine Aufnahmeorgane durch Ueberarbeit untauglich werden, wie das beim Kulturmenschen der Fall zu sein pflegt.

In diesen und anderen mit ihnen zusammenhängenden Punkten zeigt sich also der Naturmensch ungleich leistungsfähiger und widerstandskräftiger als der Kulturmensch. In einem einzigen Punkte dagegen ist der Kulturmensch in kaum glaublichem Maße überlegen, das sind die geistigen Fähigkeiten. Es ist nun freilich nicht ganz einfach, diesen Punkt richtig zu beurteilen. Dem Naturmenschen liegen manche Gegenstände fern, die dem Kulturmenschen durch dauernde Beschäftigung vertraut geworden sind. So werden unsere Kinder von Jugend auf an die Betrachtung der Zahlenverhältnisse mehrerer gleichartiger Gegenstände gewöhnt, weil wir wissen, daß sie dies zu späterer Rechenarbeit nötig haben. Dem Naturmenschen tritt eine Aufgabe dieser Art wohl zufällig hier und da entgegen, aber er empfindet durchaus kein besonderes Bedürfnis, seine Auffassungskraft in dieser Richtung auszubilden. Daher sind vergleichende Prüfungen dieser Art als entschieden parteiisch zu verwerfen. Es dürfen vielmehr nur solche Urteile zugelassen werden, die sich auf Beobachtungen gründen, die die eigentliche und natürliche Beschäftigung der Wilden betreffen. Auch in dieser Richtung ergiebt aber das einstimmige Zeugnis vieler zuverlässiger Beobachter, daß die Naturvölker in Bezug auf zusammenhängende Schlußfolgerungen, auf vorsorgende Voraussicht, ja sogar auf bloße Erkenntnis und Erfahrung in ihren täglichen Beschäftigungen auf einer geradezu kindlichen Stufe stehen. Bekanntlich läßt sich anatomisch ein beträchtlicher Unterschied in der relativen Größe des Gehirns bei den Kulturvölkern und Naturvölkern nachweisen. Diese Thatsache verliert aber an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß zwischen der Größe des Gehirns und der geistigen Fähigkeit kein erkennbarer Zusammenhang besteht. Weder bei der Vergleichung von Tieren, noch von verschiedenen Menschen untereinander ist die absolute oder relative Größe des Gehirns für die geistigen Eigenschaften maßgebend. Man muß zwar zugeben, daß diejenigen Teile des Gehirns, die der geistigen Leistung dienen, in verschiedener Ausbildung und wahrscheinlich auch in verschiedener Menge vorhanden sind, aber diese Teile lassen sich bis jetzt noch nicht in befriedigender Weise anatomisch zum Vergleich bringen. Es besteht ferner eine Anschauung, die aus allerhand zum Teil scherzhaften Redewendungen, aber auch aus pädagogischen, philosophischen, biographischen Schriften hier und da herauszulesen ist, daß zwischen geistiger und körperlicher Leistungsfähigkeit eine gewisse gegenseitige Ausgleichung stattfinde. Daher wird auch die körperliche Minderwertigkeit des Kulturmenschen gegenüber dem Naturmenschen als eine Art Folge der geistigen Ausbildung hingestellt. Unzweifelhaft ist die höhere geistige Leistungsfähigkeit eine Wirkung der Kultur. Man kann sie auch als eine physiologische Wirkung der Kultur bezeichnen, wenn man annimmt, daß die erwähnte größere Menge des Gehirns im Zusammenhange mit der geistigen Ausbildung durch die Kultur entstanden ist. Man darf aber nicht annehmen, daß die Entwickelung des Gehirns auf Kosten des übrigen Körpers stattgefunden habe, etwa so, daß die geistige Anstrengung stark störend auf die leibliche Lebensthätigkeit einwirke, und daß auf diese Weise die Körperschwäche des Kulturmenschen notwendig aus seinem

Digitized by Google

geistigen Fortschritte folge. Denn es läßt sich zeigen, daß die geistige und körperliche Entwickelung einander im allgemeinen durchaus nicht wechselseitig ausgleichen, sondern im Gegenteil Hand in Hand gehen. Eine gewaltige, nicht weniger als 36000 Individuen betreffende statistische Untersuchung Townsend Porters beweist, daß die größeren, schwereren und stärkeren Schulkinder desselben Alters durchschnittlich auch die geistig fortgeschritteneren sind. Als Maß der geistigen Fähigkeit ist hierbei das Urteil der Schule angenommen worden. Hiergegen würde man mit Recht Einspruch erheben, wenn es sich um die Betrachtung einzelner Fälle handelte. Aber für das Gesamtergebnis muß man diese Art der Schätzung wohl als hinreichend zuverlässig ansehen. Auf Grund dieser Statistik kann man also als festgestellt betrachten, daß die Entwickelung des Geistes der des Körpers keinen Abbruch thut und umgekehrt. Eben dasselbe lehren auch zahlreiche einzelne Fälle, in denen geistig hervorragende Menschen auch körperliche Vorzüge besaßen. Die Vorstellung, daß dieser Fall die Ausnahme darstellt, ist wohl, wie so manches andere Vorurteil, dadurch entstanden, daß ein starker Geist in einem schwachen Körper eine viel auffälligere Erscheinung bietet, und demnach auch bei dem Beurteiler einen tieferen Eindruck hinterläßt, als eine an Geist und Körper gleichmäßig ausgebildete Erscheinung. Dazu kommt, daß infolge der großen Bedeutung der geistigen Kräfte für alle menschlichen Verhältnisse, die Macht des Geistes auf den Körper, im Vergleich zu der des Körpers auf den Geist im allgemeinen überschätzt wird. Das eine ist ein Sieg des Höchsten, was der Mensch besitzt, über den gemeinen Staub, aus dem der Leib geformt ist, ein Sieg des Idealismus über den Materialismus. Das zweite ist ein alltägliches erniedrigendes Beispiel für die Abhängigkeit des Menschen von denselben Bedürfnissen und Gesetzen, die auch das Leben der Tiere regeln. So gern sich also der strebende Geist das erste Bild vor Augen stellt, so wenig wird ihn das zweite erfreuen können. Dies darf aber die physiologische Beobachtung nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß die Bethätigung des Geistes von der des Körpers nicht zu trennen ist, und daß der Körper mindestens ebensosehr den Geist, wie der Geist den Körper beeinflußt.

Ferner aber ist gar kein Grund, den geistigen Fortschritt zu der Abnahme der körperlichen Leistungsfähigkeit in Beziehung zu setzen, da eine viel einfachere und einleuchtendere Erklärung zur Hand ist. Die oben gegebene Uebersicht über die äußeren Bedingungen, denen Kulturmensch und Naturmensch unterliegen, weist unverkennbar darauf hin, daß die Unterschiede in der Ausbildung des Körpers von diesen äußeren Bedingungen abhängen. Und daß dies so ist, läßt sich unmittelbar durch den Versuch erweisen. Aendert man nämlich die Bedingungen, unter denen ein Kulturmensch lebt, in dem Sinne, daß sie sich denen nähern, die für Naturmenschen gelten, so ändert sich auch der Körper des Kulturmenschen, und erhält diejenigen Eigenschaften, deren Mangel ihn vorher von dem des Naturmenschen unterschied. Diesen Versuch braucht man nicht erst eigens anzustellen: In solchen Fällen, in denen sich die körperlichen Mängel des Kulturmenschen bis zu wirklicher Beschwerde, oder gar zu krankhaften Zuständen gesteigert haben, bedient sich die ärztliche Kunst längst dieses

Digitized by Google

einfachen Mittels, um die Widerstandsfähigkeit des Körpers zu heben. Die sogenannte Naturheilung beruht sogar fast ausschließlich auf diesem Grundgedanken. Die durch Staub, Keime oder die rätselhaften Wirkungen der „verdorbenen Luft" geschädigten Atemorgane werden in den Luftkurorten durch dauernden „Aufenthalt im Freien" gekräftigt, wozu insbesondere das Schlafen in freier Luft in den sogenannten Liegehallen gehört. Die Wirksamkeit der durch gleichmäßige Temperatur und dauernden übermäßigen Kleiderschutz verminderten Hautthätigkeit wird von neuem angeregt und unterhalten durch die zahllosen Bäderbehandlungen, und durch die Lahmannschen, Riklischen und anderen Sonnenbäder. Die Muskulatur wird bei Gesunden durch methodische Leibesübungen, bei Erkrankten durch entsprechende Bewegungskuren gestärkt, die sich hauptsächlich durch die Einführung der passiven Bewegungen und der Massage von den bei Gesunden üblichen Verfahren unterscheiden, im Grunde aber auf ganz dasselbe hinauslaufen. Dem Kreislauf, der durch dauernden Mangel an körperlicher Arbeit in Verfall geraten ist, wird bei der Oertelschen Kur durch mäßige Anstrengung im Bergsteigen eine erhöhte Leistung zugemutet, die der drohenden Verfettung des Herzens entgegenarbeitet. Die Beschwerden, die die Ueberladung des Darmkanals mit sich bringt, werden seit uralter Zeit mit Hungerkuren behandelt. Der Aderlaß, der sich in der älteren Medizin so großer Beliebtheit erfreute, mag in seiner Wirkung auf den Stoffwechsel eine ähnliche Bedeutung gehabt haben. Auch die Trinkkuren mit salinischen Wässern haben im wesentlichen dieselbe physiologische Bedeutung der Nahrungsentziehung. Trinkkur und Aderlaß kommen zwar beim Naturmenschen nicht vor, zeigen aber, daß die Entbehrung, die sie künstlich nachahmen, auf die Verdauungskraft günstig wirkt. Endlich pflegen gesunde wie kranke Kulturmenschen bewußt oder unbewußt dem Ueberhandnehmen einseitig geistiger Bethätigung durch Ferien und Erholungsreisen entgegenzuwirken, die gewöhnlich um so erfolgreicher sind, je vollkommener dabei die oben geschilderten Lebensbedingungen des Naturmenschen erreicht werden.

Was hier von der Wiederherstellung Kranker gesagt wurde, gilt selbstverständlich in erhöhtem Maße von der körperlichen Ausbildung Gesunder. Es bedarf nur eines geringen Maßes von Uebung und Abhärtung, um einen Kulturmenschen dem Naturmenschen in Bezug auf Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit des Körpers nahezu gleich zu machen. Die Anpassungsfähigkeit des Körpers in dieser Richtung wird gewöhnlich weit unterschätzt. Wenn der verwöhnte Kulturmensch gezwungen wird, die in ihm ruhenden Fähigkeiten ganz auszunutzen, was er freiwillig nicht thut, weil er die nötige Willenskraft nicht hat, und sich vor allerhand Folgen der Ueberanstrengung fürchtet, erstaunt er über sich selbst. „Ich hätte nie gedacht, daß man das aushielte." „Ich mußte eben, sonst hätte ich das nie gekonnt", pflegt es am Schluß der Berichte über Manöver- oder Kriegs-Strapazen zu heißen.

Wenn aber der Kulturmensch dieselben Fähigkeiten entwickeln kann, wie sie der Naturmensch besitzt, und dies nur deshalb für gewöhnlich nicht thut, weil es seine Lebensweise nicht erfordert, so beruht offenbar der physiologische Unterschied zwischen Naturmensch und Kulturmensch nur auf der Verschiedenheit der Lebensbedingungen.

Digitized by Google

Dann besteht also die ganze physiologische Wirkung der Kultur darin, daß sie gewisse äußere Einwirkungen vom Körper fern hält, und ihn dadurch hindert, sich an diese Einwirkungen zu gewöhnen. Die geringere Leistungsfähigkeit und die geringere Widerstandskraft des Kulturmenschen beruht auf Verkümmerung der betreffenden Organe durch Nichtgebrauch.

Unter dieser Formel kann man zwei verschiedene Vorgänge einbegreifen, nämlich erstens den Fall, daß ein Organ, das durch irgend welche Veränderung der äußeren Bedingungen nutzlos geworden ist, im Laufe vieler Generationen durch allmähliche Einwirkung der natürlichen Zuchtwahl verschwindet, oder daß ein Organ im Laufe der Entwickelung eines einzelnen Individuums infolge dauernder Unthätigkeit weniger gut ausgebildet wird. Letzteres gilt offenbar von der Haut, von der Muskulatur des Kulturmenschen. Damit ergiebt sich zugleich die Thatsache, daß die Minderwertigkeit der betreffenden Organe eine erst von jedem einzelnen Individuum erworbene Eigenschaft darstellt.

Der ganze Gang der vorstehenden Betrachtungen, der zur Beantwortung der ersten der drei anfänglich aufgestellten Fragen führt, läßt sich kurz in folgende Sätze fassen: Die Kultur strebt möglichst günstige Lebensbedingungen herzustellen. Dies gelingt ihr im allgemeinen nur, indem sie gewisse Schädigungen in Kauf nimmt. Auch abgesehen hiervon wirkt aber die Kultur nicht günstig auf den Körper, denn, indem er sich den günstigen Verhältnissen anpaßt, kommt ihm die Fähigkeit abhanden, ungünstigeren Bedingungen Widerstand zu leisten.

Dies alles bezieht sich nur auf die Einwirkung sehr verfeinerten Kulturlebens auf das einzelne Individuum. Wie eingangs auseinandergesetzt, ist die Frage nach der Einwirkung eines Kulturzustandes, wie er etwa im heutigen Europa besteht, auf die Gesamtheit der Bewohner auf Grund dieses Ergebnisses nicht zu beantworten. Es wird hier in Betracht kommen, daß die bisher als „Lebensbedingungen des Kulturmenschen" schlechthin bezeichneten Bedingungen nur für einen sehr kleinen Prozentsatz der Bevölkerung vorhanden sind, und es wird zu untersuchen sein, worin die physiologischen Wirkungen der Durchschnittsbedingungen bestehen.

Endlich ist für die Betrachtung der dritten Frage, nämlich die nach der Einwirkung der Kultur auf die Entwickelung des Menschengeschlechts im Laufe der Zeit, ein Gesichtspunkt gewonnen: Sofern die physiologischen Wirkungen der Kultur dem einzelnen Individuum neue Eigenschaften einprägen, sind diese als erworbene Eigenschaften anzusehen. Es wird wesentlich von dem Standpunkte abhängen, den man der Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften gegenüber einnimmt, zu welchen Schlüssen man gelangt. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhange die Betrachtung der Immunität gegen Krankheiten, und der offenbar fortschreitenden Ausbildung des Centralnervensystems. Die angedeuteten Fragen stellen ein großes Gebiet dar, das späterer Erörterung vorbehalten bleibt.

Digitized by Google

Die politische Auslese im Leben der Völker.

Dr. Paul von Kämpffe.

I.

Unsere Zeit ist erfüllt von kriegerischen und wirtschaftlichen Kämpfen der Völker untereinander oder innerhalb ihrer eigenen staatlichen Grenzen. Aber nur die wenigsten, die diese Ereignisse miterleben oder sie wissenschaftlich untersuchen, legen sich von den letzten natürlichen Ursachen Rechenschaft ab, aus denen diese inneren und äußeren Kämpfe entspringen und was schließlich die Ueberlegenheit des einen über den anderen Teil herbeiführt.

Obgleich der Darwinismus populär geworden und in das Bewußtsein der Gelehrten sowohl als auch eines großen Teiles der gebildeten Welt übergegangen ist, hat man doch wenig Neigung, die darwinistischen Prinzipien auch auf die politische Völkergeschichte anzuwenden. Bei Anlaß des Erscheinens der Politisch-anthropologischen Revue haben nun mehrere Zeitungen Veranlassung genommen, auf den inneren Zusammenhang hinzuweisen, der zwischen der natürlichen Entwickelungslehre und der politischen Kultur besteht. So schrieb die liberale Heidelberger Zeitung: „Die Verbindung der Worte politisch-anthropologisch ist eine durchaus zeitgemäße; sie bedeutet ein ganzes und zwar ein im höchsten Sinne modernes Programm. Wenn man Politik, Gesellschaft, Staat und Kirche verstehen will, dann muß man viel tiefer in das Wesen des Menschen eindringen, als dies bisher der Fall war. Man darf sich nicht damit begnügen, von geistigen Strömungen, von frischer Volkskraft, von entarteten Zeiten zu sprechen, sondern man muß viel energischer auf die ursprüngliche Begabung des Menschen zurückgehen, woran sie sich heftet, wodurch sie sich in den einander folgenden Geschlechtern verändert, wie sie zum festen Typus wird, wie sie erhöht, wie sie geschwächt werden kann. Wo es sich um ein Tier handelt, um einen Hund oder ein Pferd, da ist die Sache längst klar gelegt. Da wissen die Züchter ganz genau, daß sie ein Tier mit den von ihnen gewünschten körperlichen und intellektuellen Eigenschaften nur durch sorgsame Züchtung erhalten, durch angemessene Inzucht zur Befestigung der Art und durch angemessene Blutauffrischung zur Verhinderung der Entartung. Auf das Blut, auf die Abstammung kommt es an. Sollte es beim Menschen anders sein? Sollten seine körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften nicht ebenso sehr vom Blut, von der Abstammung bedingt sein, wie die des Tieres? Die verhältnismäßig junge Wissenschaft der Anthropologie, die den Menschen nach dieser Seite hin erforscht, hat uns jetzt schon Einsichten erschlossen, die von der allergrößten Bedeutung für das Sichverstehen der Menschheit sind.“ Auch die konservative „Post“ schreckt nicht davor zurück, das Problem aufzustellen, die Ergebnisse der Naturwissenschaften mit dem Geschichtsstudium zu verknüpfen und daraus Gesetze zu entwickeln. „Dann werden wir vielleicht beachtenswerte Aufschlüsse erhalten über Katastrophen und Wandlungen, die wir bisher vorwiegend aus politisch-militärischen Gesichtspunkten beurteilten und zu erklären versuchten, dann werden vielleicht Eigenschaften und

Digitized by Google

Zustände, die wir bisher nur aus äußeren Kräften resultieren ließen, eine neue anthropologische Beleuchtung erfahren."

Deutlicher kann die Aufgabe der historischen und politischen Anthropologie nicht ausgedrückt werden als es in diesen Sätzen geschehen ist. Sie sind ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Ideen Gobineaus, Darwins und Nietzsches endlich einen wohlthätigen Einfluß auf den öffentlichen Geist auszuüben beginnen.

II.

Besonders sind es zwei Ereignisse der politischen Zeitgeschichte, die von dem gekennzeichneten Standpunkt aus den darwinistischen Kulturforscher interessieren, die Kämpfe zwischen Engländern und Buren sowie die revolutionären Bewegungen in der Türkei und in Rußland.

In Südafrika sahen wir in kriegerischen Kämpfen die Kräfte zweier Nationen sich messen. Der Friede ist geschlossen, aber von einem eigentlichen Siege der einen über die andere Nation wird kaum die Rede sein können. Gegen dreißigtausend Menschen hat England an Toten und Invaliden dort verloren. Man kann aber nicht sagen, daß es die Blüte der englischen Nation sei, die dort zum Aderlaß gelangt ist. Im Gegenteil, England wird eine große Anzahl von in ihren Instinkten minderwertigen Elementen verloren haben; denn es sind keineswegs die besten, die im englischen Söldnerheer sich anwerben lassen. Englands Verlust ist im wesentlichen eine Einbuße an imponderabelen Werten. Im übrigen ist die Kraft und Gesundheit der angelsächsischen Rasse, die Nordamerika, Australien und andere Kolonien mit ihren Kindern überflutet hat, noch groß genug, um ihre physiologischen Verluste wieder auszugleichen. Das Märchen vom Niedergang Englands ist vorläufig nur eine Erfindung seiner konkurrierenden Neider.

Anders wirkt dagegen die kriegerische Auslese bei Völkern, welche die allgemeine Dienstpflicht üben, wie bei den Buren, die wegen ihrer geringen Zahl nicht viel Blut zu verlieren haben. In einem solchen Volke ist jeder Bürger ein kostbares Glied der Gemeinschaft und der Zukunft der Rasse. In einem fast zweihundertjährigen Kampfe mit dem Klima und wilden Völkerschaften hat dieses aus Holländern, Franzosen, Engländern und Deutschen gemischte Volk eine harte und strenge Naturzucht durchgemacht, durch die alle an Organen und Instinkten schwachen Individuen ausgerottet und von der Fortpflanzung ausgeschaltet wurden. Nach den Untersuchungen des Anthropologen Gustav Fritsch ist es vornehmlich der niederdeutsche Rassenanteil gewesen, der sich schließlich am besten durchgesetzt und erhalten hat. „In dem Kampf ums Dasein", schreibt er, „welchen die bunt durcheinander gemischten Nationalitäten begannen, triumphierte, als offenbar mit der umgebenden Natur am besten in Einklang, das holländische und deutsche Element, so daß holländisches Phlegma und deutsche Ausdauer zu den hervorstechendsten Charaktereigenschaften der Buren gehören; von der französischen Lebendigkeit ist kaum mehr etwas in ihnen nachweisbar. Sie nennen sich aber jetzt mit Stolz Afrikander und der wirkliche Holländer ist ihnen ebensowohl ein Uitländer als der Engländer."

Digitized by Google

Es ist von prinzipieller politisch-anthropologischer Wichtigkeit, sich darüber klar zu werden, daß eine solche Anpassung nicht etwa derart vor sich geht, daß der einzelne sich anpaßt und diese neu erworbene vorteilhafte Eigenschaft dann auf seine Nachkommen vererbt, sondern es ist ein Prozeß der erhaltenden Auslese der einen und der vernichtenden Ausmerzung der anderen Elemente, so daß der überlebende passendere Teil und seine ebenso veranlagte Nachkommenschaft von nun an vorwiegend die Rasse zusammensetzt. Denn organische Auslese und Vererbung beherrschen das historische Schicksal der Völker in ausschlaggebendem Maße. Dabei kommt es in erster Linie auf den „Selektionswert" der Individuen an, die überleben und sich fortpflanzen, und auf den „Eliminationswert" derjenigen, die als ungeeignet aus dem Rasseprozeß ausgeschaltet werden. Unter Rasseprozeß ist der physiologische Vorgang zu verstehen, der die erblichen Eigenschaften einer Generation innerhalb einer Gemeinschaft unverändert, verbessert oder verschlechtert auf die nachfolgende Generation durch organische Fortpflanzung überträgt. Dieser Erhaltungs- und Fortpflanzungswert der Individuen oder sein „Rassewert" ist in erster Linie von der Naturlage eines Volkes abhängig, d. h. davon, ob es im Zustande des Krieges oder Friedens herangezüchtet worden ist. Diese Naturlage schafft, nach einem Ausdruck Spencers, hier mehr einen kriegerischen, dort mehr einen industriellen Typus. Die Buren haben im Kriege mit den Engländern eine außerordentlich starke physische Widerstandskraft gezeigt, die das Ergebnis einer lange Generationen hindurch wirksamen natürlichen Auslese in einem kriegerischen Daseinskampfe ist. Die Hartnäckigkeit, mit der die Buren ihre Unabhängigkeit verteidigten, entsprang einem angebornen herangezüchteten Naturinstinkt ihrer Rasse. Kriege können von der größten wohlthätigen Wirkung auf die physiologische Läuterung und Stählung einer Rasse sein. Doch hängt dies von der Art der Konskription, der Bewaffnung und der Zahl eines Volkes ab. Ein zu kleines Volk kann sich zu leicht verbluten. Diese Erkenntnis war den Buren gekommen, als sie die Waffen vor dem Sieger streckten. Es trat eine höhere Pflicht als die Bewahrung der politischen Freiheit in ihre Rechte: Die Pflicht der Selbsterhaltung der Rasse unter ungünstigeren äußeren Umständen. Für die Freiheit ist die Burenrasse auf die Dauer aber nicht verloren; sie wird sich zu einer anderen Zeit eine neue Form erobern, um sich im Interesse der Menschheit durchzusetzen.

III.

Wie die inner-politischen Umwälzungen, Klassenkämpfe und Bürgerkriege im Leben der Staaten auf die natürlichen Kräfte der sie zusammensetzenden Rassen fördernd oder hemmend einwirken, ist eine Frage, die nur für den einzelnen Fall entschieden werden kann.

Rußland und die Türkei sind die einzigen größeren Länder Europas, deren Bewohner noch unter dem Druck der absoluten Selbstherrschaft eines Despoten stehen. Die revolutionären Bewegungen nehmen neuerdings einen immer mehr akuten und zur Krisis drängenden Charakter an. Die Völker sind in einem inneren Aufruhr; die obersten und begabtesten Schichten drängen nach zeitgemäßen Reformen, nach politischer Freiheit und Selbstbestimmung,

Digitized by Google

wenigstens nach einer Mitwirkung am politischen Regiment. Ein solcher Krieg des Volkes gegen eine schwerfällige reaktionäre und machtvolle Staatsgewalt kann für die Rasse des betreffenden Staates zu einem Verhängnis und Unheil werden, wenn der blutige Aderlaß am Volke zu lange dauert und dadurch erschöpfend wirkt. Seit Jahren melden die Zeitungen täglich Nachrichten über das grausame Wüten der reaktionären Staatsmacht gegen das eigene Fleisch und Blut der Nation. Landesverweisungen, freiwillige oder gezwungene Auswanderungen, Kerkerzellen, Aechtungen, Konfiskationen, Hinrichtungen von „politischen Verbrechern", das sind die Mittel einer negativen politischen Auslese, durch welche eine Rasse dezimiert und in ihren besten Schichten ausgerottet wird. Denn es sind meist die Idealsten, Freiheitliebendsten, Unternehmendsten, die in die vorderen Reihen dieses Kampfes treten und todesmutig ihre Existenz und ihr Leben dem hohen Ziele opfern. Gelehrte, Litteraten, Studenten, die intelligenten Schichten der Arbeiterklasse werden mit roher Gewalt zerdrückt. Es wäre eine interessante und zugleich erschreckende Statistik, wenn man die Zahl der Opfer in Rußland und in der Türkei feststellen könnte, die in den letzten Jahrzehnten den politischen Henkern in die Hände gefallen sind. Durch ihre Vernichtung werden aber die organischen Träger der besten Instinkte und geistigen Befähigungen ausgerottet und damit nicht nur der politische, sondern auch der wissenschaftliche und wirtschaftliche Erfindungs- und Unternehmungsgeist auf ein niedriges Niveau herabgedrückt.

Eine ähnliche verderbliche politische Auslese findet in Finnland statt. Die russische Tyrannei treibt alle national und freiheitlich gesinnten Leute aus dem Lande, namentlich die jungen unternehmenden Männer wandern in Scharen nach Nordamerika aus. In Deutschland ist auch ein Ländchen bekannt, das seine besten Söhne infolge seiner rückständigen Zustände in die Fremde treibt — Mecklenburg.

Die sklavischen Naturen bleiben durch solche Auslese-Vorgänge erhalten, und so wird allmählich eine lenksame unselbständige Sklavenrasse herangezüchtet, die in ihrer Genügsamkeit das Joch des Despotismus gerne und glücklich trägt, — eine Rasse von freiwilligen Knechten, die ebenso bereit ist, kühnen Demagogen unterthan zu sein, wie angestammten Fürstenhäusern.

In einer Bittschrift von Professoren an den russischen Kaiser heißt es: „Durch die Bedrückung werden die besten Triebe ausgelöscht und an ihre Stelle der Einfluß selbstischer Beweggründe gesetzt, der ohnehin schon so mächtig in unserem täglichen Leben ist; in diesen Bedingungen eine Generation aufwachsen zu lassen, heißt einen Zustand in dem Leben eines Volkes schaffen und erhalten, der schließlich zum Niedergang und zum Absterben führt." In diesem Schriftstück ist nur von psychologischen Wirkungen die Rede. In Wirklichkeit sind sie aber physiologisch aufzufassen. Die „besten Triebe" sind organisch an Individuen und Familien gebunden, die unter reaktionären öffentlichen Zuständen auswandern, nicht emporkommen oder direkt untergehen. Aber alle Elemente und Familien, die sich den durch die reaktionären Zustände geschaffenen Auslese-verhältnissen durch ihre natürliche Anlage anzupassen vermögen, die pflanzen sich in größerer Zahl fort und bekommen das anthropologische

Digitized by Google

Uebergewicht. Man muß nur bedenken, daß solche Zustände Jahrhunderte dauern und in 10—15 Generationen eine Rasse durch „verkehrte Auslese", namentlich in ihren Instinkten, umändern können. Soziologen und Historiker sollten immer erwägen, daß ein Volk aus leibhaftigen Individuen und Familien besteht, die ungleich an politischem und kulturellem Wert sind, und daß für das Schicksal des Staates alles darauf ankommt, welche Individuen und Familien durch den Mechanismus der sozialen Auslese überleben oder nicht. Denn wir dürfen nie vergessen, daß einem jeden Volke nur eine begrenzte Zahl von Begabungen und Talenten auch in politischer Hinsicht von der Natur zugemessen ist, und daß diese politisch begabten und mit kräftigen Instinkten ausgerüsteten Individuen, die zugleich die Gefahren und die Verantwortung der Macht zu tragen imstande sind, einen unersetzlichen, kostbaren organischen Schatz der Rasse bedeuten. Die politische Befähigung ist eine eigenartige Naturanlage, welche durch Herrschaft zur Ordnung führt. Je mehr eine Rasse solche Individuen und Familien besitzt, um so selbständiger und demokratischer ist ihr Staatswesen.

Aber Rußland und noch viel mehr die Türkei haben nur eine sehr dünne Bevölkerungsschicht derartig talentierter Individuen. Sie können darum einen blutigen Aderlaß an ihrem natürlich-geistigen Adel um so weniger verschmerzen und durch physiologischen Nachwuchs wieder ausgleichen. Für Rußland und die Türkei kann der historische Anthropologe als voraussichtliches Ergebnis dieser inneren Bürgerkriege den gänzlichen Ruin jener Staaten samt ihren Herrscherdynastien verkünden, wenn nicht baldige Reformen dem berechtigten Drängen nach einem gewissen Maß innerer politischer Freiheit entgegenkommen und nicht das Wüten gegen das eigene beste Blut eingestellt wird. Rußland und die Türkei könnten aus den historischen Schicksalen anderer Völker lernen. Der Untergang des griechischen und des römischen Reichs ist nicht zum wenigsten einem ähnlichen Prozeß geschuldet. Frankreich und Deutschland haben in ihrer politischen Geschichte infolge der Unbesonnenheit und reaktionären Gesinnung der Dynasten viel edles Blut durch Tod, Verbannung oder Auswanderung für immer verloren. Sie leiden täglich noch an dieser Wunde, die nie vernarbt. Aber Hegel hat recht, wenn er sagt, daß die Völker und Könige nie etwas aus der Geschichte gelernt haben. Sie wollen nichts daraus lernen. Ihnen ergeht es wie den einzelnen Menschen. Alles Lebendige will seine eigenen Triebe austoben und nach seiner eigenen Art das Schicksal erfahren, und nur selten hat die Erkenntnis einer unmittelbar drohenden Gefahr einen Staatsmann veranlaßt, die Vergangenheit um Rat zu fragen.

IV.

Die politische Freiheit eines Volkes ist das Ergebnis seiner anthropologischen Struktur und historischen Vergangenheit. Aus diesen Gründen können Türkei und Rußland nie eine reine freie Demokratie werden. Denn die politische Völkergeschichte zeigt, daß nur da eine freiere Staats-Verfassung bei modernen Völkern möglich ist, wo dieselbe allmählich entwickelt und ausgereift worden ist. Plötzliche Revolutionen haben ein bisher despotisch regiertes Volk noch nie zur politischen Freiheit gebracht. Die Entwickelung

Digitized by Google

eines Volkes zur Freiheit ist ein langwieriger Naturprozeß, der im innersten Grunde auf einer organischen Rassenzüchtung beruht, welche die natürlichen Instinkte der Freiheit gleichsam in Fleisch und Blut einverleibt. Denn die politische Freiheit ist nicht eine bloße soziale Institution, sondern ein natürlicher Rasseninstinkt. Ein Volk kann nie zur Freiheit reif und mündig werden, wenn es nicht zur Freiheit geboren ist. Die Ethnologen haben gezeigt, daß es von Natur friedliebende und unterwürfige Rassen, sowie kriegerische nach Macht und Herrschaft strebende Stämme giebt. Die letzteren sind zugleich auch die unternehmenderen und freiheitliebenderen, sie sind die politischen Rassen. Alle politischen Verfassungen und Einrichtungen versagen daher auf die Dauer, wenn sie künstlich aufgepfropft sind und den natürlichen Instinkten der Volksseele nicht entsprechen, mögen sie auch mit tausend Siegeln und Eiden in papierenen Urkunden garantiert und beschworen sein.

Eine wirkliche dauernde Demokratie ist aber nur da vorhanden und überhaupt möglich, wo eine einheitliche reine Rasse besteht oder wo ein Volk aus gleichwertigen Rassenelementen zusammengesetzt ist. Weil diese Bedingungen aber so selten sind, so finden wir in der sozialen Geschichte reine Demokratien so wenig vertreten. Oefter finden wir dagegen demokratische Gleichberechtigung innerhalb der herrschenden Klassen, — eine partielle Demokratie, insofern die herrschenden Klassen reine und unvermischte Rasse darstellen. Meistens aber, auch bei allen modernen Völkern, ist die anthropologische Struktur derart, daß die Völker aus verschiedenartigen und verschiedenwertigen Rassen zusammengesetzt sind. Diese anthropologischen Ungleichheiten führen aber immer zu ökonomischen und geistigen Unterschieden und damit zur Unmöglichkeit einer echten Demokratie. Es ist bei fast allen demokratischen Verfassungen der modernen Staaten der Fall, daß die soziale Machtlage und das geschriebene politische Gesetz nicht übereinstimmen. Die demokratischen Bestimmungen moderner Staatsverfassungen stehen nur auf dem Papier. Die Wirklichkeit macht sie immer wieder illusorisch. Das ist die beständige Klage der Demokraten in ihrer Kritik politischer Zustände. Sie nennen das Ungerechtigkeit und Willkür. In Wirklichkeit setzen sich hier jedoch anthropologisch-soziologische Kräfte mit Naturnotwendigkeit durch. Wo die Rassenunterschiede groß sind, da sind Sklaverei und Despotismus allzu natürlich; wo sie weniger groß sind, bilden sich Zwischenstufen zwischen Aristokratie und Demokratie, wie bei den meisten modernen Kulturstaaten. Auch da, wo offiziell die Demokratie dekretiert wird, wie in Frankreich und Nordamerika, herrscht nur eine scheinbar demokratische Politik. In Wirklichkeit machen sich die anthropologischen und ökonomischen Ungleichheiten immer wieder in irgend einer Form der sozialen Aristokratie bemerkbar. Denn die Aristokratie ist eine soziale Naturnotwendigkeit, und noch mehr, sie ist notwendig zu aller kulturellen Höherentwickelung. Man sagt scherzhaft im Bilde, daß kein Mensch aus seiner Haut fahren kann. Aber auch in der Staatengeschichte giebt es organische Gebundenheiten und Notwendigkeiten, denen kein Volk zu entrinnen vermag.

Digitized by Google

Die preußische Polenpolitik.

Karl Jentsch.

Die von den sich deutschnational nennenden Parteien geforderte und von der preußischen Regierung betriebene Polenpolitik halte ich für das Ergebnis eines Geflechts von Irrtümern. Den Grundirrtum bezeichnet das Wort Nationalstaat. Daß die Nation, oder um Mißverständnissen vorzubeugen, das Volkstum, die Rasse, die natürliche Grundlage für die Staatenbildung abgiebt, ist ein von niemand bestrittener Gemeinplatz. Etwas anderes ist es, wenn man den Nationalstaat als das Ideal preist, d. h. einen Staat, der nur aus Angehörigen desselben Volkes besteht und dessen Grenzen mit der Sprachgrenze zusammenfallen. Die Zustände der reinen Nationalstaaten, die wir kennen, sind weder beneidens- noch rühmenswert. Am gesündesten steht Dänemark da, aber es seufzt über seine Kleinheit und politische Ohnmacht. Dasselbe kann man von Holland sagen. Schweden und Norwegen verdanken ihren verhältnismäßig auch noch günstigen Zustand der nördlichen Lage und der Armut ihrer Heimat, die Eroberer nicht lockt, und der Zerstreuung der spärlichen Bevölkerung über einen weiten Raum, die die Gelegenheiten zu Konflikten vermindert. Italien hat Europa geistig beherrscht und die Elemente der modernen Kultur erzeugt im 13. und 14. Jahrhundert, wo es in einander befehdende Kleinstaaten zerfallen und zum Teil von Ausländern beherrscht war; heute wälzt es sich in schmerzhaften Konvulsionen, ohne auf irgend einem Gebiete Hervorragendes zu leisten, und ist geistig und wirtschaftlich ohnmächtig. Spanien und Portugal braucht man nur zu nennen, so ist das Urteil schon gesprochen. Von Frankreich hat, wie wir im ersten Hefte dieser Zeitschrift (Seite 67) lesen, kürzlich ein Naturforscher gesagt: „Welche Gefahr für den Staat im Versiegen der Fruchtbarkeit, im Stocken der Volksvermehrung liegt, sehen wir an unserem Nachbarlande Frankreich.“ Und er hat hinzugefügt: „Starkes Anwachsen der Volkszahl dagegen erfordert unbedingt Ausdehnung der Wohngebiete.“ Darnach haben alle lebenskräftigen Völker mit Ausnahme der mittelalterlichen Italiener in der Zeit ihrer Blüte gehandelt. Die Griechen haben alle Barbarenländer mit Kolonien umsäumt und zuletzt in der Person Alexanders das persische Reich erobert. Die römische Herrschaft ist gewachsen, so lange die Römer Lebenskraft hatten. Der Stillstand des Wachstums war das Symptom der beginnenden tödlichen Krankheit. Das deutsche Volk hat sich nach Süden, Westen und Osten ausgedehnt, so lange es völlig gesund war, d. h. bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts. Im 15. und 16. Jahrhundert erkrankte es zum Tode, im 17. wurde es die Beute von Eroberern und verfiel einem an Tod grenzenden Siechtum, aus dem es im 18. und 19. zu neuem Leben erstand. Die Engländer haben im 15. Jahrhundert das halbe Frankreich unterjocht, und dann ihr überseeisches Weltreich zusammenerobert. Leben ist in allen Gebieten gleichbedeutend mit Veränderung, Mischung, Kampf und Wachstum, und das Gleichgewicht von sechs großen Nationalstaaten, von dem man eine kurze Zeit geträumt hat, würde der Tod Europas sein. Im reinen und geschlossenen Nationalstaat, das lehrt die Weltgeschichte, verkümmert und verdorrt das Volk.

Digitized by Google

Der oben zitierte Naturforscher, Wilser, fügt der Forderung: Ausdehnung der Wohngebiete, bei: „d. h. in der Neuzeit Erwerbung überseeischer Gebiete". Darin liegt ein zweiter Irrtum, vorausgesetzt, daß das deutsche Volk gemeint ist. Denn für die Westmächte gilt das Wort freilich. England ist eine Insel, also kann sich sein Volk nur überseeisch ausdehnen. Frankreich ist auf zwei Seiten vom Meere umschlossen, an die Eroberung Spaniens kann es nicht denken, weil die Spanier, wie immer sie sonst sein mögen, jedem Versuch einen ebenso unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen würden wie 1808, und wäre la belle France so toll, ein zweites Mal mit dem wiedererstandenen Deutschen Reiche anzubinden, so würde sie sich verbluten. Auf überseeischen Erwerb angewiesen zu sein, ist nun aber für eine wachsende Nation durchaus kein Glück. Solcher Besitz mag die überschüssige Bevölkerung aufnehmen, mag den Reichtum vermehren, politisch ist er nicht ein Machtzuwachs, sondern ein Element der Schwäche. Ueberseeische Kolonien verstärken die Wehrkraft nicht, sondern schwächen und zersplittern sie, weil sie geschützt werden müssen. Hätten die Feinde Englands gewollt, d. h., hätten die Regierungen dasselbe gewollt, wie die Völker, und hätten sie die Zeit benützt, wo die ganze englische Wehrkraft tausend Meilen weit von der Heimat entfernt mit einer Hand voll Bauern vergebens rang, so läge das englische Weltreich jetzt in Stücke zertrümmert da. Nur zusammenhängender Landbesitz gewährt festgegründete Macht. Darum ist das auf ungeheuer breiter Grundlage ruhende Rußland trotz elender innerer Zustände den Engländern überlegen. Die drei Machtelemente der Staaten sind Volkszahl, Tüchtigkeit des Volkes und Boden. England hat die ersten zwei, dieselben beiden hat das Deutsche Reich. Daß Rußland nur das erste und letzte hat, unterscheidet die Lage der Deutschen von der seiner westlichen Nachbarn: unsere Ostgrenze ist offen, trotzdem es als Glaubenssatz gilt, daß wir auf allen Seiten hermetisch eingesperrt seien.

Frankreich erobern wollen, das wäre Wahnsinn und Verbrechen. Eroberungskriege haben nur in den zwei Fällen einen vernünftigen Zweck und sittliche Berechtigung, daß entweder ein Volk von hoher Kultur einen unkultivierten Nachbar in seinen Dienst nehmen, oder ein begabtes Barbarenvolk die Kulturfrüchte eines absterbenden Kulturvolkes und dessen Kultur selbst sich aneignen will. Völker von gleicher Kulturhöhe dürfen keine Eroberungskriege gegen einander führen. Die Russen aber sind kein Kulturvolk. Was sie an Kulturgütern haben, das haben sie dem Westen entlehnt, und es ist noch nicht einmal der äußerst dünnen Schicht ihrer geistigen Aristokratie in Fleisch und Blut übergegangen, ja es wird von ihr, wie Tolstoi beweist, gar nicht verstanden. Daß Rußland vorübergehend die Rolle einer Großmacht, sogar einer Weltmacht spielen kann, verdankt es einer Kombination günstiger Umstände. Sein Volk ermangelt in noch höherem Grade als die übrigen Slaven aller politischen Fähigkeiten. Deutsche Waräger sind die ersten gewesen, die es politisch organisiert haben, und das Werk des genialen Despoten Peter würde nach seinem Tode zerfallen sein, wenn nicht seine Dynastie durch eine reinblütige deutsche verdrängt worden wäre, die sich mit einem Stabe deutscher, schwedischer, finnischer, polnischer (die Polen sind, obwohl Slaven,

Digitized by Google

immerhin noch höher begabt, als die Russen) Beamten und Offiziere umgeben hat. Diese ausländische Bureaukratie hat mit immerwährender Heranziehung ausländischer, vorzugsweise deutscher Intelligenz und Arbeitskraft und ausländischer Kapitalien den äußeren Rahmen des modernen Staates und ein modernes Kriegsheer geschaffen, das Barbarenvölker, die noch tiefer stehen als die Russen, zu unterjochen und zu beherrschen vermag. Der Angriff des ersten Napoleon hat dann diesem bloß durch äußerliche mechanische Bande zusammengehaltenen, nicht innerlich organisierten Gemeinwesen den Schein der Unbesiegbarkeit verliehen. Aber der Feldzug von 1812 war sogar, nach den Verhältnissen und technischen Mitteln seiner Zeit beurteilt, schlecht vorbereitet und unzweckmäßig geführt, und den heutigen Verkehrsmitteln bereiten weite Räume und große Entfernungen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr. Die Niederlage Napoleons hatte noch die weitere Folge, daß der russische Zar, zufällig auch gerade noch ein liberalisierender Romantiker, als der Befreier und Retter Europas gefeiert wurde, und in der Zeit der heiligen Allianz fügten die dynastische Politik, die Furcht der Höfe vor der Revolution und das Wettkriechen der Fürstlichkeiten, namentlich der mit Verschwägerung begnadigten, zum ersten Nimbus den zweiten: der Zar wurde neben dem Papste das Symbol und der Hort der Legitimität, der Autorität und der Ordnung.

Nun ist aber der Russenstaat das Urbild der Autoritätlosigkeit, der Revolution in Permanenz und der Unordnung, und sein innerpolitisches Leben ein Fäulnisprozeß, in dem nicht bloß das Volk, sondern sogar der Boden verdirbt: weil die elende russische Wirtschaft das Schwarzerdegebiet teils versanden, teils versumpfen läßt, verhungern Menschen und Vieh zu Hunderttausenden auf dem fruchtbarsten Boden Europas. Dadurch ist den Deutschen das Recht verliehen und die Pflicht auferlegt, einzuschreiten; weit deutlicher ist das zu erkennen, als zu der Zeit, wo Rußland, Preußen und Oesterreich dieses Recht dem zerrütteten Polen gegenüber geltend machten. Es ist dasselbe Recht und dieselbe Pflicht, die jedes Kulturvolk dem benachbarten Barbaren- oder Naturvolk gegenüber hat. Gott hat — ich bin gläubiger Theist, aber der naturalistische Atheist muß auf einem anderen Gedankenwege erst recht zu demselben Ergebnis gelangen — Gott hat die Erde dem Menschengeschlecht zur Verwaltung und Benutzung übergeben, und wenn ein Volk seinen Anteil so schlecht verwaltet, daß es zu Grunde geht und seinen Boden zu Grunde richtet, ein tüchtiges Nachbarvolk aber, dem sein Land zu eng wird, imstande ist, auf demselben Boden glückliches Leben und höhere Kultur zu schaffen, so muß dieses dem unfähigen Nachbar Besitz und Herrschaft aus der Hand nehmen, und das gereicht auch dem depossedierten zum Heil, das unter einer vernünftigeren und gerechteren Herrschaft nur gewinnen kann. Durch den europäischen Firniß des russischen Staates darf man sich nicht dazu verleiten lassen, die Lage anders zu beurteilen, als wenn die sarmatische Ebene von Tataren oder Chinesen oder Negern bewohnt wäre. Um so schlimmer, wenn es eine deutsche Dynastie und deutsche Beamte sind, die hundert Millionen Barbaren gegen uns zusammentreiben und drillen, anstatt sie uns dienstbar zu machen. Es wäre unglaubliche Thorheit, wenn sich das deutsche Volk durch

Digitized by Google

die Ehrfurcht vor der leeren Form: europäische Großmacht, den Weg nach Osten versperren lassen wollte, nach der russischen Ebene und dem erst nach Zertrümmerung des Zarenreiches zugänglichen Kleinasien, Syrien und Babylonien. Ich verkenne nicht die guten Gründe, welche Bismarck bestimmt, ja gezwungen haben, eine der hier empfohlenen Politik gerade entgegengesetzte einzuschlagen. Ich nenne die vorläufige kleindeutsche Lösung der deutschen Frage nicht falsch, aber es wäre finis Germaniae, wenn sich die Ueberzeugung allgemein festsetzte, daß diese Lösung definitiv sei. Die Gründe, die Bismarck bestimmt haben, will ich nicht aufzählen; sie sind allgemein bekannt; einer davon ist die Narrheit der Franzosen, die, wenn sie Vernunft annehmen wollten, einsehen müßten, daß sie vom deutschen Volke nichts zu fürchten haben, weil sein Expansionsdrang sich nirgend anderswohin als ostwärts Luft machen kann. Die Unlust der ordnungsliebenden, in jedem Sinne des Wortes reinlichen preußischen Bureaukratie, sich mit einem Gemisch von Halb- und Ganzasiaten zu belasten, weiß ich, da mir polnische Wirtschaft ein Greuel ist, vollauf zu würdigen, aber die Weltgeschichte kümmert sich nicht um private Bedürfnisse und Abneigungen; bei Existenzfragen heißt es: friß Vogel oder stirb! Und mit Negern und mit den schmutzigsten aller Menschen, den Chinesen, hat man sich ja schon eingelassen — ohne zwingende Not meiner Ansicht nach. Wie die Gründung dieses zukünftigen großdeutschen Reiches vor sich gehen wird, das weiß ich natürlich nicht. Man hat meine Phantasien gefährlich genannt, weil sie Konflikte heraufbeschwören können. Aber gelegentliche Aeußerungen eines einzelnen sind doch viel weniger geeignet, das Ausland zu erregen, als die täglichen Trompetenstöße einer zahlreiche Vereine umfassenden Partei, die unaufhörlich eine Aera alldeutscher Weltpolitik ankündigt, zwar niemals deutlich sagt, wo eigentlich das deutsche Weltreich liegen soll, und beim Worte genommen, z. B. in Beziehung auf Oesterreich, jedesmal beteuert, daß ihr Eroberungspläne fern liegen, die aber trotzdem nicht bloß bei den Westslaven und in Rußland, sondern sogar bei den Yankees Argwohn und Haß erregt hat. Uebrigens habe ich, als ich das erste Mal mit diesen Gedanken hervortrat, ausdrücklich gesagt, so etwas sollte eigentlich gar nicht öffentlich ausgesprochen werden; es müßte sich im Volke vertraulich herumsprechen; formlose Vereinigungen ohne äußerliche Vereinsorganisation müßten sich die Verbreitung zum Ziele setzen, etwa so wie in den Jahren des Sozialistengesetzes der sozialistische Gedanke in jeder Werkstatt und von Werkstatt zu Werkstatt verbreitet worden ist, oder wie jetzt der großpolnische Gedanke von Person zu Person und von Familie zu Familie verbreitet wird. Ich bin aber schließlich damit hervorgetreten, weil es mir schien, daß zwei meiner Ueberzeugung nach falsche, wenn auch einander entgegengesetzte Anschauungen (die vom saturierten Deutschland und die von der Zukunft auf dem Wasser) vom ganzen Volke Besitz nähmen und dadurch dieses seinem weltgeschichtlichen Berufe: Osteuropa und Westasien zu kultivieren und dadurch sich selbst vor der drohenden Verkümmerung zu retten, untreu machten. Da schien es mir doch höchste Zeit, daran zu erinnern, daß das deutsche Volk gesund, stark und herrlich dagestanden hat, solange es sich kolonisierend nach Osten ausdehnte, daß es anfing zu verkümmern, sobald diese Expansion ins

Digitized by Google

Stocken geriet, und daß es sie wieder aufnehmen muß, wenn seine Auferstehung der Beginn eines langen und glücklichen Lebens sein soll. Es kommt mir also nur darauf an, den Zug nach Osten wieder zu wecken, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts schon erwacht war und viele deutsche Landwirte und Handwerker zu gedeihlichem Schaffen nach Posen, Galizien und russisch Polen geführt hatte, dann aber durch die Bismarcksche Politik und die stürmische industrielle Entwickelung zum Umschlag in den Zug nach Westen gezwungen worden war. Dringt nur erst einmal die Ueberzeugung durch, daß unser Kolonialland im Osten und Südosten liegt, so wird der Zug dahin in Wechselwirkung mit den politischen Beziehungen den richtigen Weg zur Gründung von Neugroßdeutschland schon finden, die selbstverständlich nur etappenweise, zunächst durch Ansiedelung von Bauern in Westrußland, vor sich gehen kann.

Mit der auswärtigen Politik ist die innere durch hundert Fäden verbunden, von denen nur zwei aufgezeigt werden sollen. Der Not der Landwirtschaft kann einzig und allein durch Kolonisation abgeholfen werden. Schutzzölle erhöhen den Getreidepreis, diese Erhöhung steigert die Grundrente, die Steigerung der Grundrente steigert den Kaufpreis der Landgüter, und der nächste Besitzer ist infolge des hohen Kaufpreises übler daran als sein Vorgänger. Zugleich zwingt der hohe Bodenpreis, der dem Unbemittelten den Grundbesitz sperrt, die ärmere Dorfbevölkerung zu immer stärkerem Abwandern in die Industrie. Diese leidet immer mehr an Hypertrophie, die Reingewinne und die Arbeitslöhne sinken, die Industriellen schreien im Verein mit den Arbeitern nach wohlfeilem Brot und Fleisch, die Agrarzölle fallen, und das einströmende wohlfeile Korn bringt in dieser zweiten Krisis die Landwirte vollends um, welche die erste mit Hilfe der Agrarzölle überstanden hatten. Um die Landwirtschaft möglichst vor Krisen zu bewahren (vollständig ist es in einem Lande mit wachsender Bevölkerung nicht möglich), muß für zweierlei gesorgt werden: 1. für wohlfeilen Kolonialboden, auf dem der überschüssige Nachwuchs des Gutsbesitzers ohne Belastung des Stammguts versorgt werden kann; 2. für die von List und Carey empfohlene enge räumliche Verbindung von bäuerlicher Landwirtschaft und Gewerbe, die es den Bauern möglich macht, die Handwerker und Industriearbeiter wohlfeiler mit Nahrungsmitteln zu versorgen als das Ausland, weil sie, alle ihre Produkte in unmittelbarer Nähe absetzend, gar keine Transportkosten haben. Dieses zweite, eine Gewerbe und Landwirtschaft organisch und innig verbindende innere Kolonisation, wird wiederum nur durch das erste, die auswärtige Kolonisation ermöglicht, weil nur diese den Preis des inländischen Bodens so niedrig hält, daß sich Bauern, Handwerker und Fabriken von mäßigem Umfang leicht ansiedeln können. Der andere Faden, an den ich erinnern muß, ist das Bedürfnis nach — Sklaven. In der ganzen Weltgeschichte hat es noch niemals ein stark differenziertes Volk von hoher Kultur ohne Sklaven gegeben; Differenzierung bedeutet aber hauptsächlich Scheidung in Herren und Knechte. Der Name und die juristische Formulierung der Arbeits- und der Abhängigkeitsverhältnisse sind von ganz untergeordneter Bedeutung. Jeder Kenner der englischen Arbeiterzustände in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts weiß, daß es in der altheidnischen und in der jetzigen

Digitized by Google

mohammedanischen Sklaverei nichts giebt, was sich an Grausamkeit damit vergleichen ließe; diese Scheußlichkeiten sind, namentlich in der Hausindustrie, auch heute noch nicht ganz überwunden, und wenn die Konkurrenz das abbröckelnde Industrie- und Handelsmonopol Englands vollends weggeschwemmt haben wird, werden weder Arbeiterschutzgesetze noch Gewerkvereine die volle Wiederkehr der nur halb beseitigten Greuel abzuwehren vermögen. Selbst wenn die Arbeit nicht peinigend und die Arbeitszeit nicht überlang ist, darf schon der Zwang, mit dem durchschnittlichen heutigen Arbeitereinkommen die volle Verantwortung für die eigene Existenz und die einer ganzen Familie tragen zu müssen in einer Zeit, die jeden, der nicht äußerlich anständig auftritt, ins Lumpenproletariat hinabstößt, harte Sklaverei genannt werden. Nun hat ein europäisches Volk nur die Wahl, ob es einen Teil von sich in den Sklavenzustand hinabdrücken oder minderwertige Völker verwenden will für die knechtischen Arbeiten, zu denen, nota bene! gerade die Arbeiten der Ackerknechte und der mit Recht sogenannten Bedienten (sie werden vielmehr von anderen bedient, als daß sie selbst bedienten) nicht gehören. Das zweite ist das Klügere und das Humanere. Denn es ist weniger grausam, Menschen, die eine niedrige Lebensführung gewöhnt sind, die nicht denken gelernt haben und daher minder fein empfinden, in der untermenschlichen Lage zu lassen, in der sie schon leben, als Menschen von edler Naturanlage, die eine gute, Gemütsbedürfnisse weckende und anerziehende Schulbildung genossen haben, in jenen untermenschlichen Zustand hinabzudrücken, was die furchtbarste Grausamkeit ist, aber in allen west- und mitteleuropäischen Ländern täglich tausendfach geschieht. Und diese Hinabdrückung der eigenen Volksgenossen ist zugleich das Unpolitischere, denn die Unterdrückten, die den besseren Zustand theoretisch kennen gelernt haben und selbstverständlich mit heißer Gier erstreben, sind notwendigerweise revolutionär gesinnt und voll Haß gegen die herrschenden Stände, was bei den geborenen Sklaven nicht der Fall ist. Zwar haben die Herrschenden bei den Machtmitteln, über die sie dank der heutigen Militärorganisation und dank der modernen Technik verfügen, keinen Umsturz zu fürchten, aber der immerwährende Aerger und die Schwierigkeiten, die ihnen die Stimmung der Arbeiterschaft bereitet, sind doch wahrhaftig kein idealer Zustand. Die Deutschen sind nun in der glücklichen Lage, in den angrenzenden Westslaven geborene Sklaven zur Verfügung zu haben. (Die Engländer hatten im Anfang der industriellen Periode, ehe sie sich aus den proletarisierten Nachkommen ihres vernichteten Bauernstandes ein Sklavengesindel gezüchtet hatten, die bettelhaften Iren.) Und für diese Slaven bedeutet die Uebernahme in die deutsche Pflege eine Wohlthat und halbe Befreiung, weil der durchschnittliche Deutsche an Gutmütigkeit, Gewissenhaftigkeit und humaner Gesinnung sowohl den polnischen Adel wie die russische Aristokratie, die beim Wettbewerb um die slavische Arbeitskraft jetzt allein noch in Betracht kommt, weit übertrifft.

Aber sollen die Slaven die unterwürfigen und genügsamen Arbeitstiere bleiben, die sie sind, dann dürfen sie natürlich nicht germanisiert werden. Wie die Gutsbesitzer der Provinzen Posen und Westpreußen so einfältig sein konnten, die Germanisierungspolitik zu unterstützen, werde ich niemals begreifen. Man sage nicht, die Zerstreuung deutscher

Digitized by Google

Herren durch das slavische Gebiet gefährde ihr Deutschtum; es giebt keine reineren Germanen als die baltischen; sie sind es geblieben, eben weil sie sich mit der esthnischen Bevölkerung, der sie ihre Sprache ließen, nicht vermischt haben. Wenn, wie behauptet wird, die Deutschen in Posen sich polonisieren, so sind das gar keine echten Deutschen, sondern Mischlinge, deren Entstehung durch die schon teilweise vollzogene unkluge Germanisierung ermöglicht und gefördert worden ist. Und damit uns die Slaven gern dienen und weil die russische Weltmacht das Hindernis, das einzige Hindernis einer vernünftigen Expansionspolitik für uns ist, so versteht es sich von selbst, daß wir die Slaven zu Freunden haben müssen, daß wir sie gewöhnen müssen, in Preußen und in den Deutschen die Erlöser vom russischen Despotismus zu sehen. Die von Bismarck verurteilte Polenschwärmerei der Deutschen ist gesund gewesen und dem nationalen Selbsterhaltungstriebe der Deutschen entsprungen, denn sie haben es empfunden und mehr oder minder klar erkannt, daß das russische Zartum der einzige Feind in der Welt ist, den das deutsche Volk ernsthaft zu fürchten hat, weil dieses Zartum erstens die Stütze aller despotischen Gelüste und der Pfleger aller schlechten Traditionen des ancien régime ist (es giebt auch gute), und weil es den deutschen Volkskörper durch Einschnürung zur Verkrüppelung verurteilt, deshalb mußte Preußen zunächst die Polen befreien (die befreiten selbstverständlich in Abhängigkeit von sich erhalten) und so in die Westgrenze des Russenstaates Bresche legen. Das Zartum ist unser Todfeind, nicht das russische Volk, das ja selbst in allen seinen intelligenteren und besseren Schichten den zarischen Despotismus aus ganzer Seele haßt. Dieses Volk organisieren, durch eine verständige und wohlwollende Verwaltung aus Schmutz, Hunger und Elend erlösen, es vor allem in der rationellen Landwirtschaft unterrichten und die Schätze seines Bodens heben lehren, das ungeheuere Land mit Gewerbe und Verkehrsmitteln ausstatten, so daß auf der Fläche, die jetzt nicht einmal hundert Millionen mit den notdürftigsten Nahrungsmitteln zu versorgen vermag, zweihundert Millionen im Besitz aller Kulturgüter behaglich leben können, das ist die nächste große weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes. Kraftfülle und Wachstum erfordern weite Räume zur Bethätigung und minderwertiges Menschenmaterial als Werkzeug. Statt beides zu erstreben, haben sich die Deutschen spießbürgerlich eingeschränkt; sich in Kleindeutschland eingerichtet, das schon für die heutigen 54 Millionen viel zu klein ist und für die zukünftigen 70, 80 Millionen ein Gefängnis voll Fäulnis und Schrecken sein wird. Anstatt seine ungeheuere Volkskraft frei spielen zu lassen, wozu Raum gehört, und sie auf produktives Schaffen zu verwenden, was ohne die entsprechende Bodenfläche nicht möglich ist, erschöpft es sich in unwürdigen Balgereien um den Verdienstknochen, den Absatzknochen und den Zollknochen, verrichtet es Sklavenarbeit für andere Völker (jede Exportindustrie, die gewöhnliche Waren erzeugt, ist Sklavenarbeit im Dienste anderer Völker; frei von dieser Schmach ist nur solcher Export, der ins Ausland entweder anderwärts nicht erhältliche Gaben des Klimas und Bodens wie Kakao, Kaffee, Gewürze, Rheinweine, Südfrüchte, oder Erzeugnisse eines Genies und einer Geschicklichkeit verkauft, die nur dem erzeugenden Volke eigen

Digitized by Google

sind, wie italienische Gipsfiguren und Mosaiken, überhaupt Kunstwerke, Pariser Modewaren, Instrumente deutscher Werkstätten für Feinmechanik und ähnliches). Ferner verurteilen wir Hunderttausende, vielleicht Millionen Volksgenossen, die besseres thun könnten, teils zu schädlicher Arbeit (Reklameindustrie u. a.), teils zu Scheinarbeit (Eckensteher, Portiers von Vergnügungsetablissements u. s. w.), teils zu Verbrecherarbeit (zu der auch die Börsenjobberei und viele andere Arten von sogenannten Geldgeschäften gehören), teils zu knechtischen Arbeiten, die von Angehörigen minderwertiger Völker ebensogut verrichtet werden könnten. Denn, damit ist das oben Gesagte über die Unklugheit, die in der Versklavung der eigenen Volksgenossen liegt, zu ergänzen, sie ist eine frevelhafte Kraftvergeudung: jeder deutsche Sklave, der im unterirdischen Schacht Kohlen loshackt oder schleppt, oder der im Maschinenraum des Schiffes Kohlen schaufelt und in dieser Hölle körperlich und geistig verkommt, könnte als Landwirt mit zwei slavischen Knechten in erfreulichster Arbeit die erfreulichsten Güter schaffen. Endlich reiben wir uns im ekelhaftesten Parteigezänk auf, zu dem auch das konfessionelle gehört. Weder im politischen noch im konfessionellen Parteikampf handelt es sich um die idealen Güter, mit deren Spiegelbilde man entweder bloß die anderen oder auch sich selbst belügend die eigentlichen Triebfedern verdeckt, sondern bloß um einen Vorwand, irgend einen Konkurrenten von der Krippe zu verdrängen, deren Inhalt nun einmal, da die zehntausend Quadratmeilen mit 54 Millionen anspruchsvoller Seelen dividiert werden müssen, schlechterdings nicht für alle reichen kann.

Aus dieser ganzen Lage der Dinge folgt, daß man, wie oben schon gesagt wurde, die beherrschten Slaven nicht germanisieren darf. Wollen sie um ihres eigenen Vorteils willen Deutsch lernen und sich deutsche Sitte, deutsches Denken und Fühlen aneignen, so wäre es inhuman, sie daran zu hindern, aber diesen Prozeß fördern oder gar erzwingen wollen, das ist eine Unklugheit, deren Entstehungsmöglichkeit zu den größten psychologischen Rätseln des 19. Jahrhunderts, man darf vielleicht sagen des zweiten Jahrtausends, gehört. Neben der Unklugheit der Zwangsgermanisation ist aber auch noch die Aussichtslosigkeit des Unternehmens zu beachten. Man darf physikalische Analogien nicht ohne Einschränkung auf Lebensvorgänge anwenden, aber daß Völker nur dann mit einander verschmelzen, wenn entweder ihr Unterschied so gering ist, daß sie gleich verwandten Zellen mit einander verwachsen, oder wenn der Unterschied auf dem Grunde der Ergänzungsbedürftigkeit eine chemische Verwandtschaft erzeugt, wird man kaum bestreiten können. Der erste Fall ist in Nordamerika zwischen Deutschen und Angelsachsen überall da gegeben, wo die Deutschen nicht in solcher Menge bei einander wohnen, daß sie sich selbst genügen. Der zweite Fall kam bei der mittelalterlichen deutschen Kolonisation im slavischen Osten vor. In manchen Gegenden wurden ja die Slaven in blutigen Kriegen beinahe ausgerottet, und die Verschmelzung des Restes mit den Siegern war die natürliche Folge gänzlicher Ohnmacht. Aber der größte Teil von Schlesien z. B. ist ganz friedlich germanisiert worden. Die Fürsten beriefen zur Erhöhung ihrer Einkünfte deutsche Kolonisten, die Slaven fanden Gefallen an den Einrichtungen und dem Wohlstande der deutschen Dörfer; irgend-

Digitized by Google

welche Ursache, die Einwanderer zu hassen, hatten sie nicht, denn diese nahmen ihnen weder Brot noch Land weg, sondern schufen mit eigener Hand Güter auf eigenem Rodeland, ja, sie brachten den Ureinwohnern ein höheres Maß von Freiheit und Recht, indem sich das deutsche Recht der Kolonistendörfer allmählich über das ganze Land verbreitete. Und beide Bevölkerungen bekannten sich zur selben Religion. So zog die stärkere Kultur die schwächere an sich, und das polnische Volkstum verschwand im Deutschtum. Die Gleichheit der Religion war nun freilich ein wichtiges Bindemittel, das sich heute leider nicht mehr wiedergewinnen läßt. Es gewaltsam herstellen wollen durch eine mit der Zwangsgermanisierung verbundene hinterlistige Protestantisierung, das würde selbstverständlich die Feindschaft der Polen gegen die Deutschen nur verstärken. So lange diese Feindschaft dauert, ist an Entnationalisierung der Polen und ihre Verschmelzung mit den Deutschen nicht zu denken. Diese Feindschaft hat eine allgemeine und eine besondere Ursache. Die allgemeine ist die krankhafte Steigerung des Nationalstolzes und der nationalen Empfindlichkeit bis zur Narrheit, an der heute alle Völker leiden, die kleinsten Völkchen und Völkerfragmente am meisten. Bei diesem Gemütszustande der Völker kann heute nirgends in der Welt an Entnationalisierung gedacht werden. Wir leben zur Zeit in einem nationalen Differenzierungsprozesse, und wer sich in irgend einem Winkel der Welt nach Integrierung sehnt, der muß, wenn er die Sache nicht schlimmer machen will, seine Sehnsucht so lange unterdrücken, bis der Prozeß wieder rückläufig geworden sein wird. Auf die Frage nach den Entstehungsursachen des Nationalitätenrappels kann ich mich hier nicht einlassen; eine davon dürfte die instinktive Reaktion der Natur gegen die von der Verkehrstechnik drohende Zermalmung und Verquirlung der Nationen zum Weltvölkerbrei sein. Durch unnötige Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes, der den nationalen so unheilvoll verstärkt, hat die Geistlichkeit beider Konfessionen in gleichem Maße gesündigt. Bei der Gelegenheit sei nur kurz bemerkt, daß es reiner Aberglaube ist, wenn viele Protestanten — wie es scheint ganz ernsthaft — schon in der bloßen Existenz des Katholizismus eine Gefährdung des Deutschtums und des Deutschen Reiches sehen. Die Furcht vor der geheimnisvollen Macht der Jesuiten und des Papstes, über die ich schon als zwölfjähriger Junge gelacht habe, wenn uns mit ihrer Schilderung der Pastor F. im Religionsunterrichte gruselig zu machen suchte, ist ein Aberglaube, der auf einer Linie steht mit dem Hexenaberglauben, mit dem Glauben der Katholiken an den Teufelsdienst der Freimaurer, dem Glauben der Antisemiten an die Allmacht und den Blutritus der Juden und dem Glauben der Agrarier an die Bosheit des internationalen Kapitals. Alle diese Wahnvorstellungen sind nur zeit- und ortgemäße Variationen des einen immer mächtigen Aberglaubens, der daraus entspringt, daß die meisten Menschen unfähig sind, den natürlichen Zusammenhang der Dinge zu begreifen, und daß sie diesen Zusammenhang schlechterdings nicht begreifen wollen, wenn sie an selbstverschuldeten Uebeln leiden. Blätter, die für Besitz und Bildung geschrieben werden, erzählen ihren Lesern kindische Märchen, wie das von den Millionen, mit denen die aus Frankreich vertriebenen Jesuiten den polnischen Widerstand

Digitized by Google

stärken; das ist genau so „gebildet", wie wenn ein Bauer, der sein Rindvieh elend füttert und pflegt, die Nachbarin verklagt, daß sie es verhexe. Die besondere Ursache des Deutschenhasses der preußischen Polen ist die hakatistische Regierungspolitik. Man denke sich einen Mann, der um ein Weib in folgender Weise wirbt: er überhäuft sie mit Schimpfwörtern, haut sie mit einem Knüppel und nimmt ihr ihren Schmuck ab. Das Bild wäre unvollständig, wenn ich nicht hinzufügte, daß er der Begehrten auf einem Umwege Geld in die Tasche praktiziert, so daß sie sich zur Verteidigung gegen den seltsamen Freier einen Revolver kaufen kann.

Es ist also weder Liebe zu den Polen, die mir vielmehr zuwider sind, noch Sentimentalität, noch auch mein — allerdings durch die Polenpolitik empfindlich verletztes — Gerechtigkeitsgefühl, was mich bestimmt, diese Politik zu bekämpfen, sondern mein freilich ohnmächtiger Widerstand dagegen entspringt mit Notwendigkeit aus den dargelegten historischen, politischen, wirtschaftlichen und psychologischen Erwägungen. Ich verkenne, wie gesagt, durchaus nicht die gewichtigen Gründe, die Bismarck bestimmt haben, die gerade entgegengesetzte Politik einzuschlagen und zu empfehlen, aber es betrübt mich, daß große Kreise unseres Volkes eine Politik, die auf der uns vorübergehend auferlegten, nichts weniger als ehrenvollen Abhängigkeit von der Gunst des Zaren beruht (siehe Bismarcks Geständnis in der Unterredung mit dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse" in Wien am 23. Juni 1892), mit ganzem Herzen und mit Lust und Liebe mitmachen, und es erscheint mir verhängnisvoll, daß diese vorübergehende, hoffentlich längst vorübergegangene traurige Notwendigkeit dem Volke als eine unabänderliche Thatsache und als die Grundlage der deutschen Zukunftspolitik vorgestellt wird, einer Politik, die uns, da es kein Land mehr gebe für unsern Zuwachs, das Wasser zur Werkstatt und zum Nährboden einrichten will. Das „hoffentlich" vor „vorübergegangene" war überflüssig; heute ist diese Politik gar nicht mehr möglich, die sich den Beistand Rußlands durch schlechte Behandlung der Polen zu sichern suchte. Und um dieser Politik willen, die ja einige Jahre hindurch zweckmäßig erscheinen konnte, haben wir die Zeit verstreichen lassen, wo wir uns die Polen zu Freunden machen und dadurch in die russische Grenzwehr Bresche legen konnten. Heute hassen uns nicht allein die Polen aller drei Reiche grimmiger als sie die Russen hassen, sondern Rußland spielt sich als humanen Beschützer der Polen vor preußischer Grausamkeit auf: Rußland benutzt die Polen gegen Preußen! Die Karre ist also gründlich verfahren. Trotzdem bleibt nichts übrig, als sie allmählich wieder ins richtige Geleise zu bringen, was freilich eine sehr mühselige, jahrzehntelange Arbeit kosten wird. Die Polen müssen als Bundesgenossen gewonnen werden für den Entscheidungskampf mit Rußland, um den Deutschland nicht herumkann, wenn es nicht als russische Satrapie das Ende seiner Geschichte erleben will. Und allen Slavenvölkern muß die Ueberzeugung beigebracht werden, daß sie an den Deutschen vernünftige, milde und großmütige Herren haben werden, welche die Unterworfenen zu deren eigenem Besten beherrschen, und die, eben weil sie die Macht haben, ohne Gefahr für die eigene Existenz großmütig sein, den Unterworfenen ihre

Digitized by Google

Sprache, nationale Eigentümlichkeit und ein bescheidenes Maß von Selbstregierung lassen können und dürfen. Man wird mir einwenden, daß ja in Oesterreich die Deutschen von den Slaven ingrimmig gehaßt werden, trotzdem sie ihnen sogar die volle Selbständigkeit und Gleichberechtigung eingeräumt haben. Diesen Einwurf zu widerlegen, würde einen besonderen Aufsatz fordern.

Wer die von mir aufgestellten Voraussetzungen als richtig anerkennt, muß die von Bismarck eingeleitete Polenpolitik in Bausch und Bogen verwerfen. Eine ausführliche Kritik der einzelnen Maßregeln und Vorgänge ist daher nicht nötig; nur auf einige der wichtigsten Wendungen sollen ein paar Schlaglichter geworfen werden. Die preußische Verwaltung ist selbstverständlich für die Polen Westpreußens und Posens ein Segen gewesen; sie hat sie aus der Verlotterung der ebenso liederlichen als despotischen Schlachzizenwirtschaft zu einem menschenwürdigen Dasein emporgehoben. Die Bauern und die Kleinbürger haben das zum großen Teil dankbar anerkannt. Der Aufstandsversuch von 1848 fand wenig Anklang bei ihnen. Einem Edelmanne, der im Dorfwirtshause die Bauern aufzuhetzen versuchte, erwiderte ein alter Mann: „Ich danke, Herr, für Euere Freundschaft!“ und zeigte die Narben von Kantschuhieben, sein Andenken aus der Zeit der „Freiheit“. Daß bei ruhigem Beharren in der eingeschlagenen Bahn die Polen beider Provinzen — die verbummelten Edelleute und einige fanatische Geistliche ausgenommen — nicht bloß äußerlich, sondern von Herzen loyale preußische Unterthanen geworden seien, daß sie sich sogar mit der Zeit freiwillig germanisiert haben würden, steht außer aller Frage. Es ist wahr, die Adeligen und die Geistlichen fuhren fort, die großpolnische Idee zu pflegen und gegen Preußen zu hetzen, aber Erfolg hatten sie nicht. Hochverräterisch war ja dieses Gehetz und die Todesstrafe wäre nicht zu hart dafür gewesen. Aber nicht ein einziger Hetzer wurde beim Kopfe genommen, sondern — der Erzbischof Ledochowski, den die Hetzer haßten, weil er ihnen die Politik verbot und sie in die Schranken ihres geistlichen Pflichtenkreises zurückverwies, der wurde unter den Gebeten und Flüchen der gläubigen Menge ins Gefängnis abgeführt. Und noch eine Reihe von Geistlichen wurde mit Gehaltssperre, Suspension vom Amt und Gefängnis bestraft, nicht wegen politischer Hetzerei, sondern wegen Erfüllung ihrer geistlichen Amtspflichten, die der Staat zu verbieten schlechterdings kein Recht hatte. Der ganze Kulturkampf war Wahnsinn, in den polnischen Landesteilen war er potenzierter Wahnsinn, denn hier schweißte er das durch eine gute Verwaltung schon halb für Preußen gewonnene Volk aufs neue mit dem hochverräterischen Adel und Klerus zusammen. Der Pole ist nun einmal mit der ganzen Glut seines leidenschaftlichen Herzens Katholik — wenn man will, fanatischer Katholik — seine Kirche, seine Heiligen, sein Gottesdienst, seine polnischen Lieder sind die Wonne seines im übrigen nicht sehr wonnevollen Lebens — ist doch der Durchschnittspole ein armer Teufel — und so mußte er die Regierung, die ihm die Religion rauben wollte, als seine Todfeindin ansehen. Denn das wollte sie wirklich, wenn auch wahrscheinlich unbewußt; der Staatskatholizismus, den sie vergebens durchzusetzen versuchte, wäre kein Katholizismus mehr gewesen.

Digitized by Google

Hand in Hand mit dieser Thorheit operierte die nicht sinnvollere Falksche Schulregierung, die in den polnischen Schulen das Deutsche als Unterrichtssprache einführte. Das Deutsche als Unterrichtsgegenstand, das war eine Wohlthat für die Polen und wurde als solche anerkannt, das Deutsche als Unterrichtssprache, das war ein Novum in der Geschichte der Pädagogik, für die es bei den Kulturvölkern, zu denen die Russen und die Magyaren nicht gehören, keine Präcedenz gab. Die bei einem Unterricht, wo Lehrer und Schüler einander nicht verstehen und trotzdem wenigstens ein Scheinresultat für die Prüfung erzwungen werden muß, unvermeidliche Prügelei mußte die Kinder mit Schrecken und Abscheu vor der Schule, die Eltern aber, die sahen, daß ihnen nicht allein die Religion, sondern auch ihr Volkstum geraubt wurde, mit doppeltem Haß gegen Preußen erfüllen. Selbst ohne Prügel — welche Qual muß ein Unterricht sein, bei dem sich der Schüler in einem fremden Idiom ausdrücken soll — schon ehe er es erlernt hat. Man frage doch einen zwanzigjährigen Abiturienten, wenn er bei irgend einer Gelegenheit ein Stündchen französisch geradebrecht hat, ob ihm nicht bei der Rückkehr zur Muttersprache zu Mute ist, als würde er aus der Zwangsjacke befreit! Man hat die Maßregel damit zu rechtfertigen gesucht, daß die Polen kein Recht hätten, polnische Schulen zu fordern, weil nichts davon in der preußischen Verfassung stehe. Das Selbstverständliche schreibt man eben nicht in die Verfassung. Wenn ein paar hundert tschechische Bauern in Schlesien einwandern und bei Strehlen ein paar Kolonien gründen (dieser Fall ist mir nämlich vorgehalten worden), so versteht es sich von selbst, daß der Staat denen zu Gefallen nicht ein tschechisches Schullehrerseminar einrichten wird. Die Leutchen, die sich unter einem anderssprachigen Volke niederlassen, mögen sehen, wie sie zurecht kommen; sind sie klug, so eignen sie sich so rasch wie möglich die Sprache ihrer neuen Umgebung an. Bei einer Bevölkerung, die auf ihrem seit tausend Jahren innegehabten Boden sitzen bleibt und von einem anderssprachigen Volke annektiert wird, verhält sich die Sache doch wohl anders. Dann aber: wozu denn die ganze Quälerei? Daß die Polen einen Vorteil davon haben, wenn sie Deutsch lernen, das leuchtet ein, aber was in aller Welt haben denn die im Konkurrenzkampf mit den Polen liegenden Deutschen davon, wenn sie ihre Gegner stärken? Selbstverständlich ist in Grenzbezirken der Utraquist dem Einsprachigen überlegen. Ferner: angenommen die Idee des reinen Nationalstaats, deren Falschheit ich nachgewiesen zu haben glaube, wäre richtig — werden denn die Polen dadurch, daß man sie deutsch zu radebrechen zwingt, in Deutsche verwandelt? Sind nicht die Alldeutschen, die eifrigsten Verfechter der Hakatistenpolitik, auch zugleich Antisemiten, und behaupten nicht alle Antisemiten, daß die deutschen Juden, obwohl sie seit Jahrhunderten deutsch sprechen und wahrscheinlich kein einziger mehr hebräisch sprechen kann, Juden und nicht Deutsche seien? Sind nicht die Iren bis auf den heutigen Tag grimmige Feinde Englands, obwohl sie alle ohne Ausnahme englisch sprechen (was sie nicht in den gar nicht vorhandenen Schulen, sondern im Verkehr gelernt haben) und ihr keltischer Dialekt beinahe ausgestorben ist? Will man mit dem deutschen Nationalstaat Ernst machen, so muß man zunächst die

Digitized by Google

neun Millionen Deutschösterreicher annektieren, das ist viel wichtiger, als die im Nationalstaat wohnenden Bruchteile andrer Völker vertilgen, und es ist möglich, während das zweite unmöglich ist, wenn man diese Rasse nicht totschlagen oder zur Auswanderung zwingen will. Jeden Tag liest man in der Zeitung die unsinnige Forderung, die Polen müßten Deutsche werden, d. h. wie ich zu sagen pflege, die Katzen müßten sich in Hunde verwandeln. Man kann von einer Katze verschiedenes verlangen, z. B. daß sie das Zimmer nicht verunreinige, aber nur ein Irrsinniger kann verlangen, daß sie sich in einen Hund verwandle. Man kann und muß von den preußischen Unterthanen polnischer Nationalität verlangen, daß sie die preußischen Gesetze beobachten, die Geld- und Blutsteuer entrichten und sich aller hochverräterischen Stänkereien enthalten, aber man kann nicht von ihnen verlangen, daß sie ihre leibliche und geistige Struktur umbauen. Wollen die Herren Hakatisten nicht gefälligst angeben, wie ein Mensch das anfangen soll? Bei freundschaftlichem Verkehr zweier Nationen nähern sich vielleicht beider Denk- und Empfindungsweisen einander, werden die hervorstechenden nationalen Eigentümlichkeiten abgeschliffen und abgestumpft, die eine verliert auch vielleicht ihre Sprache und geht durch Konnubium schließlich in der andern auf. Aber wenn es sich um eine Grenzbevölkerung handelt, bekommt man auf diesem Wege (der, um das zu wiederholen, nur in den Zeiten nationaler Indifferenz und freundschaftlichen Verkehrs gangbar ist) eine halbschlächtige Bevölkerung, die jederzeit bereit ist, um materiellen Vorteils willen oder wenn es ihr aus politischen Gründen paßt, das bloß angeflogene fremde Volkstum wieder abzustreifen und zum ursprünglichen zurückzukehren.

Nachdem die Weisheit des Bismarck-Falkschen Regiments den Haß gegen Preußen und den Wunsch der Wiederherstellung Polens (von der bis dahin kein oberschlesischer Pole etwas hatte wissen wollen) bis in die entlegenste polnische Hütte getragen hatte, erklärte Bismarck im preußischen Abgeordnetenhause am 28. Januar 1886 den preußischen Polen förmlich und feierlich den Krieg. Angenommen, die Germanisierung der Polen wäre wünschenswert und der Versuch hätte einige Aussicht auf Erfolg, würde man sich das Unternehmen erleichtern durch die Ankündigung: wir wollen euch germanisieren und uns euer Land aneignen? Angenommen, der Schlachtochse hätte Menschenverstand, würde sich der Fleischer, der ihn ins Schlachthaus führt, seine Arbeit erleichtern dadurch, daß er ihm sagte: wir wollen dich in dem Hause dort totschlagen, dir das Fell abziehen und deinen Körper zerhacken? Was Bismarck zunächst für wünschenswert erklärte: die Auskaufung des polnischen Adels, das war ja längst im Gange. Noch ein paar Jahre ruhigen Zuwartens bei dieser für die Wünsche deutscher Kolonisten so günstigen Not der Landwirtschaft — und die Schlachzizenherrlichkeit war in Posen und Westpreußen dahin; die Herren waren bankrott und die Generalkommissionen konnten auf dem spottbillig zu habenden Lande die Ansiedlung von deutschen Bauern in die Bahn leiten, ohne die nationale Empfindung des polnischen Volkes zu kränken. Statt dessen wirft man 200 Millionen auf den polnischen Gütermarkt, steigert durch die forcierte Nachfrage den Güterpreis, überzahlt die devastierten polnischen Ritter-

Digitized by Google

güter, erschwert durch den teuren Ankauf die Ansiedlung, stattet die dem Bankrott nahen Schlachzizen mit reichlichen Geldmitteln aus und stärkt sie sogar moralisch: die Herren haben ihre Millionen nicht, wie man erwartete, in Monte Carlo verspielt, sondern zur Unterstützung des entstehenden polnischen Mittelstandes, zur Gründung von polnischen Landbanken und zum Ankauf deutscher Güter verwandt. Kurzum, die 200 Millionen sind ein Geschenk an die Polen zur Stärkung des nationalen Widerstandes gegen die Germanisierung gewesen, eines Widerstandes, den die feierliche Kriegserklärung selbst dann hervorgerufen haben würde, wenn sie in die Zeit nationaler Indifferenz gefallen wäre; sie hätte das polnische Nationalgefühl geweckt, wie die stürmische Germanisierung Josefs II. das tschechische wieder belebt hat zu einer Zeit, wo die von den Jesuiten zum Schutz vor dem Husitismus eingeleitete Germanisierung Böhmens beinahe vollendet war. Daß es so ähnlich kommen werde, habe ich sofort vorausgesagt; daß meine Voraussagung über Erwarten in Erfüllung gegangen ist, beweist der tägliche Jammer der hakatistischen Zeitungen.

Bismarcks große Rede — ich habe sie ein dutzendmal durchgelesen — enthielt nicht die Spur einer Begründung und Rechtfertigung des angekündigten Feldzuges; sie brachte nichts als alte Geschichten, die mit der Sache absolut nichts zu thun hatten. Das war so auffällig, daß ich den Gedanken nicht los wurde: Bismarck wird sich bei der Vorbereitung mit seinem grimmen menschenverachtenden Humor gesagt haben: willst doch mal sehen, was sich die Kerls bieten lassen! Jedermann mußte, als er von der Polengefahr anfing, irgend welche Enthüllungen erwarten, z. B.: wir haben eine große Verschwörung entdeckt, 100000 Gewehre neuester Konstruktion in einem Depot der Verschworenen gefunden, oder: in den Kriegen gegen Oesterreich und gegen Frankreich haben polnische Bataillone im Begriff gestanden, zum Feinde überzugehen. Das wäre gar nicht unnatürlich gewesen; in beiden Ländern standen den Polen Religionsgenossen gegenüber, die im zweiten Falle alte Polenfreunde, im ersten zum Teil Volksgenossen waren. Nichts dergleichen kam vor. Die Polen haben also nichts verbrochen; wäre etwas Schlimmes vorgefallen, so hätte es Bismarck natürlich gesagt und konnte sich alle die diplomatischen und historischen Anekdoten sparen, aus denen er seine Rede zusammensetzte. Nachträglich hat man Motivierungen mühsam zusammengesucht. Man hat an die drei polnischen Revolutionen erinnert. Aber die von 1830 und 1862 waren nur gegen Rußland gerichtet und gehen uns nichts an (würden einem in die Zukunft schauenden preußischen Staatsmanne als Waffe gegen Rußland sogar höchst willkommen gewesen sein) und was die von 1848 betrifft, an die auch Bismarck in seiner Rede erinnert, so könnte man mit der ebensogut einen Kredit zum Auskaufen Berliner Hausbesitzer begründen wie den Ansiedelungsfonds. Man spricht von der Gefährdung der Ostmarken und von der Notwendigkeit ihrer Sicherung. Das ist eine Redensart, bei der sich kein Mensch etwas denkt. Unsere Ostmarken sind gefährdet, ja, nämlich durch Rußland; nicht in dem Sinne, daß dieses uns jetzt schon mit Krieg bedrohte, dazu ist der jämmerliche Koloß zu schwach, solange das deutsche Volk noch stark ist, sondern dadurch, daß es uns die Expansion wehrt, dadurch uns zur

Digitized by Google

Verkrüppelung und Verkümmerung verurteilt, die uns im Laufe eines Jahrhunderts elend und damit allerdings zur wohlfeilen Beute des immerhin an Masse überlegenen Nachbars machen muß. Will aber Deutschland, um diese Gefahr abzuwenden, an Rußland den Krieg erklären, dann ist allerdings die Stimmung der Grenzbevölkerung auf dem wahrscheinlichen Kriegsschauplatze, und das ist Polen, von Wichtigkeit, und darum, wie gesagt, hat die preußische Staatskunst zu bewirken, daß die Polen beider Staaten uns lieben und Rußland hassen. Eben die Hakatistenpolitik ist es also, was eine wirkliche Gefahr heraufbeschworen hat. Natürlich wären wir der Grenzbevölkerung wenigstens auf der preußischen Seite noch sicherer, wenn sie rein deutsch wäre, aber da dieses Ziel auf vernünftigem Wege nicht vor Ablauf von hundert Jahren und auf dem hakatistischen überhaupt nicht zu erreichen ist, so kommt die Germanisation für die praktische Auslandspolitik der Gegenwart gar nicht in Betracht. Meint man aber mit der Polengefahr, daß die polnischen Gymnasiasten mit dem Rapperswyler Nationalschatz den preußischen Staat umstürzen, das polnische Reich aufrichten und das deutsche Volk gefährden könnten, so ist das, wenn es mehr als ein Scherz sein soll, die denkbar größte Beleidigung des deutschen Volkes, der deutschen Armee und der preußischen Regierung, die auszusprechen ich, wenn ich Hakatist wäre, mich fürchten würde, wenn ich wüßte, daß sie einem Staatsanwalt — ich meine einen, der denken kann — zu Ohren kommen könnte. Daß sich die polnische Bevölkerung, weil sie eine halb proletarische ist, rascher vermehrt als die deutsche, mag unerwünscht und für die Regierung unbequem sein, aber eine Gefahr ist es nicht, und — wie will man mit der deutschen Unterrichtssprache die Fruchtbarkeit der polnischen Weiber hemmen? Im preußischen Abgeordnetenhause wird von Zeit zu Zeit die Gewissensfrage an die polnischen Abgeordneten gerichtet, ob sie wirklich Preußen von Herzen lieben und ganz frei von jeder Sehnsucht nach Wiederherstellung des polnischen Reiches sind. Ja, lieben denn der Ritter von Schönerer und seine Mannen Oesterreich von ganzem Herzen und wünschen sie auch nicht ein klein wenig den Anschluß ans Deutsche Reich? Und würde man es, weil das Gegenteil weltbekannt ist, gerechtfertigt finden, wenn die österreichische Regierung von der slavisch-klerikalen Reichstagsmehrheit Ausnahmegesetze gegen die Deutschen beschließen ließe? Solange die Staatsgesetze äußerlich beobachtet werden, hat weder der Gesetzgeber noch der Richter nach der Gesinnung zu fragen. Wohl aber haben Gesetzgeber und Regenten, wenn sie den Namen Staatsmänner verdienen wollen, danach zu fragen, ob ihre Gesetze und ihre Verwaltungsmaßregeln geeignet sind, bei den Unterthanen die wünschenswerte Gesinnung zu erzeugen, und soviel praktische Psychologie wenigstens kann man von ihnen verlangen, daß sie nicht Liebe einzuprügeln versuchen. Die offene Erklärung: wir wollen euch auskaufen, wollen euch aus eueren alten Stammsitzen verdrängen, der Versuch, die Volkssprache auszurotten, die Peinigung der Kinder mit einer pädagogisch unzulässigen Unterrichtsmethode, die Bestrafung von Damen, die Kinder im Lesen und Schreiben ihrer eigenen Muttersprache unterrichten, das Spionieren nach polnischen Büchern, die Vexation der polnischen Vereine und viele andere zweck-

Digitized by Google

lose Polizeichikanen, die strafrechtliche Verfolgung von Schulknaben wegen idealer und darum löblicher Bestrebungen, alles dieses zusammen müßte so notwendig ingrimmigen Haß erzeugen, daß das Gegenteil erwarten, die Kausalität leugnen heißt. Zuletzt — denn hartnäckiges Beharren auf einem falschen Wege verwickelt aus einer Absurdität in die andere — glaubt man zur Rettung der Staatsautorität einen Krieg gegen Schulkinder führen zu müssen. Ein Krieg gegen Weiber und Kinder hat aber nur dann Erfolg, wenn er in barbarischer Weise geführt wird, das heißt, wenn man die Bekriegten totschlägt, was ja, weil sie schwach sind, sehr leicht ist. Will der Staat nicht zum barbarischen Schlächter herabsinken, dann verspielt er immer in einem solchen Krieg; er soll sich also davor hüten, seine Autorität dadurch bloßzustellen, daß er Ungerechtfertigtes und Unerzwingbares fordert. In den Verlegenheiten, in die sich unsere Staatsmänner durch eine von Grund aus verkehrte Politik verwickelt haben und fortwährend verwickeln, stellen sie sich durch die ungeschicktesten Rechtfertigungsversuche täglich immer ärger bloß. So z. B. hat man die Wreschener Kinder, die im Religionsunterricht nicht deutsch antworten wollen, über das vierzehnte Jahr hinaus in der Schule behalten und begründet diese gesetzwidrige Maßregel damit, daß die Widerspenstigkeit dieser Schüler sittliche Unreife bekunde. Köstlicher Einfall, die Kinder in der Volksschule behalten wollen, bis sie sittlich reif sind! Die sittliche Reife wird von keinem Menschen vor dem zwanzigsten Lebensjahre, von vielen erst mit dreißig, von manchen mit fünfzig, mit siebzig Jahren, von unzähligen niemals erreicht. Soll aber einmal von sittlicher Reife bei Schulkindern gesprochen werden, dann sind doch wahrhaftig Kinder, die um einer Idee willen jahrelang Schläge und andere Peinigungen erdulden, weit eher sittlich reif zu nennen als Musterknaben, die sich willenlos zu allem, was dem Lehrer beliebt, dressieren lassen. Der „Vorwärts" hat ganz richtig bemerkt, daß diese Kinder nicht weniger Helden zu nennen sind als die vielgepriesenen Burenknaben; ja, ihr Heldentum ist schwieriger und darum größer; denn es ist für einen tapferen Knaben weit leichter und angenehmer, mit der Flinte in der Hand auf freiem Felde einem sicheren, aber ruhmvollen Tod entgegenzugehen, als sich freiwillig ein Jahr über die gesetzliche Zeit in das verhaßte dumpfe Mauerloch sperren zu lassen, in dem er nichts als Langeweile, Ueberdruß und leibliche Qual zu erwarten hat.

Die von Bismarck inaugurierte Polenpolitik ist im Prinzip falsch und in jeder ihrer einzelnen Maßregeln zweckwidrig; und sie schädigt die Interessen aller, die sie unterstützt haben: der deutschen Gutsbesitzer, Bauern, Handwerker und Beamten in den polnischen Landesteilen, der deutschnational gesinnten Parteien, des ganzen Staates, des deutschen Volkes und Reiches und der Regierung. Das auch nur durch stillschweigende Umkehr einzugestehen, ist für die Regierenden hart und in mancher Beziehung nicht ganz ungefährlich, daher mag sich vorläufig noch kein Staatsmann dazu entschließen. Und so werden sich wohl die Minister, Regierungspräsidenten, Landräte, Schulinspektoren und Lehrer mit dem aussichtslosen biologischen Experiment, Katzen in Hunde umzuzüchten, noch ein paar Jährchen abquälen müssen.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der Tuberkulose-Bekämpfung.

Dr. Rudolf W. Friedel.

Immer mehr nimmt die Erkenntnis zu, daß die Tuberkulose eine der verheerendsten Seuchen ist, welche die Kulturvölker dauernd heimsucht und Jahr für Jahr unerbittlich ihre Opfer fordert. Wenn man bedenkt, daß in Europa etwa 6—7 Millionen tuberkulöse Kranke leben, kann man ungefähr den ungeheueren Schaden ermessen, den die Arbeitskraft und Wehrkraft eines Staates durch diese Krankheit erleidet, ein Schaden, der noch durch den Umstand vergrößert wird, daß ein großer Teil des Nationalvermögens zur Pflege und oft erfolglosen Behandlung tuberkulöser Kranker aufgewendet wird. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß die Einsicht immer mehr sich Bahn bricht, daß die Tuberkulose nicht nur eine bloße Angelegenheit ärztlicher Wissenschaft und Kunst ist, sondern daß Aerzte und Politiker, Staat und Gemeinde die Pflicht haben, im Kampf gegen die Entstehung und Verbreitung dieser Volksseuche gemeinsam vorzugehen.

Seit einigen Jahren ist nun eine soziale Bekämpfung der Tuberkulose in allen Kulturländern im Gange. Einen lehrreichen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand derselben giebt Dr. Pannwitz, Generalsekretär des deutschen Central-Komitees zur Einrichtung von Heilstätten für Lungenkranke, in einem ausführlichen Bericht, der nicht nur die diesbezüglichen Bestrebungen und Unternehmungen in Deutschland, sondern auch im ganzen Ausland übersichtlich behandelt, und aus dem wir deshalb einige der wichtigsten und interessantesten Ergebnisse hier in Kürze mitteilen möchten.

In einem Zeitraum von sechs Jahren ist es gelungen, alle auf die Bekämpfung der Tuberkulose gerichteten Interessen zu vereinigen, so daß das Deutsche Reich demnächst mit mehr als hundert Heilstätten für Lungenkranke ausgerüstet ist. Pannwitz weist mit Recht darauf hin, daß eine so tief wurzelnde Volksseuche wie die Tuberkulose nicht dadurch aus der Welt geschafft werde, daß man die Erkrankten einer noch so viel versprechenden Behandlungsweise unterziehe, sondern daß schon während der Periode der Einrichtung von Heilstätten zwei neue Bedürfnisse hervorgetreten seien, ohne deren Erfüllung die fortgesetzte Unterbringung so zahlreicher Tuberkulösen sich nicht als ausführbar erwies: die Fürsorge für die Familie des Erkrankten während der Behandlung und die Sorge für geeignete Arbeitsvermittelung nach der Entlassung. Aber es schließen sich noch weitere und größere Aufgaben an: „die Ermittelung der Tuberkulose-Nester in den Wohnungen, die Wohnungsinfektion, die Nutzbarmachung vorhandener und zu ergänzender Hilfsmittel behördlicher und privater Wohlfahrtspflege für die einzelne betroffene Familie, insbesondere in der Richtung der Kinderfürsorge, die Beschaffung von Uebergangsanstalten für die aus den Heilstätten Entlassenen, in denen sie die Gesundheit und Arbeitskraft weiter befestigen können, endlich die Einrichtung von Pflegestätten, welche die für ihre Umgebung besonders gefährlichen, vorgeschrittenen Fälle zu freiwilliger Absonderung zu veranlassen geeignet sind, — dies alles sind Maßnahmen, welche, hier und da bereits in Angriff

Digitized by Google

genommen, der einmütigen Förderung aller an der Tuberkulose-Bekämpfung Beteiligten zu ihrer Verwirklichung bedürfen."

Die Lungenheilstätten haben nur dann Erfolg, wenn die Kur frühzeitig eingeleitet wird, denn nach der Ansicht der Aerzte ist die Heilung der Tuberkulose meistens in den Anfangsstadien relativ sicher zu erwarten. Sehr wichtig ist es auch, daß die Behandlung der Kranken nicht schematisch vorgenommen wird. Es muß eine zweckmäßige Auslese getroffen werden. „Erstens müssen", so äußerte sich Staatssekretär von Posadowsky, „Heilstätten für diejenigen vorhanden sein, die im medizinischen Sinne noch heilbar sind, wo solche Kranke für ihre Wiederherstellung ein Unterkommen finden können. Dann muß diese Thätigkeit weiter dadurch ergänzt werden, daß auch Anstalten für diejenigen Personen geschaffen werden, die unheilbar sind, aber in ihren Familien kein geeignetes Unterkommen finden können. Die vielleicht wichtigste Frage ist endlich die, daß für Schwindsuchts-Kranke, welche in Heilstätten soweit gebessert, oder, wie man das populär ausdrückt, soweit geheilt sind, daß sie wieder arbeitsfähig sind, Anstalten errichtet werden, wo sie anderen Berufen zugeführt werden können. Es giebt eine ganze Anzahl von Kranken, die zwar im landläufigen Sinne geheilt sind, für die aber die dringende Gefahr besteht, daß ihr altes Leiden mit erhöhter Heftigkeit wiederkehrt, sobald sie in ihre früheren Arbeitsverhältnisse zurückkehren, sobald sie wieder Metall-, Holz-, Kalk-, Kohlenstaub, gefährliche Gase u. s. w. einatmen müssen."

Was die Unterscheidung von heilbaren und unheilbaren Kranken betrifft, so ist eine zweckmäßige Auslese in allen Heilstätten zur Anwendung gelangt. Denn nur Frühfälle, d. h. Erkrankungen im ersten Stadium, gehören in die Heilstätten. Es machen sich deshalb, je nachdem in einem Bezirk die Verhältnisse liegen, verschiedene Bestrebungen bemerkbar, ein sicher funktionierendes Aufnahmeverfahren herbeizuführen; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß bei einer richtigen Auslese die Heilerfolge bedeutend aussichtsvoller werden.

Um den Uebergang der Gebesserten oder Geheilten in andere Berufsarten zu erleichtern, geht das Bestreben der Leiter von Heilstätten dahin, die während der Kur unerläßliche Beschäftigung der Pfleglinge im Sinne eines etwaigen Berufswechsels auszugestalten.

Um eine fernere wirksame soziale Bekämpfung der Tuberkulose durchzuführen, sind noch Erholungsstätten und Genesungsheime geplant und zum Teil eingerichtet. Dazu treten noch andere soziale Hilfen, wie Unterstützung der Familien während der Behandlung der Kranken, Kinderfürsorge u. s. w., was alles verhindern soll, daß der Beginn der Kur nicht zu spät und der Schluß der Kur nicht zu früh eintritt.

Von hervorragender Bedeutung ist die Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter. Man ist daher zu der Ueberzeugung gelangt, daß auch die Errichtung von Heilstätten für Tuberkulose im Kindesalter notwendig ist.

Wichtig ist auch die fortschreitende Anstellung von Schulärzten. Nicht allein, heißt es in dem Bericht, daß hierdurch der Sinn für hygienische Fragen in der Lehrerschaft und bei den Eltern mehr geweckt werden wird, es werden die Schulärzte insbesondere auch dazu beitragen können, daß den bedürftigen Kindern frühzeitig bestehende Wohlfahrtseinrichtungen in der Kinderfürsorge zugänglich

Digitized by Google

gemacht werden. Hierhin gehört die richtige Auslese der Pfleglinge für die Kinderheilstätten, Ferienkolonien, Sommerpflegen u. s. w. Auch für die Wahl eines dem körperlichen Zustande möglichst angepaßten Berufes wird die Mitwirkung der Schulärzte sich allmählich immer günstiger gestalten.

Alle die genannten Mittel und Einrichtungen erfordern, wie leicht einzusehen, einen ungeheueren Aufwand von National-Vermögen, und es ist daher die Frage wohl berechtigt, ob das derart angelegte Kapital vom Standpunkt des gesellschaftlichen Nutzens national-ökonomisch rentabel ist. Von den einen wird die Frage verneint, auf der anderen Seite wird aber die frühere Beobachtung bestätigt, daß der Gewinn an Arbeitskraft die Aufwendungen für die Kuren in Lungenheilstätten reichlich aufwiege. Freilich ist das noch nicht sicher bewiesen. Im Jahre 1899 wurden 72,2 pCt. erwerbsfähig entlassen, im Jahre 1901 waren die Ergebnisse noch günstiger. Dies wird wohl in einem nicht geringen Maße einer zweckmäßigeren Auslese zuzuschreiben sein. Für eine national-ökonomische Abschätzung hat also eine solche Statistik wenig Wert, da die „Ausgemusterten" einer anderweitigen noch kostspieligeren Pflegung und Behandlung anheimfallen.

Um den Wert der Tuberkulose-Bekämpfung in ein besonders günstiges Licht zu rücken, pflegt man mit Vorliebe darauf hinzuweisen, daß von 1890—1898 die Anzahl der Todesfälle an Tuberkulose stark abgenommen hat, und zwar von 281 bis 200,8 auf 100000 Lebende herabgesunken ist. Ob die thatsächliche Zahl der Erkrankungen abgenommen hat, ist indes sehr fraglich. Vielleicht ist die Herabsetzung des Prozentsatzes teilweise nur dadurch entstanden, daß das Altersjahr des Todes hinausgeschoben wurde, während die Anzahl der Erkrankungen dagegen zugenommen haben mag, sei es, daß die „Gebesserten" trotzdem eine Quelle der Infektion für andere blieben, da absolute Ausheilung des Krankheitsprozesses selten ist, oder sei es, daß die künstlich Erhaltenen erblich-tuberkulös belastete Kinder in größerer Zahl in die Welt setzen. Auch ist es von Wichtigkeit zu wissen, ob die Abnahme der Todesfälle bei den Reichen oder Armen stattgefunden hat. Daß im Jahre 1899 die Anzahl der Todesfälle wieder auf 207,1 gestiegen ist, dürfte die oben gekennzeichnete Tendenz vielleicht andeuten.

Ich halte überhaupt die bisherige Art der Bekämpfung der Tuberkulose für sehr einseitig. Sie ist geleitet von der heute herrschenden medizinischen Schule oder — Mode. Die Universitäts-Medizin ist zwei Jahrzehnte lang von einer „Bakteriomanie" besessen gewesen, d. h. von der Sucht, die Ursachen der Krankheiten bloß in Bakterien zu sehen, und die Bekämpfung der Krankheiten zu einem Kampf gegen die Bakterien zu gestalten. Sicherlich kann diese Richtung ihre Gründe und Erfolge mit Recht aufweisen. Aber sie ist einseitig geworden. Sie übersieht die vielen individuellen und sozialen Faktoren, welche in der Krankheitsverursachung eine große Rolle spielen. Man muß leider sagen, daß die sonst in ihren Grundzügen acceptierte Darwinsche Entwickelungstheorie noch sehr wenig Einfluß auf die Medizin ausgeübt hat. Wie wichtig es auch ist, die Bakterien in Wohnung, Nahrung, Arbeitsverhältnissen durch hygienische Maßnahmen und im Körper des Kranken durch Medikamente zu bekämpfen, ausrotten

Digitized by Google

wird man diesen mikroskopisch kleinen Feind nie und nimmer! Zu einer wirksamen Bekämpfung müssen noch zwei andere Maßnahmen hinzutreten, die auf den biologischen Gesichtspunkten der individuellen Auslese und Vererbung beruhen, denn diese biologischen Faktoren beherrschen machtvoll das ganze gesunde und kranke Leben der Völker.

In seinem Bericht kommt auch Pannwitz darauf zu sprechen, indem er „die Befreiung einzelner Gesellschaftsgruppen von der Krankheit" fordert. Auf dem Berliner Tuberkulose-Kongreß sprach Generaloberst Schjerning die Hoffnung aus, daß die Armee die erste Institution im Staate sein werde, welche von der Tuberkulose befreit sei. Mit Hilfe des Auslese-Mechanismus der Musterung, Aushebung und Einstellungsbeobachtungen werde dies früher oder später zweifellos gelingen. Nach denselben Grundsätzen strenger Ueberwachung ließe es sich aber auch ermöglichen, andere geschlossene Gruppen der menschlichen Gesellschaft von der Krankheit allmählich frei zu machen, z. B. größere Beamtenklassen und Arbeiterschaften. In Paris sei eine strenge körperliche Untersuchung und Ausscheidung Tuberkulöser vom Minister Millerand für die Beamten der Post und Telegraphie angeordnet worden. Aehnliches sei auch für die Lehrerschaft geplant. Dem zunehmenden Verständnis für die Tuberkulose-Gefahr sei es wohl auch zuzuschreiben, daß gefordert werde, es müßten in den Werkstätten regelmäßige Besichtigungen der Arbeiter vorgenommen werden, damit Frühfälle von Tuberkulose erkannt würden, ehe es für eine erfolgreiche Behandlung zu spät sei. Vorausgesetzt, daß eine derartige Maßregel wirklich in größerem Umfange zur Durchführung gelangen könnte, würde sie eine den beim Militär seit längerer Zeit mit großem Erfolg eingeführten Gesundheits-Besichtigungen analoge Wirkung ausüben. Auch verspreche die von den Pensionskassen der Eisenbahnen und Knappschaften eingeleitete Heilstättenfürsorge wegen der Möglichkeit leichterer Anwendung aller Auslese-Mittel in dem wenig fluktuierenden Versichertenkreise und bei dem Vorhandensein eines geschlossenen Kreises von Vertrauensärzten besonderen Erfolg auch hinsichtlich der frühzeitigen Einleitung des Heilverfahrens und der Nachkontrolle.

Aber zu dieser isolierenden Auslese zwecks Verhütung der Infektion muß noch ein zweiter wichtiger Faktor kommen, der Ausschluß von der Vererbung. Ob der Tuberkelbazillus direkt erblich ist, d. h. von den Eltern auf die Kinder direkt durch den Keim übergehen kann, ist noch nicht sicher entschieden. Angeborene Tuberkulose hat man selten beobachtet, und Tierexperimente sind weder positiv noch negativ für die Frage beim Menschen entscheidend. Freilich spricht die Identität der skrophulösen und tuberkulösen Erkrankungen für eine Vererbung des Bazillus oder mindestens der Tendenz zur Entwickelung charakteristischer tuberkulöser Krankheitsherde. Doch läßt man diese Seite der Frage unentschieden, so steht es anderseits fest, daß selbst die verblendetsten Anhänger einer bakteriellen Infektionstheorie die starke Erblichkeit der tuberkulösen Anlage zugeben müssen. Der Umstand, daß Tuberkulose trotz günstiger Lebensverhältnisse auf Grund erblicher Belastung auftritt, daß anderseits bei schlechtester Lebenslage zahlreiche Familien Generationen hindurch von Tuberkulose verschont bleiben, spricht dafür, daß die Vererbung

Digitized by Google

bei der Entstehung und Verbreitung der Tuberkulose eine große Rolle spielt. Praktische Aerzte, die einen anthropologischen Blick besitzen und die ganze Generationen einer Familie überblicken konnten, sind immer für diese Auffassung eingetreten. Ich halte die Erblichkeit zum mindesten für ebenso wichtig wie die Infektion. Der naturwissenschaftlich geschulte Arzt und Politiker muß deshalb auch die Forderung einer ehelichen Auslese im Sinne einer Ausschaltung tuberkulös Belasteter aus dem Fortpflanzungsprozeß der Rasse aufstellen. Tritt dieser biologische Faktor nicht hinzu, so sind alle anderen Mühen nichts als Sisyphus-Arbeit und Flickwerk. Es ist daher wissenschaftlich unrichtig und praktisch irreführend, wenn auf den öffentlichen Plakaten zur Bekämpfung der Tuberkulose fett und groß geschrieben steht, daß die Tuberkulose nicht vererblich sei.

Der soziale Schutz der Jugendlichen.

Arthur Dix.

In der Versicherungsgesellschaft Staat, die bei geistigen, sittlichen, körperlichen und wirtschaftlichen Unfällen ihrer Mitglieder in letzter Linie den Schaden zu tragen hat, bilden die Jugendlichen eine besondere Gefahrenklasse. Mitten im Entwickelungsalter stehend, allen äußeren, sowohl körperlichen wie geistigen Einflüssen in höchstem Grade zugängig, treten diese Personen mit einem Schlage aus der Beaufsichtigung durch die Schule in das freie Leben hinaus, vielfach darauf angewiesen, sich selbst ihren weiteren Weg zu bahnen, schon früh einen verhältnismäßig selbständigen Beruf zu ergreifen, das Elternhaus zu verlassen und in der Fremde dem Erwerb nachzugehen. Das körperliche und seelische Wohl der Jugendlichen in den wichtigsten Jahren der Entwickelung ist um so bedeutsamer, als die inneren und äußeren Wandlungen während dieser Zeit das Leben der künftigen Generation in hohem Grade beeinflussen. Die körperliche Verkümmerung, die moralische Verwahrlosung und geistige Entartung eines Teils der jugendlichen Personen müssen für die Zukunft von einer Nachwirkung sein, die sich mit den Jahren und Jahrzehnten geradezu um ein vielfaches potenziert. Für die Gesundheit und normale Entwickelung der ganzen Rasse ist der körperliche, geistige und ganze sittliche Status der Jugendlichen von ausschlaggebender Bedeutung.

Es ist heute um so notwendiger, sich diese Thatsache vor Augen zu halten, als das massenhafte Hineinströmen der jugendlichen Personen in das gewerbliche Leben, das sich besonders in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, eine Reihe offensichtlicher Schäden in dieser Beziehung hat zu Tage treten lassen. Zwar hat sich die Sozialpolitik im engeren Sinne, will sagen, die Arbeiterschutzgesetzgebung, der Jugendlichen schon frühzeitig besonders angenommen. Gleichwohl lehrt eine genauere Beobachtung unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens, wie insbesondere auch der Moralität des Volkes, daß der

Digitized by Google

Sozialpolitik im weitesten Sinne gegenüber der Klasse der Jugendlichen noch überaus schwere und ernste Aufgaben erwachsen. Für die Zukunft unseres wirtschaftlichen Wettkampfes, für die Zukunft unserer Wehrkraft, der körperlichen, geistigen und moralischen Volksgesundheit, der sozialen und materiellen Kämpfe, für die Zukunft unserer Rasse und ihrer Rolle unter den Völkern der Erde ist die Entwickelung der Jugendlichen einer der allerwichtigsten Faktoren. Ihre gewerbliche Ausbildung ist mitbestimmend für die Entwickelungsfähigkeit von Industrie und Handwerk und somit auch für die ganze künftige Gestaltung unseres volkswirtschaftlichen Lebens, und ihre geistige und sittliche Erziehung ist die wichtigste Vorbedingung für die Verringerung der Kriminalität und die Heranbildung eines moralisch und geistig hochstehenden Geschlechts.

Gewerbe- und Sozialpolitik, Rechts- und Erziehungswesen haben sich in neuerer Zeit in beständig steigendem Maße mit dieser Gruppe von Personen beschäftigt. Ihre Grenze ist in der bisherigen Gesetzgebung stark schwankend. Im allgemeinen wird die natürlichste Begrenzung nach unten in der Erfüllung der Schulpflicht, nach oben in der Erreichung der Großjährigkeit zu suchen sein. Heute wird die untere Grenze der Jugendlichen von der Justiz auf das zwölfte, von der Arbeiterschutzgesetzgebung teils auf das dreizehnte, teils auf das vierzehnte Jahr festgesetzt, die obere Grenze vom Kriminalrecht und für die Fürsorgeerziehung auf das achtzehnte, vom Privatrecht auf das einundzwanzigste, in den Fabrikgesetzen auf das sechzehnte. Ueber die Berechtigung dieser Schwankungen wird sich streiten lassen; wenn auch eine einheitliche Festsetzung der oberen Grenze bedenklich wäre, so liegt doch kein ersichtlicher Grund vor, die untere nicht durchweg auf den Augenblick zu verlegen, in dem die Schulpflicht ihr Ende nimmt. Namentlich birgt die Vollziehung von Freiheitsstrafen vor dem Verlassen der Schule ernste Gefahren. Aber auch der sozialpolitische Schutz muß, wie im Grundsatz ja schon anerkannt ist, bis zu dieser Grenze reichen. Was die obere Grenze anlangt, so wird sie allerdings mehr von Fall zu Fall zu ermessen sein. Für die gewerbliche Fortbildung der männlichen Jugend wird man sie wohl am besten möglichst nahe an den Zeitpunkt heranziehen, an dem die Schule des Heeres einsetzt; das wäre, da die Hälfte der eingestellten Rekruten im zwanzigsten Jahre steht, bis gegen dieses Alter hinauf.

Der gegenwärtige Stand der körperlichen, geistigen und moralischen Entwickelung der Jugendlichen in Deutschland giebt in mehr als einer Beziehung zu ernsten Sorgen Anlaß. Wohl am deutlichsten tritt diese Thatsache zur Zeit bei der Kriminalität der Jugendlichen hervor. Gerade hier zeigt sich ganz besonders der übrigens auch sonst vielfach vorhandene enge Zusammenhang zwischen Kriminal- und allgemeiner Sozialpolitik. Der Kriminalpolitik wird mit die wichtigste und schwierigste Aufgabe durch die jugendlichen Verbrecher gestellt. Man darf wohl überhaupt als die zur Zeit bedeutsamsten Aufgaben auf diesem Gebiete die Behandlung der jugendlichen und der gewerbsmäßigen Verbrecher ansprechen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, daß diese beiden Gruppen nicht nur an sich die wichtigsten sind, sondern auch untereinander in einem gewissen, zum Teil sogar recht engen Zusammenhange stehen. Schon rein äußerlich zeigt eine Betrachtung

Digitized by Google

der Kriminalstatistik eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Gruppen insofern, als sie beide die einzigen sind, die gegenwärtig im Gegensatz zu der im allgemeinen zu verzeichnenden Abnahme der Kriminalität eine beständige Aufwärtsbewegung zeigen.

Wir können heute mit Befriedigung feststellen, daß im ganzen die Zahl der schweren Verbrecher während der letzten beiden Jahrzehnte in sehr schnellem Tempo gesunken ist. Trotz der gleichzeitig eingetretenen starken Bevölkerungszunahme ist die Zahl der Zuchthäusler gegenüber dem vor zwanzig Jahren erreichten Bestand absolut um mehr als 40 pCt. zurückgegangen. Auch sonst zeigt die Kriminalstatistik im allgemeinen teils unter Berücksichtigung der Bevölkerungszunahme relativ, teils auch absolut eine Besserung; ihre Ziffern werden aber sehr ungünstig beeinflußt durch die erhebliche Zunahme bei den beiden oben erwähnten Gruppen.

Einen wertvollen Anhalt für den sozial- und kriminalpolitisch wichtigen Zusammenhang zwischen dem gewerbsmäßigen Verbrechertum und den jugendlichen Verbrechern, sowie bedeutsame Aufschlüsse über den Nährboden des jugendlichen Verbrechertums liefert die tief ins einzelne gehende preußische Zuchthausstatistik, bei der wir aus diesem Grunde etwas länger verweilen wollen. Man hat in Preußen seit 1894 für die Zuchthausgefangenen mit wenigstens drei Freiheitsstrafen besondere Zählkarten eingeführt, die über Herkunft, Vorleben und persönliche Verhältnisse der betreffenden Personen Auskunft geben. Bis zum 1. April vorigen Jahres waren solche Karten für insgesamt 31 000 Personen ausgestellt worden. Von diesen hatten ein Drittel bereits mehr als elf, zum erheblichen Teile sogar mehr als dreißig Freiheitsstrafen vor der letzten Einlieferung in das Zuchthaus erlitten. In welchem Maße diese Personen zu dem gewerbsmäßigen Verbrechertum zu zählen sind, zeigt die Thatsache, daß nach dem Gutachten der Anstaltsbeamten in nahezu 30 000 Fällen nach der Entlassung ein baldiger Rückfall als wahrscheinlich bezeichnet wurde. Beiläufig bemerkt, enthält dieses eigene Urteil der Anstaltsbeamten wohl die schwerste Anklage, die gegen das herrschende Strafsystem erhoben werden kann, bildet es doch das Eingeständnis, daß in wenigen Jahren 30 000 Menschen gegen die Gesellschaft losgelassen wurden, von denen fast mit Bestimmtheit anzunehmen war, daß sie aufs neue ihre Rechtsordnung schwer verletzen und ihre Sicherheit aufs ernsteste gefährden würden. Was uns an der Statistik aber besonders interessiert, ist der Umstand, daß von den erwähnten 31 000 Zuchthausgefangenen bei ihrer ersten Strafthat mehr als 2000 das Alter von 14 Jahren noch nicht erreicht hatten, nahezu 9000 im Alter von 14—18 Jahren standen und im ganzen etwa die Hälfte der späteren Zuchthäusler und gewerbsmäßigen Verbrecher vor Vollendung des zwanzigsten Jahres zum ersten Male straffällig geworden und mit dem Gefängnis in Berührung gekommen ist.

Was aber diese erste Berührung mit dem Gefängnis bedeutet, dafür legt die gleichfalls unlängst veröffentlichte Statistik über die Ergebnisse der bedingten Begnadigung beredtes Zeugnis ab. Im allgemeinen ist nämlich die bedingte Begnadigung von vorzüglichem und alljährlich steigendem Erfolg gewesen. Diesem Erfolg in den weitaus meisten Fällen steht ein offenbarer Mißerfolg in jenen Fällen

Digitized by Google

gegenüber, in denen die bedingte Begnadigung zu spät eingesetzt hat, nämlich nachdem die betreffende Person bereits einmal das Gefängnis kennen gelernt hatte. Gegen solche Personen, die schon eine Freiheitsstrafe verbüßt haben, wird bei Zuerkennung der bedingten Begnadigung mit äußerster Vorsicht verfahren. Nur in seltenen Ausnahmefällen und nach eingehender Würdigung aller Umstände wird ihnen die Begnadigung zu teil. Und trotz dieser großen Vorsicht und sorgfältigen Auswahl rechtfertigten in nahezu der Hälfte aller Fälle diese bereits vorbestraften und aufs neue straffällig gewordenen Personen das in sie gesetzte Vertrauen nicht und verfielen während der Bewährungsfrist der Strafvollstreckung. Diese außerordentlich bezeichnenden Erscheinungen liefern jenen Kriminalpolitikern, die geneigt sind, in dem Gefängnis alten Systems eine Schule des Verbrechens zu erblicken, einen nicht gering zu veranschlagenden Anhalt. Die jugendlichen Personen, die früh in das gewerbliche Leben eingetreten, früh straffällig geworden und früh mit dem Gefängnis in Berührung gekommen sind, stellen späterhin zu den Zuchthäuslern ein bedeutendes Kontingent.

Weitere Fingerzeige für die Beurteilung des Anteils der jugendlichen Personen an der Kriminalität liefert uns eine nähere Prüfung der Vorgeschichte der Zuchthaussträflinge in Bezug auf Herkunft und geistige Ausbildung. In den letzten Jahren ist nämlich von den jährlich eingelieferten Zuchthäuslern mehr als die Hälfte gänzlich ohne oder nur im Besitze einer mangelhaften Volksschulbildung gewesen. Diese Hälfte stammte ganz überwiegend aus den östlichen Provinzen Preußens und zwar rekrutierte sie sich zu einem unverhältnismäßig großen Teil aus der polnisch sprechenden Bevölkerung jener Provinzen. Auch hatte kaum ein Drittel der älteren Zuchthäusler die Schule der Armee durchgemacht. Wir ziehen jedenfalls keine voreiligen Schlüsse aus dieser Statistik, wenn wir hierin mit eine Wirkung jener unhaltbaren Schulzustände im Osten erblicken, die darin bestehen, daß notorisch 150—200 Schüler und obendrein Schüler einer fremden Sprache unter einem Lehrer vereinigt sind.

Aber das Problem, vor das uns die Jugendlichen stellen, beschränkt sich keineswegs auf die Erscheinungen, die uns in der Kriminalstatistik entgegentreten. Die sittliche Verwahrlosung ist nur der letzte und markanteste Ausdruck einer in bedenklichem Umfange vorhandenen Tendenz, die sich noch in einer ganzen Reihe anderer Erscheinungsformen äußert. Andere, zwar nicht so kraß hervortretende, aber nur um so tiefer und nachhaltiger wirkende Faktoren sind die überaus einseitige und unzulängliche Ausbildung der jugendlichen Arbeiter, die sich in der Industrie empfindlich geltend macht, und das Darniederliegen der Hauswirtschaft und des Familienlebens in Arbeiterfamilien, in die von der Frau keine hauswirtschaftliche Vorbildung mitgebracht wird. Diese Thatsachen sind geeignet, auf das Volks-, Staats- und Wirtschaftsleben einen verhängnisvollen Einfluß auszuüben. Will man ihnen, wie es aus diesem Grunde dringend geboten ist, mit Energie und Erfolg entgegentreten, so muß man sich klar darüber werden, daß sie schließlich alle aus derselben Quelle entstammen, uns vor ein einheitliches „Problem der Jugendlichen“ stellen.

Der Grund der angedeuteten Erscheinungen, die sich übrigens noch bedeutend vermehren ließen, liegt darin, daß die jugendlichen

Digitized by Google

Personen, die mit der Vollendung der Schulpflicht plötzlich in das freie Leben hinaustreten, gerade in den letzten Jahren in großen Scharen sofort in die selbständiger Erwerbsthätigkeit hinausgeströmt sind, einer weiteren Leitung, Erziehung und Fortbildung aber in der großen Mehrzahl der Fälle gänzlich entbehren. Die ganze wirtschaftliche und soziale Entwickelung hat dahin gedrängt, diese plötzliche Grenze außerordentlich schroff werden zu lassen. Den durch ihr Gewerbe in Anspruch genommenen Eltern fehlt es an der Möglichkeit, den Jungen zu beaufsichtigen; vollkommen selbständig, sucht er an beliebigen Orten Arbeit, von Anfang an gegen Lohn, mit dem er frei schalten und walten kann. Allen äußeren Einflüssen und Versuchungen in unreifem Alter ausgesetzt, im Besitz selbstverdienter Mittel, von keinem Menschen abhängig, steht er plötzlich mitten im Leben, im schweren Kampfe ums Dasein. Er hat keinen anderen sittlichen Halt, als den, der in ihm selbst ist, keine andere Gelegenheit zur geistigen Fortbildung und zu erweiterter gewerblicher Schulbildung als die, die er selbst aufsucht. Zu beiden aber gehört eine innere Festigkeit und Reife, wie man sie dem Vierzehnjährigen besser nicht zumutete. Die natürlichen Folgen zeigen sich denn in den oben erwähnten Erscheinungen auch nur allzu reichlich.

Die große Frage ist, in welcher Weise und mit welchen Mitteln diesen Erscheinungen entgegengetreten werden kann. Beginnen wir wieder mit der krassesten Erscheinungsform, der starken Kriminalität der Jugendlichen, so ist zunächst an die oben schon erwähnten Erfahrungen mit der bedingten Begnadigung zu erinnern. In vielen Fällen lassen diejenigen jugendlichen Personen, die einmal mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen sind, sich noch vor dem weiteren Abgleiten auf die abschüssige Bahn zurückhalten, wenn sie vor der drohenden Strafe gestellt, aber vor der ersten Berührung mit dem Gefängnis doch bewahrt bleiben. Der bedingten Begnadigung wäre allerdings aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, die bedingte Verurteilung noch vorzuziehen, bei der die betreffende Person nicht für das ganze Leben mit dem Makel der Verurteilung behaftet bleibt.

Wo sich aber die bedingte Begnadigung als wirkungslos erweist und die Freiheitsstrafe vollstreckt werden muß, da sollte sie gleich in solchem Umfange und in einer solchen Vollziehungsweise eingreifen, daß einerseits der Einfluß der schlechten Beispiele im Massengefängnis vermieden, andererseits eine thatsächliche und nachhaltige Erziehung zur geregelten Arbeit durchgeführt werden kann. Von der Gefängnisstrafe ganz ausschließen sollte man die noch schulpflichtigen Kinder. Heute beginnt das strafmündige Alter bekanntlich mit dem zwölften Lebensjahre. Wird in diesem Alter bereits eine Freiheitsstrafe vollzogen, so gilt das mit allen schlechten Erfahrungen in die Schule zurückkehrende Kind nur zu oft als der Gegenstand einer gewissen bewundernden Neugier und kann von schlechtestem Einfluß auf die Mitschüler werden. Mit allem Recht hat die moderne Kriminalpolitik nachdrücklich gefordert, die Grenze der Strafmündigkeit auf die Zeit der Vollendung der Schulpflicht hinauszurücken und wenn sich die Regierung heute noch gegen eine solche Maßregel sträubt, so muß diese Forderung doch zum Gemeingut aller Kriminalisten und Sozialpolitiker werden und sich mit der Zeit siegreich durchringen.

Digitized by Google

Ungleich wichtiger als die Behandlung der straffällig gewordenen Jugendlichen ist aber natürlich die Verhütung des Verbrechens bei den jugendlichen Personen. Diese Aufgabe ist am dringendsten dort, wo die Wahrscheinlichkeit der Verwahrlosung nahe gerückt ist. Das in diesem Falle anzuwendende Gegenmittel ist glücklicherweise bereits ergriffen und gerade in der neuesten Zeit einer erheblichen Verbesserung unterzogen worden. Diese Verbesserung bestand in dem vor Jahresfrist durchgeführten Fürsorgeerziehungsgesetz, das mit Recht als hochbedeutsame sozialpolitische That anerkannt worden ist. Nun gilt es aber auch, dieses Mittel kräftig und geschickt zu benutzen. Schon in den ersten Monaten nach Inkrafttreten des Gesetzes hat sich gezeigt, daß es in erheblich größerem Umfange anzuwenden sein werde, als seine Schöpfer bei der Einbringung der Vorlage anzunehmen gewagt haben. Damals, als die alte Zwangserziehung neu geregelt werden sollte, nahmen die Väter des Gesetzes an, daß im Laufe der Zeit die Zahl der Fürsorgezöglinge sich gegen früher verdoppeln würde. Thatsächlich aber ist die Zunahme eine derartige gewesen, daß auch unter Berücksichtigung des ungewöhnlichen Zudranges in den ersten Monaten wohl damit gerechnet werden kann, daß die Zahl der Fürsorgezöglinge sich nicht nur verdoppeln, sondern in einigen Jahren verdreifachen und damit einen Beharrungszustand erreichen wird. Allerdings ist durchaus notwendig, daß allen in Betracht kommenden Erziehungs- und Verwaltungsstellen das Gesetz vollkommen in Fleisch und Blut übergeht, und so häufig und nachdrücklich in Erinnerung gebracht wird, daß es nicht in Vergessenheit gerät, sondern in allen geeigneten Fällen thatsächlich zur Anwendung kommt. Hierzu wird es noch einer fortgesetzten und nachhaltigen Aufklärungsarbeit bedürfen, die aber die Mühe reichlich lohnen wird.

Die bisher gekennzeichneten Aufgaben gelten nun aber immer nur gegenüber denjenigen jugendlichen Personen, die entweder bereits verwahrlost oder der dringenden Gefahr der Verwahrlosung ausgesetzt sind. Die eigentlichen Verhütungs- und Erziehungsaufgaben müssen indessen viel früher und viel allgemeiner einsetzen. Das große Problem, das sich hier bietet, besteht in der Aufgabe, die schroffe Grenze, die mit dem Ende des schulpflichtigen Alters und dem plötzlichen Uebergang in das freie Erwerbsleben eintritt, in einen allmählichen Uebergang zu verwandeln. Seine Lösung läßt sich in der Hauptsache in eine Forderung zusammenfassen, die indessen das ganze große Gebiet noch nicht annähernd erschöpft: das ist die obligatorische Fortbildungsschule in weitester Ausdehnung. Was heute in dieser Beziehung geleistet wird, ist, auch ganz abgesehen von allen ethischen Momenten, trotz der vorhandenen guten Ansätze noch äußerst geringfügig. Schon rein wirtschaftlich ist der herrschende Zustand unzulänglich und gefährlich, was sich erst recht bemerkbar machen wird, wenn die heutige Generation der Jugendlichen zu den eigentlichen Trägern der industriellen Arbeit herangewachsen sein wird. Nur im Handwerk finden wir eine regere Fürsorge für Fach- und Fortbildungsschulen und Ausbildung eigentlicher Lehrlinge. In der Industrie dagegen ist die Lehrlings-Ausbildung in den letzten Jahren nur noch zurückgegangen. Abgesehen von einer ganz beschränkten Zahl der allergrößten, auf ein besonders vorgebildetes Personal angewiesener

Digitized by Google

Betriebe stellen die Fabriken wegen der an das Halten von Lehrlingen geknüpften unbequemen Bestimmungen heute die jüngeren Hilfskräfte sofort als entlohnte jugendliche Arbeiter an, deren Ausbildung auf diese Weise die denkbar einseitigste wird. Die Qualität der sogenannten gelernten Arbeiter läuft dadurch Gefahr, in Zukunft bedenklich zu sinken, was für die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt schwere Gefahren nach sich ziehen kann.

Nachhaltige und durchgreifende Hilfe kann hier nur die obligatorische Fortbildungsschule bringen, da der Besuch der fakultativen sehr erklärlicherweise höchst unzuverlässig und schwankend ist. Leider ist gerade der größte deutsche Bundesstaat in dieser Beziehung noch sehr rückständig. Zwar haben hier die Gemeinden das Recht zur Durchführung des obligatorischen Besuchs ihrer Fortbildungsschulen, aber trotz der guten Erfahrungen, die in den dieses Recht benutzenden Städten gemacht sind, halten sich viele Städte, voran leider die Reichshauptstadt, aus Scheu vor den finanziellen Aufwendungen — die sich volkswirtschaftlich hundertfach bezahlt machen — noch zurück. Das preußische Handelsministerium hat durch wiederholte, eindringliche Erlasse vergebens versucht, diese Scheu zu besiegen. Auch die sehr beherzigenswerte Entschließung des deutschen Städtetages, daß „bei den gegenwärtigen volkswirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen die gewerbliche Zwangs-Fortbildungsschule die wichtigste und wertvollste Veranstaltung für die Jugend und deren Einrichtung den Gemeinden dringend zu empfehlen“ ist, hat praktisch viel zu wenig gewirkt. Die Aufwendungen, die für die obligatorische Fortbildungsschule gemacht werden, belaufen sich in Preußen nur auf einen kleinen Bruchteil der Summe, die man in solchen Staaten ausgeworfen sieht, die in dieser Beziehung auf der Höhe stehen.

Am weitesten rückständig sind wir in Bezug auf die Fortbildungsschulen für Mädchen, und doch ist gerade für diese nicht nur die gewerbliche, sondern vor allen Dingen die hauswirtschaftliche Fortbildung um so notwendiger, als die Frauen einerseits immer mehr gezwungen werden, am Erwerbsleben teilzunehmen, andrerseits aber, oder vielmehr gerade infolge dieser Thatsache, das Familienleben immer mehr gefährdet und die praktische Versehung des Haushalts erschwert wird. Hier gilt es, überaus wichtige Güter für die kommenden Generationen zu retten, was nach Lage der Dinge nur durch angestrengteste Pflege der hauswirtschaftlichen Fortbildung möglich sein wird. Wir wollen mit Rücksicht auf den beschränkten Raum davon absehen, ziffernmäßig zu belegen, wie unendlich wenig heute in dieser Richtung geschieht und glauben, daß es für die Notwendigkeit einer rührigen Arbeit auf diesem Gebiet keiner langen Beweise bedarf.

Mit der Fortbildungsschule allein sind nun aber die sozialen Aufgaben gegenüber den normalen Jugendlichen in den unteren Volkskreisen nicht erschöpft. Immerhin ist dieser Unterricht trotz seiner beschränkten Zeit von bedeutsamstem erziehlichen Einfluß und zugleich von wertvoller Nebenwirkung für die volkswirtschaftliche Entwickelung. Aber auch außerhalb der kurzen Fortbildungsschulzeit muß für die erziehliche Beeinflussung und vor allen Dingen für die Fernhaltung entgegengesetzter Einflüsse gesorgt werden. Bei dieser Fernhaltung

Digitized by Google

schädlicher Einflüsse ist nicht in letzter Linie daran zu denken, in welchem Maße wir neben der mangelnden Aufsicht, Erziehung und Fortbildung eine weitere Quelle der Verwahrlosung in den beklagenswerten Mißständen finden, die im Wohnungswesen herrschen. Vor allem ist es das Schlafstellen-Unwesen mit all seinen Begleiterscheinungen, das diese Verwahrlosung wesentlich fördert. Auch die Lösung der Wohnungsfrage bildet demgemäß ein schlechterdings nicht auszuschaltendes Glied aus der großen Kette von Maßnahmen, die notwendig sind, um unserem Problem erfolgreich beizukommen.

Nicht zu unterschätzen ist aber auch eine große Reihe weiterer Einzelmaßnahmen, die an sich vielleicht unbedeutend erscheinen, in ihrem Zusammenwirken aber einen sehr heilsamen Einfluß auszuüben vermögen. Diese Maßnahmen liegen auf ähnlichem Gebiete wie die Fortbildungsschule und bestehen in einer zweckmäßigen Ausfüllung der freien Zeit der jugendlichen Personen und ihrer Anleitung zu gediegener Beschäftigung und Unterhaltung. Mit Recht haben noch vor wenigen Monaten die drei preußischen Minister des Handels, des Unterrichts und des Innern in einem bemerkenswerten Erlaß auf die Pflege der Jugendvereine verschiedenster Art für edle Geselligkeit und Unterhaltung aufmerksam gemacht. Teils im Rahmen solcher Vereine, teils durch kommunale und gemeinnützige Veranstaltungen ist dafür Sorge zu tragen, daß der gewerbthätigen Jugend gute und ausreichende Gelegenheit zu selbständiger und angemessener geistiger und körperlicher Beschäftigung geboten werde. In erster Reihe selbst steht hier die Pflege besonderer Bibliotheken und Lesezimmer einerseits, des Turnwesens andererseits; dann ferner auch mit den Werken der Kunst, die aktive Pflege der Musik und hundert ähnliche Dinge mehr.

Es kann nicht vielseitig genug dafür gearbeitet werden, bildend und veredelnd auf die Klasse der Jugendlichen, insbesondere der ins selbständige Erwerbsleben frühzeitig hineinströmenden Jugendlichen einzuwirken und sie von schädlichen Einflüssen in einer Weise fernzuhalten, die von ihnen nicht als ein zur Reaktion anreizender Zwang empfunden wird. Für die verwahrlosten Jugendlichen Zwangserziehung, für die der Verwahrlosung ausgesetzten Fürsorgeerziehung, für die ganze übrige Masse aber gewerbliche Fortbildung, veredelnde Unterhaltung und jede nur mögliche Gelegenheit zu körperlicher und geistiger Aufwärtsentwickelung, das sind die Aufgaben, die uns die Klasse der Jugendlichen stellt und deren Lösung für das Volkswohl und die Volkskraft, für die ganze Zukunft unserer Nation eine wesentliche mitbestimmende Rolle spielen wird.

Zur Anthropologie der gleichgeschlechtlichen Liebe.

Dr. Wilhelm Schrickert.

Für den Soziologen hat die medizinische Geschichte und Kulturgeschichte ein besonderes Interesse. Die Pathologie, d. h. die Lehre von den kranken Organen, Instinkten und Vorstellungen der Menschen

Digitized by Google

führt in Hinsicht ihrer Wirkungen auf das gesellschaftliche Leben zu dem Begriff einer Sozial-Pathologie. Wenn nach einem Vers Schillers Hunger und Liebe, d. h. Ernährung und Fortpflanzung die Welt regieren, so dürfte die Sozial-Pathologie auch für den praktischen Politiker und Juristen von größter Wichtigkeit sein; denn gesunde Leiber und Instinkte halten ein Volk aufrecht und machtvoll, kranke und entartete richten es zu Grunde.

Es ist daher ein besonderes Verdienst von Dr. J. Bloch, dem Verfasser des „Ursprungs der Syphilis", die Geschichte der Medizin vom Standpunkt des Anthropologen und Ethnologen erforscht zu haben. Seine „Beiträge zur Aetiologie der Psychopathie sexualis"*) verdienen sowohl die Aufmerksamkeit des Naturforschers des Menschengeschlechts als auch des praktischen Gesetzgebers und Rechtslehrers.

Das wichtigste Ergebnis der Untersuchungen Blochs scheint mir in dem Nachweis zu liegen, daß die physiologischen wie auch pathologischen Erscheinungen des Sexuallebens so alt sind wie der — Mensch. Die graue Vorzeit sah dieselben Verirrungen des Geschlechtslebens, wie wir sie noch heute bei primitiven und civilisierten Völkern beobachten. In der Bibel, in den Veden, in zahlreichen altägyptischen Papyrus, in den Urkunden des präcolumbischen Mexiko finden wir Berichte und Andeutungen über Homosexualität, Paedication, über die mit den obscönen Kulten der Sexualgottheiten verbundenen zahlreichen und raffinierten Arten der widernatürlichen Unzucht. Die Geschlechtsverirrungen kommen noch heute bei den Naturvölkern in erschreckender Häufigkeit vor. Kultur und Civilisation werden fälschlicherweise beschuldigt, in besonders hervorragender Weise Ursachen derselben zu sein. „Im großen und ganzen", schreibt Bloch, „besteht der Satz zu Recht, daß der Geschlechtstrieb als eine physische Funktion weder ein Vergleichungsobjekt noch ein Unterscheidungsmerkmal zwischen primitiven und civilisierten Menschen bilden kann." Bloch fand, daß die Bedingungen für Entstehung der mannigfaltigen geschlechtlichen Verirrungen und die Quellen der Homosexualität überall von Zeit und Ort, von Rasseverhältnissen und Kulturformen im großen Umfange unabhängig sind.

Bloch sieht in den sexualen Verirrungen eine allgemein anthropologische Erscheinung. Trotzdem leugnet er das Angeborensein der Homosexualität oder gleichgeschlechtlichen Liebe. Er führt ihre Ursachen mit verschwindend wenigen Ausnahmen auf Verführung und Nachahmung zurück. Er hält sie also für eine rein erworbene Erkrankung des Geschlechtsinstinktes. Er wendet sich damit einmal gegen die Theorie jener Mediziner, die in ihr eine Entartungserscheinung auf Grund angeborener und ererbter Belastung sehen, wie gegen diejenigen, welche in ihr eine „Naturerscheinung", eine Art sexueller Zwischenstufe erblicken, die ebenso natürlich und berechtigt sei, wie die andersgeschlechtliche Liebe, und die anderen Zwecken diene als der Fortpflanzung.**)

---

*) Dresden 1902, Verlag von H. R. Dohrn. Preis 7 Mk.

**) Diese unter Führung von Dr. M. Hirschfeld stehende Richtung giebt das „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" heraus. Leipzig, Verlag von Max Spohr.

Digitized by Google

Bloch bringt mehrere Beweise für die Auffassung, daß die Homosexualität eine erworbene Krankheit sei. In fast allen Fällen sei sie auf Verführung zurückzuführen und, wie die Erfahrung gezeigt habe, durch Suggestionstherapie heilbar. Aber diese zwei Argumente sind nicht durchschlagend. Wie kommt es, daß unter denselben Bedingungen der Verführung die einen so schnell und leicht in homosexueller Richtung reagieren und andere wieder absolut ablehnend sich verhalten? Wenn hier keine angeborene Anlage vorhanden wäre, könnte diese Reaktion nicht so schnell eintreten. Freilich „von selbst" äußern sich diese Instinkte nicht. Die angeborenen Dispositionen bedürfen der äußeren psychologischen Reizauslösung, — der Nachahmung und Verführung, wenn man so sagen soll. Natürlich betrifft dies nur das Auftreten der Homosexualität in jüngeren Jahren. Auch ist der Umstand, daß Hypnose und Suggestion die Triebrichtung ändern können, kein Beweis dafür, daß die Homosexualität nicht auf einer angeborenen Anlage beruhe. Warum sollte Suggestion und Hypnose nicht auch angeborene und ererbte Dispositionen im Gehirn umändern können? Aber gerade die von Bloch nachgewiesene Thatsache, daß die Homosexualität eine allgemeine anthropologische Erscheinung darstellt, ist ein Argument dafür, daß sie nicht bloß durch Verführung und Nachahmung entsteht, sondern eine natürliche Varietät in der Entwickelungsgeschichte des Geschlechtstriebes bildet.

Wie dieselbe körperliche Krankheit oft durch verschiedene Ursachen hervorgerufen werden kann, so werden auch die Geschlechtsverirrungen zum Teil sexuelle Zwischenstufen, zum Teil nachträglich erworbene und zum Teil erbliche Entartungserscheinungen sein. Welche Form zahlenmäßig überwiegt — nach Ort, Zeit und Verhältnissen verschieden — das wird erst festgestellt werden können, wenn man einmal gelernt hat, die einzelnen Fälle mehr in Bezug auf ihre anthropologische Genealogie zu analysieren.

Bloch verwirft die strafrechtliche Verfolgung der homosexuellen Vergehen. Da er aber nach seiner Theorie in jedem Homosexuellen eine „Infektionsquelle" für viele neue Fälle von gleichgeschlechtlicher Liebe sieht, verlangt er im Interesse des sozialen Schutzes zwar nicht Gefängnis und Zuchthaus, das „noch keinen Konträrsexuellen von seinem Triebe befreit hat", sondern Spezialheilanstalten, wo alle therapeutischen Mittel zur wirklichen Ausrottung des unseligen Uebels versucht werden können. In diesem Sinne hält er eine Modifikation des diesbezüglichen Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuches für erforderlich. Eine gänzliche Aufhebung desselben würde von den „unheilvollsten Folgen" begleitet sein. Das ist wohl etwas zu schwarz gesehen. Heute ist dieser Paragraph eine Quelle des schändlichsten Erpressertums, und man weiß, daß sich aus diesem Grunde in Berlin mehr männliche Prostituierte herumtreiben als z. B. in Paris und Rom und selbst in Neapel. Was verlangt werden muß, ist energischer strafgesetzlicher Schutz der Kinder und Jugendlichen. Sonst widerspricht jener Paragraph dem modernen Rechtsbewußtsein in jeder Hinsicht. Er beschützt weder Eigentum noch Leben, noch die öffentliche Ordnung, und man hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß z. B. ein Syphilitischer straflos schweres Unheil anrichten darf, dem gegenüber die Uebel der homosexuellen Vergehungen kaum in Betracht kommen. Im übrigen

Digitized by Google

möge man die Homosexuellen nach ihrer Façon selig werden lassen. Eine direkte physiologische und psychologische Gefahr bieten sie unter sonst gesunden sozialen Verhältnissen nicht. Ueberhaupt sollte man sich darüber klar werden, daß jede Kulturhöhe zugleich eine Dekadence in sich schließt, die durch die große Differenzierung und Variation der Triebe und Bedürfnisse einer solchen Zeit notwendig verursacht wird; daß die Homosexualität oft genug mit hoher geistiger Begabung und großer Güte des Herzens verbunden ist und in künstlerischer Hinsicht eine psychologische Quelle bedeutender ästhetischer Leistungen sein kann und auch gewesen ist.

Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte.

Dr. Ludwig Wilser.

Seit eine genugsam angepriesene deutsche Uebersetzung Gobineaus fast vergessenes Werk „Ueber die Ungleichheit der Menschenrassen", dessen Grundlehren übrigens schon bei seinem Erscheinen vor einem halben Jahrhundert nicht mehr neu waren, das viele, zum Teil folgenschwere, Irrtümer enthält und vor allem — für ein Rassenwerk verhängnisvoll — der naturwissenschaftlichen Grundlage entbehrt, bei uns wieder bekannt gemacht hat, reden und schreiben viele Leute über „Rasse", die nicht einmal über den Begriff dieses Wortes im klaren sind. Täglich hört und liest man von keltischer, slavischer, romanischer, angelsächsischer, holländischer „Rasse", während doch alle diese geschichtlichen Völkernamen mit dem Wesen der nur auf naturwissenschaftlichem Wege zu ermittelnden Rasse an und für sich nicht das mindeste zu thun haben. Aufgabe der Anthropologie als der „vornehmsten Hilfswissenschaft der Geschichte" ist es, die Rassen festzustellen, aus denen sich in den mannigfaltigsten Mischungsverhältnissen die in der Geschichte auftretenden Völker zusammensetzen, da nur in den seltensten Fällen die Begriffe „Rasse" und „Volk" sich decken. Unstreitig auf der höchsten Stufe der Entwickelung, an der Spitze der gesamten Menschheit, steht die nordeuropäische Rasse (Homo europaeus Linné), deren leibliche Merkmale, Langkopf, helle Farben, hoher Wuchs, bekannt sind und deren hervorragende geistige Eigenschaften die Kultur unseres Zeitalters geschaffen haben. Die Erkenntnis, daß das durch naturwissenschaftliche Rassenforschung sichergestellte Verbreitungscentrum dieser Rasse zugleich das der höchstentwickelten, indogermanischen oder kurzweg arischen Sprachen ist, bildet den Schlüssel für all die berühmten, früher unlösbar scheinenden „Streitfragen" der alten Geschichte und Völkerkunde. Gobineau, obgleich er aus der Geschichte ganz richtig die große Bedeutung und Ausnahmestellung der Germanen erkannt hatte, war noch nicht im Besitz dieses Schlüssels; daher konnte er aus seiner Lehre nicht die letzten folgerichtigen Schlüsse ziehen, daher mußte er sich in mancherlei Widersprüche verwickeln und auf Abwege geraten. Immerhin war der vielseitig gebildete, gedanken- und kenntnisreiche normännische Graf seiner Zeit so weit vorausgeeilt,

Digitized by Google

daß sein glänzend geschriebenes Rassenwerk zunächst nur geringen Anklang fand. Erst in neuester Zeit fängt es an, befruchtend auf die Geister zu wirken und Schule zu machen.

Von den Schriftstellern, die, auf Gobineaus Schultern stehend, über Rassefragen schreiben, hat wohl der in Deutschland erzogene Engländer Chamberlain mit seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" (München, F. Bruckmann, 1899) das meiste Aufsehen erregt. Er nennt zwar die „Untersuchung über die Ungleichheit der Menschenrassen" ein „geniales Werk ... erstaunlich reich an später bestätigten intuitiven Ahnungen und an historischem Wissen", wirft jedoch seinem Lehrmeister „gänzliche Unkenntnis der physiologischen Bedeutung" dessen vor, „was man unter Rasse zu verstehen hat". Wie steht es aber mit seiner eigenen Wissenschaft? Obwohl er sich selbst einen „ungelehrten Mann" nennt und nicht einen Augenblick sich einbildet, „seinem Buche komme wissenschaftlicher Wert bei", obwohl er nach seinem eigenen Geständnis von Rassenkunde „wenig oder nichts" versteht, sucht er doch „das Geheimnis des Blutes" zu ergründen; von der „Grundwahrheit" durchdrungen, daß die heutige Gesittung „ausschließlich ein Werk des Germanentums ist", hat er auf die Frage warum? ebensowenig eine Antwort wie auf die andere: „an welchen Merkmalen erkennt man den Germanen?" So sehr verschwimmen diese vor seinen Augen, daß er schließlich den Rassebegriff nur „im eigenen Bewußtsein" sucht: „wer einer ausgesprochenen Rasse angehört, empfindet es täglich". Daß man mit solchen Redensarten dem „Wirrwarr von Widersprüchen, von Irrtümern, von Wahngebilden", in dem sich ja leider Gottes „die öffentliche Meinung" noch bewegt, kein Ende machen kann, liegt auf der Hand. Dazu bedarf es einer umfassenden, streng nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen durchgeführten Rassenforschung; nur eine solche vermag der Geschichte als Hilfswissenschaft zu dienen, dann aber als „vornehmste".

Wenn demnach das flott und zuversichtlich geschriebene Buch*) Chamberlains zwar mancherlei Gedanken anregen, in keiner Hinsicht jedoch die aufgeworfenen Fragen beantworten kann, so ist dazu Driesmans mit seiner „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" (Das Keltentum in der europäischen Blutmischung 1900, Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung 1901, Leipzig bei E. Diederichs) noch weniger imstande. Mit der Wissenschaft hat diese von manchen Leuten für geistreich gehaltene und gepriesene Schriftstellerei nichts zu thun und sollte daher eigentlich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift gar nicht erwähnt werden, sondern vom Schreibtisch des ernsten Forschers, wenn sich zufällig die beiden Bändchen dorthin verirren, sang- und klanglos in den Orkus des Papierkorbes versinken. Wenn ich mich trotzdem der wenig erquicklichen Aufgabe unterzogen habe, sie zu lesen und zu besprechen, so geschieht dies nur, um die öffentliche Meinung, die in solchen Dingen ja noch ganz ungeklärt ist, vor Irreleitung zu warnen.

---

*) Meine wohlwollende und, wo es angeht, auch anerkennende, im ganzen aber sachliche und nicht unbedingt lobpreisende Besprechung desselben (Deutsche Welt No. 19, 4. Februar 1900) hat die Verlagshandlung in die von ihr herausgegebene Sammlung nicht aufgenommen.

Digitized by Google

Schon die Ueberschrift ist verfehlt. Mit dem Wort „Instinkt", das ich mit „Erbübung" oder „Erbgewohnheit" verdeutscht habe, verbinden wir den Begriff des Unbewußten, Triebartigen, wobei infolge von Vererbung irgend ein Reiz eine entsprechende Thätigkeit auslöst. Solche Erbgewohnheiten sind Tieren und Menschen gemeinsam — der Säugling wie das neugeborene Junge sucht bei Hungergefühl unwillkürlich mit den Lippen die nährende Mutterbrust —, sie gehören zu den ursprünglichsten und niedersten Regungen des Seelenlebens, sind bei den einzelnen Menschenrassen kaum verschieden und können daher weder als Rassenmerkmale dienen, noch eine Kultur schaffen. Dies thun vielmehr die höheren geistigen Fähigkeiten, mit denen allerdings — man vergleiche einen Buschmann mit einem Nordeuropäer — die Menschenrassen in sehr verschiedenem Maße ausgestattet sind.

Der Verfasser versucht, die „vielfachen Richtungen und Bestrebungen des modernen Lebens in Kunst, Religion, Politik und wirtschaftlichem Leben auf die verschiedenartigen Rassenelemente" zurückzuführen, die der „europäischen Blutmischung zu Grunde liegen" und trotz dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse „in ihrer ursprünglichen Wesenheit allenthalben wieder durchschlagen", geht aber dabei von der grundfalschen Voraussetzung aus, daß unser Volk „erst durch die Vermischung mit fremdrassigem Blut kulturfähig geworden" sei, da „kein Volk allein aus sich heraus eine Kultur zu erzeugen" vermöge. Als die Germanen, unsere Vorfahren, in die Geschichte traten, waren sie — die übereinstimmenden Berichte der Augenzeugen werden durch die Gräberfunde bestätigt — noch durchaus reinblütige Vertreter einer Rasse, die aus sich heraus die Kulturen der Steinzeit, des Erz- und Eisenalters, den norischen, keltischen und germanischen Stil geschaffen hatte. Diese Rasse steht noch heute an der Spitze der Menschheit, hat fast jeden Fortschritt der Gesittung geschaffen und ist um so leistungsfähiger, unternehmender und erfindungsreicher, je reiner sie sich erhalten hat. Als edelste Blüte des Menschengeschlechts konnte sie durch Blutmischung zwar tieferstehende Rassen veredeln, selbst aber nur verlieren. Das haben die Germanen, die sich so lange als irgend möglich vor jeder Vermischung zu wahren suchten, wohl empfunden, und schon Tacitus hat eingesehen, daß die germanischen Völker durch Verbindungen mit irgend welchen anderen nur „entstellt" (infectos) werden konnten.

Im ersten der beiden vorliegenden Bändchen versucht nun Driesmans den Anteil der „keltischen Rasse" an der europäischen Blutmischung und Kulturentwickelung aufzuspüren, geht aber dabei wieder von der falschen Voraussetzung aus, das keltische Blut sei dem germanischen gegenüber etwas „gegensätzliches", die Rasse eine ganz verschiedene, „schwarze, rundschädelige", gewesen. Er weiß nicht, daß beide Völker, Kelten wie Germanen, aus dem fruchtbaren Schoße der gleichen Rasse hervorgegangen sind, daß es Völkerschaften gegeben hat — Kimbern, Teutonen, Ambronen —, denen mit gleichem Rechte der keltische wie der germanische Name zukommt. Der ganze Unterschied ist der, daß die Kelten vor den Germanen auf die Wanderschaft gegangen und daher früher der Blutmischung mit fremden Rassen (Homo mediterraneus und brachycephalus) unterlegen sind.

Digitized by Google

Das „engere Stammland der Kelten“ ist nicht Ungarn, wohin sie nicht vor dem vierten vorchristlichen Jahrhundert gekommen sind, sondern das Verbreitungscentrum der lichthaarigen Rasse im Norden, insbesondere die kimbrische Halbinsel und Dänemark. Da die aus falschen Voraussetzungen gezogenen Schlüsse selbstverständlich hinfällig sind brauchen wir Driesmans nicht auf all seinen Gedankensprüngen zu folgen; es genügt, aus der Schlußbetrachtung hervorzuheben, daß das „Kulturfeuer“ nicht da am mächtigsten lodert, wo „verschiedenartige Rassen“ aufeinander gestoßen sind, wo sich „eine Blutmischung“ herausgebildet, sondern wo sich das edle Blut der nordischen Rasse am reinsten erhalten hat.

Konnte man das erste Bändchen, wenn auch absprechend, doch wenigstens ernsthaft beurteilen, so fällt einem dies bei dem zweiten, den „Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung“, schwer. Ueberschriften wie „die ethnologische Eiszeit der Deutschen, der holzschnitzerische und der Kupferstichdeutsche, die drei Köpfe des deutschen Volkes, der Goethisch-Newtonische Farbenstreit ein Rassenstreit, Bauchmenschen und Lungenmenschen, die geistige Schamröte der Germanen“ und dergleichen mögen beim Lesen den Berichterstatter rechtfertigen, wenn er das Buch mit den Worten beiseite schiebt: difficile est satiram non scribere. Mit offenbaren Irrtümern wie: „Alle Kulturen, welche die Welt bisher gesehen hat, bauen sich auf einer Blutmischung auf“ oder „Die Germanen haben niemals Wert auf Rassenzucht und Rassenreinheit gelegt“ beginnend, gefällt sich der durch unverdient günstige Aufnahme früherer Machwerke verwöhnte Verfasser in geistreich sein sollenden Spielereien, kecken Behauptungen, verblüffenden Wendungen, verrät aber dem Einsichtigen überall seine Unfähigkeit, einen solchen Stoff zu behandeln. Auf einzelnes einzugehen, lohnt wahrlich nicht der Mühe; wissenschaftlich läßt sich fast jeder Satz widerlegen. Denn dem Verfasser fehlen die elementarsten physiologischen und anthropologischen Kenntnisse und seine Rassen-Psychologie ist nichts als ein oberflächliches Geschwätz.

Die große Gefahr solcher Schreiberei — nur deshalb haben wir uns mit derselben befaßt — liegt darin, daß sie die ohnehin schon heillose Verwirrung, die über Rassefragen in den Köpfen der „Gebildeten“ herrscht, noch zu vermehren geeignet ist. Belehrung ist hier nicht zu holen. Dies sei nochmals zur Warnung allen denen gesagt, die redlich nach Klarheit und Wahrheit streben.

Recht und Völkerpsychologie.

Professor J. Kohler.

Die vergleichende Rechtswissenschaft ist an sich ein Zweig der Rechtswissenschaft und muß nach der Technik dieser behandelt werden; denn die Rechtsinstitute haben ihre bestimmte Technik, nach der sie beurteilt werden müssen, und diese Technik ist gleichartig, mag es sich um Rechtsinstitute der Urzeit oder um das Recht der modernsten

Digitized by Google

Völker handeln: jedes Recht ist Ausfluß desselben menschlichen Bestrebens nach vernünftiger sozialer Entwickelung der Verhältnisse, nach Ausgestaltung der menschlichen Freiheit. Die Grundsätze dieser Technik hat die Jurisprudenz ebenso in heißem Bemühen erkannt, wie die Sprachwissenschaft die Grundlagen der Sprachentwickelung. Dies habe ich schon vor vielen Jahren denen gegenüber kundgegeben, welche glaubten, die vergleichende Rechtswissenschaft aus dem Kreise der Rechtswissenschaft verbannen und in den der Ethnologie übertragen zu dürfen.

Ebenso gut muß aber aufrecht erhalten werden, daß die vergleichende Rechtswissenschaft mit der Ethnologie im nächsten Zusammenhange bleiben muß und daß sie ohne die Völkerpsychologie und ohne die Psychologie des einzelnen nicht verstanden werden kann. Ganz ebenso wie die Sprache sich dem Denkgesetz des Menschen anschließt, so geht das Recht hervor aus den ewigen Gesetzen, welche der Menschenbrust innewohnen, weil der Mensch ein individuelles und zugleich ein soziales Wesen ist, das eine unendliche Völkerentwickelung in sich birgt.

Ursprünglich ist Recht, Religion, Hygiene, Lebensübung, alles vereint. Man folgt dem Recht als dem Willen Gottes, man übt es, wie man das Feld bestellt, die täglichen Waschungen vornimmt oder die Opfer darbringt. Und so ist natürlich das Recht vollkommen durchtränkt von religiösen Vorstellungen. Der Ahne, der in das Jenseits eingetreten ist, waltet über der Familie und über dem Familiengut. Die Frau, die dem Mann folgt, verläßt ihre Familie und tritt in die Heiligtümer des Mannes ein. Die Familienmitglieder tragen sämtlich gleichsam die Gottheit der Familie in sich, und in ihrem Thun und Wesen ist der Familienglaube maßgebend. So kommt der feste Zusammenhalt, so das unendliche Hassen und Lieben, das sich im Familienschoße entwickelt: wer einem Familienmitglied etwas zufügt, stört die ganze Familie und erregt ihren Zorn, und was ein Familienmitglied thut, verantwortet die ganze Familie. Ebenso ist die Beziehung zur Welt eine gottgeweihte: in jedem Baum, den man fällt, glaubt man ursprünglich ein göttliches Wesen zu hören, und jedes Haus, das man baut, steht unter dem göttlichen Schutze. Nicht selten wird ein Schutzgeist geschaffen, indem man einen Menschen tötet und unter der Schwelle des Hauses begräbt.

Schon dies beweist die Art, mit welcher Gewaltthätigkeit der Mensch zugleich Herr der Geisterwelt zu werden sucht und wie kräftig er durch sein eigenes Thun in das religiöse Walten eingreifen zu können glaubt. Dies zeigt sich auch in der ganzen Folge der Entwickelung, und es ist gerade das Große der Menschheitspsyche, daß der Mensch, indem er von den Ideen überwältigt ist, zu gleicher Zeit stets wieder ihr Herr wird. So schuf er sich in der Ehe ein Mittel geistiger Vereinigung, so in der Adoption eine künstliche Familiengemeinschaft, so in der Blutsbrüderschaft eine Einheit des Lebens und Seins. Alle diese Institute drängen über das von der Natur gegebene hinaus. Während sonst die Geisterwelt sich mit der Natur entwickelt, wird hier die Geisterwelt dem Menschen dienstbar. Und so im Vertrag: es werden die Götter angerufen, es werden Vertragsformeln gesprochen, die den Menschen binden, die Tod und Verderben über den Vertragsbrüchigen

Digitized by Google

herabbeschwören; und noch im Testament überantwortet der Erblasser, was er hinterläßt, der Gewalt himmlischer Mächte. Das ist ein ständiges Binden und Lösen; die Menschheit ruft die Geisterwelt an und gestaltet durch sie ihre Verhältnisse. Zwar Knecht der Geisterwelt, wird der Mensch ihr Herr, indem er klug ihre Bedingungen erspäht und sich ihr Wirken zu Diensten macht.

Daher treten auch diejenigen Individualitäten, die als Uebermenschen für die Entwickelung besonders bestimmend sind, in religiöser Beziehung besonders hervor: sie erblicken sich als die Träger höherer Mächte, sie denken sich als gottgeboren, und als solche Sprößlinge der Götter gebieten sie der Welt. So ist das Häuptlingswesen, einer der größten Faktoren des Fortschritts, ebenfalls aus dem inneren religiösen Denken und Trachten der Menschheit hervorgegangen.

Das genügt, um zu zeigen, daß ohne Erkenntnis der religiösen Seite des menschlichen Daseins die Rechtsanschauung eine höchst unvollkommene und fragmentarische ist; und hier liegt insbesondere der Fehler aller derer, die das Recht auf die Nützlichkeit bauen wollten, die auf solche Weise die Natur des Menschen verkannten und seine religiösen Bedürfnisse ignorierten. Sie begingen denselben Fehler wie die Nützlichkeitsvertreter der Gegenwart, welche von dem endlosen religiösen Bedürfnis der Menschheit keine Ahnung haben, und deren Bestrebungen zusammenbrechen vor der Uebergewalt des menschlichen Glaubens.

Aber auch nach anderen Seiten hin steht das Recht mit der psychologischen Natur des Menschen in Verbindung. So vor allem wohnt der menschlichen Seele der soziale Zug inne, die unvertilgbare Sucht nach gesellschaftlichem Treiben. Sie drängt die Menschen zunächst dazu, in Familiengenossenschaften zu leben, und wenn die Völker zum Ackerbau kommen und der Familienzusammenhang sich lockert, ruft sie den Gemeindebann und die Gemeindevereinigung hervor. Ebenso drängt der Beruf, ebenso das Lebensziel, ebenso der Zufall zu Gemeinschaften. So geschieht es, daß oft die verschiedensten menschlichen Elemente, zusammengewürfelt, sich zu Vereinigungen zusammenthun, weil der unauslöschliche Trieb nach Gesellschaft alle Hindernisse hebt. Das ist auch die Quelle unseres ganzen Vereinslebens mit all seinen segensreichen Wirkungen, mit all der Steigerung geistiger Kraft, die in einer geordneten Verbindung der Individuen enthalten ist.

Aber daneben äußert sich ein anderer Zug, der unauslöschliche Individualtrieb des Menschen; wie die Liebe, so entwickelt sich Feindschaft! Verletzung will Rache! Erst eine spätere Kultur vermag solche antisozialen Triebe, wenn auch nicht zu unterdrücken, so doch zu dämpfen. Aus diesem Rachetriebe gehen die vielen Kriege, die vielen Blutrachefehden hervor, die die Menschheit zerfleischen, aber noch mehr: auch das ganze Strafrecht hat hierin seine Wurzel.

Ein anderer Trieb ist der nach Wohlleben und sinnlicher Freude, der sich verfeinert in den Trieb nach Haben und Behalten, in den Trieb nach Herrschaft und Ausprägung der Individualität. Er führt zum Privateigentum, er führt zur unablässigen Spannung der Kräfte, um durch neue Ideen ein Uebergewicht über andere zu erzielen. Er führt

Digitized by Google

zur ständigen verkehrsmäßigen Mischung und Austauschung von Lebensgütern; denn nur im Verkehr kann der einzelne das jeden Augenblick erforderliche Gut sich verschaffen. Und so liegt in diesem gewaltigen individuellen Streben des Individuums die Triebfeder des ganzen Schuldrechts.

Daneben aber wieder die Züge des Altruismus, das Mitleid, die Freude am Glück anderer; daher alle die Institute der Gastfreundschaft, der Hilfe, des Beistandes, die sich in hervorragender Weise schon bei den Naturvölkern finden, vor allem auch die durch die Bande des Blutes bewirkte Teilnahme an den Schicksalen anderer, welche bleibt, auch wenn das Familienband im älteren Sinne gelöst ist und die Familie sich nicht mehr als mysteriöse Einheit fühlt. Daher die Schützlingschaft, die Klientel, die Heiligkeit des Gastes, die Förderung der Menschenhilfe durch Vereine und Stiftungen.

Einer der mächtigsten Faktoren dieser menschlichen Entwickelung aber, der Individualstreben und Altruismus in geistreicher Weise vereinigt, ist die Geschlechtsliebe, von jeher die Menschheit beherrschend mit ihrer immanenten teleologischen Weltbestimmung der Erhaltung unseres Geschlechts. Aus ihr haben sich alle unsere Eheinstitute entwickelt, von der Gruppenehe bis zur Monogamie der Kulturvölker, und aus ihr ist indirekt die Familie mit all ihren weiteren seelischen Beziehungen hervorgegangen. Daher auch die heißen Kämpfe, daher eine Menge von Kriegen, Vergewaltigungen, Versklavungen und schließlich die Hörigkeit des Weibes.

So ist es das religiöse Element, der Trieb nach Vereinigung, die Individualität mit ihrem Haß und ihrem Herrschaftsstreben, der altruistische Trieb, so die beiden Seiten verbindende Geschlechtsliebe, was die Rechtserscheinungen beherrscht: dies sind die gefühlsmäßigen Bildungskräfte, die in der Menschheit die Institute des Rechts hervorgetrieben haben.

Natürlich zeigen in allen diesen Beziehungen die Völker große Verwandtschaft; die Ausgangspunkte scheinen überall dieselben und doch — neben dieser Aehnlichkeit, welche Verschiedenheit! Denn ein jedes Volk hat diese seelischen Elemente in verschiedener Mischung und Stärke, und darin liegt gerade die ungeheuere Reichhaltigkeit der menschlichen Natur. Die Art der Mischung bildet den Charakter und dieser prägt sich, wie alles andere, im Rechte aus. Kein Recht ist daher zu verstehen ohne Beziehung zum Charakter des Volkes. Ein Volk, dessen Erwerbstrieb groß ist, wird nicht nur ein anderes Vermögensrecht, sondern auch ein anderes Strafrecht gestalten, als ein solches, dem wenig an den irdischen Gütern gelegen ist und das in stolzer Abgeschiedenheit sich in dürftigem altväterischem Leben behaglich fühlt. Daher kommt es oft, daß individueller Stolz und Vermögenstrieb mit einander in Widerspruch stehen und daß bei den einen Völkern das eine und bei den anderen das andere überwiegt. Völker mit wenig ausgebildetem Vermögenstrieb werden z. B. dem Abkaufen der Blutrache länger entgegentreten als solche, denen Hab und Gut das Ziel ihres Strebens ist, so daß gerade Völker mit großen wirtschaftlichen Trieben auf solche Weise die Blutrache leichter verdrängt haben. Sodann ist die Behandlung des Diebstahls selbstverständlich eine ganz andere: die einen Völker lassen den Dieb nur mit einer Geldsumme büßen; die anderen, wie die Germanen, hängen ihn an den Galgen. Den

Digitized by Google

gleichen Unterschied zeigt die Entwickelung des Ehrbegriffs: während die einen Völker ihn zum hohlen Popanz werden lassen und ihm ihr ganzes Dasein opfern, betrachten die anderen es als ihren Stolz, die Schmähungen der Welt zu verachten. Im Verkehrsleben wird das Recht natürlich eine andere Bahn betreten bei Völkern mit kräftigem Vermögensaustausch: man wird den Kauf erleichtern, das Darlehn fördern, Zinsen gestatten, man wird Wechsel und Inhaberpapiere schaffen, man wird Märkte und Börsen einrichten und auf solche Weise die Möglichkeit einer unbeschränkten Cirkulation der Güter herbeiführen, was alles andere Völker, denen die Erdscholle lieb ist, von sich ablehnen. Völker mit starker industrieller Spannung werden Patentgesetze schaffen und auf solche Weise der Industrie eine nie geahnte Entwickelung gewähren. Ferner wird ein Volk mit starkem religiösem Triebe einen lebhaften Drang fühlen, der Seele durch Stiftungen ihr Heil zu verschaffen, während andere Völker diesem Streben entgegentreten, um das Vermögen dem Verkehr zu erhalten. Dieser Unterschied erstreckt sich bis auf die Behandlung der Tiere im Rechte, und während die einen Völker den Tieren gar keinen Schutz angedeihen lassen, ja sogar (wie die alten Deutschen) ihre Rechtssymbolik zur starken Tierquälerei gestalten, finden die Tiere in anderen Rechten Beistand und Hilfe. In dieser Beziehung zeigen die heutigen Richtungen des deutschen, englischen und anglo-amerikanischen Lebens eine bedeutende Hinneigung zu dem System, das die Hinduvölker schon Jahrhunderte lang geübt haben.

Soweit das menschliche Gefühlsleben.

Aber auch die Denkoperationen des Menschen sind für das Recht unendlich bildend gewesen; ohne ihre Kenntnis ist die Rechtswissenschaft nicht zu verstehen. Wie alles, was der vernünftigen Entwickelung angehört, enthält das Recht in sich eine Unendlichkeit der Idee, welche wir in Begriffe zu fassen suchen, und aus dem Begriff entwickeln wir das weitere. Die Begriffe setzen wir zu einander in Beziehung und bilden so Systeme des Rechts. Das ist ein natürlicher Erfolg unseres geistigen Triebes, das Aehnliche zu kombinieren, das Unähnliche entgegenzusetzen und auf diese Weise in ständigen Begriffsbildungen und ständiger Abstoßung fremdartiger Bestandteile ein zusammenhängendes Ganze zu bilden. Es versteht sich daher von selbst, daß ein Rechtssystem immer logisch sein muß und daß keine Konstruktion des Rechts bestehen darf, die den Gesetzen der Logik widerspricht. Daher gehört die Logik mit zu den Grundeigenschaften des Juristen, daher wird aber auch die Art der Denkarbeit sich in dem Unterschied der Völker erkennen lassen. Das Grübeln des Orientalen beherrscht auch ihr Recht, die Sucht schiefe Einteilungen zu machen und mit möglichst vielen Gliedern eines gemeinsamen Ausgangspunktes den Reichtum des Lebens zu zeigen, beherrscht ihre Darstellung und führt auch in der Rechtsbildung zu merkwürdigen Zusammenhängen. Die Scholastik des Mittelalters dringt auch in die Rechtswissenschaft ein; ja sie lebt noch in der Rechtswissenschaft unserer Tage. Selbst der poetische Trieb hat Einfluß: er schafft die Rechtssymbolik, schafft die plastischen Institute des Rechts und dient zugleich als Mittel, das Recht zur Ausprägung zu bringen und die Unterschiede klar zu legen. Bis auf den Humor des Volkes, den oft grausamen, welcher den Uebelthäter in seiner Strafqual verhöhnt, bis auf das Vergnügen des

Digitized by Google

Reimens, das sich in den Rechtsprichwörtern der Deutschen kundgiebt, allüberall zeigt sich die Seele des Volkes im Recht: es giebt kaum eine Seite des Seelenlebens, die darin nicht zum Ausdruck käme.

Darum ist jeder Fortschritt der Völkerpsychologie ein Fortschritt des Rechts, und in jedem Rechtsfortschritt liegt ein Fortschritt der Volksseele. Die alte Lehre, welche die ganze Entwickelung auf Hunger und Liebe begründete, ist unendlich einseitig und in ihrer Einseitigkeit überwunden. Das Recht ist eine völkerpsychologische Erscheinung.

Berichte.

Biologie.

Wesen und Bedeutung der Befruchtung. O. Hertwig definierte den Vorgang der Befruchtung als die Vereinigung geschlechtlich differenzierter Zellkerne. Van Beneden sah in den beiden Geschlechtskernen einen männlichen und weiblichen Vorkern, erklärte sie für Halbkerne, welche sich vereinigen müßten, um einen mit allen Eigenschaften des Zellkerns ausgerüsteten, für die Entwickelung notwendigen Fruchtungskern zu liefern. R. Hertwig wies dann die völlige Gleichartigkeit an Samen- und Eikern nach und erklärte demnach einfach die Befruchtung als die Vereinigung von Geschlechtskernen. Boveri entdeckte an den Eiern von Ascaris megalocephala nach der Befruchtung ein besonderes Zellteilungsorgan, das Centrosoma (Centralkörperchen) und definierte die Befruchtung als die Einführung eines dem Ei fehlenden Teilungsorganes in das Ei. Die Befruchtung hat einen doppelten Zweck, die Entwickelung anzuregen und die Vererbung der elterlichen Eigenschaften zu vermitteln. Das gilt aber nicht für alle Fälle. Es giebt auch Entwickelungen des Eis ohne Befruchtung, also parthenogenetische Fälle. Ferner haben R. Hertwig und Loeb gezeigt, daß völlig gereifte Eier durch chemische Wirkungen, durch Strychnin- und Magnesiumchloridlösung zur Entwickelung gebracht werden können. Wenn nun die Entwickelungserregung nicht der eigentliche Zweck der Befruchtung sein kann, worin ist dann Wesen und Bedeutung derselben zu erblicken? Weismann sah die Aufgabe der Befruchtung in der Vermischung zweier Individuen mit ihren Eigenschaften, was für die Fortbildung der Art von großer Wichtigkeit sei, indem eine Fülle neuer Eigenschaftskombinationen geschaffen würde, aus welchen die Natur durch Auslese das Geeignetste festhalte. Die Lösung der Frage könnte aber auch in einer anderen Richtung liegen. Es wäre denkbar, daß die Befruchtungsbedürftigkeit eine notwendige Konsequenz des Lebensprozesses ist, daß, wie eine Maschine sich allmählich verbraucht, so auch die lebende Substanz eine Abnutzung erleidet, wenn sie nicht in größeren oder geringeren Intervallen durch die Befruchtung eine Kräftigung erfährt. Demnach wäre die Befruchtung eine Reorganisation der lebenden Substanz. Bütschli sah deshalb in ihr einen Verjüngungsprozeß. R. Hertwig ist folgender Ansicht. Zur normalen Erledigung der Lebensprozesse bedarf es nicht nur der treibenden Kräfte, sondern auch der regulierenden. Die Befruchtung hat den Zweck, diese regulierenden Einrichtungen zu verstärken; sie ist daher um so notwendiger, je lebhafter der Lebensprozeß, je höher die Organisation ist, was in Uebereinstimmung steht mit der relativen Häufigkeit der Befruchtung bei den höheren Organismengruppen. Die Gründe sind folgende. Die Funktion einer Zelle beruht auf der Wechselwirkung von Kern und Protoplasma. An Aktinosphären hat Hertwig dies nachgewiesen. Ueberfluß an Nahrung führt zu einer kolossalen Vermehrung. Die starke Aufnahme an Nahrung hält aber nicht an, nach einigen Tagen wird sie geringer und es treten Zeiten freiwilligen Hungerns ein. Diese Hungerperioden lehren, daß in der That ein fortgesetztes Assimilieren und zur Vermehrung führendes Wachstum nicht möglich ist, daß vielmehr nach einiger Zeit eine Erschöpfung des Organismus eintritt und daß eine erneute Funktion nur möglich ist, wenn eine Reorganisation der lebenden Substanz stattgefunden hat. Die einen Zellen verhungern, andere encystieren sich, die dritten schließlich gehen durch einen eigenartigen

Digitized by Google

Degenerationsprozeß, bei welchem der Kern sich auflöst, zu Grunde. Auf Grund seiner Versuche kommt Hertwig zu dem Schluß, daß hier eine funktionelle Degeneration vorliegt; daß die in ganz außergewöhnlicher Weise gesteigerten Lebensfunktionen, welche in einer ganz enormen Vermehrung der Tiere zum Ausdruck kommen, das Gleichgewicht der Zellteile erschüttern, daß der Organismus Versuche macht, durch Hungerpausen dieses Gleichgewicht wieder herzustellen, daß im Verlauf die Schädigungen immer intensiver, die regulatorischen Vorgänge immer unzureichender werden, bis schließlich eine letzte übermäßige Funktionsanstrengung den Zusammenbruch der Zelle bedingt. Bei all diesen Vorgängen ist das Massenverhältnis von Protoplasma und Kernsubstanz von ausschlaggebender Bedeutung. Nimmt die Masse an Kernmaterial rascher zu als die Masse des Protoplasmas, so muß sie durch teilweise Auflösung eine Reduktion erfahren. Derselbe Prozeß der Kernreduktion findet auch bei der Befruchtung statt, wobei es denkbar wäre, daß infolge des Einführens eines fremden Zellkerns ein übermäßiges Anwachsen der Wechselwirkungen zwischen Kern und Protoplasma und damit eine übermäßige Zunahme der Kernsubstanz auf längere Zeit hinaus verhindert wird. (Separat-Abdruck aus den Sitzungsberichten der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, XXXII, 1.)

Ueber die Erbfehler bei Zuchtpferden. Zu den Erbfehlern des Pferdes gehören Dummkoller, Dämpfigkeit, Kreuzlähme und Kreuzschwäche, Mondblindheit, Star, Spat, Kurbe, Schale, Strahlkrebs, fehlerhafte Hufbildungen. Nach den Körordnungen sollen die damit behafteten Tiere nicht zur Tierzucht zugelassen werden. Nach Professor Dr. Dieckerhoff ist auf Grund wissenschaftlicher Erfahrung die Dämpfigkeit nicht unter die Erbfehler zu stellen. Für die Zucht von Halbblutpferden und schweren Arbeitspferden ist es gerechtfertigt, solche Hengste, bei denen sich das Kehlkopfpfeifen von dem vollendeten vierten Lebensjahre unmerklich und nicht infolge einer Lungenentzündung entwickelt hat, von der Ankörung auszuschließen. Unvollkommener Bau der Lenden- und Kreuzpartie, wobei das Pferd einen schwankenden Gang im Hinterteil zeigt, machen Hengste zur Zucht ungeeignet. Die chronische Kreuzlähme beruht in einer Blutung im hinteren Ende des Rückenmarks und in einer sich anschließenden Entzündung motorischer Nerven. Nach Dieckerhoffs Beobachtungen ist die Prädisposition zu solchen Blutungen erblich. Der unvollkommene Bau der Sprunggelenke überträgt sich von einem Zuchthengst auf seine Nachkommen; ein solcher Hengst ist in der Ankörung zurückzuweisen. Ebenso ist die Kurbe, ein mangelhaftes Sprunggelenk mit vorn ausgehöhlter Fläche und einer bindegewebigen oder knöchernen Verdickung hinten erblich. Unvollkommene Entwickelung des Hufbeines vererbt sich. (Zeitschrift für Veterinärkunde 1902, 2.)

Tierzüchter und Tierärzte kennen die Erbfehler sehr genau und handeln danach bei der Auswahl der Elterntiere für die Nachzucht. Wann werden die Menschenärzte und Menschenzüchter, d. h. die Staatsmänner wieder lernen, wie in den vergangenen Zeiten des Menschengeschlechts, bei ihren gesundheitlichen und gesetzlichen Maßnahmen auf die Erbfehler bei der Züchtung der Menschenrasse zu achten?

Die Wanderungen der Vögel. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, schreibt Dr. C. Floerike, daß bei vielen Vogelarten die Männchen und Weibchen, die Jungen und die Alten, ganz getrennt von einander ziehen, und zwar nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich, indem z. B. die jungen Vögel nicht nur viel früher fortziehen als die alten, sondern auch ganz andere Zugstraßen einschlagen. Daraus geht hervor, daß keineswegs die alten Vögel bei der Wanderung die Führer und Lehrmeister der Jungen sein können, wie man wohl früher geglaubt hat, sondern daß sie auf irgend eine andere Weise, die uns allerdings noch völlig dunkel ist, auf ihrer weiten Reise geleitet und den richtigen Weg geführt werden. Die Vögel vermeiden es nach Möglichkeit, das weite offene Meer zu überfliegen, sondern folgen solange als irgend angängig, der Küste des festen Landes, um dann schließlich beim Ueberqueren des Meeres die schmalste Stelle desselben auszusuchen, wobei sie es auch noch sehr gerne haben, wenn sich dazwischen Inseln oder andere Ruhepunkte befinden. Auch sind die Wandervögel bestrebt, hohe Gebirge zu vermeiden und zu umgehen, und den in der Zugrichtung verlaufenden Flußthälern dagegen so lange wie möglich zu folgen. Manche Zugstraßen endigen sozusagen in einer Sackgasse, indem große Gebirge den Vögeln jede Weiterreise unmöglich machen, und sie deshalb zwingen, am äußersten Ende dieser Zugstraße zu überwintern. Was die Höhe und die Schnelligkeit des Wanderfluges angeht, so stellt bei den weitaus meisten Arten die Herbstwanderung ein ganz gemütliches Bummeln dar, wobei die Vögel an einem Tage oft nur wenige Dutzend Kilometer zurücklegen, sich dagegen

Digitized by Google

an einem zusagenden, geschützt gelegenen und nahrungsreichen Platze oft wochenlang aufhalten, bis endlich der Eintritt strengerer Witterung sie zur beschleunigten Weiterreise veranlaßt. Die Wandervögel erheben sich nur ganz ausnahmsweise zu mehr als tausend Meter Meereshöhe. Die Vorkenntnis der Vögel von einem Witterungsumschlage erstreckt sich gewöhnlich auf nicht mehr als acht bis zwölf Stunden. Die Vögel ziehen lieber mit dem Winde als gegen denselben. Bei Nebel hört der Vogelzug gänzlich auf. Viele Vögel wandern nur des Nachts, wie Schwalben und Nachtigallen, andere nur am Tage, wie Krähen und Gänse, andere sowohl am Tage wie in der Nacht (Kiebitze, Finken). Manche ziehen stets einzeln, manche paarweise, andere wieder in größeren Scharen und noch andere in riesenhaften Herden. Die meisten der gefiederten Wanderer sind bestrebt, während des Fluges eine gewisse Ordnung inne zu halten, um so dem Widerstand der Luft leichter begegnen zu können. Am bekanntesten sind in dieser Beziehung die keilartigen Dreiecksformen der ziehenden Wildgänse oder die langen Schlangenlinien der Ibise. In der Nacht sind sie bestrebt, durch fortwährende Lockrufe sich zusammen zu halten. (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, XXIV, 7, Seite 305.)

Anthropologie.

Die Bevölkerung von Formosa. Von Richthofen schreibt in dem Bericht über seine Reise in Formosa über die dortige Bevölkerung: Der Wilde, in seiner physischen Bildung und mit den Elementen seiner Sprache auf einen malaiischen Ursprung hinweisend, wird wohl bei den Wanderzügen der malaiischen Rasse, die sich im Westen bis Madagaskar und im Osten bis nach den Philippinen, Formosa und Japan erstrecken, hier auf diesem Eiland in vorgeschichtlicher Zeit gelandet sein. Ich unterschied hauptsächlich zwei Typen: das eine Gesicht zeigte den starken Backenknochen und die breite Nase, das andere war spitzwangig mit scharf gebogener Nase. Ihre Gesichter sind mit einem senkrechten, breiten, blauen Streifen auf der Stirn und dem Kinn tätowiert, eine Prozedur, welche nach dem Einliefern des ersten Chinesenkopfes als Siegesbeute vollzogen wird. Die verheirateten Weiber tragen eine Tätowierung, welche beim Munde beginnt und von diesem aus strahlenförmig nach den Ohren geht. Es erinnert etwas an die Weiber der Ainos, welche einen blau gemalten Schnurrbart tragen. Jedoch sind diese Tätowierungen bei den einzelnen Stämmen etwas verschieden. Eine etwas unangenehme, recht fühlbare Eigenschaft ist bei diesen Wilden die Sitte des Kopfabschneidens, die ihnen den Namen „Kopfjäger“ eingetragen hat. Der junge Mann, der heiraten will, hat unter jeder Bedingung einen Kopf als Trophäe seiner Zukünftigen auf den Schoß zu legen. So haben im Jahre 1899 nicht weniger als 500 Chinesen und auch einige Japaner an diesen Sport glauben müssen. Der Kopf ist für die wilden Stämme eine Art Fetisch, welcher dem Hause Glück bringen soll. Am Tage der Einlieferung einer solchen Beute wird in dem ganzen Dorfe eine große Feier veranstaltet, die mit Tänzen um den erlegten Kopf beginnt. Der Schädel hängt in einem Netz und unter einem besonders dazu dienenden, cylinderförmigen Bandgeflecht und wird auch so dem Prozeß der Verwesung ausgesetzt. Später schmückt er das Innere der Hütte oder wird auf Brettern im Hofe aufbewahrt. Er findet bald Gesellschaft, da es bei nur einem Kopf ein tüchtiger Ehemann nicht bewenden läßt. Ihre eigenen Angehörigen begraben sie meist in ihren Hütten, und wandern sie fort, so wird durch kein Erinnerungszeichen das Grab geschmückt. Die Religion gipfelt in der Anbetung von Wald- und Kriegsgöttern, sowie der Elemente. Die Bekleidung ist beim Mann ein viereckiges Stück Tuch aus Hanf über dem Oberkörper mit meist roten Verzierungen und einem blauen Schurz um die Lenden. Auf dem Kopf trägt er eine Kappe aus Strohgeflecht oder Fell, an einem besonderen Gürtel ein breites Messer in einer Scheide, auf dem Rücken ein Netz für etwaige Beute, gleich unserem Rucksack. Bei den Weibern sind, neben dem Tuch, die Beine mit Tuchhosen bekleidet. Als Schmuck dienen bei jungen Leuten und Weibern rote Bänder mit weißen Knöpfen, auch Tierzähne. Die Ohrlappen sind stets durchbohrt und von gemusterten Bambusstäbchen durchzogen, auch Armbänder und Ringe sind natürlich sehr beliebt. Ich hatte mir diese Wilden nicht so tierisch vorgestellt; die unheimlich flackernden Augen, der bestialische Zug um die Lippen läßt ein menschliches Fühlen kaum vermuten. In der That sind es Geschöpfe, welche jeglicher Kultur fern stehen, mit Ausnahme des Hanfwebens ist keine Fertigkeit oder Kunst

Digitized by Google

bei ihnen zu finden. Ihr Leben ist der Jagd gewidmet, nur notdürftig wird etwas Reisbau betrieben. In den ärmlichen Hütten in den Urwäldern ist nichts, was sie an die Scholle fesselt; naht sich eine Expedition, so lassen sie ihre Wohnsitze in Flammen aufgehen, um zu verschwinden. Durch Tauschhandel mit Tüchern und Wild haben sie sich in den Besitz von Flinten gesetzt, denen sie stets das Visier abnehmen, da sie nur auf nächste Entfernung aus dem Hinterhalt feuern, sowie von Messern und von Eisenstücken. (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1902, No. 4, Seite 299.)

Zur anthropologischen Geschichte der Insel Martinique. Ueber die Geschichte der Insel berichtet Reclus in seiner „Géographie universelle": Martinique erhielt nach seiner Entdeckung durch die Spanier keine Kolonisten, und die karaibische Urbevölkerung lebte friedlich und selbständig, bis 1665 der Franzose d'Esnambuc die Insel für Frankreich in Besitz nahm. Sie wurde zuerst von Gesellschaften verwaltet und kam 1675 unter direkte Staatsverwaltung. Die Karaiben waren bald ausgerottet oder fortgeführt; nur eine kleine Anzahl erhielt sich in den Bergwäldern des Innern. An ihre Stelle traten Neger, die für ihre Herren Zucker und Tabak pflanzten. Die Holländer, die von den Portugiesen aus Brasilien verjagt wurden, siedelten sich auf Martinique an und gründeten die ersten Zuckerfabriken. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Kaffeebaum eingeführt und mit gutem Erfolge gepflanzt. Die Eigentümer der Plantagen auf Martinique bereicherten sich außerdem noch durch Seeräuberei. Im Jahre 1794 geriet Martinique in die Gewalt der Engländer, aber 1816 kam es wieder an Frankreich zurück. Verschiedene Negeraufstände führten nicht zur Befreiung der Insel, wohl aber zur Aufhebung der Sklaverei. Im Jahre 1831 wurden 3000 Sklaven freigemacht und kurz darauf allen Freien ohne Unterschied der Farbe politische Rechte verliehen. Diese Emanzipation war notwendig, denn die Schwarzen begannen zu Hunderten nach den englischen Inseln zu fliehen, wo die Sklaverei aufgehoben worden war. Im Jahre 1838 zählte man auf Martinique 19000 freie Neger. Im Jahre 1853, fünf Jahre nach der gänzlichen Abschaffung der Sklaverei, begann man die Einführung indischer Kulis, die auf einer großen Zahl der Pflanzungen die zu kleinen Eigentümern gewordenen Neger ersetzten. Gegenwärtig ist auch die Sklaverei der gelben Rasse aufgehoben, entsprechend dem Grundsatze, daß in einem freien Lande auch die Arbeit frei sein müsse. (Staatsbürgerzeitung 1902, No. 220.)

Sozialanthropologisches aus Martinique. Einem in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichten Briefe von A. Friedenthal entnehmen wir: Die Bevölkerung der durch einen Vulkanausbruch zerstörten Stadt St. Pierre bestand fast ausschließlich aus Negern. Wenn es heißt, daß auch viele Europäer umgekommen sind, so beruht das jedenfalls auf Euphemismus. Die französische Regierung ist nämlich sehr gnädig gegen eine gewisse Schwäche ihrer farbigen Unterthanen. Jeder Neger will für heller gelten, als er ist. Ist einer nun von einem europäischen Vater und einer Mulatten-Mutter geboren, also Quadrone und ziemlich hellfarbig, so giebt er sich in neun von zehn Fällen als Europäer aus. Jedenfalls konnte man Tage lang in den Straßen von St. Pierre wandern, ohne einem „richtigen" Europäer zu begegnen.

Völkerkundliche Expedition in Inner-Australien. Die große völkerkundliche Expedition in Inner-Australien, unter Führung von Professor Baldwin Spencer, hat nunmehr ihre Arbeiten vollendet und ist nach einer Abwesenheit von über einem Jahr nach Melbourne zurückgekehrt. Die Forscher befanden sich bei ausgezeichneter Gesundheit und wurden mit großen Ehren empfangen. Sie haben eine große Menge von wissenschaftlichem Material heimgebracht, das sich ausschließlich auf die Urbevölkerung im nördlichen Teil von Inner-Australien bezieht. Besonders interessant sind die photographischen und kinematographischen Aufnahmen, mittelst derer die Sitten und Gebräuche, die Tänze, Gesänge u. s. w. der verschiedenen wilden Stämme bleibend aufgezeichnet worden sind.

Zwergvölker im afrikanischen Urwalde. Harry Johnston untersuchte die Zwergbevölkerung des Urwaldes von British-Uganda, der sich zwischen dem Becken des Ituri-Flusses nach dem des Semliki ausdehnt. Johnston hat zwei verschiedene Typen in den Zwergvölkern erkannt: die eine mit schwarzer Hautfarbe und reichlicher Bekleidung von harten, krausen, schwarzen Haaren auf dem Leibe, die andere mit roter oder gelber Hautfarbe, rötlichen Haupthaaren und gelblich-grauen Haaren auf dem übrigen Körper. Einige Zwerge, besonders solche jugendlichen Alters,

Digitized by Google

zeigten eine vollständige Behaarung des ganzen Leibes, und nicht selten besaßen auch die Frauen ordentliche Schnurrbärte. Unter den Eigentümlichkeiten des Gesichts fällt besonders die große und platte Form der Nase auf, die kaum noch einen erkennbaren Rücken und sehr große Flügel besitzt. Ferner sind die Zwerge durch eine sehr lange Oberlippe ausgezeichnet, die gar nicht oder nur unmerklich aufgebogen erscheint, im Gegensatze zu den wulstigen Lippen der echten Neger. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1901, I, Seite 12.)

Der Kehlkopf der Eunuchen. Die Verknöcherung der Kehlkopfknorpel beginnt im Alter von 18 bis 19 Jahren. Diese Ossifikation ist ein normaler physiologischer Vorgang. Beim männlichen Geschlecht wird der Schildknorpel allmählich ganz verknöchert, während beim weiblichen Geschlecht niemals selbst im höchsten Alter die ganze Platte des Schildknorpels von der Verknöcherung befallen wird. Untersuchungen von Eunuchen, d. h. Männern, die in frühester Jugend kastriert worden sind, haben ergeben, daß in den Knorpeln des Kehlkopfes keine Spur von Knochen oder Kalkablagerung zu finden ist oder der Verknöcherungsprozeß den weiblichen Typus zeigt. (Dr. Max Scheier, Monatsschrift für Ohrenheilkunde, 1901, No. 10.)

Regressive und progressive Entwickelungs-Vorgänge an der menschlichen Hand. Der tiefe Strecker der Finger an der menschlichen Hand ist ein im Vergleich zum gleichwertigen Muskel vieler Säugetiere reduziertes Organ. Er ist beim Menschen normaler Weise auf den Zeigefinger beschränkt. Die Ansatzstelle, Breite und Länge des Muskels ist ziemlichen Schwankungen unterworfen. Sein Ansatz mit einer einzigen Sehne am Zeigefinger ist das Zeichen eines Rückbildungsprozesses, wie ein Blick in die Reihe der Säugetiere zeigt. Bei zahlreichen Säugetieren versorgt er mehrere Zehen mit Sehnen, namentlich die dem Menschen zunächststehenden Tierformen zeigen diese Mehrzahl von Insertions-Sehnen. Beim Menschen kommen auch häufig Varietäten dieses Muskels im Sinne einer Vermehrung der Sehnen vor. Eine gleichzeitige Insertion am Zeigefinger und Mittelfinger ist häufig; auch ist eine solche am Ringfinger beobachtet. Im allgemeinen ist der genannte Muskel beim Menschen in einem Rückbildungsprozeß begriffen, der durch die veränderten Funktionen der Hand verursacht wird. (A. Bühler, Jahrbuch für Morphologie, 29. Band, 4, Seite 561.)

Struktur, Lage und Anomalien der menschlichen Kniescheibe. Die Kenntnisse über diesen Knochen sind noch recht mangelhaft. Die zur Erklärung seiner funktionellen Bedeutung aufgestellten Theorien, die von einer Erleichterung des Gleitens der Quadriceps-Sehne über das untere Ende des Oberschenkels, von einer besseren Uebertragung der Aktion der Streckmuskulatur auf den Unterschenkel sprechen, fallen in sich zusammen, wenn man sieht, daß ein Tier wie das Känguruh, das sich ausschließlich springend fortbewegt, und dazu einer überaus schnellen und kräftigen Streckbewegung des Kniegelenks bedarf, keine Kniescheibe hat, ja, daß es Menschen mit nicht nur operativ entstandenen, sondern auch angeborenen Patellardefekten giebt, die trotz dieser Anomalie keinerlei Funktionsstörungen erkennen lassen. Von Wuth wurde ein angeborener Mangel der Kniescheibe an einem sonst völlig gesunden kräftigen Manne beobachtet. In der Familie des Patienten war das Fehlen der Kniescheibe bei sämtlichen männlichen Mitgliedern erblich. Bei keinem war der Defekt mit irgend einer funktionellen Störung verbunden. In einem anderen Falle wurde bei einer Frau angeborener Mangel beider Kniescheiben festgestellt, der sich auf ihre beiden einzigen Kinder (Sohn und Tochter) vererbt hatte, während ihre Enkel, die Kinder der Tochter, wohlausgebildete Kniescheiben besaßen. Auch hier war die Beweglichkeit des Kniegelenks nicht beschränkt. (Dr. Joachimsthal, Archiv für klinische Chirurgie 1902, 2, Seite 342.)

Psychologie.

Unterscheidbarkeit rechts- und linksäugiger Gesichtseindrücke. Auf Grund einer Reihe von Versuchen folgerte Heine, daß sich sehr wohl unterscheiden lasse, ob eine Wahrnehmung mit dem rechten oder linken Auge gemacht werde. Dies wird von Brückner und Brücke bestritten. Als Ergebnisse ihrer Kontrollversuche teilen sie mit, daß es unmöglich ist, bei einer gleichmäßigen Belichtung

Digitized by Google

beider Augen und gleicher Deutlichkeit der Bilder zu entscheiden, welche Gesichtseindrücke dem rechten oder linken Auge angehören. Ist aber ein Auge völlig vom Sehakte ausgeschlossen oder ist sein Bild wesentlich undeutlicher, als das des anderen Auges, so ist es meist sehr wohl möglich, anzugeben, welches Auge das sehende ist. Das Urteil wird nur indirekt durch Nebenumstände ermöglicht. Vor allem ist ein Organgefühl, ein „Abblendungsgefühl" zu nennen, das auf dem vom Sehakt ausgeschlossenen oder undeutlich sehenden Auge entsteht. (Archiv für die gesamte Physiologie, 90. Band, 5. und 6. Heft, Seite 290.)

Kulturgeschichte.

Altindien und die Kultur des Ostens. Das Studium der Sanskrit-Sprachen hat nicht nur für uns, sondern auch für den Osten große Bedeutung gehabt. Während wir den ersten geistigen Lebenshauch von Rom, haben jene fernen Völker ihn von Indien empfangen. Das Sanskrit hat für den Osten dieselbe kulturgeschichtliche Mission gehabt, wie das Lateinische für den Westen. Es beeinflußte das Recht der östlichen Kultur, änderte ihre Sitten und gestaltete ihren Glauben. In einer Zeit, die jenseits aller Geschichte liegt, drangen Stämme arischer Zunge durch die Pässe des Hindukusch und Suleiman in Indien ein. In ständigen Kämpfen, deren Erinnerungen uns noch aus den ältesten Liedern entgegen klingen, breiteten sie sich, geführt von ihren Herzögen und Priestern, über den ganzen Norden Indiens in verschiedenen aufeinander folgenden Wellen aus und lehrten ihn, arische Sprache zu reden. Namentlich sind es die ersten Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt, in denen der Einfluß Indiens sich in der Ferne geltend macht. Seine litterarischen Werke wurden in die Sprache von Birma, China, Tibet übersetzt und machten Indien zur Lehrmeisterin der östlichen Welt. Java hat seine ganze Kultur von Indien empfangen. Noch heute wirkt die Einwirkung der indischen Eroberer tief in den Schichten der Bevölkerung des malaiischen Archipels fort. Schon im 5. Jahrhundert hat Birma seine Länder dem Buddhismus geöffnet. Indiens Einfluß auf China macht sich schon im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bemerkbar. Die genaue Chronologie der Chinesen überliefert uns das Jahr 61 n. Chr., in dem Kaiser Ming-Ti Gesandte nach Indien schickte, um Bücher, Lehrer, Bilder von dort in sein Reich zu holen. Nicht war es die Macht des Schwertes und der Ansturm gewaltiger Heerscharen, die hier dem indischen Geiste voranzog, sondern es war das stille Wehen einer großen civilisatorischen Bewegung, die über die weiten Länder bis an die Küste des gelben Meeres hin durch die Geister zog. Durch indische Vermittelung fanden sogar hellenische Kunstmotive ihren Weg bis in die Buddhatempel des fernen Ostens. Es ist ein gewaltiges kulturgeschichtliches Bild, das sich hier vor unseren Augen entrollt. In Zeiten, die um mehr als anderthalb Jahrtausende zurückliegen, sehen wir die Völker des Ostens in geistigem Verkehr. Von den Höhen der indischen Berge, über die Ozeane kamen Boten arischer Zunge. Sie trugen nach Java und Kambodscha, nach China und in die Wüstenländer Asiens neue Gedanken. Bis an die Abhänge des Himmelsgebirges, das jenseits der Wüste seine hohen Zinnen in die Wolken streckt, hat ein Abglanz von Indiens Sonne einer armseligen Bevölkerung geleuchtet, die dort der kargen Natur ein kärgliches Leben abgewinnt. Es mag nicht viel erscheinen, was Indien gegeben hat; aber für jene Völker bedeutete es dennoch viel, es bedeutete eine neue Kultur. Als der Mohammedanismus am Himmel aufzog, erlosch das indische Licht. (A. Hillebrandt, Altindien und die Kultur des Ostens. Rektoratsrede 1901, Breslau, Verlag von M. und H. Marcus. Preis 1 Mk.)

Runenurkunde über die Normannenfahrt nach Nordamerika im Jahre 1050. Ueber eine um das Jahr 1050 unserer Zeitrechnung von norwegischen Seefahrern unternommene Entdeckungsfahrt nach dem alten sagenhaften Vinland (Weinland), welches erst in neuerer Zeit mit einiger Sicherheit als der südlich an Neufundland grenzende Teil Nowa Scotias identifiziert werden konnte, meldet ein altehrwürdiger Runenstein, dessen Inschrift von Professor Sophus Bugge gedeutet wurde. Diese Inschrift ist das älteste Denkmal, das die Entdeckung der Neuen Welt als unmittelbare und feststehende Thatsache behandelt, nahezu vier Jahrhunderte vor der welthistorischen Entdeckungsfahrt Ch. Columbus und seiner spanischen Genossen. (Globus, 1902, No. 19, Seite 305.)

Digitized by Google

Sozialwissenschaft.

Die sozialen Verhältnisse der Juden in Preußen und Deutschland. Die Zahl der Juden auf der ganzen Erde beträgt heute etwa 7½ Millionen; in Europa leben 6287000, in Asien 250000, in Afrika 500000, in Amerika 403000, in Australien und Ozeanien 15000; in Rußland 2205000, in Oesterreich 1142000, Polen 815000, Ungarn 638000, Deutschland 570000, Großbritannien 160000, Frankreich 72000. Die prozentuale Zunahme der Juden in Preußen gegenüber den Christen stieg bis zum Jahre 1880 beständig. Erst seit 1880 ist in Preußen ein Rückgang der jüdischen Bevölkerung im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung von 13,3 auf 11,4 pro Mille im Jahre 1900 eingetreten, nachdem dasselbe Verhältnis sich für ganz Deutschland in ständigem Rückgange von 12,5 im Jahre 1871 auf 11,5 im Jahre 1890 vermindert hatte. Im Jahre 1861 kamen in Preußen auf 10000 der Gesamtbevölkerung 138 Juden, in der Folgezeit fällt die Zahl bis auf 114 im Jahre 1900. Aehnlich ist das Verhältnis für ganz Deutschland. Der Rückgang entsteht durch die fortgesetzt niedriger werdende Geburtenziffer. Während im Durchschnitt der Jahre 1820 bis 1866 auf 1000 Juden jährlich 37,20 Geburten und im Jahr 1872/82 jährlich noch 30,32 Geburten kamen, ist diese Ziffer im Jahrfünft 1893/97 auf 22,25 zurückgegangen, wogegen sie bei den Christen 38,15, also fast das Doppelte betrug. „Die innersten Gründe dieses überaus auffälligen Geburtenrückganges lassen sich mit völliger Sicherheit natürlich nicht erschließen; sie sind vielleicht am ersten noch auf den im neunzehnten Jahrhundert stark gewachsenen Wohlstand der jüdischen Bevölkerung zurückzuführen, der ja, wie das Beispiel Frankreichs zeigt, das Zweikinder-System oder zum mindesten eine Einschränkung der Kinderzahl zur Folge hat, wie umgekehrt das rapide Wachstum der armen polnischen Bevölkerung der Provinz Posen beweist, daß schlechte materielle Lage mit großer ehelicher Fruchtbarkeit Hand in Hand gehen können. Die jüdischen Familien mit 12, 15 und noch mehr Kindern, die vor 30 bis 50 Jahren noch durchaus keine Seltenheit waren, sind heute fast gänzlich verschwunden.“ Auch in der Anzahl der jüdischen Eheschließungen ist seit den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ein bemerkbarer Rückgang eingetreten. Die Anzahl der jüdischen Eheschließungen des Jahres 1875 ist, obwohl sich seit dem Jahre 1889 wieder eine langsame Steigerung wahrnehmen läßt, bis zum Jahre 1899 nicht wieder erreicht worden, während die christlichen Eheschließungen von 227923 im Jahre 1875 auf 284335 im Jahre 1899 gestiegen sind. Die Folge ist, daß auf 1000 christliche Eheschließungen im Jahrfünft 1875/79 11,42, im Jahrfünft 1895/99 aber nur noch 9,49 jüdische Eheschließungen entfallen. In der Sterblichkeitsziffer ergeben sich ganz überraschend günstige Resultate. Schon im Jahrfünft 1878/82 stand die jüdische Bevölkerung mit einer Mortalität von 17,53 pro Mille günstiger da als die Christen mit 25,23 pro Mille. Im Jahrfünft 1893/97 ist dann die Sterbeziffer der Juden weiter auf die außerordentlich kleine Zahl von 14,73 pro Mille herabgesunken, eine Zahl, die als Mortalitätsziffer der Gesamtbevölkerung heute von keinem Staat der Welt erreicht wird und als Ideal der Hygiene angestrebt werden könnte. Allerdings ist infolge allgemeiner Verbesserung der Gesundheitspflege von seiten des Staats und der Gemeinden und infolge höheren standard of life auch die Sterblichkeit bei den Christen von 25,23 im Jahrfünft 1878/82 auf 21,84 im Jahrfünft 1893/97 herabgegangen, bleibt aber hinter der jüdischen Mortalitätsziffer von 14,73 pro Mille immer noch ganz erheblich zurück. Interessant ist, daß in den Ehen zwischen christlichen Männern und jüdischen Frauen auf eine Eheschließung jährlich nur 1,70 bis 1,83 Geburten, in solchen zwischen jüdischen Männern und christlichen Frauen 1,52 bis 1,58 Geburten kommen, während auf eine rein christliche Eheschließung 4,68 bis 4,40 und auf eine rein jüdische 4,57 bis 3,77 Geburten fallen. Die Rassenkreuzungen sind also weniger fruchtbar. (Ruppin, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 23. Band, 3. Heft, Seite 374.)

Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga. Bei den Wadschagga besteht Vaterrecht, d. h. das Kind folgt der Familie des Vaters. Oberhaupt der ganzen Familie ist der älteste Mann derselben. Bei allen wichtigen Entscheidungen wird er um Rat gefragt. Will ein Mann heiraten, so holt er sich bei ihm die Erlaubnis. Es erben nur männliche Nachkommen und Verwandte; der älteste Sohn der Hauptfrau ist der Haupterbe; den nächstgrößeren Erbteil bekommt ihr zweiter Sohn, demnächst folgt der Sohn der zuletzt geheirateten Frau; der Rest des Erbes wird unter die anderen Söhne gleichmäßig verteilt. Die Weiber und Töchter des Verstorbenen erhalten von seinem Viehbesitz nichts. Der Familienvater kann weder

Digitized by Google

seine Frauen noch seine Söhne verkaufen. Rechtlich darf er nur seine Töchter verkaufen, doch kommt dies so gut wie gar nicht vor. Die einzelnen Familienmitglieder bindet eine große Anhänglichkeit. Vielweiberei ist Regel, die Zahl der Weiber richtet sich nach den Vermögensverhältnissen des Mannes; ein armer Mann hat nur eine Frau. Die meisten haben zwei bis drei Frauen, Reiche selten mehr als acht. Die Frau muß aus einer anderen Familie als der Mann stammen, doch wünscht man, daß sie aus derselben Landschaft ist. Der Bräutigam muß einen Brautpreis zahlen. Die Frau darf nicht aus dem Familiengeschlecht des Mannes stammen. Der Mann darf nicht die Schwester oder Halbschwester seiner Frau heiraten. Frauenraub kommt nur im Kriege vor, wo die einbrechenden Krieger alle Frauen und Mädchen, deren sie habhaft werden können, mitnehmen. In früheren Zeiten wurde auch im Frieden die Braut geraubt. Die Stellung der Frau ist wie bei allen Naturvölkern eine sehr untergeordnete. In Ehescheidungssachen urteilt der Häuptling. Scheidungsgründe sind: Wiederholter Ehebruch von seiten der Frau, Unfruchtbarkeit, Dummheit und Faulheit der Frau, Mißhandlung. Auf die Keuschheit des Mädchens vor der Ehe wird kein besonderer Wert gelegt. Witwen ergeben sich häufig der erwerbsmäßigen Prostitution. Sie werden mit Lebensmitteln und Schmuck bezahlt. Abtreibung der Frucht ist sehr verbreitet. Kindsmord ist sehr häufig. Gleich nach der Geburt werden mißgestaltete Kinder und Albinos getötet, dann solche, welche während des Geburtsakts schreien oder mit einem Zahn auf die Welt kommen u. s. w. Bei Zwillingen wird eins getötet. Als Gottheit verehren die Wadschaggas die Sonne, die ein Mann ist und im Westen mit seiner Frau, dem Mond, wohnt. Es giebt Kriegs- und Schuldsklaven. Grund und Boden verteilt der Häuptling. Bei Mord und Totschlag herrscht Blutrache. Die Würde und die Macht des Häuptlings vererbt sich vom Vater auf den ältesten Sohn der Hauptfrau. Das Volk kennt ihm gegenüber nur das Gefühl der Furcht. Sein Wort ist Gesetz. (M. Merker, Petermanns Mitteilungen, 1902, No. 138.)

Rechtswissenschaft.

Das Recht zur Tötung der Leibesfrucht besprach Professor Koßmann in der Berliner Medizinischen Gesellschaft. Der Vortragende beschäftigte sich besonders mit der juristischen Seite der Frage, welche für den Arzt insofern ungünstig liegt, als in den beiden in Frage kommenden Paragraphen 218 und 220 von ärztlichen Eingriffen die Rede und daher der Auslegung freies Spiel gelassen ist. Die Kommentatoren haben sich in verschiedenem Sinne ausgesprochen. Das Kirchenrecht der Katholiken ist durch Edikte vom Jahre 1884, 1889 und 1895 festgelegt; darin ist jeder Eingriff zur Herbeiführung des künstlichen Aborts oder zur Tötung des Fötus verboten, auch dann, wenn die Mutter nur dadurch gerettet werden könnte. Auch ist der Unterricht in der betreffenden Methode an katholischen Schulen untersagt. Die ethische, für den Arzt ausschlaggebende Seite der Frage betreffend, will Koßmann vom künstlichen Abort nicht sprechen, da hier kein prinzipieller Standpunkt aufgestellt werden kann, sondern von Fall zu Fall entschieden werden muß. Er sei aber jedenfalls nur dann erlaubt, wenn man überzeugt sei, daß das kindliche Leben auch ohne den Abort zu Grunde gehe. Entschließt man sich zur Einleitung des künstlichen Aborts, so ist es jedenfalls zweckmäßig, zwei vertrauenswürdige Kollegen zuzuziehen und über den ganzen Hergang ein Protokoll aufzunehmen. Die Tötung des Kindes während der Geburt kommt nur im äußersten Notfalle in Frage. In solchen Fällen muß man der Mutter die Möglichkeit der Erhaltung des Kindes durch den Kaiserschnitt nahelegen. Die Mutter muß wohl die heutzutage relativ geringe Gefahr des Kaiserschnittes ebenso im Interesse des Kindes auf sich nehmen, wie der Vater in seinem Berufe oder im Kriege sein Leben aufs Spiel setzt. Lehnt die Mutter dies ab, dann soll der Arzt erklären, daß er die Behandlung niederlege. Es ist selbstverständlich, daß er jedoch dann bis zur Ankunft eines anderen Kollegen bei der Kreißenden bleibt. (Wiener medizinische Presse, 1902, No. 15.)

Erziehung und Unterricht.

Monatsschrift für höhere Schulen. Die von Köpke und Matthias herausgegebene neue Monatsschrift stellt sich zur Aufgabe, die Interessen der höheren

Digitized by Google

Schulen nach allen Richtungen hin in sachgemäßer Weise zu vertreten und von allgemeinen Gesichtspunkten aus das ganze Gebiet des höheren Unterrichtswesens zu umfassen. Schulgeschichte, Organisation, Statistik, Schulgesundheitspflege, pädagogische und didaktische Fragen allgemeiner Art, sowie Lehrpläne und Lehraufgaben der einzelnen Unterrichtsfächer sollen in größeren Abhandlungen, kurzen Weisungen und Bücherbesprechungen behandelt werden. Insbesondere will die Monatsschrift die Weiterführung der Schulreform unterstützen, namentlich der Gleichwertigkeit von Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen. Jede Schulform soll Gelegenheit haben, sich in ihrer Eigenart und der ihr eigenen Wirkungskraft zu entfalten. Es ist einseitig, die Pflege idealen Sinns nur dem gymnasialen Unterricht zuzuweisen, und anzunehmen, als ob das Selbstbilden und Selbsterleben geschichtlicher Vorgänge nur durch den altsprachlichen Unterricht möglich wäre. Um das Altertum kennen zu lernen, bedarf es nicht unbedingt des altsprachlichen Unterrichts. Dazu können auch Herders, Lessings, Goethes und Schillers Dichtungen und Prosaschriften dienen und ferner die antike Kunstgeschichte, die den Realschulen auch im Zeichenunterrichte erschlossen werden kann. Die höhere Schule soll in steter lebendiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft gehalten werden. Auch das Unterrichtswesen der anderen deutschen Länder und in angemessener Beschränkung auch des Auslandes, soll mit in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, um alles Gute, wo es sich auch immer findet, der eigenen Schule und dem eigenen Unterricht dienstbar zu machen: eine Art vergleichender Schulwissenschaft.

Natürliche Begabung und Prüfungsordnung. Während bisher bei dem Lehrerexamen die Musik als Hauptfach geprüft wurde, kann gegenwärtig nach einer Verfügung des weimarischen Ministeriums nichtmusikalischen Lehrern die Prüfung in den musikalischen Fächern ganz erlassen werden. Bei dem dieser Tage in Eisenach stattgefundenen Staatsexamen machte zum erstenmal ein aus Württemberg in das Großherzogtum eingetretener Lehrer von dieser Vergünstigung Gebrauch.

Nichtberechtigung der Frauen zur akademischen Immatrikulation. Vor einiger Zeit hatten die an der Berliner Universität studierenden Frauen den akademischen Behörden der Berliner Universität den Antrag unterbreitet, die Frauen, welche das Reifezeugnis eines Mädchengymnasiums besitzen, ebenso wie die Männer zu immatrikulieren. Der akademische Senat hat sich mit diesem Antrag beschäftigt und beschlossen, das Recht der Immatrikulation den Frauen nicht zuzugestehen.

Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung. In der zweiten Sitzung der Lehrerversammlung in Chemnitz nahm Hauptlehrer Wolgast-Hamburg das Wort zu dem Vortrage: „Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung.“ Vom Werte und der Notwendigkeit der künstlerischen Erziehung ausgehend, schilderte Redner sodann den Menschen, den wir erziehen möchten, und verbreitete sich endlich über die Mittel der künstlerischen Erziehung im allgemeinen und im besonderen. Der Hauptinhalt des mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrages läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Die Kunst ist Grundlage und Richtschnur für die Ausbildung der künstlerischen Anlagen. Gemäß dem Begriff der harmonischen Ausbildung aller Kräfte verlangt die künstlerische Erziehung eine Stellung im Erziehungsplane, wie sie der Stärke und Allgemeinheit der künstlerischen Anlagen im Kinde entspricht. Indem die künstlerische Erziehung die Lebenstüchtigkeit der Jugend steigert und sie mit einer veredelten Genußfähigkeit und einer verfeinerten Empfindung ausrüstet, hilft sie den einzelnen fähig machen, an dem mehr und mehr auf künstlerische Kultur gestellten Leben der Nation arbeitend und genießend teilzunehmen. Die künstlerische Erziehung ist der intellektuellen und moralischen gleichberechtigt. Das wichtigste Mittel der künstlerischen Erziehung ist die lediglich auf künstlerische Wirkung ausgehende Darbietung von Werken aus allen Gebieten der Kunst; soweit die Schule hierzu im Rahmen der künstlerischen Lehrfächer (Litteratur, Gesang, Zeichnen) nicht imstande ist, muß sie die öffentlichen Kunstinstitute (Theater, Konzerte, Museen) in Anspruch zu nehmen suchen. Unterstützt wird der Einfluß der Kunstwerke durch Anleitung zu einem ernsthaft betriebenen Dilettantismus, durch Hervorhebung ästhetischer Momente in allen den Lehrfächern, die dazu Gelegenheit bieten, durch eine künstlerische Gestaltung und Ausstattung der Schulräume. Auf allen Stufen muß neben der unmittelbaren Einwirkung auf den künstlerischen Sinn gleichberechtigt hergehen: eine systematische Uebung der Ausdrucksfähigkeit, eine geordnete und energisch betriebene Ausbildung der höheren Sinne und der

Digitized by Google

schaffenden Handthätigkeit. Da die künstlerische Erziehung der Jugend die künstlerische Bildung des Lehrers voraussetzt, so ist zu fordern, daß das Seminar seine Zöglinge fähig macht, die Aufgaben der künstlerischen Erziehung zu erfüllen, daß jeder Lehrer seine eigene ästhetische Kultur energisch in die Hand nimmt. An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Debatte, in welcher die gegensätzlichen Weltanschauungen hart aufeinander prallten. (Berliner Tageblatt, No. 253.)

Unentgeltlichkeit der Lehrmittel in der Schweiz. Der Kanton Zürich hat in den letzten fünf Jahren für die unentgeltliche Abgabe der Lehrmittel und Schreibmaterialien, sowie der Arbeitsstoffe für den Handarbeits-Unterricht der Mädchen in der Primar- und Sekundar-(Real-)Schule folgende Ausgaben gemacht:

	Primarschule Franken	Sekundarschule Franken	Jährlich Franken
1897	51 790	23 465	75 255
1898	52 104	24 988	77 092
1899	59 860	27 323	87 183
1900	68 047	33 156	101 203
1901	93 374	32 015	125 389

Die Steigerung der Ausgaben in den letzten zwei Jahren ist veranlaßt durch das neue Schulgesetz, das die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel u. s. w. für den ganzen Kanton obligatorisch macht, während bis dahin es den Gemeinden freigestellt war, dieselbe einzuführen oder auch nicht. Außer dem Kanton Zürich haben noch zahlreiche andere Kantone die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel und so hat die Schweiz durch jahrelange praktische Erfahrung den Beweis geleistet, daß neben der Unentgeltlichkeit des Unterrichts auch die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel von Gemeinde und Staat getragen und so das Volk entlastet werden kann. (Vorwärts, 19. Jahrgang, No. 88.)

Stipendien für gewerbliche Fachschulen. Der preußische Handelsminister richtet an die Kreise, Gemeinden, Handelskammern, Handwerkskammern und Innungen das Ersuchen, unbemittelten jungen Leuten, die tüchtig und würdig sind, den Besuch gewerblicher Fachschulen durch Gewährung der hierzu erforderlichen Mittel zu ermöglichen. Als Vorbilder in dieser Beziehung werden mehrere westfälische Landkreise erwähnt, die alljährlich 600 bis 1800 Mark zur Unterstützung gewerblicher Fachschüler in ihre Haushaltspläne einstellen. Auch soll nach Möglichkeit darauf hingewiesen werden, daß Stiftungen zu Gunsten von Fachschulen errichtet werden.

Medizin.

Tuberkulose im Kindesalter. Die Häufigkeit der Tuberkulose ist im Kindesalter nach den Lebensjahren eine verschiedene. In den ersten Monaten kommen nur äußerst selten Fälle von Tuberkulose zur Beobachtung. Auch vom zweiten bis fünften Monat sind sie nur selten; von da an steigt die Frequenz sehr rasch und erreicht das Maximum am Ende des ersten oder im zweiten Jahre, um schon im dritten Jahre stark abzufallen. Diese Unterschiede in der Häufigkeit der Kindertuberkulose haben, wie Volland und Feer gezeigt haben, offenbar ihren Grund in den verschiedenen Lebensbedingungen der Kinder während der einzelnen Lebensalter; die Infektionsgelegenheit ändert sich je nach dem Alter. Sie ist im Säuglingsalter, wo die Kinder nur in ihren Betten oder auf den Armen der Mutter sich befinden, noch gering, wächst aber ins Ungemessene, sobald die Kinder greifen, sitzen und kriechen gelernt haben, vornehmlich deshalb, weil dann die Kinder auf dem Fußboden herumkriechen, dabei viel Staub einatmen oder den Staub und Schmutz an ihre Hände bringen und verschlucken. In der Kindheit kommt der Mensch am häufigsten und innigsten mit dem Boden in eine solche Berührung, daß unter dem Tuberkelbazillus entsprechend günstigen Eingangsverhältnissen sein Eintritt in den Körper erfolgen kann. Der tuberkulöse Auswurf wird hauptsächlich auf den Boden entleert, bleibt an ihm verhältnismäßig fest haften; die Infektion vom Boden aus kann also zu einer Zeit, wo der Mensch am innigsten mit dem Boden in Berührung kommt, nämlich in der Kindheit, jederzeit stattfinden. Um diese Zeit ist auch die Nasen- und Mundsekretion infolge des Zahnens eine recht reichliche, und braucht man nicht ganz besondere Sorgfalt, so kommt an den Naseneingängen

Digitized by Google

und Mundwinkeln leicht Wundsein zustande. Durch den Reiz an diesen wunden Stellen wird das Kind veranlaßt, sich mit den Händen ins Gesicht zu fahren und den daran haftenden Bodenschmutz sich förmlich einzureiben. Die Skrophulose und die erworbene Tuberkulose wurden daher auch als eigentliche Schmutzkrankheiten bezeichnet. Je schmutziger Kleider, Hände und Gesicht eines jungen Kindes, um so häufiger begegnen wir vergrößerten Halsdrüsen, während die anderen äußeren Lymphdrüsen, welche nicht als Stapelplätze exponierter Schleimhäute dienen, viel seltener vergrößert und auch viel seltener tuberkulös sind. Besonders groß ist diese Infektionsgefahr bei ärmeren Leuten, bei denen die Kinder vielfach unbeaufsichtigt sich auf dem Boden herumwälzen, und bei denen der Boden oft vor Schmutz starrt. Einen experimentellen Beweis für die Richtigkeit der Anschauungen, daß die Tuberkuloseinfektion im Kindesalter oft durch den Bodenschmutz zustande kommt, erbrachte Verfasser. Er untersuchte Hände und Nase von kleinen Kindern im Alter von ¾ bis 2⅓ Jahren, die viel auf dem Boden herumkrochen, und deren Mutter oder Vater nachgewiesenermaßen an Tuberkulose litten. (Dr. Dieudonné, Berliner Morgenzeitung, 1902, No. 75.)

Soziale Hygiene.

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten erläßt einen Aufruf, worin es heißt: Nicht mit Unrecht hat man Tuberkulose, Alkoholismus und Syphilis die drei Geißeln der modernen Kulturmenschheit genannt, und die menschliche Gesellschaft verfolgt nur ihre ureigensten Lebensinteressen, wenn sie auf jede Weise diesen verderbenbringenden Feinden entgegenzutreten sucht. Der Kampf gegen die Tuberkulose und den Alkohol ist auf der ganzen Linie aufgenommen; nur die Gefahr, welche der Volksgesundheit von seiten der Geschlechtskrankheiten droht, wird noch immer nicht in ihrer ganzen Größe ermessen. Und doch hat die rapide Zunahme der Großstädte mit ihren Riesenansammlungen von Menschen diese Gefahr seit einem Menschenalter ins Ungeheure gesteigert, und jeder Fortschritt der Wissenschaft läßt uns neue schwere Krankheitsformen als Folge der Geschlechtskrankheiten erkennen. Gewiß liegt es nicht in unserer Macht, die gewaltigen ethischen und sozialen Kräfte auszulösen, die zu einer radikalen Beseitigung dieser Seuchen führen könnten; aber innerhalb der bescheidenen Grenzen, die unserem Wirken gesteckt sind, ist noch vieles zu thun und, wie wir glauben, auch zu erreichen. Noch leben weite Kreise unseres Volkes, und nicht nur die weniger Gebildeten, in krassester Unwissenheit über die Häufigkeit und die Gefahren der Geschlechtskrankheiten, über die Wege ihrer Verbreitung und die Mittel, wie ihnen vorzubeugen sei — ja, diese Verbreitung wird gefördert durch die falsche Scham, welche eine Erörterung dieser Dinge in der Oeffentlichkeit und somit eine Aufklärung des Volkes verhindert, durch die Verheimlichung, zu der die Träger dieser Krankheiten gezwungen werden, sowie durch die Vorurteile, welche ihnen alle Schichten der Bevölkerung entgegenbringen, Vorurteile, die sich auch in der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Armenpflege, der Krankenhauspflege, dem Krankenkassenwesen u. s. w. in unheilvollster Weise geltend machen. Und wenn auch an eine Ausrottung der Prostitution, der nie versiegenden Quelle dieses Uebels, nicht zu denken ist, so glauben wir doch, daß auch hier durch zweckmäßige Maßnahmen manches gebessert, daß vor allem die gesundheitlichen Schäden — an deren Folgen die ganze Nation zu tragen hat, herabgemindert werden könnten. In diesem Sinne zu wirken, hat sich die „Société internationale de prophylaxie sanitaire et morale" zur Aufgabe gestellt, eine Gesellschaft, welche im Jahre 1899 im Anschluß an die internationale Konferenz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Brüssel gegründet wurde. Der Ausschuß, mit der Geschäftsführung der Gesellschaft für Deutschland beauftragt, hat geglaubt, den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten in unserem Vaterlande am wirksamsten durch die Gründung einer eigenen Gesellschaft, der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", aufzunehmen, um so einen Mittelpunkt für alle Bestrebungen zu schaffen, welche zu einer Einschränkung der Geschlechtskrankheiten führen können. Geplant ist die Gewinnung einer möglichst großen Zahl von Mitgliedern aus allen Gesellschaftsschichten, Bildung von Zweigvereinen an Orten mit größerer Mitgliederzahl, Abhaltung von Versammlungen, Veranstaltung von öffentlichen belehrenden Vorträgen aus dem Gebiete der Sexualhygiene, Verbreitung von auf-

Digitized by Google

klärenden populären Schriften und Flugblättern u. s. w., direkte und indirekte Beeinflussung von gesetzgebenden und Verwaltungskörpern zur Abhilfe von Uebelständen und zur Anbahnung von Reformen auf dem Gebiete der öffentlichen Fürsorge für Geschlechtskranke und der Ueberwachung der Prostitution. Der Jahresbeitrag soll 3 Mk. betragen; eine konstituierende Versammlung wird im Herbst nach Berlin einberufen werden.

Säuglingsheime und Tageskrippen. Tausende kleiner Menschenkinder, in Elend geboren, gehen früh im Elend zu Grunde. Schuldlose Wesen, in Not zur Welt gebracht, verlassen diese Welt nach allzu kurzer Frist: nicht weil die Lebenskraft fehlt; sondern weil das Beste fehlt: die Mutter; weil sie zugleich die natürlichste Obhut, zugleich die natürliche Nahrung vermissen; weil sie, hart nach der Geburt, fremden Menschen in die Hände gelegt werden; weil der Mangel, die Verlassenheit, die Furcht vor Schande oft keinen anderen Weg freistellten. Tausend andere Kinder wachsen in aller Armut blühend empor, weil dieses Beste ihnen geblieben ist: die Mutter. An diesem Punkt hat unsere Hilfe einzusetzen. Wir wollen einen unnatürlichen Zustand bekämpfen. Unser Ziel ist: die Trennung des Kindes von der Mutter zu verhüten. Wir fördern damit einen doppelten Zweck: das Kind soll die Mutter nicht entbehren; die Mutter aber soll, indem sie Mutter sein darf, ein Lebensziel bekommen; sie soll in Not und Schmach einen Schimmer von Glück spüren; sie soll eine Verantwortlichkeit fühlen; sie soll innerlich reifer und edler werden. Mit einem Wort: die Mutter soll, indem sie das Kind erzieht, durch das Kind erzogen werden. Wir haben darum die Absicht, Säuglingsheime zu gründen, in denen Mütter — seien sie ledig, seien sie eheverlassen — für zwei bis drei Monate mit ihrem Kind aufgenommen werden. Gegenleistung ist: erstens die von den Müttern unter sachverständiger Aufsicht zu übernehmende natürliche Ernährung und Pflege ihres Kindes; im übrigen Hausarbeit. Weil nun die Mutter zu einem Beruf zurückkehren soll, werden mit diesen Heimen Tageskrippen verbunden. Die Mutter weiß dort während der Arbeitszeit ihr Kind wohl aufgehoben. Endlich werden für werdende Mütter Sprechstunden eingerichtet, in denen sie kostenlos gesundheitlichen, juristischen und rein menschlichen Rat erhalten. Der Leichtsinn wird nicht unterstützt, Geld nicht verabreicht werden. Das sind unsere Grundsätze. Es soll zunächst eine derartige Anstalt an einer Stelle Berlins geschaffen werden. Andere, in verschiedenen Stadtbezirken, später auch im Reich, sollen nachfolgen, — wenn die Mittel vorhanden sind. Es bedarf aber zu dieser großen Aufgabe großer Mittel. Darum rufen wir Euch, die ihr warmen Herzens seid. Gebt Euere Spenden und gebt sie reichlich. Helft einer guten Sache und schafft ein notwendiges Werk. Euch, glückliche Eltern, rufen wir zuerst an. Zu Euerem kostbarsten Schatz, zu Eueren strahlenden Kindern sprechen die Kinder der Not und der Sorge: „Bittet für uns!“ Und zu Euch, frohe und stolze Mütter, sprechen die Gramverzehrten, die Schmachgebeugten: „Die Mutterschaft ist Euer höchstes Glück — laßt sie für uns nicht die Quelle tiefsten Elends sein! Helft, daß wir unserem Kinde Mutter sein dürfen; daß es heranwachse, uns zur Freude und der Menschheit zur Ehre!“ Zur Entgegennahme von Beiträgen für das „Säuglingsheim“ ist die Deutsche Bank, Hauptkasse, Berlin W., Mauerstraße 29/33, bereit.

Ausschluß tuberkulöser Kinder aus öffentlichen Schulen. Eine bemerkenswerte Anordnung hat das meiningische Staatsministerium getroffen. Danach sollen vom 1. Oktober d. J. ab alle tuberkulösen Kinder im Herzogtum vom Besuch öffentlicher Schulen ausgeschlossen werden. Da die Tuberkulose von Person zu Person verbreitet wird und die Ansteckungsgefahr namentlich im jugendlichen Alter der Personen besonders groß ist, so wird man diese Maßregel nur billigen und anderen deutschen Staaten zur Nachahmung empfehlen können, unter der selbstverständlichen Voraussetzung freilich, daß für die besondere Beschulung tuberkulöser Kinder in ausreichendem Maße gesorgt wird. — Diese vom „Fränkischen Kurier“ zuerst gebrachte Nachricht wird nachträglich vom „Meininger Regierungsblatt“ dementiert. Es heißt dort: „Eine solche Anordnung ist dahier nicht ergangen. Es lag auch zu ihr kein Anlaß vor. Denn einerseits ist die Zahl der an Tuberkulose erkrankten Schulkinder nach den Schularztberichten im Herzogtum erfreulicherweise sehr gering. Andererseits ermächtigen die gesetzlichen Bestimmungen (Artikel 24 und 30 des Volksschulgesetzes vom 22. März 1875) dazu, Kinder, die an ansteckenden Krankheiten leiden, vom Schulbesuch, sei es dauernd, sei es zeitweilig, auszuschließen, und es ist auch von dieser Befugnis bei Tuberkulose, wie bei sonstigen ansteckenden Krankheiten, von jeher Gebrauch gemacht worden. Selbstverständlich würde erforder-

Digitized by Google

lichenfalls der allgemeine Ausschluß tuberkuloser Kinder sofort — nicht erst, wie unterstellt wird, mit Wirkung vom 1. Oktober d. J. ab — verfügt worden sein; es wäre widersinnig, eine für die Gesundheit der Mitschüler so wichtige Maßregel nicht sofort, sondern erst für einen um mehrere Monate späteren Zeitpunkt zu treffen."

Hilfsverein für Lungenkranke. Ueber Bildung eines Hilfsvereins für Lungenkranke in den Königreichen und Ländern Oesterreichs fand in Gegenwart des Ministerpräsidenten v. Körber, des Unterrichtsministers Dr. v. Hartel sowie zahlreicher Vertreter der medizinischen Fakultät eine Besprechung statt. Der Ministerpräsident erkannte die Verpflichtung des Staates, der Länder und Städte zur Bekämpfung der Tuberkulose an und sagte die Mitwirkung der Regierung auf dem Gebiete der Gesetzgebung sowie eine behördliche Verfügung zu. Die Konstituierung des Vereins soll im Herbst erfolgen.

Sportleistung und Vegetarismus. Der Fernmarsch Dresden-Berlin endete mit einer glänzenden Leistung. Das große Wettgehen über 27 deutsche Meilen ohne Ruhepause war an sich schon ein in der Sportgeschichte einzig dastehendes Ereignis. Noch überraschender war jedoch das Resultat. Kurz vor 8 Uhr morgens am Ostersonntag starteten 32 Wettgeher in Dresden, unter ihnen der Engländer Mr. Allen und die deutschen Favoriten Karl Mann vom Berliner Sportklub Komet und der Berliner Boege. Beim 35. Kilometer nahm Mann die Spitze, erreichte die erste Kontrolle Liebenwerda um 3 Uhr 45 Minuten nachmittags, die Kontrolle Jüterbog um 11 Uhr 55 Minuten nachts und Trebbin um 4 Uhr 53 Minuten morgens. Dann ging es Berlin zu, und am anderen Vormittag kurz vor 10 Uhr kam Mann am Ziel im Licht-Luft-Sportbad Kurfürstendamm in Sicht. Hier hatten sich inzwischen zahlreiche Vertreter des athletischen Sports eingefunden, und als der Sieger, so frisch und lebhaft, als hätte er eben erst einen Spaziergang gemacht, mit schnellen Schritten durchs Ziel spurtete, wurde er endlos bejubelt. Als Ehrengabe erhielt Mann, der trotz des miserablen Wetters unterwegs sämtliche Weltrekords bis 100 Kilometer geschlagen hat und in der grandiosen Zeit von 26 Stunden 52 Minuten den Dauermarsch zurücklegte einschließlich eines einstündigen Aufenthalts an den Kontrollen u. s. w., eine Nachbildung des Marathonläufers. Erst nach zwei weiteren Stunden, um 12 Uhr 40 Minuten, traf als zweiter Hermann Zerndt-Brünn ein, um 2 Uhr 10 Minuten als dritter der junge Berliner Rehayn. Vierter wurde Allar d'Heur-Berlin. Fünfter Thuß, sechster Poetsch, siebenter Runge, achter Schmidt. Interessant ist die Thatsache, daß die ersten sechs Vegetarier sind. Eine Reihe von Wettgehern, so Mister Allen und Boege, hatten unterwegs aufgegeben. (Berliner Tageblatt, 1902 No. 249.) — Ob freilich der Vegetarismus allein die Ursache dieser physischen Leistung ist, dürfte fraglich sein. Männer, die aus Prinzip vegetarisch leben, achten infolge ihrer Sinnesart an sich schon mehr auf Körperpflege, Sport u. s. w., meiden den Alkohol und befleißigen sich überhaupt einer maßvollen Genuß- und Lebensweise. Alle diese Ursachen dürften in Verbindung mit einer natürlichen Veranlagung zusammenwirken, um das berichtete Ergebnis zustande zu bringen.

Eisenbahnhygiene in Frankreich. Das französische Ministerium der öffentlichen Arbeiten hat an die Eisenbahnverwaltungen einen Erlaß gerichtet, in welchem gefordert wird, daß die Fußböden der Eisenbahnwagen durchwegs eine Deckung mit Linoleum erhalten, welche täglich abgewaschen werden soll. Als Teppiche dürfen nur solche aus glattem Kautschukstoff Verwendung finden. Kissen und Polster dürfen keine Vertiefungen und Falten enthalten und müssen mit undurchlässigen Stoffen überzogen sein, die eine gründliche Reinigung gestatten. Auch auf den Bahnhöfen darf nicht trocken gekehrt werden. Fußböden der Bahnsteige und Wartesäle sind täglich aufzuwaschen; das Ausspucken ist zu verbieten.

Gesundheitsverhältnisse in den Großstädten und auf dem Lande. Nach den Untersuchungen von A. Noder ergiebt sich bezüglich der Verbreitung von Infektionskrankheiten, daß die Erkrankungsziffer der Großstadt fast um das Doppelte höher ist als auf dem Lande. Kindbettfieber, Blutvergiftung, Ruhr und Typhus kommen auf dem Lande häufiger vor, während die Sterblichkeit in der Stadt vor allem durch die Kinderkrankheiten erhöht wird. (Hygienische Rundschau, XII, 10, Seite 487.)

Ueber den Einfluß des großstädtischen Lebens auf das Nervensystem der Lehrer giebt eine Ermittelung der Berliner städtischen Schuldeputation einigen Aufschluß. Die Zahl der Fälle, wo nervöse Störungen den Anlaß zur Gewährung

Digitized by Google

von Urlaub bilden, ist außerordentlich groß. Das „Pädagogische Wochenblatt“ berichtet darüber: Im Schuljahre 1900/1901 erhielten Urlaub von 2744 Lehrern (einschließlich Rektoren) 604, von 1407 wissenschaftlichen Lehrerinnen 504, von 441 Fach- und technischen Lehrerinnen 109. Unter den Gründen der Beurlaubung war die Gruppe „Nervenkrankheiten“ (zumeist: „Nervosität“ und „Neurasthenie“) vertreten: bei den Lehrern 75 Mal, bei den wissenschaftlichen Lehrerinnen 77 Mal, bei den technischen Lehrerinnen 15 Mal. Es mußten also wegen nervöser Störungen beurlaubt werden von den Lehrern etwa jeder siebenunddreißigste, von den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede achtzehnte, von den Fach- und technischen Lehrerinnen jede neunundzwanzigste, im besonderen von den beurlaubten Lehrern etwa jeder achte, den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede siebente, den Fach- und technischen Lehrerinnen jede siebente.

Alkoholmißbrauch und Armenunterstützung. Aus Stade kommt die Nachricht, daß dort ein Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke unter offizieller Unterstützung des Bürgermeisters Dr. Schrader ins Leben gerufen worden ist. Der Genannte brachte die Sache deswegen in Fluß, weil 50—60 pCt. aller Armenunterstützungen, welche den Staatssäckel belasten, auf alkoholischen Mißbrauch zurückzuführen sind. Die Verhältnisse kamen im „Verein für Arbeiterwohl“, welcher den ganzen Regierungsbezirk Stade umfaßt und in Stade seinen Sitz hat, zur Sprache und gaben die Veranlassung, auf Abhilfe zu sinnen. Auf Anregung des Vereins kam Dr. Weber aus Göttingen vor einigen Tagen nach Stade und hielt einen Vortrag über den Alkohol als Krankheitsursache. Der Redner hielt zwar die völlige Abstinenz für das beste Präservativmittel, erkannte aber andererseits deren Schwierigkeit an und vertrat den Standpunkt, daß ein mäßiger Alkoholgenuß einem gesunden Körper nicht schaden könne. Nach dem Vortrage beschloß man die Gründung einer Ortsgruppe Stade, deren Organisation bald erfolgen soll. Der neue Verein will Hand in Hand mit den Guttemplern gehen im Gegensatz zu anderen Orten, wo Mäßigkeit und Abstinenz einander heftig befehden.

Bekämpfung der Kindersterblichkeit. Ein internationaler Kongreß zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit wird im Verlauf des Juli in London tagen. Der Kongreß wird sich vornehmlich mit der Frage der Erziehung der dem Staate zur Last fallenden Säuglinge und Kinder beschäftigen. Man ist übrigens gerade jetzt in England dabei, ein neues Gesetz durchzubringen, nach welchem alle Ziehkinder, gleichviel ob sie in sogenannten „Babyfarms“, d. h. größeren Pensionaten, untergebracht oder in Einzelpflege bei einzelnen Familien sind, einer regelmäßigen staatlichen Aufsicht unterliegen sollen.

Rassen-Hygiene.

Erbliche Entartung und Ehekonsens. Man ist vielfach dafür eingetreten, schreibt Professor Ribbert in seiner Rede „Ueber Vererbung“ (Marburg 1902), daß die Gesellschaft oder der Staat sorgen müsse, daß niemand eine Ehe eingehe, der mit schweren vererbbaren pathologischen Zuständen behaftet ist. Dagegen ließe sich gewiß nichts einwenden, wenn man genau voraussagen könnte, daß diese oder jene Eigenschaft bei den Kindern wieder erscheinen wird. Aber das vermögen wir mit voller Sicherheit nur selten, in sehr vielen Fällen allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit. Wird es daher auch kaum möglich sein, gesetzliche Vorschriften zu geben, so sollte sich doch jeder, der eine Ehe schließen will, der vollen Verantwortlichkeit bewußt sein und sich klar machen, daß er unmoralisch handelt, wenn er mit großer Wahrscheinlichkeit seine Kinder der Gefahr aussetzt, als kranke Menschen durchs Leben zu gehen. Wer mit einer unter Umständen übertragbaren krankhaften Eigenschaft, mit Tuberkulose, Syphilis, Geisteskrankheit u. s. w. ausgesprochen belastet ist, sollte bei seiner Verheiratung nicht nur auf die Gesichtspunkte Wert legen, die man gewöhnlich in Betracht zieht, er sollte vielmehr stets den Arzt fragen und im Falle dieser ihm abrät, zurücktreten. Auf denjenigen aber, der solche Ueberzeugungen in den Wind schlägt, sollten die Eltern oder die Gesellschaft ihren Einfluß geltend machen. Es ist keine Frage, daß man auf diese Weise der Menschheit manche Individuen ersparte, die den

Digitized by Google

Kampf ums Dasein nicht leisten können, die eine traurige Existenz führen oder gar in Pflegeanstalten, Irrenanstalten oder Gefängnissen ihr Dasein hinbringen und lediglich eine Last für den Staat darstellen, der die auf sie verwendete Mühe segenbringend auf andere Weise verwerten könnte.

Der Mensch in den Tropen. Daß das für den Europäer ungewohnte Klima der Tropen bei einer Uebersiedelung Gefahren in sich trägt, ist nicht zu leugnen, aber weit würde man von der Wahrheit sein, wenn man diese Gefahren überschätzen wollte, oder wenn man annähme, daß dieses Klima den Europäer unfähig für körperliche Arbeit mache. Ohne seiner Gesundheit zu schaden, kann der Europäer des Morgens von 6—9 Uhr und gegen Abend von ½4—6 Uhr, auch ohne Schatten, Feldarbeit verrichten. In den Gebirgsgegenden sind die Bedingungen günstiger. Ein allmählicher Uebergang zum Leben in den Tropen ist sehr ratsam. Es ist nicht richtig, daß das Tropenklima auf das Nervensystem der Tropenbewohner besonders ungünstigen Einfluß ausübt. Nervöse Menschen sind überall zu finden. Der „Tropenkoller" ist eine parteiische Erfindung, denn exzentrische Menschen findet man unter den in den Tropen wohnenden Europäern nicht mehr als in der gemäßigten Zone. Auch ist es falsch, daß unter den Palmen der Tropen für schwache Charaktere mehr Gelegenheit bestehe, um aus dem moralischen Gleichgewicht zu kommen. Die einzelnen Rassen haben ein verschieden großes Anpassungsvermögen. Die Chinesen akklimatisieren sich von allen Völkern wohl am leichtesten. Im Malaiischen Archipel akklimatisieren sich im allgemeinen von allen Europäern am leichtesten die Germanen. Darauf folgen die Portugiesen, Spanier, Franzosen, Italiener, Holländer und dann erst die Engländer. Auch für die Tropen besteht eine „gelbe Gefahr". Die Chinesen vermehren sich in den Tropen so stark, daß sie den faktischen Besitz der europäischen Kolonien wirklich gefährden. Auch durch Kreuzung mit einheimisch-indischen und europäischen Elementen dringt das chinesische Blut überall ein. In der zweiten Generation bleibt der chinesische Mischling meistens noch sozusagen ein Chinese, aber in den folgenden Geschlechtern verliert sich dies schon und die Nachkommen gleichen den Europäern. (Zeitschrift für Ethnologie, 1901, Heft V, Seite 394.)

Die physische Entartung der jüdischen Rasse. Die jüdische Rasse befindet sich in einem physischen Verfall und Niedergang. Zweifellos ist dies bei den Juden des Ostens der Fall. Hier ist der Schädelumfang der Juden im Durchschnitt bedeutender als derjenige der nichtjüdischen Bevölkerung, hingegen ist ihr Brustumfang absolut und auch relativ, im Verhältnis zur Körperlänge genommen, viel kleiner als bei den Nichtjuden. Diese infolge der ungenügenden Muskel- und Knochenentwickelung engbrüstigen Juden mit den schlecht entwickelten Atmungsorganen, bei nicht genügender Ernährung und unter einer Infektion leicht zugänglichen Verhältnissen lebend, verfallen der Tuberkulose in enormer Zahl. Aegyptische Augenkrankheit und die vererbte Form der Kurzsichtigkeit sind sehr verbreitet, während Alkohol und Syphilis viel weniger Verheerung anrichten. Die Juden des Westens leiden dagegen sehr an Nerven- und Geisteskrankheiten, Zuckerruhr und Glaukom (grünem Star). Auf 763 Juden kommt ein Idiot, wohingegen bei anderen Konfessionen erst beinahe auf die doppelte Zahl ein Idiot zu setzen ist. Die Hauptursachen dieser Entartung sind aufregende Nerven- und Gehirnarbeit im Daseinskampf, sei es auf geistigem Gebiet oder im Erwerbsleben, und Verwandtenheirat oder Familieninzucht, die eine bestehende Krankheitsanlage in bedenklicher Weise fortzubilden imstande ist. (Dr. M. Engländer, Die auffallend häufigen Krankheitserscheinungen der jüdischen Rasse. Wien 1902. Verlag von J. L. Pollak.)

Die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degeneration der spanischen Habsburger. Um die Vererbung von Eigenschaften genau festzustellen, bedarf es genealogischer Untersuchungen und zwar auf Grund der Ahnentafeln. K. von Stradonitz kommt auf Grund seiner Untersuchungen über die Genealogie der spanischen Habsburger zu folgenden Ergebnissen: 1. Es scheint, daß, in einer je weiter zurückliegenden Ahnenreihe der betreffende vererbende oder belastende Ahne vorkommt, um so mehr sich die Energie der Erbschaftsmasse vermindert, um schließlich keine äußerlich erkennbaren Folgen mehr zu haben. 2. Es scheint, daß, wenn durch Heirat dem Blute eine gleichartige Erbschaftsmasse wieder zugeführt wird, die Folge der erblichen Belastung wieder stärker hervortritt. 3. Den Ahnenverlust schlechthin, mag er nun in den oberen Generationen oder als Verwandtschaftsehe in den unteren Generationen erscheinen, als unbedingt schädlich

Digitized by Google

für die Nachkommenschaft anzusehen, dürfte unberechtigt sein. 4. Das Wirksame ist die Gleichartigkeit der Erbschaftsmassen, so daß wiederholtes Vorkommen in jeder Beziehung gesunder Ahnen auf die Nachkommenschaft günstig, das wiederholte Vorkommen kranker, d. h. belastender Ahnen auf die Nachkommenschaft schädlich wirken muß. 5. Jedem einzelnen Fall, den die Medizin heranzieht, um für die erbliche Belastung eine allgemeine Regel aufzustellen, ist die Genealogie in der Lage, einen analogen Fall an die Seite zu stellen, bei dem die Regel versagt. Nur die Ermittelung der größeren Häufigkeit unter sehr vielen gleichartigen Fällen kann als zur Aufstellung einer Regel berechtigend angesehen werden. (Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 1902, 3. Heft, Seite 787.)

Erbliche Disposition zur Tuberkulose. Nach den Anschauungen der Mehrzahl der erfahrenen Praktiker spielt die ererbte Anlage, das „endogene" Moment bei der Tuberkulose die vorherrschende Rolle. Bis jetzt sind noch keine einwandfreien positiven Fälle von direkter Ansteckung durch Inhalation konstatiert. Ebensowenig haben wir für die Verbreitung der Tuberkulose durch den Genuß des Fleisches und der Milch tuberkulöser Rinder reelle Anhaltspunkte. Schlüsse auf den Menschen von Experimenten mit den zur Tuberkulose ungewöhnlich veranlagten Meerschweinchen und Kaninchen zu machen, ist immerhin kühn. Die Bedeutung der Krankheitsanlage für die Ursache und Bekämpfung der Tuberkulose muß in den Vordergrund gerückt werden. Bakterien, Gifte, Erkältungen, Traumen, Not, Hunger, soziales Elend u. s. w., kurz alle schwächenden und angreifenden Lebensreize sind überhaupt nur imstande, eine vorhandene Krankheitsanlage auszulösen. Das charakteristische Moment einer tuberkulosen Anlage ist die Fähigkeit, durch Bildung von Knötchen, d. h. Tuberkeln zu reagieren, und zwar hauptsächlich im Lymphgefäßsystem. Die statistischen Erhebungen der Lebensversicherungen ergeben, daß ca. 75 bis 90 pCt. der Fälle von Tuberkulose auf ererbter Anlage beruhen. Für die übrig bleibenden 10 bis 25 pCt. müssen äußere Ursachen angenommen werden, wenn auch die Frage der Infektion bei recenten Fällen noch lange nicht geklärt ist. (Therapeutische Monatshefte, 1902, 5, Seite 259.)

Sozialpolitik.

Der neue Zolltarif und die Lebenshaltung des Arbeiters. Unter den handelspolitischen Flugschriften, die vom Handelsvertragsverein herausgegeben werden, nimmt die Untersuchung von Dr. Hans Kurella über den neuen Zolltarif und die Lebenshaltung des Arbeiters besonderes Interesse in Anspruch. (Berlin, Verlag von Julius Springer.) — Wir sehen heute in Deutschland ganz ähnliche wirtschaftspolitische Kämpfe, wie sie England in den vierziger Jahren hatte. Aber vieles von dem, was wir heute wissen, konnten die damaligen Kämpfer gegen die Getreidezölle nur ahnen; die Lebensbedingungen des Einzelnen und die der menschlichen Gesellschaft sind in den letzten drei Jahrzehnten viel tiefer erforscht, viel klarer durchleuchtet worden. Wir können heute mit viel größerer Sicherheit sagen, wie Erhaltung und Wachstum des Volkes, wie seine innere Gliederung, seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit, seine Bethätigung in Arbeit, Wissenschaft und Kunst, seine Lebensäusserungen in Tugend und Laster schließlich zu einem guten Teil abhängen von der Erreichbarkeit einer nach Menge und Beschaffenheit ausreichenden Ernährung. Und das ist der Standpunkt, von dem aus der Arzt dazu kommt, sich mit der wirtschaftspolitischen Frage der Getreidezölle zu beschäftigen und den Zolltarif besonders auf seine Wirkung auf die Lebenshaltung der Arbeiterschaft hin zu prüfen. Kurella kommt zu dem Ergebnis, daß die Lebenshaltung des Arbeiters durch den Zolltarif empfindlich herabgedrückt wird. Der neue Zolltarif bedeutet in den unteren Schichten eine bedeutende Einengung der Lebensmöglichkeit und wird hier seine verhängnisvollsten Wirkungen auf Leben, Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Sittlichkeit ausüben, Wirkungen, die besonders den Arzt und Kriminalstatistiker zu den schwersten Bedenken veranlassen müssen. Schlechtere Ernährung führt zu geringerer Widerstandsfähigkeit und verminderter Leistungsfähigkeit. Weniger Eiweiß heißt weniger Blut, schwächerer Wille und schneller versagende Aufmerksamkeit. Die Konkurrenzgefahr Amerikas muß so lange als eine bedrohliche angesehen werden, als wir unsere Produktionsmittel — in erster Linie die Nahrungsmittel — durch Zölle, Viehsperren, Ausschluß von Fleischkonserven u. s. w. künstlich verteuern. Steigerung der Nahrungsmittelpreise bedeutet Zunahme des Alkoholismus,

Digitized by Google

Gefährdung des Eigentums und der Sittlichkeit der Bevölkerung. Die Unterernährung führt auch zur Entstehung und Ausbreitung der großen Volkskrankheiten, indem die Widerstandskraft des Körpers vermindert wird. Bei Herabdrückung der Lebenshaltung kann die Wehrkraft geschädigt werden. Die Kindersterblichkeit nimmt zu. Die Eheschließungen werden geringer. Ungenügende Existenzbedingungen sind auch die Hauptursachen zur Auswanderung, da bei hohen Getreidepreisen die Ziffern der Auswanderer anschwellen. Kurella schließt seine Ausführungen mit folgenden Sätzen: Die Zölle kommen nur einem beschränkten Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu gute, im wesentlichen dem Getreide verkaufenden Großgrundbesitz, während ein großer Teil der Landwirtschaft durch den Zoll keinen Nutzen hat. Unter den Wirkungen der Zollpolitik haben aber nicht bloß die Konsumenten zu leiden, sondern auch die Zweige der Industrie, zu denen dieselben gehören. Die Industrie hängt in ihren Erfolgen zu einem guten Teil von der Qualität ihrer Arbeiter ab, deren Verschlechterung auf die Industrie selbst zurückwirken muß. Unsere Industrie hat den Kampf um den Weltmarkt aufgenommen, und wir freuen uns ihrer Erfolge. Erhalten kann sie sich aber nur in ihrer Stellung, wenn sie in ihren Leistungen obenan steht. Diese aber müssen zurückgehen, wenn die Lebenshaltung der Arbeiterschaft, besonders die Ernährung, durch erhöhte Lebensmittelzölle herabgedrückt wird.

Arbeitsnachweis über das ganze Reich. Seitens der sozialstatistischen Abteilung des kaiserlichen statistischen Amtes werden Vorbereitungen getroffen, um einen Arbeitsnachweis über das ganze Reich zu organisieren. Angesichts der Schwierigkeiten der Vorarbeiten dürfte indes noch einige Zeit verfließen, ehe diese Vorbereitungen zu praktischen Vorschlägen und Ausführungen heranreifen.

Organisation der schwedischen Unternehmer. In Göteborg wurde von einem Kongreß, auf dem 70 mechanische Werkstätten und Gießereien Schwedens vertreten waren, beschlossen, einen „Verband der mechanischen Werkstätten Schwedens" zu gründen. Die Betriebe, die sich hier zusammengeschlossen haben, beschäftigen zur Zeit ungefähr 20000 Arbeiter. — Am selben Tage fand in Malmö ein Kongreß statt, auf dem die Gründung eines allgemeinen Arbeitgeber-Verbandes beschlossen wurde. Bereits 227 Arbeitgeber, die zusammen 8500 Arbeiter beschäftigen, haben sich zum Beitritt bereit erklärt. (Vorwärts, 1902, No. 134.)

Bevölkerungsstatistik.

Nationale Bevölkerungsstatistik in Böhmen. Dr. M. Hainisch veröffentlicht in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" (XXXI, S. 52) über die Bevölkerungsbewegung in Böhmen während der letzten zwei Jahrzehnte folgende Tabelle:

Auf je 1000 Einwohner des Jahres 1880, bezw. der Jahre 1890 und 1895	in den czechischen Bezirken			in den deutschen Bezirken			in den gemischten Bezirken		
	im Durchschnitte der Jahre			im Durchschnitte der Jahre			im Durchschnitte der Jahre		
	1881 bis 1883	1891 bis 1893	1896 bis 1898	1881 bis 1883	1891 bis 1893	1896 bis 1898	1881 bis 1883	1891 bis 1893	1896 bis 1898
wurden geboren	39,7	36,6	35,6	38,4	39,8	39,4	34,4	34,1	34,2
starben	28,9	27,7	24,6	31,6	31,5	27,7	27,1	27,2	24,9
wurden mehr geboren als starben	10,8	8,9	11,0	6,8	8,3	11,7	7,3	6,9	9,3

Digitized by Google

Was in dieser Statistik auffällt, ist erstens die Abnahme der Geburtenfrequenz in der czechischen Bevölkerung, was nach Hainisch sowohl auf Abnahme der Ehefrequenz wie der Kinderzahl zurückzuführen ist. Die Ursache dürfte in einer Erhöhung des Lebensunterhaltes liegen, worauf auch die Abnahme der überseeischen Auswanderung hinweist. Zweitens ist die geringe Geburtenfrequenz in den „gemischten" Bezirken bemerkenswert. Lapouge hat schon darauf hingewiesen, daß in Frankreich die Departements durch relative Unfruchtbarkeit sich auszeichnen, in denen die Bevölkerung am längsten und intensivsten „gemischt" ist. Daß die Ehen zwischen der germanischen und jüdischen Rasse relativ unfruchtbar sind, hat neuerdings Ruppin gezeigt. Alles weist darauf hin, daß intensive und dauernde Kreuzungen verschiedenartiger Rassen zu pathologischen Zuständen führen können.

Ungewöhnlich starkes Ueberwiegen der Knabengeburten ist in Berlin im letzten Jahre zu beobachten gewesen. Nach den bei dem Berliner statistischen Amt eingegangenen Meldungen wurden hier im Jahre 1901, wenn die Totgeburten mitgezählt werden, 52245 Kinder geboren. Darunter waren 27077 Knaben und 25168 Mädchen. Der Ueberschuß der Knabengeburten über die Mädchengeburten stellte sich hiernach auf 1909. Unter je 1000 neugeborenen Kindern waren 518 Knaben und 482 Mädchen. Im Durchschnitt der zehn Jahre von 1891 bis 1900 belief sich die Zahl aller Geburten auf jährlich 51083. Darunter waren 26222 Knabengeburten und 24861 Mädchengeburten. Das Mehr an Knabengeburten betrug also im zehnjährigen Durchschnitt nur 1361. Unter je 1000 neugeborenen Kindern des zehnjährigen Durchschnitts waren nur 513 Knaben, andererseits 487 Mädchen. Im einzelnen war in den zehn Jahren von 1891 bis 1900 der Knabenanteil: 514, 513, 511, 513, 511, 513, 514, 513, 515, 514 unter je 1000 Neugeborenen. In dieser Reihe weist das Jahr 1899 die höchste Verhältniszahl (515) auf; aber selbst dieses bleibt in der Häufung der Knabengeburten noch beträchtlich hinter dem Jahre 1901 (518 Knaben unter je 1000 Neugeborenen) zurück. Den überhaupt höchsten Knabenanteil hatte übrigens in Berlin im vorigen Jahrhundert das Jahr 1820: 525 Knaben unter je 1000 Neugeborenen; den überhaupt niedrigsten das Jahr 1835: nur 503 Knaben unter je 1000 Neugeborenen. (Vorwärts, 1902, No. 107.)

Auswanderung über Hamburg. Das Andauern der Krise und die dadurch hervorgerufene Arbeitslosigkeit in manchen Industriezweigen lassen auch den Auswandererstrom wieder steigen, der in den Prosperitätsjahren stark zurückgegangen war. Ueber Hamburg sind von Januar bis Ende Mai 62419 Personen ausgewandert, während sich im vorigen Jahr die Zahl nur auf 37452 belief. Im Mai wanderten 17484 über Hamburg aus gegen 12663 im selben Monat des Vorjahres.

Völker und Politik.

Amerikanische Einwanderungs-Beschränkung. Die von Jahr zu Jahr steigende Zunahme der allgemein und von jeher als nicht wünschenswert erachteten Einwanderung hat mit der Zeit für Abwehrmaßregeln auch diejenigen empfänglich gemacht, welche sonst grundsätzlich jegliche Erschwerung der Einwanderung zu verurteilen pflegten. Darüber wird der „Rhein.-Westfäl. Ztg." aus Newyork geschrieben: Die Einwanderung aus Deutschland, Großbritannien und Skandinavien wird immer noch als wünschenswert bezeichnet und niemand, abgesehen von einigen Nativisten, will dieselbe eingeschränkt wissen. Dagegen hält man die riesige Einwanderung von Südeuropäern aller Art für ein wahres Unglück für das Land. Im Kongreß wird zur Zeit eine Bill verhandelt, durch welche der Einwanderungsstrom von Romanen, Slovaken, Ruthenen, Ungarn, Griechen, Syriern und ähnlichen Elementen eingedämmt werden soll. Die Bill schlägt neben der Verschärfung der bestehenden Einwanderungsbestimmungen im allgemeinen zwei Hauptmittel vor. Es soll erstens von jedem Einwanderer ein Kopfgeld von anderthalb Dollars erhoben werden. Davon verspricht man sich zum wenigsten eine kleine Herabsetzung der Einwanderungsziffer, und man wäre bereit, das Kopfgeld noch zu erhöhen, wenn davon nicht auch die wünschenswerte Einwanderung betroffen würde. Das zweite Mittel ist der vielbesprochene sogenannte „Bildungstest". Es soll keine über fünfzehn Jahre alte Person einwandern dürfen, die nicht einen Satz aus der amerikanischen Verfassung in irgend einer Sprache lesen kann. Es steht außer Frage, daß die große Mehrheit der Einwanderer, welche man damit

Digitized by Google

fern halten will, diese Probe nicht würde bestehen können. Dazu kommt die Vorschrift, daß jede Person, welche die Probe nicht bestand, auf Kosten der Dampfergesellschaft, die sie brachte, zurückzuschaffen ist. Das zwingt die Dampfergesellschaft selbst dazu, sich vor der Beförderung von Auswanderern zu schützen, die sie eventuell auf ihre eigenen Kosten in ihre Heimat zurückzubefördern hätten. Der „Bildungstest" ist denn auch im Abgeordnetenhause mit großer Mehrheit angenommen worden. Ob die Bill im Senat durchgehen wird, muß noch abgewartet werden. Es läßt sich vieles dagegen einwenden. Die Fähigkeit des Lesens ist keine Bürgschaft für einen guten sittlichen Charakter und die Leseprobe würde von sehr vielen Personen glänzend bestanden werden können, die nichts weniger als wünschenswert sind, während sie Hunderttausende von gesunden Muskelarbeitern ausschließen müßte. Da es sich aber um Ausschluß gewisser Rassen-Elemente handelt, welche der Magen Onkel Sams in so großen Mengen nicht mehr verdauen zu können glaubt, so würde der gewollte Zweck erreicht werden. Die deutsch-amerikanische Presse bekämpft einmütig die Bill, weil sie grundsätzlich gegen jede Einwanderungsbeschränkung schlechtweg ist. Sie hat natürlich ein großes Interesse daran, daß die deutsche Einwanderung nicht beschränkt wird. Da es jedoch kaum einen über fünfzehn Jahre alten Deutschen, der nicht einen Satz der amerikanischen Verfassung in Deutsch lesen könnte, geben dürfte, so wäre ja eine Erschwerung der deutschen Einwanderung durch den „Bildungstest" nicht zu befürchten.

Die Harar-Bahn und Aethiopiens Außenhandel. Durch den Bau der Harar-Bahn wird Aethiopien, ein staatlich geeintes und geordnet verwaltetes Gebiet von 605 000 Quadratkilometer mit über 12 000 000 Bewohnern, Völkern, die zu den kulturell und geistig höchststehenden Afrikas gehören, eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde, dem europäischen und indischen Handel geöffnet. Nach endlosen Bürgerkriegen neu geeint, haben die Aethiopen, das uralte Semitenvolk der Abessynier, in den letzten dreißig Jahren die Völker Nordostafrikas, die Oromó oder Galla, die Somâl, die Harari, die Kafitschó und Sidâmo unterjocht. Unter der kräftigen und zielbewußten Regierung Menîleks II. ist Aethiopien zur führenden Macht in dem unermeßlichen Gebiete zwischen Aegypten, dem Neger-Sudân und Deutsch-Ostafrika emporgestiegen. Seit Jahren leben zahlreiche Europäer im Lande, teils als Beamte, Instrukteure und Ingenieure im Dienste Menîleks, teils als Handwerker, Hoteliers, Kaufleute oder Agenten von Handelsgesellschaften und Exporteuren. Der Aethiope zeigt sich empfänglich für die Segnungen der Civilisation und gewinnt für unsere Industrie und unseren Export als gut zahlender Käufer stets an Bedeutung. An der Wareneinfuhr sind namentlich beteiligt Großbritannien und Britisch-Indien, Amerika, Deutschland und Frankreich. Der Außenhandel wird, mit wenigen Ausnahmen, von Fremden betrieben. Aethiopiens wichtigster Ausfuhrartikel ist der Kaffee. Es ist die Urheimat des Kaffeebaumes. Alljährlich muß die Bevölkerung von Gera, Inerja und Kafa Millionen Kilogramm Kaffeebohnen verfaulen lassen, da sie nicht in der Lage ist, diese Mengen nach einem Markte zu schaffen. Im Lande selbst wird wenig Kaffee gebraucht, da man nur die unreifen Früchte als Gemüse verwendet. Die gesicherte Unabhängigkeit, die stramme und geordnete Verwaltung des Landes, sowie die stetige kulturelle Fortentwickelung des Volkes sichern den in Aethiopien investierten Kapitalien reiche Erträgnisse. Wir werden in Aethiopien die Neugeburt Japans sich wiederholen sehen, dessen Bewohner trotz aller Wandlungen ihrer Eigenart treu geblieben sind. Wie der Japaner besitzt der Aethiope eine alte, eigenartige Kultur, deren Lebenskraft sich in ihrem Vordrängen nach Süden erweist. Dem europäischen Unternehmungsgeiste öffnet sich hier ein reiches Arbeitsfeld. Feldhermlorbeeren sind dort keine zu holen. (F. J. Bieber, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, XXIV, 7. Heft, Seite 289.)

Japan und Rußland in Korea. Seit 1895 haben die Japaner viel geistige Kraft und viel Geld auf die wirtschaftliche Eroberung Koreas verwandt. In der Hauptstadt Söul sind bereits 5 pCt. der Bevölkerung Japaner. In Tschemulpo ist der Prozentsatz sogar noch höher. In Fusan befindet sich eine blühende japanische Siedelung, und in anderen wichtigen Städten ist die Zahl und der Einfluß der Japaner in stetem Wachsen begriffen. Der russische Einfluß am koreanischen Hofe ist allerdings bedeutend, aber trotzdem läßt sich kein einziger Fall namhaft machen, in dem er den Widerstand Japans zu überwinden vermocht hätte. Japan stellt sich in jeder Beziehung in Korea unendlich viel besser als Rußland. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient 1901, No. 7, Seite 83.)

Digitized by Google

Holländisch-Neu-Guinea. Einen Beweis für das Wiederaufleben der alten holländischen Kolonisationspolitik gewähren ihre Neuanlagen im holländischen Teile der großen Insel Neu-Guinea, über die der „Sydney Morning Herald" kürzlich bemerkenswerte Mitteilungen brachte. Durch die neue Niederlassung Merouka am Meroukaflusse westlich von der Grenze von British-Neu-Guinea an der Südküste der Insel sind die Holländer die nächsten Nachbarn der Engländer geworden, da sie sich in 24 Stunden per Dampfer erreichen läßt, während früher die deutschen Stationen in Neu-Guinea und Neu-Pommern Australien zunächst lagen. Die große holländische Westhälfte von Neu-Guinea war bisher fast unberührt und ganz unentwickelt, obschon sie nach allen Reisenden das beste der drei Teile der Insel bildet. Die mächtige Bergkette der Karl Ludwigsberge, des Gliedes zwischen Himalaya und Anden, deren Schneespitzen noch jungfräuliches Gebiet sind, nimmt einen großen Teil der Mitte des Landes ein und auf den Hochländern am Fuße dieser Berge sind Landbildung, Vegetation, Bewohner verschieden von denen der bekannteren niederen Flächen der Insel. Bisher hatten die Holländer nur schwache Versuche gemacht in der Erforschung und Besiedelung ihres Teiles; in der Geeloink-Bucht an der Nordwestküste waren kurze Zeit wenige Missionare, im Doru-Hafen im Norden der großen westlichen Halbinsel hielt sich im Jahre 1858 längere Zeit der berühmte Naturforscher Wallace auf und einige andere Forscher zogen von hier aus. Der einzige frühere Besiedelungsversuch war im Jahre 1827 an der Triton-Bucht an der Südwestküste. Doch dauerte es nicht lange, denn Wallace berichtet, die Offiziere hätten, der Einsamkeit und Einförmigkeit ihres Lebens überdrüssig, Kleinvieh und Rinder getötet und gesagt, die Gegend sei ungesund, die Bewohner feindlich und unfreundlich. So ist es handelspolitisch abgesehen von dem Kleinhandel der Eingeborenen an der Küste Holländisch-Neu-Guinea noch verschlossen, während British-Neu-Guinea seine vergleichsmäßig bessere Lage zuerst der Energie der zwei Missionare Chalmers und Lawes, dann dem rastlosen, abenteuerlichen Geiste der Goldsucher und endlich dem Handelsgeiste der Sydney-Firma Burns Philp Co. mit ihrer regelmäßigen Dampferverbindung verdankt. — Merouka liegt 3—4 Meilen von der Mündung des gleichnamigen Flusses, den bei Ebbe Schiffe bis zu 15' Tiefe ganz, bei Flut bis zu 25' befahren können. Die 4—5 Meilen breite Einfahrt ist von Natur gut bezeichnet. Bis zur Station verengert sich der Fluß bis auf ¼ Meile mit 4—6 Faden Wassertiefe, so daß Kanonenböte vor Anker gehen und Perlmutterflotten vor Nordwestorkanen Schutz finden können. Die Eingeborenen dort gehören zu den gefürchteten Kopfjägern des Tugerestammes, mit denen die strengen Holländer noch viel zu schaffen haben werden, bis sie in ihren reichen Cocosnußpflanzungen ihre Aufmerksamkeit von den „cobras" (Kopfhäuten) dem copra zuwenden. Der Gouverneur von Holländisch-Neu-Guinea, Ehren J. A. Kroesen, hat seinen Sitz in Merouka; ihm unterstehen 600 Soldaten, Japanesen, und 200 Gefangene und 200 andere Soldaten waren in Kürze noch mit dem Dampfer zu erwarten. Die Gefangenen sollten nur die Gebäude errichten, und die Befürchtung, daß Merouka Strafkolonie werden sollte, scheint unbegründet, da die Ziele rein handelspolitisch sind. Schon läuft das regelmäßige Handelsschiff „Moresby" die Neugründung an, und die Schiffe vom holländischen Indien sollen fünfmal jährlich verkehren, wie unter dem alten südaustralischen Kontrakt mit Port Darwin als Hafen. Vorräte sind noch spärlich und die Soldaten können ihre monatliche Löhnung nicht ausgeben. Die Kosten der Niederlassung betragen für die Regierung jetzt monatlich einige Tausend Pfund. Rindvieh könnte rasch und leicht, bei ruhiger See mit geringem Verlust von Australien eingeführt werden und fände vorteilhaften Absatz. Baracken für 1000 Mann sind im Bau aus altem Material von Batavia und ebenso eine Anlegebrücke für kleinere Schiffe bis 50 Tons. Wunderbar ist die Kühle des Klimas, welche die Malaria weniger begünstigt. Auf Handelsverbindungen mit Australien weist der Umstand hin, daß die holländischen Beamten dort englisch sprechen und bei ihrer langen Dienstzeit auch ihre Familien kommen lassen wollen. Die Bedingungen, die den Perlenfischern geboten werden, sind besonders vorteilhaft, da sie ihnen einen sicheren Freihafen ohne Beschränkungen für farbige Arbeiter oder ihre Einfuhr gewähren. Ist der Perlenfischer willens, sich in Holland zu naturalisieren, hat er das lang gewünschte Privileg der Fischerei unter den vielen Banken des malaiischen Archipels, von deren Reichtum man viel in der Torres-Straße spricht, die aber bis jetzt verbotener Grund sind. Jedenfalls zeigt diese Handlung der holländischen Regierung, daß sie endlich des Wertes ihres Landbesitzes und der großen, in seinem Innern verborgenen Schätze bewußt geworden ist. Mit drei Nationen, die zugleich auf die verborgenen Länder der Papuas Angriffe machen, der deutschen, englischen und holländischen, dürfte das Ende dieses Jahr-

Digitized by Google

hunderts in Neu-Guinea eine andere Geschäftslage sehen wie jetzt. (Hamburger Nachrichten 1902, 12. Juni.)

Ansiedelungen in Westpreußen und Posen. Der amtliche Anzeiger der königlichen Ansiedelungskommission für die Provinzen Westpreußen und Posen veröffentlicht in No. 4 die Erleichterungen für den Eigentumserwerb und für die Pachtung einer Ansiedlerstelle. Hervorzuheben ist: 1. Der Grund und Boden braucht nicht mit Kapital bezahlt zu werden, sondern wird gegen eine jährliche Rente von höchstens 3 pCt. der fiskalischen Selbstkosten zu Eigentum überlassen. 2. Zum Aufbau der Gebäude und zur Beschaffung des Inventars soll der Erwerber das festgesetzte Vermögen selbst besitzen, doch können ihm unter Umständen dazu zinsfreie und erst nach einigen Jahren zu tilgende Darlehne (sogenannte Ergänzungsdarlehne) bis zum Höchstbetrage von $^3/_4$ des nachgewiesenen eigenen Vermögens zu einem niedrigen Zinsfuß gewährt werden. In Ausnahmefällen können Darlehne sogar über den Betrag des nachgewiesenen eigenen Vermögens hinaus gegeben werden. 3. Vor der Rentenzahlung werden ein bis drei Freijahre gewährt. Die Pachtstellen sind in erster Linie für Ansiedelungslustige mit nachgewiesener landwirtschaftlicher Tüchtigkeit und mit kleinem Vermögen (von 1000 Mk. an aufwärts) bestimmt und sollen mit einer durchschnittlichen Flächengröße von 40 bis 60 Morgen zur Auslegung kommen.

Die völlige Russifizierung der baltischen Volksschulen, die vor einiger Zeit beschlossen wurde, gelangt, so schreibt man aus Petersburg, jetzt mit aller Schärfe zur Durchführung. Alle Lehrer, die sich nicht der Gunst der Volksschulinspektoren erfreuen, werden entlassen, sei es, daß man ihnen ungenügende Kenntnis der russischen Sprache vorwirft, sei es, daß ihre pädagogische Lehrbefähigung angezweifelt wird. Zahlreiche ältere Lehrer sind plötzlich brotlos geworden, und da diejenigen, welche als geeignet befunden werden, nur probeweise unterrichten sollen, also das Damoklesschwert der plötzlichen Entlassung stets über ihnen schwebt, ziehen auch sie es vor, sich eine andere Beschäftigung zu suchen. Die Folge wird sein, daß sehr viele Volksschulen, wenn nicht ganz, so doch auf lange Zeit hinaus geschlossen werden müssen. Denn an Lehrern fehlte es schon in den letzten Jahren, und jetzt wird der Nachwuchs noch wesentlich geringer werden. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 142.)

Vom Deutschtum in Ungarn. Daß trotz der allgemeinen Magyarisierungsbestrebungen das Deutschtum in Ungarn recht erhebliche Fortschritte macht, darüber giebt ein in der ungarischen Zeitschrift „Ethnographia" erschienener Aufsatz Aufschluß. Der Aufsatz behandelt die Sprachgebiete im Kreise „jenseits der Donau", d. h. in jenem Landesteil, der im Westen von Oesterreich, im Norden und Osten von der Donau und im Süden von der Drau begrenzt ist, und führt aus, daß auf diesem Gebiete im Verlauf der letzten fünf Jahrzehnte 211 Gemeinden (etwa 10 pCt.) ihre Nationalität geändert haben. Das Ungartum verlor 76 und gewann 60 Gemeinden, das Deutschtum verlor 38 und gewann 98 Gemeinden, das Kroatentum gewann und verlor je 42 Gemeinden, die Wenden gewannen 3 und verloren 5 Gemeinden, die Slovaken gewannen 5 und verloren 10 Gemeinden, die Serben verloren 40 Gemeinden und gewannen keine einzige. Unter den von den Deutschen verlorenen Gemeinden sind 24 magyarisch, 14 kroatisch geworden; abgewonnen haben die Deutschen den Magyaren 58, den Kroaten 27 und den Serben 13 Gemeinden. Das Ungartum hat sich dagegen in den Städten stärker angesiedelt, so daß einzelne früher deutsche Städte, Fünfkirchen, Raab u. a., heute fast durchaus ungarisch sind. Solche Vergleiche sind oft lehrreicher als die trockenen Daten der nicht immer zuverlässigen amtlichen Nationalitätenstatistik, und es wäre von Interesse, sie auch in den übrigen Landesteilen durchzuführen. Es giebt Gegenden, z. B. in Südungarn, wo die Ergebnisse für das Deutschtum vielleicht noch günstiger sind. (Kölnische Zeitung 1902, No. 379.)

Die Polen im Ruhrkohlenrevier. Die starke Ueberflutung des niederrheinisch-westfälischen Industriegebietes, insbesondere des Ruhrkohlenbezirks, durch polnische Arbeiter tritt namentlich in den nördlichen Bezirken zu Tage. In den dortigen Ortschaften wohnen die Polen meistens ganz abgesondert von der deutschen Bevölkerung in den großen Arbeiterkolonien der Bergwerke; hier ist es auch, wo im Laufe der Jahre ganze polnische Dörfer ohne irgend welche einheimische Bevölkerung entstanden sind. Namentlich die polnischen Frauen befleißigen sich, ihre Nationalität öffentlich zu bekunden; im Verkehr unter sich kommt kein deutsches

Digitized by Google

Wort über ihre Lippen und nur bei Einkäufen bedienen sie sich gezwungenermaßen der deutschen Sprache. Selbst die Kinder sprechen unter sich nur polnisch. Was die sittlichen und Charaktereigenschaften der hiesigen Polen anbetrifft, so werden sie von den Arbeitgebern im nüchternen Zustande als friedliebend und dienstwillig geschildert, im Stadium der Trunkenheit dagegen als aufsässig, roh und zu Gewaltthätigkeiten neigend. In Bezug auf Intellekt stehen die Polen nach dem übereinstimmenden Urteil der Lehrer und Arbeitgeber hinter den deutschen Arbeitern weit zurück. Bemerkt sei noch, daß angesichts der vorhandenen starken polnischen Bevölkerung im Ruhrkohlenrevier die in den jüngsten Monaten erfolgte Auswanderung polnischer Elemente in die ostelbische Heimat kaum einen nennenswerten Umschwung in den hiesigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen beanspruchen kann, da sie zu diesem Zwecke numerisch zu wenig ins Gewicht fällt. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 136.)

Polnischer Ansiedelungsfonds. Dem „Neuen Wiener Tageblatt" wird aus Posen gemeldet: „Eine Konferenz des polnischen Adels beschloß als Gegenmaßregel gegen die preußische Polenvorlage die Bildung eines großpolnischen Ansiedelungsfonds in der Höhe von 100 Millionen Mark für die Provinz Posen. Ein Lemberger und ein Warschauer Bankhaus zeichneten zusammen angeblich 26 Millionen. Sämtliche polnischen Finanzkreise Preußens, Galiziens und Russisch-Polens werden zur Unterstützung aufgefordert."

Bücherbesprechungen.

Dr. N. Kurt. Die Willensprobleme in systematischer Entwickelung und kritischer Beleuchtung. Weimar 1902. Verlag von R. Wagner Sohn. Preis 1,50 Mk.

Der Verfasser vertritt mit aller Entschiedenheit den deterministischen Standpunkt und sucht alle Einwände, welche dagegen geltend gemacht werden, zurückzuweisen. Nicht nur der Wille, sondern überhaupt alles Geistige ist necessitiert: „Es ist ein verhängnisvoller verbreiteter Irrtum, als selbstverständlich vorauszusetzen, daß alles Geistige als ein nicht unbewußtes, sondern als ein bewußtes Geschehen kraft dieses Bewußtseins von dem Gesetze der Notwendigkeit emanzipiert sei. Vielmehr ist auch das Geistige gesetzmäßig verursacht und zufolgedessen gesetzmäßig notwendig wirksam, entsprechend seiner jeweiligen Vorstellungs-, Denk- und Triebkraft." (Seite 15.) „Alle Bewußtseins-Arten und -Formen wurzeln ausnahmslos in den unergründlichen Tiefen des Unbewußten, sie werden kraft des inneren Zeugungsdranges und der kausalen Reaktion auf äußere Motive in absolutester Notwendigkeit gebildet und müssen ihrerseits kraft der zum Bewußtsein gekommenen Triebe entsprechend weiter nach außen und innen wirken." (Seite 20.) — „Der praktische Schwerpunkt der Freiheitsfrage liegt auf moralischem Gebiete." (Seite 31.) Die Thatsache der sittlichen Handlung wird durch die Unfreiheit nicht aufgehoben: „Nichts ist zweifelloser als die Thatsache, daß eine wirklich gute Handlung bloß und lediglich aus einem sittlichen Willen hervorgehen kann." (Seite 34.) „Der wirklich gute Mensch wird und muß sogar lieber große Qualen ertragen zum Besten anderer, ehe er zu einem eigenen persönlichen Vorteile Menschen und Tieren vermeidliche Qualen zufügt." Trotz des Nachweises der absoluten Notwendigkeit alles Geschehens „zielt die Tendenz der Abhandlung nicht auf eine Rechtfertigung oder Befürwortung egoistischen Thuns und Lassens, sondern vielmehr auf die energische Herausbildung der ethischen Werte des Menschenlebens, weil einzig und allein sie das relativ höchste, dauernde und wahre Wohlbefinden verbürgen, soweit solches innerhalb des Rahmens der gegebenen gesetzmäßigen Entwickelungen und Schranken des Natur- und Geisteslebens überhaupt möglich ist. Die Forderung kraftvoller Herausbildung der ethischen Mächte ist eine unabweisbare Folgerung aus der Existenz starker und unsittlicher Gegenströmungen, von denen kein Mensch befreit ist".

Wenn man dem Verfasser auch nicht in allen Punkten beistimmen wird, z. B. in der geringen Würdigung der Kantischen Lehre vom intelligiblen Charakter, so hat die Schrift doch das unbestreitbare Verdienst, durch eine äußerst scharfe Fixierung der wichtigsten Punkte zur Klärung dieser Materie beigetragen zu haben.

Digitized by Google

Allen denen, welche sich über diese Fragen orientieren wollen, kann die Abhandlung daher nur aufs beste empfohlen werden. Dr. C. Nebel.

Josef Müller. Das sexuelle Leben der Naturvölker. Zweite stark vermehrte Auflage. Leipzig. Th. Griebens Verlag. Preis 2,20 Mk.

Daß die erste Auflage der vorliegenden Schrift in wenigen Monaten vergriffen worden ist, liegt einmal an dem steigenden Interesse für sozialgeschichtliche Forschungen, dann aber auch wohl an der Eigenart, wie der Verfasser das Problem des sexuellen Lebens bei Naturvölkern auffaßt. Die Naturvölker sind für ihn kein einheitliches Ganze, sondern sehr verschiedene Menschengruppen, ebenso auch die heutigen Kulturmenschen, so daß man also nicht ohne weiteres von einem Höherstehen der einen oder anderen sprechen könne. Für den Einblick in das Kulturleben der Völker sei nichts bedeutsamer als die Kenntnis des geschlechtlichen Lebens, dieser Basis der gesellschaftlichen Entwickelung. Müller verwirft die Promiskuitätstheorie Morgans. Am wahrscheinlichsten ist das ursprünglichste Geschlechtsverhältnis die Monogamie gewesen. Polyandrie und Polygamie sind nur Abartungen derselben. Besonders lehrreich ist das Kapitel über die „geschlechtliche Disziplin vor und in der Ehe". „Nur bei wenigen Völkern tiefster Stufe gilt jungfräuliche Keuschheit als wertlos; sonst hat der Naturmensch gerade für diesen Punkt der Sittlichkeit lebhaften Sinn; ja es treten uns Ansichten und Veranstaltungen entgegen, die unsere modernen Sitten tief beschämen." Mannbarkeitsproben der heranwachsenden Jünglinge finden sich bei vielen Naturvölkern. Worin aber die Naturvölker unsere civilisierte und christliche Zeit besonders beschämen, das ist das Gebiet der Suspension der Beiwohnung in der Schwangerschaft, das wir bei allen Naturvölkern finden. — Man muß dem Verfasser Dank wissen, daß er die sexual-ethischen Gebräuche und Vorstellungen der Naturvölker so eingehend behandelt hat, namentlich jenen Autoren gegenüber, welche gerade in sexualibus den Wilden große Zügellosigkeit zuschreiben. Freilich ist er auch selbst nicht von Einseitigkeit freigeblieben, da „lockere Sitten" und sexuale Verirrungen doch viel häufiger bei Naturstämmen vorkommen, als es nach seinen Schilderungen scheinen könnte. Sonst ist die Schrift zur Orientierung über familiengeschichtliche und sexualethische Verhältnisse sehr zu empfehlen. J. W.

Paul Göhre. Vom Sozialismus zum Liberalismus. Berlin 1902. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Die vorliegende Schrift behandelt die „Wandlungen der Nationalsozialen", beleuchtet vom Standpunkt der sozialdemokratischen Partei, zu der der Verfasser vor einigen Jahren übergetreten ist. Göhre sieht in den Wandlungen der nationalsozialen Partei „eine Entwickelung vom proletarischen Sozialismus zum bürgerlichen Liberalismus". Sie sei ursprünglich von einem „charaktervollen, radikalen und proletarischen Sozialismus" ausgegangen, und zwar auf der Grundlage eines echten Christentums und der nationalen Gesinnung. Die Flottenvorlage war es, die zuerst offenkundig eine Wendung nach rechts zu Tage förderte. Im Jahre 1898 verkündete Naumann das „soziale Kaisertum" und die Weltpolitik eines imperialistischen Deutschlands. Die Nationalsozialen rückten immer mehr von der Seite der Arbeiter auf die der „Bürgerlichen" und wurden schließlich die „Brüder der freisinnigen Vereinigung". Die Sozialdemokratie aber hat eine „Gruppe ehemals halber Freunde verloren und eine Gruppe neuer Feinde gewonnen". — Wir sind der Meinung, daß die Wandlung der nationalsozialen Partei thatsächlich in der Weise sich vollzogen hat, wie Göhre es schildert. Doch derselbe vergißt, daß seine eigene Partei Wandlungen in der gleichen Richtung, wenn auch nur teilweise und andeutungsweise gemacht hat, daß diese Wandlungen von einem Zeitbedürfnis zweifellos getragen wurden, und daß, wenn Bernstein und seine Anhänger die letzten Konsequenzen aus ihrer Kritik zögen, ihnen die Wandlungen der Nationalsozialen nicht so unbegreiflich vorkommen würden, wie Göhre es in seiner Schrift zum Ausdruck bringt. J. L.

Druckfehlerberichtigung: In der 4. Nummer, Seite 272, 18. Zeile von oben, muß es heißen: **1899** statt 1890.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 6. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Historisch-biologische Skizze aus der britischen Pferde- und Vollblutzucht.

Professor Dr. Dünkelberg, Geheimer Regierungsrat und Direktor a. D.

Kein Land der Erde birgt auf kleinem Raum (2 147 200 Quadratkilometer) so verschiedenartige, wesentlich von natürlichen Verhältnissen — Klima und Boden — bedingte Rassen unserer hauptsächlichsten Haustiere, als das britische Inselreich. Durch sein mildes Klima und geologisch sehr abweichende, aber vorwiegend gehaltreiche Böden ist es das Eldorado strebsamer Viehzüchter geworden, welche, auch begünstigt durch politische und soziale Verhältnisse, den Reichtum des Landes und seinen Handelsverkehr, es verstanden haben, mit Hilfe in- und ausländischer Rassen und Schläge die kulturelle Entwickelung ihrer einheimischen Haustiere in einer Weise einzuleiten, abzuändern und zu verbessern, daß ihnen intelligente Züchter der ganzen bewohnten Erde für Hebung der Haustierzucht tributbar sind und bleiben werden.

Dies legt es nahe, speziell der britischen Pferdezucht in ihrem allmählichen Werdegang nachzuforschen und die Eigentümlichkeit derselben historisch und biologisch zu skizzieren.

Verliert sich auch die Kenntnis der britischen autochthonen Pferderassen im Dunkel der Vorzeit und sind aus historischer Zeit anfänglich nur notdürftige Nachrichten darüber vorhanden, die wesent-

---

Anmerkung der Redaktion. Für die historische und politische Anthropologie ist es von großer Wichtigkeit, die Probleme der Variation und Vererbung, sowie die Wirkungen der Zuchtwahl, der Inzucht und Rassenkreuzung beim Menschen näher zu erforschen, denn die physiologischen Grundlagen der Geschichte der Civilisation bestehen in der Heranzüchtung von vollkommeneren Organen, Instinkten und Begabungen in bestimmten Rassen und Familien. Die Methoden und die Entwickelung der Tierzucht bieten hierzu sehr lehrreiche Erkenntnisse, die für die Erforschung der Menschenzucht bedeutsame Hinweise geben können. Die Leser werden es daher mit Freude begrüßen, daß einer der ausgezeichnetsten Theoretiker und Historiker der Tierzucht es unternommen hat, in einer biologisch-historischen Skizze aus der britischen Pferde- und Vollblutzucht die genannten Probleme eingehend zu behandeln.

Digitized by Google

lich an politische und kriegerische Ereignisse anknüpfen, so gewähren sie doch einige hippologische Schlußfolgerungen über die ursprünglichen Grundlagen und die allmähliche Entwickelung der britischen Pferdezucht.

Als die Römer unter Kaiser Claudius (42 n. Chr.) ins Land kamen, fanden sie nur kleine, aber kräftige, rasche Pferde vor, unfähig, einen schweren Reiter zu tragen; deshalb an Sichelwagen gespannt, wurden sie den römischen Legionen sehr lästig und jedenfalls waren die Briten im Gebrauch der Pferde kundiger als die Römer. Des schwierigen Seetransportes wegen ist es unwahrscheinlich, daß sich anfangs römische Reiter an den Kämpfen beteiligten, aber nicht ausgeschlossen; daß während einer vierhundertjährigen Dauer der römischen Occupation, die sich bis zum Clyde erstreckte, mit gallischen Hilfsvölkern, die als Reiter berühmt waren, kräftigere Pferde vom Kontinent eingeführt wurden, die auch nach dem Abzug der Römer aus Britannien (446 n. Chr.) noch die Pferdezucht günstig beeinflußt haben. Auch sollen damals schon Rennen abgehalten worden sein. Daß selbst die Römer durch ihre Verbindung mit Asien schwere Pferde, wohl medisch-capadocischer Herkunft, besaßen, belegt unter anderen die Reiterstatue Marc Aurels (61—80 n. Chr.).

Als die Angelsachsen, von den Briten gegen die Picten und Scoten zu Hilfe gerufen, 449 n. Chr. unter Hengist und Horsa landeten, brachten sie sicherlich gute Pferde mit; denn Hengist bedeutet Hengst und Horsa ist der Gattungsname für Pferd. Sie unterdrückten (457) die Briten, die teils in die Berge von Wales, teils nach der Bretagne flüchteten und nach dorten die Ureltern der heutigen walisischen Ponys mitnahmen.

Die vereinigten Sachsen, Angeln und Jüten, anfangs des neunten Jahrhunderts durch Egbert zur Einheit (Anglia) verschmolzen, waren seit langer Zeit den räuberischen Einfällen der Dänen und norwegischen Völkerstämme ausgesetzt, die sich meist in Northumberland festsetzten. Erst Alfred der Große (871—901) setzte den räuberischen Plünderungen ein Ziel. Von ihm sollen Runninghorses aus Germanien eingeführt worden sein. Auch unter Athelstan (924—941) kamen herrliche Rosse als Brautgeschenk aus Frankreich nach England; er war ein großer Pferdefreund; erließ ein Pferdeausfuhrverbot und testierte über von Thurbrand erhaltene und weiße, ihm von Liefbrand geschenkte (wohl angelsächsische) Pferde. Unter ihm mußten die Thane bei Hofe zu Pferd erscheinen; auch soll er bereits spanische Pferde eingeführt haben.

Nachdem der angelsächsische König Harald in der Schlacht bei Hastings von Wilhelm dem Eroberer (1066) geschlagen wurde, wobei dessen bessere Reiterei den Ausschlag gab, beeinflußten die Normannen, durch ihre Sitze in der Normandie stark von französischen Sitten beherrscht, durch die eingeführten, wohl auch mit fremdem Blute durchsetzten Pferdestämme die angelsächsische Zucht wesentlich und steigerten die Größe und Veredelung der einheimischen Pferde.

Die damalige Pferdeform giebt die Tapisserie von St. Vigor de Bayeux wieder, welche von der Gemahlin Wilhelm des Eroberers gefertigt sein soll — ein Fries, der die Sage des Zuges von König Harald und die Eroberung Englands durch ihren Gemahl, wenn auch nur roh, darstellt —, der aber zwei Pferdeformen nachweist, eine im

Digitized by Google

Vergleich zu den Abbildungen der Männer größere und eine kleinere, wohl waliser Ponys, also bestimmte Rassen damaliger Zeit erkennen läßt. Darauf deuten bei allen Pferden der kleine Kopf, hochgetragene Hals, die wallende Mähne, erhöhte Kruppe, der tiefe Schweifansatz, stark hervortretende Brust, und volle Hose hin — eine Charakteristik, die auch auf den englischen und normannischen Reitersiegeln wiederkehrt, welche Sandford in seiner Genealogical History of the Kings of England abbildet. Wilhelm der Eroberer soll bei Hastings ein spanisches Pferd geritten und Roger de Belesme, wie Graf Shrewsbury solche eingeführt haben.

Dem im Jahre 1110 gegründeten Orden der Tempelritter schenkte König Heinrich I. Grundstücke in England. Aus ihren spanischen Komtureien (Arragonien) brachten sie unzweifelhaft andalusische Pferde und durch ihre Verbindung mit dem Morgenlande orientalisches Blut auf ihre englischen Niederlassungen.*)

Unter den normannischen Königen Wilhelm I. und II. (1066—1125) und Stephan von Blois (1035—1054), die zugleich Herzoge der Normandie blieben, blühte das Rittertum; die geharnischten Mannen und Turniere erforderten gewichtige Rosse, deren Zuchtmaterial zweifellos aus dem Norden Frankreichs und aus Brabant stammte.

Unter Heinrich I. soll 1121 der erste Araber nach England gekommen sein. Richard Löwenherz (1191—1199) kaufte zwei orientalische Hengste auf der Insel Cypern, die an Schnelligkeit selbst Dromedare übertroffen haben sollen.

Unter dem Hause Anjou (Plantagenet) und Heinrich II. (1154—1189) blühten die ritterlichen Spiele und demgemäß der Pferdehandel; dies steigerte sich noch, als der letztere König Eleonore von Poitou, die Erbin von Aquitanien, heimführte, womit ein großer Teil des französischen Südens unter englische Herrschaft kam, wo auch spanische Pferde zur Veredelung dienten. Fitz Stephen beschreibt die damaligen Rennen so eingehend, daß seine Nachricht selbst auf die heutigen bei Epsom noch paßt. Auch erwähnt er abgerichteter Kriegspferde (dextrarii) von schöner Figur, feurigem und edlem Temperament.

Unter Johann ohne Land und seinem Sohne Heinrich III. (1199 bis 1272) kamen im Jahre 1216 Hengste und Stuten der schwersten Art ins Land, unter anderen 100 Hengste aus Flandern, welche die Zucht schwerer Karrenpferde begründeten, einer Rasse, die heute noch in den Shirehorses, wenn auch wesentlich abgeändert, als geschätzten Zuchtpferden erhalten ist.

Unter den drei Königen Eduard (1272—1377) war der erste als Hippologe wirksam, da er für große Summen Pferde aus der Normandie, Champagne und Lombardei einführte; unter anderen 30 Kriegspferde und 12 schwere Hengste. Eduard II. befahl, daß kein Hengst unter bestimmter Größe als Beschäler verwendet werden dürfe und Eduard III. besaß ein Gestüt spanischer Pferde. Er erließ eine auch von seinen Nachfolgern aufrecht erhaltene Verordnung, welche die Preise der

*) Die andalusische Zucht entwickelte sich unter der Herrschaft der Mauren vom Jahre 711 ab durch Kreuzung arabischer mit spanischen Landpferden und übte Jahrhunderte lang auf europäische Gestüte einen großen dauernden Einfluß. Die letzten Reste hiervon finden sich heute noch in dem k. k. Hofgestüt Kladrub (Böhmen) und in der spanischen Reitschule in Wien.

Digitized by Google

Pferde regelte und ihre Ausfuhr nach Schottland verbot, obwohl damals die Zahl der Pferde bedeutend war; denn Münster erwähnt in seiner Kosmographie, daß das Land 20000 Reiter ins Feld stellen konnte.

Sein Sohn Edward, der schwarze Prinz, bekannt durch seine Kämpfe in Frankreich und in Spanien gegen die Mauren, hat wohl auch edle andalusische Pferde in seine Heimat gebracht.*)

Mit dem ermordeten Richard II. (1399) schließt das Haus Anjou und kam das Haus Lancaster zur Regierung, unter dessen drei Nachkommen Heinrich IV., V. und VI. (1399—1461) die mörderischen Kämpfe der weißen und roten Rose auch die kaum entwickelte Pferdezucht dezimierten.

Heinrich VII. (1485—1509) erlaubte zwar die Ausfuhr wertloser Stuten, nicht aber die von Hengsten.

Heinrich VIII. erließ drakonische Gesetze zur Hebung der Zucht, verpönte die Ausfuhr, schloß fehlerhafte und kleine Pferde von der Zucht aus und befahl, daß Erzbischöfe und Herzöge sieben Traberhengste nicht unter 14 Hand, jeder Geistliche mit 100 £ Einkommen und jeder Private, dessen Frau einen Sammetmantel oder einen französischen Hut trug, bei 20 £ Strafe, wenigstens einen Hengst halten mußte. Gleichwohl hatten diese Gesetze nur geringen Erfolg.

Aus der Regierung des Hauses York (1461—1485) ist keine besondere Fürsorge für Hebung der Zucht bekannt, ebensowenig aus der Zeit des Hauses Tudor, das aus Wales stammte. Unter dessen letzter Königin Elisabeth (1558—1603) war die Zucht so gesunken, daß das Land gegen den drohenden Angriff der spanischen Armada nur 3000 Reiter ins Feld stellen konnte; der Sage nach sollen aber aus dem Schiffbruch der spanischen Flotte edle Pferde auf die schottischen und irischen Küsten gelangt sein und die Zucht günstig beeinflußt haben.

In den Ställen des englischen Adels fehlte es damals nicht an Pferden spanisch-italischer Rasse, denn der Stallmeister des Grafen Leicester, Claudio Corte de Pavia, sagt in seinem 1573 in Venedig gedruckten Buche Jl Cavalerizzo: „In England giebt es gute Pferde, sehr schnelle Zelter, die schön, lenksam und angenehm, aber leicht sind. Brauchbare Rosse für die Reitschule und den Kriegsdienst stehen in den Gestüten der Königin und des Grafen Leicester.“ Dieser soll einige gute Orientalen eingeführt haben.

Jacob I. (1603—1625) aus dem Hause Stuart führte Wettrennen auf bestimmten Bahnen — in Chester, Enfield und Croydon — ein, regelte die Gewichte der Reiter und die Distanzen nach dem Alter und gründete Ehrenpreise in Gestalt silberner Glöckchen. — Der Ankauf eines arabischen Hengstes wurde selbst von dem berühmten Hippologen Herzog von Newcastle getadelt; er nannte zwar die Berber Gentleman, aber die Spanier die Prinzen unter den Pferden.

Karl I. (1626—1649) war den Rennen hold, förderte solche im Hyde Park und Newmarket und kaufte vom Herzog von Buckingham

*) Für die Verbindung mit Spanien spricht ein Geschenk des Königs Edward IV. an König Johann von Arragonien von 20 Cotswold-Schafen und 4 Böcken. — Einige Jahre früher hatte der König von Portugal Heinrich IV. um die Erlaubnis nachgesucht, 60 Sack Cotswoldwolle ausführen zu dürfen.

Digitized by Google

einige Orientalen. Auch Cromwell (1649—1660), obwohl ein vorzüglicher Reiter, soll die Rennen nicht begünstigt, ja sogar ohne Erfolg verboten haben, aber sein Stallmeister Place erwarb den White Turk; auch kam damals ein Marocco Barb ins Land.

Karl II. (1660—1685) war sportliebend und führte eine Natural Barb mare, mit dem Hengstfohlen Dodsworth tragend, ein. Noch wichtiger wurde der Import einiger orientalischen Stuten (Royal mares) um 1680, deren Zahl und Bezugsart unbekannt ist.

Die eigentliche Vollblutzucht entwickelte sich gegen das Ende des Hauses Stuart; wurde vorher schon von dem zahlreichen Adel die Zucht von Rennpferden betrieben, so waren diese doch eine englische und aus der Blutmischung inländischer, spanischer und neapolitanischer Pferderassen und Schläge, also aus sehr gemischtem, wenn auch immerhin edlem Blute und zahlreichen Kreuzungen entsprossen; gleichwohl waren dies schnelle und gute Zuchtpferde, wenn sie auch gegen die Orientalen zurückstanden.

Jacob II. regierte (1685—1688) zu kurz, um hippologisch selbst eingreifen zu können; aber zu seiner Zeit wurde der wertvolle Orientale The Stradling durch den Herzog von Berwick 1686 bei dem Siege zu Buda-Pesth erworben, an Mr. Lister verkauft und ist als Lister Turk einer der Hauptbegründer des englischen Vollbluts geworden.

Daneben sind D'Areys White- und sein Yellow Turk als Importe zu erwähnen und von noch größerem Erfolg waren Curwens Bay Barb und der Tholouse Barb, ursprünglich Geschenke des Deys von Marocco an Ludwig XIV. von Frankreich.

Unter Wilhelm III. von Oranien und seiner Gemahlin Maria (1688—1702) wurden Rennpreise, die Kingsplates, und eine Reitakademie begründet. Zu dieser Zeit wurde The Byerly Turk, das Chargenpferd des Kapitäns Byerly im irischen Kriege, eingeführt und ein wichtiger Mitbegründer des englischen Turfs. — Damals kamen auch 100 königliche schwere Rapphengste nach England und verbesserten die englische Karrenrasse.

Hierauf folgten mehrfache Importe wertvoller Orientalen, wovon der hervorragendste The Darley Arabian war, weniger durch die Zahl seiner Nachkommen, als durch ihre hohe Zuchtqualität.

Die Königin Anna (1702—1714) unterhielt einen Rennstall und ein großes Gestüt in Hamptoncourt; sie ließ 24 Orientalen, 9 Araber, 8 Berber und 6 Türken ankaufen.

Zur Zeit Georg I. (1714—1737) aus dem Haus Hannover verfiel das Ehrenvolle der Rennsiege dem materiellen Erwerb von Geldpreisen und es mußte, wie auch unter Georg IV. (1737—1760), gegen unehrliche Ausbeutung der Rennen amtlich eingeschritten werden. Der letzte wertvolle Orientale wurde vom Grafen Godolphin 1728 erworben und nach ihm benannt; es ist unbekannt, ob es ein Berber oder ein Araber gewesen ist. Im ganzen sind in dem ersten Bande des Studbook 90 Araber, 46 Berber, 32 Türken und 9 Perser als Zuchtpferde aufgeführt.

Als ein König unter den königlichen Sportsman ist Georg IV. (1820—1830) zu nennen; er gründete das berühmte Gestüt zu Hamptoncourt, welches auch unter seinem Nachfolger Wilhelm IV. (1820—1840) bestand und unter der Königin Victoria aufgelöst wurde.

Digitized by Google

Dagegen ist Eduard VII. schon als Prinz von Wales durch seine vielen Rennsiege als ein sehr glücklicher Züchter in seinem Gestüte zu Sandringham bekannt geworden.

Auf diesen kurz skizzierten Grundlagen einheimischer und ausländischer Pferde ist im Laufe von anderthalb Jahrhunderten sehr allmählich eine zahlreiche Edelzucht hervorgegangen, wie keine zweite in ähnlichem Umfang irgendwo besteht.

Der Ursprung der männlichen orientalischen Linien ist im Werdegang des Vollbluts bestimmt nachweisbar.

Die berühmtesten Vollblutbeschäler gehen in väterlicher Linie in Eclipse (1764) auf Darleys Arabian — in seinen Mitbewerbern — Herod (1758) auf Byerly Turk und in Matchem (1748) auf Godolphin von ausgesprochenem orientalischen Blute, als wesentliche Begründer der heutigen Vollblutzucht, zurück. Dagegen sind viele Stammmütter des jetzigen Vollbluts, soweit sie nicht im Studbook als von reinen Orientalen abstammend nachweisbar sind, von dunkler Herkunft und aus der Blutmischung von einheimischen englischen weiblichen, also relativ unreinen Blutlinien und aus orientalischen Hengsten entsprossen, obwohl das Blut und die Eigenschaften dieser immerhin stark vorwalteten. Es gilt dies von vielen weiblichen Vorfahren selbst in den älteren Generationen von Eclipse, Herod und Matchem und ist es daher unrichtig, das englische Vollblut als ursprünglich aus Reinzucht entsprossen anzusprechen. Thatsächlich hat in den frühesten Zeiten aus Mangel an orientalischen Müttern eine weitgehende Kreuzung verschieden edler männlicher und weiblicher Linien und deshalb eine ungleiche Vererbung der verschiedenen Blutgrade stattgefunden, wobei besonders viele Stuten von minder edler Abstammung waren, als die Hengste, denen sie zugeführt wurden.

Es ist ein auf Erfahrung und biologischen Gesetzen beruhendes züchterisches Axiom, daß das materiell und nervenkräftigere männliche oder weibliche Element eine ausgesprochenere Zeugungskraft auf die werdenden Nachkommen ausüben muß, und daß ein gleicher Einfluß beider Eltern auf die Kinder selbst nicht bei rechten Geschwistern besteht. Es macht sich daher stets, besonders bei der Edelzucht, weniger bei den phlegmatischen Landpferden, individuell und zeitlich eine ungleiche Potenz bei der Kopulation und in der Vererbung geltend, die um so stärker in der Qualität der Nachkommen hervortritt, je verschiedenartiger die Abstammung und das Blut- und Nervenleben der Eltern selbst und ihrer Vorfahren gewesen ist.

Besonders tritt dies bei aus Kreuzung von Pferden ungleich organisierter Rassen hervor, indem selbst unmittelbar nacheinander geborene rechte Geschwister in Formen und Leistungen entweder mehr dem Vater oder der Mutter nacharten und dies selbst als Rückschlag auf die Groß- und Urgroßeltern häufig erkannt werden kann.

Dies tritt um so mehr bei den Nachkommen von zwei oder mehr verschieden organisierten mit einander gekreuzten Rassen hervor, in welchem Falle ihr verschiedenartiger Einfluß auf die Produkte sich nicht zu einer organisch gleichmäßigen, den Zwecken der Zucht dienlichen und brauchbaren Einheit verschmelzen, sondern, einem Mosaikwerk ähnlich, in ungleich vererbten Formen und Eigenschaften für ein geübtes Auge und bei der Gebrauchsprüfung erkennbar wird.

Digitized by Google

Es können Jahrzehnte vergehen, bis der gewünschte Zuchtzweck erreicht ist und die Nachkommen sich gleichmäßig und treu vererben, — bis also die Formen und Eigenschaften des Zuchtstammes einigermaßen ausgeglichen erscheinen. Sollen Kreuzungen eine Verbesserung der Zucht bewirken, so liegt es nahe, auf die weibliche Herde einzelne männliche Tiere von höherem Zuchtwert zu verwenden. Die weitere und schwierigere Frage ist aber, ob eine einzige oder eine wiederholte Kreuzung den besseren und besten Erfolg verspricht. Häufig wird der letztere Weg beschritten, und dies war ausgesprochen bei der Einführung der Merinos in Frankreich und Deutschland der Fall, weil es sich darum handelte, durch Verwendung einiger wenigen Böcke rein spanischer Herkunft auf dem ganzen Körper der grobwolligen Landschafe gleichmäßig eine feinere und wertvollere Wolle zu erzielen. Und da zeigte es sich, daß diese Verbesserung zuerst auf dem Vorderteile stattfand, das Hinterteil aber noch in mehreren Generationen eine gröbere Wolle trug. Erst mehrfach wiederholte Kreuzungen mit spanischen Böcken hatten die gewünschte Ausgleichung zur Folge, so daß es dem kundigen Schafzüchter nicht schwer fiel, aus der Beschaffenheit der Wolle des Hinterteils auf die Zahl der bewirkten Kreuzungen zu schließen. Dabei blieb es nicht aus, daß auch dann noch bei einzelnen Nachkommen immer wieder mehr oder minder gröbere Wolle auf dem Hinterteil auftrat und solche Tiere durch eingehende, scharfe Zuchtwahl ausgemerzt werden mußten.

Diese Fingerzeige der Natur sind auch für den Pferdezüchter insofern wichtig, wenn es sich nicht allein um eine Verbesserung der Nachkommen in Formen und Leistungen, sondern wesentlich auch um eine Veredelung der Zuchtstämme handelt, in welchem Falle temperamentvollere Hengste von regerem Blutleben, als unveredelte Stuten zeigen, zu verwenden sind. Unschwer ist trotzdem häufig zu erkennen, daß im Vorderteil der Mestizen die Veredelung stärker hervortritt, und es wiederholter Kreuzung und sorgfältiger Selektion bedarf, um eine Veredelung des ganzen Körperbaues und leistungsfähigere Nachkommen zu erzielen.

Aber nicht immer gelingen wiederholte Kreuzungen nach Wunsch; denn es ist häufig der Fall, daß eine erste Kreuzung relativ harmonischere Formen erzielen läßt, als dies bei wiederholten Kreuzungen zutrifft.

Dies tritt um so mehr in die Erscheinung, wenn die Stute sich in ihrem äußeren und inneren Wesen ausgesprochen von dem Hengst unterscheidet. Es ist dann häufig angezeigt, sich an einer ersten Kreuzung genügen zu lassen und aus den so gezogenen beiderseitigen Zuchttieren mit einem Schimmer von edlerem Blut durch strenge, mehrere Generationen lang geübte Auswahl mittelst Inzucht einen relativ gleichmäßigen Stamm heranzubilden. Erst wenn dieses Ziel erreicht ist, kann eine wiederholte einmalige oder wiederholte Verbindung mit einem Hengst der zuerst benutzten edleren Rasse rätlich erscheinen, bei dessen Auswahl aber immerhin in Frage kommt, ob und inwieweit die Vererbungskraft des zweiten Hengstes sich günstig zu der des ersten benutzten Beschälers verhält.

Diese Ungewißheiten und die längeren Zeitfristen, welche eine aus Kreuzung hervorgegangene Zucht von Pferden erfordert, erläutern die Gegnerschaft mancher Züchter gegen Kreuzung und ihre Vorliebe

Digitized by Google

für Reinzucht, wie sie bei dem jetzigen Vollblut eine unbedingte Notwendigkeit ist.*)

Die Veredelung der Pferde durch Vollbluthengste und die Eignung der Nachkommen für rasche und andauernde Arbeit ist da erleichtert und sicherer, wo bereits durch viele Generationen edleres Blut in den Stutenstämmen rollt, und unerwünschte, verschlechternde Rückschläge weniger zu befürchten sind, wie das überall auf dem Kontinent da der Fall ist, wo vor der Gründung und Verbreitung des englischen Vollbluts orientalische Zuchtpferde Verwendung fanden, wie es im östlichen und südlichen Europa vorwiegend der Fall war.

Daß sich dies auch allmählich in steigendem Maße auf England erstreckte, ist oben nachgewiesen und war in diesem Sinne der Import andalusischer Pferde und besonders von Stuten dieser Rasse von fördernder Wichtigkeit, weil eine Mehrzahl von Stuten aus Arabien selbst nicht zu beschaffen war, man sich also an der Einfuhr relativ weniger orientalischer Hengste und an deren Kreuzung mit dem vorhandenen Stutenmaterial um so mehr genügen lassen mußte, als es aus größeren, bereits naturalisierten und erprobten Pferden bestand. Aber unter diesen waren nur einige wenige Hengste, die allmählich, wie oben gezeigt, von durchschlagendem Einfluß auf die Gründung des Vollblutes geworden sind.

Diese im Verlauf langer Zeiträume begründete englische Vollblutzucht verdankt ihre gedeihliche Entwickelung neben der Benutzung rein orientalischen Blutes der sorgfältigen „Zuchtwahl nach Leistung" auf der Rennbahn und im Gestüt und der zu diesem Zweck von aller weiteren Bluteinmischung frei gehaltenen, erprobten Hengste und Stuten, also einer forcierten Reinzucht innerhalb fest begründeter Zuchtstämme, die nur in dem Sinne als vollblütig gelten, als ihre Vorfahren in dem Studbook eingeschrieben, also in männlicher und weiblicher Linie als Nachkommen von leistungsfähigen Ahnen erprobt nachgewiesen sind.

Dies schließt nicht aus, daß neben den drei ursprünglichen orientalischen Stammvätern viele Stammmütter von ungleich reiner, selbst dunkler Herkunft sind und deshalb das Zuchtmaterial in der Zeitfolge von verschiedenem Zucht- und Gebrauchswert gewesen ist.

Dazu kommt, daß den relativ wenigen, berühmtesten Zuchthengsten eine sehr viel größere Zahl von Vollblutstuten gegenübersteht, also numerisch ein ungleicher Einfluß auf die Nachkommen durch die Mütter und ihren verschiedenen Wert in dem Sinne zur Geltung kommt, daß derselbe erprobte Hengst auf Stuten von ungleicher Vererbungskraft und Leistung für Zucht und Rennen geeignete Nachkommen liefern soll.

Es ist ein eitles Beginnen, aus den günstigen Erfolgen einzelner Nachkommen eines Zuchthengstes auf der Bahn und im Gestüt mit einzelnen Stuten erwarten zu wollen, daß seine Kinder aus anderen Vollblutstuten sich in ihren Leistungen ebenfalls bewähren müßten. Und dennoch ist es bis auf den heutigen Tag bei vielen Züchtern zum

*) Bei Viehbeständen, welche der Schlachtbank verfallen, ist Kreuzung weniger nachteilig, ja sogar nützlich und empfehlenswert, weniger für Gründung eines Zuchtstammes, als im Sinne einer besseren Fleisch- und Fetterzeugung und höheren Rentabilität.

Digitized by Google

Axiom geworden, daß ein bewährter Vollbluthengst sich auch in von beliebigen Vollblutstuten gefallenen Kindern durchweg bewähren werde.

Dies ist vielmehr nur insoweit zutreffend, als die Aufnahme der Stuten in die Studbücher des Vollblutes eine Gewähr für eine relativ reine Abstammung bietet und daß alles Vollblut lange Zeit hindurch ununterbrochen so edel gezogen ist, daß ein erprobter Hengst auch mit Stuten von ihm ungleichem Zuchtwert möglicherweise leistungsfähige Kinder erzeugen kann, wenn seine Individualpotenz die Wirkung minder wertvoller Vorfahren der Stuten in ihrem ungünstigen Einfluß auf ihre Nachkommen entsprechend zu paralysieren vermag, um so mehr, als ein vorsichtiger Züchter in der Regel nicht mit Stuten arbeiten wird, welche keine Erfolge auf der Rennbahn oder im Gestüt hinter sich haben.

Neben günstigen Leistungen genügt die reine Abstammung der Hengste und Stuten allein nicht, um damit ihren Zuchtwert voll und ganz zu begründen. Es müssen sich vielmehr ein dem Renn- und Zuchtzweck entsprechendes Exterieur, Gesundheit, eiserne Konstitution, ein günstiges Temperament und daraus folgende individuell normale Anlagen hinzugesellen, die in reichem Maße nur bei relativ wenigen Elitetieren vereinigt gefunden werden.

Zahllos sind dagegen Abweichungen nach allen diesen Richtungen und erschweren dem Züchter eine richtige Zuchtwahl; in vielen Fällen bleibt trotz der Reinzucht in irgend welchen Richtungen und besonders auch bei der Vererbung der elterlichen Eigenschaften manches zu wünschen übrig. Dadurch gestaltet sich die Vollblutzucht und die thunlichste Sicherung ihrer Endzwecke — wesentlich des Rennerfolgs — zu einer schwierigen Kunst, die bei rein praktischem Vorgehen ausgeschlossen ist.

Man übersieht nur zu oft, daß das englische Vollblut ein künstliches Gebilde — eine Kulturrasse — ist, welcher zwar durch Vererbung die wertvollen Eigenschaften ihrer orientalischen Ahnen — eine wechselnde Schnelligkeit und Ausdauer — innewohnt, die aber durch eine wechselnde Anpassung an anders geartete natürliche und künstliche Verhältnisse abgeändert werden, — weil letztere von maßgebendem Einfluß auf den ganzen Habitus, auf körperliche und geistige Anlagen sind und diese nur dann und da von Bestand bleiben und dauernd vererbt werden, wo jene Einflüsse ähnlich und nachhaltig gewahrt sind, welche diese Kulturrasse entstehen und erhalten ließen.

Hiermit wird die unter anderem von Weismann negierte Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften berührt, wofür gerade aus der englischen Vollblutzucht der Nachweis des Gegenteils begründet und die Macht, welche auch der Anpassung neben der Vererbung in der Natur der tierischen Wesen innewohnt, unwiderleglich dargethan werden kann.

Dies wird klar, wenn man auf die Vollblutpferde der Araber zurückgeht, und diese mit dem englischen Vollblut vergleicht. In seinem edelsten Typus unterscheidet sich der Araber nach äußeren und inneren Eigenschaften sehr wesentlich von dem englischen Vollblutpferd.

Dieses ist größer und mächtiger entwickelt, von tieferer, aber relativ schmälerer Brust im Durchmesser der Herzgegend und mit einem schärferen Widerrist ausgestattet, weshalb es schlanker erscheint;

Digitized by Google

auch ist seine Schulter länger und stärker geneigt, deshalb der Schritt räumiger und die Schnelligkeit eine größere ist. In der Rundung der Rippen und in der Kopfbildung steht es gegen den Araber zurück; sein etwas tiefer angesetzter Schweif wird nicht so hoch und ausgebreitet getragen; denn die Rückenlinie verläuft bei dem Araber gerader und ein um den Rumpf gezeichnetes Rechteck zeigt mehr Berührungspunkte mit den körperlichen Konturen, als das englische Vollblut, dessen Hinterteil in der Kruppe mehr abfällt, die also nicht so tafelförmig wie bei dem Araber verläuft. Das englische Vollblut steht höher auf den Beinen, die häufiger an Strammheit und Festigkeit der Bänder und Sehnen zu wünschen übrig lassen und infolgedessen ein Niederbrechen bei schneller, dauernder Arbeit begünstigen, was bei dem Araber nicht der Fall ist, dessen Sehnen, Knochen und Hufe von eiserner Festigkeit sind.

Während im Orient die Schimmelfarbe überwiegt, waltet in England die braune (bay) und schwarzbraune (brown) vor; auch die Fuchsfarbe wird immer häufiger. Rappen dagegen sind selten, ebenso Schimmel und Rotschecken.

Das englische Vollblut ist frühzeitiger entwickelt und kann bereits im Alter von zwei Jahren auf die Bahn gebracht werden; es verdankt dies wesentlich einer stärkeren und intensiveren Fütterung, wobei schon dem jungen Tiere beliebige Gaben von Hafer gereicht werden; denn dessen Eiweißgehalt ist größer, als in der in Arabien in geringen Gaben gereichten Gerste (17,6 gegen 16 pro Mille an Stickstoff), was allerdings durch nahrhafte Kamelmilch und Datteln an die orientalischen Fohlen etwas ausgeglichen wird.

Eine zweite durchgreifende Ursache für die verschieden rasche Entwickelung des arabischen und englischen Vollbluts beruht in der schroffen Verschiedenheit der klimatischen Zustände — der Temperatur und Feuchtigkeit ihrer Heimat. Die edelste arabische Zucht findet sich nur bei Pferden, welche die trockene Luft der Wüste trinken; sie arten aus in der Nähe des Meeres. Deshalb sind alle Organe des Arabers trockener und seine Körperfülle geringer. Nach Europa versetzt, wachsen sie in die Breite, was bei den ausgedehnten arabischen Zuchten in Württemberg deutlich hervortrat, obwohl sie die Maße des englischen Vollbluts und seiner Descendenten nicht erreichten. Aber diese waren im Laufe zweier Jahrhunderte von einem feuchteren Klima, einer mehr gleichmäßigen niedrigeren Temperatur und von einer nicht so trockenen Fütterung auf kräftigen Grasweiden beeinflußt. Die Folgen dieser natürlichen Zustände und die sorgfältige Pflege mußten sich infolge natürlicher Anpassung in zunehmender Größe und der ganzen Entwickelung des Körpers aussprechen und für die endliche Vererbung Bestand gewinnen.

Nebenbei entwickelte sich aus jenen differenten Verhältnissen, obwohl dies von Partisanen des englischen Vollbluts bestritten wird, eine größere Weichheit und geringere Ausdauer nach Zeit und Raum, als sie dem edlen Orientalen innewohnt. Dies belegt die Thatsache, daß in dem wärmeren und trockeneren Klima von Australien — einem wahren Eldorado für edle Pferdezucht — das importierte englische Vollblut in fünf bis sechs Generationen eine günstige Regeneration erfahren hat, weshalb es in vererbender und ausdauernder Leistung,

Digitized by Google

in seine ursprüngliche Heimat zurückversetzt, die einheimischen Vollblutpferde Englands überragt.

Aehnlich verhält es sich mit den Edelzuchten der nordamerikanischen Südstaaten und Kaliforniens, und in den schwülen Niederungen Indiens verkommt das englische Vollblut; aber der Araber dauert dort aus, wie auch ungarische Landpferde dort günstigere Leistungen zeigen, wenn sie in früherer Zeit stärker mit orientalischem, also nicht mit englischem, Blute durchsetzt sind.

Es würden diese Unterschiede noch stärker hervortreten, wenn das englische Vollblut nicht durch eine seit Jahrhunderten fortgesetzte künstliche Anpassung und durch Trainieren und Laufen gegen ebenbürtige Konkurrenten einer unausgesetzten Auslese und dadurch einer Ausscheidung minderwerter Individuen unterworfen worden wäre. Dieser systematisch ununterbrochenen Zuchtwahl verdankt das englische Vollblut seine eigentümliche Entwickelung auf Grundlage des orientalischen Blutes und die Erhaltung seiner Konstitution, wie eine gegenüber dem Araber größere Schnelligkeit.

Das methodische englische Training, gleichbedeutend mit einer Entwässerung, Entfettung und günstigen Entwickelung der Muskeln und Atmungsorgane, also der Stählung aller für die Rennleistung wichtigen Körperteile, verbürgt nur bei den Individuen die beabsichtigte Rennleistung und Vererbung ihrer Vorzüge auf die Nachkommen, welchen unbedingte Gesundheit und eine kraftvolle Konstitution als Erbteil ihrer Ahnenreihe innewohnt. Alle minder guten Elemente werden durch das Trainieren schon in früher Jugend ausgeschieden und verschwinden von der Bahn und aus dem Gestüt. Diese unentwegte „Auslese" unterscheidet die Vollblutzucht wesentlich von derjenigen Zuchtwahl, bei welcher das mehr oder minder veredelte anderweite Gebrauchspferd allein auf Grund der Würdigung des Exterieurs und weniger schneller Gangarten für den Reitdienst und Zug unterworfen zu werden pflegt.

Allerdings verschuldet Trainieren und Rennen andererseits nur allzu leicht eine Deformation der Gliedmaßen, welche bei jedem Galoppsprung die Wirkung des Körpergewichtes und der schnellen Bewegung aufzunehmen haben. Dem begegnen in individuell abweichendem Grade und Erfolg die längeren elastischen Fesseln und eine geringe vorbiegige Stellung der Kniegelenke — äußere Merkmale, welche aber, wenn allzu ausgeprägt, in Schwäche der Vorderpedale ausarten, das Zerreißen der Sehnen und Niederbrechen begünstigen und durch Vererbung auf die Reinzucht, wie auf die Kreuzung mit anderen Gebrauchspferden sich übertragen, die Halbblutzucht also schädigend beeinflussen. Dagegen besteht eine biologische und wirtschaftlich bedeutungsvolle Lichtseite der englischen Vollblutzucht in der erworbenen frühzeitigen Entwickelung der Individuen und in der Möglichkeit, die wertvollen und kostspieligen Pferde schon in früher Jugend auf der Bahn auszunutzen und damit Ehre und Gewinn einzuheimsen, auch Beschäler und Mütter zu erziehen, welche für Reinzucht und Kreuzung mit minder edlen Tieren zur Hebung der Landespferdezucht unentbehrlich geworden sind. Während der Araber erst mit dem fünften Jahre den angestrengten Reitdienst leisten kann,

Digitized by Google

wird das englische Vollblut schon früh dem Training unterworfen, mit zwei Jahren auf die Bahn gebracht und zum Sieg gesteuert.

Nur mittelst der künstlich anerzogenen und vererbten Frühreife, dieser Kulturrasse also eigentümlich gewordenen wertvollen Eigenschaft, kann die Vollblutzucht fortbestehen und Gewinn ermöglichen.

Daran ändert die Erfahrung nichts, daß einzelne Individuen verschieden frühzeitig leistungsfähiger als andere sind und daß auch von auf der Bahn bewährten Eltern Fohlen fallen, denen Rennfähigkeit in dem erforderlichen Maße mangelt, also verloren gegangen ist.

Frühzeitige Entwickelung und ein genügendes Ausgewachsensein für schnellen Reitdienst setzt einen regeren Stoffwechsel und eine konsistentere Ernährung von früher Jugend nebst steter Uebung der Körperkräfte in freier Luft voraus, begünstigt durch ein lebhaftes Nervenleben, wie es dem orientalischen Blut innewohnt. Es ist bekannt, daß in früher Zeit die von Orientalen in England gefallenen Nachkommen später als jetzt zu Rennen und nur allmählich zu größerer frühreifer Entwickelung befähigt wurden. Um den Schaden einer vorzeitigen Benutzung des jugendlichen Vollbluts zu verhüten, ist es in Frankreich nicht gestattet, zweijährige Pferde vor der zweiten Hälfte des Sommers laufen zu lassen.

Die gesicherte Entwickelung der Frühreife ist, abgesehen von der ererbten Grundlage, nur da möglich, wo ähnliche klimatische Zustände und milde Winter die künstliche Pflege und Uebung der Körperkräfte durchs ganze Jahr unterstützen, die aber in gleichem Maße anderswo nicht überall bestehen, — Voraussetzungen also, durch welche englischen Züchtern ein gewisses Monopol gesichert ist.

Ein frühzeitig ermöglichter Gebrauch setzt ein rascheres Wachstum, insbesondere auch frühe und dichte Verknöcherung des Skeletts, demgemäß also ein an Bildungsstoff reich entwickeltes Blutleben und ausgesprochene Gesundheit voraus. Und dies trifft bei dem Vollblut in reichem Maße zu; denn sein Herzmuskel ist absolut größer und schwerer, als bei allen anderen Pferden (13 Pfund gegen 8—9 Pfund). Demgemäß sind die Arterien und Venen erweitert; es zirkuliert die Blutmasse leichter und das Gefäßnetz tritt, besonders nach Bewegung, unter der dünnen feinbehaarten Haut wie bei dem Araber sichtbar hervor, was ein Juckgefühl und selbst das Platzen feiner Blutgefäße verursacht. Hieraus folgt eine größere Leistung des Herzens, das in der Zeiteinheit mittelst der weiten Hauptgefäßstämme und ihrer Verzweigungen bei jeder Kontraktion größere Blutmengen durch den ganzen Körper pumpt, weshalb die Bezeichnung „Vollblut“ eine zutreffende ist.

Daraus ergiebt sich unmittelbar, daß das größere und kräftigere Herz langsamer arbeiten kann, als bei anderen Pferden und doch denselben gesteigerten Effekt erzielt; denn die Zahl der Pulsschläge ist in der That eine geringere — 28—32 per Minute — während bei weniger edlen Pferden 36—40 Pulsschläge die Norm ist. Aus der massigen Blutzirkulation in der Zeiteinheit folgt eine kräftigere Ernährung mittelst der Arterien und eine erleichterte Regeneration des Venenblutes in der Lunge. Dieses mächtigere Blutleben bedingt erhöhte Kraftäußerung der Muskeln und Nerven, welche kräftigere Wirkung schnellere Gangarten und Ausdehnung der Luftwege durch stete methodische

Digitized by Google

Uebung des Vollblutes ermöglicht, wenn dem Körper eine geeignete konsistentere Nahrung zugeführt wird, weil diese die Eingeweide nicht überlastet und auf den Brustkorb drückt. Aus dieser materiellen Grundlage und der gesteigerten Arbeitsleistung entwickelt sich psychisch der Wille und eine geistige Energie für außergewöhnliche Arbeit — als Ausfluß der erlangten und geprüften Kraft.

Diese Eigenschaften sind auch dem Araber nicht abzusprechen und in seiner edlen Abstammung von Natur begründet.

Infolge dieser Uebertragung auf das englische Vollblut und seine Entwickelung zu einer Kulturrasse ist zwar das Nervenleben und das Temperament beider sehr ähnlich; aber dennoch in geistiger Hinsicht und seinen davon bedingten Aeußerungen verschieden.

Bei dem Araber tritt dies mehr in die äußere Erscheinung: er ist intelligenter, schmiegsamer, gelehriger, weniger eigensinnig und launenhaft, als das englische Vollblut und deshalb für die Abrichtung empfänglicher; ja genaue Kenner desselben behaupten, daß dieses an Intelligenz gegen den Araber zurückstehe, was aus der Pflege und Behandlung von Jugend auf in beschränkteren Räumlichkeiten gegenüber dem Leben des Arabers und seinen Ortsveränderungen in der Wüste, überhaupt aus seiner natürlicheren Erziehung abzuleiten sein mag.

Das Gegenteil zeigt sich in dem üblen Gebahren mancher englischen Rennpferde auf der Bahn, in ihrem häufigen Erschrecken, weshalb sie auch in Kriegszeiten minder verläßlich sind, während im Gegensatz hierzu der Araber im größten Getümmel treu dem Willen seines Reiters folgt und vor keiner Gefahr und keinem Hindernis erschreckend zurückweicht, vielmehr mit intelligentem Verständnis sich jedem Terrain und schwierigen Lagen seinem Reiter anbequemt, auch Hunger und Durst, ohne zu versagen, erträgt.*)

Aus alledem folgt, daß die erworbene frühzeitige Entwickelung des englischen Vollblutes, seine gute Futterverwertung und in Leistung übersetzte Schnelligkeit zwar vererbt wird, sich aber, wenn die Bedingungen, unter denen sie entstanden, nicht stetig gewahrt sind, unliebsam abschwächen und selbst in Generationen, gegenüber bevorzugten Ahnen, mehr oder minder verloren gehen können.

Diesen Erfahrungen entsprechend ist das Zurückgreifen auf originale englische Vollblutzuchten und wiederholte Einführung des besten auf dem Turf und im Gestüt bewährten Blutes unbedingt und um so mehr da geboten, wo diese Zucht unter ungünstigeren Verhältnissen betrieben werden soll, als sie die zahlreichen Zuchtstätten, die scharfe Konkurrenz auf der Bahn, die hohen Rennpreise und das vorzügliche Zuchtmaterial in England darbieten, die es wesentlich erleichtern, neben dem unvermeidlichen Ausschuß Pferde erster Klasse zu erziehen und gewinnbringend auszubeuten, wozu große Geldmittel, Erfahrung und Intelligenz Vorbedingungen sind.

Mögen auch immerhin die französische, die österreichisch-ungarische, besonders auch die australische und amerikanische und

*) Deshalb hat die englische Armee, gewitzigt durch ihre üblen Erfahrungen im Krimkriege, vermieden, englisches Vollblut im Burenkrieg zu benutzen und ungarische, amerikanische und australische Pferde an deren Stelle verwendet, die eine mehr natürliche Erziehung genießen und auch bei geringer Pflege und Ernährung ausdauern.

Digitized by Google

selbst die zeitlich jüngere deutsche Zucht große Anstrengungen machen, so können sie doch immer wiederholter Importe leistungsfähigen Renn- und Zuchtmaterials aus England nicht entraten und werden auch in absehbarer Folgezeit sich nicht davon emanzipieren können.

Selbst wenn alle jene erwähnten Voraussetzungen nach menschlichem Ermessen erfüllt werden, sind Enttäuschungen und Nieten nicht ausgeschlossen. Es beruht dies mit in den individuellen Verschiedenheiten der Einzelfamilien des englischen Vollbluts. Da dieselbe Stute im Wechsel von verschiedenen Hengsten gedeckt wird, welche Halbgeschwister zeugen, so ist es, um die Familien auseinander zu halten, geboten, diese nach den Müttern zu benennen, wie dies von jeher im englischen Studbook geschieht und auch sonst überall befolgt wird.

Diese zahlreichen Stutenfamilien entbehren nicht der näheren oder entfernteren Verwandtschaft, mag diese nun durch die Mütter selbst oder durch die Beschäler oder in männlicher und weiblicher Linie bedingt sein. Bei der numerisch beschränkteren Zahl ausgezeichneter Hengste und deren Verwendung auf viele Stuten, sind die Einzelfamilien häufiger durch die Väter als durch die Mutter verwandt, besonders in den früheren Generationen, wo bewährte männliche Zuchttiere in der Minderzahl waren. Im Wechsel der Zeit hat sich indessen auch die Verwandtschaft der Stutenstämme vermehrt und man begegnet in den Stammbäumen häufig denselben berühmt gewordenen Hengsten und Stuten, deren Verwandtschaft besonders im ersten Werdegang des Vollblutes, wo die besten Zuchtelemente numerisch zurücktraten, eine weit nähere war, was sogar zu ausgesprochener Inzucht führte.

Die Inzucht im Sinne naher Blutsverwandtschaft spielt daher in der Vollblutzucht eine wesentliche und maßgebende Rolle. In den früheren Generationen des Vollblutes konnte man sich des Gebrauchs der bestbewährtesten Zuchtpferde, auch wenn sie nahe verwandt waren, durchaus nicht entraten, ja man machte sogar häufiger von der blutschänderischen Zucht Gebrauch, wie unter anderem das Pedigree von Eclipse beweist, wo Spanker seine eigene Mutter, die Old Marocco mare, deckte. War dies damals notgedrungen geboten, auch weniger schädlich, weil die näher verwandten Nachkommen den potenten orientalischen Vorfahren noch näher standen, und deren günstige Einwirkung sich geltend machen konnte, so verkannte man doch nicht, daß Hysterie und geringere Fruchtbarkeit, auch körperliche Schwächen die natürliche Folge waren und mit der Vermehrung des Zuchtmaterials es dringend geboten wurde, die engere Inzucht zu vermeiden —, eine Thatsache, die nach Senon selbst die australischen Wilden bemerkten und deshalb verboten, daß Männer einer Gruppe von Horden ihre Frauen aus derselben Gruppe entnehmen dürfen. Ist dies aber bei Wilden zutreffend, wie viel mehr muß dies bei einer so künstlich erzeugten Kulturrasse vermieden werden. Erschwert ist dies dadurch, daß die meisten Vollblutfamilien trotzdem im Verlaufe der Zeit näher oder ferner untereinander verwandt wurden.

Digitized by Google

Graf Lehndorff hat statistisch nachgewiesen, daß engere Inzucht minder nachteilig wirke, wenn vier Generationen zwischen den gemeinschaftlichen Stammeltern liegen. Er stellte ferner fest, daß nähere Inzucht bei Stuten minder nachteilig als bei Hengsten sei, wie wilde Pferdeheerden erkennen lassen, wo derselbe Hengst seine näheren Nachkommen ein oder zwei Generationen ohne bemerkbaren Nachteil deckt, was sich wohl aus der Annahme erläutert, daß die weibliche Konstitution von universellerem Charakter als die männliche ist, — eine biologische These, die einer genaueren Untersuchung wert sein mag. Die Ungewißheit, welche bei inzüchtlicher Bemessung der Zuchtwahl besteht, und die Nachteile, die daraus hervorgehen können, machen es unthunlich, ein Zuchtprinzip auf Inzucht zu begründen, wie dies neuerdings vereinzelt geschieht, was weiter unten besprochen wird.

Eine zweite wichtige These hat der australische Züchter Bruce Lowe in seiner Saturations-Theorie, auch als „Infektion der Mutter" bezeichnet, dahingehend aufgestellt, daß Stuten, die nacheinander von demselben Hengst gedeckt werden, von diesem in ihrem Blutleben und auch ihre nachgeborenen, von demselben Vater abstammenden Kinder mehr oder minder beeinflußt werden könnten — eine allerdings vielbestrittene, aber für rationelle Zuchtwahl wichtige Frage, insofern sowohl nachteilige, wie günstige Folgen dabei nicht ausgeschlossen sind.

Aus den Gestütsbüchern läßt sich der unleugbare Nachweis erbringen, daß mehrere nacheinander geborene rechte Geschwister in ihren günstigen Eigenschaften und Leistungen allmählich nachlassen, was durch zunehmendes Alter der Eltern allein nicht erklärt wird, da Vollblut überhaupt noch im höheren Alter leistungsfähige Nachkommen zu erzeugen vermag.

Bruce Lowe führt für seine Ansicht, daß derselbe männliche Samen allmählich auch die weibliche Natur beeinflusse, abändere und der des Manntieres ähnlicher mache, einige prägnante Fälle aus der Begattung von Weißen mit australischen Schwarzen an, deren Kinder allmählich in Größe und der Farbe des Haares und der Augen ihren Vätern immer ähnlicher wurden. Auch aus der australischen Vollblutzucht vermochte er diese seine Ansicht zu belegen. Er warnt deshalb vor der wiederholten Verwendung desselben Hengstes auf die nämliche Vollblutstute und giebt den Rat, bei Ankauf von Stuten zu untersuchen, von welchem Hengste sie bereits gedeckt wurden; ja er geht so weit, den Ankauf von Maiden zu empfehlen, um möglichen nachteiligen Folgen bei ihrer Nachzucht zu entgehen.

Eine Erklärung zu Gunsten seiner Theorie könnte darin gefunden werden, daß der gehäuft eingesprengte männliche Samen eine biologisch bedeutsame Umänderung der Blutbildung der Stute bewirkt und seine individuelle Einwirkung auch noch auf spätere Tragzeiten und Fohlen ausübe. Im Fall Stuten vom ersten gewählten Hengst nicht befruchtet werden und von anderen Beschälern Doppelsprünge erhalten, könnten sich jene Wirkungen in unvorhergesehener Weise komplizieren.

Alle diese Feinheiten der Wirkung und Vererbung im Werden tierischer Gebilde werden leider dem Rate von Bruce Lowe gemäß in den Kreisen der Züchter wenig oder nicht beachtet, weil sie die

Digitized by Google

Möglichkeit der Infektion der Mütter leugnen und verwerfen.*) Es berührt dies ja allerdings Geheimnisse der Natur, die schwierig oder gar nicht bestimmt zu entscheiden sind, aber unzweifelhaft ihre Schatten auch in die Zuchtwahl des Vollbluts werfen und menschliche Voraussicht durchkreuzen können.

Nicht nur eine möglichst günstige Wahl der Stuten für die Zucht, sondern nacheinander auch der dafür passenden Hengste beurteilt der Züchter aus ihren Stammbäumen und der darin bis ins sechste und siebente Glied auftretenden Ahnen mit Rücksicht auf deren Erfolge auf der Bahn und im Gestüt, wobei er ein besonderes Gewicht auf die bezügliche Qualität seiner Zuchttiere aus den jüngeren und jüngsten Generationen legt. Es ist naheliegend, daß je günstiger sich diese Beurteilung begründen läßt, der Erfolg scheinbar um so sicherer sein müßte. Aber dennoch sind auch in diesem Falle Täuschungen und Nieten nicht ausgeschlossen.

Dies beruht teilweise in Rückschlägen, also in der Thatsache, daß die Nachkommen mehr ihren Groß- und Urgroßeltern, als den Vätern und Müttern gleichen, und in äußeren und inneren Eigenschaften stärker auf jene zurückgehen und nicht am wenigsten darin, daß irgendwelche einzelne Vorfahren einen mehr oder minder stärkeren Einfluß auf das werdende Tier ausüben, was menschlich nicht vorauszusehen oder genügend zu erklären ist. Man muß sich daran genügen lassen, daß diese Rückschläge um so unschädlicher sind, je zahlreicher bewährt befundene Ahnen in den Pedigrees der Eltern auftreten, ohne aber feststellen zu können, mit welcher Potenz jene Ahnen auf das Produkt einwirkten, beziehungsweise inwiefern der vererbende Einfluß der einen auf die andern der größere und günstigere sein wird oder thatsächlich gewesen ist.

In diesem Sinne ist und bleibt die Vollblutzucht eine „Jagd nach dem Glück“ und ist um so unsicherer in ihren Erfolgen, wenn die Hengste den Stuten nicht entsprechend angepaßt werden.

Die Zuchtwahl ist eine einseitige, wenn das Hauptgewicht auf erprobte Beschäler gelegt und gehofft wird, daß diese auch mit minder guten Stuten leistungsfähige Nachkommen liefern; obwohl es in der That zutreffend ist, daß manche Hengste, besonders solche erster Klasse, wie z. B. der berühmte Stockwell, in ihrer Vererbungskraft so schmiegsam und kräftig sind, daß sie selbst, auch auf minder gute Stuten verwendet, in ihren Nachkommen durchschlagen, weil nicht zu übersehen ist, daß das im Laufe langer Zeiten edel und in Reinzucht entwickelte Vollblut schon deshalb bestimmter und günstiger vererbend wirken muß, als Pferde von unreiner, aus den verschiedensten Kreuzungen und Blutgemischen hervorgegangener Herkunft.

In der Qualität des Vollbluts bestehen unzählige Abstufungen und gestalten eine zutreffende Zuchtwahl zu einer sehr schwierigen Kunst; selbst erfahrene, mit großen Mitteln und Intelligenz arbeitende Züchter greifen fehl, — wie viel mehr der bloße Amateur, wenn er

*) Dennoch läßt sich auch bei genauem Zusehen aus menschlichen Ehen entnehmen, daß der fortgesetzte geschlechtliche Umgang den Charakter und die Anlagen der Frauen in der Zeit abändert und denen ihrer Männer relativ ähnlicher werden läßt, was aus dem äußerlichen und psychischen Umgang allein nicht zu erklären ist.

Digitized by Google

ohne jene Vorbedingung nach Glauben und Meinen vorgeht, ohne zu bedenken, daß eine gedeihliche Zucht nur bei Auswahl ebenbürtiger Eltern nach Exterieur und Leistung möglich ist, was großen Scharfblick und sogar eine wissenschaftliche Schulung voraussetzt, um maßgebende Anhaltspunkte zu erkennen und auszunutzen.

Soviel auch immerhin von jeher über die Zuchtwahl des Vollbluts nachgedacht und geschrieben wurde, so gelang es doch erst in jüngster Zeit dem physiologisch geschulten australischen Züchter Bruce Lowe durch eingehende, auf großer Erfahrung beruhende Studien jenes dunkle Gebiet etwas zu erhellen und Leitsätze aufzustellen, welche ein bewußteres Urteil gestatten, als dies vor ihm möglich war.

Er betont unter anderem die Wichtigkeit einer gewissenhaften Beachtung des Stuten- gegenüber dem Hengstmaterial. Unter diesem heben sich aus all den vielen originalen, früher eingeführten Orientalen nur drei Hauptfamilien in väterlicher Linie durch die Leistungen ihrer Nachkommen hervor. Am höchsten steht die des Eclipse, der von Darleys Araber abstammt; eine zweite begründete Herod, der auf Byerly Turk zurückgeht und der dritte — Matchem — entsprang von väterlicher Seite der Godolphinlinie.

Die männlichen Nachkommen der beiden letzteren, so günstig sie immerhin gewirkt haben und noch heute wirksam sind, gehen gegenüber den Linien der Eclipse numerisch langsam zurück, so daß diesem gegenwärtig ein größerer günstiger Einfluß auf die Vollblutzucht zukommt. Bruce Lowe hat ferner, was auch andere in neuerer Zeit beachten, die Stammmütter der noch jetzt bestehenden fünfzig Vollblutfamilien nach der Zahl der Siege ihre Nachkommen untersucht und ihre Rangordnung nach den Erfolgen in den drei klassischen englischen Rennen: — Derby, St. Leger und den Oaks — zahlengemäß festgestellt. Er fand, daß nur 9 von 43 weiblichen Stammfamilien durch die Siege ihrer Nachkommen von wesentlicher Bedeutung wurden. Die an Siegen reichsten bezeichnet Bruce Lowe als Runningfamilien mit den Ziffern 1, 2, 4 und 5, wovon die drei ersten nachweisbar von rein orientalischen Müttern abstammen, was bei 5 nicht bewiesen ist. Die Benennung Running bedeutet Rennfähigkeit nebst ausgesprochener Fruchtbarkeit und dadurch die Erhaltung zahlreicher Gesellschaftsfolgen. Die Stammmütter dieser Kategorie gehen auf die Jahre 1664, 1657, 1698 und 1700 zurück.

Die Stammmütter der zweiten Kategorie — der Sirefamilien 8, 11, 12, 14 — sind bemerkenswert, weil sie direkt oder mittelbar die wertvollsten Beschäler geliefert und durch ihre Stämmigkeit die Erhaltung aller anderen Vollblutfamilien ermöglicht haben, obwohl sie von dunkler Abkunft sind. Ihre Begründung führt auf die Jahre 1670, 1682, 1685 und 1690 zurück.

Die Familie 3 spricht Bruce Lowe als Running-Sirefamilie an, weil sie in beiden Richtungen sehr nützlich gewesen ist. Ihre Stammmutter ist 1700 geboren.

Alle anderen der noch bestehenden 50 Familien faßt Bruce Lowe als Outsider zusammen, ohne damit ihren Zuchtwert zu bemängeln, weil thatsächlich sehr bemerkenswerte Beschäler und Zuchtstuten daraus hervorgingen; denn das Blut aller drei Kategorien ist im Laufe der Jahrhunderte so vielfach miteinander vermischt worden, daß, wenn

Digitized by Google

man die absolute Anzahl ihrer einzelnen, der Running- oder Sire- oder Outsiderkategorie angehörigen Glieder in den Pedigrees der einzelnen Pferde vergleichend summiert, es häufig vorkommt, daß das Runningblut durch das Sire- und das Outsiderblut der hierher gehörigen Familien der Zahl nach übertroffen wird und wechselsweise auch das Umgekehrte statt hat, obwohl die betreffenden Pferde ihren Stammmüttern gemäß einer anderen Kategorie angehören, als das numerisch vorwaltende Blut nachweist.

Auf diese wichtigen Thatsachen hat Bruce Lowe sein Zahlensystem gegründet und alle wichtig gewordenen männlichen und weiblichen Zuchttiere durch die Familienzahl ihrer ursprünglichsten Stammmütter identifiziert, was eine allgemeine Orientierung in den zahlreichen Vollblutgeschlechtern sehr erleichtert.

Goos-Hamburg hat berechnet, daß von allen Sammelfamilien No. 1, 2, 3, 4 (bis zum Jahre 1897) die meisten Sieger — 46 pCt. — in den drei klassischen Rennen Englands geliefert haben. Spricht dies wesentlich für das nachweisbar orientalische Blut, so hat doch Bruce Lowe gezeigt, daß sich nur die Familien bis zur Neuzeit erhalten haben, in welchen ausgesprochenes Sireblut eingesprengt wurde.

In diesem Sinne sind die Angehörigen der Siregruppe von hohem Wert und denselben trotz ihrer dunklen Herkunft bei der Zuchtwahl besondere Beachtung zu widmen. Unzweifelhaft hat zu ihrer Bildung altenglisches Blut wesentlich beigetragen, dessen männliche Kraft der Zeugung und Dauerhaftigkeit, gegenüber dem mehr weichlichen, ja weibischen Blut der Runninggruppe, ein entsprechendes Gegengewicht darbietet und die Erhaltung der letzteren gewährleisten konnte.

Einleitend ist gezeigt, daß in der ersten Begründungszeit des Vollblutes nur wenige orientalische Stuten, dagegen wertvolle Hengste aus Arabien, der Türkei und Marokko vorhanden waren, indessen schon damals und vorher von inländischen Pferden schwere Rennen gewonnen wurden. Auf diese Mutterstuten und die fortdauernde Veredelung ihrer Nachkommen durch rein orientalische Hengste gehen jene Sirefamilien zurück und ihre Wirkung auf die dauernde Erhaltung von Running- und Outsider-Familien beruht wohl wesentlich darauf, daß ihr veredeltes altenglisches Blut in langen Zeitfristen mehr naturalisiert, also dem Inselklima und der Ernährung auf dem kräftigen Boden der Heimat besser angepaßt war, als dies bei Pferden rein orientalischer Abstammung zutreffen konnte.

Der Stammbaum des berühmten, so wichtig gewordenen Eclipse weist eine Fülle solchen altenglischen, der ersten Begründung nach unbekannten Sireblutes auf, gegenüber nur sehr wenigen rein orientalischen weiblichen Linien, so daß das Runningblut vorwiegend nur durch Hengste vertreten war. Es liegt nahe, auch hieraus mit Bruce Lowe auf eine stärkere Vererbung von Eigenschaften zu schließen, welche der dauernden Erhaltung der von Eclipse beeinflußten weiblichen Linien zu gute kamen.

Den Mitbegründern des Vollbluts — Herod und Matchem — dagegen war, obwohl beide durch edle Abstammung als Beschäler von sehr günstigem Einfluß wurden, nur wenig Sireblut durch ihre Vorfahren eingeimpft, und die Erfahrung lehrt, daß ihre Linien langsam,

Digitized by Google

aber andauernd numerisch niedergehen, trotzdem sie durch edle Abstammung als Beschäler von sehr günstigem Einfluß wurden, und besonders die Herodstuten, von Eclipse belegt, wertvolle Nachkommen geliefert haben.

Die Outsider-Familien überragen numerisch die beiden vorigen Gruppen, sind aber von sehr ungleichem Werte und stehen auch an Siegen gegen diese weit zurück. Trotzdem fehlen ihnen einzelne berühmte Outsiderhengste und zahlreiche gute Zuchtstuten nicht, welche dies dem gehäuft eingesprengten Running- und Sireblute ihrer Stammbäume verdanken.

Da, abgesehen von der relativen Wertigkeit der Hengste, wesentlich die weiblichen Linien nach Bruce Lowe Konstitution und Temperament vererben und deshalb berühmte Beschäler ihre hervorragenden Eigenschaften vorwiegend aus einer geeigneten Verknüpfung wertvoller weiblicher Linien ableiten lassen, so können auch Outsiderstuten um so mehr von günstigem Einfluß werden, als ihre Einschiebung in irgendwelche Zucht zugleich eine Blutauffrischung gegenüber der immer wiederkehrenden Häufung der nämlichen, weil gesuchtesten Running- und Sirelinien bedeuten.

Die numerisch verschiedene Einmischung der Outsidergruppe tritt sowohl in den ältesten und mittleren, wie in den jüngsten Generationen auf, muß also von verschiedener Wirkung in der Gegenwart sein. Bruce Lowe sieht es ungern, wenn die Zahl der Outsiderlinien in den jüngsten Gliedern die Zahl der Running- und Sirelinien herabdrückt. Es fehlt aber nicht an Pferden, die, wie z. B. der Harzburger Beschäler Gouverneur, in den jüngsten Ahnen, unter welchen Runninglinien gänzlich fehlen, die Sirelinien aber günstig vertreten und Produkte des Hengstes vorzügliche Zucht- und Rennpferde geworden sind. Hierbei entscheidet mit die Qualität der Outsider, die bei jenem Hengst in wertvollen Linien vertreten waren. Es kommt daher wesentlich auf deren Abstammung von mehr oder minder leistungsfähigen Ahnen an, unter denen auch in diesem Falle wertvolle Runninglinien in den Stammbäumen jener Outsider nicht fehlen, indes nur mittelbar zur Wirkung gelangen konnten.

Es schließt sich hieran ungesucht die Erwägung über die Tragweite der Vererbungsfähigkeit der in den mittleren und älteren Generationen der Pedigrees auftretenden Zuchtpferde an, welche nach ihrer einzelnen Abschätzung des klügelnden Verstandes spottet.

Daß diese Vererbung auch nach Dezennien fortbestehen muß, ist feststehend, nur der Grad ihrer Wirkung ist unklar. Die minder guten Zuchtelemente müssen die Wirkung der besseren und besten selbstverständlich heruntersetzen, — in welchem Maße ist nicht zu enträtseln.

Man kann nur annehmen, daß der Zuchterfolg um so sicherer ist, je mehr bewährte Vorfahren in allen Gliedern eines Pedigrees auftreten.

Bruce Lowe ist der Ansicht, daß sogar der Einfluß der im 17. Jahrhundert geborenen Stammmütter, und zwar 18—24 Generationen hindurch, sich bis in die Neuzeit, wenn auch abgeschwächt, geltend machen könne und werde, — in welcher relativen Stärke und Richtung ist allerdings problematisch.

Digitized by Google

Auch eine biologische vorschauende Würdigung der Einflüsse, welche sich bei der Vermischung des so verschiedenartigen Blutes der Running-, Sire- und Outsiderpferde und bei dem Maß ihrer Vererbung abspielen, ist insofern aussichtslos, wenn daraus auf Rennfähigkeit der Nachkommen mit einiger Sicherheit geschlossen werden will. Daß aber eine solche eingreifende Wirkung in zahllosen Variationen besteht und für die Zuchtwahl beobachtenswert ist, kann nicht zweifelhaft sein.

Bei der Abschätzung des vererbenden Einflusses bestimmter Eltern, Groß- und Urgroßeltern zum Zweck der Hengstwahl für eine bestimmte Stute ist die Kenntnis der Leistungen ihrer Vorfahren im Gestüt und auf der Bahn unentbehrlich und historisch-statistisch zu verfolgen. Hierbei hat sich, abgesehen von den Stuten, die züchterische Ansicht herausgebildet, daß für irgendwelchen Fall eine der Zeit nach wechselnde zweckdienliche Kombination von einzelnen benutzbaren Hengstlinien einen günstigen Erfolg zu sichern vermöge und deshalb eine demgemäße Paarung zu wiederholen sei.

Dieser Ahnenkultus ist an und für sich hinsichtlich der erfahrungsgemäßen Beachtung der Qualität der Beschäler gewiß berechtigt, bleibt aber als Leitmotiv irreführend, weil er nur einen Faktor der Vererbung berücksichtigt und den unzweifelhaften maßgebenden Einfluß der Stuten außer acht läßt; denn die vielfach abweichende Organisation der Mütter muß notwendig die des Hengstes im werdenden Tier in vererbender Richtung vielfach abändern.

Dennoch wird jener einseitigen Methode vielfach in Züchterkreisen gehuldigt und deshalb einer bewußteren Anpassung der Blutmischung der Stuten an die der Hengste nicht allseitige Rechnung getragen.

In einer diese Methode ergänzenden Weise hat man neuerdings, abgeleitet aus dem System von Bruce Lowe, auch die Inzucht der Zuchtwahl dienstbar zu machen gesucht im Anschluß an die Erfahrung, daß eine Häufung desselben Blutes durch Stute oder Hengst den günstigen Einfluß beider auf das werdende Tier naturgemäß verstärken müsse.

Bruce Lowe folgert aus seinen Studien, daß einem an sich gut gewählten Hengste die beste Linie seiner Mutter in der zu paarenden Stute zugeführt werden müsse, insofern die Beschäler eine ausgesprochene Vorliebe für ihre mütterliche Linie hätten und daß eine und dieselbe hervorragende Stute in dem Stammbaum beider zu kopulierender Geschlechter vorkommen müsse.*)

Manche Anhänger des Bruce Loweschen Systems haben daraus gefolgert, daß eine verstärkte und günstige Vererbung des Blutes hervorragender Zuchttiere gegeben sei, wenn solche von ausgesprochener engerer Inzucht geschlechtlich vereinigt würden, indem sie auf Beispiele verweisen, bei denen eine gehäufte Inzucht erfolgreich war.

*) Der Begriff „Inzucht" wird in verschiedenem Sinne gebraucht, insofern einfache Inzucht, also Verwandtschaft besteht, wenn ein Vorfahre in einer näheren oder entfernteren Generation in der väterlichen oder mütterlichen Linie mehr als einmal vorkommt. Engere Inzucht entsteht, wenn dieselben männlichen und weiblichen Individuen gehäuft in den beiderseitigen Pedigrees auftreten. Dies wird augenscheinlicher, wenn man denselben Individuen in den Pedigrees je ein bestimmtes Zeichen beilegt.

Digitized by Google

Es ist dies ein ungewisses, ja, als Zuchtregel befolgt, sogar gefährliches Vorgehen, weil neben günstigen Treffern auch ausgesprochene Nieten nur allzuleicht vorkommen, indem neben den Vorzügen der Eltern auch ihre Fehler in den Geschlechtsfolgen durch wiederholte Inzucht, also in den Nachkommen gehäuft werden können.

Dagegen ist selbst ausgesprochene Inzucht innerhalb der besten Bruce Loweschen Sammelfamilien unschädlicher, ja sogar rätlich, wenn individuelle Inzucht dabei vermieden wird.

Eine weitere Folgerung aus dem System von Bruce Lowe ist die Feststellung der Vermischung der Blutströme innerhalb eines jeden Pedigrees mit Rücksicht auf die Zahl der Pferde aus den Gruppen der Running-, Sire- und Outsiderfamilien, weil auf ihren Einfluß, der, wie oben gezeigt, im ganzen und in den einzelnen Generationen ein sehr verschiedener ist, aus absoluten Zahlen geschlossen werden kann. Als Beispiel kann der Fuchshengst Frodi, Sieger im diesjährigen Henckel-Rennen, dienen.

Sein Pedigree weist nach:

	Generationen	Outsider	Running	Sire	Running-Sire	Ahnenzahl
Frodi	I	—	—	1	—	1
Eltern	II	—	1	1	—	2
Großeltern	III	—	3	1	—	4
Urgroßeltern . . .	IV	—	3	4	1	8
16 weitere Ahnen .	V	2	5	6	3	16
32 weitere Ahnen .	VI	2	5	6	3	16
		5	4	5	2	16
		9	21	24	9	63
			4,5	4,5		
			25,5	: 28,5	= 0,8974	
I—IV hat Zahlen	—	—	7	7		
			0,5	0,5		
			7,5	: 7,5	= 1,0000	

Aus diesem Täfelchen folgt, daß in 63 Ahnen die Sirezahlen vor den Runningzahlen, wenn man die Familie 3 (Running-Sire) zu gleichen Teilen jenen hinzufügt, um 28,5 — 24,5 = 4 überwiegen. Dividiert man 24,5 durch 28,5, nimmt also die Sirezahlen ihrer Bedeutung wegen als Einheit, so zeigt der Quotient = **0,8974,** daß die Sirezahlen um 1,0000 — 0,8974 = 0,1026 oder um **10,26** pCt. die Runningzahlen überwiegen. Macht man dieselbe Rechnung mit den 15 jüngsten Ahnen auf, weil diese einen direkteren Einfluß auf Frodi äußern mußten, so ist der Quotient **1,0000.** Oben wurde gezeigt, daß das Sireblut männliche Kraft und Stämmigkeit, das Runningblut aber Schnelligkeit vertritt; es zeigen daher jene Quotienten eine normale Zuchtwahl an, auf welcher nach Bruce Lowe die gute Hälfte des Rennerfolges beruht und durch bewußte Paarung gestützt werden kann.*) Sieg oder Nichtsieg sind aber noch von anderen individuellen und äußerlichen Bedingungen abhängig, welche sich, ihrer verwickelten Wirkung gemäß,

*) Vergleiche Dünkelberg, Das englische Vollblutpferd und seine Zuchtwahl. Braunschweig 1902. Fr. Vieweg & Sohn.

Digitized by Google

der menschlichen Voraussicht entziehen. Dahin gehören unter anderem Alter, Temperament, Training, augenblickliche Renndisposition, relative Schnelligkeit und Ausdauer (Stehvermögen); ferner: das Gewicht des Reiters, die Witterung, der Zustand der Bahn, Zahl und verschiedene Qualität der konkurrierenden Pferde, Entfernung des Ziels vom Ablauf (Distanz) u. s. w. und die Gewandtheit des Jockeys.

Hieraus erläutert sich die Ungewißheit der Vorhersagen, selbst wenn normale Zahlen auf eine gute Abstammung schließen lassen und man frühere Rennerfolge berücksichtigt. — Aber immerhin legt der denkende Züchter in der normalen Anpassung der Stuten an die Hengste bei der Begattung den wichtigsten Grund für die Rennerfolge und spätere Zuchtverwendung und erfüllt damit seine Aufgabe; alles weitere muß er im praktischen Sportbetrieb und in jedem einzelnen Rennen einer ungewissen Zukunft anheimgeben.

Zuchtwahl und Sport sind also eng mit einander verknüpft; aber in ihrem endlichen Erfolg jede für sich wichtig und eingehend zu studieren, wozu die obigen Betrachtungen wichtige Fingerzeige liefern.

Schließlich sollen noch einige für die gegenwärtige und zukünftige Vollblutzucht beachtenswerte Gesichtspunkte erörtert und unter anderem die Frage gestreift werden, inwiefern es fürderhin genügt, mit dem vorhandenen Material weiter zu züchten, oder eine Blutauffrischung anzustreben, weil die Einwirkung des ursprünglichen orientalischen Blutes immer mehr verblassen mußte und deshalb Kenner behaupten, daß zwar die Schnelligkeit der Pferde zugenommen, die Ausdauer aber, wie sie der Araber besitzt, abgenommen habe, obwohl dies von anderen bestritten wird.

Es hat in England nicht an Versuchen gefehlt, arabisches Blut erneut zuzuführen; aber die Nachkommen waren weniger schnell, als das einheimische Vollblut; dagegen berichtet Bruce Lowe über gelungene Versuche mit arabischen Hengsten in Australien und daß, wenn auch die erste Generation weniger schnell sei, die Nachkommen der im Blut aufgefrischten Stuten durch englische Vollbluthengste ihre frühere Schnelligkeit wieder erlangt hätten.

Daß eine gewisse größere Weichheit und Nervosität in der Konstitution des englischen Vollbluts besteht, tritt in dem häufigen Niederbrechen der Pferde auf den Bahnen, in den Mängeln der Gliedmaßen und Hufe, in aufgeregtem Temperament und dem erschwerten Training, wie in dem häufiger gewordenen fehlerhaften Exterieur hervor, wenn dies auch durch die gegenwärtige weit zahlreichere Zucht und Auswahl gegenüber der Vergangenheit im ganzen minder nachteilig wirken mag.

Das beste arabische Vollblut würde deshalb eine naheliegende Regeneration bewirken können, obwohl es nicht leicht ist, in der Wüste gerade solche Hengste zu finden, wie sie die drei ursprünglichen Stammväter der englischen Zucht gewesen sind. Ein empfehlenswerter züchterischer Vorgang ist aber, gute englische Vollblutstuten von einem rein arabischen Hengst decken zu lassen, um vorzügliche Gebrauchspferde von schönstem Ebenmaß und bester Konstitution zu züchten, die auch als Landbeschäler zur Auffrischung der Halbblutzucht von größter Wichtigkeit sind. Eine solche geniale Zucht hat zuerst schon vor der französischen Revolution der vorletzte Herzog

Digitized by Google

von Zweibrücken mit ausgezeichnetem Erfolg begründet; in Frankreich hat man später dieses Vorgehen methodisch und im großen nachgeahmt, so daß jetzt in den dortigen Landgestüten ebensoviel Hengste dieses gemischten Vollblutes, als rein englische Vollbluthengste decken, wodurch die französische Landespferdezucht, wie die große Ausstellung in Paris erkennen ließ, einen eminenten Fortschritt gemacht hat. Es liegt darin ein weiterer Beweis, wie günstig eine gelungene züchterische Regeneration der englischen Vollblutzucht auf diese selbst und auf die Ausdauer und Rennfähigkeit der Pferde einwirken könnte.

Ueber Vermischung und Entmischung der Rassen.

Dr. Leo Sofer.

Es ist eine allen Hygienikern bekannte Thatsache, daß Ströme und Flüsse eine Strecke, nachdem sie große Städte passiert und allen Unrat derselben in sich aufgenommen haben, wieder klar und rein werden. Sie sind allerdings nicht keimfrei im bakteriologischen Sinne, aber sie enthalten nicht viel mehr Keime als vor dem Eintritte in das städtische Gebiet. Man nennt diese Erscheinung die Selbstreinigung der Flüsse; sie beruht auf der Filterwirkung des sandigen Flußbodens und auf der Oxydation organischer Verunreinigungen.

Es giebt eine Erscheinung im Leben der Völker, die sich mit der Kraft eines Analogieschlusses aufdrängt und in dem beschriebenen Vorgang in der Natur gleichsam symbolisch verkörpert ist. Es ist die Erscheinung gemeint, daß kräftige Rassen die Fähigkeit haben, durch Vermischung bereits aufgenommenes fremdes Blut wieder auszuscheiden. Der Vermischung wirkt bei allen instinktsicheren Rassen die Entmischung entgegen.

Ueber die Vermischung und die hieraus etwa folgende Nichtexistenz reiner Rassen sind von seiten einer Wissenschaft, die von einer schlechten Politik beraten war, Bände geschrieben worden. Man bewies am grünen Tisch auf Grund angeblich exakter Schädel- und Beckenmessungen, daß es infolge der vielfachen Schwankungen innerhalb ein und derselben Rasse überhaupt keine Rassen gäbe. Verließen aber diese Forscher ihre Studierstube, so wurden sie oft durch die Weisheit eines — Gassenbuben belehrt, daß es unabhängig vom Centimetermaße unverfälschte Rassenempfindungen giebt, die ihren unverrückbaren Sitz in dem Sinnen und Wollen der verschiedenen Stämme haben.

Das Faktum der vielfachen Blutmischungen bleibt dabei unbestritten. Wenn man in Oesterreich und speziell in Wien lebt, so kann man auf Schritt und Tritt lebende Beweise für die weitgehendsten Kreuzungen erblicken. Es ist aber nicht die Frage aufzuwerfen: Vermischen sich die Rassen untereinander, sondern: Wie ist es möglich, daß trotz der vielfachen Blutmischungen, die sich jetzt oder früher abspielten, der Rassencharakter der starken Rassen dennoch mit fast unverminderter Schärfe sich bewahrt hat?

Digitized by Google

Eine gute Rasse hat die Fähigkeit, eine Reihe von körperlichen und geistigen Eigenschaften festzuhalten. Wird aber die Inzucht durch eine Kreuzung mit fremden Arten gestört, so wird, wenn es zur Konzeption kommt, nicht mit Sicherheit ein Mischtypus geschaffen. Dieser entstände nur dann, wenn erstens die beiden Arten nicht zu different sind; denn die Vermischung von differenten Arten führt schließlich zur Sterilität und dadurch zur Vernichtung des neuen Typus; zweitens erfordert es, daß zwischen den verwandten Arten durch längere Zeit, durch mehrere Generationen, ungestört eine fortwährende Vermischung stattfindet. Führende Nationen mit guter Rassenkraft lassen die obgenannten Möglichkeiten und Bedingungen nicht zu.

Doch es handelt sich nicht um die Entstehung der Mischtypen, sondern um die Frage, wie starke Rassen fremde Beimischungen, die zwar zu schwach waren, Mischtypen hervorzubringen, aber doch die Reinheit der Rasse störten, aus ihrem Organismus entfernen. Es ist eine kindische Anschauung, daß ein in grauer Vorzeit vorgekommener Bluteinschlag, sei er auch noch so schwach, als unverändert fortexistierend durch alle Jahrhunderte angenommen und als ein wahrhafter Blutzeuge gegen die Reinheit einer Rasse angesehen wird. Auch der Ansicht ist nicht beizupflichten, daß der fremde Einschlag durch nachfolgende Reinzucht und Inzucht immer mehr verdünnt wird, bis er sich auf Null reduziert. Sondern ich behaupte nach dem Studium von Familiengeschichten, insbesondere jüdischen Genealogien, daß sich in der zweiten oder dritten Generation, die der Mischehe folgt, die Entmischung vollzieht. Es werden nämlich nicht Nachkommen mit einem, wenn auch nur angedeuteten Mischcharakter produziert, sondern die Keime entmischen sich, so daß ein Teil der Nachkommenschaft wieder Reinkulturen sozusagen der Stammrasse sind, während der andere, kleinere und schwächlichere Teil Reinkulturen der fremden Art sind; die Mischung zerlegt sich wieder in ihre Komponenten.

Damit ist der Prozeß noch nicht abgeschlossen; denn ist der „Fremde" körperlich und geistig auch verschieden von der Stammrasse, so wird er doch durch soziale und geistige Bande noch mit ihr zusammengehalten und es ist ihm möglich, neuerdings sich mit der Rasse, die ihn eben ausgeschieden hat, zu vermischen. Aber dem Beginnen wirkt ein mächtiger Faktor, die geschlechtliche Auslese, entgegen, d. h. die Erfahrung, daß geschlechtsreife Individuen des einen Geschlechtes, welche infolge bestimmter Rasseneigenschaften den rassengleichen Individuen des anderen Geschlechtes besonders anziehend erscheinen, von diesen mit mehr oder minder bewußter Wahl lieber oder eher zur Paarung zugelassen werden als andere, und somit viel rascher und öfter in die Lage kommen, Nachkommen zu zeugen. Dieser oder diese „Fremde" hat daher bei der Absicht, eine Ehe mit Individuen der Stammrasse zu schließen, mit einem Widerstande zu kämpfen, der für Echtrassige nicht besteht; er ist also bei diesem Wettbewerb an und für sich der Inferiore und muß daher in vielen Fällen entweder auf die Absicht verzichten oder eine nicht standesgemäße oder sonst nicht befriedigende Ehe schließen, die schon bei ihrem Abschlusse sehr wenig Garantien für eine gesunde und

Digitized by Google

intelligente Nachkommenschaft bietet. Gelingt es ihm aber doch durch eine Konkurrenz von ihn besonders begünstigenden Umständen, die sich naturgemäß nur selten einstellen, eine befriedigende Mischehe zu schließen, so wiederholt sich bei seinen Nachkommen immer wieder der geschilderte Prozeß; die „Fremden" werden ausgeschieden und infolge der Schwierigkeiten, die sich ihnen bei der Wahl darbieten, müssen sie früher oder später durch den Organismus der Rassen ausgeschieden werden; ob dies nun in einem Falle der rassige Hausfreund, in dem anderen ein geistiger Faktor, der durch die vielen Widerstände erzeugte Widerwille gegen die Ehe überhaupt, besorgt, ist für die prinzipielle Beurteilung der Frage gleichgiltig.

Dieser Mechanismus ist bei starken Rassen immer thätig; er ist der Wächter der Rassen. Er versagt nur dann, wenn die Rassen durch äußere Umstände geschwächt werden, z. B. durch ein ungünstiges Klima.

Dann degeneriert die Rasse, sie wird eben, wenn sie dem Klima nicht gewachsen ist, aus einer starken eine schwache Rasse, die wenigstens unter dem betreffenden Himmelsstriche dem Untergange geweiht ist. Dieselbe Bedeutung hat auch die intellektuelle Inferiorität einer Rasse.

Eine nicht seltene Modifikation des Prozesses besteht darin, daß der oder die „Fremde" entweder infolge der beschriebenen Widerstände oder infolge eines unbewußten Instinktes überhaupt auf eine Ehe mit einem rassigen Individuum verzichtet und eine Ehe mit einem Individuum seiner eigenen, d. h. der fremden Rasse schließt. Die Nachkommen einer solchen Ehe haben, wenn sie auch infolge religiöser oder sozialer Faktoren von der Stammrasse im Prinzipe anerkannt werden, natürlich noch viel größere Schwierigkeiten, Ehen zu schließen, als wirkliche Mischlinge und werden mit noch größerer Leichtigkeit aus dem Organismus ausgeschieden. Wie groß aber die Bedeutung der Rasse bei der geschlechtlichen Auslese ist, sieht man, um nur zwei Beispiele kurz zu erörtern, an dem Verhalten der Weißen in Nordamerika gegen die Neger und an der jüdischen Geschichte. Obwohl die Neger den Weißen gesetzlich gleichgestellt sind, in neuerer Zeit auch geistig ihnen nacheifern, ferner heute alle Christen sind, so wehrt sich doch der arisch-germanische Nordamerikaner zielbewußt und mit Erfolg gegen jede Vermischung; die decadente lateinische Rasse unterliegt der Vermischung dagegen in Südamerika, sowohl infolge des Klimas als auch infolge ihrer Inferiorität. In der jüdischen Geschichte können wir wieder beobachten, daß jedesmal, wenn Juden in großer Anzahl zu gleicher Zeit sich taufen ließen, sie sich nicht mit dem Wirtsvolke vermischten, sondern eine besondere Klasse bildeten. Jeder kennt die „Marannen" der spanischen Geschichte; sie vermischten sich nicht, sondern sie gingen entweder zu Grunde oder sie wanderten aus und kehrten zum Judentum zurück.

Die Chuetas oder Anusim sind wohl einer der schlagendsten Beweise für die Unvertilgbarkeit der Stammeseigentümlichkeit reiner Rassen. Chuetas sind die Nachkommen der im Jahre 1435 auf den Balearen gewaltsam zum Christentum bekehrten Juden. In der Zeitschrift „Ausland" vom Jahre 1873 wird über diese traurige Gattung christlicher Juden folgendes berichtet: „Auch die Juden haben in

Digitized by Google

Palma ihre düstere Kirche. Obwohl seit Jahrhunderten in Spanien kein Jude mehr geduldet wird, halten sich ihre christlichen Nachkommen noch immer streng gesondert von der übrigen Bevölkerung. Das Volk nennt sie noch immer Chuetas, sie bewohnen einen eigenen Stadtteil, heiraten aber nur untereinander, und haben wie gesagt, ihr eigenes Gotteshaus."

Auch die Türkei weist „Marranen" auf; es sind dies Anhänger von Sabatai Zewi, die zum Islam übertraten, aber sich nicht mit den Türken vermischten. Noch heute leben in Saloniki solche Marranen, Rassenjuden, die sich zum Islam bekennen, aber nur untereinander heiraten, sie werden von den Türken „Maiminen" genannt. Denselben Ursprung haben die „Gdid al Islam" von Chorasan.

Die neuesten Forschungen über die Naturgeschichte der Ehe und Familie.

Leopold Katscher.

Eduard Westermarcks, des finnischen Forschers, Buch über die menschliche Ehe gehört zu den interessantesten und gelehrtesten Werken der an interessanten Leistungen so reichen anthropologischen Litteratur. Welch große wissenschaftliche Bedeutung seiner „History of human marriage"*) innewohnt, geht schon aus dem Umstand hervor, daß kein Geringerer als Alfred Russel Wallace das Vorwort geschrieben hat und in demselben sagt, daß die Anschauungen Westermarcks, soweit sie von denen Darwins, Spencers, Lubbocks, Tylors und anderer berühmten Anthropologen abweichen, berufen sind, den Sieg davonzutragen und größtenteils in Fleisch und Blut der Wissenschaft überzugehen. Dem, was Wallace über die Gründlichkeit der Forschung, die Klarheit der Schreibweise, die Schärfe der Argumentation und die Wichtigkeit der Schlußfolgerungen des Verfassers sagt, möchten wir durchaus beistimmen, hinzufügend, daß Westermarck nicht nur viel neues Material sowie manche neue Ansicht beibringt, sondern sich auch eine eigene Untersuchungsmethode zurecht gelegt hat, die ebenso geistvoll wie praktisch und wahrhaft wissenschaftlich ist und der er wertvolle Ergebnisse verdankt. Selbstverständlich giebt er zu, daß viele seiner Schlüsse „mehr oder minder hypothetisch" sind, für die meisten aber nimmt er in Anspruch, sie seien „notwendige Folgerungen auf Grund vertrauenswerten Beweismaterials".

Was zunächst die naturwissenschaftliche Definition der Ehe betrifft, so bezeichnet Westermarck diese als „eine mehr oder minder dauernde Verbindung zwischen Männchen und Weibchen, über die Fortpflanzungsthätigkeit hinaus bis nach der Geburt des Sprößlings anhaltend". Die Ehe kommt bei vielen niedrigeren Tiergattungen vor, bildet bei den menschenähnlichen Affen die Regel und ist bei den Menschen allgemein. Sie erscheint eng verknüpft mit Elternpflichten, wobei die

*) Deutsch unter dem Titel: „Geschichte der menschlichen Ehe". (Jena, Costenoble.) — Das Original hat soeben die dritte Auflage erlebt.

Digitized by Google

unmittelbare Sorge für die Kinder hauptsächlich der Mutter obliegt, während dem Vater mehr die Aufgabe zufällt, die Familie zu beschützen. Da die Ehe für das Dasein mancher Arten von Geschöpfen unerläßlich ist, muß ihr Ursprung offenbar einem durch den mächtigen Einfluß der natürlichen Zuchtwahl zur Entwickelung gebrachten Instinkt zugeschrieben werden. Wenn es in der Urzeit, wie sich als wahrscheinlich annehmen läßt, auch für die Menschen eine bestimmte Brunstzeit gab, so kann beim Ursprung der menschlichen Ehe eine fortgesetzte Erregung des Geschlechtstriebes nicht in Betracht gekommen sein, d. h. falls der Urmensch die Ehe überhaupt schon kannte. Daß er sie kannte, darf man mit größter Zuversicht mutmaßen, denn die Ehe der Primaten (Menschen und Affen) scheint aus der kleinen Anzahl der Jungen und aus der Länge des Kindesalters hervorgegangen zu sein. Später, als die Menschheit in erster Reihe fleischessend wurde, erwies sich die Mitwirkung eines erwachsenen Mannes an der Erhaltung der Kinder um so notwendiger, als die Jagd überall zu den Aufgaben des Mannes zu gehören begann. Die Annahme, daß in alten Zeiten nicht der Vater, sondern ein Bruder der Mutter der natürliche Beschützer der Kinder war, ist ganz unbegründet, und dasselbe gilt von der Mutmaßung, daß sämtliche Männer eines Stammes zur Vormundschaft über jedes einzelne Kind berufen waren.

Ueberhaupt scheinen alle auf uns überkommenen Beweismittel darzuthun, daß bei den Urmenschen nicht der Stamm, sondern die Familie den Kern jeder Gesellschaftsgruppe bildete und in vielen Fällen selber die einzige vorhandene Gesellschafts-Gruppe war. Die menschenähnlichen Affen leben nicht in Herden und ihre Einsamkeitsliebe muß hauptsächlich auf die Schwierigkeiten zurückgeführt werden, denen sie bei der Beschaffung ausreichender Nahrungsmengen begegnen. Wir dürfen getrost folgern, daß auch unsere früchtefressenden halbmenschlichen Vorfahren nicht geselliger waren; und später, als der Mensch nicht mehr ausschließlich Früchte genoß, sondern auch Fleisch, setzte er sein Einzelleben fort, weil das Herdenleben allen großen fleischfressenden Tieren Nachteile bietet. Unter den auf der niedrigsten Stufe stehenden Wilden giebt es noch jetzt Völkerschaften, die zwar Familien, aber keine Stämme bilden, und die Thatsachen lehren, daß der Grund auch hier in der Unzulänglichkeit der vorhandenen Nahrungsmittel liegt. Demgemäß ist die Geselligkeit des Menschen in erster Reihe ein Ergebnis des geistigen und materiellen Kulturfortschrittes, während in den Anfängen des menschlichen Gesellschaftslebens die einzige oder doch die wichtigste Rolle den Banden zufiel, welche Mann und Gattin, Eltern und Kinder zusammenhielten. Mit aller Wahrscheinlichkeit läßt sich die menschliche Ehe als ein von den affenähnlichen Urmenschen überkommenes Erbe bezeichnen.

Die meisten der Anthropologen, die über vorgeschichtliche Sitten geschrieben haben, glauben, daß der Mensch ursprünglich in Ehegemeinschaft lebte. Diese Annahme erklärt Westermarck für „durchaus unwissenschaftlich". Sie beruht auf Berichten über einige wilde Völker, die angeblich die Ehegemeinschaft kennen und über gewisse seltsame Gebräuche, die für Ueberbleibsel aus einer Zeit gehalten werden, in welcher es noch keine Ehen gab. Allein die Angaben über jene

Digitized by Google

wilden Völker sind bereits größtenteils als irrig nachgewiesen und die Richtigkeit der übrigen ist mindestens zweifelhaft; sollten jedoch einzelne wirklich richtig sein, so wäre es nach Ansicht Westermarcks verfehlt, aus diesen wenigen Ausnahmsfällen zu schließen, daß die ganze Menschheit das gleiche Entwickelungsstadium durchgemacht habe, und gerade bei den am niedrigsten stehenden Völkerschaften nähern sich die geschlechtlichen Beziehungen am wenigsten der Promiskuität. Auch die Thatsache, daß in manchen Gegenden vor der Verheiratung ein ganz freier geschlechtlicher Verkehr gestattet ist, berechtigt nicht zur Annahme des einstigen Vorherrschens der Ehegemeinschaft, denn es giebt zahlreiche wilde, barbarische Völker, bei denen der geschlechtliche Verkehr außerhalb der Ehe äußerst selten vorkommt und unkeusche Weiber für ehrlos oder verbrecherisch gelten. „Die Berührung mit einer höheren Gesittung hat sich der Sittlichkeit der Wilden verderblich erwiesen, und wir haben allen Grund zu dem Glauben, daß mit dem Fortschreiten der Kultur die außerehelichen Beziehungen der Geschlechter im großen Ganzen zugenommen haben." Ueberdies ist der freie geschlechtliche Verkehr vor der Verheiratung durchaus verschieden von der Ehegemeinschaft; diese bedingt nämlich, im Gegensatz zu jenem, eine Unterdrückung persönlicher Neigungen. Die Hauptform jenes „freien Verkehrs", die Prostitution, findet sich nur selten bei Natur-Völkern, die von der Kultur noch gänzlich unbeleckt sind.

Morgans Anschauung, daß das einstige Vorherrschen der Promiskuität durch die bei vielen Völkern geltende Art der Einteilung der Verwandtschaftsgrade bewiesen sei, wird von unserem Gewährsmann widerlegt. Diese Anschauung setzt voraus, daß die Namen der Verwandtschaftsgrade auf der Blutsverwandtschaft beruhten, soweit die Eltern jedes Individuums sich feststellen ließen. Aber nach unserem Autor unterliegt es kaum einem Zweifel, daß die für jene Grade ersonnenen Bezeichnungen ursprünglich bloß Ansprachezwecken dienten und hauptsächlich dem Alter und Geschlecht des Angesprochenen, sowie dessen gesellschaftlichen Beziehungen zum Sprecher angepaßt waren. Was das Argument betrifft, daß das System der „Verwandtschaft auf weiblicher Seite allein" (wonach die Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter benannt werden und Besitz und Rang ausschließlich in der weiblichen Linie sich vererben) eine Folge der aus der Ehegemeinschaft hervorgegangenen Ungewißheit der Vaterschaft gewesen sei, so erklärt Westermarck den einschlägigen Einfluß der Bande des Blutes ebenfalls für viel geringer als man allgemein annimmt. Es giebt verschiedene andere Gründe, Kinder nach der Mutter statt nach dem Vater zu benennen. In dieser Hinsicht verdient der Brauch vieler Völker hervorgehoben zu werden, daß der Mann nach seiner Verheiratung das Weib nicht mit sich führt, sondern mit ihr das Haus seines Schwiegervaters bezieht. Wahrscheinlich haben die Ursachen, aus denen Kinder den Namen der Mutter annahmen, auch die Erbfolgebestimmungen beeinflußt; aber der Name selbst scheint eine noch größere Macht ausgeübt zu haben.

Dazu kommt, daß, soviel man überhaupt weiß, keine allgemeine zeitliche Uebereinstimmung nachweisbar ist zwischen dem Vorherrschen

Digitized by Google

größerer oder geringerer Sittlichkeit oder Unsittlichkeit und dem Vorherrschen des männlichen oder weiblichen Verwandtschaftssystems. Auch bei solchen Völkern, bei denen wegen ihrer Vielmännerei die Vaterschaft oft unsicher erscheint, hat zuweilen die männliche Linie Geltung, und die ausschließliche Anerkennung der weiblichen Linie seitens einer Völkerschaft besagt durchaus nicht, daß die letztere nichts von männlichen Verwandtschaftsgraden weiß. Endlich ist zu bemerken, daß es zahlreiche Urvölker giebt, die keinerlei Spuren des ausschließlich weiblichen Verwandtschaftssystems aufweisen.

Während somit die von anderen Forschern zu Gunsten der Promiskuitätshypothese vorgebrachten Argumente nach Westermarck völlig unstichhaltig sind, bezeichnet er diese Hypothese selbst geradezu als „mit allen richtigen Vorstellungen, die wir uns vom Urzustand des Menschen zu machen vermögen, unvereinbar". Ungeregelter Verkehr der Geschlechter erzeugt leicht eine pathologische Beschaffenheit, die der Fruchtbarkeit entgegensteht, und das Vorherrschen der Eifersucht bei den Naturvölkern, die von fremder Beeinflussung frei sind, sowie bei den untergeordneteren Säugetieren, läßt es als höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß die Menschheit jemals die Ehegemeinschaft gekannt hat. Der Gedanke, daß ein Weib ausschließlich einem Manne gehört, ist bei manchen Völkern so eingewurzelt, daß er zu verschiedenen empörenden Unsitten und Mißhandlungen geführt hat.

Hinsichtlich der Ehelosigkeit hebt der Verfasser hervor, daß sie bei den wilden und barbarischen Stämmen verhältnismäßig selten ist. Die Angehörigen der letzteren heiraten in der Regel früher als die der Kulturvölker. Unverehelicht sein, dünkt ihnen fast unnatürlich. Aehnlich dachten im Altertum auch die Kulturvölker und im Osten thun sie es noch jetzt. Die moderne Civilisation dagegen ist — teils aus wirtschaftlichen, teils aus ideellen Gründen — dem Ehestande minder günstig. Demgemäß hat in Europa die Zahl der Ehelosen eine Zunahme, das Durchschnittsalter der Eheschließung eine Hinaufschraubung erfahren. „Eine sonderbare Form der Ehelosigkeit ist die erzwungene von Personen, die mit dem Dienste der Religion verknüpft sind; wir begegnen ihr bei verschiedenen Völkern auf verschiedenen Entwickelungsstufen der Menschheit. Sie beruht offenbar auf der Vorstellung, der geschlechtliche Verkehr sei unrein, und diese Vorstellung scheint ursprünglich aus einem unbewußten Widerwillen gegen den geschlechtlichen Umgang zwischen Mitgliedern derselben Familie oder desselben Haushaltes hervorgegangen zu sein."

Was die Bewerbungen betrifft, so spielt bei fast allen Tiergattungen das Männchen die thätige Rolle und gewöhnlich hat es mit anderen Männchen um den Besitz des Weibchens zu kämpfen. Zweifellos war das Gleiche beim Urmenschen der Fall, und noch heute findet sich diese Art der Werbung bei einigen untergeordneten Rassen, während an ihre Stelle jetzt im allgemeinen beim Manne eine längere Zeit der Liebesbezeugungen getreten ist, bei denen der weibliche Teil sich keineswegs ganz unthätig verhält. Die Wilden schmücken, bemalen, tätowieren und verstümmeln sich, um dem anderen Geschlecht anziehender zu erscheinen; die hierfür gewählte Zeit ist die der Mannbarkeit, — ein Beweis dafür, daß diese Verrichtungen nur Werbungszwecken dienen. In sehr vielen Fällen dürfte auch die Kleidung

Digitized by Google

ursprünglich aus derselben Ursache hervorgegangen sein; weit entfernt, die Grundlage der Bekleidungsgewohnheit zu bilden, ist das Gefühl der Scham vielmehr wahrscheinlich die Folge dieser Gewohnheit.

In der Regel sind die Männer die Bewerber, aber meist steht es den Weibern frei, anzunehmen oder abzulehnen. Obgleich die Töchter bei den niedrigen Völkerschaften als Besitzgegenstände gelten und oft schon in der Kindheit verlobt werden, so erfolgt ihre Verheiratung gewöhnlich doch nicht ohne ihre Zustimmung. Unter den heutigen Wilden haben die Weiber eine große Wahlfreiheit und in den vorgeschichtlichen Zeiten dürfte diese noch beträchtlicher gewesen sein, denn damals erhielt sich jedes Individuum selber, es gab keine Arbeit für andere und deshalb war die Tochter keine Sklavin und kein Handelsartikel. Später änderte sich das, indem bei denjenigen Nationen, die einen verhältnismäßig hohen Kulturgrad erreichten, die Macht des Vaters infolge der Ausbildung der Ahnenanbetung immer größer wurde. Bei vielen dieser Völker ist die Vaterverehrung nicht nur auf seiten der Töchter, sondern auch auf seiten der Söhne so bedeutend, daß keine Ehe ohne Zustimmung des Vaters geschlossen wird, während die erwachsenen Söhne der Wilden sich der vollkommensten Unabhängigkeit erfreuen.

Der geschlechtlichen Zuchtwahl widmet Westermarck selbstverständlich eine sehr eingehende Behandlung. Er weist auf die Widersprüche innerhalb Darwins Lehre von der natürlichen Auslese und der geschlechtlichen Zuchtwahl hin und zeigt, daß die letztere bei den niedrigeren Tieren gänzlich dem großen Gesetz vom Ueberleben des Geeignetsten unterworfen ist. Aus der Art der Verteilung der geschlechtlichen Farben, Gerüche und Laute bei verschiedenen Tiergattungen zieht er den Schluß, daß sie, obgleich die Gattung stets bis zu einem gewissen Maße beeinträchtigend, im ganzen insofern vorteilhaft sind, als sie es den Geschlechtern erleichtern, einander zu finden. Er führt Thatsachen an, welche sich nicht in Uebereinstimmung bringen lassen mit Darwins Erklärung des Zusammenhanges zwischen Liebe und Schönheit beim Menschen und des Ursprungs der verschiedenen Menschenrassen. Zwar ist der gesamten Menschheit ein Schönheitsideal gemeinsam, aber dasselbe bleibt ein abstrakter Begriff, da den allgemeinen Aehnlichkeiten besondere Abweichungen des Geschmacks gegenüberstehen. Nach Darwin sind die Rassen-Verschiedenheiten Folgen der Verschiedenartigkeit der Schönheitsbegriffe, nach Westermarck gehen die letzteren aus den ersteren hervor, — also gerade umgekehrt. Die Eigentümlichkeiten einer Rasse hängen einigermaßen zusammen mit den äußeren Umständen, unter denen dieselbe lebt; „da wir aber nicht bestimmt wissen, ob angeeignete Charaktereigenschaften vererbt werden können, ist es höchst zweifelhaft, ob jene Verschiedenheiten die ererbten Folgen der Lebensverhältnisse vorangegangener Geschlechter sind; viel wahrscheinlicher dürfte es sein, daß sie von einer natürlichen Auslese herrühren, die diejenigen angeborenen Abweichungen, welche den Lebensbedingungen der Rassen am angemessensten waren, beibehalten, bewahrt und verstärkt hat".

In dem Kapitel „Das Aehnlichkeitsgesetz" beschäftigt sich Westermarck mit jenem mächtigen Trieb, der die Tiere fast stets von der

Digitized by Google

Paarung mit anderen Gattungen abhält. Der Ursprung dieser Abneigung ist in der Unfruchtbarkeit erster Kreuzungen und Bastarde zu suchen. Beim Menschen werden die verschiedenen Rassen von keinem solchen Instinkt einander ferngehalten, und die Wissenschaft weiß heutzutage, daß selbst zwischen den verschiedenartigsten Menschenrassen die Unterschiede nicht groß genug sind, um die Hervorbringung einer gemischten Rasse zu verhindern, wenn nur die sonstigen Umstände günstig sind. Eine große Aehnlichkeit mit dem Abscheu vor der Bestialität hat derjenige vor der Blutschande. Derselbe macht sich im Prinzipe fast bei der ganzen Menschheit geltend, doch schwanken die Verbotgrenzen außerordentlich. Beinahe überall verwirft man Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, fast allgemein auch solche zwischen Geschwistern, oft solche zwischen Geschwisterkindern und bei zahlreichen Naturvölkern ist sogar die Ehe innerhalb des eigenen Stammes oder Clans untersagt. Westermarck verschmäht sämtliche bisherigen Theorien über den Ursprung all dieser Verbote. Und während die anderen Forscher voraussetzen, daß die Menschen die Blutschande nur deshalb vermeiden, weil sie hierzu angehalten werden, meint unser Gewährsmann, daß weder Gesetze, noch Gewohnheiten, noch Erziehungslehren hier in Betracht kommen, vielmehr ein Naturtrieb. „Ein solcher macht unter normalen Verhältnissen die geschlechtliche Liebe zwischen den allernächsten Verwandten zu einer seelischen Unmöglichkeit." Freilich, eine angeborene Abneigung gegen die Ehe naher Verwandten ist nicht vorhanden, wohl aber eine natürliche Abneigung gegen die Verheiratung von Personen, die von Kindheit auf beisammen gewohnt haben, und da solche Personen gewöhnlich Verwandte sind, nimmt dieses Gefühl hauptsächlich die Gestalt des Abscheus vor Verbindungen zwischen nahen Verwandten an. Nicht nur die allgemeine Erfahrung bestätigt das Bestehen dieser natürlichen Abneigung, — auch eine Fülle ethnographischer Thatsachen beweist, daß die Wechselheiratsverbote weniger gegen Verwandte als gegen Zusammenlebende gerichtet waren beziehungsweise sind. Bei vielen Völkern haben örtliche Exogamien Geltung, die überhaupt nichts mit irgendwelchen Verwandtschaftsgraden zu thun haben, und die Bestimmung der die Wechselheirat ausschließenden Verwandtschaftsgrade bei den verschiedenen Nationen steht in engem Zusammenhang mit dem Beisammenleben der Betreffenden.

Die Blutschandeverbote sind oft mehr oder minder einseitig, indem sie sich bald mehr auf die Verwandten mütterlicher-, bald mehr auf diejenigen väterlicherseits erstrecken. In vielen anderen Fällen werden sie nur mittelbar vom Beisammenleben beeinflußt. Die Abneigung gegen Wechselheiraten Beisammenlebender hat zum Verbot von Verwandtenheiraten geführt, und da die Verwandtschaft in der Regel mit der Namensgleichheit zusammenfällt, ist man mehrfach dazu gelangt, die letztere unter allen Umständen mit der ersteren zu verknüpfen und auch dann, wenn keine Spur von Verwandtschaft vorhanden ist, die Ehe zwischen Namensvettern zu untersagen. Die Regel, daß das Beisammenleben eine Abneigung gegen Wechselheiraten einflößt, erleidet Ausnahmen, aber die meisten bekannt gewordenen Beispiele von Ehen zwischen Bruder und Schwester sind in königlichen Familien vorgekommen und lediglich dem Geburtsstolz

Digitized by Google

zuzuschreiben. Auch ein Uebermaß von Abgeschlossenheit und Einsamkeit kann zur Blutschande führen; andere solche Verbindungen gehen aus einer Verderbtheit der Naturtriebe hervor. Was insbesondere die Ehe zwischen Halbgeschwistern betrifft, so findet auf sie das Prinzip der Abneigung schon deshalb nicht immer Anwendung, weil die Vielweiberei sehr oft kein enges Beisammenleben, sondern vielmehr die Zersplitterung der Familie in so viele Unterfamilien nach sich zieht, wie in ihr Weiber mit Kindern vorhanden sind.

Die wichtige Frage nach der Ursache der Abneigung gegen Wechselheiraten von Personen, die seit ihrer Kindheit mit einander aufgewachsen sind, beantwortet Westermarck dahin, daß die Ursache in der instinktiven Scheu vor den übeln Folgen der Ehen zwischen Blutsverwandten zu suchen ist. Für die Wohlfahrt der Gattung scheint es erforderlich zu sein, daß die sich vereinigenden geschlechtlichen Faktoren sich von einander einigermaßen unterscheiden, was natürlich nicht ausschließt, daß auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihnen vorhanden sein muß. Die schädlichen Folgen der Selbstbefruchtung bei Pflanzen und der Verwandtenpaarung bei Tieren beweisen den Bestand eines solchen Gesetzes, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses auch für den Menschen Geltung hat, und zwar hält unser Forscher den schlimmen Einfluß der Blutsverwandten-Ehen bei den Wilden, die oft einen sehr harten Kampf ums Dasein zu fechten haben, für weit bedeutender als bei der Kulturmenschheit. „Auch sind bisher noch keine wissenschaftlich stichhaltigen Beweise gegen die Anschauung vorgebracht worden, daß Wechselheiraten Blutsverwandter die Gattung mehr oder minder schädigen. Durch natürliche Auslese muß sich ein Instinkt entwickelt haben, der zumeist mächtig genug ist, um schädliche Verbindungen zu verhindern.“ Dieser Trieb hat die Form einer Abneigung gegen das Sichvermählen mit Personen angenommen, mit denen man aufgewachsen ist, und da dies gewöhnlich Blutsverwandte sind, ergiebt sich das Ueberleben der Geeignetsten.

Hinsichtlich des Einflusses der Zuneigung, der Sympathie und der Berechnung auf die geschlechtliche Zuchtwahl findet Westermarck, daß die Liebe sich nur langsam zu dem verfeinerten Gefühl herausgebildet hat, als welches sie in der modernen Kulturwelt eine so große Rolle spielt. Immerhin ist auch den wildesten Stämmen die eheliche Zuneigung durchaus nicht unbekannt. Die endogamischen Ehevorschriften, welche gewissen Völkern, Kasten, Klassen und Religionsbekennern die Wechselheirat mit anderen Völkern u. s. w. verbieten, rühren von gegenseitiger Abneigung her und verlieren immer mehr an Boden, weil die Nächstenliebe, die Duldsamkeit und die Civilisation immer mehr zunehmen und die Zahl der trennenden Schranken stetig verringern.

Was die Art der Eheschließung betrifft, so darf aus dem allgemeinen Abscheu vor der Blutschande und aus der Schwierigkeit des Wilden, sich in gütlicher Weise ein Weib zu verschaffen, ohne den Vater für den Verlust der Tochter zu entschädigen, geschlossen werden, daß zu einer Zeit, da die Menschen infolge der Herausbildung eines größeren Geselligkeitssinnes in Familiengruppen zu leben begannen, aber den Tauschhandel noch nicht kannten, die Verheiratung im Wege des Weiberraubes etwas Alltägliches gewesen sein

Digitized by Google

muß. Mit dem Auftreten des Tauschhandels wich die Raubehe der Kaufehe; später wurde auch diese aufgegeben, weil man es für unehrenhaft zu halten begann, die Töchter an Gatten zu verkaufen. Das allmähliche Aufhören des Weiberkaufs vollzog sich in zweierlei Weise: teils verwandelte sich der Kauf in eine bloße Förmlichkeit, in ein Scheingeschäft oder in einen Austausch von Geschenken, teils machte man aus der Kaufsumme die Morgengabe und die Mitgift, — die erstere erhält die Braut von dem Bräutigam, die letztere vom Vater. Diese Umgestaltungen haben nicht nur bei den großen Kulturnationen, sondern auch bei mehreren wilden und halbbarbarischen Völkern stattgefunden. Im allgemeinen jedoch spielt bei den Wilden die Mitgift keine erhebliche Rolle; sie beruht mehr auf einem, sonst ein Merkmal höherer Civilisation bildenden Gefühl der Achtung und Sympathie für das schwächere Geschlecht. Oft dient die Mitgift nur zur Sicherung des Daseins der Gattin für den Fall der Scheidung oder für denjenigen des Todes des Gatten, oft auch als Beitrag zu den Kosten des gemeinsamen Haushaltes.

Nach eingehender Darlegung der Entstehung der kirchlichen und bürgerlichen Hochzeitsceremonien beschreibt der finnische Gelehrte die verschiedenen Formen der menschlichen Ehe. Die Vielweiberei war im geschichtlichen Altertum bei den meisten Völkern gestattet und ist es gegenwärtig bei mehreren Kulturnationen sowie den meisten wilden Stämmen. Immerhin giebt es noch recht viele wilde und barbarische Völkerschaften, bei denen sie entweder verboten oder unbekannt ist. Wo immer sie besteht, bleibt sie auf eine kleine Minderheit beschränkt, auch erleidet sie fast überall zweierlei Aenderungen, welche auf Monogamie abzielen: die eine durch die dem zuerst angetrauten Weibe eingeräumte Vorzugsstellung, die andere durch die Begünstigung der geliebtesten unter den Gattinnen, der Favoritin. Manche Stämme kennen die Vielmännerei, aber auch diese erscheint abgeschwächt, indem der erste Gatte gewöhnlich bevorrechtigt ist. Unter den Ursachen, welche die Form der Ehe beeinflussen, fällt die Hauptrolle dem ziffermäßigen Verhältnis der Geschlechter in der Bevölkerung zu. In manchen Ländern überwiegt die Zahl der Männer, in anderen die der Weiber. Diese Ungleichheit rührt von Kriegen, vom Töchtermord, von ungleichen Geburtsziffern und anderen Gründen her. Gewisse Thatsachen scheinen anzudeuten, daß in unwirtlichen Gebirgsgegenden mehr Knaben geboren werden und daß in Ehen Blutsverwandter sogar ein ganz ansehnlicher Ueberschuß männlicher Geburten obwaltet. Ist dem wirklich so, dann dürfte es schwerlich ein bloßer Zufall sein, daß die Vielmännerei hauptsächlich gerade unter Bergvölkern und bei hochgradig endogamischen (der Verwandtschaftenehe fröhnenden) Stämmen herrscht. Was die Vielweiberei anbelangt, so giebt es verschiedene Gründe, aus denen ein Mann wünschen mag, mehr als ein Weib zu besitzen. Erstens muß sich der Mann bei vielen Völkerschaften des Verkehrs mit schwangeren und säugenden Gattinnen enthalten. Zweitens werden bei den Wilden die Frauen gewöhnlich frühzeitig alt und verlieren so ihre Anziehungskraft für die Männer. Drittens lieben viele Männer die Abwechselung. Viertens sind für manchen Mann zahlreiche Weiber gleichbedeutend mit zahlreichen Arbeiterinnen. Fünftens führt

Digitized by Google

nicht selten die Unfruchtbarkeit des ersten Weibes zur Wahl eines zweiten, namentlich dort, wo auf Nachkommenschaft großes Gewicht gelegt wird. In China gilt der Besitz von Kindern für unerläßlich und bei verschiedenen wilden Stämmen richten sich Macht und Reichtum jedes Mannes nach der Zahl seiner Sprößlinge. Obgleich also die Vielweiberei dem Manne unter Umständen Vorteile bieten kann, ist sie dennoch bei vielen Völkern verboten und bildet auch bei den meisten übrigen keineswegs die Regel. Wo das Gebiet der Frauenarbeit beschränkt und kein angesammeltes Vermögen vorhanden ist, muß es dem Manne schwer fallen, der Vielweiberei zu huldigen. Wo aber die weibliche Arbeit einen hohen Wert besitzt, bildet hinwiederum die Höhe der Kaufsumme ein Hindernis, das nur der Wohlhabende überwinden kann.

Da die Vielweiberei eine Verletzung der Gefühle der Frauen in sich schließt, gilt dort, wo die letzteren in hoher Achtung stehen, die Monogamie für die einzige erlaubte Eheform. Die verfeinerte Liebe der Kulturwelt hängt nicht nur mit äußerlichen Reizen, sondern auch mit Sympathien geistiger und seelischer Natur zusammen; sie knüpft lebenslängliche Bande und die ausschließliche Leidenschaft für eine Person bildet den wahren monogamischen Trieb, der der Vielweiberei mächtig entgegensteht. Es ist ausgemacht, daß auf den niedrigsten Kulturstufen (auf denen das Zahlenverhältnis der Geschlechter nicht sonderlich durch Kriege gestört wird, man das Leben hauptsächlich durch die Jagd fristet, die weibliche Arbeit folglich einen geringen Wert hat und man weder Reichtümer anhäuft, noch Klassenunterschiede kennt) die Vielweiberei minder im Schwange zu sein pflegt, als auf den mittleren, und aller Wahrscheinlichkeit nach herrschte beim Urmenschen fast ausschließlich die Monogamie vor. Das mittlere Gesittungsstadium ist zwar der Vielweiberei günstig, aber das höhere gehört unbedingt und notwendigerweise dem Gegenteil, denn aus vielen Gründen, welche Westermarck eingehend behandelt, hat die Polygynie für den Kulturmenschen weniger Verlockendes, als für den Wilden oder den Barbaren. Auch die Polyandrie muß zu allen Zeiten eine Ausnahme gewesen sein, denn sie setzt ein Ueberwiegen der männlichen Geburten und zugleich einen fast widernatürlichen Mangel an Eifersucht voraus. Weit entfernt, als in der Urzeit allgemein herrschend glaubhaft nachgewiesen zu sein, scheint die Vielmännerei geradezu ein gewisses Maß von Gesittung zu erheischen. In den meisten Fällen war sie vermutlich ein Ausdruck brüderlichen Wohlwollens des ältesten Bruders und führte, falls nachträglich noch weitere Weiber genommen wurden, zur Gruppen-Ehe nach dem Muster der Todas. (Eine Todafrau wird allmählich die Gattin sämtlicher erwachsenen Brüder ihres Mannes und gleichzeitig werden diese die Gatten aller mannbaren Schwestern der Frau.)

Die Lebenslänglichkeit der Ehe ist durchaus nicht ganz allgemein. Bei den meisten uncivilisierten und vielen vorgeschrittenen Völkern darf der Mann der Gattin jederzeit nach Belieben den Abschied geben. Bei sehr vielen anderen jedoch — darunter auch solchen, die auf der niedrigsten Stufe stehen — bildet die Scheidung den Ausnahmefall. Zahlreiche Nationen betrachteten und betrachten die Ehe als eine Verbindung, die der Mann nur in bestimmten, vom Gesetz oder Gewohn-

Digitized by Google

heitsrecht vorgesehenen Fällen lösen darf. Es kommt auch vor, daß dem Weib gestattet ist, dem Gatten den Laufpaß zu geben. Die die Dauer des Ehebundes bestimmenden Ursachen sind zwar nicht ganz, aber doch so ziemlich mit den die Form der Ehe beeinflussenden identisch. Während die Monogamie sehr oft eine lange Ehedauer mit sich bringt, war dem beim Urmenschen doch nicht so. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Dauer der Ehe mit der Vervollkommnung des Menschengeschlechts stetig zunimmt.

Wir schließen unsere knappe Analyse des Westermarckschen Meisterwerks, das in seinem Spezialfache zum „Standard work" geworden ist, mit der folgenden Bemerkung des finnischen Gelehrten:

„Die Ehe hat verschiedenerlei Entwickelungsgänge durchgemacht, die nicht gleichmäßig verlaufen sind. Schließlich hat diese Entwickelung zur Erweiterung der Rechte der Gattin geführt. Die letztere ist nicht mehr Eigentum des Gatten und nach der modernen Auffassung bildet die Ehe einen auf vollkommener Gleichberechtigung beider Teile beruhenden Vertrag. Die Geschichte der menschlichen Ehe ist die Geschichte einer Verbindung, in welcher die Frauen allmählich den Sieg davongetragen haben über die Leidenschaften, die Vorurteile und die Selbstsucht der Männer."

Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf das Recht.

Alfred Bozi.

Nachdem die Rechtswissenschaft zweitausend Jahre lang den empirischen Wissenschaften gegenüber eine Sonderstellung eingenommen hat, muß der Versuch, zwischen beiden eine Brücke zu schlagen, zunächst als ein zweck- und aussichtsloses Unterfangen erscheinen. Ein solches Urteil wäre auch zutreffend, soweit einzelne naturwissenschaftliche Lehrsätze unmittelbar auf das Recht für anwendbar erklärt werden sollten, wenngleich beispielsweise mathematische Formeln schon vielfach zur Klarstellung rechtlicher Beziehungen verwendet sind. Allein um eine solche unmittelbare Uebertragung handelt es sich gar nicht und niemand wird daran denken, etwa dem Satze, daß die Fallräume sich wie die Quadrate der Fallzeiten verhalten, eine unmittelbare Einwirkung auf das Recht zuzugestehen. Was hier in Betracht kommt, sind nur die allgemeinsten naturphilosophischen Prinzipien.

So lange die einzelnen Berufsstände in zunftmäßiger Abgeschlossenheit lebten, so lange namentlich das wirtschaftliche Leben noch nicht unter dem Einflusse der Naturwissenschaften stand, konnten die anderen Wissenschaften ihre Grundsätze als ein von der Aussenwelt abgeschlossenes Sondervermögen bewahren; heute aber, wo naturwissenschaftliche, namentlich chemische und physikalische Erfindungen unserer Kultur das Gepräge verleihen und im Rechtsleben fortgesetzt Konflikte hervorrufen, kann es nicht ausbleiben, daß auch das Recht mit den Naturwissenschaften Fühlung gewinnt. Wer bei

Digitized by Google

dem Arzte Heilung findet, wer auf der Eisenbahn fährt oder eine Depesche absendet, zollt unbewußt den Naturwissenschaften seine Anerkennung und mit der Bewunderung ihrer Erfolge wächst der Einfluß naturwissenschaftlicher Weltanschauung auch in den Kreisen, die sich mit den Naturwissenschaften nicht berufsmäßig befassen.

Für eines der sinnfälligsten Anzeichen solchen Einflusses halte ich die wachsende Bedeutung der Realschule als Vorbildungsanstalt für die Geisteswissenschaften und im besonderen in Preußen die Zulassung der Realschulabiturienten zum Rechtsstudium. Wie nun überall in der Entwickelung die Thatsachen der Erkenntnis vorangehen, so ist es auch erklärlich, daß die Umgestaltung des Rechts nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen bislang theoretisch noch nicht versucht ist und daß derartige Bestrebungen in juristischen Kreisen nicht überall verstanden werden.*) Denn einerseits stehen die Juristen in ihrer Mehrzahl noch ganz auf spekulativem Standpunkt. Mangels naturwissenschaftlicher Vorbildung vermögen sie sich von der Möglichkeit einer Verbindung ihrer Wissenschaft mit den Naturwissenschaften keine Vorstellung zu machen. Die letzteren andererseits haben das Recht nur ganz vereinzelt in ihren Forschungskreis hineingezogen. Immerhin ist in dieser Beziehung für eine propädeutische Arbeit der Zeitpunkt gekommen und damit für die Frage, in welcher Weise die zeitigen naturwissenschaftlichen Prinzipien auf das Recht übertragbar sind. Wir werden dabei sehen, daß das Recht selbst der Lösung dieser Aufgaben entgegenkommt, indem es Bildungen schafft, die den unbewußten Einfluß naturwissenschaftlicher Weltanschauung deutlich erkennen lassen.

Das induktive Prinzip.

Im Gegensatz zur Deduktion, die aus abstrakten allgemeinen Denkprinzipien die Erscheinungen zu erklären sucht, liegt für die induktive Methode der Schwerpunkt in diesen Erscheinungen selbst. Für sie ist allgemein dasjenige, was in allen oder in einer größeren Gruppe von Einzelerscheinungen ausgedrückt ist. Dieses Allgemeine mag dann so lange zur Erklärung ähnlicher Erscheinungen verwandt werden, bis die Erfahrung selbst widersprechende Erscheinungen zu Tage fördert.

Ein typisches Beispiel der deduktiven Methode bietet die Theologie, typisch namentlich auch deshalb, weil es eine hier deutlich erkennbare

*) Vergleiche meine Schrift „Die natürlichen Grundlagen des Strafrechts", Stuttgart 1901, und deren Besprechungen einerseits in Goltdammer Archiv Band 48, Seite 384 f. und Juristischen Litteraturblatt Band 14, Seite 70 f. (Strafrecht und Naturwissenschaften sind m. E. grundverschiedene Dinge. Das Strafrecht bildet einen Teil der Rechtswissenschaft, die Naturwissenschaften bilden einen Teil der Philosophie im weiteren Sinne des Wortes. Eben deshalb kann das Strafrecht nur eine juristische Grundlage haben, gleichwie die Augenheilkunde nur eine medizinische); andererseits den Leitartikel in No. 520 der Straßburger Post von 1901, im Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1901, Seite 268 (wir wünschen ihr viele Leser nicht bloß in naturwissenschaftlichen, sondern auch in juristischen Kreisen, damit die Absicht des Verfassers, eine Brücke zwischen zweien durch eine Weltanschauung getrennten Lagern zu schlagen, ihrer Erfüllung näher komme), und besonders W. Ostwald in dessen Annalen der Naturphilosophie Band I, Seite 498 f.

Digitized by Google

Eigentümlichkeit der Deduktion ist, daß mit dem Ausgang das ganze Gebäude zusammenfällt. Deduktiv ist auch die landläufige Moral und diejenige Art von Geschichtsschreibung, in der a priori die Könige und Feldherren als die leitenden Faktoren der Entwickelung in den Vordergrund treten. Beispiele rein induktiver Wissenschaften sind dagegen die heutige Physik und Chemie. Das Aufsteigen der Flüssigkeit in den luftleeren Raum der Pumpe erklärte man zunächst aus dem sogenannten horror vacui. Als dann die Erfahrung der Pumpenmacher ergab, daß eine Wassersäule mit der Saugpumpe nicht über 32 Fuß zu heben sei, entwickelten Galiläi und Toricelli das Gesetz des Luftdrucks, das, durch weitere Experimente bestätigt, nun zur Erklärung dieser Gruppe von Erscheinungen an die Stelle des horror vacui trat. Bei der Erklärung der Lichterscheinungen ist zunächst die Undulationstheorie an die Stelle der alten Emissionstheorie getreten, um schließlich der elektromagnetischen Theorie von Maxwell zu weichen. Die Chemie operierte länger als ein Jahrhundert mit dem „Phlogiston", das bei den Verbrennungserscheinungen entweiche. Als die genauere Erfahrung aber ergab, daß mit der Verbrennung im Ergebnis keine Gewichtsabnahme verbunden sei, kehrte Lavoisier den Standpunkt um. Er wies nämlich nach, daß der Verbrennungsprozeß unter Aufnahme von Sauerstoff verläuft und hierbei ist die Chemie bis heute geblieben. Das Charakteristische in allen diesen Fällen des induktiven Verfahrens ist, daß die konkrete Erfahrung fortgesetzt die allgemeinen Grundsätze beeinflußte, ohne damit den Bestand der Wissenschaft zu gefährden.

Ohne Schwierigkeiten ließe sich zunächst die juristische Lehrmethode induktiv umgestalten. Die Ausbildung wäre dann mit praktischer Thätigkeit einzuleiten und es müßten auch die Universitätsvorlesungen auf praktische Fälle aufgebaut werden. Würden nach dem Vorbilde der naturwissenschaftlichen Kollegien die allgemeinen Prinzipien zunächst in der Erscheinungsform vorgeführt, so wäre damit ihr Verständnis erheblich erleichtert, da es ja eine bekannte, schon an der Entwickelung des einzelnen Menschen erkennbare Thatsache ist, daß das Vorstellungsvermögen in seinen frühesten Stufen sich an die konkretesten Wahrnehmungen anklammert. Die Zuhörer würden den ersten Vorträgen der Dozenten nicht mehr verständnislos gegenüberstehen, wie es ihnen heute ergeht, wenn sie sich im strafrechtlichen Kolleg zunächst an den verschiedenen Theorien die Köpfe zerbrechen, statt zunächst an praktischen Fällen kennen zu lernen, was denn überhaupt eine strafbare Handlung ist. Die induktive Methode würde somit einen völligen Umschwung nicht nur des allgemeinen Ausbildungsganges, sondern auch des Aufbaues der einzelnen Vorlesungen und Unterrichtsbücher zur Folge haben, indem nicht wie bislang mit dem allgemeinen, sondern mit dem besonderen Teile zu beginnen wäre.

Die praktische Rechtspflege ist allerdings ihrem Wesen nach deduktiv, sofern ein gegebener Rechtssatz auf einen einzelnen Fall zur Anwendung gebracht wird und die juristische Logik ermangelt nicht, diesem deduktiven Standpunkt durch die bekannte Zerlegung des richterlichen Urteils in die zwei Obersätze (den Rechtssatz und den Beweissatz) und die Konklusion (die Entscheidungsformel) einen schulmäßigen Ausdruck zu verleihen. Immerhin aber bleibt auch hier Raum für ein induktives Verfahren und zwar, ohne daß deshalb der Richter

Digitized by Google

durch selbständige Rechtsbildung in das Gebiet des Gesetzgebers überzugreifen brauchte. Man muß nur den induktiven Standpunkt festhalten, wonach das Allgemeine nicht neben dem Konkreten besteht, sondern in diesem schon zum Ausdruck gebracht ist und durch die Beobachtung lediglich erkannt wird. Der Gesetzgeber, der eine Anzahl Sonderbestimmungen trifft, würde damit unbewußt als allgemeines Prinzip dasjenige bereits aufgestellt haben, aus dem allein jene besonderen Bestimmungen erklärbar wären.

Nach der Praxis des Reichsgerichts*) haften Kleinbahnen nicht in gleicher Weise wie Vollbahnen für den in ihren Betrieben verursachten Vermögensschaden. Dies wird als ein Mißstand empfunden.**) Bereits bei der Beratung des Preuß. Ausf.-Ges. zum B. G.-B. ist die Ausdehnung der Haftbarkeit auf die Kleinbahnen beantragt und andere Bundesstaaten haben thatsächlich diesbezügliche Gesetze erlassen. In jenem Antrage an den preußischen Gesetzgeber wird nun die heutige Auslegungsmethode lediglich eine Bestätigung der reichsgerichtlichen Praxis erblicken, da ja andernfalls das Verlangen an den Gesetzgeber, seinerseits einzugreifen, gegenstandslos gewesen wäre. Der Gesetzgeber wird hier vorgestellt als eine wollende Person, die das soziale Leben nach ihrem Belieben reguliert, ohne dabei Gefahr zu laufen, daß aus ihren Handlungen Folgerungen gezogen werden, die sie nicht beabsichtigt hat. Schon im gewöhnlichen Leben pflegen wir aber den Charakter eines Menschen nicht deduktiv aus seinen aufgestellten Prinzipien, sondern induktiv aus seinen Handlungen abzuleiten. Indem die induktive Methode in gleicher Weise auch dem Gesetzgeber gegenüber verfährt, gelangt sie in dem erwähnten Falle zu folgendem abweichenden Ergebnis:

> Nach § 25 des Gesetzes über die Eisenbahnunternehmungen vom 3. November 1838 hat der Unternehmer einer Vollbahn für allen Schaden aufzukommen, welcher bei der Beförderung auf der Bahn an den auf ihr beförderten Personen oder Gütern oder auch an anderen Personen oder Sachen entsteht. Er kann sich nur befreien durch den Nachweis, daß der Schaden durch eigene Schuld des Beschädigten oder durch Zufall bewirkt ist. — Nach § 1 des Haftpflichtgesetzes vom 7. Juni 1871 besteht diese Haftbarkeit auch für Kleinbahnen, soweit es sich um Verletzungen von Personen handelt. — Nun vertritt zwar das B. G.-B. — §§ 823, 276 — den allgemeinen Standpunkt, daß eine Verpflichtung zum Schadenersatz nur besteht unter der Voraussetzung eines Verschuldens auf seiten des Beschädigten, allein, wo sie überhaupt stattfindet, wird zwischen Personen und Sachen kein Unterschied gemacht und zudem hat der Gesetzgeber den allgemeinen Grundsatz mehrfach, so hinsichtlich des durch fremde Tiere oder Wild — §§ 833, 835 — verursachten Schadens durchbrochen. — Will man diese Bestimmungen nicht als eine zusammenhanglose Masse nebeneinander gestellter Einzelsätze ansehen, so bleibt nur ihre Erklärung aus dem Prinzip, daß eine nicht durch eigenes Ver-

*) Entsch. in Civ.-S., Band 28, Seite 207 ff.
**) D. Juristenzeitung 1902, Seite 42 f.

Digitized by Google

schulden bedingte Verpflichtung zum Schadenersatze allgemein für denjenigen besteht, der durch eine Einrichtung einen Zustand erhöhter Gefährlichkeit für die Allgemeinheit geschaffen hat.

Hiermit wäre dann die civilrechtliche Haftung der Kleinbahnunternehmer für den in ihrem Betriebe verursachten Sachschaden im Rahmen der gegenwärtigen Gesetzgebung gegeben.

Der praktische Unterschied vom deduktiven Verfahren liegt also lediglich darin, daß die induktive Methode in den gegebenen Einzelbestimmungen den allgemeinen Rechtssatz bereits ausgedrückt sehen würde, während der heutige deduktive Standpunkt die von der formell aufgestellten Régel abweichenden Einzelsätze so lange als „Ausnahme" betrachtet, bis die Regel vom Gesetzgeber durch ausdrücklichen Ausspruch beseitigt ist. Der logische Zirkel „Die Ausnahme bestätigt die Regel" beweist die Hartnäckigkeit, mit der die Deduktion ihren Standpunkt festhält.

Eine weitere Folge des induktiven Verfahrens wäre die gesteigerte Bedeutung der Praxis, das ist der Entscheidungen der Gerichte für die Auslegung des Gesetzes. Natürlich handelt es sich hier nicht um die mechanische Uebertragung eines Falles auf den anderen; es bilden diese Entscheidungen vielmehr als der konkreteste Ausdruck des Rechts, neben den einzelnen Rechtssätzen das Material für die Ermittelung der Prinzipien.

Daß nun im Gegensatz zu dem Standpunkt der heutigen Rechtswissenschaft die induktive Methode in der Rechtspflege bereits Einfluß gewinnt, dafür fehlt es demjenigen nicht an Symptomen, der die Thatsachen objektiv ohne Befangenheit in überlieferten Anschauungen zu prüfen versteht. Es kommt hier vorzüglich das Civilrecht und unter diesem das Handelsrecht in Betracht, das auch sonst in der modernen Rechtsentwickelung die Führung übernommen hat.

Im alten Handelsrecht waren die „Handelsgebräuche", das ist die in dem konkreten Verhalten ausgedrückte Uebung, geradezu als eine dem allgemeinen bürgerlichen Rechte überlegene Rechtsquelle anerkannt. Wenn das B. G.-B. diesen Grundsatz nicht ausdrücklich ausgesprochen hat, so unterliegt es doch nach dem Standpunkt dieses Gesetzes, welches die im Entwurf I — § 2 — enthaltene Zurückweisung gewohnheitsrechtlicher Normen nicht aufgenommen hat, keinem Zweifel, daß dem Gewohnheitsrecht nach wie vor rechtsbildende Kraft zukommt.

Während die justinianischen Rechtsquellen und das Preuß. Landrecht in ihrer Kasuistik das Bestreben zeigen, möglichst für jeden Fall eine unmittelbar anwendbare Gesetzesbestimmung zu geben, hat man sich heute von der Unlösbarkeit solcher Aufgabe überzeugt. Man verweist deshalb auf die „Analogie" und die Motive zum Entwurf I des B. G.-B. — Band 1, Seite 17 — sprechen es geradezu aus, daß bei ermittelten Gesetzeslücken „die faktische Natur des betreffenden Verhältnisses" ergründet und letzteres derjenigen Norm unterstellt werden müsse, „welche sich aus den allgemeinen, dem positiven Rechte zu Grunde liegenden Prinzipien und der in ihrer Eigenart erkannten thatsächlichen Gestaltung" mit logischer Konsequenz ergebe. Mit anderen Worten hätte hier der Verfasser geradezu sagen können, daß in solchen Fällen das gesetzliche Prinzip induktiv zu ermitteln sei.

Digitized by Google

Induktiv verfährt der Richter ferner in allen den Fällen, wo er einen vom Gesetze benutzten, aber nicht definierten Begriff aus denjenigen Bestimmungen als einer Gesamtheit ableitet, in denen er konkret verwertet wird. Streitig ist bekanntermaßen lange der Begriff des Konkursverwalters in seiner Stellung nach außen gewesen. Das Reichsgericht hat sich für die Vertretung der Gesamtheit der Gläubiger entschieden, indem es unter anderem folgendermaßen schließt:*)

> Nach § 6 der Konkurs-Ordnung wird das vom Gemeinschuldner verlorene Verwaltungs- und Verfügungsrecht über sein zur Konkursmasse gehöriges Vermögen durch den Konkursverwalter ausgeübt;
>
> nach § 117 ff. hat dieser die Masse in Besitz zu nehmen, festzustellen, zu verwalten und den Gläubigern Rechnung zu legen;
>
> Revenüen aus den nach §§ 6, 117 ff. in seine Verwaltung gelangten Grundstücken hat er zur Masse abzuführen;
>
> zur Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung der zur Masse gehörigen Liegenschaften — § 126 — und zur Verwertung der mit Absonderungsrechten belasteten Fahrnis — § 127 — ist er nach den Motiven nur verpflichtet, soweit er es im Interesse der Konkursmasse für nötig hält.
>
> Hieraus ergiebt sich die aufgestellte Ansicht bezüglich der allgemeinen Stellung des Verwalters.

Endlich hat die neuere Gesetzgebung die rechtsbildende Bedeutung der Praxis ausdrücklich damit anerkannt, daß nach § 137 des Ger.-Verf.-Ges. am Reichsgericht ein Senat nicht selbständig in einer Rechtsfrage von der Entscheidung eines anderen Senats abweichen darf, sowie daß nach § 28 des Reichsges. über die Angelegenheiten der freiw. Gerichtsbarkeit, § 79 Abs. 2 der Reichsgrundbuch-Ordnung das Reichsgericht zu entscheiden hat, wenn ein Oberlandesgericht als Beschwerdegericht in einer Rechtsfrage von der Entscheidung eines anderen Oberlandesgerichts oder des Reichsgerichts abweichen will.

Das Stetigkeitsprinzip.

Gesetz i. S. von Rechtsnorm und Gesetz i. S. von Naturgesetz hat einen verschiedenen Sinn. Eine Rechtsnorm ist eine Zwangsregel, welche aktiv den Verlauf der sozialen Erscheinungen nach bestimmter Richtung beeinflußt, während das Naturgesetz diejenige Regel bedeutet, nach welcher der gegebene Verlauf der Erscheinungen begriffen wird. Mit einer Rechtsnorm kann man in Konflikt geraten, mit einem Naturgesetz nicht. Verlaufen die Erscheinungen in erkennbarem Widerspruch mit einem Naturgesetz, so muß es fallen, d. h. wir setzen an seine Stelle ein anderes, welches auch den neuen Verlauf verständlich macht.

Von Alters her, nämlich seit den griechischen Philosophen Leukipp und Demokrit, also seit der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. bis in die neueste Zeit, hat in der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, namentlich der materialistischen, die Atomtheorie eine

*) Entsch. in Civ.-S., Band 23, Seite 59.

Digitized by Google

führende Rolle eingenommen, wonach das Wesen aller Erscheinungen in den an Zahl und Kleinheit unendlichen Atomen besteht, von denen der gleichfalls unendliche Raum erfüllt ist. Für die Physik und Chemie sind diese Atome Massenteilchen, für die Erkenntnistheorie sind sie Monaden, d. h. Begriffseinheiten. Immerhin ist das Charakteristische dieser Weltanschauung, daß alles Seiende, ohne Rücksicht, ob es physisch oder rein begrifflich besteht, in der Zerlegung in selbständige Einheiten verstanden wird. Von diesem Gesichtspunkt bezeichnet man sie auch allgemein als das Anschauungsprinzip der Diskontinuität.

Wichtige physikalische Erscheinungen, die aus der Atomtheorie nicht verständlich werden, vor allem die erkenntnistheoretische Unmöglichkeit einer Vorstellung unzerlegbarer Einheiten haben die Atomtheorie zurückgedrängt und an ihrer Stelle dem Stetigkeitsprinzip die Wege geebnet, wonach zwischen allen Erscheinungen ein zeitlich und räumlich ununterbrochener Uebergang stattfindet. An Stelle der verselbständigten in Wechselbewegung befindlichen Massenteilchen verläuft der Naturprozeß hiernach in einem ununterbrochenen Strome — *πάντα ῥεῖ* — und unsere abgerundeten Begriffe sind nur Cäsuren in dem Bewußtseinsverlauf, ähnlich den Graden einer Thermometerskala, die wir beliebig verlegen können, ohne dadurch, die allgemeine Gleichmäßigkeit des Verfahrens vorausgesetzt, die Brauchbarkeit des Instruments als Wärmemesser zu beeinträchtigen.

Doch im Rahmen dieses Aufsatzes muß das Prinzip als gegeben vorausgesetzt werden; es kommt darauf an, seine praktische Verwertung für das Recht zu beleuchten.

Wer heutzutage einen Civilprozeß anstrengt, der muß nach § 253 No. 2 der Civ.-Prz.-Ordnung den Grund des erhobenen Anspruchs angeben, d. h. er hat sich bestimmt für einen materiellen Rechtssatz zu entscheiden, auf den er seinen Anspruch gründen will. Ist die Klage einmal zugestellt, dann giebt es kein Besinnen, und der Regel nach wird die Kaufklage abgewiesen, mag auch der Beklagte die als Kaufpreis eingeklagte Summe als Darlehen verschulden. Dagegen können in der Klage mehrere Gründe für den Eventualfall nebeneinander gestellt werden und jeder Praktiker kennt die üblichen Formulare für die Warenkaufpreisklage, in denen es am Schlusse heißt: Eventuell ist der Kaufpreis angemessen, subeventuell ist die Ware geliefert und nützlich verwendet. Desgleichen können mehrere Ansprüche in einer Klage verbunden werden. Der Kläger, der 300 Mark als Darlehen und 300 Mark als Mietzins zu fordern hat, kann also 600, je 300 mit einem besonderen Klagegrunde, in einer Klage geltend machen. In allen diesen Fällen wird das Gläubigerverhältnis des Klägers zum Beklagten in qualitativ scharf getrennte selbständige Einzelansprüche zerlegt. Spekulativ veranlagte Juristen finden in der möglichst scharfen Herausschälung des Rechtsgrundes eine besondere Befriedigung, und für den Anwalt des säumigen Schuldners gilt es als ein besonderer Erfolg, wenn er die Klage wegen sogenannter Klagänderung zu Falle bringen kann.

Der Einfluß diskontinuierlicher Weltanschauung tritt hier deutlich zu Tage. Vom Standpunkt der Stetigkeit wäre dagegen der gesamte Rechtskreis einer Person einheitlich aufzufassen. Zwischen demjenigen, was uns jetzt als verschiedene Ansprüche erscheint, fände ein allmählicher Uebergang statt, so daß der Kläger in der Klagschrift nur zu

Digitized by Google

behaupten und zu begründen hätte, daß er an den Beklagten eine fällige Forderung habe, während ihm für die Art der Begründung innerhalb des Prozesses keine Schranken gezogen wären. An Stelle der einzelnen Ansprüche zwischen zwei Personen träte ein allgemeiner Vermögenskonflikt, und wie der Kranke es dem Arzt überläßt, das Wesen der Krankheit zu ergründen, würde es auch Sache des Richters sein, die Diagnose zu stellen. Zum mindesten wäre die Klageänderung im weitesten Umfange zuzulassen.

Für Strafsachen gilt als Grundsatz, daß in der Anklageschrift wie im Eröffnungsbeschluß — Str.-Prz.-Ordnung §§ 198, 205 — „die dem Angeklagten zur Last gelegte That unter Hervorhebung ihrer gesetzlichen Merkmale" zu bezeichnen ist. Das strafbare Gesamtverhalten des Angeklagten wird in verschiedene selbständige Strafthaten aufgelöst und bei der Abstimmung wird nicht nach der Schuld überhaupt, sondern es wird bezüglich jeder einzelnen That besonders gefragt, ob der Angeklagte sie begangen hat oder nicht. Am deutlichsten tritt dies im schwurgerichtlichen Verfahren in die Erscheinung, insofern für jede einzelne rechtlich konkretisierte That eine besondere Frage zu stellen ist. Die Konsequenz ist nicht nur, daß der Angeklagte bezüglich einer That verurteilt, bezüglich einer anderen freigesprochen werden kann, sondern auch, daß bei Meinungsverschiedenheiten unter den Richtern über die Qualifikation einer Handlung der Angeklagte selbst dann frei ausgehen kann, wenn sämtliche Richter von seiner Schuld überzeugt sind. Stimmen nämlich von den fünf Richtern der Strafkammer zwei für Notzuchtsversuch, drei für Raubversuch, so erfolgt Freisprechung. Denn für keine der beiden getrennt gestellten Fragen ist die erforderliche Zweidrittelmehrheit vorhanden. Auch hier ist die diskontinuierliche Auffassung deutlich erkennbar.

Würde man dagegen das Strafrecht nicht als eine Summe selbständiger Rechtsbegriffe, sondern, analog der Wärme, dem Lichte oder dem elektrischen Strome, als eine lediglich graduell unterschiedene Größe ansehen, so wäre das mildere Vergehen in dem Schwereren enthalten, und indem mit dem letzteren auch das erstere an sich bejaht wäre, würde die absurde Konsequenz einer Freisprechung eines Angeklagten, über dessen Strafbarkeit die Richter einig sind, vermieden werden.

Unter den Anzeichen einer beginnenden Einwirkung des Stetigkeitsprinzips im Rechte steht obenan das Bestreben des B. G.-B., die Kasuistik des älteren Rechts durch allgemeinere Begriffe zu ersetzen, Innerhalb deren ein Wechsel der Sonderbegriffe sich vollziehen kann. im Anschluß an das auch hier vorangeeilte Handelsrecht — jetzt H.-G.-B. § 70 — und an die Gew.-Ordnung — § 124a — kann der Dienstvertrag aufgelöst werden, wenn ein „wichtiger Grund" vorliegt — § 626. Ein Rechtsgeschäft, das gegen die „guten Sitten" verstößt, ist nichtig — § 138, Abs. 1. Desgleichen verpflichtet ein Verstoß gegen die „guten Sitten", durch den ein anderer vorsätzlich geschädigt wird, den Thäter zum Schadenersatz — § 826. Im Civilprozeßrecht tritt eine einheitlichere Auffassung der Vermögensrechte einer Person in der erweiterten Zulässigkeit der Klagänderung — §§ 264, 527 — und in der Möglichkeit, dritte nicht im Prozesse befangene Personen als Vergleichsparteien heranzuziehen — § 794, No. 1 — zu Tage.

Digitized by Google

Das Energiegesetz.

Wird ein in Ruhe befindliches Pendel angestoßen, so schwingt es zur Seite und zwar desto weiter, je stärker die Bewegung der stoßenden Hand gewesen ist. Es liegt hier ein Uebergang von Bewegung in Bewegung oder, allgemeiner ausgedrückt, von einer Arbeit in eine gleiche Arbeit vor. Daß das Pendel nicht über einen bestimmten Punkt hinaus schwingt, beruht auf der Einwirkung einer anderen Kraft oder Arbeit, der Schwere. Der äußerste Schwingungspunkt des Pendels ist nämlich derjenige, wo die Bewegung durch die Schwerkraft konsumiert oder die Bewegung in die Schwerkraft umgesetzt ist. In dem äußersten Oscillationspunkte verbleibt das Pendel aber wieder nicht. Es schwingt zurück, d. h. die Schwerkraft wird wieder in Bewegung umgesetzt, und da bei diesem Rückumsatz natürlich gerade soviel Bewegung herauskommt, als ursprünglich dem Pendel mitgeteilt war, so schwingt letzteres genau wieder so weit über den Ruhepunkt hinaus als das erste Mal, d. h. die Amplitüde der Oscillation bleibt die gleiche. Es ist dies ein Beispiel fortgesetzten Umsatzes einer Arbeit in eine andere, ohne daß die Summe der Arbeit sich ändert. Allerdings gilt alles dies zunächst nur von dem mathematischen Pendel. Die Schwingungen des materiellen Pendels werden immer enger und dieses kommt schließlich zur Ruhe. Aber daraus folgt keineswegs, daß Arbeit verloren wäre. In Wahrheit ist nur ein Teil der Arbeit durch Reibung am Aufhängepunkte sowie gegen den Luftwiderstand in eine andere Arbeit umgesetzt, die Wärme. Das Gesetz, das hier zum Ausdruck kommt, ist die Erhaltung der Arbeit oder das Gesetz von der Erhaltung der Energien.

Was das angezogene Beispiel besonders einfach machte, war der Umsatz innerhalb einer und derselben Energiengruppe. Bewegung, Schwere, Wärme sind sämtlich physikalische Energien. Verwickelter sind diejenigen Fälle, wo Energien verschiedener Gruppen ineinander übergehen.

Die von der Eisenbahn gelieferte Bewegungsenergie entsteht zunächst dadurch, daß in dem Feuerherde unter Verwendung von Steinkohlen der Verbrennungsprozeß stattfindet, also chemische Energie erzeugt wird. Diese verwandelt sich in Wärme. Die Wärme bringt das im Kessel befindliche Wasser zum Sieden. Der dadurch entstehende Wasserdampf hat die Eigenschaft, sich nach allen Seiten auszudehnen. Er entwickelt Volumenergie. Durch Druck auf den Kolben der Maschine erzeugt die Volumenergie diejenige Bewegungsenergie, durch die nach Ueberleitung auf die Triebräder die Bewegung des Zuges bewirkt wird.

Diese Beispiele sind lediglich Ausschnitte aus dem allgemeinen Entwickelungsgange und die erste Energie, mit der begonnen wurde, läßt sich wieder rückwärts auf andere Energien zurückführen. So ist die Kohle durch chemische Energie aus der Pflanze entstanden, und diese ist wieder das Produkt anderer Energien. Das Wesentliche ist aber, daß auch die Lebewesen und vor allem der Mensch als handelndes Wesen selbst in den allgemeinen Energiestrom eingereiht werden.

Im ersten Beispiel konnte das Pendel nicht in Bewegung gesetzt werden, wenn nicht die erforderliche Energie dazu im menschlichen

Digitized by Google

Körper vorhanden war. Andererseits beweist die nach anhaltender Körperbewegung eintretende Erschlaffung, daß mit dieser Bewegung ein Energieumsatz verbunden ist. Die Quelle dieser Energie liegt in dem, was unserm Körper zugeführt wird, in der Nahrung und Atmung, also wiederum in chemischen Energien, die sich innerhalb unsers Körpers in Bewegungsenergie umsetzen. Außer der Bewegungsenergie bedingen unsere Handlungen noch einen anderen Vorgang, den Willensvorgang, indem unter dem Willen landläufig ein Faktor verstanden wird, der die Bewegung innerhalb des Körpers auslöst. Genau betrachtet ist der Wille aber nichts als die Vorstellung von der eigenen körperlichen Einwirkung auf die Außenwelt und den Folgen dieser Einwirkung, wie ja auch das moderne Strafrecht an Stelle des Gewollten sich mit der Vorstellung von Körperbewegung und Erfolg begnügt. Wir haben nun nicht den mindesten Anhalt, diesen Bewußtseinsvorgang anders zu erklären als die sinnlich wahrnehmbaren Vorgänge der Außenwelt; vielmehr fehlt es nicht an experimentellen Beweisen dafür, daß mit diesen Bewußtseinsvorgängen thatsächlich Energieumsätze verbunden sind. Einer der bekanntesten Beweise ist die Temperaturerhöhung, die eintritt, sobald der Mensch intensiv zu denken beginnt.

Nach dem Energiegesetz beruht also alles Geschehen in der Welt auf einem Umsatz von vorhandenen Energien und jeder neue Zustand ist durch den vorhergehenden bedingt.

Daraus folgt zunächst, daß es eine Willensfreiheit i. S. des liberum arbitrium indifferentiae nicht giebt und daß die Bestimmungen im § 104, Nr. 2 des B. G.-B. und des § 51 Str.-G.-B. von dem „die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustand krankhafter Störung der Geistesthätigkeit“ lediglich als eine Störung der Bewußtseinsvorgänge infolge anormalen Energieumsatzes zu verstehen sind. Des weiteren ist das gesamte Handeln des Menschen als ein durch die Außenwelt und die eigene Körperbildung bedingter Energieverlauf aufzufassen.

Damit wird keineswegs, wie die Gegner vermeinen, das Strafrecht überflüssig, aber wohl ist damit der klassische Schuldbegriff für das gesamte Rechtsgebiet beseitigt, dieser Schuldbegriff, den schon die griechischen Tragiker, seine eigenen Verherrlicher, auf den Kopf gestellt haben, indem sie den Armen schuldig werden ließen, um sein Leiden zu rechtfertigen. Wir bestrafen nicht, weil jemand schuldig ist, sondern wir nennen jemand einen Schuldigen, wenn wir ihn bestrafen. Die Verhängung von Strafen ist eine empirisch gegebene, der Rechtfertigung nicht bedürftige soziale Erscheinung; der Wissenschaft bleibt die Aufgabe, diese Erscheinung zu erklären und ihre Prinzipien zu erforschen.

Des weiteren darf vom energetischen Standpunkt der Mensch nur als Ganzes angesehen und es darf sein Thun nicht in einzelne Teile zerlegt werden. Darin liegt für das Strafrecht die Rechtfertigung der von Lisztschen Bewegung, wonach nicht die That, sondern der Thäter Gegenstand der Aburteilung ist, d. h. seine Körperbildung, sein Vorleben, sein allgemeines Verhalten müssen eingehend untersucht und bei der Schuld- und Straffrage berücksichtigt werden. Vor allem aber schwindet der naturwissenschaftlich unhaltbare Begriff der Realkonkurrenz, das ist der Auflösung des einheitlichen Thuns in mehrere

Digitized by Google

selbständige Handlungen. Der Richter kommt heute in unlösbare Konflikte, wenn er bei demjenigen, der jahrelang eine fremde Kasse geplündert hat, sich über die Zahl der Einzelhandlungen schlüssig werden soll nach dem Maßstabe einer „Einheitlichkeit oder Verschiedenheit des Vorsatzes oder Entschlusses",*) wobei nicht einmal das zeitliche Zusammenfallen entscheiden soll. Nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts**) sollen sogar zwei selbständige Handlungen vorliegen, wenn jemand gleichzeitig mit der rechten und linken Hand auf je eine Person einen Schuß abfeuert, wenn jemand einen anderen schlägt und ihn gleichzeitig beschimpft, unter Umständen auch, wenn durch einen Zeitungsartikel mehrere Personen beleidigt werden. Derartige subjektive, für Dritte gar nicht erkennbare psychische Gebilde wie Vorsatzeinheit charakterisieren nur treffend die schwankende Unterlage, auf der die Gerichte hier operieren.

Daß nun in den angegebenen Richtungen eine Umbildung des Rechts sich bereits thatsächlich vollzieht, dafür fehlt es nicht an deutlichen Anzeichen.

Der Gesetzgeber, der, wie angegeben, den Standpunkt völliger Willensungebundenheit des Subjekts vertritt und daher willensunfreie Personen prinzipmäßig zum Ersatz des von ihnen verursachten Schadens nicht verpflichtet — B. G.-B. § 827 —, durchbricht dieses Prinzip sofort. Denn nach § 829 daselbst sollen auch Geisteskranke, unbeschadet ihres eigenen Unterhalts und ihrer gesetzlichen Unterhaltspflicht, den von ihnen verursachten Schaden ersetzen, sofern dieser Ersatz nicht von einem aufsichtspflichtigen Dritten erlangt werden kann und „die Billigkeit nach den Umständen, insbesondere nach den Verhältnissen der Beteiligten eine Schadloshaltung erfordert".

Selbst im Strafrecht ist das Willensfreiheitsprinzip nicht konsequent durchgeführt. Um dies zu verstehen, darf man sich freilich nicht an die Worte des Gesetzgebers klammern, sondern man muß die Strafe nach ihrem Inhalte, nämlich i. S. zwangsweiser Beschränkung der Persönlichkeit, verstehen. Von diesem Gesichtspunkte bleibt es dann gleichgiltig, ob die vom Gesetzgeber im Anschluß an eine verpönte Handlung erfolgte Einsperrung des Thäters Strafe genannt wird oder nicht. Dann aber gehören hierher auch die zwangsweise Einsperrung von strafrechtlich nicht verfolgbaren Kindern unter zwölf Jahren — Str.-G.-B. § 55 Abs. 2 —, denen eine entwickelte Willensfähigkeit überhaupt fehlt und die landesgesetzlich zulässige Einsperrung von Geisteskranken.

Vor allem aber emanzipiert das Recht sich mehr und mehr von dem Schuldbegriffe, indem es in ausgedehnterem Maße eine civilrechtliche und strafrechtliche Verantwortlichkeit ohne Verschulden anerkennt. Die fortgesetzte Vermehrung der betreffenden Fälle verbietet es, sie als Ausnahmen anzusehen, und ebenso gekünstelt müssen der stets wachsenden Zahl dieser Fälle gegenüber die Versuche erscheinen, den Widerspruch zwischen ihnen und dem Schuldbegriff theoretisch zu beseitigen.

Bereits im Anschluß an das induktive Prinzip ist die Haftung des schuldlosen Tierhalters und Jagdberechtigten für den dritten Personen

*) R.-Ger.-Rechtspr. in Strafs. Band 4, Seite 46, 287.
**) R.-Ger.-Entsch. in Strafs. Band 35, Seite 139; Rechtspr. Band 3, Seite 37.

Digitized by Google

durch die Tiere oder das Wild zugefügten Schaden — B. G.-B. § 834 f. erwähnt. Es bedarf daher hier nur des Hinweises, daß die aufgehobenen Partikularrechte, namentlich das Preuß. Landrecht — §§ 73 I, 6; 146 I, 9; § 25 Jagdpolizeigesetz vom 7. März 1850 — in diesen Fällen eine Haftbarkeit nur unter der Voraussetzung eines Verschuldens anerkannten, das entweder dem Betreffenden nachgewiesen werden mußte, oder dessen Vermutung er durch den Gegenbeweis beseitigen konnte. Daß es sich hier überall thatsächlich um Durchbrechungen des Verschuldungsprinzips handelt, darüber ist sich der Gesetzgeber selbst durchaus klar gewesen. Denn noch die Motive zum Entwurf I des B. G.-B. — Band 2, Seite 734 — lehnen derartige Sonderbestimmungen in der Erwägung ab, daß eine solche „Abweichung von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen" weder durch eine angeblich höhere Gerechtigkeit, noch durch Billigkeit, noch durch Rücksichten auf ein praktisches Bedürfnis gerechtfertigt sei.

Zu jenen Beispielen treten zahlreiche andere hinzu, von denen aus dem Civilrecht nur die Haftung für das Verschulden des Vertreters — B. G.-B. § 278 — Erwähnung finden mag. Denn die strafrechtlichen Beispiele sind durchschlagender und prägnanter.

Aus dem Strafrecht gehören hierher alle diejenigen Fälle, in denen der Gesetzgeber den Thäter für einen Erfolg haftbar macht, den dieser nicht vorausgesehen hat und vielleicht gar nicht voraussehen konnte. Die schwerere Bestrafung der „mittels eines Messers oder eines anderen gefährlichen Werkzeuges" — Str.-G.-B. § 223a — verübten Körperverletzung ist vom Standpunkt des Schuldprinzips durchaus folgerichtig. Denn der Thäter mußte sich sagen, daß er mit dem Messer weit gefährlichere Verletzungen zufügen könne, als beispielsweise mit der bloßen Hand. Hat er aber solche Gefahr sorgsam vermieden, und hat er das unvorhergesehene Mißgeschick, daß sein leichter Schlag bei dem Verletzten vielleicht den Verlust des Sehvermögens auf einem Auge, oder eine erhebliche dauernde Entstellung zur Folge hat, so ist er gewiß weniger „schuldhaft", aber er verfällt nach § 324 a. a. O. dennoch einem schwereren Strafrahmen, wie der Messerheld, dessen vorsätzlich nach dem Kopf geführter Stich unter günstigeren Umständen heilte. Trotz geringerer Schuld ist hier also die Strafe höher. Auf gleicher Stufe stehen die Landesgesetze, die, wie das Preuß. Feld- und Forstpolizeigesetz — § 5 Abs. 2 — die Gewalthaber, Dienstherren oder Hausherren für die Strafthaten der ihrer Aufsicht unterstellten unmündigen Personen selbständig strafrechtlich verantwortlich machen. Der Gesetzgeber bietet in diesen Fällen prägnante Beispiele eigener Willensunfreiheit, indem er das Schuldprinzip zur Richtschnur nimmt, demselben aber fortgesetzt zuwider handelt. Die Umwälzung wird sich hier gewiß in derselben Weise, wie stets bei veralteten sozialen Einrichtungen, vollziehen: Die Verteidigung des Schuldprinzips wird erst aufhören, wenn es bereits thatsächlich völlig verlassen ist.

Für die zunehmende Vereinheitlichung menschlicher Handlungen im Recht mag in theoretischer Beziehung auf die fortgesetzten Delikte verwiesen werden, wonach bereits heute Handlungseinheit angenommen werden darf, wenn der Thäter eine Strafthat in der Absicht begann, den erstrebten einheitlichen Erfolg durch mehrfache Wiederholung zu erreichen, vorausgesetzt, daß die That sich gegen dasselbe Rechtsgut

Digitized by Google

richtet und daß auch die Ausführungen im Zusammenhange erfolgen. Dieser Fall ist beispielsweise gegeben, wenn jemand, in der Absicht, eine fremde Cigarrenkiste ganz auszuplündern, bei seinem täglichen Besuche so viele Cigarren in die Tasche steckt, als er darin unauffällig verbergen kann. Viel wichtiger ist aber die Thatsache, daß in der Praxis im Falle der bereits erwähnten Realkonkurrenz hinter den Coulissen bereits nach dem entgegengesetzten Prinzipe verfahren wird. Nach § 74 Str.-G.-B. müßten nämlich bei gleichzeitiger Verurteilung wegen mehrerer Strafthaten zunächst so viele Einzelstrafen gebildet werden, als strafbare Handlungen vorhanden sind, und diese Einzelstrafen wären nach dem Grundsatze auf eine Gesamtstrafe zurückzuführen, daß letztere die schwerste Einzelstrafe übersteigen muß, aber die Summe sämtlicher Einzelstrafen nicht erreichen darf. In Wahrheit verfährt man aber vielfach so, daß zunächst eine Einigung darüber erzielt wird, wie hoch der Thäter bestraft werden soll. Nach der Gesamtstrafe bildet man dann die Einzelstrafen, um der inhaltlosen Form zu genügen.

Der Evolutionismus.

Das Stetigkeitsprinzip lehrt uns alle Erscheinungen einheitlich begreifen in dem Sinne, daß ein unmittelbarer Uebergang zwischen ihnen stattfindet; das Energiegesetz will uns in dem wechselnden Verlauf der Kräfte oder Energien das Wesen dieser Erscheinungen erklären; der Evolutionismus giebt uns das Prinzip, nach dem dieser Verlauf der Energien erfolgt. Er will uns die Grundsätze darlegen, nach denen Entstehen und Vergehen der Erscheinungen erklärbar wird. Damit bildet er den Schlußstein eines naturphilosophischen Weltgebäudes.

In der Vorzeit war die Erde mit anderen Lebewesen bevölkert wie jetzt, und zwar hat nach den Ergebnissen der Paläontologie die Gesamtheit aller organischen Bildungen von Stufe zu Stufe sich in der Weise geändert, daß eine fortschreitende Annäherung an die heutige Lebewelt stattfand. Auch innerhalb der einzelnen Perioden haben Aenderungen stattgefunden und es läßt sich feststellen, daß noch innerhalb der historischen Zeit Tiere untergegangen sind, die sehr zahlreich waren, während wieder andere in Gegenden auftreten, wo man sie vordem nicht gekannt hat. Was hier von den physischen Wesen gesagt ist, gilt aber ebenso von den sozialen Erscheinungen, besonders von Recht und Moral, nur, daß wir hier auf die historische Kulturperiode, in welcher solche Erscheinungen überhaupt erst nachweisbar sind, beschränkt werden.

Als Beispiel für die völlige Aenderung unserer Anschauungen über Staat und Staatsbürgertum braucht nur das antike, auf dem Sklaventum aufgebaute Staatswesen im Lichte unserer Arbeiterschutzgesetzgebung betrachtet zu werden, und wer beispielsweise an die Unveränderlichkeit unseres Ehebegriffes glaubt, der mag nur einen Blick in die Rechtsverhältnisse zwischen dem unehelichen Kinde und dem Erzeuger werfen, in denen die moderne Gesetzgebung sich über die Schranken der überlieferten Ehe hinwegsetzt, wie sorgfältig sie sie auch im Prinzip verteidigt. Kann doch ein außereheliches Kind auf den Antrag des Vaters rechtlich sogar zu einem „ehelichen“

Digitized by Google

gemacht werden — B. G.-B. §§ 1723 ff. —, ohne daß der Vater die Mutter heiratet! Es besteht hier eine Entwickelung, parallel den römischen Verhältnissen, als eine altkonservative Partei noch an der kirchlichen Eheschließung, der Confarreatio, festhielt, während sich daneben das Konkubinat bereits zu einer anerkannten natürlichen Geschlechtsgemeinschaft ausgebildet hatte. Ein typisches Beispiel solcher Veränderung des Rechtsbegriffes bietet im Gebiete des Strafrechts die Päderastie, die bekanntlich im Altertum allgemein gebräuchlich war, in der Carolina mit dem Feuertode bedroht wurde und für deren völlige Straflosigkeit jetzt energisch agitiert wird. Umgekehrt verläuft die Entwickelung beim Zweikampfe, dessen strafrechtlicher Charakter erkennbar zunimmt. Die Worte der Bergpredigt „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist" — „Ich aber sage Euch" stellen endlich die christliche Moral fortgesetzt der mosaischen gegenüber und zwar nicht als „Auflösung des Gesetzes", sondern als dessen „Erfüllung" — Math. V, Vers 17 —. Die urchristliche Anschauung erkennt also selbst an, daß die inhaltliche Aenderung der Moral im Wesen des Moralgesetzes liegt.

Diese fortgesetzte Aenderung der Erscheinungen ist nicht etwa a priori ein „Fortschritt", da es ja an einem von diesen Erscheinungen unabhängigen Maßstabe fehlt, nach dem wir sie zu bewerten vermöchten. Für den objektiven Beobachter besteht lediglich ein zeitliches Nacheinander. Die Aufgabe kann daher nur sein, in dem Verhältnis der nebeneinander und nacheinander verlaufenden Erscheinungen ein bestimmtes Prinzip festzustellen.

Nun besteht zwischen allen gleichzeitigen Erscheinungen insofern ein Zusammenhang, als sich ohne Störung des Ganzen eine spätere Erscheinung nicht in eine frühere Periode und eine frühere Erscheinung nicht in eine spätere Periode versetzen läßt. Zur Zeit der in den ältesten Schichten entdeckten Lebewesen war die Temperatur auf der Erde eine sehr hohe und in den zahlreichen sumpfigen Niederungen war die Atmosphäre stark mit Kohlensäure durchsetzt. Durch Lungen atmende Tiere konnten unter diesen Verhältnissen nicht bestehen. Dagegen war sie sehr günstig für Blattpflanzen und unschädlich für solche Tiere, die durch Kiemen atmeten. Demgemäß finden sich in sehr frühen Perioden Pflanzen und aus dem Tierreich Infusorien, die eine Temperatur von 75° C., unbeschadet ihrer Lebensfähigkeit, ertragen können. Es folgen Fische, Amphibien, aus den Säugetieren solche, die, wie das Dinotherium, gleichzeitig Land- und Wassertiere waren, Laufvögel und schließlich reine Landsäugetiere, nachdem die Temperatur heruntergegangen, die Luft infolge der Atmung der Pflanzen sauerstoffhaltig geworden war und die Bildung großer wasserfreier Kontinente sich vollzogen hatte. Vorhanden waren also stets diejenigen Lebewesen, die in der Umgebung die geeignetsten Existenzbedingungen fanden.

Was die Durchforschung des Erdinneren in zeitlicher Folge bietet, zeigt uns die Tiefseeforschung*) in einem räumlichen Nebeneinander. Wie dort, so handelt es sich auch hier nicht um grundverschiedene Typen, sondern überall um eine wunderbare Anpassung der in den

*) Vergleiche die Schilderungen der deutschen Tiefsee-Expedition, Carl Chun: „Aus den Tiefen des Weltmeeres".

Digitized by Google

verschiedenen Tiefen befindlichen Fauna an ihre Umgebung. Die Augen der Oberflächentiere sind in der finsteren Tiefe durch andere Orientierungsorgane ersetzt oder die Lebewesen sind durch phosphoreszierende Leuchtorgane zu einer selbstthätigen Erhellung der Umgebung befähigt. Diese Notwendigkeit einer Anpassung an die Umgebung giebt den anpassungsfähigsten Individuen die vorzüglichste Aussicht auf Erhaltung. Damit ist das Darwinsche Prinzip gegeben „von der Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein".

Dieses Gesetz ist aber der Ausdruck eines über die physischen Erscheinungen hinaus deutlich wahrnehmbaren allgemeinen Entwickelungsprinzips.

Wenn Karl V. das Italienische als die Sprache der Liebe bezeichnen konnte und wenn Italien die Wiege der Musik und Malerei ist, so ist das kein Zufall, sondern hängt zusammen mit der Gefühlsregungen förderlichen milden Temperatur, der Bodenbildung und dem unvergleichlichen Farbenspiel. Im kaufmännischen Verkehr entwickelt die Sprache sich in anderer Richtung als auf der Kanzel, weil die möglichste Ausnutzung der Zeit und vor allem die Kosten telephonischer und telegraphischer Uebermittelung Wortersparungen erheischen, während der Geistliche durch Breite zum Verweilen bei demselben Gegenstande, zu einer beschaulichen Betrachtung, anregen will.

Die verschiedene Stellung, die der römische Staat gegenüber der Vermehrung der Ehen eingenommen hat, die Begünstigung durch Vorteile, die man kinderreichen Eheleuten gewährte, zur Zeit des Augustus, ist erklärlich aus der Aufrechthaltung ständiger Heere, deren man zur Verteidigung der Grenzen bedurfte, während später, als mit dem Abfall der Provinzen die Ernährungsquellen versiegten, die Ehelosigkeit als eine besondere Tugend gepriesen werden konnte. Aus einem Zusammenhange mit Bevölkerungsmangel und Uebervölkerung läßt sich auch die bereits erwähnte verschiedene Stellung des Strafrechts zur Päderastie erklären, zumal, wenn man auf die bei wilden Völkern, welche mit Nahrungsschwierigkeiten zu kämpfen haben, vielfach üblichen Kindesmorde und Kindesabtreibungen verweist.

Die Rechtsgeschichte bietet zahlreiche Beispiele von verschwundenen und neu entstandenen Rechtsbildungen; nirgends aber ist es blinder Zufall oder abstrakte Spekulation, auf der die Aenderung beruhte, sondern wie die physischen Gebilde sich der Umgebung anpaßten, so vollzogen sich auch die Rechtsänderungen nachweisbar stets im Zusammenhange mit den übrigen sozialen Erscheinungen und den geänderten allgemeinen Lebensbedingungen.

In das ausgebildete Privateigentum und den erleichterten Grundstücksverkehr paßten die erblichen Nutzrechte an fremdem Eigentume, die römische Superficies und Emphyteuse und die deutschrechtliche Erbpacht, nicht mehr hinein. Andererseits ist das Recht den Anforderungen des modernen Verkehrs durch Neubildungen, wie Inhaberpapier, Wechsel und Grundschuld, entgegengekommen. Mit den erblichen Standesrechten hingen die Fideikommisse zusammen. An ihrer Stelle entstand mit dem Zurücktreten der Familienstände zu Gunsten der Berufsstände in der Verallgemeinerung des Anerbenrechtes eine Rechtsbildung, welche die Erhaltung des Grundbesitzes, unabhängig von der Familie des Eigentümers, ermöglichte. Die Beschränkung

Digitized by Google

der Fideikommisse ging weiter Hand in Hand mit der Notwendigkeit, einer größeren Menge von Personen selbständige Existenzen zu ermöglichen und den Boden, der Bevölkerungszunahme entsprechend, ergiebiger auszunutzen. Andererseits macht sich heute eine Neigung bemerkbar, die Fideikommißbildung wieder zu begünstigen, nachdem man in der weiteren Verselbständigung der unteren Stände eine soziale Gefahr zu erblicken vermeint. Endlich hängt die selbständige Familienstellung der Frau im neuesten bürgerlichen Rechte aufs engste zusammen mit der akuten sozialen Aufgabe, ihr im Staate neben dem Manne einen gleichberechtigten Wirkungskreis zu sichern.

Diese Beispiele zeigen, daß zwischen den Rechtsbildungen unter einander sowohl wie zwischen ihnen und allen anderen sozialen Erscheinungen ein Zusammenhang besteht und daß wie unter den physischen Erscheinungen auch hier nur diejenigen erhalten bleiben, die sich der jeweiligen sozialen Umgebung am vollkommensten assimilieren. Es unterliegt vom naturphilosophischen Standpunkt keinem Zweifel, daß derselbe Zusammenhang auch zwischen den sozialen Erscheinungen einerseits und den physischen Erscheinungen andererseits besteht, wie beispielsweise in gebirgigen Gegenden ganz andere Rechtsbildungen entstehen, wie in der Ebene und an der Küste wieder andere als im Binnenlande. Dies näher zu verfolgen, geht über die hier gestellte Aufgabe hinaus.

Befindet sich das Recht in steter Entwickelung in der Richtung, daß im Daseinskampf nur das Passendste überlebt und ist unter dem Passendsten dasjenige zu verstehen, das mit der Umgebung am vollkommensten harmoniert, so hat zunächst der Gesetzgeber alle bestehenden Interessen sorgsam abzuwägen. Es darf aber auch die Auslegung eines Gesetzes niemals allein aus sich selbst erfolgen, sondern es ist auf alle gleichzeitigen Erscheinungen möglichste Rücksicht zu nehmen, derart, daß den sorgsam ermittelten allgemeinen praktischen Bedürfnissen ausgiebige Rechnung getragen wird. Bei der Prüfung der Strafbarkeit des Elektrizitätsdiebstahls nach gemeinem Strafrecht hätte von diesem Standpunkt das Reichsgericht*) sich nicht auf eine Untersuchung darüber beschränken dürfen, ob der § 242 Str.-G.-B. unter „Sachen" noch anderes als die „res, quae tangi possunt" begreifen wollte, sondern die Frage lautete weiter, ob der Sachbegriff sich als solcher nicht geändert hat und ob nicht bei der Elektrizität die Voraussetzungen, unter denen das Strafrecht körperlichem Eigentume Schutz gewährt, in gleicher Weise vorhanden seien.

In einer Zeit, wo die soziale Bedeutung der Dinge zum wesentlichen in ihrem materiellen Werte besteht, ist es ferner vom evolutionistischen Standpunkte völlig unverständlich, wie für die strafrechtliche Schuldfrage dieser Bewertung jede Bedeutung abgesprochen werden und wie der Staat auf die Ermittelung eines Zehnpfennigdiebstahls das Hundertfache an Kosten aufwenden kann. Der Iheringsche Standpunkt vom „Kampf ums Recht" ist völlig überlebt. Wer 50 Mark an Kosten bezahlt, um einen Prozeß von 1 Mark zu gewinnen, verdient, von besonderen Fällen abgesehen, heute keineswegs das Lob eines verständigen Mannes.

---

*) Entsch. in Strafs. Band 32, Seite 165 ff.

Digitized by Google

Eines der wichtigsten Anzeichen erwachenden Verständnisses für den engen Zusammenhang zwischen dem Recht und den übrigen sozialen Erscheinungen ist die jüngst mehrfach erfolgte Mitarbeit von Nichtjuristen in staatlich berufenen Gesetzeskommissionen. Sie geht Hand in Hand mit der Heranziehung der Laien zur praktischen Rechtspflege. Denn diese urteilen nach ihren eigenen Berufsanschauungen und tragen so dazu bei, das Gesetz im Wege der Auslegung den allgemeinen Bedürfnissen anzupassen. In Juristenkreisen denkt man allerdings über den Wert der Laienrechtsprechung vielfach anders. Indem in ihr a priori ein Notbehelf erblickt wird, sucht der Schöffenrichter die Meinungsäußerung der Beisitzer zu unterdrücken, statt sie zu einem selbständigen Urteil anzuleiten und sich ihrem Einfluß zu unterwerfen. Das alles liegt nur an der Verständnislosigkeit für den empirischen Entwickelungsgang der Gerichtsverfassung, der zweifellos auf eine weitere Stärkung des Laienelements in der Rechtsprechung hinausgeht.

Schluß.

Wer solchen Untersuchungen entgegenhält „Bauer, das ist ganz was anderes; Recht und Naturwissenschaften sind verschiedene Dinge, die nichts miteinander gemein haben", mit dem ist nicht zu rechten. Denn der angeborene unwiderstehliche Trieb nach einheitlicher Weltanschauung ist eben die Grundlage aller philosophischen Forschung. Wer sich aber an den scheinbar entgegengesetzten Entwickelungsgang der bisherigen Rechtswissenschaft anklammert und befürchtet, die zweitausendjährigen Errungenschaften juristischen Denkens zu verlieren, der sei auf den naturphilosophischen Erfahrungssatz verwiesen, daß die Erfolge der Forschung nicht durch die Richtigkeit der Problemstellung bedingt werden.*) Die Chemie hat mehr denn ein Jahrtausend an dem Problem der Verwandlung der Metalle in Gold gearbeitet, um sich schließlich von seiner Verfehltheit zu überzeugen. Dieses Ergebnis thut aber der Thatsache keinen Abbruch, daß wir den Versuchen, jenes Problem zu lösen, die wichtigen Entdeckungen verdanken, aus denen sich nachher die neuere Chemie entwickelt hat. In der bereits erwähnten phlogistischen Periode hat die Chemie nochmals die gleiche Erfahrung gemacht und dasselbe gilt von der Physik für die Bemühungen um die Konstruktion des perpetuum mobile und für die Mathematik von der Denkarbeit, die auf die Quadratur des Kreises verwandt ist.

Wenngleich es sich hier also um eine völlige Verschiebung der Grundlagen des Rechts, um eine Umbildung der Rechtswissenschaft aus einer spekulativen Wissenschaft in eine empirische handelt, so ist doch dieser Schritt nicht größer als der der Chemie, als sie nach Ueberwindung der alchemistischen Periode ihre alleinige Aufgabe in der Erforschung des Zusammenhanges der gegebenen Körper erkannte. Ueberhaupt sind immer die wichtigsten Fortschritte an die Erkenntnis gebunden gewesen, daß es nicht darauf ankomme, den Lauf der Natur

*) Vergleiche Paul Volkmann: Ueber die Fragen der Existenz, Eindeutigkeit und Vieldeutigkeit der Probleme und ihre mannigfache Bedeutung und Rolle für naturwissenschaftliche Auffassung und Erkenntnis. Annalen der Naturphilosophie, herausgegeben von Wilhelm Ostwald, Band 1, Seite 104 ff.

Digitized by Google

zu meistern, sondern sich ihr anzupassen. Noch neuerdings hat Nansen für die Ueberlegenheit dieser Methode ein schlagendes Beispiel gegeben, indem er nach zahlreichen erfolglosen Versuchen seiner Vorgänger, das den Nordpol umgebende Eis zu durchbrechen, die Lehre zog, daß er sich einfrieren lassen und das Eis selbst als Triebkraft benutzen müsse.

Man halte dem nicht entgegen, daß es sich hier überall um naturwissenschaftliche Forschung handele. Denn auch die Chemie ist ehedem eine spekulative Wissenschaft gewesen. Es fragt sich nur, ob für das Recht zu einem solchen Schritt bereits der Zeitpunkt gekommen ist. In dieser Beziehung sei aber auf die allgemeine Unzufriedenheit mit unserer Rechtsprechung verwiesen, während die derzeitige Rechtswissenschaft mit ihren subtilen Spekulationen das allgemeine Verlangen nach Reformen nicht zu befriedigen vermag.

Die klerikale Gefahr im Lichte des Darwinismus.

Dr. phil. Clemens Ehlers.

Im deutschen Reichstag ist die klerikale Partei zwar nicht die Regierungspartei, aber sie hat sich selbst mit Wohlbehagen die „regierende" Partei genannt, d. h. sie fühlt sich so übermächtig, daß die Staatsregierung auf sie Rücksicht nehmen muß und mit ihr stillschweigende Kompromisse eingeht.

In Baden unternimmt das Centrum einen Vorstoß, indem es die Zulassung von Männerklöstern verlangt, und in Bayern verweigert es die Etats-Posten für Kunst und Wissenschaft, weil liberale Vertreter der Universität einen dem Centrum genehmen Kultusminister zu Fall gebracht haben.

Während in Deutschland der Klerikalismus, nicht zum geringsten durch Verschulden der Regierungen, im Vormarsch begriffen ist, sehen wir dagegen in Frankreich, wie mit eiserner Strenge und Konsequenz ein Kulturkampf gegen die politische und geistige Bevormundung des Volkes durch die Kirchenmacht unternommen wird, der das Herz aller freien Geister höher schlagen läßt. Man erkennt dort die Gefahren, die den Aufgaben des modernen Staates und der modernen Welt- und Lebensanschauung von seiten des Klerikalismus drohen. Selbst Spanien scheint sich aus jahrhundertlangem Schlaf aufzuraffen und einen Anfang zu machen, gegen die Klöster und die vom Klerus beherrschten Schulen mit liberalem Geist vorzugehen.

Worin bestehen die Gefahren des Klerikalismus? Erstens in der geistigen Herrschaft über die Gemüter, in Kirche, Schule und öffentlichem Leben, die ein Hemmnis für die gesunde fortschreitende Entwickelung des Volksgeistes ist. Politik ist aber von der Religion nicht zu trennen. Die Gewalt über die Geister bedeutet eine politische Macht, die den Staatsmechanismus kirchlich reaktionären Zwecken dienstbar macht. Eine größere Gefahr besteht aber in einer anderen Richtung, die nur verstanden werden kann, wenn man etwas tiefer

Digitized by Google

in die innersten natürlichen Kräfte und Gesetze des Völkerlebens eindringt. Die Naturwissenschaft lehrt uns, die Staaten in Bezug auf ihre organischen Rassen-Grundlagen zu prüfen und die Entwickelung, den Aufstieg und Verfall der Völker nach denselben Methoden zu erforschen, wie die Entwickelung anderer organischer Arten. So entsteht das Problem, die klerikalen Gefahren „im Lichte des Darwinismus" zu betrachten.

Es ist ein besonderes Verdienst von Professor A. Dodel, auf die physiologischen Gefahren des Klerikalismus für das Staats- und Völkerleben mit ernst und kräftig mahnenden Worten hingewiesen zu haben.*) Er geht von dem wissenschaftlich durchaus gerechtfertigten Gedanken aus, daß das Menschengeschlecht denselben physiologischen Gesetzen der Fortpflanzung und Vererbung unterworfen sei, wie die Tiere und Pflanzen. Die Rassen erhalten sich nur durch Ueberleben und Fortpflanzung der Besten. Alle Einrichtungen, welche die Auslese und Fortpflanzung der Besten hemmen oder unmöglich machen, wirken zur Verschlechterung der Rassen. Die Ehelosigkeit der Priester ist eine solche Institution, welche seit ungefähr tausend Jahren rassenverschlechternd gewirkt hat, indem sie dem Volk einen Teil des besten Blutes und tauglichsten Keimplasmas entzog. Krüppel, Buckelige, mit Kropf Behaftete, Einäugige und Schielende werden von dem Priesteramt ausgeschlossen. Nur die von Natur an Leib und Seele am besten ausgestatteten, die gesundesten, schönsten und intelligentesten jungen Männer aller Generationen werden brutal und künstlich aus der natürlichen Lebensgemeinschaft herausgerissen und gehen so dem Fortpflanzungs- und Vererbungsprozeß der Rasse verloren. Dodel nennt daher mit Recht die Ehelosigkeit der Priester einen permanenten Raubzug der Kirche gegen die Kraftquelle des Volksintellekts, ein markzerstörendes Prinzip gegen alles Gedeihen der ganzen Menschheit: „Das Cölibat bedeutet permanente Rassenverschlechterung, unausgesetztes Ausjäten der Stärkeren unter gleichzeitiger Schonung der Schwachen; mit anderen Worten, langsamen Selbstmord der Volkskraft."

Auf diese unheilvolle Ausjätung der Besten führt Dodel, wie es vom Standpunkt der historischen Biologie nicht anders sein kann, den politischen und geistigen Niedergang der katholischen Länder zurück und die offenkundige Thatsache, daß in gewissen Bevölkerungen der Katholik im allgemeinen die Konkurrenz mit dem Protestanten nicht bestehen kann. Dodel berechnet, daß, wenn man auf je 1000 Katholiken einen Priester rechne, für die katholische Welt 250 000 Cölibatäre kommen, so daß mindestens eine halbe oder dreiviertel Millionen legitimer Kinder ungeboren bleiben. In Wirklichkeit wird diese Zahl jedoch weit überschritten. In Spanien giebt es im ganzen 100 000 geistliche Genossenschaften. In Tirol kommt sogar durchschnittlich eine geistliche Person auf je 150 Einwohner. „Wenn dieses herrliche Alpenland", schreibt Dodel, „geistig und materiell fast an den Rand des Bankerotts gekommen ist, so verstehen wir das. Alles geht ganz mit natürlichen Dingen zu; denn der Klerikalismus verdummt die Menschen solcherart, daß die Völker verfaulen, ohne daß sie es merken."

*) A. Dodel, Entweder — Oder! Eine Abrechnung in Sachen der Frage: Moses oder Darwin? Stuttgart 1902.

Digitized by Google

Rechnet man dazu die ehelos bleibenden Nonnen, so wird die Zahl der geistlichen Personen noch größer und da zugleich ihre Mutterkraft aus der organischen Rassenentwickelung ausgeschlossen bleibt, so wird die Zahl der ungeborenen Opfer geradezu enorm. Wenn man bedenkt, daß dieser unheilvolle Ausjäteprozeß schon seit tausend Jahren die Völker dezimiert, so ist es gerechtfertigt, wenn Dodel ausruft: „Das ist eine schwere, eine niederschmetternde Anklage, die wir gegen die verhängnisvolle Institution des Cölibats erheben."

Was hier Dodel vom Standpunkt des darwinistischen Geschichtsbetrachters einwandfrei und unwiderleglich beweist, ist in seiner Gefahr für das Volks- und Staatsleben schon von dem römischen Kaiser Julian geahnt worden. Bei Cyrillus Alexandrinus klagt derselbe die Christen an: „Die besten Köpfe unter euch erzieht und bildet ihr zum Studium euerer heiligen Schriften; ich will aber ein Narr und Schwätzer heißen, wenn nicht diese Leute, nachdem sie das Mannesalter erreicht haben, ebenso unbrauchbar zu Staatsgeschäften sind wie Sklaven, wenn sie nicht Sklavenseelen haben." Dies gilt freilich nur für die älteren Zeiten der Kirche. Als sie aber eine politische Macht geworden war, studierten die Priester nicht nur die heiligen Schriften, sondern auch die Regeln der Diplomatik und Demagogik. Es entstanden die politischen Päpste, Kardinäle und Kapläne, welche die Macht der Kirche doppelt gefährlich gemacht haben.

In der That, es ist ein gut Teil der Besten an Leib und Seele, die zum ehelosen Priester auserwählt werden, namentlich aus der Bauernschaft und den mittleren Ständen. Daß die katholische Geistlichkeit teilweise sehr intelligent ist, beweist ihre Kampfesart und die Geschichte ihrer dogmatischen Litteratur. Aber die Ziele des Klerikalismus treiben diese Intelligenz in eine einseitige und verwerfliche Richtung, in die listigen Künste jesuitischen Scharfsinns. Die statistisch nachgewiesene Langlebigkeit der katholischen Priester ist ein Beweis ihrer physischen Gesundheit, die auf eine absichtlich darauf gerichtete konstitutionelle Auslese der Kandidaten zurückzuführen ist. An die Krankenschwestern werden Anforderungen hoher physischer und moralischer Leistungsfähigkeit gestellt, die infolge ihrer Ehelosigkeit der Rasse unwiderbringlich verloren geht.

Das Gedeihen der Völker und des ganzen Menschengeschlechts hängt von der Gesundheit und Kraft ihrer organischen Fundamentierung ab. Die öffentlichen und privaten Einrichtungen, die Sitten und Gewohnheiten, sind die sozialen Auslese-Mechanismen, welche die Erhaltung, Steigerung oder Verschlechterung der an „Blut" und „Keimplasma" gebundenen physiologischen Existenzbedingungen der Staaten und Kulturen beherrschen.

Das Priestercölibat ist ein Ausjäte-Mechanismus der unheilvollsten Art. Darin besteht die Gefahr des Klerikalismus im Lichte der Naturwissenschaft. Möchten die Politiker alle Aufmerksamkeit und Kraft darauf verwenden, der Rasse feindliche Auslese-Einrichtungen abzuschaffen, ehe es zu spät ist, ehe „die Völker verfaulen, ohne daß sie es merken".

In Deutschland erhebt der Klerikalismus immer dreister das Haupt. Die Regierung behandelt ihn mit versöhnlichem und schmeichlerischem Geiste. Hat man aber nichts aus der Geschichte gelernt? Weiß man

Digitized by Google

nicht, daß der Klerus um so unverschämter und üppiger ist, je nachsichtiger er behandelt wird?

Nun, wir wünschen einen neuen Kulturkampf herauf, nicht nur einen politischen, sondern einen religiösen, der das Werk der Reformation vollendet. Denn Gefahr ist im Verzug, eine Gefahr, die nicht nur in politischer und geistiger Hinsicht verderblich ist, sondern die das Mark des Volkes an der Wurzel zernagt. Der Klerikalismus ist, naturwissenschaftlich gesprochen, eine anthropologische Gefahr!

Ethnologie und Ethik.

Professor Thomas Achelis.

Der Grundsatz der idealistischen Ethik hat in der bekannten Formel Kants seinen bündigsten Ausdruck gefunden: Handle so, daß deine Maxime jederzeit Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden kann. Dies war der unweigerlich befehlende, gegen alle Einflüsse der Sinnlichkeit unempfindliche kategorische Imperativ, dem der Königsberger Altmeister eine so warme Apotheose widmete; die Form dann, in welcher sich jener rigorose, allmächtige Faktor bekundet, war die Pflicht, die einem jeden in Widerstreit mit seinen persönlichen Neigungen das besondere Verhalten in allen Lebenslagen vorschreibe. Diese durch erhabene Gesinnung ausgezeichnete Anschauung leidet freilich, wie bald ersichtlich, an mancherlei Gebrechen; zunächst muß der Umstand bedenklich machen, daß jene Erkenntnis von der fraglichen Allgemeingiltigkeit des subjektiven Handelns offenbar nicht apriorisch, mit instinktiver Sicherheit und Unfehlbarkeit sich äußern, sondern nur erst als das praktische Ergebnis bestimmter Versuche und höchst wahrscheinlich auch mannigfacher Irrtümer sich herausbilden kann. Sodann wollten manche unbequeme Thatsachen der Erfahrung sich dieser Deduktion nicht recht fügen; war die Pflicht eine lex hominibus innata, die jedem Menschen, einerlei welchen Standes und welcher Bildung, sein normales Verhalten vorschrieb, so mußte sich ein gewisser aufsteigender Entwickelungsgang im Völkerleben verfolgen lassen. Von einer solchen Gliederung sittlicher Ideen lehrt uns aber die Ethnologie, wenn wir deren Dokumente zu Rate ziehen, herzlich wenig; sie hat uns vielmehr Sprünge in diesem Prozeß aufgezeigt, die jegliche organische Entfaltung aus einer allgemeinen umschließenden Idee verwehren, nachgewiesen, daß auf gewissen Gesittungsstufen der Totschlag als rühmliche That gilt, daß sittliche Extreme der schlimmsten Art bei manchen Naturvölkern unbedenklich im Schwange sind, während auf die Beobachtung harmloser, geradezu lächerlicher Aeußerlichkeiten und Ceremonien der stärkste Nachdruck gelegt wird. Das läßt sich nicht leichter Hand nur mit Mißbildungen, Entartungen und anderen Verlegenheitsausdrücken erklären und abthun, der Grund liegt vielmehr tiefer, d. h. in einer Unzulänglichkeit des empirischen Materials, das der Untersuchung zur Verfügung stand. Wie hätte dies auch ausreichend sein sollen, da es lediglich dem immerhin geographisch-ethnographisch recht beschränkten Gesichtskreis des 18. Jahrhunderts

Digitized by Google

entstammte? Es ist deshalb kein Zufall, wenn neuerdings, besonders unter Zuhilfenahme naturwissenschaftlicher und ethnologischer Belege und Beweise, von verschiedenen Seiten versucht wird, bisweilen unter völliger Wahrung des idealen Sinnes der Ethik in ihrer Aufgabe, dieser Disziplin eine verläßlichere Grundlage zu geben. Wir möchten dies Unterfangen speziell durch eine Verwertung ethnologischer Ergebnisse in aller Kürze veranschaulichen. Fragen wir somit zuerst, was will die Ethnologie und inwiefern läßt sich bei ihr ein unmittelbarer Zusammenhang mit ethischen Problemen nachweisen.

Der Name bürgt zugleich für ihre Aufgabe, insofern sie uns ein möglichst getreues Bild der Menschheit, genauer gesagt, der einzelnen Völker auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen entwirft. Daß dasselbe kein im strengsten Sinne lückenloses sein kann, versteht sich bei der Mangelhaftigkeit des Materials von selbst, aber das ist für uns auch nicht entscheidend, so bedauerlich die Thatsache als solche auch sein mag. Denn es handelt sich für unsere Perspektive nicht um den üblichen chronologischen Leitfaden, dem auf der anderen Seite der topographische Zusammenhang entspricht, sondern lediglich um die psychologische Entwickelung der fraglichen Erscheinungen. Diese kausale Abhängigkeit hat aber nichts mit der zeitlichen Abfolge zu thun, wofern man nicht unberechtigter Weise in die Zeit selbst, was freilich gelegentlich geschieht, eine innere Bedingung und Wechselwirkung hineinverlegt. Diese auf den ersten Blick seltsame Gleichartigkeit derselben Ideen und Anschauungen bei völlig verschiedenen Völkern und in völlig entlegenen Zeiten veranschaulicht so recht eindringlich eine Vergleichung auf dem Gebiet des Rechts, wie das ein vortrefflicher Forscher, der seiner Wissenschaft leider zu früh entrissen ist, nämlich Post, bestätigt hat. Rechtsgebräuche, welche mit verschiedenartigen ethnisch-morphologischen Organisationsformen aufs innigste zusammenhängen und charakteristisch für bestimmte Entwickelungsstufen sind, findet man zeitlich durch Jahrhunderte und Jahrtausende getrennt bei verschiedenen Völkerschaften. Die Chronologie hat stets nur für ein einzelnes ethnisches Organisationsgebiet Bedeutung. Im ethnischen Gesamtgebiet liegen stets alle Entwickelungsstufen nebeneinander. Es ist nun möglich, diese sämtlichen Erscheinungen des Völkerlebens bis zu einem gewissen Grade nach diesen Entwickelungsstufen zu ordnen und diese Entwickelungsstufen in einen genetischen Zusammenhang zu bringen. Man erhält alsdann ein ähnliches Bild, wie es die genetische Morphologie an die Stelle des durch die systematische Botanik und Zoologie dargebotenen gesetzt hat (Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft II, 5). Die einzelnen Elemente dieses Prozesses, die im historischen Sinne vielleicht das höchste Interesse beanspruchen können, die Völker in ihren auf- und absteigenden Entwickelungsphasen verschwinden völlig gegenüber dem umfassenden Unternehmen, die Genesis und die Entfaltung der menschlichen Rasse nach ihren verschiedenartigen Manifestationen, also in Religion, Mythologie, Rechte, Sitte, Kunst u. s. w. von den primitivsten tierischen Anfängen bis zu den kompliziertesten Kulturprodukten hin zu zeichnen. Das maßgebende Prinzip ist die durch ein thunlichst lückenloses, jedenfalls äußerst reichhaltiges Material gestützte Vergleichung, die ihrerseits, ebenso wie die naturwissenschaftliche Induktion,

Digitized by Google

nicht bloß auf bestimmte konkrete Thatsachen zurückzugreifen braucht, sondern sich auch gelegentlich der für weitreichende Rückschlüsse so besonders bedeutsamen Ueberlebsel (survivals nach dem Ausdruck Tylors) bedient, die oft ein überraschendes Licht auf längst entschwundene Perioden und erstorbene Anschauungen werfen. Gerade für die genetische Weltanschauung, die nicht mit fertigen Begriffen arbeitet, sondern lediglich die Entfaltung gewisser apriorischer Anlagen verfolgt, ist dies Moment so ausschlaggebend, daß wir es noch gern mit einigen Worten beleuchten möchten. Wie schon angedeutet, alle Zweige der kinderreichen Naturwissenschaft haben mehr oder minder sich dieses Gedankens bemächtigt und ihn weiter gebildet. Wie man aus gewissen rudimentären Organen unseres Körpers dessen frühere Geschichte erraten kann, wie uns die verschiedenen Erdschichten ebenso über die früheren Perioden unseres Planeten einen sicheren Aufschluß verschaffen, so läßt sich auch aus diesen charakteristischen Ueberresten sozialer Entwickelungsstufen auf die Struktur längst vergangener Organisationen mit ihren speziellen Anschauungen schließen. Wir beziehen uns hier zum Beweis auf die Auslassung des oben genannten berühmten englischen Anthropologen Tylor, der zuerst einen so außerordentlich glücklichen Gebrauch von diesem methodischen Hilfsmittel in der Völkerkunde gemacht hat. Er sagt u. a.: Zu den Zeugnissen, mit deren Hilfe wir den Weg, welchen die Civilisation der Erde eingeschlagen hat, verfolgen können, gehört auch jene Gruppe von Erscheinungen, für die ich es für gut befunden habe, den Ausdruck Ueberlebsel einzuführen. Dies sind allerhand Vorgänge, Sitten, Anschauungen u. s. f., welche durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind, der von demjenigen, in welchem sie ursprünglich ihre Heimat hatten, verschieden ist, und so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines älteren Kulturzustandes, aus dem sich ein neuerer entwickelt hat. So kenne ich eine alte Frau in Somersetshire, deren Handwebestuhl noch aus der Zeit vor der Einführung des fliegenden Schiffchens stammt, und welche niemals dieses neue Werkzeug zu gebrauchen gelernt hat, und ich habe sie in alter, klassischer Weise ihr Schiffchen von Hand in Hand werfen sehen; diese alte Frau ist noch nicht ein Jahrhundert hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, aber sie ist ein Ueberlebsel. Solche Beispiele führen uns oft zu Sitten, welche vor hundert und selbst tausend Jahren galten. Das Gottesurteil auf Schlüssel und Bibel, welches noch im Gebrauch ist, ist ein Ueberlebsel; das Johannisfeuer ist ein Ueberlebsel, das Allerseelen-Abendmahl der bretonischen Bauern für die Seelen der Verstorbenen ist ein Ueberlebsel. Die einfache Erhaltung der alten Gebräuche ist nur ein Teil des Ueberganges aus alten zu neuen und veränderten Zeiten. Oft sehen wir die ernsten Beschäftigungen der alten Gesellschaft zum Spiele späterer Generationen herabsinken und ihren alten Glauben in Ammenmärchen sein Leben fristen, während Gebräuche, welche sich aus dem Leben der alten Welt erhalten haben, sich den Formen der neuen Welt angepaßt haben und nun auf Gutes und Böses mächtigen Einfluß ausüben. Bisweilen brechen alte Gedanken und Gewohnheiten von neuem hervor zum Erstaunen der Welt, welche sie für längst gestorben oder sterbend hielt; hier tritt an die Stelle des Ueberlebens Wiederaufleben, wie es noch kürzlich in so

Digitized by Google

merkwürdiger Weise in der Geschichte des modernen Spiritismus vorgekommen ist, ein Vorfall, welcher vom Standpunkt des Ethnographen höchst lehrreich ist. Das Studium der Gesetze des Ueberlebens hat in der That keine geringe praktische Bedeutung; denn das Meiste von dem, was wir als Aberglauben zu bezeichnen pflegen, gehört in dies Gebiet und liegt so den Angriffen seines tödlichsten Feindes, einer vernunftmäßigen Erklärung, offen. Obschon nun viele Ueberlebungserscheinungen an sich höchst unbedeutend sind, so ist doch ihr Studium so wichtig, um den Gang der historischen Entwickelung, durch den man einzig und allein ihren Sinn verstehen kann, verfolgen zu können, daß es ein wesentlicher Punkt der ethnologischen Forschung geworden ist, eine möglichst klare Einsicht in ihre Natur zu gewinnen. (Anfänge der Kultur I, 16.) Es leuchtet aber ohne weitere Beweisführung ein, daß die Völkerkunde, die das ganze geistige Wachstum des Menschengeschlechts umfaßt, nicht zum wenigsten sich mit der sittlichen Entwickelung desselben befassen muß, wie sich dieselbe, sei es aus gewissen sozialen Institutionen (wie Ehe, Familie u. s. w.), sei es unmittelbar aus einer Reihe von bestimmten Anschauungen und Urteilen abnehmen läßt. Wie der einzelne Mensch die Entwickelungsstadien seiner Angehörigen in gedrängter Kürze und mit gewissen persönlichen Nüancierungen repräsentiert, so die Völker den Typus der Menschheit, zunächst der in Betracht kommenden Rassen, oder wie Bastian sagt: So werden wir unser eigenes Geistesleben und sein organisches Wachstum in den Reflexen ethnologischer Spiegelungen erschauen, um in einem klar zurückgeworfenen Bilde das zu erkennen, was unmöglich sein würde, an sich selbst wahrzunehmen. Wenn sämtliche Verhältniswerte in der Gedankenwelt festgestellt sind, dann muß sich der Gesetzesplan offenbar, der, in der Auffassung individueller Existenzen gebrochen, aus dem eigenen Selbst als Bewußtsein hervorstrahlt, und aus der Mannigfaltigkeit ethnologischer Gestaltungen auf dem Rund geographischer Einheit schwebt der Flug der Geschichte in die Weite des Unbegrenzten fort. Dieselbe Notwendigkeit organischen Wachstums, die in unauflöslicher Wechselwirkung mit der Umgebung in den Pflanzen Zellen bildet, ruft Gedanken hervor im Menschen und prädisponiert sie zu weiterer Entfaltung. (Vorrede zu Beiträgen für vergleich. Psychol. Seite XI.) Wie die psychologische Bedeutsamkeit dieser Perspektive klar ist, indem sie uns mit überredender Anschaulichkeit in das verschlungene Gewebe bewußter und unbewußter Geistesthätigkeit blicken läßt, so bietet sie auch für die vorliegenden Probleme den sichersten Ausgangspunkt und sehr häufig auch die einzig gesicherte Entscheidung. Wir würden also nicht in erster Linie rein deduktiv beginnen und die Prinzipien der Ethik lediglich spekulativ entwickeln, sondern zunächst die Bildung sittlicher Wertbestimmungen untersuchen. Mit dieser genetisch-psychologischen Methode, welche sich der Betrachtung der Entstehung ethischer Begriffe zuwandte, wurde plötzlich der früher gelegentlich recht abfällig beurteilte Gedanke Spinozas wieder aufgenommen, den der große Denker in seiner schlichten Nüchternheit so ausdrückt: Was das Gute und das Schlechte anlangt, so bezeichnen sie nichts Positives in den Dingen, wenn sie an sich betrachtet werden. Sie sind nur Arten des Denkens und der Begriffe, die man aus der Vergleichung der Dinge bildet. Denn ein

Digitized by Google

und dieselbe Sache kann zu gleicher Zeit gut, schlecht und auch gleichgiltig sein. Unter gut verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns nützlich ist, unter schlecht verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns verhindert, ein Gut zu erreichen (Ethik IV, Vorrede). Es handelt sich somit in erster Linie um eine psychologische Analyse derjenigen Faktoren, die zur Bildung des Gewissens, des sittlichen Bewußtseins, der Pflicht u. s. w. geführt haben, die häufig schon dem Idealisten vor der Untersuchung in ihrer Wirksamkeit feststehen. Für diese Zergliederung kommen zwei Momente der Natur der Sache nach in Betracht, einerseits die ganze Kette unserer Bedingungen und Ursachen, zuletzt nicht zum wenigsten die Organisation, die ethnische Stufe und Zugehörigkeit des betreffenden Menschen, und anderseits die psychische Eigenart des einzelnen selbst, die sich nie auf einen völlig rationalen Rest hin auflösen läßt. Wenn man von dieser absieht und der alten Lockeschen Ansicht von der tabula rasa für die geistige und sittliche Entwickelung des Menschen sich anschließt, so kann von keiner organischen Entfaltung aus gewissen Anlagen und Keimen, die wir eben denknotwendig voraussetzen müssen, die Rede sein. Eine solche Theorie hat noch stets in der Geschichte der Wissenschaften, früher oder später, Fiasko gemacht. Im einzelnen ist selbstredend nie mit voller Sicherheit zu ermitteln, was in der individuellen Entwickelung Sache persönlicher Aneignung oder gar, wenigstens anscheinend, originaler Leistung oder äußerer Beeinflussung ist; nur soweit läßt sich mit unbedingter Sicherheit feststellen, daß, je weiter wir die Leiter der Gesittung herabsteigen, sich der soziale Typus um so mehr mit dem persönlichen Auftreten und Charakter deckt, daß sich somit erst in Zeiten höherer Bildung aus der farblosen Individualität eine eigenartige Persönlichkeit entfaltet. Schäffle, der vom Standpunkt der Descendenztheorie am schärfsten diese soziale Differenzierung ins Auge gefaßt hat, faßt seine Ausführungen so zusammen: Wir wagen den Satz aufzustellen, daß Recht und Sitte als gesellschaftliche, auf Erhaltung des Gemeinwesens und seiner integrierender Glieder gerichtete Ordnungen der Variations-, Anpassungs-, Vererbungs- und Streitvorgänge im Inneren der menschlichen Gesellschaft aufgefaßt werden müssen, als Ordnungen, durch welche die natürliche Sozialzuchtwahl immer mehr über die bestiale Form der natürlichen Auslese emporgehoben und die subjektive Tugend, Rechtlichkeit und Sittlichkeit gesellschaftlich unterstützt und befestigt wird. Und in etwas genauerer Fassung und Anwendung: Die natürliche Auslese, einmal in das Stadium der Entwickelung des Menschen eingetreten, zwingt zur Bildung von vernunft- und sprachvermittelter Gemeinschaft. Sie hinterläßt jene Gemeinwesen als siegreich, welche durch Vervollkommnung, Gliederung und Vereinigung aller besonderen Kräfte, durch friedliche Führung der Interessenkämpfe in ihrem Inneren, durch Ausschließung der Gewalt, durch Verträglichkeit, durch positiv fruchtbaren Wetteifer, durch wechselseitig nützliche Anpassung der Sieger und der Besiegten, durch Emporhebung der Tüchtigen und durch Unterstützung und Stärkung der Schwachen die höchste kollektive Lebenskraft sich angeeignet haben. Die am meisten ethischen Gemeinschaften sind die stärksten. Um der Selbsterhaltung willen müssen sich alle Gemeinschaften, Untergemeinschaften und Individuen rechtlich und moralisch anpassen, von der bestialen

Digitized by Google

zur ethischen Führung der Daseinskämpfe sich erheben. Das äußerlich zwingende Recht und die innerlich ergreifende Sitte müssen somit bei Strafe der Vernichtung des Unsittlichen im Daseinskampf Boden gewinnen und erstarken. Gemeinwesen, die die gesellschaftfördernden Ordnungen der Anpassung, Vererbung und Streitführung, das Recht und die Moral verwahrlosen, sind dem sicheren Untergang verfallen; denn sie werden oder bleiben zu schwach, um im Kampf mit stärkeren, weil ethisch besser angepaßten Gegnern sich zu erhalten. Das Spiel der natürlichen Sozialzuchtwahl ist nicht bloß ein Vervollkommnungsapparat, sondern auch ein Gericht, das einzig empirisch erkennbare Stück einer sittlichen Weltordnung, welche das Vollkommene emporhebt und das Verkommene vernichtet. (Ueber Recht und Sitte vom Standpunkt der soziologischen Erweiterung der Zuchtwahltheorie, in Vierteljahrsschr. für wiss. Philos. II, 38 ff.) Die natürliche Auslese sichert jeden höheren geistigen Fortschritt und dieser ist nichts weiter als die sich stets steigernde Vervollkommnung des Ganzen zufolge der potenzierten Leistungsfähigkeit des einzelnen. Vermöge aber dieses stets größere Sphären des sozialen Lebens in seinen Bereich ziehenden Kampfes bildet sich eine immer schärfere Individualität heraus, die jetzt den beherrschenden Mittelpunkt des Ganzen ausmacht. Während die primitive Gesittung nur ethnische Instinkte kennt, welche die Bedeutung des einzelnen gar nicht aufkommen lassen, nur Kollektiveigentum, Kollektivpflichten, wie die Blutrache und Friedloslegung immer Akte des betreffenden sozialen Organismus sind, nicht aber Aeußerungen individueller Willkür, so arbeitet sich erst sehr langsam aus diesem chaotischen Gewirre die festgeschlossene Persönlichkeit des einzelnen heraus, der für sich in seiner Umgebung ein genau abgestecktes Maß von Rechten und Pflichten beanspruchen darf. Mit dieser Steigerung des Wertes der Persönlichkeit hängt deshalb die bekannte Erscheinung zusammen, daß, während früher Recht und Sitte sich vollkommen oder doch fast decken, später die härtesten Konflikte zwischen den beiden Faktoren eintreten und gerade die eigenartigsten Naturen am wenigsten dem Durchschnittstypus der betreffenden Organisation entsprechen.

Diese Andeutungen und allgemeinen Umrisse müssen genügen; zwei immerhin recht wichtige Folgerungen lassen sich schon jetzt ziehen. Zunächst wird es einleuchten, daß von keiner absoluten, vor aller Entwickelung und Geschichte fertigen Moral die Rede sein kann, — wenigstens keinem normativen Sittengesetz, sobald man nicht mehr etwa auf die bloße Form, sondern auch auf den etwaigen Inhalt desselben sieht. Die Variierungen sind in dieser Beziehung, wie bereits früher angedeutet, so stark, daß eine derartige Annahme völlig ausgeschlossen erscheint. Nicht willkürlich gemachte und zufällige Grundsätze sind sie (nämlich Recht und Sitte), sagt der erst erwähnte Schäffle, aber doch nicht ewig in dem Sinne, daß sie ursprünglich fertig wären, daß sie in geschichtsloser Weise zur Anerkennung gelangen könnten, aus einer anderen Welt in unser Gewissen plötzlich hineingerufen, oder daß sie den verschiedenen Inhalt verschiedener Entwickelungsperioden gegenüber stets denselben konkreten Inhalt haben müßten. Solcher Ewigkeit von Recht und Moral widerspricht die Erfahrung der ganzen Rechts- und Sittengeschichte. Eine Theokratie fordert sogar im Namen Gottes Vernichtung der Andersgläubigen;

Digitized by Google

die primitive Stammesgenossenschaft befiehlt die Blutrache und die Vernichtung aller Feinde, heiligt Menschenopfer und Menschenfresserei, während unserer Toleranz und Humanität das alles ein rechtlicher und sittlicher Greuel ist. Aber derselbe kollektive Erhaltungstrieb ist es, der bei verschiedenen Bedingungen und Inhalten der Selbsterhaltung verschiedenes, zum Teil entgegengesetztes, erlaubt und verbietet (a. a. O. S. 61). Durch diese psychologisch-genetische Zergliederung der Moralgesetze werden wir sodann zu einer objektiven, wahrheitsgemäßen Würdigung dieser Entwickelungsergebnisse geführt, wir begreifen, wie der Mensch naturgemäß das Centrum von sittlichen Ideen werden kann, denn in der ethnologischen Perspektive erscheint der einzelne eingefügt in seinen organischen Zusammenhang sozialer Beziehungen. Das Individuum ist der adäquate Ausdruck des moralischen Typus, wie er der ganzen Organisation zukommt, Moralität heißt nichts weiter als diese Kongruenz des einzelnen mit dem Charakter des ihn tragenden und fördernden Verbandes, und jene wird um so höher sein, je mehr er zur Konsolidierung der betreffenden Association beiträgt, und umgekehrt. Moral und Sitte erscheinen so als naturnotwendige Ergebnisse einer Differenzierung des Individuums im Kampfe mit den gegebenen Existenzbedingungen. Da eben der Mensch nur getragen und erhalten wird durch die Organisation, so wird eben dadurch die soziale Forderung begreiflich, mit allen Kräften den Ausbau dieser Vereinigung zu kräftigen. Der Mensch kann nie als isoliertes Wesen sich voll ausleben, wie ja schon Aristoteles ihn ganz zutreffend als ein von Natur soziales Geschöpf bestimmte; alle in der Hauptsache von Rousseau herrührenden und von der systematischen Philosophie des 18. Jahrhunderts weiter ausgesponnenen Gedanken von der Selbstherrlichkeit des Individuums, das vor den großen sozialpsychischen Schöpfungen der Sprache, Religion, Sitte, des Rechts und Staates in einer ganz fragwürdigen Existenz schon bestanden haben sollte, beruhen auf einer den Thatsachen völlig widersprechenden Fiktion, die deshalb auch auf allen Gebieten zu den verhängnisvollsten Fehlschlüssen geführt hat. Ein in strengster Isolierung aufgewachsener Mensch würde es freilich, weil er selbst seinem ganzen Wesen nach das Entwickelungsprodukt früherer sozialer Perioden ist, zu gewissen dürftigen Ansätzen ethischer Vorstellungen bringen, aber nie sein sittliches Bewußtsein ausgestalten und mit bestimmten, klaren Grundsätzen erfüllen können, da ihm eben der fruchtbare Nährboden, der soziale Zusammenhang fehlt. Von einem Gewissen, geschweige denn von beherrschenden Idealen würden wir bei ihm schwerlich reden dürfen. Freilich ist dabei ein Punkt, den wir früher schon flüchtig andeuteten, nicht zu unterschätzen, der die persönliche Entscheidung des einzelnen betrifft; so sehr wir von der Wandelbarkeit der sittlichen Ideale in den verschiedenen Zeiten auch überzeugt sein mögen, so wenig läßt sich die letzte ausschlaggebende Empfindung, das Sollen, das Pflichtbewußtsein als ein bloß mechanisches Anpassungsprodukt begreifen. Nur wenn dies Gefühl des Sollens, je nach Lage der Sache denkbar verschiedenartig, bereits in der Brust des Menschen wirksam ist, kann sich auf Grund irgend einer Autorität eine sittliche Entwickelung des Individuums vollziehen. In dieser Beziehung stimmen wir vollkommen mit dem Vertreter eines Idealismus, mit Windelband

Digitized by Google

überein, der das vorliegende Problem so auffaßt: Die Aufgabe der Gesellschaft wurzelt in dem Begriffe der Allgemeingiltigkeit, sie soll zum Bewußtsein und zur äußeren Darstellung bringen, was in ihr allgemein gilt. Damit schafft sie ihr Kultursystem. Damit ist aber nun zugleich der Inhalt des individuellen Pflichtbewußtseins, soweit dasselbe von der historischen Besonderheit unabhängig ist, gegeben. Die Pflicht des Individuums ist, im Dienste der Gesellschaft zu stehen, aber in dem Sinne, daß die gemeinsame Arbeit derselben ihr Kultursystem erzeuge. Das materiale Prinzip der Ethik lautet: Thue das Deine, damit in der Gesellschaft, der du angehörst, ihr gemeinsamer geistiger Gehalt zum Bewußtsein und zur Herrschaft gelange. Aus diesem Grundsatz ergeben sich dann wieder eine Anzahl besonderer Pflichten, welche als Kulturpflichten zu bezeichnen sein dürften. Als Leitfaden für ihre Auffindung müßte wieder die psychologische Einteilung sich darbieten, wonach das Gesamtbewußtsein sich auf den drei Gebieten des Vorstellens, Fühlens, Wollens zu entwickeln hat, und immer handelt es sich um die unerläßlichen Bedingungen für die Gemeinsamkeit dieser Thätigkeit. Jene inhaltlichen Hauptpflichten der Wahrhaftigkeit, der Sympathie, des Wohlwollens, auf welche alle ethischen Untersuchungen hindrängen, erscheinen hier neben anderen als die notwendigen teleologischen Konsequenzen der Aufgabe, und als die Realisierung des Kultursystems treten uns die drei großen Güter Wissenschaft, Kunst und Ideal entgegen. (Präludien, S. 310.)

Damit verknüpft sich endlich noch ein Problem, dem wir zum Schluß noch eine, wenn auch nur kurze Beachtung schenken müssen, nämlich die soeben berührte Frage nach der Allgemeingiltigkeit sittlicher Vorstellungen. Gewiß schwanken die einzelnen sittlichen Ideale, wie wir früher sahen, außerordentlich, und es würde unseres Erachtens keinem Scharfsinn gelingen, sie als Strahlenbrechungen einer einzigen Idee aufzufassen. Trotzdem ist es möglich, in ihnen gewisse, wenn auch noch so allgemeine Elemente zu erkennen, die in allen Veränderungen und Verkleidungen wiederkehren, sowohl auf den Stufen primitiver Gesittung, wie auf denen höherer Bildung. Diese Urbestandteile jeglicher Organisation sind die Neigungs- und die Ehrfurchtsgefühle, die schon durch die Natur selbst in die Brust des Menschen eingepflanzt zu sein scheinen. Ohne Sympathie, sei sie auch noch so instinktiv gedacht, würde jede menschliche Organisation alsbald in ein atomistisches Chaos auseinanderfallen, da eben dann lediglich der Egoismus sein verderbliches Szepter schwingen würde; durch die Ehrfurcht, die ursprünglich sich in einem Gefühl der Ohnmacht und Schwäche einer überlegenen Macht gegenüber bekundet, gewinnt die soziale Unterordnung erst ihre wahre ethische Bedeutung. Wundt, der nach eigener Versicherung die Probleme der Ethik in unmittelbarer Anlehnung an die Betrachtung der Thatsachen des sittlichen Lebens untersucht (also einen ganz empirischen Weg einschlägt), erklärt: Die Ehrfurchts- und die Neigungsgefühle beziehen sich ursprünglich auf gänzlich verschiedene Objekte, jene auf übermenschliche Wesen und Kräfte, diese auf die Mitmenschen. Auf den ersteren beruht zunächst das religiöse, auf den letzteren das soziale Leben des Menschen. Beide Grundtriebe treten dann aber in die mannigfaltigsten Verbindungen und gewinnen so einen sich wechselseitig

Digitized by Google

verstärkenden Einfluß auf die von ihnen abhängigen Lebensgestaltungen; insbesondere erwächst jene erweiterte Humanität, welche die höchsten Blüten des gesellschaftlichen Lebens hervorbringt, ursprünglich auf religiösem Boden. Die ganze Entwickelung der Sittlichkeit, so ungeheuer weit die Stufen derselben von einander abliegen, beruht auf der Bethätigung jener beiden Grundtriebe der menschlichen Natur. Die Entwickelung aber der letzteren führt nicht bloß auf übereinstimmende psychologische Elemente zurück, sondern sie ist auch bestimmten Gesetzen unterworfen, die trotz aller Verschiedenheit der Einzelgestaltungen des Lebens einen nicht minder allgemeingiltigen Charakter besitzen (Ethik, Seite 229). Ebenso klar ist die Bedeutung des entgegengesetzten, deshalb unsittlichen Verhaltens, der egoistischen Unbotmäßigkeit und Neigung zur Empörung; hier muß der Tadel, wie bereits angedeutet, schon deshalb eintreten, weil durch ein derartiges Verhalten der Bestand der ganzen Organisation aufs schwerste gefährdet erscheint. Durch den religiösen Nimbus erhalten dann diese ethischen Beurteilungen ihre besondere Wucht, indem der Verbrecher zugleich auch als Feind Gottes und der göttlichen Weltordnung gebrandmarkt wird. Freilich erkaufen diese Grundnormen ihre allgemeine Verbindlichkeit erst wieder dadurch, daß sie unter Vermeidung jeder konkreten Bestimmung für alle Stufen der sozialen Entwickelung dieselbe Forderung an das Individuum richten; diese Verpflichtung des einzelnen, der Horde, des Volkes, der Menschheit ist eine völlig universelle, die betreffende Tugend aber (inhaltlich gedacht), die von ihm auf den verschiedenen Entwickelungsstufen verlangt wird, eine dementsprechend abweichende, ja mitunter geradezu widersprechende. Diese höchsten teleologischen Normen gelten (und das kann nicht stark genug betont werden) nicht mit naturgesetzlicher, d. h. ausnahmsloser Notwendigkeit und Verbindlichkeit, wie eben die thatsächlichen Widersprüche und Ausnahmen beweisen. Aber eben weil diese gelegentlichen Verstöße gegen das oberste Gesetz als solche empfunden und auch wohl geahndet werden, so stellt dieser Umstand die Rechtmäßigkeit und Erhabenheit jenes höchsten sittlichen Ideals in ein um so helleres Licht. Diese letzten und entscheidenden Prinzipien unseres sittlichen Thuns sind somit nicht notwendig und allgemeingiltig, weil vielleicht ohne dieselben sich gar keine soziale Organisation denken ließe (obschon das meist zutreffen dürfte), sondern in dem Sinne, daß nur mit ihrer Hilfe das wahre Ideal menschlicher Bestimmung erreicht werden kann. Wer dies Ideal als bloße Illusion verlacht, wie der Anarchist und Nihilist oder als gleichgiltig betrachtet, wie der sich von aller Gemeinschaft lossagende Asket, mit dem ist weiter nicht zu streiten, weil Voraussetzung und Ziel des sittlichen Strebens fundamental von dem Thatbestand abweichen, den uns die kulturgeschichtliche und psychologische Untersuchung kennen lehrt. Aber um dies Portrait des vordem so häufig vergeblich gesuchten allgemein menschlichen Naturells zu entwerfen, dazu bedarf es, wie hoffentlich die vorliegende Betrachtung gezeigt hat, vorerst der gründlichen Erforschung der uns durch die Völkerkunde in fast unübersehbarer Mannigfaltigkeit zugeführten Dokumente.

Digitized by Google

Berichte.

Biologie.

Was ist das Leben? Der Physiologe Justus Gaule, der sich neuerdings mit den allgemeinen Vorgängen des Lebens, wie dem Einfluß von Tageslicht und Nachtdunkel auf den Gesamtstoffwechsel oder den periodischen Schwankungen in den Lebensthätigkeiten, näher beschäftigt hat, kommt zu der Ansicht, daß das Leben ein erforschbares Naturphänomen sei, das nur komplizierter als die übrigen ist. Erforschbar ist alles, was sich durch Maß und Zahl beschreiben läßt. Aber es giebt zwei Arten von Lebenserscheinungen, von denen die eine Art in den materiellen Vorgängen besteht und vollkommen erforschbar ist, die andere aber, die nur einem Teil der lebenden Wesen zukommt, als unerforschbar betrachtet werden muß. Das Leben ist das Bestehen abgeschlossener, zum Teil aus Eiweißkörpern gebildeter Massen von bestimmtem, durch ihnen innewohnende Kräfte geregeltem Bau, bei fortdauerndem Stoffwechsel und damit verbundenem Energieumsatz. Alle diese Vorgänge sind naturwissenschaftlich erforschbar. Auch ist es nicht nötig, zum Verständnis der Zweckmäßigkeit der Organe, der Vervollkommnungsfähigkeit besondere Lebenskräfte anzunehmen. Vollständig unerforschbar ist aber das empfindende und bewußte Leben. Die Empfindung ist selbst etwas anderes als bloße Massenbewegung im Gehirn. Es besteht eine unüberbrückbare Kluft zwischen mathematisch bestimmbarer Bewegung materieller Teile und den uns nur aus eigener innerer Erfahrung bekannten Vorgängen, die mittelbar an die Bewegung des Stoffes geknüpft erscheinen. Der Fortschritt der wissenschaftlichen Technik kann über diesen Punkt nicht hinaushelfen. Der einzige Ausweg besteht darin, eine selbstverständliche Verbindung der Gehirnvorgänge mit den Seelenvorgängen anzunehmen. Dann erscheint die Thätigkeit des Gehirns nicht mehr als ein bloßes Zeichen der Seelenthätigkeit, sondern sie ist die Seelenthätigkeit selbst. (R. du Bois-Reymond, Die Umschau 1902, 26.)

Periodische Variationen in Organismen. In welcher Weise beeinflußt die siderische Periode des Jahres einen belebten Organismus? Welches sind die periodischen Erscheinungen in den Organismen, die den bekannten periodischen Vorgängen in unserer anorganischen Welt (Tag, Monat, Jahr) entsprechen? Darüber kann am besten die Statistik über die Bewegung menschlicher Bevölkerungen Auskunft geben. Es wurden bis in das 16. Jahrhundert zurückgehende Untersuchungen an Kirchenbüchern in den Züricher Archiven vorgenommen, um über Schwankungen in der Intensität von Geburt, Ehe, Tod des Geschlechtsverhältnisses u. s. w. beim Menschen Aufschluß zu erhalten. Es ergab sich eine Wahrscheinlichkeit dafür, daß außer den bekannten Tages-, Monats- und Jahresperioden noch eine größere Periode an der ungefähren Dauer einer Generation (30 bis 35 Jahre) vorhanden ist. Anderseits wurden Untersuchungen angestellt, in welcher Weise sich der Einfluß einer Jahresperiode auf einen Tierorganismus, wie die Frösche, bemerkbar mache. Es wurden die Variationen des Gewichtes von Haut, Knochen und Leber untersucht. Die Schwankungen äußern sich zunächst in einer Aenderung der chemischen Zusammensetzung ohne Schwankungen des Gewichts, oder in Gewichtsschwankungen ohne Aenderung der chemischen Zusammensetzung, oder es können Variationen in beiden Richtungen auftreten. Die Schwankungen hängen vornehmlich mit dem Fortpflanzungstrieb zusammen, der bei fast allen Tieren periodisch auftritt, dann mit der Thatsache, daß die Frösche alljährlich eine Hunger- und Freßperiode haben und alljährlich einmal laichen. (R. Lämmel, Biologisches Centralblatt XXII, 12, Seite 368.)

Eigentümlichkeiten der Entwickelung bei künstlicher Parthenogenese. Das befruchtete Ei vom Seidenspinner kann auf gewisse Reize ebenso reagieren, wie spezialisierte Elemente der Körperorgane. Aehnlich z. B. wie die Muskelfaser, wenn sie mechanisch, physisch oder chemisch gereizt wird, auf solch einen Reiz in der ihr eigentümlichen Weise reagiert, d. h. sich zusammenzieht, — versinkt das befruchtete Ei, wenn es gereizt worden, nicht in den Winterschlaf, sondern durcheilt schnell die weiteren Entwickelungsstadien, die es unter normalen Bedingungen, d. h. ungereizt, erst im Frühjahr, mit Eintritt der warmen Witterung, hätte durcheilen müssen. Doch ist es auch möglich, im unbefruchteten Ei auf demselben Wege die Entwickelung in Gang zu setzen, die in demselben noch nicht

Digitized by Google

begonnen hatte. Man kann also willkürlich und künstlich die Parthenogenese hervorbringen, und zwar bis zur Bildung aller drei Keimblätter. Sie stellt aber nur eine „Krüppelentwickelung" dar, die sich augenscheinlich von der normalen Entwickelung unterscheidet, und zwar um soviel, um wieviel die vom Experimentator angewandte Reizung sich von der normalen Reizung unterscheidet, die bei der Befruchtung durch ein Spermatozoon, das in das Ei eindringt, ausgeübt wird. (A. Tichonirow, Zoologischer Anzeiger, XXV, No. 671, S. 386.)

Reinlichkeitssinn der Vögel. Sämtliche Vögel, die von uns in Gefangenschaft gehalten werden, dürfen mit Recht geradezu als reinlich genannt werden. Ein hervorragender Reinlichkeitssinn ist ihnen angeboren. Merkwürdig ist das den jungen Nestvögeln angeborene Bestreben, die Exkremente über den Nestrand herausfallen zu lassen, wodurch das Nest auch ohne Zuthun der Eltern rein erhalten wird. Oft gelingt es den jungen Tieren, die Exkremente nur bis an den Rand des Nestes zu bringen, wo sie dann von Elterntieren fortgeschafft werden. (St. Hubertus, XX, Seite 306.)

Anthropologie.

Die nordeuropäische Rasse. Auf einem nur noch in Trümmern vorhandenen nordischen Festland, der Arktogäa, sind die höheren Wirbeltiere und der Mensch entstanden; von hier breitete er sich über alles zugängliche Land aus. Die ureuropäische Rasse, durch mittleren Wuchs und länglichen, aber sehr flachen Schädel mit starken Augenwülsten ausgezeichnet, wird von den Franzosen als race de Canstatt, von den Deutschen meist Neanderthalrasse genannt. Ihres hohen Alters wegen wird sie am besten Homo primigenius genannt. Die Eiszeit schuf im Kampf ums Dasein aus dieser Rasse die von Cro-Magnon, die größer und stärker war und ein vergrößertes Gehirn besaß. Sie wanderte nach Schonen in Skandinavien, vermehrte sich und überschwemmte die angrenzenden Landstriche von Asien und Afrika mit ihren Wanderscharen. Sie ist die „arische Rasse" mit Langkopf, weißer Haut, blauen Augen, hellen Haaren, hohem Wuchs. Die Arier haben überallhin Gesittung und Kultur gebracht. Mit der größeren oder geringeren Anzahl ihrer Elemente steigt und fällt die Bedeutung eines Volkes in Vergangenheit und Zukunft. „Im Lauf der Jahrhunderte kann sich die Beschaffenheit eines Volkes von Grund aus ändern, kann die Rasse, die ihm Sprache und Gesittung gebracht hat, Thatkraft und Gesundheit verliehen, allmählich aufgebraucht oder von unedleren Bestandteilen überwuchert werden. Das ist die einzige Ursache des Untergangs blühender und mächtiger Reiche. Die vielen sich widersprechenden Erklärungsversuche sollten die Historiker endlich zur Einsicht bringen, daß der den Naturgesetzen unterworfene Mensch allein Träger der Geschichte ist." (L. Wilser, Vortrag zum 60. Stiftungsfest der Pollichia.)

Rechtser und Linkser. Beim erwachsenen Menschen ist in den weitaus meisten Fällen die rechte Körperhälfte stärker entwickelt, wobei das linke Bein eine Ausnahme macht. Nach Bolk steht die stärkere Ernährung der linken Hirnhälfte, welche das Nervencentrum für die rechte Körperhälfte ist, mit der Rechtshändigkeit in Beziehung. Auch das Nervensystem nimmt nach Bierolits Untersuchungen an der Asymmetrie teil. Die Fähigkeit des Nervensystems ist immer auf der gleichen Seite erhöht, wo die Entwickelung der Gliedmaßen die stärkere war; niemals ist ein Rechtser mit seinem Gehör, seiner Sehkraft u. s. w. ein Linkser. Auch die Rechts- und Linkshändigkeit ist angeboren und man ist nicht imstande, durch Erziehung einen Linkser zu einem Rechtser zu machen und umgekehrt. (Buschan, Die Umschau, VI, 28.)

Das Vorkommen von Schwänzen beim Menschen. Erzählungen von geschwänzten Menschen, oft in sagenhafter Form, finden sich seit den ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern. Zum Teil wurde diese Eigentümlichkeit als ein Zeichen göttlicher Abkunft aufgefaßt, wie bei gewissen indischen Völkerschaften, häufiger aber wohl als ein Degenerationszeichen, das den Träger der Verachtung seiner Stammesgenossen preisgab. Bartels stellte schon 1884 eine Reihe von 116 Autoren zusammen, die gut beobachtete Fälle einer solchen Mißbildung ausführlich beschrieben hatten, und in neuer Zeit ist noch eine ganze

Digitized by Google

Menge anderer hinzugekommen. Freilich steht es fest, daß die Bezeichnung Schwanzbildung nur ein Sammelbegriff ist, unter dem die verschiedenartigsten Mißbildungen zusammengefaßt sind. Aber es bleibt doch eine große Zahl von Fällen übrig, in denen die Bildung ihren Ursprung wirklich von dem beim Embryo vorhandenen rudimentären Schwanz ableitet, wenn auch meistens eine Fortsetzung der Wirbelsäule in das Organ nicht nachzuweisen war, so daß es sich um die von Virchow sogenannten weichen Schwänze handelte. Beim menschlichen Embryo von 14—16 cm Länge fand Harrison einen deutlich abgesetzten Schwanz, der aber zum größten Teil vom Medullarrohr eingenommen wird. Dieser Teil verfällt im allgemeinen im späteren Leben der Atrophie. (Schmidts Jahrbücher der gesamten Medizin, 1901, 12, Seite 235.)

Ein Fall von echter Nebenlunge. Während abnorme Lappung der Lunge relativ häufig beobachtet wird, gehört die Beobachtung vollständig von der Lunge getrennter Nebenlungen zu den größten Seltenheiten. Herxheimer konnte in der einschlägigen Litteratur nur drei Fälle ermitteln. In diesen Fällen war die überzählige Lunge, die stets zwischen der linken Lunge und dem Zwerchfell lag und keine bronchiale Verbindung mit der Trachea besaß, nicht funktionsfähig. Herxheimer stellte einen solchen Fall bei einem drei Wochen alten Kinde fest. (Schmidts Jahrbücher für die gesamte Medizin, 1902, 12, Seite 236.)

Kulturgeschichte.

Archäologische Forschungen in Palästina. Aus London wird berichtet: Bei der Jahresversammlung des „Palestine Exploration Fund", die soeben stattgefunden hat, sprach Sir Charles Wilson über die jüngsten Forschungen im Lande Juda, in welches Gebiet, wie der Redner ausführt, das alte Gath verlegt wird. An einem Orte, der eine überraschende Ansicht des Schlachtfeldes gewährte, auf dem David den Goliath schlug, sind Ueberbleibsel von Töpferwaren gefunden worden; unter den Entdeckungen in diesem Gebiete befand sich ferner ein Monolith, der augenscheinlich eine der im alten Testament so oft erwähnten „Anhöhen" zum Opfern bildete. Merkwürdige Höhlen, die zu einer Zeit zwischen 1500 und 1200 v. Chr. bewohnt waren, wurden auch gefunden, desgleichen archäologische Anzeichen, daß von den Höhlenbewohnern die Leichenverbrennung geübt wurde. Die Töpferwaren, die deutlich präisraelitischen Ursprungs sind, sind den von Professor Flinders Petrie in Aegypten ausgegrabenen ähnlich, die nach seiner Meinung bei einer Einwanderung vor der ersten Dynastie eingeführt worden sind. Sie zeigen starke Merkmale mykenischen und phönizischen Einflusses und erinnern an die Töpferwaren, die man in Kleinasien in der Hauptstadt der Hethiter gefunden hat. Die in der Nähe des Toten Meeres gemachten Beobachtungen zeigen, daß in seinem Niveau ein Fallen stattgefunden hat. Man hofft, durch weitere Forschungen die Schicht verbrannter Kohle und Asche ans Licht zu bringen, die die Zerstörung der Stadt Gezer durch Pharao, den Schwiegervater König Salomons, bezeichnete, der später seiner Tochter den Platz schenkte. Aehnliche sehr gut markierte Schichten sind bereits in Palästina gefunden worden und von größtem Nutzen bei der Datierung von Funden von Töpferwaren und anderen Ueberbleibseln gewesen. (Jüdisches Volksblatt 1902, 26.)

Psychologie.

Ist der Wein ein Anregungsmittel für die künstlerische Produktion? Es ist ein Vorurteil, daß die Dichter und Maler eine Anregung zu ihren Produktionen aus dem Weine schöpfen. Viele Dichter und Maler haben die Fähigkeit, im Dunkeln oder bei geschlossenen Augen fertige Erinnerungsbilder wahrzunehmen, welche nach außen projiziert werden und mit einer solchen Lebendigkeit sich aufdrängen, daß sie den Eindruck der Realität und Objektivität machen. Diese Phantasiebilder sind den Hallucinationen der Fieberkranken und Irrsinnigen oder den Traumbildern der Gesunden ähnlich. Die Fruchtbarkeit der künstlerischen Phantasie beruht zum großen Teil auf der Fähigkeit, solche Bilder auf sich ein-

Digitized by Google

wirken zu lassen. Die Aussprüche berühmter Künstler und Gelehrter beweisen, daß die künstlerische Konzeption ebenso wie die wissenschaftliche durch die kleinsten Weinmengen gehemmt wird, daß die Phantasie ebenso gelähmt wird wie die Kritik. (Von Bunge, Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus XII, 5, Seite 133.)

Medizin.

Uebertragbarkeit der menschlichen Tuberkulose auf Tiere. Arloing (Lyon) erzielte bei 23 Tieren (Rind, Schaf, Ziege) Tuberkulose durch Einimpfung von Tuberkelbazillen, die von verschiedenen menschlichen Sekreten (Sputum, pleuritische Exsudatflüssigkeit) stammten. Er glaubt, daß Koch und Schütz keine positiven Erfolge erzielten, weil sie sich Kulturen von schwacher Virulenz oder zu geringer Dosen bedienten. Arloing kommt zu folgenden Schlüssen: 1. Die Virulenz des Tuberkelbazillus ist nicht immer gleich, so daß es leicht vorkommen kann, daß der vom Menschen stammende Bazillus auf Tiere weniger wirkt, als der Bazillus der Rindertuberkulose. 2. Man kann Reinkulturen des menschlichen Tuberkelbazillus züchten, die imstande sind, Tiere tuberkulös zu machen. 3. Wenn man nicht übertragbare Bazillen findet, so muß das noch nicht eine ganz andere Tuberkulose sein. 4. Die Unizität der menschlichen Tuberkulose und der Tuberkulose der Tiere mit den Kochschen Bazillen ist unzweifelhaft. 5. Die Untersuchungen von Koch und Schütz berechtigen nicht zu dem Ausspruch, daß die Tuberkulose des Menschen sich von der der Tiere unterscheidet. 6. Man muß die Vorsichtsmaßregeln betreffs des Fleisches und der Milch verdächtiger Tiere aufrecht erhalten.

Giftwirkungen des Alkohols. In der ganzen Welt wird jetzt mehr als zuvor gegen den Alkohol mobil gemacht. Vielleicht ist es aber nicht der Alkohol an sich, dessen Genuß zunächst bekämpft werden sollte, sondern auch noch eine ganze Reihe anderer Stoffe, die in der Regel auch noch in bestimmten alkoholischen Getränken mit enthalten und weit giftiger sind als der Weingeist. Wie es damit steht, hat die Pariser Akademie der Medizin durch einen Ausschuß klarstellen lassen, an dessen Spitze der bekannte Professor Laborde stand. Der Bericht, den der Ausschuß jetzt erstattet hat, verdient weiteste Beachtung. Er gleicht einer Enthüllung, denn es dürfte nur wenigen bekannt gewesen sein, wie viele und wie gefährliche Giftstoffe in manchen beliebten Likören und ähnlichen Getränken vorhanden sind. Anisessenz enthält eine meßbare Menge von Blausäure; schon die Einatmung dieses Stoffs aus einer offenen Flasche führt zu einer schweren Ohnmacht und einem Uebelbefinden für mehrere Tage. Chartreuse ist sehr giftig und enthält nicht weniger als dreizehn Stoffe, die zu einer ernstlichen Schädigung der Gesundheit führen können. „Vulnerar" enthält sogar fünfzehn sehr giftige Verbindungen. Auch die aus Pflanzen gewonnenen und Getränken zugesetzten weingeistigen Auszüge (Essenzen) sind schlimm genug, werden jetzt aber meist durch künstliche Erzeugnisse ersetzt, die noch giftiger sind. Auch Genevre enthält ein Gift, und die Bitterschnäpse sind gleichfalls gefährlich. Laborde schlägt vor, den Verkauf folgender Getränke, außer zu ärztlichen Zwecken, gänzlich zu verbieten: Absinth und seine Verbindungen, Bittern, Wermut, Nußcrême, Chartreuse, Gin und Vulnerar.

Herstellung der Arbeitsfähigkeit durch Nervennaht. Die Prognose der Nervennaht ist eine recht gute; bei körperlich kräftigen Personen und unter Berücksichtigung aller Kautelen kann man sowohl bei primärer wie sekundärer Naht fast stets einen Erfolg und in der Hälfte aller Fälle Herstellung voller Arbeitsfähigkeit erwarten. Der Erfolg tritt nicht schnell ein, sondern braucht zu seiner Entfaltung eine verhältnismäßig lange Zeit. Deren Dauer hängt wesentlich ab von folgenden zwei Momenten: a) Sitz der Verletzung, b) Konstitution des Patienten. Ein Erfolg bleibt aus bei weitgehenden Nebenverletzungen, meist bei unregelmäßigem Wundheilungsverlauf und bei geschwächten Individuen, sowie bei zu starker Narbenbildung an der Nahtstelle oder um den genähten Nerven. Die Nervennaht sollte demnach im gegebenen Falle stets angelegt werden; eine Kommission der belgischen medizinischen Gesellschaft hat dieser Anschauung schon einmal dahin Ausdruck gegeben, daß das Unterlassen der Nervennaht auf eine Stufe zu stellen sei mit dem Unterlassen der Einrichtung einer Fraktur. (Wiener medizinische Presse, 1902, No. 15.)

Digitized by Google

Sozialwissenschaft.

Das Gewohnheitsrecht der Hochländer in Albanien. Die Bewohner der Gebirge in Albanien regeln ihre Rechtsverhältnisse nach einem ihnen eigentümlichen Gewohnheitsrechte, das zweifellos für die Rechtskunde ein interessantes Studienobjekt ist. Dr. Paul Träger überreichte der Berliner anthropologischen Gesellschaft zwei Abhandlungen, in denen zwei albanesische Pfarrer über dieselben ausführlich berichten. Besonders interessant ist das Recht der Blutrache bei den Stämmen der Dukadschin. Derjenige, welcher seine Blutrache, ohne daß eine Weiterung mit ihr verbunden sei, ausübt, wird deswegen weder von seinem Stamme, noch von der Regierung behelligt; ohne Weiterung, d. h., weil z. B. die Ausübung der legitimen Blutrache, wenn der Schuldige unter dem Schutze eines Dritten steht, den Bluträcher in Konflikt mit dem Beschützer des Blutschuldners bringt. Wer ohne Berechtigung zur Blutrache einen Menschen, sei es ein Mann oder ein Weib, ein Erwachsener oder ein Kind, tötet, verfällt einer Reihe von Strafen, z. B. seine Häuser werden verbrannt und niedergerissen. Seine gesamte bewegliche Habe, mit Ausnahme der Waffen, wird konfisziert. Er muß seine Wohnstätte und sein Stammgebiet mit der ganzen Familie, das ist Männer, Weiber, Kinder, verlassen. Er muß Buße an den Stamm und an die Regierung zahlen u. s. w. Der Gedungene trägt keine Verantwortung für den im Namen des Auftraggebers ausgeübten Mord, letzterer allein ist für alles verantwortlich. Wenn mehrere Personen auf einen Menschen schießen und der Erschossene ist von so viel Kugeln getroffen als Angreifer waren, so sind alle diese verpflichtet, die Blutrache mit allen ihren Folgen und Unkosten solidarisch zu tragen. Alle diese Strafen gelten nur für den Mord, welcher an einem Angehörigen des eigenen Stammes verübt wird. Wegen des Mordes an einem Angehörigen eines fremden Stammes, mit welchem keine Besa, das ist gegenseitiges Versprechen in Frieden zu leben, besteht, wird man nur zu der Geldbuße an die Regierung verurteilt. Manche Fälle bleiben sogar ganz straflos. Wenn man jemanden tötet, der zu den sechs Stämmen der Dukadschin nicht gehört, tritt keine Strafe ein. Bei Verwundungen wird ebenso vorgegangen wie beim Totschlag, es treten hier beinahe dieselben Strafen ein, nur in leichterem Grade. Der Totschlag eines unter dem Schutze eines Dritten stehenden Mannes oder „Freundes" wird bei den Dukadschin unbarmherzig und unversöhnlich gerächt. Es giebt zweierlei Aussöhnung der Blutrache: entweder geschieht sie freiwillig von seiten der beiden Parteien oder sie geschieht auf Befehl seitens der türkischen Regierung. Der Raub wurde früher als ritterlicher Erwerb angesehen und deshalb gab es beständig gut organisierte Räuberbanden. Diese Banden raubten nie etwas innerhalb der sechs Stämme von Dukadschin oder bei ihren Freunden, die ihnen Brot gaben. Jetzt ist aber der Raub im Ansehen gesunken, er gilt für eine Schande. Aehnlich ist das Gewohnheitsrecht bei den Stämmen der Mi-Schkodrak in den Gebirgen nördlich von Scutari. Diese Gesetze stammen von Lek (Alexander) Dukadschini, einem Fürsten, der vor der türkischen Okkupation lebte. Diese Gesetze haben sich traditionell beinahe unverändert erhalten und sind bei den Gebirgsbewohnern, insbesondere in Mirdita, in voller Kraft. Sie haben allerdings ihre Schattenseiten, aber sie bieten doch bei den schwierigen Verhältnissen eine gewisse Sicherheit für die Ehre, das Vermögen und die guten Sitten. Besonders ist das Erbschaftsrecht zu erwähnen. Die Frauen sind vom Erbrecht ausgeschlossen. Die männlichen Verwandten der väterlichen Seite erben alle gleich, der nächste schließt die anderen aus. Was Kaufs- und Verkaufsrecht anlangt, so kann der Besitzer eines unbeweglichen Gutes es nur dem nächsten Verwandten von väterlicher Seite verkaufen, der imstande ist, es zu bezahlen. Ein Grundstück darf nie an den Angehörigen eines fremden Stammes verkauft werden, selbst wenn es an dessen Gebiet angrenzt; wenn es nicht jemand im eigenen Stamme kauft, muß es der Eigentümer unveräußert lassen.

Rechtswissenschaft.

Aerztliches Gutachten über das Maß der Erwerbsfähigkeit. Das Reichsversicherungsamt hat an die Genossenschaftsvorstände folgenden Erlaß gerichtet: Die Aufgabe der ärztlichen Begutachtung findet im allgemeinen in der Feststellung der physiologischen Folgen des Unfalles oder der eine Invalidität begründenden Gebrechen ihre Begrenzung, dagegen bieten die sonstigen ärztlichen Aeußerungen, insbesondere darüber, welchen Einfluß der Befund auf die Erwerbsfähigkeit des

Digitized by Google

Rentenbewerbers ausübt, den in ihrer Entscheidung selbständigen Feststellungsinstanzen zwar wertvolle und bei inneren Krankheiten sogar oft unentbehrliche, aber keineswegs bindende Unterlagen für die Urteilsfindung. Hiernach würde es unzulässig sein, wenn — was vorgekommen sein soll — die Feststellungsinstanzen einfach den vom Arzte angegebenen Prozentsatz der Erwerbsunfähigkeit ihrer Entscheidung zu Grunde legten, ohne die Frage nach dem Grade der Erwerbsunfähigkeit selbst geprüft zu haben. Ein derartiges Verfahren, durch das eine der wichtigsten Aufgaben der Feststellungsorgane zu einer mechanischen Wiederholung des Ergebnisses der ärztlichen Gutachten herabgedrückt werden würde, entspricht nicht der Absicht des Gesetzes. Hat im einzelnen Falle der in der Sache gehörte ärztliche Sachverständige auf Ersuchen oder aus freien Stücken auch eine Aeusserung über den Grad der Erwerbsunfähigkeit eines Rentenbewerbers abgegeben, so darf niemals außer acht gelassen werden, daß die Frage der Erwerbsunfähigkeit an sich keine rein medizinische und daß ihre Beantwortung nicht ausschließlich und in erster Linie Sache des Arztes ist, sondern in der Hauptsache eine der vornehmsten Aufgaben der mit den Rentenfestsetzungen betrauten Instanzen bildet.

Rassenkämpfe in Nordamerika und die Lynchjustiz. Ein blutiger Zusammenstoß, wie er seit langem zwischen Negern und Weißen nicht zu verzeichnen ist, fand auf der South Railway-Linie in der Nähe der Station Langley statt. Eine Anzahl Neger forderte die Weißen, die sich im Zuge befanden, zum Kampfe heraus und griff sie an. Es wurde mit Messern und Revolvern gekämpft, wobei zehn Weiße getötet und eine Anzahl Neger, darunter mehrere lebensgefährlich, verwundet wurden. Als der Zug in Langley hielt, wurde die Polizei herbeigeholt, worauf die Neger die Flucht ergriffen. Zwei schwer verletzte Neger wurden ins Gefängnis abgeführt; als die Menge von dem Attentat hörte, drang sie ins Gefängnis ein, bemächtigte sich der Neger und lynchte sie.

Alkoholismus und Entmündigungen. Erhebungen, welche das Ministerium des Innern über die Verbreitung der Trunksucht in Baden anstellen ließ, haben ergeben, daß vom 1. Januar 1900 bis 15. Juli 1901 bei den badischen Amtsgerichten 117 Entmündigungen wegen Trunksucht beantragt wurden. Die Regierung bezeichnet daher die Errichtung einer staatlichen Trinkerheilanstalt als ein dringendes Bedürfnis.

Erziehung und Unterricht.

Einheitsschule in Dänemark. Durch die Zeitungen geht folgende Notiz: Die Einheitsschule, das Ideal vieler deutscher Schulmänner, schickt sich Dänemark an zu verwirklichen. Ein Gesetzentwurf zur gründlichen Reform des höheren Schulwesens liegt bereits vor. Der Kultusminister hat viele angesehene Sachverständige aufgefordert, diesen Entwurf zu prüfen. Die Vorlage wird bereits dem kommenden Reichstag vorgelegt, sie sieht eine Verknüpfung der Volksschule mit der Mittelschule und der höheren Schule vor, um so Einheit in das ganze Schulwesen zu bringen.

Die Praxis der Fürsorge-Erziehung. Am 1. April 1901 ist das preußische Gesetz über die Fürsorge-Erziehung Minderjähriger vom 2. Juli 1900 in Kraft getreten. Der berühmte rheinische Jurist Bauerband, der lange Jahre Advokat am früheren rheinischen Appellationsgerichtshofe zu Köln war und als Professor der Rechte in Bonn starb, hatte zu seinem Wahlspruche die Worte gewählt: Auch von den Gesetzen gilt der Spruch der Bibel: an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Welche Früchte hat nun das Gesetz über die Fürsorge-Erziehung in seinem ersten Lebensjahre gebracht? Das Fürsorge-Erziehungs-Gesetz ist eine Erweiterung des ältern Gesetzes vom 13. März 1878, das den Bedürfnissen des Lebens schon lange nicht mehr genügte. Es verfolgt zunächst denselben Zweck wie das ältere Gesetz und will die gesetzliche Unterlage schaffen, um der Verwahrlosung jugendlicher Personen und ihrem Verfall in Verbrechen vorzubeugen; es will schon verwahrloste und verbrecherische Jugendliche vor weiterem und völligem sittlichen Verderben bewahren. Das alte Gesetz beschränkte die Fürsorge-Erziehung auf Kinder, welche nach Vollendung des sechsten und vor Vollendung des zwölften Lebensjahres eine strafbare Handlung begingen, wegen deren sie strafrechtlich nicht verfolgt werden konnten, da erst mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre die Möglichkeit einer Bestrafung jugendlicher Personen beginnt. Das neue Gesetz läßt die Fürsorge-Erziehung in allen Fällen zu, in welchen strafunmündige Personen eine strafbare

Digitized by Google

Handlung begehen, es läßt sie ferner zu, wenn Kinder, die unter elterlicher Gewalt oder Vormundschaft stehen, durch ein schuldhaftes Verhalten ihrer Eltern oder Vormünder in Gefahr geraten zu verwahrlosen; es läßt sie endlich noch zu, wenn Minderjährige, ohne daß ein Verschulden der Eltern oder Vormünder vorliegt, verwahrlosen und die erziehlichen Einwirkungen der Eltern, Erzieher oder der Schule nicht ausreichen, um ein völliges sittliches Verderben der Minderjährigen zu verhüten. Die Fürsorge-Erziehung wird von dem Vormundschaftsgerichte angeordnet, sie ist nur zulässig, wenn der Minderjährige das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Die Kosten der Fürsorge-Erziehung tragen die Kommunalverbände, also in der Regel die Provinzen. Die Beschäftigung mit der Fürsorge-Erziehung gehört zu den unangenehmsten Verrichtungen des Vormundschaftsrichters. Fast immer steht der Richter vor einem wahren Abgrund menschlicher Verkommenheit. Meist hat der Mann die Frau oder diese den Mann verlassen, und der Zurückbleibende behält die Kinder als eine schwere Last, um die er sich nur wenig kümmert. Wo die Eheleute zusammenbleiben, ist es die Not des Lebens, welche die Fürsorge-Erziehung nötig macht. Um den teuern Lebensunterhalt zu erwerben, muß nicht nur der Mann, sondern auch die Frau außerhalb des Haushaltes der Arbeit nachgehen, während die Kinder, sich selbst überlassen, der körperlichen und sittlichen Verwahrlosung verfallen. Wohlthuend berührt es den Richter bei all der Verkommenheit, die er sieht, daß die meisten Eltern sich der Fürsorge-Erziehung mit allen Mitteln widersetzen. Nicht immer aber ist die Elternliebe der Grund des Widerstandes. Handelt es sich um Kinder, die bald aus der Schule entlassen werden, so ist es die Rücksicht auf den entgehenden demnächstigen Verdienst der Kinder, was die Eltern zum Widerstande veranlaßt. Gar nicht so selten erlebt aber auch der Richter das widerliche Schauspiel, daß die Eltern selbst die Fürsorge-Erziehung ihrer Kinder beantragen. In der Regel ist es die Stiefmutter, welche die Kinder der ersten Ehe mit Absicht verkommen läßt, damit sie durch die Fürsorge-Erziehung von den verhaßten und lästigen Kostgängern befreit wird. In der Rheinprovinz ist im ersten Jahre für 2149 Kinder die Fürsorge-Erziehung beantragt worden. Angeordnet wurde die Fürsorge-Erziehung von dem Vormundschaftsgericht für 1875 Kinder. Von diesen Kindern sind 1199, und zwar 736 Knaben und 463 Mädchen rechtskräftig der Provinz zur Fürsorge-Erziehung überwiesen worden. Hiervon waren dem Bekenntnisse nach 823 Kinder katholisch, 372 evangelisch und 4 israelitisch; 81 befanden sich noch nicht in schulpflichtigem Alter, 642 waren schulpflichtig, 476 schon aus der Schule entlassen. Untergebracht wurden 998 Kinder, und zwar 709 in Anstalten, 268 in der Familienpflege und 21 im Handwerk und im Gesinde; 201 Kinder waren am 1. April 1902 noch nicht untergebracht. Das erste Jahr der Praxis in der Fürsorge-Erziehung war auch noch in einer andern Richtung lehrreich. Von den 371 Kindern, für die im ersten Jahre beim Vormundschaftsgericht zu Köln die Fürsorge-Erziehung beantragt wurde, gehören nur 6 (1,6 pCt.) der Landbevölkerung an. Das Kontingent, das Köln zu der traurigen Kinderschar stellt, umfaßt ein starkes Sechstel (0,17 pCt.) der ganzen Rheinprovinz. Berücksichtigt man nun, daß die großen Industriestädte wie Aachen, Krefeld, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen und Essen auch einen großen Prozentsatz stellen werden, so ergiebt sich, daß das platte Land bei den Fürsorgezöglingen kaum beteiligt ist. Ja, das Land hilft sogar die verwahrlosten Kinder wieder der geistigen und körperlichen Gesundung entgegenführen. Die Provinzialverwaltung sendet nämlich die Kinder auf die Höhen der Eifel, des Westerwaldes und des Hunsrücks. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 267.)

Haushaltungsunterricht in Mädchenschulen. Auf der deutschen Lehrerversammlung in Chemnitz wurden nach einem Referat von Lehrer Wolgast in Kiel über die Einführung des Haushaltungsunterrichts in den Lehrplan der Mädchenschulen folgende Leitsätze angenommen: 1. Die allgemeine Einführung des Haushaltungsunterrichts in den Lehrplan der Mädchenschulen ist abzulehnen, weil durch diesen Unterricht die Aufgabe der Mädchenschule, als einer allgemeinen Bildungsanstalt, nicht gefördert wird, der Unterricht keinem allgemeinen Bedürfnis entspricht und die hauswirtschaftliche Unterweisung der Mädchen zunächst Sache des Hauses ist. 2. Wo in großen Städten und Industriebezirken die sozialen Verhältnisse dem Hause die hauswirtschaftliche Unterweisung unmöglich machen, ist sie im Interesse der Erhaltung des Familienlebens der Fortbildungsschule zu überweisen. 3. Wo diese fehlt, muß die Unterweisung in besonderen unter Anlehnung an die oberen Klassen der Volksschule erfolgen.

Digitized by Google

Soziale Hygiene.

Heilstätte für Lupuskranke. Die Errichtung einer Heilstätte für Lupuskranke hat sich ein Komitee zur Aufgabe gesetzt, welches sich unter dem Protektorate des Erzherzogs Otto und unter dem Präsidium des Fürsten zu Fürstenberg konstituiert hat. Es hat unter dem Titel „Ein Stück Menschenelend" einen Aufruf erlassen, in welchem auf die in der letzten Zeit erwiesene Heilbarkeit des Lupus hingewiesen und um freiwillige Beiträge zur Gründung einer Stiftung „Heilstätte für Lupuskranke", welche mit einer Anstalt für Lichtbehandlung verbunden sein soll, aufgefordert wird. Der Aufruf führt aus, daß die Stiftung für uns geradezu eine unabweisbare Notwendigkeit geworden ist. Selbst für den ersten Anfang sollte dieselbe derart ausgestattet sein, daß täglich zum allermindesten 20 stationäre und 80 ambulante Kranke der Behandlung zugeführt werden können. Nach Berechnung von fachmännischer Seite wäre die Möglichkeit gegeben, mit einem Aufwande von etwa 300 000 Kronen sofort an die Errichtung einer solchen Anstalt zu schreiten. Die Institution ist als Stiftung gedacht, welche, unter Aufsicht der Behörde gestellt, nur der Heilung dieser entsetzlichen Krankheit dienen soll. Es soll ein Centrum geschaffen werden, in welchem alle wissenschaftlich bewährten Heilmethoden, die bei Lupus Dauerresultate sichern, zur Anwendung gelangen können. Der Aufruf scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn schon in den ersten Tagen nach seiner Veröffentlichung sind namhafte Spenden eingelaufen.

Pflegestätte für unheilbare Krebskranke. Der regierende Fürst Johann Liechtenstein hat ein Kapital von 138000 Kronen zum Ankaufe einer besonderen Pflegestätte für unheilbare Krebskranke gestiftet. Die Anstalt, die den Namen „Clementinum" führen wird und in Neulengbach, 20 Minuten vom Bahnhofe Kirchstetten, liegt, soll für 30 Pfleglinge eingerichtet werden.

Sanatorium und Lungenheilstätte für weibliche Personen. Bei den großen Arbeiter-Heilstätten der Landes-Versicherungsanstalt Berlin in Beelitz ist jetzt das Sanatorium für weibliche Personen eröffnet und sofort mit 70 Betten belegt worden. In dem Sanatorium finden solche weibliche Versicherte (also auch Dienstboten) Aufnahme, welche an nicht ansteckenden chronischen Krankheiten leiden (insbesondere Krankheiten des Magens, der Nerven, Blutarmut, Rheumatismus, Gicht u. s. w.), die eine frühzeitige Invalidisierung befürchten und auch einen vollen Heilerfolg erhoffen lassen. Das Sanatorium für männliche Personen ist mit 180 Betten belegt. Die Lungenheilstätte für männliche Personen kam am 15. Juli zur Eröffnung und wurde sofort voll belegt, da eine große Anzahl Meldungen vorlag. Am 1. August wurde endlich die Lungenheilstätte für weibliche Personen eröffnet und ebenfalls sofort voll belegt, so daß die gesamten Heilstätten in vollem Betrieb sind. (Vorwärts, 1902, No. 151.)

Bekämpfung des Kretinismus. Eine Aktion zur Bekämpfung des Kretinismus hat das Ministerium des Innern eingeleitet und die Durchführung derselben sowohl in Anstalten als auch bei in häuslicher Pflege stehenden Kretins in Aussicht genommen. Die Leitung dieser Versuche ist Professor Wagner von Jauregg anvertraut, welchem die für die Behandlung notwendigen Thyreoidinpräparate unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Für Anstaltsbehandlung kommen zunächst in Niederösterreich die Landesanstalt für schwachsinnige Kinder in Kierling-Gugging und das Asyl der „Stephanie-Stiftung" für Erziehung und Pflege schwachsinniger Kinder in Biedermannsdorf, in Steiermark die dem Landesausschusse unterstehenden Anstalten in Betracht. In den genannten Anstalten werden daher Kretins aufgenommen und der Behandlung unterzogen. Ueber die durchgeführte Behandlung und ihren Erfolg müssen für jeden Kretin klinische Krankengeschichten geführt und seinerzeit behufs Beurteilung durch den Obersten Sanitätsrat, sowie Einleitung weiterer Maßnahmen gegen den Kretinismus dem Ministerium vorgelegt werden. In Steiermark wird auch die Behandlung in häuslicher Pflege stehender Kretins eingeleitet, wobei auf die Organe des Gemeinde-Sanitätsdienstes gerechnet wird. Unter Mitwirkung der Amtsärzte werden Verzeichnisse der im Alter von 5—24 Jahren stehenden, nicht in Armenpflege befindlichen Kretins verfaßt, in diesen die für die Durchführung einer systematischen dauernden Behandlung ausschlaggebenden Verhältnisse ersichtlich gemacht und die Verzeichnisse dann dem Ministerium vorgelegt.

Bekämpfung der Krebskrankheit in Australien. Ein Krankenhaus für Krebskranke beabsichtigt die australische Regierung in Adelaide zu errichten. Die

Digitized by Google

Anregung hierzu gab die Beobachtung, daß seit dem Jahre 1885 die Zahl der Krebskranken in Australien in starkem Steigen begriffen ist.

Schwerhörigkeit der Volksschüler. Professor Ostermann untersuchte die Gehörorgane von 7537 Volksschülern des Kreises Marburg und fand, daß von diesen Kindern 2142, das sind 28,4 pCt., schwerhörig und zum Teil mit den schwersten Ohrenleiden behaftet waren. Diese waren nicht imstande, im Flüsterton gesprochene Worte in einer Entfernung von 8 Metern deutlich zu hören. Die Schwerhörigkeit ist bei den Knaben verbreiteter als bei den Mädchen; sie beträgt bei diesen 26,8 pCt., bei jenen 30 pCt. In den einzelnen Ortschaften zeigen sich große Unterschiede. Die Zahl der Schwerhörigen schwankt zwischen 6,5 und 55,2 pCt. In den Ortschaften mit hohem Prozentsatz ist die Bevölkerung arm und unsauber, häufig von Infektionskrankheiten heimgesucht, in deren Verlauf sich nicht selten Ohrenleiden entwickeln, oder die Bevölkerung kann nur mit größten Opfern an Geld, Zeit und Mühe ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. „Man sorge für Aufklärung hinsichtlich der Bedeutung der Ohrenkrankheiten und hinsichtlich des Werts ihrer rechtzeitigen Behandlung; man bessere die hygienischen Verhältnisse vieler Dorfschulen; man mache den Arzt geschickt, die Ohrenkrankheiten richtig zu erkennen und sachgemäß zu behandeln und treffe Bestimmungen, die den Nachweis der unbedingt erforderlichen Kenntnisse mit Sicherheit gewährleisten; man schaffe aus Gründen der Zweckmäßigkeit und Billigkeit Gelegenheit, daß auch arme ohrenkranke Kinder in der Spezialklinik Behandlung und Heilung finden können, so wird man mit der Zeit Jahr für Jahr Tausende von Männern in deutschen Landen mehr besitzen, die, geistig voll entwickelt und körperlich gesund, ihren staatsbürgerlichen Pflichten genügen und ihrem Erwerb mit Freuden nachgehen können, und man wird Tausende von Frauen mehr haben, die das Wort ihrer Kinder verstehen und sich nicht je länger je mehr durch ihre Schwerhörigkeit abgedrängt fühlen von denen, auf deren Verkehr sie das Leben angewiesen hat.“ (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, IX, 4.)

Normierung der Arbeitszeit in schädlichen Gewerben verlangt Dr. L. Bertheuson in der Petersburger Medizinischen Wochenschrift (1902, 4). Die in Rußland festgesetzte 11½ stündige Arbeitszeit ist für besonders schädliche Gewerbe ganz unzulässig. Es müssen ungesäumt abgekürzte Arbeitsnormen für schädliche und gefährliche Gewerbe zur Einführung kommen. Die weitere und nicht aufzuschiebende Aufgabe ist eine genaue Erforschung der Technik der besonders schädlichen Gewerbe vom gesundheitlichen Standpunkt, Erforschung der Bedingungen, unter denen die Arbeit geschieht, und ferner Ausarbeitungen und Einführung von Versuchsmaßregeln und Vorkehrungen zur Unschädlichmachung der Gewerbe auf gesetzgeberischem Wege. An der Ausarbeitung von Gesetzesbestimmungen in betreff der Normierung der Arbeitszeit und ebenso an der Aufsicht über das Einhalten der festgesetzten Normen müssen außer Technikern und Industriellen in ausgedehntem Maße Aerzte teilnehmen. Zur Assanierung der Gewerbe und zur Hebung der sanitären Wohlfahrt der Arbeiterbevölkerung sind Fabrikärzte notwendig, wie sie England besitzt, unabhängig, mit Initiative und weitgehender Vollmacht und mit der Bedeutung eines einflußreichen vollberechtigten Mitgliedes der Fabrikinspektion.

Mißbrauch des Alkohols. Im „Kölnischen Stadt-Anzeiger“ berichtet ein Lehrer: „Durch auffallende Schläfrigkeit und geistige Trägheit meiner Schulneulinge veranlaßt, stellte ich kürzlich Montags Nachforschungen über den Alkohol- und Tabakgenuß der sechsjährigen Knaben an, welche zu folgendem überraschenden, zugleich erschreckenden Ergebnis führten: von den 54 Schülern des ersten Schuljahres waren 19 am Sonntag vorher im Gasthause gewesen. 20 hatten Wein, 24 Bier, 19 Schnaps, 17 Wein und Bier, 14 Wein, Bier und Schnaps getrunken. 10 gaben an, betrunken gewesen zu sein, 9 so, daß sie zu Boden fielen, 8 hatten Erbrechen infolge des Alkoholgenusses, 19 hatten geraucht, und zwar 12 auf Veranlassung des Vaters, 4 auf Veranlassung von Brüdern und 3 auf Veranlassung von Soldaten, einer hatte sich selbst Cigaretten gekauft. Wenn auch manches Schlückchen und mancher Zug an des Vaters Cigarre harmlos gewesen sein mag, so ist doch die Traurigkeit der Thatsache nicht zu verkennen. Man bedenke nur: 14 Kinder haben an einem Tage Wein, Bier und Schnaps getrunken und 9 waren nachweislich sinnlos betrunken. Was sollen wir Lehrer mit solchen Kindern anfangen und was wird aus ihnen werden?!“ — Die Schule schon sollte es sich angelegen sein

Digitized by Google

lassen, über die schädlichen Wirkungen des Alkohols namentlich auf Kinder aufzuklären. Nur Aufklärung vermag solchen bedauerlichen Unverstand der Eltern zu bekämpfen. Man kann nur immer wiederholen: Gebt Kindern keinen Alkohol!

Gesundheitlicher Wert der Zahn- und Mundpflege. Ueber Zahn- und Mundpflege sprach Schularzt Dr. Hützer in einer allgemeinen Konferenz der gesamten Lehrerschaft der Kölner Volksschulen: Durch Untersuchung ist unter anderem in Hamburg festgestellt worden, daß an den dortigen Schulen bei den Knaben 95, bei den Mädchen 97,5 pCt. kranke Zähne hatten; in England waren bei sämtlichen untersuchten Schulkindern nur 14,2 pCt. gesunde Zähne vorhanden, in Bayern bei sämtlichen neueingestellten Rekruten nur 5 pCt. In anderen Städten, z. B. Straßburg und Würzburg, ergaben die Untersuchungen 80—90 Prozent krankhafte Zähne. Von 797 zahnärztlich untersuchten Kindern der Schule an der Richard Wagnerstraße in Köln haben nur 27 gesunde Zähne. Die sogenannte verfeinerte Lebensart, die zahlreichen Süßigkeiten wie Chokolade und Karamelen, welche von den Kindern genossen beziehungsweise von unvernünftigen Eltern denselben gegeben werden, tragen zur Entstehung und Verbreitung der Zahnkrankheiten und deren oft schwerwiegenden Folgen bei. Seine Wünsche und Winke faßte Dr. Hützer in folgenden zehn Leitsätzen zusammen: 1. Gesunde Zähne sind für den Magen und die Gesundheit des ganzen Körpers unentbehrlich. 2. Schlechte und fehlende Zähne sind häufig die Ursache von schweren Magen- und Verdauungsstörungen. Die Höhlungen fauler Zähne enthalten zahllose Fäulniskeime, nicht selten auch die Pilzkeime der Diphtheritis und Tuberkulose. 3. Erziehe daher deine Kinder so früh wie möglich zur regelmäßigen täglichen Zahnpflege. 4. Die Gesunderhaltung der Milchzähne ist ebenso wichtig, wie die der bleibenden Zähne; gesunde Milchzähne sind Bedingung für gut bleibende. 5. Hüte dich vor süßen Näschereien und vor zu weicher Nahrung! Das kräftige Kauen eines derben, dickrindigen Schwarzbrotes ist die beste natürliche Schutzvorrichtung gegen Zahnverderbnis. 6. Von Jugend an müssen alle Zähne täglich mindestens einmal, und zwar abends vor dem Schlafengehen, am besten aber morgens und abends, mit Zahnbürste und Wasser oder besser Kochsalzlösung (eine Messerspitze Kochsalz auf ein Glas Wasser) gereinigt werden. Nicht nur die Vorderfläche, sondern auch die Rück- und die Kaufläche der Zähne muß kräftig gebürstet werden. Zweckmäßig kann auch etwas Zahnpulver (geschlemmte Kreide oder sogenanntes Pfefferminzzahnpulver) auf die Bürste genommen werden. Jedes Kind muß seine eigene Bürste haben. 7. Kranke Zähne sind möglichst beim Beginne der Erkrankung, ehe Schmerzen auftreten, zu füllen, da nur bei frühzeitiger Behandlung Aussicht vorhanden ist, den kranken Zahn zu erhalten. 8. Jeder ausgezogene Zahn bedeutet einen Verlust an Gesundheit. 9. Um die Mundhöhle gesund zu erhalten, müssen alle kranken Zähne und Wurzeln, die nicht mehr gefüllt werden können, ausgezogen werden; es ist ganz gleichgiltig, ob sie auge blicklich schmerzen oder nicht. 10. Alljährlich lasse man die Zähne wenigstens einmal vom Zahnarzte nachsehen, damit so Erkrankungsherde frühzeitig entdeckt und beseitigt werden können. (Kölnische Volkszeitung.)

Die Hygiene der Tabakarbeiter behandelt L. Jehle im Archiv für Unfallheilkunde (III, 3, Seite 364). Wo die Herstellung der Cigarren oder Cigaretten fabrikmäßig geschieht, unterstehen die Betriebe der Gewerbeaufsicht, und dort wird den hygienischen Anforderungen stets Rechnung getragen. In erhöhtem Maße geschieht das in Staaten, in welchen die Tabakerzeugung monopolisiert ist; dort treffen wir die geordnetsten besten Verhältnisse. Schlimmer stellt sich der Gesundheitszustand der bei der Tabakerzeugung beschäftigten Arbeiter dort, wo die Erzeugung als Hausindustrie ausgeführt wird. Die in diesem Falle verwendeten Betriebsstätten entziehen sich der behördlichen Beaufsichtigung, die sanitären Anforderungen werden nicht berücksichtigt. Bei Tabakarbeitern treten mehr Erkrankungen des Blutes und der Haut, besonders aber der Verdauungsorgane auf; dagegen finden wir weniger Erkrankungen der Atmungsorgane. Gesundheitsschädliche Momente bei der Tabakfabrikation sind Tabakstaub, Tabakdunst und die direkte Berührung der Haut mit den Tabakblättern. Der Tabakdunst verursacht namentlich Magenerkrankungen, deren Zahl bei Tabakarbeitern nahezu doppelt so groß wie bei anderen Arbeitern ist. Die Sterblichkeit bei den Tabakarbeitern ist eine niedrige. Von je 100 Arbeitern starben pro Jahr 0,78, sonach bedeutend weniger als bei den übrigen Krankenkassen.

Ein Kinderasyl in Schöneberg ist in dem Hause Martin Lutherstraße 55 eröffnet worden. Es ist eingerichtet worden von dem vor einiger Zeit zusammengetretenen „Deutschen Verein für Kinderasyle", der durch diese seine erste Anstalt

Digitized by Google

die Anregung dazu geben will, daß nach ihrem Muster überall in Deutschland gleiche Anstalten geschaffen werden. Diese Kinderasyle wollen besonders Kindern zartesten Alters eine Zufluchtsstätte sein. Sie werden sich von den Findelhäusern dadurch unterscheiden, daß sie kein Kind anonym aufnehmen — von den Waisenhäusern dadurch, daß sie keine länger dauernde Fürsorge gewähren. Sie sind nur für die erste Hilfe bestimmt. „Die Kinderasyle", sagt das Programm des Vereins, „sollen Rettungsstationen sein, in welchen Hilfe und Pflege so lange geboten wird, bis es gelingt, den schutzlosen Kleinen in Familien oder Anstalten ein geeignetes Unterkommen und zweckmäßige Pflege zu verschaffen." Zu diesem Zweck wollen sie mit den in Betracht kommenden Behörden, den kirchlichen Gemeinschaften, den gemeinnützigen und wohlthätigen Vereinigungen, sowie mit hilfsbereiten Privaten eine ständige Verbindung unterhalten. Neu und beachtenswert ist an dem Unternehmen der Gedanke, die einzelnen Anstalten auf einen ganz geringen Umfang zu beschränken. Es wird dadurch möglich, eine große Zahl von Asylen zu errichten, die im Falle der Not leicht und schnell erreicht werden können. Die Anstalt in der Martin Lutherstraße ist auf nur zwanzig Kinder berechnet. Sie hat weder ein eigenes Grundstück noch ein besonderes Gebäude erfordert; man hat nur die erste Etage eines Wohnhauses zu mieten brauchen. — Ob die Aussichten des Unternehmens günstig sind, das ist im Augenblick schwer zu sagen. Das „Betriebskapital", mit dem die Leiter arbeiten, setzt sich vorläufig aus viel Idealismus und wenig Geld zusammen. Mit solchen Mitteln ist manchmal Großes erreicht worden, aber öfter das Gegenteil — wenigstens auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge. Es ist möglich, daß das Ergebnis der ganzen Arbeit auch hier wieder nur das ist, daß durch ihr Mißlingen aufs neue die Notwendigkeit eines Eingreifens der Gemeinden erwiesen wird. (Vorwärts, 1902, No. 139.)

Unentgeltlichkeit der Geburtshilfe im Kanton Tessin. Der Große Rat des Kantons Tessin hat in seiner jüngsten Tagung den von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurf betreffend die Unentgeltlichkeit der Geburtshilfe angenommen. Nach diesem Gesetze sind nunmehr die Hebammen durch die Gemeinden und den Staat zu bezahlen. (Wiener medizinische Presse, 1902, No. 18.)

Chinesische Kinderbestattung. Im Innern Chinas trifft man in der Nähe der Dörfer noch häufig turmartige, aus Holz gefügte Gebäude, welche „Türme der Ruhe" oder „Kindertürme" genannt werden. Dieselben sind meist fünfzehn Fuß hoch und werden mit Kinderleichen angefüllt. Eine einfache Treppe führt hinan zur Plattform, in deren Mitte eine quadratische Oeffnung ist, durch welche die kleinen Leichen in das hohle Innere geworfen werden. Ist solch ein Turm voll, dann läßt die Behörde die Leichen verbrennen und die Asche auf das Feld streuen.

Rassen-Hygiene.

Zur Frage der Züchtung gesunder Menschen. Wer gesunde Kinder haben will, sorge zunächst dafür, daß sie gesund und ohne Krankheitsanlage auf die Welt kommen. Das werden sie voraussichtlich, wenn ihre Eltern gesund sind, oder, präziser ausgedrückt, wenn ihre Eltern zur Zeit der Zeugung, die Mutter auch während der Schwangerschaft, gesund sind oder doch wenigstens frei sind von übertragbaren Krankheiten. Zunächst ist dafür zu sorgen, daß die Eltern zur Zeit der Zeugung und später von Geschlechtskrankheiten frei sind. Voraussichtlich würden dadurch verhütet werden 1. die eigentlich hereditär-syphilitischen Affektionen; 2. die von einigen als „parasyphilitisch" bezeichneten, nicht immer als spezifisch-syphilitisch geltenden, aber doch mit Vorliebe bei der Syphilis der ersten, zweiten und dritten Generation vorkommenden Kachexien, Anämien, Bildungsfehler, Refraktionsanomalien; 3. wohl alle Krankheiten, gegen welche Quecksilber sich als hilfreich erweist: die Nachkrankheiten nach akuten Krankheiten, die Rachitis, Skrophulose, Tuberkulose; 4. auch Verletzungen nehmen bekanntlich einen günstigeren Verlauf bei gesunden als bei belasteten Individuen. (Dr. Heddäus, Allgemeine medizinische Centralzeitung, 1902, No. 30, Seite 349.)

Verhinderung der Tuberkulose und Heiratsalter. Béla Mangler fordert zur Verhinderung der Verbreitung der Tuberkulose, daß jene Individuen, deren

Digitized by Google

Vater oder Mutter 7—8 Jahre nach ihrer Geburt an Tuberkulose gestorben sind, nicht vor dem 30. Lebensjahre heiraten dürfen. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 10.)

Alkohol und Vererbung. Der gleichnamige Vortrag von Dr. Dom. Bezzola, der in zweiter Auflage vorliegt (Chur 1901), beschäftigt sich mit der Einwirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft. Experimente haben gezeigt, daß der Alkohol die Lebensvorgänge im Protoplasma hemmt, daß unter den verschiedenartigen Zellen die feinstorganisierten auf Alkoholeinwirkung hin zuerst ihre Thätigkeit einstellen. Nicht nur findet bei dem eigentlichen Trinker im landläufigen Sinne ein ausgedehnter Zerfall von Hirnzellen statt, sondern auch der einzelne Rausch eines Mäßigen ist imstande, eine Menge solcher dem Untergang entgegen zu führen. Ohne Zweifel werden auch die Zellen der Keimdrüsen von Alkohol beeinflußt und dadurch die Nachkommenschaft geschädigt. Nißl hat Strukturveränderungen in alkoholisierten Zellen nachgewiesen. Daß Trunkenheit minderwertige, mißgestaltete und blödsinnige Kinder erzeuge, war schon im Altertum bekannt. Erasmus Darwin fand, daß die Folgen des Alkoholmißbrauchs bis zur dritten und vierten Generation sich vererben. Adams behauptete (1815), daß trinksüchtige Mütter in der Regel unreife Kinder oder sogar Idioten bekämen. Seitdem sind zahlreiche Untersuchungen angestellt worden. Tagnet z. B. kam zu dem Schluß, daß Kinder von Trinkern sich durch zahlreiche Abnormitäten auszeichnen, durch Schwachsinn, Blödsinn, Geisteskrankheit und Epilepsie. Gerade die Beziehungen der Epilepsie zur Zeugung im Rausch werden durch eine seiner Beobachtungen als höchst wahrscheinlich hingestellt. Der Alkoholismus kann ganze Völker in ihrer physischen Lebensfähigkeit herabdrücken, wie in der Schweiz, Galizien, Frankreich beobachtet worden ist. Nach Demme wiesen unter 57 Kindern von Trinkern nur 17,5 pCt. eine normale Anlage und Entwickelung von Körper und Geist auf, während dies in anderen Familien bei 81,9 pCt. der Fall war. Demme schreibt: „Es geht aus unserer Untersuchungsweise die traurige Wahrheit hervor, daß unter den Kindern der Trinker die Sterblichkeit eine erschreckende ist, daß der übrige Teil desselben ein trauriges Häuflein von Geisteskranken, von Idioten, Epileptikern und sonst in ihrem Nervensystem Geschädigten darstellt, und daß nur eine verschwindend kleine Anzahl der Nachkommen zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranreift. Außerdem weist auch diese traurige Skala menschlichen Elends mit Sicherheit nach, daß die Trunksucht erblich ist und sich von Generation zu Generation wohl bis zum endlichen Aussterben dieser defekten Rasse überträgt.“ — Wir sind in der Kultur soweit gekommen, schließt Bezzola, daß es zum guten Ton gehört, ein Gift regelmäßig zu genießen, das unsere Irrenhäuser und unsere Gefängnisse füllt, das unsere Börsen leert, unseren Körper und Geist zerstört und unsere Nachkommen um das Schönste, was wir ihnen schenken können, um Vernunft und Gesundheit bringt. Da nun soll es das Ziel einer noch höheren Kultur sein, dahin zu kommen, daß es zum guten Ton gehört, nicht zu trinken. Es handelt sich nicht um die Rettung einiger ohnehin geschädigten Existenzen allein, es handelt sich um den Schutz künftiger Generationen vor Siechtum, Blödsinn und Untergang!

Geschlechts-Krankheiten als Ursachen von Nerven-Krankheiten. Dr. Orlipski schreibt in der „Allgem. Mediz. Centralzeitung“ (1902, No. 43): Die pathologische Signatur der Kulturepoche, in welcher wir leben, sind bekanntlich die Erkrankungen des Nerven- und des Geschlechtsapparates. Die Statistik lehrt für beide Körpersysteme eine erschreckende Zunahme ihrer Erkrankungen. Die unstete, ruhe- und rastlose Kulturentwickelung unserer Zeit, das ewige ungestillte und ungehemmte Vorwärtsdrängen auf allen Gebieten des geistigen Lebens und Schaffens, die brennende Sucht nach Erfolg und Anerkennung, mit einem Worte alles das, was für das sogenannte „Amerikanische“ innerhalb der westeuropäisch-amerikanisch-japanischen Kultur das typische Merk- und Charakterbild ist: sie werden vornehmlich der zerrüttenden, entartenden Attentate auf unsere Nerven beschuldigt. Aber ob nicht in diesem düstern, schier hoffnungslosen Bilde wachsender Degeneration ein wichtiger Punkt übersehen wird? Mir schien es stets, als wenn die gleichzeitig statistisch bewiesene, unbegrenzte Vermehrung der verschiedenen Formen von Geschlechtserkrankungen von Bedeutung wäre und gewissermaßen wie ein Mene Tekel mit leuchtenden Warnungszeichen uns darauf hinweist: da und nicht anderswo steckt eine Hauptwurzel, eine von vielen zwar, aber doch eine Hauptwurzel des Uebels. — Ich behaupte: die brutale Macht der Zahlen lehrt hier kein zufälliges

Digitized by Google

Nebeneinander, sondern mehr: einen ursächlichen Zusammenhang, sie lehrt: daß, wenn anders der neurotische Zug unseres Wesens das Kainszeichen der lebenden Generation ist, die Geschlechtskrankheiten in ihren verschiedenen Daseinsgestaltungen, vorhandene und abgelaufene — auch die geheilten können durch Vererbung unheilvoll wirken —, ihr wohlgerüttelt und geschüttelt Maß von schuldvollem Anteil daran haben. Man wird mir einwenden: das sei längst bekannt. Man wird mich verweisen auf die vielfach gewundenen, aber doch sicher vorhandenen Zusammenhänge zwischen Syphilis und Nervenpathologie. Das ist richtig, abgesehen von den spezifisch syphilitischen Prozessen der Nervensubstanz kennen wir noch eine Anzahl höchst wichtiger, verderblicher, sogenannter metasyphilitischer Veränderungen des Nervensystems, die, wenn auch die Syphilis längst geheilt, doch sicher durch die von dem Syphilisvirus gesetzten, bleibenden, molecular-chemischen Wandlungen der Nervenelemente bedingt erscheinen (Tabes, Dementia paralytica). Aber wie sich neben Syphilis heute von Tag zu Tag mehr mit wachsender Bedeutung als gleich schädlicher, in das Leben des einzelnen wie der Gesellschaft eingreifender Gegenfüßler die Gonorrhoe aufthut, so mehren sich die Zeichen, daß es nicht bloß syphilitische, sondern auch mit der Gonorrhoe in Causalnexus stehende abnorme Zustände des Nervensystems giebt, welche bei der furchtbaren Verbreitung der Gonorrhoe sicher auch eine wesentliche Rolle in der ätiologischen Begründung der zunehmenden Nervenerkrankungen spielen. Nicht von der gonorrhoischen Neuritis will ich hier sprechen und ihren verschiedenen Erscheinungsformen, ihr liegen anatomische, organische Veränderungen der Nervensubstanz und ihrer Umhüllungen zu Grunde, welche schon öfter zur Diskussion gestellt worden sind. Wenn der lebendige Erreger, der von Noeggerath vermutet und dann 1879 durch Neissers geniale Färbemethode unwiderleglich auf frischer That ertappt und festgestellt wurde, dessen Erzeugernatur gegenüber der Gonorrhoe heute wohl zu den bestfundierten Lehren der medizinischen Wissenschaft zu zählen ist, wenn dieser Mikrococcus auf der inneren Herzhaut geschwürige Prozesse (Leydens Endocarditis gonorrhoica ulcerosa), auf der Serosa der Gelenke und in den bindegewebigen Umhüllungen der Muskeln entzündliche Veränderungen erregen kann, warum soll er da nicht auch in anderen, vielleicht dazu erblich disponierten Fällen als Reiz auf Nerven und Nervenhäute auftreten können? Indes an diese Fälle, so wichtig sie sind und so schwere Folgen sie für die davon Betroffenen haben, an die denke ich heute nicht. Eine größere Zahl von Beobachtungen aus meiner Praxis haben in mir die Ueberzeugung aufgerichtet, daß nicht bloß organische, sondern auch die funktionellen Abweichungen, die an den Nerven in die Erscheinung treten und deren Zusammentreffen das Bild der sogenannten funktionellen Neurosen ergiebt, sehr oft, viel häufiger als man es glaubt, und als es wahrscheinlich zum Schaden der nervenleidenden Patienten übersehen wird, zu frischer, chronischer oder schon völlig abgelaufener Gonorrhoe in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen. Meine These lautet: Es giebt eine Anzahl von Neurosen, welche als gonorrhoische oder — analog den metasyphilitischen Prozessen — als metagonorrhoische Neurosen zu bezeichnen sind und dementsprechend einer spezifischen, d. h. antigonorrhoischen, respektive urethralen Therapie schneller und sicherer als jedem anderen Heilversuche weichen. Der Zusammenhang von gonorrhoischer Erkrankung und Nervenstörung beruht auf einer Intoxikation, d. h. Vergiftung der Nerven durch Stoffwechselprodukte der Bakterien. — Man erzählt, daß so manche griechische Kolonialstadt des Altertums an „Entnervung“ zu Grunde ging: Der weit verbreitete Kult der Venus vulgivaga mit seinen körperlichen Folgen hat sicher hierzu am allermeisten beigetragen. Da man aber heute das Erscheinen der Syphilis in Europa meistens mit der Entdeckung Amerikas in Zusammenhang bringt, so bleibt für das Altertum eigentlich nur die Gonorrhoe als Geschlechtskrankheit übrig. Hier eröffnet sich uns zugleich ein Ausblick in das Allgemeine. Aus der Summe der Einzelindividuen baut sich die Gesamtheit auf, Volksgesundheit bedeutet Volkserhaltung. An der Nervosität unseres Zeitalters ist nicht die „Ueberkultur“ schuld, wie Moebius lehrt; denn sie ist unausrottbar. Sie ist nur eine der begleitenden Uebelstände, die wohl einzudämmen sind. Zu den letzteren gehören auch die gonorrhoischen Nervenstörungen, die durch eine wirksame Bekämpfung der Infektion an der Wurzel ausgerottet werden.

Erblichkeit der Nasenrachenpolypen. Aus einem Aufsatz von Dr. O. Bonne in der klinisch-therapeutischen Monatsschrift (IX, 12) lernen wir die auffallende Thatsache kennen, daß alle Kinder mit Nasenrachenwucherungen, die er zu beobachten Gelegenheit hatte, aus ekzematösen (d. h. mit Hautausschlägen behafteten) Familien stammen. Quaise führt die Wucherungen auf Ernährungs-

Digitized by Google

und Stoffwechselstörungen zurück, die oft erblicher Natur sind. Nach Zarniko ist die Disposition dazu vererbbar. Bresgen, einer der Hauptkenner dieser Erkrankung, schreibt den erblichen Einflüssen die Hauptrolle bei der Entstehung zu. Nach Hopmann liegt die lymphatische, nach Bonne die ekzematöse Konstitution den Wucherungen zu Grunde, die beide einen stark erblichen Charakter tragen.

Erblichkeit der angeborenen Hüftgelenksverrenkung. Die angeborene Hüftgelenkluxation ist erblich und kommt viel häufiger bei Mädchen als bei Knaben vor. Von ärztlicher Seite wird uns ein Fall mitgeteilt, wo in einer Familie drei Schwestern und die Tochter der ältesten angeborene Hüftgelenksverrenkung zeigen. Die Erblichkeit wird durch Untersuchungen aus der Klinik von Professor Hoffa insofern bestätigt, als bei der Entstehung derselben eine Prädisposition angenommen werden muß; denn gerade bei einseitigen Hüftgelenksluxationen zeigt das noch nicht luxierte Hüftgelenk der anderen Seite Knochenveränderungen, welche zur Luxation disponieren müssen.

Die Bedeutung der Individualstatistik bei Erblichkeitsfragen von Nerven- und Geisteskrankheiten. W. Strohmayer hat die Stammbäume von 56 Patienten-Familien mit 1338 feststellbaren Mitgliedern gesammelt. Er fand Geistes- und Nervenkranke 413 (30 pCt.), Neuro- oder Psychopathische 251 (18,6 pCt.), Gesunde 595 (41,5 pCt.), nicht lebensfähige Kinder 42 (3 pCt.), Selbstmorde 55 (4 pCt.). Die Zahl der gesunden Mitglieder in den einzelnen Familien schwankte von 0—87 pCt. Berücksichtigte Strohmayer nur die bis zum Tode gesund Gebliebenen, so fand er im Durchschnitt 30 pCt. Gesunde. Von einem besonderen Einfluß des Vaters oder der Mutter ließ sich nichts nachweisen; nur das war sicher, daß Krankheit beider Eltern schlimmere Folgen hatte als einseitige Belastung. Eigentlich nur die auf Arteriosklerose beruhenden Geisteskrankheiten pflanzten sich vorwiegend im Mannesstamme fort (Alkoholismus); außer ihnen that es die Hypochondrie. Migräne und Hysterie hielten sich an die weibliche Linie. Im allgemeinen überwog die polymorphe Vererbung. Gleichartige Vererbung kam am häufigsten vor bei der Melancholie (in fünf Familien mit 164 Gliedern 30 Melancholische), Manie, Hypochondrie, Epilepsie (in einer Familie 7, in einer anderen 12 Epileptische), Migräne, Chorea, Hysterie, Alkoholismus. Auch körperliche Zeichen der Entartung vererben sich (in einer Familie mit 23 Gliedern in fünf Generationen 15 Leute mit Irismangel, daneben in der vierten Generation Epilepsie und Blödsinn). Bei kumulativer Vererbung kam es besonders zu den Formen, die im engeren Sinne als Entartung bezeichnet zu werden pflegen, zu Paranoia, Tugendirresein, periodischen Formen, Zwangsvorstellungen, Schwachsinn, schließlich zu Mißbildungen und Lebensunfähigkeit. Freilich ist Morels Entartungs- und Aussterbeschema nicht immer anwendbar. Strohmayer weist auf Familien hin, in denen fast alle Glieder abnorm sind, ohne daß doch eigentliche Geisteskrankheiten vorkämen, auf andere, in denen die Degeneration aufhört, ohne daß man sagen könnte, warum. Ueber die Wirkung der Kreuzung mit „Vollblut" ließ sich nichts Bestimmtes nachweisen. Praktisch wichtig ist besonders auch die Bedeutung des Alkohols: In 16 Familien von den 56 stand ein Säufer an der Spitze. (Referat von J. P. Möbius, Münchener mediz. Wochenschrift XLVIII, 45 und 46.)

Geisteskrankheiten im Heere. Es giebt Krankheiten, die ganze Stände treffen, wenn gemeinsame Schädigungen vorhanden sind, z. B. die Krankheiten der Caisson- und Quecksilberarbeiter. Von speziellen Berufskrankheiten des Heeres kann kaum geredet werden. Bei der Auslese, welche bei der Einstellung in die Armee vorgenommen wird, werden alle Kranken und die größte Zahl der psychiatrisch Minderwertigen und die durch erbliche Belastung konstitutionell Schwachen ausgeschieden, eine weitere Zahl der Gefährdeten versagt schon in den ersten zwei Jahren der Dienstzeit körperlich oder geistig; das Hauptkontingent der aus minderwertiger Anlage im späteren Leben noch Erkrankenden kommt also für den Offiziersstand nicht in Betracht. Die Gehirnerweichung (progressive Paralyse) bildet einen hohen Prozentsatz unter den Geisteskrankheiten der Offiziere. Lübden fand unter geisteskranken Offizieren der deutschen Armee 59 pCt., Grilli in der italienischen 55,5 pCt., Defour in der französischen 54 pCt. Paralytiker. Ursachen sind Lues, Trauma, Alkohol, besonders erbliche Belastung. Nach Untersuchungen von Stier fand sich bei 54,5 pCt. erbliche Belastung. In der gesamten deutschen Armee kamen im Jahre 1897/98 nur 0,52 pM. Geisteserkrankungen vor. Im Jahre 1890 betrug ihre Zahl in der preußischen Armee 0,35 pM., in der österreichischen 0,36 pM., in der französischen 0,49 pM., in der bayerischen 0,50 pM.,

Digitized by Google

in der englischen 1,3 pM., in der niederländisch-indischen 1,82 pM., in der belgischen 2,23 pM. Sehr deutlich drücken sich hierin die Verschiedenheiten des Rekrutierungssystems aus, indem die Länder mit allgemeiner Wehrpflicht eine sehr viel geringere Erkrankungsziffer aufweisen als die Länder mit Milizsystem, welche sich mit einem Menschenmaterial begnügen müssen, das nicht nur in allgemein militärischer Leistungsfähigkeit, sondern auch in Bezug auf die geistige Gesundheit und Widerstandsfähigkeit hinter den mit allgemeiner Wehrpflicht zurückstehen muß. (E. Stier, Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 59. Band, 1. Heft, Seite 1.)

Blutsverwandtschaft und konstitutionelle Krankheiten. A. E. Garrod in London hat vier Familien beobachtet, welchen elf mit Alkaptonurie behaftete Mitglieder angehörten. Die Eltern waren bei drei Familien blutsverwandt. Verfasser schließt daraus, daß die Alkaptonurie eine chemische Abweichung von der Norm ist. Die Alkaptonurie zeigte sich abhängig von der Nahrungsaufnahme. (Centralblatt für innere Medizin, 1902, 11. Januar.)

Disposition zur Geisteskrankheit bei der jüdischen Rasse. Nach der Veröffentlichung von A. Pilcz in der „Wiener klinischen Rundschau" ergiebt sich aus dem Material der ersten psychiatrischen Klinik, welches 1437 Fälle umfaßt, daß die Disposition für die einzelnen Formen psychischer Erkrankung merkbare Unterschiede bei den Juden gegenüber der nichtmosaischen Bevölkerung aufweist. Alle jene Psychosen, als deren ätiologischer Faktor der Alkoholmißbrauch geltend gemacht werden kann, gelangen bei den Juden kaum je zur Beobachtung. Bei jenen Geisteskrankheiten, bei welchen neben einer ihrem Wesen nach nicht näher aufgeklärten individuellen Prädisposition greifbare äußere Schädlichkeiten (Vergiftung, endo- oder exogenen Ursprunges, Infektionskrankheiten, cerebrale Herde u. s. w.) eine sehr beträchtliche Rolle spielen, macht sich ein Unterschied zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Rasse nicht bemerkbar. Die jugendlichen Verblödungsprozesse und Demenz nach akuten Psychosen kommen bei jüdischen Geisteskranken häufiger vor. Zu jener Geisteskrankheit, bei welcher neben der Lues das Moment der mit gemütlichen Aufregungen einhergehenden intellektuellen Ueberanstrengung einen beträchtlichen Faktor bildet, stellen die Juden ein prozentual hohes Kontingent. Zu Psychosen auf hereditär-degenerativer Basis, wobei als wichtigstes, oft vielleicht einziges ursächliches Moment die erbliche Belastung wirksam ist, erscheinen die Juden unverhältnismäßig stark disponiert. Bezüglich der letzterwähnten drei Formen von Psychosen scheinen gerade die besseren Stände in noch erheblicherem Maße gefährdet als die unteren Schichten der Juden.

Staatspolitik.

Die Adelsfrage in Rußland. Der Plan, ein besonderes Adelsdepartement beim Ministerium des Innern zu kreieren, in welchem alle den Adel betreffenden Angelegenheiten konzentriert werden sollen, ist dieser Tage vom Reichsrat mit einigen wenigen Abänderungen angenommen worden; statt einer Adelsabteilung wird beim Ministerium des Inneren eine Adelskanzlei mit den Rechten eines Departements geschaffen werden. Damit dürfte die neuerdings wieder aufgerollte Adelsfrage in Rußland in ein neues Stadium getreten sein. Was die soziale Lage des russischen Adels betrifft, so ist ihm, abgesehen davon, daß ihm seit 1861 das Recht entzogen ist, Leibeigene zu besitzen, kein einziges seiner Privilegien genommen worden. Die Sache ist nur die, daß auch die übrigen Stände im Laufe der Zeit größere persönliche und wirtschaftliche Rechte erlangt haben und vielfach durch Fleiß und Arbeit in eine wirtschaftlich günstigere Position als der Adel gelangt sind. Diese Rechte den übrigen Ständen wieder zu beschneiden, davon konnte natürlich nicht gut die Rede sein. Eine Bevölkerung von über 130 Millionen Seelen würde sich wohl bedanken, sich dieses Opfer zu Gunsten der zirka 14 000 Familien von erblichen Edelleuten, welche Rußland zählt, auferlegen zu lassen. Es ist wahr, daß der Adel ökonomisch zerrüttet ist, aber daran trägt er wirklich doch allein die Schuld, weil er es noch immer nicht gelernt, sich nach der Decke zu strecken. Von den 14 000 Adelsfamilien haben über 5000 einen Grundbesitz von nicht mehr als 100 Deßjatinen, welcher zudem noch stark verschuldet ist. Bei dem steigenden Reichtum der Industrie- und Handelskreise läßt sich bei einem solchen Besitz

Digitized by Google

natürlich keine dominierende Rolle spielen, welche sich zudem auf Nichtsthun gründen will. Den Vorwürfen gegenüber, daß die Regierung für den Adel nichts thut und mit verschränkten Armen zusieht, wie derselbe langsam zu Grunde geht, ist die eine Thatsache von großem Interesse, daß die früheren Minister des Inneren Durnowo, Goremikin und Ssipjägin immer bestrebt gewesen sind, die Posten der Landeshauptleute mit örtlichen adeligen Grundbesitzern zu besetzen und daß sie selbst für diese Posten nicht die genügende Anzahl von Kandidaten fanden. Und doch tragen diese Stellen, welche keinerlei Spezialbildung erfordern, ihrem Inhaber jährlich an 4000 Mark ein, auf dem Lande gewiß eine ganz außerordentliche Beihilfe für den Gutsbesitzer, seinen Hausstand standesgemäß aufrecht zu erhalten. Alle Maßregeln der letzten Jahre, der Verschuldung des grundbesitzenden Adels zu steuern, haben sich als erfolglos erwiesen, denn die Besitzverschiebung aus adeliger Hand in bürgerlichen Besitz vollzog sich im letzten Jahrfünft derart rapid, daß in einzelnen Gouvernements weit über ein Drittel der Adelsgüter durch die Bauernagrarbank angekauft, parzelliert und in bäuerlichen Besitz übergegangen ist. Vor so sprechenden Thatsachen sah sich die Regierung gezwungen, dem Adel weitere Konzessionen zu machen, die in der Kreierung der neuen Adelskanzlei ihren Ausdruck finden. Dieser Adelskanzlei wird die wichtige Aufgabe zufallen, sich nicht nur ausschließlich mit den Angelegenheiten des Adels zu beschäftigen, sondern auch Mittel und Wege zu finden, um dem Adel seinen Grundbesitz zu erhalten und die progressiv fortschreitende Besitzverschiebung der Adelsgüter aufzuhalten. Daß es dabei nicht ohne bedeutende finanzielle Konzessionen auf Kosten des Staatssäckels abgehen kann, liegt auf der Hand; doch verlautet bisher noch nichts Näheres über die dem Adel zugedachten Bonifikationen und Kredite, die der Finanzminister nur ungern hergeben wird, weil sie sich bisher zum großen Teil als unproduktive Ausgaben erwiesen haben. (Berliner Tageblatt, 1902, No. 311.)

Die Ursache der Zerrüttung in Spanien. Die von der Regierung vorgenommene Zählung der religiösen Genossenschaften, Bruderschaften u. s. w. führte zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen. Danach beläuft sich die Zahl der geistlichen Genossenschaften in der Provinz Balearen auf 84, in Sevilla auf 103, Granada 153, Valencia 156, Madrid 168, Valladolid 170, Guipuzcoa 280, Barcelona 420, Castellon 459, Navarra 600, zusammen 2690 für zehn Provinzen. Die Daten von sieben der 49 Provinzen Spaniens fehlen gänzlich. Für die übrigen 42 Provinzen wird die Zahl der Genossenschaften auf rund 6000 mit 60000 Mönchen und Nonnen veranschlagt. Die Gesamtzahl für Spanien dürfte 100000 erreichen, da drei Orden, die durch das Konkordat besonders geschützt sind, nicht eingeschrieben sind und viele Klöster zudem unrichtige Zahlen angegeben haben.

Die Prügelstrafe als Heilmittel gegen Revolutionen. Das verfassungswidrige Vorgehen der russischen Regierung in Finnland hat die dortige Bevölkerung zu einem passiven aber energischen Widerstand gereizt, der sich besonders darin zeigt, daß die Rekruten von der Aushebung fortbleiben und der ganze Musterungsapparat versagt. Bei Gelegenheit einer Straßendemonstration am 18. April gegen eine neue verfassungswidrige Maßregel griff eine Schwadron Kosaken die Menge an und bearbeitete sie mit ihren Knuten in brutalster Weise. Dasselbe hat sich auch in den russischen Aufstandsgebieten von Poltawa und Charkow wiederholt, wo die Bauern wegen ihrer mißlichen wirtschaftlichen Lage gegen die Regierung sich empörten und die Gutsbesitzungen ausplünderten. Die Behörden sahen sich genötigt, die Anführer und die hartnäckigsten Beteiligten an dem Aufstande einer Körperstrafe zu unterwerfen. Dadurch wurde die Notwendigkeit zum Eingreifen schrofferer Maßnahmen beseitigt. Es wird berichtet, daß gegenwärtig die öffentliche Ruhe in den Gouvernements wieder hergestellt ist.

Sozialpolitik.

Kinderarbeit in der Landwirtschaft. Von allen Sozialpolitikern wird es als ein Mangel des Vorgehens gegen die Kinderarbeit anerkannt, daß die herrschende Kinderausbeutung in der Landwirtschaft ungestört bleiben soll. Da man von vornherein nach diesem Plane arbeitete, so ist auch die Enquete über die Kinderarbeit vom Jahre 1898, die die Grundlage für das gesetzgeberische Vorgehen bieten soll, auf die gewerbliche Arbeit beschränkt worden und es fehlt deshalb für die Land-

Digitized by Google

wirtschaft an Zahlenmaterial. Wenn man auch eine große Reihe von Einzelheiten kennt, nach denen es außer Zweifel ist, daß in der Landwirtschaft Kinder in großer Zahl beschäftigt werden und schweren Schädigungen durch die Arbeit ausgesetzt sind, so wäre doch für ein Vorgehen dagegen ebenfalls eine genaue Untersuchung nötig, von der nur zu wünschen wäre, daß sie planmäßiger und gründlicher gemacht würde, wie die über die gewerbliche Kinderarbeit. Wenn man von dem Grundsatze ausgeht, daß eine zu frühe Verwendung von Kindern zur Erwerbsarbeit Schädigungen der ganzen Bevölkerung zur Folge hat, daß sie zu körperlicher und geistiger Degeneration der Massen führt, dann ist ein Vorgehen gegen die landwirtschaftliche Kinderarbeit nicht bloß ebenso, sondern noch viel dringender nötig, wie gegen die gewerbliche. Denn es handelt sich in der Landwirtschaft ohne Zweifel um eine wesentlich größere Anzahl Kinder, wie im Gewerbe. Man nehme die Berufszählung von 1895 her. Als hauptberuflich thätig in Industrie, Handel und Verkehr und wechselnder Lohnarbeit verschiedener Art wurden da ermittelt 45 348 Kinder im Alter bis zu 14 Jahren. In der Gruppe Landwirtschaft aber wurden 135 125 Kinder, also die dreifache Anzahl ermittelt. Diese Zahlen geben natürlich nicht entfernt den vollen Umfang der Kinderarbeit an, sie berücksichtigen die Nebenbeschäftigung nicht und die Beantwortung der Fragen bei der Berufszählung dürfte gerade bei Kindern ziemlich mangelhaft gewesen sein. So ergab denn auch die Enquete von 1898, die gleichfalls sehr mangelhaft war und keineswegs den Anspruch erheben kann, die Zahl der beschäftigten Kinder vollständig zu geben, 532 283 gewerblich thätige Kinder. Da sie sich nicht auf die in Fabriken beschäftigten bezog, so muß man, um sie mit dem Ergebnisse der Berufszählung von 1895 in Vergleich bringen zu können, noch die Fabrikkinder von der 95er Zahl abziehen. Deren waren zwischen 5000 und 6000. Es ergiebt sich dann, daß die Zahl der gewerblich thätigen Kinder 1898 mindestens 13 Mal so groß war, wie die 1895 durch die Berufszählung ermittelte. In Rücksicht darauf, daß auch die Zahlen der Enquete von 1898 hinter den wirklichen Zahlen noch wesentlich zurückbleiben dürften, darf man sogar noch eine stärkere Vervielfachung der Zahl von 1895 annehmen. Es läßt sich nun zwar kein Beweis dafür erbringen, daß sich in der Landwirtschaft genau dasselbe Verhältnis ergeben würde; eine große Abweichung ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls ergiebt sich aus dieser Betrachtung, daß die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Kinder weit in die zweite Million hineinreicht, vielleicht sogar darüber hinausgeht. Die Schäden der Kinderarbeit treffen also in der Landwirtschaft einen mehrfach größeren Personenkreis wie im Gewerbe und daher sind auch ihre Folgewirkungen auf die körperliche und geistige Beschaffenheit der Gesamtbevölkerung viel umfangreicher und darum nachteiliger, wie die der gewerblichen Kinderarbeit. Bekämpfung der Kinderarbeit unter Außerachtlassung der Landwirtschaft bleibt ein armseliges Flick- und Stückwerk. (Vorwärts, 1902, No. 134.)

Großunternehmer und Steuerpolitik. In einem Aufruf des sächsischen Landesverbandes des Bundes der Industriellen heißt es: Neben der Bekämpfung einseitiger Berücksichtigung der agrarischen Forderungen müssen wir uns auch gegen diejenigen industriefeindlichen Bestrebungen wenden, welche ebenso einseitig den Handwerker gegenüber dem Industriellen bevorzugen. Wenn eine Stadtverwaltung z. B. grundsätzlich höheren Industriellen keine Aufträge zukommen läßt, sondern nur Kleingewerbetreibende oder Handwerker berücksichtigt, so liegt darin eine ungerechtfertigte Benachteiligung der Industrie. Wir verweisen ferner auf die vielfach hervorgetretenen Bestrebungen der Sonderbesteuerung von Großunternehmungen, welche deutlich die Tendenz zeigen, die Großunternehmung überhaupt als unberechtigt hinzustellen und ihre Weiterentwickelung mit Hilfe der Steuermaschine aufzuhalten. Andererseits gilt es auch, die Industrie vor Schädigungen zu bewahren, welche ihr durch eine unbillige Verteuerung notwendiger Rohstoffe zugefügt werden können. (Amtliches Organ des Bundes der Industriellen, IV, No. 8.)

Konzentration der landwirtschaftlichen Betriebe in Belgien. Nach dem statistischen Jahrbuch, welches soeben der Minister des Innern herausgegeben hat, ist in Belgien die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen. Während im Jahre 1880 noch 910396 landwirtschaftliche Betriebe gezählt wurden, waren im Jahre 1895 nur noch 829625 vorhanden, in den 15 Jahren ein Rückgang von 80771 Betrieben oder 9 pCt. Besonders stark war die Verminderung in Ost-Flandern (25647), in Brabant (24442) und in Hainaut (18269). Der Rückgang der Betriebe verteilt sich auf die verschiedenen Größenklassen wie folgt: Bei den Betrieben von 50 Ar und darunter betrug die Ver-

Digitized by Google

minderung 14351; bei denen von 51 Ar bis 1 Hektar 35984, von 1—2 Hektar 25875, von 2—3 Hektar 5564, von 3—4 Hektar 1600, von 4—5 Hektar 1195. Im Gegensatz hierzu hat sich die Zahl der größeren Betriebe von über 5 Hektar vermehrt: Bei der Größenklasse von 5—10 Hektar betrug die Vermehrung 675, von 10—20 Hektar sogar 2168, von 20—30 Hektar 414, von 30—40 Hektar 164, von 40—50 Hektar 187, über 50 betrug sie 181. (Vorwärts, 1902, No. 160.)

Bevölkerungsstatistik.

Abnahme der Geburten und Zunahme der Sterblichkeit in Wien. Die Zahl der Geburten betrug 55 365, wobei sich, auf die Gesamtzahl der Bevölkerung berechnet, eine stete Abnahme von 35,15 (1895) pro mille auf 34,16 pro mille ergab. 51,07 pCt. Knaben stehen 48,93 pCt. Mädchen gegenüber. Auffallend ist die Abnahme der unehelichen Geburten von 33,05 pCt. im Vorjahre auf 31,88 pCt. im Jahre 1899. Die Zahl der Zwillinge betrug 615, die der Drillinge 8. Die Sterblichkeit, die mehrere Jahre hindurch stetig abgefallen war, zeigte eine kleine Steigerung von 19,60 pro mille im Jahre 1898 auf 20,16 pro mille im Berichtsjahre; die absolute Zahl der Sterbefälle betrug 33 952. Auf die Tuberkulose entfielen hiervon 7453, auf das Puerperalfieber 114, auf Blattern 1, auf Masern 725, Scharlach 266, Diphtheritis 489 Todesfälle. Die stetig steigende Zahl der Selbstmorde betrug 463; die größte Zahl wies der Juli auf; das Hauptkontingent stellte die Altersklasse von 20—25 Jahren. (Wiener medizinische Presse, 1902, 22.)

Völker und Politik.

Die Vereinigten Burenkomitees und die südafrikanische Frage. Die Vereinigten Burenkomitees in Berlin versenden folgendes Rundschreiben: Der Krieg in Südafrika ist beendet, nicht gelöst aber ist die südafrikanische Frage. Die Kapitulation der burischen Kommandos hat stattgefunden, trotzdem für sie nach den glänzenden Siegen des letzten Jahres eine militärische Zwangslage nicht vorlag. Sie ist erfolgt mit Rücksicht auf die Leiden der Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern, woselbst die Angehörigen der im Felde stehenden Kämpfer in gesonderter Behandlung auf noch geringere Lebensmittelrationen gesetzt waren, als die übrigen Gefangenen. Die Buren sind unbesiegt geblieben durch die Waffen des zehnfach stärkeren Gegners, sie sind zum Nachgeben gezwungen worden durch krasse Verletzungen des Völkerrechts und Kriegsrechts, an dessen fortschrittlicher Entwickelung alle Völker das größte Interesse haben. Für uns Deutsche ist von größter Bedeutung, daß nicht der Handel für England monopolisiert und unsere Einwanderung beschränkt werde. Die Entschädigungen, welche den Buren im Friedensschluß zugebilligt worden sind, decken nur einen geringen Teil der zerstörten Werte, die Invaliden, die Witwen und Waisen sind unberücksichtigt geblieben, die Mitkämpfer aus anderen Nationen befinden sich in schwierigster Lage. Zum Verlust der politischen Unabhängigkeit tritt die Gefahr der materiellen Abhängigkeit. Das Werk der Burenhilfe muß fortgeführt werden, eventuell in anderen Formen, durch Bildung von Kreditinstituten. Die Burenkomitees werden in Thätigkeit bleiben, der „Burenfreund“ als Organ der Komitees fortbestehen. Die weiteren Entschlüsse sollen gefaßt werden, nachdem eingehende Berichte aus Südafrika vorliegen, und in den nächsten Nummern des „Burenfreund“ mitgeteilt werden. Es wird zur Zeit planmäßig und durch Preßerzeugnisse verschiedenster Art eine perfide Geschichtsfälschung betrieben, welche dahin zielt, das Burenvolk, seine Leistungen und Eigenschaften herabzusetzen und die Gefühle der Freundschaft und Zusammengehörigkeit zwischen Buren und Deutschen aufzuheben. Dieser Thätigkeit entgegenzuarbeiten, wird eine der Aufgaben des „Burenfreund“ sein und bitten wir Sie, an einer möglichst weiten Verbreitung der Zeitschrift mitzuwirken. Wir bitten Sie besonders der Auffassung entgegenzuwirken, als ob nunmehr nach dem unglücklichen Frieden die Buren unserer materiellen und moralischen Unterstützung weniger bedürften, als in den Tagen des Kampfes.

Die Engländer am Tschad-See und die deutschen Interessen. Die Festsetzung der Engländer am Tschad-See und die Einsetzung eines Residenten

Digitized by Google

mit einer starken Garnison zu Kuka bilden einen Markstein in der neueren Entwickelung des westlichen Sudan. Obwohl die Engländer schon lange in Verbindung zu Rabeh standen, dem sie Waffen und Munition lieferten und obwohl später Fadlallah den englischen Schutz nachsuchte und zugesagt erhielt, sind sie doch nur zögernd nach jenen Gebieten vorgedrungen. Erst die Kämpfe der Franzosen mit Fadlallah auf dem Boden der englischen Interessensphäre machten dieser Zurückhaltung ein Ende. Das französische Vordringen in englisches Gebiet machte in London einen unangenehmen Eindruck, und die Entsendung einer Truppe wurde erleichtert durch die Errichtung der West African Fronties Force. Da von den Franzosen noch ein Feldzug gegen Wadai beabsichtigt ist und nicht zu umgehen sein wird, so hat die Festsetzung Englands am Tschad-See noch eine besondere Bedeutung. Alle diese Ereignisse geben eine gewisse Erklärung für das Vorrücken des Hauptteils der Kameruner Schutztruppe nach Norden. Wie es heißt, haben die Franzosen noch eine Garnison auf deutschem Boden, zu Dikoa, wo sie früher Kämpfe mit Rabeh ausgefochten haben. Danach läßt sich auch das Bestreben unter den Offizieren der Schutztruppe verstehen, möglichst weit nach Norden bis zum Tschad-See vorzurücken; und die Nachricht aus sonst gut unterrichteten kolonialen Kreisen, daß Oberstleutnant Pavel mit seiner Expedition schon weit nördlich über den Benuë hinaus bis Marrua gezogen sei, wird danach immer wahrscheinlicher. In den Jahren 1893 und 1894 haben sich Deutschland, England und Frankreich über die Teilung der Tschad-See-Länder verständigt; die beiden letzteren haben thatsächlich jetzt dort Besitz ergriffen, nur Deutschland steht noch weit zurück. Die Ereignisse drängen aber vorwärts, in naher Zeit wird von uns der gleiche Schritt geschehen müssen. Ein solches Vorgehen verlangt schon die Würde des Reiches. Die Zustände im nördlichen Kamerun beweisen deutlich, unter welchem Zwange wir stehen. Der sehr verständliche Plan, den man hier an leitender Stelle hatte, schrittweise dort vorzugehen, läßt sich ersichtlich nicht innehalten; der Gang der Ereignisse hat die Schutztruppe von selbst vorwärtsgetrieben. Wie weit sie kommt, weiß man nicht, und ein Aufgeben der erlangten Stellungen ist nicht möglich. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 136).

Die Arbeiterfrage in Kamerun. Der Zweck jeder Kolonialpolitik ist, die in der Kolonie verborgen ruhenden Schätze der Natur zu heben. In gewissem Sinne muß zu diesen Schätzen auch die bisher latente Arbeitskraft der Bevölkerung der Kolonie gezählt werden. Gewisse Produktionen sind nur in von Europäern geleiteten und aufgezogenen Großbetrieben möglich, wie Bergwerks- und Minenbetrieb. Genau so liegt die Sache auch auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Produktion, namentlich bei allen Kulturen, bei denen nach der Ernte noch eine weitere Bearbeitung der Früchte erforderlich ist. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß Kamerun jemals durch die Thätigkeit der Eingeborenen selbst erschlossen werden könnte, die sogenannten Eingeborenen-Kulturen in Viktoria können nie eine Zukunft haben. Erstens ist der Neger und besonders der Kamerunneger viel zu unselbständig, um in vernünftiger Weise einen rationellen Pflanzungsbetrieb leiten zu können. Zweitens ist der Kamerunneger viel zu arbeitsscheu, als daß er sich die Last eines Plantagenbaues aufbürden würde. Denn wie die Dinge bisher in Kamerun lagen und auch jetzt noch liegen, kann der Neger ohne viele Arbeit sein Dasein fristen, denn die Natur wirft ihm ganz von selbst alles das in den Schoß, was er zu seinem Lebensunterhalt gebraucht. In dieser angestammten Arbeitsscheu liegt der Hauptgrund für den Arbeitermangel auf den Pflanzungen, nicht in dem angeblich zu niedrigen Lohne. Der Neger muß auf indirektem Wege zur Arbeit gezwungen werden. Der heute noch in kindischer Albernheit und blödem Stumpfsinn dahin dämmernde Neger wird durch nichts dem civilisierten Menschen näher gebracht werden können, als durch ernstliche Arbeit. Steuerpflicht und Dienstpflicht können allein den Neger zur Arbeit zwingen, wie von Wißmann ausgeführt hat. In dieser Richtung müssen sich auch die Maßnahmen der Regierung zwecks Lösung der Arbeiterfrage in den Kolonien bewegen. (J. Thormählen, Deutsche Kolonialzeitung 1902, No. 21, Seite 201.)

Das Deutschtum der Juden in Böhmen. Wie das Organ der tschechischnationalen Judenschaft in Böhmen mitteilt, bekannten sich im Jahre 1880 noch 13 282 Juden in Prag zur deutschen Umgangssprache, im Jahre 1900 aber nur noch 7006, obwohl sich die Zahl der Juden während dieser Zeit bedeutend vermehrt hat. Zahlreiche Juden haben nämlich inzwischen eine Schwenkung zu den Tschechen gemacht. Verläßliche Stützen des Deutschtums sind eben die Juden in Böhmen

Digitized by Google

niemals, besonders die unteren Schichten, die kleine Kaufmanns- und Handelswelt. (Leipziger Neueste Nachrichten 1902, No. 191.)

Chinesische Studenten in Japan. Nach der neuesten Zählung studieren 274 junge Chinesen in Japan. Diese stammen aus den Provinzen Hupeh, Kiangsi, Chikiang, Kuitschau, Shansi und aus dem so fremdenfeindlichen Szechuen. Regierungsstipendien bekommen 163. Chinesen in hoher Stellung, darunter Gouverneure mehrerer Provinzen, haben erst kürzlich wieder die japanischen Unterrichtsanstalten besucht; besonderes Interesse haben dieselben dem College of Agriculture der Universität Tokyo, dem Polytechnikum (College of Engineering) und dem Konservatorium für Musik gezeigt. Im Februarkonzert, das Lehrer und Schüler des Konservatoriums in Tokyo gaben, waren wieder zahlreiche Chinesen anwesend, welche mit gespannter Aufmerksamkeit besonders dem von 150 Schülern der Akademie vorgetragenen Requiem von Cherubini folgten. Es soll die Absicht bestehen, in Peking ein Konservatorium für europäische Musik zu errichten. (Ostasien V, 31, Seite 107.)

Die finnische Auswanderung. Mit unveränderter Stärke dauert die Auswanderung aus Finnland fort. In der letzten Woche wurden über Ganzö 681 Emigranten befördert. Im vorigen Monat betrug die Zahl der finnischen Auswanderer in diesem Hafen 2829. In den kommenden Monaten dürfte die Bewegung noch beträchtlich anschwellen.

Gegen die Einwanderung der Juden nach der Türkei. Zur Verhinderung der Einwanderung rumänischer Juden nach der Türkei hat die Pforte an alle türkischen Hafenbehörden die vertrauliche Weisung ergehen lassen, fremde Juden, die keine ausreichende Legitimation besitzen, nicht landen zu lassen.

Deutsche Japanpost. Unter diesem Titel ist am 26. April in Yokohama die erste Nummer eines deutschen Wochenblattes erschienen, das von A. Madlung herausgegeben wird und sich zur Hauptaufgabe gesetzt hat, deutsche Handelsinteressen zu fördern. Als Generalvertretung des Blattes in Deutschland wird der Verlag des „Berliner Aktionär" (G. Schweitzer und E. Busch) in Berlin, Lindenstrasse 47, bezeichnet.

Bücherbesprechungen.

Dr. Michael Hainisch. Der Kampf ums Dasein und die Sozialpolitik. Leipzig und Wien 1899, Franz Deuticke. Preis 2 Mk.

Unter den zahlreichen Schriften, welche das Verhältnis der Darwinschen Selektionslehre zur Sozialpolitik behandeln, ist die von Hainisch eine der gediegensten und wertvollsten. Nicht als ob ich die Ansichten des Verfassers in all und jeder Beziehung für richtig hielte. Obwohl z. B. Hainisch den sozialistischen Lehren ziemlich vorurteilsfrei gegenübersteht, so scheint es mir doch, daß er ihnen nicht genügend gerecht wird und sie auch in ihren neueren Fortschritten und Verzweigungen nicht genügend verfolgt hat. Damit hängt es zusammen, daß Hainisch dazu neigt, in dem kulturell tieferstehenden und deshalb bedürfnisloseren Arbeiter nicht nur den für den Unternehmer bequemeren beziehungsweise für die kurzsichtige Sparsamkeit des Unternehmers erwünschteren zu sehen, sondern auch den objektiv, unter Anrechnung des Produktivitätsgrades seiner Arbeitskraft, billigeren und rentableren; deshalb quält ihn die Besorgnis, daß durch Erhöhung der Löhne, Verkürzung des Arbeitstags u. s. w. die Konkurrenzfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkt herabgesetzt werden könnte. Die Lektüre des an beweiskräftigem Thatsachenmaterial so reichen Buches von John Rae: „The Eight Hours Day" (deutsch von Julian Borchardt, Verlag von Emil Felber in Weimar) dürfte hinreichen, um Hainisch davon zu überzeugen, daß in Wirklichkeit der anspruchsvollste Arbeiter der billigste ist, da seine Leistungsfähigkeit rascher steigt als sein Stundenlohn. Ferner hat der Verfasser leider nicht den Mut gefunden, mit der von Grund aus falschen und faulen Analogie zwischen Gesellschaft und Organismus radikal zu brechen; was er hierüber Kritisches sagt, ist an sich ganz richtig, aber es sagt nicht genug. Endlich hat Hainisch als gesellige Tiere, mit denen er den gesellig lebenden Menschen vergleicht, in erster Linie nur Ameisen und Bienen in Betracht gezogen,

Digitized by Google

nicht aber die dem Menschen sowohl anatomisch wie auch psychologisch und soziologisch tausendmal näherstehenden geselligen Vögel und Säugetiere; von dieser Außerachtlassung gerade der fruchtbarsten Vergleichungen rührt es her, daß der Autor den Abstand zwischen tierischen und menschlichen Gesellschaften überschätzt und auch da Unterschiede prinzipieller Natur statuiert, wo es sich meines Erachtens doch nur um Gradunterschiede handelt, wenn auch um ganz gewaltige Gradunterschiede.

Mit diesen Vorbehalten aber darf sehr vieles, was Hainisch über die Anwendung darwinistischer Theorien auf die menschliche Gesellschaft sagt, als ungemein scharfsinnig und treffend gelten. Hierher gehört der Satz auf Seite 19: „Wäre die Weismannsche Auffassung richtig, so vollzögen sich, um die eigenen Worte des Gelehrten zu gebrauchen, ›die Veränderungen des Organismus in kleinsten Schritten‹, so daß sie für unsere zeitlich so eng begrenzten politischen und sozialen Bestrebungen gar nicht weiter in Betracht kämen.“ Sehr scharf erfaßt ist ferner der Zufallscharakter der natürlichen Auslese, der ihren Wert als Vervollkommnungsmechanismus ein für allemal problematisch erscheinen läßt: „Und wer ist Sieger in diesem Kampfe; wer bleibt nach Beseitigung des Gegners Herr des Feldes? Derjenige, dessen Organismus den gegebenen Verhältnissen am meisten angepaßt war. Der Passendste ist aber, und das müssen wir uns für die Folge merken, durchaus nicht der am meisten Differenzierte oder gar der, nach dem Maßstabe menschlicher Ethik gemessen, Höchststehende.“ (Seite 22.) Ebenso treffend werden die besonderen Komplikationen des Kampfes ums Dasein präzisiert, welche aus der in so hohem Maße geselligen Natur der Spezies Mensch entspringen: „Denn noch nie hat eine Gesellschaft bestehen und sich gedeihlich entwickeln können, wenn ihre Mitglieder nicht vom Geiste der Solidarität erfüllt waren, und wenn dieser nicht der Willkür des Individuums in Sitte und Recht Schranken gezogen hatte..... Nichts anderes als der Umstand, daß die strenge Sonderung in Kasten ein gemeinsames Empfinden nicht aufkommen ließ, erklärt den Umstand, warum Indien und Aegypten die Fremdherrschaft nicht los werden, und warum sich noch heute beide Länder von einer Hand voll Engländer regieren lassen.“ (Seite 27.) Ganz vortrefflich wird ferner die Grundthatsache beleuchtet, daß innerhalb der Spezies Mensch die wichtigsten und wesentlichsten geistigen Neuerwerbungen gar nicht durch physische Vererbung überliefert werden, sondern durch das Wort, und somit gar kein Gegenstand der natürlichen Auslese sein können: „Wir brauchen weder Kant noch Goethe aus unserer Kulturgeschichte zu streichen, weil ersterer Junggeselle war, und weil die Enkel des letzteren keine Kinder hinterlassen haben.“ (Seite 28.)

Mit diesen Zitaten will ich die Lektüre des Buches keineswegs entbehrlich machen, sondern dazu anfeuern. Wer immer über das Thema „Darwinismus und soziale Frage“ mitreden will, ist verpflichtet, die durch konzentrierten Gedankenreichtum ausgezeichnete Schrift von Michael Hainisch zu kennen.

Dr. Ladislaus Gumplowicz.

Volksgesundheit. Gemeinverständliche Monatsschrift für deutsch-ungarische Kulturpolitik. Erscheint in der zweiten Woche jeden Monats. Bezugspreis ganzjährig 4 Kr. 80 Hell.

Diese von Dr. Heinr. Siegmund herausgegebene Monatsschrift ist, nach dem ersten Heft und den einführenden Worten zu urteilen, eine populäre Ausgabe der Politisch-anthropologischen Revue. „Mit einem Worte, die Zusammenfassung aller menschlichen Lebensäußerungen vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus und die Betrachtung der daraus sich ergebenden Richt- und Gesichtspunkte für eine wahrhaft vernünftige und erfolgreiche Sozialpolitik sollen Ziel und Aufgabe der „Volksgesundheit“ sein. Die Gesundheit des Volkes, wie der Menschen überhaupt im umfassendsten Sinne des Wortes kann nur dann erfolgreich angestrebt werden, wenn sie vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt aus, und als denselben Gesetzen unterworfen, die nach unserer Anschauung in der Welt der Erscheinungen überhaupt herrschen, betrachtet werden.“ — Hoffen wir, daß die neue Zeitschrift in den Kreisen wirkt, in welche die Politisch-anthropologische Revue wegen ihrer wissenschaftlichen Form und ihres Preises nicht eindringen kann!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 7. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Das Programm der Politisch-anthropologischen Revue.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt die Politisch-anthropologische Revue ihr zweites Halbjahr. Dankbar und erfreut sehen wir auf den Verlauf des ersten Semesters zurück. Denn bei ihrem Erscheinen ist die neue Zeitschrift von der Gelehrtenwelt mit lebhaftem Beifall, ja zum Teil mit Enthusiasmus begrüßt worden. Auch ist das Interesse aller Schichten des lesenden Publikums von Woche zu Woche in steigendem Maße gewachsen, so daß die Ueberzeugung der Herausgeber, daß die Revue einem wirklichen geistigen und öffentlichen Bedürfnis der Gegenwart entgegenkommt, sich durchaus als begründet erwiesen hat.

Die Politisch-anthropologische Revue, schreibt die Juristische Wochenschrift, ist als „ein wahres Organ der so lange sehnlichst vermißten Wiedervereinigung der isoliert umsonst arbeitenden Fakultäten der Universitas litterarum zu gemeinsamer Arbeit und Verständigung zu begrüßen". Der Kritiker hat mit diesem Satze die Absicht der Herausgeber klar und richtig erkannt. Es sind die verschiedenen Zweige der „Wissenschaft vom Menschen", die wir in unserer Zeitschrift zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung vereinigen möchten. Nichts kann aber dazu anregender und fruchtbarer sein als die natürliche Entwickelungslehre, mit der neuerdings auch Theologie und Jurisprudenz sich ernsthaft auseinanderzusetzen beginnen.

Die naturwissenschaftliche Selbsterkenntnis des Menschen, seines Ursprungs, seiner Geschichte und Civilisation ist die wissenschaftliche Tendenz unserer Revue. In praktischer Hinsicht möchte sie ein Sammelpunkt für alle Fragen und Bestrebungen sein, welche die Politik und Philosophie des 20. Jahrhunderts in zunehmendem Maße beschäftigen werden. Die Politisch-anthropologische Revue ist ein Archiv für die Naturgeschichte der Menschheit.

Die neue ökonomische und soziale Welt, die sich vor unseren Augen machtvoll durchringt und alte gewohnte Vorstellungen in ihrer Ueberzeugungskraft erschüttert, verlangt nach einer Orientierung in

Digitized by Google

den Prinzipien des geistigen Lebens, nach einer Neubegründung der Pflichten und Zwecke menschlichen Daseins.

Es ist daher hocherfreulich, daß aus allen Fakultäten Vertreter der Wissenschaft sich bereit gefunden haben, an diesem gemeinsamen Werke mitzuarbeiten, und über den engen Fachgelehrten-Kreis hinaus zu anderen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens die Brücken der Verständigung zu schlagen. Diese Verständigung gründet sich auf die moderne Erkenntnis, daß aller ökonomischen, politischen und geistigen Entwickelung physiologische Ursachen und Notwendigkeiten zu Grunde liegen, und daß immer mehr das Problem in den Vordergrund gerückt werden muß, Biologie und Anthropologie mit Hygiene, Erziehung und Politik zu verbinden.

Allen denen, die unserem schwierigen Unternehmen so bereitwillig Ermunterung und Unterstützung zu teil werden ließen, sprechen wir hiermit unseren öffentlichen Dank aus, und wir dürfen uns wohl auch fernerhin der Hoffnung hingeben, daß unsere Bemühungen von seiten der Gelehrtenwelt und des Publikums immer mehr Würdigung und Anerkennung finden werden.

Die Herausgeber.

Die Menschenrassen Europas.

Dr. Gustav Kraitschek.

I. Vor- und frühgeschichtliche Zeit.

Unter den verschiedenen Faktoren, welche auf die historische Entwickelung einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, ist die Rasse einer der wichtigsten. Um so auffallender ist es, daß man ihn erst verhältnismäßig spät in seiner Bedeutung erkannte und eigentlich auch heute noch die überwiegende Mehrzahl der Historiker von ihm keine Notiz nimmt. Die Ursache davon ist teils in der einer Erkenntnis physischer Erscheinungen nicht günstigen Vorbildung, teils in den aus der französischen Aufklärungslitteratur des 18. Jahrhunderts stammenden Auffassung der Menschheit zu erklären, deren verschiedene Gruppen nach der herrschenden Theorie als zu allen Aufgaben gleich befähigt betrachtet wurden, wenn sie auch durch Gunst oder Ungunst ihrer in historischer Zeit eingenommenen Wohnsitze eine hohe Kulturstufe zu erreichen imstande waren, oder ihnen ein solches Emporsteigen verwehrt geblieben ist. Die Umgebung, das Milieu war alles, die Rassenanlage nichts. Ob weiße Arier, braune Semiten oder schwarze Neger den wunderwirkenden Boden Griechenlands besetzt hätten, es hätte aus ihnen mit Naturnotwendigkeit das hochbegabte Volk der Hellenen entstehen müssen mit allen jenen Eigenschaften, die uns noch heute mit Bewunderung erfüllen. Wenn auch meines Wissens niemand diese Behauptung wirklich ausgesprochen hat, so illustriert doch dieses bizarre Beispiel die theoretischen Ansichten über das Wesen der historischen Entwickelung, wie sie z. B. noch den genialen Verfasser der Geschichte der Civilisation in England, Buckle, vollständig beherrschten.

Digitized by Google

Ein gesunder Gedanke liegt jedoch zweifellos dieser Auffassung zu Grunde.

Die umgebende Natur hat ganz sicher auf die physische und psychische Entwickelung der Menschen einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, der Fehler liegt jedoch darin, daß man der relativ kurzen Spanne der historischen Zeit eine zu große Bedeutung beimaß, die langen Zeiträume prähistorischer Entwickelung aber vollständig ignorierte. Es soll nicht etwa behauptet werden, daß in historischer Zeit die Entwickelung stehen geblieben wäre — vom naturwissenschaftlichen Standpunkt eine große Unwahrscheinlichkeit —, diese Aenderungen in historischer Zeit jedoch verschwinden gegenüber den Wirkungen der prähistorischen Perioden. In physischer und in psychischer Beziehung scharf charakterisiert treten die verschiedenen Menschenrassen in die Geschichte ein. Aus dem Dunkel der Vorzeit bringen sie die allerdings einst unter dem Einflusse bestimmter geographischer Verhältnisse erworbenen Eigenschaften als elementare Grundlagen ihres historischen Handelns mit ins geschichtliche Leben. Wohl wirken auf ihre weitere Entwickelung die mannigfachsten Umstände ein, die Lage und Beschaffenheit ihres Wohnsitzes, das Klima, die Berührung mit anderen Völkern, die wirtschaftliche Entwickelung. Durch all diese Faktoren wird eine unendliche Differenzierung der Völker ein und derselben Rasse bedingt, ohne daß aber die gemeinsame Grundlage, der aus der fernen Vorzeit stammende Rassencharakter, je verloren geht; er bildet die Basis, aber auch die Grenze jeglicher Leistung.

Es ist das große Verdienst Gobineaus, auf die grundlegende Bedeutung der Rasse für die geschichtliche Entwickelung zuerst entschieden hingewiesen zu haben. Es liegt an dem Mangel naturwissenschaftlicher Schulung des Autors und an dem unzureichenden Thatsachenmaterial, daß sein Buch dem Leser keine rechte Befriedigung gewährt; der Grundgedanke aber, den Gobineau mit so großer Energie verficht, ist als ein entschiedener Fortschritt in der geschichtsphilosophischen Betrachtung zu bezeichnen.

Was Gobineau vorschwebte und was ihm nur zum geringen Teile wirklich gelungen ist, hat in neuester Zeit Houston Stewart Chamberlain in seinem großen kulturgeschichtlichen Werke, den Grundlagen des 19. Jahrhunderts, mit ungleich größerem Erfolge abermals versucht. Ohne die Bedeutung der übrigen auf die historische Entwickelung einwirkenden Faktoren zu leugnen, legt auch er das Schwergewicht auf die Rasse. Von seinem Vorgänger unterscheidet er sich in der Auffassung derselben hauptsächlich dadurch, daß er sie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Was er hier weiß und theoretisierend denkt, ist, wie er selbst sagt, alles wissenschaftliches Erbteil aus einem Jahrhundert heißer Arbeit — von Blumenbach bis Ujfalvy — und sein Meister ist in erster Reihe Charles Darwin.

Bei dem außerordentlichen Eindrucke, den das Werk Chamberlains in der ganzen gebildeten Welt gemacht hat, steht zu erwarten, daß die darin entwickelten Ideen in hohem Grade befruchtend auf die historischen Wissenschaften einwirken werden. Hat man doch das Buch in diesem Sinne mit Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit verglichen. Es dürfte daher gegenwärtig angemessen sein, jene Kreise der Gebildeten, welche anthropologischen Studien

Digitized by Google

ferne stehen — und das ist die weitaus überwiegende Mehrzahl —, mit einigen Hauptproblemen und Hauptresultaten der europäischen Rassenforschung bekannt zu machen.

Ein Hindernis für die richtige Erfassung des Rassenproblemes ist die irrige Vorstellung, daß Rasse und Sprachstamm synonyme Begriffe seien. So wird z. B. häufig von einer indogermanischen Rasse gesprochen in dem Sinne, daß alle indogermanisch sprechenden Menschen von einem Urvolke auch physisch abzuleiten seien. Diese Auffassung beruht auf einer vollkommenen Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse. Dasselbe gilt auch von dem Begriffe einer romanischen Rasse, nur noch in höherem Maße, da für die Indogermanen doch ein Typus nachweisbar ist, der als ursprünglicher Träger und Verbreiter der indogermanischen Sprachen zu betrachten ist, bei den Romanen aber davon keine Rede sein kann. Man muß sich also klar darüber werden, daß Rasse und Zugehörigkeit zu einem Sprachstamme zwei ganz verschiedene Dinge sind. Die körperlichen und seelischen Rassenmerkmale sind durch Anpassung an langandauernde Einflüsse der umgebenden Natur entstanden, haben durch Inzucht an Widerstandskraft gewonnen, so daß sie in gewissem Sinne als konstant betrachtet werden können. Sie werden von Generation zu Generation, nur in geringem Grade sich modifizierend, nach den Gesetzen der Erblichkeit übertragen. Anders die Sprache. Es ist wohl überflüssig, an dieser Stelle Beispiele anzuführen für den so häufig vorkommenden Wechsel der Sprache. Bald sind es Eroberer, die den Besiegten ihre Sprache aufzwingen, bald nehmen jene die Sprache ihrer kulturell höherstehenden Unterthanen an. Die Rassen bleiben, abgesehen von der Blutmischung, unverändert, die Sprachen aber wechseln. Da jedoch auch die Sprache einen gewissen Einfluß auf das Geistesleben besitzt, so mag immerhin durch die Vertauschung einer Sprache mit einer anderen eine leichte Abänderung des psychischen Rassencharakters erfolgen, eine wesentliche Alteration desselben bringt aber nur die in solchen Fällen fast immer eintretende Blutmischung mit sich.

Aus dem eben Gesagten geht auch hervor, daß die Begriffe Rasse und Volkstum sich nicht decken. Es kann ein und dieselbe Rasse in mehrere Völker zersplittert sein, wie es z. B. bei den heutigen Skandinaviern der Fall ist, oder es kann ein Volk aus verschiedenen Rassen zusammengesetzt sein, was gegenwärtig für die meisten Völker des Erdballes gilt. Es ist eine Aufgabe der Anthropologie, die einzelnen Rassenelemente nachzuweisen, aus denen die verschiedenen Volksindividualitäten zusammengesetzt sind. Was wir als Volkscharakter bezeichnen, ist im wesentlichen die Resultierende aus den Anlagen der verschiedenen in einem Volkstum vereinigten Rassen, allerdings beeinflußt durch den Wohnort, die historischen Schicksale, die wirtschaftliche Entwickelung und mannigfache auch noch in historischer Zeit wirksame Auslesevorgänge.

Im folgenden soll nun eine Uebersicht der Rassenverhältnisse Europas in vor- und frühgeschichtlicher Zeit gegeben werden. Selbstverständlich ist es unerläßlich, auch gewisse Teile von Afrika und Asien in die Betrachtung mit einzubeziehen.

Die Frage des Tertiärmenschen ist, wenigstens für Europa, heute noch offen. Anders steht es mit dem Diluvialmenschen. Seine Existenz

Digitized by Google

ist durch die Auffindung bloß behauener, nicht geschliffener (paläolithischer) Feuersteingeräte unzweifelhaft festgestellt. In Frankreich scheint er nach Mortillets Le Préhistorique schon in vorglazialer Zeit gelebt zu haben, während in Deutschland die ältesten Spuren der Anwesenheit des Menschen nicht vor der letzten Interglazialzeit nachweisbar sind. Jedenfalls war der Mensch in Westeuropa Zeuge vielleicht der ganzen, in Mitteleuropa, soweit es unvergletschert blieb, wenigstens eines Teiles der großen Eiszeit. Doch nicht nur Waffen und Geräte hat uns jener Bewohner des diluvialen Europa hinterlassen, auch er selbst ist uns in einigen Exemplaren erhalten geblieben. Wenn wir den nicht sicher datierbaren Cannstattschädel beiseite lassen, kommen hauptsächlich die Funde vom Neanderthal (bei Düsseldorf) und Spy (Belgien) in Betracht. Virchows Ansicht, daß der Neanderthaler pathologisch und daher zur Aufstellung eines besonderen Rassentypus nicht geeignet sei, wurde in letzter Zeit von Gustav Schwalbe und H. Klaatsch eingehend widerlegt. (Siehe Schmidts Aufsatz im Globus, LXXX, pag. 217.) Der Neanderthaler wird mit den beiden Skeletten von Spy und einigen anderen Funden (Mortillet, pag. 290 ff.) einer eigenen Rasse zugerechnet, die man als Neanderthalrasse bezeichnet. Sie weicht in ihrer osteologischen Beschaffenheit so sehr von den jetzt lebenden Menschenrassen ab, daß sie Lapouge (l'Arien) geradezu als Pithecantropus bezeichnen konnte. Der Schädel ist lang und schmal (dolichocephal), flach. Besonders auffallend sind die sehr flache, ohne merklichen Absatz ins Schädeldach übergehende Stirn und die mächtigen, dachförmig vorspringenden Augenbrauenbogen. Beim Gesichte fällt besonders der Mangel des Kinnes auf. Die Statur war niedrig (150—160 cm) und untersetzt. Aehnliche Schädel und Skelette wurden in letzter Zeit in diluvialen Schichten bei Krapina in Kroatien entdeckt (Schmidt, Globus, LXXXI, pag. 48).*)

Auch aus der Diluvialzeit, jedoch aus ihrem Ende, stammen ferner einige Skelette, die an verschiedenen Orten Südfrankreichs gefunden worden sind. Sie zeigen wesentlich andere Merkmale als die eben besprochenen. Es sind die Skelette von Laugerie, Chancelad und Sorde. Mortillet nennt diese zweite diluviale Rasse Europas die von Laugerie und beschreibt sie in folgender Weise: Ohne ganz zu fehlen sind die Augenbrauenbogen im Vergleich zu denen der Neanderthaler schwach entwickelt, die Stirn ist hoch und steil ansteigend, das Schädeldach nicht flach, sondern gewölbt, das Kinn ist wohl entwickelt. Auch die Schädel dieser Rasse sind dolichocephal.

Gemeinsam ist den beiden diluvialen Rassen außer der Langköpfigkeit die geringe Körperhöhe und die außerordentlich entwickelte Muskulatur, die sich aus den sehr starken Eindrücken an den Knochen erschließen läßt.

Diese Ureuropäer bedienten sich höchst einfacher Geräte aus behauenem Feuerstein, im späteren Teile der Diluvialzeit auch aus Knochen und Geweihen. Sie waren Jäger und Fischer; dem Wildstande jener Periode gehörten auch das Mammuth und das Ren an. Haustiere fehlten gänzlich, keine Spur weist darauf hin, daß jene

*) Nach der letzten Publikation Gorjanovic'-Krambergers (Mitt. d. anthrop. Ges. in Wien 1902, Heft III) ist der Mensch von Krapina hyperbrachycephal.

Digitized by Google

primitiven Menschen Ackerbau betrieben. Trotz seines niederen Kulturzustandes besaß jedoch der Mensch der späteren Diluvialzeit künstlerische Begabung und immer zahlreicher werden die Proben einer naiven Kunstthätigkeit, die aus den paläolithischen Stationen West- und Mitteleuropas ans Tageslicht gefördert werden. Es sind teils durch Einritzung auf Knochen oder Rentiergeweih hervorgebrachte Tierdarstellungen von oft verblüffender Naturtreue, teils plastische Arbeiten aus Elfenbein, Rentiergeweih und Stein.

Während gegen Ende der Diluvialzeit weite Strecken Europas einen steppenartigen Charakter besessen zu haben scheinen, ist die geologische Gegenwart charakterisiert durch das Auftreten der noch jetzt lebenden Wald-Flora und -Fauna. Die Spuren prähistorischer Menschen aus dieser Zeit sind weit häufiger als aus dem Diluvium. Die Kultur, die uns in diesen jüngeren Fundstätten entgegentritt, ist von der der vorhergehenden Periode grundverschieden. Wohl wird noch der Feuerstein zu Geräten verarbeitet, doch begnügt man sich nicht mehr mit roh zugehauenen Werkzeugen und Waffen, sondern die Steine werden geglättet, poliert, weshalb man diese Periode wohl auch als die des geglätteten Steines bezeichnet hat. Wir wollen sie neolithische Periode oder jüngere Steinzeit nennen. Neben den geglätteten Steingeräten kommen allerdings immer auch noch ungeglättete vor, die sich aber von den paläolithischen durch feinere Arbeit unterscheiden. Häufig werden neben dem Feuerstein auch andere Gesteinsarten verarbeitet; besonders bemerkenswert ist die Verwendung von Nephrit und Jadeit, worauf sich früher diejenigen zu berufen pflegten, welche einer Einführung der neolithischen Kultur aus Asien das Wort redeten (siehe Muchs Heimat der Indogermanen). Der Kulturzustand der Neolithiker war dem ihrer paläolithischen Vorgänger weit überlegen. Wir finden in ihren Ansiedelungen und Gräbern Reste von Haustieren, Getreidekörner und Handmühlen, Spinnwirtel und Gewebereste, ferner Thongeschirre mit einfachen, meist geometrischen Verzierungen.

Das Verhältnis der neolithischen Kultur zur paläolithischen ist eines der wichtigsten Probleme der paläoethnologischen Forschung. Ist die neolithische Kultur in Europa aus der paläolithischen entstanden, oder wurde sie eingeführt? Nimmt man das erstere an, wo hat sich die Umwandlung vollzogen, erfolgte sie nur an einem Punkte oder an mehreren? Das sind die Fragen, die die prähistorische Forschung zu beantworten sich bemüht. Während Lartet und Gabriel de Mortillet die Behauptung aufstellten, daß überall in Europa zwischen den Fundschichten der beiden Kulturperioden sich eine sterile Schicht nachweisen lasse, daß ferner Uebergänge von der älteren zur jüngeren Steinzeit nicht vorhanden seien, sondern vielmehr ein Hiatus, eine klaffende Lücke in der Entwickelung, bestehe, wiesen skandinavische Archäologen, besonders Worsaae, nach, daß in den dänischen Muschelhaufen (Kjökkenmöddingern) und in Schonen Uebergangsformen zwischen den beiden Epochen vorhanden seien, die einerseits mit der paläolithischen Industrie Westeuropas, andererseits mit der neolithischen Skandinaviens große Verwandtschaft zeigten (siehe auch S. Müllers nordische Altertumskunde). Auch finde man in den dänischen Muschelhaufen schon primitive Töpferwaren, von Haustieren komme bereits

Digitized by Google

der Hund vor. Penka nun ist der Ansicht, daß nur hier in Dänemark und Südskandinavien der Hiatus überbrückt sei, sich also nur hier die neolithische aus der paläolithischen Kultur entwickelt habe. Eine Reihe französischer Archäologen (Salmon, Piette, Adrien de Mortillet) glauben jedoch auch für Frankreich ähnliche Uebergänge nachweisen zu können (le Tourassien) und Salomon Reinach meint, daß schon im letzten Abschnitte der paläolithischen Epoche Spuren von Steinglättung bemerkbar seien. (Mirage oriental, pag. 550.) Es wird wohl noch geraume Zeit verstreichen, bis die überaus schwierige Hiatusfrage endgiltig gelöst sein wird — neue Entdeckungen können jeden Moment der ganzen Sache eine andere Wendung geben —, unsere Darstellung muß sich mit einer kurzen Skizzierung des Problemes begnügen. (Eine Uebersicht über die ältere Litteratur zur Hiatusfrage bei Penka, Herkunft der Arier, pag. 68 ff.)

Was die Rassenzugehörigkeit der neolithischen Bewohner Europas anbelangt, so ist besonders das Auftreten einer von den langköpfigen diluvialen Rassen durch ihre rundliche Kopfform (Brachycephalie) vollständig verschiedenen Rasse bemerkenswert (Rasse von Grenelle). Sie ist, abgesehen von der Kopfform, noch charakterisiert durch eine sich nach oben verbreiternde Stirne, starke Entwickelung der Backenknochen, ziemlich breite Nasenöffnung, geringe Körpergröße, zeigt also in vieler Hinsicht eine gewisse Aehnlichkeit mit den Lappen (Hervé, les Brachycéphales néolithiques, Revue mensuelle de l'école d'Anthrop. 1894).

Die Frage, ob alle Brachycephalen Europas ein und derselben Rasse angehören oder nicht, wird noch verschieden beantwortet. Es dürfte aber die Annahme der Wahrheit am nächsten kommen, daß ihnen allen, soweit sie von Blutmischung mit langköpfigen Elementen freigeblieben sind, gewisse Züge gemeinsam sind, von denen neben der mehr oder minder runden Kopfform ein niedriges, breites Gesicht, eine breite und flache Nase, eine kleine oder mittlere Gestalt hervorzuheben sind.

Außer dieser brachycephalen Bevölkerung existierten in neolithischer Zeit jedoch auch langköpfige Menschen, die sogar in den meisten neolithischen Fundstätten weit zahlreicher vertreten sind als die ersteren. Auch diese langköpfigen Neolithiker waren nicht vollkommen einheitlich. Im Süden und Westen herrschten andere Typen vor als im Norden, ohne daß sich aber eine ganz scharfe Grenze ziehen ließe. Die ersteren wollen wir als mittelländische Rassengruppe, die letzteren aber als nordische Rasse bezeichnen. Bezüglich der Schädelform besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Gruppen, weshalb sie Sergi unter dem Namen einer species Eurafricana zusammenfaßt. Die Gesichtsbildung jedoch, die Stirn mit inbegriffen, ist verschieden. Innerhalb der mittelländischen Gruppe muß wieder unterschieden werden zwischen zwei Untertypen, deren einen wir nach dem Vorgange Lapouges als mittelländischen (im engeren Sinne, homo mediterraneus) bezeichnen wollen. Bei diesem ist die Stirn mehr steil gestellt, die Augenbrauenbogen sind nur schwach entwickelt oder fehlen ganz, das Gesicht ist lang und schmal, die Körpergröße gering (Lapouge, L'Arien). Neben diesem Typus kommt, vielfach mit ihm vermischt, ein anderer ebenfalls langköpfiger vor, den die französischen

Digitized by Google

Gelehrten nach Baumes-Chaudes oder Cro-Magnon, neolithischen Fundstätten in der Dordogne, benennen. Er unterscheidet sich von dem vorigen durch ein niedriges Gesicht, sehr verbreiterte, niedrige Augenhöhlen und alveolare Prognathie. Besonders breit erscheint der obere Teil des Gesichtes, während der untere an dieser Verbreiterung keinen Anteil hat. Der Cro-Magnon-Typus findet sich sehr häufig mit dem mittelländischen gekreuzt, so daß man bei den Völkern der Mittelmeergegenden bald größere, bald geringere Verwandtschaft mit den Cro-Magnons wahrnehmen kann. Die Körpergröße der Cro-Magnon-Menschen scheint zum Teil sehr bedeutend gewesen zu sein (1,70 bis 1,90 m). Eine Schwierigkeit liegt jedoch darin, daß in manchen Fundstätten, wo derselbe Typus vorherrscht, die Körpergröße sich als recht gering herausgestellt hat (z. B. L'Homme-Mort 1,62 m, Beaumes-Chaudes 1,60 m) und auch heute in Gegenden mit einer analoge Merkmale zeigenden Bevölkerung die Körperhöhe meist gering ist. Es ist das ein noch völlig ungeklärtes Verhältnis, auf das ich später nochmals zurückkommen werde. Auch eine langköpfige Zwergenrasse (Größe beim Manne 1,50 m) lebte in neolithischer Zeit, die mit der mittelländischen nahe verwandt war (Lapouge, L'Arien, pag. 222).

Der nordische Typus unterscheidet sich von dem mittelländischen hauptsächlich durch die mehr fliehende Stirn, die, wenigstens beim Manne, stark entwickelten Augenbrauenbogen, die kräftigere Modellierung des ebenfalls langen Gesichtes und durch eine bedeutendere Körpergröße. Nach Lapouge ist der Unterschied in der Größe in neolithischer Zeit noch nicht so scharf ausgeprägt gewesen, wie später (z. B. zwischen Germanen und Italikern). Der nordische Typus findet sich in den neolithischen Gräbern Skandinaviens und Norddeutschlands fast ausschließlich (Lapouge, pag. 217 ff.), seine Verbreitung im übrigen Europa zu jener Zeit ist noch nicht vollkommen klargestellt, da man nicht überall eine scharfe Scheidung zwischen den verschiedenen dolichocephalen Schädeln versucht hat, sondern sich häufig mit der bloßen Konstatierung der Langköpfigkeit begnügte, wodurch fälschlich Schädel verschiedener Typen zu einer einheitlichen Gruppe zusammengefaßt wurden. Sicher ist jedoch sein Vorkommen in Süddeutschland (von Hoelder, Untersuchungen über die Skelettfunde in vorrömischen Hügelgräbern Württembergs, Ref. in Revue mensuelle 1896, pag. 227 ff.), in Ungarn (in der spätneolithischen Ansiedelung von Lengyel), ebenso erscheint er neben Formen der mittelländischen Gruppen in den steinzeitlichen long barrows Britanniens (Lapouge, pag. 189; Penka, Herkunft der Arier, pag. 16) und in den Dolmen Frankreichs (Lapouge, pag. 198), auch in Osteuropa kam er vor. Ueberhaupt scheint er in neolithischer Zeit schon recht weit verbreitet gewesen zu sein, seine unbestrittene Domäne aber waren Skandinavien, sowie die Länder südlich und westlich von der Ostsee.

Ueber Haut-, Haar- und Augenfarbe der prähistorischen Europäer geben uns die Funde keinen Aufschluß. Der Umstand aber, daß gegenwärtig jene Völker, welche den nordischen Schädeltypus besitzen, überwiegend blond, blauäugig und sehr hellhäutig sind, daß überall aber, wo die anderen Typen, auch die brachycephalen, vorherrschen, ein Zurücktreten der blonden Komplexion zu beobachten ist, gestattet die Vermutung, daß es auch in der jüngeren Steinzeit nicht anders

Digitized by Google

gewesen sei. Es läßt sich der Zusammenhang zwischen nordischem Schädeltypus und blonder Komplexion jedoch auch für eine Reihe historischer Völker nachweisen. Dieser Nachweis hängt auf das engste mit der Arierfrage zusammen. Vor Erörterung derselben wollen wir jedoch noch die Ansichten über Abstammung und Herkunft der neolithischen Rassen, sowie über die Entstehung der blonden Komplexion kennen lernen.

A. de Mortillet hält die in der späteren Diluvialzeit nachweisbare Rasse von Laugerie für eine höhere Entwickelungsstufe der Neanderthalrasse, wobei er sich hauptsächlich darauf stützt, daß der eine Schädel von Spy, obwohl er noch neanderthaloiden Charakter besitzt, doch schon eine gewisse Annäherung an den höheren Typus von Laugerie erkennen lasse. Da nun nach der Ansicht französischer Anthropologen die neolithische Rasse von Baumes-Chaudes mit der von Laugerie im wesentlichen identisch ist (Hervé, Revue mensuelle de l'école d'Anthrop. 1894 pag. 105), so hätten wir in dieser die direkte Nachkommenschaft der ältesten diluvialen Bewohner Europas vor uns. Penka glaubt, daß auch die nordische Rasse vom Neanderthaler abzuleiten sei. Besonders weist er auf die auch bei ihr so häufige starke Entwickelung der Augenbrauenbogen hin, die nach Düben bei den Neolithikern Skandinaviens noch viel bedeutender war als bei den ihnen im übrigen somatisch sehr nahestehenden heutigen Schweden (nach Penka, Herkunft, pag. 8). Auch in den aus vorneolithischer Zeit stammenden skandinavischen Muschelhaufen hat man ähnliche Schädel gefunden (Lapouge, pag. 187). Sergi ist der Ansicht, daß alle dolichocephalen Bewohner Europas zusammen mit denen Nordafrikas zu einer großen Verwandtschaftsgruppe gehören, die er als species Eurafricana bezeichnet. Sie bestehe aus einer Reihe naher verwandter Formen, die in wechselnden Proportionen bei allen Völkern dieser Gruppe vorkommen. Sie soll ursprünglich von dunkler Haar- und Augenfarbe, sowie von mehr oder minder brauner Hautfarbe gewesen sein, ihr nördlicher Zweig aber sei durch klimatische Einflüsse depigmentiert worden und bilde nun die Völker des germanisch-nordischen Typus. Die Heimat der species Eurafricana soll das südöstliche Nordafrika sein (Specie e varietà umane). Abgesehen von dem letzten die Herkunft betreffenden Satz, der eine bloße durch keine Beweise gestützte Behauptung ist, nimmt auch Lapouge eine ähnliche Stellung ein. Einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Neanderthaler und dem nordischen Typus lehnt er ab, ohne jedoch eine entferntere Verwandtschaft in Abrede zu stellen. Zu Sergis Ansicht bemerkt er, daß er den nordischen Typus wegen der breiteren und kräftigeren Entwickelung des Gesichtsteiles nicht einfach als eine nur durch die Depigmentierung entstandene Variation des mittelländischen auffassen könne. Doch hält auch er die verschiedenen postdiluvialen langköpfigen Typen Europas, Nordafrikas und Südwestasiens für nahe Verwandte und betrachtet als ihre gemeinsamen Vorfahren die Menschen der diluvialen Rasse von Laugerie.

Ob nun dieser dolichocephale europäisch-afrikanische Stamm, die species Eurafricana Sergis, wirklich, wie dieser meint, aus Afrika nach Europa eingewandert sei, ob, wie Penka annimmt, Europa das Entwickelungscentrum gewesen sei, darüber läßt sich vorläufig keine Entscheidung fällen. Dieselbe ist auch für die richtige Auffassung

Digitized by Google

der späteren Verhältnisse ziemlich gleichgiltig. Uns genügt es zu konstatieren, daß Europa zu Beginn der neolithischen Zeit von dolichocephalen Stämmen bewohnt war, die untereinander nahe verwandt waren und wahrscheinlich von den diluvialen Europäern abstammten. Als sehr unwahrscheinlich muß es bezeichnet werden, daß die Menschen von nordischem Typus von Osten her, etwa aus dem mittleren oder nördlichen Asien eingewandert seien, da hier fast ausschließlich mehr oder minder brachycephale Völker von sehr abweichendem Typus wohnen. Freilich besitzt auch das östlichste Asien langköpfige Bewohner in den Ainos und den Tschutschken, deren Typus jedoch dem der europäischen Nordländer gewiß ferner steht als die langköpfigen Typen der Mittelmeerländer.

Die Entstehung der blonden Komplexion der nordischen Rasse hat man auf die nördliche Lage ihres Wohnsitzes zurückführen wollen. Wäre diese Annahme richtig, so müßten wir in dem nördlichen und südlichen Teile der gemäßigten Zone rings um die Erde eine von blonden Völkern bewohnte Zone finden, was bekanntlich nicht der Fall ist. Diese so eigentümliche Depigmentierung findet sich, abgesehen von noch wenig untersuchten Ausnahmefällen, autochthon nur im nördlichen Teile Europas mit dem Centrum im südlichen Skandinavien. Es müssen also hier ganz besondere Verhältnisse auf den Menschen eingewirkt haben, um ihm ein so auffälliges, ihn von allen anderen Menschenarten so scharf unterscheidendes Merkmal aufzuprägen. Penka und Lapouge sind der Ansicht, daß hierbei die Eiszeit eine wesentliche Rolle gespielt habe, daß das Klima jener Periode die Depigmentierung bewirkt habe, die Kraft und Größe der nordischen Völker aber und ihre seelischen Anlagen durch den Einfluß der Lebensbedingungen im eiszeitlichen Europa bedingt worden seien. Nach Penka hat sich diese Umwandelung der diluvialen Europäer (er denkt speziell an die Neanderthalrasse) in West- und Mitteleuropa vollzogen; dieselben seien später, als die Gletscher sich zurückzogen, dem Ren, ihrem Hauptjagdtier, nach Norden gefolgt und hätten im südlichen Skandinavien und in Dänemark ohne fremden Einfluß allmählich die aus der alten Heimat mitgebrachte paläolithische Kultur zur neolithischen entwickelt, um sich dann von hier aus über das übrige Europa, Teile Afrikas und Asiens zu verbreiten. Auf diese Weise lasse sich auch der Hiatus zwischen der paläolithischen und neolithischen Kultur erklären, da eben gegen Ende der Diluvialperiode der größte Teil der Bewohner West- und Mitteleuropa verlassen habe. Damals sollen von Osten her die in neolithischer Zeit nachweisbaren Brachycephalen in Europa eingedrungen sein, die in Frankreich auf die mittlerweile vom Süden her vorgedrungenen Völker der mittelländischen Rassengruppe stießen, worauf dann beide von den von Norden vordringenden Blonden teils verdrängt, teils unterworfen worden seien. Gegen diese Auffassung scheinen nun die in letzter Zeit gemachten Entdeckungen zu sprechen, welche auch an anderen Stellen als Südskandinavien und Dänemark den Hiatus ausfüllen. Da er aber nichtsdestoweniger für zahlreiche Fundstätten doch bestehen bleibt, so kann man daraus kein Argument gegen Penkas Ansichten machen, da ja angenommen werden kann, daß nicht die ganze Bevölkerung dem Ren nachzog, sondern ein Teil im Lande blieb und sich den neuen Verhältnissen anpaßte. Wenn es

Digitized by Google

richtig ist, was Reinach behauptet, daß sich wirklich in paläolithischer Zeit schon Spuren der Glättung von Steingeräten finden, könnte man ganz gut annehmen, daß sich der Fortschritt an verschiedenen Stellen in ähnlicher Weise vollzogen habe.

Wahrscheinlich ist, daß neben dem eigentlichen nordischen Typus, dem homo Europaeus, wie ihn Lapouge nennt, auch ein anderer, wenn auch in verhältnismäßig geringer Menge, dieselbe Veränderung in der Färbung erlitten hat wie der erstere. Es finden sich nämlich inmitten von Völkern, bei denen der nordische Schädeltypus und die helle Komplexion vorherrscht, auch Individuen mit langem Schädel, aber kurzem Gesichte, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Cro-Magnon-Typus zeigen (Lapouge, pag. 183). Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf die beträchtliche Größe des „Alten" von Cro-Magnon und anderer Individuen dieser Rasse, sowie auf die Blondheit und hohe Gestalt der Guanchen, der früheren Bewohner der kanarischen Inseln, beziehungsweise ihrer Nachkommen hingewiesen, die ja auch den Cro-Magnon-Typus besitzen sollen.

Doch kehren wir zur Frage der Entstehung der blonden Komplexion zurück. Penkas Ansicht, daß die Eiszeit einen maßgebenden Einfluß auf die Depigmentierung ausgeübt habe, wird, wie schon erwähnt, auch von Lapouge geteilt, doch unterscheiden sich die Ansichten der beiden Ethnologen in einem Punkte. Während Penka als den Entstehungsherd der blonden Rasse West- und Mitteleuropa betrachtet, soll sich der fragliche Prozeß nach Lapouge hauptsächlich auf einem gegenwärtig von der Nordsee bedeckten, zur Diluvialzeit zwischen England und Dänemark ausgebreiteten Lande vollzogen haben, das Lapouge als region de Latham bezeichnet, weil dieser Gelehrte zuerst den Gedanken ausgesprochen haben soll, daß dort die Heimat der blonden Rasse zu suchen sei — eine Behauptung, die wohl kaum zu beweisen, noch auch zu widerlegen sein wird.

Für jene Forscher, denen die blonden Nordländer identisch sind mit dem arischen Urvolke, fällt die Frage nach der Heimat der ersteren zusammen mit der Frage nach der Heimat der Arier.

Es soll nun erörtert werden, ob diese Identifizierung wirklich berechtigt ist. Während die Sprachforscher sich lange Zeit um diese Angelegenheit nicht kümmerten und die Arierfrage nur vom linguistischen Standpunkte behandelten, ist eine namhafte Anzahl von Forschern der Ansicht, daß die ursprünglichen Träger der arischen Sprachen und Kulturen Menschen von nordischem Typus und blonder Komplexion gewesen seien, die verschiedene Völker von anderem Typus und dunklerer Färbung unterworfen und zum Teil nur sprachlich arisiert, meist aber auch durch Blutmischung somatisch verändert hätten. Vertreter dieser Ansicht sind Poesche, Penka, Wilser, Lapouge, mehr oder minder vollständig haben sich ihr angeschlossen A. H. Sayce, Ujfalvy, M. Much und andere, nahe stehen ihr Lindenschmit und von Hoelder.

Es läßt sich thatsächlich durch Kombination geschichtlicher Angaben und der Ergebnisse anthropologischer Forschung für fast jedes Volk, dessen Sprache uns als indo-germanisch oder arisch bekannt ist, nachweisen, daß es entweder in seiner Gesamtheit oder wenigstens

Digitized by Google

zum Teil den fraglichen Typus besessen habe. Bei der folgenden Darstellung wurden die bei Poesche (die Arier), Penka (Origines Ariacae, Herkunft der Arier und andere Schriften) und Lapouge (L'Arien) gesammelten Materialien mit Auswahl benutzt und durch einige Nachträge ergänzt.

Die klassischen Völker des Altertums stellt man sich in der Regel als dunkel pigmentiert, schwarzhaarig und dunkeläugig vor und noch Ripley behauptet in seinen Races of Europe, daß die alten Griechen der mediterranen Rasse angehörten und wenig verschieden waren von Phöniziern und Iberern. Nichts ist unrichtiger als diese Ansicht, und es läßt sich der strikte Beweis erbringen, daß bei den Hellenen ein sehr beträchtliches Element von blonder Komplexion und nordischem Schädeltypus vorhanden war. Götter und Heroen sind fast ausnahmslos blond (Zusammenstellung bei Lapouge, pag. 298 ff.), es sind Idealgestalten, die den vornehmsten hellenischen Typus repräsentieren. Der im fünften nachchristlichen Jahrhundert lebende Arzt Adamantios schildert, älteren Quellen folgend, die Griechen reiner Rasse als hochgewachsene, wohlgebaute, blondhaarige Menschen von lichter Hautfarbe, und Herakleides, der Kritiker, nennt die Böoterinnen blond. Wenn nun Sergi gegen diese Argumentation einwendet, daß ξανθός nicht nur blond, sondern auch kastanienbraun und dunkelbraun bedeuten könne, da ja auch der Honig und die Bienen durch dieses Beiwort charakterisiert erscheinen, so sei darauf erwidert, daß der Honig oft sehr hellbraun oder gelblich ist, die dunkle Biene auf ihrem Hinterleibe häufig einen feinen rötlich-grauen Pelz trägt, den man ganz gut als „blond" bezeichnen kann, die bunte südeuropäische Biene aber einen gelben Hinterleibsring oder ein gelbes Schildchen besitzt. Vollends hinfällig wird dieser Einwurf angesichts der Tanagrafiguren, die fast ausnahmslos rötliches Haar, blaue Augen und rosige Hautfarbe zeigen. Ist auch diese Bemalung eine konventionelle, so wäre eben die konventionelle Anwendung jener Farben inmitten eines dunklen Volkes ganz unerklärlich. Könnte man bei den rötlichen Haaren auch allenfalls an Henna denken, so blieben noch immer die blauen Augen und der zarte Fleischton als nordische Merkmale übrig, die bei den unvermischten Mittelländern nicht vorkommen. (Abbildungen bei Kekulé, griechische Thonfiguren aus Tanagra, 1878.) Richtig bemerkt auch Ebers, daß bei einem dunklen Volke die chryselephantine Technik undenkbar gewesen wäre. Schädel aus hellenischer Zeit, die Hueppe im anthropologischen Institute der Universität in Athen sah, waren mit wenig Ausnahmen dolichocephal und von ausgesprochen nordischem Typus (Rassen- und Sozialhygiene der Griechen, 1897). Da bei den Hellenen die Brandbestattung vorherrschte, besitzen wir sehr wenige authentische Schädel und Skelette, um so zahlreicher sind die erhaltenen plastischen Darstellungen. Wichtiger als die Idealgestalten sind für uns die Portraitbüsten, die in so großer Zahl auf uns gekommen sind. Viele griechische Portraitköpfe im Louvre, die ich selbst gesehen habe, weisen Formen auf, die ebenfalls auffallend an den nordischen germanischen Typus gemahnen, wie er z. B. in Westfalen oder Skandinavien noch heute so häufig vorkommt. Aehnliches wird man beim Durchblättern einer beliebigen griechischen Kultur- oder Kunstgeschichte konstatieren können.

Digitized by Google

Auch die nächsten Verwandten und Nachbarn der Hellenen besaßen denselben Typus. So hebt Ujfalvy bei den Münzbildern der gräko-makedonischen Könige nachalexandrinischer Zeit die längliche Kopfform, die gewaltigen Augenbrauenbogen und den arischen Gesichtsschnitt hervor (Archiv für Anthrop., 1899, pag. 44). Auf dem bekannten Alexandersarkophage ist Alexander samt seiner makedonischen Umgebung mit schwedisch blonden Haaren, wie sich Hueppe ausdrückt, dargestellt, bei Theokrit wird ein ptolemäischer König blondhaarig (ξανθόκομας) genannt, der König des hellenisch-illyrischen Mischvolkes der Epiroten führte den Namen Pyrrhos, Rotkopf, und noch heute besitzen viele Albanesen, die Nachkommen der alten Illyrier, wie neuerdings Hueppe wieder bestätigt hat, langen Schädel, blonde oder hellbraune Haare, blaue Augen und hohe Gestalt. War auch bei den alten Hellenen der nordische blonde Typus, besonders unter den höheren Schichten des Volkes, stark vertreten, so kann doch keine Rede davon sein, daß sie in historischer Zeit noch ein reinrassiges Volk gewesen seien. Wir finden unter ihnen den semitisierenden Typus der Mittelmeerländer, ferner auch Spuren brachycephaler Beimischung. Gesichts- und Nasenbildungen, wie sie Sokrates und Theokrit besaßen (siehe Deeke, Kulturgeschichte des Altertums), sind nur durch den Einfluß eines brachycephalen Elementes zu erklären. Es sei hier der Vermutung Ausdruck gegeben, daß auch bei der Schöpfung des breitgesichtigen, stumpfnasigen Satyrtypus eine anarische brachycephale Bevölkerung als Modell gedient habe. Daß bei den alten Griechen bezüglich der Haarfarbe ganz ähnliche Verhältnisse herrschten, wie bei den heute lebenden, aus hellen und dunklen Bestandteilen gemischten Völkern, geht aus den Problemata des Aristoteles hervor; wir erfahren hier, daß die Haare bei zunehmendem Alter nachdunkelten, daß ferner der Bart bei dunklem Haupthaare oft rötlich gewesen, der umgekehrte Fall aber nie beobachtet worden sei. (Text bei Lapouge, Appendix B.)

Weit weniger gut unterrichtet sind wir über die leibliche Beschaffenheit der Italiker. Freilich legen auch römische Dichter Göttern und vornehmen Personen das Epitheton blond (flavus) bei, doch ist darauf bei der starken Abhängigkeit des römischen Schrifttums von hellenischen Vorbildern nicht allzuviel zu geben. Anders verhält es sich mit der Schilderung historischer Personen, über deren Leibesbeschaffenheit die Geschichtsschreiber sich ausgesprochen haben. Penka erwähnt den blonden Sulla und Cato Maior, der in einem griechischen Epigramm als helläugiger Rotkopf bezeichnet wird. Ich selbst habe (Zeitschrift für Schulgeogr., XXIII, pag. 145) darauf hingewiesen, daß bei Sueton Augustus und Nero als blond bezeichnet werden, letzterer aber und Galba als blauäugig, Tiberius als hellhäutig. Daß es sich bei Nero nicht um einen Ausnahmefall handelt, geht daraus hervor, daß seine Familie von altersher den Beinamen Ahenobarbus, Rotbart, führte. Die Erhaltung der hellen Komplexion durch eine Reihe von Generationen einer Familie ist nur denkbar, wenn auch unter denjenigen Familien, welche mit jener eheliche Verbindungen eingingen, das blonde Element häufig vertreten war. Die genannten Männer gehören teils dem alten Patriziate, teils der plebejischen Nobilität an. Daß übrigens auch diese Stände mit dunklen Rassenelementen gemischt waren, geht aus dem Umstande hervor, daß der Patrizier Cäsar dunkle Haare und Augen

Digitized by Google

besaß; allerdings wird auch bei ihm die weiße Hautfarbe und die große Gestalt hervorgehoben. Er ist also wohl, wenn man noch seinen Gesichtsschnitt in Betracht zieht, als ein Mischling der nordischen mit der Cro-Magnon-Rasse zu bezeichnen. Das Vorkommen von Namen wie Fulvius, Flavius, Rufus beweist ebenfalls, daß im römischen Volke ein blonder Bestandteil vorhanden gewesen sein muß.

Von den alten Thrakern wird uns berichtet, daß sie ihre Götter blond abbildeten, ferner, daß sie rötlich-gelbes Haar und weiße Haut hätten, wie Gallier und Germanen; auch der thrakische Volksstamm der Goten wird blondhaarig genannt (Poesche, Die Arier). Thatsächlich findet man auch heute noch in den einst von Thrakern bewohnten Ländern Spuren einer blonden Bevölkerung. So sollen die Bergrumänen gewisser Gegenden noch einen bedeutenden Prozentsatz von Blonden enthalten, die auch noch andere Merkmale des nordischen Typus aufweisen. Auch in Kleinasien, dessen Bevölkerung, die Armenier mit eingerechnet, thrakischen Ursprungs war und aus Europa gekommen ist, kann man das blonde Element bei der heutigen Bevölkerung noch nachweisen. So berichtet Hueppe (Rassen- und Sozialhygiene der Griechen, 1897), daß er Armenier und Türken mit „germanischem" d. h. nordischem Typus gemessen habe. Bei den kleinasiatischen Türken, die Elisyeef (L'Anthropologie III.) untersucht hat, besitzen die Städtebewohner, die jedenfalls viel arisches Blut aufgenommen haben, fast zur Hälfte helle Augen, ein Fünftel besitzt lichte Haare, während ihre nomadisierenden Stammesgenossen dem dunklen Türkentypus viel näher stehen. Kinder sind sehr häufig blondhaarig. Dasselbe gilt auch von den Armeniern, bei denen über ein Drittel der Kinder blonde Haare haben soll. Es ist das eine Erscheinung, die bei ungemischten dunklen Völkern, z. B. Arabern, nie vorkommt. Uebrigens bemerkt Wirt (Volkstum und Weltmacht), daß die Armenier, die er in den Alpen des nördlichen Kurdistan sah, häufig braunblond und blauäugig gewesen seien wie die arischen Kurden. Diese Blonden in Kleinasien und Armenien sind die Nachkommen der aus Europa eingewanderten thrakischen Stämme, die sich hier mit der dunklen brachycephalen vorarischen Bevölkerung (den Alarodiern) und später mit den aus Innerasien gekommenen Türken mischten. Zum Teil mag das blonde Element in diesen Ländern wohl auch auf Gräko-Makedonier und Gallier zurückzuführen sein.

Ueber den physischen Typus der alten Iranier berichten uns die antiken Schriftsteller nichts, doch gewähren einige aus früheren Zeiten erhaltene Werke der Plastik Aufschluß über diese Frage. So zeigen die Reliefs auf den Resten des Palastes von Persepolis Krieger von vollständig europäischem Aussehen ohne semitische oder turanische Beimischung, wie sie heute in Persien so häufig ist. Auf dem schon früher erwähnten Alexandersarkophag sind auch die Perser blond, langgesichtig und schmalnasig wie die Gräko-Makedonier (Lapouge, pag. 258). Aus der Sassanidenzeit ist ein Relief von den Ufern des Urmiasees erhalten (Spamers Weltgeschichte III, pag. 130), auf welchem ein Sassanidenfürst mit einem Begleiter dargestellt ist. Auch diese Personen besitzen eher nordeuropäische als orientalische Züge. Auch die heutige Bevölkerung der alten Kernlande des Perserreiches läßt noch deutlich den Einfluß eines starken blonden Elementes erkennen.

Digitized by Google

Houssay, der Persien aus eigener Anschauung kennt, berichtet, daß in Farsistan, dem alten Persis, die Bevölkerung helle Haut, braune, zuweilen blonde Haare und öfter blaue Augen besitze und große Verwandtschaft mit den Reliefbildern von Persepolis zeige. Die Loris, wahrscheinlich Nachkommen der Meder, seien an Haut und Haar etwas dunkler als die Parsis, besäßen aber auch oft blaue Augen (Revue d'Anthrop., 1888). Auch bei den Afghanen, die wohl überwiegend dunkel sind, kommen nach Rousselet (Revue d'Anthrop., 1888) rötlich-blonde oder braune Bärte und häufig graugrüne Augen vor. Prichard berichtet aber, daß in den gebirgigen Teilen des Landes auch echte Blonde vorkommen sollen. Bei den gleichfalls iranischen Tadschiks von Ferghana und Samarkand hat Ujfalvy (Les Ariens au Nord et au Sud de l'Hindou-Kuch) ebenfalls das Vorhandensein eines ziemlich starken blonden Elementes nachgewiesen (zirka 20 bis 30 pCt.); ausgesprochen schwarze Haare fand er nur selten. Die tiefer im Gebirge wohnenden Galtsches sind viel brachycephaler und seltener blond als die Tadschiks.

Im alten Indien finden wir ursprünglich einen schroffen Gegensatz zwischen den eingewanderten Weißen und der dunklen Urbevölkerung. Die Kasteneinteilung war nichts anderes als eine soziale Schutzeinrichtung für die weiße Bevölkerung gegen Vermischung mit der dunklen. Das altindische Wort für Kaste, varna, bedeutet demgemäß soviel als Farbe, die niedrigste Kaste der Hindus, bestehend aus den sich der arischen Herrschaft beugenden Ureinwohnern, wurde als Çudra, Schwarze, bezeichnet (Penka, Origines). Eine Beschreibung des körperlichen Aussehens der einst von Norden her eingedrungenen weißen arischen Stämme kennen wir leider nicht, doch kann man aus den gegenwärtigen Verhältnissen gewisse Schlüsse auf die Vergangenheit ziehen. Der heutige arische Typus, der besonders im nördlichen Indien überwiegt und gegen Kaschmir zu immer häufiger wird, zeigt dolichocephalen Schädelbau, hohes, schmales Gesicht, gerade, schmale Nase, regelmäßige Züge, hohen Wuchs, schlanke Gestalt, hellbraune Hautfarbe. Ihm steht der gegen Süden immer zahlreicher auftretende negroide Dravidatypus gegenüber. Zuweilen findet man bei den arischen Hindus auch helleres, ins rötliche spielendes Haar. Wirklich weiße Haut soll bei der Masse der Hindubevölkerung nicht vorkommen. Die Hautfarbe gleicht etwa der dunkler pigmentierter Südeuropäer (Schmidt, Globus 61, pag. 17). Bei der Brahmanenkaste, die vor Vermischung mit dem dunklen Element sich jedenfalls am besten bewahrt hat, kommen nach Charles Johnston (l'Anthropologie, 1895) auch hellere Haut, sowie blaue oder blaugraue Augen vor. Sayce berichtet (the races of the old testament, pag. 160, Anm.), daß er selbst unter den Kafirn Leute mit blonder Komplexion und hellen Augen gesehen habe. Ujfalvy spricht sich in seinem schon zitierten Werke über die indischen Rassenverhältnisse in folgender Weise aus: Der Hindutypus ist durch Mischung der blonden Dolichocephalen (der eigentlichen arischen Eroberer) mit den Dravidas entstanden. Infolge von Auslesevorgängen wurde die Form des arischen Typus mit geringen Modifikationen vererbt, die Farbe aber ging verloren. Nur die Brahmanen und die Panditen Kaschmirs haben in ihrer zarten Fleischfarbe, in der außerordentlichen Feinheit ihrer Züge, sowie in ihren oft hellen Augen und zuweilen blonden Seidenlocken die Züge der Ahnen bewahrt. Für Asien ist somit der

Digitized by Google

Beweis erbracht, daß überall dort, wo die Sprachwissenschaft Arier (Indogermanen) nachgewiesen hat, heute noch mehr oder minder bedeutende Spuren eines blonden Rassenelementes vorhanden sind, dessen Einfluß sich auch bei brünetten Individuen im Körper-, Schädel- und Gesichtsbau bemerkbar macht und dann das „europäische" Aussehen bewirkt, das Reisende so oft bei diesen Völkern konstatiert haben. Abgesehen von einigen Stämmen Syriens, deren sprachliche Stellung wir nicht kennen, einigen Finnenstämmen und von den Turko-Tataren, die jedoch sehr lange Zeit mit den arischen Völkern Turkestans in Verbindung standen, zeigt kein asiatisches Volk Spuren des nordischen Typus. Echte Mongolen und echte Semiten sind immer dunkelhaarig, dunkeläugig, mehr oder minder dunkelhäutig und ihr Gesichtsbau, besonders der der ersteren, weicht weit von dem der Nordeuropäer ab.

Von den in späterer Zeit in die Geschichte eingetretenen indogermanischen Völkern sind wir bezüglich der anthropologischen Beschaffenheit am besten über Kelto-Gallier und Germanen unterrichtet. Wir wollen uns aber damit nicht lange aufhalten, da ja ihre physische Beschaffenheit ohnehin besser bekannt ist als die der bisher besprochenen Völker, bei denen eine eingehendere Behandlung durchaus notwendig erschien. Die Quellen, welche die blonde Komplexion der Gallier beweisen, sind von Hoelder im Archiv für Anthropologie, 1882, Seite 50, sowie von Lapouge (L'Arien) zusammengestellt worden. Auch darüber sind wir genügend orientiert, daß die Gallo-Kelten Schädel von nordischem Typus besaßen. Einen Unterschied zwischen dunklen, rundköpfigen Kelten und blonden, langköpfigen Galliern oder Kymren zu machen, wie es Broca that, ist nicht am Platze, da die Kelten nur dialektisch von letzteren verschieden waren und ursprünglich sicher denselben Typus besaßen, wie ihre gallischen Stammverwandten. Das Nähere wolle man nachlesen in Penkas Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXVII). Auch von den Keltiberern wird berichtet, daß sie die blonde Färbung ihrer keltischen Ahnen bewahrt haben.

Γερμανοὶ ... μικρὸν ἐξαλλάττοντες τοῦ Κελτικοῦ φύλου τῷ τε πλεονασμῷ τῆς ὠγριότητος καὶ τοῦ μεγέθους καὶ τῆς ξανθότητος, τἆλλα δὲ παραπλήσιοι καὶ μορφαῖς καὶ ἤθεσι καὶ βίοις ὄντες (Strabo VI, I, 2 cit. nach Lapouge, pag. 311), zu deutsch: Die Germanen unterscheiden sich nur wenig von dem keltischen Stamme durch bedeutendere Wildheit, Größe und Blondheit, im übrigen sind sie ihm aber sehr ähnlich an Leibesbildung, Sitten und Lebensweise. Aus diesem Satze geht klar hervor, daß die Kelten den Germanen physisch nahe verwandt waren, daß letztere aber die auch bei den Kelten vorhandenen Eigenschaften der Größe und Blondheit noch in höherem Grade besaßen, was wohl auf größere Reinheit des Blutes zurückzuführen sein dürfte. Die Nachrichten der Alten über die physische Beschaffenheit der Germanen sind überaus zahlreich. Sie schildern ihre Stämme, von ihrem Eintritt in die Weltgeschichte angefangen, bis ins sechste nachchristliche Jahrhundert immer als ein und dieselbe Menschenart. Ob wir Tacitus oder Prokop, den Zeitgenossen Justinians, befragen, stets sind die germanischen Barbaren dieselben blonden, blauäugigen, hellhäutigen, hochgewachsenen Kraftgestalten. Erscheinungen wie der dunkle Teja sind Ausnahmen, die durch geringe Beimischung fremden Blutes leicht

Digitized by Google

erklärt werden können. Wenn Chamberlain (Grundlagen des 19. Jahrhunderts, pag. 486) die Ansicht ausspricht, daß es auch ursprünglich schwarzhaarige Germanen gegeben haben müsse, da sich in nordgermanischen Ländern und beim altgermanischen Adel oft Menschen mit ausgesprochen germanischem Gesichtstypus (Moltke-, Wellingtontypus), aber dunklen Haaren und Augen finden, so denke ich, daß sich solche Fälle ganz gut durch die Kreuzung mit fremden Elementen erklären lassen, deren physiognomische Merkmale durch geschlechtliche Zuchtwahl ausgemerzt wurden, während ihre Haar- und Augenfarbe, die ästhetisch keinen Anstoß erregten, erhalten blieben und unter gewissen Umständen bei einem einzelnen Individuum in erhöhtem Maße zum Vorschein kamen. Zur Aufnahme dunkler Rassenelemente hat es weder in Skandinavien noch in Norddeutschland oder Britannien gefehlt, da sich schon in den Steinzeitgräbern Skandinaviens brachycephale Schädel fanden, die wohl ursprünglich, wie aus dem Anwachsen der dunklen Farben in den brachycephalen Teilen Norwegens hervorgeht (Ripley, the races of Europe, pag. 207 f.), mit dunkler Komplexion verbunden waren, ferner die deutschen Reihengräber auch einen gewissen Prozentsatz brachycephaler Schädel enthielten, in Großbritannien aber das dunkle iberische Element als anarische Vorbevölkerung sicher nachgewiesen ist. Nicht undenkbar, doch unwahrscheinlich wäre die Erklärung solcher ausnahmsweise auftretender Dunkler unter einer im allgemeinen blonden Bevölkerung durch atavistischen Rückschlag auf die dunkle voreiszeitliche Stammform.

Ueber den Schädeltypus der alten Germanen sind wir sehr genau informiert, er entspricht vollkommen dem oben geschilderten nordischen und wird nach den in Reihen angeordneten Grabstätten der alten Germanen auch als Reihengräbertypus bezeichnet. Ist er auch nicht die einzige in den Reihengräbern vorkommende Schädelform, so überwiegt er doch weitaus. Die fremden Formen sind teils auf relativ späte Mischungen mit allophylen Elementen, teils vielleicht auch auf die in die Entwickelung der nordischen Rasse hineingezogenen Individuen von abweichendem Typus zurückzuführen (siehe oben). Auch über das Aussehen der Lebenden erhalten wir Aufschluß durch die trefflichen Reliefbilder der Colonna Antonina zu Rom. Diese Bildwerke zeigen uns mächtige Gestalten, langgestreckte Schädel mit stark gewölbtem Hinterhaupte, lange, edle Gesichter mit energisch vorspringenden Hakennasen und starken Augenbrauenbogen. Es ist genau derselbe Typus, der heute noch in allen Ländern, wo Germanen durch längere Zeit und in größerer Menge gewohnt haben, mehr oder minder häufig und mehr oder minder rein angetroffen wird, in manchen Gegenden Norddeutschlands und in Skandinavien aber noch jetzt die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ausmacht.

Die Nachrichten über die körperliche Beschaffenheit der Slaven sind weit spärlicher. Lubor Niederle hat in seinem meines Wissens nur in tschechischer Sprache erschienenen Werke über die Herkunft der Slaven das vorhandene Material zusammengestellt. Auch er scheint der Ansicht zu sein, daß die Urslaven ebenfalls ein blondes, helläugiges Volk von nordischem Typus gewesen seien. Zu demselben Resultate gelangte auch der russische Forscher Zograf auf Grund der Untersuchung der heutigen Bevölkerung Rußlands (Globus, 1892, pag. 337). Unterstützt

Digitized by Google

wird diese Ansicht durch das häufige Vorkommen blonder Haare, heller Augen und lichter Hautfarbe bei verschiedenen Slavenstämmen (z. B. Weißrussen, Polen, in etwas geringerem Maße bei Slovenen). Mehr oder minder bedeutende Beimischung eines blonden Elementes findet sich bei allen Slavenstämmen, auch Langköpfigkeit ist, wenn auch in geringen Prozentsätzen, vorhanden. Bei den Letto-Littauern, über deren Frühgeschichte wir keine Nachricht besitzen, herrschen in anthropologischer Beziehung ähnliche Verhältnisse wie bei den nördlichen Slavenstämmen. Es erübrigt nun noch die Besprechung zweier arischer Völker, die auf einem Boden lebten, der später von Slaven in Besitz genommen wurde: Sarmaten und Skythen. Lapouge stellt pag. 261 f. eine Reihe von Zeugnissen zusammen, welche die Skythen als ein blondes Volk erscheinen lassen, das den Kelten und Germanen glich. Die in Skythengräbern gefundenen Schädel zeigen überwiegend den nordischen Typus, doch waren sie schon mit brachycephalen Elementen gemischt. Der sarmatische Stamm der Alanen wird von Ammianus Marcellinus (XXXI, 2, cit. nach Lapouge) als groß und schön geschildert, mit mäßig blonden Haaren. Die noch lebenden Nachkommen der Alanen, die Osseten, müssen nach den Schilderungen verschiedener Beobachter als ein mongolisch-arisches Mischvolk aufgefaßt werden, bei dem noch heute, wenigstens in gewissen Gegenden, die helle Komplexion häufig auftritt (Penka, Heimat der Germanen, Wr. Anthr. Gesellschaft, 1893). Auch die wahrscheinlich den Sarmaten zuzurechnenden Jazygen sollen häufig blauäugig sein. Daß die Sarmaten frühzeitig mit stammfremden Elementen vermischt waren, geht aus ihrer Darstellung auf der Colonna Antonina hervor, wo ihr Typus durch gedrungene Gestalt, rundlichen auf kurzem Halse sitzenden Kopf, etwas gedrücktes Gesicht und kürzere, leicht eingebogene Nase als eine jener Formen charakterisiert ist, die aus der Vermischung des nordischen Typus mit einem brachycephalen sich zu entwickeln pflegen (Darstellung in Spamers Weltgeschichte, III, pag. 43). Sarmaten und Skythen sind in sprachlicher Beziehung die Zwischenglieder zwischen den europäischen Ariern und den Indo-Iraniern; Ammian und Justin bezeichnen nach Penka (Heimat der Germanen) die asiatischen Skythen geradezu als das Stammvolk der Perser, Baktrer und Parther, eine Ansicht, die vom Standpunkte der europäischen Heimat der Arier große Wahrscheinlichkeit besitzt.

Aus den mitgeteilten Thatsachen geht unwiderleglich hervor, daß bei allen alten arischen Völkern Menschen von blonder Komplexion in größerer oder geringerer Zahl vertreten waren. Es ist ferner höchst wahrscheinlich, daß diese Blonden von derselben Körperbeschaffenheit waren wie die von uns als nordische Rasse bezeichneten Neolithiker. Diese blondhaarigen, blauäugigen, hellhäutigen Menschen von kräftiger Gestalt, hohem Wuchse, länglichem Schädelbaue, langem Gesichte u. s. w. sind als die eigentlichen Träger der arischen Sprachen und der arischen Kulturen zu betrachten. Man hat allerdings auch den Versuch gemacht, ein brachycephales, dunkles Rassenelement als diesen Träger hinzustellen (Sergi), was aber als gänzlich verfehlt bezeichnet werden muß, da bei einer ganzen Reihe arischer Völker der nordische Typus gerade für die herrschenden Stände nachweisbar ist oder bei diesen wenigstens stärker vertreten war als im übrigen Volke. Bei Galliern und Germanen

Digitized by Google

ist von dunklen Volksbestandteilen überhaupt nicht die Rede, ein Beweis dafür, daß sie, wenn auch vielleicht vorhanden, gewiß keine soziale Bedeutung besaßen. Bei den Römern hatte sich der nordische Typus noch in einer Gruppe alter Familien erhalten, nachdem in der Masse der Italiker schon längst dunklere Elemente das Uebergewicht erlangt hatten; die blonden Götter und Heroen der Griechen, die blonden und blauäugigen thrakischen Götter sind sicher keine bloßen Phantasiegeschöpfe, ihre Urbilder waren die edelsten Vertreter der Völker selbst, ihre königlichen und adeligen Führer. Die Brahmanen in Indien stehen ebenfalls dem nordischen Typus viel näher als die übrige Hindubevölkerung, das führende Volk bei den Persern zeigt dieselbe Erscheinung. Auch bei den Kurden sollen es die höheren Stände sein, die zuweilen den nordischen Typus repräsentieren. Es ist wohl kaum als ein zu kühner Analogieschluß zu betrachten, eine bei der Mehrzahl der arischen Völker nachgewiesene Thatsache auch bei den übrigen vorauszusetzen und anzunehmen, daß bei allen arischen Völkern, die aus der nordischen Rasse und irgend welchen anderen Rassenelementen bestanden, die erstere ursprünglich eine herrschende Schichte gebildet habe, die als die eigentlich arische zu betrachten ist.

Wir dürfen also den Beweis als erbracht betrachten, daß der blonde nordische Typus wirklich der des arischen Urvolkes war. Vom anthropologischen Standpunkte aus kann demzufolge der Ausgangspunkt der arischen Wanderungen nirgends anders gesucht werden als in jenen Gegenden, wo schon in neolithischer Zeit der nordische Typus vorherrschend gewesen ist, und das ist nur im nördlichen und etwa noch in einem Teile des östlichen Europa der Fall. Zwischen der Nordsee im Westen, den Alpen im Süden und dem Ural im Osten muß irgendwo die Wiege der Arier gestanden haben; wer sie außerhalb dieses Bereiches sucht, gerät mit den anthropologischen Thatsachen in Widerspruch. Eine Quelle häufigen Mißverständnisses ist, daß man die Entstehung der nordischen Rasse und die Bildung der arischen Völker durcheinander wirft. Wenn wir von der Heimat des arischen Urvolkes sprechen, so meinen wir damit jene Sitze, wo die Indogermanen vor ihrer Trennung noch als ein Volk saßen und von wo aus sie sich verbreiteten. Rein theoretisch gesprochen, kann sich dieses Gebiet mit jenem decken, wo die nordische Rasse sich entwickelt hat, ein zwingender Grund dafür ist aber nicht vorhanden. Der nordische Typus tritt uns überall und zu allen Zeiten, von den Abbildungen auf ägyptischen Denkmälern angefangen bis zum Erscheinen der Germanen mit fast denselben scharf ausgeprägten Merkmalen entgegen, woraus der Schluß zu ziehen ist, daß es sich um eine sehr einheitliche Rasse handelt, die offenbar lange Zeit vor wesentlichen Vermischungen mit anders gearteten Völkern bewahrt geblieben sein muß. Ein Gebiet, das diese Bedingung erfüllte, war das mittlere und westliche Europa während der Eiszeit. Die klimatischen Bedingungen waren so eigenartig, daß sie nicht ohne Einfluß auf die Bewohner geblieben sein werden, die gewaltigen Eiswälle der Alpen und Pyrenäen, sowie weite Sumpfflächen schützten gegen die Einwanderung der Südvölker, gegen Asien zu bildeten Eismassen und die damals viel ausgedehnteren Flächen des Kaspisees und des schwarzen Meeres eine fast vollständig geschlossene Grenzwehr. Die schmalen

Digitized by Google

Zugänge zu jenem abgeschlossenen Gebiete zu betreten, wird für fremde Völker wohl kaum ein Antrieb vorhanden gewesen sein, denn das arktische Land hatte wenig Verlockendes. (Siehe die Karte des quartären Europa bei Ratzel, Berichte und Verhandlungen der sächs. Gesellsch. der Wissensch., phil.-hist. Cl. 52. Band.)

In diesem Bereiche, vorzüglich im heutigen Frankreich, das die größte Zahl diluvialer Funde geliefert hat und jedenfalls auch ein milderes Klima besaß, als die östlicheren Striche, dürfte sich die blonde Rasse entwickelt haben, wie das Penka wahrscheinlich zu machen suchte (siehe auch die Entstehung der arischen Rasse, Ausland LXIV). Ob sich die Dinge dann thatsächlich so abgespielt haben, wie Penka vermutet, daß nämlich der größte Teil der Bewohner West- und Mitteleuropas, dem Ren folgend, nach Dänemark und Südskandinavien wanderte, dort den folgenschweren Schritt von der paläolithischen zur neolithischen Kultur machte, um sich dann wieder über die Nachbargebiete auszubreiten, läßt sich noch nicht mit voller Sicherheit nachweisen, doch ebensowenig überzeugend widerlegen. Ja, man kann sogar sagen, daß diese Hypothese einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt, da, wie oben bemerkt, sich eben hier in den Muschelhaufen und Küstenfunden wirklich Uebergangsformen zwischen den beiden Kulturperioden nachweisen lassen. Daß die Heimat des arischen Urvolkes in den Ländern südlich und westlich der Ostsee zu suchen sei, dafür spricht auch eine Reihe von Thatsachen der Pflanzen- und Tiergeographie, die Penka in einer Polemik gegen Schrader ins Treffen führt, welch letzterer die Heimat der Arier am mittleren Wolgalaufe gefunden zu haben glaubt. Durch den linguistischen Nachweis, daß das arische Gesamtvolk die Buche und den Aal gekannt hat, erscheinen Rußland, sowie alle nach dem schwarzen Meere und dem Kaspisee entwässerten Landstriche ausgeschlossen. Das Meer, mit dem die alten Indogermanen nach dem Zeugnis der vergleichenden Sprachwissenschaft bekannt gewesen sind, kann also nur die Ost- oder Nordsee gewesen sein, da die übrigen Meere Europas schon aus anthropologischen Gründen nicht in Betracht kommen.

Eine mächtige Stütze hat diese Ansicht durch das jüngst erschienene Werk von Mathäus Much, die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, erhalten. Much weist auf Grund einer sehr ausgedehnten und genauen Kenntnis des einschlägigen Materiales nach, daß die neolithische Kultur Europas von den westbaltischen Ländern ihren Ausgang genommen habe. Hier ließen sich nämlich die primitivsten, also ältesten Artefakte aus Feuerstein nachweisen, hier könne man Stufe für Stufe ihre Differenzierung und weitere Entwickelung zu höchster Vollendung verfolgen, hier endlich sei der Reichtum an neolithischen Funden bedeutender als in irgend einer anderen Gegend. Die neolithische Kultur anderer Teile Europas erweise sich deutlich als Ausläufer oder Ableger dieser nordischen. Man müsse also diese westbaltischen Landschaften als Ausgangspunkt großer Völkerwanderungen betrachten, durch die die neolithische Kultur über weite Strecken verbreitet worden sei. Daß diese Völker Arier gewesen seien, ergebe sich aus historischen Erwägungen. Es sei hierzu bemerkt, daß ja die Identifizierung der linguistisch erschlossenen arischen Frühkultur mit der der jüngeren Steinzeit Europas vollständig berechtigt

Digitized by Google

erscheint und somit auch von dieser Seite gegen die Annahme Muchs kein Einwand erhoben werden kann. (Siehe Muchs Kupferzeit.) Wie die durch die gemeinarische Bezeichnung des Kupfers erwachsende Schwierigkeit beseitigt werden kann, hat Penka (Kupferzeit, Oesterreich-Ungarische Revue, 14) gezeigt. Von Penka weicht Much nur in einem weniger wichtigen Punkte ab. Während ersterer die Heimat des arischen Urvolkes auf Dänemark, die dänischen Inseln und den südlichsten Teil der skandinavischen Halbinsel beschränkt, dehnt sie Much noch etwas weiter über das westbaltische Gebiet aus. Doch das sind Kleinigkeiten, die der Thatsache keinen Abbruch thun, daß einer der besten Kenner der Vorgeschichte Europas zu fast genau demselben Resultate gelangte wie Penka und somit dessen Ansichten vollkommen bestätigt. Diese Theorie von der Herkunft der Arier aus dem westbaltischen Gebiete stützt sich auf so triftige Gründe der Anthropologie, Archäologie und Linguistik, stimmt so sehr mit den Thatsachen der Geschichte überein, daß wir diese wichtigste Frage der Ethnologie Europas nunmehr wohl als gelöst betrachten können.

Bei ihrer Ausbreitung von dieser gemeinsamen Heimat aus stießen die Arier auf Völker anderer Rasse, die seit dem Ende der Eiszeit die weiten, durch den Rückgang der Gletscher wirtlicher oder überhaupt erst bewohnbar gewordenen Flächen Europas besetzt hatten. Schon im mittleren (z. B. in der Schweiz), vielleicht auch im nördlichen Europa kamen sie mit Brachycephalen zusammen und vermischten sich mit ihnen. Zu den hierdurch entstandenen Mischrassen gehört z. B. die spätneolithische Rasse von Borreby in Dänemark; dieselben Formen finden sich dann wieder in den round-barrows Englands, die der beginnenden Bronzezeit angehören. Die Menschen dieses Borreby- oder round-barrow-Typus waren leicht brachycephal, groß (ca. 170 cm), besaßen ein hohes und zugleich breites Gesicht, fliehende Stirn und starke Brauenbogen. In den round-barrows gefundene Haare sollen von roter Farbe sein (Lapouge, pag. 190). Beddoe (the races of Britain, 1885) beschreibt einen Häuptling dieses Volkes, der mit seiner hohen Gestalt, den starken Brauen, der Adlernase und dem kräftigen Kinn eine wahrhaft königliche Erscheinung gewesen sein müsse. Derselbe Typus findet sich noch heute dort, wo die nordische Rasse sich unter für sie günstigen Verhältnissen mit Brachycephalen mischte, und Lapouge behauptet, daß ihm auch Bismarck zuzurechnen sei. Andere Mischformen entstanden im Westen und Süden durch Kreuzung mit Menschen der mittelländischen Rassengruppe (Iberern und wahrscheinlich auch Ligurern). Solche finden sich z. B. in den neolithischen long-barrows Englands, ferner in den neolithischen Gräbern Frankreichs.

Auch heute noch existieren solche Mischvölker, z. B. die britischen Kelten, bei welchen sich das nordische und das mittelländische Element ungefähr die Wage halten dürften, allerdings mit einer leichten Hinneigung zu der dunklen Rasse. Auch in Rußland scheint schon in frühen Zeiten eine Vermischung des nordischen Typus mit dem von Cro-Magnon stattgefunden zu haben, wenigstens wurde wiederholt hervorgehoben, daß unter den den Kurganen entnommenen Schädeln neben den typischen langgesichtigen Dolichocephalen von nordischem Typus auch solche mit kurzem Gesichte in großer Zahl vorkommen sollen (Kollmann). Damit würde stimmen, daß eine Reihe von ebensolchen

Digitized by Google

Gräbern entstammenden Haarproben dunkle Farbe zeigten (Minakow, Referat im Centralblatt für Anthropologie, 1901, pag. 39).

Die erste historische Nachricht von dem Auftreten blonder Völker stammt aus sehr alter Zeit. Schon die Inschriften der VI. Dynastie Aegyptens berichten von den Tamahus, den Nordvölkern. Abgebildet wurden diese als blonde Leute mit allen Eigenschaften des nordischen Typus und Champollion bezeichnet ihr Aussehen ausdrücklich als europäisch, nordisch (Lapouge). Mit ihrer Wanderung aus dem nördlichen Europa bringen einige Gelehrte die megalithischen Bauten in Zusammenhang, die sich von Skandinavien über Westeuropa bis Nordafrika verfolgen lassen (Faidherbe, Penka, Mitt. der Anthr. Ges. in Wien, XXX) und für deren skandinavisch-dänischen Ursprung gegenwärtig wieder neue Beweise vorgebracht worden sind (Zink, Referat in Mitt. der Wr. Anthr. Ges., 1902, und M. Much, Heimat). Auch die Griechen berichten von blonden Völkern im nördlichen Afrika und noch heute finden sich bei manchen Berberstämmen Algiers und besonders Marokkos zahlreiche Blonde. Daß diese nicht auf den Einfluß der Vandalen zurückzuführen sind, geht schon daraus hervor, daß sie in deren Hauptlande, dem heutigen Tunis, viel seltener sind als weiter westlich (Collignon, Revue d'Anthrop., 1888, pag. 1). Doch auch von Osten her kamen blonde Völker mit den Aegyptern in Berührung. In Syrien lebte das Volk der Amoriter, das nach den ägyptischen Darstellungen ebenfalls der nordischen Rasse zugerechnet werden muß. Ihr Hauptsitz war Kadesch am Orontes, doch dehnte sich ihr Gebiet auch über Palästina aus, wo sie von den Israeliten unterworfen wurden. Ein Teil von ihnen scheint von diesen absorbiert worden zu sein, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Juden ihre relativ helle Hautfarbe, sowie die unter ihnen nicht selten vorkommenden Blonden zum Teile dem Einflusse der Amoriter zu verdanken haben. Bezeichnend ist, daß auch in Syrien megalithische Denkmäler vorhanden sind (zum Teil nach Sayce, Referat l'Anthrop., 1894; Luschan, Korrespondenzbl. f. Anthrop., 1892). Wie in Nordafrika, haben sich auch in Syrien Menschen heller Komplexion bis heute erhalten.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, einen kurzen Exkurs über die Ethnogenie der Juden einzuschalten. Die Juden als Semiten zu bezeichnen, ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Neben dem semitischen und amoritischen Elemente ist nämlich im jüdischen Volke noch eine dritte Rasse vertreten, die Chamberlain passend mit dem Namen homo Syriacus bezeichnet hat. Der homo Syriacus ist im Gegensatze zum echten Semiten und zum europäischen Nordländer ein Rundkopf von kurzer, gedrungener Gestalt und einer ganz eigentümlichen Gesichtsbildung, bei der insbesondere die starke Prognathie, die dicken Lippen, die vorstehenden Backenknochen und die „Judennase" auffallen. Diese letztere ist nichts Semitisches, sondern den Juden als ein Erbteil des homo Syriacus zugekommen, mit dem sich ihre semitischen Vorfahren ebenso mischten, wie mit den Amoritern. Der homo Syriacus bildet auch die anarische Grundlage der Bevölkerung Kleinasiens und Armeniens. Hommel bezeichnete ihn mit dem Namen der bei Herodot erwähnten Alarodier und hält sich auf Grund sprachlicher Argumente für berechtigt, die Verbreitungssphäre dieses Volkes über ganz Südeuropa auszudehnen und ihm sogar die Iberer noch

Digitized by Google

zuzurechnen, was aber ganz entschieden nicht angeht, da diese dolichocephal waren und der mittelländischen Rassengruppe angehörten.

Historisch tritt der homo Syriacus in den Hethitern hervor, die um das Jahr 1300 v. Chr. in Syrien ein mächtiges Reich gegründet hatten und mit den Aegyptern in heftiger Fehde lagen. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß auch die Hethiter ein Mischvolk gewesen sind, das ebenfalls einen nordischen Bestandteil enthielt, etwa in derselben Weise, wie die heutigen Armenier. Für diese Annahme spricht, daß sie auf ägyptischen Denkmälern wohl meist mit gelber oder brauner Haut und dunklen Augen und Haaren abgebildet werden, daneben aber auch der blonde Typus und selbst Langköpfigkeit vorkommt (Lapouge, pag. 259). Auch die stark fliehende Stirn und die deutlich markierten Augenbrauenbogen, wie sie z. B. die bei Sayce (the races of the old Testament) dargestellten Hethiter zeigen, ließen sich in demselben Sinne deuten. Es ist nicht unmöglich, daß ihre Sprache dem arischen Sprachstamme angehörte, wenigstens hat Jensen den Versuch gemacht, das Kilikisch-Hethitische als arische Sprache zu erweisen. (Siehe Penka, Paläoethnologie, 1897, pag. 45 f.) Bezüglich der ethnologischen Verhältnisse Syriens verweise ich, abgesehen von den oben zitierten Arbeiten, ganz besonders auf den die Ethnogenie der Juden behandelnden Abschnitt von Chamberlains Grundlagen, der auch bei der vorstehenden Darstellung mit benutzt worden ist.

Zum Schlusse wollen wir noch ein übersichtliches Bild der mutmaßlichen Rassenverhältnisse Europas und seiner Nachbargebiete in frühhistorischen Zeiten zu entwerfen versuchen. Es wird eine Zeit gegeben haben, in der im westlichen Teile der alten Welt drei verschiedene Rassengruppen noch wenig vermischt nebeneinander wohnten: die Nordländer, die Völker der mittelländischen Gruppe und die Neger. Die ersteren waren blond und blauäugig, besaßen weiße Hautfarbe, dolichocephale Schädel und hohe Gestalt und gehörten wahrscheinlich alle dem arischen Sprachstamme an. Sie bewohnten das nördliche, mittlere und zum Teil das östliche Europa. Die ebenfalls dolichocephalen mittelländischen Völker waren schwarzhaarig, dunkeläugig, ihre Haut war bräunlich, wie wir sie z. B. noch heute in Süditalien oder auf Sardinien beobachten können, oder auch, besonders weiter im Süden, noch etwas dunkler. Ihr Wohngebiet lag rings um das Mittelmeer herum, umfaßte in Europa außer den südlichen Halbinseln auch einen großen Teil Frankreichs, die britischen Inseln, vielleicht auch die Alpen und einen Teil Rußlands. Ihre Ausdehnung in Afrika läßt sich nicht genau umschreiben, doch dürften sie wohl kaum südlich von der Sahara sich ausgebreitet haben. In nahem Verwandtschaftsverhältnis zu ihnen standen die semitischen Bewohner des westlichen Asien. Diese ganze Rassengruppe steht den Nordländern näher als irgend eine andere und unterscheidet sich von diesen hauptsächlich durch die dunklere Pigmentierung, die aber doch noch wesentlich heller ist, als die der weiter südwärts wohnenden Negervölker. Es ist naheliegend anzunehmen, daß auch diese Rassengruppe ihre hellere Pigmentierung durch den Einfluß der Eiszeit erhalten hat, der jedoch südlich der großen europäischen Kettengebirge weit weniger intensiv war als im Norden. Innerhalb der mittelländischen Völker haben sich nun an zwei besonders dafür geeigneten Stellen, die einen gewissen

Digitized by Google

Schutz gegen Vermischungen boten, scharf charakterisierte Unterrassen herausgebildet: die Aegypter und die Semiten. Erstere entstanden wahrscheinlich aus der Vermischung einer negroiden Bevölkerung mit Mittelländern, woraus sich durch lange dauernde Inzucht der aus den ägyptischen Denkmälern so wohlbekannte einheitliche Typus entwickelte. (Siehe auch Reibmayr, Inzucht und Vermischung, 1897.) Der Entstehungsherd des semitischen Typus scheint die arabische Halbinsel zu sein.

Die dritte Rasse bilden die Negervölker, die durch ihre Langköpfigkeit mit den beiden anderen verwandt, durch ihre Gesichtsbildung und Hautfarbe aber streng von ihnen geschieden sind.

Neben diesen drei dolichocephalen Rassen gab es auch rundköpfige Menschen. Da und dort in Mittel- und Nordeuropa haben wir sie schon kennen gelernt, im Kontakt teils mit den nordischen Völkern, teils, wie in Frankreich, mit den Mittelländern. Auch im äußersten Norden Europas deuten Steingeräte von sogenanntem arktischen Typus auf die Anwesenheit der brachycephalen Lappen hin. Im westlichen Asien und vielleicht auch im südöstlichen Europa waren die Brachycephalen durch die Alarodier vertreten.

Diese Rassengruppierung wurde nun durch vorhistorische und historische Völkerwanderungen stark modifiziert, ohne daß sie jedoch in ihren Hauptzügen eine wesentliche bleibende Aenderung erfahren hätte, es wäre denn das gewaltige Anwachsen der Brachycephalie in Mitteleuropa, von dem im zweiten Teile ausführlicher die Rede sein wird. Ueberblicken wir die Wanderungen der Völker Europas und der Mittelmeerländer, so treten uns deutlich zwei Hauptzentren entgegen, von welchen diese Wanderzüge ausgehen: Der Nordwesten Europas und die arabische Halbinsel. Hier wie dort lebte eine kräftige, kriegerische Rasse, die ihren Ueberschuß an die Nachbargebiete abgab. Völkerwelle auf Völkerwelle entquoll jenen unerschöpflichen Reservoirs, physische und psychische Art der Stammrassen weithin verbreitend. Es entstanden so die semitischen Mischvölker Mesopotamiens und Syriens,*) während von Norden her die blonden Stämme im Norden Afrikas und im Westen Asiens erschienen. In Gallien und Britannien wurden die mittelländischen Bewohner von arischen Völkern keltischen Stammes unterworfen, in Spanien bildete sich aus blonden Kelten und dunklen Iberern das Mischvolk der Keltiberer. In Italien wurde die mittelländische Schicht von Illyriern und Italikern überlagert und in die Balkanhalbinsel wanderten ebenfalls Illyrier, ferner Thraker und Hellenen ein, von denen die beiden letzteren sich auch nach Kleinasien ausbreiteten. Nach dem fernen Osten aber zogen, wohl zeitweilig ein Nomadenleben führend, die Iranier und Inder, die in jenen Zeiten des Aufenthaltes in der Steppe, wie Penka (Heimat der Germanen) sehr wahrscheinlich gemacht hat, die gemeinarischen Ausdrücke der Ackerbausprache vergaßen, woraus sich deren abweichende Gestalt bei dem iranisch-indischen Zweig der Arier erklärt. Ihre nächsten Sprachverwandten, die Skythen und Sarmaten, blieben nomadisierende Steppenbewohner und bildeten die Bindeglieder zwischen den ackerbautreibenden Ostariern und den ebenfalls ackerbautreibenden Slaven, deren Sonder-

*) Der alte Orient I, 1. Winckler, die Völker Vorderasiens.

Digitized by Google

entwickelung sich wahrscheinlich in dem Gebiet zwischen den Karpathen, der Weichsel, dem oberen Don und der oberen Wolga vollzogen haben dürfte. Im skandinavischen Norden aber reifte der Stamm der Germanen heran (Penka, Heimat der Germanen), der, als er gegen Ende des Altertums in das geschichtliche Leben eintrat, die ursprünglichen Rasseneigenschaften der arischen Völker noch in großer Reinheit zeigte, da er, umgeben von stammverwandten Völkern, in relativer Abgeschlossenheit unter dem Einfluß eines günstigen Klimas lebend, dieselben besser zu bewahren imstande war als die anderen Völker arischer Zunge. Mit Recht sagt von Hoelder, daß die Germanen zur Römerzeit die einzigen noch unvermischten Arier gewesen seien. Die sogenannte Völkerwanderung verliert, von unserem Standpunkt aus betrachtet, ganz ihren singulären Charakter. Nur unserer beschränkten historischen Kenntnis entsprechend nennen wir sie „die" Völkerwanderung. Sie ist nichts anderes als eine von den zahlreichen Wanderungen der europäischen Nordvölker. Ihre Analoga sind die großen Keltenzüge, die Wanderungen der klassischen Völker in ihre historischen Wohnsitze und in fernster Zeit die Züge der Tamahus und Amoriter nach Nordafrika und Syrien. Die physische Beschaffenheit der aus den Rassenkreuzungen hervorgegangenen Mischvölker zu untersuchen, wird die Aufgabe des zweiten Teiles dieser Arbeit sein.

Die Erkenntnis, daß das nördliche Europa der Ausgangspunkt großer Völkerwanderungen sei, muß unbedingt auch auf die Deutung der im Bereiche dieser Züge gemachten prähistorischen Funde einen wesentlichen Einfluß ausüben. Es ist von vornherein klar, daß die nach Süden wandernden Völker die Kultur, die sie in der alten Heimat besaßen, beim Wechsel des Wohnsitzes nicht plötzlich aufgegeben haben, sondern mit in die neue Heimat brachten. Wir müssen also erwarten, daß sich zwischen den prähistorischen Funden gewisser Gegenden nördlich der Alpen und gewisser Gegenden im Süden Aehnlichkeiten nachweisen lassen, was auch wirklich der Fall ist. Ohne im einzelnen auf diese schwierige Frage eingehen zu wollen, sei nur bemerkt, daß heute noch zwei Richtungen in der prähistorischen Archäologie unvermittelt nebeneinander bestehen. Die eine will alle diese unzweifelhaft vorhandenen Aehnlichkeiten durch allerlei Handelsbeziehungen des kulturell vorgeschritteneren Südens mit dem barbarischen Norden erklären, die andere aber nimmt den umgekehrten Vorgang an, die Verbreitung gewisser charakteristischer Kulturgruppen von Norden nach Süden, doch nicht durch den Handel, sondern durch Völkerzüge. (Siehe besonders Penkas Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas und M. Muchs Heimat der Indogermanen.) Welche der beiden Ansichten mehr innere Wahrscheinlichkeit besitzt, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Trotzdem ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß auch der gegen Norden gerichtete Handelsverkehr von Volk zu Volk eine Rolle spielte, doch kommt er, wenigstens in älterer Zeit, gegenüber der Kulturübertragung durch wandernde Nordvölker nur in geringem Maße in Betracht. Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf jene Schule von Archäologen hingewiesen, die mit guten Gründen die Ansicht vertreten, daß sich die europäisch-arische Kultur lange Zeit hindurch, fast unbeeinflußt durch den Orient, Aegypten und Mesopotamien, selbständig entwickelt habe. Die neolithische Kultur habe sich aus

Digitized by Google

der paläolithischen entwickelt, dann sei ganz allmählich der Gebrauch des Kupfers aufgekommen, dann der der Bronze, und jede neue Kulturperiode stelle sich als eine organische Weiterbildung der vorhergehenden dar, die sich im wesentlichen ohne fremden Einfluß vollzogen habe. Vertreter dieser Ansicht sind M. Much (Kupferzeit in Europa und Heimat der Indogermanen), Penka (Oesterr.-Ungar. Revue, 14. Heft, 6); in zusammenfassender Weise vertritt sie Salomon Reinach in einer „le mirage oriental" betitelten Abhandlung (L'Anthropologie, 1893), was L. Wilser recht passend mit „Trugbild des Ostens" übersetzt hat. Höchst interessante Aufschlüsse über diese Dinge werden uns die Ausgrabungen im Gebiete des ägäischen Meeres noch bringen, da hier schon in sehr frühen Zeiten arische Völker mit der alten orientalischen Kultur in Berührung kamen und sich eine intensive Rassen- und Kulturmischung vollziehen mußte. Eine richtige Auffassung dieser Verhältnisse wird aber erst dann möglich sein, wenn die Archäologen mit der als ethnologisches Postulat zu betrachtenden Annahme rechnen werden, daß die arischen Völker, welche jene Länder besiedelten, aus dem Norden Europas schon eine gewisse Kultur mitgebracht haben müssen, die sich eben dann mit orientalischen Elementen durchdrang. Die scharfe Sonderung dessen, was in diesen Mischkulturen alteuropäisches Erbgut, was aber orientalischen Ursprungs ist, ist eine der wichtigsten und lohnendsten Aufgaben der Archäologie, die aber nur dann gelöst werden kann, wenn sich auch in Archäologen- und Historikerkreisen die richtige Auffassung der ethnologischen Verhältnisse im vorgeschichtlichen Europa Bahn gebrochen hat.

Die physische Entartung des modernen Weibes.

Dr. Ludwig Woltmann.

I. Das Verhältnis der Entartung zu Erkrankung und Verkümmerung.

Der Begriff der Entartung hängt eng zusammen mit dem naturwissenschaftlichen Begriff der Art. Die Art bedeutet einen organischen Typus, der von anderen Formen der Organisation scharf zu trennen ist und ihm allein eigentümliche anatomische, physiologische und vielfach auch psychologische Merkmale besitzt. In der Natur giebt es thatsächlich Arten, die durch konstante, genau abgegrenzte Eigenschaften sich auszeichnen. Es existieren aber auch solche, die nach den verschiedensten Seiten hin variieren, also Abartungen oder Variationen höheren oder geringeren Grades bilden. Es giebt Uebergangsformen, die einem anderen verwandten Typus mehr oder minder sich nähern. Es ist dies ein Anzeichen dafür, daß die organische Welt nicht ihre Entwickelung abgeschlossen hat, sondern noch fortwährend in Veränderung begriffen ist.

Unter den Abartungen giebt es fortschreitende und rückschreitende, d. h. solche, die den bisherigen Grad der Vervollkommnung inne halten, aber nach einer anderen Richtung hin sich abändern, die ihn überschreiten oder von demselben auf eine niedere Stufe zurücksinken.

Digitized by Google

In der lebendigen Natur giebt es ebensowohl Stillstand als auch Fortschritt und Rückschritt.

Unter Vervollkommnung ist gesteigerte Anpassungsfähigkeit eines Organismus auf Grund erhöhter Differenzierung zu verstehen. Man verwechselt oft Vollkommenheit mit Anpassungsfähigkeit, aber das Ueberleben des Passendsten und Geeignetsten bedeutet keineswegs immer den Sieg des Vollkommenen. Es hängt dies von den äußeren Existenzbedingungen ab. Eine rückschreitende Anpassung kann unter Umständen die Erhaltung der Art ermöglichen, wenn die Existenzbedingungen sich vereinfacht haben. Auch diese rückschreitende Anpassung kommt durch Ueberleben des „Passendsten" zustande, d. h. passend in Bezug auf die veränderten Umstände. So bilden sich in der Natur ganze Organe und Organismen zurück; es giebt Tiere, die ihre Augen, Gehwerkzeuge, Flugapparate, Verdauungsorgane ganz oder teilweise verloren haben, so daß sie den Organisations-Typus ihrer ursprünglichen Verwandten mehr oder minder aufgeben und — entarten. Diese Entartung kann schließlich soweit fortschreiten, daß sie zum Aussterben führt, falls die Existenzbedingungen sich ungünstig gestalten und die Abänderungs- und Anpassungsfähigkeit der Organismen erschöpft ist.

Diese Form der organischen Rückbildung wird auch beim Menschengeschlecht beobachtet. Der normale Mensch besitzt eine ganze Reihe von Organen und Funktionen, die gegenüber seinen tierischen Vorfahren eine Rückbildung bedeuten, z. B. das Gebiß, die Zehen, Geschmacks- und Geruchssinn. Diese Rückbildungen nehmen namentlich bei dem Kulturmenschen immer mehr zu, der insofern gegenüber dem primitiven und „wilden" Menschen einen anderen Typus bildet, der auf Entartung beruht. Andere Organe sind dagegen in fortschreitender Variation und Vervollkommnung begriffen, darunter in erster Linie das Gehirn.

Beim Menschen tritt noch eine andere Erscheinung hinzu, die sehr oft mit Entartung verwechselt wird und auch mit ihr verbunden auftreten kann, die Erkrankung. Während aber Entartung immer eine erbliche anatomische oder physiologische Eigenschaft ist, wird die Erkrankung durch Verwundungen, Infektion, Vergiftung, zu geringe oder schlechte Ernährung verursacht. Die Erkrankungen sind meist individuell erworbene Veränderungen des Organismus, die sich nicht zu vererben brauchen. Aber einerseits kann die Entartung eine Disposition zu Erkrankungen schaffen und in ihren höchsten Graden selbst zu einer Erkrankung werden, während umgekehrt die Erkrankung den Charakter der Entartung annehmen kann, wenn sie erblich wird. Solche krankhafte Entartungen sind z. B. Kurzsichtigkeit und Zahnfäule, während erbliche Tuberkulose und Geistesstörungen zu Entartungs-Krankheiten werden können. Von Entartung und Erkrankung ist die Verkümmerung zu unterscheiden, die besonders in Wachstumanomalien besteht und durch Mangel an Nahrung und Uebung verursacht wird, ferner die Mißbildung, die durch Störungen und Hemmungen während der fötalen Entwickelung zustande kommt und teilweise infolge pathologischer Keimvariation erblich werden, also den Charakter der Entartung annehmen kann. Während die Entartung im biologischen Sinne, die organische Rückbildung, immer

Digitized by Google

angeboren, erblich und unheilbar ist, braucht dies bei Erkrankungen, Verkümmerungen, Mißbildungen nicht der Fall zu sein. Die letzteren können aber zu Entartungen werden, falls sie geeignet sind, die Keime zu schädigen und dadurch eine erbliche Verringerung der Lebensfähigkeit hervorzurufen.

II. Die Ursachen der organischen Entartung.

Der französische Zoologe Lamarck war der Ansicht, daß der Rückschritt in der organischen Natur dadurch entstehe, daß der konstante Nichtgebrauch eines Organes dasselbe allmählich schwächer mache, verschlechtere, seine Fähigkeiten fortschreitend vermindere und es endlich verschwinden lasse, und daß diese durch den konstanten Nichtgebrauch eines Organes hervorgerufene Schwächung durch Fortpflanzung auf die Nachkommen sich vererbe. Ich halte nun noch keinen Beweis dafür erbracht, daß die durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch individuell erworbenen Eigenschaften sich vererben. Die innere physiologische Einrichtung und Oekonomie der Organismen besitzt keinerlei Mittel, um einen solchen einfachen Zusammenhang zwischen dem ausgebildeten Organismus und dem Keim auf dem Blut- oder Nervenwege herzustellen. Auch ist Spencers Lehre von dem geheimnisvollen Consensus gänzlich unbewiesen. Dagegen ist Weismanns Theorie von der Panmixie sehr wohl imstande, die typische organische Entartung zu erklären. Ein Organ kann nur gebraucht, geübt und ausgebildet werden auf Grund der angeborenen ererbten Eigenschaft des Keims. Sobald aber ein Organ nicht mehr gebraucht wird, hört die unausgesetzte Auslese der Individuen mit den besten Organen auf, und es tritt dann — Panmixie ein, d. h. es gelangen nun nicht mehr die auserlesenen Individuen mit den besten Organen allein zur Fortpflanzung, sondern ebenso auch solche mit minderwertigen und mangelhaften. „Eine Vermischung aller überhaupt vorkommenden Gütegrade des Organes muß die unausbleibliche Folge sein und somit auch im Laufe der Zeit eine durchschnittliche Verschlechterung des betreffenden Organes. So bekommt eine Art, die sich in lichtlose Höhlen zurückgezogen hat, notwendig nach und nach schlechtere Augen, da kein Fehler im Bau dieses Organes, der infolge der individuellen Variation einmal vorkommt, korrigiert wird, sondern ein jeder sich weiter forterben und befestigen kann."

Nach Weismann liegt also die Hauptursache des Rückschrittes in der Natur im Mangel an Auslese überflüssig gewordener Organe, d. h. solcher, die keinen Selektionswert, keinen Erhaltungs- und Fortpflanzungswert im Daseinskampf für die Gattung haben. Vieles spricht dafür, daß die Panmixie auch in der organischen Entwickelung des Menschengeschlechtes eine große Rolle gespielt hat und noch spielt. Die Panmixie entsteht durch Veränderung der äußeren Existenzbedingungen. Während bei den Tieren in erster Linie das physikalische Milieu, das gesellschaftliche Milieu dagegen erst in zweiter Linie eine Rolle spielt, ist das letztere bei den Menschen eine fortwährende Quelle für die Wirksamkeit der Panmixie. Hier differenziert sich das gesellschaftliche Milieu in ein organisches, ökonomisches und geistiges. Auf dieser Differenzierung beruht die Entwickelung des

Digitized by Google

Kulturprozesses. Sie ist aber ebenso sehr die Ursache der rückschreitenden wie fortschreitenden Variationen in Organen, Instinkten und Begabungen. Darum treten auch die Entartungen ganz besonders bei hochkultivierten Völkern auf; ja, man muß auf Grund der Untersuchung der Physiologie und Pathologie der Völkergeschichte zu der Ueberzeugung kommen, daß die fortschreitenden und rückschreitenden Variationen untrennbar mit einander verbunden sind, und daß ein Kulturvolk von der Höhe seiner Gesittung und Macht herabstürzt, kurz, entartet, wenn die Rückschritte über die Fortschritte das Uebergewicht gewinnen. Das hat auch der tiefe Kultur-Psychologe Nietzsche erkannt, daß eine jede geistige Blütezeit notwendig eine — Decadence in sich schließt oder sie einleitet.

Ich habe vor Jahren die Unterschiede zwischen der natürlichen und sozialen Auslese näher beleuchtet und namentlich die aus dem gesellschaftlichen Milieu hervorgehenden ökonomischen und geistigen Verhältnisse und Beziehungen als diejenigen Faktoren bezeichnet, welche die natürliche Auslese zum Fortschritt steigern, aber auch, bei Mangel an Auslese, Rückschritt und Entartung herbeiführen. Es wurde schon von anderer Seite mehrfach darauf hingewiesen, daß Medizin, Schutzpolitik, Privilegien, Humanitätsmoral u. s. w. im Sinne entartender Panmixie wirken können. In erster Linie ist es aber die Technik und die technische Ausrüstung, die geeignet ist, bei Mangel an Auslese, die Rasse zu verschlechtern. Ich wies darauf hin, daß alle künstlichen Eingriffe, welche die organische Thätigkeit durch mechanische Hilfsmittel unterstützen oder gar ersetzen, zu fortschreitender Entartung führen können. Dieser Satz hat bisher auf die darwinistischen Soziologen keinen Eindruck gemacht. Ich habe dieser Theorie in der ersten Nummer dieser Zeitschrift (Seite 69) folgende Fassung gegeben: Ueberall, wo an Stelle eines Organes ein Werkzeug, an Stelle einer physiologischen Funktion eine technisch-künstliche tritt, muß im Laufe von Generationen infolge von Mangel an natürlicher Auslese eine erbliche Herabsetzung der organischen Leistungen und eine veritabele Entartung der Rasse eintreten.

In derselben Richtung wirkt das geistige Milieu, indem der gesunde Mensch dem erblich Schwachen aus „ethischen“ Gründen hilft, oder wenn jemand in einer hoch differenzierten Gesellschaft durch eine ganz spezielle Tüchtigkeit in irgend einem Fach einen günstigen Nährplatz erwirbt und sich trotz seiner sonstigen erblichen Schwächen fortpflanzen kann, oder wenn Reichtum und Vorrechte an die Stelle der natürlichen Kräfte treten. Nun dürfte es wohl feststehen, daß alle gesellschaftlichen Einrichtungen und Ausrüstungen im Interesse der Gattung entstanden sind, daß sie aber einen zweischneidigen Charakter annehmen und schädlich wirken können, wenn der Parallelismus zwischen organischen und sozialen Kräften unterbrochen wird, d. h. wenn die Differenzierung der Thätigkeiten, Mitleid, Medizin, Erbgesetze, Privilegien u. s. w. künstlich die Schwachen erhalten, während sie ursprünglich den starken und von Natur leistungsfähigen Vorfahren gedient haben.

Halten wir daran fest, daß Mangel an Auslese eine der häufigsten Ursachen der Entartung ist und daß jede außer-organische Ausrüstung

Digitized by Google

und Hilfe geeignet ist, den Mangel an Auslese zu steigern und eine verkehrte Auslese zu fördern, eine Erkenntnis, die uns namentlich instand setzt, die physische Entartung des modernen Weibes klarer und tiefer zu erfassen, als es bei einer bloß medizinischen Betrachtungsweise möglich ist.

III. Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen zu gebären.

Das Weib steht nach dem Ausspruch eines bekannten Frauenarztes der „Keimpflege der Menschheit" vor. Außer der Beherbergung des Keimes und der Entwickelung der befruchteten Eizelle zum geburtsreifen Kinde, sind es besonders zwei wichtige physiologische Funktionen des Weibes, die im Dienste der Erhaltung der Rasse stehen, die reife Frucht zu gebären und den Säugling durch Muttermilch zu stillen. Gebärfähigkeit und Stillfähigkeit sind aber nach dem Urteil der Frauenärzte und Physiologen in einer erblichen Entartung begriffen; und es ist daher für den politischen Anthropologen von größter Bedeutung, diese Thatsachen kennen zu lernen und ihre Ursachen zu erforschen.

Individuell erworbene physische Verkümmerungen des modernen Weibes, auf die schon häufig Aerzte und Aesthetiker aufmerksam gemacht haben, werden durch eine unzweckmäßige Kleidertracht verursacht, wie Leberdeformation, Magensenkung, Wanderniere, Brustkorbverengung, Gallensteine, Blutstockungen, Bleichsucht u. s. w. Diese Veränderungen sind nur selten erblich, können aber den Ernährungszustand stören, das volle Wachstum der Organe hemmen und dadurch auf die sich entwickelnde Frucht schädigend einwirken.

Bei der Verschlechterung der Gebär- und Säugfähigkeit handelt es sich dagegen um ausgeprägte erbliche Entartungen, die von einer Generation auf die andere übergehen, die Rasse dauernd schädigen und, wenn sie einen gewissen Grad erreicht haben, die Rasse dezimieren können.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß bei den Naturvölkern die Geburten meistens wenig Beschwerden machen; auch wird solches von den Landbewohnern berichtet, während bei den Kulturvölkern die Geburt oft zu einer Lebensgefahr für die Mutter wird. Auch wurde festgestellt, daß bei den Buren in Südafrika die Geburten schnell und ohne große Beschwerden von statten gehen. Die Ursache findet man darin, daß die Buren zweihundert Jahre lang ohne Geburtshelfer gewesen sind. Die Ursache wird bei den wilden Völkern und den Landbewohnern eine ähnliche sein. Denn wo eine künstliche Geburtshilfe fehlt, werden durch eine strenge natürliche Auslese alle Mütter ausgemerzt, die in der Gebärfähigkeit irgendwie mangelhaft veranlagt sind. Da sie durch den Tod aus dem Rasseprozeß ausgeschaltet werden, können sie ihre mangelhafte Veranlagung nicht vererben.

Der erste Autor, der auf diese Form der Entartung und ihre soziologische Ursache hinwies, war Dr. Schallmayer. „Wenn in den Fällen", schreibt er, „wo durch mangelhafte Funktion der Gebärorgane oder ungeeigneten Bau des Beckens ein schwerer Geburtsverlauf bedingt wird, bei ärztlicher Hilfeleistung die Geburt für Mutter und

Digitized by Google

Kind häufiger einen günstigen Verlauf nimmt, als dies ohne ärztliche Hilfe der Fall gewesen wäre, so ist das zwar ein großes Verdienst der Medizin in jedem einzelnen Falle, aber für die Gattung bedeuten diese Erfolge eine Einschränkung der natürlichen Auslese; denn die gerettete Frau vermag nun ihre mangelhafte Organisation auf ihre Nachkommen zu vererben.“ Schröder berichtet in seinem Lehrbuch der Geburtshilfe (1882, Seite 235) folgendes: „Die Indianerin, wenn ihr Stamm auf dem Kriegspfade begriffen ist und ihre Stunde kommt, schlägt sich seitwärts in die Büsche, gebiert und holt dann, mit dem Neugeborenen beschwert, den vorausgeeilten Stamm wieder ein! — Wie viele Frauen früherer Generationen mögen dieser strengen Auslese zum Opfer gefallen sein! Diejenigen aber, welche ihr genügten, mußten gemäß den Erfahrungen über Vererbung eine Nachkommenschaft haben, die den strengen Anforderungen schon mit wenigeren Ausnahmen gewachsen war, als die vorhergehende Generation und so fort.“*)

Frauen mit deformen, engen oder platten Becken suchen immer ärztliche Hilfe auf. Meines Wissens hat zuerst Wiedow das deforme Becken als ein „Degenerationszeichen“ aufgefaßt. Nach seiner Ansicht ist das deforme enge Becken eine der vielen Erscheinungen, welche durch eine „allgemeine Entwickelungsstörung“ bei Frauen und Mädchen hervorgerufen werden. Diese Anomalie fand er bei 20 pCt. von 150 klinischen Kranken mit anderen Zeichen der Entartung zusammen. Die Ursache dieser Anomalien sieht er in einer „fehlerhaften Fruchtanlage“. In der Personen- und Familiengeschichte von 35 Patienten mit deformen Becken zeigten sich bei den meisten ein kleiner Körperwuchs, Abnormitäten des Skeletts und der Generationsorgane. Als ursächliches Moment fand er bei den Eltern der Kranken das kretinistische Gift, Tuberkulose, Rachitis, Chlorose, Syphilis. Es wurde aber auch ein anthropologischer Typus des kleinen Beckens festgestellt, und in diesen Fällen waren die Eltern auch meist klein gewesen.**)

Nach Bulius findet man das gleichmäßig verengte Becken am häufigsten bei kleinen Personen, aber auch bei mittelgroßen und über mittelgroßen, die auffallend schlank sind. Die Ursache ist eine ursprünglich zu kleine Anlage, die häufig vererbt ist. Die Häufigkeit solcher Becken, welche den normalen Verlauf der Geburt stören, schwankt zwischen 14—20 pCt.***)

Man sieht aus diesen Mitteilungen, daß erbliche Entartung häufig zu künstlicher Geburtshilfe Veranlassung giebt. Eine umfangreichere Statistik über „l'hérédité en obstétrique“ hat kürzlich der französische Frauenarzt M. R. Larger veröffentlicht,†) die ganz besonders geeignet sind, die Anschauung zu bekräftigen, daß durch Vererbung entstandene

*) W. Schallmayer, Ueber die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit. Berlin 1891. Seite 47.

**) Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Gynäkologie. Leipzig 1892. Seite 220.

***) Encyklopädie der Geburtshilfe und Gynäkologie. Leipzig 1900. I. Band. Seite 108—109.

†) Comptes rendus hebdomadaires des séances de la société de biologie. Paris. T. 53. No. 39.

Digitized by Google

Unfähigkeit des Gebärens infolge Kunsthilfe zunehmen muß. Nach seiner Lehre fallen unter die Gesetze der Erblichkeit alle Unregelmäßigkeiten in der Schwangerschaft, Unfruchtbarkeit, Zwillingsgeburt, ektopische Schwangerschaft, Fehler an der Bildung des Mutterkuchens, der Eihäute, Fehlgeburt, Frühgeburt, falsche Kindslagen, überhaupt alle Erscheinungen, die sich vom normalen Typus entfernen und unter dem Namen der geburtshilflichen Entartungszeichen (stigmates obstétricaux de la dégénerescence) bekannt sind.

Larger konstatierte in den sechshundert beobachteten Fällen vorausgehende Erbfehler oder erworbene Schwächen der Vorfahren (Alkoholismus, Syphilis u. s. w.) und formulierte das Gesetz dieser Erscheinungen dahin: „Wo nur immer eine der oben genannten Unregelmäßigkeiten der Schwangerschaft oder Geburt vorkommt, kann man immer mit Sicherheit annehmen, daß einer oder beide Vorfahren mit erblichen Fehlern, Geistesstörungen, Nervenkrankheiten oder Mißbildungen behaftet gewesen sind."

Er stellte folgende Formen der erblichen Entartung fest:

A. Erblichkeit mit Transformation, die durch drei oder vier Generationen hindurch verfolgt wird, z. B.:

1. Generation: Epilepsie, aber normale Schwangerschaften;
2. Generation: Kein körperlicher oder geistiger Fehler, aber abnorme Schwangerschaften;
3. Generation: Epilepsie;
4. Generation: Abnorme Schwangerschaften;

oder:

1. Großmutter: Abnorme Fruchtlagen;
2. Tochter: Fehlgeburten;
3. Enkelin: Zwillingsgeburt, ektopische Schwangerschaft, — oder abnorme Fruchtlagen wie bei der Großmutter.

B. Homologe Erblichkeit, welche namentlich bei fehlerhaften Kindslagen vorkommt, die sowohl durch die Männer wie durch die Frauen vererbt werden können. Die Geburtshelfer führen dieselbe fälschlicher Weise auf mechanische Ursachen im mütterlichen Organismus zurück.

C. Familiäre Erblichkeit infolge Blutsverwandtschaft. Die Blutsverwandtschafts-Ehen vermehren die Schwangerschafts- und Geburtsfehler wie alle anderen erblichen Leiden. Bei drei Ehepaaren rechter Vettern wurden dreimal abnorme Kindslagen gefunden. In einem anderen Fall wurden in einer Familie von Blutsverwandten neun abnorme Kindslagen bei neun Geburten beobachtet; in einem dritten Fall sogar zehn abnorme Kindslagen bei zehn Geburten.

Die Erblichkeit der Entartungen im Bereiche jener Funktionen, die mit der Erhaltung der Rasse in Verbindung stehen, dürfte demnach zweifellos feststehen. Auch dürfte der Schluß sehr nahe liegen, daß diese erbliche Entartung in Zunahme begriffen ist. Die hauptsächlichste Ursache dieser Zunahme liegt aber ohne Zweifel in der künstlichen Geburtshilfe, welche die derart Entarteten samt ihrer ganzen Nachkommenschaft einem sicheren Tode entreißt. Unter natürlichen Umständen, d. h. da, wo der Organismus durch die eigenen natürlichen Kräfte und Einrichtungen sich erhalten muß,

Digitized by Google

würden alle diese geschwächten, belasteten und kranken Personen durch eine natürliche Auslese unweigerlich aus dem Rasseprozeß ausgeschieden.

IV. Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen zu stillen.

Neben der Gebärfähigkeit ist die Fähigkeit, die Kinder zu stillen, von höchster Bedeutung für die Erhaltung der Rasse. Denn die Statistik zeigt, daß überall, wo künstliche Ernährung der Säuglinge die natürliche verdrängt, die Kindersterblichkeit in erschreckendem Maße wächst. Die antiken Völker, wie auch die primitiven und barbarischen Stämme kennen die künstliche Ernährung nicht. In Schweden stillen alle, auch die reichen Frauen, ihre Kinder selber, so daß die Kindersterblichkeit sehr günstige Zahlen aufweist. Sonst hat, namentlich in den oberen Ständen, überall die künstliche Ernährung sich immer mehr verbreitet. In Berlin z. B. stillen nach Biedert von den Wohlhabendsten nur noch 17,5 pCt., in den ärmsten Klassen dagegen 58,4 pCt. der Mütter ihre Kinder selbst.*)

Auf die Verkümmerung der weiblichen Brustdrüsen wurde zuerst von Hegar hingewiesen. Man hat dafür oft die unzweckmäßige Kleidung verantwortlich gemacht. Das mag ein Hilfsmoment sein, aber derartig individuell erworbene Veränderungen können sich nie vererben und dadurch zu erblichen Entartungen werden. Neuerdings hat der Physiologe von Bunge auf die Zunahme der Unfähigkeit der Frauen zu stillen in den Ländern Mitteleuropas aufmerksam gemacht. Viele Frauen stillen ihre Kinder aus Bequemlichkeit, aus Mode oder infolge Berufsarbeit nicht. Aber die größere Mehrzahl ist thatsächlich physisch dazu unfähig. Die Zunahme dieser Unfähigkeit ist aber hauptsächlich der Erblichkeit geschuldet. Diese Erblichkeit ziffernmäßig nachgewiesen zu haben, ist ein Verdienst von Bunge, der die Resultate seiner Untersuchung in einer besonderen Schrift veröffentlichte, die jetzt in zweiter Auflage vorliegt.**) Danach steht es fest: „Kann eine Frau ihr Kind nicht stillen, so kann fast ausnahmslos auch die Tochter nicht stillen und die Fähigkeit ist unwiderbringlich für alle kommenden Generationen verloren.“ An der Verursachung scheinen weniger Tuberkulose, Nervenleiden, Zahnkaries, Syphilis, als vielmehr in erster Linie der Alkoholismus schuld zu sein. Bunge stellte zum Beispiel fest, daß in Fällen, wo die Mutter zum Stillen befähigt, die Tochter jedoch nicht befähigt ist, der Vater in 46,8 pCt. ein notorischer Säufer und in 20,2 pCt. ein gewohnheitsmäßig unmäßiger Säufer ist. Dies gewährt uns einen tiefen Einblick in den Verlauf der Degeneration: „Ist der Vater ein Säufer, so verliert die Tochter die Fähigkeit, ihr Kind zu stillen, und diese Fähigkeit ist unwiderbringlich verloren für alle kommenden Generationen. Die Unfähigkeit zu stillen ist keine isolierte Erscheinung. Sie paart sich mit anderen Symptomen der Degeneration, insbesondere mit der Widerstandslosigkeit gegen Erkrankungen aller Art, an Tuberkulose, Nervenleiden, Zahnkaries. Die Kinder werden ungenügend ernährt und so steigert sich die

*) Ph. Biedert, Die Kinderernährung im Säuglingsalter. Stuttgart 1897. Seite 5.
**) G. von Bunge, Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen. München 1902. Verlag von Ernst Reinhardt. Zweite Auflage.

Digitized by Google

Entartung von Generation zu Generation und führt schließlich nach endlosen Qualen zum Untergang des Geschlechts.“ (Seite 30.)

Außer dem Alkohol sind noch andere Ursachen für die Unfähigkeit zum Stillen anzuführen. Zum Beispiel sind hohle und mißbildete Warzen erblich. Aber die Zunahme dieser Unfähigkeit ist auch wieder soziologisch-technischen Ursachen zuzuschreiben, der künstlichen Ernährung des Säuglings. Seit etwa vierhundert Jahren ist die künstliche Ernährung durch Ersatzmittel bekannt. Die moderne Industrie macht sie immer vollkommener, um die Säuglinge zu erhalten. Im Naturstande der Gesellschaft gehen alle Kinder zu Grunde, die durch Muttermilch nicht ernährt werden können. Eine Vererbung und Zunahme dieser Unfähigkeit ist also ausgeschlossen. Ohne künstliche Ersatzmittel könnte aber auch eine durch Alkohol entartete Familie ihre Unfähigkeit nicht vererben, da sie schon in der zweiten Generation durch Hunger aussterben müßte.

Um dies würdigen zu können, müßten die Aerzte aber mehr soziologisch geschult sein. Dann würden sie erkennen, daß alle technischen Hilfen die natürliche Auslese stören und die Rasse verschlechtern können.

V. Verhütung der erblichen Entartung durch soziale Rassenzucht.

Um die zunehmende Unfähigkeit des Gebärens und Stillens des modernen Weibes, wie alle anderen erblichen physischen Entartungen des Kulturmenschen rationell und wirksam zu bekämpfen, giebt es zwei Mittel:

1. Bekämpfung der primären Ursachen, die zu pathologischen Variationen führen, des Alkoholismus wie aller anderen Vergiftungen, Ernährungs- und Entwickelungsstörungen, also ungünstiger äußerer Lebensverhältnisse.
2. Da diese Ursachen in absehbarer Zeit nicht alle zu erforschen, und wenn erforscht, kaum gänzlich zu verhüten sind, muß die natürliche Zuchtwahl als fortwährendes Korrektiv eintreten, um die Zunahme erblicher Entartungen im Keime zu ersticken.

Alle primitiven, barbarischen und antiken Rassen haben „praktischen Darwinismus“ getrieben, um die Rasse zu erhalten, falls die natürliche Auslese nicht hinreichte. Erst das Christentum hat die Krüppel, Kranken und Schwachen zu Ehren gebracht, indem es erkannte, daß in einem siechen und kümmerlichen Leibe zuweilen doch eine edle und große Seele wohnen kann. Aber indem die neue Moral die Verkümmerten und Minderwertigen rettete, erhielt sie damit zugleich auch ihre ganze Nachkommenschaft und vermehrte sie ungewollt jene Uebel und Mißstände. Wir können indes nicht auf den Standpunkt der Barbaren zurückkehren und die Schwachen und Kranken töten oder einem hoffnungslosen Schicksal preisgeben. Wir müssen ihnen eine menschenwürdige Hilfe zukommen lassen, soweit es möglich ist. Aber an ihrer Fortpflanzung müssen sie verhindert werden, sei es in den schlimmsten Fällen durch gesetzliche Maßregeln oder durch allmähliche Heranbildung neuer Sitten- und Ehrenbegriffe über die Pflichten der Elternschaft. Es muß dem Volksbewußtsein ein neues Gefühl der

Digitized by Google

Verantwortlichkeit eingepflanzt werden, daß, wie Bunge sagt, das Zeugen kranker entarteter Kinder das schwerste Verbrechen ist, das Menschen überhaupt begehen können. Man braucht die Entarteten nicht einmal in der Befriedigung ihrer natürlichen Triebe verhindern. In solchen Fällen sollte vorbeugender Geschlechtsverkehr empfohlen werden und unter Umständen die Tötung der Frucht erlaubt oder gar geboten sein. Ist eine erbliche Entartung einmal eingetreten, so kann ihr weder durch Medikamente noch durch bessere Ernährung und Wohnung u. s. w. Einhalt gethan werden. Es ist eine alte Erfahrung der Tierzüchter: hat eine erbliche Schädigung in der Herde sich eingestellt, so kann die beste Haltung, Pflegung und Wartung nicht helfen; die Schädlinge müssen prinzipiell ausgesondert und von der Vermischung mit den Gesunden ausgeschlossen werden.

Der Wert des Burenelements für die Kolonisation von Südafrika.

Professor ord. hon. Dr. Gustav Fritsch.

Das blutige Schauspiel in Südafrika, auf welches die gesamte gesittete Welt mit Schaudern ihre Blicke richtete, ging zu Ende und es ist wohl angezeigt, die Bilanz zu ziehen, um zu sehen, wie viel dieser ungerechte Krieg dem Lande gekostet, welche Vorteile er ihm etwa gebracht hat.

Was die Berechtigung zum Kriege, die Art seiner Durchführung und die zur Beendigung für tauglich erachteten Mittel von seiten Englands anlangt, so ist hier nicht der Ort, oft Gesagtes nochmals zu wiederholen. Wo notorische Thatsachen schreckliche Anklagen erhoben, hat die hohle Phrase als Entschuldigung zur Zeit siegreich das Feld behauptet und der redselige Salisbury konnte noch kürzlich im Brustton der Ueberzeugung erklären, „trotz der großen gebrachten Opfer gehe England aus diesem glorreich geführten Kriege mit allseitig vermehrter Macht und Ansehen hervor".

Es scheint in England wunderbarer Weise immer noch Leute zu geben, welche ihm dies glauben, und gerade in dem Umstande, daß sich gezeigt hat, wie absolut unzugänglich die breiten Massen der englischen Bevölkerung jeder vernünftigen Ueberlegung sind, sobald ihr nationaler Dünkel in Mitleidenschaft gezogen wird, beruht das für England ungünstige Moment der Bilanz des Krieges. Die Geschichte läßt sich nicht mit Redensarten machen, und wenn die Zeit über Ehren-Chamberlain und Konsorten dahingegangen sein wird, dürfte sich in den Annalen derselben ein schreckliches Sündenregister verzeichnet finden über alles, was in diesen unglücklichen Jahren an dem bedauernswerten Lande und seinen Bewohnern durch die englische Regierung und ihre Werkzeuge verbrochen worden ist.

Anderseits wird der blutige Lorbeer, den sich das für seine Unabhängigkeit kämpfende kleine Volk der Buren um die Stirn gewunden hat, in stets hellerem Ruhmesglanze strahlen. Namen wie Botha, Dewet, Delarey, Steijn, Kruitzinger, sie sind unauslöschlich im

Digitized by Google

Buch der Geschichte eingegraben, und gewiß wird dabei verzeichnet stehen, daß solch unvergleichliches Heldentum dieser Märtyrer der Freiheit ein besseres Los verdient hätte. Oft genug ist schon von kämpfenden Parteien erklärt worden: „Wir kämpfen bis zum letzten Mann!“ Aber selten ist es unter so schwierigen, ja geradezu entsetzlichen Verhältnissen, in so bitterem Ernst durchgeführt worden, wie in diesem Unabhängigkeitskriege der Buren. Wer will einen Stein auf diejenigen werfen, welche hier und da in verzweifelter Lage vor der Uebermacht des brutalen Gegners die Waffen, die sie mit Erfolg nicht mehr führen konnten, niederlegten?

Also über den Stand der moralischen Bilanz des südafrikanischen Krieges kann ein Zweifel bei unparteiischer Beurteilung nicht wohl obwalten. Schwieriger freilich stellt sich die Frage nach der materiellen Bilanz; diese etwas näher zu beleuchten, ist der Zweck dieser Zeilen.

Zur richtigen Abwägung der einzelnen Momente gehört einige Kenntnis des Landes und seiner Bewohner, welche den leitenden Kreisen in England entweder fehlt, oder gewaltsam von ihnen unterdrückt wird. Auch bei uns ist die Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse nicht übermäßig verbreitet. Die Beschaffenheit des südafrikanischen Landes und seiner Bewohner ist so eigenartig, daß Erfahrungen aus anderen Erdteilen dabei nicht wohl für eine Beurteilung zulässig erscheinen. Um den richtigen Maßstab dafür zu gewinnen, könnte man für Südafrika als leitenden Gesichtspunkt den Satz aufstellen: „Time is no money.“

In der That bahnten sich daselbst im Verlauf der wenigen Jahrhunderte, wo mit Grund von einer Kolonisation des Landes gesprochen werden kann, die Fortschritte so langsam ihren Weg, daß ungeduldige oder voreingenommene Leute mit einem gewissen Recht von stagnierenden Verhältnissen sprechen konnten.

Die Art und Weise, wie die Kolonie gegründet wurde, wie sie bis zum Ende des vorletzten Jahrhunderts zu einiger Blüte gelangte, um sofort von England verschlungen zu werden; wie Natal entstand und die Freistaaten von den vor der englischen Vergewaltigung ausweichenden Buren organisiert wurden, es ist viel besprochen worden und sollte als bekannt vorausgesetzt werden.*) Zur Beurteilung der Zukunft muß zunächst die Natur des Landes ins Auge gefaßt werden. Wenn es auch unrecht ist, dieselbe nach dem flüchtigen Eindruck in Bausch und Bogen zu charakterisieren, da das Land viel wechselvoller ist, als der Unkundige anzunehmen geneigt sein dürfte, so ist doch die Wasserarmut ein leider sehr weit verbreiteter Charakter desselben. Aus dieser Besonderheit sind weitere Schlüsse auf die Kolonisation abzuleiten; es ergiebt sich unmittelbar, daß die wasserarmen Gebiete nicht wohl eine dichte Bevölkerung zu tragen imstande sein werden. So leitet die Natur die Bevölkerung ganz unvermeidlich auf die Viehzucht hin, da sie auf die Dauer von der Jagd selbstverständlich nicht leben kann. Die Natur machte die Kolonisten zu Buren in der heutigen

*) Zur weiteren Information möge man die Aufsätze des Verfassers vergleichen: Der Unabhängigkeitskampf der afrikanischen Buren, Zeitschr. d. Ges. für Erdkunde, 1881, Berlin. Die Entstehung der südafrikanischen Freistaaten, Globus, 1900, No. 2 und 3. Die Bevölkerung Südafrikas in ihrem Verhältnis zum Transvaalkriege, Globus, 1900, No. 10 und 11. Blut ist dicker als Wasser, Der Burenfreund, 1901, No. 12.

Digitized by Google

Auffassung des Wortes, sie zwang sie dazu, als Jäger und Viehzüchter zu leben.

Eine solche Entwickelung der Verhältnisse war ursprünglich weder beabsichtigt noch vorausgesetzt; die Ansiedler am Kap kamen herüber mit Vorstellungen, wie sie etwa für Indien und Amerika, d. h. für gut bewässerte Gegenden passen, und mußten sich diese falschen Vorstellungen erst abgewöhnen. Auf die Heimat haben die von ihnen gesammelten Erfahrungen nicht sehr zurückgewirkt; denn auch heutigen Tages hört man noch über Kolonisation von Deutsch-Südwestafrika Urteile, als handelte es sich um indische Gebiete.

Der Zwang der natürlichen Verhältnisse, er macht sich in Südafrika unerbittlicher geltend, als irgendwo anders. Die Einwanderer, welche bekanntlich nur zum kleineren Teil Holländer waren, dagegen viel deutsche Elemente und französische Hugenottenfamilien mit Namen vom besten Klange in sich aufnahmen, sie waren ursprünglich keine Buren, sondern versuchten wie anderwärts als Kolonisten zu leben (Wijnberg, Rondebosch, Stellenbosch, Paarl sind solche Kolonien frühester Zeit): das unerbittliche Land formierte sich seine Einwohner, ohne ihre Meinung zu Rate zu ziehen, d. h. sie wurden wirkliche „Afrikaner" und fühlten sich als solche.

Diese viel zu wenig gewürdigte Thatsache sollte wohl zu denken geben und ist zur richtigen Beurteilung der heutigen Verhältnisse vor allen Dingen in Rechnung zu stellen, da die Besonderheiten des Landes, die sie entstehen ließen, noch immer in gleicher Weise fortwirken. Mit langsamen, bedächtigen Schritten ging die Civilisation ihren Weg vorwärts, in der That so langsam, daß die Ungeduldigen überhaupt an ihrem Fortschritt verzweifelten und ihn wohl gänzlich leugneten. Dazu trug der Umstand natürlich an erster Stelle bei, daß gerade diese, welche in der mit Gewalt octroyierten englischen Verwaltung ihren Sitz hatten, nicht verfehlten, der fortschreitenden Civilisation Steine in den Weg zu legen, ohne daß immer eine böse Absicht dabei anzunehmen wäre.

Einer der verhängnisvollsten Schritte in dieser Hinsicht war die gewaltsame und mit viel Ungerechtigkeit durchgeführte Aufhebung der Sklaverei, welche bekanntlich der erste Anlaß zur Auswanderung (Trekken) der Buren wurde. Hierzu kam die durch die Pseudophilanthropen in England in Scene gesetzte Schaukelpolitik in der Behandlung der Kaffern, die Aufhetzung der Hottentotten gegen die Kolonisten durch die Missionare und ähnliche Mißgriffe, welche die lange Reihe der blutigen Kämpfe und Vergewaltigungen der einheimischen Bevölkerung durch England vorbereiteten.

Diese Verwickelungen sind in den oben angeführten Aufsätzen eingehend erörtert worden und sollen daher nicht nochmals durchgesprochen werden; aber ein anderes Moment kommt dabei noch in Betracht, dessen richtige Abschätzung erst das schwankende Bild in der Fortentwickelung der südafrikanischen Civilisation verständlich macht, nämlich die für südafrikanische Verhältnisse recht ungeeignete Finanzwirtschaft, wie sie die englische Okkupation mit sich brachte.

Im reichen England schien man zu glauben, daß es nur der flotten Aufwendung genügender Mittel bedürfe, um aus der südafrikanischen Kolonie ein zweites Indien zu machen. Warnende Stimmen,

Digitized by Google

die sich wohl gelegentlich hören ließen, wurden nicht beachtet, und so setzte man ein System von „Overtrading“ ins Werk, welches einen für das Land viel zu rapiden, künstlichen Aufschwung vortäuschte, der kläglich Schiffbruch leiden mußte. Der allgemeine Krach zog sich auffallend lange hinaus, weil verschiedene Momente ihn zurückhielten, die dauernde Hilfe nicht bringen konnten. Dazu gehörte ein außerordentlich weitgehendes, häufig durchaus unberechtigtes Kreditsystem, wie es von den Inlandbanken eingeführt und trotz der üblen Erfahrungen lange fortgesetzt wurde. Man betrachtete solche Fragen der Zahlungsunfähigkeit in Südafrika mit einer rührenden Harmlosigkeit. Verhungern brauchte niemand, mit Konkursanmeldung und Subhastation war auch niemanden geholfen und so wurde friedlich „fortgewurschtelt“. Man sagte dann wohl vom Eigentum der Betreffenden: „That is to be sold“ oder: „That is in the market“, aber ernste Anstalten dazu wurden nicht gemacht.

Ein anderes Moment, welches in gewissen Kreisen der Buren einen künstlichen, vergänglichen Wohlstand erzeugte, stellten die kostspieligen Kaffernkriege dar, welche die englische Regierung zu führen gezwungen war. Dabei wurde für Viehlieferungen, Transporte und ähnliche Bedürfnisse der Kriegführung Gold mit vollen Händen ausgestreut, und man war zu gedankenlos, um sich zu sagen, daß dieser goldene Regen doch nicht ewig dauern könne. Als er dann plötzlich nachließ, hatte sich allmählich ein anderer Zweig des kolonialen Betriebes entwickelt, welcher dauernde Hilfe durch Schaffung eines richtigen Stapel-Artikels zu gewähren versprach, dies ist die Einführung feinwolliger Schafe an Stelle der echt afrikanischen, grobhaarigen Fettschwänze. Nun schien die Existenz der Kolonisten dauernd gesichert, die Wolle gewährte ihnen die Möglichkeit, ihre Lebenshaltung auf einen einigermaßen anständigen Fuß zu stellen und schuldenfrei zu werden, wenn auch bares Geld nur wenig in die Hände der Schafzüchter kam, da die Abnehmer der Wolle, die Kaufleute der nächsten kleinen Inlandstadt, den Betrag größtenteils in Waren bezahlten.

Daß dabei der unkundige Bur von dem vielfach gänzlich prinzipienlosen Händler gründlich über das Ohr gehauen wurde, galt als selbstverständlich und keineswegs anstößig, so daß die „Buren-Verneukerij“ als eine Art Sport betrieben wurde. Gleichwohl gingen die Verhältnisse friedlich ihren Weg weiter und, im Tempo des landesüblichen Ochsenwagens, auch langsam vorwärts, bis plötzlich die sich mächtig geltend machende australische Konkurrenz die Schafzüchter an den Rand des Ruins brachte, da in Südafrika der Wagentransport aus den Inlanddistrikten die Wolle zu sehr verteuerte. Oefters hörte man die verzweifelte Frage: „Was sollen wir anfangen?“ und die wenig tröstliche Antwort: „Allen Schafen den Hals abschneiden!“

Wie begreiflich, hatte die Krisis unter den Kolonisten sehr bald eine ähnliche der Exportfirmen in den Küstenstädten im Gefolge, so daß sich Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sogar in dem verhältnismäßig reichen Natal eine große Kalamität unter den Kaufleuten entwickelte. Da machte sich plötzlich der Einfluß der jüngst entdeckten Goldfelder und Diamantenminen geltend und wie mit einem Zauberschlage schien das Bild geändert: Dem chronischen Ueberfluß an Geldmangel schien plötzlich ein Ueberfluß an Schätzen folgen zu

Digitized by Google

sollen. Ich sage „schien"; denn das weite Land selbst hatte im ganzen recht wenig von den neu entdeckten Reichtümern.

Die erste und augenfälligste Wirkung war bekanntlich, daß die Schätze sofort die Begehrlichkeit des habgierigen Englands reizten. Während im Jahre 1854 Sir George Clerk als High-Commissioner der englischen Regierung den gewaltsam eroberten Oranje-Rivier-Frijstaat (damalige „Sovereignty") als „a country not worth having" bezeichnet hatte, und England das eroberte Gebiet schleunigst wie ein abgetragenes Kleidungsstück von sich warf, hieß es nach Auffindung der Diamanten wie in der bekannten Fabel: „Ja Bauer, das ist ganz was anderes!" und das Diamantengebiet wurde unter nichtigen Vorwänden, wobei der Griquahäuptling Waterbur die Rolle des Strohmannes übernahm, dem Freistaate weggerissen.

Wie stellte sich nun unter den veränderten Verhältnissen die wirtschaftliche Bilanz, welche wir näher untersuchen wollten? Nun, daß in einem so kapitalarmen und doch so kapitalhungrigen Lande wie Südafrika das plötzliche Auftauchen der Gold- und Diamantenschätze einen enormen Umschwung aller wirtschaftlichen Verhältnisse mit sich brachte, ist selbstverständlich. Dieser Umschwung stellte sich besonders dem Auslande gegenüber im glänzendsten Lichte dar, die Diamantenstadt Kimberley, die Goldstadt Johannesburg, sie wuchsen über Nacht aus dem Boden, wie man es sonst nur etwa in Amerika kennen gelernt hatte. Die Verkehrsmittel hoben sich in ungeahnter Weise, das Dampfroß ersetzte den schwerfälligen Ochsenwagen auf den Hauptlinien, welche das Dorado mit der Küste in Verbindung setzten, und ein Strom beutegieriger Abenteuerer aus aller Herren Ländern ergoß sich plötzlich über das menschenleere, vorher so verächtlich angesehene Land.

Es möge gestattet sein, an dieser Stelle eine kleine Abschweifung vom Thema einzuflechten, deren aktueller Charakter auf der Hand liegt, da es sich dabei um brennende Tagesfragen unserer eigenen Kolonien handelt, nämlich die Bedeutung kolonialer Eisenbahnen.

Lange bevor man in Südafrika an Goldfelder und Diamantenminen dachte, hatte die englische Regierung daselbst ausgedehnte Eisenbahnstrecken erbaut, besonders in den westlichen Provinzen nach Wellington. Wer hat je gehört, daß in den gesetzgebenden Körperschaften über die Rentabilität dieser Bahnen verhandelt worden wäre? Die englische Regierung hat sie gebaut, weil sie dieselben zur Entwickelung der Hilfsquellen des Landes für notwendig hielt und kein Hahn hat danach gekräht, ob sich die Bahnen rentierten oder nicht.

Die Bedeutung der Karroobahn nach Kimberley und weiterhin nach Johannesburg und Prätoria ist einleuchtend genug, aber daß England sein altes Prinzip, die Länder um jeden Preis durch anzulegende Bahnen aufzuschließen, nicht hat fallen gelassen, ergiebt sich deutlich genug im Hinblick auf die Bahnanlage durch Rhodesia, ein so armes Land, daß unser Ostafrika dagegen als ein gottbegnadetes Gebiet erscheint. Von dieser Bahn als solcher irgendwelche Rentabilität zu erwarten, das ist gewiß auch dem verrücktesten Engländer noch nicht eingefallen, und doch wurde dieselbe anstandslos, ohne jede Weiterung gebaut und wird unter den enormsten Kosten ebenso unentwegt weitergeführt werden.

Digitized by Google

Man vergleiche mit diesem Vorgehen die unnötigen Aufregungen und die erbitterten parlamentarischen Kämpfe bei uns um das erbärmliche Stückchen Bahn in Ostafrika, welches die Inlandgebiete der Küste näher bringen soll, und man kann als Deutscher ein gewisses Gefühl der Beschämung über die Engherzigkeit unserer Landsleute nicht unterdrücken. In dieser Beziehung könnten wir allerdings (leider!) viel von den Engländern lernen, die in ihren Kolonien nicht ernten wollen, bevor sie gesät haben.

Können oder wollen die Gegner der kolonialen Bahnen bei uns nicht begreifen, daß ein lebhafter Verkehr sich erst entwickeln kann, nachdem die Mittel dazu geboten wurden? Die ganzen umständlichen Berechnungen der mangelnden Rentabilität könnten sie sich billiger Weise sparen; denn das Emporblühen des durch die Bahn aufgeschlossenen Hinterlandes muß die mangelnde Rente der Bahn selbst ausgleichen.

Kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück, so ist nunmehr die Frage aufzuwerfen: Wo sind denn bei dieser Neugestaltung der südafrikanischen Verhältnisse die Buren geblieben, welche wir gänzlich aus den Augen verloren haben?

Die einfache Thatsache, daß man über die Entwickelung Südafrikas vor dem Kriege eingehend berichten kann, ohne der Buren als solcher direkt Erwähnung zu thun, spricht ganze Bände. Es ist aus diesem Grunde wohl zu begreifen, daß die nach geschminkten Zeitungsberichten und nach dem Hörensagen Urteilenden das Burenelement im Lande als eine „Quantité négligeable“ ansahen, oder dasselbe sogar als einen lästigen Hemmschuh jeden rascheren Fortschrittes betrachteten.

Mit Strömen von Blut und ungezählten Millionen hat England diesen verhängnisvollen Irrtum gebüßt, ohne daß man die Ueberzeugung gewinnt, derselbe sei definitiv abgethan. Eine frevelhafte Behauptung sollte aber wenigstens als beseitigt gelten können, obgleich sie immer wieder gelegentlich auftaucht, nämlich, daß ohne das liebevolle Eingreifen der Engländer die Buren gar nicht imstande gewesen wären, sich der Eingeborenen zu erwehren. Die Sieger vom Spionskop, Colenso und Modderrivier, sie haben mit blutigen Schriftzügen die Beweise ihrer Wehrhaftigkeit auf dem Rücken ihrer Feinde verzeichnet. Konnte das stolze England das Häuflein bewaffneter Bauern nur durch das Zusammenkratzen der Abenteuerer aus allen seinen Kolonien nach mühevoller Arbeit unterdrücken, so hätten es die undisziplinierten Horden der Eingeborenen auch jetzt ebensowenig fertig gebracht, als sie in den dreißiger Jahren die vereinzelten Züge der trekkenden Buren endgiltig zu besiegen vermochten.

Die ganze verderbliche Kette von falschen Anschauungen über die Bedeutung und den Charakter dieses Teiles der afrikanischen Bevölkerung, wie sie vielfach von Böswilligen, aber anderseits auch von nur mangelhaft Unterrichteten verbreitet und leider sehr allgemein geglaubt werden, sie konnte gar nicht in die Welt gesetzt werden, ohne den bedauerlichen Gegensatz, in welchem sich von jeher Stadt und Land in Südafrika befinden.

Die Bewohner der spärlich gesäten Inlandstädte, welche meist in das ihnen verhaßte Land nur zur Ausbeutung desselben kamen,

Digitized by Google

betrachteten die Kolonisten als ein leider notwendiges Uebel, sie brauchten dieselben, um im Lande existieren zu können und saugten sie nach Möglichkeit aus, aber weiter ging ihr Interesse an denselben auch nicht. Wozu sollten sie sich bemühen, dieselben verstehen und schätzen zu lernen? Sie begriffen nicht einmal, daß ihre ganze neumodische Herrlichkeit auf den Schultern dieser verachteten Leutchen aufgebaut war, und fühlten sich hoch erhaben über sie im Bewußtsein ihrer europäischen Bildung, die wahrhaftig nicht weit her war.

Freilich die Personen, welche ihnen gegenübertraten, waren Afrikaner und nannten sich selbst so mit großem Stolz; war doch Afrika ihre wirkliche Heimat, für die sie im Laufe mehrerer Jahrhunderte so manchen Kampf bestanden hatten, in deren Boden schon so manches Geschlecht gebettet war!

Innig verwachsen mit dem heimatlichen Boden, haben sie ganz vergessen, daß die Wiege ihrer Vorfahren zum Teil auch in Europa stand, nur die stolzen französischen Namen mancher Geschlechter wie Duplessis (de Pelissier), Wewije (de Vivier), Foesse (Fouché), Detoi (du Toît), Filije (de Villiers), sowie unsere vertrauten deutschen Namen wie Krüger, Hartmann, Müller u. s. w. erinnern noch an die europäische Heimat, wozu ein etwa gleicher Prozentsatz holländischer Namen tritt.

Nimmt man hinzu, daß besonders in den ersten Jahrhunderten der Kolonie bei der Spärlichkeit weißer Frauen nicht selten auch Eingeborene in den Familienverband aufgenommen wurden, deren Abkömmlinge vielfach unbeanstandet zwischen den Farmern von rein weißem Blut weiterlebten, so stellen sich die Buren unzweifelhaft als eine stark gemischte Rasse dar. Es bietet sich hier Gelegenheit, einer modernen Anschauung über die mangelhafte Lebensfähigkeit der Mischrassen entgegenzutreten, welche den Thatsachen ins Gesicht schlägt und alle Versuche, mehr Licht in die dunkele Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts zu bringen, in ein wüstes Chaos auflöst.

Möchten diese klugen Herren sich doch dazu äußern, ob sie die erstaunliche Ausdauer und heldenhafte Tapferkeit dieser südafrikanischen Mischrasse im Verlauf der Jahrhunderte, besonders aber im letzten Kriege, als ein Zeichen ihrer Dekrepidität ansehen? Ob der bemerkenswerte Kinderreichtum in den Familien, wo 12—17 Köpfe ein ganz gewöhnliches Vorkommen sind, als ein untrügliches Zeichen ihres baldigen Aussterbens zu betrachten ist?

Man sage nicht, es sei eben die holländische Rasse, die bei diesen Leuten triumphiere und siegreich auch aus der mannigfachen Vermischung hervorgehe; dies wäre ein verhängnisvoller Irrtum. Der ebenfalls stark mit besonders deutschem Elemente durchsetzte Dialekt des Holländischen, an dem sie festhalten, und die stets getäuschte Hoffnung, daß ihr einstiges Mutterland auch jetzt noch irgend welchen effektiven Rückhalt gewähren könne, sind fast die einzigen Bande, welche sie mit Holland verbinden. Mit Stolz nennen sie sich seit Jahrzehnten „Afrikander“ und gerade in den jüngsten Auslassungen nach dem Friedensschluß macht sich die von mir stets vertretene Ueberzeugung geltend, daß trotz aller Schicksalschläge die Entwickelung der politischen Verhältnisse einem großen Ziele zustrebt: Südafrika den Südafrikanern.

Digitized by Google

Ein Teil der Mischlinge zwischen den Kolonisten und den Eingeborenen, welche keine anerkannte Verbindung mit der Familie des Vaters hatten oder sie verloren, bildete unter Vereinigung mit den Resten sich auflösender Hottentottenstämme besondere Gemeinschaften gemischter Rasse, welche den alten Eingeborenennamen als „Griqua" weiter führten, oder direkt als „Bastaards" bezeichnet werden. Auch diese Mischrassen sind trotz ihrer schwierigen sozialen Stellung und trotz der spärlichen Hilfsmittel ihrer Wohnsitze in ihrer südafrikanischen Heimat keineswegs dem Untergang verfallen, sondern haben beispielsweise bei den Aufständen gegen die deutsche Herrschaft in Südwestafrika recht bemerkenswerte Zeichen ihrer Vitalität gegeben.

Natürlich sind diese neugebildeten afrikanischen Rassen nicht mit einem europäischen Maßstab zu messen, und der importierte, in den Minenstädten des Inlandes und den Handelsstädten der Küste zusammengepferchte Europäer steht ihnen meist verständnislos gegenüber.

Wie die ursprünglich hochgebildeten französischen Elemente unter den Kolonisten ihre Muttersprache bis zur Schreibweise des eigenen Namen herab aufgegeben haben, so streiften auch die anderen Nationen, indem sie mit dem afrikanischen Boden verwuchsen, vieles ab, was sie von Europa mitgebracht hatten. Es fand naturgemäß eine Rückkehr zu patriarchalischen Zuständen statt, wobei das Niveau der allgemeinen Bildung zunächst unvermeidlich sinken mußte, wie es die Einsamkeit des Lebens auf der Farm und die Schwierigkeit, den Kindern einen ausgiebigen Unterricht zu verschaffen, mit sich brachte. Abgeschlossen von der ganzen civilisierten Welt und auf die eigenen Hilfsquellen und die eigene Kraft angewiesen, entwickelte sich ihr Selbstvertrauen gleichzeitig mit dem Vertrauen auf eine höhere göttliche Fürsorge, in deren allmächtige Hand sie so oft ihr und ihrer Familien Schicksal zu legen gezwungen waren und getragen von solchem Vertrauen erlangten die Buren die erstaunliche Entschlossenheit und Widerstandskraft gegen die sie umgebende feindliche Natur sowie äußere Feinde. Im Bewußtsein des Jahrhunderte lang durchgeführten erfolgreichen Kampfes für ihren heimatlichen Boden haben sie denselben lieben gelernt und wollen die mühsam erkämpfte Freiheit und Unabhängigkeit nicht an fremde Eindringlinge verlieren, welche die gleichen Verdienste um das Land nicht aufzuweisen haben.

Die patriarchalischen Sitten, welche die Unterordnung unter das Familienoberhaupt lehrten, sie erleichterten ihnen auch die Unterordnung unter die Behörde und unter die göttliche Gewalt. Neben dem Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit sind daher Elternliebe, Gottesfurcht und Hingabe an das Gemeinwesen die an ihnen besonders zu schätzenden Tugenden, wozu noch eine aus der gleichen Anlage hervorgegangene weitgehende Gastfreundschaft kommt. Zum Kneipenleben war wenig Gelegenheit und so zählt auch Nüchternheit zu ihren Tugenden, ohne daß man berechtigt wäre, zu behaupten, sie hätten aus der Not eine Tugend gemacht.

Die schlechten Eigenschaften, oder, um ein geflügeltes Wort nach berühmten Mustern zu gebrauchen, die Eigenschaften, „welche auf der negativen Seite ihres Charakters" liegen, ergeben sich ebenfalls ohne Zwang aus der ihnen von der Natur aufgedrungenen Lebensweise und ihrer Umgebung. Das mäßig warme Klima ihrer

Digitized by Google

Heimat mit den meist milden Wintern setzt die körperliche Energie bei Mensch und Tier herab, wie wir es bei uns im südlichen Italien schon beobachten können, wo der neapolitanische Lazzaroni sich friedlich von der Sonne bescheinen und zu geeigneter Zeit in beschaulicher Ruhe seine paar Maccaroni in den Mund laufen läßt, überzeugt, sein Leben so auf die angenehmste und beste Weise zu erfüllen. Auf gleiche Weise findet man häufig den südafrikanischen Bur auf seiner Farm in behaglichem Nichtsthun, er sieht den „Schepsels", seinen farbigen Dienstboten, zu, wie sie sich mit dem Vieh abplagen, und mit der sinkenden Sonne sinkt auch er in die Federn, überzeugt, ein volles Tagewerk hinter sich zu haben. Dieses von der Eintönigkeit des Lebens erzeugte Phlegma grenzt stark an Faulheit, und man sollte kaum glauben, welche Zähigkeit und Ausdauer diese meist langen Figuren trotz ihrer schlaffen Haltung im Ernstfalle bei Jagd und Krieg zu leisten vermögen. Es darf auch nicht Wunder nehmen, daß die guten Leutchen ohne jede Anregung von außen, welche den Pulsschlag des Lebens gelegentlich beschleunigt, ohne ferner liegende Interessen und einigermaßen wechselvolle Erfahrungen, meist nur einen engen geistigen Horizont und eine mitunter wahrhaft rührende Einfalt besitzen.

Weniger angenehm berührt es, daß Phlegma und Indolenz, häufig genug unterstützt durch den Zwang der Verhältnisse, bei vielen unter ihnen eine bedenkliche Wasserscheu erzeugt haben. Ueber Nacht entkleiden sich die Familienmitglieder meist auch nur zur Hälfte, am Morgen geht eine Schüssel mit Wasser von Hand zu Hand, in welche das Familienoberhaupt zuerst die Hände und das Gesicht steckt, um sie alsdann weiter gehen zu lassen zum nächsten Familienmitglied, und die Morgentoilette ist beendigt.

Häufig genug ist den Buren ein Hang zur Grausamkeit nachgesagt worden, offenbar mit Unrecht, was nach den Erfahrungen des soeben beendeten Krieges kaum noch nötig erscheint, weiter auszuführen. Vereinzelte Fälle grausamer Behandlung von Eingeborenen, welche meist durch eigene Schuld den phlegmatischen Bur in eine ungewohnte, aber um so schrecklichere Aufregung versetzten und seine Rache herausforderten, sind ungebührlich aufgebauscht worden.

Seitdem wir gezwungen wurden, zur Erklärung fast unglaublicher Roheiten unserer eigenen Landsleute in Afrika eine besondere Krankheit, „den Tropenkoller", anzunehmen, dürfen wir gewiß nicht mehr einen Stein auf den angeblich grausamen Bur werfen.

Die Indolenz und Lässigkeit sind auch der Grund, daß es außerordentlich schwer hält, ihnen eine straffe Disziplin und pünktlichen Gehorsam beizubringen, wie er bei moderner Kriegführung besonders geschulten Truppen gegenüber unerläßlich scheint, um den Erfolg zu sichern: In dieser verhängnisvollen Untugend der Burenkämpfer ist unstreitig die wesentlichste, ja man kann sagen, die alleinige Ursache ihres Missgeschickes im letzten Kriege zu sehen. Die Geschichte desselben ist voll von schlagenden Beispielen für vorstehende Behauptung, auf welche an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden soll.

Was haben denn nun diese Buren, wenn sie doch im Durchschnitt auf einer verhältnismäßig niedrigen geistigen Stufe stehen

Digitized by Google

blieben, eigentlich für Verdienste um das Land? Was haben sie für dasselbe gethan? Diese oft genug aufgeworfene und von den Gegnern meist im ungünstigen Sinne beantwortete Frage läßt sich vom unparteiischen Standpunkte aus kurz dahin beantworten: Die Buren haben das Land gehalten und haben sich dem Lande erhalten! Das erscheint freilich dem unkundigen Europäer sehr wenig, der Kenner des Landes weiß, daß darin eine große Leistung liegt, die nur ermöglicht wurde durch die völlige Hingabe der Kolonisten an ihren heimatlichen Boden.

Die Leistung der Burenbevölkerung für die Entwickelung der südafrikanischen Kolonien kann man vergleichen mit der Errichtung eines festen, aber unscheinbaren Fundamentes für ein Gebäude, welches bestimmt ist, eine prunkende Façade zu tragen; ohne das unscheinbare, fast ganz im Boden versteckte Fundament kommt der glänzende Aufbau überhaupt nicht zum Stehen. Die ganze prahlerische Minenindustrie mit ihren sich überstürzenden Errungenschaften ist ein in bunte Farben gekleideter, innen hohler Fesselballon, welcher nur mit dünnen Seilen an den Boden befestigt ist, auf dem das Gas gewonnen wird, welches ihn aufbläht. Südafrika ist kein Kalifornien, noch auch Australien, wo beim Versiegen der Schätze des Bodens, wie es in absehbarer Zeit in Südafrika sicher der Fall sein wird, anderweitige natürliche Hilfsquellen des Landes einen trotzdem steigenden Wohlstand gewährleisten könnten.

Das Land zu halten und zur Heimat zu machen, ist ja leicht genug gesagt, aber schwer gethan. Trotz der goldenen Berge, welche die englische Regierung verspricht, scheint Tommy Atkins wenig Neigung zu verspüren, die Buren in ihrer kolonisierenden Thätigkeit abzulösen, und selbst der wilde Bushranger Australiens will, wie wir sehen, trotz alles Zuredens nicht recht darangehen, als Kolonist in Südafrika zu bleiben. Tommy braucht seinen geliebten Brandy; wie sollte er sich wohl fühlen auf einsamer Farm, wo ihm auch diese Quelle nur so äußerst spärlich fließt. Aber nehmen wir auch an, daß ein Teil der neueingesetzten Kolonisten prosperiert, was nicht mehr wie wahrscheinlich ist, so ist hundert gegen eins zu wetten, nach Verlauf weniger Jahrzehnte stehen auch diese der englischen Regierung als „Afrikaner" in mehr oder weniger scharfer Opposition entgegen.

Die Vernichtung der Freistaaten, die Besiegung und das frevelhafte Abschlachten der Buren, es ist ein Schlag ins Wasser im Hinblick auf die von England erstrebte Gewaltherrschaft über ganz Südafrika. Die direkt oder indirekt mit dem Handel verknüpften Bewohner der Städte, auch des Binnenlandes frohlocken und hoffen auf das Anbrechen des goldenen Zeitalters für sie; diese freilich darf man nicht fragen, wenn man sich über die Bedeutung des Burenelementes für die Kolonisation von Südafrika unterrichten will, und gerade sie sind es, deren Stimmen sich aus naheliegenden Gründen in Europa vornehmlich geltend machen. Keineswegs ist man berechtigt, anzunehmen, daß sie alle absichtlich die Thatsachen entstellten; sie sehen die Verhältnisse nur durch die Parteibrille an und ihr Gesichtskreis ist in der Beurteilung der allgemeinen Sachlage ebensowohl beschränkt als derjenige der Buren.

Digitized by Google

Aber vielleicht haben sie recht, wenn sie behaupten, das ganze Bauernvolk sei überflüssig und bilde nur einen bedauerlichen „Hemmschuh“ für jeden Fortschritt in der Civilisation. Gewiß, man kann ein Haus auch ohne Fundament bauen, man nagelt die Balken zusammen, stülpt das Dach darüber und setzt das Haus auf den nackten Erdboden zur Freude der Menschheit, bis der nächste Sturm es spurlos vom Boden verweht. Aehnliche Zustände würden auch in dem Aufbau der südafrikanischen Kolonien geschaffen, wenn es wirklich gelänge, das Burenelement mit Stumpf und Stil auszurotten.

Bevor die Lokomotive das Land durchbrauste, war die einsame Farm am Wege mit dem zugehörigen Wasserreservoir, dem „Damm“, der kleine Gemüsegarten mit seinen spärlichen Pfirsichbäumen eine herzerfrischende Unterbrechung der heulenden Wildnis für den erschöpften Wanderer. Man fühlte sich unter Menschen und wußte es zu schätzen, auch wenn es freilich nur ein Bur war, den man in dem schmucklosen Hause antraf, zumal in den weit gedehnten Flächen behaglich weidende Viehherden dem Fremden die Zuversicht gewährten, daß sicherlich keine Gefahr zum Verhungern sei. Auch die protzigen Minenstädte, deren Bewohner über den Kolonisten die Achsel zucken, sie verdanken ihr rasches Emporblühen nicht zum kleinsten Teil den friedlich herbeiströmenden Hilfsquellen des umliegenden Landes. Allerdings hat die neue Aera der Eisenbahnen die Inlandstädte in höherem Maße von der Umgebung unabhängig gemacht, als es vordem der Fall war, als der kostspielige Ochsenwagentransport die im Lande nicht erhältlichen Provisionen heranschleppen mußte. Aber die Eisenbahn ist doch nur eins der dünnen Bänder, an denen der Fesselballon befestigt ist; denn eine rapide heranwachsende Stadt mit ihrer zahlreichen Arbeiterbevölkerung kann unmöglich auf die Dauer bloß von eingeführten Provisionen leben, wenn dieselben auch stets einen bedeutenden Faktor für die Verpflegung der Bevölkerung einer solchen Stadt darstellen werden. Daß aber ein so künstlich erhaltener Organismus auf den Namen einer selbständigen Kolonie Anspruch erheben und irgendwelche bedeutendere Kraftleistung nach außen hin aufweisen könnte, ist ausgeschlossen.

Die englische Regierung giebt sich in diesem Punkte ersichtlich auch keiner Täuschung hin; nachdem die Wogen des Krieges sich anfangen zu glätten und die Erbitterung des Kampfes, wo es sich nur noch um völlige Vernichtung des Gegners zu handeln schien, einer ruhigeren Betrachtungsweise Platz macht, zeigt sich in den letzten Verhandlungen als leitender Gedanke unverkennbar die Absicht, das Burenelement zu versöhnen; und nachdem die weitgehenden Pläne der Ausbeutung ganz Afrikas von seiten Englands durch dasselbe nicht mehr gefährdet erscheinen, es für die gedachten Zwecke nach Möglichkeit auszunutzen.

Jetzt scheint man sich auf einmal wieder der mancherlei guten Eigenschaften dieser Bevölkerung zu erinnern; als praktischer Mann trägt der Engländer keine Bedenken, die Leutchen, deren Tüchtigkeit im Felde er schmerzlich genug empfunden, sogar in die neue Polizeitruppe einzureihen; freilich die besten Elemente sind es nicht, die dafür zunächst zur Verfügung stehen, nämlich die „National scouts“ oder „Nationale Verkenners“, wie sie der Bur mit berechtigter Verachtung

Digitized by Google

nennt, da sie in schwerster Zeit an den eigenen Landsleuten zu Verrätern geworden sind.

Schon jetzt ist ersichtlich, daß die Einreihung des Burenelementes unter die britischen Unterthanen sich kaum so glatt vollziehen dürfte, als man in England offenbar gehofft hat. Die Bemühungen, durch allerhand drakonische Bestimmungen die Ueberlebenden einer tapferen Nation, welche um die verlorene Selbständigkeit trauert, wider alles Völkerrecht zum Treueid gegen den englischen König zu zwingen, ist kaum danach angethan, die begreifliche Erbitterung in ihnen zu besänftigen.

Es ist eine neue Saat von Drachenzähnen, welche augenblicklich ausgestreut wird. Früher oder später, es kommt die Zeit, wo sie unheilvoll aufgehen wird!

Wiederum drängt sich hier die Frage auf: Mußte es denn sein? War es wirklich nicht zu vermeiden, das Land nach unsäglichen Opfern an Menschen und Mitteln vor eine derartig unsichere Zukunft zu stellen? Mußte dieser unselige Krieg durchaus in Scene gehen?

Es fehlt nicht an angeblich sachkundigen Leuten, die ihres langjährigen Aufenthaltes im Lande wegen wohl orientiert sein sollten; aber auch hier muß wieder betont werden, daß der Städte bewohnende Südafrikaner dem Bur niemals gerecht werden wird. Wenn diese den Krieg für unvermeidlich erklären, so zeigen sie nur, daß sie bewußt oder unbewußt im englischen Fahrwasser schwimmen.

Wären sie durch ihren langen Aufenthalt wirklich Afrikaner geworden, so hätten sie den oben angeführten, für Südafrika geltenden Grundsatz als wahr erkennen müssen: „Time is no money." Das Land machte unzweifelhaft Fortschritte, wenn dieselben auch dem Minenvolk und ihren Anhängern nicht schnell genug waren. Langsam aber sicher eroberte sich die Civilisation auch unter den ungeleckten Buren ihren Platz und unzweifelhaft nahm die Zahl der „vatzoenlijke Buren", d. h. solcher, die auf eine gewisse Bildung Anspruch erheben konnten, zu und stellte eine wohlthätige Annäherung der Bewohner des flachen Landes an die Städte in nicht zu ferne Aussicht.

Durch die ganzen unheilvollen Verwickelungen der letzten Jahre zieht sich wie ein roter Faden eine verhängnisvolle Scheu des Burenelementes vor den Engländern, die nur aus dem instinktiven Gefühl von der Ueberlegenheit der letzteren zu erklären ist. So äußerte sich mancher der vatzoenlijke Buren schon vor dem Kriege, so sehen wir die in frevelhafter Weise durch Jamesons Flibustierzug Angegriffenen vor der strengen Ahndung des Verbrechens zurückweichen; Jouberts fast an Verräterei grenzende Schonung der Engländer nach den glänzenden Siegen im oberen Natal, die viel rücksichtsvollere Behandlung der Gefangenen als auf gegnerischer Seite und die bedingungslose Freilassung derselben ohne Gegenleistung, selbst so wichtiger Geiseln wie Lord Methuen durch Delarey: Alles erklärt sich nur aus dem einen Gesichtspunkt, daß die Buren trotz ihres durchschnittlichen Hasses gegen die englische Bevölkerung doch im stillen der politischen Ueberlegenheit Englands in hohem Maße Rechnung trugen. Eine geschickte und duldsame Benutzung dieser wichtigen Grundlage der Verständigung hätte besser als durch den blutigen Krieg dahin geführt, England in Südafrika die gewünschte Vorherrschaft im Laufe der Jahre zu sichern;

Digitized by Google

freilich hätten sich die habgierigen Spekulanten in England in der Ausbeutung der Schätze des Landes eine größere Reserve auferlegen müssen.

Was ist denn nun gewonnen? An die Stelle des aktiven Widerstandes ist der passive getreten, eine durch die erlittenen Unbilden in hohem Maße erbitterte Kolonistenbevölkerung beobachtet argwöhnisch und mit feindlichen Gedanken im Herzen die Ausführung der Friedensbedingungen, während auf der anderen Seite die Engländer großenteils gar nicht geneigt sind, dieselben in loyaler Weise auszuführen, weil sie vom streng imperialistischen Standpunkt aus es nicht glauben thun zu können.

Die neuesten Auslassungen maßgebender Führer der Kolonisten, z. B. des heldenhaften Louis Botha, sie deuten unverhohlen auf den keimenden inneren Krieg der südafrikanischen Kolonien hin und bezeichnen als das wahrscheinliche Ziel der Bewegung in nicht zu ferner Zukunft, wie ich selbst dies bereits im Jahre 1885*) ausdrücklich behauptet habe, die Bildung der „Vereinigten Staaten von Südafrika". Ob England dabei die politische Macht und die Möglichkeit fortgesetzter Ausbeutung des Landes behalten wird, wie sie die Jingoes in der Heimat erhoffen, das wird wesentlich von der Klugheit seiner dem Lande gegenüber befolgten Politik abhängen, von welcher außer England selbst wohl niemand in der großen Welt eine besonders hohe Meinung hat.

Es bleibt noch übrig, die Frage zu erörtern: Wie sich unsere südafrikanischen Kolonien unter den veränderten Verhältnissen dem Burenelement gegenüber verhalten sollen? Darüber ist ja in letzter Zeit vielfach debattiert, häufig genug auch leeres Stroh gedroschen worden.

Ist, wie oben ausgeführt, diese Bevölkerungsklasse für die Kolonisation des Landes von großem Wert, so sollte man es ja eigentlich freudig begrüßen, wenn sich ein Teil derselben den noch so menschenleeren Einöden Westafrikas zuwendete. Diese Frage ist aber nicht so ohne weiteres zu bejahen, wobei die örtlichen Verhältnisse eingehendere Berücksichtigung erheischen, während die vielfach geäußerten persönlichen Bedenken gar keine Rolle spielen können. Es ist die Besorgnis ausgesprochen worden, die Buren würden sich ihrer Freiheitsliebe wegen in unser System der Wehrpflicht nicht fügen. Ob die weisen Herren, welche solche Befürchtung hegen, denn glauben, das rücksichtslose, häufig brutale Mobilisierungssystem der Freistaaten, welches weder Personen noch Eigentum respektierte und nur durch die „dira necessitas" entschuldbar wird, sei leichter zu ertragen gewesen, als unser Rekrutierungssystem?

Andere befürchten mit mehr Grund, daß die Buren unseren eigenen Landsleuten, welche die Optimisten bereits in Scharen nach Südafrika auswandern sehen, den Platz wegnehmen. In gewissem Sinne ist dies in der That der dunkle Punkt in der ganzen Frage der Kolonisation durch Buren. Die ganze Geschichte derselben, die tägliche Erfahrung über die Einrichtung und Abgrenzung der Farmen lehrt

*) Südafrika bis zum Zambesi. „Das Wissen der Gegenwart", XXXIV, 1885, Einteilung. Leipzig, Verlag von Freytag & Temsky.

Digitized by Google

unzweifelhaft, daß sie für ihre Weise zu leben sehr viel Platz benötigen. Langt die Weide und das Wasser nicht für die vermehrten Viehherden, hat die Familie sich stark vergrößert und sind die Söhne erwachsen, so wird „getrekkt“ und es werden neue Wohnsitze gesucht.

Daß ein solches Vorgehen seine Grenzen haben muß, leuchtet von selbst ein; es kann aber nur eingeschränkt werden durch vervollkommnetere Wasserwirtschaft und rationellere Ausnutzung des Bodens unter steigender Civilisation. Dazu war eben in den Freistaaten vor dem Kriege bereits ein vielversprechender Anfang gemacht, zumal die reichen Schätze des Landes ihnen eine unerwartete Kapitalskräftigkeit verliehen.

Soweit werden wir leider in unserem noch viel wasserärmeren Südwestafrika noch lange nicht sein; die bisher gefundenen Schätze sind auch nur dürftig, und somit ergiebt sich ohne weiteres, daß es unmöglich ist, emigrierende Buren entsprechend unterzubringen, wenn sie in hellen Haufen kommen.

Anderseits wäre es sicher ein Fehler, sich gegen solche Einwanderung durchaus ablehnend zu verhalten. Solange dieselben in beschränkter Zahl und nicht zu mittellos erscheinen, dürften unsere kolonialen Behörden wohl imstande sein, ihnen als weiter vorgeschobenen Posten genügendes Terrain zuzuweisen. Die Buren werden alsdann auch in unserem Gebiet, wie in den frühesten Zeiten der kolonialen Entwickelung, als Pioniere intensiveren Anbaues und als Lehrmeister unserer eigenen in afrikanischen Verhältnissen noch gänzlich unwissenden Landsleute ein brauchbares Element der Bevölkerung abgeben.

Zur Naturgeschichte des Herrscher-Talentes und Genies.

Dr. Albert Reibmayr.

Schon vor mehreren Tausenden von Jahren hat der Chinese Meng-tse das Prinzip, worauf in einem Kulturstaat eine Herrschaft begründet ist, kurz und bündig ausgedrückt, indem er sagt: „Die einen arbeiten mit dem Kopfe, die andern mit den Armen. Die mit dem Kopfe arbeiten, regieren die Menschen; die mit den Armen arbeiten, werden von jenen regiert; die von andern regiert werden, ernähren diese; die, welche die Menschen regieren, werden von diesen ernährt. Das ist das allgemeine Weltgesetz.“

Damit ist gesagt, daß zur Herrschaft über andere nicht hervorragend körperliche Charaktere die Berechtigung verleihen, sondern daß der wichtigste unterscheidende Charakter zwischen Regierenden und Regierten im Intellekt liegt. Wir sehen dieses Prinzip in historischen Zeiten nicht nur in allen Kulturstaaten in Geltung, sondern wir müssen auch annehmen, daß von jeher der Intellekt als das wichtigste Mittel zur Erringung einer herrschenden Stellung für den einzelnen sowohl als für eine Kaste oder ein Volk gegolten hat. Denn schon seine

Digitized by Google

Herrscherstellung im Tierreich hat der Mensch nicht so sehr seinen körperlichen Charakteren zu verdanken, als der Ueberlegenheit seines Intellektes, und es ist nicht anzunehmen, daß er später, als infolge der stärkeren Besiedelung der Erde der Kampf zwischen den Menschen um die Herrschaft über den Boden und seine Güter schärfer wurde, diese Waffe nicht auch in diesem viel schärferen Kampfe der ausschlaggebende Faktor gewesen sei. Damit ist nicht gesagt, daß hervorragende körperliche Charaktere als Größe, Stärke u. s. w. auch in diesem Kampfe von jeher nicht zu unterschätzende Waffen gewesen seien; es ist nur wichtig festzustellen, wenn wir von einem Rechte der Stärkeren sprechen oder von einem Faustrecht, daß bei diesem Rechte nicht die rohe Muskelkraft die erste und einzige Rolle gespielt hat, sondern daß dasselbe nur dann seine herrschende Stelle erringen konnte, wenn dieser kräftige Arm auch von einem kräftigen Geist in Bewegung gesetzt wurde.

Der Mensch war von je ein Herdentier und es hatte auch die menschliche Horde ebenso wie die tierische stets ein entweder selbst gewähltes oder durch die Gewalt aufgezwungenes Oberhaupt. Das natürlichste Oberhaupt war in der kleinen Sippe der pater familias und darauf beruhte die älteste auf Blutsverwandtschaft gegründete Herrschaft: die patriarchalische. Als dann der verfügbare und gut zu verwertende Boden seltener wurde, war es, um im Kampfe ums Dasein bestehen zu können, notwendig, daß sich diese verwandten Sippen zu einem Volksstamme vereinigten, und sich für Krieg und Wanderungen einen gemeinschaftlichen Führer — Fürsten, König — wählten. Die Erfahrung an sich selbst und die Beobachtung, welche sie in der Natur an der Züchtung ihrer Haustiere machen konnten, werden den Menschen frühzeitig die Ueberzeugung beigebracht haben, daß zur Züchtung solcher hervorragender körperlicher und geistiger Charaktere, wie sie für die gute Führung eines Volkes stets notwendig waren, eine engere Inzucht im Kreise weniger Familien das einzige natürliche Mittel ist. Denn nur auf diese Weise können vorteilhafte Variationen oder durch Uebung erworbene höhere Varietäten bestimmter erwünschter Charaktere weiter gezüchtet und mit Sicherheit auf die Nachkommen vererbt werden. Da es in der Kindheit der menschlichen Kultur noch keine erblichen Krankheiten gab, so gab es auch keine Scheu vor der Blutnähe, und darum treffen wir gerade bei den ältesten Kulturvölkern noch in den Herrscherhäusern auf die allerengste Inzucht, auf Bruder- und Schwester-Ehe oder Ehe zwischen Onkel und Nichte und Geschwisterkindern als etwas ganz Selbstverständliches. So war diese engste Inzucht bei den chinesischen, indischen und ägyptischen Dynastien die Regel, und es mußten sich sogar bekanntlich die griechischen Ptolomäer als Herrscher dieser Landessitte anpassen. Dasselbe war bei der peruanischen Herrscherfamilie — den Inkas — der Fall und nur wenn keine Schwester vorhanden war, wurde die Braut aus der allernächsten Blutsverwandtschaft gewählt. Auf diese Weise konnte freilich das vorhandene Herrschertalent und die im Volke beliebten körperlichen und geistigen Charaktere, so lange die Herrscherfamilie gesund blieb, im Verlaufe der Generationen durch Uebung gesteigert, erhalten und auf die Descendenz mit der Sicherheit eines Naturgesetzes vererbt werden. Dies können wir auch an den erhaltenen

Digitized by Google

Statuen der Dynastien des alten Reiches und den Denkmünzen der Ptolomäer in auffallender Weise bestätigt finden: es gleichen sich diese Generationsreihen, aus so enger Inzucht hervorgegangen, in der körperlichen Bildung und in den Gesichtszügen fast wie ein Ei dem andern. Erst als im neuen Reiche nach Vertreibung der Hyksos von dieser Landessitte abgegangen wurde, und ausländisches semitisches Blut auf dem Wege der weiblichen Linien in die ägyptische Königsfamilie eindrang, änderte sich auch der körperliche und geistige Charakter der Könige, wie das die erhaltenen Statuen und die Geschichte beweist. Auch in Peru ging der vorletzte Herrscher von dieser Landessitte ab, und die Folgen, die sich daraus in Bezug auf die Verschiedenheit des Charakters bei seinen Söhnen ergaben, trugen bekanntermaßen erheblich dazu bei, daß den Spaniern die Eroberung des Landes so leicht wurde.

Da die Sitten in den Herrscherhäusern stets und überall für die sie umgebende Aristokratie und das Volk maßgebend waren, so finden wir ähnliche, wenn auch nicht so extreme Verwandtschafts-Ehen bei allen diesen alten Völkern als regelmäßige Sitte.

Die Folge war dort, wo diese Inzucht Sitte war, im Verlaufe der Generationen im Herrscherhause und im Volke die gleiche: ein ganz außerordentlich konservativer Sinn und mit der Zeit eine völlige Erstarrung und Stillstand aller Kultur. Diese Staaten gleichen, aus der historischen Vogelperspektive angesehen, den streng geregelten Tierstaaten der Bienen und Ameisen, wo wir ja auch die engste Inzucht, also Bruder- und Schwester-Ehe, als Regel vorfinden. Dem Vorteil der sicheren Vererbung des Herrschertalentes in diesen engsten Inzuchtfamilien standen aber große Nachteile gegenüber. Die Nachteile einer so engen Inzucht, wenn sie durch viele Generationen ununterbrochen fortgesetzt wird, sind jedem Tierzüchter bekannt. Es sind dies ein Nachlaß der geschlechtlichen Reproduktionskraft, woraus die Möglichkeit des Aussterbens einer solchen Familie gegeben ist und die Gefahr, daß dieselben erblichen Krankheiten und der körperlichen und geistigen Degeneration leichter verfallen. Diese letztere Gefahr war natürlich bei fortschreitender Kultur und zunehmendem Reichtum und Luxus für alle Herrscherfamilien groß; sie mußte aber hier, wo niemals ein regenerierender Bluteinschlag möglich war, geradezu tödlich werden. Das war auch der Fall und wird durch die rasche Folge des Wechsels der Dynastien bei diesen Völkern und das im Vergleich zu europäischen Herrscherfamilien so rasche Degenerieren und Aussterben derselben in männlicher Linie bewiesen.

Haben wir in diesen Herrscherfamilien das Inzuchtprinzip im Extrem vertreten, so können wir in vielen orientalischen Herrscherhäusern, wo Polygamie herrschte, das andere entgegengesetzte Extrem beobachten. Es war zwar überall eine bevorzugte Königin vorhanden; auch waren die Kinder derselben in erster Linie zur Herrschaft berufen. Doch war natürlich, wie das stets bei der Polygamie der Fall ist, dem Blutchaos Thür und Thor geöffnet, und die Folgen traten auch überall in gleicher Weise früher oder später auf. Hier war gewöhnlich nur der Gründer der Dynastie ein hervorragendes Feldherrn-Talent oder Genie, und wir sehen diese Dynastien in wenigen Generationen durch

Digitized by Google

Charakterlosigkeit und die dadurch hervorgerufenen Palastrevolutionen zu Grunde gehen.

Ein eigentliches Herrschertalent im europäischen Sinne konnte bei einer solchen fortwährenden Blutmischung der verschiedensten Charaktere und bei einer Erziehung und einem Milieu, wie sie an solchen polygamischen, despotischen Höfen von jeher Regel war, fast niemals gezüchtet und vererbt werden. Die Herrscher, die aus solchen Höfen stammend in der Geschichte einen Namen haben, waren Eroberer, gute Führer im Kriege, manche zeichneten sich durch besondere Klugheit aus — aber gute Herrscher in unserem Sinne sind an polygamischen Höfen eine Seltenheit. Es fehlte ihnen in der Regel das, was wir einen Charakter nennen. Hohe Intelligenz oder Klugheit an und für sich ist allein niemals imstande, einem regierten Volke zu imponieren, diese Eigenschaften müssen mit einem festen Charakter gepaart sein, dann erst wird Intelligenz und Klugheit eine hohe Macht.

Orientalische Despoten sind darum wohl gefürchtet, aber sie werden in der Regel nicht respektiert, noch seltener geliebt, denn, wie gesagt, nur der „Charakter" ist eigentlich imstande, sich Respekt zu verschaffen. Darum ist auch die Züchtung desselben eine der wichtigsten Aufgaben eines Herrscherhauses. Charakter im wahren Sinne kann aber nur in monogamischer Ehe und unter dem Einfluß der engeren Inzucht durch mehrere Generationen gezüchtet werden.

Wir haben also die beiden Extreme der Blutmischung in den Herrscherhäusern kennen gelernt, die exklusive engste Inzucht als Bruder- und Schwester-Ehe oder nächste Verwandten-Ehe und die fortwährende Vermischung mit dem Blute der verschiedensten Charaktere, wie sie in den Harems der orientalischen Despoten Sitte war und heute noch ist.

Beide Extreme sind der dauernden Züchtung eines guten Herrschertalentes ungünstig. Die engste Inzucht hat anfangs eine Reihe guter Herrscher zur Folge, es tritt aber bald Erstarrung der an und für sich konservativen Gesinnung ein, welche dem Staatswesen im Kampfe ums Dasein gefährlich werden muß und jeden Fortschritt hemmt. Dazu kommt die Gefahr des raschen Aussterbens. Die polygamische Vermischung in den Harems der orientalischen Despoten ist für die Züchtung eines guten Herrschertalentes noch ungünstiger, weil dadurch die Charakterlosigkeit gezüchtet wird, welche dem Volke und jeder Dynastie früher oder später gefährlich werden muß.

Diese Extreme der Blutmischungen sind von jeher bis auf heute in den Herrscherhäusern außerhalb Europas Sitte gewesen. Nur Europa und seine Herrscherhäuser haben es verstanden, sich von beiden Extremen der Blutmischung möglichst ferne zu halten, und nur in Europa finden wir daher das, was wir die Züchtung eines guten Herrscher-Talentes zu nennen das Recht haben.

In jedem Kunstzweig bilden die Dilettanten und Handwerker die Majorität, und sind die guten Talente und Genies, also die wahren Künstler, in der Minorität. So ist es auch in der schwersten aller Künste, in der Kunst, die Menschen zu beherrschen. Es hat zu jeder Zeit und auf allen Thronen zahlreiche Dilettanten in dieser Kunst gegeben, denen die Ausübung dieser Kunst mehr ein Sport als eine Pflicht war. Aber jeder, der sich nicht nur mit der Geschichte der

Digitized by Google

Großen und Größten, sondern auch mit den viel zahlreicheren Diis minorum gentium, beschäftigt hat, wird zugeben müssen, daß die guten Herrscher-Talente, speziell in Europa, eine sehr starke Minorität bilden, und daß die europäischen Völker auf die Reihe der Künstler auf dem Throne mit demselben berechtigten Stolze hinblicken können, wie auf die stattliche Reihe der Vertreter der übrigen Künste.

Daß in den europäischen Fürstenhäusern dieses schöne Resultat erzielt wurde, haben sie, wie bereits erwähnt, in erster Linie der goldenen Mittelstraße zu verdanken, welche sie wenigstens in früheren Jahrhunderten in Bezug auf die Blutmischung eingehalten haben. Auch in den europäischen Herrscherhäusern war natürlich von jeher vorwiegende Inzucht innerhalb dieser Familien Sitte. Doch war durch die Zersplitterung der Reiche, welche die Völkerwanderung hervorbrachte und infolge des zähen Sippengefühles, mit welchem besonders die deutschen Stämme an ihren angestammten Fürsten hingen, die Zahl der ebenbürtigen Familien durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit eine verhältnismäßig große, und war durch die langsame und mehrfache Abstufung innerhalb dieser Herrscherkaste für einen ziemlichen Wechsel des Blutes gesorgt. Dazu kam, daß in den Fürstenhäusern alles, was in Europa als regierende Häuser, auch der verschiedensten und kleinsten Nationen, vorhanden war, als ebenbürtig galt, wodurch das Blut der verschiedensten nationalen Charaktere wenn auch nur in homöopathischer Dosis in allen Fürstenhäusern im Verlaufe der Generationen gemischt wurde. Diese Mischung von zwar in Bezug auf die Höhe der Züchtung meistens gleichwertigen, aber in Bezug auf die nationalen Charaktere doch oft sehr verschiedenen, Blutes hatte, wie dies immer und überall der Fall ist, in körperlicher und geistiger Hinsicht große Vorteile. Bei vorwiegender Inzucht wurde das Herrscher-Talent nicht nur in den männlichen Linien durch Uebung gezüchtet und durch Vererbung erhalten, es erlitt auch diese Zucht durch die weiblichen Linien, die in der Regel ebenfalls aus Herrscherfamilien stammten, keinen Rückschlag; durch das in den nationalen Charakteren verschiedene Blut wurde aber der durch Inzucht drohenden Erstarrung der Charaktere, wie sie bei engerer Inzucht gleicher Charaktere stets eintritt, entgegengearbeitet und dieselben geistig beweglich erhalten. Doch würde sich bei der verhältnismäßig beschränkten Zahl der Familien im Verlaufe der Generationen und bei den vielen schädlichen Einflüssen, welche in solchen Häusern durch das Milieu, den Einfluß des Reichtums und des Luxus ausgeübt werden, die gefährliche Wirkung der engeren Inzucht bald bemerkbar gemacht haben, wenn hier nicht zwei Umstände entgegengewirkt hätten, welche für die Lebensdauer der Dynastien und die körperliche und geistige Gesundheit dieser Familien von hervorragender Bedeutung waren. Es war dies in den früheren Jahrhunderten der Einfluß des fürstlichen Bastardblutes und später der morganatischen Ehen. Die Bastarde aus fürstlichen Häusern haben im ganzen Mittelalter, besonders aber in den Zeiten des absoluten Herrschertums, stets eine große Rolle gespielt. In Europa war dies hauptsächlich in Italien und Frankreich der Fall. Die Bastarde wurden nicht selten adoptiert und ihre Nachkommen, besonders die weiblichen Linien, heirateten fast regelmäßig wieder in die regierenden Häuser hinein.

Digitized by Google

Wie rasch ein Blut auf dem Wege der weiblichen Linien in dieser fürstlichen kleinen Inzuchtkaste durch sämtliche Familien derselben sich verbreitet, davon hat der Historiker Richter ein sehr interessantes Beispiel mitgeteilt. Fast alle Regentenhäuser in ihrem heutigen Bestande stammen von einem einzigen Schwesterpaar ab, von denen die eine die Stammutter fast sämtlicher katholischen, die andere fast sämtlicher protestantischen Fürsten und Fürstinnen ist. Die Eltern dieses Schwesterpaares sind Ludwig Rudolf, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel und Louise Christine, Fürstin von Oettingen. Der ganze Abstammungsprozeß vollzog sich in nicht ganz 200 Jahren, also in fünf bis sechs Generationen. Aus diesem Beispiel ist zu sehen, wie rasch in einer solchen Inzuchtkaste auch ein fremdrassiges oder ein Blut aus niederen Ständen, einmal eingedrungen, auf dem Wege der weiblichen Linien sich durch sämtliche Familien zu verbreiten imstande ist.

Man kann den Weg, den dieses Blut in vier bis fünf Generationen macht, sehr anschaulich auf der Ahnentafel Karls V. und seiner Geschwister verfolgen.*)

Das Blut des Alfons von Braganza (Bastard von Portugal) und seiner Gattin Beatrix Pareira saß in seiner dritten Generation auf dem Throne von Kastilien und in seiner fünften Generation auf dem deutschen Kaiserthrone! Die Bastarde fürstlicher Häuser zeichneten sich sehr häufig, wie schon De Candolle hervorhebt, durch geniale Begabung und hervorragende Vorzüge des Körpers und Geistes aus. Es ist dies nach den natürlichen Gesetzen der Wirkung der Blutmischung erklärlich. Regelmäßig zeichneten sich die Mütter solcher Bastarde durch besondere körperliche Schönheit aus, und in der Regel stammten sie aus bürgerlichen oder adeligen Häusern, in welchen bereits eine gewisse Höhe der geistigen Bildung erstiegen wurde, so daß also der Rückschlag in den geistigen Charakteren nicht sehr bedeutend war, während der körperliche Vorteil aus solchen Vermischungen stets vorhanden ist. Das wichtigste ist aber, daß häufig durch solches Mischblut ein genialer Zug in der geistigen Beweglichkeit bei den Bastarden zum Vorschein kommt, welcher dem oft bereits erstarrenden Inzucht-Vollblut fehlt. Ein diesbezüglich sehr instruktives Beispiel bieten uns die Charaktere der zwei Halbbrüder Philipp II. von Spanien und Don Juan d'Austria — ein Bastard Kaiser Karls V. und einer Bürgerstochter aus Augsburg.

Philipp II. hatte in seinen vier letzten Ahnenreihen echtes Vollblut und erst in der fünften und sechsten Ahnenreihe kommen einige Adelige und eine bürgerliche Frau vor, also unter 126 fürstlichen Ahnen eine verschwindend kleine Menge Mischblut. Bei Don Juan d'Austria stehen in den sechs Ahnenreihen den 63 Vollblutahnen väterlicherseits ebensoviele Ahnen bürgerlichen Blutes mütterlicherseits gegenüber. Ein solches Verhältnis in der Erbschaftsmasse des Blutes erklärt uns besser als der Einfluß der Erziehung und des Milieus, der zweifellos auch seinen Teil daran hat, den so grundverschiedenen Charakter der beiden Halbbrüder, des starrkonservativen Philipp II. und des genial beweglichen liberalen Siegers von Lepanto.**)

*) Siehe Professor Lorenz, Lehrbuch der Genealogie. Seite 115.

**) Ueber Don Juan d'Austria und seinen Charakter siehe Havemann: Das Leben Don Juan d'Austria. Die Ahnentafel Philipp II. siehe bei Lorenz, l. c. Seite 451 und 452.

Digitized by Google

Ueber die Rolle, welche das fürstliche Bastardblut zur Zeit der Renaissance in Italien spielte, sagt Burckhardt folgendes: „Es war in dieser Zeit in Italien überhaupt kein fürstliches Haus, welches nicht in der Hauptlinie irgend eine unechte Descendenz gehabt und ruhig geduldet hätte. Die Aragonesen von Neapel waren die Bastardlinie des Hauses, denn Aragon selbst erbte der Bruder von Alfons I. Der große Federigo von Urbino war vielleicht überhaupt kein Montefeltro. Als Pius II. zum Kongreß von Mantua reiste (1459), ritten ihm bei der Einholung in Ferrara acht Bastarde vom Haus Este entgegen, darunter der regierende Herzog Borso selbst und zwei uneheliche Söhne seines ebenfalls unehelichen Bruders und Vorgängers Leonello. Letzterer hatte außerdem eine rechtmäßige Gemahlin gehabt und zwar eine uneheliche Tochter Alfons I. von Neapel von einer Afrikanerin. War es doch die Zeit, wo die Bastarde der Päpste sich Fürstentümer gründeten.

Als aber durch die Reformation der religiöse Geist der europäischen Bevölkerung wieder eine Vertiefung und strengere Richtung erhielt und auch der Druck der öffentlichen Meinung ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Herrscher wurde, sehen wir die fürstlichen Bastarde — ich will nicht gerade sagen — seltener werden, aber sie und ihr Blut spielen von nun an nicht mehr jene Rolle wie im Mittelalter, und wenn sie sich nicht durch hervorragende Talente, wie z. B. der Marschall Moritz von Sachsen, ausgezeichnet haben, so verschwinden sie und ihr Blut in deutschen Landen wenigstens aus der Inzucht-Atmosphäre der Fürstenhöfe und gehen in der großen Masse des Adels spurlos unter.

Infolge des Sinkens der kaiserlichen Centralgewalt im deutschen Reiche und der Macht des Adels in allen europäischen Landen nimmt nun die absolute Herrschergewalt der einzelnen Fürsten überall zu und die Folge davon ist ein Steigen des Inzuchtstolzes der Herrscherfamilien, welcher sich in viel strengeren Hausgesetzen als bisher, die für alle Mitglieder dieser Häuser bindend sein sollen, ausspricht. Später, als die Völker auch hier anfingen mitzureden, kamen noch Landesgesetze hinzu, welche auch diesbezüglich strenge Inzuchtgesetze für die Herrscherfolge aufstellten. Aber alles dieses konnte, wie wir deutlich sehen können, den Zugang des Blutes aus niederen Ständen wohl etwas hemmen, aber nicht ganz aufhalten. Der Weg, auf dem jetzt das Blut aus niederen Ständen eindrang, waren die nun häufiger werdenden morganatischen Ehen. Zum Glücke für die Völker und für die Existenz der Fürstenfamilien zeigen sich auch hier der natürliche Instinkt und seine Triebe stärker, als die vermeintliche Weisheit der Menschen. Denn würden die gegebenen Haus- und Landesgesetze unüberwindliche Inzuchtschranken aufgestellt und alle Mitglieder der fürstlichen Häuser sich stets denselben gefügt haben, so wären die Folgen eben auch dieselben gewesen, welche wir überall entstehen sehen, wo exklusive Inzucht durch mehr als sieben Generationen zur Wirkung kommt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß es für die Völker stets ein Glück ist, wenn auf dem Throne ein Herrschertalent sitzt, welches bei vorwiegend konservativer Neigung doch so viel liberales Anpassungsvermögen besitzt, daß dadurch der jedem Staatswesen nötige Fortschritt nicht gehemmt wird. Dieser politische Charakter

Digitized by Google

kommt aber nur dann zum Vorschein, wenn in einer Inzuchtkaste bei vorwiegender Inzucht doch dann und wann für die Möglichkeit des Eindringens fremden Blutes gesorgt ist. Ist dies nicht der Fall, so kommt ein extrem konservativer Geist in der Familie oder Kaste zur Herrschaft, welcher vollkommen starr und jeder Neuerung abhold ist. Unter der Herrschaft eines solchen Fürsten muß entweder das Volk leiden, wenn jeder Fortschritt und jede noch so notwendige Aenderung sich als schädlich erweisender Einrichtungen gehemmt wird und der Herrscher die Macht hat, seinen Willen durchzusetzen; oder es muß die Herrscherfamilie weichen, wenn schließlich das Volk siegreich bleibt. Noch wichtiger für die Herrscherfamilien ist aber der Umstand, daß sie bei exklusiver Inzucht viel früher in die Gefahr kommen, in männlicher Linie auszusterben.

Wir haben also gesehen, daß für die Züchtung des Herrschertalentes beide extremen Züchtungsformen — sowohl die exklusive Inzucht innerhalb einer Familie selbst oder im nächsten Verwandtenkreise, wie sie in Aegypten, China, Peru Sitte war, als auch die polygamische Form der orientalischen Despoten für das Wohl eines Staatswesens und der Herrscherfamilie gefährlich sind. Dabei müssen wir aber zugeben, daß die exklusive Inzuchtform für einige Generationen immerhin noch weit bessere Resultate hervorbringt, als die starke Blutmischung, wie sie in den Harems, trotz der Favoritkönigin, stets vorherrschend war. Dem mittleren Klima entsprechend, hat auch der gesündere natürlichere Instinkt der europäischen Völker von jeher in Bezug auf die Züchtung ihrer Herrscher-Talente den richtigen goldenen Mittelweg eingehalten. Bei vorwiegender Inzucht war, wie wir gesehen haben, doch stets dafür gesorgt, daß ihrem Fürstenblut das durch Generationen gezüchtete und in den Familien vererbbare Herrscher-Talent einerseits erhalten blieb und andererseits durch den vorsichtig eingeleiteten Blutstrom aus den unteren Ständen die Charaktere unserer Herrscher vor Erstarrung und der Körper vor frühzeitiger Degeneration verschont geblieben sind.

Daß dem so ist, beweist die Ahnentafel jedes heute lebenden europäischen Herrschers.*) Die ersten drei Ahnenreihen, also die 14 Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, wird man fast regelmäßig als echte Inzuchtahnen, also als Angehörige legitimer Fürstenhäuser befinden. Mit der vierten Ahnenreihe, also mit den 32 Ahnen, beginnt gewöhnlich das adelige Mischblut in den weiblichen Linien und steigt von nun an progressiv entsprechend der Zunahme der Ahnen, wobei es in immer tiefere Stände hinabsteigt.

Dem vorwiegenden Vollblut in den letzten sieben Ahnenreihen entspricht der vorwiegende konservative Charakter unserer Herrscher. Da aber das Mischblut regelmäßig vor der siebenten Ahnenreihe beginnt, so beobachten wir bei unseren Fürsten fast niemals jenen extrem konservativen, starren Charakter, wie er bei einem streng exklusiven Adel die Regel ist und nach den Beobachtungen auch im Tierreich regelmäßig dann eintritt, wenn die Inzucht durch mindestens sieben Generationen gedauert hat. Eine solche reine Ahnentafel hat

*) Man sehe darüber die Ahnentafel Kaiser Wilhelms II. bei Lorenz, l. c. Seite 297, die bis zur 12. Ahnenreihe verfolgt ist.

Digitized by Google

aber kein Herrscher Europas, ja es würde vielen schwer werden, vier bis fünf echte Vollblut-Ahnenreihen aufzuweisen.

Nachdem wir die Züchtungsmethode des Herrscher-Talentes untersucht haben, ist es notwendig, das Herrscher-Talent selbst etwas eingehender zu besprechen. Man hört heutzutage sehr häufig den Ausspruch eines Dilettanten in der Kunst des Herrschens wiederholen, daß es nämlich leicht sei und nicht viel dazu gehöre, die Menschen zu beherrschen.

Ja, schlecht zu herrschen, dazu gehört freilich nicht mehr „Können" als z. B. schlecht zu malen. Gut zu herrschen, war aber ganz ohne Zweifel von jeher die schwerste und wichtigste aller Künste, und das haben die Völker nicht nur stets gefühlt, sondern auch entsprechend zu würdigen verstanden. Das beweist uns die Liebe und Verehrung, welche gute Herrscher bei ihren Lebzeiten von seiten ihrer Unterthanen immer genossen haben, noch mehr aber die Wirkung, welche sie wie echte Künstler in jeder anderen Kunst auf die späteren Generationen auszuüben imstande waren. Gerade wir Deutsche können mit Stolz auf eine stattliche Reihe von solch hervorragenden Herrscher-Talenten hinweisen, deren gutes Andenken, obwohl Jahrhunderte seit ihrem Wirken verflossen sind, noch heute nicht aus der Erinnerung ihrer Unterthanen verschwunden ist. Ich habe früher erwähnt, daß es nicht Vorzüge des Körpers sind, welche ein gutes Herrscher-Talent besitzen muß, sondern Vorzüge des Geistes. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jedes Volk es gerne sieht, wenn in seinem Herrscher jene körperlichen Charaktere, welche es selbst besitzt und mit Vorliebe züchtet, in hervorragender Weise personifiziert sind oder selbige wenigstens nicht unter das Durchschnittsmaß der Höhe der soeben vorhandenen Züchtung herabgehen. Paulus Diaconus sagt, daß Drohtulf zum Herzog erhoben wurde „quia erat forma idoneus" und daß Agiluf zum König erwählt wurde sowohl wegen seiner Tapferkeit und seiner Charaktereigenschaften als auch wegen seines Aeußern. Schon der nicht seltene Beiname der „Schöne" beweist, daß die Völker die körperlich hervorragenden Charaktere bei ihren Herrschern nicht wenig schätzten. Bekanntermaßen kann eine charakteristische körperliche Schönheit nur durch Inzucht in einer Familie,*) einer Kaste gezüchtet werden und je enger der Inzuchtkreis ist, desto schneller und sicherer erfolgt die Züchtung, und desto sicherer wird dieselbe vererbt. Das beweisen uns heute noch die Statuen der ägyptischen Herrscher und die erhaltenen Münzen der Diadochen, besonders der Ptolomäer, die alle das gleich schöne griechische Profil aufweisen und deren letzter Sproß, obwohl schon geistig stark degeneriert, die Kleopatra, bekanntermaßen von berückender Schönheit war. Auch in unsern europäischen Herrscherhäusern wurde durch die vorwiegende Inzucht eine körperliche Schönheit gezüchtet, die weit das diesbezügliche Mittelmaß überschreitet und besonders in den weiblichen Linien vieler Herrscherhäuser, wie uns die erhaltenen Bilder bestätigen, geradezu klassisch genannt werden kann.**)

---

*) Siehe Dr. Reibmayr, Inzucht und Vermischung, Seite 65, und Darwin, Abstammung des Menschen, II, Seite 335.

**) Ich erinnere hier nur an die Bilder in der neuen Pinakothek in München, an die Königinnen Antoinette und Louise, besonders an die weiblichen Schönheiten der englischen Königsfamilien.

Digitized by Google

Bei der starken Vermischung, die innerhalb der europäischen Herrscherfamilien stets stattgefunden hat, könnte man nun glauben, daß sich wohl ein einheitlicher körperlicher Typus im Verlaufe der vielen Generationen herausgebildet hätte, und die von den Gründern der Dynastien herstammenden Familientypen verschwunden wären. Wenn auch eine gewisse familiäre körperliche Annäherung der europäischen Fürstenfamilien unverkennbar ist, so steht auch wieder die Erhaltung der Familientypen außer Zweifel, und es bewährt sich hierin die von Professor Lorenz*) aufgestellte Hypothese dieser merkwürdigen Erscheinung: Die quantitative Präponderanz der direkten männlichen Ascendenten. Es sind also fast in allen europäischen Herrscherfamilien neben dem gewissen, allen eigentümlichen, europäischen Herrschertypus überall Familientypen in mehr oder weniger hervorragender Weise vorhanden. Der bekannteste ist der körperliche Familientypus der Habsburger. Derselbe ist schon darum so außerordentlich fest fixiert, weil seit den zwei Linien der Häuser sehr zahlreiche Verwandtschaftsheiraten zwischen den Nachkommen dieser Häuser stattgefunden haben, daher die Ahnenverluste groß sind und die männlichen Ahnen gleichen Blutes in den Ahnenreihen sehr oft vorkommen.**) Auffallender sind natürlich die Variationen in den geistigen Charakteren unserer Herrscherhäuser. Wir werden nun dieselben als die wichtigeren etwas ausführlicher besprechen müssen.

Im Altertum und auch noch im Mittelalter waren die Ansprüche, welche ein Staatswesen an die geistigen Fähigkeiten eines Herrschers machte, schon darum sehr große, weil die Arbeitsteilung noch nicht so entwickelt war und ein solcher Herrscher Gesetzgeber, Richter, Feldherr, ja oft Priester und König in einer Person sein mußte. Später, als die Staaten größer und die Ansprüche an die Zeit und Thätigkeit der Monarchen immer bedeutender wurden, mußte auch die Arbeit immer mehr geteilt werden und es war nun eine der schwersten und wichtigsten Aufgaben der Herrscher, sich die richtigen Arbeitskräfte zu wählen. Da wurde es nun immer wichtiger, zu entscheiden, was der Herrscher selbst machen und was er fremden Händen anvertrauen konnte und wohl auch mußte.

Von jeher hat also die Herrscherkunst große Ansprüche an die Verstandesthätigkeit eines Fürsten gestellt, und ein bedeutendes Wissen war sicher stets ein wichtiges Hilfsmittel in dieser Kunst. Doch war es deshalb nie notwendig, daß ein Fürst ein Gelehrter gewesen wäre, im Gegenteil, die Gelehrten auf dem Throne haben selbst dort, wo sie noch am ehesten am Platze waren — auf dem päpstlichen Throne — eine nicht sehr rühmliche Rolle gespielt. Viel wichtiger war für jeden Fürsten eine andere geistige Fähigkeit, durch die selbst ein mittelmäßiger Verstand Bedeutendes auf dem Throne zu leisten imstande ist und ohne die selbst ein hervorragender Verstand in dieser Stellung Schiffbruch erleiden muß. Während nun das Wissen im Leben erworben und nicht ererbt werden kann, muß jene andere wichtigere Eigenschaft, die den Herrscher erst zum Künstler auf dem Throne macht, vorzugs-

*) l. c. Seite 411.

**) So hat nach Lorenz (l. c.) der Erzherzog Franz den Kaiser Josef I. 10mal, König Philipp V. von Spanien 12mal unter seinen Ahnen und die Erzherzogin Marie von Toskana hat den Philipp V. 22mal als Ahne.

Digitized by Google

weise ererbt sein. Es ist dies eine Eigenschaft, welche wir im gewöhnlichen Leben mit dem Namen „Takt“ bezeichnen. Es dürfte schwer sein, eine genaue Definierung dieser wichtigen Charaktereigenschaft zu geben. Man kann vielleicht sagen, daß die Fähigkeit im gegebenen Momente fast instinktiv das Richtige zu reden, zu thun oder zu veranlassen, dasjenige darstellt, was wir gewöhnlich mit dem Worte „Taktgefühl“ bezeichnen.*)

Es liegt in der Natur dieser Eigenschaft, daß dieselbe schon an und für sich einen höheren Grad der Kultur voraussetzt. Darum ist dieselbe auch nur in Herrscherfamilien oder führenden Kasten zu finden, die über hohe kultivierte Völker oder Kreise zu herrschen haben, und hier kann man sagen, je höher die Bildung gestiegen ist, desto höher muß auch entsprechend diese Charaktereigenschaft gezüchtet werden. Der Mangel eines bedeutenden Wissens wird daher einem Monarchen eines hochgebildeten Volkes viel weniger schaden, als ein Mangel an politischem Taktgefühl. Der politische Takt ist der edelste Stein in der geistigen Krone eines Herrschers.

Daß gerade das politische Taktgefühl wie alles, was mehr mit der Gefühlsseite als mit der Verstandesseite zusammenhängt, ein vorwiegend angeborener Charakter ist, dürfte heute niemand bezweifeln. Wie alle anderen ererbten Gefühle und instinktiven Aeußerungen können wir uns das politische Taktgefühl aus einer langen Reihe von oft wiederholten und von zahlreichen Ahnen geübten Vorstellungen entstanden denken, welches allmählich im Verlaufe der Generationen fixiert, aus dem Bereiche des Bewußten — ähnlich den automatischen Schutzbewegungen — in den Bereich des Unbewußten — Instinktiven — herabgesunken ist und nun in der Inzuchtfamilie fast mit der Sicherheit eines Instinktes vererbt wird. Der politische Takt ist keine Spezialität der Herrscherfamilien; da derselbe einer der wichtigsten Faktoren des Herrscher-Talentes überhaupt ist, so wird er in allen Familien, Ständen und Kasten gezüchtet, welche zum Herrschen über kleinere oder größere Kreise berufen sind. Auch wird der Takt, da er mehr Gefühlssache ist, hauptsächlich von den weiblichen Linien der führenden Kasten gezüchtet und auch vorzugsweise durch diese Linien vererbt.

Was in den oberen Ständen der angeborene „Takt“ ist, dem entspricht im Volke der Hausverstand oder der sogenannte „Mutterwitz“. Es ist sehr interessant, wie das Volk mit einem trefflichen Worte zwei faktische Eigenschaften dieses Charakters zu bezeichnen verstanden hat, erstens, daß diese charakteristische Fähigkeit einem angeboren wird, und zweitens, daß es hauptsächlich die weibliche Linie ist, von der die Vererbung vorwiegend ausgehe. Das Auffallende, Charakteristische des sogenannten Hausverstandes liegt nicht auf der Verstandesseite, sondern im richtigen natürlichen Taktgefühl und dem instinktartigen Walten desselben.

---

*) Ratzenhofer unterscheidet beim Taktgefühl ein gewerbsmäßiges, wirtschaftliches, ständisches oder politisches Taktgefühl. Jedes angeborene Taktgefühl macht sich in erster Absicht intellektuell geltend und besteht darin, daß es den Menschen nach der kürzesten Beurteilung zu einer Willensäußerung befähigt, welche dem ganzen Kreis seiner Interessen und Lebensbedingungen entspricht. Ratzenhofer, Die soziologische Erkenntnis, Seite 349.

Digitized by Google

Da, wie wir später sehen werden, die männlichen Linien der führenden Familien und Kasten stets früher oder später aussterben, die weiblichen Linien aber fast immer erhalten bleiben, so konzentriert sich quasi in den weiblichen Linien die Summe des durch viele Geschlechter und Generationen gezüchteten politischen Taktgefühls und ist daher für die Vererbung dieses so wichtigen Faktors stets die Mutter ein mehr ausschlaggebender Faktor als der Vater. Das können wir an einem klassischen Beispiele aus dem Hause der Habsburger sehen. Erzherzog Ernst (1377—1428), dessen strammer, fester Charakter ihm den Beinamen des „Eisernen" eintrug, hatte die unglückliche Idee, sich seine Gattin aus dem fernen Masovien zu holen, einem Lande, welches damals noch in tiefster Barbarei steckte und dessen Herrscherhaus sicher in Bezug auf die erstiegene Kulturhöhe nicht viel höher stand, als die halbasiatischen angrenzenden Chanate des russisch-mongolischen Ostens, mit denen wohl auch freiwillig oder gezwungen Blutmischungen vor sich gegangen sein werden. Jedenfalls war der Unterschied in der erstiegenen Kulturhöhe und in der Züchtung des Herrscher-Talentes zwischen dem Hause Habsburg und dem masovischen Herrscherhause ein sehr großer, und dieser Höhe dürfte auch das angeborene politische Taktgefühl entsprochen haben, welches diese Cimburgis von Masovien als geistige Mitgift mitbekommen hat.

Körperlich war diese Frau ungewöhnlich entwickelt, und sie gab Proben ihrer Stärke, in welchen sie fast allen Kraftmenschen ihrer Zeit überlegen war. So schlug sie mit bloßer Faust eiserne Nägel durch ein Brett. Obwohl Lorenz*) mit Sicherheit die gerade nicht zur Zierde gereichende große Habsburger Lippe als eine Erbschaft dieser Cimburgis von Masovien erklärt, da sie seit dieser Zeit in auffallend verstärktem Maße zur Erscheinung kommt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in Bezug auf die körperliche Bildung das Habsburger Blut von diesem Halbbarbaren-Blut eher einen Nutzen, als einen Schaden hatte. Ihr Sohn Friedrich war ein Riese von Gestalt, ihr Enkel Maximilian ein stattlicher, trotz der das erste Mal auffallend erscheinenden Lippe hübscher Mann, ihr Urenkel Philipp erhielt sogar den Beinamen des „Schönen". Aber in geistiger Beziehung trat besonders in der sehr empfindlichen hochgezüchteten Erbschaftsmasse des Herrscher-Talentes in der Charakterstärke und im politischen Taktgefühl in den nächsten Generationen ein starker Rückschlag ein. König Friedrich III. war im geistigen Wesen gerade das Gegenteil seines Vaters. Lamprecht**) beschreibt diesen Charakter folgendermaßen: „Friedrich war eine Hünengestalt mit dem Biedergesicht einer amerikanischen Rothaut. Sein Charakter war äußerst schwankend; er besaß eine Halbheit des Charakters, die ihn befähigte, oft zweierlei zugleich zu wollen, seine Interessen waren kleinlich, sein Haß verbohrt." Ebenso wie wir sehen, daß die fast männliche Stärke und Schönheit dieser barbarischen Fürstentochter aus dem halbasiatischen Osten dem habsburgischen Blute, wenn wir von der Lippe absehen, eher einen Vorteil brachte, und das durch mehrere Generationsfolgen bemerkbar ist, ebenso können wir auch den Schaden durch mehrere Generationen verfolgen, den

*) Professor Dr. Lorenz, l. c. Seite 403.

**) Lamprecht, Deutsche Geschichte, IV, Seite 437.

Digitized by Google

das bereits hochgezüchtete habsburgische Herrscherblut und seine wichtigsten Charaktere, ein energischer, auf ein festes Ziel gerichteter Wille und das feine politische Taktgefühl durch dieses auf niederer Stufe der Kultur stehende Blut dieser Barbarenfürstin erfuhr. Nach den damaligen dynastischen Ansichten war zwar diese Ehe keine Mesalliance; vom natürlichen Standpunkt aus aber war diese Ehe eine weit größere Mesalliance, als wenn Erzherzog Ernst irgend ein Adelsfräulein von seinem Hofe geheiratet hätte. Denn die deutschen Adelsfamilien jener Zeiten waren ja eigentlich auch kleine Dynastenfamilien, und die erblichen Adelskasten der Kulturvölker muß man in ihren gesunden Zeiten stets als die Vorzucht ansehen, wo die jedem Herrscher nötigen Talente und Fähigkeiten in der Wurzel durch Generationen vorgezüchtet werden, und aus denen dann die besten und talentiertesten Köpfe durch Wahl oder andere günstige Umstände auf die Throne gestiegen sind.*)

Das in diesen Adelsfamilien gezüchtete, vererbbare und sie auszeichnende Talent besteht eben auch in einem festen, durch das politische Taktgefühl gezügelten Herrscher-Willen, der dem Besitzer dieser Eigenschaft eine Sicherheit des Auftretens und eine natürliche Würde verleiht, die eben wie alles Natürliche und organisch Gewordene imponierend auf diejenigen wirkt, welche diese Fähigkeit nicht besitzen. Das empfand auch der Gesandte des Königs Pyrrhos, Kineas, im Umgange mit den römischen Patriziern, indem er sagte, daß in Rom ihm jeder Senator erschienen sei, wie ein König. Auch der Parvenu auf dem Throne, Napoleon, mußte im Umgange mit den Vertretern der uralten europäischen Herrschergeschlechter zugeben, daß diese natürliche ererbte, auf Charakter und Taktgefühl gegründete und durch angeborene Loyalitätsgefühle gefestigte Herrscherwürde etwas anderes sei, als eine auf siegreiche Schlachten gegründete. Ja, das sichere Gefühl dieser angeborenen Würde, welches ihm in der Person eines einfachen Edelmannes, des Herrn von Bülow, entgegentrat, imponierte Napoleon, dem gerade das feine politische Taktgefühl sehr mangelte, derart, daß er zu seinen Marschällen sagte: Ich kann euch wohl zu Königen (in seinem Sinne) machen, aber nicht zu einem solchen deutschen Edelmann.

Dieser Mangel an angeborenem politischen und gesellschaftlichen Taktgefühl ist es, der allen Parvenus auf den Thronen, wenn sie nicht aus einer Vorzuchtkaste stammten, von jeher gefährlich geworden ist. Durch Naturen wie Danton, Robespierre, Kleon, Milon u. s. w. können Massen wohl aufgewühlt, auch längere Zeit tyrannisiert werden; dieselben dauernd zu beherrschen, ist ihnen dieses angeborenen Mangels an politischem Taktgefühl wegen unmöglich. Selbst der Titane der französischen Revolution, Danton, derjenige, der es noch von diesen genialen Revolutionsmännern am besten verstand, die Menschen zu leiten, sagte vor seiner Hinrichtung: Ich lasse die ganze Sache in dem schrecklichsten Wirrwarr zurück; nicht einer versteht etwas vom Regieren. Robespierre wird mir folgen, ich ziehe Robespierre nach. O, es wäre besser, ein armer Fischer zu sein, als sich mit dem Regieren der Menschen zu befassen.

*) Das königliche Geschlecht bei den Germanen war das edelste und älteste der Adelsgeschlechter, wie Dahn sagt (Deutsche Geschichte I, 212). Die Familien des ältesten Adels, welchen gewöhnlich die Könige entnommen wurden, betrachtete man als von den Göttern entstammt und als die ersten Begründer des Stammes.

Digitized by Google

Der andere wichtige Faktor am Throne ist der Herrscher-Wille. Einem energischen Willen ist es oft gelungen, sich auf einen Herrscherthron zu schwingen, sich droben dauernd zu erhalten, ist aber nur möglich, wenn dieser energische Wille durch Intelligenz und angeborenes politisches Taktgefühl gezügelt wird. Kein Faktor des Herrscher-Talentes unterliegt größeren Gefahren der Züchtung als der Wille. Auf der einen Seite bildet zu enge und zu lang dauernde Inzucht in wenigen Familien die Gefahr der Erstarrung des Willens, welche auf dem Throne ebenso gefährlich ist, wie ein fortwährend schwankender Wille. Diese Gefahren der extremen Blutmischung sind, wie wir gesehen haben, in den europäischen Herrscherhäusern glücklicherweise umgangen. Schwer zu umgehen sind aber die Gefahren der Entartung, die dem Herrscherwillen durch ein ungünstiges Milieu und vor allem durch den Wegfall jeder Hemmung, wie dies besonders bei absoluten Herrschern der Fall ist, drohen. Die Wichtigkeit einer richtigen Willenserziehung wurde darum gerade in vielen europäischen Herrscherhäusern in hervorragender Weise erkannt.

Ist es doch einer der urältesten pädagogischen Grundsätze, daß nur derjenige im späteren Alter andere richtig zu beherrschen verstehen wird, welcher in seiner Jugend die schwerste Kunst: sich selbst zu beherrschen, gelernt hat. Wir haben zahlreiche Beispiele einer strengeren Erziehung in Herrscherhäusern, als man sie in der Regel in Adelsfamilien und reichen Bürgerhäusern antrifft. Besonders das Haus Hohenzollern hat sich von jeher durch eine sehr strenge, auf Selbstzucht gerichtete Erziehung seiner Prinzen ausgezeichnet. Es ist gewiß kein Zufall, daß zwei der größten Herrscher-Genies eine ähnliche strenge Erziehung genossen und in ihrer Jugend Gelegenheit genug hatten, sich in der Selbstzucht zu üben. Es waren dies Alexander der Große und Friedrich der Große.

Die Gefahr für die Ausartung des Willens infolge Wegfalls jeder Hemmung, die jedem anderen gewisse Fesseln anlegt, war zweifellos für die absoluten Herrscher der früheren Zeit groß, sie ist heute gemildert durch die Hemmnisse, welche das konstitutionelle Regierungssystem bildet. Außerdem giebt es auch, wie wir ja sogar noch in unserer Zeit sehen können, selbst für einen absoluten Willen in dem Zwange der Verhältnisse Schranken, die dem Willen eines absoluten Monarchen oft engere Fesseln anlegen, als dies bei einem konstitutionellen der Fall ist. Die heutigen Monarchen haben überhaupt durch die konstitutionelle Arbeitsteilung nur gewonnen. Denn bei dem Fortschritt der Civilisation, dem heutigen Wachstum des Völkerverkehrs und der Interessen derselben würde ein absoluter Herrscher, welcher gewissenhaft seine Pflicht zu thun sich bestreben wollte, einerseits dieser Riesenlast erliegen, andererseits würde sein Volk sicher zu Schaden kommen. Welche große Arbeitslast — ich spreche hier nur von der kontrollierbaren, quasi geschäftsmäßigen Arbeitsleistung und nicht von der unkontrollierbaren geistigen — auf den Schultern unserer Monarchen heute noch lastet, trotz der großen Arbeits- und Verantwortlichkeits-Teilung, die durch die konstitutionellen Staatseinrichtungen geschaffen wurde, kann man ersehen, wenn man die Tagesordnungen solcher gewissenhafter Herrscher wie weiland Kaiser Wilhelms I. und des jetzt noch lebenden Kaisers Franz Josef I. mustert.

Digitized by Google

Jeder einfache Bürgersmann ist imstande, sich leichter seiner Pflichten für kurze Zeit zu entledigen als ein Herrscher. Man wird sich erinnern, daß die Königin Wilhelmine von Holland in ihrer schweren Erkrankung, welche sie im heurigen Jahre überstanden hat, stets die wichtigsten Staatsgeschäfte erledigt hat, um die Einsetzung einer Regentschaft dem Lande zu ersparen. Wer als Arzt weiß, wie sehr einen Typhuskranken die geringfügigsten Bewegungen anstrengen, wird ein solches Opfer zu würdigen wissen. Wenn man dazu noch bedenkt, welche große Verantwortung bei jedem Federzug auf der Willensentschließung eines Monarchen lastet, und zur körperlichen Anstrengung auch noch die geistige hinzurechnet, so wird man zugeben müssen, daß es auch hier zweifellos auf ererbte Fähigkeiten ankommt, wodurch es den Herrschern möglich wird, eine geistige und körperliche Arbeit ohne Schädigung zu leisten, die jeden nicht Angepaßten erdrücken oder wenigstens mit der Zeit schädigen müßte. Eine solche erbliche Anpassungsfähigkeit an gewisse, mit dem Herrscherstande verbundene Schädlichkeiten müssen wir auch in anderer Richtung annehmen. Es sind dies die Gefahren, welche das Leben in Luxus und Reichtum immer mit sich bringt, und die damit in Zusammenhang stehenden erblichen Krankheiten.

Luxus und Reichtum und das damit zusammenhängende mehr oder weniger unnatürliche Leben haben stets auf die regierenden Kasten im Verlaufe der Generationen einen körperlich und geistig schwächenden, degenerierenden, also schädlichen Einfluß geübt. Dieser zweifellos existierende schädliche Einfluß wird aber von vielen Geschichtsforschern oft überschätzt, und zwar darum, weil der ausgleichende Faktor, der auch hier wie bei allen Schädlichkeiten in der Natur in Wirksamkeit tritt, übersehen wird.

Wie wir sehen können, hat die menschliche Natur, sowie jeder pflanzliche und tierische Organismus die Fähigkeit, sich im Verlaufe der Generationen an gewisse äußere Schädlichkeiten des Lebens anzupassen, und es geht dieser Prozeß so lange fort, bis der Organismus quasi immun gegen diese Schädlichkeiten geworden ist. Alle Individuen, welche diesen Anpassungsprozeß nicht durchzumachen imstande sind, gehen zu Grunde, während die Ueberlebenden und Angepaßten die diesbezüglich erworbene Immunität auf ihre Nachkommen zu vererben imstande sind. Wir heißen diesen Prozeß die natürliche Auslese. Eine solche Anpassung an die Schädlichkeiten des Herrscherlebens und eine natürliche Auslese der nicht anpassungsfähigen Individuen und Linien hat in den europäischen Herrscherhäusern zweifelsohne ebenfalls stattgefunden, und es wird nun diese im Verlaufe einer sehr großen Reihe von Generationen erworbene Immunität gegen diese Schädlichkeiten besonders auf dem Wege der weiblichen Linien, welche stets erhalten bleiben, vererbt. Dies konnte um so eher geschehen, als der Reichtum und Luxus und die Schädlichkeiten, welche mit einem höheren Kulturleben stets verbunden sind, bei den europäischen Herrscherhäusern sehr allmählich und langsam sich gesteigert haben, indem das Leben dieser Herrscher im frühen Mittelalter noch ein sehr einfaches, und die Steigerung des Luxus bis zur heutigen Höhe eine sehr allmähliche und langsame war. Aus der Geschichte der Familien, Kasten und Völker kann man sehen, daß nicht der Luxus und Reichtum

Digitized by Google

an und für sich das schädliche ist, sondern besonders das plötzliche Eintreten desselben, weil eben in letzterem Falle ein langsames Anpassen der Familie oder Kaste an die Schädlichkeiten des Reichtums nicht eintreten kann. So sehen wir in Handelsstaaten wie Carthago und Venedig den größten Reichtum und Luxus ohne offenkundigen Schaden auf die Familien sich durch viele Jahrhunderte langsam steigern, während das plötzliche Eintreten des Reichtums und des Luxus der römischen führenden Kaste nach den punischen Kriegen um so schädlicher wurde, je einfacher und frugaler ihre Lebensweise früher war. Die nämliche Beobachtung können wir täglich bei plötzlich reich gewordenen Individuen und Familien machen.

Das Gleiche gilt von den Krankheiten, welche wir als eine sonst regelmäßige Begleiterscheinung einer luxuriösen und unnatürlichen Lebensweise beobachten können. Auch hier hat unzweifelhaft eine Anpassung an die Schädlichkeiten derselben im Verlaufe der vielen Generationen stattgefunden, und besonders muß im 16. und 17. Jahrhundert eine sehr scharfe Auslese unter den nicht anpassungsfähigen Linien der Herrscherhäuser stattgefunden haben. Denn nach den Berichten der Historiker, besonders aber nach dem Tagebuch des Hans von Schweinichen zu schließen, muß dazumal gerade an den kleineren deutschen Höfen ein Leben geherrscht haben, welches zu einer scharfen Auslese unbedingt führen mußte. Seit dem 30jährigen Krieg hat nun langsam, aber stetig eine starke Aenderung stattgefunden, und heute herrscht durchschnittlich an den europäischen Höfen eine Lebensweise, von der man nur sagen kann, es wäre wünschenswert, wenn die dort herrschende hygienische Ordnung, Einfachheit und Mäßigkeit von dem Adel und reichen Bürgerstande nachgeahmt würde. Dementsprechend ist auch die körperliche Gesundheit heute in den Herrscherhäusern im ganzen eine vorzügliche, und die durchschnittliche Lebensdauer der Mitglieder unserer Herrscherhäuser eine weit über das gewöhnliche Maß hinausgehende. Natürlich sind die heutigen Fürsten auch Kinder unserer Zeit und müssen derselben und ihren hohen Anforderungen an unser Nervensystem ihr Opfer bringen. Wenn man aber diesen hohen Grad der erblichen nervösen Störungen in unseren oberen Ständen in Vergleich zieht mit dem, was uns die hierbei gewöhnlich noch sehr übertreibenden Zeitungen zu berichten wissen, so müssen wir zugeben, daß die Herrscherhäuser diesbezüglich dem modernen Moloch viel weniger Opfer darbringen als jede andere großstädtische Familie. Daß selbst die erblichen Geisteskrankheiten in den Herrscherhäusern nicht jene Rolle spielen, wie sehr häufig angenommen wird, hat schon Professor Lorenz nachgewiesen.*) Alle diese Erscheinungen sind als der Nutzen der vorwiegenden Inzucht zu betrachten, wodurch in diesem kleinen Kreise von Familien gewisse biologische Vorteile im Kampfe mit Schädlichkeiten leichter errungen, durch die Inzucht fixiert und vererbt werden können. Dieser biologischen Vorteile würden die Familien nur verlustig gehen, wenn die Inzucht eine gar zu enge und vor allem, wenn sie eine zu exklusive wäre, d. h. wenn jedes erfrischende Mischblut aus den unter

*) Siehe hierüber auch meine Arbeit: Ueber die Immunisierung der Familien bei erblichen Krankheiten. Wien 1899.

Digitized by Google

ihnen stehenden Ständen ausgeschlossen würde. Das erste ist in einem gewissen Sinne seit der Reformation der Fall, indem seither nicht nur die Zahl der ebenbürtigen gräflichen und fürstlichen Familien bedeutend abgenommen hat, es ist auch leider durch die religiöse Spaltung der früher einheitlichen Inzuchtkörper in zwei Hälften geteilt, zwischen denen die verschiedene Konfession eine selten überschrittene Kluft bildet. Besonders die katholischen Herrscherhäuser, wo die Zahl der Familien eine noch kleinere ist, sind den Gefahren der engeren Inzucht mehr ausgesetzt. Für das Letztere werden die morganatischen Ehen auch weiterhin sorgen.

Wir haben also konstatiert, daß in den europäischen Herrscherfamilien auf dem Wege der vorwiegenden Inzucht, der stetigen Uebung und natürlichen Auslese durch viele Generationen gewisse körperliche und geistige Charaktere gezüchtet wurden, welche sich für den Herrscher-Beruf als besonders vorteilhaft erwiesen haben und die so lange mit der Sicherheit eines Naturgesetzes vererbt werden, als die Familien körperlich und geistig gesund bleiben und nicht infolge zu enger Inzucht und eines unnatürlichen Lebens in die Gefahr kommen, zu degenerieren.

Diese in der Kaste erblichen Charaktere und angeborenen Gefühle, der Einfluß der Erziehung und des Milieus verleihen den aus solchen Familien Stammenden ein natürliches Gefühl der Sicherheit des Auftretens, welches sich schon in dem Habitus und im ganzen Benehmen ausdrückt. Es ist das die mit einem echten Herrscher-Charakter quasi organisch verbundene Herrscherwürde.*) Schopenhauer sagt diesbezüglich: „Fürsten und hohe Aristokraten werden von früher Kindheit an und durchs ganze Leben von allen so behandelt, als wären sie wirklich übermenschliche Wesen; notwendig müssen sie dies endlich selbst wirklich glauben, woraus eine gewisse unvertilgbare Herrscherzuversicht ihnen erwächst, die sie nie verläßt.“ Schopenhauer berücksichtigt hier nur den Faktor Erziehung und den Einfluß des Milieus. Noch stärker aber wirkt der Einfluß der Vererbung in solchen Familien, wo durch viele Generationen solche Gefühle stetig gezüchtet und fixiert werden. Darum macht sich dieser angeborene Herrscher-Sinn auch in Verhältnissen geltend, wo die von Schopenhauer angenommenen alleinigen Faktoren gar nicht vorhanden sind, ja geradezu gegenteilige Kräfte bezüglich Erziehung und Milieus vorwalten, wie dies schon die Alten wußten und worüber einige sehr anschauliche Beispiele existieren.

Im Altertum wurde diese angeborene und anerzogene Herrscherwürde durch den Glauben, daß die Herrscherfamilien von Göttern oder

*) Es hängt, sagt Roscher, zweifelsohne mit der Vererbung gezüchteter Eigenschaften zusammen, daß unter den berühmten Feldherren so auffallend viele vornehm geborene, zumal Prinzen sich befinden. Die angeborene Fähigkeit zum Befehlen und Gehorsamfinden ist für einen Feldherrn ein wichtiger Faktor. Schon Garve zeigt sehr gut, wie durch langen Druck von Nahrungssorgen, privater Abhängigkeit, bei den meisten Menschen die Unentschlossenheit genährt und gezüchtet wird. Geht dies durch mehrere Generationen, so fixiert sich dieser Charakter und wir begreifen, daß aus einer solchen Bevölkerungsschicht Befehlshaber mit den diesen nötigen Charakteren selten hervorgehen können. Ueber die angeerbten Fähigkeiten zu höheren Regierungsämtern siehe Richelieu, Testam. polit., I. Ch. 4, 1. Il est certain, que la vertu d'une personne de bon lieu a quelque chose de plus noble que celle, qui se trouve en un homme de petite extractions. Roscher: Politik u. s. w., l. c. Seite 268 und 336.

Digitized by Google

Halbgöttern (Heroen) abstammen, unterstützt, und frühzeitig kam bei tiefreligiösen Völkern, z. B. bei den Hindus und den Juden, die Weihe (Salbung) hinzu, die zu der Herrscherwürde ein übernatürliches Relief hinzugesellte und wovon noch heute in der Krönung und dem „Gottes-Gnadentum" Anklänge vorhanden sind. Ein Rest dieses uralten Glaubens an eine besondere übernatürliche Macht des Königsblutes erhielt sich in England fast bis in die neueste Zeit. Es war dies der Glaube, daß die Könige gewisse schwer heilbare Krankheiten durch Auflegung der Hände heilen können. Die größten Männer Englands, ja selbst Aerzte, waren von der Wirkung dieser königlichen Heilung überzeugt, wie nicht anders möglich, da ja zahlreiche Prozesse solcher Art die Natur allein unter günstigen Verhältnissen und der Einwirkung einer durch festen Glauben auf Heilung hervorgerufenen günstigen Gemütsstimmung von jeher geheilt hat und auch weiterhin heilen wird. In der damaligen Zeit, wo man über die Vorgänge im Organismus noch ganz im dunkeln war und eine Naturheilung nicht für möglich hielt, war es daher begreiflich, wenn selbst gelehrte Männer, angesichts solcher unzweifelhaft geschehener Heilungen, an die Heilkraft der englischen Könige glaubten. John Brown, Wundarzt Karl II., schrieb ein Buch, Charisma Basilicon (königliche Gnadenbezeugung) über diesen Gegenstand. Diese Wunderkraft war im ausschließlichen Besitze der englischen und französischen Königsfamilie. Der Wunderglaube blieb durch die Reformation ungeschwächt, und ein hartnäckiger Katholik konvertierte, weil ihn Elisabeth von seinen Skropheln heilte, obwohl sie im Banne war.

Die stärkste Stütze findet die Herrscherwürde und der dadurch hervorgerufene Eindruck aber in dem Loyalitätsgefühle des beherrschten Volkes. Das Loyalitätsgefühl oder die Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus ist wie jedes andere Gefühl ein im Verlaufe vieler Generationen aus fortwährend geübten Vorstellungen erzeugter und in das Gebiet des Unbewußten übergetretener und vererbter Instinkt, der besonders bei den indogermanischen Stämmen von jeher sehr hoch entwickelt war und seinen beredtesten Ausdruck in der „deutschen Treue" fand. Dieses Gefühl hängt innig mit dem Sippengefühl zusammen und wurde daher dort, wo innerhalb kleinerer Stämme und Sippen vorwiegende Inzucht herrschte, besonders gezüchtet und vererbt.

Es ist dies heute noch überall der Fall im Gebirge und war es auch in den kleinen Inzuchtstaaten des Mittelalters, zwischen welchen das Connubium und Commercium außerordentlich erschwert war. Was in jenen Zeiten selbst ein schlechter Herrscher diesem angeborenen und fest fixierten Loyalitätsgefühl zutrauen konnte, davon haben wir gerade in der deutschen Geschichte einige sehr drastische Beispiele. Dieses Gefühl wirkte um so stärker, als es von jeher mit dem religiösen Gefühl verquickt wurde — mit dem Eidschwur. Wie bei der Religion nur an die Vererbung des allgemein religiösen Gefühls zu denken ist und darum religiöse Völker wohl sehr zäh an ihrer Religion hängen, wenn sie dieselbe aber ändern, mit demselben Fanatismus die neue ergreifen, ebenso ist das ererbte Loyalitätsgefühl wohl vorherrschend wirksam für die angestammte Dynastie, es überträgt sich aber im gegebenen Falle mit fast derselben Stärke auf eine andere Dynastie, sogar auf einen Herrscher, den man früher bekämpft hat. Es handelt sich bei diesem

Digitized by Google

Gefühle eben nicht so sehr um die Persönlichkeit des Herrschers, die wohl zweifellos eine Rolle spielt, sondern um das Prinzip. Darum macht auf jeden loyalgesinnten Menschen auch ein fremder Herrscher einen besonderen Eindruck, weil dadurch stets stark vererbte Gefühle zur Mitschwingung kommen. Wie stark dieses Gefühl im Herzen besonders der germanischen und verwandten Stämme sitzt und selbst durch Mischung und Nicht-Uebung im Verlaufe von mehreren Generationen nicht auszutilgen ist, hat uns der Besuch des Hohenzollern-Prinzen in Amerika bewiesen. Man sende einen Präsidenten von Frankreich hinüber, ja, man sehe, wie kühl die Amerikaner gegenüber ihrem eigenen Präsidenten sich benehmen, und man wird zugeben müssen, daß die Macht dieses fürstlichen Inzuchtblutes kein leerer Wahn ist, wenn wir gesehen haben, wie sie imstande ist, auch durch den harten Panzer, der sich im Verlaufe der Generationen um die Herzen dieser republikanischen Geschäftsmänner gelegt hat, zu dringen und dort das uralte schlummernde Gefühl der „deutschen Treue" bei den Nachkommen der deutschen Stämme wieder etwas zu wecken.

Nur eine tiefgehende körperliche und geistige Degeneration, eine Nicht-Uebung durch viele Generationen, das Blutchaos und die daraus resultierende Charakterlosigkeit, wie sie durch die extreme Blutmischung des großstädtischen und Fabrik-Proletariats herbeigeführt wird, werden imstande sein, dieses tief wurzelnde Gefühl, ebenso wie das religiöse, wohl abzuschwächen, aber schwerlich aus dem Herzen, wenigstens der deutschen Stämme, ganz auszutilgen. Wenn z. B. die jüdischen Führer der Sozialdemokratie dieses angeborenen Gefühles ermangeln, so ist dies vom naturgeschichtlichen Standpunkt aus vollkommen verständlich. Sind es ja doch über 2000 Jahre, also fast hundert Generationsfolgen, seit die Juden solche Loyalitätsgefühle gegen ihre nationalen Fürsten gezüchtet haben, und die fremden Herrscher sind von ihnen seither stets eher gehaßt als geliebt worden. Zeigt also ein Jude ein solches Gefühl, so ist es entweder politisches Mimikry oder er hat Mischblut in sich, und zwar muß dieses Mischblut durch weibliche arische Linien ihm zugekommen sein, denn durch die weiblichen Linien werden solche Gefühle vorwiegend übertragen.

Es ist die naturgeschichtliche Aufgabe des Talentes, in jedem Kunstzweig — also auch des Herrscher-Talentes — die einmal erstiegene Höhe der Kultur zu erhalten, zu vertiefen und vor feindlichen Angriffen zu schützen. Aus diesem Grunde ist das Talent stets reformatorischen Neuerungen abhold und muß schon seiner Blutmischung nach, da es stets aus einer Inzuchtkaste stammt, vorwiegend konservativen Charakters sein.

Die naturgeschichtliche Aufgabe des Genies dagegen ist stets eine reformatorische gewesen, nämlich auf der einen Seite Altes, Unbrauchbares, den Fortschritt Hemmendes zu zerstören und auf der anderen Seite Neues aufzubauen. Während also das Talent stets ein Kind seiner Zeit ist und daher seine Aufmerksamkeit mehr der Gegenwart zuwendet, ist das Genie seiner Zeit gewöhnlich um ein oder zwei Generationen voraus und darum sein Blick mehr in die Zukunft gerichtet. Aus dieser naturgeschichtlichen Aufgabe der zwei wichtigen Faktoren im Geistesleben der Kulturvölker ergiebt sich auch der natürliche Antagonismus, in dem sich Talent und Genie in allen Zeiten befunden

Digitized by Google

haben. Da aber das Genie nicht nur Gutes schafft, sondern in seiner reformatorischen Thätigkeit auch oft dem Irrtum unterworfen ist, so ist eben der Antagonismus des konservativen Talentes notwendig und gleicht jenem retardierenden Elemente, welches wir im Mechanismus der Uhr die „Hemmung" nennen. Im modernen staatlichen Organismus sehen wir diese „Hemmung" repräsentiert durch das gewöhnlich konservative Herrenhaus oder den Senat mit der gewöhnlich der konservativen Seite zuneigenden konstitutionellen Krone, und auf der anderen Seite das stets Reformen zuneigende Haus der Gemeinen oder Abgeordnetenhaus, welches das geniale, das liberale Element darstellt. In keiner anderen Kunst sind aber Irrtümer oder Reformen, für die der Staat noch nicht reif genug ist, so gefährlich wie in der Herrscher-Kunst.

Jeder Ackerbaustaat besteht schon seiner Zusammensetzung und Blutmischung nach vorzugsweise aus konservativen Elementen, welche mehr schwerfällig und am Alten hängend, wie alle Edelleute und Bauern, jeder raschen Neuerung abhold sind. Aber auch für industrielle Staaten ist eine vorwiegend konservativ gleichmäßige Richtung vorteilhafter, als ein sprunghaftes fortwährendes Reformieren. Das wußten schon die Alten, und wir sehen daher selbst in freiheitliebenden republikanischen Staaten gewisse Einrichtungen getroffen, wodurch eventuellen genialen, reformatorischen Stürmern ein Zügel angelegt werden konnte.

So Glänzendes das Genie auf dem Throne und an der Spitze republikanischer Staaten geleistet hat, so lehrt uns doch die Geschichte, daß in der Regel das Herrscher-Genie für die Völker und Staaten eine große Gefahr bildet, und daß die Völker den Ruhm, den ihnen das Genie bringt, oft sehr teuer haben bezahlen müssen.

Sind gut funktionierende Hemm-Vorrichtungen vorhanden, so wird das Genie auch auf dem Thron, wie in allen anderen Künsten, mehr nützen, als schaden. Wo aber diese Hemmungen fehlen, wie in absoluten Monarchien, ist das Herrscher-Genie stets eine große Gefahr. Glücklicherweise ist schon infolge der vorwiegenden Inzucht in den Herrscherhäusern dafür gesorgt, daß das konservative Talent auf dem Throne die Regel ist. Eine geistige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, wie sie beim Genie vorhanden sein muß, setzt eine Blutmischung, eine Erziehung und ein Milieu voraus, Bedingungen, wie solche in dieser Beziehung selten in Herrscherhäusern zusammentreffen.

Die Mehrzahl der Genies auf dem Throne sind weniger geniale Herrscher, als geniale Feldherrn und Eroberer gewesen. Die Genies, welche gleich groß im Kriege wie im Frieden waren, wie ein Cäsar, ein Friedrich der Große, waren stets sehr selten. In welche Gefahren aber selbst solche maßvolle Genies ihre Staaten brachten, lehrt uns die Geschichte. Am gefährlichsten aber sind jene Herrscher, die durch ihre geniale Begabung als Feldherrn aus den unteren Ständen sich auf den Thron schwingen und nun dort mit allen Mitteln der Zeit und Gewalt sich erhalten müssen.

Es waren dies im Altertum die sogenannten Tyrannen, und wir sehen diese genialen Gewaltmenschen im Mittelalter, besonders in Italien, in großen Mengen auftreten. Ein solches revolutionäres Genie auf dem Throne schwebte Machiavelli vor, als er seinen „Principe" schrieb und bekanntermaßen saß ihm auch ein solcher genialer Gewaltmensch aus jener Zeit hierzu als Modell. Das verdorbene Milieu jener Zeiten gab

Digitized by Google

dem Bild die grellen Farben. Solche Fürsten passen in solche Zeiten und sind, wie schon Aristoteles bemerkte, ebenso notwendige Uebel, wie viele andere, die durch Degenerationsvorgänge bedingt sind.

Da bei solchen Parvenus auf dem Throne aber stets die früher besprochenen, zum Herrschen notwendigen und unerläßlichen Charaktere fehlen oder nur mangelhaft vorhanden sind, so sehen wir sie regelmäßig entweder selbst oder sicher ihre Nachkommen an diesem Mangel der notwendigen Herrscher-Charaktere zu Grunde gehen. Fast keinem von diesen zahlreichen, meist genialen Tyrannen und Eroberern ist es gelungen, eine länger dauernde Dynastie zu gründen. Von den griechischen Tyrannen sind in der That nur die Kypseliden, die des Hieron und die Leukoniden auf die Enkel gelangt. Man vergleiche auch das Schicksal der Fürstenfamilien aus der Zeit der Renaissance in Italien und in neuerer Zeit das Schicksal der Napoleoniden. Ein solches Schicksal fiel schon den Alten auf. Die Gottheit, sagt Aelian, führt die Tyrannen nicht bis auf das dritte Geschlecht, sondern fällt dieselben wie Fichten und beraubt sie der Söhne.

Nur solche Herrscher-Talente haben langdauernde Dynastien geschaffen, die aus der Vorschule des Herrschertums, „aus dem Adel", herausgewachsen, durch Wahl oder durch Heirat mit den weiblichen Linien der regierenden Häuser auf den Thron gelangt sind, und denen dann eben auf dem Wege der weiblichen Linien das in den alten Herrscherhäusern aufgestapelte und vererbbare echte Herrscher-Kapital zugebracht und von ihnen auf ihre Nachkommen vererbt wurde.

Die Natur ist stets aristokratisch und demokratisch zugleich. Wie sie die Häupter unserer Gebirge zugleich erhoben hat und wieder abträgt, so macht sie es auch mit den Spitzen unseres gesellschaftlichen Kulturlebens. Wie alle führenden Kasten und Familien bei den Kulturvölkern sind auch die Herrscherhäuser dem Schicksale unterworfen, früher oder später auszusterben. Das geschieht aber, wie Lorenz nachgewiesen hat, nur in männlicher Linie, während die weiblichen Linien fast durchweg am Leben bleiben. So kann man nachweisen, daß das Blut der weiblichen Linien der Karolinger heute noch in unseren Herrscherfamilien kreist. Diese Thatsache ist für die Vererbung der Herrscher-Talente und die Erhaltung derselben für zukünftige Geschlechter von großer Wichtigkeit.

Die psychologischen Naturbedingungen des Sozialismus.

Friedrich Naumann.

Wenn man sich die Zukunftsaussichten des Sozialismus klar machen will, muß man natürlich eine einigermaßen fertige Vorstellung von dem mitbringen, was das Wort Sozialismus bedeutet. Das ist nicht so leicht, als es manchem neugewonnenen Anhänger des sozialdemokratischen Programms scheinen mag. Auch im Kreise strengster Marxisten existiert nur ein sehr nebelhaftes Bild der nach dem Kapitalismus kommenden Gesellschaft. Daß diese Gesellschaft vom

Digitized by Google

Privatunternehmer befreit sein soll, ist deutliches marxistisches Bekenntnis, ob man aber die Produktionsleitung mehr staatssozialistisch oder mehr genossenschaftlich denken soll, ist keineswegs sicher. Jedenfalls wird an demokratische Leitung großer Betriebszusammenhänge gedacht. Als Subjekt der zukünftigen Gesellschaft soll die Menge derer gelten, die heute in drückendem Abhängigkeitsverhältnis arbeiten. Die Sklaven wollen Herren werden, mindestens Mitregenten.

Lassen wir einmal diese wenigen Merkmale der zukünftigen Gestaltung der Dinge als genügend gelten! Schon in ihnen liegen Schwierigkeiten genug, die teils politischer, teils technischer, teils allgemein menschlicher Art sind. Nur über die letzteren wollen wir hier reden, denn das ist ja gerade Verdienst und Besonderheit der politisch-anthropologischen Revue, daß sie den Menschen als Naturwesen in seinen Beziehungen zum Staats- und Wirtschaftsleben betrachtet.

Der Sozialismus im eben markierten Sinne setzt eine äußerst wirksam organisierte Masse voraus, die als Subjekt einer ungeheuer komplizierten Verwaltung auftreten kann. Die Möglichkeit einer solchen Masse ist es, die uns beschäftigen soll. Damit fassen wir eine alte Diskussion mit relativ neuer Fragstellung an. Sehr oft wurde, besonders in den Anfangszeiten der sozialistischen Propaganda, darüber verhandelt, ob die Natur des Menschen den Sozialismus zulasse. Dabei wurde fast stets nur der Einzelmensch untersucht und daraufhin geprüft, ob er genügend von altruistischen Motiven durchdrungen werden könne, um in einer Gesellschaft, die den Egoismus weitgehend ausschaltet, produktiv zu sein. Ein wirkliches Resultat ist bei dieser Art Fragestellung nicht zu erzielen, denn immer bleibt dem Vertreter der besseren Zukunft der Ausweg, daß neue Zustände das gegenseitige Verhältnis von Egoismus und Altruismus in ungeahnter Weise ändern können. Der eine glaubt es und der andere glaubt es nicht. Die Vorfrage, unter welchen Bedingungen der Egoismus des einzelnen verschwinden kann, ohne die Energie des einzelnen mit sich hinwegzunehmen, ließ sich, so lange man Individualpsychologie trieb, nicht in Angriff nehmen. Das, was in der neuen Fragstellung anders ist, ist der Entschluß, von vornherein Psychologie der Masse zu treiben. Auch diese Fragstellung enthält große Dunkelheiten. Wer hat bis jetzt den Begriff Masse wirklich analysiert, wer hat ein einigermaßen sicheres Gefühl dafür erworben, was der Masse möglich ist und was nicht? Immerhin giebt uns die bisherige Erfahrung genug Stoff, um einen Versuch zu machen, wie weit man sich von dieser Seite her dem Kern des Problems nähern kann.

Wenn wir von „Masse" reden, so ist von vornherein festzuhalten, daß es sich nicht um aristokratische Oberschichten handelt. Auch diese sind komplizierte Körper, die nur langsam entstehen und sich nur mit vieler Mühe lebensfähig erhalten, aber bei ihnen ist die Gleichartigkeit des Besitzes und des Herrschaftsinteresses immerhin ein sehr realer Kitt der Gruppenbildung. Die Masse, von der der Sozialismus spricht, ist das unaristokratische Volk, das unterhalb der gefestigten Rinde der Oberklasse liegt, es sind die Beherrschten, Dienenden. Diese sollen als aktives Gesamtsubjekt gedacht werden. Aus ihnen soll eine herrschaftsfähige Organisation gemacht werden. Ist das

Digitized by Google

unmöglich, dann ist der Sozialismus eine Illusion, denn dann behalten eben die Oberklassen das Heft in der Hand und gewähren vom Ertrag der von ihnen geleiteten Arbeit der Masse soviel, als es ihnen gut scheint. Alle sozialistische Diskussion dreht sich im Grunde um den Punkt der Ueberwindung der Obermacht der Aristokratie. Selbstverständlich wird diese Ueberwindung von geschichtlich gebildeten Sozialisten nicht als einmaliger Akt, sondern als langdauernder Vorgang aufgefaßt. Man fragt auch nicht, ob es möglich sein werde, alle Aristokratien zu vernichten, sondern man fragt bei besonnener Begrenzung des Themas zunächst nur, ob es möglich sei, daß die Masse überhaupt als ein den Aristokratien gleichwertiger politischer Faktor auftrete.

In der sozialdemokratischen Agitation ist diese Frage aus nahe liegenden Gründen in den ersten Jahrzehnten nicht ernstlich erörtert worden. Man darf einer erst werdenden Organisation nicht von vornherein mit Zweifeln über ihre geschichtliche Leistungsfähigkeit kommen. Im Gegenteil empfiehlt es sich für sie, in den Anfangszeiten Illusionen zu haben, die den Illusionen verwandt sind, ohne die auch der einzelne Mensch kein tüchtiger Kerl wird. Wenn aber dann die Zeit der ersten Jugend vorbei ist, müssen die Illusionen sich entweder in gewisse reale, greifbare Absichten verdichten oder es bleibt eine alt werdende Narrheit übrig. Jetzt, wo in Deutschland die sozialistische Bewegung die „zahlreichste Partei des Deutschen Reiches" ist, steht es ihr schlecht an, die jugendliche Naive zu spielen, was gelegentlich noch vorkommt. Jetzt ist es absolut an der Zeit, die Frage der Herrschaftsfähigkeit des Proletariates ohne alle agitatorischen Nebenabsichten als ernsthaftestes Problem zu behandeln. Wenn nämlich die Masse nicht herrschen kann, hat es nicht viel Zweck, daß sie Politik macht.

Die gewöhnliche Volksauffassung ist es nun freilich überhaupt nicht, daß alle politische Thätigkeit auf Herrschenwollen hinauskommt. An Stelle einer klaren Erkenntnis darüber, daß man alte Herrschaften verdrängen und sich an ihren Platz schieben will, befindet sich meist ein allgemeiner Nebel von guten Wünschen und reichhaltigen Programmen. Aber gerade dieser Nebel, der der Masse das Wesen der Politik verhüllt, ist das erste große Anzeichen dafür, wie schwer es ihr wird, politisch zu denken und politisch zu handeln. Der Kampf um die Macht ist nur von einer Minderzahl in seiner ganzen Nacktheit begriffen, trotz aller Reden vom Klassenkampf. Eine Massenbewegung aber, die sich theoretisch als Ziel setzt, die Leitung des ganzen Gemeinwesens in proletarische Hände zu bringen, muß von einem gewissen Zeitpunkt an die Frage erörtern: wird diese Masse, die heute von allerlei weltumgestaltenden Wünschen angeregt ist, Kraft und Exaktheit genug besitzen, um wenigstens gewisse Teile der Leitung wirtschaftlicher und politischer Körper zu übernehmen und zu führen?

Ehe wir aber dieser Gedankenreihe weiter nachgehen, ist es nötig, die sozialistische Masse, die wir bisher nur als dienende, von der Aristokratie beherrschte Masse gekennzeichnet haben, noch nach einer anderen Seite hin zu charakterisieren. Es handelt sich um moderne, industrielle, städtische Masse. Auch wenn man die Bedeutung ländlicher Proletarier und Kleinbesitzer hoch einschätzt, bleibt es unzweifelhaft, daß der Sozialismus nur dann existenzfähig ist, wenn er von den

Digitized by Google

Großstädten getragen wird. Nicht als ob die Großstädte an sich politisch ausschlaggebende Körper seien! Das sind sie keineswegs, wie man jetzt in Deutschland sehen kann. Aber gerade eine auf demokratischen Prinzipien aufgebaute Herrschaft kann sich nicht gegen den Willen der Massenanhäufungen von Staatsbürgern am Leben erhalten. Man kann also geradezu sagen: die Frage des Sozialismus ist die Frage der Herrschaftsfähigkeit der Berliner, Hamburger, Leipziger u. s. w. Auf diese Weise ausgesprochen enthüllt die Angelegenheit ihre schärfste Seite.

Die städtische Masse, deren Hauptbestandteil der gewerbliche Lohnarbeiter ist, hat drei Gesichter, einmal erscheint sie als Summe von hunderttausend Privatleuten, von denen jeder mit geringen Mitteln ein kleines Leben führt, sodann erscheint sie als einheitlich fühlende Geistesmacht in gewissen erregungsvollen Momenten und drittens erscheint sie als ein System von Vereinen, Kassen, Beamten und Vertretern. Jedes dieser drei Gesichter ist in sich einfach und wahr, das Unbegreifliche an der Masse liegt in der Schnelligkeit des Wechsels dieser Gesichter. Man setze sich an irgend einen Tisch in der Versammlung und höre vor Beginn der Rede die biederen Kleinigkeitskrämereien der Nachbarn, dann sehe man, wie sie mit dem Gedanken des Redners in die Höhe wachsen, sich verlieren und eine Welt zu erneuern bereit sind, und verfolge dann, wie wenige von tausend Menschen es sind, bei denen der politische Gedanke stark genug ist, um sie zu wirklicher politischer Arbeit zu veranlassen! Diese Masse ist das eigentlichste und größte Problem des Sozialismus. Was kann man ihr zutrauen?

Wenn das Regieren im Aufnehmen weitgehender sittlicher Ideen bestände, so würde der Masse viel zuzutrauen sein, denn für die moralische Idee ist sie im allgemeinen gut disponiert, auch wenn die einzelnen nicht immer an Realisierung denken. Alles, was mit Pathos vorgetragen werden kann, hat, falls es nur nicht gar zu offenbar dumm ist, ein geneigtes Ohr. Es sind niemals taktische Erwägungen, verstandesmäßige Schlüsse, finanzielle und praktische Einzelfragen, die aus den tausend versammelten Menschen eine Einheit machen. Je mehr politisches Handwerk klappert, desto weniger bildet sich das große mystische Subjekt: die Masse. Nicht als ob es der Masse gleichgiltig wäre, was für Taktik oder Organisation ihr empfohlen wird, die inneren Entscheidungen aber sind nicht auf diesem Gebiet. Darin liegt etwas für die Politik des Sozialismus sehr Gefährliches. Er ist dauernd in Gefahr, sich in sogenannte höhere Sphären zu begeben, das heißt keine eigentliche Politik zu bieten, sondern moralische Kritik oder moralischen Enthusiasmus, und damit für die herbere Erziehung seiner Mitglieder zur Politik wenig zu thun. Der politische Stoff wird zwar mitgeteilt, aber die Beurteilungsweise ist unpolitisch. Man fragt: ist es recht, daß Graf P. das und das thut? Man fragt nicht: welche Mittel giebt es, Graf P. zu hindern, dieses zu wiederholen? Die Entrüstung, die durch die erste Frage geweckt wird, hat nun aber politisch einen viel geringeren Wert als die Ueberlegung, die sich an die zweite Frage anschließt. Daß die Masse die erste Frage nicht von selber stellt, braucht nicht besorgt zu werden. Das moralische Raisonnement liegt ihr im Blut. Aber daß sie Geschmack

Digitized by Google

an den politisch-technischen Dingen bekommt, ist nur durch dauernde methodische Beeinflussung zu erreichen.

Es scheint zwar nur formell etwas gewonnen zu sein, wenn die Masse politisch zu überlegen anfängt, der Gewinn ist aber unter Umständen sehr praktischer Natur. Nur mit einer Masse, die sich sehr viel politisch-taktisches Denken angeeignet hat, lassen sich schwierigere politische Aufgaben erledigen. Bis jetzt ist dieser Zustand beim deutschen Sozialismus noch nicht vorhanden, und manches, was in der Haltung der Sozialdemokratie objektiv falsch ist, erklärt sich aus diesem Mangel. Man fühlt bis jetzt in den leitenden Kreisen der Sozialdemokratie die Notwendigkeit der Isolierung von allen gemeinsamen Aktionen, die den Wähler mit Wählern anderer Parteien in zeitweilige Gemeinschaft bringen könnten, und schwächt darum mit Bewußtsein den an sich möglichen, konzentrierten Angriff gegen die agrarische Majorität. Es soll nicht bestritten werden, daß mancherlei Gründe psychologischer Art dieses Verfahren fordern, aber — eine Masse, mit der man nichts Schwierigeres wagen kann, ist noch sehr weit von der Herrschaft. Die agrarische Aristokratie zeigt beispielsweise ein völlig anderes Bild. Sie weiß in allen ihren klügeren Mitgliedern, daß die Flottenvermehrung nicht zum Agrarprogramm paßt, und bringt es dennoch aus Taktik fertig, ohne Zucken einstimmig für Schiffe zu stimmen, weil jedem einzelnen ohne Worte der taktische Wert dieser unprogrammmäßigen Leistung klar ist. Die klerikal-aristokratische Leitung des Centrums kann ohne alle inneren Schwierigkeiten in der ersten Lesung anders stimmen als in der zweiten, sobald sich nur einigermaßen etwas bei dem Frontwechsel denken läßt. Die sozialistische Demokratie ist „nicht so gesinnungslos", das heißt sie ist formal-politisch im Rückstand. Sie versteht den Kompromiß, die Methode des politischen Gewerbes nicht. Vielleicht lernt sie diese Methode nie, — dann behalten die anderen ein höchst wichtiges Werkzeug allein in ihren Händen. Man soll doch nicht denken, das Proletariat könne durch irgendwelche Deklamationen das Wesen aller und insbesondere aller parlamentarischen Politik ändern, solange es noch um die Herrschaft zu kämpfen hat! Entweder es assimiliert sich oder es stellt sich zur Seite. Das letztere ist bis jetzt der Fall.

Die Frage, ob eine Masse politische Methode lernen kann, ist natürlich nicht so zu verstehen, ob jeder Erdarbeiter imstande ist, die einzelnen Stadien des Zollkampfes zu erkennen. Es genügt, wenn der Gesamtgeist auf politische Taktik gestimmt werden kann. Das aber schon ist bei einer Masse, die seit tausend Jahren Religion und Moral, aber erst seit 30 Jahren Politik gehört hat, sehr schwer. Ich halte dafür, daß es bei Rassen älterer Kultur, wie bei den Romanen, leichter ist als bei den Deutschen, bei jenen jedoch fehlt die industrielle Masse selbst, die groß genug wäre, sich mit Herrschaftsfragen zu beschäftigen.

Wer herrscht aber eigentlich, wenn eine Masse herrscht? Der Idee nach herrschen alle, in Wirklichkeit aber ist es eine relativ kleine Zahl von Vertretern oder Beamten, die die Ausübung der Herrschaft besorgen. Natürlich denkt man sich von vornherein diese Vertreter als beständig abhängig von der Summe demokratischer Einzelwillen. Bei kleinen Verhältnissen, in allerlei Vereinen und Ortsgruppen ist diese Vorstellung auch richtig, aber je größer das politische Subjekt

Digitized by Google

wird, je umfassender eine sozialistische Partei im Staatsleben auftritt, desto mehr wird die demokratische Kontrolle der Beauftragten zum Schein. Das tritt in der gegenwärtigen Periode des Sozialismus in Deutschland noch nicht mit aller Schärfe hervor, weil es sich, wie schon gesagt, noch nicht um eine Periode mitregierender Aktivität handelt. Ueberall aber, wo in Landtagen und Kommunalvertretungen beachtliche Minderheiten vorhanden sind, wo es sich nicht mehr um bloßes Formulieren von Bekenntnissen handelt, zeigt es sich schon deutlich, daß die Masse gar nicht beliebig ihre Köpfe wechseln oder dirigieren kann. Man denke auch an große Konsumvereinszusammenhänge! Der Vorstand eines kleinen Vereins ist stets absetzbar, der Centralvorstand aber ist in so hohem Grade mit dem ganzen Werk identisch, daß er nur mit schwerstem Apparat von seinem Platze gehoben werden kann. Massenpolitik bedeutet also: Aufrechterhaltung einer Beamtenschaft, in der die eigentliche Aktion liegt.

Das ist in gewissem Sinne bei allen politischen und sozialen Gruppierungen ähnlich, aber es tritt bei besitzloser Menge eine besondere Schwierigkeit hinzu. Die Vertreterschaft muß um ihres Berufes willen sozial höher gestellt sein, als die Mehrzahl ihrer Auftraggeber. Je höher die Vertreterschaft steht, desto wirksamer kann sie politisch agieren, aber desto weiter entfernt sie sich von ihrer Basis. Man denke an den Eindruck, den englische Gewerkschaftshäupter in Deutschland hinterlassen haben! Wird es möglich sein, die Masse zur Tragung einer wirklich leistungsfähigen Beamtenschaft zu erziehen? Wenn es nicht möglich ist, dann opfert sie ihre Groschen vergeblich. Die Schwierigkeit liegt eben darin, eine mächtige Leitung auf einem Groschensystem aufzubauen. Nicht als ob die Groschen der Masse finanziell unzureichend wären! Keineswegs! Aber in den Groschen lebt ein Geist, der schwerlich große Politik macht.

Es ist zu besorgen, daß das unmittelbare politische Interesse der Masse erlahmt, wenn im Laufe der Zeit das Verhältnis der Masse zu ihrer eigenen Beamtenschaft in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist. Das, was eine ganz natürliche Entwickelung ist, wird als eine Art Unrecht empfunden werden. Man denke sich die erste Generation von Märtyrern gestorben und versetze sich in eine Zeit, wo keine Gefängnisstrafen mehr ein unzerreißbares inneres Band zwischen Masse und Führern schaffen! Davon, daß auch dann noch ein festes Vertrauensverhältnis zwischen beiden Teilen besteht, hängt der weitere Fortschritt des Sozialismus ab. Wie nun, wenn dann die Führer politisch nicht immer verstanden werden, dann, wenn es sich um Einzelarbeit handelt und nicht um Programme? In England besteht eine eigentliche Arbeiterführerschaft in der Politik nicht. Der Chartismus brach unerwartet plötzlich zusammen. Ein solcher Zustand würde für Deutschland ein Unglück sein, ein weit größeres als für England, da wir an liberalen Institutionen und Traditionen um soviel ärmer sind. Immerhin giebt die englische Entwickelung viel zu denken.

Sicher ist, daß es leichter ist, die großstädtische Masse zu einer Revolution zu organisieren, als zu langdauernder, gleichmäßiger Staatspolitik. Für einen großen Akt, in dem sich Phantasie und Leidenschaft vereinen, läßt sich bei geeigneten geschichtlichen Verhältnissen eine überwältigende Einheitlichkeit der Masse erzielen. Aber man weiß,

Digitized by Google

daß im modernen Industrie- und Militärstaat alle Vorbedingungen zum Sieg einer Revolution fehlen. Doch angenommen selbst, die Erwerbung der Macht könne und müsse vulkanartig geschehen, so bleiben nach den Tagen der Eruption alle psychologischen Probleme des Sozialismus fast dieselben. Eine Zeit lang hilft eine große Tradition, dann besteht derselbe Zwang, politische Tagesarbeit auf der Masse aufzubauen. Es ist nicht unmöglich, daß sich das zähe Festhalten vieler Sozialdemokraten am Revolutionsgedanken aus dem Gefühl der Schwierigkeit erklärt, ruhige Politik zu schaffen. Was hilft es aber, den Traum von der Möglichkeit eines gewaltsamen Zusammenraffens aller Kräfte noch weiter zu pflegen, wenn man selbst mit einer Revolution keine andere Basis herstellen kann als die, an deren Fundamentierung man heute arbeiten muß?

Was folgt nun praktisch aus diesen und ähnlichen Erwägungen?

Es folgt nicht daraus, daß die Masse auch im industriellen Staate ein politisches Helotendasein führen muß, denn die von uns hervorgehobenen Schwierigkeiten sind nicht so groß, um die in der Masse vorhandene politische Kraft zu annullieren, sie sind nur groß genug, um die Aufgabe realpolitischer Erziehung in ihrer ganzen Dringlichkeit vor Augen zu stellen. Die Kraft der Masse beruht in der Thatsache ihrer Vielheit. Diese Vielheit wächst bei uns ungeheuer. Jetzt besteht das halbe Volk aus Lohnempfängern, in einiger Zeit werden es 60 pCt. sein u. s. w. Diese Quantität Menschen kann auf Grund von Volksschulbildung nicht politisch unthätig bleiben. Irgendwie wirkt sie unter allen Umständen, selbst wenn man Wahlrechte kürzen wollte. Immer geht von ihr ein starker direkter oder indirekter Einfluß aus, auch da, wo eine eigene Partei der Masse fehlt wie in England. Dieser Einfluß ist groß genug, um über die ganze Zukunft der Nation zu entscheiden, denn sobald er staatspolitisch oder wirtschaftspolitisch falsch geleitet wird oder hemmend auftritt, verzehrt seine Ueberwindung alle übrigen vorhandenen politischen Kräfte. Das ist heute in Deutschland noch nicht so klar, wie es in 20 Jahren sein wird, weil die industrielle Masse noch zu jung und zu wenig aktiv politisch thätig ist, den Einfluß aber, den sie in 20 Jahren haben wird, kann man nicht leicht zu hoch anschlagen. Dann sind die Sozialisten voraussichtlich diejenigen, von deren politischem Verhalten unsere Weltpolitik und unsere Wirtschaftspolitik abhängt. Sind sie nicht imstande, führend, mitregierend aufzutreten, so fehlt der nationalen Entwickelung ein großes vorwärts treibendes Element. Um diese Zeit muß der Prozeß der Ausbildung der Herrschaftsfähigkeit in der Masse bedeutende Fortschritte zeigen, wenn wir nicht als Volk im ganzen auf einen toten Strang geraten sollen. Eine Garantie, daß diese Fortschritte sich einstellen werden, ist nicht vorhanden, aber zu einer Verzweiflung an der Möglichkeit liegt noch weniger Grund vor. Es ist jedoch nötig, mit Bewußtsein auf dieses Ziel hinzuarbeiten.

Die jetzige Art sozialdemokratischer Massenbeeinflussung entspricht nach meiner Auffassung dieser Aufgabe nicht. Sie gewöhnt die Masse nicht daran, sich als mitverantwortlich für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken. Das zeigt sich am grellsten in der Behandlung aller außerpolitischen Machtfragen. Eine nach Macht strebende Partei muß allen Machtfragen gegenüber etwas anderes zu bieten

Digitized by Google

wissen, als Utopien oder moralisches Raisonnement. Das gehört zum Einleben in die geschichtlich gewordene Methode aller Politik. Auch in der. inneren Politik ist das Prinzip der Isolierung, welches kein Prinzip für eine positiv arbeitende politische Macht sein kann, aus vorhin besprochenen Gründen noch fast ungebrochen in Geltung. Es wird erlaubt sein, auch in diesem wissenschaftlichen Organ ein solches Urteil auszusprechen, um so mehr, da von der politisch-anthropologischen Revue zu erwarten ist, daß sie durch ihre gesamte Thätigkeit einer schärferen Erfassung der Herrschaftsprobleme im Sozialismus den Weg ebnen wird.

Schönheit und Liebe.

Dr. Johannes Lübke.

Die schöne Gestaltung der Tiere und Menschen, sowie der technischen Werke menschlicher Kunst ist entwickelungsgeschichtlich aus der geschlechtlichen Liebe und der geschlechtlichen Auslese hervorgegangen. Das ist einer der tiefsten Gedanken der Darwinschen Theorie. Von diesen Forschungen Darwins hat Josef Schenk seltsamerweise keine Kenntnis gehabt, als er den Versuch wagte, in einer kleinen Schrift über Schönheit und Liebe „ein neues Fundament der Aesthetik zu legen".*) Das kleine Buch ist in seinen einzelnen Teilen sehr ungleichwertig, namentlich sind die Verse, welche der Verfasser, „von Begeisterung getrieben", zwischen die philosophischen Erörterungen einschiebt, nichts als eine sehr elende Prosa. Doch finden sich in dem Buche manche geistreiche und selbständige Gedanken, denen der naturwissenschaftliche Aesthetiker sein Interesse nicht versagen kann.

Der psychologische Grundgedanke des Verfassers ist, daß Liebe und Schönheit ein und dasselbe bedeuten und nur gradweis von einander verschieden sind. Unter Liebe versteht er den starken Zug zu einem Wesen des anderen Geschlechts, das der Liebende für schön hält, denn es ist unmöglich, etwas zu lieben, dem wir keinen Geschmack abgewinnen. Der Mensch hat die notwendige Neigung, an allen nicht menschlichen Dingen nur dann ästhetisches Gefallen zu haben, wenn er es vermenschlicht, d. h. mit der eigenen Empfänglichkeit für Wohl und Weh begabt. Die Liebe ist ein Miterleben, Mitlust und Mitleid mit Menschen, Tieren, Pflanzen und Dingen. Die ästhetische Beurteilung der Natur geschieht in Analogie mit den eigenen menschlichen Eigenschaften des Körpers und Geistes, oder wir deuten die letzteren nach der Beschaffenheit natürlicher Gegenstände. „Die Tierähnlichkeit ist der Grund vieler menschlicher Häßlichkeiten, indem sie an die schlechten Eigenschaften des betreffenden Tieres mahnt, manchmal aber auch von Schönheiten, wenn das anklingende Wesen ein edles ist: so bei der Adlernase, dem Falkenauge, dem Löwenkopf." Je näher uns die Dinge stehen, um so mehr sind wir in Liebe zu ihnen entflammt, um so

*) Schönheit und Liebe. Ein philosophischer Versuch. Meran 1899, Ellmenreichs Verlag.

Digitized by Google

eher finden wir sie schön. „Sobald wir am Objekte nichts mehr schön finden, hört auch die Liebe auf."

Das Kunstwerk ist ein „Kind der Liebe". Die Mitlust in der Bethätigung des künstlerischen Schaffens ist nur dem Grade nach von der Liebesbethätigung in der Zeugung verschieden. „Wie könnte Liebe durch Dichten getröstet werden, wenn dieses nicht eine Liebesthat wäre?"

Die Kunst geht aus der Sehnsucht hervor, ein schönes Objekt dauernd zu genießen. Sie verfährt idealistisch, weil sie eine Auswahl der höchsten Schönheiten ist. Darum ist die Kunst nicht einfache, sondern liebende Nachahmung der Natur.

Indem das psychologische Verhältnis der Liebe und Schönheit festgestellt wird, ist damit ihr Wesen noch nicht enträtselt. Für den Verfasser ist schön sein und glücklich sein ein und dasselbe. Die innere Glückseligkeit der Dinge, und mögen sie dem Menschen noch so fern stehen, ist die Ursache ihrer Schönheit. Die Schönheit reizt und lockt zur Liebe. Die Liebe will an den Dingen die Glückseligkeit genießen und alle glücklich machen. Sie bringt „das Glück der ganzen Welt zu Gefühl". Darum ist „das Schöne eine welterhaltende Macht, der Erzfeind des Pessimismus, das ewige Loblied des Lebens, von keines warnenden Weisen Stimme zu übertönen".

So mündet des Verfassers Liebes- und Schönheitslehre in die Metaphysik des Platonismus und des Johanneischen Evangeliums aus. Platon sah in Gott die Urschönheit, Johannes die Liebe und die Fülle der Glückseligkeit.

Kehren wir aber zu der naturgeschichtlichen Untersuchung zurück. Liebe ist eine psychologische, Schönheit eine morphologische Thatsache. Was ist das Primäre, Liebe oder Schönheit? Nach Darwin ist es eine Empfindung oder eine Vorstellung, die bei der ästhetisch-sexualen Zuchtwahl wirksam ist und die schönen organischen Formen auswählt, erhält und steigert. Aber die ästhetische Empfindung kann nur das psychologische Ergebnis einer eigenen morphologischen Variation sein. Ebenso ist die reizende und lockende ästhetische Beschaffenheit des anderen Wesens eine morphologische Variation. Demnach wäre die schöne Organisation das primäre und die schöne Empfindung das sekundäre Bewußtsein derselben, und die ganze Naturgeschichte der Geschlechtsliebe bis zu ihren sublimiertesten Aeußerungen in der Kunst und Poesie würde nur das psychologische Mittel bedeuten, um die Schönheiten der Welt zu Bewußtsein und zu Genuß zu bringen.

Man kann also nicht umhin, den ganzen Kosmos selbst als eine Fülle ästhetischer Kräfte und Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Das Mikroskop zeigt uns eine Welt kleinster Lebewesen von den schönsten Formen und Farben; der Sternenhimmel und die Landschaft reizen zur ästhetischen Andacht, ohne daß von direkten geschlechtlichen Beziehungen die Rede sein könnte. Aber es bestehen indirekte Zusammenhänge. Wir selbst vermögen die kleine und große Welt der Schönheiten nur zu verstehen und zu genießen aus den Empfindungen und Begriffen heraus, die uns in der Erfahrung der Geschlechtsliebe zu eigen geworden sind. Darum hat ästhetische Naturbetrachtung

Digitized by Google

und Kunstschöpfung immer einen sexualpsychologischen Hintergrund, der oft freilich nur leise und in verblaßten Farben durchschimmert.

Ist eine solche Anschauung nur subjektive Täuschung oder eine objektive Wahrheit? Alle tiefere Erkenntnistheorie zwingt notwendiger Weise dazu, auch den Dingen selbst eine unserem eigenen ästhetischen Empfinden und Beurteilen analoge innere Beschaffenheit in unendlicher Abstufung zuzuschreiben.

Schließlich läuft das Problem: Schönheit und Liebe auf das allgemein philosophische hinaus, das über die letzte Beziehung von Körper und Seele, von Morphe und Psyche handelt. Hier müssen wir uns erinnern, daß unsere Erfahrung eine doppelte ist, eine von Innen wirkende und eine nach Außen gerichtete. Spinoza stellte das philosophische Prinzip auf, daß beide nur Erscheinungsweisen einer und derselben Natur oder Substanz seien. Wenn für unsere Erfahrung Liebe als innere Schönheit und Schönheit als die sinnliche Hülle der Liebe sich offenbart, so müssen beide im letzten Grund einander gleich und eins sein, so daß die Liebe sich entzündet, wenn im Kreislauf der Dinge eine Schönheit der anderen begegnet.

Berichte.

Biologie.

Die Autonomie des Lebens. In einem polemischen Aufsatz über „Anhänger und Gegner der Lehre von der Lebensautonomie" (Biologisches Centralblatt, XXII. Band, No. 14 und 15) vertritt H. Driesch seinen Standpunkt der „Dynamischen Teleologie", d. h. die Auffassung, daß die Lebensvorgänge nicht mechanisch und maschinell verstanden werden können, sondern daß sie „vitalistisch", d. h. mit einer Selbstregulierung begabt, sich vollziehen. Das biologische Einzelgeschehen ist zwar physiko-chemisch zu begreifen, die strukturelle Basis aber, auf der es sich abspielt, ist letzthin als gegeben anzunehmen und nur teleologisch beschreibbar. Eine solche ins typische Einzelne gehende komplizierte Struktur als Basis der Entwickelung ist auf Grund der Experimente gar nicht zu verstehen. Nicht einmal alles Anorganische ist physiko-chemisch zu begreifen. Sobald Richtung, sobald spezifische Form auftritt, wird schon im Anorganischen ein neues Elementares gefordert, das die nur das Allgemeine behandelnde Physik und Chemie nicht lehrt. So ist es beim Kristall, so beim Dentrit. Beim Organismus tritt noch etwas hinzu, „der Begriff der Entelechie, der intensiven Mannigfaltigkeit besonderer, die Kombination des Ungleichen in sich befassender Art". — Driesch dringt darauf, daß die Biologen sich über die begrifflichen Voraussetzungen wissenschaftlicher Forschung klar werden; denn die Selbstbesinnung auf die Methode ist für den wissenschaftlichen Fortschritt ebenso bedeutsam wie der Inhalt, der mit ihr gefunden wird.

Regenerationserscheinungen bei Amphibien. Colucci, Wolff und andere haben festgestellt, daß die Augenlinse der Amphibien sich am oberen Rande der Regenbogenhaut regeneriert. Bei Wirbeltieren waren die heutigen unpaaren Augen ursprünglich paarig vorhanden, was sowohl durch ihre Innervation, wie durch ihre Anlage erwiesen ist. Die Linse des anderen Auges lag in der Nähe des oberen Irisrandes, von wo aus auch die Regeneration gewöhnlich stattfindet. Somit ruft die Entfernung der neueren Linse das Erscheinen sehr alter Anlagen der inneren Linse hervor, d. h. die Linse der primären Augenblase. Die Linsenregeneration hat also einen atavistischen Charakter. (W. Schimkewitsch, Anatomischer Anzeiger, XXI, 2.)

Die Frösche als Eltern. Unsere gewöhnlichen Frösche sind nicht gerade sehr mit Sorgen für die Zukunft ihrer Nachkommen beschwert. Sie legen eine

Digitized by Google

Menge Eier und haben damit gethan, was für die Erhaltung der Art notwendig ist. Selbst wenn auch eine ganze Menge der kleinen Kaulquappen, die aus den Eiern herauskommen, eine Beute der vielen Feinde der Froschnachkommen werden, wird doch eine genügende Anzahl davon heranwachsen, zu schwanzlosen Fröschen werden, um dann ebenso leichtsinnig wie ihre Eltern Nachkommen in die Welt zu setzen. Andere Arten von Fröschen und Kröten haben dagegen eine viel strengere Auffassung ihrer Elternpflichten. Der japanische Laubfrosch baut ein Nest für seine Eier an den Flußufern bei den Reisfeldern, und zwar in Form einer kleinen Höhle. Der brasilianische Laubfrosch führt auf dem Boden in niedrigem Wasser einen ringförmigen Wall von Morast und Erde auf, der nach und nach sich zu einer Höhe von 10 cm über der Oberfläche hinaus erhebt, wo er dann einen Ring mit ungefähr 1 Fuß Durchmesser darstellt. Die Geburtshelferkröte trägt das Band, an dem die Eier befestigt sind, an den Hinterbeinen. Wenn die Jungen beim Auskriechen sind, steigt sie ins Wasser und läßt sie hier ausschlüpfen. Auf den Seychellen-Inseln findet sich ein Frosch, der auf eine besondere Art seine Eier ausbrütet. Die Eier werden auf feuchte Erde oder faule Baumstümpfe gelegt und hier durch den Körper des Frosches feucht gehalten, bis die Jungen hervorkommen, und die verhältnismäßig großen Kaulquappen klammern sich dann auf dem Rücken des Frosches fest und verbleiben dort, bis ihre Entwickelung abgeschlossen ist. Eine merkwürdige Nachkommenpflege übt die Pipakröte auf Surinam aus, indem sich auf dem Rücken des Weibchens eine zirkelförmige Grube bildet, in welcher die Eier geborgen und beschützt werden. Die Beutelfrösche in Venezuela haben eine Art Brutkammer auf dem Rücken. Bei einer anderen Art werden die Jungen im Körper des Männchens, in einer inneren Brutkammer, ausgebrütet; die entwickelten, lungenatmenden, schwanzlosen jungen Tiere schlüpfen durch einen an der Zunge sich öffnenden Gang aus. (Natur und Haus, X, Seite 253.)

Ueber die Mauser. Die Bezeichnung eines Kleides ist nur für den Fall anwendbar, wenn auf der allgemeinen Körperdecke Hautgebilde bestehen, deren Funktion wesentlich eine Verstärkung des Körperschutzes nach außen ist. Die physiologische Funktion der als Haare, Stacheln, Panzer, Federn, Schuppen bezeichneten Horngebilde ist eine passive beschützende. Man muß einen kontinuierlichen von einem periodischen Wechsel unterscheiden, der als Mauserung bezeichnet wird. Das Hären der Säugetiere, der Federwechsel der Vögel, das Häuten der Reptilien ist die periodische Erneuerung aller aus Zellen bestehenden Oberhautgebilde. (Nic. Schiller-Tietz, Prometheus, XIII, No. 658, Seite 536.)

Anthropologie.

Der 33. deutsche Anthropologenkongreß fand vom 5.—8. August d. J. in Dortmund statt. Die Beteiligung war eine sehr gute; angemeldet waren über 250 Teilnehmer. Von bekannteren Gelehrten waren Waldeyer, v. d. Steinen, Fritsch, Kollmann, Ranke u. s. w. erschienen. An Virchow, der durch Krankheit am Erscheinen verhindert war, wurde folgendes Telegramm geschickt: „Die heute eröffnete Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft empfindet schmerzlich die Abwesenheit ihres hochverehrten unersetzlichen Führers, welcher 32 Versammlungen den Stempel seines Genius aufgedrückt hat. In innigster Teilnahme, für die Anthropologische Gesellschaft Andrian, Waldeyer, Ranke.“ Aus den Verhandlungen sind folgende anthropologisch wichtige Vorträge besonders hervorzuheben, über die wir nach den ausführlichen Mitteilungen im „Dortmunder Tageblatt“ berichten.

Das Gehirngewicht der Männer und Frauen. Nach den Untersuchungen von Professor Marchand beträgt das mittlere Hirngewicht (in der hessischen Bevölkerung) für erwachsene Männer 1405 Gramm, für erwachsene Frauen 1275 Gramm. Das anfängliche Hirngewicht (der Neugeborenen) verdoppelt sich ungefähr im Lauf der ersten dreiviertel Jahre, es verdreifacht sich noch vor Ablauf des dritten Lebensjahres; von da ab erfolgt die Zunahme immer langsamer. Sie ist beim weiblichen Geschlecht geringer als beim männlichen. Seine definitive Größe erreicht das Gehirn beim männlichen Geschlecht zwischen dem 19. und 20. Jahre, beim weiblichen zwischen dem 16. und 18. Jahre. Eine Verkleinerung des mittleren Gehirngewichts infolge der senilen Atrophie (Altersschrumpfung) tritt beim Manne im 8., beim Weibe bereits im 7. Dezennium ein, doch finden in dieser Beziehung

Digitized by Google

sehr große individuelle Verschiedenheiten statt. In der Kindheit erfolgt die Zunahme des mittleren Hirngewichtes entsprechend dem Körperwachstum bis zu einer Körperlänge von ungefähr 70 Centimetern — von da an ist sie unregelmäßiger —, doch ist das mittlere Hirngewicht der Männer unter Mittelgröße (150—160 Centimeter) etwas niedriger als das der normal größten Individuen, ebenso das des Weibes unter 145 Centimeter. Die geringere Größe des weiblichen Gehirns ist nicht abhängig von der geringeren Körperlänge, denn das mittlere Gehirngewicht des Weibes ist ohne Ausnahme geringer als das der Männer von gleicher Größe. Diese letzteren Sätze und vor allem der letzte bezüglich des weiblichen Geschlechts, widersprechen den bisherigen Ergebnissen der Frauenforschung. Man hat nach Bischoff's u. a. Gehirnwägungen wie nach zahlreichen Bestimmungen des Gehirnraumes des Schädels (Kapazität) den Frauen bisher ein, in Beziehung auf die gesamte Körperentwickelung etwas schwereres Gehirn als den Männern zugeschrieben, was bekanntlich für die Frauenfrage in manchen Richtungen Verwertung gefunden hat. Marchand fügt den den Frauen ungünstigen Ergebnissen seiner Wägungen und Kalkulationen die „tröstlichen" Worte bei: „Die geringere Größe des Gehirns beim weiblichen Geschlecht ist eben der Ausdruck einer anderen (zarteren) Organisation des weiblichen Körpers, an der sich das Gehirn ebenso wie andere Organe beteiligt. Sie ist vielleicht, bei sonst ganz gleichartiger Beschaffenheit, nur durch eine größere Feinheit der markhaltigen (Nerven-) Fasern bedingt, doch entzieht sich eine solche dem direkten Nachweis durch das Mikroskop."

Der Schädel des Philosophen Leibniz. Nach den Untersuchungen von Professor Krause läßt sich die Körpergröße nach den vorhandenen Gebeinen auf 174—175 Centimeter berechnen, und es steht auch dies Moment im Einklang mit den überlieferten Angaben, daß Leibniz ein Mann von mittlerer Statur gewesen sei. Ebenso stimmt der Befund des Schädels überein mit dem von Leibniz erreichten Alter von siebzig Jahren. Als ein sehr wertvolles Moment anzusprechen ist schließlich die von Leibniz selbst gemachte Angabe, daß er slavischer, wie er sagt, „polnischer" Abstammung sei. In der That zeigt der Schädel alle Merkmale des slavischen Typus, in der Biegung des Kinns sowohl, wie in der niedrigen kleinen Form und geringen Kapazität (Rauminhalt). Die letztere beträgt nur 1450 Centimeter, woraus sich ein Gehirngewicht von knapp 1300 Gramm berechnen läßt. Der Schädel zeigt damit ein ähnliches Verhältnis, wie der Schädel Gambettas, und doch war Leibniz einer der größten Geister, die je gelebt haben. Dieser Fall erhärtet also zur Evidenz, daß auf die absolute Masse und das Gewicht des Gehirns bei Beurteilung der Intelligenz kein Wert zu legen ist.

Die Geschlechtsunterschiede der Hirnwindungen erörterte Professor Waldeyer an der Hand eines interessanten Falles; derselbe betrifft die Beobachtungen an Drillingen, die einige Monate nach der Geburt verstarben. Die Gehirne waren etwa sechs Monate alt, befanden sich also in einem Entwickelungsstadium, in welchem das Gehirn schon erhebliche Windungen zeigt. Es handelte sich um zwei Knaben und ein Mädchen. Der eine Knabe war mehr entwickelt, als seine beiden Geschwister, und es gelangte dies auch zum Ausdruck bei der Betrachtung des Gehirns, welches zahlreichere Windungen und eine weiter vorgeschrittene Ausbildung der Rinde aufwies. Der zweite Knabe und das Mädchen standen auf ziemlich gleicher Entwickelungsstufe, nur war bei dem Knaben die sogenannte Insel (die Entwickelung der Insel stellt sich dar als ein Zeichen vorgeschrittener Ausbildung) noch sichtbar, während sie bei dem Mädchen schon verdeckt war. Man muß daher sagen, daß das Gehirn des Knaben auf einer relativ niedrigeren Entwickelungsstufe stand, indessen nur in Betrachtung der Gesamtentwickelung, während die Windungen sich auf gleicher Stufe hielten. Es bestätigt sich damit der Rüdingersche Satz, daß die Entwickelung der Windungen und Furchen im Gehirn beim männlichen Geschlecht etwas früher ausfällt, als beim weiblichen. Da das vorhandene Vergleichsmaterial leider selten ist, so können feststehende Schlüsse z. Z. jedoch nocht nicht gezogen werden. Dazu wird es der Betrachtung von mindestens hundert Fällen bedürfen.

Die Variationen am Skelett des Menschengeschlechts in ihrer Bedeutung für die Probleme der Abstammung und Rassengliederung behandelte Professor Klaatsch (Heidelberg). Während bisher die Verschiedenheiten des menschlichen Skeletts fast nur am Schädel untersucht wurden, hat man in neuerer Zeit begonnen, auch dem übrigen Knochengerüst seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber eine wirklich systematische Bearbeitung der Rassenverschiedenheiten des Skeletts, des Rumpfes und der Gliedmaßen kann erst vorgenommen werden, nachdem die moderne

Digitized by Google

Anthropologie von der lediglich beschreibenden und messenden Arbeitsweise zur vergleichend anatomischen Forschungsmethode übergegangen ist. Wie ein großer Teil der sogenannten Abnormitäten in der Muskulatur und der Anordnung der Blutgefäße nur als die Erinnerungen an die tierischen Vorfahrenzustände des Menschengeschlechts verständlich ist, so liefert auch das Skelett viele Dokumente für den Entwickelungsgang unseres Geschlechts, der noch keineswegs zum Abschluß gelangt ist. Hinter dem scheinbaren Chaos individueller Variationen verbergen sich bestimmte Entwickelungseinrichtungen, teils progressiver, teils regressiver Natur. An den Beispielen der Wirbel und Rippen, deren Zahl individuellen Schwankungen unterworfen ist, sowie des Gebisses, dessen Rückbildungstendenz in den höheren Menschenrassen unverkennbar ist, tritt deutlich erkennbar zu Tage, daß unser Körper nichts Festes, Unveränderliches darstellt, und daß gerade die Kenntnis der Variationen eine Quelle für das Verständnis der Vorgeschichte des Menschen zu werden verspricht. Eine richtige Beurteilung der Abweichungen, welche die fossilen (versteinerten) Menschenreste aus dem Neanderthal, von Spy in Belgien, sowie von der neu entdeckten Fundstelle Krapina in Kroatien vom jetzigen Zustande zeigen, ist nur dann möglich, wenn man die Verschiedenheiten zwischen den niederen und höheren jetzt noch lebenden Rassen kennt. Weit ausgedehnte vergleichende Skelettstudien, welche der Vortragende in den großen Sammlungen von Berlin, Leipzig, Halle, Stuttgart, Frankfurt a. M. u. a. neuerdings im Musée du jardin des plantes in Paris angestellt hat, hatten das Ergebnis, daß thatsächliche Differenzen in der Knochenbildung bestehen, die als Spuren des Hervorgehens des Menschen aus einer tierischen Vorfahrenform zu deuten sind. Das wichtigste Material bilden Skelette der Eingeborenen Australiens, bei welchen die niederen Merkmale des Skeletts ganz besonders deutlich hervortreten. Eine Uebersicht der einzelnen Knochengruppen ergiebt, daß dieselben sich nicht gleichartig verhalten. Während in der Bildung des Armskeletts verhältnismäßig geringe Abweichungen zwischen niederen und hohen Rassen in die Erscheinung treten, ergeben sich an den Knochen des Beines, sowohl am Fuß, als am Unter- und Oberschenkel eine ganze Unzahl inferiorer Merkmale, die deutlich zeigen, daß manche niedere Rassen, obwohl sie die Fähigkeit zum aufrechten Gang besitzen, dennoch in ihrem Knochengerüst nicht jene vollständige Anpassung an die aufrechte Körperhaltung erfahren haben, wie es beim Europäer der Fall ist. Das interessanteste Ergebnis lieferte die Wirbelsäule der Australier. An allen untersuchten Skeletten, ganz besonders auffällig an einigen im Berliner anatomischen Institut befindlichen, zeigen sich die Wirbel des Australiers als relativ zu klein im Verhältnis zur Körperhöhe. Bei Individuen, deren Oberschenkel die gleiche Länge wie die europäischen Versuchsobjekte besitzt, sind die Wirbel in fast allen Dimensionen etwa um ein Viertel kleiner als bei letzteren. In der Höhe macht sich dieser Unterschied noch am wenigsten geltend, weit mehr in der Breite und Dicke der Wirbelkörper, besonders in der Lendengegend. Diese Thatsachen beweisen das Fortbestehen einer niederen, dem tierischen Vorfahren näheren Stufe, ohne daß damit eine Annäherung an Zustände jetzt lebender Affen gegeben wäre. Es bestätigt sich vielmehr aufs neue die von Klaatsch vertretene Anschauung, wonach das Menschengeschlecht nur an der Wurzel seines Stammbaums mit den Vorfahren der Anthropoiden (menschenähnlichen Affen: Gorilla, Schimpanse, Orang) verwandtschaftliche Beziehung besitzt. Die geringe Variation des Armskeletts erklärt sich dadurch, daß die Hand keine Neuerwerbung des Menschen, sondern ein uraltes tierisches Erbstück darstellt. Nachdem, wie Klaatsch auf dem letzten Kongreß in Metz gezeigt hat, durch die Umbildung des Fußes der kletternde Primatenvorfahre in die spezifisch menschliche Entwickelungsrichtung gelangt war, fand die Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde und damit die Ausbildung der Rassenmerkmale statt, deren Mannigfaltigkeit zum großen Teile eben darauf beruht, daß unabhängig von einander in den einzelnen Gruppen die niederen Zustände der gemeinsamen Basis allmählich überwunden wurden. Dies gilt ebenso für die unteren Gliedmaßen und die Wirbelsäule, an deren Knochen die mechanischen Wirkungen der aufrechten Körperhaltung z. B. in der Aufrichtung der Tibia (Schienbein) und Fibula (Wadenbein), die teilweise Verdickung des Femur (Oberschenkelknochen), die Vergrößerung der Lendenwirbel u. a. bedingten, wie auch für den Schädel, welcher durch die Größenzunahme des Gehirns eine stärkere Wölbung erfuhr, wobei die mächtigen Augenwülste, die bei manchen Australiern noch fast in gleicher Stärke wie bei den antediluvialen Menschen bestehen, rückgebildet, ferner die Kiefernregion verkleinert und unter die Gehirnregion verschoben wurde. Der Vortragende betonte die Notwendigkeit, den Schädel nicht wie bisher für sich allein, sondern im Zusammenhang mit dem übrigen Skelett zu untersuchen und die in den

Digitized by Google

Rassen bestehenden Kombinationen von Skelett-Merkmalen nach den Prinzipien der tierischen Morphologie festzustellen. Die Anlegung reicher Sammlungen von Vergleichungsmaterial mit Benutzung von Gipsabgüssen ist für die weitere Forschung unerläßlich. Deutschland steht in der Pflege der somatischen Anthropologie gegen Frankreich weit zurück. Wenn die moderne Anthropologie der Ethnographie eine wirksame Unterstützung bieten soll, so muß sie auch mit den notwendigen Hilfsmitteln ausgestattet werden. Die Begründung eigener anthropologischer Institute ist dazu unerläßlich. Klaatsch führte einen Apparat vor, der zur geometrischen Projektion der Schädel-Umrisse dient, den von Lissauer in Berlin erfundenen Diagraphen in einer von dem Vortragenden verbesserten Form.

Psychologie.

Die Psychologie der Japaner. Es giebt in der Wissenschaft vom Menschen kein schwierigeres, verwickelteres Problem als das der Rassen- und Volksseele. Fast ebenso verschieden und sich widersprechend als die Urteile über die körperlichen Eigenschaften der Japaner sind auch die Meinungen betreffend den geistigen Charakter dieses Volkes. Zum richtigen Verständnis eines Volkscharakters hat man drei Hauptfaktoren im Auge zu behalten, die Umwelt, die psychische Heredität und die Suggestibilität. Die zwei ersten bedingen den ursprünglich beanlagten Rassen-, beziehungsweise Volkscharakter; der dritte ändert ihn mehr oder weniger dauernd, je nach der Stärke der suggestiven Einflüsse. Ein inhärenter Zug der Japaner, auf welchen namentlich Percival Lowell hingewiesen hat, ist ihr Mangel an Individualität. Nicht nur rein psychisch ist diese Thatsache, sondern auch im äußeren Habitus giebt sich dieses kund. Auf diesem Mangel an Persönlichkeit beruht die Suggestibilität der Japaner. Was Kohlbrugge von den südlichen Rassenverwandten des Japaners, dem Javaner, sagt, daß er in psychischer Hinsicht eine gute Reproduktionsmaschine, ein treuer photographischer Apparat, oft mit Kunstsinn begabt, aber ohne Initiative, ohne schöpferische Gedanken sei, das könnte auch für den Japaner gelten. Die besten Kenner des japanischen Charakters sind sich darüber einig, daß einer seiner Hauptzüge in der Unfähigkeit, abstrakte Begriffe zu fassen, im Mangel des Suchens nach Kausalität besteht. Der tiefere Blick in die Ursachen und den Zusammenhang der Erscheinungen fehlt dem Japaner vollständig; der Idealismus sowie die Spekulationen der Philosophie liegen ihm fern. Mit großer Initialenergie vieles anfangen und wenig zu Ende bringen, ist bei den Japanern im großen und kleinen, bei dem Staat und bei den Individuen so etwas Gewöhnliches, daß dieser Zug schon seiner Häufigkeit wegen nicht ausschließlich neu sein kann. Dieser Mangel an Stetigkeit und Ausdauer unterscheidet den Japaner vom Chinesen. Wie bei allen Orientalen, sind auch bei den Japanern Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe selten vorkommende Tugenden. Dies trifft alles nur den allgemeinen Volkscharakter. Wie bei jedem Kulturvolke giebt es auch in Japan einzelne Individuen, die durch ihre vortrefflichen geistigen Eigenschaften über die Masse hervorragen. Sie bilden die Elite der Nation, die Aristokratie des Geistes. Zusammengefaßt ergeben sich als geistige Hauptzüge der Japaner, die der Rasse überhaupt angehören: Mangel an Wahrheitsliebe, Mangel an Tiefe des Geistes- und Gefühlslebens und Unfähigkeit, abstrakte Begriffe zu fassen; als die, welche dem japanischen Volke mehr speziell eigen sind: Mangel an Individualität, pseudo-stuporöse Zustände, Suggestibilität, Unstetigkeit, Mangel an Ausdauer und Paradoxalismus, wozu als moderne Züge Eitelkeit und Jingoismus kommen. (H. von Kate, Globus, 1902, 4.)

Kulturgeschichte.

Der Ursprung der mittelamerikanischen Kulturen. Es giebt keine Gründe für die Annahme, daß die Elemente der Civilisation der amerikanischen Stämme auf altweltliche Quellen, seien es europäisch-orientalische oder indisch-ostasiatische, zurückgeführt werden können. Auch ist der Nachweis eines Zusammenhanges zwischen einer altweltlichen und neuweltlichen Sprache noch nicht erbracht worden. Je vertrauter wir mit der Ornamentik, der Kunstentwickelung, der Formensprache der mexikanischen, der peruanischen und der anderen altamerikanischen Kulturvölker geworden sind, in um so weitere Ferne erscheint die Möglichkeit

Digitized by Google

gerückt, diese Kunstentwickelung an irgend eine der alten Welt anzuknüpfen. Zwar tritt in einzelnen Formelementen oft eine überraschende Uebereinstimmung zwischen der altweltlichen und neuweltlichen Kunst zu Tage, wie im Stufen-Mäander, dem laufenden Hund, der in der altperuanischen und der altmexikanischen Ornamentik eine nicht minder bedeutende Rolle spielt, wie in der alten griechischen. Auch einzelne Worte der Indianersprachen klingen oft merkwürdig an solche der uns bekannten Sprachen an. Man denke an „teotl", das mexikanische Wort für „Gott". Wir werden in dem einen Fall das Wirken gleicher Formprinzipien, in dem anderen das Walten des Zufalls anzunehmen haben, und werden auch, wo in nicht minder auffälliger Weise die Sitten und Gebräuche sich gleichen, an eine gleichartige Veranlagung des menschlichen Geistes denken müssen, an ein Denken, das an den verschiedensten Orten und unter den verschiedensten Bedingungen dieselben und mitunter sehr sonderbar erscheinenden Wege wandelt. Trotzdem ist nicht in Abrede zu stellen, daß im Nordwesten Amerikas, ebenso von Süden her asiatische Einflüsse stattgefunden haben. Aber der Ursprung der mittelamerikanischen Kultur ist nicht in Asien zu suchen. In den Ueberlieferungen dieser Völker ist nichts enthalten, was auf einen fremden, überseeischen Ursprung der mexikanischen Kultur, auf eine Einwanderung der Mexikaner aus fernen asiatischen Gegenden hindeutet. Der Stamm der Tolteken sind als die Kulturträger und Kulturbegründer anzusehen. (E. Seler, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1902, No. 6.)

Römische Funde in Köln. Bei den städtischen Kanalarbeiten außerhalb der Umwallung sind wieder eine Reihe römischer Gräber zu Tage gefördert worden. In Lindenthal, wo ja der Lage abseits der Heerstraßen nach nur zerstreute Gräber von römischen Einzelansiedelungen zu erwarten sind, ist man, wie vor Jahren, so diesmal wieder auf einige Gräber gestoßen. Es handelt sich um Skelettbestattungen in langen Särgen aus Trierer Sandstein, wie solche im dritten bis vierten Jahrhundert n. Chr. im Gebrauch waren. Die Sarkophage standen dicht nebeneinander, aber unregelmäßig in sehr verschiedener Tiefe. Dem Umstande, daß die Gräber nicht an der großen Heerstraße gelegen waren, ist es wohl zuzuschreiben, daß sie den Grabräubern nachrömischer Jahrhunderte entgangen und deshalb völlig unberührt geblieben sind. Die Oeffnung ergab eine nennenswerte Ausbeute an zwar nicht seltenen, aber vortrefflich erhaltenen römischen Gläsern; der eine Sarg enthielt sieben, der andere acht Stück. In dem einen fehlten auch nicht die kleinen Thonkännchen, die sich, wenn sie überhaupt mitgegeben wurden, eigentümlicherweise stets in der Dreizahl finden. Leider waren die Skelette stark vermodert. Auch bei den Kanalarbeiten an der Aachenerstraße, der alten Römerstraße, stieß man, wie zu erwarten, auf eine Reihe von Gräbern, die meist der früheren Kaiserzeit entstammen. Das eine lieferte dem Museum ein sehr schönes und ausgezeichnet erhaltenes Exemplar der großen gläsernen Aschenbehälter in der Form der vase à chouette. Die Bestattungsart war diejenige der Einfriedigung und Zudeckung des Aschenbehälters mit Thonziegeln. Es sind aber nicht die gewöhnlichen, bei ärmeren Gräbern vorkommenden Ziegelpfannen, sondern große, regelmäßig rechteckig geformte Ziegel, die, wie es scheint, besonders zu Begräbniszwecken hergestellt wurden. Das ganze an Gräbern reiche Gelände zu beiden Seiten der Fahrstraße ist leider durch neuzeitliche Anschüttungen so erhöht worden, daß Ausgrabungen jetzt nur mit großen Kosten möglich sein würden, so daß noch mancher schöne Schatz hier für ewige Zeiten unter der Straße vergraben bleiben wird. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 627.)

Die französischen Kolonien im Deutschen Reich. Deutschland ist als ein Land der Toleranz gar früh der Einwanderung romanischer Familien ausgesetzt gewesen, die in ihrer alten Heimat um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. So wanderten Anhänger des Waldus, die pauvres de Lyon, ein, deren Kolonien aber infolge der päpstlichen Verfolgungen ausgerottet wurden. Protestantische Wallonen aus dem südwestlichen Niederland stifteten schnell aufblühende Kolonien in Wesel, Emden, Frankfurt a. M., Hanau, Frankenthal, Mannheim u. s. w. Frei von Zunftvorurteilen und begeistert für geordnete Freiheit, gründeten sie seit 1554 Musterkolonien und übten einen nachhaltigen Einfluß auf Sitten und Charakter der Deutschen, insbesondere der Rheinländer, aus. Die freie, selbständige Kirchenverfassung in presbyterial-synodaler Form ist auf die Wallonen zurückzuführen. Der dritte Zuzug kam aus Frankreich. Zeigte er sich früh in Lothringen und Elsaß, so wurde er im übrigen Deutschland seit 1572, der sogenannten Bluthochzeit, spürbar. Die größten Massen kamen erst unter Ludwig XIV., insbesondere seit dem Widerruf

Digitized by Google

des Toleranzediktes von Nantes 1685. In Berlin wuchs die Gemeinde der Réfugiés dank dem Großen Kurfürsten bald auf 6000, in Magdeburg auf 2000 Mitglieder an, ähnlich in anderen Städten. Die Einwanderung der Hugenotten dauerte bis 1740. Ein vierter Zug kam aus der Pfalz 1669. Der letzte Zug kam aus Italien seit 1699, Hugenotten, die von dem Herzog von Savoyen des Landes verwiesen worden waren. Die Gesamtzahl der romanischen Einwanderer wird meist übertrieben; im ganzen sind es etwa 40000 gewesen. (Harri Tollin, Deutsche Erde I, 1, Seite 4.)

Sozialwissenschaft.

Die sozialen Verhältnisse der Juden in Preußen und Deutschland. II. Die Annahme, daß die Rassenkreuzungen von Juden und Christen eine geringere Fruchtbarkeit bewirken, ist ein Irrtum, der aus einer falsch gedeuteten Statistik hervorgeht, da von 1875 an die christlichen Ehen bis 1899 um ein Sechstel, die Mischehen dagegen um ein Drittel gestiegen sind, also bei den letzteren als den zuletzt geschlossenen Ehen die Zahl der Kinder natürlicherweise noch gering sein muß. Dazu kommt noch, daß in vielen Ehen, die als Mischehen eingegangen sind, der jüdische Ehegatte später zur Religion des christlichen Ehegatten übertritt, so daß die Kinder, die nach dem Uebertritt geboren werden, nicht mehr als Kinder aus einer Mischehe zur Anschreibung gelangen. Es liegt kein Anlaß zu der Annahme vor, daß die Mischehen in Bezug auf Fruchtbarkeit und Lebensfähigkeit der Kinder hinter den reinen Ehen zurückbleiben. „Unter diesem Gesichtspunkte wird man aber den Mischehen ein günstiges Prognostikon stellen können. Soweit darüber bisher Erfahrungen vorliegen, scheint die Rassenmischung zwischen Christen und Juden auf die Abkömmlinge günstig einzuwirken. Wir haben, besonders in Deutschland, aber auch in anderen Ländern Männer, die durch ihre Vorfahren jüdisches Blut in den Adern haben, hohe Stellen im Staate mit Erfolg bekleiden, in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes leisten sehen.“ (A. Ruppin, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 1902, 6. Heft, Seite 760.)

Rechtswissenschaft.

Die Zukunft des deutschen Strafrechts. Das neue Jahrhundert soll und wird eine Revision des Strafrechts bringen. Darüber ist man einig, nicht dagegen über das Wann, Wie und Wieweit. Da bestehen weitgehendste Meinungsdifferenzen, und es ist bis heute noch niemandem gelungen, Ziele und Richtungen der Gesetzesarbeit genau zu bestimmen und vorzuzeichnen. So ist und bleibt leere Redensart der Satz: „Das Verbrechen, nicht der Verbrecher ist zu bestrafen“, oder: „Abschreckung dem Gelegenheitsverbrecher, Besserung dem besserungsbedürftigen Gewohnheits-Delinquenten, Unschädlichmachung dem Unverbesserlichen.“ Das ist alles nicht neu, wir haben es längst gewußt und danach zu handeln gestrebt; ob wir es erreicht haben, das ist freilich eine andere Frage. Die stille Energie des sittlichen Bewußtseins, das bislang der spiritus rector unseres Handelns und der Gesetzgebung gewesen ist, wird auch fernerhin unserem Recht und Gemeinwesen den Stempel aufdrücken. In der Entwickelung des Strafvollzuges können wir uns eines tiefsittlichen Fortschrittes rühmen. Der preußische Justizminister von Arnim konnte am Ende des 18. Jahrhunderts die Gefängnisse als Pepinièren des Verbrechens schildern, in denen die Sträflinge an Leib und Seele zu Grunde gerichtet wurden. Heute hat sich das geändert; trotzdem nehmen die Klagen über die Unvollkommenheit des Freiheitsstrafsystems zu. Es ist indes eine Illusion, das Verbrechen aus der Welt schaffen zu wollen. Auch giebt es keine staatliche Vorkehrung, keine Kriminalstrafe, die eine durchgreifende moralische Besserung, eine innere Wandlung des Menschen erreichen könnte. Der Staat hat hierzu nicht Kraft noch Beruf. Das ist Sache der Reiche, der Gesellschaft, der Selbstzucht. Die im Vergleich zur Bevölkerungszunahme unverhältnismäßige Progression der Verbrecher ist wesentlich nicht Steigerung der Verbrecherzahl, sondern der Rückfälle. Die Progression betrifft die männliche Bevölkerung und die Jugend. Es ist außer Zweifel, daß die sogenannte „speziell prävenierende Kraft“ unseres Strafvollzuges sich als ohnmächtig erwiesen hat. Was können wir, was wollen wir erreichen? Der Staat muß sich daran genügen lassen, durch das Strafrecht „generell prävenierend“ zu wirken, die Bevölkerung angesichts

Digitized by Google

der Strafdrohung vom verbrecherischen Handeln abzuschrecken. Diese Kraft besitzen die Strafgesetze. Trotzdem ist unsere Strafgesetzgebung der mangelhafteste, reformbedürftigste Teil unserer ganzen Rechtsordnung. Reformbedürftig ist namentlich die kriminalistische Behandlung der Jugendlichen, die Geldstrafe, die Freiheitsstrafe, der Straf-Vollzug, die Ueberfülle der Strafgesetze, der Strafverfolgung und die falsche Methode unserer Strafgesetze. Das Uebermaß der Strafverfolgungen beruht zwar auf einem gesetzlichen Zwang, ist aber oft nur ein Schießen mit Kanonen auf Fliegen. Wir verfolgen um Lumpereien willen mit dem mächtigen Strafapparat und bringen hinter Schloß und Riegel und machen dadurch erst den Menschen zum Verbrecher. Wir opfern dabei dem Moloch einer formalen Gerechtigkeit, die wir selbst durch formales Gesetz uns zum Götzen geschaffen haben. Wir haben dafür zu sorgen, daß das Strafwürdige, aber nur das Strafwürdige bestraft wird und die Strafe dem Verbrechen angemessen ist. So schnell wie möglich sind diese Uebelstände aus der Welt zu schaffen. (A. Wach, Blätter für Gefängniskunde, 36. Band, Heft 1 und 2.)

Revision des deutschen Strafgesetzbuches. Der Berliner Juristentag (1902) wird zur Strafrechtsreform Stellung nehmen. Es liegt die Gefahr vor, daß ein ersprießliches Zusammenwirken und gemeinsame Arbeit unmöglich wird durch den theoretischen Gegensatz der Schulen. Es ist daher zu wünschen, daß der Streit der Schulen zurücktreten möchte. Es ist dazu eine scharfe Abgrenzung der Vollmachten in Wissenschaft und Gesetzgebung notwendig. Die Wissenschaft kann rücksichtslos aus den als wahr erkannten Prinzipien die letzten Folgerungen ziehen. Der Gesetzgeber kann es nicht. Er muß mit dem Erreichbaren und jeweils Nützlichen sich bescheiden. Die Wissenschaft kennt keine mittlere Linie, kein Entgegenkommen und keinen Ausgleich. Der Gesetzgeber kann im Parallelogramm der Kräfte nur die Diagonale gehen. Eine Einigung unter den Schulen ist notwendig, um den Gesetzgeber zu unterstützen. Der Regierungsentwurf, welcher der Volksvertretung zur Beschlußfassung vorgelegt wird, muß bereits den Stempel dieser Verständigung in allen Grundfragen an sich tragen. Den Zufälligkeiten der politischen Konstellation kann das Schicksal des künftigen deutschen Strafgesetzes nicht überlassen werden. Derselben Tendenz einer Verständigung huldigen auch von Liszt, von Calker und Wach, während Birkmeyer der Meinung ist, daß ein Strafgesetzgeber vor allem wissen muß, welche Strafrechtstheorie er seinem Gesetze zu Grunde legen will; er muß sich klar bewußt sein, ob er durch seine Strafbestimmungen Vergeltung, Abschreckung, Besserung oder Unschädlichmachung bezweckt. „Versäumt er das, so ist sein ganzes Werk auf Sand gebaut. Ein Zustand grenzenloser Verwirrung und unerträglicher Unsicherheit des Rechts ist die unausbleibliche Folge, und das Beste an einer solchen Gesetzgebung wäre die mit Sicherheit vorauszusehende kurze Dauer ihres Bestandes.“ Trotzdem giebt Kahl die Hoffnung nicht auf, daß er wenigstens einen Versuch des Zusammengehens nicht von vornherein für ausgeschlossen erkläre. Auf dem Juristentag solle von Schulenstreit und Strafrechtstheorien überhaupt nicht die Rede sein. (Kahl, Deutsche Juristenzeitung, VII, 13.)

Strafrechtstheorie und Strafrechtsreform. Professor Birkmeyer antwortet auf die Ausführungen von Kahl und stellt fest, daß der Streit um Grund und Zweck der Strafe nicht ein bloßes Gezänke der Theoretiker bedeute, sondern eine eminent praktische Bedeutung habe. Der Strafgesetzgeber müsse zu einer bestimmten Strafrechtstheorie sich bekennen. Die Mitwirkung der Wissenschaft am Werk der Gesetzgebung könne nur eine beratende und begutachtende sein. Solle diese dem Gesetzgeber wirklich von Wert und Nutzen sein, so müßten die Vertreter der Wissenschaft Rat und Gutachten in streng wissenschaftlicher Weise abgeben. Das Strafrecht müsse dem Rechtsbewußtsein des Volkes entsprechen, das seinen Ausdruck in der Volksvertretung als gesetzgebender Versammlung finde. Eine Ueberbrückung der Gegensätze in den Anschauungen der „klassischen“ und „soziologischen“ Strafrechtsschule, wie sie Kahl sich von einer Verbindung zu gemeinsamer legislativer Arbeit verspreche, halte er für eine Unmöglichkeit. (Deutsche Juristenzeitung, VII, 14.)

Erziehung und Unterricht.

Die Fortbildungsschule und die staatsbürgerliche Erziehung unserer Jugend. Als sich nach Auflösung der Zünfte (1869) die Beziehungen zwischen den Lehrherren und den Lehrlingen gelockert hatten, sah man lange Zeit anscheinend

Digitized by Google

gleichgiltig zu, wie eine große Zahl der Lehrlinge, mehr und mehr aus dem Familienverbande ihrer Meister losgelöst und in ihren Freistunden sich selbst überlassen, in ihrer Ratlosigkeit oft auf verkehrte Wege geriet, und das Handwerk selbst, gerade als ihm durch das Aufblühen des Fabrikwesens das Dasein erschwert wurde, auch durch die Vernachlässigung des Nachwuchses zurückkam. Während bei den höheren Ständen die Erziehung der Jugend bis zum 18. oder 20. Lebensjahre als notwendig erachtet wurde, schien man zu glauben, daß der Sohn des Volkes mit dem 14. Jahre eine ausreichende Erziehung genossen habe. Erst allmählich erwachte in weiteren Kreisen das Gefühl der Verpflichtung, für die sittliche Erziehung der schulfreien Jugend aus dem Gewerbe- und Handelsstand fürsorgend einzutreten. So entwickelten sich die allgemeinen Fortbildungsschulen, welche an die Volksschulen anknüpften und mancherlei Veranstaltungen trafen, durch die die Jünglinge vor Abwegen bewahrt und zu guten Staatsbürgern erzogen werden sollten. Aber bald erkannte man auch, daß die allgemeine Fortbildungsschule nicht die Neigung des Jünglingsalters gewinnen könnte, weil sie in ihrer Art zu sehr an die Volksschule erinnerte, der der reifere Knabe entwachsen sein will. Deshalb ist man seit Jahren bestrebt, dem Fortbildungsschulunterrichte einen neuen Inhalt zu geben. Und dieser wurde mit Recht eben dem Gebiete entnommen, das für die Lehrlinge der Mittelpunkt ihres Denkens und Strebens ist, nämlich ihrem Berufe. Es war ein großer und segensreicher Fortschritt, als man sich in immer weiteren Kreisen entschloß, gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschulen zu gründen, in denen die Schüler Einsicht gewinnen konnten in das Wesen, die Bedeutung und die Beziehungen ihres Berufes und so gleichzeitig für ihre Berufsarbeit mehr Verständnis und zum Besuche der Fortbildungsschule größere Neigung bekamen. So ist bis zu einem gewissen Grade für die Ausbildung des Nachwuchses in Handel und Gewerbe gesorgt; aber im wesentlichen nur für Fachbildung. Der Senat der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt glaubte mit Recht, die Aufgabe, welche wir der heranwachsenden Jugend gegenüber haben, tiefer fassen zu sollen. Er meinte, es reiche nicht aus, sie zu tüchtigen Handwerkern oder Kaufleuten zu machen: sie müßten auch zu guten Staatsbürgern herangezogen werden. Deshalb veröffentlichte er im April 1900 für das Jahr 1900/01 die Preisaufgabe: Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritte in den Heeresdienst am zweckmäßigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen? — Mit dem Preise ausgezeichnet wurde eine Arbeit von Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner in München. Er verlangt für die aus der Volksschule tretende Jugend als erstes Ziel Ausbildung der beruflichen Thätigkeit und Arbeitsfreudigkeit, als zweites Einsicht in den Zusammenhang der Interessen aller und des Vaterlandes insbesondere. Der staatsbürgerliche Unterricht soll Bürgerkunde und Gesundheitslehre umfassen. (Dr. Rudolf Menge, Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, IX, 2, Seite 138.)

Neuordnung des Zeichenunterrichts. Beim Zeichenunterricht in den preußischen Schulen haben sich erhebliche Mängel herausgestellt. Kultusminister Studt hat daher durch eine neuerliche Verfügung die Provinzialschulkollegien veranlaßt, dem Zeichenunterricht fortan besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und dafür zu sorgen, daß dieser Unterricht nach folgenden Gesichtspunkten erteilt werde: Im Freihandzeichnen kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Schüler selbständig beobachten und darstellen lernen; Zeichnungen, die unselbständig oder rein mechanisch oder nach irgend einem Schema hergestellt sind, verfehlen ihren wahren Zweck. Die Schüler sollen Studienblätter liefern, aus denen ihre eigene Arbeit klar zu ersehen ist. Zunächst sollen die Schüler flache Formen frei auffassen und wiedergeben lernen. Es ist dabei sowohl an Gebrauchsgegenstände, als auch namentlich an Naturformen (Blätter, Schmetterlinge u. s. w.) gedacht; Vorlageblätter sind hierbei ganz ausgeschlossen. Zeichnungen an der Schultafel sind von dem Lehrer nur zur Erläuterung der Aufgabe zu entwerfen, nicht aber als Vorbilder zum bloßen Nachzeichnen. Die Schüler zeichnen entweder nach dem Gegenstande oder aus dem Gedächtnis. Der Aufgabe soll eine anschauliche und möglichst kurze Besprechung über den Gegenstand, der gezeichnet werden soll, vorangehen. Die einzelnen Aufgaben müssen von den Schülern frei, d. h. thunlichst ohne Anwendung von Hilfslinien und Hilfsmaßen gelöst werden. Die Schüler müssen die zu zeichnende Form oder Linie möglichst in einem Zuge rasch ausführen und das Verfehlte in unausgesetzter Uebung durch das Richtige ersetzen.

Schulerziehung und Bekämpfung der Trunksucht. Der preußische Kultusminister hat einen Erlaß an die Regierungen und Schulkollegien gerichtet, um die Schulen

Digitized by Google

zur Bekämpfung der Trunksucht heranzuziehen: Die Bekämpfung der Trunksucht ist gegenwärtig zu einer Aufgabe geworden, an deren Lösung die weitesten Kreise sich beteiligen. Auch die Schule kann hierzu mitwirken im Sinne einer Belehrung des Volkes, die schon bei der Jugend einzusetzen hat. Neben rührigen Vereinen haben auch parlamentarische Kreise sich dieser wichtigen Angelegenheit angenommen, und unter den Mitteln, die zur Bekämpfung des Alkoholgenusses empfohlen worden sind, ist mit Recht auf die Mitarbeit der Schule hingewiesen worden. Es ist mir wohlbekannt, daß Schulen wie Schulbehörden dieser Frage ihre Sorge längst und mit Eifer zugewandt haben, wie noch in letzter Zeit von seiten der königlichen Regierung ganz im Sinne des Vorstehenden die Kreisschulinspektoren verständigt worden sind. Aber die außerordentliche Bedeutung der vorliegenden Aufgabe veranlaßt mich, es noch besonders zum Ausdruck zu bringen, daß auch nicht eine einzige Volksschule sich der nachdrücklichen Beteiligung an den Kämpfen gegen das unheilvolle Uebel der Trunksucht entziehen darf. Wenn dem Religionsunterricht hauptsächlich die ethische Seite, die Bekämpfung des Lasters zufällt, so hat der Unterricht in der Naturheilkunde und Gesundheitslehre vielfach Gelegenheit, die verheerenden Wirkungen des unmäßigen Alkoholgenusses auf Gesundheit und Leben den Kindern zur Kenntnis zu bringen. Hierneben bietet sich in der Schule auch noch sonst oft die Gelegenheit, auf das wirtschaftliche Elend hinzuweisen, welches durch die Trunksucht verursacht wird. Die königliche Regierung ist in der Lage, durch Vermittelung der Schulinspektoren auf Lehrerkonferenzen und sonst die in Rede stehende Aufgabe der Volksschule näher zu bringen und sowohl den Lehrstoff, wie die Methode seiner Verwendung im Unterricht gründlich ausarbeiten zu lassen. An geeigneten Lehrbüchern dazu fehlt es nicht. Die eindringliche und wiederholte Erinnerung der Schulaufsichtsbeamten und Lehrer zu wirksamer Mitarbeit der Schulen überlasse ich der königlichen Regierung, behalte mir aber vor, über das dortseits Veranlaßte seiner Zeit Bericht zu erfordern.

Medizinisches Studium der Frauen. Mit der Frage des Frauenstudiums hat sich der diesjährige Anatomenkongreß, welcher im April in Halle stattfand, beschäftigt. Von denjenigen Lehrern der Anatomie, die bereits eine große Anzahl von Frauen unterrichtet haben, wird diese Frage weniger günstig beurteilt als früher. Die Meinung ging dahin, daß erst durch mehrere Jahre unter den jetzigen Ausnahmebedingungen, welche dem Lehrer gestatten, Frauen auszuschließen, eine Anpassung der weiblichen Studierenden an die mannigfachen neuen Berufsverhältnisse herbeigeführt werden müsse, um dann später nach der Immatrikulation der Frauen womöglich ohne besondere Bestimmungen auskommen zu können. Als das Richtige aber wurde erachtet, für die weiblichen Studierenden gesonderten medizinischen Unterricht einzurichten, obwohl sie es selbst nicht wünschen.

Medizin.

Die angebliche Zunahme der Krebskrankheit bestreitet R. Koßmann-Berlin in der „Medizinischen Woche“ (1902, 25). Er rügt, daß eine Zunahme der Krebssterblichkeit aus den Sterbelisten gefolgert werde, obwohl in Deutschland keine obligatorische Leichenschau bestehe. Ein sicherlich sehr hoher, aber ganz unbekannter Prozentsatz beruhe auf falscher Diagnose. Durch die Gründung zahlreicher neuer Krankenhäuser und Krankenkassen, die bessere Schulung und Zunahme der Aerzte würden weit mehr Krebsfälle als früher festgestellt; aus der Zunahme der Krebsanzeigen lasse sich aber nicht auf die Zunahme der Krebsfälle schließen. Das Mammacarcinom und der Gebärmutterkrebs war bereits den Aerzten des klassischen Altertums bekannt; fast alle anderen Carcinome, insbesondere fast alle, welche den Mann befallen, entzogen sich der Kenntnis des Laien und mancher Aerzte. Was kann natürlicher erscheinen, als daß nunmehr heute mit der Steigerung der diagnostischen Fähigkeit des Arztes die Zahl der Krebs-Todesfälle beim Manne in der Statistik von Jahr zu Jahr steigt?

Angeborene Tuberkulose. J. Bugge untersuchte zwei neugeborene Kinder, einen Fötus und zwei Placenten (Mutterkuchen) von tuberkulosen Müttern und fand in einem Fall unzweifelhaften Uebergang der Tuberkelbazillen von der Mutter auf das Kind, während die Untersuchungen der anderen Fälle ein negatives Resultat ergaben. (Beiträge zur pathologischen Anatomie und zur allgemeinen Pathologie, XIX.)

Digitized by Google

Soziale Hygiene.

Abnahme der Sterblichkeit im deutschen Heere. Die große Bedeutung hygienischer Vorkehrungen erhellt aus den folgenden Zahlen über Veränderungen in den Sterblichkeits- und Erkrankungsziffern im deutschen Heere. Beim Militär ist in den letzten zwanzig Jahren die allgemeine Sterblichkeit um 54 v. H., die Typhussterblichkeit um 85 v. H. heruntergegangen. Durch allgemeine sanitäre Maßnahmen ist die Erkrankungsstatistik in der Armee innerhalb zehn Jahren von 34,7 v. T. auf 11,2 v. T. heruntergedrückt.

Gesetzgeberische Maßnahmen gegen den Alkoholismus. Das preußische Abgeordnetenhaus verhandelte am 1. Mai d. J. über den Antrag des Abgeordneten Dr. Graf Douglas betreffend die Bekämpfung des übertriebenen Alkoholgenusses. Der Antrag lautete folgendermaßen: Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, die königliche Staatsregierung aufzufordern, 1. nach dem Vorgange der Gesetzgebung der süddeutschen Bundesstaaten und in Verallgemeinerung bestehender Polizeiverordnungen den Entwurf eines Gesetzes zur Verhütung der schädlichen Folgen des Branntweingenusses vorzulegen, durch das insbesondere Gast- und Schankwirten, sowie Kleinhändlern untersagt wird, Branntwein zu verabreichen a) in anderem als reinem, von Fuselöl und sonstigen gesundheitsschädlichen Stoffen freiem Zustande, b) in den Morgenstunden im Sommerhalbjahr vor 7 Uhr morgens, im Winterhalbjahr vor 8 Uhr morgens — von Ausnahmefällen abgesehen —, c) an angetrunkene Personen, an Personen unter 16 Jahren und ferner an solche Personen, die von der Polizeibehörde als Trunkenbolde den Gast- und Schankwirten u. s. w. bezeichnet sind; 2. auf Grund erneuter Erhebungen durch geeignete Veröffentlichungen den weitesten Kreisen des Volkes zum Bewußtsein zu bringen, welche schädlichen Wirkungen der übertriebene Alkoholgenuß auf die körperliche und geistige Gesundheit, die Nachkommenschaft, die Erwerbsthätigkeit, das Anwachsen der Verbrecher hat; 3. Erhebungen über die für Trinker bestehenden Heilanstalten und sonstigen Einrichtungen anzustellen und die Unterbringung von Trinkern in geeigneten Anstalten, sowie die Fürsorge für sie zu fördern, insbesondere auf Errichtung öffentlicher Anstalten zur Unterbringung der wegen Trunksucht Entmündigten Bedacht zu nehmen; 4. in Wartesälen, Wartezimmern der Behörden und sonstigen öffentlichen Räumen, in denen das Publikum zu verweilen pflegt, bildliche Darstellungen und sonstige Belehrungen anzubringen, welche die schädlichen Folgen des übertriebenen Alkoholgenusses insbesondere auf die Organe des menschlichen Körpers veranschaulichen; 5. anzuordnen, daß die Jugend in der Schule besonders im Wege des Anschauungsunterrichtes über die schädlichen Folgen des übertriebenen Alkoholgenusses aufgeklärt wird.

Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter. Diese Vereinigung strebt eine Ergänzung der Leistungen der staatlichen Arbeiterversicherung an. In der Generalversammlung des Vereins am 25. März 1902 wurden recht erfreuliche Thatsachen über die soziale Wirksamkeit dieses Vereins bekannt. Nach der „Leipziger Volkszeitung" sind in den ersten sieben Jahren des Bestehens an einmaligen Beiträgen 27500 Mk., an jährlichen Beiträgen 80400 Mk. eingegangen. Die Unterstützungen, die in diesem Zeitraume ausgezahlt wurden, belaufen sich auf mehr als 71000 Mk. Im letzten Jahre betrugen die gesammelten jährlichen Beiträge 16269 Mk., die gezahlten Unterstützungen 12972 Mk. Dieselben kamen 939 Personen zu gute. Außerdem wurden durch Vermittelung der Vereinigung 378 Anträge auf Einleitung des Heilverfahrens bei der Landesversicherungsanstalt gestellt. Hiervon hatten 281 Anträge Erfolg. Die Vereinigung hebt in ihrem Bericht die Desinfektion der Wohnungen und Effekten verstorbener Schwindsüchtiger durch die Stadtverwaltung Leipzig hervor. Sie gedenkt ferner der segensreichen Heilthätigkeit der 43 deutschen Lungenheilstätten mit ihren 20000 Plätzen für Lungenkranke. Die Vereinigung schuf mit Hilfe der Leipziger Stadtverwaltung Erholungsstätten für kranke Arbeiter und Arbeiterinnen. Es suchten 67 Personen um Aufnahme nach. Ein vermehrter Besuch ist für den bevorstehenden Sommer zu erwarten, weil der Vorstand der Ortskrankenkasse beschlossen hat, seinen kranken Mitgliedern, denen der Aufenthalt in der Erholungsstätte vom Arzte verordnet wird, für Milch, Mittagessen u. s. w. 5 Mk. wöchentlich zu bewilligen. Nach der „Leipziger Volkszeitung" beschloß ferner die Vereinigung, den Arbeitern, die keine Krankenunterstützung mehr zu erwarten haben, im bevorstehenden Sommer den gleichen Satz zukommen zu lassen. Die Vereinigung befaßt sich mit der dankenswerten Aufgabe der

Digitized by Google

Popularisierung der Versicherungsgesetze. Es erschien bereits im vergangenen Jahr das zweite Heft der volkstümlichen Arbeiterversicherungslitteratur. Dem hohen Ziel der Leipziger Vereinigung streben noch Vereine in Posen, Stettin und Remscheid zu. Die segensreiche Thätigkeit aller dieser Vereine beweist vor allem, daß unsere Arbeiterversicherung noch wirklich klaffende Lücken zeigt, die bei einer Revision der Gesetze ausgefüllt werden müssen. (Deutsche Krankenkassenzeitung, II, 15.)

Krankenkassen und Krankheitsverhütung. Es muß die Aufgabe der Krankenkassen sein, einwandfreies Material für die Erforschung der Ursachen der Berufskrankheiten zu schaffen und auf diese Weise zu Maßnahmen für Krankheitsverhütung beizutragen, denn die Ausgaben für Krankheitsverhütung erweisen sich als sehr produktiv. Sie ersparen den Kassen erhebliche Kosten für die langwierigen Leiden berufskranker Arbeiter. Die Krankenkassen-Verwaltung, die ihre Fürsorge lediglich auf den Erkrankten beschränkt, verurteilt sich selbst in zahlreichen Fällen zu einer unfruchtbaren Thätigkeit. Sie will erst da retten, wo es vielfach nichts mehr zu retten giebt. Sie läßt der aufstrebenden Jugend durch ungesunde Berufsarbeiten jede Frische und Lebendigkeit nehmen, um ihr, wenn sie dahinsiecht, einige Fläschchen Arznei und einige Mark Krankengeld zu zahlen. Die Arznei kann die frühzeitig erschöpfte Jugendkraft nicht wiederherstellen. Die Krankenkassen haben in erster Linie dem Gesunden zu helfen bei der Erhaltung seiner Kraft und Gesundheit. Zu diesem Zweck müssen sie mit den Gewerbe-Inspektoren in Verbindung treten können, müssen sie ein gewisses Recht zur Erzwingung bestimmter sanitärer Einrichtungen in den Unternehmungen und Fabriken erhalten. (Deutsche Krankenkassenzeitung, II, 15.)

Rassen-Hygiene.

Das Heiraten Tuberkulöser. Auf dem Balneologen-Kongreß in Stuttgart sprach Dr. Rothschild über das Heiraten Tuberkulöser. Prinzipiell ist die Heiratserlaubnis solchen zu verweigern, die fiebern, reichliche, bazillenhaltige Sputa entleeren, zu Haemoptoë neigen, überhaupt die Zeichen eines Fortschreitens des Erkrankungsprozesses aufweisen. Bei einfachen Spitzenkatarrhen kann man unter Kautelen die Heirat gestatten. Der tuberkulöse Mann kommt hierbei günstiger zu stehen als die tuberkulöse Frau. Nicht selten tritt bei dem tuberkulösen Mann, der durch die Ehe zu einem hygienisch einwandsfreien Leben gezwungen wird, eine Ausheilung des Prozesses während und sogar durch die Ehe ein. Die tuberkulöse Frau ist durch Schwangerschaft, Wochenbett und die Sorge für die Kinder, besonders durch das Stillen, gefährdet. Ansteckung zwischen Ehegatten ist selten. Alle Statistiken beweisen, daß in höchstens 15 pCt. der Ehen, in welchen ein Ehegatte tuberkulös erkrankt war, auch der zweite Gatte tuberkulös wurde. Auch hierbei spielen andere Momente mit, so daß vielleicht nur 7 pCt. auf Infektion zurückzuführen sind. Die Kinder werden nie tuberkulös geboren. Durch entsprechende Hygiene, durch Aufenthalt der Kinder an der See und in Solbadekurorten, durch eine roborierende Erziehung und möglichste Trennung vom Elternhause läßt sich wohl in den meisten Fällen der Ausbruch der Krankheit bei den Nachkommen verhüten. In der Diskussion bemerkt Dr. Krämer: Die Seltenheit der Infektion von Ehegatten spricht gegen das Vorhandensein der Inhalationsinfektion. Eine Ehe Tuberkulöser, besonders eine tuberkulöse schwangere Frau, ist eigentlich der krasseste Widerspruch gegen jede Prophylaxe der Tuberkulose. Es sollte überhaupt nicht mehr vorkommen, daß eine tuberkulöse Frau schwanger wird, denn wenn die Kinder nachher gesund bleiben, so ist das ein reiner Zufall. Vom Standpunkt der Hygiene halte ich ein Eheverbot für angebracht, oder man müßte den Konsens zum Heiraten davon abhängig machen, daß Braut und Bräutigam eine Bescheinigung bringen, daß sie auf Tuberkulin nicht reagiert haben. Dr. Hummel: Ich kann nur befürworten, daß wir die Heirat vom Standpunkt der Kinder aus betrachten, und ich könnte nur wünschen, daß es möglich wäre, die Heiraten deutlich Tuberkulöser zu verhindern. Dr. Markuse: Ich halte die Lehre des Dr. Rothschild für direkt verderblich und unterschreibe entschieden, was über die Gefahren der Nachkommenschaft aus Ehen Tuberkulöser gesagt worden ist. (Deutsche Medizinal-Zeitung, XXIII, 55, Seite 655.)

Ehescheidungsgesetz in Italien. Italien hat keine gesetzliche Ehescheidung; möglich ist nur die durch gerichtlichen Entscheid festgesetzte persönliche Trennung,

Digitized by Google

die wohl alle Schattenseiten der Scheidung, nicht aber deren Vorteile hat. Die sozialistischen Deputierten Berenini und Berciani haben im vorigen Jahre der Kammer einen Gesetzentwurf unterbreitet, der die Ehescheidung in folgenden Fällen vorsieht: Bei Verurteilung zu Zuchthausstrafe von mehr als zehn Jahren; bei Geisteskrankheit, die mehr als drei Jahre dauert; bei Impotenz, die während der Ehe eingetreten; nach fünf- oder dreijähriger faktischer Trennung (je nachdem Kinder vorhanden sind oder nicht). Auch ansteckende Krankheiten, wie Tuberkulose und Syphilis, berechtigen zur Ehescheidung.

Der Papst und die fürstlichen Ehen unter Blutsverwandten. Das Londoner „Daily Chronicle" erhält aus Rom die Mitteilung, daß der Papst eine Note an die Herrscherhäuser Europas erlassen habe, worin angekündigt werde, daß von der römischen Kirche keine weiteren Dispensationen für Ehen zwischen Blutsverwandten gewährt werden würden. Der Papst rate Prinzen von Geblüt, die der römischen Kirche angehören, an, Ehen außerhalb der königlichen Familien einzugehen, damit der geistigen Entartung, welche durch Blutsverwandtschaftsehen der Vergangenheit verursacht wurden, abgeholfen werden könne. Die Kölnische Volkszeitung will dazu aus Rom ein Telegramm erhalten haben, wonach diese Nachricht des englischen Blattes eine Erfindung ist. (Berliner Tageblatt, 1902, No. 406.)

Abstinenzbewegung in der Studentenschaft. Der Verein abstinenter Studenten der Universität Kiel versendet in diesen Tagen folgenden Aufruf: Um den Trinkzwang unter der studierenden Jugend zu brechen, haben vor acht Tagen zehn Studenten der hiesigen Universität, die zum Teil schon jahrelang abstinent sind, unter den Augen einiger hervorragender Männer der Wissenschaft, wir nennen nur Herrn Professor Kassowitz-Wien und Herrn Direktor Dr. Delbrück-Bremen, einen Verein abstinenter Studenten gegründet. Der junge Verein zählt schon Mitglieder mehrerer hiesiger studentischer Korporationen und Vertreter der verschiedensten Bestrebungen in seinen Reihen. Von den abstinenten früheren Akademikern Deutschlands haben wir bereits 20 Herren als Altfreunde gewonnen, die uns mit Rat und That zur Seite stehen wollen. Der Beitrag sowohl für hiesige Mitglieder als auch für Studenten anderer Universitäten, die wir als auswärtige Mitglieder aufnehmen, als auch für Altfreunde beträgt eine Mark für das Semester.

Ländliche Bevölkerung und Wehrkraft. Der deutsche Landwirtschaftsrat hat den Bericht über seine Verhandlungen über die Bedeutung der landwirtschaftlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches herausgegeben. Bekanntlich führte vor einigen Jahren ein Artikel des Professors Brentano in der „Nation" über die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft zu einer scharfen Auseinandersetzung unter den deutschen Gelehrten. Da sie indes eine Klärung dieser Frage nicht zur Folge hatte, setzte der deutsche Landwirtschaftsrat den Gegenstand auf die Tagesordnung seiner Plenarversammlung im Februar d. J. Die Verhandlungen führten zu dem Ergebnis, daß die Mehrzahl der wissenschaftlichen Untersuchungen die überwiegende Militärtauglichkeit der ländlichen Bevölkerung gegenüber der städtisch-industriellen dargethan hat, daß aber ein sicheres Urteil über die Bedeutung der Abstammung, der Wohnweise und der verschiedenen Berufsthätigkeiten für die körperliche Entwickelung der heranwachsenden Jugend aus dem bisher veröffentlichten Material der Ersatzbehörden nicht gewonnen werden kann. Hierzu sei die Feststellung des Berufes, des Wohnortes und der Herkunft der Eltern, ferner die Feststellung des Geburtsortes, des Aufenthaltsortes und des seit der Schulentlassung hauptsächlich betriebenen Berufes der Gestellungspflichtigen erforderlich. Der deutsche Landwirtschaftsrat beschloß daher, den Reichskanzler zu bitten, das Material der Ersatzbehörden, welches über alle diese Punkte Auskunft giebt, den statistischen Centralstellen zur fortlaufenden Verarbeitung und Veröffentlichung zu überweisen. Der Bericht enthält mit seinen Anlagen ein so reichhaltiges Material über die Wehrfähigkeit der Bevölkerung, wie es bisher in der deutschen Litteratur nirgends vorhanden war. Während Professor Brentano zu dem Ergebnis kam, daß $^2/_3$ der eingestellten Mannschaften aus Gegenden mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung stammten, dagegen kaum $^1/_3$ derselben den überwiegend agrarischen Bezirken angehöre, weist Professor Sering die Unrichtigkeit der Brentanoschen Berechnungsweise nach, daß umgekehrt $^2/_3$ der deutschen Rekruten aus überwiegend agrarischen Bezirken stammten, dagegen kaum $^1/_3$ aus überwiegend industriellen Bezirken hervorgegangen sei. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 611.)

Die Juden und die Sterblichkeit. Aus London wird geschrieben: Kürzlich erschien der Londoner Sanitätsrat Mr. Shirley Forster Murphy vor der Alien

Digitized by Google

Immigration-Commission. Laut seiner Aussage stieg die Zahl der fremden Juden in Sterney, zu dessen Sanitätsrayon die dichtbevölkerten Vororte St. Georges in The East, Whitechapel, Limehouse und Mile and Old Town gehören, seit dem Jahre 1891 von 11,3 pCt. auf 18,2 pCt., während die Sterblichkeitsziffer von 25 pro Tausend auf 23 pro Tausend gesunken ist. Die Kindersterblichkeit hat in London im allgemeinen zugenommen, während sie in diesen Bezirken geringer wurde. Auf die Frage, welchem Umstande dies zuzuschreiben sei, antwortete der Sanitätsrat: „Wenn die Einwanderung der Juden überhaupt irgend einen Einfluß ausgeübt hat, so war er hauptsächlich in der Verringerung der Mortalität und speziell in der Sterblichkeit der Kinder fühlbar. Ich war selbst überrascht und ging der Sache nach und fand, daß dieses Resultat ausschließlich der Lebensweise zuzuschreiben sei, welche die fremden Juden führen. Es ist bekannt, daß sie dem Alkoholgenuß am wenigsten ergeben sind, ihren Kindern die größte Sorgfalt zuwenden und ein geregelteres Leben führen, als unser Volk unter denselben Verhältnissen. (Jüdisches Volksblatt, IV, 24.)

Statistik der Krüppelkinder in Schlesien. Das Ergebnis der von dem Pfarrer Ulbrich in Rothenburg i. L. veranstalteten Krüppelzählung in der ganzen Provinz Schlesien, an der sich Magistrate und Kreisbehörden im Auftrage des Oberpräsidenten beteiligten, wird jetzt vom „Bresl. Gen.-Anz." veröffentlicht. Es wurden 2404 Krüppelkinder unter 14 Jahren, und zwar im Regierungsbezirk Breslau 900, im Regierungsbezirk Oppeln 929 und im Regierungsbezirk Liegnitz 575 ermittelt. Vermögenden Familien gehören 232 Kinder an, unbemittelten 3026. Hierin sind alle unehelich geborenen Krüppelkinder (10 pCt.) eingeschlossen. Nur 25 pCt. sind mit ihren Gebrechen geboren, während alle anderen erst später zu Krüppeln geworden sind. In 749 Fällen sind die Kinder noch von keiner hilfreichen Hand berührt worden, man hat sie, sei es aus Unverstand, sei es aus Mangel an Mitteln, hilflos ihrem traurigen Schicksale überlassen. (Vorwärts, 1902, No. 158.)

Taubstummenstatistik in Deutschland. Eine Taubstummenstatistik wird auf Beschluß des Bundesrates vom 1. Januar 1902 an fortlaufend in der Weise geführt werden, daß über jedes taubstumme Kind ein Fragebogen angelegt wird. Beim Eintritte in das für Vollsinnige schulpflichtige Alter ist der erste Teil des Fragebogens, bestehend aus zwölf Fragen, welche die erblichen und familiären Verhältnisse und die bisherige Entwickelung des Kindes betreffen, auszufüllen, nach Eintritt in die Taubstummen-Anstalt der zweite Teil, dessen acht Fragen sich hauptsächlich auf den körperlichen und geistigen Befund erstrecken. Die Ergebnisse der Statistik werden im Reichs-Gesundheitsamte bearbeitet werden.

Impotenz durch Tabakmißbrauch. Le Juge de Segrais beobachtete drei Fälle von Impotenz, welche durch übermäßiges Rauchen hervorgerufen waren. Die Beschwerden begannen mit Nachlassen der Erektion, geringerem Triebe, welche in einigen Monaten bis zur völligen Impotenz führten. Aussetzen des Rauchens in Verbindung mit elektrischem und hydriatischem Verfahren brachte Heilung. (Wiener medizinische Wochenschrift, 1902, No. 20, Seite 978.)

Sozialpolitik.

Herabsetzung der gesetzlich zulässigen Arbeitszeit der Frauen. Die Aufforderung des Reichskanzlers an die Gewerbe-Inspektion zur Berichterstattung über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit einer weiteren reichsgesetzlichen Beschränkung der täglichen Arbeitszeit von elf auf zehn Stunden hat in den Kreisen der Industrie lebhafte Beachtung gefunden. Verschiedene wirtschaftliche Körperschaften haben schon über die Frage beraten oder ihre Mitglieder um Aeußerungen darüber ersucht. Eine beachtenswerte Kundgebung liegt vor von dem Verband rheinisch-westfälischer Baumwollspinner, der auf eine Anfrage der königlichen Gewerbe-Inspektion in M.-Gladbach die Frage mit „Nein" beantwortete. Jede Herabsetzung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen in den Spinnereien würde die Herabsetzung der Arbeitszeit überhaupt, also auch der sämtlicher männlicher Arbeiter zur unausbleiblichen Folge haben. Der Verband weist im einzelnen nach, daß in regelrechten Zeiten jede Verkürzung der Arbeitszeit in den Baumwollspinnereien eine entsprechende Erhöhung der Produktionskosten und demgemäß auch eine Verminderung des Lohnes zur Folge haben müsse. Ob eine Verlängerung der

Digitized by Google

Mittagspause von 1 auf 1½ Stunden angezeigt erscheine, hänge von den örtlichen Verhältnissen ab und würde gegebenen Falls keine Schwierigkeiten bieten, wenn die Arbeiter damit einverstanden seien, abends eine halbe Stunde später zu schließen. Ein früherer Schluß der Arbeitszeit für weibliche Arbeiter an den Sonnabenden, als um 5½ Uhr, wie jetzt bereits, sei unmöglich. Auch der Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Cöln hat an die königliche Gewerbe-Inspektion zu Cöln eine Eingabe gerichtet, in der er auf Grund einer von ihm im Kreise seiner Mitglieder vorgenommenen Umfrage mitteilt, daß in der weitaus überwiegenden Mehrzahl die befragten zahlreichen Mitglieder gegen eine Verkürzung der Arbeitszeit sind, selbst die meisten von denjenigen, die nur zehn Stunden arbeiten lassen, weil die Beschränkung auf zehn Stunden eine unzuträgliche Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit der Betriebe bilden würde. Auf mindestens zeitweilige elfstündige Thätigkeit könnten die sogenannten Saisonindustrien (Nahrungs- und Genußmittel, Bekleidungsgewerbe) nicht verzichten, desgleichen nicht die Ausfuhrbetriebe, deren Thätigkeit auch keine regel- und gleichmäßige ist, sondern von den jeweiligen Verhältnissen des Weltmarktes abhängt. Der Vorstand des Vereins bittet die königliche Gewerbe-Inspektion, von dem Inhalt seiner Darlegungen dem Reichskanzler Mitteilung zu machen, und spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß kein berechtigter Anlaß zu einer weiteren Beschränkung der Bewegungsfreiheit in Bezug auf die Arbeitszeit für weibliche Arbeiter besteht, daß vielmehr ein weiterer Eingriff in das Verfügungsrecht der Arbeitgeber weit über das Maß des berechtigten sozialpolitischen Schutzes hinausgehe und von den bedenklichsten wirtschaftlichen Folgen für die Industrie und für deren Arbeiter begleitet sein würde. (Deutsche Industrie-Zeitung, 1902, No. 31, Seite 313.)

Die schädlichen Wirkungen der Kartelle und Syndikate. Die Kartelle zeigen die Tendenz, die Preise im Binnenlande hochzuhalten und die Waren im Auslande zu verschleudern. Der im Inland erzielte Mehrpreis dient dazu, ein unnatürlich billiges Angebot im Ausland zu ermöglichen. Darin liegt eine ausgesprochene Feindschaft nicht nur gegen die konkurrierende ausländische, sondern auch gegen die konsumierende heimische Industrie. Die ausländische Industrie kauft z. B. ihre Halbfabrikate, Maschinen und Werkzeuge deutschen Ursprungs billiger als die deutsche, wird also mit dem Gelde deutscher Konsumenten in stand gesetzt, ihre deutsche Konkurrenz leichter zu besiegen! Besonders schädlich sind die Ausfuhrprämien. Je mehr sich diese verallgemeinern — ganz einerlei, ob sie von den Staaten oder Syndikaten gezahlt werden —, desto mehr werden die natürlichen Produktionsbedingungen gestört. Wenn die schwächeren Industrien schon klagen, daß sie gegen die höher entwickelte Konkurrenz anderer Länder nicht stand halten können, so haben sie ein volles Recht auf Abhilfe gegen einen Wettbewerb, der sie mit unnatürlich gedrückten Preisen erwürgt. Es ist hohe Zeit, daß wir wieder zu den natürlichen Produktionsbedingungen zurückkehren. (Der deutsche Oekonomist, XX, No. 1023, Seite 455.)

Nutzen und Gefahren der großen Vermögen. In einer in Pittsburg gehaltenen Rede sprach der Präsident Roosevelt über die Schwierigkeit, die Probleme zu lösen, die durch das Anwachsen großer Vermögen in der Hand von Körperschaften und einzelner Personen verursacht werden, welche, wenn sie richtig angewandt werden, dem Lande zu ungeheurem Nutzen dienen, die, falsch angewandt, jedoch eine ernstliche Gefahr zu werden drohen. Der Präsident fuhr fort: Wir brauchen eine neue Gesetzgebung, die nicht in radikal revolutionärem Geiste verfaßt ist, sondern im Geiste des gesunden Menschenverstandes, der Ehrenhaftigkeit und des entschlossenen Willens, die Thatsachen so ins Auge zu fassen, wie sie sind. Eine besondere Munizipal-, Staats- und Nationalgesetzgebung ist notwendig, aber vor allem brauchen wir eine ehrenhafte furchtlose Anwendung der Gesetze, die weder den Reichen noch den Armen bevorzugt ohne Ansehung der Person. (Vorwärts, 1902, No. 155.)

Staatspolitik.

Die Politik als Pflicht. Es ist merkwürdig, wie wenige Menschen sich ernstlich mit Politik beschäftigen. Man vergegenwärtige sich doch einmal den Zustand im Lande! Wenn ein hervorragender Redner kommt, ist natürlich der Saal gedrängt voll, aber die gewöhnlichen laufenden Versammlungen aller Parteien

Digitized by Google

sind gering besucht. Die politischen Vereine haben oft eine Mitgliederzahl, die mit den Wahlstimmen ihrer Partei in gar keinem Verhältnis steht, und selbst die vorhandenen Mitglieder sind lau und interesselos. Das trifft selbst bei den Sozialdemokraten zu, wenn auch nicht ganz so sehr, wie bei den bürgerlichen Parteien. Die Politik erscheint als Nebensache. Jedes Schützenfest ist wichtiger. — Es fehlt das politische Pflichtgefühl. Dieses Pflichtgefühl ist aber an sich eine große Sache. Ein Volk, das seine Politik nicht ernst nimmt, verdient, daß ihm eine schlechte Politik gemacht wird. Glaubt man, daß ein Volk, dem die Politik zur Nebensache und zum Geschwätz geworden ist, große politische Köpfe aus sich erzeugen und unterstützen kann? Und wie viel verliert jeder, der politisch gedankenlos lebt! Er ist ein totes Glied seines Volkes! (Fr. Naumann, Die Hilfe, 1902, No. 30.)

Sozialdemokratie und Nationalismus. In dem Bericht des Parteivorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands heißt es: Das organisatorische Verhältnis zu einem Teil der polnischen Genossen in Oberschlesien hat sich noch immer nicht befriedigend gestaltet. Die polnischen Genossen handeln nach wie vor auf eigne Faust, ohne auf die Gesamtpartei die gebührende Rücksicht zu nehmen. So hat eine Konferenz oberschlesischer polnischer Genossen, die am 13. Juli in dem galizischen Grenzorte Owiecim tagte, bereits auf eigne Faust und ohne jede Verständigung mit den deutschen Genossen für acht von den zwölf oberschlesischen Reichstags-Wahlkreisen eigne Kandidaten aufgestellt. Daß ein solch' einseitiges Vorgehen nur zur Zersplitterung der Parteikräfte führen muß, bedarf keiner langen Erörterung. Es ist dieses Verhalten unserer polnischen Genossen um so bedauerlicher, als der Agitation und Organisation für die sozialdemokratische Parteisache in Oberschlesien von den Behörden wie dem Unternehmertum mit allen Mitteln entgegengewirkt wird. — Verlangen die polnischen Genossen, daß in den Wahlkreisen mit vorwiegend polnischer Bevölkerung Kandidaten aufgestellt werden, die der polnischen Sprache mächtig sind, so wird dieses Verlangen nur als billig bezeichnet werden können. Ebenso entspricht es aber der Billigkeit, daß bei der Aufstellung dieser Kandidaten unsere deutschen Genossen zugezogen werden. Die in polnischen Parteikreisen vielfach vertretene Auffassung, daß in Oberschlesien und Posen die polnische Partei-Organisation maßgebend sei und die deutschen Genossen dort etwa eine Stellung einzunehmen haben, wie die reichsdeutschen Genossen in der Schweiz, kann von uns unter keinen Umständen als zutreffend erachtet werden. Die polnische sozialdemokratische Partei-Organisation war ursprünglich gedacht als ein zwar selbständiger Teil der Gesamtpartei, wie wir sie in den verschiedenen Landes- und Provinzorganisationen mehrfach haben; diese Organisationen bilden aber — unbeschadet aller Selbständigkeit — nur Teile der Gesamtpartei, mit der im Einverständnis und als deren Glieder sie handeln. Diese ursprüngliche Auffassung ist von unseren polnischen Genossen aufgegeben. Daraus resultieren alle Differenzen.

Die Ziele des Zionismus. Seit fünf Jahren sehen wir innerhalb des Judentums eine starke Bewegung immer weitere Kreise ziehen — den Zionismus. Sie hat die Juden in zwei Lager geteilt. Die einen wollen Juden bleiben, die anderen wollen es nicht. Das Programm der letzteren ist Verschwinden, Aufgehen in die Umgebung, das der Zionisten ist nicht nur Erhaltung des Stammes, sondern die Erweckung desselben zu neuem, besserem Leben auf der Grundlage einer gesicherten wirtschaftlichen Existenz. Die Juden im Osten Europas halten an den alten Ueberlieferungen mit starrer Zähigkeit fest, durch tausendfache Schranken von den anderen Bewohnern des Landes getrennt. Das Ziel des Zionismus ist, für die Juden, welche nirgends heimisch sind, auf dem Boden Palästinas eine öffentlich rechtlich gesicherte Heimstätte zu schaffen. Eine aktionsfähige Volksbank ist inzwischen geschaffen worden, welche die Kolonisation Palästinas finanziell fundieren soll. Es ist möglich, daß in Palästina und angrenzenden Gebieten fünf Millionen Juden untergebracht werden können. „Wird dieses Ziel verwirklicht, so liegt es auf der Hand, daß hieraus nicht nur für die Juden, sondern auch für alle diejenigen Länder bedeutsame Vorteile entstehen, in denen Juden in großen Massen wohnen, und, was nicht zu leugnen ist, das Substrat einer brennenden, mit viel Haß und wenig Sachlichkeit erörterten Frage, der Judenfrage, bilden. Die Weltwirtschaft erhielte durch Errichtung einer autonomen Judenkolonie in Palästina ein neues Gleis, und die dadurch geschaffene wirtschaftliche Lösung der Judenfrage wäre gleichzeitig ihre politische Lösung.“ (Ben Israel, Die Zeit, 1900, No. 46.)

Die Frauen und die nächsten Wahlen. Auch die Frauen machen für die nächstjährigen Wahlen bereits mobil, oder man versucht wenigstens, sie

Digitized by Google

mobil zu machen. Der Vorstand des Deutschen Vereins für Frauenstimmrecht teilt mit, daß er ein Rundschreiben an seine Mitglieder erlassen hat, in dem er diese darauf aufmerksam macht, daß die Neuwahlen zum deutschen Reichstag nahe bevorstehen. Der Vorstand fordert die Mitglieder auf, sich schon jetzt über die Wahlverhältnisse an ihrem Ort zu unterrichten, sich mit dem bisherigen Abgeordneten in Verbindung zu setzen, ihn zu befragen, ob er wieder kandidiert und ob er sich bindend verpflichten will, für die Forderungen der Frauenbewegung oder für einen Teil davon einzutreten und was in diesem Falle zur Unterstützung seiner Wahl geschehen könne. Auch bei Landtagswahlen, städtischen Wahlen u. s. w. sollen die Mitglieder Gelegenheit nehmen, dem politischen Einfluß der Frau Boden zu gewinnen. Spezielle Aufforderungen ergingen an die Frauen in Hessen, bei den im Herbst bevorstehenden Landtagswahlen und an die Frauen Frankfurts, bei der demnächstigen Stadtverordnetenwahl ihren Einfluß geltend zu machen, um die der Frauenbewegung günstig gesinnten Kandidaten durchzubringen.

Bevölkerungsstatistik.

Die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1901. Die Bevölkerungszunahme in den einzelnen Jahrfünften, beziehungsweise Jahrzehnten betrug:

in	den	Jahren	1872—1876	802 867	1 302 369
„	„	„	1876—1881	499 502	
„	„	„	1881—1886	812 960	937 005
„	„	„	1886—1891	124 045	
„	„	„	1891—1896	175 027	619 640
„	„	„	1896—1901	444 613	

Danach ist die Bevölkerungszunahme in den letzten drei Jahrfünften beständig größer, in den letzten drei Jahrzehnten beständig kleiner geworden.

Vergleicht man das Anwachsen der Bevölkerung in dem Zeitraum von 1891 bis 1901 in den wichtigsten europäischen Ländern, so ergiebt sich, daß der zehnjährige Zuwachs betrug:

in	Deutschland	6 938 708	das	ist	140	vom	Tausend	der Gesamtbevölkerung
„	Großbritannien	4 721 340	„	„	100	„	„	„ „
„	Oesterreich-Ungarn	3 956 305	„	„	96	„	„	„ „
„	Frankreich	619 640	„	„	16	„	„	„ „

Von dem Zuwachse des letzten Jahrfünftes entfällt der größere Teil, nämlich 329 416, auf das Seinedepartement mit elf Städten von je über 30 000 Bewohnern, in welchen die Zuwanderung besonders stark ist; denn der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle belief sich dort nur auf 241 054 Köpfe. Außerdem nahm die Bevölkerung nur noch in 24 Departements zu, während in den übrigen 62 Departements eine Bevölkerungsabnahme festgestellt wurde. Der auffallende Bevölkerungsrückgang in der großen Mehrheit der Departements erklärt sich hauptsächlich aus der wachsenden Anziehungskraft, welche die Städte, insbesondere die größeren Städte, und am meisten Paris auf die Landbevölkerung ausüben. Denn seit 1896 ist die Bevölkerung der 71 Städte, welche im Jahre 1901 über 30 000 Einwohner zählten, um 458 376 Köpfe angewachsen, woraus sich für die ganze außerhalb dieser Städte lebende Bevölkerung eine Einbuße von 13 763 Personen ergiebt. Paris, das im Jahr 1901 2 714 068 Einwohner zählte, war mit 177 234 Personen beteiligt. (Zeitschrift des Königl. Preuß. Statist. Bureaus, 1902, 1. und 2. Heft.)

Die Ausländer im Deutschen Reich zählten 1871: 206 755; 1875: 290 799; 1880: 276 057: 1885: 372 792; 1890: 433 254; 1895: 486 190; 1900: 778 698. Seit 1871 haben sich somit die Ausländer um mehr als das Dreifache vermehrt. Am 1. Dezember 1900 betrug die Gesamtzahl der im Reichsgebiet anwesenden Bevölkerung 56 367 178; davon waren Reichsangehörige 55 587 642, Reichsausländer 778 698; bei 838 Personen konnte die Staatsangehörigkeit nicht festgestellt werden. (Dr. Zahn, Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, 1902, 1. Heft.)

Digitized by Google

Völker und Politik.

Der Panama-Kanal und sein Einfluß auf die Weltwirtschaft. Das Projekt des Panama-Kanals wird nun endlich der Verwirklichung näher gerückt, nachdem die beiden Häuser des amerikanischen Kongresses im Einklang mit dem Präsidenten Roosevelt dahin entschieden haben, das Anerbieten der Pacific-Canal-Company of America, den Ankauf des ganzen Aktiv-Vermögens der genannten Gesellschaft, für 40 Millionen Dollars anzunehmen. Die einzige Art, wie der Panama-Kanal stark in die Weltwirtschaft eingreifen wird, ist, daß er den Osthäfen der Vereinigten Staaten eine so kurze Verbindung mit dem nördlichen Ostasien verschaffen wird, daß diese den europäischen Häfen überlegen sind. Es winkt damit in der Ferne ein für Amerika erfreuliches, für Europa unerfreuliches Bild: die Ueberlegenheit Newyorks auf einem großen Teil der pacifischen Märkte, wenigstens soweit die Seefracht in Betracht kommt. Amerika wird eine sehr bedeutsame Machtstellung am Stillen Ocean gewinnen, zurückstehend zur Zeit nur noch hinter der englischen. Auf wie lange das noch sein wird, vermag niemand zu sagen. (Der deutsche Oekonomist, XX, No. 1020.)

Russisch-Sibirische Bahn. Die russische Regierung hat den Bau einer Eisenbahnlinie beschlossen, welche die sibirische Bahn mit der sogenannten Nordbahn, der Petersburg-Wjatka-Bahn, verbinden wird. Diese neue Linie führt von Tschepzy über Krassnousinsk und Jekaterinenburg nach Kurgan am Tobol. Die Bahn soll die sibirische Bahn, die den Güterverkehr nicht bewältigen kann, entlasten. Sie stellt eine direkte Verbindung zwischen dem finnischen Meerbusen und Sibirien her und erleichtert die Ausfuhr des mittelrussischen Industriebezirks nach Sibirien und Ostasien. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1902, Juni, Seite 69.)

Mangel an Volksbewußtsein der Deutschen im Ausland. Ein beklagenswerter Mangel an Volksbewußtsein zeichnet immer noch, wie sonst niemanden, viele Auslanddeutsche aus. Besonders über die ungarischen „Schwaben" mußte man sich in diesem Punkt beklagen. Neuerdings hat sich gerade bei ihnen ja vieles gebessert, wie allerseits mit Freude bemerkt und anerkannt wurde. Wie weit viele unserer dortigen Volksgenossen aber immer noch an nationalem Bewußtsein hinter den Angehörigen jedes fremden Volkstums zurück sind, zeigt beschämend das Ergebnis einer Umfrage über Beibehaltung oder Magyarisierung der Namen in den Gemeinden des Bacs Bodroger Komitates. Dabei stellte sich nach den Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins heraus, daß die Gemeinden, die von Serben bewohnt sind, entschieden an den alten Namen festhalten und die Magyarisierung lebhaft zurückweisen. Die Deutschen aber bitten geradezu um Magyarisierung ihrer Ortsnamen. Ein Trost ist, daß dank der neuerdings unter den ungarischen Schwaben beginnenden deutschen Bewegung doch hie und da Widerspruch gegen diese nationale Selbsterniedrigung erhoben wurde. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 191.)

Jüdische Kolonien. Man schreibt dem „Israelit" aus Buenos-Aires: Die Kolonie „Mosesville" hat in diesem Jahre eine namhafte Vergrößerung erfahren, indem zu den alten 130 Kolonistenfamilien weitere 31 Familien aus Rußland und 42 Familien aus Rumänien, vornehmlich aus der Moldau, hinzugetreten sind. Mosesville zählt demnach jetzt 204 Familien, welche zusammen über 10000 Hektar Land urbar gemacht haben. Außer den Kolonisten wohnen in Mosesville noch zahlreiche andere Juden, die als Handwerker oder Tagelöhner in der Kolonie ein gutes Auskommen finden. Die Gesamtbevölkerung von Mosesville dürfte sich jetzt auf 3000 Seelen beziffern. Die Haupteinnahme der Kolonisten bildet nicht mehr der Getreidebau, sondern der Anbau von Luzerne, deren erste Anpflanzung zwar ziemlich kostspielig ist, die aber, einmal angepflanzt, viele Jahre hindurch 5—7 Ernten jährlich liefert. Das Mähen, Sammeln, Pressen, Packen und Verfrachten der Luzerne beschäftigt die Kolonisten und die in Mosesville arbeitenden jüdischen Tagelöhner vollauf das ganze Jahr hindurch. Die Verfrachtung der Luzerne erfolgt auf einem der fünf Bahnhöfe von Mosesville, von denen der von Mosesville-Central der bedeutendste ist. Mosesville-Central ist daher schon längst kein Dorf mehr, sondern ein emporblühender Handelsplatz, auf dem ein stetes Kommen und Gehen von Lastwagen stattfindet. Der Anbau der Luzerne, durch welchen die Kolonie von der Gunst der Witterung und dem Ausfall der Getreideernte unabhängig geworden ist, hat auch eine ausgedehnte Viehzucht ermöglicht, so daß die Kolonie

Digitized by Google

Mosesville jetzt schon 36000 Liter Milch wöchentlich nach Buenos-Aires liefern kann. Die Kolonie zerfällt jetzt in sieben Gruppen, von denen Mosesville-Süd, Nord, Südost und Central für die 78 alten Kolonisten bestimmt sind, während die Gruppe Virginia von zwei und die Gruppe Wawelberg von 28 jüngeren Kolonisten bewohnt wird. Die neue Gruppe Zadoc Kahn, 31 kürzlich angekommene russische Familien, sowie eine für 42 rumänische Familien bestimmte Gruppe müssen erst noch urbar gemacht werden. Die Gruppe Zadoc Kahn liegt rechts und links einer 30 Kilometer langen Fahrstraße, wobei je vier nebeneinander liegende Häuser von der nächsten Häusergruppe durch einen Zwischenraum von je 220 Acres Land getrennt sind. Die neuen Kolonisten sind gegenwärtig damit beschäftigt, unter Leitung älterer Kolonisten mit Hilfe von großen Dampfpflügen den jungfräulichen Boden umzugraben. Dasselbe ist in der für die rumänischen Juden bestimmten Gruppe der Fall, nur daß die Rumänen den Boden mit kleinen, mit einem einzigen Ochsen bespannten Pflügen aufmachen. (Jüdisches Volksblatt, IV, 26.)

Handelsverkehr der Vereinigten Staaten mit dem spanischen Amerika. Der Gesamtwert der Einfuhr aus dem lateinischen Amerika nach den Vereinigten Staaten stellte sich im Jahre 1901 auf 214317110 Dollar, das ist 44064763 Dollar mehr als im vorhergehenden Jahre; er betrug rund 24 pCt. des Gesamtwertes der Waren, welche von den Vereinigten Staaten im genannten Jahre überhaupt aus dem Auslande bezogen worden sind. Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach dem lateinischen Amerika bezifferte sich im Jahre 1901 auf insgesamt 117961744 Dollar gegen 118865364 Dollar im vorhergehenden Jahre; sie betrug nur 8 pCt. der Gesamtausfuhr der Vereinigten Staaten.

Italiens Außenhandel im ersten Quartal 1902. Die Einfuhr nach Italien erreichte in den Monaten Januar bis April 1902 (einschließlich Edelmetallverkehr) einen Wert von 617598917 Lire gegen 566294397 Lire im gleichen Abschnitte des vergangenen Jahres; die Ausfuhr bezifferte sich auf 478462483 Lire gegen 456017073 Lire in den ersten vier Monaten des Jahres 1900. Bei der Einfuhr ist hiernach eine Zunahme von rund 51,3 Millionen Lire, bei der Ausfuhr eine solche von 22,4 Millionen Lire zu verzeichnen gewesen.

Bücherbesprechungen.

K. Doll. Aerztliche Untersuchungen aus der Hilfsschule für schwachsinnige Kinder zu Karlsruhe. Macklots Verlag 1902.

Wie in vielen Städten des In- und Auslandes (erstmals 1867 in Leipzig) besteht auch in Karlsruhe seit 1896 eine besondere Hilfsschule, um geistig schwachen oder zurückgebliebenen Kindern einen ihren geringen Fähigkeiten angemessenen Unterricht zu teil werden zu lassen. Der Nutzen solcher Schulen ist augenfällig: erstens befreiten sie die andern von einem „hemmenden Ballast", zweitens gelingt es, nach früheren Berichten auf diesem Wege, noch ¹/₄ sonst aufgegebener Schüler erwerbsfähig zu machen. Im Auftrage der städtischen Schulkommission hat sich, wie es auch in anderen Städten geschehen war, im vorigen Sommer Dr. Doll in Verbindung mit dem Augenarzt Dr. Gelpke und dem Ohrenarzt Dr. Appert der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Hilfsschüler ärztlich zu untersuchen. Diese Untersuchungen sollen in Zukunft jährlich wiederholt, ihre Ergebnisse in einen für jedes neu eintretende Kind angelegten Fragebogen eingetragen werden. Schon der erste vorliegende Bericht läßt die Bedeutung solcher Aufnahmen erkennen: mit Recht hebt unter anderem der Verfasser hervor, daß diese Bogen, wenn später, wie das leider häufig genug vorkommt, Schwachsinnige gegen das Strafgesetz verstoßen, eine „wertvolle Grundlage" zur Beurteilung ihrer Verantwortlichkeit vor bürgerlichen und militärischen Gerichten bilden können. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß oft trotz auffallender Rückfälligkeit und gehäufter Strafe die Frage nach Zurechnungsfähigkeit gar nicht gestellt wird.

Welche Rolle bei der Entstehung des Schwachsinns die Vererbung spielt, geht schon daraus hervor, daß unter 72 untersuchten Kindern (42 Knaben, 30 Mädchen) sieben Geschwister (zwei Paare und einmal drei) sich befinden, daß

Digitized by Google

in zwei weiteren Fällen früher ältere Geschwister die Hilfsschule besucht haben, daß endlich besonders die letzten oder letztüberlebenden einer langen Kinderreihe außer leiblicher auch geistige Schwäche zeigen. Bei den Eltern und Großeltern ließen sich denn auch in verschiedenen Fällen Geistes- und Nervenkrankheiten, Trunksucht, Lues und, als allgemein schwächende Ursache, Schwindsucht feststellen. Bei den Kindern selbst fielen als äußere Entartungszeichen auf: Klumpfuß, angeborener Herzfehler, sehr niedere Stirn, Wasserkopf, abstehende Ohren, vorspringende Kiefer, mangelhafte Zahnbildung, Kropf, Einwärtsschielen, auffallende Behaarung, Leistenbrüche, Zurückbleiben der Hoden im Leistenkanal und andere geringfügigere. Im allgemeinen standen die schwachsinnigen Kinder auch körperlich, was Kraft, Größe, Gewicht anlangt, hinter ihren Altersgenossen zurück. Man wird aber dem Verfasser recht geben, wenn er sagt, es sei oft recht schwierig, den Anteil erblicher Belastung und zufälliger Schädlichkeiten an der Erzeugung des Schwachsinns streng auseinander zu halten, da häufig zu ererbter Anlage eine Verletzung oder Krankheit als „auslösende" Ursache hinzutrete. Lehrreich ist folgendes Beispiel: ein Knabe, dessen Mutter an Veitstanz litt, war als kleines Kind sehr schwächlich infolge von englischer Krankheit und schlechter Verdauung, aber erst vom siebenten Jahre an, nach einer Schädelverletzung, die eine große, mit dem Stirnbein verwachsene Narbe hinterließ, machte sich ein Zurückbleiben der geistigen Entwickelung bemerkbar. Blutsverwandtschaft konnte bei diesem Jahrgang der Hilfsschüler als Ursache nicht nachgewiesen werden; sie wird überhaupt bei den bunt zusammengewürfelten Arbeitern eine viel geringere Rolle spielen als „in den gebildeten Ständen und bei der seßhaften Landbevölkerung". Als äußere Schädlichkeiten kommen neben Kopfverletzungen besonders schwere oder langwierige Krankheiten, Diphtherie, Scharlach, Influenza, Lungenentzündung, Hirnentzündung, Rachitis, Tuberkulose in Betracht. Gerade solche Fälle bieten, wenn ohne dauernde Schädigung des Gehirns abgelaufen, die besten Aussichten und belehren oft durch überraschend gute Erfolge die viele Mühe und Geduld der Hilfsschulenlehrer. Selbstverständlich bilden Schwerhörigkeit und starke Kurz-, beziehungsweise Schwachsichtigkeit große Hindernisse für den Unterricht; sie können manchmal durch entsprechende Behandlung wesentlich vermindert werden. Eine häufige Begleiterscheinung des Schwachsinns ist Farbenblindheit. Diese war denn auch, mehr oder weniger stark ausgebildet, bei 27 (19 Knaben und 8 Mädchen) der 72 Kinder vorhanden. Daß das weibliche Geschlecht, wohl eine Folge der Beschäftigung, im allgemeinen ein besseres Farbenempfinden hat, ist bekannt.

Der Kopfumfang ist teils über, teils unter dem Durchschnitt. Der Verfasser bemerkt dazu, daß alle Schlußfolgerungen, die man aus der Größe und Gestalt eines Schädels auf den darin wohnenden Geist ziehen müsse, „auf sehr schwachen Füßen stehen". Ganz gewiß; Blödsinnige haben bekanntlich oft die größten und schwersten Gehirne. Diese verhalten sich ungefähr wie die Taschenuhren: weder die größten, noch die kleinsten sind die besten, sondern die am feinsten ausgearbeiteten. Die Schädelgestalt dagegen ist ein wichtiges Rassenmerkmal, und die geistigen Fähigkeiten der Menschenrassen sind sehr ungleich.

Auf alle Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht möglich. Alle, denen solche Fragen am Herzen liegen, seien auf die gründliche Arbeit selbst verwiesen. Sie ist ein Beweis für den Nutzen der Hilfsschulen wie für die ersprießliche Thätigkeit der Schulärzte.

Ludwig Wilser.

Graf Gobineau. Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Zweite Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hanff), 1902. I. Band 3,50 Mk., II. Band 4,20 Mk.

Nachdem kaum die erste Auflage dieses Werkes zu Ende erschienen, war schon eine neue Ausgabe erforderlich. Es ist dies ein erfreuliches Zeichen dafür, daß in der Gegenwart das Interesse an anthropologischen Fragen und die Erkenntnis ihrer Bedeutung für das politische und geistige Leben der Völker im Wachsen begriffen ist. Das Werk Gobineaus wird in dieser Zeitschrift noch zum öfteren ein Gegenstand eingehender Prüfung und interessanter Diskussionen sein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 8. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Gobineau und seine Rassenlehre.

Dr. Ludwig Wilser.

In den Himmel erheben oder verdammen, das ist Menschenart. Den gerechten Mittelweg, Anerkennung der Verdienste bei Mißbilligung der Fehler und Vermeidung der Irrtümer, finden die wenigsten. So ist es auch dem Grafen Gobineau ergangen: lange Zeit fast ganz verschollen und sogar in seinem Vaterlande von Gelehrten wie Ungelehrten kaum beachtet, wird er auf einmal als „Weltweiser" oder „Geistesriese" gefeiert. Da ich als einer der ersten in Deutschland wieder*) den Namen des normannischen Grafen, den er selbst von Godwin ableitet, genannt und, von Lapouge aufmerksam gemacht, den gesunden Kern seiner Rassenlehre anerkannt habe, darf ich wohl das Wort zu einer unparteiischen Würdigung des eigenartigen Denkers ergreifen.

Bald nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs, 1816, in Bordeaux geboren, trat der junge Edelmann 1849 in den diplomatischen Dienst seines Vaterlandes und lernte, von Napoleon III. geschätzt und bevorzugt, auf großen Reisen und verschiedenen, meist überseeischen Gesandtschaftsposten die Welt, Länder und Völker aus eigener Anschauung kennen. Sein reiches Wissen, seine vielseitige Begabung wird bekundet durch eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten, teils wissenschaftlich, teils unterhaltend, in ungebundener und gebundener Rede. Nicht nur geschichtliche und kulturgeschichtliche Werke, wie Traité des écritures cunéiformes 1864, Les religions et les philosophies dans l'Asie Centrale 1865, Histoire des Perses 1869, La Renaissance 1877, entstammen seiner unermüdlichen Feder, sondern auch Erzählungen, wie L'abbaye de Typhanie 1867, Souvenirs de voyage 1872, Nouvelles asiatiques 1876, und Dichtungen, wie Amadis 1887 und das Trauerspiel Alexandre le Macédonien,**) die beiden letzten nach seinem 1882 in Paris erfolgten Tode aus dem Nachlaß herausgegeben.

*) Richard Wagner war ein begeisterter Anhänger, wenn auch nicht sachkundiger Beurteiler von Gobineaus Lehren.

**) Straßburg, K. J. Trübner, 1901.

Digitized by Google

Wer auf so verschiedenen Gebieten als tüchtigen Schriftsteller sich bewährt, dem muß ein ungewöhnlich reger Geist, eine außerordentliche Einbildungs- und Gestaltungskraft eigen gewesen sein, dem gebührt, auch wenn er auf keinem Hervorragendes geleistet und bahnbrechend gewirkt hätte, Achtung und Anerkennung. Ueber Gobineaus Bedeutung als Geschichtschreiber und Erzähler zu urteilen, liegt mir hier ferner, es genüge zu wissen, daß sie ein gutes Mittelmaß, vielleicht mit Ausnahme der Renaissance, kaum übersteigt. Dem dramatischen Dichter aber, in dem sich uns das Wesen des Menschen enthüllt, möchte ich mit einigen Worten gerecht werden. Der „Alexander", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen und nach klassisch französischer Ueberlieferung in gereimten Alexandrinern geschrieben, ist ein Jugendwerk und vor dem Jahr 1848 entstanden; angeblich war das Stück schon zur Aufführung im Théatre Français zugelassen, doch — habeant sua fata libelli — im Sturme der Julirevolution wurde es vergessen und blieb ein halbes Jahrhundert im Schubfach des Schreibtisches begraben, um erst 20 Jahre nach dem Tode des Dichters als Buchdrama seine Auferstehung zu feiern. Ist diese gerechtfertigt, muß es wirklich mit den Meisterwerken Goethes, Schillers, Shakespeares dem „goldenen Notschatz" unserer Schulen einverleibt werden? Als Werk Gobineaus wird es seinen Wert behalten und verdient liebevolle Beachtung, nicht aber als dramatische Dichtung die überschwänglichen Lobeserhebungen des Herausgebers. Der Stoff ist ja dankbar und, außer von Racine, sonst dramatisch noch nicht verwertet, auch enthalten die etwas altmodisch anmutenden und eintönig klappernden Alexandriner —

J'ai fondé des cités, j'ai peuplé des déserts,
Des ports et des chemins partout se sont ouverts,

rühmt der Held von sich — manch treffendes Bild, manch guten Gedanken, im ganzen aber ist das Trauerspiel nicht besser und nicht schlechter als viele andere, die, besonders auf dem rechten Rheinufer, dichterisch veranlagte und für geschichtliche Größe begeisterte Jünglinge „verbrochen" haben. Dem Bedürfnis unserer Zeit nach klassischen Trauerspielen genügen diejenigen unserer großen Dichter; heute darf nur der „Schriftsteller" auf Bühnenerfolg hoffen, der in derb realistischer Weise das menschliche Leben der Gegenwart mit seinen Eigenheiten und Schwächen dramatisch zu gestalten versteht. Die Neuzeit will die Welt nicht dichterisch verklärt, sondern wissenschaftlich durchleuchtet sehen, und nur zu wahr ist der Spruch, den, von einem väterlichen Freunde eingetragen, ich im Stammbuch eines nach dichterischen Lorbeeren ringenden Jünglings fand:

Wer ist der größte Mann? Es ist der Dichter!
Vor hundert Jahren noch sprach so der Richter.
Wer heut' der größte, ist nicht schwer zu raten:
Der Mann des Wissens und der Mann der Thaten.

Nun, Gobineaus Hauptwerk, das in vollster Manneskraft geschriebene, dem deutschen Volke jetzt in guter Uebersetzung vorliegende Buch*) über „Die Ungleichheit der Menschenrassen", ist eine

*) Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1853. Dem König Georg V von Hannover gewidmet.

Digitized by Google

wissenschaftliche That, die seinen Namen berühmt gemacht hat. Da der Inhalt dieses Werkes mit meinen eigenen Arbeiten der letzten 20 Jahre im engsten Zusammenhang steht und auf den verschiedensten Gebieten sich berührt und begegnet, da der Verfasser seine ganze Lebensanschauung in demselben ausspricht, glaube ich es meiner Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung Gobineaus zu Grunde legen zu dürfen.

Der Grundgedanke, von dem das ganze Werk getragen ist, sein „Leitmotiv", wie sich der begeisterte Verehrer Richard Wagner ausgedrückt hätte, liegt in den Worten*) der Vorrede, „daß die Rassenfrage alle anderen Streitfragen der Weltgeschichte beherrscht und den Schlüssel dazu bildet; daß die Ungleichheit der Rassen, aus deren Mischung ein Volk hervorgeht, zur Erklärung der ganzen Verkettung des Geschicks der Völker ausreicht". Von der Rasse hängt die Gesittung, das „Leben und Sterben der Völker" ab, und manches im Niedergang begriffene Volk „hat mit dem Namen (und der Sprache, dürfen wir hinzufügen) nicht auch die Rasse seiner Begründer bewahrt". Je reiner aber die Stammrasse sich erhält, „desto fester und unerschütterlicher ist die Grundlage des Staates, weil auch das Geistesleben das gleiche bleibt". Unter allen Menschenrassen, der weißen in Europa, der gelben in Asien und der schwarzen in Afrika, nimmt die erste die führende Stellung ein, und ihren vornehmsten Bestandteil bildet die „Edelrasse" der Germanen: „da, wo niemals germanisches Blut eingedrungen, giebt es keine Gesittung nach unserer Art". Alle diese Gedanken hatte ich selbst schon vor dem Bekanntwerden mit dem Rassenwerk des französischen Grafen mit ähnlichen Worten ausgesprochen, so z. B. in meiner „Herkunft der Deutschen"**) auf Seite 4 der Einleitung: „Unstreitig haben seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft die Völker der germanischen Sippe (der letzte reine und rasseechte Kern des arischen Urvolks, Seite 78), denen auch unser deutsches Volk angehört, die größte Bedeutung unter den sogenannten Ariern erlangt. Sie sind es ja, die überall auf den Trümmern zerfallender Reiche neue Staaten gegründet, gealterten Völkern neue Kraft und frisches Blut eingeflößt haben, sie sind es, die heute die ganze Erde sich zu eigen zu machen streben."

Aber auch schon vor dem ersten Erscheinen des Gobineau'schen Buches haben deutsche und englische Forscher die Ansicht von der geistigen Ueberlegenheit der weißen Rasse und innerhalb dieser der Germanen vertreten. In seiner Kulturgeschichte***) unterscheidet Klemm aktive und passive Rassen, und ihm hat sich in einer Denkschrift zu Goethes hundertstem Geburtstag†) Carus angeschlossen, nur mit dem Unterschied, daß er zwischen „Tag- und Nachtvölker" als Uebergang noch „Dämmerungsvölker" einschiebt. Auf der rastlosen Thätigkeit der „aktiven" Rassen, der „Tagvölker", beruht der ganze Fortschritt

*) Die Anführungen sind eigene Uebersetzungen aus dem Französischen der ersten Auflage.

**) Karlsruhe, G. Braun, 1885.

***) Leipzig, 1845. — Besonders abgedruckt: Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball. Dresden bei Teubner.

†) Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere Entwickelung. Leipzig, 1849.

Digitized by Google

der Menschheit. Noch etwas weiter ist der Engländer Harvey*) gegangen, der den Germanen den Vorrang vor allen übrigen Völkern zugesteht, und von Wietersheim,**) der „den germanischen Stamm sowohl durch Uranlage als durch geschichtliche Erziehung" für vorausbestimmt zur „Weltherrschaft" erklärt. Auf den Schultern dieser Männer steht Gobineau, wenn er auch ihre Schriften nicht alle***) gekannt hat; es muß ihm aber das Verdienst zugesprochen werden, den Gedanken noch weiter ausgeführt und in hinreißender Sprache mit dem Feuer der Begeisterung verfochten, auf der Ungleichheit der Rassen eine ganze Weltanschauung aufgebaut zu haben. Insbesondere hat er klar erkannt und scharf hervorgehoben, daß auch die geistigen Eigenschaften Merkmale der Rasse und bei Mischungen oft sehr minderwertig sind, daß die Ständebildung auf den verschiedenen Stufen der Rassereinheit und der Niedergang der Völker auf dem Verbrauch und Aussterben der besseren Bestandteile beruht. Daß er als Franzose die Ueberlegenheit des reinen germanischen Blutes zugesteht, was wir als Zeichen ehrlicher Unparteilichkeit anerkennen, erklärt sich durch seine nordische Abstammung, die er bis nach Norwegen†) glaubte zurückverfolgen zu können. Dabei war er aber befangen in den Vorurteilen seiner Zeit und Erziehung und infolge davon keineswegs frei von mancherlei oft folgenschweren Irrtümern. Die „Ungleichheit der Menschenrassen" ist ja mehrere Jahre vor Darwins „Entstehung der Arten" erschienen; aber bis zu seinem Tode verhielt sich Gobineau durchaus ablehnend gegen die Entwickelungslehre und verstrickte sich dadurch in allerlei Widersprüche. Als strenggläubiger Katholik wagte er nicht zu rütteln an der Lehre von der Abstammung der ganzen Menschheit von einem einzigen Paare und erklärt alle späteren Veränderungen durch verschiedenartige Mischungen seiner drei Grundrassen, der weißen, gelben und schwarzen. Wie aber von einem Elternpaar so grundverschiedene Rassen abstammen können, darüber giebt er sich keine Rechenschaft; mit Entschiedenheit erklärt er, „das Klima ist ohne jeden Einfluß auf die Rassenbildung, auf die Farbe der Haut, Haare und Augen", einen anderen Erklärungsgrund vermag er jedoch nicht anzuführen, so wenig als für die große Verschiedenheit der geistigen Fähigkeiten. Seine Lehre schwebt daher völlig in der Luft und entbehrt jeder naturwissenschaftlichen Grundlage.

Gern stimmen wir ihm bei, wenn er die Germanen als Ueberwinder und Erneuerer der Alten Welt preist — „die germanischen Völker, lange verkannt, erscheinen uns ebenso groß und ehrfurchtgebietend, als die Schriftsteller des zerfallenden Römerreichs sie barbarisch gescholten .... ihr Sieg war unausbleiblich —", wie aber unsere Vorfahren zu dieser Ueberlegenheit gekommen sind, welchen natürlichen Ursachen sie ihre unbestreitbare leibliche und geistige Tüchtigkeit verdanken, darüber ist der französische Geschichtsphilosoph sich und uns die Erklärung schuldig geblieben. Während er auf der einen Seite den Einfluß des Bodens und Himmels leugnet, giebt er auf der andern die Entartung der nordischen Völker durch Verlassen ihrer

*) Monthly journal of med. science. Edinburg, 1850.
**) Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Leipzig, 1852.
***) Klemms Kulturgeschichte wird angeführt.
†) Histoire d'Ottar Jarl, 1879.

Digitized by Google

Heimat zu, „in dem Maße als die weißen Völker nach Süden herabgestiegen sind, haben sich ihre männlichen Eigenschaften abgeschwächt und in einer zu weibischen Menge verloren". Die Auswanderung der Germanen aus Skandinavien läßt er als geschichtlich beglaubigte Thatsache gelten, sucht ihre Urheimat aber doch „in Hochasien". „Um den wahren Herd zu finden", sagt er, „von dem die entscheidenden Wanderungen, die den Grund unserer heutigen Gesellschaft gelegt haben, ausgegangen sind, muß man sich an die Küsten der Ostsee und auf die skandinavische Halbinsel versetzen. Hier ist das Land, das die Verfasser der alten Volksgeschichten mit gerechtem Stolz und glühender Begeisterung die Werkstatt der Völker, den Mutterschoß der Menschengeschlechter nennen"; aber „die germanischen Völker hatten sich in der Urzeit aus arischen Roxolanen gebildet" und, nach Gobineaus Ansicht, erst im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung der großen Halbinsel und einiger Teile der baltischen Küste bemächtigt, die vorher, wie unser ganzer Weltteil, von einer schwarzhaarigen, mongolenähnlichen Urbevölkerung bewohnt gewesen waren. Diese Auffassung, die übrigens auch Nilsson, der berühmte Verfasser von „Nordens Urbewohnern", und sogar noch der ältere Retzius, der „Vater der Schädelmessung", geteilt hatten, ist zwar nach der heutigen Wissenschaft unmöglich, läßt sich jedoch durch die damaligen, noch recht dürftigen Kenntnisse entschuldigen; Gobineau aber hat an ihr, trotz fortschreitender Erkenntnis, bis zu seinem Lebensende festgehalten. „Meine Ueberzeugung von ehedem ist die von heute", schreibt er im Vorwort zur zweiten, erst zwei Jahre nach seinem Tode erschienenen Auflage, „keine der Wahrheiten, die ich ausgesprochen, ist erschüttert worden." Die in dem berühmt gewordenen Rassenwerk enthaltenen „Wahrheiten" gewiß nicht, zahlreiche Irrtümer aber sind als solche erkannt und widerlegt worden. Schon damals waren Gobineaus Lehren durch die deutsche Forschung teils überholt, teils vertieft. In Schweden hat seit der ersten Besiedelung des Landes zu Anfang der neueren Steinzeit keine Einwanderung mehr stattgefunden, die Rasse*)

*) G. Retzius, Crania suecica antiqua, Stockholm 1900, und Om den germaniska ras-typen, Stockholm 1901. — Arbo, ein um die Rassenforschung in seinem Vaterlande hochverdienter norwegischer Militärarzt, glaubt aus der Vergleichung der Vorzeitschädel mit den Köpfen der jetzt lebenden Bevölkerung den Schluß ziehen zu dürfen, daß auch in Norwegen seit der Steinzeit Einwanderungen stattgefunden haben, von denen „das Vorhandensein zweier ethnischer Typen, die nicht gleichalterig gewesen sind", Kunde gebe (Zeitschrift Ymer, besprochen im Globus vom 11. August 1900, und Internationales Centralblatt für Anthropologie VII 4, 1902). Norwegen, das besonders in seinen nördlichen Thälern, erst nachträglich, durch wiederholte Einwanderung bei wachsender Volkszahl von den Germanen besiedelt wurde, verhält sich selbstverständlich etwas anders als das Südende der Halbinsel. Hier, wie auch in einzelnen norwegischen Teilen, hat sich die Rasse der alten Germanen (Homo europäus) am reinsten erhalten, daher noch heute eine, nach Retzius Worten, „in anthropologischer Hinsicht merkwürdig einheitliche" Bevölkerung, die „unmittelbar von dem Vorzeitvolke abstammt". Schon Freiherr von Düben (Congrès de Stockholm 1874) fand bei den ältesten schwedischen Schädeln „Zug für Zug" die Eigentümlichkeiten der heutigen Köpfe wieder, und Retzius kommt in dem angeführten, mit prachtvollen Abbildungen ausgestatteten Schädelwerk zu dem Schluß, daß „Einwanderungen neuer Rassenbestandteile in irgend erheblichem Maße nicht stattgefunden, sondern daß vielmehr die nämlichen Rassen Schweden in der ganzen uns bisher bekannten Vorzeit bewohnt haben". Die vereinzelten Rundschädel aus der Steinzeit stammen sicher von kriegsgefangenen, von Heerfahrten gegen benachbarte

Digitized by Google

der Bewohner sich nicht geändert; die Roxolanen, ein skythisches Volk, sind zwar wie alle Arier mit den Germanen verwandt, nimmermehr aber unsere Stammväter; auch die Einteilung der Germanen in Goten und Skandinavier ist ungenügend und unzutreffend, wohnen doch heute noch Goten auf dem Nordufer der Ostsee.

Dies zähe Festhalten an der durch keinen einzigen wissenschaftlichen Grund gestützten asiatischen Herkunft der europäischen Kulturvölker zieht selbstverständlich zahlreiche andere Irrtümer, Mißverständnisse und Widersprüche nach sich und verhindert die folgerichtige Durchführung guter Gedanken. Dafür sei nur ein Beispiel angeführt. Ganz richtig hatte der französische Denker erkannt, daß „die europäische Buchstabenschrift zwar verwandt ist mit der griechischen, nicht aber von ihr abgeleitet, daß sie wie jene auf einen älteren Ursprung zurückgeht und, wie das Blut der weißen Rasse, ihre Quelle in den Ursitzen dieser Rasse hat"; da er aber diese im „inneren Hochasien" suchte, konnte er weitere Schlußfolgerungen aus dieser scharfsinnigen Voraussetzung nicht ziehen, obgleich er mit Seherblick voraussah, daß „von solchen Betrachtungen in Zukunft zweifellos die für die Urgeschichte wichtigsten Forschungen*) ausgehen würden."

Ganz gewiß hat Graf Gobineaus wiedererstandenes Rassenwerk, das vielleicht gerade, weil es von einem Ausländer herrührt, in Deutschland so großen Erfolg gehabt, ungemein anregend gewirkt und weiten Kreisen unseres Volkes die Bedeutung des Blutes in Geschichte und Völkerleben zum Bewußtsein gebracht. Bei aller Bewunderung und freudigen Anerkennung aber dürfen wir die Augen für seine Mängel, die zum guten Teil in der Zeit lagen, nicht verschließen und auf halbem Wege stehen bleiben, sondern müssen auf der als richtig erkannten Bahn mutig vorwärts schreiten zum Ruhm und zur Ehre der deutschen Wissenschaft.

Völker fremder Rasse (Homo brachycephalus) heimgebrachten Knechten, die rundlichen Köpfe der heutigen Küstenbevölkerung erklären sich durch den zunehmenden Seeverkehr, da heutzutage das Meer die Völker nicht mehr trennt, sondern verbindet.

*) Vergleiche meine Abhandlung: „Zur Geschichte der Buchstabenschrift", Beilage der Allgemeinen Zeitung No. 103, 5. Mai 1899. — Die Abstammung des griechischen Alphabetes vom phönikischen, nach Kirchhoff „eine wirklich geschichtliche Thatsache", für die vergleichende Schriftforschung aber von vornherein wegen der durchaus nicht ursprünglichen Gestalt der phönikischen Zeichen unwahrscheinlich, ist durch die Entdeckung der kretisch-mykenischen, der hettitischen Schrift mehr als zweifelhaft geworden. Wimmers Ableitung der Runen von den spätrömischen Buchstaben, die Sievers für „sicher" und „abschließend" erklärt hatte, wird jetzt von seinen eigenen Fachgenossen bestritten. Alle neueren Versuche aber, von Meyer, Gundermann, Hempl, Luft, von Grienberger, eines oder mehrere der südeuropäischen Alphabete als Vorbild für die Runen aufzustellen, müssen als gescheitert betrachtet werden. Alle diese Mühe ist vergeblich, auf diesem Wege — das hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte gezeigt — wird man niemals dazu kommen, die unbestreitbare Aehnlichkeit der nordischen Runen, die übrigens nicht nur von den Germanen, sondern auch von deren westlichen und östlichen Nachbarn, Kelten, Litoslaven und Skythen, gebraucht wurden, mit den Schriftarten der alten Kulturvölker am Mittelmeer zu erklären.

Digitized by Google

Zur Entwickelungsgeschichte des modernen Kapitalismus.

Dr. Walther Borgius.

Die materialistische Geschichtstheorie, wie sie insbesondere von Marx und Engels ausgebildet worden ist, lehrt bekanntlich, daß das Wirtschaftsleben die Grundlage der gesamten Kultur und die Triebkraft ihrer Entwickelung sei. Ohne daß man sich mit dieser Auffassung zu identifizieren braucht, wird heute doch allgemein der außerordentliche Einfluß anerkannt, welchen die wirtschaftliche Struktur auf den Charakter des geistigen Lebens eines Volkes nach den verschiedensten Richtungen hin ausübt. Es sind deshalb die Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Geisteskultur ein Gegenstand der Forschung geworden, der die Aufmerksamkeit sowohl der Historiker als auch der Nationalökonomen in neuerer Zeit immer lebhafter auf sich gelenkt hat.

Was die europäischen Naturvölker an die Stelle der untergehenden antiken Wirtschaftsverfassung setzten, war die Kultur einer auf Privateigentum und feudalistisch gegliedertem Staatswesen aufgebauten Agrarwirtschaft. Ihr wirtschaftlicher Grundgedanke ist: im Rahmen der Familie, auf eigenem Grund und Boden, durch die Arbeit der zur Sippe gehörenden Blutsverwandten wie der blutsfremden Untergebenen den erforderlichen Lebensunterhalt für eben diese Gruppe zu gewinnen, d. h. die Grundlage des bäuerlichen Daseins. Ihre politische Ausdrucksform ist die Organisation der bäuerlichen Lehnswirtschaft, wie sie am reinsten zur Zeit der Karolinger in Deutschland geherrscht hat.

Die Umgestaltung dieser Kulturform erfolgt durch das Städtewesen. Die zunehmende Volksziffer bei beschränktem Besitz an Grund und Boden erzeugt in den Städten und in ihrer wirtschaftlichen Grundlage, dem sich aus dem bäuerlichen Hausfleiß entwickelten Handwerk, die erstmalige Möglichkeit wirtschaftlicher Existenz ohne Besitz eigener Scholle. Der Grundgedanke dieser Epoche ist: durch persönliche gewerbliche Arbeit für den Bedarf anderer und deren Austausch gegen andere Güter sich die zum Leben notwendige traditionell überkommene „Nahrung" zu sichern, die Grundidee des Handwerkerdaseins; und diese wird nunmehr maßgebendes Prinzip des gesamten Wirtschaftslebens dieser Kulturepoche.

Wesentlich verschieden von ihr ist die dritte Epoche, in welcher wir jetzt leben, und die hervorgegangen ist aus dem Denken und Fühlen des Kaufmannsstandes und deren Grundidee ist, daß der Zweck des Wirtschaftens der Geldgewinn, der Profit, sei.

Es ist nun überaus fesselnd zu verfolgen, wie im Einzelfall die Umwälzungen der wirtschaftlichen Grundlage das ganze Fühlen und Denken der Gesellschaft beeinflußt und in langsamer, unmerklicher Arbeit die ältere Grundidee der Lebensauffassung absorbiert und die neue an ihrer Stelle zum Siege geführt haben. Für die erste dieser Uebergangsperioden: die Umwälzung der alten germanischen Agrarwirtschaft in die mittelalterliche Stadtwirtschaft, fehlt es uns vor der Hand noch an dem erforderlichen Thatsachenmaterial. Wohl aber existiert, dank den Arbeiten mehrerer deutscher Wirtschaftshistoriker, welche sich neuerdings mit Vorliebe auf die allerdings sehr interessante

Digitized by Google

Zeit des ausgehenden Mittelalters und beginnenden Frühkapitalismus geworfen haben, bereits ein ziemlich umfangreiches Material über die Anfänge der kapitalistischen Kultur. Neben Männern, wie Lamprecht, Ehrenberg u. a., hat besonders Werner Sombart in seinem eben erschienenen hochbedeutsamen Werk „Der moderne Kapitalismus“*) diesem Problem seine spezielle Aufmerksamkeit gewidmet und bietet uns eine sehr dankenswerte Zusammenfassung des uns bekannten Materiales über diese interessanten Wandlungen.

Zwei Momente sind es insbesondere, die Sombart als charakteristisch für die Kultur des Frühkapitalismus herausschält. Das erste ist das „Erwachen des Erwerbstriebes“. Vor den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise war das Ziel des Wirtschaftens, wie oben erwähnt, ausschließlich das Gewinnen der „Nahrung und Notdurft des Leibes und Lebens“. Sei es, daß man sich dieselbe, wie der Landwirt, aus dem Wachstum der eigenen Scholle erarbeitete, sei es im Austausch selbstgefertigter gewerblicher Produkte, wie der städtische ehrsame Handwerker. Selbst der Kaufmann des Mittelalters — das weist Sombart m. E. in überzeugender Weise nach — ist durchaus nicht ein Kaufmann in unserem modernen Sinne, der darauf ausgeht, mit Spekulation und Kalkulation „zu wetten und wagen, das Glück zu erjagen“, sondern ein von seiner Hände Arbeit in kleinem Alleinbetrieb lebender, dem Handwerker durchaus analoger Typus, der den Kern seiner Thätigkeit noch nicht in der Spekulation, in der Ausnutzung der Preiskonjunktur sieht, sondern in Transport und Lagerung der Ware, im Verteilen, Packen und Détaillieren derselben. Ebensowenig aber denken diejenigen, in deren Hand thatsächlich größere Summen wirtschaftlicher Güter sich ansammeln, die geistlichen und weltlichen Großen, die Klöster und Orden, daran, diese zu Gewinnstzwecken wirtschaftlich arbeiten zu lassen. Im Gegenteil! Dem ganzen Mittelalter ist die Auffassung eigen und gemeinsam, daß überschüssiges Geld zum Ausgeben für den Konsum da sei, sei es für den eigenen Verbrauch als Steigerung luxuriöser Bedürfnisse, sei es für andere, z. B. in Gestalt von Schenkungen an die Kirche, von öffentlichen Stiftungen, Werken christlicher Pietät und Nächstenliebe, Ausrüstung von Kriegen und Kreuzzügen. Umgekehrt erscheint der Reichtum, wo er vorhanden ist, nicht als aus wirtschaftlicher Thätigkeit entsprungen, sondern als Folge politischer Macht des Grundherrn, dessen Landbesitz mehr einbringt als er braucht, des Ritters, der mit Schwert und Lanze sich Reichtum erbeutet. Die Lebensauffassung des Bauern und ritterlichen Grundherrn ist die vorherrschende und drückt allen übrigen Gruppen des Volkes ihren Stempel auf. Zog doch selbst der reich gewordene Kaufmann oder industrielle Verleger anfänglich zumeist sich mit dem erworbenen Vermögen vom Geschäft zurück, erwarb, wo dies möglich war, damit Grundbesitz oder baute Kirchen oder häufte es in Gestalt von Schmuck und Wertgegenständen auf. Diesem Geiste entspricht denn auch ganz das mittelalterliche Verbot des Zinsnehmens, da „Geld ja nicht Geld erzeugen könne“. Mit einer beinahe überraschenden Plötzlichkeit stellt sich nun gegen das ausgehende

*) Verlag von Dunker & Humblot, Leipzig, 1902. Band I: „Die Genesis des Kapitalismus“; Band II: „Die Theorie der kapitalistischen Entwickelung“.

Digitized by Google

Mittelalter jenes Goldfieber ein, die Sucht des Reichwerdens, von der uns die Klagen der damaligen Zeitgenossen so viel zu berichten wissen, und die in immer gewaltigerer Ausdehnung heute das A und O unserer Kultur, die Triebfeder beinahe alles menschlichen Thuns und Treibens geworden ist. In bezeichnendem Gegensatz gegen den frühmittelalterlichen Kaufmann, der sich nach Erwerb genügender Subsistenzmittel satt ins Privatleben zurückzog und den ritterlichen Grundherrn spielte, sagt schon Jacob Fugger „er hätte viel einen anderen Sinn, wollte gewinnen, dieweil*) er könnte". Und von dem modernen Amerikaner sagt ein guter Kenner und Beurteiler der Verhältnisse, Geh. Kommerzienrat Goldberger:**) „Andrerseits giebt es drüben kaum Männer, die sich als Rentner zur Ruhe setzen, auch wenn sie Millionen erworben haben. Sie wagen den Gewinn, oder doch einen großen Teil davon immer aufs neue." Ebenso wie Goethe in seinem bekannten Faust-Wort klagt schon Hans Sachs: „gelt ist auf erden der irdisch gott". Die Lehre vom „Stein der Weisen", der alles, was man mit ihm berührte, in Gold verwandelt, taucht auf und ihn zu finden bemüht sich im Schweiße ihres Angesichts die Naturwissenschaft jener Zeit. Die Alchymie kommt hoch und erzeugt allerorten Phantasten und Abenteurer, welche das Mittel suchten, um Gold zu machen. („Es soll damals kein Kloster gegeben haben, in dem nicht irgend ein Ofen zum Zweck der Goldmacherei aufgestellt war", berichtet Sombart.) In der epidemisch auftretenden Schatzgräberei mit all ihrem phantastischen Drum und Dran, sowie überhaupt in dem Schürferparoxysmus selbst kam jene Sucht nach schneller Bereicherung zum Ausdruck. Die Ritterlichkeit des vornehmen Adels bildete sie in ein brutales skrupelloses Raubrittertum um. Selbst die irdischen und weltlichen Großen im Lande mißbrauchten ihre Macht nach Möglichkeit zum Ansammeln von Schätzen, durch Steuererpressungen, Schatzungen der Städte, Judenverfolgungen; ja auch die Hexenprozesse und Inquisitionen weisen unter dem Priesterrock den Pferdefuß des Geldzusammenscharrens auf. Allenthalben sucht man — das ist ganz offensichtlich — nach neuen Methoden, schnell zu Geld zu kommen und vorhandenes Geld zu mehren.

Und jetzt erst taucht schüchtern die Idee auf und bricht sich Bahn, man könne auch durch wirtschaftliche Thätigkeit Reichtum erwerben. Und dieses Prinzip setzt sich zum ersten Male in die Praxis um in dem Erwerbsstande, in dem es überhaupt zuerst praktisch werden konnte, im Kaufmannsstand. Der Kaufmann, welcher den Austausch des Angebotes und der Nachfrage in Raum und Zeit besorgte, welcher zur Deckung seiner Unkosten und Pflege seines Lebens die Waren ohne weitere Bearbeitung zu einem billigen Preise erstehen und unverändert lediglich an anderen Orten und zu anderer Zeit teurer verkaufen mußte, sah zuerst die Möglichkeit, durch Ausdehnung seines Betriebes und geschickte Wahrnehmung der Konjunktur die ihm zufließenden Einnahmen über den Betrag, dessen er für sich und seine Familie bedurfte, hinaus zu vermehren ins Unbegrenzte. In ihm zuerst entsteht der wirtschaftliche Erwerbstrieb als eine, wie Sombart ganz

*) dieweil = solange.
**) Die Woche, Heft 30, 1902, Seite 1396.

Digitized by Google

richtig sagt, „spezifisch plebejische Seelenstimmung", die „alle Wahrzeichen des Parvenutums" an sich trägt.

Und es war nicht nur eine plebejische Herkunft, welche diesem neuen und umwälzenden Trieb zu eigen war, sondern man kann sogar sagen: eine rassenfremde. Wie der ganze wirtschaftliche Verkehr gegen Entgelt sich ja ursprünglich zwischen Ausländern entwickelte, so konnte auch nur den Ausländern gegenüber der Gedanke Wurzel schlagen, daß man sich an jenem durch wirtschaftliche Thätigkeit bereichern könne. Waren es doch ohnehin ursprünglich Rassenfremde, insbesondere Juden und Lombarden, aus welchen sich der Kaufmannsstand rekrutiert hatte und die noch Jahrhunderte hindurch die Hauptrolle in ihm spielten. Wie weit es die Rassenveranlagung ist, welche diese Schichten zur kaufmännischen Thätigkeit getrieben hat, wie weit der wirtschaftliche Umstand, daß sie aus der eigentlichen Produktionssphäre ausgeschlossen waren, diese vielleicht latent vorhandene Eigenschaft erst zur Entfaltung brachte, kann hier ununtersucht bleiben. Sicher ist, daß das stammesfremde Händlertum, daß insonderheit die jüdische Rasse einen gewaltigen Anteil an der Entwickelung des westeuropäischen Kapitalismus hat, wie sie ja durch ihn erst aus dem Handelsstand in das Gewerbe gekommen ist, das Gewerbe mit kaufmännischem Geist beseelt hat. Nicht zu vergessen ist dabei die wirtschaftliche Ausbeutung der fremden überseeischen Rassen in dem um diese Zeit gewaltig aufblühenden Kolonialwesen.

Was nun bislang noch ungelöst geblieben ist, und was m. E. auch Sombart nicht plausibel zu machen gelungen ist, das ist der eigentliche Grund, weshalb und wodurch eigentlich jene Wurzel des kapitalistischen Geistes, das Goldfieber, um die Zeit des ausgehenden Mittelalters aufgekommen und sich so schnell durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete. Die verschiedenen Einzelursachen, die Sombart anführt, welche dahin wirkten, den faktischen Geldbedarf in zahlreichen Fällen zu steigern, wie die Sehnsucht nach Wiedereroberung des heiligen Grabes und dergleichen mehr, scheinen mir denn doch nicht zureichend. Ich möchte einem anderen Gedanken Ausdruck verleihen. In dem Maße, wie die älteste deutsche Wirtschaftskultur, der agrarische Lehnsstaat, sich zersetzte und umbildete zur gewerblichen stadtwirtschaftlichen Kultur, tritt auch die politische und soziale Bedeutung des ritterlichen Grundherrn vor dem städtischen Patrizier zurück. Die Städte repräsentieren nicht nur die Stätten höherer Kultur, die Führer der städtischen Kultur gewinnen auch einen politischen Einfluß, der bald über den des ritterlichen Grundherrn hinausgeht. Die Städte sind es, welche sich aus ihren Existenzbedingungen hinaus die in ihrer Bedeutung vielleicht noch nicht genügend gewürdigte Umwälzung der Kriegstechnik durch Erfindung des Schießpulvers allein zu nutze machen können, dadurch die militärische Macht des Rittertums brechen, ja dasselbe vielfach veranlassen, in städtische Dienste zu treten. An Stelle des mit eigenem selbst aufgezogenem Pferd und mit eigenen, oft selbst geschmiedeten Waffen ausziehenden Ritterheeres tritt das mit gekauften Feuerwaffen ausgerüstete Bürgerheer und bald das Söldnerheer. Während es früher hieß: die politische Macht hat, wer über den ausgedehntesten Lehnsbesitz verfügt, so hatte jetzt derjenige die politische Macht, der über die reichsten Geldmittel

Digitized by Google

verfügte. Und unterhalb des Fürsten, der das Heer gebrauchte, hatten wiederum diejenigen den größten politischen Einfluß, welche einen Trupp Söldner zu stellen und zu führen oder aber die für die Kriegsführung erforderlichen Summen auszuleihen imstande waren. Durch alles dieses gewinnt jetzt im 14. und 15. Jahrhundert zum ersten Male der Geldbesitz politischen Einfluß, wird zum Hauptfaktor der politischen Macht und zum unentbehrlichen Hilfsmittel der Machthaber. Wie früher — nach Sombart selbst — das über den eigenen Unterhalt hinausgehende Streben nach politischer und sozialer Machtstellung im Erwerb eines möglichst umfangreichen Lehnsbesitzes, Erstellung einer Hausmacht und Häufung abhängiger Hintersassen zum Ausdruck gelangt war, so jetzt, der veränderten Zeit angepaßt, im Ansammeln von Geld.

Um nun aber das Gewinnen von Geldüberschüssen durch das Wirtschaften zu ermöglichen, dazu mußte das Wirtschaften selbst ein anderes werden. Das Gewerbe, bisher eine Thätigkeit von Technikern, mußte zu einer Thätigkeit von Kaufleuten werden, und der Kaufmann selbst mußte anders wirtschaften als bisher. Es mußte dasjenige Prinzip des Wirtschaftens zum vollständigen Durchbruch kommen, welches Sombart als „ökonomischen Rationalismus“ bezeichnet. D. h., das „Prinzip der Wirtschaftlichkeit“, der Grundsatz, mit möglichst kleinen Mitteln möglichst großen Effekt zu erzielen, mußte auf das intensiveste durchgeführt, das Wirtschaften mußte zum Geschäft, mußte in eine Reihe von Rechenexempeln aufgelöst werden.

Das ist etwas Neues, was das frühere Mittelalter absolut nicht kannte. Die Kultur jener Zeit hatte gar nicht die technischen Mittel dazu, weder einen einzelnen Geschäftsabschluß seinem wirtschaftlichen Werte nach genau rechnerisch festzustellen, noch den gesamten wirtschaftlichen Betrieb, das, was wir heute als „Unternehmung“ bezeichnen, als ein geschäftliches Ganzes rechnerisch zu erfassen und zu analysieren. Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß man bis in die Renaissancezeit hinein noch mit den unglaublich schwerfälligen römischen Ziffern ohne Null und Stellenwert rechnete. Die alten Rechenbücher oder mathematischen Kompendien des europäischen Mittelalters gaben nur die allerelementarsten Kenntnisse. Der „Algorithmus“ des Georgius Beurbachius enthält ungefähr dasjenige an arithmetischem Rechnen, was jetzt bereits zehnjährige Kinder kennen, und er war doch „gemacht für die Studenten der hohen schul zu Wien“. Das Rechnen geschah bis tief in das Ende des Mittelalters hinein mit Zuhilfenahme von Rechenbrett und Rechenpfennigen bezw. mit Unterstützung der Finger und Gelenke. Selbst in Italien, das ja seiner wirtschaftlichen Entwickelung nach dem deutschen Reiche weit voraus war, wird erst im Laufe des 13. Jahrhunderts das Rechnen mit arabischen Ziffern bekannt, und noch 1299 ergeht in Florenz ein Verbot ihres Gebrauchs. Sombart setzt deshalb als Geburtsjahr der neuen Geschäftstechnik das Jahr 1202 an, in welchem Jahre der „Liber Abbaci“ des Leonardo Pisano erscheint.

Das zweite Jahr, welchem Sombart eine analoge Wichtigkeit zuschreibt, ist das Jahr 1494, in welchem die „Summa“ des „Fra Luca“ erscheint, die u. a. das erste System der doppelten Buchführung enthält. Wichtig ist dieses letztangeführte Buch vor allen Dingen deshalb, weil die Kunst der doppelten Buchführung damit für jeder-

Digitized by Google

mann erreichbar und erlernbar wurde. Mit der doppelten Buchführung aber wird die wirtschaftliche Unternehmung zum ersten Male rechnerisch klar als etwas unpersönliches, ein in sich selbst lebendes, sich veränderndes Sachvermögen erfaßt, dessen gesundes Leben die Durchführung eines rationellen Geschäftsplanes bedeutet. Die doppelte Buchführung ist die Personifikation des Kapitals.

Hand in Hand mit der neu entstehenden Rechenhaftigkeit des Daseins entsteht nun auch die exakte rechnerische Wertung von Raum und Zeit, eine Betrachtungsweise, deren vorheriges Fehlen wir uns gar nicht mehr vorstellen können in einem Zeitalter, wo jeder Fuß breit nutzbarer Erde seine Grundrente trägt und das echt kapitalistische Wort „Time is money" die Welt regiert. Während des 14. Jahrhunderts entstehen die Anfänge der Geometrie, die ersten rationellen Stadtpläne in Italien, später auch in Deutschland. Gleichzeitig beginnt erstmalig die Ausbildung eines exakten Maß- und Gewichts-Systems. Wenn es auch noch lange Zeit dauern sollte, bis die obrigkeitliche Aichung der Maße und Gewichte sich Bahn brach, so haben wir doch in ziemlich früher Zeit schon eine obrigkeitliche Kontrolle durch öffentliche Wäg- und Meßanstalten, bedient von städtischen Beamten (Mitterern oder Messern). Am bemerkenswertesten ist aber sicher der Fortschritt, den die Wertung der Zeit gewinnt im Wirtschaftsleben zunächst und bald in der allgemeinen Anschauung überhaupt. Es liegt etwas Wahres in dem Aphorismus eines englischen Feuilletonisten, daß man die wirtschaftliche Kultur eines Volkes daran messen könne, mit welchem Alter die Kinder eine Taschenuhr erhielten. In gleicher Weise können wir die Ausbildung des kapitalistischen Empfindens im Mittelalter messen mit dem Fortschritt, welchen die öffentliche Zeitmessung macht. Die frühesten öffentlichen Uhren an Kirchen scheinen im 14. Jahrhundert in Italien festzustellen zu sein, und bald wurden auch Schlagwerke angebracht, welche zunächst allerdings nur die Stunden markierten.

Im Laufe der weiteren Entwickelung ist dann die Umgestaltung des individualistischen Zeitbewußtseins, die gesteigerte Wertung der Zeit immer stärker zu Tage getreten, sowohl in der fortschreitenden Exaktheit ihrer Messung, wie sie sich in den zahllosen öffentlichen Uhren unserer Zeit, in dem Aufschwung und der Verbilligung der Taschenuhrenfabrikation, in dem heute an den billigsten Uhren angebrachten Sekundenzeiger u. s. w. darstellt, als auch in der wachsenden Bedeutung, welche wir den einzelnen Zeitabschnitten beilegen, und welche die Exaktheit unseres öffentlichen Verkehrswesens, die exakte Bemessung der Dienst- und Geschäftsstunden, das abgekürzte und beschleunigte Verfahren in Rechtsprechung und Verwaltung, die zeitsparenden Erfindungen wie Telegraph, Telephon, Postkarte und dergleichen mehr geschaffen hat.

Wie weitgehende Wirkungen auf die gesamte Kultur die gesteigerte Wertung der Zeit mit sich brachte, zeigt sich unter anderem auch recht deutlich in der kirchlichen Reformbewegung des Mittelalters. Ein großer Teil der religiösen Forderungen des Protestantismus — soweit dieselben sich nicht auf das innere Verhältnis des Menschen zu Gott, sondern auf die Aeußerlichkeiten des Kultus bezogen — entspringt meines Erachtens dem Umstande, daß der Kultus des mittel-

Digitized by Google

alterlichen Katholizismus mit den wirtschaftlichen Erfordernissen auf die Dauer unvereinbar war. Die zahllosen Kirchenfeste, welche zirka ein Drittel des Jahres zu arbeitslosen Feiertagen machten, die große Verschwendung der menschlichen Arbeitskraft, welche durch den kirchlichen Kultus, durch die ganze vita contemplativa des kirchlichen Lebens, insbesondere des Klosterlebens, getrieben wurde, sie erscheint jetzt, erst jetzt als unmoralisch, weil sie erst jetzt in Widerspruch mit den Existenzbedingungen der wirtschaftlichen Entwickelung tritt.

Und schließlich ist auch der Kern der ganzen Reformationsbewegung nichts anderes als eine intensive Verpersönlichung des Verhältnisses zwischen Mensch und Gott, ein Durchbruch des Individualismus auf religiösem Gebiete. Der Geist des Individualismus ist aber der Geist der kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft. Individualismus, das bedeutet eine Lebensauffassung, welche in dem, was die Menschen unterscheidet, das kulturell wertvollere, das die Entwickelung befördernde Moment sieht, nicht in dem, was den Menschen gemeinsam ist. Diese individualistische Lebensauffassung ist aber geschaffen ganz ausdrücklich erst durch das kapitalistische Wirtschaftsleben, welches den einzelnen befreite aus den mittelalterlichen Banden der sozialen und wirtschaftlichen Gruppe, welche vordem dafür gesorgt hatte, daß ihre einzelnen Mitglieder weder merklich über den Durchschnitt hinauswuchsen, noch merklich dahinter zurückblieben. Es hat den einzelnen auf eigene Füße gestellt, es hat mittelst Durchführung des freien Konkurrenzprinzipes dem einzelnen sowohl die rücksichtslose Verfolgung seiner höchstpersönlichen Interessen ermöglicht und damit die höchste Entfaltung der spezifisch individualistischen Fähigkeiten geschaffen, wie andererseits ihm Risiko und Konsequenzen für all sein Thun und Lassen ausschließlich auf die eigenen Schultern gehäuft und damit das Bewußtsein sowohl der Einzelwertigkeit wie der Selbstverantwortlichkeit als psychologische Massenerscheinung, als Kernpunkt der kapitalistischen Volksseele scharf herausgearbeitet. Und damit entsteht auch das Bedürfnis nach individualistischer Freiheit der Persönlichkeit, der Freiheit von dem Zwang der Sippe, der Nachbarschaft, der Herrschaft, jener Freiheitsdrang, welcher der gleichfalls vom kapitalistischen Wirtschaftssystem erst geschaffenen modernen Großstadt eine so große Anziehungskraft verleiht.

Wenn individualistische Lebensauffassung und Freiheitssehnsucht der Persönlichkeit vielleicht auch früher schon hier und da in philosophischen Schriften aufgetaucht sind, so sind sie jedenfalls jetzt mit der Entwickelung des Kapitalismus erst zum allgemeinen Massenideal, zur herrschenden Lebensauffassung der Gesellschaft geworden. Und das ist das Moment, welches ihnen gleichzeitig den Einfluß auf das Geistesleben dieser Epoche verliehen hat. Es ist hier nicht der Ort, des näheren den Beweis hierfür zu erbringen; nur flüchtig mag daran erinnert werden, daß jetzt mit der Entwickelung des kapitalistischen Wirtschaftssystems allenthalben die neue individualistische Kultur zum Durchbruch kommt, mit Luther auf dem Gebiete der Religion, mit Cartesius auf dem der Philosophie, mit der Rezeption des corpus juris auf juristischem, mit den Malern, Bildhauern und Dichtern der Renaissance auf dem Gebiete der Kunst, die jetzt zum ersten Male beginnt, Persönlichkeiten darzustellen statt der früheren Typen, mit den Physiokraten

Digitized by Google

auf dem der Wirtschaftspolitik u. s. w. Ja, in gewisser Hinsicht ist selbst die rationalistische, insonderheit kausale Betrachtung der Welt ein Kind der kapitalistischen Denkweise. „Die spezifisch moderne Weltauffassung, die auf dem Postulat strikter Kausalität aufgebaut ist", sagt Sombart, „ist aus innerstem kapitalistischen Geiste geboren. Es wird zu zeigen sein, daß die ersten, in dem bezeichneten Sinne geborenen Geister dies nur waren und sein konnten, weil sie Kaufleute waren ... Die moderne Naturwissenschaft selbst ist aus dem Hauptbuche geboren worden."

Wenn der überragende Anteil, welchen die kapitalistische Struktur des westeuropäischen Wirtschaftskörpers an dem Gehalt der ganzen westeuropäischen Kultur hat, somit außer Zweifel steht, so ist in einem anderen Punkte die Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung recht zweifelhaft, und gerade das Sombartsche Buch enthält manche Ausführungen, welche diese Zweifel und Bedenken verstärken: das ist die Erklärung der letzten Entstehungsgründe des Kapitalismus selbst. Marx und Engels haben bekanntlich ihre Theorie axiomatisch aufgestellt, ohne sich auf eine zureichende Begründung derselben einzulassen. Warum es gerade das wirtschaftliche Gebiet und kein anderes ist, welches der Gesamtkultur seinen Stempel aufdrückt, warum gerade seine Veränderungen es sind, aus welchen alle übrigen Aenderungen fließen, und worauf jene ihrerseits beruhen, auf alle diese Fragen ist man uns die Antwort bisher schuldig geblieben. Nun liegt die Beantwortung allerdings ziemlich nahe. Das Wirtschaftsleben ist diejenige Seite der menschlichen Kultur, welche am engsten mit der biologischen Natur der Menschheit zusammenhängt, nämlich durch das Medium der Bevölkerungsbewegung, der (absoluten und relativen) Höhe der Geburten und Sterbefälle und des daraus resultierenden Grades der Bevölkerungs-Vermehrung und Bevölkerungs-Dichtigkeit. Diese Vorgänge sind, wenn auch selbstverständlich die wirtschaftlichen und ideologischen Verhältnisse eine Rückwirkung darauf ausüben, eben doch an sich rein biologischer Natur, sie tragen aber, weil sich unter normalen Verhältnissen mit jeder neuen Generation die Bevölkerungsmasse steigert, die biologische Grundlage der sozialen Erscheinung in sich, die man als kulturelle Entwickelung bezeichnet und vor der materialistischen Geschichtsauffassung lediglich durch das Walten übersinnlicher Intelligenzen erklären zu können glaubte. Da nun zunehmende Bevölkerungsdichtigkeit notwendigerweise steigende Intensität der wirtschaftlichen Ausbeutung der Erde mit sich bringt, so ergiebt sich hieraus zwanglos eine kausale Erklärung der sonst nur teleologisch erklärbaren Erscheinung einer Entwickelung der Menschheit von niederen zu höheren Daseinsformen.

Nun macht Sombart — wie mir scheint, mit vollem Recht — darauf aufmerksam, daß die bloße Existenz der wirtschaftlichen Voraussetzungen, die für die Entstehung des Kapitalismus notwendig waren, an sich noch keineswegs den Zwang zur Entstehung des Kapitalismus in sich trug. Wir haben Beispiele von Ländern und Völkern, bei welchen, ebenso wie im Ausgang des westeuropäischen Mittelalters, ein Gebiet mit hochentwickelter agrar-feudalistischer Wirtschaftsordnung, mit eingesprengten stadtwirtschaftlichen Enklaven, mit starker relativer Ueberbevölkerung, mit ausreichenden Eigenschaften des Klimas und Bodens, mit genügenden Verkehrsbedingungen, ausreichenden Schätzen

Digitized by Google

an Edelmetall u. s. w., vorlag und dennoch eine Entwickelung zu kapitalistischer Verkehrswirtschaft nicht eingetreten ist. Wir brauchen z. B. nur an die Verhältnisse des chinesischen Reiches, vielleicht auch an die Spätblüte der antiken Kultur zu denken. Wenn also unter an sich gleichen Voraussetzungen die westeuropäischen Völker aus dem Agrarfeudalismus den Kapitalismus entwickelt haben, so muß hier noch ein besonderes, an anderen Stellen fehlendes Moment in Wirkung getreten sein, welches kaum in etwas anderem als in der Rassenanlage gesucht werden kann. Es darf hier darauf zurückgewiesen werden, welche Bedeutung Sombart der speziell über Westeuropa verstreuten jüdischen Rasse für die Ausbildung des Kapitalismus zugewiesen hat. Wenn auch sicherlich nicht sie allein es ist, welche den Kapitalismus geschaffen hat, wenn auch sicherlich die westeuropäische Rassenanlage selbst hierfür geeignet gewesen sein muß, so dürfte doch die rapide und zielbewußte Entwickelung des kapitalistischen Prinzipes in Handel und gewerblicher Produktion zum großen Teil dem Sauerteig der jüdischen Rasse im westeuropäischen Wirtschaftskörper zu danken sein. Andererseits ist nicht zu vergessen, daß zur führenden Rasse des Kapitalismus gerade die angelsächsische in Großbritannien und Nordamerika geworden ist, während Völker, deren wirtschaftliche Veranlagung der jüdischen so nahe steht, wie die Italiener und Griechen, auffallend früh ihre anfangs führende Rolle in der Entwickelung des Kapitalismus verloren haben.

Halten wir diese Gesichtspunkte aber fest, so ergiebt sich daraus das weitere, daß auch die Fortentwickelung der kapitalistischen Wirtschaftsform zu einer neuen genossenschaftlichen, wie sie Sombart als feststehend anzunehmen scheint, keineswegs eine unvermeidliche Konsequenz der gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse ist, sondern ebenfalls wieder davon abhängt, ob die westeuropäische Rasse die psychologische Beanlagung besitzt, welche für ein solches Wirtschaftssystem erforderlich ist. Jedenfalls erscheint z. B. die Möglichkeit gegeben, daß, ebenso wie China gegenüber der Entwickelung anderer feudalagrarischer Wirtschaftskörper zum Kapitalismus sich seinen Charakter bis zum heutigen Tage gewahrt hat, auch ein hochkapitalistischer Staat, weil seine Bevölkerung keine genügend organisatorische Beanlagung aufweist, durchaus den bisherigen Charakter bewahrt, selbst wenn andere, bisher die gleiche Entwickelung aufweisende Gebiete sich zu einer sozialistischen Wirtschaftsform weiter entwickeln.

Auch die große Verschiedenartigkeit des Charakters und Umfangs, welchen sowohl die sozialistische Bewegung wie die gewerkschaftliche Organisation der Industriearbeiter in kapitalistisch ziemlich gleich hoch entwickelten Staaten germanischer, romanischer und angelsächsischer Rasse aufweist, scheint diese Auffassung zu bestätigen. Jedenfalls darf man den weiteren Bänden des überaus interessanten und hochbedeutsamen Werkes, dem wir das obige Material verdanken, mit größter Spannung entgegensehen, da dessen dritter Band „die Gesetzmäßigkeit dieses Uebergangs in eine zukünftige Wirtschaftsepoche darstellen“ soll, während der vierte und fünfte ein System der Sozialpolitik und der Sozialphilosophie bringen wird.

Digitized by Google

Rassegefühl und Nationalismus.

Dr. Friedrich Oernandt.

Trotz aller Bemühungen der Weltverbesserer und politischen Gemütsmenschen wollen die Völker und Staaten sich nicht „verbrüdern". Der von Marx gepredigte Internationalismus der Arbeiterbewegung ist stark in die Brüche gegangen. Abgesehen von theoretischen Erörterungen, moralischen Komplimenten und kleinen Geldunterstützungen, ist der Ruf: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! ziemlich wirkungslos verhallt. Die englische Arbeiterklasse hat, mit Ausnahme der ohnmächtigen Proteste der kleinen Marxistischen Sozialisten-Gruppe, nicht im geringsten daran gedacht, den Burenkrieg zu verhindern, was nach der sozialdemokratischen Theorie eine der wichtigsten Kulturaufgaben des Proletariats sein sollte. Im Gegenteil, die englischen Arbeiter haben in den nationalistischen und imperialistischen Jubel mit eingestimmt, und wo in einem Staate mehrere Nationalitäten neben- oder durcheinander wohnen, da beginnen die Anhänger der Sozialdemokratie sich ebenso gegenüber zu treten, wie die bürgerlichen Parteien.

Ebenso resultatlos ist die Haager Schiedsgerichtskonferenz und die schon früher von Parlamentariern und Schriftstellern in Scene gesetzte internationale Friedensbewegung im Sande verlaufen.

Andererseits sehen wir in fast allen Ländern eine nationalistische Bewegung erwachen und mächtig werden. Weltverbesserer und Utopisten sehen darin nur Größenwahn und Volksverhetzung. Wer aber etwas tiefer in die Naturgesetze des Völkerlebens blickt, erkennt darin das Wiedererwachen eines natürlichen Rasseninstinktes, der gegen die willkürliche Zusammenwürfelung der Nationen durch vergangene Kriege und durch die gegenwärtige ökonomische Uebermacht des Kapitalismus, sowie gegen die Herrschaft der Weltverbrüderungsideen des Christentums und Sozialismus mit Macht sich auflehnt.

Das Streben nach Erhaltung des Volkstums, eigenartiger Sitte, Sprache und Kultur, das feindselige Empfinden gegen das Fremde sind mahnende Zeichen eines inneren psychologischen Umschwungs in der Grundstimmung des Völkerlebens, welche andeuten, daß das kommende Jahrhundert eine Epoche der Rassenkriege sein wird, daß die instinktsicheren Völker danach streben, das Blutchaos der christlichen und liberalen Periode durch eine physiologische Entmischung und Selbstreinigung der Rassen zu reorganisieren, zum mindesten den weiteren Schädigungen der Zusammenwürfelung, Nivellierung und Bastardierung des Menschengeschlechts entgegen zu treten und von reinem Blut und Volkscharakter zu retten, was zu retten ist.

Wir halten die nationalistischen Bewegungen trotz aller Auswüchse und Uebertreibungen für gesund, und wie sehr wir auch in Professor A. Kirchhoff den bedeutenden Geographen anerkennen und von vorneherein erklären, daß in seinem Vortrag über die Frage: „Was ist national?"*) viele treffende Einzelbemerkungen enthalten sind, so

*) Professor Dr. Alfred Kirchhoff: Was ist national? Halle a. S. 1902. Verlag von Gebauer-Schwetschke.

Digitized by Google

können wir doch dem Grundgedanken seiner Ausführungen keineswegs zustimmen.

Kirchhoff geht von der richtigen Definition aus, daß die Nation eine durch Blutsverwandtschaft verbundene Menge sei, die infolge ihrer gemeinsamen Herkunft in Ansehen, Sprache und Sitte sich gleich zeigt. Verschieden davon ist der Begriff des Volkes. „Die Bewohner jeder Insel, jeder Stadt und jedes Staates dürfen wir in zusammenfassendem Sinne Volk nennen, selbst wenn sie von ihren Nachbarn gar nicht oder kaum verschieden sind.“*) Darum sind unter Volk die Bewohner eines durch Staatsgrenzen umrissenen Gebietes zu verstehen. Die Ursachen, welche Staaten von dauernden Verbänden schaffen, sind geographischer Art, natürliche Grenzen durch Gebirge, Meeresküsten und Flüsse. Wo einem Lande natürliche Grenzen fehlen, innerhalb deren eine geschlossene Nation sich entwickeln kann, da müssen sie geschaffen werden, und sei es mit Gewalt. Alle modernen Völker sind aus einer Verschmelzung ethnisch verschiedener Elemente hervorgegangen. Durch einen geistigen Assimilationsprozeß bilden sie eine Kulturnation. Das Ergebnis ist: „Das Merkmal der Zugehörigkeit zu einer Nation ist die Staatsbürgerschaft. So gut wie das alte Rom die Zugehörigkeit zur römischen Nation von dem Besitze des Bürgerrechtes abhängig machte, ebenso ist das letztere auch heute noch das Entscheidende für die Nation eines Menschen. Die Polen innerhalb unseres Reiches sind thatsächlich Deutsche und müssen als solche offiziell betrachtet werden. Sie müssen daher, wenn sie sich gegen diese Thatsache sträuben, politisch deutsch erzogen und sprachlich assimiliert werden.“ Ebenso sind die Juden — Deutsche und nicht „Angehörige einer fremden Nation“.

Es ist nicht leicht, Kirchhoff auf allen seinen Gedankensprüngen zu folgen, da die Begriffe Nation und Nationalität, Volk und Staat sich ihm unter der Hand verschieben und einen anderen Sinn bekommen. Während er ursprünglich von dem richtigen Begriff der Nation als Rasse ausgeht, wird ihm später die Nation zu einer Menge von Menschen ganz beliebiger Herkunft, die durch gemeinsame Thaten oder zufällige natürliche oder künstliche Grenzen zusammengehalten werden. Darnach müßten wir auch Hottentotten und Kulis, falls wir sie in Deutschland importieren und sie deutsch sprechen und ihnen unsere Sitten lehren würden, als gleichberechtigte Staatsbürger deutscher Nation anerkennen. In solchen Beispielen zeigt sich die ganze Absurdität einer geographisch-politischen Theorie, der zuliebe Kirchhoff den historischen Thatsachen und dem Empfinden ganzer Volkskreise Gewalt anthut.

Rasse bedeutet die gemeinsame Blutsabstammung. Volk ist ein Kulturbegriff, der die politisch-geschichtliche Entwickelung einer Rasse oder mehrerer mit einander vermengter Rassen anzeigt. Staat ist die rechtliche Organisation eines durch natürliche oder künstliche Landesgrenzen zusammengehaltenen Volkes. In manchen Fällen bilden Rasse, Volk und Staat ein einheitliches organisches Wachstum, in anderen nicht. Die deutsche (d. h. germanische) Rasse ist z. B. nicht identisch

*) Viel zweckmäßiger wäre in diesem Falle die Anwendung des Wortes Bevölkerung.

Digitized by Google

mit dem deutschen Volk, und dies nicht mit dem Deutschen Reich. Germanische Rasse findet man in anderen Völkern, in Nordfrankreich, Rußland u. s. w., die sich dort „assimiliert", aber ihren physischen und geistigen Rassencharakter nicht aufgegeben hat. Deutsches Volk giebt es auch in Oesterreich, ohne reine germanische Rasse zu sein. Selbst das deutsche Volk enthält höchstens zur Hälfte reine germanische Rasse.

Während Nation in älteren Zeiten, wo die Völker selbst noch reine Rasse waren, die gemeinsame Abstammung bedeutete, hat sich dies im Bewußtsein der modernen Völker verschoben. Ihnen ist Nation identisch geworden mit Sprach- und Kulturgemeinschaft, d. h. mit dem Begriff Volk, trotz der Blutmischungen, die im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden haben. In einem solchen Volke ist aber die Eigenart einer Rasse immer die vorherrschende und führende Macht gewesen, wenn sie auch ihre Kultur und damit scheinbar ihre Nationalität auf die fremdrassigen Elemente und Mischlinge äußerlich übertrug.

Nation ist im Sinne der modernen Völker eine selbständige politisch organisierte Kulturgemeinschaft, während Nationalität den nationalen Charakter auch eines einzelnen bezeichnet. Wir sprechen von jüdischer und polnischer Nationalität. Aber Juden und Polen bilden keine — Nation. Doch geht ihr politisches Bestreben dahin, sich wieder zu einer Nation zu sammeln und zu organisieren.

Kirchhoff verwirft die nationalistischen Bestrebungen der Gegenwart. Freilich Fichte und die Politiker der Frankfurter Nationalversammlung wagt er nicht zu tadeln. Sie waren „ideal". Aber die heutigen Nationalisten sollen nichts als „politische Klopffechter und Streber", nichts als Volksverführer sein, die das Wort Nation als politisches Stimulans mißbrauchen. Kirchhoff vergißt, daß jene Deutsch-Nationalisten zu ihrer Zeit sogar als — politische Verbrecher verfolgt wurden.

Anstatt den Pulsschlag der Zeit zu fühlen und richtig zu deuten, stellt Kirchhoff eine geographisch-politische Theorie auf und beurteilt von ihr aus die Handlungen der Menschen. „Von persönlicher Zu- und Abneigung, von Philo- und Antisemitismus kann für uns keine Rede sein, wir haben nur die Richtigkeit unseres Theorems auch für diesen Fall nachzuweisen." Als wenn die Völker sich nach Theorien richteten! Naturwüchsige, aus dem Rasseempfinden herauswachsende Antipathien und Sympathien beherrschen die Völker. Ohne Massenbewegung und ohne Ausnutzung der Masseninstinkte — im guten und schlechten Sinne — giebt es keine politische Geschichte, mag der Staatsmann noch so genial sein. Die heutigen Masseninstinkte aber sind oder beginnen, nationalistisch zu sein. Sie sind nicht künstlich hervorgerufene Aufregungen.

Der politischen Geschichte liegt ein physiologischer Prozeß abwechselnder Mischung und Entmischung der Rassen zu Grunde. Eroberung, Herrscherwillkür, zufällige dynastische Erbrechte haben die Rassen durcheinander gewürfelt, und der Kapitalismus und Humanismus wollen dies Werk nun vollenden. Da erwacht die natürliche Reaktion; die Schutzinstinkte des Rassegefühls und des Nationalismus werden wirksam. Amerika und Australien erlassen Einwanderungsbeschränkungen gegen minderwertige Rassen und Judentum. Unterjochte und in fremde

Digitized by Google

Staaten zerstreute Nationalitäten regen sich zur politischen Selbstbethätigung. Die Völkergeschichte tritt ein in das Stadium der Entmischung, der Abschließung, „der Sammlung der Völker", um das Menschengeschlecht vor vollständiger Nivellierung und Bastardierung zu bewahren. Und da man in dieser Entwickelungstendenz vom Standpunkt der historischen Biologie eine durchaus gesunde Reaktion sehen muß, so begrüßen wir freudig die Bestrebungen der Alldeutschen und des Polonismus, des Antisemitismus und des Zionismus, sowie alle ähnlichen nationalistischen Bewegungen in anderen Staaten. Hoffen wir, daß bei dem künftigen politischen Zerfall und der Neubildung der Staaten, wie bei den kommenden Rassenkämpfen des Menschengeschlechts, mögen sie kriegerisch, wirtschaftlich oder geistig sein, der Sieg des Stärkeren zugleich der Sieg des Besseren und Edleren sein wird!

Zuchtwahl und Monogamie.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

I.

Die Evolutionstheorie hat uns ein neues Ideal gegeben: die Entwickelung der menschlichen Anlagen in der Folge der künftigen Generationen. Dieses Ideal ist zum leitenden Prinzip einer Ethik geworden, welche immer weitere Kreise zieht und im Boden der menschlichen Wertungen immer tiefere Wurzeln schlägt. Es erscheint daher der Versuch wohl gerechtfertigt, die herrschende Norm für unser sexuales Verhalten, die Monogamie, vor dem Forum jener Ethik einer Prüfung zu unterziehen, durch Feststellung ihres Verhältnisses zu einem der wichtigsten Agentien der Entwickelung — der Zuchtwahl oder Auslese.

Vielleicht erhebt sich indessen hier schon eine Opposition, nicht gegen das Ziel der Untersuchung, wohl aber gegen die Einführung der Monogamie als der unser Sexualleben beherrschenden Norm. „Entspricht dies auch den Thatbeständen, und nicht etwa nur der Fiktion einer moralischen Forderung, welche noch obendrein nur von einer Minderzahl ernst genommen wird?" — Der Einwand ist berechtigt (wenn auch nicht soweit, wie manche glauben), insofern er sich auf das sexuale Genußleben bezieht. Was aber das Sexualleben zu einem der Hauptfaktoren der Entwickelung macht, ist nicht der sexuale Genuß, sondern die Zeugung von Nachkommen. Und in dieser Beziehung — d. h. in seiner biologischen Hauptfunktion — wird unser Sexualleben thatsächlich von der monogamischen Norm beherrscht — was am deutlichsten das statistisch festgestellte Verhältnis zwischen ehelichen und unehelichen Geburten beweist. Zwar ist diese Herrschaft nirgends eine absolute, welche das Normwidrige schlechterdings ausschlösse — in allen monogamischen Staaten jedoch ist die erdrückende Mehrzahl der Bevölkerung, ungefähr $^6/_7$—$^{19}/_{20}$, in monogamischen Sexualverbänden gezeugt. Denn wenn von den statistisch als ehelich geboren Aus-

Digitized by Google

gewiesenen auch ein Prozentsatz dem Ehebruch sein Dasein verdankt, so entfällt doch eine wahrscheinlich sogar größere Zahl der als unehelich geboren Verzeichneten auf thatsächlich monogamische Verbände, die nur während der betreffenden Geburten der Legalisierung entbehrten, welche häufig (in manchen Gegenden bei der bäuerlichen Bevölkerung sogar usuell) später auch noch nachgeholt wird.

Die Monogamie beherrscht also thatsächlich unser Sexualleben, mindestens in Bezug auf die Funktion, durch die es der Entwickelung unseres Geschlechtes die Richtung erteilt: in Bezug auf die Kinderzeugung.

Was wir hier als „Entwickelung" im Auge haben, verlangt, um nicht mißdeutet zu werden, eine nähere Bestimmung. — Man kann von Entwickelung in sehr verschiedenem Sinn sprechen — allgemein überall dort, wo eine Kausalreihe irgendwelcher Beschaffenheiten vorliegt, in der von je drei aufeinander folgenden Gliedern stets das mittlere die Uebergangsform von dem früheren zum späteren darstellt. So giebt es eine Entwickelung des Wissens und Könnens, eine Entwickelung etwa der Spinn- und Webekunst, des Verkehrswesens, des Civilprozesses, eine Entwickelung der Sprache, der wirtschaftlichen Organisation, der staatlichen, gesellschaftlichen, moralischen Ordnung u. s. w. Alle diese und ähnliche Entwickelungen sind verschieden von der, welche für uns hier in Betracht kommt. Alle die genannten sind Entwickelungen von dem Menschen nach seiner Geburt angelehrten oder anerzogenen Fähigkeiten und Uebungen, während hier die in der Folge der Generationen vor sich gehende Umbildung seiner angeborenen Eigenschaften ins Auge gefaßt wird. Zur sicheren Unterscheidung wollen wir jene — die Entwickelung des Anerzogenen — als kulturelle, diese — die Entwickelung des Angeborenen — als konstitutive Entwickelung bezeichnen. Kulturelle Entwickelung ist möglich auch beim Fehlen jeder konstitutiven, d. h. wenn die aufeinander folgenden Generationen sich in Bezug auf ihre angeborenen Eigenschaften vollkommen gleichen. Kulturelle Entwickelung, ja kultureller Fortschritt ist eine unleugbare, historisch beglaubigte Thatsache. Dagegen ist es fraglich, ob das Menschengeschlecht, im besonderen das unserer Kulturvölker, sich gegenwärtig in konstitutiver Entwickelung befinde, oder nicht vielmehr in konstitutivem Stillstand — und, wenn in Entwickelung, ob in fort- oder rückschrittlicher, d. h. soviel wie in auf- oder absteigender Entwickelung. — Die Bedeutung der Monogamie aber für die konstitutive Entwickelung des Menschengeschlechtes soll der Gegenstand der folgenden Untersuchungen sein. Hierbei ist es zunächst erforderlich, die Bedeutung der Zuchtwahl, Auslese oder Selektion für die konstitutive Entwickelung im allgemeinen klar zu erfassen.

Die konstitutive Entwickelung, welche die organische Welt von den einfachsten und niedrigsten zu den differenziertesten und höchsten Formen emporgeführt hat, beruht im wesentlichen darauf, daß je zwei aufeinander folgende, selbst wieder Nachkommen zeugende Generationen sich in ihrer Konstitution, d. h. in der Summe ihrer angeborenen Eigenschaften — wenn auch nur um ein geringes — unterscheiden. Durch die Häufung solcher — größerer oder geringerer — Abweichungen oder Variationen entstanden die ungeheueren Verschiedenheiten der

Digitized by Google

Lebewesen. Nur die selbst wieder zur Zeugung gelangenden Individuen einer Generation kommen selbstverständlich für die Entwickelung in Betracht. Nun enthält jedes normale erwachsene Individuum jeder organischen Art eine relativ enorme Zahl von Zeugungskeimen oder physiologischen Möglichkeiten, Nachkommen in die Welt zu setzen, welche dann selbst wieder eine gleiche Ueberfülle von Zeugungskeimen zu entfalten vermögen. Von diesen stets sich erneuernden Zeugungsmöglichkeiten gelangt überall in der Natur, bei Mensch, Tier und Pflanze, immer nur ein verschwindend kleiner Bruchteil zur Entfaltung und Reife, und hierdurch selbst wieder zur Zeugung. Die überwiegende Mehrzahl geht, ehe sie dieses Ziel erreicht, zu Grunde, und zwar entweder durch Tod im jugendlichen, noch nicht geschlechtsreifen Alter, oder — bei geschlechtlichen Tieren und besonders beim Menschen zum weitaus überwiegenden Teil — noch vor der Befruchtung, d. h. vor der Vereinigung von männlichen und weiblichen Keimzellen. Dieser Prozeß ist in dem Ueberwiegen der Zeugungsfähigkeiten sämtlicher organischer Typen gegenüber den Lebensbedingungen der äußeren Natur begründet und, so lange jenes Verhältnis besteht, unvermeidlich. Wir wollen ihn — mit einem durch das Gesagte erklärten Ausdruck — als Aussonderung der Generatoren bezeichnen. Diese Aussonderung ist um so schärfer — d. h. es wird ein um so größerer Bruchteil der Zeugungsmöglichkeiten vernichtet werden, ein um so kleinerer zur Reife gelangen — je mehr die Zeugungskräfte des betreffenden organischen Typus die äußeren Lebensbedingungen überragen, um so milder, je weniger dies der Fall ist.

Die Aussonderung der Generatoren kann so vor sich gehen, als ob das Schicksal der einzelnen Zeugungsmöglichkeiten, die Frage nämlich, ob sie zur Reife gelangen oder nicht, durch das Los entschieden würde, d. h. durch äußere Einflüsse, deren Wirkungen — ob tödlich oder nicht — durch die Eigenschaften der Betroffenen in keiner Weise modifiziert werden. Die Ueberlebenden erscheinen dann in ihren Eigenschaften durch kein Prinzip geordnet, sondern chaotisch durcheinander gemengt. Die Aussonderung kann aber auch so vor sich gehen, daß die Eigenschaften der von ihr Betroffenen dafür ausschlaggebend sind, ob sie einem frühen Untergang verfallen, oder zur Reife gelangen. Die Wirkung ist dann so, als ob nicht das blinde Los, sondern eine nach einem Prinzip vor sich gehende Wahl entschieden hätte, und die Ueberlebenden zeigen in ihren Eigenschaften eine Konformität nach gewisser Richtung. Im ersten Fall wollen wir die Aussonderung eine chaotische nennen, oder kurzweg Auslosung, im zweiten Fall eine organische Aussonderung, oder mit gebräuchlichen Namen Auslese, Selektion oder Zuchtwahl.*) (Auslosung liegt etwa vor, wo durch einen vulkanischen Ausbruch alles Leben, das sich zufällig im Umkreis der Ausbruchstelle befindet, vernichtet wird, Auslese, wo bei starker Winterkälte die Individuen mit minderem Haarwuchs hingerafft werden, die mit dichtem Pelz versehenen dagegen überleben.) Organische und chaotische Aussonderung, Auslese und Auslosung ergänzen einander gegenseitig zu einer im Durchschnitt

*) Vergleiche die Unterscheidung von „selektorischen" und „nonselektorischen Schädlichkeiten" bei A. Ploetz, „Die Tüchtigkeit unserer Rasse".

Digitized by Google

längerer Zeiträume nahezu konstanten Größe, ähnlich wie der beleuchtete und unbeleuchtete Teil der Mondscheibe. Je größer die Auslese, desto kleiner die Auslosung, und umgekehrt. Verschiedene Verhältnisse zwischen beiden sind in der Natur anzutreffen, nur verschwindet keine von ihnen jemals ganz zu Gunsten der anderen. Für die konstitutive Entwickelung aber ist es höchst bedeutungsvoll, ob die Aussonderung der Generatoren zum größeren Teil in Auslese oder Auslosung besteht. Die Erkenntnis dieser Bedeutung ist der begriffliche Kernpunkt unseres Problemes.

Nehmen wir an, daß in der Aufeinanderfolge der Generationen die Konstitution der Nachkommen sich von der ihrer unmittelbaren Vorfahren in einer bei allen Individuen gleichen Richtung und in gleichem Maße unterscheide! — Dann ist es für Richtung und Tempo der Entwickelung gleichgiltig, welche von diesen Individuen zur Nachzucht gelangen, und welche nicht. Dann ist es also auch für die Entwickelung gleichgiltig, ob vornehmlich oder selbst ausschließlich Auslese herrscht oder Auslosung — oder vielmehr: die Auslese hat wegen Mangels an differierenden Eigenschaften gar keinen Angriffspunkt. Erfahrungsgemäß aber tritt dieser Fall nie ein. Die Individuen ein und derselben Generation, ja die Kinder derselben Eltern unterscheiden sich vielmehr nach vielen Richtungen und oft in oppositioneller Weise, nämlich als — mit ihren Eltern verglichen — größere und kleinere, scharf- und stumpfsinnigere, klügere und dümmere, lang- und kurzbeinige u. s. w. Dann kann durch das Einsetzen einer kräftigen Auslese unter den sehr verschiedenen, einander oft direkt entgegengesetzten Richtungsmöglichkeiten der Entwickelung die eine bevorzugt werden, während bei vorherrschender Auslosung die oppositionellen Variationen sich durch Kreuzung paralysieren und die ursprüngliche Konstitution sich nur minimal — bei vollständiger Auslosung gar nicht — ändert. Wo immer also die Variation nicht nach einer, sondern bei verschiedenen Individuen nach mannigfachen, ja oppositionellen Richtungen erfolgt — und das ist ein erfahrungsgemäß mindestens in großer Verbreitung zutreffender Fall —, dort wird die Alternative, ob vorwiegend Auslese oder Auslosung herrscht, geradezu zur Existenzfrage einer konstitutiven Entwickelung.*) Je schärfer aber die Auslese, desto größer ist ihre plastische Kraft, d. h. desto präziser kann durch Auswahl aus den zur Verfügung stehenden variierten jeweiligen Nachkommen der Typus der Entwickelung bestimmt und festgehalten werden.

Nach diesen allgemeinen Feststellungen läßt sich nun leicht einsehen, wie die moralisch rechtliche Institution der Monogamie bei den ihr unterstehenden Kulturvölkern jede wirksamere Auslese unterbindet: —

Alle Aussonderung der Generatoren und mithin auch alle Auslese ist bei den geschlechtlichen Tieren mit Einschluß des Menschen entweder eine vitale (durch Ableben eines Teiles der jeweiligen Nach-

*) Die Wahrheit dieses Satzes wird auch von den modernen Antiselektionisten nicht angefochten. Sie bestreiten bloß, daß durch den „Kampf ums Dasein" in der Natur eine Selektion überhaupt zustande komme. Die Widerlegung der hierfür ins Treffen gebrachten, mitunter sehr scharfsinnigen Scheinargumente würde aus dem Rahmen dieser Zeitschrift herausfallen und soll an anderem Ort unternommen werden.

Digitized by Google

kommen vor Erreichung des zeugungsfähigen Alters), oder eine sexuale (durch Ausschluß geschlechtsreifer Individuen vom Zeugungsakt vor sich gehende).*) Im tiefsten Wesen der für jede Kulturarbeit grundlegenden Gesittung ist die Tendenz gegeben, durch Humanität, Hygiene und Schonung der Schwachen und Kranken die vitale Aussonderung und daher auch die hier mögliche Auslese nach Thunlichkeit zu mildern, d. h. auf das erreichbare Minimum zu reduzieren. Um so größeren Zuwachs an Schärfe gewinnt naturgemäß die sexuale Aussonderung. Gelänge es, in ihr das organische dem chaotischen Element gegenüber zur Vorherrschaft zu bringen, so ließe sich selbst bei gänzlich eliminierter vitaler doch noch eine kräftige, wirkungsvolle Auslese auch in der human bestgesitteten Gesellschaft installieren. Diese Möglichkeit aber wird durch die Monogamie schlechterdings ausgeschlossen. Die Monogamie erteilt, so lange sie herrscht, der sexualen Aussonderung — der einzigen, auf welche bei kultivierten Völkern die Entwickelung angewiesen ist — einen dauernd und unbehebbar chaotischen Charakter. — Der hiermit skizzierte Gedankengang soll im folgenden näher ausgeführt werden.

Die Schärfe der Aussonderung und mithin — wenn sie zu einer organischen gemacht wird — auch der Auslese läßt sich verhältnismäßig feststellen, wenn man die Zahl der jeweilig Ausgerotteten durch die der Ueberdauernden dividiert. Je größer dieser Quotient, desto schärfer die Aussonderung respektive Auslese, desto größer also auch die plastische Kraft der letzteren. (So wäre also die Schärfe der Aussonderung respektive Auslese in den Fällen, wo per Generation $^9/_{10}$, $^2/_3$, $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_{10}$, $^1/_{100}$ der Zeugungsmöglichkeiten zur Zeugung gelangen, durch die Maßzahlen $^1/_9$, $^1/_2$, 1, 2, 9, 99 ausgedrückt.) Die Wirksamkeit oder plastische Kraft der Auslese nimmt jedoch nicht einfach proportional zu ihrer Schärfe zu, sondern in nur arithmetischer Progression, wenn die Schärfe in geometrischer Progression wächst. ($w = \log [s + 1]$, wenn w die Wirksamkeit, s die Schärfe bedeutet.)**)

Hiernach beziffert sich die Schärfe der vitalen Aussonderung für die Kulturvölker im allgemeinen auf beiläufig $^4/_5$. Diese Aussonderung ist, da die weitaus überwiegende Zahl von Todesfällen nicht infolge von Zufällen, sondern von Lebensuntüchtigkeit erfolgt, zum größten Teil eine organische, also Auslese. Beeinträchtigend sind hierbei fast nur die Verluste im Kriege, welche — wegen der Ausscheidung der Kranken und Schwachen vom Kriegsdienst — die ausgesucht Gesündesten treffen und

*) Genau genommen ließe sich noch ein dritter Abschnitt — zwischen coitus und Befruchtung — unterscheiden, in welchem die Aussonderung darauf beruht, daß nur ein Teil der Zeugungskeime, denen durch den coitus die Möglichkeit des Befruchtungsaktes erteilt wird — bei den männlichen Zeugungskeimen sogar immer nur ein verschwindend kleiner Teil —, thatsächlich zur Befruchtung gelangt. Doch kommt die Aussonderung in diesem Abschnitt (man könnte sie die germinale nennen), da sie bis heute dem Bereich menschlicher Beeinflussung gänzlich entrückt ist, für unser Problem nicht in Betracht.

**) Die Ableitung dieser Maßbestimmung, sowie einiger noch weiterhin folgender würde etwas mehr Mathematik erfordern, als dem Leserkreise dieser Zeitschrift vielleicht erwünscht sein dürfte. Ich behalte sie mir daher für eine andere Stelle vor (vergleiche die Anmerkung auf Seite 614) und teile hier nur kurz die Ergebnisse mit, deren Provenienz der geübte Mathematiker ohnehin leicht durchschauen wird.

Digitized by Google

der übrigen vitalen Auslese direkt entgegen (kontraselektorisch)*) wirken. Diese vitale Auslese sorgt dafür, daß auch in den Kulturstaaten die menschliche Konstitution nicht unter ein gewisses Maß von Lebenstüchtigkeit herabsinke. Da aber die Hygiene in fortwährendem Fortschritt, so ist jenes Maß auch in fortwährendem Sinken begriffen, so daß eine rückschrittliche Entwickelung hier keineswegs ausgeschlossen erscheint. Keinesfalls aber kann einer so milden Auslese, wie der vitalen in den Kulturstaaten, ein kräftigerer Antrieb zur konstitutiven Verbesserung oder Hebung der Rasse zugemutet werden.

Die Schärfe der sexualen Aussonderung läßt sich am besten dadurch bemessen, daß man die Frage stellt, ein wie großer Bruchteil unter den geschlechtsreifen Männern und Frauen bei voller Ausnutzung ihrer Zeugungskräfte zur Erzeugung des jeweiligen Nachwuchses genügen würde. Die Antwort läßt sich nur sehr approximativ, jedoch mit einer für unsere Zwecke genügenden Bestimmtheit erteilen. — Wenn die geschlechtsreifen Personen das Doppelte ihrer eigenen Anzahl an Kindern erzeugen, so ist bei den durchschnittlichen Sterblichkeitsverhältnissen unserer Kulturstaaten nicht nur für den nötigen Nachwuchs, sondern auch für ausgiebige Vermehrung der Bevölkerung gesorgt. Dies ergiebt — da ja bei einer Zeugung immer zwei Personen beteiligt sind — für die geschlechtsreifen Personen beiderlei Geschlechtes eine durchschnittliche Forderung von vier Kindeszeugungen im Leben. Durch Erfüllung dieser Forderung werden aber ihre Zeugungskräfte nur zum Teil — die der Männer sogar nur zum verschwindend kleinen Teil — ausgenützt. Es ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man annimmt, daß die Frau bei normaler Gesundheit im Durchschnitt das Doppelte, der Mann aber mindestens das Dreißigfache der auf ihn entfallenden Quote an Kindeszeugungen zu leisten vermöchte. Es könnten also ohne zahlenmäßige Beeinträchtigung des Nachwuchses die Hälfte der geschlechtsreifen Frauen und mindestens $^{29}/_{30}$ der geschlechtsreifen Männer von der Zeugung ausgeschlossen werden. Dies ergiebt als Schärfe der sexualen Aussonderung und eventuell Auslese bei den Frauen die Maßzahl 1, bei den Männern eine Maßzahl von mindestens 29. Das gewaltige Ueberragen der männlichen Auslesekraft gegenüber der weiblichen ist auf dem Gebiete der Tierzucht schon lange erkannt und praktisch gewürdigt: — die plastische Kraft der sexualen Auslese ruht beim Menschen wie bei den meisten geschlechtlichen Tieren vornehmlich im virilen Faktor. Die Wirksamkeit der Kompensation der beiden sexualen Faktoren ist verschieden je nach der Zahl und Frequenz der Variationsstufen, läßt sich aber bei normalen Verhältnissen, und wenn man — den bisherigen Erfahrungen gemäß — den Einfluß des Vaters auf die Konstitution des Kindes dem der Mutter gleichsetzt, durch die Wirksamkeit einer homogenen Auslese darstellen, bei welcher von je acht zeugungsfähigen Individuen beiderlei Geschlechtes immer sieben ausgeschieden und nur eins zur Fortpflanzung ausgewählt würde. Erwägt man nun, daß die Wirkungen der Auslese sich mit den aufeinander folgenden Generationen potenzieren, derart, daß eine Auslese von 1 unter 8 nach 2 Generationen einer von 1 unter 64, nach 3 Generationen von 1 unter 512 gleichkommt — $(\frac{1}{8})^2 = 64$,

*) Vergleiche A. Ploetz, „Die Tüchtigkeit unserer Rasse".

Digitized by Google

$(\frac{1}{8})^3 = \frac{1}{512}$ — so läßt sich ungefähr ermessen, was durch Ausnutzung der sexualen Auslesekräfte des Menschen geleistet werden könnte. Die stolzesten Hoffnungen in Bezug auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes wären dann berechtigt. In nicht allzu ferner Zukunft wäre die Gewinnung des Gipfelpunktes der menschlichen Konstitution, oder — wenn dies überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen ist — der Aufschwung darüber hinaus, zur Beschaffenheit einer höheren Art zu erreichen. — Sehen wir zu, wie unsere Civilisation diese Kräfte der Auslese verwendet!

Durch die monogamische Sexualordnung wird für alle Männer, welche sie in Bezug auf die Kinderzeugung einhalten — und das ist, wie erwähnt, die erdrückende Majorität — ihre Zeugungskraft auf die ihrer Frauen reduziert, d. h. der virile Faktor wird für die Auslese schlechterdings unwirksam gemacht, oder es wird die Schärfe — nicht der sexualen Aussonderung überhaupt, denn das ist unmöglich, wohl aber ihrer organisierbaren, zu Auslese gestaltbaren Komponente von einer Maßzahl von mindestens sieben auf eins, die plastische Kraft der Auslese aber auf ihren dritten Teil herabgesetzt. Was unter Heranziehung des virilen Faktors in einer, läßt sich jetzt erst in drei Generationen erreichen. $(\frac{1}{2})^3 = \frac{1}{8}$. — Diese Thatsache erscheint klar und braucht nicht weiter kommentiert zu werden.

Mindestens ebenso wichtig ist aber, daß unsere sozialen Normen die Organisierung auch dieses keineswegs unbeträchtlichen Drittels verhindern, so daß so gut wie alle sexualen Auslesekräfte der monogamischen Kulturwelt chaotisch, also für die konstitutive Entwickelung unwirksam, aufgebraucht werden.

Zunächst zeigt die Statistik, daß in unseren Kulturstaaten nicht, wie es auch mit Beibehaltung der Monogamie noch möglich wäre, die Hälfte, sondern nur der dritte bis vierte Teil der geschlechtsreifen Personen von der Heirat ausgeschlossen ist. (Daraus geht hervor, daß — wie schon anderweitig bekannt — auch die Verheirateten ihre Zeugungskraft keineswegs allgemein vollständig ausnutzen.) Aber auch jenes Drittel oder Viertel wird nicht nach organischen oder einheitlichen, sondern nach chaotischen, einander in ihren Wirkungen auf die Konstitution der Nachkommen vielfach widerstreitenden Prinzipien ausgeschlossen. Denn zwar ist es richtig, daß für physisch und psychisch abnorm schlecht veranlagte Individuen die Heiratschancen bedeutend sinken — außer die Betreffenden sind Erben großer Vermögen, was doch nur ausnahmsweise zutrifft. Unter den von der Heirat ausgeschlossenen wird sich daher allerdings ein erheblicher Prozentsatz von geistig und körperlich inferiorsten Individuen befinden. Andererseits aber wirken auch geistig und moralisch hervorragende Eigenschaften bei beiden Geschlechtern nur zu häufig beeinträchtigend für die Eheschließung. Denn wer immer auf dem Gebiete kulturellen Schaffens Bedeutendes zu leisten unternimmt, muß — wenn er nicht zufällig der Erbe eines ansehnlichen Vermögens ist, und oft auch dann noch — von der Ehe eine möglicherweise verhängnisvolle Bindung seiner Kräfte befürchten. Außerdem dürfen gerade die mit kräftigstem und ästhetisch höchst differenziertem Sexualtrieb ausgestatteten Männer von der monogamischen Ehe am wenigsten Befriedigung erhoffen. Endlich drängen Thatkraft und Wagemut gerade

Digitized by Google

den männlichsten Mann auch äußerlich oft auf Lebenswege, welche die Heirat erschweren oder unmöglich machen. Unter den Mädchen aber sind es oft die edelsten Charaktere, welche der Ehe entsagen, um in irgend einer Form der Wohlthätigkeit zu leben, die stärksten und psychisch höchstentwickelten Individualitäten, die an einer unerwiderten oder der Ungunst der Verhältnisse verfallenen Neigung festhalten, statt sich in das Joch einer Ehe ohne Wahlverwandtschaft zu fügen. Für die Töchter der unteren Schichten der Bevölkerung aber wird leibliche Schönheit gar häufig zum Ehehindernis, indem sie zur Prostitution verlockt und zum physischen und psychischen Untergang führt. — Der Menge geistig und körperlich inferiorster Individuen, welche von der Ehe ausgeschlossen werden, steht also ganz gewiß ein erhebliches Kontingent physisch und psychisch Kräftigst- und Bestveranlagter gegenüber, welche sich von der Ehe selbst ausschließen. Welche der beiden Gruppen überwiegt, kann statistisch nicht festgestellt werden. Erwägt man aber, daß sie einander in ihren selektorischen Wirkungen direkt widerstreiten, so ist es klar, daß die Schärfe einer etwa noch erübrigten Auslese nach der einen oder anderen Richtung hin sich jedenfalls in den Grenzen eines nicht mehr berücksichtigungswerten Minimums bewegt.

Vielleicht findet in unserer Gesellschaft eine minimale Auslese der wirtschaftlichen Eigenschaften statt — jener Eigenschaften im besonderen, welche die Angehörigen des wirtschaftlichen Mittelstandes davor bewahren, in das Proletariat herabzusinken. Denn neuere Erhebungen machen es — im Gegensatze zu alten Vorurteilen — wahrscheinlich, daß das relative Maximum der Volksvermehrung sich nicht, wie man früher glaubte, in den untersten, sondern vielmehr in einer mittleren Schicht des wirtschaftlichen Einkommens befinde.*) Hiernach würden mit dem Herabsinken aus dem Mittelstand ins Proletariat die Zeugungschancen, allerdings nur um ein geringes, verringert, mit dem Aufsteigen vom Proletariat zum Mittelstand aber vermehrt, — was einer Auslese derjenigen Eigenschaften gleichkäme, welche ihren Inhaber befähigen, sich im Mittelstand zu erhalten oder vom Proletariat dahin zu erheben. — Allein unsere soziale Verfassung sorgt dafür, daß auch dieser Auslesetendenz oppositionelle Wirkungen gegenüberstehen. Denn erstens zeigen die Klassen höchsten wirtschaftlichen Einkommens wieder eine geringere Fruchtbarkeit, so daß die — freilich minder Zahlreichen, welche vom Mittelstand zum Reichtum emporsteigen, hiermit nicht einer relativen Vermehrung, sondern einer relativen Verminderung ihrer Nachkommenschaft, also keiner Auslese, sondern einer beschränkten Ausjätung ihrer Eigenschaften entgegengehen, — andererseits aber sind es gerade die ökonomischen Eigenschaften der Sparsamkeit und Fürsorge für die Zukunft, welche in den Ehen aller Klassen zur absichtlichen Kinderbeschränkung aus

*) Vergleiche H. Rauchberg, „Die Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich vom 14. Juni 1895", Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Band XV, Seite 136. Genau läßt sich das Verhältnis mit dem verfügbaren statistischen Material nicht feststellen, da wir noch in keinem Staat eine Statistik der Kinderzahl in den Ehen nach Einkommensklassen besitzen. Hier wäre von den Organisatoren der statistischen Aufnahmen eine anthropologisch höchst bedauernswerte Lücke auszufüllen.

Digitized by Google

Erbrücksichten — d. h. um den Kindern in Form von Erziehung oder Kapital ein größeres Erbe hinterlassen zu können — das Motiv abgeben. Und so stehen einander auch hier zwei direkt oppositionelle Komponenten gegenüber, von denen wir nicht wissen können, welche überragt, wohl aber wissen können, daß keine von ihnen nach Paralysierung der anderen noch Kraft genug erübrigen kann, die Entwickelung in einer irgend erheblichen Weise zu beeinflussen.

Alle sexuale Auslesemöglichkeit wird — so weit wir sehen können — in unserer sozialen Verfassung chaotisch verbraucht, d. h. für die konstitutive Entwickelung unwirksam gemacht. Der minimale organische Rest, der noch übrig bleiben mag, kann seiner Richtung nach nicht festgestellt werden, ist aber jedenfalls seiner Größe nach so unerheblich, daß er praktisch nicht in Betracht kommt. Eine sexuale Auslese giebt es nicht in unserer Kulturwelt; es giebt nur eine sexuale Auslosung, welche den Durchschnittstypus der Konstitution unberührt läßt.

Die Forderungen, welche sich aus dieser Erkenntnis vom Standpunkte der Entwickelungsmoral aus ergeben, können nicht abgewiesen werden, wie sehr sie auch tief eingewurzelten Gebräuchen und Wertungstendenzen der Sitte und Moral widerstreiten mögen.

Nachtrag.

Die vorliegenden Blätter waren im Manuskript bereits an die Redaktion eingesandt, als W. Schallmayer in seinem Aufsatz „Natürliche und geschlechtliche Auslese bei wilden und bei hochkultivierten Völkern" (Heft 4 dieser Zeitschrift) durch Häufung zahlreicher Einzelargumente die Ansicht zu begründen suchte, daß die Einrichtungen und Zustände unserer Kultur nicht nur die Vereitelung einer günstigen, sondern sogar die Einleitung einer ungünstigen, degenerativen Auslese zur Folge haben. Alle seine einzelnen Hinweise erscheinen vom Standpunkte der vorstehenden Darlegungen aus als Bekräftigungen und Exemplifikationen des allgemein Zusammengefaßten. Und wenn Schallmayer mit seiner Schlußthese im Recht wäre, so wäre hiermit die Dringlichkeit jener Reformen, für welche der zweite Teil meiner Ausführungen eintreten soll, in noch viel höherem Maße dargethan, als ich dies selbst Wort haben zu können glaubte. Es entspringt daher rein sachlicher, uninteressierter Gesinnung, wenn ich gleichwohl meiner Meinung dahin Ausdruck gebe, daß Schallmayer sich in Bezug auf die degenerative Gesamtrichtung der mannigfachen Auslesetendenzen unserer Kultur ein zu ungünstiges Urteil gebildet habe; — und zwar hauptsächlich deswegen, weil er die sehr ausgiebige Ausjätung schlechten Menschenmateriales in den Schichten des niedrigen Proletariates (durch geringere Fruchtbarkeit und enorme Kindersterblichkeit) unterschätzt. Durch diesen Faktor wird der ungünstigen Wirkung der Kinderbeschränkung Bestveranlagter die Wage gehalten — ob vollkommen, läßt sich freilich statistisch nicht feststellen, — doch aber in so hohem Maße, daß das Bestehen einer degenerativen Auslese nicht mit Bestimmtheit angenommen werden kann. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber den moralischen Schwachsinn.

Medizinalrat Dr. P. Näcke.

Unter obigem Namen versteht man einen meist angeborenen ethischen Defekt, gewöhnlich mit großer Neigung zu unmoralischen Handlungen verbunden, bei normaler oder nur wenig veränderter Intelligenz. Damit sind gleich von vornherein Fälle der „sekundären" moral insanity, wie sie im späteren Leben nach schweren Infektionskrankheiten, Vergiftungen (besonders durch Alkohol), Kopfwunden, Epilepsie, Hysterie und Geisteskrankheiten sich entwickeln können, ausgeschlossen.

Wir sprechen also nur von den primären Fällen. Der Name selbst kam 1835 durch Pritchard auf und hat sich bis heute, namentlich in den romanischen und anglosächsischen Ländern mit Vorliebe erhalten, während er seit geraumer Zeit in Deutschland nur noch selten gebraucht wird. Die meisten Irrenärzte bei uns sehen in der „moral insanity", dem „moralischen Irrsinn" oder, wie es richtiger heißt: „moralischen Schwachsinn oder Blödsinn" keine eigene Krankheit mehr, sondern nur ein hervorstechendes Symptom im Verlaufe verschiedener krankhafter Zustände. Wunderbarerweise haben sich bei uns die Juristen am meisten gegen den Namen gesträubt, offenbar aus Furcht vor möglicher, allzu weiter Anwendung. Das Strafgesetzbuch kennt bei uns diesen Namen nicht und das Reichsgericht hat ihn ausdrücklich als Bezeichnung einer eigenen Krankheitsform verworfen.

Unter solchen Umständen ist es klar, daß bei uns das Interesse für die moral insanity sehr abgenommen hat. Trotzdem erscheint es vielleicht nicht ganz überflüssig, darauf nochmals etwas näher einzugehen, teils, weil doch auch bei uns noch vereinzelte Stimmen sich hören lassen, die für Beibehaltung des Namens eintreten, teils, weil die meisten außerdeutschen Länder noch mit rührender Anhänglichkeit daran festhalten. Im folgenden stütze ich mich auf meine soeben erschienene Monographie, auf die ich wegen aller näheren Details, Kontroversen und Litteratur-Nachweise den Interessenten hiermit zu verweisen habe.*)

Vor allem müssen wir uns klar machen, was wir unter „Verstand" und „Moral" verstehen wollen, da diese beiden in der moral insanity eine Hauptrolle spielen. Bis jetzt fehlt beiden leider eine unanfechtbare Definition, ebenso auch für die einzelnen Komponenten, deren Zahl zudem verschieden angegeben wird. Das aber steht wohl heute für die meisten fest, daß weder Verstand noch Moral angeboren sind. Nur anatomisch-physiologische Anlagen im Gehirne sind von der Natur gegeben, also gewisse organische Keime, die dann in der Richtung von Verstand und Moral unter dem Einflusse des Milieus sich weiter entwickeln. Das Gehirn ist also anfangs in der That einer tabula rasa vergleichbar, aber einer solchen mit entwickelungsfähigen Anlagen. Letztere können nur durch Zutreten äußerer Reize und Eindrücke auswachsen. Daher besteht der Lockesche Satz: nihil in

*) Näcke, Ueber die sogenannte „Moral insanity" 1902, Bergmann, Wiesbaden. Sammlung der Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, XVIII, 1,60 Mk.

Digitized by Google

intellectu, quod non fuerit in sensu, nach wie vor in Geltung. Es giebt also auch keine angeborene Ideen, Moralsätze oder Gewissen. Instinkte sind zwar angeboren, aber enthalten keine bewußten Gedanken. Es handelt sich hier nur gleichfalls um gewisse angeborene „Associationsbahnen" im Gehirn, die nur durch einen bestimmten Reiz in bestimmter Weise in Aktion gesetzt werden.

Im allgemeinen wird man mindestens vier Komponenten im sogenannten „Verstande" unterscheiden: Wahrnehmung, Gedächtnis, Association und Schlußvermögen. Zur höchsten Leistung des Geistes muß dann noch „Phantasie" zutreten. Auf die Psychologie dieser einzelnen Komponenten kann hier nicht näher eingegangen werden. Jede Wahrnehmung, jede weitere Etappe des geistigen Prozesses ist weiterhin von einem Lust- oder Unlustgefühl verschiedener Stärke, bewußt oder nicht, begleitet, selbst der intellektuellste Vorgang. Wir bezeichnen dies als „Gefühlsbetonung". Denken, Fühlen und Wollen bilden demnach einen einheitlichen Prozeß, da zugleich mit jeder Gefühlsbetonung das Bestreben besteht, das Angenehme aufzusuchen, das Unangenehme abzuwehren, d. h. ein Wollen gesetzt wird. Der Wille hängt anfänglich ganz eng mit Empfinden und Fühlen zusammen, der Mensch erscheint also zunächst als „Reflexmensch", wie wir dies beim Kinde und zum großen Teile noch beim Wilden sehen. Die Erziehung besteht darin, geeignete Gegenvorstellungen einzuimpfen und so den Willen in die richtigen Bahnen zu leiten, so daß dadurch später manches zu thun unterlassen wird, trotzdem auch hier die Energie sicher nicht verloren geht, sondern nur latent bleibt und ins „Unbewußte" versenkt wird.

Aus den Empfindungen entwickeln sich andererseits Gefühle und Affekte, Ausdrücke, die gleichfalls verschieden definiert werden und deren Entstehung wie die der einzelnen Komponenten des Verstandes, auch schwer festzulegen ist. Sicher ist aber, daß Gefühle und Affekte stets von leichten oder deutlicheren körperlichen Erscheinungen am Gefäßsystem, an Atmungsorganen, Muskeln, Drüsen begleitet werden und diese Seite ihrer Wirkung läßt sich also messen. Die Affekte selbst kann man in niedere — die des „primären Ichs", die Selbsterhaltung und Fortpflanzung betreffend — und höhere — die des „sekundären Ichs", wie wir sie besonders bei Erwachsenen und Civilisierten sehen — einteilen. Sie und die ihnen entsprechenden Vorstellungen machen die Grundsätze, die Moral, aus, welche unser Leben den anderen gegenüber regeln sollen. In letzter Instanz läßt sich die Moral und der Altruismus, wie jede menschliche Handlung überhaupt, auf den Egoismus zurückführen. Freilich werden von Autoren andere Wurzeln der Moral angenommen, doch gehe ich hier nicht darauf ein.

Moral berührt sich vielfach mit Sitte und Religion und wird daher oft dafür auch mehr oder minder promiscue gebraucht. Soviel steht aber fest, daß die Moral, wie jedes Organische, Psychische und Soziale eine Entwickelung, daher auch eine Embryologie aufzuweisen hat. Daher spricht man mit gutem Rechte von einer „Entwickelungs-Ethik". Nachdem lange die „Individual-Moral" gegolten hat, befinden wir uns jetzt im zweiten Stadium der Entwickelung, d. h. in der „Nächsten-Moral". Die zukünftige dritte Stufe wird die „Gattungs-Moral" darstellen, bei der, wie schon der Name besagt, der Nutzen für die

Digitized by Google

Gattung stets dem des Individuums vorangehen muß. Daher wird manches, was jetzt als „unmoralisch" gilt, dann „moralisch" sein und umgekehrt. Es wird also teilweis eine „Umwertung" der moralischen Werte stattfinden müssen. Zu unterscheiden ist ferner scharf zwischen der „öffentlichen offiziellen" und der „privaten" Moral, die sich nur selten ganz decken. Bezüglich fernerer Details läßt sich noch eine Moral einzelner Stände, einzelner Altersstufen, der beiden Geschlechter u. s. f., sogar des Wach- und Traumlebens unterscheiden. Ich*) habe z. B. wiederholt mit einigen anderen darauf aufmerksam gemacht, daß im Traume das moralische Niveau der meisten gewöhnlich sinkt, bisweilen nicht unerheblich, so daß man den Traum bis zu einem gewissen Grade auch charakterologisch verwenden kann. Der Charakter läßt sich als die Summe aller in den Vordergrund tretenden Triebe, Gefühle, Affekte mit den davon getragenen Vorstellungen bezeichnen. Die Grundlage dazu ist eine anatomisch-physiologische und angeborene, daher nicht oder nur wenig veränderbar. Die Erziehung, das Milieu, kann nur die gegebenen Keime entwickeln, andere allenfalls niederhalten, aber schwerlich ganz beseitigen. Daher ist im Charakter das individuelle Moment das eigentlich Ausschlaggebende. Das sogenannte „Temperament" ist nur eine Seite des Charakters und eine so vage und schwer faßbare, daß man wissenschaftlich dies Wort am liebsten nicht gebraucht. Der Charakter bestimmt also schließlich die Moral. Jede moralische Leistung endlich besteht in einer Handlung oder Unterlassung. Danach teile ich zunächst alle Fälle sogenannter moral insanity ein 1. in solche, wo unmoralische Handlungen geschehen: die aktiven, gemeingefährlichen Personen, welche man gewöhnlich allein im Auge hat und 2. in solche, wo moralische Handlungen zu thun unterlassen werden: die mehr passiven und meist harmlosen Naturen. In beiden Fällen muß aber der Intellekt selbst nicht oder nur wenig gestört sein und eine eigentliche Psychose (im engeren Sinn) darf nicht vorliegen. Ein allgemeines, allerdings sehr schematisches Bild beider Gruppen würde etwa so ausfallen.

Meist ist der betreffende Knabe oder Mädchen erblich mehr oder minder belastet und oft schon als Säugling vielfach abnorm. Immer eigener und unangenehmer wird das Kind beim Heranwachsen. Es ist eigenwillig, lügnerisch, gerät leicht in Wut, sucht alles zu beherrschen, ist jähzornig und in der Schule an allen schlechten Streichen beteiligt. Dabei faul, frech, unaufmerksam, sucht schlechte Gesellschaft auf, verführt die anderen und bildet bald einen Herd sittlicher Entartung, zumal ein frühzeitiger Geschlechtstrieb sich bald schon in Onanie kundgiebt, wozu auch Kameraden verführt werden. Das Phantasieleben ist meist ein sehr reges und führt zu allerlei tollen Plänen und Unternehmungen. Von einer Schule muß der Knabe zur anderen wandern, niemand will ihn behalten. Vielleicht macht er schon in dieser Zeit kleine Betrügereien und Diebstähle, liest unzüchtige Geschichten, ist obscön, läuft in Bordelle, säuft herum und sucht sich skrupellos irgendwie Geld zu verschaffen. Für Zureden und Strafen ist er gänzlich unzugänglich. Auch in der Lehre thut er nicht gut,

*) Näcke, Forensische Bedeutung der Träume, Archiv für Kriminalanthropologie etc. 3. Band, I. Heft (1900).

Digitized by Google

wird fortgejagt, wechselt die Stellen, was er bei seiner Faulheit und Unstätheit oft von selbst betreibt. Beim Militär folgt eine Disziplinarstrafe auf die andere, bis er endlich als abnormer Mensch erkannt und entlassen wird, oder — das häufigere leider! — in das Militärgefängnis wandert, wo eine Psychose sich bald bei ihm einstellen kann. Nach Haus entlassen, ist er von neuem die Qual seiner Familie und seiner Mitmenschen, zu nichts nütze und nur allerlei Unheil brütend und ausführend. Wohl weiß er recht gut, was gut und bös ist, aber bloß vom Hörensagen. Das ist nur für die andern geschrieben, nicht für ihn, den „Uebermenschen". Freilich kommen wohl einmal Momente innerer Einkehr, wo er sich wenigstens sagt, daß die „gemeine" Moral wenigstens nützlich ist. Sein Triebleben aber ist so ausgebildet, daß alles dagegen schweigen muß und die Hoffnung auf augenblicklichen Genuß jede weitere Erwägung in den Hintergrund drängt. Zwischendurch zeigen sich verschiedene abnorme psychische Zeichen, wie: leichte Zwangsideen oder embryonaler Verfolgungs- und Größenwahn, oberflächliche periodische Stimmungsanomalien und oft ganz unbegreifliche impulsive Handlungen; „impulsive", weil sie, ohne bewußte Motive, aus dem Innern scheinbar motivlos hervorbrechen, wie reflektorisch auf einen latenten, inneren Reiz hin. Auch gewisse nervöse Erscheinungen, wie tics, Krämpfe u. s. w. können sich zugesellen. Ein Glück noch, wenn auf diesem wohlvorbereiteten Boden plötzlich einmal eine Geisteskrankheit ausbricht, die im Irrenhause gewöhnlich leicht geheilt wird, aber gern wiederkehrt. Schlimmer ist es, wenn er Verbrecher, ja Gewohnheitsverbrecher wird, ins Gefängnis wandern muß und hier leicht eine Psychose sich entwickelt. Bevor es dahin kommt, wurden früher sehr gern solche junge Leute nach Amerika spediert, wo das Unheil über sie gewöhnlich noch schneller ausbrach als zu Hause. So können diese Unglücklichen lange zwischen Freiheit, Gefängnis und Irrenhaus hin- und herpendeln, bis vielleicht einmal im Lebensüberdrusse ein Selbstmord geschieht, oder mit dem Alter das Triebleben sich soweit gelegt hat, daß noch ein leidliches Zusammenleben mit der Gesellschaft möglich ist. Handelt es sich um ein Mädchen, so sind die Symptome ähnlich, wie oben geschildert wurde, doch meist weniger ausgeprägt. Auch mit dem Gesetze kommt es weniger leicht in Konflikt, dagegen gerät es häufig in die Arme der Prostitution und durchaus nicht etwa immer aus übergroßer Sinnlichkeit. Auf alle Fälle wird es aber später eine schlechte Gattin und Hausfrau und eine herzlose Mutter.

Beim zweiten, harmlosen, mehr passiven Typus, ist der Schaden viel geringer, oft gleich Null, nicht aber aus größerem moralischen Gefühle, das hier ebenso abgestumpft sein kann, wie bei Typus I, als vielmehr aus Bequemlichkeit oder Berechnung. Hier tritt der Egoismus weniger unverhüllt hervor, z. B. als Strebertum. So kann der Betreffende schließlich gar Karriere machen und berühmt werden, trotzdem er im Grunde ein kalter Egoist, Intrigant und herzloser Gatte und Vater ist, der nie treue Freunde haben kann. Manche der Konquistadoren der alten und neuen Zeit, manche als Helden gefeierte Größen gehören hierher. Doch der nötige Ehrgeiz, um emporzukommen, kann ganz fehlen und der Mann verlebt seine Zeit mit unnützen, oft puerilen Dingen und ist so ein Parasit, doch meist ein

Digitized by Google

ganz ungefährlicher. Es giebt auch eine Klasse von Verschwendern, die dem Typus II angehören. Zwischen Typus I und II giebt es nun mannigfache Uebergänge und jeder Typus weist wieder verschiedene Varianten auf. Schon daß nie zwei Fälle einander völlig gleichen, macht es erklärlich, wie hier ein wahrhaft kaleidoskopisches Bild entstehen muß, je nachdem der eine oder andere pathologische Zug oder mehrere davon in den Vordergrund treten und zwar in verschiedener Ausbildung. Fraglich ist es mir dagegen, ob ein längerer Zeit bestehender Typus II in den Typus I übergehen kann und umgekehrt. Der erste Typus bildet im allgemeinen in seiner Entwickelung eine aufsteigende, aber vielfach gebrochene Linie, die zeitweis, besonders zur Zeit der Geschlechtsreife, oft jäh ansteigt. Es können also Stillstände, Nachlässe oder Verschlimmerungen auftreten. Die Linie kann endlich allmählich sinken. Beim zweiten Typus ist der Verlauf mehr geradlinig, mit kleineren Oscillationen und die Linie kann sich gleichfalls senken.

Wenn wir nun näher zusehen, so lassen sich ungezwungen alle Fälle von sogenannter moral insanity in folgende Rubriken bringen: 1. in die der leicht Schwachsinnigen; 2. in die der Stimmungslage nach leicht Wechselnden und endlich 3. in die der geistig Entarteten (im Sinne Magnans). Ob es noch eine vierte Rubrik giebt, die der echten moral insanity, bei der also der Verstand absolut intakt ist und sonst auch keinerlei psychische oder nervöse Abnormitäten bestehen, erscheint noch sehr fraglich, wäre aber immerhin möglich, jedoch so unendlich selten, daß sie in praxi unberücksichtigt bleiben kann. Ich kenne bislang nur einen Fall (von Bleuler erwähnt), der allenfalls hierher zählen könnte, doch auch nicht ganz einwandfrei ist. Während bei der ersten Kategorie also leichter Schwachsinn nachweisbar ist, braucht ein solcher in den zwei anderen Rubriken nicht zu bestehen, ja hier kann der Intellekt sogar anscheinend normal, sogar ein vortrefflicher sein. Sieht man jedoch näher zu, so wird man auch hier gewöhnlich Ungleichheiten oder Defekte in den einzelnen Komponenten desselben nachweisen können. Bei der zweiten Rubrik nehmen die leichten Stimmungswechsel, die an und für sich schon in den meisten Fällen von moral insanity überhaupt existieren, einen deutlicheren, periodischen Charakter an, doch darf dies nie so ausgeprägt sein, daß man von einer wirklichen periodischen Psychose reden darf. In der dritten Klasse endlich ist die geistige und oft auch körperliche Entartung eine deutliche, wie wir noch später sehen werden. Nach alledem erscheint der Name: moral insanity vollkommen überflüssig und ist nur dazu geeignet, oberflächliche Diagnosen zu fördern und nicht auf den Grund der Krankheit zu gehen.

Zwei Punkte sind es nun, die sich uns weiter aufdrängen. Erstens: was ist das innere Wesen der sogenannten moral insanity? Die nächste Antwort erscheint uns freilich relativ leicht: sie ist bedingt durch die „individuelle Affektdisposition", d. h. durch die Art, Stärke und Zusammensetzung der angeborenen Triebe. Das gilt natürlich aber auch von jedem menschlichen Handeln. Worin aber besteht diese „Affektdisposition"? Das eben wissen wir nicht. Nur so viel steht fest, daß ein anatomisch-physiologisches Substrat dem zu Grunde liegen muß. Die zweite Frage lautet endlich: Wodurch ist die hier

Digitized by Google

so auffallende Dissociation zwischen Intellekt und Moral bedingt? Auch hier müssen wir ein „ignoranus“ eingestehen. Diese Frage erhebt sich aber gleichermaßen schon normalerweise. A priori müßten nämlich Intellekt und Moral einander parallel gehen und im allgemeinen thun sie es auch bis zu einem gewissen Grade. Aber wir sehen davon doch tagtäglich Ausnahmen, größere oder kleinere. Ein sehr intelligenter Mensch ist oft moralisch wenig entwickelt und umgekehrt. Den höchsten Grad dieser Dissociation zeigt aber die moral insanity.

Nach allem, was wir wissen, ist der Intellekt als ein verwickeltes geistiges Produkt nicht an eine bestimmte Stelle der Hirnrinde gebunden, sondern an die gesamte Rinde, wobei sich nicht einmal sicher sagen läßt, ob hierbei ein Teil derselben mehr mitwirkt, als der andere. Ein Gleiches hat wohl sicher auch von der Moral zu gelten, die ebenfalls ein kompliziertes Gebilde darstellt und zwar von Gefühlen, Vorstellungen, Trieben u. s. f. Mehr können wir aber nicht aussagen, wollen wir uns nicht in unfruchtbare Spekulationen verlieren. Ist also schon die Art des Aufbaues von Intellekt und Moral im Detail ganz unbekannt, so läßt sich z. Z. bezüglich der Wechselwirkung in anatomischer physiologischer Hinsicht zwischen beiden erst recht nichts behaupten. Nur folgende Thatsachen lassen sich registrieren. Ein und dieselbe Vorstellung kann normal, über- oder unternormal oder endlich pervers gemütlich betont sein. Bei der übernormalen Betonung tritt leicht abnorm schnelles, reflexartiges Handeln ein, z. B. bei den Leidenschafts-Verbrechern. Bei unternormaler Betonung wird wenig Neigung zum Handeln vorhanden sein; bei der perversen endlich tritt eine umgekehrte Reaktion ein, d. h. wo der Normale Freude empfindet! fühlt der andere Abneigung und umgekehrt. Normalerweise sind nun schon alle Vorstellungen und Vorstellungs-Komplexe verschieden betont und Sache der Erziehung ist es, besonders für sie die richtige Gefühls-Skala anzuerziehen, um für ein gedeihliches soziales Leben die zweckdienlichsten Reaktionen auszulösen. Bei den moralisch Schwachsinnigen dagegen treten die normalen Gefühlsbetonungen stark zurück, um den andern Qualitäten, besonders aber der perversen Betonung einen großen Raum einzuräumen. Die verschiedenen Bilder, die so daraus resultieren können, lassen sich danach leicht bemessen.

Nun hat aber weiter besonders die italienische Schule, mit Lombroso an der Spitze, sogar im Kinde und im Wilden Keime der sogenannten moral insanity entdecken wollen, was sicher grundfalsch ist. Abgesehen davon, daß wir namentlich von der Psychologie der Wilden noch herzlich wenig Sicheres wissen, ist bei ihnen, wie auch bei den Kindern — und zwar auch nur bei einem Teile derselben! — ihr normaler Zustand, der eventuell äußerlich entfernt der moral insanity ähneln kann, ein rein physiologischer, kein pathologischer, wie bei der moral insanity und das ist das punctum saliens! Ein berühmter spanischer Biologe, Salillas, sagt ganz richtig: „Normal bezeichnet das, was in einer bestimmten Entwickelungsperiode sein muß, das Anormale ist das, was (dann) nicht sein soll.“

Doch das nur im Vorbeigehen! Wo aber findet man nun die moralisch Schwachsinnigen? Am meisten sicher in den Gefängnissen und namentlich unter den Gewohnheitsverbrechern und Gewaltthätigen, welche von Lombroso und seinen Anhängern als „geborene“ Ver-

Digitized by Google

brecher bezeichnet werden, ein Ausdruck, der glücklicherweise bei uns nur wenig Anklang gefunden hat. Man kann nämlich zum Verbrechen wohl durch Naturanlage disponiert sein, wird aber erst durch die Gelegenheit des Milieus zum wirklichen Verbrecher, braucht es also nicht unbedingt zu werden. So sehr ich auch persönlich von dem überwiegenden Einfluß des Persönlichen dem Milieu gegenüber — cet. par. — im allgemeinen überzeugt bin, so habe ich doch stets mit vielen anderen die Lehre des „geborenen" Verbrechers bekämpft, ebenso seine Identifizierung mit dem moralisch Schwachsinnigen oder gar mit dem Epileptiker, wie es der Phantast Lombroso zu thun beliebt. Lombroso muß selbst zugeben, daß viele seiner „rei nati" besserungsfähig sind, was mit seinen sonstigen Lehren selbstverständlich nicht übereinstimmt.

Wenn wir jetzt die große Zahl der sogenannten moralisch Schwachsinnigen in den Gefängnissen betrachten, so lassen sie sich alle in unsere obigen drei Klassen unterbringen. Ein Fall von wahrer moral insanity (vierte Rubrik) ist mir aus dem Gefängnis bisher nicht bekannt geworden. Es finden sich namentlich die Schwachsinnigen und Entarteten stark vertreten. Das Gros der Gewohnheitsverbrecher besteht aber vielleicht nicht aus diesen „moralisch Schwachsinnigen", die Lombroso mit dem „geborenen" Verbrecher identifiziert, sondern aus durch das Milieu verlotterten und verführten Elementen, wobei allerdings ein gewisser persönlicher Faktor mitspricht, da nur gewisse Personen sich verführen lassen. Immerhin ist hier der „endogene" Faktor gegenüber dem „exogenen" (das Milieu) zurücktretend, während bei den anderen Gewohnheitsverbrechern der persönliche Faktor entschieden überwiegt.

Bei der Diagnose müssen wir zunächst die Fälle der angeborenen, primären moral insanity, von den später auftretenden, der sekundären, unterscheiden, was nur auf Grund einer genauen Geschichtserhebung geschehen kann und oft recht schwierig ist. Hat man nun einen primären, angeborenen Fall vor sich, so muß vor allem Intellekt und Moral geprüft werden. Bezüglich der letzteren fragt es sich wieder zunächst, ob wirklicher Defekt oder nur Verführung vorliegt, was eine genaue Geschichtserzählung ergeben muß. Leider können wir zur Zeit der Moral so gut wie nicht experimentell näher treten und sind so zumeist nur auf grobe Schätzungen angewiesen. Besser steht es mit der Prüfung der einzelnen Intellekt-Komponenten, obgleich die diesbezüglichen Untersuchungs-Methoden auch noch in den Kinderschuhen stecken. Ergiebt sich nun ein zweifellos leichter Schwachsinn — d. h. also noch unter dem stehend, was wir als „Dummheit" bezeichnen — so haben wir einen Fall der ersten Klasse vor uns. Treten dagegen deutlich Zeichen körperlicher, besonders geistiger Entartung uns entgegen, mit Zwangsideen, rudimentärem Verfolgungs- und Größenwahn, Impulsionen u. s. f., so handelt es sich um die dritte Kategorie. Fälle der zweiten Klasse sind selten. Zur Annahme einer echten moral insanity (vierte Klasse) wird man sich nur ganz ausnahmsweise entschließen. Jedenfalls sieht man, daß solche heikle Untersuchung nur der Arzt, speziell der Irrenarzt, vornehmen kann und selbst der gewiegteste Psychiater kann hier einmal straucheln, da das Pathologische an der Grenze nie streng vom Normalen zu trennen

Digitized by Google

ist. Man erkennt endlich aber auch weiter, daß die Fälle von sogenannter moral insanity pathologisch krankhaft sind, aber doch noch nicht in den Rahmen eigentlicher Geistesstörungen gehören. Würde sich ja einmal ein „echter" Fall von moral insanity finden, so könnte man ihn nur dem intellektuellen Schwachsinn oder Blödsinn an die Seite setzen und ihn als Psychose bezeichnen.

Im allgemeinen ist die Aussicht auf Heilung dieser Zustände wohl immer gleich Null, da das Grundleiden eben nicht behebbar ist, am wenigsten bei der „echten" Form. Wohl aber ist eine Besserung möglich durch Abnahme des Trieblebens infolge des Alters oder sachgemäßer Behandlung. Der zweite Typus bietet scheinbar im allgemeinen bessere Chancen dar, als der erste. Zur Behandlung der moral insanity sind Spezialanstalten, die zwischen Krankenhaus und Gefängnis stehen, mit Arbeiten im Freien, oder eigene landwirtschaftliche Kolonien am besten. Sie fehlen aber leider noch! In Irrenanstalten passen die Betreffenden gewöhnlich nicht, wohl aber in die Adnexe für irre Verbrecher. Die große Masse der „Unverbesserlichen" dagegen, die aus verlotterten Elementen bestehen, kann man ruhig im Gefängnisse belassen und zwar stets auf unbestimmte Zeit. Treten hier Psychosen auf, so sind diese am besten im Adnexe für irre Verbrecher zu behandeln; eventuell, wenn die Kranken nicht zu gefährlich oder depravierend sind, in den gewöhnlichen Irrenanstalten. Die moralisch Schwachsinnigen unserer Gefängnisse sind also am besten, so lange es keine Zwischenanstalten giebt, in die Adnexe für irre Verbrecher unterzubringen, sagten wir, weniger gut in Spezialanstalten für irre Verbrecher. Hier haben sie so lange zu verbleiben, als die Gemeingefährlichkeit anhält, also eventuell zeitlebens. Das ist um so wichtiger zu betonen, als dadurch die Erzeugung meist sehr minderwertiger Kinder gleichzeitig verhindert oder sehr eingeschränkt wird. Tritt das Triebleben stark zurück, so kann man sie, wenn es noch nötig erscheint, einer Irrenanstalt übergeben, oder versuchen, sie in Kolonien zu beschäftigen, bevor man sie entläßt. Kinder, die nicht gut thun, gebe man unter strenge Zucht aufs Land zu einem Geistlichen, Förster u. s. f., auch in gewisse Privatanstalten, z. B. das Rauhe Haus. Staatliche Besserungsanstalten sind dagegen weniger empfehlenswert, da sie oft Herde von Entsittlichung darbieten. Auch in der Familie läßt sich manches erreichen. Auf das Geschlechtsleben ist zu achten, die Lektüre, die Kameraden sind auszuwählen, jeder Alkoholgenuß ist strengstens zu verbieten und die Phantasie ist in Schranken zu halten. Für gewisse Fälle scheint die Anwendung der hypnotischen Suggestion gut zu sein. Der Ausweg, Nichtsnutze einfach nach Amerika auswandern zu lassen, ist ein sehr gewagter.

Bei der angeborenen (primären) moral insanity spielt die erbliche Belastung eine große Rolle, ebenso Schädigungen aller Art im Mutterleibe oder bei der Entbindung oder sehr früh auftretende Infektionskrankheiten. Eine fehlerhafte Erziehung, ein trauriges Milieu können natürlich die krankhaften Keime noch leichter als sonst entwickeln, besonders ist hier die Zeit der Geschlechtsreife stets zu fürchten. Immer wird aber der persönliche Faktor die Hauptsache bleiben.

Es ist endlich einleuchtend, daß moralische Schwachsinnige allerlei Delikte begehen können. Es sind dies speziell Diebereien, Betrügereien

Digitized by Google

und sexuelle Vergehen, doch auch schwere Gewaltthätigkeiten. Die Angehörigen aller drei Klassen von moral insanity gehören dem „Grenzgebiete“ zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit an. Es sind pathologische Naturen, aber noch nicht eigentlich geisteskrank. Sie sind daher „vermindert zurechnungsfähig“, während ein „echter“ Fall von moral insanity unzurechnungsfähig wäre, wie der intellektuell Blödsinnige. Das große Heer der verlotterten Elemente unter den Gewohnheitsverbrechern ist dagegen als zurechnungsfähig zu erachten.

Vorlesungen über Pädagogik.

Friedrich Albert Lange.

Vorbemerkung. Im Wintersemester 1871—72 hielt F. A. Lange an der Universität Zürich Vorlesungen über Pädagogik, aus denen hier nach seinen eigenen Aufzeichnungen im wesentlichen das mitgeteilt werden soll, was als Langes geistiges Eigentum erscheint, während Mitteilungen aus dem Gebiet der Statistik und aus pädagogischen und anderen Schriftstellern meist gestrichen sind. Wer sich nach der Lektüre für den Geschichtsschreiber des Materialismus als Pädagogen noch weiter interessieren sollte, der sei auf die zahlreichen zum Teil sehr umfangreichen und gehaltvollen Artikel Langes in Schmids Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens, auf meine Biographie des Philosophen (Leipzig 1891, wohlfeile Ausgabe 1894), auf meinen Aufsatz „Friedrich Albert Lange als Philosoph und Pädagog“ im Jahrgang 1894 der Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, sowie auf die eben erschienene Schrift „Dörpfeld und Albert Lange“ von Dr. L. Bornemann (194. Heft des Pädagogischen Magazins, Langensalza, Beyer und Söhne, 1902) hingewiesen. Dr. O. A. Ellissen.

[Lange begann seine Vorlesungen mit geschichtlichen Betrachtungen über die Entwickelung der Pädagogik und ihre Stellung an den Universitäten. Pestalozzis Hauptverdienst sieht er mehr noch auf sozialem als auf pädagogischem Gebiet.]

§ 7. Während die Geschichte der Pädagogik in neuerer Zeit sich einer streng wissenschaftlichen Behandlung genähert hat, schwankt die Behandlung der Erziehungslehre noch zwischen sehr verschiedenen Zielpunkten und Methoden. Die berechtigte Zurückweisung der Metaphysik und die Fortschritte der anthropologischen und politischen Wissenschaften sollten jedoch dazu führen, die Pädagogik schon jetzt, unter Benutzung der Staatswissenschaften, der Physiologie und der neueren empirischen Psychologie zu einer empirischen Wissenschaft von der Volkserziehung zu erheben.

In diesem Sinne wird folgende Einteilung zu Grunde gelegt:

I. Allgemeiner Teil.
   1. Die Jugend im Reproduktionsprozeß der Völker.
   2. Das bewußte Eingreifen der Erwachsenen in die Entwickelung der Jugend.
   3. Ueber Bildungsideale.

II. Besonderer Teil.
   1. Erziehung in der Familie und in Privatanstalten.
   2. Staatserziehung.
   3. Bildung für die allgemeinen Zwecke der menschlichen Gesellschaft.

Digitized by Google

Standpunkt weder so radikal, daß von der Bildung für den gegebenen Zustand abgesehen und einem der Verwirklichung fernen Ideal das Nächste und Praktische geopfert, noch so konservativ, daß das Ideal vergessen und unser Durchgangszustand mit dem Ziel der Menschheit verwechselt oder gar letzteres völlig ignoriert würde.

§ 8. Die Stellung der Jugend im Reproduktionsprozeß der Völker ist eine sehr verschiedene, je nach dem allgemeinen Gang dieses Prozesses. Bei progressivem Charakter desselben ist die Zahl der jugendlichen Individuen unter der Gesamtzahl der Bevölkerung größer als bei stabilem Charakter. Das allgemeine Los der Jugend hängt wesentlich ab von der Höhe des sozialen Drucks, die mit der progressiven oder stabilen Tendenz zusammenhängt, aber nicht identisch ist. Am günstigsten gestaltet sich dasselbe bei starker Progression unter geringem sozialen Druck (Amerika), am ungünstigsten bei hohem sozialen Druck und stabilem Gesamtzustand (Belgien, Flandern); mittlere und gemischte Zustände folgen aus der progressiven Tendenz bei hohem sozialen Druck (Preußen) und aus der stabilen mit relativ geringem Druck (Frankreich). [Es folgen ausführliche statistische Mitteilungen über Geburtenverhältnisse und Kindersterblichkeit in verschiedenen Ländern.]

§ 9. Während im allgemeinen ein langsamer Umtrieb der Generationen der Entwickelung des Individuums förderlicher ist, kann dagegen der schnelle Umtrieb bei viel Geburts- und Sterbefällen, früher Ehe, strenger Arbeit und frühem Altern den Einfluß haben, daß gewisse Fähigkeiten durch das Uebrigbleiben der Kräftigsten nebst starker Konkurrenz der Heranwachsenden vermehrt werden. Im Uebermaß richtet er die Nationen zu Grunde (vergleiche Indien!) und kann überhaupt von ethischen Gesichtspunkten aus niemals mit Bewußtsein angestrebt werden. Auch Rasse und Klima haben Einfluß auf den schnelleren oder langsameren Umtrieb der Generationen; doch hat man ohne Zweifel vieles auf diese Einflüsse geschoben, was als Wirkung Jahrhunderte langer sozialer Einflüsse betrachtet werden muß.

§ 10. Obgleich der schnelle Umtrieb der Generationen bei großer Kindersterblichkeit, aber noch mehr Geburten unter Umständen dem allgemeinen Kulturfortschritt größere Dienste leistet, als der stabile Zustand, so kann die Pädagogik als Theorie der Volkserziehung doch einzig darauf ausgehen, daß die einmal erzeugten Individuen möglichst sicher erhalten und möglichst vollkommen entwickelt werden. Die Sichtung der Rasse durch Erhaltung der Kräftigsten und Untergang der schwächeren Individuen ist nicht nur der Natur zu überlassen, sondern auch auf einen möglichst engen Raum einzuschränken, wobei zu bedenken ist, daß die intellektuelle und technische Konkurrenz der heranwachsenden Jugend um so wirksamer für den Fortschritt werden muß, je mehr Individuen das arbeitsfähige Alter erreichen. [Es folgen Mitteilungen aus Darwin über den Gebrauch des Kindesmordes und aus Buckle über die schädlichen Folgen eines besonders leichten Aufziehens der Kinder.]

§ 11. Die Grenze, bis zu welcher das der pädagogischen Thätigkeit unterliegende Geschlecht zu rechnen ist, läßt sich nicht

Digitized by Google

in absoluter Weise bestimmen, weil die Selbständigkeit und Reife des Individuums nicht nach einer bestimmten Uebergangszeit auf einmal fertig ist, sondern in verschiedenen Beziehungen auch verschiedene Epochen hat. Von den Epochen der natürlichen Entwickelung sind die Geschlechtsreife, die Beendigung des Wachstums und die Erlangung der vollen Körperkraft durch erhebliche Zwischenräume getrennt. Fast gänzlich unabhängig davon stehen heutzutage die Epochen der ökonomischen Selbständigkeit und der bürgerlichen und politischen Mündigkeit. Hierin liegt begründet, daß auch die Erziehung nicht bis zu einem gewissen Zeitpunkt allseitig durchgeführt und dann auf einmal ganz eingestellt werden kann, sondern daß sie für verschiedene Lebensgebiete und Bildungssphären verschiedene Abschnitte und Endpunkte hat. [Mitteilungen über die Verwendung der männlichen Jugend in Sparta und Athen. Die Konfirmation bei uns vielfach bedeutsamer Einschnitt.]

Das Ideal einer Schulbildung bis zum erwachsenen Alter und darüber hinaus ist höchst bedenklich, wenn nicht mit Spielraum für Selbstthätigkeit verbunden.

§ 12. Das Wachstum der Kinder geht anfangs sehr schnell, dann etwas langsamer vor sich und wird vom fünften bis gegen das zwölfte Jahr hin ziemlich gleichmäßig; sodann tritt, bei Knaben deutlicher als bei Mädchen, ein zweiter Aufschwung ein mit darauf folgender Verzögerung und allmählichem Uebergang zum vollkommenen Wuchs der Erwachsenen. Noch deutlicher tritt dieser doppelte Aufschwung der Entwickelung mit dazwischen liegender Verzögerung in der Kurve der Gewichtszunahme hervor. Die Jahre des schnellsten Wachstums sind zugleich diejenigen, in denen das Leben noch am meisten bedroht ist; die Kurve der Lebensfähigkeit steigt am schnellsten vom fünften bis gegen das zwölfte Jahr, wo sie ihr Maximum erreicht; mit dem alsdann eintretenden neuen Aufschwung der physischen Entwickelung fällt die Lebensfähigkeit wieder bis gegen das fünfundzwanzigste Jahr hin und steigt dann wieder bis zum dreißigsten. Der Wuchs und die Muskelkraft erreichen ihr Maximum ebenfalls erst um das dreißigste Lebensjahr; doch ist die Zunahme des Wachstums vom zwanzigsten an in der Regel nicht mehr bedeutend. [Verweisung auf Quételets statistische Arbeiten und Mitteilungen daraus.]

§ 13. Die im vorigen Paragraphen dargelegten Verhältnisse der natürlichen Entwickelung geben für die Erziehung den deutlichen Wink, daß das Kind bis zum vollendeten fünften Lebensjahre der vollen Sorgfalt mütterlicher Pflege und häuslicher Erziehung bedarf; das darauf folgende Alter bis zum zwölften hin eignet sich bei abnehmenden und gleichmäßig fortschreitenden Ansprüchen der körperlichen Entwickelung mit schneller Befestigung der Gesundheit vorzüglich für die allmählich steigenden Ansprüche der Schule. Vom zwölften Jahre an ist unsere gegenwärtige Erziehungsweise wahrscheinlich falsch, und dürfte es der Natur am besten entsprechen, unter Beschränkung des gewöhnlichen Schulunterrichts auf das Notwendigste vorzüglich die gymnastische Bildung zu pflegen. Dagegen eignet sich wieder das Alter vom sechzehnten bis zwanzigsten Jahre bei Knaben, vom vierzehnten oder fünfzehnten bis zum siebzehnten oder achtzehnten bei Mädchen vorzüglich für den höheren Schulunterricht und die

Digitized by Google

spezielle Berufsbildung, und soweit ein solcher nicht allgemein durchführbar ist, für Unterweisung in den Pflichten des Bürgers und der Hausfrau neben der speziellen Berufsbildung.

Grundsatz: Die Erziehung soll der Natur folgen. Perioden, in welchen sich die Entwickelung mehr nach innen wendet (erste relative Reife und das reifere Jünglingsalter, 7—12 und 17—21) eignen sich vorzüglich für Studieren und Denken. Die erste Kindheit und die zweite Periode der Entwickelung nach außen (0—7 und 12—17) verlangen Pflege des Körpers, der Sinne und ethisch gymnastische Pflege. [Mitteilungen über die Einflüsse von Klima, Rasse u. s. w. auf das Entwickelungstempo des Menschen.]

Im Vergleich verschiedener Individuen ist oft ein gewisser Gegensatz physischer und geistiger Entwickelung bemerkbar, der nicht sowohl auf definitiver Verschiedenheit der Begabung, als vielmehr auf einem verschiedenen Gang der Entwickelung beruht.

Gerechtigkeit gegen langsam sich entwickelnde Naturen, Vorsicht mit solchen, die zur Frühreife neigen! Individuelle Behandlung in den auffallenderen Fällen durchaus nötig, im allgemeinen aber auf die ausgleichende Wirkung des Verkehrs mit den Altersgenossen und der Gleichmäßigkeit des öffentlichen Unterrichts zu rechnen. Uebrigens braucht nicht alles nach der Schablone zu sein! Hauptsache nicht die positive Einwirkung, sondern die Vermeidung von Fehlern!

Wo man sich doch zu einer positiven Einwirkung veranlaßt sieht, sind die Langsamen weit leichter zu behandeln. Man verlange nur nicht zu viel! Weckung durch Anregung aller Art und systematische Anleitung schadet ihnen nicht leicht. Bei den Frühreifen dagegen große Vorsicht nötig. Einfaches Zurückhalten durch geringe Beschäftigung mit ihnen, Mahnung zur Geduld u. s. w., Tadel des Vorwitzes verfehlt meist den Zweck und kann gefährlich werden. Im ganzen eher etwas nachgeben, jedoch mit Klugheit und Mäßigung. Oft irgend eine Nebenbeschäftigung zu empfehlen, welche ihnen nutzt und sie möglichst harmlos beschäftigt. Etwa auch Unterbrechung des Unterrichts zur körperlichen Ausbildung. Eltern darauf aufmerksam zu machen, damit nicht aus Eitelkeit Fehler.

Wie frühe Aeußerung des Genies von Frühreife zu unterscheiden? Nicht immer sicher, vergleiche Pascal; dann besonders bei Musikern, wo großes Genie fast immer mit Frühreife Hand in Hand geht (Mozart und andere). Die körperliche Gesundheit (Goethe, Lessing, Plato, Sophokles u. s. w.) spricht im allgemeinen stets eher für ausdauerndes Genie. Dann aber sind auch die Aeußerungen selbst qualitativ verschieden. Geniale Kinder werden im allgemeinen mehr Phantasie, frühreife mehr Verstand verraten. Art des Vorbringens, Naivetät des Genies. Mehr oder weniger „geniale Natur" kann (qualitativ verstanden) leicht vorkommen ohne nachfolgende große Thaten. (Gelegenheit, Entwickelungsbahn.)

§ 15. Die Differenz der Geschlechter, nach welcher das Weib sowohl im allgemeinen Charakter seiner Körperformen, als auch in seiner Gehirnbildung dem Typus des Kindes durchschnittlich etwas näher steht als der Mann, deutet, in Verbindung mit der Verschiedenheit der Muskelkraft und der Geschicklichkeit, zu

Digitized by Google

verschiedenartigen Verrichtungen auf eine im allgemeinen verschiedene Bestimmung beider Geschlechter, auch unabhängig von ihren speziellen Funktionen. Jene allgemeine Differenz ist aber zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nicht gleich groß und darf zum Teil als eine Folge der sozialen Verhältnisse und der aus diesen hervorgehenden Erziehung betrachtet werden. Es ist daher auch durchaus nicht selbstverständlich, daß die Erziehung durch zuvorkommendes Eingehen auf diese Verschiedenheit zu ihrer Erhaltung oder Vergrößerung beitragen müsse. [Physiologische und gehirnstatistische Mitteilungen.]

§ 16. Im allgemeinen geht die größere Abhängigkeit der Frauen mit einer größeren Differenz der Geschlechter Hand in Hand, sei es nun, daß die Herrschaft des Mannes zu roher Unterdrückung und Ueberbürdung der Frauen führe, sei es, daß sie umgekehrt mit Verzärtelung und Erziehung zu Weichlichkeit und Ueppigkeit Hand in Hand gehe. Eine angesehene Stellung der Frauen geht dagegen mit größerer Kraft und Selbständigkeit derselben zusammen. Im allgemeinen sind die Kulturzustände, welche das letztere Verhältnis mit sich bringen, die gesünderen, und ein Vergleich der spartanischen und athenischen Erziehung im Altertum zeigt, daß die Mädchen durch eine männlichere Erziehung für ihren Beruf als Hausfrauen und Mütter durchaus nicht untüchtiger werden. [Anthropologisches.]

Zu starke Betonung des „Weiblichen" in den Weibern bei Emanzipationsgegnern oft verdächtig. Zur Bescheidenheit (Sparta!) soll auch der Knabe erzogen werden. Anstand, Takt, feines Gefühl für das, was sich schickt, stehen oft in direktem Gegensatz zu gezierter Verschämtheit und koketter Nervenschwäche.

Ob aber Entwickelung des Verstandes auf Kosten des Gefühls schade? Die unangenehmen Blaustrümpfe sind selten die, welche viel Mathematik oder Griechisch gelernt haben. Uebrigens kann Frage mangels Versuch noch als offen gelten. (Psychologie ganz unzulänglich!) Einzelne Beispiele überhaupt nicht beweisend. [Anthropologisches.]

Heranziehung zur Arbeit kann ein doppeltes Motiv haben; unmittelbare Benutzung und Vorbereitung der späteren vollen Leistung. Letzteres pädagogisch, zumal wenn die egoistische Rücksicht wegfällt; ersteres noch nicht.

Auch Reaktion gegen Unarten kann unter doppelten Gesichtspunkt fallen.

In beiden Hinsichten läßt sich das rohere egoistische Motiv vom pädagogischen nicht immer streng trennen. Die Mutter gebietet den Kindern Schweigen (oft über das Maß des pädagogisch Nützlichen hinaus), weil ihr der Lärm lästig ist u. s. w.

In vielen Gegenden unserer Kulturstaaten ist dies noch der wesentliche Charakter der häuslichen Erziehung, die dann durch die Schule ergänzt. Wo diese fehlt, nur noch die Kirche, der aber oft das höhere Prinzip mangelt. [Ueber Erziehung bei den Tieren und bei Naturvölkern.]

§ 18. Die nächsten Zwecke der Erziehung werden ursprünglich rein von den sozialen Verhältnissen der Eltern und ihrer Stellung zum Stamm oder zum Staate bestimmt und gehen nicht über das Streben hinaus, die Kinder für die Funktionen der Eltern tüchtig zu

Digitized by Google

machen. Daher wird namentlich die Berufsbildung der Knaben meist ganz von der politischen Verfassung und der materiellen Kultur (Teilung der Arbeit) bedingt. Diesem Streben mischt sich oft schon früh der Wunsch bei, daß die Kinder sich auszeichnen und tüchtiger als andere werden sollen; daher vorzüglich bei ehrgeizigen und kriegerischen Nationen eine planmäßige Ausbildung der Knaben zu den Leistungen der Männer auftritt, besonders für den Wehrdienst. Auf dem gleichen Boden erwächst ursprünglich am leichtesten das Eingreifen der größeren Gemeinschaft in den Kreis der Familie, um durch allgemeine Maßregeln eine möglichste Steigerung der Tüchtigkeit der Individuen zu sichern. [Von der Erziehung zur Grausamkeit bei Naturvölkern.]

Vergleiche unsere Erziehung zu Habgier, Betrug, Verachtung der unteren Klassen, keineswegs ohne Bewußtsein (!), wiewohl man der entgegenstehenden Religion wegen der Sache einen andern Namen giebt.

Bei aller Erziehung ist das, was wirklich erreicht wird, ohne beabsichtigt zu sein, oft mehr wert, als das, was man beabsichtigt. Vergleiche Bibellesen; jetzt Ruf nach volkswirtschaftlichem Unterricht.

§ 19. Vorzüglichen Einfluß auf die Entwickelung einer geregelten Erziehung hat das Religionswesen geübt und zwar namentlich da, wo sich ein durchgreifender Einfluß eines hierarchisch gegliederten Priesterstandes auf das Volksleben geltend machte. Hier vereinigten sich sittliche Motive mit egoistischen, um einerseits eine dem Ungebildeten imponierende Theologie zu entwickeln und damit den Stoff für eine besondere Priester-Erziehung auszubilden, andererseits aber die Kinder der ganzen Volksmasse oder der einflußreichsten Stände durch Unterweisung in den Grundsätzen des Glaubens zugleich zu ehrerbietiger Unterwerfung unter die Satzungen der Priesterschaft zu bestimmen.

§ 20. Ein besonderer Stand von Lehrern und Erziehern entwickelte sich sowohl aus den Bedürfnissen des bürgerlichen Verkehrs als auch aus denen der kriegerischen und der geistlichen Erziehung. Doch ist für das moderne Europa die letztere lange Zeit die Hauptgrundlage des Erziehungswesens geblieben, bis mit dem Bruch der Hierarchie und des Staatskirchentums die Entstehung eines Unterrichtswesens beginnen konnte, welches vom Gedanken einer rein humanen Erziehung beseelt wird. Als Hauptträger dieses erziehenden Unterrichtes erscheint gegenwärtig der Staat; doch darf nicht verkannt werden, daß der Gedanke einer rein humanen Erziehung über die Zwecke der einzelnen Staaten hinausreicht und die Zukunft des ganzen Menschengeschlechtes ins Auge faßt. Der Umstand, daß die Anforderungen des Lebens sich diesem Gedanken gegenüber in mannigfacher Weise geltend machen, vermag die prinzipielle Bedeutung desselben nicht aufzuheben. [Geschichtliches.]

Bei uns kann der Staat nur Hauptträger sein, nicht in sich die Bestimmung der Idee tragen.

Am wenigsten kann dies der abstrakte Rechtsstaat, der im Grunde zu der Konsequenz gelangen müßte, die ganze Erziehung zur Privatsache zu machen.

§ 21. So wenig eine vollständige und ausschließliche Besorgung des Erziehungsgeschäftes durch den Staat zu billigen ist, darf die Erhebung der „Schule“ zu einer vom Staat unabhängigen Macht

Digitized by Google

innerhalb der Gesellschaft gebilligt werden. Namentlich birgt jede Beherrschung des Erziehungswesens durch einen geschlossenen und hierarchisch gegliederten Lehrstand unausbleiblich die Gefahr des Stillstandes und der Verknöcherung in sich, wie denn auch Uniformität der Lehrmittel, Methoden und Einrichtungen aller Art innerhalb eines großen Kulturbezirks notwendig ertötend wirken muß. Die gleichen historischen und anthropologischen Thatsachen, aus denen dies zu erweisen ist, sprechen auch gegen jedes auf einem geistlichen Lehrstande ruhende Kirchentum. Dagegen ist die Trennung der Schule von der Kirche, sofern man unter letzterer die religiöse Gemeinschaft schlechthin versteht, durchaus keine allgemeine und notwendige Forderung der Pädagogik, sondern nur eine notwendige Konsequenz des Zwiespaltes, in welchen das Kirchenwesen mit dem Kulturinhalt der Gegenwart geraten ist und zugleich ein Ausfluß berechtigter Opposition gegen den politischen und sozialen Einfluß der Geistlichkeit.

Aus dem Kampf um Emanzipation der „Schule“ von der „Kirche“ ist namentlich in Lehrerkreisen vielfach eine Gleichstellung beider Institute hervorgegangen, welche auf eine ganz unrichtige Anschauung führt und nur ein Schulpfaffentum schaffen könnte, das auf die Dauer verderblicher werden müßte als das kirchliche. [Die Schule und die Idee der Humanität.]

Freie Schule neben Staat und Kirche ist deshalb keineswegs unbedingt zu verwerfen; nur kein Schulstaat im Staat, keine zweite (wenn auch vielfach neutralisierende) Hierarchie, keine Gegenkirche! (Wunsch in reaktionären Staaten natürlich, aber auch umgekehrt. Jesuiten!)

Am besten freie Schule, wie in England, von großen Vereinen (nicht Synoden und Kapiteln u. s. w.) getragen. Auch die „freie Schulgemeinde“ (Dörpfeld) nicht ganz zu verwerfen, weil Laienthätigkeit und damit natürliche Basis.

Der echte Staat ist nicht bloß Rechtsstaat, sondern Kulturstaat und hätte daher allerdings am einfachsten (wenn Einfachheit hier möglich wäre) auch die Schule mit zu umfassen. Allein einerseits hat sich zu große Vielthätigkeit des Staates nicht immer bewährt, und Fachschulen aller Art sind oft schon aus Gründen ökonomischer Billigkeit und Zweckmäßigkeit besser Privatsache. Ebenso Pflege besonderer Talente andererseits.

Freiheit zu gewähren:

a) im Interesse der möglichen Freiheit des Individuums überhaupt (Recht der Minoritäten u. s. w.);

b) als Konkurrenz und Regulator gegen Staatsschulen;

c) Experimentierfeld (Reformen oft von hier!).

Dagegen ist die Schule ihrem Wesen nach allerdings nicht bloß Notbehelf oder Massenerziehung aus Sparsamkeit, sondern wesentlich (Schleiermacher) Einführung in die größeren Gemeinschaften und die Oeffentlichkeit. Insofern Vorbereitung auf das Staatsleben.

Der einzelne wird also nicht schlechthin von seinen Eltern erzogen (Grenzen der patria potestas, auch in geistiger Hinsicht),

Digitized by Google

sondern zugleich vom Ganzen und für die Gesamtheit in Staat (Kirche) und Gesellschaft.

Diesen Zweck kann aber bis zu einem gewissen Grade auch die Privatschule erreichen, wenn nicht zu exklusive Republik der Knaben unter sich (oft freilich Tyrannis!). — Byron wollte seinen Sohn (wenn er einen hätte) der Knabenstreiche wegen auf die Schule schicken.

§ 22. Die öffentliche Erziehung ist aber auch kein bloßer Notbehelf zur Schulung der Massen auf möglichst ökonomischem Wege, sondern sie soll den einzelnen frühzeitig zur Einführung in die Gesellschaft bilden und durch den Verkehr mit einem nach gemeinsamem Ziele geleiteten Mitschülerkreise Kräfte in ihm wecken, welche bei einer reinen Privat-Erziehung nicht hinlänglich entwickelt werden. In diesem Sinne sollen die Schulen, namentlich diejenigen für das mittlere und reifere Knabenalter, auch dann den Charakter öffentlicher Schulen haben, wenn sie von Privaten, Vereinen oder Korporationen errichtet sind. Eine der höchsten Aufgaben der Pädagogik besteht daher darin, in einer Schule den Geist hervorzurufen, durch welchen die ganze Schülermasse dem einzelnen gegenüber ein erziehendes Element wird. Ein solches freies Schulwesen sollte unter allen Umständen neben dem staatlichen teils wirklich vorhanden, teils wenigstens gesetzlich möglich sein, um neuen Ideen unter Umständen eine freiere Bahn zu verschaffen, Einseitigkeiten und Härten der Staatsschule vorzubeugen und eine förderliche Konkurrenz der Leistungen möglich zu machen.

§ 23. Wiewohl die erziehende Thätigkeit der erwachsenen Generation gegenüber der Jugend sich durchaus nicht auf die öffentlichen Schulen und das Wirken des Lehrerstandes beschränkt, so giebt doch die Statistik der Schulen und des Lehrerstandes Veranlassung zu wichtigen Schlüssen über den Geist und die Richtung jener Thätigkeit. So spiegelt sich z. B. in der Ausbreitung des allgemeinen Volksschulwesens überhaupt, sowie im Verhältnis der Frequenz in den Volksschulen zu derjenigen der mittleren und höheren Schulen der soziale Zustand der verschiedenen Völker und Landesgegenden. Die auf das Unterrichtswesen verwandten Kosten und die Maßregeln zum Schutz und zur Förderung der Jugendbildung geben einen Maßstab für die Klarheit, mit welcher man die Aufgaben des allgemeinen Kulturfortschrittes erfaßt, und für die Wärme und Begeisterung, mit welcher man sich zur Arbeit an denselben berufen fühlt. Dabei sind jedoch auch die verschiedenartigen begünstigenden oder hemmenden Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Besonders lehrreich ist eine Vergleichung der amerikanischen Schulzustände mit den europäischen. [Ueber amerikanisches Schulwesen. Statistisches über Schulzwang und Analphabeten.]

§ 24. Das Bildungsideal ist diejenige Gestalt des Menschen und seiner Lebensführung, welche uns bei der Erziehung als Ziel vor Augen steht. Der bloße Begriff dessen, was der Mensch werden soll, muß sich beim Erzieher mit einer Anschauung verbinden, die ihn sicher leitet, wo der abstrakte Begriff nicht ausreicht, während sie in ihren Grundzügen durch den Begriff bestimmt wird. Das wahre Ideal ist nicht eine starre im Geist vorgestellte Musterfigur, sondern

Digitized by Google

es wird in wechselnden Formen und Erscheinungsweisen stets neu im Gemüte erzeugt, aber stets mit einem bestimmten maßgebenden und die ganze Anschauung beherrschenden Charakter. Man kann in diesem Sinne von einem Bildungsideal verschiedener Zeiten und Völker reden, das alsdann allen Erziehern dieses Kreises in gewissen Grundzügen gemeinsam ist und doch von jedem einzelnen wieder individuell gestaltet wird. In Uebergangszeiten und Perioden schnellen Umschwungs aller Kulturverhältnisse gerät das allgemeine Bildungsideal ins Schwanken, und eine zu schroffe Durchbildung des individuellen Ideals wirkt leicht nachteilig und verwirrend, die Klarheit des Erziehers über sein Bildungsideal ist aber gerade dann von vorzüglicher Wichtigkeit.

§ 25. Wie dem materialistischen Entwickelungsziel der Gesellschaft, welches nur Volkszahl, Arbeitskraft und Reichtum anstrebt, ein idealistisches gegenübersteht, welches in der möglichst harmonischen Ausbildung des Individuums und einem freien und glücklichen Gesamtleben der Völker den Zweck der Entwickelung sucht, so kann auch bei der Erziehung entweder Kraftentwickelung schlechthin oder Harmonie der Kräfte in erster Linie angestrebt werden. Wiewohl nun aber die neuere Pädagogik in der Theorie meist das letztere Ziel als das richtige anerkennt, ist doch die thatsächliche Erziehung vorwiegend auf das erstere gerichtet. Auch ist die Frage nach dem Wesen jener Harmonie der Entwickelung, namentlich nach ihrem Verhältnis zu einem unendlichen Fortschritt gegenüber einem stabilen glücklichen Zustand keineswegs leicht zu beantworten. Die Frage nach dem Verhältnis der intellektuellen zur moralischen Bildung, inwiefern sie einander hemmen oder fördern, hat insbesondere von staatswissenschaftlicher Seite sehr verschiedenartige und zum Teil höchst einseitige Beantwortungen gefunden.

§ 26. Die Erziehung in der Familie umfaßt einerseits fast die ganze pädagogische Einwirkung auf das Kindesalter bis zum Beginn des Schulbesuchs, andererseits geht sie mit besonderen Aufgaben und Leistungen neben der öffentlichen Erziehung einher bis zur Vollendung der Erziehung. In beiden Gebieten liegt jedoch ein gemeinsamer Zug der Familienerziehung zu Grunde; denn die Familie erzieht zunächst für die Familie, der Staat für den Staat und die Gesellschaft für die Gesellschaft. In der Familie liegen die Bedingungen für das physische Gedeihen und die Entfaltung der Gemütskräfte, damit aber auch die ersten Wurzeln der Intelligenz und des Willens, deren höhere Ausbildung in der Regel der öffentlichen Erziehung anheimfällt. Wesentlich ist bei der Familien-Erziehung die Verbindung von Einheit und Mannigfaltigkeit der pädagogischen Einflüsse innerhalb des kleinsten Kreises menschlichen Gesamtlebens. Gerade die wohlthätige Geschlossenheit dieses Kreises aber und die Bestimmtheit des Familientypus kann zu einer schädlichen Einseitigkeit führen, wenn sie nicht rechtzeitig durch das Eingreifen weiterer Kreise gekreuzt wird.

§ 27. Wenn auch in der Erziehung der ersten Kindheit die körperliche Pflege am meisten hervortritt, so ist es doch ein Hauptvorzug echter Familien-Erziehung, daß, namentlich in der Thätigkeit der Mutter, Leibliches und Geistiges stets Hand in Hand geht. Die Art, wie ein Säugling berührt, getragen und bewegt wird, ist auch

Digitized by Google

psychisch nicht gleichgiltig, und der Einfluß der Ernährung durch die eigene Mutter hat seine geistige Bedeutung wie seine leibliche. Die gemütlichen Beziehungen zu seinen Pflegern und die Gewöhnung an ihre Züge und ihre Stimme sind dem Kinde der erste Schlüssel zur Außenwelt, und mit dem Erwachen der Liebe erhebt sich zugleich die Intelligenz über die Sphäre bloß sinnlicher Eindrücke. Während die große Reizbarkeit des neugeborenen Kindes und namentlich die Zartheit seines Gehirns schon aus physischen Gründen eine liebevolle Pflege fordern, bedarf gleichzeitig die Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten einer Umgebung, die nicht mechanisch mit dem Kinde verfährt, sondern in beständigem fein empfundenem Rapport mit ihm steht, auf seine Regungen eingeht und sie maßvoll und ohne Ueberreizung zu fördern sucht.

§ 28. Da die Kinder schon von der Geburt an auf Sinnesreize aller Art reagieren und vermutlich auch mit einer dunkeln Unterscheidung von Objekten begabt sind, so besteht ihre ganze erste Arbeit in der Sammlung und Verbindung der Empfindungen, in der Vergleichung der erhaltenen Eindrücke und in der Ordnung des so gewonnenen Materials zum Bilde einer Außenwelt mit bestimmten Gegenständen. Diese, in Anbetracht der unendlichen möglichen Kombinationen nicht gering zu schätzende Arbeit bildet die Grundlage für alle späteren Funktionen der Intelligenz. Daher ist die Umgebung des Kindes von Anfang an von großer Bedeutung. Mit der Entwickelung der Wahrnehmung bestimmter Gegenstände geht die Fähigkeit, das Auge zu fixieren, sowie später auch die Hände tastend und fassend zu gebrauchen, Hand in Hand. In dieser Zeit ist namentlich dafür zu sorgen, daß das Kind keinen Mangel an Gegenständen habe, mit denen es sich beschäftigt, daß es aber auch nicht durch Fülle und schnellen Wechsel derselben überreizt und verwirrt werde. Dasselbe Gesetz gilt, mit allmählicher Steigerung der Ansprüche, auch für die spätere Regelung der Zufuhr von Stoff zum Denken und Beobachten; allein nirgends ist der Zusammenhang von Ursache und Wirkung des Mangels oder Uebermaßes so anschaulich wie hier. [Mitteilungen aus Kußmauls Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen.]

§ 29. Die früher meist vom kirchlichen Standpunkt bekämpfte Ansicht, daß der Mensch durchaus gut und unverdorben zur Welt komme und nur durch den Einfluß verkehrter Erziehung und schlechter Gesellschaft ausarte, wird gegenwärtig wirksamer durch naturwissenschaftliche Erfahrung und Beobachtung widerlegt. Der Eindruck der kindlichen Unschuld beruht hauptsächlich auf der Einheit eines Bewußtseins, welches im Guten und Schlechten noch völlig naiv ist und noch kein Gesetz in sich aufgenommen hat, welches der Neigung gegenübersteht. Damit verbindet sich ein herzgewinnendes Vertrauen des Kindes gegenüber seiner Umgebung und die größte Innigkeit und ein reiner Ausdruck der Gefühle von Liebe und Zuneigung. Dagegen bringen die Kinder unzweifelhaft teils den Keim, teils schon sehr entwickelte Anfänge aller jener Leidenschaften mit zur Welt, welche die Harmonie des Einzeldaseins trüben und den friedlichen Bestand der Gesellschaft bedrohen. Daher muß auch die sittliche Erziehung, wiewohl sie ihren Zweck innerhalb des individuellen Lebens nur zu einem sehr geringen Grade erreichen kann, schon mit

Digitized by Google

der Geburt beginnen. Die ethische Einwirkung soll jedoch anfangs eine rein objektive sein und erst ganz allmählich und zunächst im engsten Anschluß an die persönlichen Beziehungen innerhalb des Familienkreises die Weckung des Gewissens anstreben.

§ 30. Je mehr das Kind den Gebrauch seiner Glieder und der Sprache erlangt hat, desto verständlicher für den Erwachsenen wird die Art, wie es lernt und sich geistig entwickelt. Das vorwiegende Phantasieleben dieser Periode bedarf weder viel künstlicher Förderung, noch soll es zu Gunsten einer verfrühten Verstandesbildung gehemmt werden; denn der naturgemäße Gang der Geistesthätigkeit steht ohne Zweifel mit dem Wachstum und der inneren Ausbildung des Gehirns im engsten Zusammenhang; auch ist eine kräftige Phantasie ebenso unentbehrlich für die Fruchtbarkeit und Originalität des Denkens, wie die logische Bildung für die Korrektheit desselben. Ganz besonders aber dienen die freien Spiele der Kinder der Gemütsbildung und der Entfaltung des individuellen Charakters. Hier ist liebevolle ruhige Beobachtung, Schutz und freundliche Förderung des kindlichen Eigenlebens mit sicherem aber seltenem Eingreifen zur Ablenkung von Irrwegen Grundregel aller Erziehungskunst. Nach derselben Rücksicht auf die bloß mithelfende und schützende Förderung des Eigenlebens unter mäßiger Zufuhr von Nahrungsstoff sind die Spielsachen der Kinder, sowie Bilderbücher, Märchenerzählungen und andere Bildungsmittel dieser Altersstufe zu beurteilen.

§ 31. Die sittliche Erziehung erhält ihr volles Gepräge erst unter Mitwirkung des Staates; allein die natürliche Grundlage muß die Familienerziehung geben, wie ihr auch die Aufgabe zufällt, fortwährend zwischen den natürlichen Eigenschaften und Anlagen des Individuums und den strengen Anforderungen der Gesamtheit zu vermitteln. Anstand und Schicklichkeit, Schönheitssinn und Gemütlichkeit müssen vor allen Dingen in der Familie eine fortdauernde, den Altersstufen sich natürlich anpassende Pflege finden. Die Familie hat in erster Linie die Aufgabe, die Kinder beständig zur unwillkürlichen Ausübung des Guten zu führen und das Bewußtsein der Pflicht mehr durch Beispiele und natürliche Aeußerung der eigenen Gesinnung als durch dogmatische Belehrung zu wecken; doch gehören auch tiefere ethische Einwirkungen in geeigneten Augenblicken zur Aufgabe der Eltern. Der Familie kommt es auch zu, die Jugend innerhalb und außerhalb ihres Kreises vor Verführung zu bewahren, die schwierige Zeit der geschlechtlichen Entwickelung vorsichtig und taktvoll zu behandeln und die Kinder, ohne Weichlichkeit und eitle Prätensionen zu fördern, vor etwaigen übertriebenen Anforderungen der Schule zu schützen. Im übrigen ist die Achtung vor der Schule und den öffentlichen Lehrern als unentbehrliche Bedingung eines gedeihlichen Zusammenwirkens von Schule und Haus im Familienkreise sorgfältig zu berücksichtigen.

§ 32. Die Stellung des Staates zum Erziehungsgeschäft wird wesentlich bedingt vom Zweck des Staates. Dem Geschäft einer allgemeinen Volkserziehung zur Humanität kann nur ein solcher Staat aufrichtig dienen, welcher sich mit allen seinen Einrichtungen in den Dienst der Humanität stellt und die Menschenwürde aller seiner Bürger nach Kräften zu fördern sucht. Allein auch unter den günstigsten Umständen kann der Staat kein Erziehungssystem durch-

Digitized by Google

führen, welches die Erreichung dieses Zieles verbürgt, teils weil der Zweck des menschlichen Lebens nicht im Staate aufgeht, teils weil wir keine vollkommene, absolut wirksame Erziehungskunst kennen. Es handelt sich daher nicht sowohl um Aufstellung eines idealen Erziehungssystems mit der einfachen Anforderung an den Staat, dasselbe durchzuführen, als vielmehr um die Bestimmung der zweckmäßigsten Art, wie der Staat unter gegebenen Verhältnissen in das Ganze des Erziehungswerkes eingreifen soll.

§ 33. Ein Staat, welcher auf Freiheit und Gleichberechtigung aller seiner Bürger beruht, muß dieselben auch zur Teilnahme am politischen Leben befähigen. Zwar kann die spezielle Einführung in Recht und Gesetzgebung dem Leben überlassen werden, ohne daß der Nachteil dieses rein empirischen Weges grell hervortritt; allein die unter unseren Kulturverhältnissen zur Erlangung der vollen bürgerlichen Selbständigkeit unentbehrlichen Vorkenntnisse: Lesen, Schreiben, Rechnen und eine geographische und geschichtliche Orientierung im Vaterlande und in seinem Verhältnis zu anderen Ländern und Völkern müssen durch ein allgemeines und gesetzliches Schulwesen gesichert werden, dessen Unentgeltlichkeit unmittelbar aus dem Prinzip seiner Errichtung zu folgern ist. Da ein solcher Staat ferner unter den volkswirtschaftlichen Zuständen der Gegenwart ein wachsendes Interesse daran hat, seine Bürger auch für ihr ökonomisches Fortkommen möglichst gut und gleichmäßig auszurüsten, so findet die Aufnahme mehrerer anderer zum Teil jetzt noch vernachlässigter Fächer, wie Zeichnen, Physik und gewerblicher Fachunterricht ihre volle Rechtfertigung. Auch dieser Unterricht sollte unentgeltlich geboten werden; dagegen beruht der Wert, den man oft auf Unentgeltlichkeit sämtlicher Lehranstalten, namentlich auch der höheren Fachschulen gelegt hat, zum großen Teil auf Täuschung.

§ 34. Der Grad, in welchem der Staat berufen ist, auch unabhängig von politischen und sozialen Zwecken zur freien und allseitigen Förderung wahrer Menschenbildung mitzuwirken, ist abhängig vom allgemeinen Bildungszustand des Volkes und von der Art, wie das Ideal der Humanität, zunächst auf freiem Wege, bei ihm Eingang findet. Illusorisch ist die Meinung, als könne man das Ziel einer völlig harmonischen Menschenbildung auf der gegebenen Basis unserer Volksschule durch bloße encyklopädische Vervollständigung der Lehrgegenstände und psychologische Berechnung der Verteilung der Fächer erzielen. Vielmehr wird im Interesse eines erziehenden Unterrichts zunächst nur möglichste Konzentration des gleichzeitig gegebenen Lehrstoffs und einheitliche Verbindung der Fächer anzustreben sein, unbekümmert um eine etwaige Einseitigkeit der Gesamtwirkung. Um so wirksamer können dann die Poesie, der Gesang und das Turnen zur Erzielung einer harmonischen Menschenbildung verwendet werden, Unterrichtszweige, welche zugleich durch ihre Beziehungen zur sittlichen Grundlage des Staates sich zur Aufnahme in ein System des öffentlichen Unterrichts eignen. Die Disziplin soll in öffentlichen Schulen nicht nur als Mittel zur Erhaltung der nötigen Ordnung, sondern als ein positiv förderndes Erziehungsmittel behandelt werden.

Digitized by Google

Männliches und weibliches Empfinden in der Kunst.

Dr. Heinrich Pudor.

Man ist in der jüngsten Zeit in litterarischen Zeitschriften verschiedentlich der Bemerkung begegnet, daß im Grunde genommen in jedem Menschen etwas Homosexuelles steckt, nur daß es in den weitaus meisten Fällen nicht ins Bewußtsein tritt. Und physiologisch ist diese Erscheinung durchaus nicht verwunderlich, da die geschlechtliche Differenzierung bei der physischen Entstehung des Menschen nicht von vornherein gegeben ist, und da wir als Erinnerungsmal dieser Zeitperiode unseres Daseins heute noch als Männer Ueberbleibsel weiblicher Organbildung tragen. Der Grund dafür aber, daß die Spuren der Homosexualität, die die Menschen heute noch haben — nicht nur physisch, sondern auch psychisch — selten ins Bewußtsein treten, liegt darin, daß wir einmal über derartige wichtige Dinge gemeinhin nur selten nachzudenken pflegen, und daß zweitens die Wissenschaft erst in jüngster Zeit sich mit der Frage der menschlichen Homosexualität befaßt hat.

Wenn nun schon im allgemeinen im Grunde in jedem Menschen etwas Homosexuelles steckt, so hat dies ganz vorzugsweise vom Künstler zu gelten. Das charakteristische Wesen des Künstlers liegt geradezu in seiner homosexuellen Doppelnatur. Denn bei dem künstlerischen Schaffen müssen wir unterscheiden zwischen dem eigentlichen Produzieren, dem Gestalten, dem Schaffen — dieses das männliche Element — und dem vorangegangenen Aufnehmen des Sinneneindruckes, Sich-Versenken und Sich-Hingeben an den Natureindruck — dieses letztere das weibliche Element.

Nicht nur alle Dichtung ist Gelegenheitsdichtung, sondern alle Kunst ist Gelegenheitskunst. Immer bildet irgend ein Erlebnis — und wäre dies Erlebnis auch nur ein Blick in die Wunderwelt der Natur — den Anlaß zu dem künstlerischen Schaffen. Künstlerische Naturen sind nicht nur mit lebhafter Phantasie begabt, sondern vor allem mit einer bedeutenden Empfindungsfähigkeit. Jeder Natureindruck wird zu einem Erlebnis bei ihnen. Und indem die Intensität der Empfindung so groß ist, werden sie selbst willenlos und machtlos dem Natureindruck gegenüber; sie geben sich ihm rückhaltlos hin und gehen ohne Rest in ihm auf — „versunken und vergessen", wie es in Wagners „Träumen" heißt. Man hat dieses vollständige Aufgehen in der Betrachtung wohl auch „Konzentrierungsfähigkeit des Bewußtseins" genannt. Voraussetzung dafür ist jedenfalls das Sich-Hingeben: der Künstler, der in die Natur tritt, hat eine Seele, die einer unbeschriebenen Wachstafel gleicht. Er hat nur eine Brunst, die, zu empfangen. Er läßt sich von der Natur so beherrschen, daß alle stehende (das ist selbständige) Kraft in ihm schwindet, daß der Wille in ihm lahm wird, daß er aufhört „agens" zu sein — bis die Natur den Griffel nimmt und in die Tafel seiner Seele ihr Bild eindrückt.

Daß diese Empfindungen des Künstlers durchaus weiblicher und empfangender Natur sind, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Der Künstler ähnelt in dieser Phase seines künstlerischen Schaffens

Digitized by Google

dem Weibe, das sich nach Empfängnis sehnt. Und insoweit ist in der That in jedem Künstler etwas Weibliches vorauszusetzen. Und je ausgeprägter dieses Element im Künstler ist, ein desto größerer Künstler wird er sein. Denn genau, wie das Weib nur dann wirklich befruchtet werden kann, wenn es sich ohne Rest hingegeben hat, so wird der Künstler nur dann schaffen können, wenn er vorher empfangen hat, wenn das Bild der Natur sich tief in seine Seele eingedrückt hat, wenn er so „hingebend" als möglich der Natur gegenüber gestanden hat.

Eine weitere Frage wäre die, ob diese rezeptive Empfindung des Künstlers rein feminin ist oder ob sie homosexuellen Empfindungen zum mindesten zu vergleichen ist. In der Sache läuft beides auf ein und dasselbe hinaus: In beiden Fällen ist es das gebende, d. h. das männliche Element, dem gegenüber der Künstler sich hingiebt, so daß also der Künstler, so weit er männliches Individuum ist, in jener geschilderten Epoche seines künstlerischen Schaffens homosexuelle Empfindungen hat: er ist gewissermaßen „Urninde" in dieser Zeitperiode. Und es ist möglich, daß diese eigentlich nur vorbereitende Phase des künstlerischen Schaffens in dem Leben und Empfinden des Künstlers derartigen Raum einnimmt, daß der betreffende Künstler auch da, wo er schaffend und gebend ist, urnindenhafte Empfindungen vergegenständlicht.

Die Homosexualität war bekanntlich schon im Altertum in Wirksamkeit, wenngleich sie sich im geistigen und künstlerischen Leben jener Zeit weniger geäußert hat, als in der nachchristlichen Zeit. Während aber die Homosexualität im Altertum, im besonderen im Griechen- und Römertum, sich geistig und künstlerisch wesentlich nur seitens des Urnings äußerte, kommt sie in der neueren Zeit weit mehr im Urnindentum zum Ausdruck. Die bedeutungsvolle Grenzscheide bildet hier das Entstehen des Christentums. Der Schöpfer dieser Religion und diese Religion selbst haben ausgesprochenen urnindenhaften Charakter. Das gilt heute noch vom Katholizismus. Die feminine Empfänglichkeit des Gläubigen steht im Mittelpunkte der katholischen Religion; ganz offenbar giebt sich das weibliche Geschlecht mehr dem Marienkultus, das männliche mehr dem Jesuskultus hin. Die Reformation, im besonderen der deutsche Protestantismus, richteten gerade hierauf ihr Augenmerk und versuchten der christlichen Religion das Feminine und Urnindenhafte zu nehmen; daher die Ausschaltung des Marien-Kultus.

Indem die Kunst das Seelenleben objektiviert, steht sie im nachchristlichen Zeitalter bis zur Reformation im Zeichen des Urnindentums. Die größten Gestalten der Kunst und des geistigen Lebens im Reformationszeitalter tragen dagegen einen durchaus männlichen, teilweise sogar urninghaften Charakter an sich; das gilt namentlich von der Blütezeit des Renaissance-Zeitalters. Je weiter nämlich die Kunst der Renaissance von der Frührenaissance zur eigentlichen und zur Spätrenaissance sich entwickelt, desto mehr geht das Urnindentum in ihr zum Mannestum und zum Urningtum über. Das allerletzt genannte gilt von Michelangelo. Raffael entwickelte sich vom Urnindentum zum Mannestum; letzteres repräsentiert auch Titian, der niemals urninghaft und selten urnindenhaft wirkt. Zugleich fehlt aber auch diesen beiden

Digitized by Google

großen Künstlern das Dämonische des Urningtums und das Mystische des Urnindentums. Weit femininer als Raffael wirken Leonardo da Vinci und Correggio. Ausgesprochenes Urnindentum aber finden wir im Quattrocento fast ausschließlich. Erinnert mag nur werden an die zarten, feinen und delikaten, jungfräulich keuschen Bilder Fra Angelicos und Filippino Lippis.

In den nördlichen Ländern dagegen verliert die von Italien herübergekommene Renaissance-Kunst viel von ihrem urnindenhaften Charakter und wird männlicher. Immerhin giebt es selbst von dem herben Albrecht Dürer Jugendwerke, die urnindenhaft wirken und noch mehr gilt dies von den Werken seiner Vorgänger. Vollends ist die ganze Illuminatoren-Kunst ausgesprochen urnindenhaft.

Man durchwandere einmal die Galerien und studiere die Gemälde darauf hin, inwieweit sie in Beziehung stehen zu geschlechtlichen Empfindungen. Man wird überrascht sein, wie viele neue, früher nie beachtete Seiten des künstlerischen Schaffens einem aufgehen, wie viel interessanter das ganze Kunststudium auf diese Weise wird, wie es sich psychologisch vertieft.

Natürlicher Weise kommt der urnindenhafte Charakter der Frührenaissance nicht nur in der Malerei jener Zeit, sondern mehr oder weniger in allen Künsten, vorzugsweise in der Dichtkunst, aber auch in der Architektur zum Ausdruck. Ausgesprochen männlichen Charakter trägt der romanische Baustil. Man betrachte die Dome zu Worms, Speyer, Trier u. s. w. und man wird nichts anderes, als die sogenannte gesunde männliche Kraft in ihnen ausgesprochen finden. Sie sind weder urninghaft noch urnindenhaft. Mit der Frühgotik tritt dagegen das Urnindenhafte auch in die Baukunst ein, obwohl es gerade in diese Kunst am allerwenigsten hineinpaßt. Aber die Frühgotik sucht das konstruktive und monumentale Element zurücktreten zu lassen und ihr ganzes Bestreben geht bekanntlich darauf hinaus, die Massen aufzulösen in Zierwerk, nicht monumental zu wirken, sondern malerisch. In diesem Sinne ist sogar der gotische Stil der am wenigsten monumentale Stil. Und sicherlich ist er der am meisten feminine Stil. Berauschend wirkt der Reichtum von Zierformen und Detailwerk, aber berauschend im urnindenhaften, nicht im urninghaften Sinne. Ganz ähnlich entwickelt sich dabei der gotische Stil aus dem romanischen, wie im griechischen Altertum der jonische und korinthische aus dem dorischen. Der dorische Stil ist hart und herb, kräftig und männlich. Der jonische und mehr noch korinthische Stil ist mehr feminin. Im Altertume blieb es bei dieser Entwickelung des Baustiles nach der femininen Richtung hin. In der nachchristlichen Zeit dagegen entwickelte sich der gotische Stil nach der Renaissance hin — im Einklang mit der oben gemachten Bemerkung, daß die Reformation der christlichen Religion ihren urnindenhaften Charakter zu nehmen suchte — wieder mehr nach der männlichen Seite hin, und erst im Rokoko tritt wieder das Urnindenhafte hervor, während der Barockstil etwas ausgesprochen Urninghaftes an sich hat. „Gesund männlich“ ist also sowohl der italienische Palaststil der Renaissance — ja diese florentinischen, genuesischen und teilweise auch die venezianischen Paläste verkörpern sogar auf geradezu ideale Weise das Mannestum — als auch der norddeutsche Renaissancestil. Interessant ist dabei, wie in den gesunden Niederlanden die Gotik

Digitized by Google

einerseits nie so tief in den urnindenhaften Charakter hineinführte und andererseits sich weit schneller zu der männlichen Renaissance entwickelte, als in Italien und in Deutschland. Das Gleiche gilt von England, das aber im übrigen für architektonische Fragen überhaupt wenig in Betracht kommt und es nie zu einem selbständigen Baustil gebracht hat. Wenn aber irgendwo der gotische Stil zu wirklich monumentalen, also männlichen Wirkungen gekommen ist, so war es in den Niederlanden der Fall, wogegen in Deutschland selbst die großen gotischen Dome, wie z. B. in Köln, Ulm, Freiburg, Straßburg, trotz ihrer Kolossalität mehr malerisch, als rein monumental wirken; und deshalb sind auch diese gotischen Dome nicht im strengen Sinne protestantisch ihrem Charakter nach; protestantisch, also männlich, mutet weit mehr der romanische und der Renaissancestil an, während der Barockstil, wie bekannt, den Katholizismus am charakteristischten wiedergiebt, und zwar ganz im Einklang mit dem oben Gesagten, daß nämlich gerade der Katholizismus und gerade der Barockstil homosexuellen Hintergrund haben.

Wenn wir die Kunst der Gegenwart auf ihren sexualpsychologischen Hintergrund untersuchen, haben wir zunächst den sogenannten Präraffaelitismus ins Auge zu fassen. In diesem Zeichen steht eigentlich die sogenannte moderne Kunst; sie ist wesentlich präraffaelitisch und sie ist wesentlich urnindenhaft. Wir haben oben gesehen, wie gerade im italienischen Quattrocento das Urnindentum zu künstlerischem Ausdruck kam. Indem nun das moderne Kunstempfinden urnindenhaft wesentlich war, wandte es sich jenem italienischen Quattrocento zu und zwar gerade insoweit, als das letztere selbst urnindenhaft war: also nicht der ausgesprochen urninghaft empfindende Luca Signorelli, sondern der urnindenhafte Filippino Lippi und der keusche Fra Angelico werden angebetet und nachgeahmt, und was das Cinquecento betrifft, wandte sich die allgemeine Begeisterung nicht der Urningkunst Michelangelos, sondern Raffael zu, welcher letztere gerade bei den feminin empfindenden Meistern des Quattrocento, wie Bernardino, in die Schule gegangen war.

Das moderne Präraffaelitentum nahm bekanntlich von England seinen Ausgang. Und so weit es nicht auf die Malerei des Quattrocento zurückgriff, fand es in den Dichtungen eines Tennyson, Rossetti, Swinburne und später Brownings Nahrung. Danach ging es in die zeitgenössische englische Malerei über: Burne Jones ist der hervorragendste Repräsentant dieser neuenglischen, urnindenhaften Malerei. Und weiter verbreitete es sich über das ganze gesellschaftliche, geistige und künstlerische Leben Englands. In John Ruskin fand es dabei einen hervorragenden theoretischen Repräsentanten. Auch auf das Kunstgewerbe ging es über: das moderne englische Kunstgewerbe, das sich über ganz Europa ausbreitete, ist nur verständlich als Ausguß des präraffaelitischen Urnindentums. Und natürlich wurde auch das Musikleben berührt: die Kammermusik als die intime Musik fand in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in England die eifrigste Pflege. Also nicht nur die eine oder andere Kunst war in England in dieser Zeit präraffaelitisch-urnindenhaft, sondern das ganze Milieu war es. Selbst der Profanstil der englischen Architektur schuf in dieser Zeit das intime Wohnhaus, das, lauschig, stimmungsvoll, „innig", geradezu

Digitized by Google

dazu gebaut scheint, die Gemälde des lieblichen Angelico oder Filippo Lippi aufzunehmen. Und die Einrichtung dieses Hauses, von dem Stile der Möbel bis zu dem äußerst delikaten japanischen oder dänischen Porzellan war durchaus intim, und in diesem Hause wurde intime Musik gespielt und wurden intime Verse gelesen.

Es mag an dieser Stelle Erwähnung finden, daß dieses englische Präraffaelitentum nicht nur aus dem italienischen Quattrocento seine Nahrung schöpfte, sondern mindestens ebensosehr aus der japanischen Kunst. Wenn man unter den Völkern der Erde Umschau hält, um eines zu finden, das den Urnindencharakter als Volk repräsentiert, kann man nur an den Japaner denken. Und intim, feminin und urnindenhaft ist auch die Kunst Japans. Ganz Europa machte Anleihen bei dieser japanischen Kunst, weil sie am allermeisten den Durst nach einer Kunst, welche feminin-urnindenhaft ist, befriedigte. Und aus dieser Vereinigung der japanischen Intimität und derjenigen der Vorläufer Raffaels ging der moderne Präraffaelitismus hervor, wie er zuerst in England Wurzel faßte. Warum gerade in England — um das einzusehen, muß man das englische Land und das englische Klima kennen. Der Engländer ist nicht immer und überall brutal und rücksichtslos, und das englische Klima kennt nicht nur Stürme und Springfluten. Will man geographisch scheiden, so fallen diese dem Osten, jene dem Westen zu. Und davon abgesehen ist beispielsweise im Maimonat in England die Luft von einer Zartheit, Weichheit und Delikatesse, daß man wiederum an bekannte präraffaelitische Vorbilder erinnert wird. Und dann hat England den Nebel, der alles Schroffe und Scharfe mildert und mit einem weichen Schleier umkleidet. Dazu die weichen Linien der englischen Landschaft, die weder Gebirge, Felsen noch Sturzbäche kennt: das ergiebt ein landschaftliches und klimatisches Milieu, in das die Intimität und Delikatesse des Urnindentums durchaus hineinpaßt.

Von England ging dieses künstlerische Urnindentum in seiner reinsten Gestalt auf Frankreich und Belgien über. Der französische Symbolismus ist es, der aus dem englischen Präraffaelitentum hervorgegangen ist. Paul Verlaine und Mallarmé sind hervorragende Vertreter, auf die dann weiterhin Henry Bataille, Josephin Péladan mit den Rosenkreuzen und die Okkultisten gefolgt sind.

Der hervorragendste litterarische Repräsentant des Urnindentums aber ist heute ohne Zweifel Maurice Maeterlinck. Er ist der Fra Angelico der modernen Litteratur, er giebt die Poesie zu der Malerei eines Burne Jones, er giebt uns Kammermusik in die Sprache der Dichtung übersetzt. Seine Verse sind nicht nur intim, sie sind mimosenhaft zart, delikat, sensibel — sie sind feminin, und die Empfindungen, die er ausspricht, sind stets receptiver Natur. Er dürstet nach Empfängnis — wenn man seine Dichtungen nach tausend Jahren finden würde, ohne zu wissen, von wem sie herrühren, man würde als selbstverständlich annehmen, daß sie von einem Weibe herrühren. Und doch würde ein Weib nicht so viel Negatives, nicht so viel Unbefriedigung verkörpern — hier mündet der urnindenhaft-feminine Charakter der Maeterlinckschen Dichtungen.

Im übrigen sind die Beziehungen des Symbolismus und Mystizismus zu den Empfindungen des Geschlechtslebens wohl bekannt und

Digitized by Google

brauchen wir hier nicht weiter darauf einzugehen. Nur über den Fall Verlaine-Rimbaud sei ein Wort gesagt. Verlaines Kunst ist in hohem Grade urnindenhaft und das gleiche gilt von Rimbauds Dichtungen. Beide haben bekanntlich in intimem freundschaftlichen Verkehr gelebt. Daß sie aber einen homosexuellen Verkehr, wenn auch nur im geistigen Sinne, gepflegt haben sollten der Art, daß Verlaine der Urning und Rimbaud die Urninde war, scheint mir durchaus im Widerspruch zu Verlaines Charakter und dem Charakter seiner Dichtungen zu stehen. Letztere beweisen vielmehr, daß er, ebenso wie Rimbaud, urnindenhaft fühlte. Ich meine also, daß diese enge Freundschaft vielmehr darauf beruhte, daß sich hier zwei Urninden gefunden hatten und sich verwandt fühlten. Der Gegenbeweis, daß Verlaine nur ausnahmsweise urnindenhaft empfand, seiner ganzen Natur nach dagegen urninghaft fühlte, dürfte schwer zu erbringen sein. Mag man indessen dieses oder jenes Urteil haben, so bleibt unter allen Umständen die Homosexualität des künstlerischen Empfindens bei Verlaine und Rimbaud bestehen.

In Deutschland hat der Okkultismus als Theosophie besondere Verbreitung gefunden, und auch diese weit verbreitete deutsche Theosophenschule trägt einen ausgesprochen homosexuellen, aber nicht urninghaften, sondern urnindenhaften Charakter. Eine charakteristische Buchillustrierung liefert ihr der Zeichner Fidus, der bei dem Theosophen Hübbe-Schleiden in die Schule gegangen ist, und dessen Zeichnungen einen ausgesprochen urnindenhaften Charakter tragen: er verkörpert das Fra Angelicosche Ideal der Keuschheit reiner noch, als es die englischen Präraffaeliten thun.

Im allgemeinen aber hat sich der künstlerische Geist in Deutschland durchaus nicht so bedingungslos in die Arme des Urnindentums begeben, wie in England. Es liegt vielmehr noch heute im Kampfe mit dem Urnindentum. Es ist sogar künstlerisch weit mehr urninghaft als urnindenhaft.

Damit kommen wir nunmehr zu der Besprechung der urninghaften Sexualempfindungen in der plastischen Kunst. Wir können uns hierbei etwas kürzer fassen, als bei dem Urnindentum, weil ersteres weit bekannter und auch litterarisch häufiger behandelt ist als letzteres.

Dr. Numa Praetorius wirft im II. Bande der Homosexuellen Jahrbücher die Frage auf: „Warum erblickt Michelangelo das Schönheitsideal in dem jungen Mann und nicht in dem jungen Mädchen?“ Die Antwort auf diese Frage kann zunächst nur lauten: weil der männliche Körper schöner ist als der weibliche. Nun kann man allerdings schon hier die Einwendung machen, daß das Urteil, ob der männliche oder ob der weibliche Körper schöner ist, immer nur ein individuelles sein kann. Man kann weiter sagen, daß das Natürliche gerade dies sein müsse, daß der Mann nicht den männlichen, sondern den weiblichen Körper, der ihn gewissermaßen ergänzt, schöner finde. Immerhin bleibt bestehen, daß das höchste Prinzip der schöpferischen Welt die Kraft ist, daß die Kraft mehr vom Manne als vom Weibe repräsentiert wird, daß daher das Gefallen an der männlichen Kraft auch seitens des Mannes natürlich ist. Und was den Jüngling und den Knaben betrifft, so dürfte wohl von keiner Seite bestritten werden, daß deren Schönheit über derjenigen des Mädchens steht — das Mädchen in dem Alter vor der geschlechtlichen Reife ist sogar eher häßlich als schön

Digitized by Google

zu nennen, wenn wir den ästhetischen Standpunkt, der hier allein in Betracht kommt, annehmen. Ob nun noch eine gewisse konstitutionelle konträr-sexuelle Empfindung dazu kommt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls kann jenes ästhetische Gefallen an der Schönheit des puerilen Körpers — das durch psychische Eigenschaften noch verstärkt werden kann — sich derartig steigern, daß es zu homosexuellen Empfindungen kommen kann. Dazu kommt, daß, wie oben ausgeführt, das Männliche niemals gewissermaßen chemisch rein verkörpert auftritt, daß vielmehr in jedem Manne, vor allem in jedem Jüngling, ein Stück Weib steckt. Daß nun ein Mann, der ganz besonders männlich organisiert ist, gerade zu solchen Jünglingen, welche stark weiblich organisiert sind, sich hingezogen fühlt, ist nur natürlich. Wenn es keine Urninden in der Welt gäbe, würde es auch keine Urninge geben. Leider giebt es aber weit mehr Urninden, als Urninge. Die künstlerischen Urningnaturen der Zeitgeschichte lassen sich an den Fingern herzählen. Dafür sind sie aber der Kunst allergrößte, deren Ruhm Jahrhunderte überdauert.

Es giebt aber nicht nur männliches Urningtum, sondern auch weibliches, und gerade dieses letztere ist in der heutigen Zeit weit verbreitet: nur von diesem Gesichtspunkte aus ist die Frauenbewegung zu verstehen. Ebenso wie im Manne ein Stück Weib steckt, so steckt im Weibe ein Stück Mann, und dieses letztere ist die treibende Kraft zur Frauenbewegung. Wie das Präraffaelitentum das Urnindentum des Mannes repräsentiert, so repräsentiert die moderne Frauenbewegung das Urningtum des Weibes.

Es scheint übrigens, als ob das nordische Klima die Ausbildung des Urningtumes hervorragend begünstigt. Denn in den nordischen Ländern (Norwegen, Schweden, Finnland, auch Rußland und Schottland) findet man eine weit größere Verbreitung der Homosexualität unter den Männern, als in südlichen Ländern. Das Klima der letzteren begünstigt dagegen mehr die Ausbildung des Urnindentums. Allerdings streitet gegen diese Theorie die Erfahrungsthatsache, daß im alten Griechenland das Urningtum außerordentlich verbreitet war. Vielleicht kommt man der Wahrheit ein Stück näher, wenn man annimmt, daß Individuen und Völker, welche aus südlichen Gegenden in nördliche auswandern, dem Urningtum zuneigen, und daß solche, welche aus nördlichen in südlichere Gegenden kommen, dem Urnindentum verfallen.

Im übrigen ist es charakteristisch, daß der hervorragendste litterarische Vertreter des Urningtumes, Strindberg, ein Nordländer ist. Die bedeutendsten litterarischen Urninden sind dagegen Romanen, und bezeichnender Weise suchen zudem noch Maeterlinck sowohl als Pierre Loti mit Vorliebe tropische Länder auf und der letztgenannte im besonderen pilgert nach Japan, als ob dort sein Vaterland wäre.

Voll von homosexuellen Empfindungen und Stimmungen sind die Dramen Ibsens. Im besonderen ist es das Urningtum des Weibes, welches geradezu das Grundthema aller seiner Stücke bildet, und durchaus unverständlich müssen dieselben demjenigen sein, welcher in dem Emanzipations- und Selbständigkeitsstreben der Ibsenschen Frau nicht den weiblichen Urning sieht. Nur so wird es möglich, daß Nora Weib und Kinder verläßt, nur in dieser Beleuchtung wird eine Hedda Gabler verständlich. Eleonore Duse muß wohl mit diesem

Digitized by Google

Zusammenhange vertraut sein, denn sie läßt das Urninghafte der Ibsenschen Frauengestalten greifbar deutlich hervortreten.

Es scheint, als ob die Bildhauerei zum Urningtum oder vielmehr das letztere zu der ersteren vorzugsweise hinneigt. So ist auch das antike Urningtum namentlich in der Plastik zum künstlerischen Ausdruck gekommen — man sehe sich daraufhin die pergamenischen Skulpturen an. Die Parthenon-Skulpturen sind dagegen mehr normalmännlich, während die äginetischen ausgesprochen urnindenhaft sind. Wir wollen bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß in seiner geschichtlichen Entwickelung ein Volk künstlerisch zuerst das Urnindentum, dann das Mannestum, weiter das Urningtum und zuletzt erst das Frauentum repräsentiert. So war es im alten Griechenland und so war es im Renaissance-Italien. Die dementsprechende Entwickelung in der griechischen Baukunst — dorischer, jonischer, korinthischer Stil — wurde schon oben erwähnt.

Um aber darauf zurückzukommen, daß das Urningtum in der Plastik vorzugsweise zum Ausdruck kommt, so mag daran erinnert werden, daß die beiden größten Bildhauer der Gegenwart, die zugleich zu den größten Künstlern aller Zeiten gehören, nämlich Constantin Meunier und Rodin, ausgesprochene Urninge sind. Auch der Leipziger Klinger gehört hierher. Und wenn wir in der Gegenwart große Baukünstler hätten, so würden vermutlich auch sie urninghaft empfinden, denn mehr noch als die Plastik scheint die Architektur als die eigentliche monumentale Kunst das Urningtum zu begünstigen.

Wollte man die Künste in solche scheiden, welche das Urningtum und in solche, welche das Urnindentum begünstigen, so würde der letzteren Reihe die Malerei, die lyrische Dichtkunst und die Musik, und der ersteren die dramatische Dichtkunst, die Plastik und die Architektur zuzuzählen sein. Aber Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. Und zudem kommt es darauf an, wie die betreffende Kunst von dem betreffenden Künstler aufgefaßt und auf welchem Gebiete derselben er vorzugsweise thätig ist. Die beiden Urninge der Musik, Beethoven und Tschaikowsky, haben sich bezeichnender Weise mit Vorliebe der symphonischen Form bedient, die dem urnindenhaften Chopin ganz fern lag, während Schumann seine hervorragendsten Ideen in seinen Liedern, in der Kammermusik und Klaviermusik niedergelegt hat und überhaupt vorzugsweise Lyriker war. In der Malerei haben wir in der Gegenwart mehrere Urninge: Böcklin, Stuck, Klinger. Aber alle drei sind malerisch nicht in dem strengen Sinne, wie es Titian ist; sie suchen vielmehr mit malerischen Mitteln plastisch zu wirken; sie vermeiden ferner alle intim wirkenden Farben und suchen vielmehr urninghaft-bezwingend auch in der Farbe zu wirken. Letzteres Moment, der Ausdruck des Urningtumes in der Farbe, tritt am markantesten in der jungfinnischen Malerei eines Gallén, Edelfelt u. s. w. hervor. Wir haben hier also das gerade Gegenstück zu der intimen und delikaten Farbengebung der Präraffaeliten.

Man hat bezüglich der bildenden Kunst die Scheidung gemacht zwischen prometheischen und psychischen Künstlernaturen und darauf hingewiesen, daß fast jede Blüteperiode jeder Kunst das Zwillingspaar eines prometheischen und eines psychischen Künstlers hervor-

Digitized by Google

gebracht hat, also z. B. Aeschylos—Sophokles, Michelangelo—Raffael, Schiller—Goethe, Beethoven—Mozart.

Derartige Zusammenstellungen haben natürlich immer etwas Gewagtes, denn Schiller z. B. ist nicht immer prometheisch und Goethe ist nicht nur psychisch. Wollen wir aber einmal diese Bezeichnung gelten lassen, so entspricht offenbar das Prometheische dem Urningtum und das Psychische dem Urnindentum. Und es giebt nicht nur Künstler, welche wesentlich urninghaft, und andere, welche wesentlich urnindenhaft sind, sondern in höherem Grade noch gilt dies von ganzen Kunstperioden. So war die archaistische Periode der griechischen Kunst wesentlich psychisch-urnindenhaft, die darauf folgende wesentlich urninghaft-prometheisch. Das italienische Quattrocento war wesentlich psychisch, das Cinquecento mehr prometheisch. Der romanische Baustil ist prometheisch, der gotische psychisch. Die Rokokokunst ist psychisch-urnindenhaft, die Barockkunst dagegen möchten wir als eine Mischung von Urnindentum, Urningtum und Feminismus bezeichnen.

Wir sagten oben, daß Goethe nur in seinem Werther urnindenhafte Empfindungen zur Darstellung gebracht, im übrigen aber sich über alles Geschlechtliche erhoben habe. Und doch hat gerade er in seinem tiefsinnigsten Werke, im Faust, wenngleich gewissermaßen aus der Vogelperspektive, alle menschlichen geschlechtlichen Differenzierungen zur Darstellung gebracht. Denn das Verhältnis Mephistos zu Faust ist nur als dasjenige des Urnings zur Urninde verständlich. Dies ist der wahre Kern, alles andere ist Bild. Mephistopheles entführt Faust aus der Studierstube und führt ihn zu Gretchen und zaubert ihm sonst noch weibliche Reize vor Augen aus ureigenstem geschlechtlichen Interesse, um ihn für sich als Urninde zurecht zu machen: deshalb triumphiert er, als Gretchen zu Grunde geht. Der Pakt mit dem Teufel bedeutet derjenige der Urninde mit dem Urning. Man lese daraufhin den ganzen Faust nochmals, und vieles Unverständliche wird einem klar werden. Auch in den Byronschen Manfred spielt übrigens etwas Aehnliches hinein. Nach demselben Gesichtspunkt wolle man auch den Faust des englischen Dichters Shelley einsehen. Selbst in Dantes göttlicher Komödie wird von diesem Gesichtspunkt aus manches sich erhellen. Und sicherlich hat Schopenhauer recht, wenn er in seiner Metaphysik der Geschlechtsliebe tiefsinnige Betrachtungen darüber anstellt, daß das Geschlechtliche allen irdischen Scheins und Wesens Kern ist.

Berichte.

Biologie.

Verhältnis der Regeneration zur Embryonalentwickelung und Knospung. Um die Regeneration verloren gegangener Körperteile zu verstehen, bedarf es einer Vergleichung mit der embryonalen Entwickelung. Wenn ein Organ nur zum Teil entfernt wird, wird es aus den übrig gebliebenen Resten wieder hergestellt. Dieser Prozeß ist vom normalen Wachstum nicht verschieden. Wenn dagegen ein Organ

Digitized by Google

ganz entfernt wird, so daß kein Rest zurückbleibt, so muß es neu angelegt werden und von neuem seinen Entwickelungsgang von der Anlage bis zum erwachsenen Zustande durchmachen. Dieser Vorgang ist Neogenie zu nennen. Sie hat ein bedeutendes morphologisch-phyletisches Interesse, weil hier eine Organogenese vor uns liegt. Das Endresultat der Regeneration entspricht dann oft der embryonalen Entwickelung nicht. Es entstehen oft abweichende Gebilde; bald wird ein Zuwenig, bald ein Zuviel gebildet. Manchmal tragen sie atavistische Züge. Bei der Regeneration von Spinnenfüßen (der Epeiriden) wurden am Endgliede oft nur zwei statt drei Klauen gebildet, was ein Rückschlag auf die Drassiden und Lykosiden wäre. Barforth beobachtete häufig beim Axolotl die Regeneration einer fünffingerigen Hand statt einer vierfingerigen, was auf einen Rückschlag auf die ursprünglich fünffingerige Hand der Amphibien deutet. — Die Regeneration ist keine typisch genaue Wiederholung der Embryonalentwickelung. Dennoch hält die Regeneration phylogenetische Merkmale fest, und es entsteht die Frage, ob sie das besser als die Embryonalentwickelung thue. In der That schlägt die erstere in manchen Fällen viel ursprünglichere Wege ein, in anderen die letztere. Weismanns Ansicht, daß die Regenerationsfähigkeit durch natürliche Zuchtwahl entstanden sei, ist nicht haltbar, sondern sie ist eine „primäre" Eigenschaft der Lebewesen. Auf ihr beruht die Embryonalentwickelung und die Knospung. Ein und dasselbe Organ kann nicht nur auf zweierlei typisch verschiedene Weise gebildet werden, sondern auch auf drei und vier. Jeder spezielle Fall der Verminderung oder der Entfernung eines Organs erfordert eine besondere Art der Regeneration und einen besonderen Prozeß der Neogenie. (Eugen Schultz, Biologisches Centralblatt, XXII, 12.)

Zeitschrift für die statistische Erforschung biologischer Probleme. „Biometrika", a Journal for the statistical Study of biological Problems nennt sich eine von Weldon, Pearson und Davenport in Verbindung mit F. Galton herausgegebene Zeitschrift für die statistische Erforschung biologischer Probleme (Cambridge, at the University Press). Sie bringt 1. Aufsätze über Variation, Vererbung und Auslese bei Tieren und Pflanzen, auf Grund der statistischen Untersuchung einer großen Menge von Beispielen, einschließlich statistischer Forschungen im Gebiete der Anthropometrie; 2. Darstellungen der statistischen Theorie, soweit sie auf biologische Probleme anwendbar ist; 3. Zahlentafeln und graphische Darstellungen zur Vereinfachung der statistischen Arithmetik; 4. Auszüge aus sonst wo erschienenen Arbeiten; 5. Notizen über neue biometrische Werke und noch zu lösende Aufgaben. Die Abhandlungen sind in englischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache geschrieben.

Spielende Seevögel. Dr. Schnee beobachtete auf einer Reise von Sydney nach Jaluit, fünf Meilen von der Küste der Insel, wie mehrere Tausende von Seevögeln, deren Masse an einen riesigen Cylinder erinnerte, sich in langen Wellenlinien über die See fortbewegten. Jeder einzelne Vogel beschrieb eine ziemlich regelmäßige, der Oberfläche des Cylinders entsprechende Schraubenlinie. Dieses Massen- und Kunstfliegen unternehmen die Vögel entweder rein zu ihrem Vergnügen oder es steht möglicherweise in irgend einer Beziehung zum Geschlechtsleben. (Der Zoologische Garten, 43. Band, 7.)

Anthropologie.

Plastische Darstellung des Pithekanthropus erectus. Eugen Dubois, der glückliche Finder fossiler Knochen eines zwischen Mensch und Affe stehenden Wesens, rekapituliert noch einmal in „Petrus Campus, Nederlandsche Bijdragen tot de Anatomie" (1901, Seite 237), seine Ansichten über die Fundobjekte, die er aus einer pliocänen Schicht in Trinil auf Java in den Jahren 1890—91 ausgegraben hat. Sie bestehen aus dem oberen Teil eines Schädels, eines linken Oberschenkels, zwei oberen Molarzähnen, einem unteren Prämolarzahn und einem Unterkieferfragment. Dubois hat versucht, aus diesen Fragmenten eine plastische Rekonstruktion dieses „Pithekanthropus" genannten Wesens herzustellen. Wir müssen anerkennen, daß der Kopf in der That eine glückliche Mittelstellung zwischen Mensch und Gorilla trifft, daß dagegen der übrige Körper mit Ausnahme der langen, zum Greifen und Klettern geformten Füße eher einer klassisch-griechischen Statue gleicht als einem Mittelding zwischen Affe und Mensch. Die unteren Extremitäten sind viel zu

Digitized by Google

massiv, ebenso ist die Bildung des Rumpfes allzu menschlich. Immerhin bedeutet diese Figur einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den fettleibigen plumpen Gestalten von Gabriel Max, die als „Affenmenschen" in Häckels Schöpfungsgeschichte zu sehen sind.

Anthropologie und Ethnologie der Australier. Die Körpergröße schwankt zwischen 160 bis 165 Centimeter, der Körperbau macht, abgesehen von der zuweilen übergroß erscheinenden Magerkeit und der geringen Ausbildung der Wadenmuskulatur, einen wohl proportionierten Eindruck. Die Magerkeit ist kein angeborenes Rassenmerkmal, sondern in erster Linie auf die vorwiegende Ernährung mit animalischen Stoffen zurückzuführen. Menschenfleisch wird von den wilden Stämmen in Queensland nicht verachtet. Während den Männern die Erbeutung der Fleischnahrung obliegt, graben die Weiber in den Dickichten nach eßbaren Wurzeln, suchen Pilze und Palmnüsse, Früchte von Leguminosen, Grassamen, Honig, süßes Harz oder Eucalyptus manna. Die Hautfarbe ist schwarzbraun, zuweilen zeigt sie hellere Schattierungen; hier und da hat man sogar hellbraune Individuen und Familien angetroffen, die als gelegentliche Variationen oder Mutationen aufzufassen sind, wie sie bei allen dunkelhäutigen Rassen auftreten. Die Haarfarbe ist tiefschwarz. Die Schädel sind ausgeprägte Langschädel. Der Rauminhalt ist sehr gering. Die Nasenflügel sind breit und platt gestellt, so daß die weiten Nasenlöcher quergestellte Oeffnungen bilden. Sie erinnern etwas an die der anthropoiden Affen. Die Augenbrauen treten stark vor. Die Australier befinden sich in ihrer Kultur noch auf einer Stufe, die dem Steinzeitalter des europäischen Urmenschen entspricht. Die Steinbeile sind nur roh behauen. Ackerbau irgend welcher Art ist den australischen Eingeborenen unbekannt. Ihre Intelligenz ist weit geringer als die aller anderen wilden Völker. Scharfe Beobachtungsgabe, Ortssinn, Gedächtnis, die für Jäger notwendig sind, zeichnen sie aus. Die Sprache ist wenig entwickelt. „Beim ersten Beginn des Lernens ist zwischen den Kindern der Schwarzen und denen der Weißen kaum ein Unterschied in der Fähigkeit zu bemerken, die Elemente zu erfassen. Gedächtnis und sinnliches Vorstellungsvermögen sind so gut angelegt, daß sie in Lesen, Schreiben, Zeichnen, Topographie und Geographie anfangs die weißen Kinder sogar zuweilen übertreffen. Auch die einfachen Rechenoperationen machen ihnen keine besondere Schwierigkeit. Je weiter aber der Unterricht zu Gebieten fortschreitet, die ein mehr abstraktes Denken erfordern, zu Grammatik und den höheren Zweigen der Arithmetik, um so deutlicher zeigt sich bald ihre Inferiorität, und zwar in einem Lebensalter, in welchem der Lerntrieb noch nicht nachgelassen hat, und später regelmäßig einzutreten pflegt." — Ueberall, wo die australischen Eingeborenen mit den Weißen in Berührung kommen, sterben sie rasch aus. Hauptursache ist Alkoholismus, Opiumrauchen und der Gebrauch europäischer Kleidung. Es herrscht allgemein der Glaube an Gespenster, die Geister der Verstorbenen, denen keine rechte Bestattung zu teil geworden ist. Als Nomaden- und Jägervölker haben sie wenig Besitz. Ihr Jagdrevier hütet jede Horde sorgfältig. Die besitzlosen Horden sind gänzlich frei und autonom. Innerhalb derselben herrscht allgemeine Gleichheit, da ein Unterschied von arm und reich nicht existiert. Die Horde ist ein kleiner lokaler Verband von 40 bis 60 Personen, die sich ein Oberhaupt als Leiter und Führer erwählen. Man gehorcht ihm freiwillig und nicht aus Zwang. Das Weib ist die Sklavin, das Lasttier des Mannes und ist der schrankenlosen Willkür ihres Gebieters preisgegeben. — Es besteht eine anthropologische und sprachliche Uebereinstimmung zwischen den Australiern und den Dravidas, den Urstämmen Indiens. (R. Semon, Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, XXXIII, 1 und 2.)

Anthropologisches und Ethnographisches aus Kamerun. Die Kamerunneger nennen sich selbst Duala und wollen ihrer Ueberlieferung nach vor sieben Menschenaltern von den Bewohnern am Lungasi, südöstlich von Kamerun, verjagt sein und sich in ihren jetzigen Wohnsitzen angesiedelt haben, nachdem sie ihrerseits die am Kamerunflusse ansässigen Bassa vertrieben hatten. Im allgemeinen ist der Wuchs der Kamerunneger gut, ihr Körper ist wohlgestaltet und mittelgroß. Nackt werden sie oft für größer gehalten, als sie in Wirklichkeit sind. Das Hinterhaupt ist in die Länge gezogen, das Haar wollhaarig, eng spiralig gewunden, mit Neigung zum Verfilzen, indem der Haarboden bis an die Stirn ausgedehnt ist. Passarant fand bei den Negern zwischen Sahara und Kalahiri 66 pCt. dolichocephal, 30 pCt. mesocephal, 4 pC. brachycephal. Die Dualaneger zeigen lebhaftes Mienenspiel. Hände und Füße sind zierlich bei beiden Geschlechtern. Die zweite Zehe

Digitized by Google

ist gleich lang wie die große. Das Negerkind wird meist hell geboren und allmählich mehr und mehr gelbbraun. Die Negerin wird nach erfolgter Entbindung während des Säugegeschäftes in drei Jahren nicht von ihrem Manne berührt. Mit vierzig Jahren erreichen die Duala schon ihr Greisenalter. Natürliche Schlauheit ohne große geistige Begabung mit Neigung zu bewußter oder unbewußter Nachahmung ist ihnen nicht abzusprechen. In der Hauptsache sind sie Vegetarianer. Die Vielweiberei ist allgemein verbreitet. Frauen, Kinder, Sklaven, Elfenbeinzähne und Canus machen den Reichtum des Negers aus. Stets ist eine Frau die erste. Die Frau wird käuflich vom Manne erworben. Künftige Paare werden öfters von den Eltern schon früh bestimmt. Irgend welche innere Entwickelung fehlt den Dualanegern, so daß sie niemals einen Einfluß auf den Gang der Dinge gewonnen haben, auch nicht gewinnen werden. (Dr. Pauli, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XXXII, 10, Seite 112.)

Zur Anthropologie der Bulgaren. Nach den Untersuchungen von Dr. S. Wateff-Sofia über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den bulgarischen Schulkindern innerhalb des Fürstentums und in der europäischen Türkei gehört das bulgarische Volk vorwiegend dem brünetten Typus (gegen 45 pCt.) und nur zum geringen Teil (gegen 10 pCt.) dem blonden Typus an. Die übrigen sind Mischlinge von beiden Typen. (Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, XXXIII, 3.)

Die äußeren Formenverhältnisse der Leber bei den Primaten. Aus einer vergleichend anatomischen Untersuchung von G. Ruge im „Morphologischen Jahrbuch" (XXIX, 4, Seite 450) erfahren wir, daß die Säugetierleber ein typisch gelapptes Organ ist und daß ein ungelapptes Organ als Urform für die Säugetiere durch nichts bewiesen ist. Bei den Halbaffen bewahrt die Leber die ursprünglichen Eigenschaften. Die Leber der Affen der neuen Welt ist höher organisiert als die der Halbaffen. Unter den Affen der alten Welt stehen die Anthropomorphen am höchsten. Ein jedes Genus trägt eine Leber mit bestimmten Merkmalen. Zuweilen gehen die Formen unmerklich ineinander über. Auffallend hoch organisiert ist die Leber des Genus Hylobates, während das Organ von Anthropopithekus Gorilla viele Anzeichen von Ursprünglichkeit trägt. Auch die menschliche Leber hat ihr Gepräge; sie ist sehr oft von tierischen Organen ohne weiteres zu unterscheiden. Die menschliche Leber weist zahlreiche individuelle Schwankungen auf, welche anderseits durch Wiederholung affenähnlicher Zustände hohes Interesse erwecken, anderseits auch ein übernormales Entwickelungsstadium erreichen können, das beim Orang bereits ein normales geworden zu sein scheint. Die kompakte menschliche Leber ist aus einer gelappten Leber hervorgegangen, wie sie bei niederen Primaten besteht. Die vielen individuellen Schwankungen bezeugen das. Ein größerer Erfahrungskomplex breitet sich vor uns aus; er umfaßt die stammesgeschichtlichen Formveränderungen der Leber, die schrittweise sich vollziehen. Die Ursachen, durch welche die Umformungen der Leber innerhalb des Primatenstamms nach einer ganz bestimmten Richtung hin erfolgen, sind in den Umwandlungen zu suchen, welchen der gesamte Rumpf der Primaten und vor allem dessen abdominaler Abschnitt unterliegt. Die Veränderungen in der Form der Zwerchfellkuppel, welche allmählich flacher und flacher wird, indem ihre Spannweite mit der Verbreiterung des Rumpfes zunimmt, haben auf die Leberform einen bedeutenden Einfluß ausgeübt.

Abhängigkeit des Astigmatismus corneae von der Schädelbildung fand Dr. Seggel in wiederholten Fällen. Bei einer jungen Dame mit auffallend langem Gesicht und Orthocephalie (Hochköpfigkeit) ergab die Sehprüfung hochgradigen Astigmatismus inversus mit vertikal gestelltem Oval des Hornhautspiegelbildes. In einem anderen Fall war die linke Gesichtshälfte schmaler und länger als die rechte. Beiderseits fand sich hochgradiger Astigmatismus. (Archiv für Augenheilkunde, 1902, 3.)

Die normale Pupillenweite. Bei etwa 1000 Pupillenuntersuchungen in der Amsterdamer Poliklinik kommt T. zu folgenden Resultaten: Die Pupillenweite ist individuell sehr verschieden, Frauen haben weitere Pupillen als Männer. Die physiologische Pupillenweite nimmt ab mit zunehmendem Alter und ist bei Hypermetropen kleiner als bei Emmetropen. Sie nimmt ferner ab nach dem Grade der Hypermetropie. Bis zum 20. Jahre ist sie bei Myopen größer als bei Emmetropen. Mit zunehmendem Alter verkleinern sich die Unterschiede, um nach dem 40. Jahre

Digitized by Google

ganz unbedeutend zu werden. Die Farbe der Iris hat keinen Einfluß auf die Pupillenweite. (Münchener Medizinische Wochenschrift, 1902, 15.)

Doppelseitiger angeborener Knorpelrest am Halse wurde von Professor Engelmann beobachtet. Ein 20jähriger Student hatte symmetrisch über der Mitte beider Kopfnicker zwei haselnußgroße Knötchen, welche im Centrum aus elastischem, in der Peripherie aus hyalinem Knorpel bestanden und dem zweiten Kiemenbogen entstammten. Auch der Vater des Patienten hat eine ähnliche atavistische Mißbildung; diese weist eine Analogie mit den Halsanhängen mancher Tiere auf. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 32.)

Die Erblichkeit der Lebensdauer. M. Beeton und Karl Pearson fassen eine statistische Untersuchung über „Inheritance of the Duration of Life" dahin zusammen: 1. die älteren Glieder einer Familie leben merklich länger als die jüngeren; 2. die Lebensaussicht wird beträchtlich modifiziert durch das Todesalter der Verwandten oder ihr gegenwärtiges Alter und kann zahlenmäßig festgestellt werden, sobald letzteres bekannt ist; 3. die Aussicht auf Witwerschaft muß nicht nur auf das gegenwärtige Alter des Gatten oder der Verwandten, sondern auch auf das Todesalter von Kindern basiert werden. (Biometrika, I, 1, Seite 76.)

Hundertjährige Männer und Frauen. Aus der in der neuesten Nummer der „Amtlichen Nachrichten" des Reichs-Versicherungsamtes veröffentlichten Zusammenstellung über die von den 31 Versicherungsanstalten und den neun vorhandenen Kasseneinrichtungen in der Zeit vom 1. Januar 1901 bis zum 30. Juni 1902 gezahlten Invaliden- und Altersrenten geht die interessante Thatsache hervor, daß nicht weniger als 18 Personen, die 100 und noch mehr Jahre alt sind, Altersrente bezogen haben. Es sind 8 Männer, und zwar 4 im Alter von 100, 2 von 101, 1 von 102, 1 von 103 Jahren, ferner 10 Frauen im Alter von 100 bis 109 Jahren, und zwar von jeder Jahresklasse eine Person. Hiernach scheint also der alte Satz, daß das weibliche Geschlecht im allgemeinen lebenszäher ist, auch auf unsere Arbeiterbevölkerung anwendbar zu sein.

Urgeschichte.

Menschliche Reste aus dem Altdiluvium in Kroatien. Den bisherigen Funden von menschlichen Knochen und Steinwerkzeugen aus einer früheren geologischen Epoche reiht sich als einer der wichtigsten die Auffindung von Resten des altdiluvialen Menschen bei dem Marktflecken Krapina in Kroatien an. Er ist vielleicht insofern der wichtigste von allen, als die geologischen Verhältnisse der Fundstelle so deutlich nachgewiesen werden konnten, daß ein Zweifel an dem diluvialen Alter der Ueberreste ausgeschlossen bleibt und außerdem die menschlichen Reste auf wenigstens zehn Individuen der verschiedenen Altersstufen bis zum kleinen Kinde zurückzuführen sind. Die gefundenen Tierreste gehören teils ausgestorbenen Typen des Rhinoceros und des Höhlenbären an, teils solchen, die, wie der Biber und das Murmeltier, bisher in Kroatien überhaupt nicht bekannt waren. Die menschlichen Skelettteile weisen auf normal entwickelte Individuen hin, allein nach den genauen Untersuchungen von Professor Kramberger (Agram) zeigen sie einige höchst merkwürdige Eigentümlichkeiten. Hierhin gehören nach der Köln. Ztg. die gewaltig verdickten und hervortretenden Oberaugenränder, wie sie ähnlich der Neanderthaler Schädel besitzt, aber statt der niedrigen, fliehenden Stirn des letzteren und der anthropoiden Affen, zeigt der Schädel des Urmenschen von Krapina eine hohe Stirn. Ferner zeigen die gefundenen Zähne an ihren Kronen Schmelzfältelungen, wie solche bei Schimpanse und Orang-Utang in ähnlicher, doch reichlicherer Weise gefunden werden, auch sind die Zähne relativ größer als die des heutigen Menschen. Professor Kramberger gelangt zu dem Ergebnisse, daß der altdiluviale Mensch von Krapina kräftig gebaut war und mit einfachen, bloß aus Knochen und Steinen hergestellten Waffen den Kampf ums Dasein mit dem furchtbaren Höhlenbären, dem Urochsen und dem heute ausgestorbenen Rhinoceros bestand. Eine der bloßgelegten Schichten stellt eine große Brandfläche dar, in der fast ausschließlich Menschenknochen, meist zerbrochen und mehr oder weniger angebrannt, gefunden wurden. Die Knochen gehören Kindern und Erwachsenen an. Professor Kramberger weist darauf hin, daß dieses kaum anders erklärt werden könne als durch die Annahme, die Leichen seien verbrannt und die Knochen zertrümmert worden, um sie, ähnlich wie die

Digitized by Google

Reste der Tiere, zu verzehren. Die im Nationalmuseum zu Agram niedergelegten Funde an Knochen und Steingeräten sind im vergangenen Jahre von Professor Klaatsch (Heidelberg) an Ort und Stelle geprüft worden, und auch dieser Forscher ist zu denselben Schlußfolgerungen gelangt wie Professor Kramberger. Auch er findet, daß die Schädelreste von Krapina durchweg jene Merkmale zeigen, die an den Skeletten vom Neanderthal und von Spy zuerst bekannt wurden, zum Teil in noch schärfer ausgesprochener Weise und sogar an den Resten der jugendlichen Individuen. Auch entbehren die Unterkiefer des Kinnvorsprungs, wie die Kiefer von Spy, La Naulette u. s. w. Diese den Resten vom Neanderthal, Spy und Krapina gemeinsamen Merkmale deuten darauf hin, daß es sich nicht um krankhafte Mißbildungen, sondern um Eigentümlichkeiten handelt, durch die sich jene Urmenschen von den heutigen charakteristisch unterscheiden.

Kulturgeschichte.

Das Feuermachen der Eingeborenen der Kolonie Süd-Australien. Die lange Isolierung der australischen Bevölkerung legt die Möglichkeit nahe, daß dort der Mensch ohne Hilfe fremder Völker die epochemachende Entdeckung des Feuers gemacht hat. In den ältesten Zeiten waren Busch- und Grasfeuer aller Wahrscheinlichkeit nach ziemlich häufig. Diese Feuer waren den Eingeborenen insofern nützlich, als dadurch kleine Beuteltiere und Schlangen aus ihrem unterirdischen Versteck getrieben oder auf der Flucht von den Flammen ereilt worden sind. Sie betrachteten daher das Feuer nicht als eine Verderben bringende Macht. Für sie ist es ein Wohlthäter, der ihnen stets einen reichlichen Schmaus verschafft und ihre unzugänglich gewordenen Jagdgründe von abgestorbenen Bäumen und Büschen und stacheligen Gräsern säubert. Schon früh wird in den Eingeborenen in Zeiten der Not der Wunsch rege geworden sein, einen Steppenbrand willkürlich hervorrufen zu können, um sich durch denselben eine reiche Beute zu verschaffen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der „Wilde" das Feuer durch Zufall erfunden. Entweder nahm ein intelligenter Mann wahr, daß zwei welke, vom Wind bewegte Aeste durch gegenseitige Reibung in Brand gerieten, oder unter der Hand eines Glücklichen entstand ein schwaches Glimmen, als er zwei Hölzer andauernd rieb. Der erstere Fall ist in Australien durchaus möglich, daß einige der unzähligen, von der Rinde entblößten und in den glühenden Strahlen der Sonne erhitzte Stämme oder Aeste durch Reibung in Brand geraten können, wenn der Wind zum Sturme anwächst. Will man nicht gelten lassen, daß die Natur selbst die Anweisung zur Erzeugung des Feuers gegeben habe, so ist man zu der Annahme gezwungen, daß die Entdeckung zufällig von einem Eingeborenen bei der Bearbeitung eines Stückes Holz gemacht worden ist. — Die künstliche Gewinnung des Feuers geschieht auf zweierlei Weise: durch Bohren und Reiben. — Am Feuer hat der Eingeborene einen treuen Bundesgenossen im Kampf ums Dasein: es leuchtet ihm auf seinen nächtlichen Wanderungen, es treibt das Wild in den Bereich seiner Waffen, es macht seine Nahrung schmackhafter und leichter verdaulich, und es wärmt ihn im Winter und an den kalten, regnerischen Sommertagen. (E. Eylmann, Zeitschrift für Ethnologie, XXXIV, 2, Seite 89.)

Politische Geschichte und Sprachengeschichte. Eine Untersuchung über den Zusammenhang zwischen der Geschichte der Sprachen und den politischen Gemeinschaften faßt O. Bremer dahin zusammen: Die altgermanischen Stämme, aus denen das deutsche Volk sich zusammensetzt, haben ihre sprachliche Eigenart im wesentlichen bis auf den heutigen Tag bewahrt, obgleich sie ihre politische Selbständigkeit seit länger als einem Jahrhundert eingebüßt haben. Je länger und je fester ein politischer Verband besteht, um so mehr verschmelzen die dialektischen Verschiedenheiten innerhalb desselben zu einer sprachlichen Einheit. Das ist zu allen Zeiten so gewesen. Zerfällt dann ein solcher politischer Verband, um Neubildungen Platz zu machen, so bedarf es um so längerer Zeit, die ursprünglichen Sprachgrenzen zu verwischen, je ausgeprägter jene alte Spracheinheit sich ausgebildet hat. Für die Frage nach dem Verhältnis der Spracheinheit zu den Mundarten genügt nicht die eine Formel: „überall zuerst Vielheit und Buntheit, erst nachträglich Ausgleich und Einheit", sondern wie für die politische Geschichte, so gilt auch für die Geschichte der Sprachen der Satz, daß auf die Einheit wieder eine Vielheit

Digitized by Google

folgt, auf diese wieder eine Einheit und so fort. Ich erinnere an die römische Welt. Die Provinzialsprachen sind einer, wenn auch mundartlich gefärbten lateinischen Einheitssprache gewichen. Als das staatliche Band sich löste, differenzierte sich dies Latein zu verschiedenen Mundarten und Sprachen. Auf die Neubildung der einzelnen romanischen Staaten folgte die Tendenz einer mundartlichen Nivellierung innerhalb eines jeden dieser Staaten und führte zu einer neuen französischen, portugiesischen Einheitssprache. Ebenso hat sich in früherer Zeit die indogermanische Einheitssprache in zahlreiche Mundarten aufgelöst, aus denen selbständige Sprachen erwuchsen, nachdem entsprechende Staatengründungen stattgefunden hatten. Auch die urgermanische Sprache, welche, wie wir wissen, eine ziemlich einheitliche gewesen ist, werden wir in diesem Sinne zu verstehen haben. Ihre mundartliche Differenzierung beginnt mit der Gründung der einzelnen germanischen Völker. In England sind die sprachlichen Eigenheiten der Stämme der Sachsen, Jüten und Angeln, wie sie vor tausend Jahren bestanden haben, längst verwischt. In Deutschland, dessen politische Entwickelung eine weniger einheitliche gewesen ist, sind die alten politischen Grenzen der Sachsen, Franken, Thüringer, Alemannen und Bayern heute noch an der Sprache erkennbar. Aber in der Gegenwart vollzieht sich unaufhaltsam der Prozeß einer sprachlichen Nivellierung: die alten Mundarten-Grenzen werden immer mehr verwischt, die jüngere Generation nähert ihre Mundart mehr und mehr der ideellen deutschen Einheitssprache an; die Tage der Mundart sind gezählt. (Historische Vierteljahrsschrift V, 3, Seite 315.)

Die slavischen Ansiedelungen in Deutschland. Auf Schritt und Tritt begegnet man in der Geschichte des deutschen Volkes und Landes dem Vorhandensein slavischen Elementes. Wahrnehmbar tritt uns das entgegen in jenen deutschen Landstrichen, wo auch slavisch gesprochen wird. Es ist dies der Fall bei den Polen in den preußischen Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen (über 2 800 000 Personen), bei den mit ihnen verwandten Kassuben in Westpreußen und Pommern (etwa 106 000 Personen), endlich bei den Wenden, die sich auch Serben oder Sorben nennen, in der Ober- und Niederlausitz, im Königreich Sachsen und in den preußischen Provinzen Brandenburg und Schlesien (zusammen 120 000 Personen). — Daß die Slaven im Altertum weit im Osten des jetzigen Deutschlands vorgedrungen sind, bezeugt uns nicht bloß die Geschichte, es bekunden dies noch zahllose Denkzeichen, besonders Sprachüberreste in Orts-, Flur- und Personennamen. Das Eindringen der Slaven hängt mit der Völkerwanderung zusammen und bildet sozusagen den Schluß derselben. Die Slaven rückten den nach Westen und Süden vordringenden Germanen in ihren Sitzen nach und zwar im sechsten Jahrhundert. Die Linie, bis zu der die Slaven vorgedrungen sind, geht von Travemünde an der Ostsee gerade südwärts nach Lauenburg an der Elbe, von wo sie etwas ins Lüneburgische überspringt, und läuft dann an der Elbe fort nach Magdeburg. Südlich davon überspringt sie die Elbe und geht an der sächsischen Saale fort nach Merseburg und dem Fichtelgebirge zu, umkreist dasselbe und macht einen scharfen Vorstoß gegen die Regnitz bei Bamberg, zieht sich östlich vom Fichtelgebirge an die Heidenab zurück, um bis gegen Burglengenfeld an der Nab hinzulaufen und sich hierauf gegen den Regen hinter Roding und Cham zurückzuziehen. Von den Kämmen des bayerischen Waldes geht sie dann über das Mühlviertel bis Linz, überspringt die Donau beim Einflusse der Enns, geht längs der Enns an die Mur und obere Raab nach Kärnthen und in die angrenzende Steiermark, setzt über die Save und reicht bis zur istrischen Küste, im Pusterthale macht sie aber noch einen Vorsprung bis zur Quelle der Drau bei Innichen. Die Unterwerfung und Christianisierung der Grenzslaven begann im achten und neunten Jahrhundert. Das Grenzland wurde in Marken eingeteilt. In der slavischen Bewegung, von dem Eindringen am Schluß der Völkerwanderung an bis zum slavischen Besitzstand der Gegenwart, läßt sich eine Periode des Vordringens im sechsten Jahrhundert unterscheiden, dann eine Periode des Anhaltens der Bewegung und teilweisen Zurückdrängens unter den ersten Karolingern und Agilolfingern, endlich eine Periode der Verschmelzung des Slaventums mit dem Deutschtum, die unter den letzten Karolingern beginnt und besonders unter den Sachsenkaisern kräftig ist, in Böhmen aber über dieselben hinaus noch fortdauert. Gegenwärtig ist wieder ein Vordringen des Slaventums zu bemerken. (A. Vierling, Beiträge zur Anthropologie und Geschichte Bayerns, XIV, 3 und 4.)

Digitized by Google

Rechtswissenschaft.

Soziale Faktoren der Kriminalität. Dr. F. Prinzing untersucht den Einfluß der sozialen Verhältnisse auf Kriminalität: 1. Ehe und Kriminalität, 2. Kriminalität in Stadt und Land, 3. Die Entwickelung der Kriminalität in den deutschen Großstädten, 4. Kriminalität und Beruf. Er kommt zu dem Schluß, daß die äußeren Umstände, vor allem die sozialen Verhältnisse, einen ungemein wirksamen Einfluß auf die Höhe der Kriminalität ausüben. Eine Besserung der sozialen Verhältnisse bedingt jedoch nur eine Verminderung der Vermögensdelikte; denn trotz der gebesserten Lage der Arbeiterklasse hat die allgemeine Kriminalität zugenommen, vor allem durch die zahlreicher gewordenen Körperverletzungen. Hier kann nur Selbsterziehung eine Aenderung bewirken. In den besser begüterten Gesellschaftsschichten ist die Jagd nach dem Golde der Hauptanlaß zu kriminellen Handlungen; je größer dabei die Konkurrenz ist, je mannigfaltiger Handel und Industrie eines Landes sind, desto zahlreicher müssen jene notwendig sein. Wie sehr die rasche Entwickelung des modernen wirtschaftlichen Lebens die Zunahme der Kriminalität mit verschuldet, das zeigt sich deutlich an der riesigen Zunahme der Verurteilungen wegen Betrugs, die im Jahre 1883 noch 26019 ausmachten und im Jahre 1898 auf 46529, von 5,6 auf 8,7 pro 10000 strafmündige Civilpersonen gewachsen sind. (Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XXII, 4, Seite 551.)

Die Notwendigkeit der völligen Abschaffung des Zeugeneides. Die gänzliche Abschaffung des Zeugeneides ist die einzig folgerichtige Weiterbildung des Rechts und der Rechtspflege. Wie das kanonische Recht im modernen Staate beseitigt ist, so muß in diesem auch auf dem Gebiete des Prozeßrechtes der in dem Eidesgebrauche noch vorhandene letzte Rest kirchlicher Macht verschwinden. Der Eid ist zweifellos eine religiöse Handlung, denn es wird bei ihr in feierlicher Weise Gott angerufen. Dies paßt aber recht wenig in den Rahmen unserer jetzigen Gerichtssäle. Die christliche Religion verbietet das Schwören. Die Gerichte im jetzigen Staat müssen interkonfessionell sein, weil es vor ihnen Unterschiede der Menschen ebensowenig nach ihren religiösen Anschauungen geben darf, wie nach ihren politischen oder sonstigen Ansichten. Der Eid ist dem religionslosen Volke eine leere Formel der Wahrheitsversicherung, dem religiösen aber eine schwere Gewissenspein. Kant bezeichnet den Eid mit Recht als eine tortura spiritualis. Der Gebrauch dieses Foltermittels zur Erpressung einer wahrheitsgemäßen Aussage giebt unserem Gerichtsverfahren noch immer einen stark mittelalterlichen Anstrich. Der Eid übt einen Druck auf die Wahrhaftigkeit der Zeugen fast immer nur durch die auf den Meineid gesetzten Strafen aus. Denselben Erfolg würde die einfache Androhung von Strafen wegen falscher Aussage vor Gericht erzielen. Das Beiwerk des religiösen Eides zur Wahrheitsforschung ist überflüssig. Jeder Zeuge sagt immer nur *seine* Wahrheit aus, seine subjektive Wahrnehmung und Auffassung der Dinge. Wenn alle offenbaren Meineide, die vor Gericht geleistet werden, zur verdienten Bestrafung gebracht würden, so werden noch recht viele Zuchthäuser gebaut werden müssen. Es giebt gegen die falschen Aussagen nur das *eine* wirksame Mittel, daß der Richter, vor dem sie gemacht werden, sie nicht blindlings auf Grund der Beeidigung als wahr ansieht, sondern sie möglichst sorgfältig abwägt und die *freie Beweisführung* nicht bloß als ein Recht, sondern auch als seine Pflicht erachtet. Wenn die falschen Zeugen erst merken, daß ihnen doch nicht geglaubt wird, ersparen sie sich lieber das Risiko der falschen Aussage und geben gar keine ab. Der Eid als Wahrheitserpressungsmittel ist hierbei aber völlig bedeutungslos und wird deshalb um der Heilighaltung des Namens Gottes willen besser ganz abgeschafft. (Landgerichtsrat Kade, Deutsche Juristen-Zeitung VII, 8.)

Zuchthausstatistik und Strafgesetz-Reform. Die Gesamtzahl der Zuchthausgefangenen belief sich im Jahre 1900 auf 22577 gegen 23486 im Jahre 1899 und 31616 im Jahre 1882. Es ist damit die niedrigste Ziffer seit 1869 erreicht. Diesem Rückgang der Zuchthäusler gegenüber tritt auf der anderen Seite der wachsende Anteil der gewerbsmäßigen Verbrecher in der Zahl der straffällig werdenden Personen hervor. Im Jahre 1892/93 wurden unter 6246 männlichen Zuchthäuslern 5320 Vorbestrafte ermittelt. Der Anteil der Vorbestraften ist von 83,76 pCt. im Jahre 1889/90 auf 88,15 pCt. im Jahre 1900/01 gestiegen. Noch stärker ist der Anteil der schon öfter als dreimal Vorbestraften in die Höhe gegangen, und zwar von 63,92 pCt. auf 71,47 pCt., und der Anteil derjenigen männlichen Zuchthausgefangenen, welche bereits Freiheitsstrafen von mehr als einem Jahr verbüßt hatten, sogar von

Digitized by Google

34,15 pCt. auf 57,72 pCt. Ein sehr erheblicher Prozentsatz aller Zuchthäusler — mindestens die Hälfte — war schon im unmündigen Alter strafbar geworden und Freiheitsstrafen verfallen. Von den 5503 im Jahre 1900 in Zugang gekommenen Zuchthausgefangenen waren 1495 bereits vor dem 18. Lebensjahr bestraft. Ferner sind von ihnen mehr als 10 pCt. bis zum 14. Lebensjahr nicht im Elternhause erzogen worden; 2832 hatten keine oder nur mangelhafte Schulbildung; bei 300 fehlte diese vollständig. Die Volksschule hatten 2585 besucht, höhere Schulen 86. Von den 5503 Personen kamen allein aus Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien 2355, woraus sich ergiebt, daß ein unverhältnismäßig großer Prozentsatz aus den Gegenden mit den unglücklichsten und unzulänglichsten Volksschulverhältnissen stammt. 1337 begingen die That in der Trunkenheit, 1016 waren Gewohnheitstrinker und 193 Personen trieben gewerbsmäßige Unzucht. Von den 31 057 drei- oder mehrmals mit Freiheitsstrafen vorbestraften Zuchthausgefangenen war nach dem Gutachten der Anstaltsbeamten bei nicht weniger als 29 373 ein Rückfall nach der Entlassung wahrscheinlich, bei 963 zweifelhaft und nur bei 706 unwahrscheinlich. Von der ganz überwiegenden Mehrzahl dieser Zuchthäusler hatte also nach ihrer Entlassung die Gesellschaft mit Wahrscheinlichkeit neue Attentate gegen die Sicherheit von Leben und Eigentum zu erwarten. (A. Dix, Deutsche Juristen-Zeitung VII, 10.)

Strafrechtliche Verbrechen und uneheliche Geburten in Meiningen. Eine kürzlich veröffentlichte Statistik, „Kapitel aus der Justizpflege in Thüringen", ergiebt, daß in Sachsen-Meiningen prozentual die meisten strafrechtlichen Vergehen und Verbrechen zu konstatieren sind. Im Zusammenhang damit sei konstatiert, daß kein Staat in Thüringen eine so große Zahl von unehelichen Geburten aufzuweisen hat, wie Sachsen-Meiningen. Mögen Zahlen reden. Im selben Jahr, für das die oben erwähnte Statistik herangezogen worden ist, waren von 100 Geburten unehelich: 9,6 in Sachsen-Weimar, 11,6 in Sachsen-Meiningen, 10,9 in Sachsen-Altenburg, 10,3 in Sachsen-Coburg-Gotha, 9,1 in Schwarzburg-Sondershausen, 10,4 in Schwarzburg-Rudolstadt, 7,3 in Reuß ä. L. und 11,0 in Reuß j. L. Die Ursache dieser bedauerlichen Erscheinungen heißt Armut!

Erziehung und Unterricht.

Volksgesundheitslehre als Lehrgegenstand. Die Einführung der Hygiene als obligatorischer Lehrgegenstand an den gewerblichen Lehranstalten Wiens ist durch einen besonderen Erlaß verfügt worden. Die außerordentliche Bedeutung, welche die Errungenschaften der modernen Hygiene und die Maßnahmen zur Unfallverhütung für das wirtschaftliche Leben überhaupt, insbesondere aber für gewerbliche Betriebe aller Art erlangt haben, hat veranlaßt, daß diesen Zweigen künftighin beim Unterrichte an gewerblichen Lehranstalten eine den speziellen Bedürfnissen und Einrichtungen jeder Anstalt entsprechende Berücksichtigung zu teil werde, um auch im Wege der Schule jene Maßnahmen zu fördern, welche zur Herbeiführung günstigerer Gesundheitsverhältnisse der gewerblichen Bevölkerung und zur Verhütung von Unfällen des Arbeitspersonals in gewerblichen Betrieben dienlich sind. Den Schulen sollen alljährlich zu Beginn jedes Schuljahres kurzgefaßte Belehrungen über die wichtigsten allgemeinen Gesundheitsregeln in der Dauer einer Lehrstunde, eventuell von zwei Lehrstunden erteilt werden, ferner auch im Laufe des Schuljahres bei passenden Anlässen auf die Wichtigkeit der Gesundheitspflege hingewiesen werden; insbesondere soll jede sich darbietende Gelegenheit benutzt werden, um die Schüler auf die in moralischer und physischer Beziehung höchst schädlichen Folgen des Alkoholgenusses nachdrücklichst und an der Hand von Beispielen aufmerksam zu machen. Auch auf die gewerblichen Berufskrankheiten, die Betriebs-Unfallsmöglichkeiten, die Ursachen und Folgen von Betriebsunfällen, die zur Verhütung derselben dienenden Schutzmittel, sowie auf die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen soll hingewiesen werden.

Spezialklassen in den Schulen Englands. Wie das „Brit. med. Journ." (April 1902) mitteilt, hat die Childhood Society eine Eingabe an die Regierung gerichtet, in der die Notwendigkeit der Errichtung von Spezialklassen für körperlich und geistig zurückgebliebene Kinder erörtert wird. Die bestehenden Gesetze, die dem persönlichen Ermessen des Direktors einen zu großen Spielraum gewähren,

Digitized by Google

genügen keineswegs, und die Folge ist, daß einerseits die Ausbildung solcher Kinder in keiner Weise den angestellten Anforderungen entspricht, und daß andererseits auf den Unterricht der normal veranlagten Kinder nicht das notwendige Maß von Sorgfalt verwendet werden kann. Schließlich wird auf die Thatsache hingewiesen, daß sich aus solchen Geisteskrüppeln zu einem nicht unbeträchtlichen Teil das Heer der Verbrecher rekrutiert, und daß mithin der Staat für seine Unterlassungssünden empfindlich zu leiden hat. (Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, 1902, 6, Seite 343.)

Die Thätigkeit der Schulärzte für die Hilfsschulen. Ueber die Prüfung der für den Nebenunterricht vorgeschlagenen Kinder durch die Schulärzte wird in dem Berichte über die Thätigkeit der Schulärzte in Berlin mitgeteilt: Es wurden im ganzen während des ersten Jahres 248 Kinder bezüglich der Aufnahme in die Nebenklassen untersucht. Ueber die Untersuchungen werden Fragebogen ausgefüllt, welche dem Lehrer der Nebenklassen abschriftlich zur Verfügung gestellt werden. Diese Untersuchungen müssen sehr sorgfältig ausgeführt werden, da es sich darum handelt, in erster Linie den geistigen Entwickelungszustand des Kindes festzustellen. Neben dem mangelhaften geistigen Zustand bestehen gerade bei diesen Kindern nicht selten andere Gebrechen; nach einzelnen Zusammenstellungen fanden sich Sprachgebrechen (Stottern, Stammeln) bei etwa 24 v. H. der Untersuchten, Schwerhörigkeit bei etwa 15 v. H., Augenstörungen bei etwa 17 v. H., bei der gleichen Anzahl Wucherungen im Nasenrachenraum. Auch bei diesen Kindern fand sich eine große Anzahl von Störungen, welche durch eine Behandlung beseitigt werden können. Durch die erteilten Ratschläge konnte manche der Störungen auch zur Beseitigung gebracht werden. In ähnlicher Weise wie für die Nebenklassen wurde die Hilfe der Schulärzte für die Einrichtung der Stottererkurse in Anspruch genommen. Es kann anerkannt werden, daß die Aerzte in bereitwilligster Weise die betreffenden Untersuchungen, die sich auf ungefähr hundert Kinder erstreckten, vorgenommen haben. (Vossische Zeitung 1902, No. 363.)

Medizin.

Beziehungen zwischen der Tuberkulose des Menschen und des Rindes. Menschliche Tuberkulose ist auf den Hund übertragbar. Das Schwein läßt sich leicht sowohl mit menschlicher, als auch mit Rindertuberkulose infizieren. Die menschliche Tuberkulose wird meist durch Inhalation, selten auf andere Weise acquiriert. Durch die Passage durch den menschlichen Körper gewinnt der Tuberkelbazillus Eigenschaften, welche von denen bei der Passage durch den Tierkörper verschieden sind. Durch die Passage durch den Hund wird er virulenter für den Hund, weniger virulent für den Menschen. Die Infektion durch die Milch betrifft vor allem Säuglinge und Kinder. Tiere mit tuberkulösen Symptomen sollen um jeden Preis vernichtet werden, die Tuberkulininjektion wird in diesem Falle von großem diagnostischen Werte sein. Die Pasteurisation der Milch vermindert die Gefahr der Infektion. (J. G. Adami, Lancet, 15. Februar 1902.)

Ursachen der Zahnerkrankungen. Im Centralverein deutscher Zahnärzte sprach Dr. Röse-Dresden über zahnhygienische Forderungen. An dem Dresdener Centralinstitut bestrebe man sich, sowohl die zahnärztliche Wissenschaft als auch die Zahnhygiene zu fördern. Was die Forderung von Schulzahnärzten, Militärzahnärzten u. s. w. betrifft, so sei man seit Jahren hierfür eingetreten. Es wäre nun andererseits verfehlt, wie dies Jessen-Straßburg wünscht, an sämtliche Gemeinden, wie dies in Straßburg geschehen ist, mit dem Versuche heranzutreten, etwas für die Zahngesundheitspflege zu thun. Der Vortragende kommt nunmehr auf seine Schul- und Militäruntersuchungen in 100 bis 140 Dörfern und etwa 10000 Soldaten zu sprechen. Die Zähne der intelligenten Bevölkerung seien mehr mit Karies (Zahnstockung) versehen. Was die Frage der Säuglingsstillung betrifft, so habe er gefunden, daß sie mit der schlechten Bildung der Zahnsubstanzen im innigen Zusammenhang steht. In Thüringen, wo die Kinder fast neun Monate von der Mutter gestillt werden, sei 1 pCt. kariös. Im Königreich Sachsen dagegen, wo die Säuglinge im Durchschnitt künstlich gestillt werden, 20 bis 30 pCt. Eine sehr wichtige Frage sei die Beschaffenheit des Brotes. In Gegenden, wo hartes, selbstgebackenes Brot gegessen werde, habe er mehr gute Zähne und straffes Zahnfleisch gefunden. Was den Kalkgehalt des Bodens anbetrifft, von dem ja mehr oder minder die Härte des

Digitized by Google

Wassers abhängig ist, so meint Röse, durch seine Untersuchungen gefunden zu haben, daß weiches Wasser die Zahnzerstörung fördere. Zum Schluß erörtert er die Beziehungen zwischen Tauglichkeit zum Militärdienst und Gesundheit der Zähne. An der Diskussion beteiligen sich Schreier-Wien, Michel-Würzburg, Miller-Berlin. Letzterer teilt einen sehr interessanten Versuch mit. Er habe junge Hunde desselben Alters genommen, die einen mit Kalk und Milch gefüttert, die anderen nur mit Milch. Sehr bald zeigte sich, daß die Knochenbildung der ohne Kalk gefütterten erheblich zurückblieb, während die Zähne wunderschön durchbrachen und keinen Unterschied mit denen der anderen zeigten. (Berliner Tageblatt, 1902, 18. August.)

Soziale Hygiene.

Internationale Tuberkulose-Konferenz. Zu einer internationalen Tuberkulose-Konferenz wurden von dem Internationalen Bureau zur Bekämpfung der Tuberkulose, welches seinen Sitz in Berlin hat und an dessen Spitze die Professoren Althoff, Fränkel, v. Leyden und Pannwitz stehen, die zahlreichen, der Organisation beigetretenen Vertreter der Tuberkulose-Wissenschaft und -Praxis aus allen Staaten für den 22. bis 26. Oktober nach Berlin eingeladen. Gleichzeitig soll eine Ausstellung von Gegenständen stattfinden, welche auf die Tuberkulose-Bekämpfung Bezug haben. — Ein internationaler Tuberkulose-Kongreß soll auf Beschluß der letzten Versammlung des amerikanischen Tuberkulose-Kongresses im Jahre 1904 in St. Louis abgehalten werden.

Internationaler Kongreß für Irrenpflege. Ein internationaler Kongreß für Irrenpflege fand in der Zeit vom 1. bis 7. September d. J. statt. Das Programm umfaßte folgende Fragen: 1. Welche Grundlagen und welchen Wert hat die gegenwärtige häusliche und Anstaltspflege der Irren in wissenschaftlicher, humanitärer und finanzieller Beziehung? 2. Welche Geisteskranken gehören in die häusliche Pflege und welche in Anstalten? 3. Auf welchen wissenschaftlichen und ökonomischen Grundlagen ist die Organisation der landwirtschaftlichen Irrenkolonien und die der Anstalten aufzubauen? 4. Welches sind die Gründe, die zur Errichtung neuer Irrenkolonien nötigen, und wie führt man eine derartige Errichtung durch?

Zweifel an den Erfolgen der Heilstättenbehandlung der Tuberkulose. Dr. Hammer (Heidelberg) zeigt durch eine Statistik, daß die Heilstättenbehandlung keine nennenswerten Resultate aufweist, ebenso führen die Differenzen in den wirtschaftlichen Erfolgen keine beredte Sprache zu Gunsten der Heilstättenbehandlung. Die Befürchtung, daß die Heilstättenkuren, so lange nicht gleichzeitig auch die häuslichen, sozialen Verhältnisse der Arbeiter, vor allem die Wohnungsbedingungen, wesentlich gebessert sind, keine erheblichen Dauerresultate erzielen werden, erscheint nur allzu begründet. Nach weiterer kritischer Prüfung könnten vielleicht die diagnostischen Tuberkulininjektionen eine Bedeutung für die Frühdiagnose der Tuberkulose erlangen. Es ist nur eine Statistik brauchbar, welche neben dem Allgemeinzustand in der Hauptsache die Dauerresultate des objektiven Lungenbefundes berücksichtigt. (Münchener medizinische Wochenschrift, 1. Juli 1902.)

Die Heilstätte für Geschlechtskranke in Lichtenberg, welche von der Landesversicherungsanstalt Berlin erbaut wurde, ist schon ganz kurze Zeit nach ihrer Eröffnung nahezu gefüllt, und schon die bisherigen Erfahrungen berechtigen zu dem Schluß, daß die Heilstätte einem dringenden Bedürfnisse der Arbeiterschaft entspricht. Die Versicherungsanstalt hat von vornherein den Grundsatz aufgestellt, daß die Geschlechtskranken nicht anders zu behandeln sind als andere Kranke. Es ist widersinnig, sie als moralisch minderwertig zu betrachten. Aber alle Heilstätten können nichts helfen, wenn nicht die Prostitution unterdrückt wird. Sachkundige sind der Ansicht, daß die Schädigungen durch Geschlechtskrankheiten noch schwerer sind, als die, welche durch Tuberkulose herbeigeführt werden. Es gilt bei diesem Kampf aber vor allem: keine Vorurteile, keine Heuchelei! (Soziale Praxis, 1902, No. 44.)

Heil- und Pflegestätten für geschlechtskranke Mädchen. Der ganze Zug der neuern Medizin geht dahin, für die einzelnen Gruppen von Kranken eigene Heilanstalten oder doch Sonderabteilungen innerhalb größerer Heilanstalten zu schaffen. Nicht weniger als Tuberkulose und Alkoholismus zehren die Geschlechts-

Digitized by Google

krankheiten am innersten Mark des Volkes. Dieselben richten darum so schweres Unheil an, weil sie als „geheime" Leiden betrachtet werden und daher nur nachlässig behandelt werden. Vor allen Dingen kommen für die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Betracht die dem freien Geschlechtsverkehr sich hingebenden Mädchen, sie sind der stille vergiftete Brunnen, aus dem die durstige Männerwelt immer und immer wieder die Krankheit erhält. Bei der jetzigen Krankenhausbehandlung wird die Syphilis nicht ausgeheilt. Abhilfe kann nur durch Errichtung von Heil- und Pflegestätten geschaffen werden, sie sind geradezu ein soziales Bedürfnis. Sie gehören in die Nähe großer Städte. Ein sorgfältig ausgewähltes Pflegepersonal muß die Kranken fühlen lassen, daß Geschlechtskranke nicht Kranke der schlechtesten Sorte sind, sondern Kranke wie alle anderen Kranken. Die Behandlung muß so lange dauern, bis nach menschlichem Ermessen wirklich Heilung eingetreten ist. Die kranken Mädchen sind außerdem zu Arbeiten und Beschäftigungen anzuhalten, und ein Arbeitsnachweis muß sie möglichst den Schlingen der Prostitution zu entreißen suchen. (H. Berger, Die Krankenpflege I, 10.)

Wachsende Fürsorge der Stadt Berlin für Geisteskranke. Die Ansprüche an die Fürsorge der Stadt Berlin für Geisteskranke steigern sich immer mehr. Im Auftrage der Deputation für die städtische Irrenpflege hat der Direktor der Irrenanstalt Herzberge bei Lichtenberg, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Moeli, einen Bericht erstattet, in welchem auf Grund der amtlichen Statistik nachgewiesen wird, daß die Zahl der von der Stadtgemeinde zu verpflegenden Geisteskranken in erschreckendem Maße zunimmt und daß schon nach wenigen Jahren die neue dritte Anstalt in Buch sich als unzureichend herausstellen wird. Dabei ist auf das Wachstum der Stadt, Eingemeindungen u. s. w. keine Rücksicht genommen. Die Anstalt Buch bietet 1500 Plätze; nach ihrer Belegung schon würden noch zirka 700 bis 800 Kranke zu versorgen bleiben. Da etwa fünf bis sechs Jahre zur Fertigstellung einer Irrenanstalt erforderlich sind, plaidiert Geheimrat Dr. Moeli dafür, den Bau einer vierten Anstalt so schnell wie möglich einzuleiten; denn schreite die Zunahme der Geisteskranken nur gleichmäßig, wie bisher, fort, dann könnten im Jahre 1909, mit Eröffnung der vierten Anstalt, wahrscheinlich auch noch nicht alle Patienten in eigenen Anstalten untergebracht werden. Eine solche Versorgung wäre aber zweifellos in jeder Hinsicht dem jetzigen Zustande vorzuziehen und müsse als Aufgabe der Stadt ins Auge gefaßt werden. Zu erwägen bliebe dabei noch, ob man mit einer Erweiterung der Anstalt für Epileptische in Wuhlgarten über die nächsten Jahre hinaus auskommen werde. Wäre dies nicht der Fall, so müßte eine zweite Anstalt für Epileptiker allein oder eine gemischte Anstalt für Epileptiker und Geisteskranke hergestellt werden. Die Lösung dieser Vorfragen könne indes nicht bis zum Jahre 1909 verschoben werden; um eine regelmäßige und zweckdienliche Entwickelung der Fürsorge für Geisteskranke zu gewährleisten, müsse man die Besprechung und Klärung dieser für den Bau der fünften Anstalt wichtigen Verhältnisse ebenso schnell zu erledigen suchen, wie man den Beginn des Neubaues der vierten Anstalt einzuleiten gezwungen sei. Voraussichtlich werde man vor Fertigstellung der vierten Anstalt den Bau der fünften zu beginnen haben. Nur so könne es gelingen, die Folgen des Uebelstandes, daß erst nach zwölf Jahren (1893 bis 1905) infolge ungünstiger äußerer Verhältnisse die Stadt eine wesentliche Erweiterung in ihrer Fürsorge für Geisteskranke hat erfahren können, auszugleichen. Sein Urteil faßt Geheimrat Dr. Moeli dahin zusammen: „Zur Sicherung einer Fortentwickelung der zweckmäßigen Fürsorge für Geisteskranke ist der Bau einer vierten Anstalt möglichst bald in Angriff zu nehmen. Bis zum Jahre 1904 ist eine endgiltige Entscheidung darüber herbeizuführen, ob eine neue, große Idioten-Anstalt erbaut wird und wie sich die Fürsorge für Epileptische weiter entwickeln soll. Auf Grund dieser Entscheidung ist alsdann eine Entschließung bezüglich des Baues der fünften Anstalt für Geisteskranke zu treffen." (National-Zeitung 1902, No. 489.)

Maßnahmen gegen die Tuberkulose in französischen Fabriken. Die „Gesellschaft französischer Industrieller gegen Betriebsunfälle" veröffentlicht einen Aufruf, der die Industriellen zur energischen Bekämpfung der Tuberkulose-Gefahr in Fabriken und Werkstätten auffordert. Die Aufmerksamkeit der Arbeitgeber wird hierbei auf folgende Punkte gelenkt: Notwendigkeit der feuchten Reinigung der Werkstätten statt trockenen Kehrens und Vornahme der Reinigung am Abend nach Schluß der Arbeit, statt am Morgen. Nützlichkeit von Einrichtungen zum Absaugen des Staubes und von Respiratoren; Verbot des auf den Boden-Spuckens und Aufstellung von Spucknäpfen; Unterweisung der Arbeiter über die Gefahren der Tuber-

Digitized by Google

kulose, hygienische Gegenmaßregeln und Zusammenhang des Alkoholismus mit der Tuberkulose. Die Gesellschaft hat eine solche Unterweisung ausgearbeitet, deren Anschlag in den Fabriken sie den Arbeitgebern dringend empfiehlt. (Soziale Praxis, 1902, 38, Seite 1000.)

Verbot des Alkoholgenusses für Eisenbahnpersonal. Es ist kein Geheimnis, daß der übermäßige Alkoholgenuß, den wir allgemach als unser großes Volksübel anzusehen und zu bekämpfen beginnen, unter dem niedern Eisenbahnpersonal mehr verbreitet ist, als gerade diesem Berufe gestattet werden kann. Der wechselnde Aufenthalt in Wind und Wetter, der anstrengende Nachtdienst, vielleicht auch das hier beständig angespannte Verantwortlichkeitsgefühl bilden Verführungen zu alkoholischer Stärkung, denen andere Berufsarten in solchem Grade nicht unterworfen sind. Um so mehr scheint es uns aber Pflicht der vorgesetzten Behörden zu sein, der einmal vorhandenen Neigung geschickt und doch nachdrücklich entgegenzutreten. Als Muster möchten wir hierfür das Vorgehen der bayerischen Staatsbahnverwaltung bezeichnen. Diese hat kürzlich dem Ministerium eine Denkschrift zugehen lassen, nach der der Alkoholgenuß während der Fahrt bezw. während des Dienstes verboten oder wenigstens stark eingeschränkt werden soll. Auch ist in Aussicht genommen, die Verabreichung alkoholischer Getränke an Bedienstete durch Bahnhofswirte während der Nachtstunden von 11 Uhr nachts bis 8 Uhr früh zu verbieten, Kochgelegenheiten in den Uebernachtungslokalen und Unterkunftsräumen zu schaffen, diese behaglicher einzurichten und Lektüre zur Unterhaltung zu bieten. Diese Lokale sollen zu Erfrischungsstationen ausgestaltet werden, in denen unter finanzieller Beihilfe der Verwaltung Thee, Kaffee, Sodawasser und Limonade verabreicht werden sollen. (Kölnische Zeitung 1902, No. 651.)

Kindersterblichkeit in England. Die Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege hat eine Statistik aufgenommen über die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre. Diese Statistik bestätigt aufs neue den unheilvollen Einfluß der Industrie auf die Kindersterblichkeit. Lancashire marschiert mit 180 pro Tausend an der Spitze. Die Grafschaft Rutland nimmt mit 79 pro Tausend das andere Ende der Liste ein. Die andern Grafschaften, welche noch eine Sterblichkeitsrate von unter 100 pro Tausend aufweisen, sind Dorset, Wilts und Oxford, alles ländliche Grafschaften. Dagegen weisen die Grafschaften Yorkshire, Staffordshire, Notts, Warwick, Durham, Northumberland und London eine Sterblichkeitsrate von über 160 pro Tausend auf. Es sind das alles Industriegebiete, wo ein großer Teil der Mütter in den Fabriken thätig ist. Die Textil- und keramische Industrie marschieren in dieser Beziehung an der Spitze. Jedoch wurden auch eine Reihe ländlicher Distrikte mit hohen Sterblichkeitsziffern festgestellt und dabei gleichzeitig ermittelt, daß dort die Schuld an der Verwaltung liegt. Schlechte Wohnungs- und namentlich Wasserverhältnisse werden als die Ursachen schlechterer Gesundheitsverhältnisse angesehen. (Vorwärts 1902, No. 189.)

Wohnungsnot und Gesundheitszustand. Der Vorstand der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker in Berlin hat durch ihre Krankenkontrolleure eine Untersuchung über die Wohnungsverhältnisse ihrer Patienten veranstalten lassen, die zu mannigfach lehrreichen Ergebnissen geführt hat. Eine der ersten Folgen war, daß zahlreiche Patienten sofort einem Krankenhause überwiesen wurden, da bei ihren schlechten Wohnungsverhältnissen eine Hebung oder auch nur eine Besserung des Leidens ausgeschlossen schien. In einer ganzen Reihe von Fällen standen den Patienten nur weniger als sechs, ja mehrfach noch unter drei Kubikmeter Luftraum zur Verfügung, während nach Rubners hygienischen Forderungen sogar in einem durchaus nicht üppig eingerichteten allgemeinen Krankenhause 35 Kubikmeter Luftraum für jeden Kranken geboten werden. Berücksichtigt man, daß in vielen Fällen nur ein Raum zur Verfügung steht, dieser als Koch-, Wohn- und Schlafraum und oft genug noch als Arbeitsstätte benutzt wird, so ergiebt sich daraus hinlänglich, daß hier nicht nur keine Bedingungen zur Genesung erkrankter Menschen gegeben, sondern auch die Brutstätten aller Krankheiten zu finden sind. Diesen Räumen, die Tag und Nacht benutzt werden, gebührt die größte Aufmerksamkeit des Hygienikers; sie bieten weit größere Gefahren für die Mitarbeiter, ja für alle, die auch nur vorübergehend dort zu thun haben, als überfüllte Schlafräume, welche wenigstens während der Tagesstunden leer stehen. Namentlich stellen die in Schlafstellen Wohnenden einen größeren Prozentsatz von Kranken als die in Familie Lebenden. Ein großer Teil der Wohnungen entspricht auch nicht den bescheidensten Forderungen der Hygiene. Eine Besserung

Digitized by Google

der Wohnungsverhältnisse kann in absehbarer Zeit nur durch Schaffung eines geeigneten Wohnungsgesetzes herbeigeführt werden, das aber nur dann von Erfolg begleitet sein kann, wenn geeignete Wohnungsinspektoren die genaue Beachtung der zu erlassenden Vorschriften kontrollieren.

Gesetz über die öffentliche Gesundheit in Frankreich. Die Grundzüge dieses Gesetzes sind folgende: In jeder Stadt hat der Bürgermeister eine Verordnung über die zu ergreifenden Maßregeln gegen übertragbare Krankheiten, besonders über die Desinfektion und über die gesundheitliche Beschaffenheit der Wohnungen zu erlassen, die vorher von dem Präfekten mit Hilfe des Bezirks-Gesundheitsrates geprüft worden ist. Binnen sechs Monaten werden die Krankheiten, auf welche das Gesetz Anwendung finden soll, genannt werden. Für jede dieser Krankheiten ist der Arzt, beziehungsweise die Hebamme, die einen Fall konstatieren, meldepflichtig. Die Pockenimpfung wird genau in der Weise obligatorisch wie in Deutschland (Impfung im ersten, Wiederimpfung im zwölften Jahre). Wenn während dreier aufeinander folgender Jahre die Zahl der Todesfälle in einer Gemeinde den Jahresdurchschnitt für ganz Frankreich überschreitet, muß der Präfekt den Bezirks-Gesundheitsrat veranlassen, Nachforschungen über die Ursachen davon anzustellen. Ergeben die Nachforschungen die Notwendigkeit von Assanierungsarbeiten und bleibt eine der Gemeinde gewährte Nachfrist ohne Erfolg, so bestimmt wiederum der Präfekt nach Benehmen mit dem Bezirks-Gesundheitsrat, was geschehen soll. Die Kosten, die das Gesetz notwendig macht, werden zu je einem Drittel vom Staat, den Gemeinden und Bezirken getragen. (Aerztlicher Central-Anzeiger, 1902, No. 17.)

Rassen-Hygiene.

Ist der Alkohol den Erwachsenen weniger schädlich als den Kindern? Wir hören es immer wieder aussprechen, den Kindern sei der Alkohol ganz besonders schädlich. Die Menschen, welche auf den mäßigen Alkoholgenuß nicht verzichten wollen, machen den Abstinenten gern die Konzession, die Kinder sollten abstinent sein. Einen triftigen Grund für diese Ansicht, der Alkohol sei dem Erwachsenen weniger schädlich als dem Kinde, habe ich bisher noch nie gehört. A priori läßt sich die Frage nicht entscheiden, d. h. die Antwort läßt sich nicht deduzieren aus bereits feststehenden physiologischen Sätzen. So weit ist unser gegenwärtiges physiologisches und toxikologisches Wissen noch nicht. Will man die Frage a posteriori, d. h. aus der Erfahrung entscheiden, so sollte man doch jedenfalls die Wirkung proportionaler Alkoholmengen auf den Organismus des Kindes und des Erwachsenen vergleichen. Wollte man z. B. einem Kinde von 20 kg Körpergewicht täglich ¼ Liter Wein verabfolgen und einem Manne von 80 kg Körpergewicht 1 Liter Wein, so weiß ich nicht, ob der Mann den Wein besser vertragen würde als das Kind. Man pflegt gewöhnlich die Ansicht, daß das Kind den Alkohol schlechter vertrage, mit der Phrase zu begründen, dem „jugendlichen, zarten Organismus des Kindes" sei das Gift besonders schädlich. Wenn dieser Satz richtig ist, so wird man zugeben müssen, daß der jugendlichste und zarteste Organismus doch jedenfalls die Keimzelle ist. Daraus folgt, daß niemand strenger den Alkohol zu meiden hat als der Erwachsene im zeugungsfähigen Alter. **Der schwerste Verbrecher ist der, der die Keimzelle vergiftet.** Die Erwachsenen, welche von den Kindern Abstinenz fordern, sollen ihnen vor allem selbst das Beispiel der Abstinenz geben. Wenn Eltern und Lehrer ihren Kindern Abstinenz empfehlen, selbst aber vom mäßigen Trinken nicht lassen können, so werden die meisten Kinder daraus den Schluß ziehen, daß der Alkoholgenuß doch der größte Genuß sei, und daß sie, sobald man ihnen Freiheit lasse, nachzuholen hätten, was man ihnen gewaltsam entzogen habe. Kinder sind feine Psychologen: sie geben sehr wenig auf das, was man ihnen predigt; sie achten genau auf alles, was man thut. (G. v. Bunge, Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, XII. 5.)

Entartungs-Variationen an den inneren Hauptorganen. P. Näcke stimmt Lombroso darin völlig bei, daß Geistes- und Nervenkranke, Psychopathen aller Art, Epileptiker, Idioten und Verbrecher, alles, was also mehr oder weniger zu den „Entarteten" zählt, sich schon körperlich von den sogenannten Normalen durch die Zahl, Wichtigkeit und größere Ausbreitung der sogenannten „Entartungszeichen" oder Stigmata deutlich abhebt. Näcke unterzog nun auch die inneren Organe einer

Digitized by Google

Untersuchung auf „innere" somatische Degenerationszeichen, und zwar Lunge, Herz, Leber, Milz und Nieren. Als solche bezeichnet er z. B. abnorme Größe und Kleinheit der Lungen, die doppelte Spitze des Herzens, abnorme Lappung und Furchung der Leber, Ungleichheit in der Größe der Nieren u. s. w. Was Näcke veranlaßte, diese seltenen Variationen als „Entartungszeichen" aufzustellen, ist der Umstand, daß 1. dieselben bei Normalen viel seltener sind als bei den Psychopathen, Geisteskranken und Verbrechern; 2. bei den letzteren gern gehäuft sich zeigen, in stärkerem Grade, und namentlich am Körper verbreiteter; 3. die selteneren wiederum, also die wichtigeren Anomalien, hier eher anzutreffen sind als bei Normalen, und endlich 4. mit dem Grade der Entartung alle Stigmen an Zahl, Verbreitung und Wichtigkeit zunehmen. Die inneren und äußeren Degenerationszeichen besagen an sich nichts oder nur wenig, und nur, wenn sie in Mehrzahl, in weiter Ausbreitung, in höheren Graden und in den wichtigeren Formen vorkommen, können sie einen Hinweis auf die Minderwertigkeit des Trägers liefern. Doch ist bei Beurteilung stets die größte Vorsicht geboten. Wo es darauf ankommt, sind stets noch die viel wichtigeren psychischen und physiologischen Stigmata aufzusuchen. Bei dem Begriffe der Degeneration ist stets der Nachdruck auf die persönliche Minderwertigkeit zu legen. (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, IV, 3, Seite 587.)

Die Ursachen der Kurzsichtigkeit (Myopie). Die hochgradige Myopie macht 27 pCt. aller Myopiefälle aus und findet sich bei 2,1 pCt. aller Augenkranken. An den hochgradigen Myopiefällen ist das männliche Geschlecht mit 36 pCt., das weibliche mit 64 pCt. beteiligt und, da die Gesamtzahl der männlichen und weiblichen Augenkranken ziemlich gleich ist, ist letzteres beinahe doppelt so stark zur hohen Myopie disponiert. Drei Viertel der Fälle von hochgradiger Myopie gehören der genuinen, d. h. angeborenen Myopie an, und nur ein Viertel findet sich bei Leuten, welche vom 15. Jahre ab intensive Nahearbeit getrieben haben. An der hochgradigen Arbeitsmyopie zeigen sich beide Geschlechter fast gleich beteiligt, an der genuinen das weibliche mehr als doppelt so stark wie das männliche. Von den hochgradigen Fällen des männlichen Geschlechts steht der dritte Teil im Zusammenhang mit Nahearbeit, von denen des weiblichen Geschlechts nur der fünfte. Das weibliche Geschlecht ist mehr als doppelt so stark wie das männliche zur genuinen (angeborenen) Myopie disponiert. Die Weiber neigen doppelt so stark als die Männer zu den höchsten Graden der starken Kurzsichtigkeit. Die höchsten Grade finden sich unter den Nahearbeit treibenden Männern wesentlich seltener als unter den mit genuiner Myopie. Bei dem größten Teile (mehr als zwei Dritteln) aller Fälle von hochgradiger Kurzsichtigkeit (sowohl genuiner als funktioneller) ist keine Vererbung von den Eltern nachzuweisen. — Das letztere Ergebnis ist keineswegs maßgebend, da der Untersucher nur die Vererbung von den Eltern her berücksichtigt hat, während die genealogische Statistik der Vererbungserscheinungen zeigt, daß die vier Großeltern eine ebenso wichtige Rolle spielen. Andere Forscher, welche dies berücksichtigten, haben daher eine viel höhere Zahl von Vererbungsfällen festgestellt. Wir können deshalb auch dem Verfasser nicht zustimmen, wenn er in der unzweifelhaft starken Vererbungsfähigkeit und Zunahme der Kurzsichtigkeit keine Gefahr für die Kulturmenschheit sieht. (E. Guttmann, Archiv für Ophthalmologie, 1902, 2.)

Kolonisation und Klima. In der geographischen Ausstellung zu Antwerpen hielt in diesen Tagen Dr. Dupont einen Vortrag über das Verhältnis der Kolonisation zum Klima. Kein Land kann nach Ansicht des Redners sich heute der großen Kolonisationsfrage verschließen. Da die Kolonie vor allem den Siedlern die nötige Nahrung bieten muß, so kommen die Polarregionen natürlich für Kolonisationszwecke nicht in Betracht; ebenso die öden Teile des Wüstengürtels zwischen den Tropen und um die Tropen, so die Sahara in Afrika, die Wüste Gobi in Ostasien, der Chaco in Südamerika. Die Ansiedelungen unter gemäßigtem Klima bieten, wie der Redner an den Beispielen von Nord- und Südamerika sowie von Südafrika nachwies, die Bedingung zu einer starken Vermehrung der Weißen und damit zur Kolonisation durch „Bevölkerung". Die Zahl der Siedler in den erwähnten Gebieten hat sich von 1880 bis 1890 versiebenfacht, und zwar nicht allein durch Einwanderung, sondern besonders dadurch, daß die Natur die verständige Kolonisation unterstützte, indem die Geburtsziffer der Weißen deren Sterbeziffer weit überstieg. Im Tropengebiet behält dagegen in dieser Hinsicht die schwarze Rasse über die weiße die Oberhand. Auf La Martinique z. B. haben sich die Neger seit 1828 um 50 pCt. vermehrt, die Weißen dagegen haben in demselben Maße abgenommen. Die gleiche That-

Digitized by Google

sache zeigt sich auf Jamaika. Solche Gebiete kann der Weiße nur durch seine Herrschaft über die Eingeborenen, nicht durch eigenen Nachwuchs kolonisieren. Falsche Anschauungen herrschen durchweg über die Ansiedelungsfähigkeit Sibiriens. Die dortige Wald- und Ackerbauzone eignet sich vorzüglich für unsere Rasse. Das Land könnte 700 Millionen Einwohner, also etwa 107 mal mehr, als es jetzt hat, ernähren und böte daher der europäischen Auswanderung ein weites Feld. Die transsibirische Bahn ist nicht für Ausflügler gebaut, und es wäre unrecht, wenn man dort die Kolonisierung den Sträflingen überließe. Das außertropische asiatische und das australische Festland sind gleichfalls Kolonien, die sich für Europäer ganz gut eignen, dagegen zeigt sich in Britisch-Indien und in Niederländisch-Indien wieder der stärkere schwarze und der geringere weiße Nachwuchs. Dasselbe gilt für das tropische Afrika. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 544.)

Alkohol und Akklimatisation der weißen Rasse in den Tropen. Eine Reihe von Forschern, wie Lind, Virchow u. s. w. sind der Meinung, daß der weiße Mensch sich überhaupt nicht an die Tropen anpassen könne; andere sprechen zwar die Anpassungsmöglichkeit für jetzt ab, gestehen sie aber für spätere Zeiten, für einzelne Teile der Tropen oder bei Herbeiführung bestimmter besonders günstiger Bedingungen zu. Nach Quatrefages z. B. ist sie nur möglich durch weitgehende Kreuzungen mit eingeborenen Rassen. Unter Rassenakklimatisation im strengsten Sinne des Wortes ist die Anpassung einer Rasse an eine neue Oertlichkeit zu verstehen, die sich ohne Nachschub aus der Heimat und ohne Rassenmischung vollzieht, die dem einzelnen Ansiedler die Ausführung schwerer Feldarbeit unter freiem Himmel ermöglicht und die unter diesen Umständen die Erhaltung der Rasse ohne wesentliche Einbuße an Kraft auf unabsehbare Zeit gewährleistet. In geschichtlicher Zeit ist eine solche Anpassung eines europäischen Volksstammes an die Tropengegenden nicht vorgekommen. Eine der wichtigsten Hindernisse der Akklimatisation ist die Trinksitte. Der Alkoholismus ist sowohl hinsichtlich der Verdauungs- wie Nervenorgane der Anpassungsarbeit des Organismus des Europäers hinderlich. „Ein Volk von weißer Hautfarbe, welches der Trinksitte huldigt, wird niemals die tropischen Gebiete zu besiedeln vermögen." (Dr. Wulffert, Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1902, Seite 393.)

Tuberkulöse Belastung und Ohrenkrankheiten. Professor Ostmann (in Marburg) fand bei einer Untersuchung sämtlicher Volksschulkinder des Kreises Marburg, daß 242 gesunde Familien mit 414 Kindern 341 = 82,4 pCt. normalhörende und 73 = 17,6 pCt. schwerhörige Kinder aufweisen; dagegen hatten 143 tuberkulöse Familien 262 Kinder, von denen 173 = 66,0 pCt. normalhörend und 89 = 34,0 pCt. schwerhörig waren. Somit hatten die tuberkulösen Familien doppelt soviel schwerhörige Kinder als die gesunden Familien. Unter denjenigen Familien, welche die relativ meisten schwerhörigen Kinder haben, findet sich auch relativ am häufigsten die schwerste Form der tuberkulösen Belastung der Kinder. (Münchener medizinische Wochenschrift, 1902, 29.)

Die Waisenkinder der Gemeinde Herisau. Die Gemeinde übernimmt die Elternpflichten: a) Bei gänzlich elternlosen Kindern; b) wenn ein Elternteil gestorben ist; c) wenn beide Eltern am Leben sind, jedoch die Aufnahme eines Kindes in die Anstalt aus irgend welchen Gründen geboten erscheint. Armut ist die Hauptursache der Plazierung der Waisen in die Anstalt, dann große Kinderzahl, andauernde Krankheit beider oder eines der Eltern, geistige Krankheit und Trunksucht der Eltern. In 76 Fällen von 91 war es Alkoholismus der Eltern, und zwar beider Eltern 12 mal, des Vaters allein 43 mal, der Mutter allein 9 mal. Die Wechselbeziehung zwischen Trunksucht und Armut, wobei einmal diese, ein andermal jene diese verursacht und bedingt, bevölkert die Waisenanstalt. In unmittelbarer Beziehung mit den Ursachen der Anstaltsaufnahmen steht die hereditäre Belastung der Kinder, ein Danaidengeschenk, welches die armen Kinder als einzige Erbschaft von ihren Eltern einheimsten: die Sünden der Eltern rächen sich an den Leibern, an allen Daseinsaussichten der Kinder. Mit Lungenschwindsucht sind erblich belastet 21, mit Syphilis 20, Geisteskrankheit 31, bei 29 fehlen die Angaben. (Zeitschrift für schweizerische Statistik, 1902, 2, Seite 261.)

Alkoholismus und Geisteskrankheiten im Dresdener Irrenhaus. In den ersten elf Jahren des Bestehens der Anstalt ergab sich, daß von 100 Männern, die im Stadt-Irrenhaus zu Dresden wegen Geistesstörung Aufnahme fanden, 33 ihre Erkrankung dem Alkoholmißbrauch verdankten. Im Durchschnitt fanden 55,2 männliche Ein-

Digitized by Google

wohner von je 100000 Einwohnern Dresdens Aufnahme in jener Anstalt. Kleine Quantitäten Alkohol sind für gesunde und normale Menschen unschädlich. Jeder Alkoholgebrauch ist aber für eine Anzahl von psychisch Kranken oder zu psychischen Krankheiten Geneigten im höchsten Maße gefährlich. (Dr. Ilberg, Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 59. Band, Seite 561.)

Die fortschreitende erbliche Muskelatrophie bei Kindern. Bruns beobachtete einen Fall dieser Krankheit eines Mädchens, dessen zwei Brüder an demselben Leiden zu Grunde gegangen waren. Zwei andere Fälle traten vereinzelt auf. Sonst kommt das Leiden sehr häufig bei Geschwistern vor. (Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde, XIX, 5 und 6, Seite 401.)

Vererbungsgesetze bei der Bluterkrankheit. In der Gesellschaft für innere Medizin in Wien stellte Dr. W. Türk einen Patienten mit Hämophilie (Bluterkrankheit) vor, dessen Stammbaum wesentliche Abweichungen von den im allgemeinen giltigen Gesetzen der Vererbung der Bluterkrankheit erkennen läßt. Der Großvater der vorgestellten Patientin väterlicherseits war Bluter und hat die Krankheit direkt auf zwei Söhne und eine Tochter vererbt. Die beiden hämophilen Söhne übertrugen das Leiden direkt an einen männlichen und sechs weibliche Enkel derart, daß in der dritten Generation unter elf Mitgliedern sieben Bluter sind, unter ihnen sechs Frauen. In der vierten Generation sind unter zwanzig Mitgliedern nur mehr fünf Bluter, ausschließlich Männer, die fünfte Generation weist bisher nur einen Urenkel auf, welcher bis zum vierzehnten Lebensjahre Bluter war, seither aber keine Krankheitserscheinungen darbietet. Bemerkenswert ist die große Beteiligung des weiblichen Geschlechtes an der Erkrankung: sieben Frauen gegenüber zehn Männern, namentlich in der dritten Generation (6 : 1). Von der ersten bis zur dritten Generation findet ausschließlich der sonst seltene Modus der direkten Vererbung statt, der auch später vorwiegend bleibt, nur je einmal in der vierten und fünften Generation erfolgt eine indirekte Vererbung, welche wieder von der üblichen Regel abweicht. Einmal überträgt ein selbst nicht blutendes männliches Mitglied die Krankheit auf seine beiden männlichen Nachkommen, zweitens überträgt zwar der Regel nach ein weibliches Glied der Familie, das selbst nicht blutet, die Krankheit auf den Sohn, die Frau selbst jedoch stammt von einer hämophilen Mutter. Interessant ist, daß bei mehreren Mitgliedern auch eine Vererbung arthritischer und neuropathischer Diathese stattfindet.

Sozialpolitik.

Weibliches Beamtentum im Staatsdienst. Nachdem ein Erlaß des Staatssekretärs des Reichspostamts die Anstellung weiblichen Personals im Post- und Telegraphendienst eingeschränkt hat, sind die Behörden angewiesen worden, bei der Auswahl weiblicher Arbeitskräfte größere Vorsicht zu beobachten. Anlaß zu dieser Verfügung hat die Wahrnehmung gegeben, daß bei dem weiblichen Personal Erkrankungen infolge der Anforderungen des Dienstes sehr häufig vorkommen, namentlich stellt sich bei Telephonistinnen leicht eine Alteration der Kopfnerven, allgemeine Nervosität und Blutarmut ein; ebenso ist das Bedienen der Schreibmaschine jungen Mädchen vielfach unzuträglich. An einer Dienststelle mußten beispielsweise sämtliche mit dem Schreibmaschinendienst betrauten Beamtinnen wegen Ueberanstrengung längere Zeit beurlaubt werden, um Heilung für die im Dienste erworbene Nervosität zu suchen. Derartige üble Erfahrungen sind nicht nur mit jungen Mädchen gemacht worden, die schon schwächlich in den Dienst traten, sondern auch mit solchen, die sich bei Uebernahme der Stellung der besten Gesundheit erfreuten.

Die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterinnen in Oesterreich. Der jüngst erschienene Bericht der österreichischen Gewerkschaftskommission giebt auch einen Ueberblick über die Anzahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen. Das Bild ist leider sowohl nach der Gesamtzahl als auch nach der Verteilung auf die einzelnen Gewerkschaften noch sehr unerfreulich. Es sind in den Berufs-Gewerkschaften 5378 weibliche Mitglieder gegen 5556 im Jahre 1899. Das ließe auf eine Abnahme schließen, wenn nicht aus der Tabelle zu ersehen wäre, daß Gewerkschaften, die bestimmt weibliche Mitglieder haben, diese nicht getrennt von den männlichen angeführt haben. Wir erwähnen nur die Handschuhmacher, welche nicht nur in

Digitized by Google

Wien, sondern auch in Böhmen weibliche Mitglieder haben. Dann die Kugeldrechsler, die Kamm- und Fächermacher und noch andere. Eine größere Genauigkeit wäre gerade hier sehr wünschenswert, um das ohnehin nur langsame Fortschreiten nicht noch trübseliger erscheinen zu lassen. In einzelnen Berufsorganisationen ist ja unleugbar eine Abnahme vorhanden; so bei der Textilindustrie. Hier hat die Organisation anschließend an den Generalstreik der Brünner Textilarbeiter, einen raschen Aufschwung genommen. Ortsgruppen, die vorher 10 bis 20 Mitglieder zählten, sind auf 100 bis 150 gestiegen. In Zwickau gar von 40 auf über 300. Die Erfahrung hat längst gelehrt, daß einem so raschen Aufschwung bald wieder ein Rückschritt folgt. Außerdem warf die „Krise" ihre Schatten voraus und da war es die Textil- nebst der Glas- und Porzellanindustrie, wo eine starke Abnahme weiblicher Mitglieder erfolgte. Die Abnahme war so stark, daß sie durch die Zunahme bei anderen Branchen, welche an Größe den ersteren nicht gleichkommen, nicht wettgemacht werden konnte. Auffällig ist auch die geringe Zahl organisierter Schneiderinnen. Im Winter 1900/01 gab es unter den Salonschneiderinnen Wiens eine große Bewegung. Mit Unterstützung der Fachorganisation haben diese „Salonproletarierinnen" große Erfolge errungen. Anfangs schien es auch, als würde der Dank, die Begeisterung sie der Organisation zuführen. Die Fachorganisation hat auch Versuche unternommen, sie an die Organisation zu fesseln — jedoch mit sehr geringem Erfolge. Es ist eben ein sehr schwer zu bearbeitendes Material: Töchter von Beamten und Kleingewerbetreibenden, die in den meisten Fällen nicht als Arbeiterinnen gelten wollen, sondern vorgeben — wenn es auch sehr oft nicht der Wahrheit entspricht — nur für Kleider und Putz zu arbeiten. Außer den berufsorganisierten Arbeiterinnen sind noch 1232 Frauen und Mädchen in den allgemeinen Gewerkschaftsvereinen organisiert. Diese Vereine haben ihren Bestand in den Provinzen und sind eine Zusammenfassung der verschiedensten Branchen; hier ist gegen 1899 eine Zunahme von 397 Mitgliedern zu verzeichnen. In den Arbeiter-Bildungsvereinen sind 3318 weibliche Mitglieder gegen 2812 im Jahre 1899. Hier sind wohl auch die selbständigen Arbeiterinnen-Bildungsvereine mit eingeschlossen, obwohl dies bei der Tabelle nicht angemerkt ist. Wenn nicht außerordentlich erschwerende Ereignisse eintreten, dürfte sich das laufende Jahr weit besser gestalten. Die Organisation der Heimarbeiterinnen zählt bereits drei Ortsgruppen und wird wahrscheinlich auch in der Provinz Ortsgruppen gründen. Dazu kommt die aufblühende Organisation der Tabakarbeiterinnen und außerdem der Verein sozialdemokratischer Frauen und Mädchen, der für die Frauenbewegung im allgemeinen von Bedeutung ist. Der geringen Zahl von 5378 gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen stehen 113672 männliche Organisierte gegenüber. In den allgemeinen Geschäftsvereinen ist das Verhältnis 5948 : 1232. In den Arbeiterbildungsvereinen 23056 : 3318. Man sieht wie viel noch geschehen muß, welch großer Anstrengungen es bedürfen wird, damit die Arbeiterinnen Oesterreichs größere Bedeutung für die Organisationen erlangen. (Vorwärts, 1902, No. 182.)

Eine Genossenschaftsküche wollen Frauen in Amsterdam begründen. Im April d. J. wurde in einer Versammlung eine Kommission zur Vorbereitung des Unternehmens gewählt. Diese hat nun ihre Arbeiten beendet. Sobald die erforderliche Mitgliederzahl gewonnen und eine Summe von 1500 Gulden vorhanden, ein täglicher Absatz von zirka 180 Mittagessen sicher ist, soll das Unternehmen ins Leben treten. Der Genossenschaft sollen hauptsächlich Frauen angehören und auch die Leitung und Verwaltung soll in Händen von Frauen liegen. Etwaige Ueberschüsse sollen, soweit sie nicht zum Ausbau des Unternehmens dienen, hauptsächlich im Interesse von Bestrebungen, an denen Frauen unmittelbar beteiligt sind, verwendet werden.

Zunahme der Frauenarbeit in England. Nach den Berichten der englischen Grubeninspektoren beträgt die Zahl der weiblichen Bergarbeiter in West-Lancashire 1753, eine Zunahme von 130 gegen das Vorjahr. Darunter waren 213 Mädchen im Alter von 12 bis 16 Jahren! (Vorwärts, 1902, No. 182.)

Der landwirtschaftliche Trust in den Vereinigten Staaten. Die Vereinigung der Landwirte zum Verkaufe der Ernten arbeitete im vorigen Jahre so günstig, daß sie ihre Unternehmungen bei der diesjährigen Ernte bedeutend ausdehnt. Die Gesellschaft unter der Firma „Farmers National Cooperative-Exchange" wurde gegründet mit 50 Millionen Dollars Kapital zum Zwecke, Getreide zu kaufen und zu verkaufen, sowie Elevatoren zu bauen und zu betreiben. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 225.)

Digitized by Google

Staatspolitik.

Die Deutschen und die Weltpolitik. „Weltpolitik" ist ein Schlagwort, welches in den letzten Jahren eine Art von Beliebtheit für politische Reden in Deutschland gewonnen hat. Es ist geeignet, ministeriellen Programmreden eine gewisse Popularität zu geben; bindet aber andererseits nach keiner Richtung. Niemand eigentlich weiß im Grunde, was es im Munde eines deutschen Staatsmannes besagt. Denn, daß es nicht etwa andeuten soll, irgend jemand im Deutschen Reich träume auch nur von einer deutschen Vorherrschaft auf diesem Planeten, wird uns immer wieder von neuem versichert. Deutschland ist ja der „Friedenshort"; eine Weltherrschaft aber, wie wir alle wissen, läßt sich nur in Katastrophen und mit Weltkriegen aufbauen. Im Ernst giebt es kein Volk auf diesem Planeten, welches weniger für solche Abenteuer geeignet wäre, als unser deutsches. Was dann aber die Phrase „Weltpolitik" bedeuten soll, ist schwer zu verstehen. Oder meint man, ein Staat treibe „Weltpolitik", wenn er über seine Schutzbefohlenen in den verschiedenen Teilen der Erde wacht? In diesem Sinne treiben auch Serbien und Monaco „Weltpolitik". Eine konsequente Weltpolitik trieb das antike Rom, und treiben in unserem Zeitalter Großbritannien und Rußland. Das heißt, sie verfolgen eine systematische Eroberungspolitik mit dem Hintergedanken, die eroberten Landgebiete sich wirtschaftlich nutzbar zu machen, beziehentlich auszuplündern. Am klarsten, von allen Völkern der Geschichte, hat England dieses System entwickelt. Hierher kamen in den verschiedenen Epochen die Eroberer von dem Kontinent: Kelten, Römer, Angelsachsen, Dänen, Normannen. Hier hat sich durch natürliche Züchtung ein Geschlecht von Eroberern oder, wenn man will, Piraten entwickelt. Wie die Geier sitzen sie auf ihrem Kreidefelsen und blicken über die Erde hin, auf Beute ausschauend. In Deutschland blieb mittlerweile der „solide Rest" zurück; die ehrenwerte Masse, welche friedlich und wohlgemut auf ihrer Scholle hausen wollte, die eigentlichen Biedermänner. Sie pflanzten sich fort; dort also bildete sich der natürliche „Friedenshort" für die Völker. Solches Material ist nicht geeignet, die Grundlage für eine „Weltpolitik" im stolzen Sinn des Wortes abzugeben. Weshalb deutsche Staatsmänner von einer solchen reden, ist unverständlich. Man kann doch durch bloße Reden den realen Gang der Dinge nicht beeinflussen. Was ich unter „Weltpolitik" verstehe, ist das konsequente Einsetzen der politischen Macht eines Staates über die ganze Erde hin zur Erweiterung der wirtschaftlichen Interessen des Volkes, Dadurch wird der Reichtum, die Macht, und hiermit der kulturelle Einfluß der Nation gehoben. Dies ist alles, was ein Staatsmann zu leisten vermag. Wie weit sich für solches Endziel eine friedliche oder eine kriegerische Politik empfiehlt, ist Gegenstand der Kalkulation in jedem einzelnen Fall. Ein Volk, welches Frieden à tout prix will, muß selbstverständlich auf „Weltpolitik" verzichten. Natürlich glaube ich so wenig wie andere, daß die regelmäßig wiederholten offiziellen Betonungen der rein friedlichen Tendenzen eines Staates an sich schon die Bekundung eines endgiltigen Programmes darstellen. Wie immer solche Fragen im einzelnen zu beantworten sind, zu einer großen Politik sind nicht so sehr Verstandes- als Charaktereigenschaften erforderlich. Die Römer waren sicherlich nicht klüger als die Griechen; und unfraglich haben die Deutschen im Durchschnitt mindestens soviel Verstand wie die Engländer. Dennoch treiben diese heute die wirkliche Weltpolitik. Ein Staatsmann muß in erster Linie ein starker und energischer Charakter sein. Freilich darf er daneben nicht auch als Dummkopf auf die Welt kommen. Aber ich sehe in der Geschichte, daß die eigentlichen „Schlauberger", wenn ihnen die Natur nicht auch männliche Willenskraft und moralischen Mut mit auf den Lebensweg gegeben hat, ihren Nationen niemals auf dem Gebiet der Staatsmannschaft letzten Endes genützt haben. Die Cäsar, Cromwell, Bismarck, nicht die Cicero, Hardenberg, Metternich haben entscheidend und segensvoll in das Rad der Geschichte ihrer Nationen eingegriffen. Wenn unser Volk eine Weltpolitik in großem Stil treiben soll, wird man demnach nicht so sehr sein Erkennen, als sein Wollen emporheben müssen. Inzwischen aber kann eine Auseinandersetzung über die verschiedenen Probleme einer Weltpolitik vom deutschen Interessenstandpunkt aus sicherlich nicht schaden. (Dr. Carl Peters, Die Finanz-Chronik, VII, No. 39.)

Reformer und Revolutionäre. In allen Ländern mit wachsenden sozialistischen Parteien spukt die Frage nach der richtigen Taktik. Ueberall (außer in Deutschland) scheint sie zu ernsten Spaltungen führen zu sollen. In Belgien hat sich in der letzten Woche im Bergarbeiterrevier eine neue Vereinigung gebildet, die gegen Vandervelde und die offizielle sozialdemokratische Partei den Gedanken des radikalen, intransigenten

Digitized by Google

Flügels der Sozialisten vertreten will! In Italien hat die sozialistische Partei ihren Parteitag gehabt, der fast ganz der Frage der parlamentarischen Taktik gewidmet war. Die italienischen Sozialisten unter Zuratis Führung haben nach früherem heftigen Kampfe gegen die Regierung schließlich eine Taktik eingeschlagen, die die Regierung unterstützt, weil sie liberal geworden ist und dem Klassenkampf neutral gegenübersteht. Dieser Kompromiß mit dem Königtum hat auf der anderen Seite den intransigenten Flügel unter Enrico Ferri auf das leidenschaftlichste entflammt. Beim Parteitag in Imola platzten beide Richtungen wütend aufeinander. Die Anhänger Zuratis hatten die Mehrheit; sie stimmten schließlich die Revolution nieder. Aber eine befriedigende Lösung, ein Ausgleich ist damit nicht gegeben. Wahrscheinlich wird es auch in Italien noch zu derselben Spaltung kommen, die in Frankreich längst besteht und in Belgien sich eben vollzogen hat. (Naumanns „Die Zeit", 1902, No. 51.)

Eine Kundgebung Jaurès gegen den Chauvinismus. In Sens a. Yonne hielt am Sonntag Jaurès eine Rede, er hat als eine der Aufgaben der sozialistischen Partei bezeichnet, die Landleute und die Arbeiter gegen den Krieg zusammenzuschließen. Ein Teil der Bourgeoisie sei, in dem Glauben, der sozialen Frage auszuweichen, in den Nationalismus, Chauvinismus und Militarismus verfallen. Aber im Grunde wolle niemand die Revanche. Es gebe für das republikanische Frankreich nur eine mögliche Revanche, das sei, in Europa an der Befestigung des Friedens und der Entwickelung der Demokratie mitzuwirken. Elsaß-Lothringen verlange nicht wieder ein von zwei Völkern zerstampftes Schlachtfeld zu werden. Wenn dies Friedensideal eine Chimäre sei, wie lassen sich die verflossenen mehr als 30 Jahre des Friedens erklären? — Bezüglich der inneren Politik sprach sich Jaurès für weiteres Zusammengehen der radikalen Republikaner mit den Sozialisten aus. — Die Versammlung nahm schließlich eine Tagesordnung an, welche Jaurès auffordert, seinen Feldzug gegen den Krieg zu Gunsten internationaler Schiedsgerichte, fortschreitender Abrüstung und des europäischen Friedens fortzusetzen. (Vorwärts, 1902, No. 228.)

Völker und Politik.

Die mongolische Gefahr. Der amerikanische Kongreß ist leider vertagt worden, ehe die neuen Bestimmungen gegen die mongolische Einwanderung in die Vereinigten Staaten zum Gesetz erhoben worden sind, aber es ist zweifellos, daß der australische Bundesstaat aus Rücksicht auf seine Selbsterhaltung demnächst durch ebenso strenge Maßregeln die Ueberflutung des Festlandes mit mongolischen Einwanderern zu verhindern suchen wird. Australien und Neuseeland sind nicht gewillt, ihre germanischen Länder dem Mongolentum auszuliefern. Die Frage, ob die Inselwelt des Großen Ozeans in Zukunft germanisch oder mongolisch sein soll, ist hiermit gestellt und erheischt eine klare und möglichst schnelle Beantwortung seitens aller in Betracht kommenden Staaten. Wir sehen schließlich vor unsern Augen sich den Streit abspielen, der in Johannesburg infolge des Arbeitermangels in den Minen entbrannt ist. Die Minenmagnaten und die Aktionäre in England, denen alles außer den Dividenden völlig gleichgiltig ist, wollen die Arbeiterfrage durch Heranziehung chinesischer Kulis lösen, wagen sich aber, nachdem man drei Jahre lang angeblich für die Rechte der „Uitlanders" gekämpft hat, mit ihrem Programm noch nicht so recht hervor. Die organisierte weiße Arbeiterschaft des Witwaterrandes erkennt dagegen diese drohende mongolische Gefahr in ihrer ganzen Bedeutung und protestiert energisch gegen die Ueberschwemmung des Minendistriktes mit spottbilligen mongolischen Arbeitskräften. Ob dieser Protest freilich Erfolg haben wird gegenüber dem radikalen Manchestertum der Londoner Börse, läßt sich heute noch nicht sagen. Während nun also die gesamte angelsächsische Welt in ihrem Selbsterhaltungstriebe Front macht gegen das weitere Vordringen der Ameisenvölker Ostasiens, reist der deutsche Gouverneur Solf nach Hongkong und den Sundainseln, um dort chinesische Kulis für unser deutsches Samoa anzuwerben. Es ist höchst bedauerlich, daß Deutschland von den kolonialen Erfahrungen anderer Länder keinen Gebrauch macht. Ueber die Notwendigkeit der Erziehung der Neger zur Arbeit, über die Einführung einer Arbeitspflicht der Neger in unseren Kolonien existiert bereits eine ganze Litteratur. An die Verwirklichung solcher verständiger Vorschläge wagt man sich nicht heran, vielleicht aus Angst, die breiten Bettelsuppen unserer Humanitäts-

Digitized by Google

köche auslöffeln zu müssen. So vegetieren unsere Kolonien in dem alten Stumpfsinn weiter. Bedauerlich ist es aber aufs höchste, daß wir bei dem Versuch, die Arbeiterfrage auf Samoa zu lösen, genau da anfangen, wo die Amerikaner und Holländer vor einem Menschenalter bereits aufgehört haben, indem sie der mongolischen Einwanderung die ersten Dämme entgegenwarfen. Das Dogma, Samoa könne nur mit chinesischen Arbeitern bewirtschaftet werden, ist einmal aufgestellt worden und nach diesem Schema wird nun losgearbeitet, ziellos, wahllos, planlos. Wie die eingeborene Bevölkerung der Hawai-Inseln infolge der japanischen und chinesischen Einwanderung fast völlig ausgerottet worden ist, dürfte bekannt sein. Dieselbe Gefahr droht den Einwohnern Samoas, wenn dort erst die chinesischen Kulis festen Fuß gefaßt haben. Die Wanderratte und die Hausratte vertragen sich eben nirgends. Dem chinesischen Plantagenarbeiter folgt bald der chinesische Krämer und Handwerker, und eine kompakte chinesische Bevölkerung ist überhaupt nicht mehr zu vertreiben. Die Eingeborenen Samoas sind arbeitsam und intelligent; da die inneren Parteikämpfe hoffentlich endgiltig aufgehört haben, so wird auch die Bevölkerungsziffer wieder steigen. So ist an sich die Grundlage einer gedeihlichen Entwickelung gegeben. Das eine ist aber ganz sicher: durch die Beförderung der chinesischen Auswanderung nach unseren Kolonien in der Südsee arbeiten wir nur Japan in die Hände. Japan trägt sich bereits heute mit dem Traume einer japanisch-mongolischen Herrschaft über alle Länder der Südsee. Der Widerstand Chamberlains gegen die australischen Einwanderungsschutzgesetze stellt nur den Kaufpreis dar für Japans Unterstützung der englischen Politik in China. Und wir erleben das unerhörte Schauspiel, daß ein christlich-germanischer Staat aus politischen Rücksichten die Dämme einzureißen sich bemüht, die die germanische Kultur der Südsee gegen die mongolische Pest schützen sollen. So sieht das mongolische Inselreich seine Zukunftshoffnungen am Baume der europäischen Interessenpolitik langsam reifen. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 216.)

Die Arbeiterfrage in Südafrika. Die letzten Meldungen über die leidige Frage der Arbeiterversorgung des Witwaterrands lauten keineswegs besonders ermutigend. Ende Juli waren in der unmittelbaren Nähe von Johannesburg kaum 40 000 eingeborene Arbeiter verfügbar, während die optimistischsten Schätzungen das Minimalerfordernis der Gruben mit 60 000 Mann bezeichnen. Die verschiedenen Vorschläge zur Einführung von Schwarzen aus dem Nigerdistrikt oder Nyassaland sind durchwegs undurchführbar, und auch indische oder chinesische Kulis können nicht in Betracht kommen. Die Experimente mit der Anstellung weißer Arbeiter dauern inzwischen fort, sind aber im allgemeinen nicht vielversprechend, denn Lohn und Verpflegung pro Mann stellen sich täglich auf nahezu 9 s., eine weit höhere Summe, als selbst die reicheren Gruben bei der Aufrechterhaltung der alten Gewinnziffern bezahlen können. Es wird daher unbedingt nötig sein, die Anwerbung der Kaffern zu erleichtern, wobei eine Rückkehr zu den alten, höheren Löhnen wohl am ratsamsten wäre. Die Schwierigkeit ist schließlich nur als eine Begleiterscheinung des Interregnums anzusehen, das gewissermaßen noch im Transvaal besteht. Gut unterrichtete Leute, hier wie in Südafrika, hegen nicht den geringsten Zweifel, daß der Arbeitermangel binnen kurzer Zeit und ohne Beeinträchtigung des Erträgnisses der Industrie behoben werden kann. (Die Finanz-Chronik, 1902, No. 32.)

Einwanderung und Kolonisation in Brasilien. Wenig befriedigend war im Jahre 1900 die Bewegung der Ein- und Auswanderung. Die Gesamtzahl der angekommenen Passagiere und Einwanderer betrug 27 639 und die der Rückwanderer 38 141 Personen, so daß sich die Bevölkerung in dem Jahre um 10 502 Personen vermindert hat. Unter den Einwanderern waren Italiener und Spanier in überwiegender Mehrheit, unter den Rückwanderern Italiener und Portugiesen. Die Verminderung des Einwanderer-Zuzugs ist eine Folge der ökonomischen Krisis, welche an dem Fallen der Kaffeepreise und der Entwertung der Landesmünze angefangen hat. Die Aussicht auf einen guten Verdienst, den die Kaffeekultur seinerzeit bot, gegenwärtig aber nicht mehr bietet, zog den Einwanderer an, treibt ihn heutzutage wieder weg. Als im Jahre 1895 der Kaffeepreis hoch stand, betrug die Einwanderung 139 998 Personen. (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1902, April, Seite 41.)

Deutschlands Interessen in der Türkei. Die altangesehene französische Zeitschrift „Revue de Géographie" beschäftigt sich in einer Artikelreihe mit den deutschen Beziehungen zu der Türkei. Nach eingehender Betrachtung unserer politischen und kulturellen Interessen unterzieht die Revue unsere wirtschaftliche

Digitized by Google

Stellung einer genaueren Untersuchung: Die Steigerung des deutschen Handels in der Türkei, sagt die Revue, ist enorm; in 20 Jahren ist er um 800 pCt. gewachsen. 1880 umfaßte der deutsch-türkische Handel 8,5 Millionen Francs, 1901 hingegen nicht weniger als 84,5 Millionen Francs. Im Gegensatze zu anderen Ländern, deren Leistungsfähigkeit sich auf die Lieferung einzelner Artikel konzentriert, wie z. B. Oesterreichs des Zuckers, Englands der Baumwollwaren, verteilt sich Deutschlands Ausfuhr nach der Türkei auf eine möglichst große Anzahl von Produkten. Die deutsche Industrie arbeitet dahin, daß man alle ihre Erzeugnisse kennen lernt und sucht das Terrain nach und nach zu erobern. Diese kommerzielle Entwickelung Deutschlands in der Türkei während der letzten Jahre ist aber nur möglich gewesen dank der hervorragenden Leistungen der Deutschen Levante-Linie. „Ihre Erfolge haben alle Erwartungen übertroffen; die Gesellschaft macht jeden Tag Fortschritte und leistet dem deutschen Handel in der Levante ganz hervorragende Dienste." Soweit die französische Zeitschrift; wir aber haben allen Grund, mit einer solchen Vertretung der deutschen Flagge im Orient wohl zufrieden zu sein. (Konstantinopeler Handelsblatt, 1902, No. 32.)

Die Handelsmarinen der Welt. Während die Segelschiffsflotte der Welt um 91 Schiffe mit 13851 Tonnen abgenommen hat, erwuchs der Dampfschiffsflotte in derselben Zeit ein Zuwachs von 628 Schiffen mit 1 851 104 Tonnen. Die folgende Tabelle giebt in Raumgehalt ausgedrückt, den Anteil der einzelnen Länder an der Weltflotte an. Zur besseren Beurteilung des Entwickelungsganges der Marinen verschiedener Nationen sind die Ziffern des letzten Jahres gegenübergestellt.

Länder	Raumgehalt 1901	Raumgehalt 1902	Zunahme + Abnahme —
Ver. Königreich	13 656 161	14 431 072	+774 911
Deutschland	2 905 782	3 138 568	+232 786
Vereinigte Staaten . . .	3 077 344	3 337 156	+259 812
Norwegen	1 627 220	1 632 757	+ 5 537
Frankreich	1 406 883	1 519 922	+113 039
Italien	1 117 538	1 159 082	+ 41 544
Rußland	789 253	800 334	+ 11 081
Spanien	786 355	784 537	— 1 798
Japan	644 664	690 581	+ 45 917
Schweden	676 219	690 173	+ 13 954
Holland	578 109	612 920	+ 34 811
Oesterreich-Ungarn . .	486 802	556 493	+ 69 301
Dänemark	508 194	538 493	+ 30 299

(Konstantinopeler Handelsblatt, 1902, No. 33.)

Entwickelung des englischen Außenhandels. Das neueste Blaubuch des englischen Handelsamts bespricht die Entwickelung des Außenhandels und sein Verhältnis zur Zunahme der Bevölkerung in England, Deutschland, Frankreich und den Vereinigten Staaten in den drei letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Hier sei nur ein einziger Punkt hervorgehoben, der bei dem Kampfe, der augenblicklich zwischen der Montanindustrie in der alten und neuen Welt wogt, besonders interessant ist. Das Blaubuch erwähnt als das Hauptprodukt Englands natürlich Kohle und vergleicht Englands Stellung im Welthandel in diesem Artikel vor dreißig Jahren mit seiner Stellung im Jahre 1900. Im Jahre 1870 produzierte England allein mehr Kohle als die drei anderen Staaten zusammen: 120 Millionen Tonnen gegen 15 Millionen in Frankreich, 32 Millionen in Deutschland und 42 Millionen in den Vereinigten Staaten. Im Laufe der nächsten dreißig Jahre trat ein auffallender Umschwung ein: Frankreich hat seine Kohlenproduktion mehr als verdoppelt, Deutschland mehr als verdreifacht, die Vereinigten Staaten haben jedoch England, das 189 Millionen förderte, mit 203 Millionen Tonnen überflügelt, wovon allerdings bisher nur wenig mit der englischen Kohle in Wettbewerb tritt, sondern in der Union selbst verbraucht wird. Aber diese erhöhte Konsumfähigkeit der Vereinigten Staaten ist an und für sich schon symptomatisch, ein beredtes Zeichen des enormen Wachstums der amerikanischen Industrie. (Die Finanz-Chronik, 1902, No. 32.)

Die britische Kolonialkonferenz. Ueber ihre Verhandlungen ist nur wenig an die Oeffentlichkeit gedrungen. Soviel steht indes fest, daß weder der namentlich von Neuseeland angestrebte imperiale Zollverein noch ein imperialer Verteidigungsvertrag zustande gekommen ist. Das Ergebnis der Verhandlungen beschränkt sich

Digitized by Google

auf einen Beschluß, England für den Handel innerhalb des britischen Reiches Vorzugstarife zuzubilligen — so soll Neuseeland eine Tarifherabsetzung ähnlich derjenigen zugestanden haben, die Kanada bereits zugestanden hat — und auf Unterstützung von Dampferverbindungen zwischen den einzelnen Teilen des Reichs ein System kolonialer Flottenreserven zu erzielen, wobei die Dampfer als Hilfskreuzer verwendet werden sollen. Eine engere militärische Gemeinschaft zwischen dem Mutterland und den Kolonien ist nicht zustande gekommen. Als besonders großer Schritt zur Schaffung des Greater Britain kann das Ergebnis kaum angesehen werden. (Vorwärts, 1902, No. 187.)

Das nationale Erwachen der Schwaben im Banat zeigt sich in manchen Anzeichen, die recht unscheinbar aussehen, für den Kenner dortiger Verhältnisse aber doch recht bedeutungsvoll sind. Kürzlich fand in Werschetz ein südungarischer Gewerbe-Korporations-Kongreß statt. Die Veranstalter des Kongresses und die offiziellen Vertreter sprachen nur magyarisch. Die Teilnehmer, die wohl denken mochten, das wäre die übliche Einleitung und man würde dann zu den eigentlichen Verhandlungen in deutscher Sprache schreiten, hörten zunächst geduldig zu. Als sie sich aber in dieser Erwartung getäuscht sahen, riß ihnen die Geduld. Es wurden zahlreiche Rufe laut: Deutsch! Deutsch reden und vortragen! Wir wollen etwas verstehen! Als dies keine Wirkung hatte, gingen beinahe sämtliche Teilnehmer hinaus. Nachdem sich die Leiter des Kongresses von ihrer Verblüffung erholt hatten, gingen einige derselben den Ausgezogenen nach und bewogen sie unter der Zusicherung, daß alles Weitere deutsch verhandelt werden sollte, zur Rückkehr. So geschah es denn auch, es wurde nunmehr deutsch verhandelt und der ungarische Staat ist darum nicht aus den Fugen gegangen. (Alldeutsche Blätter, XII, 38.)

Russisch-japanischer Verein. Nach einer Meldung der „Times" aus Tokio hat sich dort ein russisch-japanischer Verein gebildet, dessen Zweck es ist, die sozialen, kommerziellen, industriellen und Fischereibeziehungen zwischen den beiden Ländern zu fördern. Die Gründer der Gesellschaft seien der Ansicht, daß die Eröffnung Ostasiens durch Rußland Japan zum Vorteil gereichen müsse, da dieses die Arbeit und die Materialien für die russischen Unternehmungen liefere. (Deutsche Export-Revue, 1902, No. 9.)

Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Abessinien. Vor einiger Zeit traf in Odessa ein abessinischer Abgesandter ein mit der Aufgabe, die Anknüpfung regelmäßiger Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Abessinien einzuleiten. Nach Eröffnung der von einer französischen, staatsunterstützten Gesellschaft gebauten Bahn von Djibuti nach Harrar wird der Verkehr mit Abessinien wesentlich erleichtert werden, und auch von deutscher Seite sollte man nicht ganz unbeachtet ein Absatzgebiet lassen, das immerhin für gewisse Erzeugnisse eine nicht zu unterschätzende Aufnahmefähigkeit bekunden dürfte. (Deutsche Export-Revue, 1902, No. 12.)

Chinesische Flotten-Reorganisation. Nach einer Zeitungsmeldung ist man in England respektive dessen hiesigen Kreisen nicht sehr erbaut über Yuan-Chi-Kais Absicht der Wiederherstellung der chinesischen Flotte. Man meint, eine Flotte zweiten Ranges — eine andere könnte sich China zunächst wohl kaum schaffen — würde nur einigen anderen fremden Mächten Gelegenheit geben, auf Kosten Chinas gelegentlich auf billigem Wege die eigene zu vergrößern. England fürchtet wohl mehr, daß das von China zu verausgabende Geld für Anschaffung einer Flotte nicht in seine Taschen fließen würde und gönnt anderen Nationen dies nicht. Warum soll China nicht jetzt den Anfang zur Reorganisierung der Flotte ebenso gut machen können, wie mit der des Landheeres? (Ost-Asien V, 54.)

Bücherbesprechungen.

Alfred Klaar. Wir und die Humanität. Verlag von Johannes Räde. Berlin 1902.

Seinem Titel getreu ist das Buch keine theoretische Litteratur, sondern bezieht sich auf menschlich Lebendiges. In seinen Vorschlägen zur Veredelung des sittlichen

Digitized by Google

Gefühls empfiehlt es die kleinen Mittel, nicht die kleinsten. Diesen Maßstab verschuldet nicht der Verfasser, er ist ein Begriffsmerkmal der Humanität. Die Humanität ist nur die antreibende Begleiterin der Civilisation, der natur- und geistesnotwendigen Entwickelung; das natürliche Sittengesetz ist der Fortschritt. Treffend nennt Klaar die Humanität nur freie sittliche Ordnung, unbedingtes Wohlwollen. In ihrer Beschränkung befangen, ist er der Ansicht, wir wären ideell über das 18. Jahrhundert noch nicht hinausgekommen. So kann nur der Humanist sprechen, welcher über den praktischen Idealismus hinwegfliegt, den die nüchterne Genialität der Nationalökonomen zu einer neuen Vernunftwahrheit machte. Josef Popper, der Vertrauensmann Klaars, spricht in seiner großen Gedankensymphonie „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben" recht verächtlich von einer sogenannten Wissenschaft der Nationalökonomie. Wenn Klaar durch ein Vermittelungssystem als dauernde Einrichtung jedem Arbeitswilligen Arbeit verschaffen will und sich dazu auf Popper beruft, so hat er zu sagen vergessen, daß Popper für diesen Zweck die Verstaatlichung des Grund und Bodens verlangt. Das Problem der richtigen Arbeitsverteilung dürfte in unserer Gesellschaftsverfassung doch schwieriger sein als Klaar es sich vorstellt. Fremde Arbeit darf menschlichen Gewohnheiten nicht allzusehr zuwider sein. Wegen der falschen Arbeiterauswahl hat sich schon Louis Blanc gegen die verkrachten Nationalwerkstätten verwahrt, ihre Verwirrung sei nicht sein Werk. Klaar kritisiert auch die Armut unseres Unterrichtswesens. Er verwirft den Lernsport der Schule, das Prüfungsduell zwischen Lehrer und Schüler, er will statt Prüfung die Erprobung, statt überreizender Examina das stille Gutachten des Lehrers. Der Entwickelungsweg des Schülers aber ist lang, er hat viele Lehrer, wann und wie sollen diese urteilen und an die Eltern berichten, ob der Schüler ohne Prüfung erprobt ist oder nicht. Zumal Klaar noch eine Schätzung „des" Lehrers über den künftigen Lebensberuf des Schülers erwartet. Das Wichtigste bleibt hier offene Frage. Zweck der Schule ist nicht Individualitäten zu bilden, wie Klaar behauptet; Zweck der Schule ist allseitige Geistesbildung, Schulung des Verstandes. Klaar bemängelt auch die Hochschulen. So wahr es nun ist, daß die Philosophie nur noch die Spitze, nicht mehr die Grundlage unserer Weltanschauung bedeutet, so läßt sie sich doch kaum durch eine Wissenschaftslehre ersetzen, die den Studierenden den Zusammenhang seines besonderen Studiums mit dem Ganzen lehrt. Neben dem Spezialstudium das Nebensächliche, ohne eigene methodische Arbeit gar nicht zu fassen, erzeugte sie die ironische Ueberlegenheit, alles und nichts zu wissen. Wer vermöchte auch diese Wissenschaft der Wissenschaften, diese inhaltreichste Erziehungswissenschaft, mit kühler Objektivität zu lehren ohne Rest von Tendenz und Partei? Klaar läßt der Philosophie nur noch den Gipfel übrig, der Philosoph Zeller aber erachtet es weiter als deren Aufgabe, die letzten Gründe des Erkennens und Seins wissenschaftlich zu untersuchen. An eine Versöhnung von Wissenschaft und Religion wird ein großer Naturforscher zuletzt glauben. Klaar irrt sich, daß Darwin an den obersten Glaubenssätzen der englisch-evangelischen Kirche festhielt, er hielt nur die Schonung der Religion für nützlich. Jene obersten Glaubenssätze waren für Darwin die untersten, er nahm als wahrscheinlich an, irgend einer Urform sei vom Schöpfer Leben verliehen worden, doch ob man das anerkenne oder nicht, sei unwesentlich; das Befriedigende sei das allgemeine Gesetz, welches zum Fortschritt aller organischer Wesen führt. Die beste That des Klaar'schen Buches ist die feine Züchtigung der Nietzsche-Gecken, die sich wohl die Mächtigkeit des Typus zutrauen aber vom Grundwillen der Erkenntnis keine Ahnung haben. Klaar ist hauptsächlich Aesthetiker. Durch den gehaltvollen Schmuck der Sprache wird sein Buch eine stilistische Studie. Seine Gedankenarbeit hat künstlerische Anschaulichkeit und ethische Wärme. Mitten ins sittliche Volksbewußtsein hinein führt seine Weihe des Geistes: Die Menschheit soll nicht nur gebildet werden, sondern auch Bildung vermenschlicht.

Georg Keben.

F. Paulsen, Professor an der Universität Berlin. Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Braunschweig 1901. F. Vieweg & Sohn. 34 Seiten. Preis 80 Pfg.

Was in diesem Schriftchen der kundige und gewandte Verfasser der „Geschichte des gelehrten Unterrichts" als unbedingte Notwendigkeit (pag. 31) hinstellt,

Digitized by Google

nämlich die anderen gelehrten Berufsarten außer dem des Lehrers ebenfalls den Realschulabiturienten zugänglich zu machen, diesen also außer der philosophischen Fakultät auch die drei übrigen zu öffnen, ist inzwischen für die Juristen und Mediziner in Preußen durch die Unterrichtsverwaltung angeordnet worden, freilich nicht ohne daß das sächsische Ministerium sich für das ihm unterstellte Gebiet dagegen verwahrt hätte. Daß nun auch die theologische Fakultät den Realschulabiturienten geöffnet wird, ist nur noch eine Frage der Zeit; kam es doch auch bisher schon vor, daß solche Abiturienten auf der Universität zur Theologie übergingen und zu dem Zwecke das Griechische und Hebräische dort nachträglich lernten und ihre Kenntnisse darin durch eine besondere Prüfung nachwiesen. Bis auf weiteres ist freilich thatsächlich für die künftigen Theologen und die Lehrer der alten Sprachen das Gymnasium in der Regel die Vorbereitungsstätte auf das Universitätsstudium.

Der Nachweis, den der Verfasser von seinem Standpunkte, dem Idealismus der Arbeit, aus dafür liefert, daß es das einzig Richtige sei, den Abiturienten aller höheren Schulen alle Universitätsstudien zugänglich zu machen, ist zutreffend, und umsichtig werden die Mittel angegeben, die den Realschulabiturienten dazu dienen sollen, die ihnen fehlenden Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen nachzuholen. Nach dem zu urteilen, was über das Maß der für diese nachträgliche Aneignung zur Verfügung zu stellenden Zeit verlautet, kann und wird nur eine sehr oberflächliche Kenntnis jener beiden Sprachen trotz der bis zu einem gewissen Grade vorhandenen allgemeinen Bildung dieser Abiturienten gewonnen werden, zumal die allermeisten der sie so Lernenden nur der Not gehorchen und nicht dem eigenen Triebe; noch stärker wird die notdürftige Erlernung dieser beiden schwierigen Sprachen sich zeigen, wenn die darin gewonnenen Kenntnisse nicht in einer besonderen Prüfung nachzuweisen sind, sondern nur bei der Ablegung des ersten Staatsexamens als vorhanden vorausgesetzt werden. Durch solche nunmehr nötige Elementarstudien und schulmäßige Prüfungen auf den deutschen Universitäten wird aber nicht nur ihre in der ganzen Welt einzigartig dastehende hohe und freie Lehr- und Lernmethode aufs stärkste beeinträchtigt, indem sie auf die Stufe der englischen und amerikanischen Universitäten heruntersinken, sondern es werden sich mit der Zeit auf unseren Universitäten zwei durch Rang und Ansehen verschiedene Klassen von Studenten bilden, und auch in deren Professorenschaft wird diese Spaltung kommen, wie denn schon heute infolge einer ähnlichen Gleichmacherei der deutschen Regierungen derselbe Vorgang sich als großer Schaden in dem Stande der Elementarlehrer zeigt, die scharf in die beiden Gruppen derjenigen zerfällt, welche von ihrer Berechtigung, ein Jahr freiwillig im Heere zu dienen, Gebrauch machen kann und ihn wirklich macht, und derjenigen, die das nicht können und nicht thun.

Bei der so immer mehr fortschreitenden Verflachung in der Bildung des deutschen Volkes werden die Gymnasien wie bisher die vornehmsten höheren Schulen bleiben, welche der Jugend die gediegenste Vorbildung geben, wie das ja auch selbst von der höheren Geschäftswelt immer schon dadurch anerkannt worden ist, daß als Lehrlinge Gymnasialabiturienten wegen ihrer tüchtigeren allgemeinen Bildung vor den Realschulabiturienten von jeher den Vorzug zu erhalten pflegen.

Die preußische Regierung hat mit diesen ihren jüngsten Verordnungen einen bedeutsamen Schritt gethan, durch den scheinbar die Unterschiede der Bildung im deutschen Volke überbrückt oder ausgeglichen, in Wirklichkeit aber verschärft werden, weil sie unter die einzelnen gelehrten Berufsarten selbst getragen werden; denn man wird in einigen Jahren sicherlich unterscheiden zwischen Gymnasial- und Realschuljuristen und ebensolchen Medizinern. Vielleicht ist dieser Prozeß überhaupt nicht aufzuhalten; daß die Regierung aber auch ernstlich versucht habe, hier nach dem principiis obsta zu verfahren, den Eindruck hat man nicht gewonnen. Der vom Verfasser verkündete Idealismus der Arbeit ist doch wohl im letzten Grunde nichts anderes als die auf allen Lebensgebieten sich geltend machende Interessenwirtschaft. Nein, nicht die Arbeit um ihrer selbst willen, sondern die Arbeit als das Mittel, durch welches das äußere Leben sichergestellt und das innere vertieft wird: Idealismus des Lebens! J. P.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 9. 1902.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert.

Professor Dr. Karl Weule.

I. Allgemeines.

Die Wissenschaft vom Menschen im Sinne der Verfolgung seiner physischen und seiner Kulturentwickelung ist nicht alt; sie ist sogar der jüngsten eine im reichen Kranze der Disziplinen. In ihrer Gesamtheit, die neben der Anthropologie auch die Prähistorie oder Urgeschichte und die Völkerkunde im engern Sinn, also Ethnologie und Ethnographie, umfaßt, ist sie als moderne Wissenschaft heute kaum drei Viertel Jahrhundert alt. Daß ihr dreifacher Geburtstag in denselben Zeitraum fällt, erscheint nur auf den ersten Blick merkwürdig; bei näherer Betrachtung muß man sich sagen, daß grundlegende Fortschritte auf dem einen Teilgebiet ähnliche Umwälzungen in den Anschauungen sehr bald auch auf den anderen nach sich ziehen mußten. Die heutige Anthropologie, soweit sie die Lehre von der Herkunft, dem Alter und der Stellung des Menschengeschlechts in der Natur ist, beginnt ihren Lebenslauf 1830 mit dem Erscheinen des ersten Bandes von Charles Lyells Principles of Geology, durch welche der bis dahin allein herrschenden Cuvierschen Katastrophentheorie der Boden gänzlich entzogen wurde. Mit Recht weist in einer jüngst erschienenen Abhandlung Friedrich Ratzel*) darauf hin, daß dies in wissenschaftlich mindestens gleichwertiger, in der Auffassung vielleicht großartigerer Weise längst vor Lyell bereits durch die Arbeiten des Engländers James Hutton,**) des Franzosen Jean Lamarck***) und des Deutschen Ernst Adolf von Hoff†) geschehen war; für den Entwickelungsgang der Lehre

*) Fr. Ratzel, Die Zeitforderung in den Entwickelungswissenschaften. Annalen der Naturphilosophie, Band 1, Seite 309—363.

**) James Hutton, Theory of the Earth. Erste Ausgabe in den Transactions of the Philosophical Society of Edinburgh. 1798.

***) Jean Baptiste Antoine Pierre Monet de Lamarck, Philosophie zoologique ou exposition des considérations relatives à l'histoire relative des animaux. 1809, 2 Bände.

†) Karl Ernst Adolf von Hoff, Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Gotha 1822—41, 5 Bände.

Digitized by Google

vom Menschen war das indessen belanglos geblieben, indem keiner dieser erst von der Gegenwart nach Gebühr gewürdigten Männer damals in weiteren Kreisen bekannt oder gar anerkannt wurde. Dieses Glück widerfuhr erst Lyell, der sofort vor einem großen Kreise von Gebildeten aussprach, was die anderen eigentlich nur für sich selbst geschrieben hatten, nämlich, daß die Vorzeit der Erde und der organischen Welt nicht in scharf getrennte, durch Erdrevolutionen unterbrochene Abschnitte, die Schöpfungsperioden Cuviers, zerfiele, sondern daß alle Umänderungen durch jetzt noch wirkende, kleine Ursachen langsam, aber stetig durchgeführt worden seien. Die Aufstellung dieses neuen Entwickelungsprinzips ist damals sichtbar zunächst nur der Geologie zu gute gekommen, in der sofort ein völliger Umschwung der Anschauungen erfolgte; die Anthropologie wie überhaupt die Entwickelungsgeschichte der Organismen blieb einstweilen noch unberührt. Erst 1859, mit dem Erscheinen von Charles Darwins „Entstehung der Arten", schlug auch ihr die Geburtsstunde. Wenn wir trotzdem die moderne Anthropologie bis auf das Erscheinen von Lyells Buch zurückdatieren, so geschieht es insofern mit Recht, als Darwin nicht nur in seinen geologischen, sondern auch in seinen entwickelungsgeschichtlichen Anschauungen stark durch seinen großen Lehrer Lyell beeinflußt worden ist.

Die Begründung der „Wissenschaft des Spatens", wie Heinrich Schliemann die Urgeschichte nennt, geht auf die langjährige, mit dem Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts beginnende Sammelthätigkeit des Franzosen Boucher de Perthes im Sommethal zurück. Perthes hat lange um die Anerkennung seiner Funde als Artefakte des diluvialen Menschen ringen müssen. 1859 endlich, also im Erscheinungsjahre von Darwins berühmtem Buche, ward sie ihm zu teil, aber doch auch erst, nachdem im Jahre vorher durch die Auffindung von Menschenresten zwischen Knochen diluvialer Tiere und unter übergelagerten Höhlenbärenknochen in der Brixham-Höhle bei Torquay in England durch Prestwich die Frage nach dem Diluvialmenschen einwandfrei beantwortet worden war.

Ethnographie und Ethnologie endlich gehen als moderne Wissenschaften auf das Jahr 1829 zurück. Damals schrieb der Naturforscher Milne-Edwards an Thierry einen Brief, durch den die Gründung der Société éthnologique, der ersten ihrer Art, angebahnt, zugleich auch die so nötige Verbindung mit der Urgeschichte in die Wege geleitet wurde. In die Praxis ist die Anregung erst 1843 durch des Franzosen Jomards Aufruf zur Gründung ethnographischer Museen und zu reger Sammelthätigkeit gesetzt worden. Adolf Bastian und andere haben später diesen Ruf aufgenommen, mit dem Erfolge, daß die Mehrzahl der Naturvölker, auf die es in erster Linie ankam, heute ethnologisch entweder bereits studiert worden sind, oder daß die Möglichkeit des Studiums ihres Kulturbesitzes für die Zukunft doch gesichert erscheint. Gewährt wird diese Möglichkeit durch die Massen des in den ethnographischen Museen aufgespeicherten Materials. Dem der Völkerkunde Fernstehenden mag dieses Material, wenn er die langen Reihen der Schränke durchwandert, trotz seiner Massenhaftigkeit belanglos genug erscheinen; leugnen kann indessen niemand, daß es für die Zukunft, wenn der Weiße auch den letzten der Wildstämme seiner Unberührt-

Digitized by Google

heit entkleidet haben wird, eins der Hauptmittel bilden wird, in die ursprünglicheren Kulturstufen der Menschheit einen vergleichenden Rückblick zu werfen.

Seit den Anfängen der drei Wissenschaften ist nun, trotz der Kürze der verflossenen Zeit, das Verhältnis zwischen Weg und Ziel nicht immer das gleiche gewesen: zwar die Ziele sind unverändert geblieben, aber die Wege, die Forschungsmethoden, haben mannigfach gewechselt. Hier ihre Geschichte zu geben, liegt mir fern; sie ist interessant und lehrreich genug, zeigt doch auch sie, wie unsicher der menschliche Geist bei der Erschließung neuer Wissensgebiete vorwärts tappt. Wichtiger erscheint mir die Festlegung wenn nicht aller, so doch der Hauptaufgaben, die aller drei Disziplinen in der nächsten Zukunft warten. Diese Festlegung erscheint um so mehr geboten, als die Anthropologie gerade jetzt einer neuen Blüte entgegenzugehen scheint, nachdem sie in der jüngsten Zeit unleugbar einer gewissen Erstarrung und Unfruchtbarkeit anheimgefallen war. Auch die Urgeschichte steht an einem Markstein ihrer Entwickelung, nachdem die über alle Maßen erfolgreichen Ausgrabungen auf den alten Kulturböden des vorderen Orients, in Aegypten, Mesopotamien, Syrien, Kleinasien und Griechenland, uns ungeahnte Beziehungen dieser Länder zum prähistorischen Norden Europas erschlossen haben. Die Ethnographie endlich steht zwar vor keinem äußerlich scharf markierten Einschnitt, wohl aber sieht sie sich der Notwendigkeit gegenüber, in ihren Untersuchungen Gang und Entwickelung der Rassen- und Völkerlagerungen an den einzelnen Erdstellen schärfer zu beachten als sie das bisher gethan hat; auch sie muß eine Entwickelungswissenschaft werden, will sie den Rang einer vollwertigen Disziplin, zu dem sie eben erst emporgestiegen ist, fernerhin behalten. Ich verhehle mir keineswegs die Schwierigkeiten und das vielfach Bedenkliche eines derartigen Programmentwurfs, erachte aber die gekennzeichnete Sachlage für schwerwiegend genug, um die der drei Wissenszweige harrenden Zukunftsaufgaben wenigstens in ihren Hauptzügen festzulegen. Unerläßlich ist dazu, im Interesse der Klarheit, die vorhergehende Präzisierung der allgemeinen Aufgaben und Ziele der drei verbündeten Wissenschaften selbst, sodann eine Andeutung wenigstens der Hauptetappen ihrer Forschungsmethoden bis zur Gegenwart.

Die physische oder somatische Anthropologie untersucht den Körper des Einzelnen unter steter Betonung des Vergleichs mit der übrigen Menschheit. Sie beschränkt sich nicht auf den Menschen der Gegenwart allein, sondern verfolgt ihn über die Anfänge der geschriebenen Geschichte hinaus bis in die Tiefen der Prähistorie und der geologischen Schichten. Für die Erzielung einwandfreier Ergebnisse wesentlich ist die Verarbeitung des gesamten überhaupt zugänglichen Materials. Die Beschäftigung ist zunächst mehr klassifikatorischer Natur: man untersucht das Material, um zu Rassenmerkmalen zu gelangen. Das Endziel ist jedoch für das ganze Gebiet entwickelungsgeschichtlich: aus den Rassenmerkmalen sucht man zu Entwickelungsreihen zu gelangen und damit endlich zur Beantwortung der Frage nach der Herkunft des Menschen selbst, seiner Stellung und seinem Verhältnis zu der übrigen Lebewelt, seinem Alter, kurz, seiner Stellung in der Natur. Dadurch, daß die Anthropologie gleichzeitig auch die Ueber-

Digitized by Google

einanderlagerung der einzelnen Rassen untersucht, wird sie zur Grundlage aller Geschichte; jede Uebereinanderlagerung von Rassen setzt Wanderungen voraus; diese sind aber auf primitiven Kulturstufen der einzige, für uns wenigstens sichtbar werdende Ausdruck geschichtlicher Bethätigung überhaupt.

Um Belege für diese Behauptung brauchen wir nicht besorgt zu sein, sie strömen in Fülle auf uns zu, wo und wie oft wir den Blick in die Welt der Naturvölker und die Tiefe der Menschheit wenden. Ein ungemein fruchtbares Gebiet ist der Erdteil Afrika; eine durch Dokumente verbürgte Geschichte haben wir bei ihm nur am Nordrand und in der Südspitze. Dort reicht sie, an der Hand der klassischen Völker des Altertums, zwar Jahrtausende zurück, wird aber, der Neuzeit zu, immer lückenhafter und weniger begründet. Das Gleiche gilt für die Völker und Staaten des Westsudans, über deren Entwickelung und Aufeinanderfolge uns lediglich durch arabische Reisende des ausgehenden Mittelalters einige Kunde wird. In Südafrika endlich reicht unser Wissen von der Rassen- und Völkerentwickelung um ganze hundert Jahre rückwärts, bis auf den Beginn der großen Kaffernkriege, die allerdings sehr wohl geeignet waren, das Auge europäischer Beobachter auf die neuentstehenden Völkerlagerungen zu lenken.

Trotz dieses Mangels an Hilfsmitteln zu einer zünftigen Geschichtsschreibung sind wir heute in der glücklichen Lage, über die wesentlichen Vorgänge in der Völkerlagerung und Völkerverteilung Afrikas einigermaßen unterrichtet zu sein. Zu verdanken haben wir diese menschheitsgeschichtlich durchaus nicht bedeutungslose Errungenschaft neben der Ethnographie und der Sprachwissenschaft auch der physischen Anthropologie. Alle drei Disziplinen lehren uns übereinstimmend, daß als unterste der heutigen Völkerschichten des gesamten südlichen Dreiecks von Afrika die hellfarbigen Völker der Südspitze, also Buschmänner und Hottentotten, und die über das ganze Innere versprengten Pygmäen zu betrachten sind. Ueber diese Grundschicht hat sich dann von Nordosten her die wuchtige Masse der Bantuvölker gelegt. Im Zentrum und Westen füllt sie den Erdteil in kompakter, nur von den kuppengleich über die jüngere Schicht emporragenden Pygmäenwohnsitzen unterbrochener Lagerung bis etwa zum 5° nördlicher Breite; im Osten aber, zwischen dem Seengebiet und dem Indischen Ozean haben sich über und zwischen die Bantuvölker Stämme gelagert, deren vorletzte Sitze sich am oberen Nil und im Nordosthorn Afrikas befanden. Wir berühren damit zwei Schichten, von denen die nilotische, die unter dem Namen Sudanneger sich über die ganze, zwischen 5° und dem Südrand der großen Wüste gelegene Zone erstreckt, älter ist als die Bantu, während die andere, hamitische, die in Aequatorial-Ostafrika durch Galla und Somal verkörpert wird, zweifellos jünger ist als die von ihr nach Südwesten gepreßte Welle der kraushaarigen Hauptbevölkerung des Erdteils.

Neben diesen Grund- und Hauptzügen in der Besiedelungsgeschichte des dunklen Weltteils gewähren Ethnographie, Sprachwissenschaft und Anthropologie uns heute auch Einblicke in die Geschichte einer ganzen Reihe von Einzelbezirken. Zwar sind wir wohl nirgends in der Lage, über den genaueren Gang der Vorgänge im Leben jener dunkelgefärbten Völkerschaften Rechenschaft abzulegen, selbst die Bestimmung

Digitized by Google

der absoluten Zeitlage ist uns in nur sehr seltenen Fällen möglich; Thatsache ist indes, daß wir über die frühere Geschichte Afrikas heute mindestens ebensogut unterrichtet sind wie über den Entwickelungsgang der Bevölkerung Europas und seiner Kultur während der älteren vorgeschichtlichen Perioden dieses uns räumlich soviel näher liegenden Erdteils.

Ganz ähnlich steht es um unsere, zum großen Teile mit Hilfe der Anthropologie erworbene Kenntnis der Vor- und Frühgeschichte anderer Erdteile. Ohne uns der Gefahr großer Fehlschlüsse auszusetzen, vermögen wir uns ein anschauliches Bild der Rassen- und Völkerfolge in Vorder- und Hinterindien zu entwerfen; wir können an der Hand der anthropologischen Forschungsmethode die hochinteressanten Ueber- und Einlagerungsvorgänge im indonesischen Archipel verfolgen und stehen auch den Rassenverhältnissen im Stillen Ozean mit immer erfreulicher werdender Klarheit gegenüber. Zugeben müssen wir auch hier, daß wir über Zeit und Verlauf der verschiedenen Völkerbewegungen absolut im Dunklen tappen; wir können auch nicht beurteilen, ob die Wellen der Melanesier und der Polynesier sich mit einem einmaligen Schwall nach Osten ergossen haben, oder ob diese Bewegung als Dauererscheinung aufzufassen ist. Alles das ändert aber nichts an dem Thatbestande, daß wir in jenen Vorgängen geschichtliche Ereignisse vor uns haben, die in ihrer Art ebenso bedeutungsvoll sind wie die Ueberschwemmung Ostgermaniens durch die Slaven im frühen Mittelalter, oder die Umspannung des östlichen und südlichen Mittelmeerrandes durch die Araber im 7. und 8. Jahrhundert.

Die Urgeschichte befaßt sich gleich der physischen Anthropologie zunächst mit den körperlichen Resten des Menschen selbst; nur beschränkt sie sich auf die nach langer, langer Ruhe dem Schoß der Erde entrissenen Skeletteile. Ihr eigentliches Feld liegt jedoch auf kulturgeschichtlichem Gebiete, wie das aus ihrer Beschäftigung mit den Waffen und Geräten, den Wohnungen und den Kultusgegenständen des vor- und frühgeschichtlichen Menschen ohne weiteres hervorgeht. Ihre Arbeitsmethode ist in beiden Fällen regionaler Natur: durch systematisches Sammeln aller Reste, der körperlichen wie der kulturgeschichtlichen, sucht sie die Verbreitung des prähistorischen Menschen zu bestimmen. Sie wird damit unbewußt die Grundlage der Ethnographie oder auch der Anthropogeographie von heute insofern, als sie, ebenso wie diese beiden Wissenszweige, die Lage, Gestalt und Größe der Oekumene betrachtet, nur für eine ferne Vergangenheit. Der kulturhistorischen Aufgabe entledigt sie sich in der Weise, daß sie alle Spuren und Reste der Altvordern zu einem Kulturbild zusammenzufassen sich bestrebt, oder richtiger zu einer Entwickelungsgeschichte jener alten Kultur. Das Endziel ist ein doppeltes; beide Teile haben aber den gemeinsamen Zug, nach der Tiefe der Menschheit gerichtet zu sein. Der eine Teil ist historischer Art; er besteht in der Anfügung der prähistorischen Kulturbilder an die Frühgeschichte der Völker mit geschriebener Geschichte, strebt also im einfachsten Fall eine Verlängerung dieser Geschichte nach unten an. Der andere Teil ist entwickelungsgeschichtlich: durch Verfolgung der körperlichen Spuren in die Tiefe der geologischen Schichtenfolge sucht die Urgeschichte zunächst das Alter der Menschheit an sich zu bestimmen, gleichzeitig

Digitized by Google

auch das seiner Kultur und deren Entwickelungsgang. Das Verfahren zur Bestimmung des Alters ist rein geologisch-paläontologisch. Wie in der Paläontologie das Alter der Organismen durch das Alter der sie einschließenden geologischen Formation bestimmt wird, so ergeht es auch dem Menschen. Geologie und Paläontologie sind demnach in diesem Falle Hilfswissenschaften der Prähistorie.

Ethnographie und Ethnologie beschäftigen sich nicht mehr mit dem menschlichen Einzelwesen, sondern mit den natürlichen Verbänden, der Familie, der Horde, dem Stamme, dem Volk; ihre Aufgabe ist es, die Entwickelung des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesellschaft im weitesten Sinne zu ergründen. Beide gehen dabei vorwiegend von dem Studium der Naturvölker aus, einmal, weil die Untersuchung der höheren Kulturen bereits durch andere Disziplinen vorweggenommen worden ist, dann, weil die bei aller Ursprünglichkeit doch große Mannigfaltigkeit der tieferen Kulturstufen zu Vergleichen mit unserer eigenen Entwickelung geradezu auffordert. Die Ethnologie bevorzugt dabei die Sitten und Gebräuche, den Kultus und den Sagenschatz, kurz die geistige Kultur, während die Ethnographie den materiellen Besitz, das tägliche Leben in seinen Abwandelungen ins Auge faßt. Das Endziel ist jedoch gemeinsam: der Vergleich der völkischen Eigentümlichkeiten über die ganze Erde hin dient beiden Wissenszweigen zur Feststellung alter Berührungen und Zusammenhänge der Völker. Sie wollen damit zunächst die große Grundfrage zur Entscheidung bringen, ob die Gabe der selbständigen Erfindung ein Gemeingut der Menschheit sei, oder ob die Gemeinsamkeiten des geistigen wie des materiellen Kulturbesitzes auf Entlehnung zurückgehen. Mit der Entscheidung in dieser Richtung tritt an beide Disziplinen die nächste, entwickelungsgeschichtlich mindestens gleich bedeutsame Aufgabe heran, die Gemeinsamkeiten auf räumlichem Wege zu erklären; sie sind damit gehalten, ein Bild der Wanderung, der Verwandtschaft, der ehemaligen Gruppierung, ja in letzter Linie der Herkunft der Völker selbst zu liefern. Dieser Teil ihrer Aufgabe geht also auch bei ihnen, genau wie bei Anthropologie und Urgeschichte, in die Tiefe; sie alle suchen von jüngeren oberen Schichten nach älteren unteren vorzudringen.

Wie haben nun die drei Wissenszweige ihre Aufgabe angefaßt, wie haben sie sie durchgeführt, was haben sie bisher erreicht, und was harrt ihrer in der Zukunft?

II. Anthropologie.

Im ganzen wenig erfreulich ist bis auf die jüngste Vergangenheit hin die Thätigkeit, und wohl abzumessen sind, man kann es nicht leugnen, die Erfolge der Anthropologie gewesen, wohlgemerkt, der Anthropologie an sich, nach Abzug dessen, was auf die Mitarbeit der auf die gleichen Ziele gerichteten Disziplinen der Ethnographie und Linguistik entfällt. Ein derartiges Subtraktionsexempel ist ja schwer, oftmals kaum durchführbar, es muß indessen gemacht oder doch wenigstens versucht werden, wenn es gilt, eine reinliche Scheidung der Verdienste der Einzeldisziplinen zu erzielen. Seitdem in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Schwede Anders Adolf Retzius die anthropologische Arbeitsmethode ganz einseitig auf die

Digitized by Google

Untersuchung des menschlichen Schädels konzentrierte, hat sich die Anthropologie mit einer wahren Begeisterung des Schädelmessens befleißigt. Wehe dem Unglücklichen, der verdammt wäre, alle die zahlreichen Publikationen mit den ungezählten Tausenden von Indices-Berechnungen durchzusehen, die im letzten halben Jahrhundert das Licht der Welt erblickt haben! Herausgekommen ist dabei im großen und ganzen nicht viel. Man hätte erwarten können, daß als greifbare Frucht all der mühseligen Arbeiten sich doch wenigstens die Möglichkeit hätte ergeben müssen, die Rassenzugehörigkeit eines Schädels nachzuweisen, auch wenn man seine Herkunft nicht kennt. Es ist doch einer der nächstliegenden Gedanken, daß ich, nachdem ich tausend Schädel einer anthropologisch scharf umrissenen Völkerschaft genau untersucht habe, so daß ich jede Einzelheit ihres Habitus kenne, nunmehr auch imstande sein müßte, aus einer beliebigen Zahl ihrer Herkunft nach mir unbekannter Schädel die zu jener Völkerschaft gehörigen herauszufinden. In der praktischen Ethnographie, wie ich die Beschäftigung mit dem materiellen Kulturbesitz der Völker im Museum und zum Zweck wissenschaftlicher Bearbeitung nenne, ist diese Fähigkeit eins der ersten Ziele. Der Museumsbeamte hätte seinen Beruf verfehlt, der nicht wenigstens für ein bestimmtes, größeres oder kleineres Spezialgebiet seinen Gegenständen es anzusehen vermöchte, von wannen sie kommen, selbst wenn sie durch noch so viel Hände gegangen sind. In der Anthropologie ist das entsprechende Ziel nicht erreicht worden; das geben ihre Vertreter ausnahmslos und unumwunden zu;*) selbst aus dem seiner Herkunft nach sichern Material hat sie bisher nicht soviel heraus zu wirtschaften gewußt, wie man nach dem Arbeitsaufwand hätte erwarten dürfen. Es ist das in erster Linie eine Folge des Verfahrens selbst, das sich allzusehr auf die Beweiskraft bloßer Zahlen gestützt hat. Mit Recht betont Martin, daß es ohne Messen in der Anthropologie nicht geht; ohne Zahlen und Indices wird man also auch fernerhin nicht auskommen. Was der Anthropologie der vergangenen Jahrzehnte so sehr geschadet hat, ist auch weniger das Ueberwiegen dieser Zahlen an sich, als die Betonung von arith-

*) Auch der Züricher Anthropologe Rudolf Martin giebt in seiner Antrittsrede (Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach, Jena, Gustav Fischer, 1901, 30 Seiten, Preis 80 Pfg.) diese Resignation deutlich zu erkennen; gleichzeitig weist er auf die erfreulichen Anfänge hin, die neuerdings in der Bestimmung unbekannter Objekte auf ihre Rassenzugehörigkeit hin gemacht worden sind. Gern benutze ich diese Gelegenheit, die Aufmerksamkeit aller, die sich für den Menschen und seine physische und Kulturentwickelung interessieren, auf Martins Arbeit zu lenken; auf wenigen Seiten giebt sie ein scharfes Bild der der Anthropologie harrenden allgemeinen Aufgaben. Ihr Inhalt ist nicht in letzter Linie ein Anlaß für mich, in den vorliegenden Betrachtungen die Aufgaben der Anthropologie weniger allgemein zu behandeln, als vielmehr einige, gerade für uns Deutsche wichtige Forschungsgebiete herauszugreifen. Auf die seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts bestehende, hauptsächlich zwischen dem seither verstorbenen Wiener Ethnographen Friedrich Müller, Moriz Hörnes und Rudolf Martin geführte Diskussion über das beste Schema der für uns in Frage kommenden Disziplinen gehe ich mit Absicht nicht ein. Meiner Ansicht nach ist es ziemlich gleichgiltig, unter welchen Wissenschaftsnamen die Untersuchung der Physis und der Psyche des Menschen, seines materiellen und geistigen Kulturbesitzes geführt wird; die Hauptsache ist, daß auf allen diesen Gebieten gearbeitet wird. Wer die Arbeit leistet, ob die medizinische oder die philosophische Fakultät, ist ebenfalls ohne Bedeutung, sofern nur die Ergebnisse unser Wissen vom Menschen überhaupt fördern.

Digitized by Google

metischen Mittelwerten, die alles und auch nichts besagten. Mit ihrer Hilfe war es möglich, ohne große Schwierigkeit stets die Rassenlagerung und -gruppierung zu beweisen, auf die es dem Forscher ankam. Soweit ich das Arbeitsfeld der Anthropologie übersehen kann, ist es vor allem Felix von Luschans Verdienst, mit diesem Verfahren energisch gebrochen und an die Stelle der Mittelwerte die Hervorhebung der einzelnen Typenkomplexe gesetzt zu haben. Die Möglichkeit des tiefern Eindringens in die Geschichte der Rassen- und Völkerlagerungen ist damit wenigstens angebahnt; ein voller Erfolg wird sich einstellen, sobald man allgemein aufgehört haben wird, den Schädel als bevorzugtes, wenn nicht einziges Beobachtungsobjekt anzusehen und dafür den ganzen Körper, auch die Weichteile mit allen ihren Organen, betrachtet.

Eine merkwürdige Fügung hat es gewollt, daß gerade in den Geburtsjahren der modernen Entwickelungswissenschaften der bekannte Fund des Neanderthalschädels gemacht wurde; im Sommer 1856. Er kam gerade recht, um die Beantwortung einer Frage in die Wege zu leiten, die sich aus der Behauptung, der Mensch nehme an den allgemeinen Entwickelungserscheinungen teil, stehe also mit bestimmten Teilen der heutigen Tierwelt in verwandtschaftlichem Verhältnisse, von selbst ergab. Es war das die Frage nach dem Bindeglied, dem missing link, eine Frage, die bis in die Gegenwart hinein die Geister bewegt hat. Seinem Fundort nach war der Neanderthaler unzweifelhaft geeignet, wenigstens die Beantwortung der Frage einzuleiten, lag er doch in anerkannt diluvialen Schichten. Der Bonner Anatom Schaafhausen hat ihn denn auch wenig später zwar nicht als Bindeglied, wohl aber als Vertreter einer Urrasse angesprochen, die immerhin beträchtliche Unterschiede gegen die heutige Menschheit aufweist. Bis 1872 hat der Schädel diesen hohen Wert unangefochten behalten; dann hat Virchow den Fund untersucht. Er kam zu dem Resultat, daß der Träger dieser Skeletteile ein sehr, sehr alter Mann gewesen sein müsse, mit allen Gebrechen behaftet, die der dauernde Aufenthalt in feuchten Wohnräumen (in diesem Fall der Höhlen um das heutige Düsseldorf) mit sich bringt, kurz ein durch und durch pathologisches Subjekt, das als anthropologisches Beobachtungsobjekt durchaus ungeeignet sei.

Die Frage nach dem missing link schien mit Virchows Entscheid auf unbestimmte Zeit vertagt zu sein. Da kam 1894 der Fund des Pithecanthropus erectus durch den holländischen Militärarzt Eugen Dubois; es kamen andere Funde ähnlicher Art hinzu. Beides hatte zur Folge, daß man sich den entwickelungsgeschichtlichen Problemen von neuem zuwandte, diesmal zum Glück vom rein vergleichend anatomischen Standpunkt aus. Zunächst ist heute durch den Straßburger Anatomen Gustav Schwalbe nachgewiesen, daß der Neanderthaler trotz Virchow ein vergleichungswürdiges Objekt ist;*) wichtiger und weittragender aber ist die besonders durch den jungen Heidelberger Anthropologen Hermann Klaatsch geförderte Erkenntnis, daß der Mensch durchaus nicht in allen seinen Teilen und Organen den

*) G. Schwalbe, der Neanderthalschädel. Mit einer Tafel und 10 Textabbildungen. Bonner Jahrbücher, Heft 106, Bonn 1901. Siehe auch desselben Verfassers Abhandlung: Neanderthalschädel und Friesenschädel, Globus, Band 81, No. 11.

Digitized by Google

Gipfel der Entwickelung darstellt, sondern von manchen Säugetieren überholt worden ist, besonders in der Ausbildung der Extremitäten, vor allem der Hand, die bei ihm Greiforgan geblieben ist, während sie diesen Charakter bei der Mehrzahl der höheren Säugetiere im Laufe der Entwickelung verloren hat.*) Auf Grund dieses anatomischen Befundes knüpft der Mensch denn auch nicht erst an diese höheren Säugetiere an, sondern an sehr niedrig stehende, an Formen, wie sie heute noch durch die Prosimier und Marsupialia repräsentiert werden. Das will durchaus nicht besagen, daß wir Halbaffen und Beuteltiere zu Vettern haben, wohl aber, daß die Differenzierung des menschlichen Zweiges von dem der Primaten (Klaatsch vermeidet absichtlich den leicht irreführenden Ausdruck Affen) bedeutend früher beginnt, als man bisher angenommen hat, daß sie nicht erst bei den Anthropoiden einsetzt, sondern bereits weit unten im Stamm der Säugetiere.**)

Die Errungenschaften dieser jüngsten Periode anthropologischer Forschung sind bedeutsamer, als es für den Fernerstehenden den Anschein hat. Zunächst schaffen sie die gerade in Deutschland so berüchtigte Affentheorie aus der Welt: wir sind den heutigen Primaten zwar verwandt, stammen aber weder von ihnen ab, noch differenzieren wir uns von ihnen direkt, sondern die Stammbäume beider Gruppen laufen durch lange Perioden neben einander her. Wie der Mensch selbst, so sind, um einen Ausdruck Martins zu gebrauchen, eben auch die meisten der Primatenarten als Spitzenformen aufzufassen, als Endglieder selbständig verlaufender, divergenter Entwickelungsreihen, deren Anfänge tief unten im frühen Tertiär zu suchen sind. Dann beseitigen sie auch die halbhundertjährige Frage nach dem missing link im bisherigen Sinne. Klaatsch bemerkt ganz richtig, daß der nicht Eingeweihte gewöhnlich an ein Mittelding zwischen einem Gorilla etwa und einem

*) Herm. Klaatsch, die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbildung aus einer niederen Form. Vortrag, gehalten auf der 30. Allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau 1899. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, XXX, 154 ff. In erweiterter Form: Globus, Band 76, Seite 329 ff. und 354 ff. Derselbe: Die wichtigsten Variationen am Skelett der freien unteren Extremität des Menschen und ihre Bedeutung für das Abstammungsproblem. Sonderabdruck aus: Ergebnisse der Anatomie und Entwickelungsgeschichte, herausgegeben von Fr. Merkel und R. Bonnet, Band 10, Wiesbaden 1901.

**) Eine merkwürdige Vorahnung der neuesten Auffassung vom Ursprunge des Menschen bekundet ein Passus in G. Th. Fechners ideenreicher Schrift: „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen", dessen Kenntnis ich der Liebenswürdigkeit meines verehrten Lehrers Friedrich Ratzel verdanke. Fechner schreibt auf Seite 83 jener bereits im Jahr 1873 erschienenen Schrift: „Man wird annehmen dürfen, daß es durch die ganze Entwickelung des organischen Reiches hindurch Geschöpfe gegeben hat, welche, ohne schon die heutige Entwickelung des Menschen erreicht zu haben, doch in ihrer physisch-psychischen Organisation die Fähigkeit einschlossen, sich dazu fortzuentwickeln, ohne dabei die zur höheren Fortentwickelung überhaupt unfähige Stufe des Affen oder eines dem Affen gleich zu achtenden Geschöpfes zu durchschreiten. Vielmehr wird man die Affen als im Wege der Differenzierung des organischen Reiches abgespaltete Nebenprodukte des Menschen und die niederen Menschenrassen als solche bezüglich der höheren Rassen zu betrachten haben." Den Worten, mit denen Friedrich Ratzel die Zusendung des Excerpts begleitete: „Mich freuen und interessieren diese Gedanken als Beweise der Vorteile selbständigen, von Schulfesseln freien Denkens. Schade, daß sie nicht 1873 besser beachtet wurden", schließe ich mich von ganzem Herzen an.

Digitized by Google

Homo europaeus als die gesuchte Zwischenform denkt. Ein solches Bindeglied hält den neuen Errungenschaften gegenüber nicht stand: nicht zwischen einem der jetzt lebenden Affen und dem Menschen ist das Bindeglied zu suchen, sondern „sämtliche Primaten überhaupt erweisen sich in ihrem Bau als Bindeglieder, nur in verschiedenem Grade und in verschiedener Hinsicht. Andererseits werden auch alle die mannigfaltigen Befunde, die der Mensch in seiner Verschiedenheit darbietet, Bausteine zu dem großen Werke der Rekonstruktion seiner physischen Vorgeschichte".

An diese beiden Punkte knüpfen die zukünftigen Aufgaben der Anthropologie an: will sie die bis jetzt gewonnenen hübschen Bausteine zu einem Gebäude vereinigen, so erblüht ihr die schwere und umfangreiche, aber auch dankbare Aufgabe, einmal die gesamte Primatengruppe mit allen ihren Arten, den lebenden wie den ausgestorbenen, vergleichend anatomisch genau zu studieren; sodann wird sie die bisher geübte vergleichende Rassenkunde erheblich erweitern und vertiefen müssen. Der Schädel mag auch fernerhin der Gegenstand einer peinlichen Aufmerksamkeit der Forscher sein; darüber hinaus aber soll, wie das bereits angedeutet worden ist, auch das ganze übrige Skelett und die Weichteile in den Kreis einer vergleichend anatomischen Betrachtung gezogen werden. An Arbeitsgelegenheit auf dieser ausgedehnten Basis kann es bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, die es ohne große Schwierigkeiten gestatten, das Material in ausreichender Menge dem heimischen Arbeitszimmer zuzuführen, die andererseits auch die Möglichkeit gewähren, mit vollem wissenschaftlichen Rüstzeug bis an die verstecktesten Zufluchtsstätten der heutigen niedersten Menschenrassen vorzudringen, nicht fehlen. Was in dieser Beziehung geleistet zu werden vermag, beweisen am besten die Erfolge der beiden Vettern Sarasin auf Ceylon und Celebes. Ihre Veddah-Untersuchungen haben thatsächlich das Vorhandensein pithekoider Anklänge bei diesem kleinwüchsigen Volk erbracht, in Celebes aber ist es ihnen, und zwar in der allerjüngsten Vergangenheit erst, gelungen, in den To Ala ein Bevölkerungselement zu entdecken, in dem sie ebenfalls eine Urrasse zu sehen geneigt sind.*) Die in Aussicht genommene nähere Untersuchung wird ergeben, ob auch hier pithekoide Charaktere vorhanden sind.

Auch über Südasien und den Indischen Archipel hinaus finden sich Arbeitsgebiete genug, die der intensiven Beackerung harren. Wie weit sind allein die sogenannten Zwergvölker verbreitet, und wie wenig Anthropologisches wissen wir von ihnen! Außer den beiden, vor zehn Jahren von Dr. Stuhlmann nach Deutschland herübergebrachten Akkafrauen ist meines Wissens in der neueren Zeit kein Exemplar dieser anthropologisch doch zweifellos wichtigen Menschenvarietät genau unter-

*) Globus, Band 82, Seite 28. Wie ich übrigens einer Notiz in No. 257 des Nieuwe Rotterdamschen Courant vom 26. Oktober 1902, für deren Zusendung ich Herrn Direktor Dr. Schmeltz in Leiden sehr dankbar bin, entnehme, stehen die beiden holländischen Celebesforscher Dr. N. Adriani und Alb. C. Kruijt der Sarasinschen Auffassung sehr skeptisch gegenüber. Adriani spricht sich nicht positiv aus, Kruijt hingegen ist geneigt, in den To Ala lediglich Abkömmlinge einheimischer Sklaven oder Verbrecher zu sehen, die im isolierenden Buschleben auf eine sehr niedrige Kulturstufe zurückgesunken seien.

Digitized by Google

sucht worden; und dabei ist diese in fast allen europäischen Kolonien des großen südafrikanischen Dreieckes verbreitet, sitzt sie an den verschiedensten Stellen des Südrandes von Asien, geht unter dem Sammelnamen Negrito über die ganze indonesische Inselflur und scheint im Osten gar bis ins östliche Neu-Guinea zu reichen. Hier bietet sich den Kolonialmächten der Gegenwart eine kaum je wiederkehrende Gelegenheit, sich um die Förderung der anthropologischen Wissenschaft verdient zu machen durch eine planmäßig durchgeführte Untersuchung der kleinwüchsigen Bevölkerungselemente, an die sich naturgemäß die vergleichende Aufnahme der umwohnenden großwüchsigen Bevölkerung anschließt. In breitester Front kann der Kongostaat vorgehen. Er hat bezüglich der Pygmäenforschung vieles gut zu machen, ist doch unser Wissen von diesen nach keiner Richtung hin gefördert worden, seitdem Paul Pogge und Hermann Wißmann, Ludwig Wolf und Kurt von François vor nunmehr bald zwanzig Jahren ihre Existenz im südlichen Kongobecken nachwiesen, und seitdem vor gar dreißig Jahren unser Georg Schweinfurth am Hofe des Monbuttukönigs Munsa ganz unerwartet die Pygmäensagen des klassischen Altertums in ihrem Kerne durch Augenschein bestätigen konnte. Seitdem sind gerade hier an der Nordostecke des Pygmäenvorkommens in Centralafrika eine lange Reihe von Forschern mit den kleinwüchsigen Jägern des Waldes in Berührung gekommen: Stanley, Long, Felkin, Junker, Emin Pascha und Stuhlmann; insgesamt haben sie uns von jenen eine Kenntnis vermittelt, die uns sehr wohl erkennen läßt, daß wir im afrikanischen Pygmäen zweifellos die älteste der jetzt in Afrika vorhandenen Völkerschichten zu sehen haben. Weiter geht unser anthropologisches Wissen indessen nicht; weder im Kongobecken, noch in Kamerun mit seinen Bojaeli; weder an der Loangoküste mit ihren Abongo, noch im Küstenlande von Benguella mit seinen Mucassequere ist bis jetzt die anthropologische Forschung so eingehend gewesen, um uns auf die Kardinalfrage: ob und inwieweit die kleinwüchsigen Völker pithekoide Charaktere bewahren, auch nur den Anfang einer Antwort geben zu können. Erschwert wird die Untersuchung ja allerdings überall durch die scheue, der Berührung mit dem Weißen abholde Lebensweise der Pygmäen, aber unmöglich ist sie keineswegs, wie die Begegnungen Wilhelm Junkers mit den Atschua, Ludwig Wolfs mit den Batua des Sankuru, Oskar Baumanns mit den Batua von Urundi und Kerstings und Richard Kandts mit den zwerghaften Höhlenbewohnern des Virunga beweisen. Bei längerem Aufenthalt im Lande werden sich stets Begegnungen mit den kleinen Leuten erzielen lassen, die lang genug sind oder häufig genug wiederkehren, um auch ganz eingehende Beobachtungen anzustellen. Mit den Körperhöhen allein und einer einfachen Schilderung des Aeußeren geht es fernerhin nicht ab; beide sind erstens oftmals genug beschrieben worden, dann aber genügt es auch unseren Anforderungen nicht mehr.

Neben dem Kongostaat ist in Afrika vor allem das Deutsche Reich oder richtiger die deutsche Wissenschaft an der Förderung der mit dem Urrassentyp der Pygmäen verknüpften anthropologischen Probleme beteiligt. In Deutsch-Südwestafrika bietet der dortige Buschmann zwar ein nichts weniger als reines Rassenbild; dazu ist er in seinem Kulturbesitz und in seiner Physis viel zu lange mit den

Digitized by Google

Ovambo in Berührung gewesen; dennoch ist sein Studium angezeigt gerade dieser Vermischungen wegen. Von dem Augenblick an, wo wir vom Norden und Nordosten des großen Gebietes thatsächlich Besitz ergreifen, wird die Inangriffnahme dieser Arbeit unerläßlich sein. Togo fällt aus erklärlichen Gründen hier aus; seine Bevölkerung bietet zwar besonders in den hinteren, vom Sudan und der Küste gleich wenig beleckten Gegenden des Interessanten genug; Zwergvölker scheinen indes in Nordwestafrika heute nicht vorhanden zu sein; sie sind dort entweder niemals vertreten gewesen, oder aber sie sind unter der schweren, alten Schicht der überlagernden Sudanneger-Bevölkerung und den in diese eingelagerten jüngeren Schichten (Berber, Fulbe, Araber) verschwunden. Ueber diese schwierigste aller Fragen kann erst eine ganz minutiöse Untersuchung der dortigen Völkerlagerungsverhältnisse Aufschluß geben.

Dankbarer wird Kamerun sein. Hier haben wir das historisch-ethnographisch interessante Ereignis zu verzeichnen, daß die im Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vom Missionar Koelle erkundeten Zwergvölker der Kenkob und Betsan reichlich dreißig Jahre später vom deutschen Reisenden Kund unter dem Namen der Bojaeli oder Baüek in der Urwaldzone Südkameruns thatsächlich aufgefunden worden sind. Andere deutsche Forscher und Kolonialbeamte haben im letzten Jahrzehnt diese Entdeckung mehrfach bestätigt, indem auch sie an verschiedenen Stellen des breiten Urwaldgürtels Horden kleiner Waldmenschen angetroffen haben. Zwergvölker sind also anscheinend in unserem Gebiete nichts Seltenes; es bedarf nur des guten Willens unserer kolonialen oder wissenschaftlichen Kreise, um durch die systematische Untersuchung aller zugänglichen Vorkommnisse der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, wie er in Anbetracht der Kameruner Völkerverhältnisse gar nicht größer gedacht werden kann. Wie an so manchen Stellen Afrikas, haben wir nämlich auch in unserer zukunftsreichsten Kolonie ein Gebiet bedeutender und nachhaltiger Pressungen, Schiebungen und Ueberlagerungen. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden Bantu, und zwar die nordwestlichste Gruppe dieser großen Völkermasse. In sie hinein preßt von Süden und Südosten her die ihrer Zugehörigkeit nach noch immer nicht ganz sichere Gruppe der Fan-Völker, deren nördlichste Vertreter, die Yaunde mit ihren zahlreichen Unterabteilungen, heute bereits einen großen Teil Südkameruns erfüllen. Ob auch die beiden anderen Hauptvölker des Südens, die Buli und Ngumba, zu den Fan-Völkern zählen, erscheint mir noch nicht ganz sicher gestellt. Jünger, aber intensiver ist die Bedrängung der Bantustämme vom Norden her. Hier drängen sudanesische Völkerschaften mit Macht gen Süden. In Nordkamerun sind die durch den leider viel zu früh verstorbenen Eugen Zintgraff so bekannt gewordenen Bali erst vor wenigen Generationen aus dem Benue-Gebiet in ihre heutigen Sitze eingedrungen; weiter östlich ist das Ausgreifen des Reiches von Tibati bis an den Sannaga erst jüngeren Datums. Daß dieser kleine, aber kräftige Staat und mit ihm das Sudannegertum nicht über den Fluß hinausgekommen, ist lediglich dem Eingreifen der deutschen Kolonialpolitik und der Gründung der Yaunde-Station zu verdanken. Beides kam gerade zur rechten Zeit, um der Ueberschwemmung des gesamten Ostens unserer Kolonie mit den Elementen des Nordens Einhalt zu thun.

Digitized by Google

Unter dem Doppeldruck von Süden und Norden haben die am meisten bedrängten Bantustämme ein Verhalten gezeigt, das für alle von lebhaften Völkerbewegungen durchsetzten Gebiete die Regel und für Afrika geradezu charakteristisch ist; wie unter dem Ansturm der Massai in Ostafrika die Wapare, Wagueno und Wadschagga sich auf die Höhen des Paregebirges und des Kilimandscharo, die Waruvu sich auf die Inseln des Panganiflusses geflüchtet haben, so haben sich in Kamerun die Batschinga auf die Felseninseln des Sannaga, die Bonso und andere kleine Stämme in die Einöden jenseits dieses Stromes zurückgezogen. In ihrer Art läuft diese Bewegung jener anderen parallel, die beim einstigen Andringen der Bantuvölker in das Hinterland und den Küstensaum Kameruns seitens der Zwergvölker vollführt worden ist, nur daß diese den breiten Urwaldstreifen zwischen Küste und Grasland als Zufluchtsort erwählt haben. Sie in diesem aufzustöbern und anthropologisch wie ethnographisch zu erforschen, muß eine der ersten und hauptsächlichsten unserer wissenschaftlichen Aufgaben der nächsten Zukunft sein. Diese Pflicht ist um so mehr geboten, als nach all unserem Wissen die Bantuschicht hier im Nordwesten ihr geringstes Alter aufweist; die Tradition keines ihrer Stämme weiß von langen Zeiträumen im Lande, keiner ist bis jetzt auch so recht eigentlich zur Ruhe gekommen. Für die Inangriffnahme der Urrassenforschung ist das insofern günstig, als Vermischungen der Pygmäen mit großwüchsigen Völkern unter diesen Umständen in geringerem Maße zu erwarten sind als in anderen, von Bantu länger besiedelten Gebieten. Für die Frage von der Rassenbildung ist das ebenso wichtig, wie für die nach der Herkunft des Menschen selbst. Als historisches Verstärkungsmoment tritt noch hinzu, daß gerade hier im äquatorialen Westafrika die Pygmäenfrage behandlungsfähig geworden ist; hat doch wenig südlich von unserem Kamerun, im Ogowe - Gebiet, der französische Forscher Du Chaillu am Anfang der sechziger Jahre die ersten Zwerge überhaupt angetroffen.

In Deutsch-Ostafrika hat die Pygmäenforschung in zwei räumlich weit getrennten Gebieten einzusetzen: in der Region um den Mangara- und den Eiassi-See und an der Westgrenze um den Kivu-See. Jene erste Stätte ist der Schauplatz eines gewaltigen Völkerwirbels, in dem Bantu, Hamiten und Niloten in bunter Durcheinander- und Uebereinanderlagerung hausen. Als unterste Schicht finden sich hier kleinwüchsige Stämme, von denen wir bis heute thatsächlich nicht mehr als den Namen wissen, die Watindiga und Wanege, die aber auch wieder gerade in Rücksicht auf den rasch fortschreitenden Verschmelzungsprozeß mit den umwohnenden Großen einer rasch einsetzenden Untersuchung harren. Wie nötig sie ist, zeigt das Beispiel der Wassandaui, die nach allem, was wir von ihnen wissen, als Mischprodukt zwischen klein- und großwüchsigen Stämmen anzusehen sind. Bei dem regen wirtschaftlichen Interesse, das in Deutschland augenblicklich gerade für diese Gegend besteht, wird die Durchführung der anthropologischen Untersuchung hoffentlich die Frage einer nur kurzen Spanne Zeit sein.

In der Kivu-Region ist das Auftreten der Zwergvölker anthropologisch wie ethnographisch mindestens ebenso bedeutungsvoll, wenn nicht gar noch bedeutungsvoller als in den übrigen Schutzgebieten. Vor der Entdeckung des Sees durch Graf Götzen 1894 war uns ihre

Digitized by Google

Existenz in der Nähe des großen Grabens bekannt einmal im Ostrande des großen centralafrikanischen Urwaldes, dann in etlichen Regionen Urundis am Nordostufer des Tanganjika-Sees. Dort, im Quellgebiet der östlichen Kongozuflüsse, wußten wir ihr Hauptverbreitungsgebiet, in das von Schweinfurths Reise an so viele Forscher hineingeblickt hatten, bis es 1891 Dr. Stuhlmann gar gelungen war, einige Exemplare der interessanten Rasse, die beiden früher erwähnten Frauen, nach Deutschland zu schaffen. In Urundi hatte Oskar Baumann 1892 Zwergvölker festgestellt. Zu beiden Verbreitungsgebieten kam durch die Graf Götzensche Expedition von 1894 die dritte: am Virungavulkan entdeckte Dr. Kersting ebenfalls kleinwüchsige Elemente, die allerdings zu scheu waren, als daß eine Berührung hätte herbeigeführt werden können. Erst dem jetzt, nach fünfjähriger Forschungsthätigkeit im Kivu-Gebiet, nach Deutschland zurückgekehrten Dr. Kandt gelang es 1898, mit ihnen zusammenzutreffen und sie flüchtig zu studieren, allerdings mehr nach der ethnographischen als nach der anthropologischen Seite hin. Als Ergebnis dieser Vorarbeiten ergiebt sich nun folgendes: In Urundi und Kawende am Ostufer des Tanganjika haben die Pygmäen seit langer Zeit ihre frühere Lebensbasis verloren. Die durch den extensiven Feldbau der Bantu herbeigeführte Entwaldung des Landes hat sie aus schweifenden Jägern zu seßhaften Leuten gemacht, die heute mit Vorliebe Töpferei betreiben und sich naturgemäß mit den großwüchsigen Nachbarn mehr oder weniger stark vermischt haben. Für vergleichend anatomische Studien kommen sie lediglich unter dem Gesichtspunkt dieser klar nachweisbaren Vermischung in Betracht. Für einen Teil der Kivu-Pygmäen liegt die Sache ähnlich: wie Kandt von seinen Ruanda-Leuten berichtet*) wurde, sind auch sie seßhaft, bestellen das Feld und töpfern. Diesen „guten" Watwa stehen die „bösen" gegenüber; sie sind Jäger, haben keine Felder, sondern schweifen in Wald und Steppe. Ihren Bedarf an vegetabilischen Nahrungsmitteln stehlen sie, oder sie erhalten ihn von gewissen Negerdörfern, die sich von ihren Raubzügen losgekauft haben. Wir haben hier also genau denselben interessanten Fall von Symbiose, wie er für die Pygmäen des Urwaldes westlich vom Albert- und Albert-Eduard-Nyansa und für die Batua am Sankuru charakteristisch ist. Hier wie dort herrscht auch dieselbe allgemeine Furcht vor den kleinen Gesellen mit den gefährlichen Pfeilen und der boshaften Taktik, die jeden Europäer zum Helden in den Augen der Neger stempelt, der es wagt, ihre Schlupfwinkel aufzusuchen. Auch in der dringenden Notwendigkeit, dieses sporadische Aufsuchen zu einem gründlichen Studium zu vertiefen, gleichen sich alle drei Arten des Vorkommens; spricht doch gerade diese Uebereinstimmung in der Isolierung, die Lebensweise und das Verhältnis zu den großwüchsigen Völkern dafür, daß wir hier Reste eines Pygmäentums vor uns haben, das entweder sich noch ganz rein erhalten hat oder doch nur wenig von anderem Blute durchsetzt sein kann. Für vergleichende Rassenstudien dürfte sich wohl kaum ein lohnenderes Feld finden als diese drei Gebiete; sie haben zudem den Vorteil, bei den heutigen afrikanischen Verkehrsverhältnissen ziemlich leicht zugänglich zu sein.

*) Verh. der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1899, Seite 635.

Digitized by Google

Das trifft weniger zu bei dem letzten Gebiet, auf das ich hier als eine für die deutsche Wissenschaft in erster Linie in Frage kommende Domäne hinweisen möchte, das aber nichtsdestoweniger anthropologisch mindestens ebenso interessant ist, wie die betreffenden Regionen Afrikas. Dieses Land ist Neu-Guinea, insonderheit Kaiser Wilhelmsland. Anthropologisch ist hier seit dreißig Jahren manches vorgearbeitet worden, ohne daß wir jedoch erheblich weiter gekommen wären als zu der Erkenntnis, daß wir über Art und Zusammensetzung der Bevölkerung des großen, in seinem Innern uns vollkommen fremden Landes nahezu nichts wissen. Die einzige Errungenschaft, auf die wir verweisen können, ist die Erkenntnis, daß die Bevölkerung Neu-Guineas nicht homogen ist, sondern daß sich in die papuanische oder melanesische Hauptmasse polynesische und malaiische Schichten eingelagert haben, jene im Osten, diese mehr im Westen; beide sind, der Natur der Sache nach, sekundäre Erscheinungen, die zudem anscheinend erst in sehr später Zeit erfolgt sind. Ob die Masse der Papuanen in sich homogen ist, oder ob auch in ihr noch verschiedene Elemente vereinigt sind, vor allem, ob sie das nachweisbar älteste Element auf dem Boden Neu-Guineas darstellen, oder ob ihnen andere, ältere Schichten unterlagert sind — das alles sind Fragen, auf die wir heute noch keine bestimmte Antwort wissen, die aber gerade deswegen anzuschneiden so äußerst wichtig ist, weil sich hier, in dem Uebergangsgebiete zwischen Australien und Südasien, anscheinend sehr bedeutsame rassengeschichtliche Vorgänge abgespielt haben. Auf diese hier einzugehen, soweit es sich um die Australier handelt, liegt für mich kein Anlaß vor; sie würden uns viel zu weit führen. Im Zusammenhang mit dem alten Rassentyp der afrikanischen und südasiatischen Zwergvölker interessiert uns hier mehr die Frage, ob nicht deren östliche Fortsetzung, die Negrito der Philippinen und vieler anderer Inseln des indischen Archipels, mit an der Zusammensetzung der Bevölkerung teilnehmen, indem sie den Papua untergelagert sind. Die Frage ist nicht neu; sie taucht vielmehr bereits in dem Augenblick auf, wo man sich über die Rassenverhältnisse jener Gegenden überhaupt etwas klarer wurde,*) und besonders, seitdem die Negrito in den Vordergrund des Interesses traten, ist sie wieder und wieder ventiliert worden, ohne daß bei dem Mangel jeder Kenntnis des Innern und seiner Völker etwas Positives hätte zu Tage gefördert werden können.**) Erst mit dem 1896 geführten Vorstoß der Deutschen Lauterbach, Kersting und Tappenbeck von der Astrolabebai ins Stromgebiet des Ramu bekommen wir etwas festen Boden unter die Füße, indem jetzt zum ersten Male thatsächlich kleinwüchsige Elemente, die allen Forderungen des Pygmäentums entsprechen, von Angesicht zu Angesicht erschaut wurden. An anderer Stelle***) habe ich mich ausführlich über die Bedeutung dieser Entdeckung für unsere Anschauungen vom Gang und Werden der Völkerverhältnisse

*) A. B. Meyer in der Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen 1875, Seite 47 f. Derselbe, Anthropologische Mitteilungen über die Papua von Neu-Guinea. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, 1874.

**) Siehe die Zusammenfassung alles Vorhergehenden und die Litteraturübersicht bei A. B. Meyer, Die Negritos. Publik. des Dresdener Ethnographischen Museums, Band IX, Seite 84—91.

***) K. Weule, Zwergvölker in Neu-Guinea? Globus, Band 82, 1902, No. 16.

Digitized by Google

in der Umrandung des Indischen Ozeans ausgesprochen; hier mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß mit der unzweifelhaften Feststellung zwerghafter Stämme unter der melanesischen Bevölkerung Neu-Guineas Anthropologie und Ethnographie dieser Insel in eine Beleuchtung treten, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Völkerlagerung im südlichen Dreieck Afrikas besitzt, indem hier wie dort einer großwüchsigen, zweifellos jüngeren Völkerschicht eine kleinwüchsige, ebenso zweifellos ältere untergelagert ist. Schon dieser Parallelismus ist Anlaß genug, die völkerkundliche Entschleierung des Innern der Rieseninsel mit allen Kräften in die Hand zu nehmen. Wahrlich, bei der Größe des Arbeitsgebietes und der Schwierigkeit seiner Begehung wird sie Jahrzehnte unausgesetzter Arbeit in Anspruch nehmen; auf der anderen Seite aber winkt die verlockende Aussicht, mit der Lösung der hier sich häufenden Probleme der Wissenschaft vom Menschen einen ganz außerordentlichen Dienst zu erweisen. Handelt es sich auch naturgemäß in erster Reihe um den Aufbau der Rassenlagerung in Neu-Guinea selbst, so wird doch, wie in allen solchen Fällen, die Tragweite der Forschung weit über seine Küstenlinie hinausgreifen; sie wird nicht umhin können, die anthropologische Stellung der benachbarten Australier und deren etwaige Mitwirkung am Aufbau des heutigen Völkergebäudes von Neu-Guinea zu streifen, vor allem aber wird die Anthropologie, und ebenso die Ethnographie, wie wir hinzufügen wollen, gehalten sein, auf den soeben genannten Parallelismus zwischen Afrika und dem melanesisch-indonesischen Archipel zurückzukommen. Damit aber gehen beide Wissenszweige an eine Aufgabe heran, mit deren Lösung ein ziemlich erheblicher Teil des größeren Problems der Rassenbildung und Rassenlagerung seine Erledigung gefunden haben wird; ist sie doch nur denkbar unter Heranziehung mindestens des Südrandes von Asien und damit eines Erdteiles, der ohne weiteres die Behandlung auch anderer Rassenprobleme mit sich bringt.

Von den Aufgaben, die der physischen Anthropologie im Laufe der nächsten Jahrzehnte harren, habe ich hier nur einige wenige, insonderheit der deutschen Vertretung dieser Wissenschaft erblühende, hervorgehoben. Niemand wird zu behaupten wagen, schon auf Grund dieser knappen Uebersicht, daß es ihr an Arbeitsstoff ermangele oder daß ihre Aufgabe gar leicht sei. In der That, fast unübersehbar ist die Fülle des Stoffes, und gewaltig sind die Probleme, die in Zukunft ihrer Lösung zugeführt werden müssen. Von der Grundfrage der Menschwerdung an sich, seiner Herkunft und Entwickelung aus tieferen Stufen der organischen Welt, ganz abgesehen, hat die Anthropologie die mindestens ebenso schwierige der Differenzierung in seine heutigen Erscheinungsformen, mag man sie nun Rassen, Varietäten oder sonst wie benennen, zu beantworten; und schließlich liegt ihr die Verpflichtung ob, für jedes Land den Hergang seiner Besiedelung, die Rassenfolge und deren etwaige Verschmelzung zu einem neuen Ganzen nachzuweisen. Welche Schwierigkeiten in dieser Richtung bereitet allein schon das negroide Afrika; wie hilflos stehen wir noch immer der großen Gruppe der mongoloiden Völker, besonders ihrem schwierigsten Zweige, dem Amerikaner, gegenüber, und wie zerfahren sind die Ansichten über unsere eigene weiße Rasse selbst! Fürwahr, was die Schwierigkeit der Gesamtaufgabe anbetrifft, so ist die Anthro-

Digitized by Google

pologie wirklich kaum zu beneiden; andererseits winkt ihr aber auch ein Ziel von einer Erhabenheit, wie seiner nur wenige andere Wissenszweige sich rühmen können. Daß dieses Ziel erreicht werden kann und auch erreicht werden wird, unterliegt wohl kaum einem Zweifel, zumal unter Berücksichtigung der neuen, rationellen Forschungsmethode und des innigen Ineinandergreifens aller für die Entwickelungsgeschichte der Organismen in Betracht kommenden Disziplinen. Wenn es möglich gewesen ist, daß vergleichende Anatomie, physische Anthropologie, Paläontologie, Ethnographie, Urgeschichte und vergleichende Sprachwissenschaft in wenigen Jahrzehnten Ergebnisse von dem Umfange unseres heutigen Wissens vom Menschen zu zeitigen vermochten, so liegt meines Erachtens durchaus kein Anlaß vor, an der endgiltigen Lösung aller in Frage kommenden Probleme zu zweifeln. Möge dem zwanzigsten Jahrhundert vergönnt sein zu vollenden, was das neunzehnte so erfolgreich begonnen hat! (Schluß folgt.)

Zuchtwahl und Monogamie.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

II.

Unsere bisherigen Ausführungen haben gezeigt, daß — während in unserer Kulturwelt die vitale Aussonderung und daher auch Auslese auf ein Minimum reduziert erscheint — die sexuale Aussonderung und daher Auslesemöglichkeit einen hohen Grad von Schärfe erreicht, welcher, ausgenützt, zu den stolzesten Hoffnungen in Bezug auf die konstitutive Entwickelung der Menschheit berechtigte. — Es ergab sich jedoch des weiteren, daß diese Entwickelungsmöglichkeit nicht zur Aktualisierung gelangt, sondern chaotisch verbraucht wird, so daß eine für die Entwickelung irgend erhebliche sexuale Auslese unter den Lebensbedingungen, welche unsere Civilisation für den Menschen schafft, nicht zustande kommt.

Als erste Ursache der Unterbindung der sexualen Auslesepotenzen aber muß unzweifelhaft unsere monogamische Moral, Sitten- und Rechtsordnung angesehen werden. Allerdings nicht so, als ob durch Aufhebung jener Ordnung nun auch schon eine progressive Auslese von der Schärfe 7 installiert wäre. Dieses Ziel kann überhaupt nie vollkommen, und könnte annähernd nur durch umfassende soziale Neuschöpfungen erreicht werden, welche nicht nur die sexuale, sondern auch die wirtschaftliche Ordnung von Grund auf umgestalten müßten. Wohl aber stellt sich die monogamische Sexualordnung als erstes Hindernis einer sexualen Auslese in dem Sinne dar, daß wir, so lange sie herrscht, uns aller Hoffnung auf das Zustandekommen einer irgend erheblichen Organisation der sexualen Aussonderung schlechterdings zu begeben haben. Dies kann nur von Ideologen der schlimmsten Sorte verkannt werden. Denn zunächst ist die simple Thatsache nicht hinwegzuleugnen, daß die Monogamie von vorneherein und notwendigerweise durch Ausschaltung des virilen Faktors die mögliche Wirksamkeit der sexualen Auslese auf den dritten Teil

Digitized by Google

reduziert — dann aber ist leicht einzusehen, daß die Motive, welche beim Abschluß der Ehen heutigen Tages die Organisierung des noch verbleibenden Drittels verhindern, dies in Zukunft ebenso thun werden, da sie ja aus den Beziehungen der menschlichen Triebe und Neigungen zur monogamischen Sexualordnung selbst hervorgehen.

Zwar wird von manchen wohlwollenden Sanitätsräten die Hoffnung ausgesprochen, es möchten doch die heiratslustigen jungen Männer sich, ehe sie den schicksalsschweren Entschluß fürs Leben fassen, um den Stammbaum ihrer Bräute in spe erkundigen und, wenn sich unter deren Großeltern ein Fall von Hysterie, Paralyse oder Phthisis zeigt, zum Heile der kommenden Generation selbst auf schon beschrittenem Wege der Annäherung wieder umkehren; auch hochaufgeschossene Mädchengestalten mit schmalen Schultern und schlecht entwickelten Brüsten seien zu meiden, — desgleichen verbiete Rücksichtnahme auf phylogenetische Entwickelung der Sehkraft die Heirat mit Kurzsichtigen, welche Augengläser unter Nummer 5 zu tragen gezwungen sind; — aber wer sich nur halbwegs Gefühlsphantasie für die Seelenlage eines Heiratskandidaten erhalten hat, wird für derartige Ermahnungen wohl nur ein ironisches Lächeln übrig haben. Der letzte Grund, weshalb Züchtungserwägungen auf monogamische Eheschlüsse stets nur einen minimalen Einfluß zu erringen vermögen, liegt darin, daß der Mann, welcher, im Bewußtsein seines Züchtungswertes, seine Kraft zum Heile der kommenden Generation zu bethätigen beabsichtigte, in dem monogamischen Eheschluß selbst, der durch feierlichen Treueschwur seine Zeugungspotenzen von vorneherein mindestens auf ein Fünfzehntel herabsetzt und zudem an ein Weib bindet, von dem er meist noch nicht einmal weiß, ob es überhaupt Kinder zu gebären vermag, und welches obendrein allen Zufällen lebenslänglicher Erkrankung und Unfruchtbarkeit ausgesetzt ist — eine derartig zweckwidrige Handlungsweise erkennen müßte, als ob er sich etwa in der Absicht einer Bergbesteigung Schlittschuhe an die Füße schnallen oder die Kniee mit einer Eisenspange aneinander schmieden ließe. Zwar kann man auch mit Schlittschuhen an den Füßen oder mit zusammengeschmiedeten Knieen ein Stück des Berghanges hinanklimmen, doch aber wird der also Gemaßregelte im Gedanken daran, was er bei freiem Gebrauch seiner Glieder vermöchte, gar bald alles Animo zum Bergsteigen verloren haben und sich, wenn er die Schlittschuhe oder Kniefesseln nun schon einmal nicht los werden kann, lieber auf das Eislaufen oder den Automobilsport verwerfen. — Das heißt also: — so lange die monogamische Sexualordnung herrscht, ist es psychologisch ausgeschlossen, daß — mindestens beim Manne — Züchtungserwägungen einen erheblichen Einfluß auf die Gattenwahl gewinnen, welche dann vielmehr nach anderen Rücksichten — und es giebt deren genug — erfolgen wird. Es war darum kein schlechter Instinkt, wenn einer jener wohlwollenden, monogamisch gesinnungstüchtigen Sanitätsräte und Rassenverbesserer, der im übrigen so verehrungswürdige A. R. Wallace, seine selektionistischen Hoffnungen nicht auf die Gattenwahl der Männer, sondern auf die der jungen Damen einer besseren Zukunft bauen zu müssen glaubte.*) — In der

*) Vergleiche die Aufsätze „Menschheitfortschritt“ und „Menschliche Auslese“ in der Wochenschrift „Die Zukunft“, Jahrgang 1894.

Digitized by Google

That! — Wenn die Jungfrau einmal so weit emanzipiert sein wird, um sich aus eigener Machtvollkommenheit im Ballsaal aus den harrenden Reihen der heiratslustigen Männer den tugendhaften Musterknaben, der als bescheidenes Mauerblümchen schamhaft in der Ecke lehnt, als Partner erst zur Quadrille, und später für den Gang zum Traualtar herauszuholen — dann wollen wir derartigen Zukunftsaussichten näher treten — früher aber nicht. — Und hiermit Spaß beiseite! — Möglich ist es, durch Weckung des öffentlichen Gewissens und eventuell staatliche Intervention Heiraten von offenkundig Siechen und Imbecillen, also die flagrantesten Verbrechen an der Konstitution der Nachkommenschaft, zu verhindern und hierdurch für die stete Verminderung der vitalen Auslese ein schwaches Surrogat zu schaffen. Mehr jedoch in naher oder fernster Zukunft von einer monogamischen Sexualordnung zu erhoffen, wäre schlimmste, weil absolut grundlose und notwendig irreführende Utopie. So lange die Monogamie herrscht, ist aus physiologischen und psychologischen Gründen alle Möglichkeit ausgeschlossen, daß eine wirksame sexuale Auslese sich organisieren lasse.

Wäre es unser Ziel, die Chancen einer konstitutiven Entwickelung der Kulturvölker für die absehbare Zukunft festzustellen, so ergäbe sich, nachdem die geringe Erheblichkeit der vitalen und der so gut wie vollkommene Mangel einer sexualen Auslese dargethan wurden, nun folgerichtig die Frage, wie weit wir bei unseren Kulturvölkern Wirksamkeit jener Entwickelungsfaktoren anzunehmen berechtigt seien, welche sich auch ohne Eingreifen einer Auslese zu bethätigen vermögen. Hierüber könnte man jedoch bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft schwerlich zu einem unangefochtenen Ergebnis gelangen. Eine so weitgehende Milderung oder Schwächung der Auslese, wie sie durch die stetigen Fortschritte der Hygiene und des Schutzes der Schwachen zweifellos eintreten wird, wirkt aller Wahrscheinlichkeit nach für sich schon als degeneratives Moment. Die dem gegenüberstehenden Entwickelungsfaktoren aber, welche ohne Auslese wirksam werden können, sind (wenn man von Rassenkreuzung und Klimawechsel absieht, die ja wohl einzelne Vorstöße, niemals aber einen kontinuierlichen Fortschritt der Entwickelung hervorzubringen vermögen), keine anderen als die, welche sich auf Vererbung individuell erworbener Eigenschaften begründen, und über deren Möglichkeit, Thatsächlichkeit und eventuellen Umfang die Meinungen der Biologen heute noch diametral auseinandergehen. Nur so viel müßte angesichts der Thatsachen auch von den extremsten Anhängern jener Vererbbarkeit zugestanden werden, daß die hierauf sich gründende konstitutive Entwickelung jedenfalls ein sehr langsames Tempo einhält. Denn wenn z. B. die durch Gebrauch der Organe beim Individuum bewirkte Kräftigung derselben sich in erheblichem Maß auf dessen Nachkommen übertrüge, so müßten wir nach Jahrhunderte langer Kulturarbeit unserer Vorfahren in unseren angeborenen psychischen Fähigkeiten mindestens schon soweit vorwärts gekommen sein, daß bei einem Vergleich der Leistungen der Enkel und Ahnen jeder Zweifel in die Superiorität der Veranlagung jener zum Schweigen gebracht würde. Nun wird er dies aber keineswegs, sondern macht sich mitunter sogar mit einer für die Dogmatiker des kontinuierlichen Fortschrittes recht unangenehmen Deutlichkeit bemerkbar — Beweis genug dafür, daß der Fortschritt in

Digitized by Google

der konstitutiven Entwickelung, wenn er schon ohne Eingreifen einer Auslese durch Vererbung individuell erworbener Anpassungen erfolgt, jedenfalls nicht anders als im Schneckentempo vor sich geht.

Gleichwohl wäre, wie gesagt, die Beantwortung der Frage, ob er überhaupt vorhanden ist oder nicht, von fundamentaler Bedeutung für die Feststellung der künftigen Entwickelungschancen der Menschheit. Das ist jedoch nicht das Ziel dieser Untersuchung, welche vielmehr eine Wertung der monogamischen Sexualordnung vor dem Forum der Entwickelungsmoral anstrebt. Die Grundlage hierfür ist aber mit den bisherigen Ergebnissen bereits gewonnen. Mag im übrigen sich die Kulturmenschheit in einer — jedenfalls nur sehr langsam fortschreitenden — aufsteigenden Entwickelung befinden (auch das Gegenteil kann der Fall sein und wurde bisher nicht widerlegt): — unbestreitbar ist, daß wir in der sehr scharfen sexualen Aussonderung die machtvollste Potenz zur Auslese und daher auch progressiven Entwickelung gegeben haben, — unbestreitbar ist ferner, daß die monogamische Sexualordnung jene Potenz schlechterdings und, so lange sie herrscht, für alle Zukunft brach legt. Hiermit aber ist vom Standpunkte, das heißt Wertungsausgang der Entwickelungsmoral der Stab über jene Ordnung bereits gebrochen. Wem die konstitutive Vervollkommnung des Menschengeschlechtes wirklich den höchsten unter den praktisch erreichbaren Werten darstellt, der muß eine soziale Norm, welche die wirksamsten Potenzen zur Hebung der Konstitution hoffnungslos unterbindet, als eines der schlimmsten Uebel erachten, zu dessen Bekämpfung er alle seine Kräfte anzuspornen habe.

Ja — mehr noch: Es zeigt sich für den, welcher mit der Entwickelungsmoral Ernst zu machen und ihre Wertungen in Thaten umzusetzen sucht, daß die Einleitung einer günstigen sexualen Auslese das einzige praktisch dringliche Erfordernis ist, welches durch unsere neu gewonnenen ethischen Ausblicke den bereits in Kraft stehenden Postulaten der herkömmlichen Wertungsweise hinzugefügt wird. Denn die konstitutive Entwickelung des Menschen ließe sich allerdings nicht allein durch Verbesserung der Auslese, sondern auch noch durch solche Mittel fördern, welche die entschieden überwiegende Mehrzahl der Individuen der jeweiligen jüngeren Generationen, ihren Eltern gegenüber, in progressiver Richtung abänderten oder variierten. Solche Mittel — wenn es deren giebt — stehen aber teils gegenwärtig (und wohl auch noch für lange Zukunft) außer dem Bereiche unseres Wissens und Könnens — oder sie decken sich mit der günstigen Beeinflussung der Elternorganismen durch Hygiene und Uebung sämtlicher physischer und psychophysischer Fähigkeiten des Individuums, welche ohnehin als Postulate des ethisch anerkannten Humanitätsideales fungieren, die Konstitution des Menschen aber — selbst wenn alle individuell erworbenen Eigenschaften auch vererbbar sein sollten — jedenfalls nur im langsamsten Tempo zu modifizieren vermögen. Der einzig wirksamere Eingriff, im Sinne der Entwickelungsmoral, welcher gegenwärtig praktisch möglich ist, besteht in der Verbesserung der Auslese. Die Einleitung einer wirksamen und daher auch scharfen vitalen Auslese aber könnte niemand ernstlich in Aussicht nehmen, welcher die Humanitätsmoral als unantastbares Fundament unserer Kultur respektierte. Eine wirksame vitale Auslese

Digitized by Google

einleiten — das hieße einen Kampf auf Leben und Tod Aller gegen Alle entflammen und damit jedes Zusammenwirken der Menschen zu gemeinsamer Kulturarbeit zu nichte machen. Das „Menschenrecht" aller Geborenen auf das Leben wird von jeder höheren Kultur anerkannt werden müssen. Wie grundverschieden dagegen schon jetzt unser ethisches Werten auf die Probleme der sexualen Auslese reagiert — das erkennen wir am besten aus dem Eindruck, den wir empfangen, wenn wir, in Analogie zu jenem allgemeinen Menschenrecht auf das Leben, ein allgemeines Menschenrecht auf Fortpflanzung zu konstruieren versuchten. Jeder empfände dies sofort instinktiv als eine lächerliche Entstellung, eine Karikatur der Humanitätsmoral, durch welche die vitalsten Güter der kommenden Generationen zu Gunsten einer schwächlichen Mitleidsduselei für die gegenwärtige in den Wind geschlagen würden. Das Recht aufs Leben besitze jeder Geborene, das Recht auf Zeugung jungen Lebens dagegen nur der Gesunde, physisch und psychisch kraftvoll Veranlagte — und zwar in um so höherem Maße, je kraftvoller und höher er veranlagt! An diesem Gebote zeigt sich, daß die Entwickelungsmoral mit wohl verstandener Humanitätsmoral gar nicht in Widerspruch steht. Diesem Gebote läuft aber unser geltendes Sittengesetz, welches — wie gezeigt wurde — jede sexuale Auslese unterbindet, direkt zuwider.

Beseitigung der monogamischen Sittenordnung und Ersetzung derselben durch eine neue, welche die Organisation einer wirksamen, progressiven sexualen Auslese, und vor allem die Bethätigung des „virilen Faktors", des männlichen Uebergewichtes an Zeugungs- und Züchtungspotenz, ermöglichte — das ist also, kurz und bündig, die erste dringliche — ja die einzig dringliche Forderung, welche die Entwickelungsmoral praktisch an uns erhebt. In dieser Forderung ist die große „Umwertung der Werte" beschlossen (nicht aller Werte freilich, aber doch sehr vieler Werte), welche der emphatische Propagator jener Moral mit visionärem Blick vorausgesehen, für die er aber, naturwissenschaftlich ungebildet und unfähig zu geordnetem Denken, im übrigen nur irres und wirres Gestammel vorzubringen vermochte.

„Aufhebung der Monogamie? —" Ein Lächeln überkommt uns sofort, wenn wir die Forderung in solche Worte kleiden. — Nein! — Was so tief im Volksbewußtsein wurzelt, so sehr zum Stammgut aller kulturellen Tradition geworden, wie die monogamische Moral, Sitten- und Rechtsordnung, das läßt sich nicht aufheben, das kann sich nur umgestalten, allmählich, durch einen Prozeß über Jahrhunderte hinweg, aus den Triebkräften erwachender Naturinstinkte, unter dem Leitstern neuer ethischer Ideale.

Wird jener Vorgang, eine Revolution, gewaltiger als irgend eine frühere aus der Geschichte der kultivierten Menschheit, in einer fernen Zukunft sich vollziehen? — Haben wir auch nur einigen Grund, dies zu erwarten?

Thun wir einen Blick auf die Festung der zu entthronenden Zwingherrin Monogamie, auf die Grundlagen ihrer Macht, auf ihre Leistungen zum Heile der unterjochten Völker, die uns erklären, weshalb sie durch mehr denn anderthalb Jahrtausende eine so unbestrittene Königswürde zu behaupten vermochte!

Digitized by Google

Die gedeihlichen Wirkungen der Monogamie liegen — wie aus dem Vorstehenden erhellt — nicht auf dem Gebiete der konstitutiven, sondern auf dem der kulturellen Entwickelung, und das hohe moralische Ansehen, das die Monogamie seit mehr denn anderthalb Jahrtausenden genießt, ist daraus zu erklären, daß die kulturellen Fortschritte, verglichen mit den konstitutiven, in so schnellem Tempo vor sich gehen, sich im Leben des Einzelnen und im Konkurrenzkampfe der Völker durch so rasche Förderung fühlbar machen, und daß sie sich daher auch der Aufmerksamkeit des allgemeinen Bewußtseins in um so ausgiebigerem Maße — oder vielmehr ganz ausschließlich — aufdrängen. Die Monogamie diszipliniert die Völker mit einer ganz unvergleichlichen Virtuosität zur kulturellen Arbeit. Diese ihre Leistung wurde — mehr oder minder deutlich — früh an ihr erkannt und geschätzt, um dieser Leistung willen wurde sie auf das moralische Piedestal erhoben, auf dem wir sie heute noch erblicken. Daß sie nebenbei den konstitutiven Fortschritt zum mindesten auf ein Minimum einschränkte, vielleicht ganz aufhob oder sogar in sein Gegenteil verkehrte, wurde nicht bemerkt — ja man besaß nicht einmal die begrifflichen Mittel, um diese Möglichkeit auch nur klar denken zu können; ist doch die bestimmte Unterscheidung zwischen kultureller und konstitutiver Entwickelung eine wissenschaftliche Errungenschaft allerjüngsten Datums! — Nehmen wir zwei Völker an, welche sich auf gleicher Höhe der Konstitution befinden. — Das eine widme sich unter der Herrschaft monogamischer Sitte der kulturellen Arbeit, schreite vor auf den Gebieten sozialer Solidarität und ökonomischen Zusammenwirkens, auf den Gebieten staatlicher und militärischer Organisation, technischer Erfindungen, wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens, verfalle aber hierbei einem Stillstand oder sogar langsamen Rückschritt seiner Konstitution. Das andere, polygam lebend, verbrauche seine Kraft im Kleinkampf und in inneren Fehden der einander unaufhörlich bekriegenden Einzelstämme, in Blutrache und auf Raubzügen nach Gold, Weibern und Viehherden, unterziehe sich aber hierbei einer kräftigen vitalen und sexualen Auslese und verbessere dadurch vom Ahn zum Enkel in relativ großen, darum aber doch für den Laien unmerklichen Schritten seine psychophysische Konstitution. Das erste Volk wird auf alle nicht eben exakt biologisch geschulten Beobachter den Eindruck eines organischen Fortschreitens hervorrufen, bei dem Lebendiges sich entwickelt, weil die Daseinsformen jeder kommenden Generation immer neu und abwechselungsreich sich gestalten, etwas wächst und vor sich geht, die Geschichte ein Werden darstellt und einen Inhalt in die Erscheinung treten läßt, — wogegen die Schicksale des zweiten Volkes als ein ewig sich wiederholendes Einerlei erscheinen, in welchem die Kräfte stagnieren und ein düsterer Bann ihre lebensvolle Entfaltung hemmt. Geraten die Völker in Krieg, so wird unzweifelhaft das kultivierte trotz seiner vielleicht schon minderwertigen Konstitution, vermöge der höheren Organisation und Technik seiner Kampfesweise, den Sieg erringen und so selbst den Eindruck größerer Kraft und Gesundheit hervorrufen. Als die Quelle oder mindestens als eine Hauptquelle dieser größeren Kraft, der fortschreitenden kulturellen Entwickelung und eines scheinbar organischen Wachstums aber wird mit Recht die monogamische Sexualordnung angesehen und

Digitized by Google

darum sittlich heilig gesprochen werden. — So ungefähr vollzog sich der Vorgang thatsächlich — nur daß, da die konstitutiv höchstentwickelten Völker sämtlich die monogamische Sexualordnung annahmen, der Vergleich sich auf die aus irgend einem anderen Grunde schon früher konstitutiv zurückgebliebenen polygamen Völker beschränken und daher in Wirklichkeit für die Monogamie noch viel günstiger ausfallen mußte, als in dem hier fingierten Beispiele. — Daß aber die Monogamie thatsächlich der kulturellen Entwickelung unermeßliche Kräfte zuführt, läßt sich aus einer Analyse ihrer Wirkungen wohl begreifen.

Hierbei mögen zunächst die — bedeutend geringeren — kulturfördernden Wirkungen der Polygamie ins Auge gefaßt werden, welche dieser Form des geschlechtlichen Lebens jedoch nur vermöge seiner monoandrischen Natur, also deswegen zukommen, weil auch hier der Mann ein Eigentumsrecht an der Frau besitzt, und diese angehalten ist, sich in ihrem geschlechtlichen Verkehr auf einen Gatten zu beschränken.

Die Polygamie (hier also verständlicher als Monoandrie zu bezeichnen) bietet zunächst die technisch einfachste und am leichtesten durchführbare Grundlage für ein festes Erbrecht, soziale Differenzierung der Stände und sorgfältigere Erziehung der Kinder der Höhergestellten. Der Mann wird nämlich ein persönlich errungenes wirtschaftliches und soziales Uebergewicht nur dort zu Gunsten seiner Kinder verwenden, wo er die Gewißheit der Vaterschaft besitzt. Diese aber läßt sich nicht einfacher sicherstellen, als durch Eigentumsrecht des Mannes an der Frau, also durch eine monoandrische Sexualordnung.

Des weiteren wird durch eine sexuale Ordnung, der zufolge bei allen geachteten Frauen die tierisch-physiologische Seite ihres Wesens Geheimnis eines einzigen Mannes unter allen lebenden bleibt, die für unsere Gesittung und die Aesthetik des menschlichen Verkehres so fundamentale Verhüllung jenes tierischen Momentes im Sexualleben mächtig gefördert. Das Maß jener Förderung kann man am besten daraus entnehmen, daß man sich zu vergegenwärtigen sucht, welchen Ton alsbald der Verkehr von Männern mit Frauen annehmen würde, welch letztere kein Hehl daraus zu machen vermöchten, daß sie sich mehreren unter den Anwesenden sexual schon hingegeben haben. Das ausgebildete System von konventionellen Lügen, Selbsttäuschungen und Reinheitssuggestionen, auf welchem in guter Gesellschaft der Verkehr der beiden Geschlechter gegründet ist, und das im Bewußtsein der Kulturmenschen selbst bei solchen, welche es theoretisch durchschauen, die Bedeutung einer Realität angenommen hat, wäre von dem Augenblick an nicht mehr zu halten und würde mit allem, was es trägt, rettungslos zusammenbrechen.

Endlich wird durch ein festes Eigentumsrecht der Männer an den Frauen der Kampf jener um diese wesentlich eingeschränkt, und die friedliche Vereinigung der Männer zu gemeinsamer Arbeit erst ermöglicht.

Erweist sich somit schon die polygyne Monoandrie als eine mächtige Kulturkraft, so gilt von der monogynen Monoandrie — der Monogamie also — das Gesagte in erhöhtem Maße, und treten zudem neue kulturfördernde Momente hinzu.

Digitized by Google

Nicht länger mehr gefährdet bei monogamischer Sexualordnung eine Ueberzahl unverheirateter Männer den Ehefrieden, der Ehebruch wird seltener, die soziale Ordnung und das Zusammenwirken der Mitbürger fester und gesicherter. — Durch die Monogamie geht außerdem ein stark demokratischer, nivellierender Zug. Auch der Mächtigste darf, wie sein niedrigster Knecht, in Ehren und mit moralischer Billigung nur ein Weib lieben, nur eines Weibes Kinder sein eigen nennen. Im eigenen Hause ist auch der Kleinste Herr und König und weiß sich gar oft in der Beherrschung eines nur ihm bekannten, nur ihm unterworfenen Reiches den Großen der Erde überlegen. „Was frommt dem Träger der Krone all seine Pracht und Herrlichkeit, wenn ihm nicht, wie mir, ein trautes Weib zur Seite steht?“ — Derlei Erwägungen bieten für Selbstbewußtsein und Mannesstolz ein heilsames Gegengewicht gegen die Potenzierung staatlicher Obrigkeit und die Verschärfung gesellschaftlicher Gegensätze. Daß diese zur Massenorganisation mindestens in gewissen Entwickelungsphasen unerläßlichen sozialen Differenzierungen auf die Mehrzahl der Unterdrückten nicht schlechterdings entmannend wirkten, daß durch sie die große Menge des Volkes nicht schlechterdings zum Sklavensinn erzogen wurde, verdankt unsere Kultur sicher nicht zum mindesten ihrer extrem demokratischen, nivellierenden — monogamischen Sexualordnung.

Im Innern der Familie aber wird durch die Monogamie die Stellung der Frau dem Mann gegenüber, weil auf voller Gegenseitigkeit beruhend, gehoben; das Verhältnis der Gatten wird ein engeres, durchbildeteres; die Ueberwachung der Frau kann sich psychischer Mittel bedienen und auf moralisches Vertrauen gründen; durch all dies steigt das kulturelle Niveau der Frauen und mithin der Kindererziehung. — Außerdem erzieht das durch die Sitte erzwungene engste Zusammenleben der Gatten und Kinder alle Beteiligten zur Selbstüberwindung, knüpft enge Bande der Vertrautheit mit allem Menschlichen, lehrt Nachsicht und Duldung üben, und wird so zur Charakterschule für ein mildes, nachgiebiges und friedfertiges Wesen auch im Verkehr mit Außenstehenden.

Endlich erteilt die Monogamie durch Uebertragung des Eigentumsbewußtseins von Sachgütern auf die tiefst gegründeten und höchst differenzierten vitalen Beziehungen von Mensch zu Mensch dem Eigentumsgedanken die denkbar höchste Weihe und Heiligung, und bethätigt sich somit überhaupt, namentlich aber in einer unter dem Zeichen des Privateigentums stehenden Wirtschaftsperiode, nach allen Richtungen hin als Bändigerin der Kampftriebe, als Hüterin der Ruhe und Ordnung im Zusammenwirken der Menschen bei kultureller Produktion.

Und doch ist mit dem Gesagten nur eine Seite der kulturellen Wirksamkeit unserer herrschenden Sexualordnung dargelegt. Denn diese begnügt sich nicht damit, die Menschen bei ihrem gemeinsamen kulturellen Werke zu disziplinieren. Sie thut ein übriges, sie schafft die Kräfte selbst zur Stelle, welche die Kulturarbeit besorgen. Sie vermag allerdings so wenig wie eine andere soziale Ordnung derartige Kräfte zu erzeugen, sie schafft sie aber dennoch zur Stelle, indem sie denselben ihre ursprüngliche Bethätigung verwehrt und sie so zur

Digitized by Google

kulturellen Produktion hinüberdrängt. — Dieser für das Verständnis der Bedeutung der Monogamie höchst wichtige Prozeß soll nun näher dargelegt werden.

Jeder in irgend einer Weise schöpferisch thätige Mann hat Gelegenheit, an sich selbst die engen Beziehungen zwischen sexualer und geistig produktiver Potenz zu beobachten. Es ist, als ob beide aus einer Quelle gespeist würden, oder — ein anderes Bild zu gebrauchen — als ob dem Manne ein gewisses Maß an plastischen Kräften gegeben wäre, die sich normaler Weise auf sexualem Gebiet — im Genuß des Weibes und im Kampf um diesen Genuß — auszuwirken veranlagt seien, die aber bei manchen hierzu befähigten Individuen auch auf anscheinend vollkommen disparate Gebiete der kulturellen Produktion übergeleitet werden können. Am offenkundigsten liegt dies beim künstlerischen Schaffen zu Tage. Der Vogel singt aus unbefriedigtem Liebesdrange, und verstummt, sobald er sein Weibchen gefunden. In diesem typischen Beispiele liegt — gewisse sofort näher zu behandelnde Einschränkungen ausgenommen — alle Künstlerpsychologie eingeschlossen. Und was von der Kunst, das gilt mit mehr oder weniger Modifikationen von allen Arten geistigen Hervorbringens. Jede produktive Thätigkeit, auch die scheinbar entfernteste, kann aus dem Bronnen sexualer Bedürftigkeit ihre Energie und Inbrunst schöpfen — selbst die Thätigkeit des Mathematikers — (dem Autor durch mehrfache Bekenntnisse intimer Freunde bestätigt). Durch Energieaufwand auf allen Gebieten geistigen Schaffens können wir uns von dem Sexualtrieb (der in unserer sozialen Ordnung meist als eine unheilvolle, quälende Macht empfunden wird) „befreien". Zwar nicht alle Individuen besitzen die hierzu nötige Elastizität der Organisation. Wo diese aber vorhanden ist, dort tritt das Vikariieren der beiden Potenzen mit einer nicht zu verkennenden Regelmäßigkeit ein.

Aus diesen psychologischen Thatbeständen erhellt, daß in einer, oder in wenigen aufeinanderfolgenden Generationen — bei Vernachlässigung der die Fortpflanzung betreffenden Funktionen — die kulturell produktive Leistungsfähigkeit nicht besser zum erreichbaren Maximum hinangetrieben werden könnte, als dadurch, daß bei allen Individuen, die jene geschilderte Elastizität der Organisation ihr eigen nennen, dem Sexualtrieb die normale Bethätigungsweise schlechterdings unmöglich gemacht und er hierdurch gezwungen würde, die vollen Schleusen seiner Energie einzig nach der Seite des geistigen Schaffens hin aufzuthun. — Es ist nun höchst wunderbar zu ersehen, bis zu welchem Grade der Genauigkeit diese im einseitigen Interesse der kulturellen Entwickelung zu erhebende Forderung durch die monogamische Sexualordnung erfüllt wird.

Jene elastisch Organisierten sind die Höchst- und Bestveranlagten, sie machen die Blüte der Mannheit aus und sind auch ethisch der intensivsten und feinsten Gefühlsreaktionen fähig. Gerade sie und nur sie aber werden durch unsere Sitte zum monogamen Geschlechtsleben auch thatsächlich angehalten. Denn diese Sitte richtet nur offenkundige, nicht heimliche Uebertretungen ihrer Gebote; und zwar in erster Linie nicht etwa aus irgend einer versteckten Tücke oder Falschheit der Gesinnung, sondern aus technischen Beschränkungen, welche sie ganz allgemein zwingen, das soziale Pönitenzverfahren auf

Digitized by Google

Greifbares, leicht und sicher zu Konstatierendes zu beschränken. — Nun läßt sich aber polygames Genußleben — mindestens von seiten des Mannes — sehr leicht verheimlichen. Nicht verheimlichen läßt sich dagegen das, was allein dem sexualen Genußleben ethische Weihe und Rechtfertigung, sowie den ästhetisch befriedigenden Abschluß verleiht: — lebendige Nachkommenschaft. Verheimlichen läßt sich der geschlechtliche Verkehr mit Hetären und der Besuch der Bordelle; nicht verheimlichen läßt sich dagegen die Erfüllung der Vaterpflicht einem unehelichen Kinde gegenüber. Der Mann, welcher es etwa versucht, für ein zu zeugendes uneheliches Kind und dessen Mutter die moralischen Existenzbedingungen zu schaffen, sieht sich einer Welt von Hindernissen und Widerständen gegenüber, gegen die er, wenn er sich nicht in sozialer Ausnahmsstellung befindet, nicht aufzukommen vermag. Er wird, wenn er von seinem Vorhaben nicht abläßt, zu den Fundamentalmächten unserer sozialen Ordnung in Opposition versetzt und schließlich selbst in die Reihe der moralisch Geächteten herabgedrückt werden. — Friede und Ruhe jedoch hält Einzug in die Brust des Kämpfers, freundlich lächeln seine gestrengen Richter ihm zu, und gastlich eröffnen sich ihm wieder die Heimstätten trauten Familienlebens, sobald er es über sich zu bringen vermochte, seinem thörichten Vorhaben zu entsagen und seiner polygynen Bedürfnisse sich statt durch Erzeugung gesunden Lebens durch den Besuch der Gifthöhlen der Prostitution zu entledigen. — So ist es zu erklären, daß unsere Sitte thatsächlich dem minderwertigen Teile der Mannheit, welcher an dem Verkehr mit Hetären sein Genüge findet, ein weitestes Maß polygamen Sexuallebens gestattet, während nur die Besten, Höchstveranlagten, deren ethische und ästhetische Bedürfnisse sich bis zum liebevollen Umfangen der lebendigen Frucht des physiologischen Aktes erweitern, oder doch von der Hetärennatur als solcher sich abgestoßen fühlen, an die strenge Befolgung der monogamischen Maxime gebunden werden. So sicher aber die Monogamie das sexuale Triebleben des psychisch und physisch voll entwickelten Mannes nicht zu befriedigen vermag, so sicher wird hierdurch jener unbefriedigte Rest gerade bei den Höchsten und Besten auf das Gebiet geistigen Schaffens, also kultureller Produktion, hinübergedrängt.*)

Außerdem giebt es aber gewiß Konstitutionen, bei welchen eine derartige Ueberleitung des Sexualtriebes nicht nötig ist, weil gleich von allem Anfang an geistige auf Kosten sexualer Schaffensbedürfnisse ausgebildet waren. — Sieht man jedoch näher zu, so erkennt man, daß die Entstehung auch solcher Veranlagungen — mindestens dort, wo sie durch phylogenetische Entwickelung, und nicht sprungweise erfolgt — ihren letzten Grund in der durch die Monogamie bewirkten Eindämmung der sexualen Triebe besitzt. Um dies zu erkennen, ist es nötig, sich daran zu erinnern, daß die Monogamie alle wirksamere sexuale Auslese paralysiert und Auslosung an ihre Stelle setzt. Verfolgt man nun an der Hand des Wahrscheinlichkeitskalküls die phylogenetischen Ergebnisse einer konsequenten Auslosung bei oppositioneller

*) Die katholische Kirche hat mit der Einsetzung des Cölibates den — innerhalb gewisser Grenzen sogar gelungenen — Versuch durchgeführt, die sexuale Potenz Hochveranlagter vollständig und restlos kulturellen Zwecken dienstbar zu machen.

Digitized by Google

Variationsfähigkeit der betreffenden organischen Konstitution, so zeigt sich, daß die überwiegende Mehrzahl der Individuen des bezüglichen Stammes den ursprünglichen Typus ganz oder beinahe unverändert beibehält, während, je nach den Launen des Zufalles, an einer kleinen Minderzahl phylogenetische Entwickelungen nach den verschiedensten Richtungen auftreten, welche aber wegen der geringen Zahl von Individuen, an denen sie sich vollziehen, unter den Zufälligkeiten der Auslosung bald wieder auszusterben bestimmt sind. — Ein solcherart unter Auslosung stehender Stamm wird daher in der überwiegenden Mehrzahl seiner Individuen die zum Kampf ums Dasein taugliche Konstitution seiner Voreltern bewahren, daneben aber in buntem Durcheinander die mannigfachsten Abweichungen nach seiten des mehr oder minder Tauglichen, des höher und niedrigen Organisierten, Größeren und Kleineren, Trägeren und Behenderen u. s. w. aufweisen. — Diese Deduktion wird schlagend bestätigt durch den Vergleich unserer kultivierten Völker (von denen ja gezeigt wurde, daß sie seit der Unterbindung der sexualen Auslese und der fortschreitenden Milderung des vitalen Kampfes ums Dasein einer wachsenden Desorganisierung der Aussonderung verfallen) mit den sogenannten Naturvölkern (bei welchen dagegen eine scharfe vitale und sexuale Auslese bis heute in Wirksamkeit blieb). Wir gewinnen hier deutlich das Bild des Gegensatzes zwischen dem gezüchteten und dem ungezüchteten Stamme. Dort gleichen einander die Individuen im allgemeinen fast so, als wären sie nach einem Modell geschnitzt; — hier bildet die Mehrzahl zwar auch eine Centralzone um den mittleren Typus, jedoch schon innerhalb dieser Grenzen mit weit zahlreicheren und mannigfaltigeren Variationen, — und daneben erst ersprießen unter dem toleranten Dreigestirn von Humanität, Hygiene und Monogamie alle erdenklichen Abweichungen, — Zwerg- und Riesenwuchs, Genie und Idiotismus, alle Arten disharmonischer Ausbildungen einer Fähigkeit auf Kosten der anderen — Seitentriebe, welche durch eine energischere Auslese zum größten Teil von der Knospung an abgeschnitten worden wären. Unter diesem Vielerlei tauchen nun auch jene für die kulturelle Entwickelung oft so wertvollen Konstitutionen auf, bei denen die sekundären Geschlechtscharaktere auf Kosten der primären ausgebildet sind — speziell beim Manne die geistige Produktivität auf Kosten der physiologischen. Solche Konstitutionen hätten sich bei kräftiger sexualer Auslese niemals phylogenetisch entwickeln können, da ja die Variationen mit geringerem Sexualtrieb und daher auch geringerer Energie im sexualen Wettkampf sofort der Ausjätung verfallen wären. — Wir sehen somit, wie die monogamische Knebelung des Sexualtriebes phylogenetisch, d. h. also im Laufe der Generationen, zu dem gleichen Ergebnisse führt, wie sonst ontogenetisch, im Leben des Individuums: — zur Ueberleitung der plastischen Potenzen des Mannes von dem Gebiete konstitutiver auf das kultureller Produktion.

Nun wäre allerdings die Behauptung übertrieben, alle kulturelle Schaffenskraft des Mannes sei in ihrem Wesen nichts anderes als solcherart phylo- oder ontogenetisch umgebildeter Sexualtrieb. Ganz gewiß giebt es überreiche Naturen, die auch bei voller Entwickelung und bei vollem Ausleben der Sexualität noch immer Antrieb und Fähigkeit zu geistigem Schaffen übrig haben. Solche Ausnahmen bestätigen

Digitized by Google

aber nur die Regel und können den aufmerksamen Psychologen darüber nicht hinwegtäuschen, daß es zum überwiegenden Teil sexuale Potenzen sind — Potenzen, denen ihre natürlichen Funktionen versperrt wurden — welche dafür auf dem Felde der Kultur Freiheit und Freude der Bethätigung suchen und finden. — Dort bringen sie dann herrliche und erhabene Gebilde hervor, — Gedichte aus Worten, Tönen und Steinen, in denen sich das Innere des Menschen zu harmonischen Formen ausgestaltet, — Organismen aus Gedanken und Begriffen, welche die reale Welt wiederspiegeln und uns Einblick in deren verborgene Kausalzusammenhänge eröffnen; — dort wirkt der Mann seine Werke und vollführt seine Thaten, durch die er die äußere Natur unterjocht und menschlichen Zwecken dienstbar macht. Aber all dies wirkt und vollführt er um einen hohen Preis; — wir haben ihn kennen gelernt: um den Preis seines plastischen Eingreifens in die Veranlagung der kommenden Generationen. Diese erhabenen und mächtigen Werke sprießen und entwickeln sich auf Kosten des Menschen selbst, dem durch die sozialen Zwangsmittel, unter deren Druck er sie erarbeitet, die wirksamste Möglichkeit, selber weiter zu sprießen und sich weiter zu entwickeln, versperrt wurde. — Diese Sachen gedeihen auf Kosten des Lebens.

Wie immer: — die „Sachen" gedeihen und gediehen, — um das Leben frug niemand, es entzog sich aller Beachtung bei der ethischen Wertprägung in den erwachsenden Kulturen. — Und in der unermeßlichen, wie durch Treibhaushitze beschleunigten Förderung der „Sachen" erkennen wir nun jene zweite Hauptfunktion unserer sexualen Sittennorm, auf deren Bedeutung nach Darlegung ihrer sozial friedenstiftenden und verfeinernden Tendenzen hingewiesen wurde.

Nach ungezählten Jahrhunderten einer strengen, scharfen und daher wirksamen vitalen und sexualen Auslese waren die Völker mit einem scheinbar unerschöpflichen Schatz an konstitutiven Kräften in die Anfänge der Kultur getreten. Staunend über die Wirksamkeit ihrer eigenen Erfindungen, hatten sie die Entdeckung gemacht, daß sozialer Zusammenschluß und Entwickelung des toten Werkzeuges den Menschen ausgiebiger zu fördern, ihm raschere Vorteile im Konkurrenzkampf mit seinesgleichen zu bieten vermöge, als selbst Vervollkommnung seiner lebendigen Organe es vermocht hätte. Eine Potenzierung des Eigentumsbegriffes, unter dessen Aegide sich jene ersten Kulturschritte vollzogen hatten, führte zu einer Norm des sexualen Verhaltens, welche, ohne merklichen Schaden für die Konstitution, den sozialen Frieden gewährleistete, die Aesthetik des Lebens verfeinerte, den scheinbaren Ueberschuß an männlichen Kampf- und Zeugungstrieben der segensreichen Arbeit kultureller Produktion zuführte, Anlagen ins Leben rief, deren vergeistigtes Wesen von vorneherein zum Dienste des Ideales im Gegensatz zur lebendigen Wirklichkeit berufen schien. Diese Sexualordnung wurde und wird noch heute als das Fundament aller Kultur angesehen. In ihren Leistungen liegt die Kraft ihres Bestandes. Sie unterbindet allerdings die Schlagadern einer lebendigen, konstitutiven Entwickelung und Vervollkommnung, sie verdinglicht die plastischen Kräfte unserer Natur, ja sie führt uns vielleicht — niemand kann das heute mit Bestimmtheit behaupten, aber auch nicht widerlegen — dem konstitutiven Rückschritt und drohenden Untergang zu. Aber was sie dagegen leistet, ist uns so sehr zum Bedürfnis geworden, daß es ganz

Digitized by Google

ausgeschlossen erscheint, es könne die Kulturmenschheit freiwillig um Vermeidung jener erst ferne Generationen bedrohenden Gefahren willen zu den barbarischen Formen des sexualen Wettkampfes früherer Epochen zurückkehren. Vielmehr eröffnet sich uns, wenn wir die konstitutive Vervollkommnung zu unserem Ziel machen, keine andere Aussicht, als das Suchen nach einer neuen Norm für das Sexualleben, welche mit einer Auslese der Höherwertigen mindestens einen Teil der kulturellen Leistungen der Monogamie verbinde.

Und zwar ist es unbedingt nötig, daß jenes erst zu findende Sittengesetz die soziale Ordnung und das friedliche Zusammenwirken der Menschen in gleich hohem Maß gewährleiste, wie die Monogamie, und daß es durch Ausschaltung des Tierisch-Physiologischen am Sexualverkehr aus unserem gesellschaftlichen Bewußtsein in ähnlicher Weise wie die Monogamie (wenn auch vielleicht mehr auf der Grundlage eingestandener Natürlichkeit als eingeredeter Fremd- und Autosuggestion) eine ästhetische Verfeinerung unseres Lebensstiles ermögliche.

Dagegen muß es mindestens als zweifelhaft erscheinen, ob eine, konstitutiver Neubelebung und Gestaltung dienende sexuale Verhaltungsnorm der kulturellen Produktion ein gleiches Maß an plastischen Kräften zuzuführen imstande wäre, wie dies die Monogamie seit Jahrhunderten that und gegenwärtig noch leistet. Vielmehr könnte sich eine so tiefgehende soziale Umgestaltung, wie sie das Inslebentreten der neuen sexualen Verhaltungsnorm mit sich bringen würde, nur durch die bewegende Kraft neuer Wertungen vollziehen, welche die konstitutive Entwickelung — die Entwickelung des lebendigen Menschen — der kulturellen — der Entwickelung unserer Besitztümer — voranstellten. Der Mensch müßte sich seiner selbst im Vergleich zu seinen Werken bewußt werden; Scham und Zorn müßte ihn darob erfassen, daß er in seiner eigenen Wertschätzung hinter diesen zurückstehe — daß er die Sachen gepflegt auf Kosten seines Blutes; — daß er Götterbilder aus Stein und Erz gemeißelt und gegossen, um dann selbst, der Schöpfer all dieser Herrlichkeit, als Mißgestalt unter ihnen zu wandeln. — Mit elementarer Gewalt, mit religiösem Schwung müßte ein Kultus des Lebens die Gemüter ergreifen, und des höchsten Preises müßten wir wert achten, nicht in Stein und Erz, in Worten und Tönen, nicht in Gedanken und Begriffssystemen, — sondern in Fleisch und Blut, Leben und Willen und in zeugenden Thaten zu bilden und zu dichten.

Derartig produktive Gefühlsimpulse erwachsen nicht aus Zuständen der Niedergeschlagenheit, sondern der Steigerung. Nicht Furcht vor drohender Entartung, sondern nur Hoffnung auf winkende Veredelung ihrer Konstitution vermöchte der Menschheit den Antrieb zu erteilen, dem allein solch gewaltige Neuschöpfungen entsprießen könnten, wie sie die gründliche Umgestaltung unseres sexualen Sittengesetzes verlangte. Darum sind die Ansichten, welche man sich über die gegenwärtige Richtung der — jedenfalls minimalen — konstitutiven Veränderungen in der Kulturmenschheit bilden mag, von relativ untergeordneter Bedeutung für die Wertungs- und Willensfrage der sexualen Reform — ebenso wie das Problem der Vererbbarkeit individuell erworbener Eigenschaften. Daß der wirksamste Eingriff zur Förderung der konstitutiven Entwickelung in der Organisation einer progressiven Auslese bestünde,

Digitized by Google

ist durch unsere Erfahrungen an der Tierzüchtung und die Kenntnis von der anologen Beschaffenheit der psychophysischen Natur des Menschen gegen allen Zweifel gesichert. Diesem Wissen und der darauf sich gründenden Hoffnung allein kann der Antrieb zur sexualen Reform entspringen.

Das Gesetz freilich voraus zu bestimmen, welches sich aus solchem Streben ergäbe, wird begreiflicherweise nur in den äußersten Umrissen verlangt werden können. Ist man ja doch schon lange darüber einig geworden, daß soziale Neugestaltungen der Zukunft sich, wenn es hoch geht, in ihren Grundtendenzen, niemals aber im Detail voraussehen lassen! — Soviel aber kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß eine sexuale Verhaltungsnorm, soll sie eine kräftige progressive Auslese einleiten, wesentlich polygynen Charakter tragen muß — das heißt es muß eine Mehrzahl von Frauen einer Minderzahl von Männern zur Befruchtung anheimgegeben, und es muß hinwieder eine Ueberzahl von Männern vom Zeugungsgeschäft ausgeschlossen werden. Dies führt zu einer Höherschätzung des Mannes gegenüber dem Weibe, welche grundlegenden Tendenzen der modernen Frauenemanzipation direkt widerstritte, und zu einer aristokratischen Verfassung unter den Männern, welche zu den nivellierenden Bestrebungen unserer Zeit in diametrale Opposition träte — ebensowenig Sympathie aber bei der Aristokratie der Titel- oder der Geldvererbung zu gewinnen vermöchte, gegen welche die zu bildende Aristokratie der Veranlagung sich etwa verhalten würde wie ein lebendiger zu einem heraldischen und einem ausgestopften Löwen.

Das schwierigste Problem jener hypothetischen Sexualnorm der Zukunft bestände in der Aufgabe, eine Mehrzahl minderwertiger Männer vom Zeugungsgeschäft auszuschließen und sie dennoch mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen, ja sogar die plastischen Potenzen ihres Sexualtriebes — der Ausgejäteten und nicht Erlesenen — mindestens zum Teil auf das Gebiet kultureller Produktion hinüberzuleiten.

Wer aber auf derartige Gedanken, als auf phantastische Utopien, einzugehen von vorneherein verwehrte, dem ließe sich kein anderer Rat geben, als von der Entwickelungsmoral Abstand zu nehmen und die konstitutive Zukunft des Menschengeschlechtes dem lieben Gott anheimzustellen. Denn so viel haben die vorstehenden Untersuchungen gezeigt: Die Organisierung einer die Auslese fördernden sexualen Reform ist das einzige Mittel, das wir besitzen, um ohne Vernichtung der Kultur der konstitutiven Entwickelung des Menschen plastische Kräfte zuzuführen.

* * *

Bei diesem Ausblick soll für jetzt Halt gemacht und, ehe der Frage der Sexualreform selbst nähergetreten wird, der Gedankengang, der zur Forderung derselben hinführt, weiter ausgearbeitet werden. Was hier in kurzer Skizze vorgetragen wurde, bedarf — ich bin mir dessen vollauf bewußt — einer breiteren Begründung und Erläuterung nach mehrfacher Richtung hin. — Zunächst verlangt das Ziel der Entwickelungsmoral selbst — der konstitutive Fortschritt — einer festeren Bestimmung. Hieran drängt sich die Frage auf, mit welchem Recht wir für jenes Ziel die Würde der höchsten moralischen Direktive

Digitized by Google

in Anspruch nehmen — sowie die in gewissem Sinn antipodische, aber darum nicht minder gewichtige Frage, welche reale Wirksamkeit in Sachen von so eminent praktischer Fundierung wie die sexuale Sitte irgend welchen ethischen Postulaten überhaupt zugeschrieben werden könne, und wo die menschlichen Kräfte zu suchen seien, welche das durch tausendjährige Ueberlieferung Festgestellte zu bewegen vermöchten. — Eingehender, als es hier geschehen, muß noch gezeigt werden, daß mit Beibehaltung der Monogamie jede Möglichkeit zur Organisierung einer irgend erheblichen sexualen Auslese ausgeschlossen ist. Auch der Einwand ist naheliegend und verdient Berücksichtigung, weshalb die Völker, welche bei der polygamen Sexualordnung verharrt sind, keinen merklichen konstitutiven Fortschritt erkennen lassen. — Erst nachdem all dies und manches damit Zusammenhängende dargelegt worden, soll der Versuch unternommen werden, die Gestalt des zu findenden und zu schaffenden Gesetzes, welches sich zweifellos von den halbbarbarischen Formen der Polygynie ebenso weit unterscheiden muß, wie von unseren gegenwärtig herrschenden sexualen Normen, — soweit dies überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liegt — in abgrenzende Umrisse einzuschließen.

Diesen Aufgaben soll eine Reihe von Aufsätzen gewidmet werden, zu deren Aufnahme die Redaktion der Zeitschrift sich freundlichst bereit erklärt hat. Vielleicht empfängt jedoch der Autor noch im Verlaufe dieser Publikation Anregung zu besonderen Ausführungen aus Entgegnungen auf seine Thesen, welche schwerlich ohne Widerspruch hingenommen werden dürften. Jede Belehrung soll ihm willkommen sein, und jedem sachlichen Einwand wird er gerecht zu werden sich bemühen.

Der Einfluß des Alters auf die Entstehung des Geschlechts.

Dr. Arthur Ruppin.

Der kürzlich in Schwanberg erfolgte Tod des Wiener Professors der Embryologie L. S. Schenk bringt das Lieblingsproblem dieses Mannes, die willkürliche Beeinflussung des Geschlechts der zukünftigen Kinder wieder in Erinnerung. Schenk hat die Lösung dieses Problems, wie er 1898 in seinem Buche „Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis“ und 1901 in einem Vortrage auf dem fünften internationalen Zoologenkongreß in Berlin ausführte, in der Ernährungsweise der Frau gesehen. Er war der Ansicht, daß schlecht ernährte Frauen fast regelmäßig Knaben zur Welt bringen, und er empfahl deshalb allen Frauen, die sich als ihr zukünftiges Kind einen Knaben wünschten, eine längere Zeit vor und nach der Empfängnis eine gewisse Diät, die in der Hauptsache auf eine Hungerkur hinauslief. In der Wissenschaft hat Schenks Lösungsversuch sehr wenig Anklang gefunden, und es ist sicher, daß Schenks Beobachtungsmaterial viel zu gering war, als daß sich daran so weitreichende Folgerungen hätten knüpfen lassen. An sich aber erscheint eine endliche theoretische Lösung des Problems

Digitized by Google

durchaus nicht unmöglich, und zwar dürfte nicht die Physiologie mit ihrer Beobachtung des einzelnen Falles, sondern die statistische Massenbeobachtung einstmals die geeignete Handhabe zur Lösung bieten.

Das Problem selbst und die Versuche zu seiner Lösung sind uralt; sie finden sich schon bei den Naturforschern des Altertums. Im 18. Jahrhundert schrieb der berühmte französische Naturforscher Buffon, daß das Geschlecht des zukünftigen Kindes davon abhänge, ob die Samenmaterie des Vaters oder der Mutter die größere Energie habe, und er fand mit seiner Meinung vielen Beifall. Wie man im Anfang des 19. Jahrhunderts über das Problem dachte, zeigt eine interessante Stelle in dem 1805 erschienenen Buche „Die Zeugung" des deutschen Naturphilosophen Lorenz Oken. Er sagt auf Seite 150: „Man weiß, wie die Entstehung des Geschlechts von jeher der Stein des Anstoßes war, wieviel darüber gedacht, gefabelt, anatomiert, beobachtet wurde und doch blieb alles vergeblich. Man versuchte sogar Anweisungen zur willkürlichen Erzeugung von Knaben und Mädchen zu geben. Selbst Aristoteles hat davon geschrieben, und nach ihm auch einige aus Liebe zur Wissenschaft, die meisten aber aus bloßer Beutelschneiderei, womit sie vorzüglich in neueren Zeiten das Publikum betrogen, wovon z. B. der Küster Henke und einige Franzosen eklatante Muster sind. — Die ältesten Meinungen hierüber verteilten die Geschlechter nach den Hoden; in dem rechten sollte der Samen zu den Knäbchen, in dem linken zu den Mädchen liegen. Für jene Zeiten war dies eine gedachte Behauptung, aber daß diese alle fünfzig Jahre wieder neu aufgelegt und mit einem Pomp angekündigt wurde, als wäre dies Geheimnis ganz frisch entdeckt worden, giebt nicht das beste Vorurteil von den Fortschritten dieser Neueren, weder in Bezug auf die Wissenschaft noch in Bezug auf die Moralität. Ungeachtet van Graaf, Harvey und beinahe alle, welche sich damit beschäftigten, ihnen augenscheinlich zeigten, daß man in beiden Mutterhörnern männliche und weibliche Fötus ohne Unterschied finde, so hielt dieses die Charlatane doch nicht ab, das Gegenteil auszuschreien und zu thun, als wenn jene Erfahrungen gar nicht auf der Welt wären. Die vernünftigen Meinungen hierüber: als Differenz der Wärme und der Kälte, der Stärke und der Schwäche, welche gelehrte Aerzte hie und da äußerten, blieben meistens vergessen, weil sie nicht diejenigen charlatanmäßigen Mittel anraten konnten, als die von der Differenz der Hoden sind. — Es giebt keine Kunst, Mädchen oder Knäbchen nach Willkür zu zeugen." Soweit Oken. Daß es auch heute noch Leute giebt, welche ihre angebliche Lösung des Problems gewerbsmäßig ausbeuten, lehrt eine für 60 Pfennig käufliche, kürzlich in Leipzig erschienene Schrift, in welcher der Verfasser, nachdem er Stellen aus verschiedenen Schriftstellern, insbesondere von Düsing, ziel- und wahllos zusammengehäuft hat, dem Leser erzählt, daß er die definitive Lösung des Problems gefunden habe, daß er sie aber nicht im Buche selbst, sondern dem sich an ihn wendenden Leser schriftlich mitteilen wolle. Worauf das hinausläuft, läßt sich unschwer erraten.

Im Volke war und ist noch jetzt vielfach die Ansicht verbreitet, daß die Altersverschiedenheit der Eltern auf das Geschlecht des Kindes von Einfluß sei, so daß, wenn der Vater älter sei als die Mutter, ein Knabe, im umgekehrten Falle aber ein Mädchen geboren werde. Die

Digitized by Google

Statistik aller Länder hat aber fast ausnahmslos ergeben, daß diese Ansicht unbegründet ist, und sie findet unter den Statistikern heute auch keinen Vertreter mehr.

Dagegen scheint in einem anderen Sinne das Alter der Eltern auf das Geschlecht des Kindes von Einfluß zu sein. Wir bringen zum Beweise untenstehend auszugsweise eine Tabelle aus der österreichischen amtlichen Statistik (Band 54, Heft 1, Seite 34), in der diese Verhältnisse am eingehendsten behandelt werden. Prüft man die Tabelle auf ihre Resultate, so ergiebt sich folgendes:

1. Junge (17—20 Jahre alte) Frauen gebären mit jungen (20 bis 25 Jahre alten) Männern mehr Knaben, mit allen anderen Männern weniger Knaben als der Durchschnitt für ganz Oesterreich beträgt, nach dem auf 1000 Mädchengeburten 1063 Knabengeburten entfallen.
2. Frauen von 20—25 Jahren gebären mit Männern von 20 bis 25 Jahren mehr Knaben, halten mit Männern von 25—30 und von 30—40 Jahren annähernd den Durchschnitt ein und gebären mit Männern von 40—50 Jahren wieder mehr Knaben als der Durchschnitt für alle Geburten in Oesterreich beträgt.
3. Frauen von 25—30 Jahren gebären mit Männern von 20 bis 25 Jahren und 25—30 Jahren weniger Knaben, halten mit Männern von 30—40 Jahren annähernd den Durchschnitt und gebären mit Männern von 40—50 Jahren wieder weniger Knaben als der Durchschnitt.
4. Frauen mit 30—40 Jahren gebären mit jungen (20—25 Jahre alten) Männern erheblich mehr Knaben, ebenso noch mit 25—30 Jahre alten Männern, dagegen weniger Knaben mit allen älteren Männern.
5. Besonders auffallend tritt der Einfluß der Altersverhältnisse auf das Geschlecht der Kinder zu Tage, wenn man die beiden äußersten Gegensätze nebeneinanderstellt. Danach entfallen auf 1000 Mädchengeburten bei den 17—20 Jahre alten Frauen mit den 40—50 Jahre alten Männern nur 920 Knabengeburten, dagegen bei den 30—40 Jahre alten Frauen mit den 20—25 Jahre alten Männern 1135 Knabengeburten. Der Unterschied ist also ein ganz bedeutender.

Auf je 1000 Mädchengeburten, bei denen die Eltern in einem der nachstehenden Altersverhältnisse standen, entfielen in Oesterreich im Jahre 1897 Knabengeburten:

Alter des Vaters in Jahren	Alter der Mutter in Jahren			
	über 17—20	über 20—25	über 25—30	über 30—40
über 20—25	1109	1090	1058	1135
über 25—30	1043	1066	1056	1077
über 30—40	1046	1069	1062	1060
über 40—50	920	1089	1046	1047

Leider läßt die Tabelle noch keinen sicheren und lückenlosen Rückschluß auf die Ursache dieses Einflusses der Altersverschieden-

Digitized by Google

heit der Eltern auf das Geschlecht des Kindes zu. Doch scheint eine Vermutung gerechtfertigt. Denkt man sich die Verschmelzung der Keimzellen des Vaters und der Mutter als einen Kampf, in dem sowohl die väterliche Keimzelle (das Spermatozoon) wie die mütterliche Keimzelle (das Ei) möglichst viel von den Eigenschaften ihres bisherigen Trägers auf das neue Lebewesen zu übertragen streben, so wird in diesem Kampfe die stärkere Keimzelle als Sieger hervorgehen, und da die Stärke der Keimzelle von der Organisation ihres Trägers abhängt, so wird diejenige Keimzelle die stärkere sein, deren Träger zur Zeit ihrer Loslösung die stärkste körperliche Konstitution hatte. Für diese Frage ist nur das Alter des Vaters oder der Mutter von Bedeutung. Jeder Mensch hat im Leben eine Zeit der höchsten physischen Kraft und Energie, und in dieser Zeit wird deshalb auch die Zeugungskraft am größten sein, — eine Thatsache, die auch durch die Erfahrung, insbesondere das allmähliche Erwachen der Zeugungskraft mit wachsender körperlicher Ausbildung und ihr langsames Erlöschen mit dem allgemeinen Sinken der körperlichen Kräfte, bestätigt wird. Falls nun zur Zeit der Zeugung der Vater dem Höhepunkt der Zeugungskraft näher war als die Mutter, so wird die väterliche Keimzelle bei der Verschmelzung von Ei und Spermatozoon siegreich sein und dem Kinde die Eigenschaften des Vaters, insbesondere also das männliche Geschlecht, übertragen, im anderen Falle umgekehrt. Nun ist das Alter eines Menschen zwar nicht der einzige Maßstab seiner körperlichen Konstitution; es kann im Einzelfalle vorkommen, daß ein Mann von starker Konstitution durch seine ganze Lebensdauer hindurch stärker bleibt als seine Frau, obwohl diese dem Alter nach dem optimum des Lebens näher steht, also etwa 20 Jahre alt ist, während der Mann schon 50 Jahre zählt. Aber dies ist nicht die Regel. Im allgemeinen hat sicherlich eine Frau, die in der Blüte des Lebens steht, eine kräftigere, lebensvollere Konstitution als ein ganz junger oder alter Mann, und umgekehrt.

In den Rahmen dieser allgemeineren Auffassung, daß das Geschlecht des Kindes demjenigen Elternteile folgt, dessen Keimzelle die größte Lebensenergie hat, — eine Auffassung, die mit der vorstehend erwähnten Buffonschen übereinstimmt — würde sich dann auch die Schenksche Meinung als ein Unterfall einfügen. Schenks Ernährungsmethode würde unter diesem Gesichtspunkte den Zweck haben, durch Unterernährung die Konstitution der Mutter und damit mittelbar die Lebensenergie des mütterlichen Eies zu schwächen, um auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit, daß bei der Verschmelzung der Keimzellen die väterliche die stärkere sein und also auf das Kind das männliche Geschlecht übertragen werde, zu erhöhen.

Für die Richtigkeit der obigen Vermutung lassen sich dann noch einige Erscheinungen anführen, die bei der Kreuzung der weißen Menschenrasse mit Negern und Indianern beobachtet sind. „Es ist eine auffallende, von mir häufig beobachtete und von den Ansiedlern vollkommen bekräftigte Thatsache", schreibt Powers (Tribes of California, Washington 1877, Seite 403), „daß eine entschiedene Mehrheit der Mischlingskinder zwischen Weißen und Indianern Mädchen sind. — Oft habe ich ganze Familien mit Mischlingstöchtern gesehen, jedoch niemals eine ausschließlich aus Knaben gebildete und selten eine Familie,

Digitized by Google

in der diese zahlreicher waren.“ Ein anderer Autor, Starkweather (The Law of Sex. London 1883, Seite 159 ff.), hat aus den statistischen Zusammenstellungen der Vereinigten Staaten berechnet, daß bei den in den Südstaaten von Negern und Weißen geborenen Mischlingen (Mulatten) auf 100 Mädchengeburten nur 85—88 pCt. Knabengeburten entfallen, während bei der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten auf 100 Mädchengeburten 105 Knabengeburten entfallen. Da sich in den Vereinigten Staaten nur äußerst selten eine weiße Frau mit einem Neger oder Indianer verheiratet oder geschlechtlich verkehrt, so stammen diese Mischlingskinder fast stets von einem Weißen als Vater und einer Indianerin oder Negerin als Mutter ab. Nun ist es bekannt, daß die Angehörigen der sogenannten wilden Völkerschaften physisch eine kräftigere Konstitution besitzen als der weiße Kulturmensch, und es würde deshalb die Vermutung, daß das Geschlecht des Kindes dem kräftigeren Elternteile folgt, durch die Beobachtungen von Powers und Starkweather, daß bei den Mischlingskindern die Mädchen in der Ueberzahl sind, bestätigt werden.

Nimmt man diese Vermutung an, so ist damit zugleich gegeben, daß eine willkürliche Bestimmung des Geschlechts des zukünftigen Kindes stets nur in engen Grenzen möglich sein wird. Denn wenn man auch durch reichliche oder ungenügende Ernährung die Konstitution in etwas beeinflussen kann, so läßt sich doch im allgemeinen eine kräftige Natur von derlei künstlichen Störungen — die ja ohnehin nicht allzu tiefgreifend sein dürfen, weil sie sonst sehr leicht Gesundheit und Leben gefährden würden — nicht besiegen. Nur in einzelnen Fällen wird es vielleicht möglich sein, das Kräfteverhältnis der beiden Elternteile und ihrer Keimzellen durch Ueber- bezw. Unterernährung so zu verschieben, daß das Geschlecht des Kindes dadurch beeinflußt wird. — Möglicherweise spielen übrigens in Bezug auf die Lebensenergie der Keimzellen auch noch temporäre Einflüsse (wie lange Zeit zwischen der Ablösung des reifen Eis vom Eierstocke und dem Zeitpunkt der Empfängnis vergangen ist; ferner die Dauer des Zwischenraumes zwischen zwei Cohabitationen beim Mann, wovon nach einigen Forschern die Größe der Spermatozoen abhängen soll) eine Rolle, doch sind wir hierüber zur Zeit noch ganz im dunklen. Selbst für die in der Litteratur so häufig erwähnte Behauptung, daß im Rausch erzeugte Kinder zu Epilepsie und Blödsinn neigen sollen — eine Thatsache, die die bedeutende Wirkung temporärer Einflüsse auf die Keimzellen beweisen würde — fehlt es bisher an einwandsfreien Feststellungen.

Zum Schlusse seien die Beobachtungen Düsings erwähnt, der sich in den beiden letzten Jahrzehnten wohl am eingehendsten mit der Frage des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen beschäftigt hat. Düsing zieht aus den Abfohlungsresultaten deutscher Gestüte den Schluß, daß, je mehr ein Hengst zur Zeugung verwendet werde, je erschöpfter seine Zeugungskraft also sei, um so mehr männliche Tiere von ihm erzeugt würden. Das scheint der von uns vorhin ausgesprochenen Vermutung zu widersprechen, doch läßt sich der Widerspruch ohne Zwang lösen. Es sind nämlich nur die allerkräftigsten und sexuell potentesten Hengste, welche besonders häufig zur Kreuzung benutzt werden, und sie erzeugen männliche Nachkommen nicht deshalb, weil ihre Zeugungskraft durch häufiges Decken erschöpft ist,

Digitized by Google

sondern weil sie kräftiger als die von ihnen gedeckten Stuten sind und das Geschlecht des Kindes nach der obigen Vermutung dem kräftigeren Elternteile folgt.

Darwinismus und Sozialpsychologie.

Dr. Willy Hellpach.

Innerhalb der großen Litteratur, die sich mit den darwinistischen Problemen befaßt, nimmt die Diskussion sozialpsychologischer, wie überhaupt psychologischer Fragen einen mehr als bescheidenen Raum ein. Die naturwissenschaftlichen Forscher, mit der Psychologie zu wenig bekannt, um hier etwas Gründliches zuwege zu bringen, haben sich gewöhnlich mit der Feststellung begnügt, auch das psychische Leben müsse in seiner Entwickelung dem Wirken einer Auslese des Bestangepaßten unterstellt sein. In dieser Beleuchtung gewann dann die psychische Entwickelung meist einen aristokratischen Schimmer: ein gutgemeinter, wenn auch schlecht begründeter ethischer Optimismus zweifelte nicht daran, daß jene Auslese mit der Erhaltung des Wahren, Guten, Schönen identisch sei. Mit ihrer weit älteren Schulung im entwickelungsgeschichtlichen Denken haben die Vertreter der Geisteswissenschaften das gleiche Problem zwar tiefer erfaßt; aber die Benutzung verschwommener vulgärpsychologischer Begriffe hat auch sie über eine mehr oder minder oberflächlich darwinisierende Tendenz kaum hinauskommen lassen. Dazu gesellte sich, daß bis vor kurzem die Sozialwissenschaft in den meisten Fällen nicht viel mehr als den Beweis für eine individuelle Sozialphilosophie bedeutete. Gerade das hat sich neuerdings wesentlich geändert; und eine ganze Reihe von Momenten, wie die Abklärung der sozialpsychologischen Gärung in den von Lamprecht dirigierten geschichtstheoretischen Kämpfen, das stetig wachsende Interesse an der von nerven- und irrenärztlicher Seite her angeregten und eifrig studierten Entartungsfrage, die Erneuerung der Gobineauschen Rassenphilosophie in anthropologischem und kulturhistorischem Gewande, die originelle Beleuchtung, die das Verhältnis des Menschen zur Umwelt durch Ratzels tiefgründige politisch-geographische Studien erfuhr, der eminent psychologische Zug, der durch die ganze neueste Nationalökonomie geht, und in ihm wieder die radikale Betonung der kausalen Fragestellung, wie wir sie erst jüngst bei Sombart erleben — dies alles zusammen mit der fast vollendeten Ueberwindung des Materialismus in der Naturforschung und deren Fortschreiten zu oft freilich noch recht dilettantischen, überall aber ernsthaft und sorgfältig geführten erkenntnistheoretischen Untersuchungen auf vielfach psychologischer Basis läßt von einer Diskussion der psychologischen Entwickelungsfragen in der allgemeinen wie in der sozialpsychologischen Fassung heute viel mehr fruchtbare Anregung erhoffen, als es noch vor einem Jahrzehnt der Fall gewesen wäre. Dazu kommt noch, daß die durch de Vries' Mutationsstudien manifest gewordene Krisis im Darwinismus möglicherweise durch sozial-

Digitized by Google

psychologische Argumente in der einen oder anderen Richtung ausschlaggebend beeinflußt werden kann.

Das A und O aller darwinistischen Betrachtung ist der Begriff der Entwickelung; und Entwickelung heißt: bleibende Veränderung. Diese weiteste Definition sagt über das Tempo der Veränderung nichts aus; sie umfaßt die stetigen, in kleinsten Stufungen sich abwickelnden — die infinitesimalen Veränderungen oder Evolutionen so gut wie die katastrophischen oder Mutationen. Das entscheidende Gemeinsame ist nur das Fehlen der Tendenz zur Wiederherstellung des früheren Zustandes. Historische Bedingungen haben dazu geführt, diese Fassung des Begriffes einzuengen: indem in der Geologie durch Lyell das Evolutionsprinzip zum Siege über die alte Katastrophenlehre gelangte, und indem die Lamarck-Darwinsche Deszendenz der Organismen sich ebenfalls wesentlich als eine Evolution gegenüber dem alten Schöpfungsglauben darstellte, wurde einmal die Entwickelung schlechthin als Evolution aufgefaßt und geriet ferner die Katastrophentheorie in den — an sich unverdienten — Geruch einer Identität mit dem Schöpfungsglauben. Diese radikal evolutionistische Auffassung der Entwickelung war zunächst gewiß notwendig — sie trug eben die siegreiche Kraft der Einseitigkeit in sich; aber heute bedürfen wir ihrer nicht mehr und müssen sie um so entschiedener ablehnen, je mehr auf geologischem wie auf biologischem Gebiete in jüngster Zeit die hohe Bedeutung katastrophischer Veränderungen mehr und mehr Würdigung findet.

Die Entwickelungen im Reiche der anorganischen Gebilde bereiten prinzipiell dem Verständnis kaum eine Schwierigkeit: man kann über den Anteil der Kräfte streiten, die als Ergebnis der Ver- und Entgletscherungen die Moränen, als Produkt der Verwitterung aus dem Feldspat das Pinitoid schaffen, aber daß es die uns bekannten Formen der Energie sind, daran wird niemand zweifeln. Anders im Gebiete des Lebenden. Hier teilt sich die Entwickelung in zwei Möglichkeiten: entweder die Veränderung „bleibt" während der Lebensdauer des Gebildes, oder sie setzt sich über dieses hinaus auf seine Nachkommenschaft fort — sie ist Ontogenese oder Phylogenese. Jene steht prinzipiell zunächst auf einem Blatt mit den anorganischen Entwickelungen: wenn das schlichte und weiche Haar eines Menschen durch wiederholtes Scheren struppig wird und bleibt, so nehmen wir als Ursache keine andere als eine der uns bekannten Kräfte an. Die Phylogenese aber setzt einen ganz neuen Vorgang, die Vererbung, voraus, und nun ordnet sich ihm allerdings auch eine beträchtliche Zahl von Ontogenesen unter, die wir als durch Vererbung bedingte erkennen.

Die Diskussion der psychologischen Entwickelungsfragen muß sich, wie ich meine, vor allen Dingen dem Streite über die Vererbung erworbener Eigenschaften entziehen. Die Verteidiger dieser Vererbung glauben an viele echte Ontogenesen: an bleibende Veränderungen, die während des Einzellebens im Organismus von außen her erzeugt sind und vererbt werden. Die Gegner leugnen die Vererbbarkeit der echten Ontogenesen: nach ihnen ist, was sich vererbt, keine Neuentwickelung, sondern lediglich eine Entfaltung bereits im Keimplasma vorgebildeter Dispositionen gewesen; echte Ontogenesen, wie Verstümmelungen

Digitized by Google

und Vergiftungen, vererben sich nie — abgesehen natürlich von der allgemeinen Schwächung, die sie dem Körper und damit den Keimstoffen zufügen können. Nun giebt es aber keinen elementaren oder komplexen psychischen Vorgang, dem wir einen exklusiv ontogenetischen Charakter zusprechen könnten. Gerade das von der modernen Psychiatrie begonnene Studium der psychischen Giftwirkung lehrt uns, daß die substantielle Eigenart des Giftes zwar eine gewisse Allgemeinrichtung seiner Wirkung bedingt, daß innerhalb deren aber jeder einzelne in differentieller Weise reagiert, daß es sich also auch hier stets um eine „Auswickelung" latenter Dispositionen durch einen äußeren Anstoß handelt. Diese Thatsache legt der Systematisierung der Geisteskrankheiten ja heute noch so große Schwierigkeiten in den Weg; sie führt uns aber auch immer mehr dahin, die entscheidende Ursache einer Psychose nicht in dem sie einleitenden Ereignis — einer Gemütserregung, einer Ueberanstrengung — sondern in der ursprünglichen Verfassung des Nervensystems zu suchen. Und ähnlich rückt ja die Pädagogik immer deutlicher auf den Standpunkt, daß der ihr anvertraute Kindesorganismus keine tabula rasa, sondern — um das Lockesche Gleichnis weiter zu spinnen — ein mit sympathetischer Tinte beschriebenes Blatt sei, auf dem der Erzieher nur die Aufgabe hat, durch geeignete Mittel die Schriftzüge sichtbar zu machen.

Das vielberufene „Milieu", die gesamte Umwelt ist es, die diese Auswickelung der Anlagen besorgt, vornehmlich durch die lockenden oder widrigen Eindrücke, die sie den elementaren Trieben der Selbsterhaltung und der geschlechtlichen Befriedigung bietet: Beruf und Liebesleben, die Aeußerungen jener Triebe unter den heutigen Kulturbedingungen, sind es bis auf diesen Tag und wahrscheinlich in alle Ewigkeit, die der Persönlichkeit ihr wesentliches Gepräge verleihen. Da erhebt sich nun die große Frage: findet hierbei eine über das Einzelleben hinausgreifende Entwickelung statt, indem entweder die zur Entfaltung gelangenden Anlagen sich stärker und sicherer auf die Nachkommenschaft übertragen, während die latent bleibenden sich zunehmend vermindern und endlich ganz aus den Keimstoffen verschwinden — oder ist die Entfaltung für das weitere Geschick der Disposition gleichgiltig? Das Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften wird dadurch zum Problem der bevorzugten Vererbung entfalteter Anlagen; und jene Fragestellung erweitert sich zu der allgemeineren Fassung: liegt im Wirken der Umwelt auf die psychische Disposition des Organismus eine züchtende Tendenz eingeschlossen? oder richtet die Bahn der psychischen Phylogenese sich nach Einflüssen, die nicht der Umwelt entstammen?

Bekennen wir ohne Umschweif: wir wissen es nicht; und die Antworten, die erteilt werden, sind lediglich Vermutungen, in denen praktische Interessen nicht selten die theoretische Meinung gezeugt haben. Sie kommen von drei Richtungen. Die Rassenfanatiker leugnen ebenso wie die radikalen Sozialpsychologen die Möglichkeit einer bewußten psychologischen Züchtung durch auswählende Entfaltung einzelner Dispositionen; aber beide gelangen weiterhin freilich zu ganz verschiedenen Folgerungen. Für die einen wird die beste, auch psychische Auslese durch Reinerhaltung der Rasse verbürgt, weil in

Digitized by Google

ihr allein die höchste mögliche Gesundheit des Nervensystems als des Substrats der psychischen Vorgänge gesichert erscheint. Ein Beweis dafür ist bisher noch nie erbracht worden; die Versuche des Beweises gehen sämtlich von der dogmatischen Wertung aus, daß die psychischen Aeußerungen des rassigen Organismus die erstrebenswerten, die bestmöglichen seien. Dieses Lechzen nach Rassigkeit ist aber nur ein einzelner Zug in dem Bilde der archaischen Sehnsucht, die Lamprecht jüngst so bestechend und wahrscheinlich auch richtig als einen Ausfluß des gesteigerten Impressionismus gedeutet hat; ist der in seinen höheren Intensitäten — wie bei Nietzsche — zweifellos psychopathische Drang, das unkomplizierte, brutale Triebleben des primitiven Menschen bewußt nachzuleben. Jene dogmatische Wertung der rassigen Psyche aus den Thatsachen der Kulturentwickelung als giltig zu erweisen, ist von Gobineau bis auf die neuesten Versuche gänzlich mißlungen. Ihr gegenüber begnügt sich die sozialpsychologische Lehre mit der Anpreisung eines Ausgleiches zwischen der Entfaltung der Anlagen und den Interessen der sozialen Gemeinschaft — einer Entfaltung also der das soziale Interesse nicht bedrohenden Anlagen, natürlich unter sorgfältiger Gesunderhaltung des Nervensystems, die aber nicht etwa durch die Pflege der Rassigkeit, sondern durch die Verwirklichung der hygienischen Erkenntnisse im weitesten Umfange gewährleistet sein soll. Die deutlich kranken Elemente der Menschheit sollen womöglich geheilt, wo dies nicht angeht, aber an der Kinderzeugung verhindert werden; so kommt, sagt man sich, eine Auslese der sicherlich — anstatt wie bei den Rassenfanatikern bloß hypothetisch — Gesunden zustande. In diesen dann die Anlagen zu entfalten, gebietet zwar keine leere Züchtungsutopie, sondern nur die Erfahrung, daß dabei der einzelne das höchste Glück findet, und daß dies wiederum, so lange es überhaupt mit den Gemeinschaftsinteressen sich verträgt, auch das höchste soziale Glück zu sichern vermag. Eine sozialliberale Anschauung, könnte man sagen, im Gegensatz zu der aristokratischen Rassigkeitslehre; sie tritt uns, verschieden nuanciert, in den Programmen der liberalen, der demokratischen und der sozialistischen Parteien entgegen. Auch sie fußt auf einer nicht bloß unbewiesenen, sondern hundertfach durch die Thatsachen widerlegten Wertung: daß die höchsten Werte des Einzelglücks und des Sozialglücks mit den höchsten Werten der psychischen Leistungen überhaupt zusammenfallen. Die Erkenntnis dieses Irrtums ist eine der psychologischen Grundlagen für die imperialistischen Neigungen des heutigen Liberalismus: man fühlt die schöpferische Valenz persönlicher Instinkte, die sich mit dem sozialen Glück nicht vertragen würden, und man drängt sie zur Bethätigung nach außen, wo ihr Ausleben das soziale Glück der nationalen oder staatsrechtlichen Gemeinschaft, für die man eben dieses Glück im Höchstwerte programmatisch fordert, nicht beunruhigt, ja ihm vielleicht — auf Kosten anderer — indirekt zu dienen vermag.

Diese Lehre hat mit darwinistischen Tendenzen natürlich nichts mehr zu schaffen; denn sie kann nichts fixieren, an das eine Anpassung stattfinden soll, kann also auch keine Auslese der Bestangepaßten konstruieren. Zwischen ihr und der Rassigkeitstheorie steht aber noch eine dritte Meinung, die namentlich in Schmollers Ansicht von

Digitized by Google

der Klassenbildung einen interessanten Ausdruck gefunden hat und einen sozusagen ständischen Charakter trägt. Danach soll der Lebensberuf eines Menschen in ihm gewisse Anlagen aufs höchste entfalten, andere verkümmern lassen, und jene gesteigerten Fertigkeiten sollen sich auf die Nachkommenschaft als latente Anlagen vererben, denen nun die Tendenz innewohnt, das mit ihnen behaftete Subjekt wieder zum selben Beruf zu drängen. Hier ist also ein berufsständischer Charakter der Klassengliederung zunächst angenommen und er wird selber wieder mittels des Glaubens an die Vererbung entfalteter Anlagen begründet. Jene Voraussetzung, die am radikalsten von Bücher durch die Annahme einer vorwiegend besitzständischen Klassenbildung bekämpft worden ist, kümmert uns hier nicht weiter. Die anthropologische Begründung aber trägt unverkennbar darwinistische Züge, und zwar in viel glücklicherer Herausarbeitung, als sie der Rassenlehre gelungen ist. Denn diese postuliert offenbar für die Bethätigung des Menschen eine Art von Urzustand mit lediglich natürlichen Lebensbedingungen; sie ignoriert die Frage, wie weit wohl innerhalb der kultürlichen Umwelt die Rassigkeit noch die Bestanpassung zu verbürgen geeignet sei. Wer in der Kulturwelt, um nur eines herauszugreifen, den geschlechtlichen Rasseinstinkten folgt, der wird wahrscheinlich sehr viel leichter mit Schädigungen für die Nachkommenschaft erkranken, als der andere, der jene Instinkte hemmenden Erwägungen unterwirft. Die Schmollersche Theorie aber geht von der Kulturthatsache der Berufsbildung, einer besonderen Form der Arbeitsteilung, aus. Sie glaubt, daß an den Beruf eine erbliche Anpassung stattfinde; danach müssen im Laufe der Zeit diejenigen die geeignetsten Vertreter eines Berufes sein, in deren Ahnenreihe derselbe Beruf am konsequentesten innegehalten worden ist. Die Eindringlinge werden den Beruf weniger erfolgreich ausüben, ihre Leistungen werden minderwertig, die Nachfrage danach wird geringer sein: sie müssen wirtschaftlich unterliegen. Es vollzieht sich so eine Auslese der berufsständisch Bestangepaßten als der wirtschaftlich Bestsituierten — eine Entwickelung also zu berufsständischem Wohlstand und damit naturgemäß zu berufsständischer Macht im sozialen Leben.

Das ist sicherlich ein großartiger Versuch, darwinistische Ideen auf das Kulturleben anzuwenden. Trotzdem setzt auch er viel zu einfache Lebensbedingungen voraus, wie sie zur Zeit der beginnenden Berufsbildung nicht mehr existiert haben. Die Berufsbildung hat zweifellos in vielen Fällen sich auf der Grundlage einer schon bestehenden Klassengliederung vollzogen, und ganz andere Momente haben sie stärker beeinflußt, als die hypothetische erbliche Anpassung es vermöchte. Vor allem aber der durch die Maschine entschiedene Vorgang der Arbeitszerlegung, der Querschneidung des Produktionsprozesses in kurze, kein selbständiges Ergebnis, sondern an sich unbrauchbare Teile eines Ganzen erzeugende Phasen, mußte jeder berufsständisch gliedernden Tendenz der Berufsbildung den Boden entziehen. Die Arbeitszerlegung ist heute das die Produktion beherrschende Arbeitsteilungsprinzip; zugegeben also sogar, daß die erbliche Anpassung an den Beruf durch dessen anlageentfaltende Kraft eine Zeit lang wirksam gewesen sei: seit Beginn der industriellen Aera ist ihr Einfluß sicher vernichtet; für den modernen Kapitalismus

Digitized by Google

hat die darwinisierende Theorie Schmollers keine Geltung mehr, und so gern auch der Zeitungsstil von der bis aufs höchste gesteigerten Heftigkeit des Kampfes ums Dasein redet — noch ist es bei diesem Schlagworte geblieben, noch ist kein ernsthafter Versuch gemacht worden, in der Kultur unserer Tage darwinistische Tendenzen, Momente einer Auslese durch Anpassung nachzuweisen.

Es fragt sich, ob dieser Mangel ein zufälliger, ob er ein notwendiger ist; ob nicht bloß die Theorie Schmollers, sondern ob jede darwinisierende Deutung sozialpsychischer Erscheinungen grundsätzlich scheitern muß, weil der Darwinismus für die psychische Entwickelung nicht fruchtbar gemacht werden kann. Ich möchte das glauben; denn noch vor aller wie immer denkbaren Vererbung scheint mir bereits die Anpassung einen auf die sozialpsychische Entwickelung nicht anwendbaren Begriff zu bedeuten.

Jede darwinistische Betrachtung geht ja aus von der Variation. Nun können wir die sozialpsychische Beschaffenheit innerhalb einer Gruppe nach zwei Gesichtspunkten betrachten: nach dem Eindruck, den die gesamte Umwelt auf jedes Glied der Gruppe macht, dann sprechen wir in der ausgezeichneten Terminologie Lamprechts von den Stufen des symbolischen, typischen, konventionellen, individualistischen und subjektivistischen Seelenlebens; oder aber danach, ob die psychischen Lebensäußerungen der einzelnen Individuen einander mehr oder weniger ähneln. In diesem Falle finde ich vier Stufen, die ich als die Phasen der Uniformität, der Variation, der Differenzierung und der Spezialisierung zu bezeichnen vorschlagen möchte. Ich muß es mir versagen, diese Phasen hier im einzelnen zu begründen und zu charakterisieren; kommt doch für unseren Gedankengang zunächst nur der Schritt von der Uniformität zur Variation in Betracht. Bei der Entstehung psychischer Variationen liegen nämlich zwei Möglichkeiten vor. Entweder eine irgendwie verursachte physische Variation bringt eine psychische mit sich, und diese ist für den Kampf ums Dasein so günstig, daß die von ihr betroffenen Individuen am längsten überleben und sie auf die größte Nachkommenzahl vererben; oder aber eine Veränderung der äußeren Lebensbedingungen entfaltet eine bisher unentwickelt gebliebene Disposition zu einer manifesten psychischen Eigenschaft. Jener erste Fall entzieht die Variation der Möglichkeit willkürlicher Beeinflussung vollkommen. Er begreift in sich alle die psychophysischen Wandelungen unseres Organismus, denen wir willenlos unterworfen werden von der besonderen Art der natürlichen — z. B. klimatischen — Lebensbedingungen. Die ersten Glieder der Reihe können dabei einen zweckmäßigen Charakter tragen, wie etwa die Begierde der polaren Völker nach Fleisch- und Fettnahrung; sie können auch unzweckmäßig sein, wie die Absonderung geruchsstarken Schweißes bei den farbigen Völkern. Die mehr sekundären Variationen aber sind nicht selten geradezu lebensschädlich; oder lebensschädlich ist das Ausbleiben zweckmäßiger Sekundärveränderungen. Die Art müßte zu Grunde gehen, wenn nicht das Schädliche durch künstliche Mittel paralysiert, oder die Lücke durch ähnliche ausgefüllt würde. Die ganze Kultur stellt die Entwickelung dieser Mittel dar. In ihr kann aber offenbar von einer Auslese der nützlichen Variationen gar nicht mehr die Rede sein. Der Begriff der Anpassung, etwa ans mitteleuropäische Klima durch

Digitized by Google

die Art unserer Kleidung und Behausung, ist gegenüber dem fürs Tierreich giltigen ein völlig umgedeuteter. Diese unsere technische Anpassung verdrängt ja die schädlichen Momente in der Organisation unseres Organismus nicht, sondern verstärkt sie oft noch: was heißt es denn anderes, wenn wir uns „verweichlicht" fühlen? Es bedarf immer verwickelterer Methoden, um uns das Angepaßtsein vorzutäuschen; die künstlicher Ueberbrückung bedürftige Kluft zwischen den Lebensbedingungen und unserem vegetativen Leben wird stetig größer. Sie wird am allergrößten durch die Faktoren der sozialpsychischen Entwickelung. Auf der Urstufe begegnen wir Arbeitsformen, die den einzelnen, rein vegetativ betrachtet, noch verhältnismäßig unabhängig von der Mitmenschheit erscheinen lassen; besteht doch eine durchgreifende Arbeitsverschiedenheit nur zwischen den Geschlechtern, die also hier, wie überall im höheren Wirbeltierreiche wenigstens, auf wechselseitige Ergänzung angewiesen sind. Die Entstehung erst der Berufe, dann der Spezialberufe, endlich am radikalsten die Arbeitszerlegung ketten den Menschen vegetativ immer enger an die Gemeinschaft. Dabei geht aber das „Bestangepaßtsein" völlig verloren. Ein Tier ist bestangepaßt, wenn es länger als andere lebt und also mehr Nachkommen zeugen kann. Heute zeugen gerade die Menschen die meisten Kinder, die ihnen die elendesten Lebensbedingungen gewähren können; Tuberkulöse heiraten oft am frühesten infolge ihres stärkeren Geschlechtstriebes; die gonorrhoische Infektion macht viele kräftige Individuen, die eine hohe Summe physischer und psychischer Latenz vererben könnten, steril. Die schärfste Tendenz zur Auslese haben noch Syphilis und Alkoholismus, aber doch auch nur durch die erbliche Schädigung der von ihnen Befallenen. Und wen befallen sie? Sind es etwa die psychisch oder physisch ursprünglich Besseren, die von ihnen verschont bleiben?

Man sagt wohl, die psychische Auslese sei eine Auslese der ans Gemeinschaftsleben Bestangepaßten. Aber was soll das heißen? Man muß ein geglaubtes Ideal des Gemeinschaftslebens haben, um hier eine Anpassung und Auslese zu entdecken. Die Manchesterleute hielten die Auslese der Besten durch die freie Konkurrenz für gesichert; die Besten waren ihnen eben die, die dabei „überlebten". Der arbeiterfreundliche Fabrikherr hält für die Besten die zufriedenen und dankbaren Arbeiter, er wird alles tun, um ihnen das Ueberleben zu garantieren, während er die oppositionellen Elemente rücksichtslos aufs Pflaster setzt, ihnen durch schwarze Listen vielleicht sogar die Arbeitsgelegenheit raubt. Der Sozialist hält für die Besten die klassenbewußten Genossen und ist fest überzeugt, daß sie im Kampf ums Dasein die Sieger bleiben werden. Chacun à son goût! Hier sind es ja geradezu psychische Gegensätze, deren Auslese, je nachdem gewünscht, gefördert, geglaubt — bewiesen wird.

Geht somit die selektive Wirkung des ersten Falles psychischer Variation (der im Bilde der psychophysischen Variation inbegriffenen) durch die technische Ueberwindung der lebensfeindlichen Gewalten verloren; kann ferner von einer besten Anpassung auch ans sozialpsychische Leben keine Rede sein, weil in ihm jede bleibende Norm für die Beurteilung des „Best"angepaßten fehlt — so interessiert den Sozialpsychologen vielleicht noch stärker die Thatsache, daß auch der zweite Fall psychischer Variation, die Entfaltung einer bestimmten

Digitized by Google

Anlage, lediglich in der sozialpsychischen Phase der Uniformität eine sichere Anpassung bedeutet und selektiv zu wirken vermag. Wo immer aber die Uniformität bereits einem variierenden Stadium Platz gemacht hat, dort wird die Bethätigung irgend einer Disposition in ihren weiteren Wirkungen unübersehbar. Innerhalb der Uniformität giebt es ja nur zwei Möglichkeiten: die neue Eigenschaft ist lebensnützlich oder lebensschädlich. Im letzteren Falle sichert sie dem mit ihr behafteten Gliede der Gemeinschaft den Untergang; im ersteren Falle mag entweder die übrige Gemeinschaft die gleiche Anlage in sich zur Entfaltung bringen, oder das bevorzugte Glied zeugt eine neue Gemeinschaft, vor der die alte unterliegen muß. Im Stadium des Variierens aber kann eine neue Eigenschaft nach einer Seite hin nützen, nach der andern schaden; kann sie dem einen Gliede nützen, dem andern schaden; kann sie in ihrer Beschränkung auf eines oder einige Glieder der Gemeinschaft nützen, in ihrer Verallgemeinerung ihr schaden. Das heißt: im Stadium der Variation besteht für neue Eigenschaften die Tendenz, differentiell zu wirken, die Variation zur Differenzierung werden zu lassen, indem neue psychische Entfaltungen absichtlich gefördert, gehemmt oder gar verschoben — am Orte ihres ersten Auftauchens gehemmt, nach dessen Muster aber anderweit angeregt — werden.

Dazu gesellt sich dann noch ein extensives Moment. In dem Maße, wie die Variationen bewußter Pflege anheimfallen, wie die Gemeinschaft zur Differenzierung und Spezialisierung sich fortbildet, beschleunigt sich auch das Tempo der psychischen Veränderungen, weicht die sozialpsychische Stabilität einer immer empfindlicheren Labilität. Man braucht nur einmal die Jahrtausende der geschlossenen Hauswirtschaft mit den Jahrhunderten der Stadtwirtschaft und mit den Jahrzehnten der industriell-kapitalistischen Aera zu vergleichen, um den immer rapideren Gang der sozialpsychischen Wandlungen zu würdigen. Damit wird aber die soziale Gesamtwelt, in welcher der einzelne lebt, mit der naturalen Umwelt eines Organismus immer weniger vergleichbar. Die Prozesse der Anpassung und der Auslese des Bestangepaßten setzen eine Stabilität der umgebenden Lebensbedingungen voraus, die innerhalb der sozialpsychischen Welt annähernd nur auf den Urstufen des Gemeinschaftslebens erreicht worden ist. Daher versagen die evolutionären Vorstellungen schon biologisch für Gegenden, in denen eine katastrophische Umwälzung der Lebensbedingungen nicht selten ist, und denen dennoch eine reiche Belebung mit organischen Wesen eignet; Migration und Mutation müssen hier helfend zur Erklärung beitragen. Jede Denkmöglichkeit einer Anpassung und steten Auslese des Bestangepaßten geht aber mit dem Fortschritt des sozialpsychischen Lebens verloren. Was sich hier noch aufrecht erhalten läßt, ist lediglich die Gewöhnung an die Umgebung, die heute eine so rasch verschiebliche ist, daß kaum zwei benachbarte Generationen in ihren sozialen Interessen sich richtig zu verstehen vermögen, und bei der von einer selektiven Kraft in darwinistischem Sinne natürlich keine Rede mehr sein kann: ist doch die Summe der ererbten Anlagen, oder das, was sie mehr und mehr ersetzt, die Summe der in der Erziehung vollzogenen Entfaltungen heute oft gerade die verhängnisvollste Mitgift

Digitized by Google

für den heranwachsenden Menschen, die ihn im Daseinskampfe schwächt, während eben die nämlichen Eigenschaften der erziehenden Generation dereinst den Sieg über die Konkurrenz gesichert haben.

Die Verallgemeinerung der darwinistischen Begriffe nach der sozialpsychologischen Seite hin entsprach den Bedürfnissen einer Zeit, die neben den blendenden Leistungen der mechanischen Auffassung des Leblosen die ersten Schritte ins Dunkel des Lebenden und gar erst die Vorahnungen sozialpsychologischer Fragestellung sah. Wenn aber damals schon die Biologen in ihren Deutungen bedenklich verwickelte Komplexe, wie das Gedächtnis, auf die Atome übertragen mußten, um dem „Erklärungsdrange" gerecht zu werden — man denke nur an Häckels Plastidentheorie —, so zeigen uns heute die schlichten Thatsachen, daß ein für so eminent biologisch gehaltener Faktor wie die Uebung bei den katalytischen Prozessen der anoganischen Chemie in frappanter Weise sich geltend macht; in einer anregsamen Studie hat Ostwald darauf neuerlich wieder hingewiesen. Mit der Auflösung der verwickelteren Erscheinungen in einfache scheint es danach rückwärts zu gehen; muß es auch rückwärts gehen, weil die einfachen eben keine Erscheinungen, sondern wissenschaftliche Konstruktionen waren, die uns nun als unzulänglich offenbar werden. In diesem großen Zersetzungsdrama unserer Zeit ist die Krisis des Darwinismus nur ein einzelner Zug. Man sagt wohl: dieser Weg führt zur Skepsis. Aber was hilft alles Klagen? Wir müssen ihn ehrlich und unbeugsam verfolgen — allenthalben. Die Erkenntnis besteht nicht in der schönen Abrundung von handlichen Konstruktionen zu einem befriedigenden Weltbilde, sondern sie findet ihre vornehmste Grundlage in der bescheidenen Ehrfurcht vor der Wirklichkeit. Und von dieser Ehrfurcht sollte eine so junge, so tastende Disziplin wie die Sozialpsychologie sich am allermeisten leiten lassen.

Das unerlöste Italien in Oesterreich.

Dr. Robert Michels.

Wir haben im vorigen Herbst von durchaus zu mißbilligenden Tumulten gehört, durch welche die deutschen Studenten Innsbrucks den italienischen Professor Menestrina zwangen, seine in der Muttersprache abzuhaltende Antrittsvorlesung wieder abzubrechen. Der Ruf „Hinaus mit den Italienern", der dabei erscholl, rief in allen Landen italienischer Zunge in- und außerhalb der habsburgischen Monarchie schmerzlichste Entrüstung hervor, und die italienischen Studenten der Universität Wien gaben sich leidenschaftlichen Ausbrüchen patriotischer Erregung hin. Die Erbitterung aber stieg auf beiden Seiten.

Bald darauf hörte dann alle Welt von einem großen Streik in Triest und den gelegentlich desselben ausgebrochenen Straßenkämpfen. Die Gefallenen wurden wie Nationalheilige beerdigt und am Begräbnis nahm die ganze Bevölkerung ohne Klassenunterschiede teil. Wenn auch in der Hauptsache aus ganz andersartigen Ursachen entstanden,

Digitized by Google

so hatte der Lohnkampf doch schließlich nationalen Charakter angenommen. Der wirtschaftliche Kampf zwischen Kapital und Arbeitskraft war am Ende zu einem politischen zwischen Italienertum und deutschem Beamtentum geworden.

Diese neuen Thatsachen beleuchten wieder einmal grell das ungesunde und schwierige Verhältnis, in welchem sich die Italiener innerhalb der österreichischen Monarchie befinden.

Es leben in den cisleithanischen Ländern des habsburgischen Hauses über 800000 Italiener. Fast die Hälfte der Einwohnerzahl der Grafschaft Tirol, nämlich 45 pCt., spricht italienisch oder das verwandte ladinisch. Es ist dies das sogenannte Süd- oder Welschtirol mit der Hauptstadt Trient, welches bis zu der alles umwälzenden napoleonischen Zeit als selbständiges Bistum sein Leben fristete. Das österreichische Friaul, das aus den beiden gefürsteten Grafschaften Görz — die Italiener sagen Gorizia — und Gradisca besteht, ist zu einem guten Drittel von Italienern bewohnt. Von den etwa 158000 Einwohnern der Stadt Triest sind ebenfalls nur einige 33000 Slowenen und Deutsche. In der Markgrafschaft Istrien überwiegt das italienische Element in gleichem Maße und auch im Königreich Dalmatien herrscht dasselbe, wenigstens in den Städten, durchaus vor.

Es wäre viel behauptet, wenn man sagen wollte, alle diese Italiener seien stolz darauf, dem Großstaate Oesterreich-Ungarn anzugehören. Die einer so großen Kulturnation im höchsten Grade unwürdige Behandlung, die sie dort genießen, kann sie für manche materiellen Vorteile, deren sie sich dank ihrer Zugehörigkeit zur Erbmonarchie unbedingt erfreuen, in keiner Weise entschädigen. Das Glückseligkeitsgefühl eines Menschen und die Zufriedenheit eines Volkes sind eben nicht allein durch eine leidliche materielle Lage gewährleistet! Dazu kommen noch vielfache historische Erinnerungen, welche diese Italiener auf ihre Zusammengehörigkeit mit den Stammesbrüdern im Königreiche noch ganz besonders stark hinweisen. Das Bistum Trient hat unzweifelhaft stets als ein „welsches“ Staatsgebilde gegolten, bevor es sehr unfreiwilligerweise mit den „Innsbruckern“ vereinigt wurde. Eine kurze Zeit war es sogar dem Königreich Italien einverleibt gewesen (1809), und wenn dasselbe auch nur von Napoleons Gnaden und noch nicht die Folge, sondern erst die Ursache des Einheitsgedankens Italiens war, so haben doch die Trientiner aus jener Zeit eine Fülle immer noch lebendiger Eindrücke zurückbehalten. In Friaul, Istrien und Dalmatien aber sind ja, wie bekannt, die großen Verwalter des Adriatico, die Venetianer, lange Zeiten Herrscher gewesen und haben den dortigen Italienern den Stempel ihres Geistes aufgedrückt und damit das Gefühl der Zusammengehörigkeit zurückgelassen.

Es erscheint nach alledem keineswegs verwunderlich, wenn die österreichischen Italiener in ihrer Mehrzahl aus dem Verbande, in welchen sie das Waffenglück der Sieger und die Kniffe der Diplomaten hineingezwängt, sich hinaussehnen, und eine Wiedervereinigung, beziehungsweise Vereinigung mit denen anstreben, zu welchen sie nach Kultur, Rasse, Lebensauffassung und Sprache gehören. Sie betrachten sich daher immer noch als „Unerlöste“ (Irredenti) und hoffen auf die Zukunft. Die Bewegung der „Italia Irredenta“, eingeschlossen in die engen, unerquicklichen Verhältnisse eines hundert-

Digitized by Google

sprachigen Landes, thut sich dann zuweilen in plötzlichen, stürmischen Liebesausbrüchen zu dem geeinten Italien kund. An allen seinen nationalen Fest- sowie Trauertagen beteiligt sie sich mit warmem Herzen und wachsendem Zugehörigkeitsgefühl, mag es sich um die Beisetzung König Humberts, die Thronbesteigung Viktor Emanuels III. oder den Tod Verdis handeln. Bekannt ist der Totenkranz, den Triestiner und Trientiner dem Re Umberto auf sein Grab im Pantheon legen ließen, und welcher die Aufschrift trug: „Al Re che attendevano." (Dem König, auf den sie warteten.)

Es dürfte nun nicht ohne Interesse sein, einmal einen kurzen Blick auf die Ziele der italienischen Bewegung in Oesterreich und die Taktik, die sie dabei verfolgt, zu werfen. Es versteht sich von selbst, daß sie, ähnlich wie bei uns etwa die der Polen, Elsässer oder Dänen, ihr Hauptziel, d. h. die endgiltige Loslösung von dem Staate, zu dem sie gehören, in ihrer offiziellen Politik nicht aussprechen dürfen. Einen solchen Mut der Wahrheit haben bis jetzt nur die Iren, dieses unterdrückteste aller Völker, gezeigt. Es kann sich für sie also nur darum handeln, ihrem Lande die größtmögliche Autonomie zu erringen und ihm die für das nationale Leben einer Volksgemeinschaft unerläßlichsten Freiheiten zu erlangen.

Keinem der in Oesterreich wohnenden Völker, die doch — und das ist ja das Tragikomische der innerpolitischen Verhältnisse dieses Landes — alle insgesamt ohne Ausnahme um die Erhaltung ihrer Nationalität kämpfen, wird dieser Kampf aber so unendlich erschwert wie den Italienern, welchen wir unsere Sympathie, abgesehen von allem anderen, allein schon aus dem Grunde nicht versagen können, weil sie sich trotz der zwischen ihnen bestehenden Feindschaft in mancher Hinsicht in einer sehr ähnlichen Lage wie die Deutsch-Nationalen befinden, die ja im Grunde ebenfalls eine Wiedervereinigung mit dem Reichsdeutschland anstreben.

Die Schwierigkeit in der Stellung der Italiener in Oesterreich besteht vor allen Dingen in dem Mangel an jeglichen Vorbedingungen, welche ein energisches, gemeinsames Vorgehen der von ihnen gewählten Deputierten ermöglichen könnten. Um dies zu verstehen, müssen wir uns zunächst einmal die Verhältnisse vergegenwärtigen, in welchen die verschiedenen italienischen Stämme im k. k. Staate leben. Wir werden dabei sehen, daß diese Verhältnisse ebenso verschieden sind, wie diese Stämme selber.

Der Hauptfeind, welcher die um ihre Nationalität ringenden Italiener auf ihrer ganzen Linie, im Trentino ebensowohl als im Litorale und in Dalmatien bedroht, ist der Klerikalismus, welcher unter der hohen Geistlichkeit und dem ja innerlich mehr oder minder vaterlandslosen vornehmeren Adel seine Hauptstützen hat. Es ist da also ein Kampf zwischen Italienertum und Italienertum, ganz ähnlich wie der in Böhmen zwischen den Deutschklerikalkonservativen und den deutschnationalen Volksparteien. In beiden Fällen ist der Klerus und der Hochadel keine Spur auf seine Volksangehörigkeit bedacht und hält desto unentwegter zur habsburgischen Krone. So kommt das sonderbare Trugbild zu stande, daß die deutsche Geistlichkeit in Böhmen und Mähren als Feindin des deutschen Volkstums und Freundin der Tschechen, und der italienische Klerus im Süden als

Digitized by Google

Hauptbekämpfer der italienischen Bestrebungen und Förderer deutschtirolischen Wesens erscheint. Aus diesem Mißverhältnis ist in Böhmen die Los-von-Rom-Bewegung und in Trient, Triest und Dalmatien die Demokratisierung der italienischen Bevölkerung entstanden.

Während in den Küstenstrichen des Adriatrio der Katholizismus sich als Vorkämpfer des Slowenentums geriert und die italienischen Separatisten auf Tod und Leben bekämpft, steht er im Trientinischen im Dienste des „Schulvereins", jenes Vereines, der die Ausbreitung gutkatholischer Gesinnung zum ersten Ziele und den Thronfolger des Landes zum Haupte hat. Und dieser selbige Schulverein — und auch das wirft wieder ein scharfes Licht auf die verworrenen Verhältnisse der Donau-Monarchie — welcher von den Deutschnationalen mit allen Mitteln als deutschfeindlich bekämpft wird, tritt in den welschen Alpen mit pangermanistischen Tendenzen auf.

Hier kommen wir nun auf den zweiten großen Feind der Italia Irredenta zu sprechen, nämlich das Deutschtum. Aber während der Klerikalismus, wie gesagt, die Italiener überall bedrängt, wo er mit ihnen zusammentrifft, kommen die Deutschen als ihre Gegner fast nur in der Grafschaft Tirol in Betracht. Wir werden später sehen, daß im Litorale die Dinge etwas anders liegen.

Die Trientiner hatten schon 1859, als nach dem heftigen aber siegreichen Gefecht bei Varese der General-Befreier Garibaldi mit seinen Scharen in die Tiroler Berge eindrang, auf eine baldige Vereinigung mit ihren italienischen Brüdern gehofft. Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, das der Spanier so schön la Musica de la sangre (Musik des Blutes) benennt, hatte damals viele junge Leute des Landes bewogen, sich dem Helden anzuschließen. Da machte der voreilige Friedensschluß von Villafranca mit den Hoffnungen der Venezianer auch denen der Trientiner ein jähes Ende. Aber schon 1866 sollten die Tiroler Alpen den Einiger Italiens wiedersehen. Diesmal kam Garibaldi, der die Oesterreicher bei Bezecca zurückgeschlagen hatte, bis in die unmittelbare Nähe von Trient selbst. Wieder jauchzten ihm die Bergbewohner in freudiger Erwartung zu und wiederum wurden die Hoffnungen der Patrioten getäuscht. Das offizielle Italien, das den Krieg nicht zu führen verstanden und sich von dem Feinde hatte schlagen lassen, rief dem siegreichen Jungitalien ein gebieterisches „Zurück!" zu, und dessen vornehmster Führer in seiner einfachen Art antwortete nur: „Obbedisco" (ich gehorche).

So waren nun die Trientiner, diese Vorposten ihres Volkes, sich selbst und ihren durch ihre Zahl bedingten schwachen Kräften allein überlassen. Sie kämpften also, wie sie es seit ihrer Vereinigung mit Deutschtirol 1814 gethan, um ihre Abtrennung von demselben und Bewilligung der Selbstverwaltung weiter und brachten die Opposition dadurch noch besonders zum Ausdruck, daß sie sich weigerten, den Tiroler Landtag zu beschicken. Erst als sie 1875 Günstigeres erreichen zu können hofften, traten auch italienische Abgeordnete in den Landtag ein. Aber trotzdem sich dort die Klerikalen und Deutschliberalen bis aufs Messer bekämpften, und die Italiener als dritte in diesem Zweikampf leicht etwas erringen zu können geglaubt hatten, sahen sie bald ein, daß sie von keiner dieser Parteien etwas zu erwarten hätten und zogen sich deshalb wieder zurück. Erst als

Digitized by Google

inzwischen die Liberalen sich von den übermächtigen Klerikalen fast erdrückt sahen und den Welschtirolern allerlei Zugeständnisse versprachen, wenn sie nur wieder nach Innsbruck kommen wollten, gaben diese nach. Nachdem sie aber 1889 dem Ministerium Taaffe ihre Bitte um Selbstverwaltung des Landes unterbreitet hatten und schnöde abgewiesen worden waren, zogen sie sich endgiltig vom politischen Leben innerhalb Tirols zurück und sandten ihre Wortführer nur noch nach Wien.

Wenn wir die Trientiner in einem aufreibenden und nichts fruchtenden Kampfe gegen die Starrköpfigkeit des deutsch-klerikalen Elementes betrachten, erscheint uns die Lage der Triestiner noch verhältnismäßig günstig. Zwar haben letztere den Nachteil, daß ihr Feind sie im eigenen Hause bedrängt; denn während das Trentino so gut wie rein italienisch ist, so sind Triest und das Litorale mit Slaven stark durchsetzt, aber sie haben doch im großen und ganzen, wenn auch den Klerikalismus gegen sich, so doch das deutsche Beamtentum für sich. Freilich darf man das nicht so verstehen, daß zwischen der deutschen Regierung und dem italienischen Volke keine Reibereien vorkämen. Auch dürfte schon der Umstand, daß das italienische Obergymnasium und die italienische Oberrealschule in Triest auf Kosten der Stadt erhalten werden müssen, während zwei gleiche deutsche Anstalten (für nur 7000 deutsche Einwohner!) vom Staate unterhalten werden, zur Genüge beweisen, daß die Wiener Regierung den gerechten Wünschen der Italiener auch hier nicht immer entgegenkommt. Aber die Stadt Triest mit ihrem bedeutenden Handel und ihrer großen militärischen Wichtigkeit ist den Oesterreichern von viel zu großem Wert, und ein ernsthafter Aufstand in ihr würde bei der Nähe Venetiens viel zu gefährlich werden und zugleich auf den gesamten Handel des Landes einen zu schwerwiegenden Einfluß ausüben, als daß sie es wagten, hier in Triest ebenso rücksichtslos aufzutreten als in Trient. Man kann sogar sagen, daß die Italiener in ihrem Kampfe gegen das Slaventum an den Deutschen einen gewissen Rückhalt finden. Nichtsdestoweniger ist italische Sprache und Kultur auch hier gefährlich bedroht. Mit derselben logischen Zähigkeit, mit welcher die Tschechen im Norden der Erbmonarchie langsam, aber sicher die Deutschen verdrängen und sich selbst ihren Platz an der Sonnenseite sichern, deren sie so viele Jahrhunderte lang entbehren mußten, mit derselben Zähigkeit untergraben hier im Süden des Landes ihre Brüder, die Slowenen, Macht und Einfluß der italienischen Mehrheit, und es ist noch gar nicht abzusehen, welches von den beiden feindlichen Elementen Sieger bleiben wird, zumal, da der Klerikalismus keine Gelegenheit unbenutzt läßt, sich auf die Seite der Slaven zu stellen.

So sehen wir die Italiener in Oesterreich überall von einer kalten Zone des Hasses und der Abneigung umgeben. Der Römling erblickt in ihnen das Volk, welches, anstatt stolz darauf zu sein, daß der Pontifex maximus aus seinen Reihen stammt und von seinem Lande aus die Welt regiert, denselben all seiner weltlichen Macht und Herrlichkeit entkleidet und in seinem eigenen Palaste gefangen hält, und verabscheut sie wie die Juden, die ihren Herrn kreuzigten. Der Deutschösterreicher haßt die Italiener nicht weniger heftig, als die

Digitized by Google

Urheber des großen staatlichen Verfalles, der durch ihre Aufstandgelüste 1849 begonnen, und der Slave endlich verfolgt sie als das einzige Volk, das ihm den Besitz des adriatischen Meeres streitig machen möchte.

So müssen die österreichischen Italiener, deren bürgerliche politische Vertreter sich nach der unter den Parlamentariern dieser Monarchie üblichen Sitte zu einem „Klub", dem „club italiano", zusammengethan haben, einen überaus schwierigen Kampf nach drei Seiten hin unternehmen, einen Kampf Davids mit dem Riesen Goliath.

Zur Begegnung des Klerikalismus hat der „club italiano" im Reichsrat freilich seinen Bundesgenossen gefunden. Die liberalen Parteien der Deutschen sowie die Gruppe der Jungtschechen bekennen mit ihnen genau dasselbe freigeistige und fortschrittliche politische Programm, und doch können sie nur in wenigen Fragen zusammengehen, weil sie, alles Gemeinsame vergessen machend, tief die nationale Kluft scheidet.

Das Allertragischeste dabei ist aber, daß die 19 italienischen Abgeordneten im Reichsrat nur in den wenigsten Fällen geschlossen vorgehen können, denn der Trientiner muß in erster Linie sich gegen seine Germanisation wehren und ist deshalb gezwungen, in der antideutschen Partei der Slaven seinen natürlichen Bundesgenossen zu sehen. Der Triestiner dagegen möchte sich zumal seiner slavischen Feinde erwehren, und sieht daher im ganzen nicht ungern eine Anlehnung an die Deutschösterreicher. Der „club italiano" kann deshalb, ohne Schaden für die gemeinsame Sache zu nehmen, d. h. ohne daß entweder die Triestiner oder die Trientiner sich zunächst opfern müssen, nicht vereint fechten, und so müssen beide Teile leiden. So hat z. B., als unter dem Ministerium Badeni die Italiener sich der Obstruktion der Deutschnationalen anschlossen, Trient besonders schwer gelitten, und gerade in jener Zeit ist vieles dort verloren gegangen, was jetzt erst langsam wieder gewonnen werden muß. Ebenso würden unter anderen Umständen, wenn die Italiener ein deutschfeindliches Ministerium in der Absicht, die autonome Verwaltung des Trentino durchzusetzen, unterstützen sollten, die Triestiner den Schaden am eigenen Leibe spüren, indem nun der Slavismus dort ungehindert Fortschritte machen könnte.

Die Folgen dieser Unmöglichkeit politischen Zusammengehens sind für beide Teile sehr traurig. Gekettet an das national und kirchlich intransigente Tirol sehen sich die Trientiner außer stande, auch nur ein Minimum ihres Programmes durchzusetzen. Ohnmächtig zittern sie vor der drohenden Militarisierung der Ortspolizei, welche einem kleinen Belagerungszustand nur allzu ähnlich sehen würde. Ihre Wünsche nach Selbstverwaltung bleiben nach wie vor unerfüllt. Nicht einmal die Schöpfung einer italienischen Universität konnten sie bisher von der Regierung erlangen. Sie mußten es schon als eine besondere Gnade ansehen, wenn es neuerdings einem Innsbrucker Professor gestattet wurde, den italienischen Studenten ein Kolleg in eigener Sprache abzuhalten. Nun scheint es, als solle selbst dieses Recht ihnen wieder verloren gehen.

Die Triestiner, weit radikaler in ihrer Politik und ungestümer in ihren Wünschen, verfolgten lange Zeit eine ganz andere Taktik, indem

Digitized by Google

sie sich der Wahlen zum Reichsrat überhaupt enthielten. Die Erbitterung bei ihnen stieg zeitweise so hoch, daß die hitzköpfigsten der Irredentisten im August 1882 sogar ein Bombenattentat gegen Kaiser Franz Joseph planten, dessen Ausführung nur durch eine vorzeitige Entdeckung und die Hinrichtung des Hauptschuldigen — er führte den deutschen Namen Oberdank — vereitelt wurde. Erst 1900 entschlossen sich die Triestiner, sich mit ihren Landsleuten aus Trient zu vereinigen, um die gemeinsame Sache, oder vielmehr die wenigen Punkte, in welchen man gemeinsam denken konnte, zu verfechten. Sie unterließen jedoch nicht, vorher die feierliche Erklärung abzugeben, diese Veränderung ihres Vorgehens solle keineswegs eine Versöhnung mit der Regierung bedeuten. So traten sie in den „club italiano" ein, um in der Hast, mit welcher Kaufleute den drohenden Zusammenbruch ihres Vermögens zu verhindern suchen, auf kurze Zeit und rein utilitarisch bei dem großen Nationalitätenkampf etwas für sich zu gewinnen. Aber auch sie, die in dem Kampf und Streit gegen das Slaventum in den Trientinern keine Waffenbrüder finden konnten, vermochten ebenfalls nicht, sich eine eigene Universität für ihre Söhne zu erringen.

Während die Italiener in Oesterreich auf diese Weise ohne rechte Zuversicht ihre Kräfte zerreiben, drängt sich uns die Frage auf, was die Italiener in Italien dazu thun, ihren in der Fremdherrschaft lebenden Landsleuten beizuspringen.

Die Zeit zwischen 1866 und 1870 war so sehr durch die Sehnsucht nach dem Besitz von Rom, und die von 1870 bis 1876 so sehr von der Besorgnis für Erhaltung Roms ausgefüllt, daß nur ab und zu, und zwar aus Garibaldianischen Kreisen, die Thatsache erörtert wurde, daß Italien doch eigentlich immer noch nicht so ganz geeint sei. Erst als durch die Wahlen in Frankreich die konservativ-klerikale Partei, die dem kämpfenden Papsttum stets einen Rückhalt geboten und somit das Königreich Italien in seinem Besitzstand bedroht hatte, gestürzt war und die Republikaner dort die Majorität erhielten, begann der Gedanke an die „Italia Irredenta" auf der Halbinsel wieder weitere Kreise für sich zu interessieren. In der Kammer selbst sprachen Redner der Linken — Heinrich von Treitschke hat sich, ich weiß nicht recht warum, darüber in den „Preußischen Jahrbüchern" lustig gemacht — mit vielem Ernst von den natürlichen Rechten Italiens auf das italienische Oesterreich und das früher venetianische Albanien. Von dieser Zeit an wuchs das Verlangen nach der „Italia Irredenta" von Jahr zu Jahr. So kam die inhaltsschwere Epoche von 1877—78 heran, in welcher der türkisch-russische Krieg den Diplomaten Gelegenheit bot, auf der Landkarte Europas wieder einmal etliche Grenzstriche zu verschieben. Mit großem Ungestüm verlangte die „Lega dell' Italia Irredenta", daß Oesterreich jetzt, wo es Bosnien und Herzegowina behalten sollte, den restierenden Teil Italiens dem Königreich überliefere. Eine Volksversammlung in Rom am 21. Juni 1878, welche unter dem Vorsitz von Menotti Garibaldi abgehalten wurde, verlangte stürmisch und unter großer Begeisterung die sofortige Besetzung des Trentino und des Litorale durch Freischarentruppen. Die Regierung, der Ministerpräsident Cairoli und der Minister des Innern Francesco Crispi, beides Garibaldianer, an der Spitze, ließ sehr wohl durchblicken, daß ihr die Projekte der Aktionspartei nicht unwillkommen

Digitized by Google

seien. Trotzdem blieb es aber vorderhand beim Beschluß, weil man hoffte, die auf dem Berliner Kongreß weilenden italienischen Diplomaten würden die ersehnten Gebietsteile dem Lande auch ohne Blutvergießen erhandeln können. Als aber diese in schroffem Gegensatz zu ihren österreichischen, englischen, russischen und balkanstaatlichen Kollegen mit leeren Händen nach Haus kamen, da waren bereits fast drei Wochen seit jener Volksversammlung vergangen, und es zeigte sich, daß weder im Volke so rechte Stimmung für einen neuen Freischarenzug war, noch bei der Regierung Lust oder gar Bereitschaft zu einem neuen Krieg gegen Oesterreich. Die unerlösten Italiener Oesterreichs waren wieder einmal für lange Zeit aufgegeben. — Es folgte darauf die Periode der langsamen, schrittweisen Annäherung Italiens an Deutschland. Je näher man einem Bündnis mit dem mächtigsten Staate Mitteleuropas kam, desto mehr wurde man sich in Rom bewußt, daß dieses eine völlige Verzichtleistung auf die alten, langgehegten Hoffnungen bedeuten würde. Nicht wie ein Freund, sondern wie ein Gebieter zeigte Bismarck auf Wien. Er bedeutete den italischen Staatsleuten, der Weg zu einem Berliner Bündnis gehe nur über jenes. Es ist natürlich, daß unter so bewandten Umständen es in dem durch Frankreichs Ungeschick in den Dreibund getriebenen offiziellen Italien für die Gedanken der Irredenta keinen Platz mehr gab. Mit Strenge ging der Minister Depretis gegen ihre Anhänger vor.

Aber wenn auch das offizielle Italien die Landsleute in Oesterreich ihrem Schicksale überlassen mußte, im Volke glimmte die alte Garibaldianische Liebe zur Vereinigung All-Italiens immer weiter, und die patriotische Gesellschaft „Dante Alighieri" unternahm es, diese nicht einschlafen zu lassen. Von den Mitgliedern der Regierung im Stich gelassen, und von den Sozialisten aus taktischen Gründen vielfach angefeindet, hat sie unentwegt für ihr Ideal, die Beschützung und Erhaltung italienischen Wesens im Auslande, gestrebt und gewirkt. Bei der Eröffnungssitzung ihres elften Kongresses am 27. September 1900 in Ravenna hat der Präsident, Pasquale Villari, der frühere Minister des Innern, zweifellos der bedeutendste moderne Historiker Italiens, die Anstrengungen, mit welchen die Italiener Oesterreich-Ungarns ihre von Deutschen und Slaven gefährdete Nationalität verteidigen, betont und mit wehmütiger Genugthuung darauf hingewiesen, daß dort, in Trient und Triest, das stolze Gefühl, ein Italiener zu sein, lebendiger sei, als im Königreiche selbst.

Aber nicht nur ehemalige Staatsmänner wie Villari, Pascolati und Rava, begeistern sich noch immer für den Gedanken des völlig geeinten Italiens, sondern es ist neuerdings für dasselbe Ideal auch ein Dichter in die Schranken getreten, dessen Name, in seinem Vaterlande vergöttert, auch weithin über dessen Grenzen gerühmt und geehrt wird. Als ein Beamter der römischen Sicherheitspolizei den vorher erwähnten Kranz, den die Triestiner und Trientiner auf das Grab König Humberts gelegt hatten, aus dem Pantheon entfernen ließ, da griff Gabriele D'Annunzio, entrüstet über diese vorsichtige Maßregel der Regierung, zur Feder, um im Namen des Vaterlandes für diese Jämmerlichkeit seiner Vertreter um Verzeihung zu bitten. Er widmete seine Ode den Trientiner Brüdern Narciso und Pilade Bronzetti, italienischen Freiheitshelden, von denen letzterer als Garibaldianer 1860 in der Schlacht am

Digitized by Google

Volturno gefallen war. Trient möge nicht verzweifeln, die Mutter Italien vergäße nicht das verloren gegangene Kind. Eines Tages würde Garibaldi wiederkommen.

„Non piangere, anima di Trento,
La tua calpestata corona.
Ribeviti il tuo pianto amaro,
Dimentica il male, se puoi.
Non fare lamento. Perdona!
Prepara in silenzio gli eroi."

O weine nicht, du Seele von Trient,
Ob auch dein Kranz mit Füßen ist getreten.
Schluck deine bittern Seufzer rasch hinunter,
Und, wenn du kannst, vergiß das Unrecht schnell.
Auch klage nicht! Verzeihe und thu' mehr!
Bereite vor im stillen deine Helden!

Und was der Dichter schmerz- und hoffnungerfüllt sang, hat der Minister gutgeheißen. Carcano dankte im Namen der in Rom wohnenden Trientiner für diese „poetische Blume", die er den Gebrüdern Bronzetti gewidmet, deren Andenken dieses „uns gehörige Volk, welches schweigend sich erinnert und hofft, ehrt". Italien könne stolz darauf sein, daß der wachsame Gesang der Poeten die hohen Hoffnungen belebe und stärke.

Wir stehen nun vor einer ernsten Frage. Wird durch die Forderungen der Italiener etwa das Deutschtum in irgend welcher Weise bedroht? Das zu wissen, ist natürlich von der einschneidendsten Wichtigkeit für uns, da davon ein gut Teil unserer Stellungnahme abhängt. Aber man kann diese Frage ruhig verneinen. Das Trentino ist ein in sich abgeschlossenes, durchaus italienisches Gebiet, und im Triestino besteht nur ein Rassenkampf mit den Slaven. Was von den Italienern bedroht wird, ist also höchstens der sogenannte „österreichische Gedanke", und diesem österreichischen Gedanken hat bereits Fürst Bismarck mit aller Entschiedenheit jede Existenzberechtigung abgestritten, und so kann man der Regierung des Kaiserlandes die Worte zurufen, die der große österreichische Dichter Grillparzer selbst über die „italienische Frage" niederschrieb:

„Wollt Ihr Dinge vor Brand bewahren, die glimmend sind,
So bitt' ich Euch vor allem: macht keinen Wind!"

Früher oder später wird sich die nationale Frage aber lösen müssen, ob gleichzeitig mit der sozialen Frage, von der sie ja im Grunde nur eine Teilerscheinung ist, oder früher, das bleibt eine weitere Frage . . . an die Zukunft.

Der Wert der Religion für das Leben.

Dr. Wilhelm Mießner.

Wer von der Gründung des Deutschen Reiches auch einen gewaltigen Aufschwung der sozialen Lebensbedingungen und eine neue große Epoche deutscher Kunst erwartet hatte, sollte zunächst noch schmählich enttäuscht werden. Vielmehr ward die Zeit nach 1870 sozial und künstlerisch eine Zeit des tiefsten Niederganges. Noch heute arbeiten wir daran, die öffentlich-geistige Macht jenen wieder zu entreißen, welchen der gutmütige Deutsche in der Freude des neuen politischen Besitzes sich arglos überlieferte. Die Litteraten, welche damals die Führung übernahmen und mit Hilfe des Geldes die Mittel-

Digitized by Google

mäßigkeit und den flachsten Rationalismus auf das Panier schrieben, sind von der „neuen Generation“ auch heute noch nicht überwunden.

Jene Zeit nach dem glorreichen Feldzuge war wie keine andere dazu geeignet, den deutschen Träumer aufzuwecken, damit er sich auf sich selbst und seine eigenste Kraft besinne. Zu allen Zeiten des geistigen Niederganges hat es Moralpropheten gegeben, die neue Lebensziele wiesen und den von der Civilisation geschwächten Menschen zur Natur zurückriefen. Die Nachwelt hat ihnen dann später, nachdem sie ihre Ideen angenommen, nicht ohne sie zu verfälschen oder zu verdünnen, aber zugleich ihr eigenes träges Blut wieder durch sie anfeuernd, den Namen Genie oder gar Erlöser beigelegt, so sehr dieselben auch anfangs befeindet und verketzert wurden.

Friedrich Nietzsche war ein solcher Prophet; er predigte dem civilisierten Menschen eine Rückkehr zur Natur. Nicht im Rousseauschen Sinne, vielmehr stellt er sich zu ihm in bewußten Gegensatz. Es giebt nach seiner Auffassung keinen größeren Irrtum als der Naturmensch Rousseaus ist. Der Zustand der Natur ist der des Raubtieres und des durch Not zum Fortschritt und zur Klugheit angestachelten Menschen. „Nicht die Verderbnis des Menschen, sondern seine Verzärtlichung und seine Vermoralisierung ist der Fluch.“

Ebenso wie gegen die „Romantik à la Rousseau“ wendet sich Nietzsche gegen die moderne christliche Gesellschaft, in der er nur Dekadence, ein Herrschenwollen der Schwachen und der dem Tode Geweihten sieht. Wäre Jesus noch reifer geworden, er hätte sicher auch die Größe gehabt, sich selbst zu widersprechen. Er hätte das Ja sagen gelernt. Was aber hat erst die Kirche aus der Weltanschauung ihres Heilandes gemacht! Sie hat sie ausgenutzt, um die falschen Priester zur Herrschaft zu bringen, die sich als Priester der Masse ausgeben. Reue und Zerknirschung haben sie als Geißel gebraucht, um die Seligkeit eines Jenseits und die Gnade ihres Gottes um so glänzender vor der Phantasie der Geknechteten aufzubauen. Damit konnten sie zugleich die Macht und die Freuden des Lebens denen lassen, die sie gerade inne hatten. Auch die Reichen konnten Christen werden; die Religion Christi, die staatenvernichtende, konnte zur Staatsreligion werden.

Um so mehr greift der moderne wissenschaftliche Mensch wieder auf die reine Lehre Jesu zurück. Es hat nie bessere Christen und ein reineres Christentum gegeben, sagt Nietzsche, als in unserer Zeit. Ein deutliches Anzeichen, daß wir uns in einer Periode reifster Dekadence befinden, die den Tod der einzelnen zum Heile der Gesellschaft erfordert! In der That ist es nur natürlich, daß eine Reihe unserer ernstesten wissenschaftlichen Sozialisten Kantianer sind. Die Kant-Schopenhauersche Ethik ist die christlichste Philosophie aller Zeiten. Kein Zufall, daß aus ihr heraus Wagner seinen Parsifal schrieb: ein Kunstwerk, wie es christlicher nicht von der mystischen Kunst des ausgehenden Mittelalters geschaffen worden ist.

Wie sehr diese jüdisch-christliche Moral im Widerspruch mit dem germanischen Wesen überhaupt steht, und wie die heidnisch individualistische Weltanschauung mit der christlichen gerade in Deutschland uns immer wieder in die tiefsten Widersprüche versetzen mußte, wie endlich alle großen Menschen im Grunde antichristlich

Digitized by Google

waren, beleuchtet Nietzsche durch einzelne, eine weite Gedankenkette anregende Sentenzen. Er stellt fest, daß das alles Leben verneinende Moralprinzip vom größten Unheil für die gesunde Entwickelung der nationalen Instinkte und damit alles dessen ist, was das Germanentum zu seiner eignen höchsten Entwickelung bringen konnte. Er selbst will ein Befreier werden aller, die den Mut und die Größe finden, zu sich selbst ja zu sagen, ein Erzieher aller wirklich freien Geister.

Wie weit das von allen Priesterlehren gereinigte Christentum einen Fortschritt in der natürlichen Religion bedeutet, sei hier nicht erörtert, zumal es sehr schwer sein dürfte, den Kern aus seinen Anwüchsen herauszuschälen. Vielmehr wollen wir auf dem durch Nietzsche angedeuteten Wege der natürlichen Religion oder dem menschlichen Bedürfnis nach Religion nachzugehen versuchen.

Religion, das Gefühl vom Zusammenhang des Individuums mit dem Weltganzen, ist natürlich ebenso einer Entwickelung unterworfen, wie die Lebewesen selbst. Die Pflanze reiht sich durch ihre Farbenfreude, das Erzeugnis ihrer Lichtsehnsucht, in ihre Umgebung ein. Dort wie beim Tiere ist der blinde Instinkt, die in sich lebendige Natur in ihrer ganzen Schönheit zu erhalten, die thatsächliche Vereinigung des Geschöpfes mit den schaffenden Mächten. Dieselbe Vereinigung, in das bewußte Menschenleben übertragen, führt zunächst zu jener Anbetung der physischen Mächte, die auf ihren niedersten Stufen uns so grotesk und abergläubisch erscheint. Für den Jäger, den Hirten und den Landmann ist der Kultus der Sonne, deren Kinder wir doch im buchstäblichen Sinne des Wortes sind, nichts als das aus der Lebenserfahrung gewonnene Gefühl der Abhängigkeit von den Kräften und Gesetzen ihres Wirkens. Es ist zugleich ein Versuch, sich durch Opfer die Mächtige günstig zu stimmen und das fruchttragende Land mit ihrer Hilfe vor Unbilden zu schützen. Die Religion dieser Stämme ist ihre Anschauung von der Natur: ihre Natur-Anschauung.

Nun ist eine weitgehende Entwickelung dieser naiven Natur-Anschauung denkbar und wohl hier und da bei hoch begabten Individuen, Naturphilosophen und Volksweisen, in der That in die Erscheinung getreten. Der spekulative menschliche Geist kennt aber noch einen anderen Weg, sie zu vertiefen. Er sucht den Sinn des Lebens und findet sein Ziel in seinem eigenen Bewußtsein. Damit hat er sich schon mit einem Teil seines Ichs über die Schicksalsschläge, d. h. die rücksichtslosen Verknüpfungen der Natur, erhoben. Er hat sich von der Natur-Anschauung zur Natur-Betrachtung hindurchgerungen, indem er die zunächst reproduzierende, dann aber selbst schöpferische Phantasie die Gedanken des Schöpfers ergründen läßt, um die geistige Vereinigung mit ihm anzustreben. Es ist auch klar, wieviel hierzu die Natur-Anschauung hat beitragen müssen und umgekehrt die Anschauung von der Natur-Betrachtung an Wahrheit gewonnen hat. In der entwickeltsten Religion wird keine von beiden ohne die andere bestehen können, so wenig wie die Wissenschaft ohne Experiment. Die poetische Natur-Betrachtung ist dann die Synthese der beiden und die ideale selbstthätige Phantasie des Dichters das für unser Auge reinste Spiegelbild göttlichen Schaffens oder gesetzmäßiger Willkür.

Digitized by Google

Ueberall sehen wir die notwendige Verquickung der Religion mit dem Leben. Es ist im Grunde einfach kein Mensch denkbar ohne Religion, und wir alle tragen Gott nicht nur ständig auf der Zunge, sondern auch im Herzen. Nur sollte man bestrebt sein, von dem Schicksal und Erduldungen des Menschen mit mehr objektiver Ehrfurcht und von den Schönheiten der Natur mit anschaulicherer Wärme zu sprechen. Das hieße wieder im ersten Falle, aus der Anschauung eine Betrachtung machen und im zweiten, die Betrachtung mit Anschauung durchdringen: in jedem Einzelfalle ein Fortschritt im religiösen Empfinden. Es war von jeher das Kennzeichen der Weisen und der echten Künstler, der wahrhaft religiösen Menschen, von den Dingen dieser Welt zu sprechen, als sprächen sie von Gott, seine Gerechtigkeit ahnend und seine Schönheit preisend.

Daß die Lehre Christi in diesem Verhältnis der Menschen zur Natur, oder wie man gewöhnlich sagt, zur Welt und zum Leben für die orientalischen Völker ein Fortschritt gegen frühere Lehren bedeutete, steht ohne Zweifel fest. Ein gewaltiger Mißgriff und ein schlechtes Zeichen für ihre Jüngerschaft war jedoch die Verbreitung seiner Lehre im Abendland als eines allein seligmachenden Glaubens. Vor allem hätte das germanische Volk einer von Grund aus anderen Religion bedurft, die ja auch überall unter der Maske des Christentums hervorbricht.

Die Menge steht in ihrem religiösen Empfinden noch auf dem Standpunkt der niedrigsten „Natur-Anbetung". Fetische, Amulette, Gesundbeten und anderer Aberglauben innerhalb der Kirche sind der beste Beweis dafür; davon reden die unzähligen heidnischen Gebräuche, die aus einer einfältigen Natur-Anschauung übernommen, noch heute im Volk lebendig sind. Das Volk vermag den Spitzfindigkeiten des Dogmas nicht zu folgen und geht in die Kirche, um seinen Festen das kirchliche Pathos zu gute kommen zu lassen und ihren Schutz diesseits und jenseits des Grabes zu genießen. Dem natürlichen Empfinden liegt das Diesseits näher und, wenn man erwägt, wie wenig ein in der Lebensblüte stehender Mensch an den Tod denkt, der doch schließlich das einzig Sichere auf Erden ist, ergiebt sich sogleich die Parallele zwischen dem christlichen Glauben des Volkes und den heidnischen, das Leben bejahenden Kulten unserer Vorfahren. Leider hält das Christentum den Gläubigen überall da, wo die heidnische Religion sie zu wildem Wetteifern mit den Göttern antrieb und in ihnen dadurch alle Lebenskräfte frei machte, die menschliche Ohnmacht vor, und läßt sie unter der Bürde ihrer Sünden zusammenbrechen, um die De- und Wehmütigen durch die Gnade Gottes und seiner Priester wieder aufzurichten. Es hat so jenen Schwächezustand herbeiführen helfen, in dem wir jetzt die christlichen Völker der Erde seufzen sehen. Einen Weg nur gab es von jeher, sich der alle eigne Kraft ertötenden Gnade des Herrn zu entziehen, und er ist von starken Naturen oft betreten worden: Mitleiden mit Christi Leiden, also ein Vermenschlichen des Herrn!

Anders steht es um jene Menschen, die aus sich selbst zu einem kontemplativen Leben streben und von jeher die Träger der natürlichen Religion waren. Sie teilen sich in zwei große Gruppen. Die einen suchten ihre Welt-Anschauung innerhalb der Kirche. Sie durchdrangen das Diesseits mit dem Geist nicht des kirchlichen Jenseits, sondern

Digitized by Google

eines dritten Reiches, das als Ziel der Menschheit beim Suchen nach Gott gefunden wurde: also eines Zukunftsideals, das man sehr leicht mit den jenseitigen Zielen der Kirche in Einklang bringen konnte. Es entstanden die großen Meisterwerke christlicher Kunst, die oft die Kirche als solche anzuerkennen Bedenken tragen mußte, aber dennoch auf die Masse ihren segensreichen Einfluß nicht verfehlten. Es kamen Mystiker, die sich ebenfalls in eine fromme anschauliche Natur-Betrachtung versenkten und über „die siderische Geburt Gottes“ schrieben. Ihre bis zur Verzückung gehende Religion wird in allen Zeiten eines regen religiösen Lebens bald primitiv, bald in geistreichen Systemen wieder lebendig und ihr Wesen läßt sich am besten als religiöse Naturphilosophie bezeichnen. In ihr fanden die Romantiker um 1800 „den gewaltigen Frühling mit seinem quellenden Treiben, bildenden und mischenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären“. Ihr nähert sich die Welt-Betrachtung der Georgianer, der Gemeinde des Münchener Lyrikers, die, soweit sie exoterisch ist, kürzlich von einem aus diesem Kreise in einem Buche*) über Stefan George dargestellt wurde. Von ihr sind auch die poetischen Werke einiger unserer lebenden Dichter wie George, Hoffmannsthal, Maeterlinck und anderer unmittelbar, sowie alle großen Dichtwerke mittelbar beeinflußt.

Wie bisweilen ganz neue Gemeinden mit den christlichen Anschauungen spielen, und mit ihnen eine ketzerische Betrachtung anstellen, dafür mögen folgende Verse von Hart sprechen, der bekanntlich der Mitbegründer der „Neuen Gemeinschaft“ in Berlin ist. Man findet aber bei den Mystikern, den Stürmern und Drängern, sowie den Romantikern unzählige Parallelen hierzu:

„Komm, o komm, beladene Seele,
über mich schütt deine Trauer,
wachsen wollen meine Zweige
in der Thränen Regenschauer . . . . .
Reicht mir lust'ge Tanzgewänder
und gießt Wein auf meine Wunden,
neben diesem Sarge will ich
lachen ein paar trunkene Stunden.
Buddah bin ich! Zu den Bettlern
ging ich und zerbrach die Krone,
und ich starb auf Golgatha,
leidend mit dem Menschensohne, —
will, der frommen Büßer spottend,
Nächte der Liebe schwärmend durchkosen,
Mädchen, gleitet über mich nieder,
deckt mich mit Küssen, bestreut mich mit Rosen!“

Der germanische Frühlingsgott Baldur hätte dem Dichter dieselben Dienste gethan.

Die ihr Verhältnis zur Natur ohne Hilfe der Kirche entdeckten, bilden den zweiten großen Kreis der Gläubigen. Sie haben sich von jeher sogar in einen Gegensatz zu ihr gestellt. Waren es früher im allgemeinen die klareren Köpfe unter den selbständig Denkenden, so sind es heute, besonders in der evangelischen Kirche — und das wirft wieder ein Licht auf deren Entwickelung — vielleicht gerade die impulsiver fühlenden Individuen. Sie haben auf Grund historischer

*) „Stefan George“ von Dr. phil. Ludwig Klages, Verlag Georg Bondi, Berlin 1902.

Digitized by Google

Betrachtung zwar eine große Achtung vor der Kulturarbeit der Kirche und ihrer esoterischen Lehre, die man überall deutlich von der exoterischen scheiden sollte; sie sehen aber nicht ein, warum sie bei ihrer auf intuitiver Erfahrung gegründeten Weltanschauung und ihrem um so stärker empfundenen Zusammenhang mit der Natur und ihrem quellenden Treiben im Vorhof der Religion bleiben sollen. Vielmehr erkennen sie in ihrem Pantheismus die höhere Stufe der religiösen Betrachtung, indem sie alle persönlichen Gottheiten als dichterische Symbole auffassen.

Es kommt hinzu, daß in der Neuzeit ein Abfall von der Kirche unauffälliger vor sich geht, als im Mittelalter. Und das ist für jene breite religionsfaule Masse innerhalb und außerhalb der Kirche nur zu bedauern. Um so mehr sollte jeder, der in religiösen Angelegenheiten sich eine eigene Anschauung gesucht hat, dieselbe auch nach außen hin kennzeichnen. Ein erfreuliches Zeichen ist in neuester Zeit das Auftreten von Sekten, die von jeher der naive Ausdruck einer Religion suchenden Epoche sind. Der junge Naturalismus in unserer Litteratur, das Interesse, das er sich überall errang und alle Litteraturbestrebungen, die auf ihn folgten, können sich zum Verdienst anrechnen, unserem Volke eine Zeit neuen geistigen Lebens geschenkt zu haben. Durch sie wurde die Gegenarbeit der Kirche herausgefordert. Den Gedankengehalt und die neuen Gefühlswerte schöpfte die junge Bewegung aus der Lebensphilosophie Nietzsches, dem wir die Klärung religiösen und christlichen Lebens verdanken.

Es ist einleuchtend, daß für alle, die Nietzsche nur halb und zwar nur als Verneiner der Gegenwart kennen, eine große Gefahr in seiner Philosophie liegt. Er wäre selbst der Verneiner alles wahren Lebens, der in poetischer Uebertreibung die ganze moderne Civilisation brandmarkt, wenn er nicht ein neues Positives, sein Ideal der Menschheit, aufstellte. Dies Ideal liegt sowohl in seiner Person als in seiner Philosophie für den, der beide mit Ernst zu betrachten fähig ist. Ein Jugendfreund nennt uns ein Lieblingswort, das Nietzsche schon in Schulpforta zu gebrauchen pflegte. Es ist das Wort: „sinnig". Sinnig mußte sein, was ihn interessieren sollte; von Büchern wie von Menschen forderte er diese Eigenschaft und wirklich sinnig war er selbst, sowie alles, was er trieb. Und mit dieser Sinnigkeit setzte er sich als Student und junger Professor in krassen Gegensatz zu dem wissenschaftlichen und sozialen Leben seiner Zeit. Er glaubte nicht wie die Rationalisten der siebziger Jahre, daß nach den neuesten Entdeckungen die Zeit nahe sei, in der es für die Menschheit kein Geheimnis mehr gäbe. Er betont vielmehr die Unendlichkeit alles Werdens und alles Forschens, und Wissenschaft ist ihm die beste Anschauung der Dinge, die uns möglich ist: die beste Natur-Betrachtung! Alle Natur-Betrachtung fordert einen sinnigen Beobachter, der sich nicht wie die meisten Wissenschaftler in kleinliches Spezialistentum verliert. Er fordert die Einheit von Wissen und Leben, oder besser das Wissen aus dem Leben, aus der unmittelbaren Erfahrung.

Alle haltlose Metaphysik ist ihm zuwider; er ist religiös, wie es Spinoza, wie es Goethe war, weil er das Sinnige liebte. Wer weiß, was Nietzsche innerlich gelitten hat, als er die Notwendigkeit immer mehr erkannte, sich gegen seinen innigsten Freund Richard Wagner

Digitized by Google

als den glänzendsten Vertreter der Dekadence wenden zu müssen! Es giebt noch manche andere Beispiele von der vornehmen Organisation seiner Psyche, aber auch von dem gewaltigen Fortschreiten seines eigenen Erlebens, das ihn mit den reichsten Gedanken, aber auch mit den größten Leiden überschüttete. Unter der Fülle neuer, nie gesehener Schönheit, mit der ihn sein überreicher Genius in seliger Verschwendung beschenkte, ist er ja auch zusammengebrochen.

Wie seinem Leben, so liegt seiner Philosophie der Gedanke der Züchtung, der vor ihm schon oft, doch nie so glänzend durchdacht wurde, zu Grunde. Wenn man überhaupt jetzt darauf ausgeht, nachzuweisen, daß viele einzelne seiner Gedanken schon vor ihm irgend wann einmal aufgestellt wurden, so thut das seiner eigensten Fassung, die sowohl durch Stil als Zusammenhang und Zeitgemäßheit einzig ist und bleibt, keinen Abbruch. Das Beste soll herrschen und wo die Devise eine andere ist, da fehlt es am Besten! Das Beste soll auch jeder einzelne in sich zur Herrschaft bringen. Dazu gehört aber eine Liebe zu sich selbst und zu dem Besten in sich, die höher steht als die Liebe zum Nächsten und die Aufopferung eines einzelnen für die Gesamtheit. Daß sich dieser Egoismus weit über die blinde Selbstsucht des Philisters allein schon durch seine Bewußtheit erhebt, kann keinem Eingeweihten verborgen bleiben und muß nur immer wieder hervorgehoben werden.

Die Selbsterkenntnis lehrt, wie sehr das christliche Ideal den Wert der Einzelmenschen überschätzt, indem es ihn als von Gott selbst geleitet hinstellt; doch nur, um ihn im Augenblick darauf ganz zu zerschmettern, indem es ihn als von der Gnade dieses Gottes abhängig hinstellt. Für Nietzsche ist diese Welt vielmehr „ein Meer in sich selbst stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinaustreibend, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklanges, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Ueberdruß, keine Müdigkeit kennt: eine Welt des ewig-sich-selber-Schaffens, des ewig-sich-selber-Zerstörens“. Mitten darin steht sein Mensch: „hell genug, sie zu schauen, stark genug, diesem Spiegel seine Seele entgegenzutragen“, ein Mikrokosmos seiner Welt. Und diese Kultur, die er überall in Gegensatz zur Civilisation stellt, hat die Aufgabe, die Bedingungen zur Hervorbringung einer stärkeren, schöneren Art, die teils die Not, teils der Zufall hier und da erreicht hat, zu begünstigen, ja selbst zu schaffen.

Wie einst Spinoza mit dem Seziermesser, philosophiert er mit dem Hammer gegen das große Vorurteil der Menschen, als handelten alle Dinge in der Natur, wie sie selbst, um eines Zweckes willen, so daß sie von Gott sogar mit aller Bestimmtheit behaupten, er leite alles zu irgend einem bestimmten Ziel, das doch in der bis jetzt verstrichenen Unendlichkeit schon unendlich oft erreicht sein müßte. Einmal hier angelangt, kämpft der Denker weiter wie ein olympischer Streiter gegen alle Vorurteile über Gut und Schlecht, Verdienst und Sünde, Schönheit und Häßlichkeit. Er spricht als moderner Mensch, der an der Moderne und ihrem Siechtum ursprünglicher Kräfte leidet, und führt, die ihn verstehen, zu den unversiegbaren Quellen der

Digitized by Google

Natur zurück. Er ruft eine neue Generation ins Leben, die den erdrückenden Panzer der Civilisation abwirft, um von innen heraus ein neues Wachstum zu ermöglichen. Er ist, wie alle großen Reformatoren, ein Naturalist, d. h. er hat die allein in toten Formen lebende Civilisation abgestreift, um von neuem ohne Vorurteile diese Welt zu erleben. Indem er uns das Gleiche zu thun lehrt, hilft er die Gemeinschaft schaffen, die man allein als Kultur bezeichnen darf, und den neuen religiösen Menschen heranzüchten, der seine Stellung im All und zum All in keinem Augenblick vergißt.

Berichte.

Biologie.

Ueber Neo-Lamarckismus sprach Professor von Wettstein auf der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsbad. — Ueber die Bedeutung der Lehre von der fortschreitenden Entwickelung der Organismenwelt herrscht keinerlei Meinungsverschiedenheit unter den Naturforschern; dagegen stehen sich allerdings, wenn man nach den ursächlichen Momenten jener Entwickelung fragt, zwei verschiedene Richtungen gegenüber. Während die Anhänger des Darwinismus im engeren Sinne den Daseinskampf und die Naturanpassung (Ueberleben jener Individuen, bezw. Gattungen und Arten, die den Existenzbedingungen am besten angepaßt sind) als die ausschlaggebenden Momente betrachten, hat neuerdings jene Richtung unter den Naturforschern viele Anhänger gewonnen, derzufolge die fortschreitende Entwickelung zum Teil darauf beruhen soll, daß dem Organismus der Pflanze und des Tieres die Fähigkeit zuerteilt ist, selbstthätig in seiner Organisation gewisse Aenderungen herbeizuführen. Während die Zoologen sich vorwiegend dem eigentlichen Darwinismus zuwenden, hat unter den Botanikern neuerdings der Lamarckismus, das ist die erweiterte Lehre Jean Lamarcks, mehr Anklang gefunden, was eben darauf beruht, daß die Entwickelungsvorgänge im Tierreich und Pflanzenreich nicht die nämlichen sind; auch schließen Darwinismus und Lamarckismus sich nicht gegenseitig aus, sondern sie ergänzen einander. Vieles, was man bis vor kurzem noch für eine Anpassungserscheinung gehalten hat, ist dies nicht, sondern vielmehr ein Organisationsmerkmal. Die von Hugo de Vries neuerdings aufgestellte „Mutations-Theorie“ (Lehre von der nicht allmählichen, sondern vielmehr durch sprungweise Abänderung bewirkten Umgestaltung der Arten) liefert eines jener Momente, dem die Organismen ihre Umwandelung verdanken, während die Kreuzung einen weiteren Faktor darstellt; aber mit der Mutation und Kreuzung allein kommt man nicht aus; denn diese beiden Vorgänge liefern noch immer keine Erklärung dafür, daß eine fortwährend zunehmende Komplikation in der Entwickelung der Organismen sich bemerkbar macht. Für das Pflanzenreich wenigstens gilt außerdem noch das Prinzip der direkten Anpassung, d. h. die Fähigkeit des Individuums, während seines Lebens gewisse Veränderungen zu erfahren, bezw. selbstthätig herbeizuführen und diese Veränderungen auf die folgenden Generationen zu übertragen. Man hat Pflanzenstöcke geteilt und die einzelnen Teile verschiedenen Einflüssen ausgesetzt, worauf sich völlig verschiedene Eigenschaften entwickelten. Es wurde auch festgestellt, daß niemals eine Abänderung ausschließlich in einem einzigen Organ stattfindet, sondern daß mit den besonders auffälligen Veränderungen in einem bestimmten Organe noch gewisse andere weniger in die Augen springende Veränderungen in anderen Organen Hand in Hand gehen. Gegenüber der Behauptung Weismanns, daß erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden, lassen sich für die Vererbung von erworbenen Eigenschaften direkte Beweise beibringen. Für die in Rede stehende Vererbung liefern beispielsweise die vikariierenden Arten in verschiedenen Zonen einen unwiderleglichen Beweis, desgleichen das Auftreten von Uebergangsformen der vikariierenden Arten an den Grenzen ihrer Gebiete. Unter den Faktoren, welche die Ausbildung, bezw. Neugestaltung der Pflanze beeinflussen, spielt der Einfluß,

Digitized by Google

den der Erdboden auf die Ernährung der Pflanzen ausübt, eine besonders wichtige Rolle. Als „Konvergenzerscheinungen" bezeichnet man die übereinstimmenden Bildungen in verschiedenen Organen, die einer und derselben Ursache ihre Entstehung verdanken. Ueberall auf dem ganzen Erdball treten bestimmte Erscheinungen als Folgen einer und derselben Ursache auf. Auch ist der Lamarckismus nach Redner einzig und allein imstande, die Erscheinungen der Rückbildung der Organe in vollständig befriedigender Weise zu erklären. Sowohl die bei Mikroorganismen angestellten Beobachtungen — wo Veränderungen des Nährbodens in allerkürzester Zeit Veränderungen der jenen winzigen Lebewesen anhaftenden Eigenschaften (Abschwächung ihrer Wirkung als Krankheitserreger und dergleichen) herbeiführen —, wie auch die landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Versuche bestätigen das Prinzip des Lamarckismus. Die von Hansen angestellten Versuche beweisen aufs unzweideutigste, daß die einzelne Pflanzenzelle, sobald eine Veränderung der Ernährung oder der sonstigen Existenzbedingungen eintritt, ihre Eigenschaften verändert. Sowohl bei den künstlich gezüchteten, wie bei den wilden Pflanzengattungen bilden sich „klimatische Rassen"; auch nehmen aus anderen Klimaten nach den mit gemäßigtem Klima ausgestatteten europäischen Ländern importierte Pflanzen bei uns sehr bald die Eigentümlichkeiten einheimischer Gewächse an. Die Pflanze der Thäler acquiriert, sobald man sie in die Gebirgsregion versetzt, sehr bald den Charakter der Gebirgspflanzen. Die Kiefern, Fichten und Föhren des Flachlandes verändern in der Gebirgsregion innerhalb weniger Generationen ihre Eigenschaften. Auch unser Lein (Linum usitatissimum) und der aus dem Gebirgslande in die Gärten des Flachlandes versetzte blaue Enzian bestätigen das nämliche Gesetz. Eine natürliche Selektion (Zuchtwahl, herbeigeführt durch Ueberleben der den Existenzbedingungen am besten angepaßten Individuen und Arten) ist in den letzterwähnten Fällen vollständig ausgeschlossen, da die Anpassung im Sinne Darwins sich nur langsam und allmählich vollziehen kann, in diesen Fällen aber schon innerhalb weniger Generationen die Eigenschaften der Organismen abgeändert werden. Als Grundanschauungen des Neo-Lamarckismus werden von Wettstein zum Schlusse folgende Sätze formuliert: 1. Die Funktion ist dasjenige Moment, welches die Beschaffenheit der Organe bedingt; 2. die in irgend einem Organe zustande kommenden Veränderungen müssen mit Notwendigkeit auch gewisse Veränderungen in dem Fortpflanzungs-Apparat (Keimzellen) hervorrufen. Ueber den letzterwähnten Punkt sind wir aber bis jetzt noch sehr mangelhaft unterrichtet. (Frankfurter Zeitung, 1902, No. 272.)

Hahnenfederige Hennen und hennenfederige Hahnen als Zwitter-Variationen. Die Bezeichnung „Hennenhahn" dürfte nicht richtig gewählt sein, denn im ornithologischen Sinne sagt man gewöhnlich „hahnenfederige Hennen", es kommen aber auch — jedoch viel seltener — „hennenfederige Hahnen" unter großen Fasanenmassen vor. Beide Variationen dürften zumeist auf ein mehr oder minder ausgebildetes Zwittergeschlechtsstadium zurückzuführen sein. — Die häufigere Erscheinung sind wohl die „hahnenfederigen Hennen", die in allen Farbenabstufungen dem Hahn ähnlich befiedert sind, bis zur ausgesprochenen, vollendeten Hahnenfederigkeit. Es kommen hahnenfederige Hennen vor, die dem Hahn so täuschend ähnlich sind, daß man sie nur ganz nahe gesehen — durch die der Henne eigentümliche rundlichere Kopfbildung und das Fehlen der Sporen unterscheidbar — zu erkennen vermag; dagegen giebt es aber auch — jedoch seltener — „hennenfederige Hahnen", die im Gefieder mehr der Henne ähneln, während sonst aber die ganze Erscheinung mehr auf einen Hahn hinweist. Allerdings sah ich unter vielen Tausenden erlegter Fasanen auch schon einzelne Hennen „mit Sporen", ohne daß sie irgendwie hahnenfederig waren. — In den hiesigen Fasanerien wurden versuchshalber vor mehreren Jahren etwa 12 Stück hahnenfederige Hennen in große lichte Volièren eingekammert, zu je zwei derselben ein normaler Fasanenhahn gegeben, etwa ein Jahr beisammen belassen und nach Thunlichkeit beobachtet. Während der Balzzeit trieben und zankten sich diese hahnenfederigen Hennen untereinander und legten keine Eier, während andere (normale) Fasanenhennen in anderen Volièren-Abteilungen viele Eier legten. 1. Hahnenfederige Hennen kommen häufiger, hennenfederige Hahnen dagegen selten vor; 2. ich glaube nicht, daß gerade die Kreuzungen hierzu eine Ursache bilden, sondern daß solche „Naturspiele" durch individuelle Neigung vorkommen; 3. wir sind der sicheren Ansicht, daß beide Zwitter-Variationen zur Fortpflanzung nicht geeignet sind, und lassen derlei vermeintlich unnütze Fasanen-Zwitter gelegentlich der alljährlichen Bestandes-Regulierung einfach wegfangen, um solche zwecklose Tiere auszuscheiden und als abgefederte

Digitized by Google

Fasanen zu verwerten. Unter etwa 10000 Stück Fasanen pro Jagdsaison 1901/1902 kamen etwa 20 solche abnorme Fasanen vor, was sich in jedem Jahre immer wiederholt. (Wild und Hund, Illustrierte Jagdzeitung, VIII, No. 15.)

Anthropologie.

Der germanische Rassetypus. Aus einem Bericht von L. Wilser über die Rede von G. Retzius „Om den germaniska ras-typen", der uns im Original nicht zugänglich ist, entnehmen wir folgende anthropologisch-statistische Mitteilungen über die Ergebnisse der Untersuchungen von 45000 schwedischen Wehrpflichtigen im Alter von 21 Jahren. Was zunächst die Körpergröße betrifft, so wird die früher (1887—94) von Hultkrantz ermittelte Durchschnittszahl (169,5) durch die neuesten Untersuchungen noch übertroffen. Mit einer durchschnittlichen Länge von 170,9 und nahezu 60 pCt. Großen (170 und darüber) gehören die Schweden — und dabei sind die 21jährigen Jünglinge noch nicht einmal ausgewachsen — zu den höchstgewachsenen Völkern der Erde. Der höchste Wuchs findet sich auf Gotland (172,7), der niedrigste in Lappland (169,0), offenbar infolge der Nachbarschaft der Finnen und Lappen. Nach der Kopfbildung gehören 87 pCt. aller Untersuchten zu den Langköpfen (Index unter 80) und nur 13 pCt. zu den Rundköpfen (Index 80 und darüber). Auch hierin läßt Lappland mit 23 pCt. Rundköpfen den Einfluß seiner fremdrassigen Nachbarschaft und das südliche Küstengebiet mit etwa 20 pCt. die Folgen des gesteigerten Seeverkehrs erkennen. Einzelne Binnenlandschaften (Dalsland und Södermanland mit etwa 5 pCt., Dalarne, Härjedalen, Nerike, Västmanland unter 8 pCt. Rundköpfen) haben die altgermanische Schädelgestalt am besten bewahrt. Der mittlere Kopfindex des ganzen Landes beträgt 77,85, nach Abzug von 1,25 (Retzius zieht nach der alten Brocaschen Vorschrift zwei Einheiten ab, was für diese Kopfform etwas zu viel ist) einem Schädelindex von 76,6 entsprechend, der seit der Urzeit nur um eine Einheit sich erhöht hat und immer noch der Dolichocephalie im engeren Sinne sehr nahe steht. „Ein großer und breiter Gürtel ausgeprägter Langköpfigkeit", sagt der Redner, „zieht sich durch Schwedens Mitte, nach Norden wie nach Süden zu abnehmend." Ganz ähnlich verhalten sich die Farben: „meistens sind mit dem Langkopf auch lichte Haare und helle Augen verbunden". Von der schwedischen Bevölkerung sind 75 pCt. lichthaarig und 67 pCt. blauäugig, während schwarze Haare (nicht 1 pCt.) und rein braune Augen (4,5 pCt.) nur sehr selten vorkommen. Im allgemeinen zeigt der langköpfige Gürtel auch die hellsten Farben, dort ist also die schon von Tacitus beschriebene Rasse am reinsten erhalten. Die Schweden sind die rassereinsten Nachkommen der alten Germanen. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 1902, No. 29.)

Die Rassenverhältnisse in Sansibar. Aus dem Reisebericht eines deutschen Arztes entnehmen wir folgende Ausführungen über die Rassenverhältnisse in Sansibar: Nach den Europäern spielen die Araber die größte Rolle in Sansibar. Aus ihrer Mitte wählt der Sultan seine Beamten, und sie sind die großen Plantagenbesitzer auf der Insel. In früheren Zeiten waren Sklavenjagden und Sklavenhandel ihre Spezialität gewesen. Mit einem Turban auf dem Kopfe, mit einem offenen, stickereibesetzten, dunklen Mantel über langem, weißem Hemde, den krummen Dolch im Gürtel, Sandalen an den Füßen, einen langen Stock in der Hand, schritten sie gravitätisch einher. Sodann sind die Indier zu erwähnen. In ihrer Hand liegen die Geldgeschäfte und der gesamte Zwischenhandel von Sansibar und der ganzen ostafrikanischen Küste. Sie sind gewissermaßen die Juden vom schwarzen Weltteil. Mit einem von Stickereien verzierten Käppchen auf dem Kopfe, mit einer langen weißen Leinwandjacke und einem um Beine und Hüfte geschlungenen faltenreichen, mullartigen Tuche gehen sie meist barfuß, bescheiden und sanft neben den selbstbewußten, breitspurigen Arabern einher. Die unterste Stufe der Bevölkerung sind die dem Suahelistamme angehörigen Sansibarneger selbst. Sie tragen den roten Fez auf dem Kopfe und sind mit einem weißen Hemde, oder noch weniger, bekleidet. Diese Aufeinanderschichtung der Rassen in Sansibar zeigt in schönstem Bilde, wie doch einmal im Leben überall bloß die rohen Naturgesetze walten und im Kampf ums Dasein nur die Stärke, die körperliche oder geistige, den Ausschlag giebt, und daß Recht, Kultur und Religion mehr in Wort als in der That bestehen. Die Neger, die die alt angestammten Besitzer von Sansibar sind, haben am wenigsten auf der Insel zu sagen. Zuerst waren die kühnen und grausamen Araber hergekommen,

Digitized by Google

legten im fremden Lande ungefragt Plantagen an, und um die nötigen Arbeiter dazu zu haben, nahmen sie ungeniert die Einwohner und zwangen sie mit Peitsche und Schwert zur Sklavenarbeit. Dann stellte sich der schlaue Indier ein, er brachte größeren Handel und Verkehr, und mit dem Geld, das sich dabei in seiner Tasche reichlich vermehrte, brachte er alle anderen in seine finanzielle Abhängigkeit. Schließlich, im Jahre 1866, kamen die Engländer und begannen mit dem Sultan durch das Sprachrohr der Kanonenläufe eine Unterhaltung, deren Ergebnis es war, daß der Sultan die englische Oberherrschaft über die Insel anerkannte und nur noch dem Scheine nach regiert. Die Frequenz der Angehörigen der verschiedenen Rassen in Sansibar steht im umgekehrten Verhältnisse zu deren Einfluß. Unter den 100000 Einwohnern der Stadt befinden sich nur etwa 900 Europäer und etwa je 5000 Araber und Indier, der Rest sind Suahelineger. (Medizinische Woche, 1902, No. 23.)

Ein interessanter Fall von zweifelhaftem Geschlecht. Neugebauer sah das nunmehr 18jährige Individuum zuerst als 8jähriges Kind und konnte weder damals noch auch heute zu einem strikten Schlusse über das Geschlecht desselben kommen. Es findet sich ein 7 cm langer Penis, der an der unteren Fläche in toto gespalten ist, daneben große und kleine Labien mit einer 9 cm tiefen Vagina. Von Wichtigkeit sind die Angaben des als Mädchen erzogenen Individuums, Erektionen mit Austritt einer weißlichen, klebrigen Flüssigkeit bemerkt zu haben, doch gelang es nicht, eine solche Ejakulation mit Sicherheit festzustellen. (Franz Neugebauer, Wiener Klinische Rundschau, 1902, 3. August.)

Psychologie.

Gehirnlokalisation und die Funktion der Stirnlappen. Marinescu tritt der Meinung Munks entgegen, daß die Stirnlappen die Stammmuskeln der entgegengesetzten Seite innervieren, neigt vielmehr der Ansicht zu, daß dieselben eine Assoziationsrolle haben. Namentlich ist es der Mangel an Riesenzellen, welcher gegen eine direkte Innervationsfunktion dieser Hirngegend sprechen würde. Es ist ungewiß, ob das Denken in die Stirnlappen zu verlegen sei, vielmehr hält auch Marinescu an der Ansicht fest, daß diese Hirnthätigkeit eine Arbeit der gesamten Hirnrinde sei. (Münchener medizinische Wochenschrift, 1902, 24.)

Zur Blindenphysiologie. Nach den Beobachtungen von M. Kunz bestehen keine Gründe zur Annahme eines Sinnesvikariats. Eine Ueberlegenheit des Sensoriums der Blinden über das der Sehenden ist in keinem Sinnesgebiet nachzuweisen. Auch von einer Verfeinerung des Sensoriums im allgemeinen ist nicht die Rede, wie am besten die Taubblinden zeigen, deren unsicherer, wackeliger Gang darauf hinweist, daß auch der Gleichgewichtssinn gelitten hat. Auch die häufige Kombination der Blindheit mit Taubheit spricht gegen die Annahme eines Sinnesvikariats. 5—6 pCt. der Blinden sind taub, andere schwerhörig, während unter tausend Sehenden kaum drei Taube gerechnet werden. Freilich ist für den Blindenarzt, nicht wie im ophthalmologischen Sinne, der des Augenlichtes absolut Beraubte, sondern jeder blind, der nicht genug sieht, um mit Hilfe seiner Augen zu arbeiten. Das Dogma vom Sinnesvikariat dürfte auf Grund eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen gar bald zusammenfallen. (M. Kunz, Wiener medizinische Wochenschrift, 1902, 21. Juni.)

Kulturgeschichte.

Die Sprache der Buren. In die Sprache der Buren sind manche malayisch-portugiesische Wörter übergegangen. Was die Kenntnis der niederländischen Schriftsprache angeht, so ist zu bemerken, daß die „Afrikander" stets auf Niederländisch beten. „Dabei habe ich mich", schreibt Dr. Mansvelt, „oft gewundert über die Reinheit der Sprache, die man selbst von den einfachsten Leuten hört. Nicht allein wenden sie dabei Worte und Ausdrücke an, die man im täglichen Leben sonst nie von ihnen hört; sondern sie unterscheiden selbst die Geschlechter, flektieren Artikel, Adjektive u. s. w., ja sogar die Verben, selbst die starken. Da sie dabei nicht nur

Digitized by Google

biblische Ausdrücke und Redeweisen, sondern oft wirkliche Herzenssprache reden, so kann man schwerlich behaupten, daß die niederländische Sprache dem Afrikaner ganz fremd geworden und nicht mehr bei ihm lebendig ist. Viljoen, und, ihm folgend, auch Hesseling, haben allzu ausschließlich das Kaap-Holländische in Betracht gezogen; sie haben vergessen — oder nicht gewußt —, daß in den Republiken, namentlich in Transvaal, das Niederländische stets die offizielle Sprache gewesen ist, daß der holländische Lehrer und der holländische Prediger dort einen viel unmittelbareren Einfluß, auch im täglichen Verkehr, auf das Volk und dadurch auf die Sprache ausgeübt haben als in der Kaapkolonie, und daß dagegen der Einfluß des Englischen sehr beschränkt geblieben ist. Dies konnte man u. a. deutlich merken im „Volksrat", in dem doch zumeist ungelehrte Menschen saßen, die aber unbewußt beim Sprechen Flexionsformen anwendeten, die man in der Kaapkolonie nur selten oder nie vernahm." (Der Burenfreund, 1902, No. 3.)

Die ersten japanischen Gesandtschaften in Europa. In der gesamten deutschen Litteratur der letzten Jahrhunderte wird die Reise von drei jungen Japanern im Jahre 1585 zum Papst nach Rom als eine Gesandtschaft des Kaisers von Japan bezeichnet. Die Untersuchung von Quellenschriften ergiebt aber, daß die ganze Reise ausschließlich von Jesuiten insceniert war, auf deren Kosten drei Knaben im Alter von 15—18 Jahren auf Anstiften der Mönche die Reise unternommen hatten. Die Reise nach Europa dauerte über zwei Jahre, da wiederholte Schiffsunfälle die jungen Japaner betroffen hatten und in Indien lange Zeit auf Fahrgelegenheit gewartet werden mußte. Die zweite Reise von Japan nach Rom wurde im Jahre 1613 von den Franziskanermönchen arrangiert. Diese Reise erfolgte über Mexiko. Irgendwelche politische Bedeutung ist diesen privaten Reisen nicht beizumessen und dieselben haben weder in Japan noch in Europa irgend eine nachhaltende Wirkung gehabt. Desgleichen sind keinerlei künstlerische oder wertvolle japanische Erzeugnisse damals nach Europa gebracht worden. Irgend ein Einfluß auf künstlerischem Gebiet läßt sich erst im 18. Jahrhundert erkennen, als durch die Holländer japanische Kunstarbeiten nach Europa eingeführt wurden. (Ost-Asien, 1902, No. 53.)

Mädchenhandel in China und Korea. In China und Korea wird ein lebhafter Mädchenhandel getrieben. In China befinden sich manchmal viele kleine Mädchen am Markte und werden zu 3, 5, 7 Taels u. s. w. ausgeboten. Reiche Käufer erwerben 5—10 Mädchen auf einmal, und lassen ihnen einige Jahre lang eine gute Erziehung angedeihen. Die schönsten der Mädchen werden entweder die Konkubinen des Eigentümers oder wie jede andere Ware weiter verkauft und mitunter mit 1000—10000 Taels bezahlt. Wie wir hörten, ist die Frau eines Direktors der Eisenbahn in China ein solches Mädchen gewesen und für 10000 Taels angekauft worden. Die Kaiserin-Mutter von China ist früher bekanntlich auch ein solches Mädchen gewesen. In Korea findet der Verkauf der Mädchen zwar nicht auf öffentlichen Märkten statt, doch ist in der tierischen Behandlung gegen China ein Unterschied nicht zu finden. Gewöhnlich werden Mädchen im Alter von 16—30 Jahren nach deutschem Gelde für 30—80 Mark verkauft; wenn man Glück hat, kann man schon für 40 Mark ein feines Mädchen bekommen. Reiche Leute kaufen, wie in China, mehrere Mädchen auf einmal, um später damit Geschäfte zu machen. Auch in Korea werden die gekauften Mädchen als Konkubinen benutzt, und wenn der Eigentümer kein Interesse mehr an ihnen hat, wieder verkauft. Freudenmädchen, welche mehr als 1000 Mark gespart haben, werden mit Vorliebe Choppi eines bedeutenden Mannes. Ein weiterer Grund, daß die Choppi in Korea so zahlreich sind, ist folgender: Nach der herrschenden Landessitte ist bei einem Ehepaar die Frau immer älter als der Mann, die Männer wollen jedoch gern mit jüngeren Frauen verkehren, sie lassen deshalb ihre Frau zu Hause und amüsieren sich mit der Choppi. Zwischen der Frau und der Choppi eines Mannes entstehen Streitigkeiten sehr selten, wenn solche jedoch vorkommen, pflegt die Frau zur Choppi zu sagen: „Du bist arm und hast kein Geld gehabt, Hochzeit zu feiern, deshalb bist du eine Choppi geworden." Auch die Ainos auf der Nordinsel Japans haben sehr viele Konkubinen, doch sind die Verhältnisse insofern anders wie in Korea, als die Frauen der Ainos darin wetteifern, ihren Männern Geschenke zu machen, damit diese ein bequemes Leben führen können. (Ost-Asien, 1902, No. 51.)

Digitized by Google

Rechtswissenschaft.

Ueber den Stand der modernen Rechtswissenschaft sprach Exzellenz Dr. Klein aus Wien beim Festbankett des deutschen Juristentages: „Wir gedenken beim Festmahle der Großen, die uns schützen, der Wohlwollenden, die unsere Vereinigung gefördert haben; lassen Sie mich auch dessen gedenken, das uns alle umschlingt und eint: der Rechtswissenschaft. Wenn ich ihr ein Motto wählen müßte, wäre es die Inschrift auf dem silbernen der drei Kästchen, die den Freiern der Porzia vorgelegt werden: „Wer mich erwählt, bekommt so viel, als er verdient.“ In der That, die Rechtswissenschaft ist ein rechter Spiegel dessen, der sie pflegt: für den Tiefen unerschöpflich an Weisheit und Erkenntnis, für den Seichten seicht und schal. Auch darin spricht sich die Unselbständigkeit, die Abhängigkeit der Rechtswissenschaft aus: sie stand immer dann am höchsten, wenn sie aus anderen Wissensgebieten Zufluß erhielt. In Rom war es die Philosophie, die der klassischen Jurisprudenz ihren Glanz gab, im Mittelalter, in der kanonistischen Lehre, die Religionslehre, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Geschichte, heute die Wirtschaftslehre und die Gesellschaftswissenschaften. Darum wollen wir auch die Schwesterwissenschaften der Jurisprudenz und diese fruchtbare Arbeitsgemeinschaft grüßen. Sie bedeutet nicht bloß eine Vervollkommnung der Methode, sie sagt uns vielmehr, daß die Rechtswissenschaft eine ernste Gefahr bestanden hat und in eine neue verheißungsvolle Entwickelungsphase eingetreten ist. Wir haben eine Zeit unaufhaltsam fortschreitender Spezialisierung durchlebt, die uns das Herabsinken auch der Rechtswissenschaft befürchten lassen mußte: schon die nächst benachbarten Rechtsgebiete begannen sich gegenseitig vollständig zu entfremden. Da geschah das Wunderbare. Nach langem totenähnlichen Ruhen übernahm die Philosophie die Einigung der auseinanderstrebenden Disziplinen, und es gelang ihr, die fast entwurzelte Einheitlichkeit des wissenschaftlichen Denkens wiederherzustellen. Auch in der Rechtswissenschaft schließen sich nun allmählich — nicht zum geringsten unter dem Drucke von Nationalökonomie und Sozialwissenschaft — die klaffenden Spalten. Man denke nur an das Strafrecht. Es ist im Begriffe, sich immer mehr zu einer allgemeinen sozialen Hygiene zu entfalten, in der Humanität, Sozial- und Verwaltungspolitik, Naturwissenschaften und Medizin an einer stetigen Erweiterung der Grenzen und Mittel arbeiten. So entsteht eine neue Jurisprudenz, die den vollen Strom des sozialen Seins durch sich ziehen fühlen muß, wenn sie uns Befriedigendes schaffen will. Der Berliner Juristentag hat das wieder gezeigt: es giebt fast keine reine Jurisprudenz mehr, der praktische Jurist, der Jurist als Gesetzgeber braucht den Oekonomen, den Arzt als Mitarbeiter, deren Wissenschaften als Werkzeug. Wir haben das nicht zu beklagen. Es ist das große Gesetz der Kultur, sagt Carlyle: laßt jeden alles werden, was er fähig ist zu sein. So entfaltet sich auch die Rechtswissenschaft dank den mithelfenden Wissenschaften zu immer universellerem, vollerem Erfassen ihrer staatlichen Aufgabe. Glück und Erfolg diesem Aufblühen der Rechtswissenschaft und Dank den ausgezeichneten Männern auf den Lehrstühlen und in den Regierungsbureaus, welche die neuen Anforderungen an die Rechtswissenschaft erkennen und dieser ihren vollen Menschheitswert zu geben trachten!“ (Deutsche Juristen-Zeitung, 1902, No. 19.)

Neues Strafgesetzbuch und die Todesstrafe in Japan. Im japanischen Reichstag ist kürzlich der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches zur Annahme gelangt. Bei der zweiten Beratung im Herrenhause wurde seitens eines Mitgliedes der Antrag gestellt, die Todesstrafe abzuschaffen. Zur Begründung dieses Antrages wurde auf die Irreparabilität dieser Strafart hingewiesen und außerdem geltend gemacht, die Todesstrafe widerstreite dem Besserungsprinzip, welches von der Mehrzahl der civilisierten Staaten dem Strafrecht zu Grunde gelegt sei. Erwäge man weiter, daß man oftmals sogar den Selbstmord für strafbar erachtet habe, so ergebe sich, daß nur die Gottheit und nicht der Mensch über das Leben eines Menschen verfügen dürfte. — Der Antrag wurde nur von einer Seite befürwortet und sodann ohne weitere Debatte abgelehnt. Im Laufe der weiteren Beratung wurde beantragt, wenigstens für politische Verbrecher die Todesstrafe abzuschaffen. Zur Begründung dieses Antrages wurde hervorgehoben, politische Verbrechen würden oft von Männern begangen, deren persönliche Ehrenhaftigkeit unzweifelhaft sei, so daß keine Veranlassung vorliege, diese entehrende Strafe zur Anwendung zu bringen. Dieser Antrag rief eine lebhafte Opposition hervor und wurde schließlich mit großer Mehrheit abgelehnt. Die Gründe, die im japanischen Oberhaus gegen die Todesstrafe ins Feld geführt sind, sind im wesentlichen dieselben wie sie bei der Beratung

Digitized by Google

des Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund ins Feld geführt wurden. In zweiter Lesung des Gesetzes hatte der Reichstag die Abschaffung der Todesstrafe beschlossen. Erst dem Eingreifen Bismarcks, der in der dritten Lesung erklärte, an diesem Beschlusse würde das ganze Gesetz scheitern, ist die Wiedereinführung der Todesstrafe in das Gesetzbuch zu verdanken. — Das neue japanische Strafgesetzbuch soll nicht vor 1904 in Kraft treten. Vorher ist noch eine Revision der Strafprozeßordnung geplant. (Ost-Asien, V. 50.)

Das Alter und das Verbrechen. Auf dem letzten kriminal-anthropologischen Kongreß in Brüssel sprach Professor Wellenbergh seine Verwunderung darüber aus, daß die Gesetzgeber die normale Rückentwickelung der Persönlichkeit bisher gar nicht beachtet haben. Man müsse sich vor Augen halten, daß die Altersschwäche genau so eine Entschuldigung bilde wie die Jugend. Von allen mehr als siebzigjährigen Verbrechern, die es von 1890—1900 in Deutschland gab, waren 70 pCt. nicht vorbestraft. Das zeige doch am besten den Einfluß des Alters. Wenn man also weiß, daß diese greisen Verbrecher bis dahin ein ordentliches Leben führten, so steht es im Widerspruch mit allen Grundsätzen des Rechtes und der Psychopathologie, von dem Einflusse des Alters einfach abzusehen. Die Verbrechen eines Greises, der bis zum siebzigsten Lebensjahre anständig lebte, sind immer pathologischer Natur. Der Redner fordert daher folgende Gesetzbestimmungen: 1. Die Verbrechen unvorbestrafter Greise verlangen ein besonderes strafrechtliches Verfahren; 2. das Greisenalter beginnt mit siebzig Jahren. (Die Humanität, XV, 1.)

Erziehung und Unterricht.

Eine deutsche Nationalschule. Im Mai d. J. ist von einer größeren Zahl angesehener badischer Männer aller Berufskreise, der verschiedenen Konfessionen und nationalen Parteien im Dienste vaterländischer Interessen, in Wertheim a. M. eine deutsche Nationalschule gegründet worden, die von den badischen Behörden genehmigt und zur Unterstützung in Vorschlag gebracht worden ist. Die Schule stellt sich in erster Reihe die Aufgabe, Knaben, die sich in einem weltwirtschaftlichen Berufe bethätigen sollen, der sie voraussichtlich auch ins Ausland führen wird, entsprechend vorzubereiten, womit sich weiter die Fürsorge für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande verbindet, indem die Anstalt den Söhnen von Auslandsdeutschen eine ihren Bedürfnissen entsprechende Ausbildung im alten Vaterlande ermöglichen will. Da der Erziehungs- und Unterrichtsplan von den Gegenwartsbedürfnissen ausgeht und die Zöglinge zu selbstvertrauender praktischer Tüchtigkeit und allgemeiner Brauchbarkeit heranbilden will, können auch solche Schüler, bei denen vorgenannte Voraussetzungen nicht durchaus zutreffen, deren Eltern sie aber im letztgedachten Sinne erziehen lassen wollen, die Anstalt mit sicherer Aussicht auf Erfolg besuchen, wenn nur die Eltern die ausgesprochene Absicht haben, ihre Söhne die Anstalt ganz durchlaufen zu lassen. Die deutsche Nationalschule ist eine Vollanstalt mit neunjährigem Kursus. Sie besteht aus einem Unterbau und Oberbau. In den Unterbau treten die Knaben im Alter von 9—10 Jahren ein. Sie erhalten einen den Anstaltszwecken angepaßten Unterricht mit Anlehnung an die in Wertheim bestehenden Schulen. Die Zöglinge der Unterstufe werden sorgsam ausgewählten Familien, in erster Reihe den Angestellten der Anstalt, in Pflege gegeben. Die für reif befundenen Knaben der Unterstufe treten in den dreijährigen Kursus des Oberbaues über, in welchen auch sonst Schüler im Alter von 15—17 Jahren, bei Nachweis genügender Vorkenntnisse, aufgenommen werden. Die Lehrgegenstände des Oberbaues sind: 1. Umriß der deutschen Kultur- und Civilisationsgeschichte. 2. Neuere allgemeine Geschichte der europäischen Kulturvölker, vornehmlich Deutschlands. 3. Deutsche Litteraturkunde in ausgewählten Einzeldarstellungen bis an die neueste Zeit. 4. Naturlehre. 5. Mathematik. 6. Wirtschaftslehre. 7. Hygiene. 8. Englisch und andere in deutschen Siedelungen herrschende Fremdsprachen. 9. Praktische Bethätigung. 10. Besichtigungen außerhalb der Anstaltsanlagen. 11. Leibesübungen. — Es ist bereits beantragt, an die Reife des Oberbaues das Recht zum Einjährigendienste zu knüpfen. Die Zöglinge des Oberbaues werden in einem Internate gemeinschaftlich erzogen.

Gegen das Verweilen der Kinder in Branntweinschenken. Vom Wiener Magistrat ist folgende Kundgebung erlassen: Auf Grund des § 54 der Gewerbe-

Digitized by Google

ordnung wird den Inhabern von Branntweinschenken im Gemeindegebiete von Wien untersagt, an jugendliche Personen überhaupt, insbesondere aber an schulpflichtige Kinder gebrannte geistige Getränke zum Zweck des Selbstgenusses zu verabfolgen. Außerdem sind die Inhaber von Branntweinschenken verpflichtet, falls jugendliche Personen, insbesondere Schulkinder, für dritte Personen gebrannte geistige Getränke einkaufen, denselben das unnötige Verweilen im Geschäftslokale nicht zu gestatten. Das Verbot des Ausschenkens von Branntwein an jugendliche Personen oder Schulkinder erstreckt sich auf alle übrigen Gast- und Schankgewerbetreibenden, die gebrannte geistige Getränke zum Ausschank bringen.

Eine medizinische Unterrichtsanstalt in Cochinchina wird in Französisch-Indien in Hanoi nach einer Verordnung des Gouverneurs der Kolonie errichtet. Die Hauptaufgaben der Lehranstalt sollen die Heranbildung von eingeborenen Aerzten und wissenschaftliche Untersuchungen über Tropenkrankheiten bilden. Der Fakultät wird das bakteriologische Institut Pasteur in Nha Trang in Anam unterstellt, welches ein Laboratorium zur Herstellung von Impfstoffen und Heilserum, Einrichtungen für bakteriologische Untersuchungen, sowie ein landwirtschaftliches Laboratorium in Suoi-Giar umfaßt. Ferner beabsichtigt die Regierung ein französisches Krankenhaus für Eingeborene in Kanton zu errichten. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 39.)

Medizin.

Was ist die Perlsucht? J. Orth ist es bei seinen Untersuchungen gelungen, menschliche Tuberkulose auf ein Kalb zu übertragen, welches an progredienter Tuberkulose zu Grunde ging. Auch bei einem Schweine und bei Ziegen war die Uebertragung von Erfolg. Die Perlsucht des Rindes entspricht der Tuberkulose des Menschen; diese Versuche sprechen gegen Kochs Behauptung betreffs der Verschiedenheit der Tier- und Menschentuberkulose und der Unübertragbarkeit der letzteren auf Tiere. Die prophylaktischen Maßregeln gegen die Perlsucht müssen demnach strenge gehandhabt werden. (Berliner Klinische Wochenschrift, 25. XIII., 1902.)

Eine Krebsstatistik vom pathologisch-anatomischen Standpunkte. Durch die Sektionen steigt die Zahl der zur Kenntnis kommenden Carcinome um 21,94 pCt. Ein Teil der Zunahme der Carcinome ist auf die größere Zahl der Menschen zu beziehen, die in das krebsfähige Alter kommen, ein zweiter Teil auf die Verbesserung der Diagnosen, ein dritter Teil auf das Auftreten der anatomischen Diagnose in den Statistiken; ob danach noch etwas für die wirkliche Zunahme des Krebses übrig bleibt, müßte erst eruiert werden. (Riechelmann, Berliner Klinische Wochenschrift, 1902, No. 32.)

Beitrag zur Statistik der tertiären Lues. Unter 1676 Luesfällen fand sich 224 mal tertiäre Syphilis. Die Frauen der unbemittelten Stände scheinen von tertiärer Lues häufiger befallen zu werden als die Männer. Die Zusammenstellung ergiebt, daß die gar nicht oder ungenügend behandelten Fälle am häufigsten (66 pCt.) von tertiärer Lues befallen werden. Im übrigen ergiebt diese Statistik eine Uebereinstimmung mit den von anderer Seite gemachten Zusammenstellungen. Das Auftreten der Tertiärerscheinungen vor dem 20. und nach dem 60. Lebensjahre ist selten; die Hauterscheinungen sind die häufigste Form derselben. (E. Adler, Berliner Klinische Wochenschrift, 1902, 11. August.)

Soziale Hygiene.

Internationaler Kongreß für Irrenfürsorge in Antwerpen. In Antwerpen tagte vom 1. bis 7. September d. Js. ein internationaler Kongreß für Irrenfürsorge, insbesondere für familiäre Irrenpflege. Unter dem Vorsitz des belgischen Justizministers, dem das dortige Irrenwesen untersteht, unter der Aegide des um diese freie Verpflegungsform verdientesten aller Aerzte, des Direktors Peeters-Gheel, wurden die auf zeitgemäße Ausgestaltung der freien Verpflegungsformen, namentlich auf den Ausbau und die Weiterentwickelung der familiären Irrenpflege wichtigsten

Digitized by Google

Fragen verhandelt. Alle Länder, in welchen die Familienpflege Eingang gefunden hat, waren durch die namhaftesten Anhänger dieses natürlichsten aller Verpflegungssysteme vertreten. Ein gemeinschaftlicher Besuch der familialen Kolonien in Gheel und Lierneux ermöglichte unter sachgemäßester Führung einen genauen Einblick in die gegenwärtige Entwickelung der Familienpflege in Belgien, dem Mutterlande und Vorbilde dieses Systems.

Die statistische Centralkommission für Irrenwesen, deren Bildung Hoche auf dem diesjährigen Kongresse angeregt hat und die sich auch wirklich konstituiert hat, wird in erster Linie aus der Tagespresse alles sammeln, was sich auf Geisteskranke und deren Verhalten bezieht. Das ganze Material wird sorgfältig geprüft und das Ergebnis alljährlich in Berichtform dem Irrenärzteverein und in Broschüren auch der Presse und den gesetzgebenden Körperschaften übergeben werden. Die Kommission verfolgt den Zweck, mit positivem Beweismaterial für die Forderungen und Anschauungen der Irrenärzte einzutreten.

Alkoholgenuß bei der Schuljugend. Am dritten nationalen Abstinenzkongreß Hollands, der im vorigen November im Haag abgehalten wurde, sprach A. Don über eine vom holländischen abstinenten Lehrerverein veranstaltete Enquête über den Alkoholgenuß bei der Schuljugend. Die Statistik ergab zuverlässige Auskunft über 4380 Kinder. Von diesen hatten nur 11,6 pCt. noch nie alkoholische Getränke genossen. Gelegentlich wurde Wein getrunken von 29,6 pCt., Bier von 66,8 pCt., destillierte Getränke (Branntwein und dergleichen) von 44 pCt. Täglich gebrauchten Wein 0,38 pCt., Bier 4 pCt., Branntwein 0,28 pCt. Von den 75 Schülern, die täglich Alkohol genossen, waren in ihren Leistungen 15 pCt. „gut", 40 pCt. „mittelmäßig" und 45 pCt. „schlecht". Unter den 1262 gelegentlich Alkohol genießenden Schülern waren 24 pCt. „gut", 52 pCt. „mittelmäßig" und 24 pCt. „schlecht". Unter den 453 keinen Alkohol trinkenden Schülern waren 35 pCt. „gut", 48 pCt. „mittelmäßig" und 17 pCt. „schlecht". Diese Nebeneinanderstellung von Alkoholgenuß und Leistung ist höchst lehrreich. Der Berichterstatter stellt folgende Sätze auf: 1. Von einem täglichen Gebrauch der Alkoholika seitens der Kinder ist in der Regel keine Rede. 2. Gelegentlicher Gebrauch im weitesten Sinne kommt unter Kindern sehr viel vor. 3. Von ersterem wie letzterem sind in der Schule wiederholt nachteilige Folgen zu verspüren. 4. Bereits die Kinder, die gelegentlich Alkohol gebrauchen, stehen ihren Verstandeskräften nach hinter denen zurück, die nie Alkohol genießen; die, die täglich Alkohol trinken, sind noch minderwertiger. 5. Um der Kinder und der Schule willen verdient jeder Alkoholgebrauch der Kinder aufs kräftigste bekämpft zu werden. Vor Jahresfrist war eine ähnliche, aber umfassendere Erhebung bei der Schuljugend in Niederösterreich veranstaltet worden, über die Dr. Fröhlich am Wiener Kongreß berichtete. Die Umfrage bezog sich auf 6—14jährige Schulkinder in Niederösterreich, d. h. 1. in Wien, 2. auf dem Lande (Dörfer, kleinere Städte). Es wurden befragt:

	Knaben	Mädchen
Wien . . .	88 895	92 153
Land . . .	102 824	104 283

Davon tranken regelmäßig

	Wien	Land	Wien	Land
Bier . .	32 pCt.	12 pCt.	33 pCt.	12 pCt.
Wein . .	11 „	20 „	12 „	20 „
Schnaps .	4 „	4 „	3 „	2 „

Es hatten noch nie getrunken

Bier . .	8 pCt.	11 pCt.	9 pCt.	14 pCt.
Wein . .	18 „	9 „	19 „	10 „
Schnaps .	51 „	49 „	59 „	59 „

(Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, XII, 2.)

Betrachtungen über die Arbeit und Krankheiten der Arbeiter in den Schwefelwerken. Der schädliche Einfluß der Arbeit in Schwefelwerken ist nach Salvatore (Palermo) durch die fortwährende Einatmung des Schwefeldioxyds, des Schwefelstaubes, die hohe Temperatur und excessive Feuchtigkeit erklärlich. Dazu kommt noch die große Verbreitung der Erkrankung durch Anchylostomum, die sich leicht durch entsprechende hygienische Maßnahmen einschränken ließ. Die an die Arbeiter gestellten körperlichen Anforderungen sind enorme und äußern ihren nach-

Digitized by Google

teiligen Einfluß auf das Körperskelett. Es wäre wünschenswert, daß die Altersgrenze der jugendlichen Arbeiter, die in den Schwefelwerken verwendet werden, erheblich hinaufgesetzt werde. (Gaz. degli osped, 13. April 1902.)

Verbreitung der Lepra in Deutschland. Nach Mitteilungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes waren am Schlusse des Jahres 1901 im Deutschen Reich 37 Leprakranke bekannt (gegen 32 im Vorjahre). Davon entfielen auf Preußen 25 (gegen 20 im Vorjahre), auf Hamburg 8 (gegen 11 im Vorjahre), auf Bayern 2, auf Mecklenburg-Schwerin 1 und auf Elsaß-Lothringen 1. In Preußen sind im Jahre 1901 zu dem bisherigen Bestand 6 Kranke hinzugekommen, die sämtlich in Krankenhäusern verpflegt werden; ein Kranker ist ausgewandert. Von der Zahl der zugegangenen Kranken haben sich 3 die Krankheit in überseeischen Ländern zugezogen. In Hamburg sind im Jahre 1901 3 Kranke in Zugang gekommen, 1 Kranker ist gestorben, 5 sind weggezogen. Von der Gesamtzahl der im Berichtsjahre in Hamburg beobachteten Aussatzkranken waren 4 Deutsche und 10 Ausländer. In allen Fällen ist die Quelle der Ansteckung in überseeischen Ländern, darunter achtmal in Brasilien, zu suchen. (Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 37.)

Das neue englische Feuerbestattungsgesetz wird am 1. April 1903 in Kraft treten. Durch diese Cremation Act erhält die Feuerbestattung in England ihren rechtmäßigen Platz neben der Erdbestattung und werden alle Vorkehrungen getroffen, um einen geordneten Vollzug zu gewährleisten. Insbesondere wird der Mißbrauch der Feuerbestattung mit schweren Strafen bedroht. Wer absichtlich falsche Angaben macht, um die Verbrennung einer Leiche zu bewirken, wird mit Zuchthaus bis zu zwei Jahren bestraft; geschieht dies mit der Absicht, ein begangenes Verbrechen zu verheimlichen, so erhöht sich die Strafe auf fünf Jahre. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 39.)

Eine kaiserliche Impf-Liga in England hat sich, angeregt durch die Erfahrungen, welche in Süd-England und neuerdings namentlich in London mit der Ausbreitung der Pocken gemacht worden sind, zur Förderung des Impfwesens gebildet. Die Vereinigung hebt in der Darlegung ihrer Bestrebungen ausdrücklich hervor, daß die Einführung der Zwangsimpfung und der Wiederimpfung, wie sie in Deutschland besteht, zum Muster genommen werden müssen. Es wird auch darauf hingewiesen, daß in Deutschland zur Lieferung der Lymphe an eine Bevölkerung von 55 Millionen 22 staatliche Laboratorien bestehen, in Großbritannien und Irland dagegen für 40 Millionen Einwohner nur eines. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 39.)

Impfzwang in Steiermark. Die steiermärkische Aerztekammer hat der Statthalterei in Graz eine Eingabe übermittelt, worin unter Hinweis auf die eminent nützliche Wirkung der Impfung das Ersuchen gestellt wird, zu Gunsten des in anderen Staaten bereits bestehenden Impfzwanges die nötigen Schritte einzuleiten.

Rassen-Hygiene.

Professor Schenk und seine Theorie. Arthur Kirchhoff erzählt im Rheinischen Kurier, was ihm der kürzlich verstorbene Professor Schenk im Jahre 1900 über den weiteren Ausbau seiner Theorie der Geschlechtsbestimmung anvertraut hat, also: So sehr war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Ernährung und sonstige Lebensweise der Mutter der ausschlaggebende Faktor für die zukünftige Art des Kindes sei, daß er glaubte, durch die Beeinflussung des Stoffwechsels noch viel mehr erreichen zu können, als bloß eine Bestimmung des Geschlechtes. Seiner Meinung nach mußte es möglich sein, durch ein bestimmtes Vorgehen in der Ernährung und sonstigen Behandlungsweise der Mutter auch das Fundament zu besonderen Anlagen und Fähigkeiten in den zu erwartenden Menschen zu legen. Er hoffte, seine Theorie soweit ausbauen zu können, daß eine Zeit kommen werde, wo es möglich sein wird, den Wunsch der Eltern, einen Sohn zu besitzen, der ein tüchtiger Musiker, Schriftsteller oder Mathematiker sei, zu erfüllen. Um es kurz zu sagen, Schenk träumte von nicht mehr und nicht weniger als davon, die ganze geistige und physische Beschaffenheit der Nachkommen der willkürlichen Bestimmung zu unterwerfen. Es erschien ihm als Embryologen, der seit Jahrzehnten die Ent-

Digitized by Google

wickelung des Menschen von seinen „Uranfängen“ zu verfolgen Gelegenheit hatte, eine durchaus zu lösende Aufgabe, den Schleier zu lüften, der heute noch zum größten Teile die Bedingungen verhüllt, unter denen die Anlagen der kommenden Generation sich entwickeln. Viele der Entarteten, der „Stiefkinder der Natur“, die in dem „Kampf um den Futterplatz“ im Leben früher oder später unterliegen, denen die Natur das Normalmaß der physischen und intellektuellen Eigenschaften versagt hat, das notwendig ist, um in dem erbitterten Konkurrenzkampf der Individuen seinen Platz unter der Sonne behaupten zu können, sie erschienen Schenk nur als das in Zukunft vermeidbare Opfer einer rückständigen Zeit. Durch eingehendes Studium der Gesetze der Embryologie schien es ihm möglich, den weitaus größten Teil der Störungen im Stoffwechsel und der schädigenden inneren Reizungen bei der Mutter zu vermeiden, deren traurige Folgen, wie er behauptete, wir in den Insassen unserer Zuchthäuser und Gefängnisse, unserer Irren- und Idiotenanstalten studieren können. Die Theorie Schenk sollte, bis in ihre letzten Konsequenzen durchgeführt, eine neue spartanische Aera bringen, nur daß die Zuchtwahl nicht in einer Vernichtung der minderwertigen Neugeborenen bestehen sollte, eine Methode, die in unser humanes Zeitalter nicht mehr hineinpaßt, sondern durch die Ausscheidung aller störenden Einflüsse auf die Mutter bei der Entwickelung des Embryo und durch die gleichzeitige besondere Pflege aller guten und glänzenden Eigenschaften. Aus den Aeußerungen Schenks ging hervor, daß er, indem er bestimmte Anlagen zu schaffen strebte, wie Talent für Musik, Litteratur u. s. w., noch an andere Mittel, als an die bloße Beeinflussung des Stoffwechsels durch die Ernährung dachte, doch schienen seine diesbezüglichen Anschauungen noch nicht spruchreif zu sein, wenigstens beschränkte er sich bei diesem Punkte seiner Theorie auf bloße Andeutungen. In erster Linie dachte er aber auch nach dieser Richtung hin durch eine entsprechende Beeinflussung des Stoffwechsels zu wirken. Eine reichbegabte, gesunde, kräftige, Menschheit sollte die Folge der praktischen Anwendung seiner Theorie sein, und er träumte davon, daß es ihm nicht nur gelingen würde, diese Behauptungen bis in das Detail auszuarbeiten, sondern daß seine Theorie früher oder später auch allgemeine Anerkennung finden werde. Wie wären die strengen Männer der Wissenschaft entsetzt gewesen, wenn sie diese weltbeglückenden Ideen ihres Kollegen hätten hören können! Hätten sie ihn nicht zu einem medizinischen Jules Verne gestempelt und kurzerhand den Stab über ihn gebrochen? Schenk schien dies auch zu fürchten, denn als wir endlich auseinandergingen, bat er mich, über unser Gespräch vorläufig nichts zu veröffentlichen, bis er mit seinen Arbeiten weiter sein würde. Er wollte mir, sobald dies der Fall, selbst ausführliche Nachrichten zukommen lassen. Ich habe mein Versprechen gehalten, habe aber auf seine Nachrichten natürlich vergebens gewartet. Nun Schenk tot ist und ihm meine Veröffentlichung bei seinen Kollegen nicht mehr schaden kann, glaube ich den Inhalt jener Unterredung veröffentlichen zu sollen; wirft sie doch ein höchst interessantes Streiflicht auf einen Mann, dessen Ideen für kurze Zeit die ganze civilisierte Welt beschäftigt haben. Jedenfalls war der zweite, unveröffentlicht gebliebene Teil der Theorie Schenk, die Möglichkeit der Züchtung bestimmter Eigenschaften und Fähigkeiten bei dem zukünftigen Kinde durch entsprechende Behandlung der Mutter, nicht weniger interessant, als der erste Teil. Wo aber in der Schenkschen Theorie die Grenze zwischen Phantasterei und Wahrheit liegt, wird wahrscheinlich erst eine fernere Zukunft zu entscheiden vermögen. Das eine darf aber heute wohl schon für feststehend angenommen werden, daß die Eigenschaften der zukünftigen Generation, wenigstens im großen und ganzen, zu nicht unerheblichem Teil in den Händen der Eltern liegen, und wenn Schenk nicht mehr erreicht hat, als auf diese Thatsache wieder einmal nachdrücklich hingewiesen zu haben, so hat er schon damit ein großes bleibendes Verdienst erworben. Aber wer weiß, giebt es doch bei der geistigen Produktion oft dieselbe Erscheinung, wie in der materiellen Welt, daß Körner reinen, edlen Goldes in große Mengen unbrauchbaren Gesteins eingebettet sind. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 667.)

Ehe und venerische Krankheiten. Tripperkranken, bei welchen eine Beseitigung der Residuen nicht gelingt, gestattet Professor Lesser die Ehe, wenn die Fäden wenige Leukocyten enthalten, die letzte Infektion schon vor Jahren erfolgt ist und die Kranken seither von allen erheblicheren Erscheinungen frei geblieben sind. Bei eitrigem Charakter der Fäden soll trotz des Fehlens sonstiger Erscheinungen der Ehekonsens nicht erteilt werden. Bei Syphilitischen müssen mindestens fünf Jahre verstrichen sein und die Syphilis muß ausgiebig behandelt worden sein. Der Arzt hat nicht das Recht, die Familie der Braut eines Infizierten zu benachrichtigen. (E. Lesser, Berliner Klinische Wochenschrift, 9. Juni 1902.)

Digitized by Google

Die Unterbrechung der Schwangerschaft bei tuberkulösen Arbeiterfrauen besprach C. Hamburger in der Berliner medizinischen Gesellschaft. Zu diesem Zwecke und zu einer richtigen Klarlegung der Frage ist es nötig, auch die sozialen Faktoren mit in Rechnung zu ziehen, nämlich das Einkommen, die Wohnung, die auf die Miete entfallende Quote des Einkommens, das Luftquantum der Wohnung, die Zahl der Geburten und ähnliches. Dabei ergiebt sich, daß die Arbeiter einen unverhältnismäßigen Teil ihres Einkommens für Miete ausgeben müssen und daß sie trotzdem nicht entfernt das für Kasernen und dergleichen aufgestellte Luftminimum zur Verfügung haben. In zehn Fällen war unter dem Einflusse der Schwangerschaft immer eine Verschlimmerung eingetreten, in fünf ist die Prognose nicht absolut ungünstig, wenn weitere Konzeption vermieden wird. Es wäre also bei vorhandener Tuberkulose die Schwangerschaft möglichst zu verhindern, da dies aber wohl nur schwer durchzuführen, bei eingetretener Schwangerschaft diese möglichst bald (Abort) zu unterbrechen, und zwar unter Cautelen, d. h. es sollen stets zwei Aerzte unter Hinterlegung eines Protokolles arbeiten. — Kaminer erklärt sich gegen diese weitgehenden Ansichten; es sei durchaus noch nicht feststehend, wie viel Tuberkulöse durch Schwangerschaft verschlechtert werden, und es werde auch nicht jede progediente Phthise durch Unterbrechung einer eventuellen Schwangerschaft zum Stillstand gebracht. Er habe dies nur in 70 pCt. eintreten sehen. Nur bei Verschlechterung einer Tuberkulose unter dem Einfluß einer Schwangerschaft sei man zur Unterbrechung dieser berechtigt, jedoch nicht verpflichtet. — P. Jakob: Man darf sich zur Beantwortung dieser Frage nicht nur an die allerärmsten Kreise halten. In den besser situierten läßt sich auch durch andere Mittel manches Gute erzielen. So zeigen die Fälle von Hamburger die Wichtigkeit der Wohnung. — Senator hat schon viele Diskussionen über dieses Thema gehört, ohne daß es zur Lösung gelangt wäre. Man könne die Frage nicht prinzipiell entscheiden, sondern nur von Fall zu Fall. (Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 26.)

Das Carcinom bei den verschiedenen Rassen. In einer Besprechung der medizinischen Akademie zu Buffalo brachte man, wie die „Medizinische Woche" berichtet, einige statistische Daten zu Tage bez. der Verteilung des Carcinoms auf die verschiedenen Rassen. In erster Linie wurde bewiesen, daß die Sterblichkeitsziffer infolge dieser Erkrankung seit einigen Jahren regelmäßig zugenommen hatte, und zwar von 22 pro 100 000 der Einwohnerschaft im Jahre 1880 bis 53 im Jahre 1899; die Verteilung auf das Alter korrespondierte mit den uns bekannten statistischen Einzelheiten. Als bemerkenswerter Faktor ist zu verzeichnen, daß die deutschen und die polnischen Rassen 42 pCt. der Krebssterblichkeitsziffer beitrugen, obgleich sie nur 20 pCt. der Einwohnerschaft bilden. Eingeborene Amerikaner stellten nur 29 pCt. der Krebssterblichkeit, trotzdem sie 65 pCt. der Gesamteinwohnerschaft ausmachten. Eine andere eigenartige Thatsache war die, daß Magenkrebs die Ursache von 34 pCt. der Gesamtsterblichkeitsquote bildete; weiterhin ist bemerkenswert, daß der Magenkrebs wieder am meisten bei Deutschen und Polen anzutreffen war; möglich ist es, daß dieses Faktum durch Diät bedingt wurde. Ungelöst bleibt natürlich die Frage, ob gewisse Speisen mehr geeignet sind, einen krebsproduzierenden Organismus einzuführen oder ob sie den Magen gewissermaßen weniger widerstandsfähig gegen Krebs machen. (Die Umschau. VI, No. 36.)

Die Militärtauglichkeit der Berliner Bevölkerung. Der Bericht über die Bedeutung der landwirtschaftlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches, den der Deutsche Landwirtschaftsrat kürzlich herausgegeben hat, enthält in seinen reichhaltigen Anlagen unter anderem auch eine Untersuchung von Dr. Dade über die Militärtauglichkeit der Berliner Bevölkerung. Danach konnten in Berlin unter 100 abgefertigten Militärpflichtigen im Durchschnitt der 5 Jahre 1896—1900 nur 32 als tauglich ausgehoben werden, während gleichzeitig auf 100 abgefertigte Militärpflichtige in der Provinz Brandenburg ohne Berlin 53 taugliche, in der Provinz Ostpreußen 67 taugliche und im Deutschen Reich 52 taugliche kamen. Rechnet man zu diesen Rekruten noch die der Ersatzreserve überwiesenen Gestellungspflichtigen hinzu, so sind von 100 abgefertigten Militärpflichtigen, abgesehen vom Landsturm, als dienstbrauchbar befunden: in Berlin 38, in Brandenburg ohne Berlin 68, in Ostpreußen 80 und im Deutschen Reich 69, d. h. die Militärtauglichkeit der Berliner Bevölkerung verhält sich zu der von Brandenburg ohne Berlin und zu der von Ostpreußen wie 1 : 1,8 : 2,1. Mit anderen Worten, die Provinz Ostpreußen, deren Bevölkerung noch zu drei Vierteln auf dem Lande wohnt, liefert relativ doppelt so viel Rekruten wie Berlin. Auch geht aus diesen Ergebnissen der Rekrutierungs-

Digitized by Google

statistik hervor, daß die Militärtauglichkeit der Berliner Bevölkerung weit unter der durchschnittlichen Tauglichkeit der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches steht. 53 pCt. oder über die Hälfte aller abgefertigten Gestellungspflichtigen in Berlin mußten 1900 dem Landsturm überwiesen werden. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß unter den Gestellungspflichtigen in Berlin auch Personen ländlicher Herkunft sich befinden, die nach den Untersuchungen von Dr. Bindewald in den Städten Halle, Hannover und Linden 38 pCt. aller Gemusterten betragen. Von der Gesamtbevölkerung Berlins sind fast 60 pCt. außerhalb Berlins geboren, und von diesen stammen fast $^4/_5$ oder die Hälfte der Berliner Bevölkerung aus den östlichen Provinzen. Würde man die Militärtauglichkeit der in Berlin geborenen Gestellungspflichtigen für sich untersuchen, so würde die Dekadence oder physische Entartung der Berliner Bevölkerung mit Rücksicht auf ihre Wehrkraft zweifellos noch schärfer als in den obigen Zahlen hervortreten.

Alkohol und Rassenhygiene. Am gefährlichsten im Sinne der Rassenhygiene sind nicht die völlig entarteten Nachkommen von Trinkern; diese sind dem Untergange geweiht und werden bald ausgejätet, ohne weiteren Schaden anzurichten; aber die Zwischenstufen, die nicht ganz Entarteten, aber doch Minderwertigen, die drücken das Durchschnittsniveau herunter. Ihre Väter rechneten sich selbst vielleicht mit Stolz zu denen, welche wissen, wieviel sie trinken dürfen, ja ihre Umgebung dachte vielleicht auch nicht daran, sie als Trinker zu bezeichnen; man sah sie nicht übermäßig oft betrunken, aber sie waren tägliche Stammgäste, die ohne ihr bestimmtes Quantum sich nicht wohl fühlten. Und diese tagtägliche wiederholte Ueberschwemmung des Körpers mit Alkohol summiert sich in der Weise, daß das Keimplasma die Schädigung dauernd fixiert in der minderwertigen Nachkommenschaft, deren Kinder ihnen wieder gleichen oder noch eine Stufe tiefer kommen. Wenn wir uns also unserer eigentlichen Fragestellung einmal wieder erinnern: Trägt der Alkohol bei zur Degeneration? so ist die Antwort jetzt nicht mehr zweifelhaft: Ganz sicher thut er das wie kein anderer Faktor! (Dr. med. Fock, Alkohol und Rassenhygiene, Verlag des Alkoholgegnerbundes, Leopoldshöhe.)

Sozialpolitik.

Streiks und Aussperrungen im Jahre 1901 in England. Nachdem im Februar die vorläufigen Resultate über die Streiks des Vorjahres bekannt gegeben sind, veröffentlicht nunmehr das Arbeitsamt die endgiltig festgestellten Resultate. Danach beläuft sich die Zahl der im Jahre 1901 begonnenen Streiks auf 642; die 179546 Personen, die daran beteiligt waren, verloren insgesamt 4142287 Arbeitstage. Weder in Bezug auf die Zahl, noch auf den Umfang der Streiks zeichnet sich das Berichtsjahr irgendwie aus; auch einzelne Streiks, die besonders hervorgetreten wären, sind nicht vorgekommen; auch die Gesamtzahl der verlorenen Arbeitstage blieb hinter dem Durchschnitt zurück, überstieg aber doch um etwas die des Vorjahres. Die folgende Tabelle giebt einen Vergleich zwischen den Jahren von 1897—1901:

Jahr	Zahl der begonnenen Streiks	Zahl der an den Streiks beteiligten Personen in jedem Jahr			Dauer der Streiks in Arbeitstagen
		direkt	indirekt	insgesamt	
1897	864	167 453	62 814	230 267	10 345 523
1898	711	200 769	53 138	253 907	15 289 478
1899	729	138 058	42 159	180 217	2 516 416
1900	648	135 145	53 393	188 538	3 152 694
1901	642	111 437	68 109	179 546	4 142 287

An den Streiks am meisten beteiligt war die Bergbau- und die Steinbruch-Industrie, nämlich mit 112981 oder nahezu 63 pCt. der Personen, die Baugewerbe waren mit 1,2 pCt., die Metall- und Schiffsbau-Industrie mit 1,8 pCt. beteiligt. Die Ursachen der Streiks waren in der überwiegenden Zahl der Fälle Lohnstreitigkeiten, in 62,6 pCt. aller Streiks handelte es sich um solche und 52,8 pCt. aller direkt beteiligten Personen waren in solche verwickelt. Der Geschäftsgang war in diesem Jahre ein viel schlechterer als in den Vorjahren und so hatten sich die Arbeiter in

Digitized by Google

den meisten der Lohnstreiks gegen Herabsetzung der Löhne zu wehren, während nur wenige Kämpfe um eine Erhöhung derselben geführt wurden. Dementsprechend waren auch die Erfolge mehr auf seiten der Unternehmer: Zu Gunsten derselben verliefen 33,81 pCt., zu Gunsten der Arbeiter 27,50 pCt., durch Kompromiß endeten 36,75 pCt., ungewiß und unerledigt blieben 1,99 pCt. — Nahezu drei Viertel aller Konflikte sind durch unmittelbare Unterhandlungen zwischen Vertretern der Beteiligten zu Ende geführt worden; die solcher Art beendeten Streiks umfaßten insgesamt 80 pCt. aller an Streiks beteiligten Personen. In einem besonderen Kapitel wird die Thätigkeit der permanenten Einigungsämter gewürdigt. Nach den Berichten von 58 Aemtern wurden diese im Jahre 1901 in 1405 Fällen angerufen; nur in wenigen derselben kam es zu einer Arbeitseinstellung. 661 dieser Konflikte wurden schließlich ohne Mitwirkung des Einigungsamtes geregelt oder die betreffenden Anträge wurden zurückgezogen und 39 waren am Ende des Jahres noch in der Schwebe. Von den verbleibenden 685 Fällen wurden 503 durch die Einigungsämter oder Komitees, 182 durch Schiedsrichter erledigt. (Vorwärts, 1902, No. 225.)

Gewerkschaftsorganisation und Arbeitsleistung. In England und Amerika ist neuerdings von Arbeitgebern und Sozialpolitikern die Behauptung vertreten worden, daß die Gewerkschaftsorganisationen die Leistungen der Arbeiter herabzumindern versuchten. Den organisierten Arbeitern wird die Pflicht auferlegt, auf ständige Verkürzung der Arbeitszeit ohne gleichzeitige Erhöhung der Arbeitsleistung zu drängen, und dadurch würden die Industrien allmählich stark geschädigt. Es hat nicht an ziffernmäßigen Angaben gefehlt, wonach z. B. die organisierten Maurer in England trotz verkürzter Arbeitszeit tausend und mehr Steine pro Mann und Tag heute weniger vermauerten als vor einem Jahrzehnt. Demgegenüber haben andere Sozialpolitiker und vor allem die Gewerkschaften Englands und Amerikas heftig und entschieden widersprochen. Nun hat das Arbeitsdepartement der Vereinigten Staaten in den verschiedenen Industrieländern durch Spezialagenten und Konsuln eine statistische Untersuchung über die strittige Frage vornehmen lassen. Nach Zeitungsberichten sind auch in Deutschland, und zwar in Sachsen, eine Reihe industrieller Etablissements über ihre Erfahrungen gefragt worden. Die Betriebe werden um Ausfüllung eines sehr eingehenden Fragebogens ersucht, der oft in die internsten Angelegenheiten eines jeden Geschäftes eindringt. Bedauerlicherweise lassen sich dadurch manche Unternehmer zu Mißtrauen verleiten und verweigern die Auskunft. Im Interesse der wissenschaftlichen Klarstellung dieser praktisch überaus wichtigen Streitfrage wäre aber zu wünschen, daß auch in Deutschland recht viel und eingehende Antworten für das Arbeitsdepartement der Vereinigten Staaten geliefert würden. Noch hört man ja bei uns in Deutschland dieselbe Klage nicht in Arbeitgeberkreisen erschallen. Aber der Streit in England und Amerika fängt bereits an, bei uns dieselbe Frage auf die Tagesordnung zu bringen. (Naumanns „Die Zeit", 1902, No. 51.)

Zur Arbeiterfrage in Südafrika. Das Reutersche Bureau meldete, daß zufolge einer von Lord Milner erlassenen Proklamation jeder männliche erwachsene Eingeborene im Transvaal eine jährliche Kopfsteuer von £ 2 und eine weitere von £ 2 für jede Frau, die er sich neben der ersten Frau hält, vom Januar 1903 ab zu zahlen hat. Die Kaffern-Häuptlinge sind für den Eingang der Steuer verantwortlich. Wahrscheinlich dürfte diese Maßregel, die, wenn sie strikte durchgeführt wird, der Administration jährlich eine ansehnliche Einnahme bringen wird, für die Industrie das Gute haben, daß die Schwarzen mehr Geneigtheit, am Rande zu arbeiten, zeigen werden, als es in neuerer Zeit der Fall gewesen zu sein scheint. Die Erscheinung der Arbeitsunlust der Eingeborenen wird von mancher Seite darauf zurückgeführt, daß die Schwarzen mit dem jetzigen gegen früher stark reduzierten Lohnsatze nicht zufrieden seien, was wiederum von anderer fachmännischer Seite, darunter von der Native Labour Assoziation selbst, als zweifelhaft hingestellt wird. Sollte die Knappheit an schwarzen Arbeitern am Rand noch etliche Monate dauern, so wird man sich darum noch nicht allzusehr zu beunruhigen haben, denn es war vorauszusehen, daß der niemals besonders arbeitsfreudige Schwarze, dessen Thätigkeitsdrang infolge des Krieges keineswegs verstärkt worden ist, nach Wiederkehr geordneter Zeiten nicht sofort zur Arbeit am Rand zurückkehren würde. Im übrigen wissen wir aus zehnjähriger Erfahrung, daß der Kaffernmangel am Rand von jeher ein chronisches Leiden der Industrie gewesen ist. Trotzdem hat die letztere im Laufe der Jahre Riesenfortschritte gemacht, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch der jetzige akute Zustand überwunden werden wird. Eine sofortige Abhilfe würde ja

Digitized by Google

die Importierung chinesischer Kulis schaffen, doch besteht gegen diese Klasse in ganz Südafrika offenbar eine starke Abneigung. In der Kap-Kolonie hat man vor nicht langer Zeit erst ein Gesetz durchgebracht, wonach Asiaten nicht englischer Nationalität die Einwanderung untersagt ist, und im Transvaal fürchtet der weiße Handel- und Gewerbetreibende ebenfalls, daß, wenn erst die gelbe Rasse ins Land Zutritt erhält, sie sehr bald dem weißen Manne die empfindlichste Konkurrenz bereiten würde. Darum ist auch im Transvaal die öffentliche Meinung gegen die Zulassung chinesischer Arbeiter. Die Regierung wird sich dieser öffentlichen Meinung kaum widersetzen können, andererseits weiß sie aber auch, wo jetzt die Industrie der Schuh drückt und sie hat selbst das größte Interesse daran, die Industrie zu fördern, von deren Steuerkraft sie so viel erwartet. Wahrscheinlich ist die erwähnte neue Kaffernsteuer bereits auf den Wunsch der Regierung, der Industrie zu dem zu verhelfen, was ihr augenblicklich am nötigsten ist, zurückzuführen. (Süd-Afrikanische Wochenschrift, X. No. 518.)

Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels. In der vom Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels nach Hamburg einberufenen Versammlung von Vertretern von jüdischen Organisationen, Vereinen u. s. w., wurden folgende Leitsätze unter dem Ausdrucke lebhafter Zustimmung beschlossen: 1. Die Versammlung billigt die bisherige Wirksamkeit des Komitees, wünscht die Fortsetzung seiner Arbeit und wird ihre möglichst energische Erweiterung anstreben. 2. Sie spricht ihre Befriedigung aus über die Aufnahme des Komitees als Zweigabteilung des Deutschen National-Komitees. 3. Die Bestrebungen zur Herbeiführung umfassender international administrativer und kriminalistischer Einrichtungen zur Unterdrückung des Mädchenhandels finden die lebhafte Sympathie der Versammlung. 4. Die zahlreiche Beteiligung an nationalen Konferenzen und internationalen Kongressen von jüdischer Seite ist im Interesse der Antisklavereibewegung dringend erwünscht. 5. Die stete Verbindung zwischen dem Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels und den großen jüdischen Vereinigungen ist aufrecht zu erhalten und so eng wie möglich zu gestalten. 6. Alle jüdischen Vereinigungen, die an diesem Werke mitzuarbeiten geeignet sind, ebenso hervorragende Einzelpersonen sind aufzufordern, dem Komitee zur Durchführung seiner Aufgabe mit allen zu Gebote stehenden ethischen und materiellen Mitteln zur Seite zu stehen. 7. Die „Freundschaftliche Warnung an allein reisende Frauen und Mädchen", die jetzt mit etwa 60 Namen versehen ist, wohin Auskunft- und Hilfesuchende sich wenden können, muß durch weitere Namensnennungen vervollständigt und dann ständig in zahlreichen Exemplaren verbreitet werden. 8. Die Aussendung von Sendschaften zur sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Aufrichtung nach den osteuropäischen Quellengebieten der Versumpfung gehört zu den wichtigsten Aufgaben des Komitees. 9. Zu demselben Zwecke richtet die Versammlung an alle Glaubensgenossen in Deutschland die Bitte, zu Komitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels zusammenzutreten und in Verbindung mit dem Hamburger Komitee und den großen nationalen und internationalen Organisationen an dem gleichen Werke mitzuarbeiten. 10. Es ist möglichst in Verbindung mit allen bestehenden jüdischen Vereinen eine erziehliche, wirtschaftliche und ethische Fürsorge für die im fremden Lande gefährdeten Mädchen in die Wege zu leiten. — Ferner ist der Ausbau der von den Logen begründeten Arbeitsnachweise nach Kräften zu betreiben. (Jüdisches Volksblatt, IV, No. 32.)

Die zunehmende Macht der Wirtschafts-Syndikate. Der Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg verweist auf die Beeinträchtigung des Handels durch die immer mehr sich ausdehnende Macht der Ringe. Denn nicht nur leidet der Großhandel darunter, sondern auch der Kleinhandel, der sowohl in der Wahl des Zeitpunktes für seine Einkäufe wie auch in der Wahl der Qualitäten beeinflußt und am meisten in der Preisfestsetzung beschränkt wird. Da ferner für den Kleinhandeleinkauf die Preise von Ringen und Syndikaten vorgeschrieben sind, so ist der Nutzen so beschränkt, daß die Stellung des Kleinhandels nur diejenige eines Handlangers für das Syndikat ist. Der Bericht bemerkt weiter, daß einem überwiegenden Teil der Bevölkerung, den Angehörigen der Industrie, des Handels und Gewerbes und überhaupt allen Konsumenten einerseits die Belastung der wichtigen Lebensmittel von Brot und Fleisch durch höhere Zölle drohe, andererseits die Macht und der Einfluß der Ringe und Syndikate bezüglich aller übrigen Bedarfsartikel vorschreite. (Deutsche Exportrevue, 1902, No. 11.)

Trustbestrebungen in der englischen Eisenindustrie. Wie der „Standard" wissen will, sind Verhandlungen im Gange, um eine Fusion der bedeutenderen

Digitized by Google

englischen Stahlwerke herbeizuführen. Vorläufig, so heißt es, sei nur ein Zusammenschluß der größeren Werke geplant, dessen spezielle Aufgabe es sein solle, die deutsche und amerikanische Konkurrenz abzuwehren. (Vorwärts, 1902, No. 205.)

Staats- und Parteipolitik.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich. Das berühmte Wort: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube", zu deutsch: „Glückliches Oesterreich, als Schlachtengewinner hast du deinen Beruf verfehlt, etabliere dich lieber als Heiratsbureau", dieses Wort, in dem das Geschick Oesterreich gerade keine heroische Aufgabe zugewiesen hat, enthält zugleich die Erklärung für den ganzen österreichischen Jammer. Mit Blut und Eisen wurden andere Staaten zusammengeschweißt, Oesterreich aber war seit jeher kein Staat, sondern ein Sammelsurium von Heiratsgütern. Wenn man Völker, die sich nie ein Leid zugefügt, plötzlich zwingen will, einander zu lieben, so zu lieben, daß sie zu Gunsten eines Gesamtstaates sich in der Bethätigung ihrer nationalen Kraft und Eigenart Schranken auferlegen, so muß man dazu wohl festere Bindemittel suchen als die ökonomischen Herzensneigungen zweier Fürstenkinder. Aber die Geschichte läßt sich nicht foppen, und die Sünden der Väter, der Erzeuger des österreichischen Staates, mußten sich an den Kindern und Kindeskindern rächen. Was bei dem Entstehen des österreichischen Staates versäumt wurde, mußte im Laufe seines Bestehens nachgeholt werden. Die Völker, die nicht auf einem normalen Wege zu einem Staate zusammengefügt wurden, mußten nacheinander unterworfen werden, denn sie wollten sich dem Bunde des Gesamtstaates nicht fügen. In der Schlacht am Weißen Berge ist das mit den Tschechen gelungen, bis zu welchem Grade, lehrt allerdings die Geschichte seit 1848. Mit Ungarn aber ist es nie gelungen. 300 Jahre haben die Ungarn gegen diese verhaßte Oberherrschaft gekämpft. Im Jahre 1849 erlitten sie die letzte Niederlage, aber auch da wurde Ungarn nicht von Oesterreich allein unterworfen, sondern mit Hilfe der kosakischen Truppen. Aber Oesterreich vermochte durchaus nicht, diesen Scheinsieg zu einer endgiltigen Niederlage Ungarns auszunützen. Im Gegenteil, die Reaktion in Oesterreich schritt von Blamage zu Blamage, bis sie schließlich in den Jahren 1859 und 1866 so entscheidend auf das Haupt geschlagen wurde, daß sie vor der ungarischen Unabhängigkeitsidee endgiltig kapitulieren mußte. Die politische Lage Oesterreichs nach 1866 ist am besten zu charakterisieren mit den Worten des Grafen Julius Andrassy: „Eine vollständig zerrüttete finanzielle Lage, zwei verlorene Feldzüge, zwei verlorene Provinzen, vollständige Isolation im europäischen Staatensystem, unzufriedene Völker im Innern: das war das Ergebnis des Absolutismus." Es ist begreiflich, daß diese Schwäche Oesterreichs von den Ungarn nach allen Richtungen ausgenutzt wurde, um ihre politische Unabhängigkeit nicht nur festzustellen, sondern auch soviel als möglich Kapital daraus zu ziehen. Die Ungarn, die durch 300 Jahre Selbstverwaltung zu Politikern erzogen wurden, wären schlechte Politiker gewesen, wenn sie es nicht gethan hätten. Worin besteht nun der Ausgleich der Form nach? Vor allem in dem Gesetz vom 21. Dezember 1867 über die gemeinsamen Angelegenheiten. Dieses bestimmt, daß als gemeinsam anzusehen seien: die auswärtigen Angelegenheiten, das Heer und die gemeinsamen Finanzen. Ueberdies sollen zwar nicht gemeinsam sein, aber nach gleichen Grundsätzen behandelt werden: die kommerziellen Angelegenheiten, insbesondere das Zollwesen, die mit der industriellen Produktion in innigem Zusammenhang stehenden indirekten Abgaben. (Gemeint sind Bier, Branntwein, Zucker, Petroleum, die Stempelgebühren- und Taxengesetzgebung, die Feststellung des Geldfußes und des Münzwesens, die Verfügungen bezüglich der beiden Reichshälften gemeinsamen Eisenbahnlinien, das Wehrsystem.) Ferner enthält das Gesetz Bestimmungen über die Aufbringung der gemeinsamen Mittel, die Art der Regelung der Quote, die Delegationen, das gemeinsame Ministerium. Die politischen Wirkungen dieses Ausgleichs haben dazu geführt, Ungarn zum maßgebenden Faktor der Monarchie zu machen und ein rein absolutistisches Element in das Staatsleben des Reiches zu bringen, da das gemeinsame Grundgesetz so unklar gehalten ist, daß man in vielen Fällen überhaupt keinen konstitutionellen Ausweg findet und das letzte Wort der Krone überläßt. Eine Verbesserung des politischen Zustandes kann nur eintreten, wenn Oesterreich volle Freiheit der Entwickelung gewährt wird oder durch Trennung der beiden Staaten. Die Trennung wäre ein heilsames Mittel, um zu gesunden und natürlichen Zuständen

Digitized by Google

zu gelangen. Die Völker Oesterreichs haben andere Interessen als die Dynastie. (Dr. Ellenbogen, Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Oesterreich. Wien 1902. J. Brand. 1 Krone.)

Bevölkerungsstatistik.

Die jüdische Auswanderung nach Amerika. Alljährlich findet in Philadelphia eine Generalversammlung der „Gesellschaft zum Schutze der jüdischen Einwanderer" statt, und bei dieser Gelegenheit werden aus dem Berichte des Präsidenten die Ziffern bekannt, mit denen dieselben in dem betreffenden Jahre an der Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika beteiligt sind. Die Gesamteinwanderung betrug vom 1. Juli 1900 bis zum 30. März 1901: 562 868 Seelen, darunter 58 098 = 10¼ pCt. Juden, vom 30. März 1901 bis 1. April 1902: 313 935 Seelen, darunter 22,250 = 7½ pCt. Juden. Im vorhergehenden Jahre (1899/1900) belief sich der Anteil der Juden an der Einwanderung auf mehr als 12 pCt., nämlich auf 67 000 Seelen. Es ist also eine namhafte Abnahme zu konstatieren. Am genauesten sind natürlich die Ziffern, die sich auf die Einwanderung über den Hafen von Philadelphia beziehen. Dieselbe fiel im Jahre 1900/1901 gegen das Vorjahr um 11 pCt., die jüdische um 40 pCt., in absoluten Ziffern von 3870 auf 2253 Seelen. In den sechs Monaten vom 1. Oktober bis 30. März d. J. stieg die allgemeine Einwanderung um 42 pCt., die jüdische fiel um 20 pCt., auf 915 Seelen. Von den 2253 Eingewanderten, die in Philadelphia landeten, kamen 76 pCt. aus Rußland, 10 pCt. aus Rumänien, 8 pCt. aus Galizien, je 3 pCt. aus Ungarn, England und Deutschland. Aber fast alle aus den beiden letztgenannten Ländern Gekommenen stammen thatsächlich aus Rußland, Rumänien oder Galizien. Nach einer Regierungsstatistik, welche indessen nicht sehr zuverlässig erscheint, bildeten die Juden einen Bruchteil von 11½ pCt. der österreich-ungarischen Einwanderung, 4 pCt. der russischen, 1,3 pCt. der deutschen Einwanderung. Dagegen waren im Jahre 1900/1901 unter 7155 Rumänen 95 pCt. Juden, 3 pCt. Rumänen, 2 pCt. Deutsche, in den letzten 10 Monaten von den 5871 aus Rumänien Emigrierten sogar 99½ pCt. Juden. Die jüdische Auswanderung aus Rußland nach den Vereinigten Staaten hat im Durchschnitt der letzten Jahre, verglichen mit der Ziffer der jüdischen Bevölkerung des Zarenreiches, etwa ⅓ pCt. erreicht; das gleiche Verhältnis gilt auch von der jüdischen Emigration aus Oesterreich-Ungarn und der israelitischen Bevölkerung dieser Staaten. Dagegen sind in den Jahren 1899—1900, 1900—1901 und 1901—1902 je 3 pCt. der Israeliten Rumäniens nach der gastlicheren Union ausgewandert, ungerechnet die zahlreichen Juden aus den Donauländern, welche nach Kanada, Argentinien u. s. w. gegangen sind. Der Bericht schätzt die jüdische Emigration aus Rumänien auf rund 40 000 Seelen gleich 15 pCt. der Israeliten, welche dazu verurteilt waren, in jenem Bojarenstaate zu leben. Die Neuankömmlinge wurden nach Möglichkeit über die Vereinigten Staaten verteilt, um sie aus den großen Hafenstädten zu entfernen und eine fernere Anhäufung großer Massen in denselben zu verhüten. 26 Personen konnten in Woodbine angesiedelt werden, nur zwei in den New Jersey-Kolonien. Die drei Kolonien dieses Staates, Alliance, Rosenhayn und Carmel, haben während des Berichtsjahres nur geringe Fortschritte zu verzeichnen, ihre Entwickelung ist eine äußerst langsame, und nur die in denselben eingerichteten industriellen Etablissements ermöglichen zur Zeit den Fortbestand. Dagegen sind die Erfolge von Woodbine sehr erfreuliche, obwohl diese Ansiedelung viel jünger ist. Endlich hebt der Bericht hervor, daß von den in Philadelphia gelandeten mehr als 3000 Juden nur 9 zurückgewiesen wurden, und auch diese nur deshalb, weil sie an gewissen unheilbaren Krankheiten litten. Das neue Einwanderungs-Gesetz, welches gegenwärtig dem Repräsentantenhause vorliegt und wahrscheinlich angenommen werden wird, bringt eine Reihe von Verschärfungen, welche aber jüdische Einwanderer nicht treffen. Insbesondere die vielbesprochene Bildungs-Klausel ist dahin abgeändert, daß jeder Einwanderer den Beweis erbringen muß, daß er in irgend einer Sprache lesen kann, was betreffs des Hebräischen von fast allen einlaßbegehrenden Juden zutrifft. In diesem Falle darf derselbe mitbringen seine Frau, seine Kinder unter 18 Jahren und seine Eltern oder Großeltern, sofern dieselben über 50 Jahre sind, ohne daß diese Angehörigen der Bildungsprobe unterworfen werden. Diese Klausel wird aus dem genannten Grunde nur einem sehr geringen Teil der jüdischen Einwanderer gefährlich werden können, ebenso die zweite, wonach jeder Emigrant bis drei Jahre vom

Digitized by Google

Zeitpunkte seiner Landung ausgewiesen werden kann, wenn er der öffentlichen Mildthätigkeit zur Last fällt. Man kann zu den Juden in Amerika das Vertrauen haben, daß sie diese Drohung gegenüber ihren Glaubensgenossen nicht zur That werden lassen. Die große Sorge, welche seit vielen Jahren die Israeliten in Amerika beschäftigte, daß nämlich ein neuer Massenansturm von flüchtenden osteuropäischen Juden die Regierung dazu veranlassen könnte, ihre Häfen zu schließen, scheint jetzt durch das Nachlassen der russisch-jüdischen Emigration abgewendet, und das neue Einwanderungsgesetz erweist sich als weniger bedrohlich, wie es lange den Anschein hatte. Seit dem Jahre 1891 sind allerorten solche von dem Streben nach Selbsthilfe geschaffene Organisationen entstanden, in denen sich die Einwanderer landsmannschaftlich nach ihren Heimatsorten gliedern, und deren Prinzip teils gegenseitige Unterstützung, teils Ausübung von Wohlthätigkeit im allgemeinen ist. In der letzten Zeit haben sich diese Vereine in New-York und Philadelphia bei der Unterbringung der rumänischen Flüchtlinge besonders nützlich erwiesen, welche an den nur aus rumänischen Juden zusammengesetzten „Roumanian Relief Associations" einen ausgezeichneten Halt fanden. So hat die Gesellschaft dieses Namens in Philadelphia im letzten Jahre über 100 Landsleuten Unterkunft verschafft und Arbeit vermittelt. Die aus ihr hervorgegangene „Roumanian Educational Society" sorgt durch Abendkurse u. s. w. dafür, daß die Ankömmlinge, die „Grünen", rasch die Sprache ihrer neuen Heimat und einige Elementarkenntnisse sich anzueignen vermögen, um bald ohne fremde Hilfe ihr Brot selbst suchen und finden zu können. In wesentlich weiterem Umfange leisten die bereits länger bestehenden Vereine russischer Juden diese soziale Arbeit, und es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal zu zeigen, wie rasch sich aus dem verkümmerten russischen, polnischen, rumänischen Juden, der in größtem Elend in den Häfen Amerikas landet und bei den großen jüdischen Wohlthätigkeits-Vereinen Brot und Kleidung erbittet, ein energisch aufstrebender Arbeiter in den verschiedensten Berufsarten entwickelt, der selbst bereit ist, seinen noch immer kargen Verdienst mit den noch ärmeren „Grünen" zu teilen. (Jüdisches Volksblatt, IV, Nr. 35.)

Völker und Politik.

Frankreichs Kolonialpolitik im mittleren Sudan. Die bisherige Entwickelung der Dinge in Mittelafrika nördlich vom Tschadsee ist der zunächst beteiligten Macht, Frankreich, günstig gewesen, und allem Anschein nach drohen wenigstens für den Augenblick keine Gefahren von seiten derjenigen Feinde, die man noch vor kurzem am meisten zu fürchten Ursache hatte. Diese Ansicht wird bestätigt durch einen Bericht, der dem Journal des Débats kürzlich aus Gabes zugegangen ist, aus dem hervorgeht, daß der französische Oberst Destenave bei Bir Amami die unmittelbaren Anhänger des Senussi, die Tibu, und deren Verbündete aus den Tuaregstämmen kräftig zurückschlug. Daraufhin unternahmen, wie der Bericht des Pariser Blattes ausführt, die Parteigänger des Senussi-Mahdi einen wilden Verleumdungsfeldzug gegen die Christen und besonders die Franzosen; auf diese Weise versuchten sie ihre Enttäuschung zu verbergen. Sie glaubten am Ende, in Cyrenaika die Meinung zu verbreiten, daß nicht die Senussi, sondern die Franzosen in dem Kampfe in der Landschaft Kanem unterlegen seien. Indessen brachten Boten aus dem weiten Innern bald ausführliche und richtige Nachrichten, die den wahren Stand der Dinge deutlich erkennen ließen. Laut Mitteilungen aus Abescher in Wadai hatte nach der Niederlage von Bir Amami der Schreck die Tibu, Tuareg und andere Wüstenräuber erfaßt, so daß sie sich nach allen Seiten hin zerstreuten. Dadurch erhielt das Ansehen des Senussischechs mit einem Male einen starken Stoß im mittleren Sudan und besonders in Abescher, wo sein Statthalter Mohammed el Sani in seinem fanatischen Eifer so weit gegangen war, den in rein geschäftlicher Absicht nach Wadai gekommenen arabischen Händlern zu untersagen, das Land wieder zu verlassen. Diese Maßregel, die mehrere Handelsunternehmungen mit dem Ruin bedroht, hat die Feindschaft der dadurch Betroffenen gegen Mohammed el Sani und folglich auch gegen den Senussi wachgerufen. Die Leute können sich nicht vorstellen, daß der Statthalter sie deshalb als Geiseln zurückhält, um, wenn nicht ihre Treue, so doch die Mitwirkung ihrer Geschäftsfreunde in Bengasie zu gewinnen. Was sich seither zugetragen hat, erklärt die Handlungsweise Mohammed el Sanis, ohne sie zu entschuldigen. Während es den

Digitized by Google

Anschein hatte, als rufe er unnötige Feindschaft gegen seinen Gebieter hervor, ließ der Senussi von Guro aus Weisungen nach Cyrenaika an zwei seiner Getreuen ergehen, alle Herden und Ernten und andere Vorräte der Mitglieder des Senussiordens zu verkaufen, um mit dem Erlös Waffen zu erhandeln. Es heißt denn auch, einer dieser Getreuen habe sich in Bengasi durch Vermittelung jener Geiseln etwa hundert schnellfeuernde Gewehre verschafft, die in der Syrte heimlich gelandet wurden. Diese Waffen sollen dem Mahdi unverzüglich zugesandt werden. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, daß der Schech, der für einen vorsichtigen Mann gilt, mit solch geringen Mitteln seine in Bir Amami so schlecht weggekommenen Tibu und Tuareg gegen einen Feind loslassen wird, der sich in den Kämpfen gegen Rabbeh und dessen Sohn Fadelallah in ganz Mittelafrika einen großen Ruhm erworben hat, und der sich rund um den Tschadsee dauernd festgesetzt hat, so daß der Sultan Achmet Chasaal seinen aufsässigen Unterthanen nur vorzuhalten braucht, daß er von den Franzosen unterstützt werde, um sie zur Ruhe zu bringen und siegreich in seine gute Stadt Abescher zurückzukehren. Zudem geht jetzt die Rede von einer abermaligen Verlegung des Sitzes des Senussischechs. Da er den Kampf gegen die Franzosen für aussichtslos halten soll, würde er Guro verlassen und seine Moschee anderwärts errichten. Wenn diese Nachricht sich bestätigt, könnte man daraus schließen, daß der Senussi keineswegs so sehr auf Abenteuer erpicht ist, wie man bisher annahm, sondern in vorsichtiger Erwägung aller Verhältnisse sich hütet, seine Kräfte mit denen der Franzosen zu messen. Allein welches auch seine Beweggründe bei der Verlegung seiner Residenz sein mögen, fügt der Berichterstatter hinzu, man muß sich in Frankreich darüber klar werden, daß es nicht genügt, im mittleren Sudan den Ruf der französischen Waffen verbreitet zu haben, es ist auch notwendig, die erworbene Stellung zu erhalten und das Werk der Befreiung zu einem guten Ende zu führen. Dieser Rat wird mit den Anschauungen der Débats übereinstimmen, die sich bei dem Erlaß der Verordnung über die Neueinteilung der Kongokolonie und das militärische Kommando am Tschadsee gegen den Verzicht auf weitere Unternehmungen über den Tschadsee hinaus ausgesprochen hatten. Der Berichterstatter ist der Ansicht, daß die Truppenstärke in der Landschaft Kanem vermehrt werden müßte; einige hundert senegalische Schützen würden seiner Meinung nach genügen, zumal diese Truppen in den Binnenländern bereits als unerschrocken bekannt sind. (Deutsche Kolonialzeitung, 1902, No. 36.)

Die deutsch-ostafrikanische Eisenbahn. Der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft hat die folgende Eingabe an den Reichskanzler gerichtet: Euere Exzellenz sind über die vielfachen Schritte unterrichtet, welche die Deutsche Kolonialgesellschaft seit dem Jahre 1896 im Interesse der Erschließung unseres ostafrikanischen Schutzgebietes durch eine Eisenbahn unternommen hat. Die Deutsche Kolonialgesellschaft teilt mit der Kolonialverwaltung die Ueberzeugung von der Dringlichkeit der alsbaldigen Inangriffnahme des Baues der Stichbahn von Dar-es-Salaam nach Mrogoro. Noch in seiner Sitzung vom 30. November vorigen Jahres hat sich der Vorstand der Gesellschaft in einer Entschließung, welche ich Euerer Exzellenz unter dem 8. Dezember 1901 mitgeteilt habe, auf das entschiedenste in diesem Sinne ausgesprochen. Die damals für die unabweisbare Notwendigkeit des Baues angeführten Momente bestehen heute in verstärktem Maße. Der Schienenweg, welcher damals auf britischem Gebiete in raschem Fortschreiten von Mombassa dem Viktoriasee zustrebte, ist nunmehr in seiner ganzen Ausdehnung dem Betriebe übergeben und hat bereits einen großen Teil des Handels unserer Kolonie nach Britisch-Ostafrika abgelenkt. Der Bau der Bahn vom Shire zum Nyassa und die vom Kongo nach dem Tanganyika geplante Schienenverbindung stehen in naher Aussicht. Angesichts dieser Thatsache tritt die Deutsche Kolonialgesellschaft erneut auf das nachdrücklichste dafür ein, daß in dieser Lebensfrage für unser größtes Schutzgebiet endlich etwas geschieht. Sie setzt in Euere Exzellenz das Vertrauen auf ein thatkräftiges Eintreten in der beginnenden Herbsttagung des Reichstages dahin, daß ein unter unserem Schutze stehendes Land von der doppelten Ausdehnung unseres Vaterlandes, ein teilweise stark bevölkertes und fruchtbares Gebiet, nicht länger brach liegen bleiben darf. Die verbündeten Regierungen können für alle Schritte, die sie in ihrer hohen Einsicht für die wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ostafrikas für notwendig halten, seitens der Deutschen Kolonialgesellschaft auf begeisterte Zustimmung und thatkräftige Unterstützung der Oeffentlichkeit gegenüber zählen.

Die wirtschaftliche Völkerkonkurrenz in Südafrika. Das Komitee, welches sich zur Berichterstattung über die Lage und die Aussichten des Handels

Digitized by Google

in Südafrika und zum Studium der Maßregeln der amerikanischen und deutschen Exporteure nach Südafrika begeben hatte, sagt in seinem Bericht: Früher hatten die deutschen Waren den Vorrang, jetzt jedoch bestehe infolge der Stärkung des britischen Nationalgefühls die größte Nachfrage nach Waren britischen Ursprungs. Wenn der britische Kaufmann energisch vorgehe, könne er sich den Hauptanteil des südafrikanischen Handels sichern; er müsse jedoch die örtlichen Verhältnisse studieren und seine Preise herabsetzen. Amerikanische Agenten seien bereits eifrig thätig, um Aufträge auf Stahlkonstruktionen zu erhalten. In Johannesburg sei keine englische Firma vertreten, die in Bezug auf Stahlkonstruktionen mit den Amerikanern konkurrieren könne. Auf dem Textilmarkt hätten noch vor wenigen Jahren die englischen bedruckten Baumwollwaren den ersten Platz eingenommen, jetzt würden die deutschen Waren vorgezogen. Es liegt mithin an der Tüchtigkeit und Energieentfaltung des deutschen Handels selbst, den bereits früher so hervorragend gewonnenen Platz auch für die Zukunft zu behaupten und weiter auszubauen. (Deutsche Exportrevue, 1902, No. 11.)

Die Russifizierung Finnlands. In nächster Zeit stehen Finnland, wie man aus Petersburg schreibt, eine Anzahl wichtiger staatsrechtlicher Maßnahmen bevor, die den Zweck haben, den ewigen Zuständigkeitsstreitigkeiten zwischen dem Senat und dem Beamtenkörper einerseits und dem General-Gouverneur und dem Senat andererseits ein Ende zu machen. Beabsichtigt sind zunächst: Veränderungen im Reglement des Senats und damit im Zusammenhange eine wesentliche Erhöhung der Machtbefugnisse der Gouverneure. Im weiteren soll das Strafverfahren gegen Beamte eine eingehende Umänderung erfahren. Wenig erfreulich ist ferner die Ankündigung von Bestimmungen über die Amtsenthebung von Richtern und Beamten der Verwaltung „aus besonderen Ursachen". Schließlich soll noch die Zulassung von Russen im finnischen Staatsdienste eine Neuregelung erfahren. (Tägliche Rundschau, 1902, No. 439.)

Bücherbesprechungen.

Ladislaus Gumplowicz. Ehe und freie Liebe. Verlag der Sozialistischen Monatshefte (M. Mundt), Berlin.

Dem Verfasser erscheint zunächst in der heutigen Gesellschaftsordnung der Ehemann als Versorger und patentierter Beschützer seiner Kinder und seiner Gattin. Die Ehe schützt aber nur die Ehefrau und das eheliche Kind, für uneheliche Kinder übernimmt schon jetzt teilweise der Staat die Fürsorge, z. B. durch Findelhäuser. Für solche unehelich Geschwängerte ist der Vater überflüssig, er entzieht sich oft dieser Pflicht. Die Ehe muß nun für die Frau entbehrlich gemacht werden und das kann nur dadurch geschehen, daß die Frau selbsthätig erwirbt. Die freie Liebe ist nur möglich, wenn Mann und Frau selbständig ihre Lebensbedürfnisse verdienen und diese vom ersteren nicht ernährt zu werden braucht. Wenn jede Frau in der kollektivistischen Gesellschaft, die in der bekannten utopischen Weise erklärt wird, völlig selbständig ihr Einkommen und ihre Unabhängigkeit in materieller Hinsicht hat, dann braucht sie für sich und ihr Kind während Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett keinen materiellen Beschützer. Es wäre auch zwecklos, den Vater des Kindes um Beistand anzuflehen, da in der kollektivistischen Gesellschaft jeder nur soviel Einkommen hat, daß es gerade für ihn selber ausreicht. Die Frau wird also ein Gebärhaus aufsuchen und dort solange bleiben, wie es nötig ist; das Kind wird auf öffentliche Kosten erzogen und ausgebildet. Die Frau kehrt dann wieder zu ihrem Manne zurück oder auch nicht, wie es gerade einem der beiden paßt. Den Einwand, daß es bei einer solchen Ordnung der Dinge zu viel Kinder geben wird, weist Verfasser damit zurück, daß die selbständigen Frauen bei Steigerung des allgemeinen Wohlstandes, erweiterter Schulbildung, vor allem aber bei größerer Verbreitung der Kenntnis rationeller Mittel zur Verhütung unwillkommener Empfängnis selbst für eine Herabsetzung der Geburtenzahl sorgen würden. Verfasser behauptet ferner, in der kollektivistischen Gesellschaft würde es keine Prostitution geben, das heißt keinen Verkauf geschlechtlicher Hingabe an Ungeliebte aus wirtschaftlicher Not, weil es eben keine wirtschaftliche Not giebt. Verfasser giebt aber zu, daß es eine Klasse

Digitized by Google

von sehr sinnlichen Frauen geben wird, die sich leicht jedem hingeben (wofür?), nennt es aber keine Prostitution, sondern nur häufiges Wechseln der Liebhaber. Schließlich redet Verfasser von der Reformarbeit der Gegenwart, da wir die kollektivistische Gesellschaft, in der nur die freie Liebe durchführbar sei, noch nicht haben. Die Reformarbeit hat zu bestehen: in Schaffung von gutbezahlter, angemessener Frauenarbeit, in besserer Ausbildung und Aufklärung der heranwachsenden weiblichen Jugend, möglichster Erleichterung der Scheidung, Schutz der unehelich Geschwängerten gegenüber der jetzt geltenden Verhöhnung und Verachtung und Achtung vor den mutigen Frauen, die jetzt schon die freie Liebe in würdiger Form bethätigen. Dem Schlußkapitel der Broschüre kann nur zugestimmt werden, dagegen werden die anderen Kapitel manchen Widerspruch hervorrufen, aber das will Verfasser gerade, wie er in der Vorrede sagt. Dr. Hans Heinrich Schultz.

Dr. M. Hirschfeld. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Verlegt bei Max Spohr, Leipzig.

Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee, das sich die Erforschung der sexuellen Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexuellen und die Befreiung der Homosexuellen von einem sie bedrohenden Paragraphen des Strafgesetzbuches und von der gesellschaftlichen Aechtung zur Aufgabe macht, hat soeben sein viertes Jahrbuch herausgegeben, das sich würdig den bereits früher erschienenen Bänden anschließt. — Eingeleitet wird das Buch durch einen langen Aufsatz von Dr. Franz Neugebauer, Warschau. Seine „Interessanten Beobachtungen aus dem Gebiete des Scheinzwittertums" enthalten soviel instruktives Material, daß es wohl kaum einen andern Aufsatz giebt, welcher in so vorzüglicher Weise die Kenntnis dieses für Gynäkologen, Gerichtsärzte u. s. w. gleich wichtigen Gebietes vermittelt. — Dr. Alfred Fuchs, Wien, fordert in seiner Studie „Therapeutische Bestrebungen auf dem Gebiete sexueller Perversionen" die Errichtung von Humanitätsanstalten, in denen die Perversen Heilung finden könnten. Dr. Georg Merzbach, Berlin, schließt dagegen seinen Aufsatz „Homosexualität und Beruf" mit der Warnung, der Homosexuelle solle nicht heiraten und von der Kunst der Aerzte nicht zu viel erwarten. Er rät den Homosexuellen, sich als mundus in mundo ihr Dasein zu zimmern. Dieser Rat scheint mir nicht nur richtiger wie die Forderung von Fuchs zu sein — die Erfolge einer ärztlichen Behandlung der Homosexuellen sind doch zu wenig sicher —, er ist auch humaner. Denn wahre Humanität bemüht sich doch, jeder Individualität, die der Gesellschaft nicht schädlich ist, Existenzmöglichkeit zu schaffen, ohne aus der Welt ein großes Krankenhaus zu machen. — Ein katholischer Geistlicher bringt in seiner Abhandlung „Homosexualität und Bibel" den Beweis, daß eine Bestrafung des homosexuellen Geschlechtsverkehrs unter Berufung auf die Bibel durchaus unhaltbar sei. Von „Spuren der Konträrsexualität bei den alten Skandinaviern" berichtet ein norwegischer Gelehrter. In den Liedern der Edda wie in andern Heldenliedern finden sich Andeutungen von Homosexualität. So wird z. B. der Gott Loki oft als voy vätto, das heißt als passivisch päderastisches Wesen gescholten. — Kurze, aber interessante Angaben über die „Päderastie in Japan" giebt Sujewo Iwaya, Tokio, in seinem gleichfalls illustrierten Artikel. Dr. Max Katte fordert in seinem Aufsatze „Der Daseinszweck der Homosexuellen" die Möglichkeit, sich auszuleben. Er sieht in dem Phänomen der Homosexualität eine erzieherische Absicht der Natur: es soll zwischen Meister und Schüler ein Verhältnis geschaffen werden, das inniger ist, als es das bloße Lehramt ermöglicht. Sind auch die Ansichten Kattes sehr optimistisch, so enthält der Aufsatz doch viel Beherzigenswertes. In dem Artikel „Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher und wirklicher Uranier" von F. Karsch wird die Homosexualität des berühmten Geschichtsschreibers Johann v. Müller (1752—1809) und des Schriftstellers Johann v. Sternberg (1806—1868) bewiesen. Aus den Schriften des letzteren, der fast in jedem Buche sexuelle Zwischenstufen schilderte, sind interessante Proben angeführt, die Citate aus den Büchern und Briefen Johann v. Müllers ermöglichen Einblicke in das Seelenleben eines geistig hochstehenden Urnings. Theodor Beza, den Reformator (1519—1605), den seine Zeitgenossen für einen Urning erklärten, hält Karsch nicht für homosexuell. — L. S. A. M. Römer macht den König Heinrich III. von Frankreich zum Gegenstand eines mit großem Fleiß geschriebenen Aufsatzes. Er beweist die Homosexualität des Königs und beleuchtet seine Liebesverhältnisse. Von demselben Verfasser sind die „Randglossen zur Debatte über den Rapport des Dr. med. Aletrino am V. Kongresse für Kriminalanthropologie zu Amsterdam". Er widerlegt zunächst

Digitized by Google

einige irrige Ansichten über das Wesen der Homosexualität — z. B. ihre Uebertragung auf nicht homosexuell Veranlagte — und fordert dann „Anerkennung der Lieblingminne und Freundesliebe durch die öffentliche Meinung und, wenn es notwendig wäre, durch das Gesetz". Eine reichhaltige Bibliographie von Dr. Numa Prätorius, ein dem Andenken S. v. Meerscheidt-Hüllessems gewidmetes Gedenkwort und der Jahresbericht über die Thätigkeit des Komitees beschließen den Band. Die Bibliographie, aus der die Widerlegung des Wachenfeldschen Buches „Homosexualität und Strafgesetz" besonders hervorgehoben zu werden verdient, beweist, daß sich immer größere Kreise mit der Lösung des homosexuellen Problems beschäftigen und daß die scharfen, auf falschen Voraussetzungen beruhenden Beurteilungen der Homosexuellen dank den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen immer seltener werden. — Für jeden, der sich mit der homosexuellen Frage beschäftigen will, und das sollte jeder Gebildete thun, bringen die Jahrbücher des Komitees eine Fülle von Material. Mag man sich auch mit einigen Einzelheiten nicht einverstanden erklären, vornehme Sachlichkeit wird niemand diesen Büchern absprechen können.

Hanns Fuchs-Stadthagen.

W. Mader, Dr. med. Heilstätten für Tuberkulöse und die Schulmedizin. Wien 1902, Stähelin und Lauenstein. 53 Seiten.

An dieser Broschüre berührt uns der Umstand angenehm, daß sie im rassenhygienischen Geiste geschrieben ist. Wäre der Ton etwas weniger erregt, würden die Urteile und Behauptungen mehr von sachlichen Beweisen unterstützt, so würde die Schrift auch in ärztlichen Kreisen sicher mehr Eindruck machen. Denn gegen die „Schulmedizin" ist die Schrift gerichtet, die da glaubt, „für Geld Gesundheit verkaufen zu können". Zwei Vorwürfe erhebt der Autor vornehmlich, daß die Medizin von Jahr zu Jahr neue Heilmittel und Operationsmethoden erfände und sie doch bald wieder verwerfe; daß sie behaupte, Krankheiten „heilen" zu können, während in Wirklichkeit die Krankheiten immer mehr zunehmen. Der Kampf gegen die eine Krankheit sei die Ursache, daß nun die Menschen einer anderen um so leichter zum Opfer fallen. Die heutige Medizin, welche dem einzelnen helfe und ihm das Leben künstlich verlängere, setze die durchschnittliche natürliche Widerstandskraft herab. Die Gesundheit könne nicht löffelweise verabreicht werden. Nur „durch Kampf und Leiden und im Kampf gewonnene Widerstandskraft" sind die Krankheiten aus der Welt zu schaffen. Den Volksheilstätten ist der Vorwurf zu machen, daß sie die Zahl der Tuberkulösen vermehren. Um die Tuberkulose wirksam zu bekämpfen, müssen wir vielmehr beim Tierarzt anfragen. „Die drei wichtigsten Maßregeln zur Hintanhaltung der Tuberkulose-Erkrankungen beim Rind sind Untersuchung des Zuchttieres, eventuell der Zuchtkuh auf Tuberkulose mittelst Tuberkulin-Impfung, Entfernung der erkrankten Kühe aus dem Stalle, Stalldesinfektion und Stallhygiene. Diese drei Punkte müssen im wesentlichen auch beim Menschen in Anwendung kommen." Darum ist in erster Linie zu verlangen, daß Tuberkulöse keine Kinder zeugen; daß bei der Ehewahl mehr Gewicht auf natürliche Gesundheit als auf glänzende Stellung und Titel gelegt werde. W.

Otto Seeck. Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 2 Bände. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Siemenroth und Troschel. Berlin 1897—1902.

Vorliegendes Buch hat sich die Aufgabe gestellt, nicht nur dem Gelehrten bei seinen Forschungen zu dienen, sondern auch den Gebildeten an einem charakteristischen Beispiel in die Gesetze des historischen Werdens und Vergehens einzuführen. Das ganze Werk wird folgende Abschnitte umfassen: 1. Die Anfänge Constantins des Großen. 2. Verfall der antiken Welt. 3. Die Verwaltung des Reiches. 4. Christentum und Heidentum. 5. Die Constantinische Dynastie. 6. Valentinian und seine Familie. 7. Die Auflösung des Reiches. Von den beiden ersten Büchern liegt jetzt die zweite Auflage vollständig vor. Das Werk ist insofern bemerkenswert und unseren Lesern zu empfehlen, weil es die Gesetze historischen Werdens und Vergehens modern, das heißt im biologischen und anthropologischen Sinne zu begründen sucht. Die Politisch-anthropologische Revue wird auf Seecks Theorien noch ausführlich zurückkommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 10. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert.

Professor Dr. Karl Weule.

III. Ethnographie und Ethnologie.

Die Völkerkunde im engern Sinne hat sich in den ersten Zeiten ihres Bestehens ihre Aufgabe noch leichter gemacht als die Anthropologie; während diese bei aller Voreiligkeit vieler ihrer Schlüsse doch den Vorzug emsiger, wenn auch leider sehr einseitiger Arbeit in die Wagschale werfen konnte, zog die Völkerkunde der Mitte des 19. Jahrhunderts mit einer Leichtigkeit und Eleganz ihre Schlüsse, die uns Söhnen eines arbeitsgewohntern Zeitalters beinahe neidisch machen könnte. Und was für Schlüsse waren das zum Teil! Die kühne Herüberleitung der mittelamerikanischen Kulturen aus der östlichen Umrandung des europäisch-afrikanischen Mittelmeeres wird zwar ebenso gern als charakteristisch für die Anschauungen einer gewissen, durchaus nicht kleinen ethnographischen Schule jener Zeit angeführt, wie die Herkunftserklärung der Amerikaner selbst, in denen man die Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels sah; beide Leistungen sind auch unbestritten ein starkes Stück wissenschaftlicher Phantastik, aber sie stehen keineswegs allein da; ohne große Schwierigkeit ließe sich die Zahl ähnlich kühner Salti mortali erheblich vermehren. Verwunderlich erscheint die Art dieses Vorgehens nicht, wenn man in Betracht zieht, wie wenig Vergleichsmaterial man in jenem Kindheitsalter der neuen Wissenschaft besaß; ethnographische Sammlungen existierten nicht oder doch nur in ganz schwachen Anfängen, die zudem in den Augen selbst der Gebildeten höchstens den Wert von Raritätenkabinetten besaßen; wie hätte man da zu jener weisen Zurückhaltung und Selbstbescheidung gelangen sollen, die immer erst da einsetzt, wo eine Wissenschaft auf Grund eines sehr ausgedehnten Materials sich der Schwierigkeit und Gefährlichkeit weittragender Schlußfolgerungen bewußt wird! Halt! wird mir hier ein Kenner unserer gegenwärtig vorhandenen völkerkundlichen Litteratur oder ein eifriger Besucher unserer ethnographischen

Digitized by Google

Museen — die Zahl dieser Besucher wächst übrigens in erfreulichem Maße — entgegenhalten, Ihr habt ja jetzt ein wahrhaft riesiges Material; übt Ihr Euch denn heute in der gepriesenen Selbstbescheidung? Haltet Ihr Euch gänzlich fern von Schlüssen, die nicht hier und da den Anstrich bedenklicher Kühnheit offenbaren? Nun, ehrlich wollen wir Lebenden alle, die wir uns je mit ethnographischen oder ethnologischen Problemen herumgeschlagen haben, gestehen, daß diese rein abgeklärte Selbstbescheidung auch heute noch nicht erreicht worden ist und daß jeder von uns, wenn er in seinem stillen Kämmerlein seiner Thaten größere oder kleinere Reihe überschaut, Anlaß genug findet, manches in dieser Richtung zu bereuen; man müßte kein Mensch, sondern ein Gott sein, wollte man in jedem Falle der Versuchung widerstehen, etwas Konjekturalpolitik zu treiben, wo die Beweisführung durch die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens oder durch andere hindernde Umstände erschwert wird. Im großen und ganzen aber, kann man sagen, ist die Periode der an den Haaren herbeigezogenen Hypothesen heute auch für die Völkerkunde vorbei; ihr Vorgehen ist sacht und bedächtig geworden, und ihre Methode ist so kritisch, wie man es von einer Wissenschaft, die beansprucht, von ihren Schwestern ernst genommen zu werden, nur immer verlangen kann.

Daß diese erfreuliche Reife in so überaus kurzer Zeit, in wenigen Jahrzehnten, und ohne verderbliche Rückschläge hat erreicht werden können, verdankt die Völkerkunde in allererster Linie der modernen Kultur mit ihren erstaunlichen geistigen und technischen Errungenschaften. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß ihre Geburtsstunde als Wissenschaft im strengen Sinne mit der Eröffnung des Suezkanals zusammenfällt. Nicht daß die Errichtung etlicher neuer Dampferlinien jenes Ereignis zur Folge gehabt hätte; es ist vielmehr die sich an die Eröffnung jener künstlichen Meeresstraße knüpfende Herrschaft des Dampfers überhaupt, die dadurch bedingte Verkürzung aller terrestrischen Entfernungen, kurz die Entstehung eines wirklichen Weltverkehrs, was den gekennzeichneten Umschwung herbeigeführt hat. Diese neue Aera hat ein neues, letztes Zeitalter der Entdeckungen hervorgerufen, das in seiner Art, nämlich durch die Betonung exakter geographischer Arbeit, weit über alle vorhergehenden Entdeckungsperioden hinausragt; sie hat die endgültige Aufteilung der Oekumene unter die Kolonialmächte der Gegenwart mit sich gebracht; schließlich hat sie, und das ist vom kultur- und menschheitgeschichtlichen Standpunkte das Erfreulichste, zum ersten Male, gleichzeitig allerdings auch in zwölfter Stunde, das Studium der Naturvölker in den Vordergrund des allgemeinen Interesses geschoben.

Die ungestüme Art des Vordringens der alles nivellierenden europäischen Kultur über den gesamten Erdball mußte von vornherein den Gedanken ausschließen, sich das Studium der fremden Kulturen und der Naturvölker für eine längere Zeit und für ein behagliches Eingehen an deren eignen Sitzen aufsparen zu wollen; alle Umstände drängten vielmehr zur Einführung einer Methode, wie sie seit langer Zeit und mit großem Erfolge die Geologie geübt hatte. Wie diese zwar die Durchführung einer möglichst genauen Aufnahme der tektonischen Verhältnisse am Beobachtungsort selbst für unerläßlich betrachtet, den petrographischen Befund und die Schichtenfolge aber bequemer

Digitized by Google

daheim an der Hand des Handstückes und der Einschlüsse festlegt, so mußte auch die Völkerkunde zwar in jedem Fall auf einer Aufnahme der äußeren ethnographischen Verhältnisse und der Sicherung des ethnologischen Materials bestehen, den feinen Ausbau jedoch und die Vergleichung mit dem Kulturbesitz der übrigen Menschheit mußte sie sich in der Weise zu ermöglichen suchen, daß sie ebenfalls die „Handstücke", d. h. den beweglichen Teil jener Kulturen, in die heimischen Laboratorien überführte. Diese Laboratorien sind unsere ethnographischen Museen. Sie sind, soweit sie wissenschaftliche Ziele verfolgen, thatsächlich alle nach 1869 entstanden, sind also eine sehr jugendliche Erscheinung. Dank der Zeitströmung und dem großen Sammeleifer der Reisenden und Museumsleiter haben sie samt und sonders ein sehr schnelles Wachstum bekundet, so daß heute die Mehrzahl der Naturvölker als ethnographisch gesichert gelten kann. Den Leitern der Museen ist oft und gern, von berufener und noch mehr von unberufener Seite ihre „Sammelwut" vorgeworfen worden; sehr mit Unrecht und unter gänzlicher Verkennung der Sachlage. Wer von den Nörglern sich die Mühe eines Rundblickes unter unseren primitiven Völkern nicht verdrießen läßt, wird mit Schrecken gewahr werden, in welch verheerendem Maße der Weiße mit den einheimischen Kulturen aufgeräumt hat. Wo ist im Stillen Ozean, mit Ausschluß Melanesiens, noch etwas Authentisches zu finden? Welcher Art sind heute die Sitten und Geräte sämtlicher nordamerikanischer und der meisten südamerikanischen Indianer? Wieviel Gegenden Afrikas giebt es noch, wo noch nicht das schwedische Streichholz herrscht und der Kattun? Fürwahr, der Mahn- und Weckruf Adolf Bastians, von den fremden Kulturen zu bergen, solange es noch etwas zu bergen giebt, kam in letzter Stunde.

Die äußerst kräftige Betonung der ethnographischen Sammelthätigkeit während der letzten drei Jahrzehnte hat es mit sich gebracht, daß die vergleichende Bearbeitung des riesenhaft anwachsenden Materials bis heute nicht in dem Maße in Angriff genommen worden ist, wie man es bei der Fülle der Mitarbeiter hätte erwarten können. Zwar enthält die übrigens auch kaum noch übersehbare Fachlitteratur eine sehr große Reihe von Einzelarbeiten vergleichenden Inhalts; Zusammenfassungen größern Stils, wie Heinrich Schurtz' Urgeschichte der Kultur,*) sind jedoch erst vereinzelt vorhanden und gehören zudem der neuesten Zeit an. Diese anscheinende Rückständigkeit ist kein Mangel; im Gegenteil, solange nicht sämtliche fremden Kulturen bei uns unter Dach und Fach gebracht sind, ist sie besser als irgend etwas Anderes geeignet, die Völkerkunde vor Fehlgriffen zu bewahren oder auf falsche Wege zu leiten. Litterarisch hat sie Zeit; Eile ist lediglich beim Sammeln geboten.

Die unbeschränkte Bewegungsfreiheit, die der Völkerkunde unter diesen Umständen für die Wahl und Durchführung einer rationellen Methode verblieben ist, muß von ihr, sofern sie den Rang einer vollwertigen Wissenschaft auch weiterhin behalten will, in einer Richtung ausgenutzt werden, auf deren Charakter mit bewußter Klarheit zum ersten Male Friedrich Ratzel in der eingangs citierten Abhandlung hinweist: Die Völkerkunde muß ebenfalls Entwickelungs-

*) H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, Leipzig 1900. Bibliographisches Institut.

Digitized by Google

wissenschaft werden. Wie die Paläontologie, die Zoologie, die Botanik, die Geschichte, die Prähistorie, kurz, wie alle Wissenschaften, die die Geschichte des Lebens auf der Erde behandeln, muß sie danach streben, aus dem Nebeneinander der Daseinsformen ein Nacheinander herzustellen; an die Stelle des flächenhaften Sehens, das nach der Tiefe zu höchstens das Profil der heutigen Entwickelung ins Auge faßt, muß eine Sehweite treten, die stets und überall zu den äußersten erreichbaren Tiefen der Kultur- und Völkerlagerung selbst vorzudringen sucht. Ins Praktische übertragen, deckt sich diese Forderung Ratzels vollkommen mit der an früherer Stelle fixierten Aufgabe der Völkerkunde, an der Hand der Sitten und Gebräuche, wie auch der Gebrauchsgeräte des täglichen Lebens der Völker die Vorgänge der Besiedelung und Völkerbildung an den einzelnen Stellen der Erdoberfläche selbst zu erforschen und zu entschleiern, aus wieviel Einzelauftritten sie auch bestehen mögen und wie groß auch die Schwierigkeiten sind, die mit einer derartigen analytischen Arbeit stets verbunden zu sein pflegen.

Die Mehrzahl der Ethnographen und Ethnologen der Gegenwart ist sich der Notwendigkeit einer derartigen Methode wohl bewußt; das beweisen die vielversprechenden Anfänge, die für verschiedene Regionen und auf Grund mannigfacher Gegenstände neuerer Zeit gemacht worden sind. Daß die Zahl derartiger Arbeiten noch nicht größer ist, hat seine Ursache einmal in der trotz allen Sammeleifers vorhandenen Lückenhaftigkeit und Ungleichartigkeit des Materials, das naturgemäß von einer Völkerschaft vollzähliger zusammengebracht worden ist als von der andern, während die dritte vielleicht noch ganz aussteht; dann in der Schwierigkeit seiner Ausnutzung, setzt sie doch fast stets zeitlich und räumlich ausgedehnte Studienreisen von einem Museum zum andern voraus; schließlich in den Schwierigkeiten der ethnologischen Forschung im allgemeinen. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Völkerkunde nicht um die große Grundfrage: Erfindung oder Entlehnung? herum kommt, einerlei ob sie eine Erscheinung des geistigen oder des materiellen Kulturbesitzes behandelt. Gewiß, für einen bestimmten, eng begrenzten Kreis von Erscheinungen ist die Antwort im einen oder andern Sinne nicht schwer; wenn wir über große Teile Ozeaniens einen Drillbohrer verbreitet finden, der in Form und Konstruktion aufs genaueste mit einem bei uns im 18. Jahrhundert allgemein gebrauchten Bohrinstrument übereinstimmt, so kann man ohne große Gefahr des Irrtums auf Entlehnung schließen. Noch einwandfreier kann man in diesem Sinne plaidieren bei Erscheinungen, wie sie die bekannte, einem Gewehr ähnliche Fidji-Keule darbietet, oder bei der noch bekanntern Fan-Armbrust aus Westafrika; beide gehen zweifellos ebenso auf fremde, in diesem Fall europäische Anregungen zurück, wie die im Hinterlande von Togo heute übliche Sitte, dem Toten drei Hände voll Erde ins Grab nachzuwerfen. Schwieriger ist schon die Frage zu beantworten, wenn es sich um Erscheinungen handelt, die unserm Gesichtskreise räumlich und auch zeitlich mehr entrückt sind und die zudem an weit von einander entfernten Erdstellen auftauchen. Ueber ganz Australien, Einzelteile von Neu-Guinea, Mikronesien und Melanesien findet sich eine Vorrichtung verbreitet, mittels deren dem Wurfspeer eine erhöhte Anfangsgeschwindigkeit und größere Wurfweite mitgeteilt wird; meist hat sie die Form eines stabilen

Digitized by Google

Holzgerätes und wird dann Wurfholz genannt; in Neu-Caledonien tritt sie als Wurfschlinge auf. Beide Geräte finden sich in wenig modifizierten Formen an den verschiedensten Lokalitäten des Erdenrunds wieder: in Togo, auf den Aleuten, in Labrador, Mexico, Peru, am Schingustrom in Centralbrasilien, auf Sachalin, Neu-Seeland und an verschiedenen Orten anderswo;*) für das Altertum und die vorgeschichtliche Zeit sind sie auch nachgewiesen worden bei den Skandinaviern, den Griechen und Römern, auch in Norddeutschland. Sind die zum Teil sehr sinnreich konstruierten Vorrichtungen an all diesen Orten selbständig erfunden worden, oder liegt Entlehnung vor? Für Komplexe, in denen Völkerverbindungen nicht schwierig sind oder waren, oder für die sie haben nachgewiesen werden können, ist die letztere das Näherliegende; wie aber bringt man z. B. Südamerika und Australien zusammen, oder Neu-Caledonien und das alte Rom? Will man hier sich im Sinne der Entlehnung entscheiden, so steht man sofort vor der Verpflichtung, weite Ozeanräume zu überbrücken und zwar für Völkerschaften, von denen es notorisch feststeht, daß sie in den meisten Fällen nicht über die nächstliegenden Meeresteile hinausgekommen sind. Neigt man aber zu der andern Ansicht der selbständigen Erfindung, so begiebt man sich auf ein Gebiet, auf dem noch kein Sterblicher glücklich geworden ist. Es ist ja unbestritten richtig, und niemand wird es leugnen, daß gewisse Vorstellungskreise und technische Fertigkeiten der gesamten Menschheit eigentümlich sind. Diese Gemeinsamkeit bezieht sich indessen nur auf primitive Kulturstufen; eine solche der ältern Steinzeit findet sich noch über die ganze Erde hin; der Handstein zu Schlag und Wurf, der Knüppel ist überall die erste Waffe und das erste Gerät des Genus Homo sapiens; die Anfänge der Töpferei sind überall einander gleich; auch Vampyrglaube und Tagewählerei sind wohl lückenlos über die ganze Menschheit verbreitet. Höher hinauf verengert sich indessen sehr bald der Kreis der gemeinsamen Vorstellungen und Fertigkeiten, und an die Stelle einer Kultur treten deren viele. Die Schwierigkeit der ethnologischen Forschung besteht nun vor allem darin, zu entscheiden: gehört die in Frage stehende Erscheinung noch dem allgemeinen Kreise an, oder geht sie über ihn hinaus? Im ersten Fall ist man natürlich erhaben ob Raum und Zeit; man kommt dann allerdings auch ohne weiteres in die Verlegenheit, die gewaltigen Lücken in der Verbreitung seines Gegenstandes erklären zu müssen. Im andern bereiten wiederum diese keine Schwierigkeiten; wohl aber steht man jetzt der Notwendigkeit gegenüber, zu erklären, warum nun gerade eine bestimmte Reihe von Völkern auf ihn verfallen sind.

Die vorstehenden Andeutungen werden, glaube ich, genügen, auch dem der Völkerkunde Fernstehenden einen Begriff von den Schwierigkeiten der ethnologischen Forschung zu geben und die Notwendigkeit eines weisen Maßhaltens in den Schlußfolgerungen in das rechte Licht

*) Ueber die interessanten Erscheinungen des Wurfholzes und der Wurfschlinge ist bereits eine ganz ansehnliche Litteratur erschienen. S. F. von Luschan, Das Wurfholz in Australien und Ozeanien, Bastianfestschrift 1896; Max Jähns, Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen, Seite 273 ff. Berlin 1899, wo auf die Einzelabhandlungen hingewiesen wird. Eine zusammenfassende, auch mit Karten ausgestattete Abhandlung bringt mein Schüler Fritz Krause im laufenden Jahrgange des Internationalen Archivs für Ethnographie, Leiden 1902, Augustheft.

Digitized by Google

zu rücken. Beide wachsen um so mehr, je bedeutender das Mißverhältnis zwischen der Größe der ethnologischen Angriffsfläche und der des völkergeschichtlichen Problems ist, das heißt: ich muß um so vorsichtiger und rückhaltender mit meinen auf gegenseitige Völkerbeziehungen hinzielenden Schlußfolgerungen sein, je weniger Uebereinstimmungen ich beibringen kann und je größer die betreffenden Völkergruppen sind. Gesetzt, ich fände bei den Eingebornenstämmen der Nordwestküste Nordamerikas und den Bewohnern Melanesiens und des Indischen Archipels nur die einzige Uebereinstimmung der häufigen Wiederkehr eines bestimmten Ornaments, wäre aber kühn und vermessen genug, auf dieses eine Moment hin die weitgehendsten Schlüsse auf alte Berührungen beider Völkergruppen und ihrer Kulturen zu ziehen, so müßte ich gewärtigen, zum mindesten für einen Phantasten erklärt zu werden; bin ich jedoch in der glücklichen Lage, zu der einen, an sich belanglosen Uebereinstimmung eine lange Reihe anderer zu gesellen, so gewinnt mein Vorgehen einen ganz andern Wert und ich selbst eine ganz andere Stellung. Was der einzelnen Uebereinstimmung ermangelte, nämlich die Beweiskraft, einem ganzen Bündel wird man sie kaum versagen können, um so weniger, wenn sie von gewissen Gemeinsamkeiten im Habitus begleitet sind und wenn die geographischen Bedingtheiten der Möglichkeit einer Berührung nicht entgegenstehen.

Das Beispiel Amerikas und des westlichen Stillen Ozeans ist hier nicht ohne Absicht herangezogen worden, haben die in beiden Gebieten vorhandenen Uebereinstimmungen im geistigen und materiellen Kulturbesitz doch wieder und wieder zu Versuchen geführt, aus ihnen eine einstige Berührung oder gar Durchdringung der beiden, heute um die Breite des gesamten Stillen Ozeans von einander entfernten Völkergruppen herzuleiten; schon Cook und Forster haben auf die Verwandtschaft beider ethnographischen Provinzen hingewiesen; andere sind dann mit mehr oder minder scharfer Beweisführung für den Zusammenhang gefolgt, so Adolf Bastian, Fr. Ratzel und W. Dall,*) der in den altamerikanischen Kulturvölkern melanesisch-amerikanische Mischstämme zu sehen geneigt ist, die sich in der Nähe des Pugetsundes einerseits, in Mittelamerika andererseits gebildet hätten. Eine kurze, aber sehr klare Uebersicht über die verwandten Züge giebt dann Adrian Jacobsen,**) ohne sich indessen auf kühne Schlußfolgerungen einzulassen. Während Dall sich auf die Uebereinstimmung der beiderseitigen Kunst, die Gemeinsamkeit des Schädelkults, des Lippenpflocks und der Masken als Beweismaterial für seine doch sehr weittragenden Schlußfolgerungen beschränkt, betont Jacobsen zunächst ebenfalls die Aehnlichkeit in der Kunst, besonders der Hausverzierungen und der Wappenpfähle; sodann weist er auf die Aehnlichkeit der Maori-Kriegskeulen mit denen der Nordwestamerikaner hin, sowie auf den Umstand, daß deren Kleidung ihr Analogon nicht im übrigen Amerika, sondern in Neuseeland und Polynesien findet. Andere Gemeinsamkeiten sind gewisse Arten von Steinhämmern und Holzschüsseln, Tapaschlegel, Fischangeln, bestimmte Arten der Totenbestattung, die Kopfjägerei, die

*) Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1881—1882, Seite 149.
**) A. Jacobsen, Nordwestamerikanisch-polynesische Analogien. Globus, Band 59, Seite 161 ff.

Digitized by Google

zahlreichen Festlichkeiten, die Tanzlust und die Gastfreundlichkeit. Sprachlich weist der verdiente Reisende auf die Aehnlichkeit des amerikanischen „Tahi", das soviel wie „heilig", „groß", etwas „Verbotenes" bedeutet, mit dem gleichbedeutenden ozeanischen „Tabu" hin, um schließlich mit der Betonung auch der somatischen Aehnlichkeit zwischen Nordwestamerikanern und Polynesiern zu endigen. Die letzte Arbeit auf dem Gebiet verdanken wir Heinrich Schurtz.*) Treffend betont der Autor in der Einleitung, daß die Völkerkunde solange ihre Ziele nicht wird erreichen können, wie sie nicht ihre psychologischen Forschungen auf geographisch-historischer Grundlage aufbaut; andererseits bedarf ja auch das Mittelglied zwischen Völkerkunde und Geographie, die junge Wissenschaft der Anthropogeographie, stets der psychologischen Kontrolle ihrer Ergebnisse.

Unter Zugrundelegung dieser beiden Gesichtspunkte tritt Schurtz an die Lösung des großen Problems heran. Sein Rüstzeug sind zunächst die von Dall und Jacobsen herangezogenen Vergleichsmomente, dann eine ganze Anzahl neuer Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen im Kulturbesitz beider Gruppen: so der Besitz von Bergfestungen in Neuseeland und Nordwestamerika, die Sitte, gewisse Mädchen von sechs oder acht Jahren in winzige Häuschen einzuschließen und dort bis zur Geschlechtsreife und Verheiratung gefangen zu halten; ferner das Vorhandensein von Geheimbünden, die Maskentänze aufführen, der beiden Gebieten gemeinsame Mangel an Töpferei, der in Polynesien nur auf der Osterinsel durchbrochen wird, und andere Erscheinungen dieser Art mehr. Alle diese Dinge sind jedoch nur Hülfstruppen, denn den eigentlichen Angriff auf das Problem führt Schurtz auf rein ethnologischer Grundlage und in psychologischer Methode mit Hülfe der Erscheinungen einer bestimmten Form des Ahnenkults, der seine sichtbare Verkörperung in Ahnenreihen und Wappenpfählen findet, und der ursprünglichen Wasserbestattung, als deren Ausfluß Schurtz das Totenschiff und den Totenvogel betrachtet. Neben dem allen betont er dann die Aehnlichkeit in der Ornamentik, die ihren prägnantesten Ausdruck in der beiderseits vorhandenen Bevorzugung des sogenannten Augenornaments findet.

Ich habe den Inhalt der Schurtzschen Arbeit hier aus dem Grunde etwas eingehender skizziert, weil sie nach meiner Ansicht sehr wohl geeignet ist, die von der Völkerkunde fernerhin zu bevorzugende Methode zu beleuchten. Zwar hat sie seiner Zeit nicht bei allen Ethnologen vollen Anklang gefunden; man hat besonders die auf Totenschiff und Totenvogel bezüglichen Ausführungen als zu weitgehend erachtet — was aber will das für den Wert der Methode an sich besagen! Daß man einmal fehlgreift, soll sogar in alten Disziplinen vorkommen, um wieviel eher auf einem so wenig beackerten Gebiete wie der modernen Völkerkunde.

Aber ist denn nun, so wird man fragen, wenigstens dem mit Vergleichsmaterial reich ausgestatteten Schurtz gelungen, was die anderen vergebens angestrebt haben, nämlich der Nachweis einer alten Berührung

*) Heinr. Schurtz, Das Augenornament und verwandte Probleme. Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. Band XV, No. II, Leipzig 1895.

Digitized by Google

der Völker vom Ost- und Westpacific? Offen gestanden: nein; der Nachweis konnte auch nicht gelingen, weil dieses Material, trotz seiner Umfänglichkeit, der Größe des Problems gegenüber noch immer nicht genügte, auch nimmermehr genügen konnte. Um das zu erhärten, bedarf es lediglich des Hinweises, daß die Gemeinsamkeit des Vorstellungskreises innerhalb der Menschheit doch weiter hinaufreicht, als wir gemeiniglich anzunehmen geneigt sind. Mit Recht weist Schurtz darauf hin, daß nicht die Gemeinsamkeit der Ahnenverehrung in Nordwestamerika und im westlichen Stillen Ozean an sich ihm die Berechtigung zu Schlüssen irgend welcher Tragweite gestatte, sondern nur eine beiden Gebieten gemeinsame besondere Entwickelung; der Ahnenkult als solcher ist zu weit verbreitet und tritt an zu verschiedenen Punkten der Erde auf, als daß er zu irgend welchen Verwandtschaftsschlüssen verwertet werden könnte. Anthropologie, Ethnographie, Ethnologie und, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch die Prähistorie, müssen sich darüber überhaupt klar werden, daß jede von ihnen allein große rassen- und völkergeschichtliche Probleme nicht lösen kann; dazu bedarf es zunächst des Zusammenwirkens ihrer aller, außerdem aber sicher in den meisten Fällen auch des Eingreifens der Geologie und der vergleichenden Sprachforschung. Ueber die Unzulänglichkeit seiner Beweismittel ist sich übrigens niemand klarer als H. Schurtz selbst, der von vornherein erklärt, nicht das ganze ungeheure Problem lösen zu wollen, sondern nur einen einzelnen Lichtblick in das Dunkel der nordpacifischen Vorgeschichte zu werfen.

Mit dieser Selbstbescheidung werden Ethnographie und Ethnologie sich im allgemeinen begnügen müssen; daran ist nicht zu rütteln. Das sieht aus wie Resignation, ist es aber nicht den Verhältnissen gegenüber, wie sie die Menschheit in ihrer physischen und ihrer Kulturentwickelung nun einmal darbietet. Diese Entwickelung stellt als Ganzes ein so ungeheures Problem dar, daß nur die Gesamtheit aller Entwickelungswissenschaften sich an seine Lösung herantrauen darf. Wenn dabei jede Einzeldisziplin in dem ihr durch Material und Methode vorgezeichneten, mehr oder minder begrenzten Rahmen an dieser Lösung mitarbeitet, so hat sie vollauf ihre Pflichten erfüllt. Für unsere beiden Wissenszweige kann diese Arbeit nach Lage der Dinge nur darin bestehen, daß jede von ihnen selbständig und ohne Berücksichtigung etwaiger, von den verwandten Disziplinen bereits gezeitigter Ergebnisse das ihr zur Verfügung stehende Material nach einer als richtig erkannten Methode vergleichend prüft und behandelt. Erst nachdem sie selbst zu bestimmten, klar umrissenen Schlußfolgerungen gelangt sind, sollen sie nach jenen anderen Ergebnissen Umschau halten. Fügen beide sich ungezwungen ineinander, so darf man das Endergebnis beruhigt als gesichertes Wissen betrachten; es ist dann wiederum ein Baustein mehr zu dem stolzen Gebäude, das zu vollenden die Entwickelungswissenschaften nicht rasten dürfen und auch nicht rasten werden. Um übrigens die beiden Zweige der engeren Völkerkunde nicht dem Verdacht auszusetzen, sie seien etwa lediglich Hülfswissenschaften jener anderen Disziplinen, sei hier bemerkt, daß es Rangstreitigkeiten auf unserem Gebiete nicht giebt; jede leistet ihr Bestes, aber jede muß es sich auch gefallen lassen, ihre Resultate mit dem Maßstabe aller anderen gemessen zu sehen.

Digitized by Google

Die Art dieses Ineinandergreifens, gleichzeitig auch den Wert der Methode, möchte ich noch kurz für ein anderes, seit längerer Zeit im Vordergrunde völkerkundlichen Interesses stehendes Gebiet andeuten. Das Beispiel eignet sich um so besser zur Wiedergabe, als es den Wert der gegenseitigen Kontrolle auch innerhalb des Rahmens der Ethnographie selbst sehr klar zum Ausdruck bringt. In drei Arbeiten*) hat Friedrich Ratzel den afrikanischen Bogen behandelt. Die erste beschränkt sich auf die Feststellung des Vorkommens von Bogen und Pfeil im dunklen Weltteil; die Eigenschaften des Bogens zieht sie noch nicht in Betracht, gelangt aber doch schon zu dem politisch-geographisch bemerkenswerten Resultat, daß diese Waffe überall da in den Hintergrund gedrängt worden ist, wo große militärische Organisationen und mächtige Staatenbildungen vorwalten, während Bogen und Pfeil als Hauptwaffe sich vorwiegend nur dort erhalten haben, wo eine hohe militärische oder soziale Organisation sich entweder nicht entfaltet hat oder aber wieder in Verfall geraten ist. Sie sind die Signatur einer bestimmten Kulturstufe, und zwar einer niedrigen. Die zweite und Hauptarbeit sondert die große Masse der Bogen in Gruppen von engerer Verwandtschaft; auf Grund ihres Baues und ihrer Einzeleigenschaften, also ihres anatomischen Befundes, um ein naheliegendes Bild zu gebrauchen, kommt sie zu einer Klassifikation auf geographischer Grundlage und sucht darauf zu bestimmen, ob und inwiefern die Gruppen unter einander und mit den Bogen der Nachbarerdteile verwandt sind. Die Ergebnisse, zu denen Ratzel gelangt, sind in höchstem Maße bemerkenswert und interessant. Wenig überraschend, aber immerhin bedeutungsvoll genug ist zunächst der Nachweis von Beziehungen des wirklich zusammengesetzten, im Bereich der arabisch-maurischen Kultur Nordafrikas und des centralen Sudans vorkommenden Bogens zu dem bekannten zusammengesetzten Bogen des ganzen außertropischen Asien, wie auch die Annäherung, die der am Scheitel eingedrückte, aber einfache Bogen des afrikanischen Osthorns und des westlichen Sudans an asiatische Formen zeigt. Dahingegen ist die Verwandtschaft, die Ratzel zwischen dem Bogen des Kassaigebietes und dem von Melanesien, speziell von Neu-Guinea, feststellt, eine wissenschaftliche Errungenschaft von um so größerer Tragweite, als gerade der Kassaibogen als die ursprünglichste und unberührteste Form des von Negern bewohnten Afrika überhaupt anzusehen ist. Die dritte Abhandlung endlich ist in ihrem ersten Teil ein Nachtrag zu der ersten Arbeit; im anderen sucht sie die Ursachen für die so ungleichmäßige Verbreitung der Hauptwaffen in Afrika zu ergründen, wobei sie zu dem Ergebnis kommt, daß weniger die den Menschen umgebenden Naturverhältnisse diese Ungleichheit bedingen als soziale und politische Zustände und Veränderungen.

*) 1. Die geographische Verbreitung des Bogens und der Pfeile in Afrika, mit einer Karte. Berichte über die Verh. der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse 1887, Seite 233—252. 2. Die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Abh. der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig. Phil.-historische Klasse, 1893, Seite 291—346. Mit fünf Tafeln. 3. Beiträge zur Verbreitung des Bogens und des Speeres im indoafrikanischen Völkerkreis. Mit einer Tafel. Berichte über die Verh. der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse, 1893, Seite 147—182.

Digitized by Google

In Ergänzung der Ratzelschen Bogenarbeiten habe ich vor einigen Jahren den afrikanischen Pfeil monographisch behandelt.*) Ebenfalls vergleichend anatomisch vorgehend, gelangte ich gleich Ratzel, aber wie ich wohl bemerken darf, gänzlich unbeeinflußt durch seine Klassifikation, ebenfalls zur Aufstellung bestimmter, geographisch mehr oder minder scharf begrenzter Gruppen. Ratzel war von der für die Bogen allgemein gültigen Sonderung in einfache und zusammengesetzte ausgegangen; sie hatte ihn zur Aufstellung von drei Klassen mit mehreren Ordnungen und Untergruppen geführt, und schließlich hatte er eine ost- und südafrikanische, eine Obernilgruppe und eine Gruppe des oberen Kongo, ferner eine Gruppe des südlichen Kongobeckens, die wieder in eine Kassai- und Südwestgruppe zerfällt, unterschieden; unter den zusammengesetzten Bogen und ihren Verwandten hatte er eine Somali-, Haussa- und Dinkaform, dann die von den Arabern und Mauren verbreiteten echt asiatischen Formen aufstellen können. Für den Pfeil bot sich mir als bestes, weil den Habitus des Ganzen am schärfsten charakterisierendes, außerdem auch als dauerndstes Kriterium die Fiederung oder Flugsicherung dar. Ihre vorwaltende Zugrundelegung, die allerdings alle übrigen Momente mit einschloß, ließ mich etwa ein Dutzend verschiedener Formen erkennen, die ich, um nicht zu ermüden, hier nicht aufzählen will. Wie man mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten konnte, fallen ihre Verbreitungsgebiete im allgemeinen mit den Bogenprovinzen Ratzels zusammen, ohne sich jedoch in jedem Falle zu decken; dazu ist die Abhängigkeit der einen Waffe von der anderen nicht groß genug. Wichtiger als dieser keineswegs überraschende Nachweis ist nun der von Ratzel wie von mir gemachte Versuch, aus diesem Nebeneinander der Bogen- und Pfeilformen eine zeitliche Aufeinanderfolge zu konstruieren oder, was auf dasselbe hinausläuft, jeder Form ihre Stellung in der Völkergeschichte Afrikas anzuweisen. Erklärlicherweise mußte der einfache afrikanische Bogen mit seiner im ganzen geringen Differenzierung hier früher versagen als der weit kompliziertere, einer weit reicheren Abwandelung fähige Pfeil. Dennoch konnte Ratzel nachweisen, daß neben dem direkt aus Asien eingeführten zusammengesetzten Bogen des Nordens, dem jüngsten auf Afrikas Boden, auch der nordostafrikanische Anklänge an asiatische Formen aufweist. Auch er ist jünger als die Bantubogen. Aus deren großer Masse, die auf Grund des Ratzel zur Verfügung stehenden Materials zeitlich noch kaum differenzierbar war, hob sich bemerkenswerter Weise eine Form, die des südlichen Kongobeckens, ab, die nicht nur älter und unberührter erschien als alle anderen, sondern auch eine unleugbare Verwandtschaft mit einer bestimmten Bogenform von Neu-Guinea aufwies. Ratzel schloß daraus zunächst auf ein relativ hohes Alter dieser Form an sich, dann aber auch auf das Vorhandensein einer alten Verbindung zwischen beiden Formen beziehungsweise deren Trägern.

Der Schluß ist damals sicher manchem zunächst sehr kühn erschienen; er war aber durchaus notwendig, wenn anders die Ethnographie nicht ihrer ganzen Daseinsberechtigung verlustig gehen wollte.

---

*) K. Weule, Der afrikanische Pfeil. Eine anthropogeographische Studie. Mit 35 Abbildungen auf zwei Tafeln. Leipzig, 1899. Habilitationsschrift.

Digitized by Google

Außerdem verlor er bei genauerem Hinsehen sofort an Kühnheit, denn er bestätigt nur klipp und klar, was die Anthropologie schon längst gefordert hatte: einen früheren Konnex zwischen den beiden dunkelfarbigen Völkergruppen, die gegenwärtig, räumlich weit von einander geschieden, in kompakten Massen im Osten und Westen des Indischen Ozeans sitzen. Heute ist uns dieser Gedanke bereits ganz geläufig geworden, hat er doch seither durch den Nachweis einer ganzen Reihe von anderen Anklängen im Kulturbesitz beider Gruppen, so der ähnlichen Ausbildung gewisser Formen der Trommeln, der Nackenstützen, der Saiteninstrumente, der Kleidung, der Hütten u. s. w. eine starke Unterstützung erfahren, dank einer Reihe von Arbeiten, die unmittelbar auf die Anregung durch Ratzels Bogenarbeiten zurückgehen;*) ja, wenn nicht alles trügt, werden wir fortan gehalten sein, diesen Konnex über die Bantuschichten nach unten hinaus noch vertiefen und erweitern zu müssen. Den Anlaß zu dieser überraschenden Neuerung bietet auf afrikanischer Seite die durch Kersting und Kandt neuerdings (siehe Seite 14) erfolgte Auffindung des bis dahin für Aequatorial-Innerafrika noch unbekannten zusammengesetzten Bogens bei den Virunga-Pygmäen, auf indonesisch-melanesischer die Feststellung eines gleichfalls zusammengesetzten Bogens durch Warburg im westlichen Neu-Guinea.**) Sollte sich herausstellen, daß dieser letztere ebenfalls kleinwüchsigen Bevölkerungselementen der großen Insel angehört, so würde das allerdings eine Bekräftigung der oben (Seite 15 ff.) angeschnittenen Frage des Rassenparallelismus in beiden Gebieten sein, wie wir sie besser uns nicht wünschen können.

Der Versuch, das Nebeneinander der Pfeilprovinzen in eine Zeitfolge umzuwandeln, ist ebenfalls sehr lehrreich ausgefallen. Für die innerafrikanischen Verhältnisse ergiebt er zunächst eine sehr alte, primitive, von mir archaistische genannte Pfeilform, die allen anderen gegenübersteht; sie ist den Zwergvölkern und, etwas modifiziert, den Buschmännern eigentümlich. In beiden haben wir also das älteste Element der heutigen Bevölkerung Afrikas zu sehen. Innerhalb des Bantupfeiles zeigt der des Kongobeckens die ungestörteste Entwickelung und den bestdurchdachten Bau; seine Träger scheinen demnach mit großer Wahrscheinlichkeit die für Afrika ältesten Vertreter dieser großen Völkergruppe zu sein; jedenfalls sind sie der homogenste Teil. Ueber die Lagerungsvorgänge in der Umrandung des großen Centrums ist es schwieriger, sich ein Bild zu entwerfen; habe ich die Sprache des Pfeils richtig zu deuten gewußt, so haben sich als nächstältere Wellen die südwestlichen und südöstlichen Bantu von Nordosten her in ihre

*) Siehe darüber die zum Teil sehr umfangreichen Arbeiten von Leo Frobenius: 1. Der westafrikanische Kulturkreis. Petermannsche Mitteilungen, 1897, Heft X und XI. 2. Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, 1898. Seite 111—140. 3. Der Ursprung der Kulturen. Band I: Ursprung der afrikanischen Kulturen. Berlin 1898. Gebrüder Borntraeger. Heinrich Schurtz, Die geographische Verbreitung der Negertrachten. Internationales Archiv für Ethnographie, IV, Seite 139 ff. Leipziger Dissertation 1889. B. Ankermann, Die afrikanischen Musikinstrumente. Ethnologisches Notizblatt, Band III, Heft 1. Leipziger Dissertation 1901. Hermann Frobenius, Afrikanische Bautypen. 1894.

**) Siehe darüber: von Luschan in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1899. Seite 225; derselbe in Max. Krieger, Neu-Guinea. Berlin 1899. Seite 458.

Digitized by Google

heutigen Sitze vorgeschoben. Den Beschluß machen in zwei einander zum Teil überlagernden Schichten die Bantu zwischen Lualaba und der Ostküste.

Auf die fast durchweg sehr schwierigen Untersuchungen über die Völkerlagerungsverhältnisse von Nordafrika will ich hier ebensowenig eingehen wie auf die außerafrikanischen Beziehungen; betreffs dieser will ich nur bemerken, daß die Pfeilforschung melanesisch-afrikanische Beziehungen ebenso klar ergiebt wie die des Bogens, ja, daß sogar solche mit Nordwestamerika nicht von der Hand zu weisen sind. Was aus den beiden angeführten Beispielen unzweideutig hervorgeht, ist ja auch so schon genugsam zu ersehen, nämlich der eminent entwickelungsgeschichtliche Wert der heute erfreulicherweise immer allgemeiner in Aufnahme kommenden ethnographischen Arbeitsmethode. Es bedarf wohl kaum einer Wiederholung, daß weder Ethnographie noch Ethnologie an sich imstande sind, Rassen- und Völkerprobleme zu lösen; greifen sie indessen in einer Weise in den Großbetrieb der modernen entwickelungsgeschichtlichen Forschung ein, wie sie mit Erfolg bereits angebahnt ist und wie sie durch das mehr und mehr vervollkommnete Arbeitsmaterial immer mehr gewährleistet wird, so kann es an grundlegenden Endergebnissen nicht fehlen. Vorbedingung für diese ist allerdings, genau wie bei Anthropologie und Urgeschichte, ein möglichst vollständiges Sammlungsmaterial. Ob es in den ethnographischen Museen aufgespeichert oder in Folianten niedergelegt wird, ist für den Endzweck ziemlich gleichgültig; die Hauptsache ist, daß es beschafft wird. Das ist auch der einzige Mahnruf, den ich, im Anschluß an Adolf Bastian, der Völkerkunde für das angebrochene Jahrhundert mitgeben möchte. Wie lange noch, und die Möglichkeit, an der Hand der Wildstämme und ihrer bescheidenen Kultur in frühere Menschheitsstufen und ferne Zeiträume zurückschauen zu können, ist unwiederbringlich dahin! Wie diese Sammelthätigkeit anzufassen und durchzuführen ist, mag man getrost den berufenen Organen überlassen, ebenso wie die Wahl der Methode, nach der das Eingebrachte seiner Zeit verarbeitet werden mag; die kulturstaatlichen Gemeinwesen selbst haben einstweilen lediglich die Mittel und Wege zu beschaffen, mittels deren die Wissenschaft ihren Aufgaben gerecht zu werden vermag. Soweit die Förderung der Sammelthätigkeit in Frage kommt, haben sie seit dem Anbruch der neuen kolonialen Aera mehr oder weniger ihr Bestes gethan; das wird jeder Freund der Völkerkunde gern und willig anerkennen.

Etwas weniger günstig steht es um die Unterbringung der materiellen Schätze; zwar haben wir einige gut eingerichtete, mit Mitteln ausreichend bedachte Museen; aber wie wenige sind ihrer im Verhältnis zu der großen Zahl der entweder baulich oder nach ihrer finanziellen Ausstattung wahrhaft bejammernswerten Institute, und wie gering ist ihre Zahl gegenüber der Menge von Freunden der jungen Wissenszweige, die gern auf dem weiten Felde mitarbeiten möchten, denen aber unter den heutigen Verhältnissen weder Raum noch Gelegenheit geboten wird, ihren Eifer bethätigen zu können! Wer einmal Kletterübungen auf den Stiegen des inhaltlich überreichen Ethnographischen Reichsmuseums in Leiden gemacht, oder sich mühsam, sofern er etwas rundlich war, zwischen dessen massiven, dafür aber um so undichteren Holzschränken in den

Digitized by Google

halbdunklen „Sälen“ hindurchgezwängt hat, wird verstehen, was ich bezüglich der Art der Unterbringung meine. Für den anderen Punkt gehöre ich nicht bedingungslos zu den Rufern nach immer neuen Museen; ich bin zwar nicht der Ansicht, daß unsere paar wirklich großzügig angelegten Institute der Würde der völkerkundlichen Wissenschaft voll und ganz entsprächen, kann mich aber unter keinen Umständen mit der neuerdings häufig hervortretenden Tendenz einverstanden erklären, nach der fast jede Mittelstadt in ihrem Museum auch eine ethnographische Abteilung aufthun möchte. Ethnographische Sammlungen und Museen haben die übrigens allen derartigen Instituten anhaftende Eigentümlichkeit, recht kostspielig zu werden, in viel höherem Maße, als man das bei ihrer Begründung voraussehen kann. Schon die erste, in der Regel von einem Sohne der Stadt pietätvoll überwiesene Kollektion macht sich in dieser Richtung recht bald unangenehm bemerkbar; sie will rationell untergebracht und sachgemäß behandelt werden. Beides sind Anforderungen, denen nur in den seltensten Fällen entsprochen werden kann; zum einen fehlen die Mittel oder der Platz, zum andern in der Regel der Fachmann. So gestaltet sich das Schicksal derartig vereinsamter Sammlungen und Museumsanfänge unter hundert Fällen neunundneunzigmal wie das der kleinen, als „Andenken“ an der Zimmerwand aufbewahrten Privatsammlungen: auch sie verstauben und vermodern oder fallen den Motten zur Beute; für ein derartiges Schicksal ist es aber um jedes Stück zu schade. Gesetzt aber auch, daß alle diese Nachteile für die Sammlungen durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände vermieden werden: wird irgend ein Besucher die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß ihm durch den Anblick der aus allem organischen Zusammenhange gerissenen Kollektionen der geringste Bildungsnutzen erwachsen ist? Ich habe den Eindruck, daß gerade dieses Gefühl der Unbefriedigtheit die Haupttriebfeder für die allerorten auftauchenden Erweiterungspläne ist. Glaubt man die Kraft dazu in sich zu fühlen und auf die Dauer die nicht unbeträchtlichen Mittel für Vermehrung und Unterhaltung der Sammlungen aufbringen zu können — Glück zu dann und alle Anerkennung für solche Thatkraft! Bemerkenswerterweise haben bisher nur notorisch reiche Städte, wie Hamburg, Bremen, Leipzig sich die Durchführung derartig groß angelegter Pläne leisten können; neuerdings gesellen sich auch Lübeck und Köln hinzu. In allen diesen sind beachtenswerte Resultate erzielt worden, aber doch auch nur durch ein stets wachsendes Anspannen der kommunalen Opferwilligkeit und das hilfsbereite Einspringen uneigennütziger Mitbürger. Für weniger glücklich situierte Gemeinwesen werden sich ethnographische Museen großen Stils schon aus finanziellen Gründen verbieten.

Einen Einwurf muß ich mir bei all diesen Aufstellungen selber machen; er bezieht sich auf die mannigfachen Sammlungsanfänge, die sich, in Deutschland wenigstens, in den Universitätsstädten, einerlei ob groß ob klein, vorfinden. Soll man diese, den paar großen Museen zuliebe, einziehen oder sonstwie dem Untergange anheimfallen lassen? Keineswegs; im Gegenteil. Zunächst muß hier bemerkt werden, daß alle diese in der Regel der Hochschule in irgend einer Weise angegliederten Institute insofern eine staatliche Unterstützung genießen, als sie bei den vom Berliner Museum für Völkerkunde in mehrjährigen

Digitized by Google

Zwischenräumen vorgenommenen Verteilungen einiges Wenige aus den kolonialen Sammlungen zugeteilt bekommen. Bei der überaus regen Sammelthätigkeit in unseren ethnographisch übrigens ungemein interessanten Schutzgebieten und der längst eingetretenen Ueberfüllung des Berliner Centralinstituts lassen sich die den Einzelhochschulen zugedachten Quantitäten nicht nur beliebig steigern, sondern sogar zu wissenschaftlicher Bedeutung abrunden. Damit aber hört die Berechtigung zu einer Unterbindung dieser Institute von selbst auf. Aber auch aus einem anderen Grunde bedürfen sie einer ausgiebigen und nachhaltigen Förderung. Neben Berlin, wo vier völkerkundliche Lehrstühle bestehen, und Leipzig, wo deren seit Anfang 1901 einer eingerichtet ist, hat heute zwar nur Breslau eine anthropologisch-ethnographische Professur, aber andere Hochschulen werden folgen; für Kiel ist schon lange eine geplant, während in Köln die Nutzbarmachung des jungen Joest-Rautenstrauch-Museums für die aufblühende Handelshochschule noch im Lauf dieses Jahres in Kraft tritt. Von diesen fünf Städten stehen zu Demonstrations- und Studienzwecken verwertbare Sammlungen heute nur den Dozenten in Berlin und Leipzig zur Verfügung; in Breslau und Köln sind schwache Anfänge; Kiel dagegen fällt ebenso aus wie fast alle anderen Hochschulstädte des weiten Deutschen Reiches. Nun bringen uns zweimal im Jahre die Vorlesungsverzeichnisse unserer höchsten Bildungsinstitute die Kunde, daß völkerkundliche Kollegs durchaus nicht auf Spree- und Pleiß-Athen beschränkt sind, sondern in erfreulicher Fülle und Abwechselung auch auf fast allen anderen Universitäten gelesen werden. Wie bekommt auf diesen der Student eine Anschauung von der Natur und der Kultur der fremden Völker? Wie kann er sich in diese ganz anders geartete Welt versetzen, wenn ihm nicht einmal die Möglichkeit gegeben ist, sich auch nur von deren materiellem Kulturbesitz ein Bild zu machen? Und wie soll er schließlich zu produktiver wissenschaftlicher Bethätigung gelangen, wenn ihm jede benutzbare Unterlage fehlt?

Diesem Mangel an vielleicht nur kleinen, aber für einen bestimmten Völkerkreis oder auch ein bestimmtes ethnologisches Teilgebiet systematisch durchgeführten Sammlungen muß nach meiner Meinung im Laufe der nächsten Jahrzehnte unter allen Umständen abgeholfen werden. Das ist zunächst eine Forderung der betreffenden Universitäten selbst, deren Ethnographie-Dozenten heute mit ihrer Gelehrsamkeit, und mag sie auch noch so groß sein, einfach in der Luft stehen. Des ferneren ist es eine Forderung der Völkerkunde überhaupt, die nur dann sich die ihr gebührende Stellung im Kranze der anderen Wissenschaften zu bewahren vermag, wenn der Kreis ihrer Mitarbeiter sich ständig vergrößert. Nur durch die gegenseitige Kritik einer großen Gemeinde bricht sich die Wahrheit Bahn; die Meinung einiger weniger „Autoritäten" allein führt schwerlich zu ihr hin.

Als dritter im Bunde muß endlich das deutsche Volk als Kolonialmacht auf jener Forderung bestehen. Gewiß ist es nützlich und dem Kolonialgedanken förderlich, wenn die große Masse sich mehr und mehr für Deutsch-Uebersee und Weltpolitik interessiert und wenn sie in immer dichteren Schwärmen zur Anregung und Belehrung in die ethnographischen Museen strömt; mindestens ebenso förderlich aber für unsere Weltstellung und ersprießlich für den immer schwerer

Digitized by Google

werdenden wirtschaftlichen Kampf auf der Bühne der Menschheitsgeschichte ist es, wenn gerade unserer akademischen Jugend, in der wir doch nicht nur die Zukunft Deutschlands an sich, sondern auch den Träger des kolonialen Gedankens zu sehen gewohnt sind, ausgiebig Gelegenheit geboten wird, sich schon daheim und beizeiten für diesen Kampf zu rüsten.

IV. Urgeschichte.

Mehr Glück als ihre beiden Schwestern hat von Haus aus die Prähistorie entwickelt; das gilt sowohl von der Methode als den Ergebnissen. Während die Anthropologie sich viel zu früh für eine gedeihliche Entwickelung für ein halbes Jahrhundert auf eine Methode versteifte, die an sich nicht verwerflich war, die aber infolge einer zu einseitigen Durchführung ergebnisarm bleiben mußte; während Ethnographie und Ethnologie für lange Zeit eines genügenden Arbeitsmaterials ermangelten, späterhin aber zunächst nichts Rechtes mit diesem anzufangen wußten, hat die Urgeschichte das für ihre Entwickelung einen Glücksfall bedeutende Schicksal gehabt, erst dann allgemein anerkannte Leitsätze aufstellen zu können, nachdem ein gewaltiges Material nicht nur geborgen, sondern, was für die Möglichkeit von Schlußfolgerungen wichtiger ist, auch gesichtet und geordnet worden war. Gewiß, auch sie hat sich in ihren Jugendjahren die fröhlichsten Sprünge geleistet; die seiner Zeit alles beherrschende Keltomanie ist dafür ein ebenso erheiternder Beleg wie es für die Ethnographie Südamerikas bis vor kurzer Zeit die Neigung war, alles unter den Begriff der Tupi unterzuordnen; aber im großen und ganzen hat doch die Prähistorie bis zur Gegenwart hin ihre erste und vornehmste Aufgabe im Zusammentragen alles dessen gesehen, was auch nur einigermaßen geeignet sein konnte, auf die Vorgeschichte der Menschheit einen Lichtstrahl zu werfen. Mit einem gewissen Gefühl des Neides muß man als Ethnograph anerkennen, daß in allen Kulturländern diese Sammelthätigkeit sogar staatlicherseits nach jeder Richtung hin gefördert worden ist. Heute liegt auf Grund dieses Bienenfleißes die Sache so, daß für das mittlere, westliche und nördliche Europa eine Vollkommenheit des Materials erreicht worden ist, die uns ohne die Gefahr bedenklicher Fehlschlüsse gestattet, uns das gesamte vorgeschichtliche Leben bis an die Grenzen der älteren Steinzeit hinunter zu rekonstruieren. Freilich, für den normalen Besucher großer prähistorischer Sammlungen ist die Parade der langen Reihen anscheinend ganz gleicher Steinbeile, der Töpfe und Urnen und ihrer Scherben, der Bronze- und Eisengeräte ebensowenig ein hehrer Genuß, wie in den ethnographischen das Durchwandern der langen Säle mit ihren schwert-, spieß- und schildbewehrten Schränken. Aber was thut das? Einmal sind Museen überhaupt nicht zum Vergnügen da, sondern zur Anregung und zum Studium, also zwei sehr ernsthaften Geistesthätigkeiten; dann aber ist aus den genugsam betonten Gründen gerade für die Prähistorie das Zusammentragen allen Materials die erste Vorbedingung für den Aufbau ihres Gebäudes; die häufige Wiederkehr zahlreicher Geräte und selbst deren Formen darf sie in diesem Beginnen nicht stören. Schließlich, und das ist das Ausschlaggebende, kommt dem allgemeinen Forschungs-

Digitized by Google

resultat gegenüber, eben der Rekonstruktionsmöglichkeit der alten europäischen Kulturen, der vorübergehende Unmut eines ermüdeten Sammlungsbesuchers überhaupt nicht in Betracht.

Auf dieses Ergebnis einer mehr als siebzigjährigen Thätigkeit kann die europäische Urgeschichte in der That stolz sein; war die junge Wissenschaft doch gerade in den ersten Jahrzehnten nichts weniger als auf Rosen gebettet. Heute beginnt sie sogar in Deutschland populär zu werden, ein Schicksal, das im Lande der Dichter und Denker bekanntlich nur äußerst selten einem Wissenszweige begegnet; der beste Beweis ist die rege allgemeine Teilnahme selbst der abgelegensten Provinzpresse bei jedem kleinen Einzelfunde. Das größte Ausmaß des Glückes ist ihr jedoch neuerdings zu teil geworden durch eine Reihe von Ereignissen, die, an und für sich schon geeignet, das höchste Interesse aller Gebildeten zu erwecken, durch die Verquickung mit der Vorgeschichte Mittel- und Nordeuropas von geradezu epochemachender Bedeutung werden. Diese Geschehnisse sind die nach jeder Richtung hin erfolgreichen Ausgrabungen, die in den letzten Jahren an verschiedenen Orten des vorderen Orients, im unteren Nilthal, in Mesopotamien, Syrien, Kleinasien, auf Cypern, Kreta und in Griechenland gemacht worden sind. Ihre Bedeutung für die Vorgeschichte des mittelmeerisch-nordeuropäischen Kulturkreises besteht kurz in Folgendem.

Unsere heimische Prähistorie hatte durch Aufwendung eines bewunderungswerten Scharfsinnes und unter Berücksichtigung aller Funde die Fähigkeit gewonnen, über die relative Zeitlage einer jeden der vorgeschichtlichen Kulturstufen, ja sogar für deren lokale Entwickelungen eine allerseits befriedigende Antwort zu geben; das Gebäude, um den Vergleich beizubehalten, stand nicht nur im äußeren Rohbau fertig da, sondern man hatte auch Zeit und Geist genug gehabt, die einzelnen Teile harmonisch zu einander zu ordnen; neolithische Zeit, Kupfer- und Bronzezeit, von Hallstatt- und La Tène-Kultur ganz zu schweigen, waren nicht bloß als Gesamterscheinungen vollkommen klar erkannt, sondern man sah auch fast ebenso klar in die Entwickelung selbst kleiner Distrikte. Nur ein Mangel haftete dem großen Gebäude an: man vermochte wohl die oberen Stockwerke, die La Tène-Kultur und, mit einiger Sicherheit, die nach Hallstatt benannte, zeitlich absolut festzulegen durch Vergleich mit den klassischen Kulturen Roms und Griechenlands; den unteren aber, das heißt den älteren Zeiträumen der Metallzeit, der „schönen Bronzezeit“ und der Kupferzeit stand man ebenso ratlos gegenüber wie der absoluten Festlegung der jüngeren Steinzeit; sie bildeten zusammen zwar ein in sich festgefügtes Ganze, aber diesem Ganzen gegenüber fehlte die Möglichkeit, es an das Schichtensystem der geschichtlich beglaubigten Kultur der alten Welt anzugliedern. Dieser Uebelstand machte sich um so unangenehmer fühlbar, als man, bei aller Anerkennung eines selbständigen Fortentwickelns dieser älteren Metallzeitkulturen seitens der Nordvölker, doch unzweideutige Belege für die Entlehnung ihrer Anfänge im fernen Südosten besaß; man hatte nicht nur für die Metallzeit die Existenz eines lebhaften Handelsverkehrs mit der Umrandung des Mittelmeeres nachweisen können, sondern vermochte selbst für die neolithische Zeit die Hauptstraßenzüge eines zwar primitiven, aber doch auch durchaus

Digitized by Google

nicht unbedeutenden Zwischenhandelsverkehrs zu rekonstruieren. Alle diese Straßen wiesen nach dem Südosten Europas; bis dorthin vermochte man ihnen zu folgen; weiterhin aber verloren sich ihre Spuren im Dunkel einer anscheinend mit ewiger Nacht bedeckten Vergangenheit. Und doch ist dieses Dunkel nicht unerhellt geblieben; die neuen, überall in großem Maßstabe durchgeführten Ausgrabungen lassen uns vielmehr in klar erkennbarer Deutlichkeit die Endstrecken jener alten Wege erkennen; darüber hinaus aber entheben sie uns auch mit einem Schlage aller der Verlegenheiten, die mit der Unmöglichkeit einer absoluten Zeitbestimmung in den älteren Zeiträumen der Vorgeschichte unumgänglich verbunden waren.

Der Stand dieser vor- und frühgeschichtlichen Doppelfrage ist heute in wenigen Worten etwa folgender. Aegypten sowohl wie auch Babylonien reichen als Länder mit einer die Nachbarn jeweils hoch überragenden Kultur viel weiter in die Vergangenheit zurück als man bis vor kurzem zu vermuten gewagt hatte; in beiden Gebieten gehen die nachweislichen Anfänge einer staatlichen Organisation, mit der eine relativ hohe Kultur Hand in Hand ging, bis mindestens in den Beginn des vierten vorchristlichen Jahrtausends zurück. Für unsere Zeitanschauungen hat das die bemerkenswerte Folge, daß unser Begriff „Altertum“ zu einem Umfang anschwillt, dem gegenüber Mittelalter und Neuzeit zusammengenommen nur Zwerge sind; selbst die Blütezeit des Hellenismus tritt jetzt um ein ganz Bedeutendes in die uns zugewandte Seite der sechs volle Jahrtausende umfassenden beglaubigten Menschheitsgeschichte. Ein anderes bemerkenswertes Ergebnis ist der in der That sehr auffallende Umstand, daß jene alten Kulturen sich sehr lange mit dem Inventar der jüngeren Steinzeit beholfen haben; zwar sind wir bis jetzt weder am Nil noch am Euphrat bis in die Schichten einer reinen, von Metall nicht durchsetzten neolithischen Periode hinabgedrungen, aber ein Ueberwiegen des Steines über das Metall springt in den frühesten Zeiten hier wie dort in die Augen. Das bedeutsamste Ergebnis ist jedoch schließlich der Nachweis eines vollkommenen Parallelismus in der Entwickelung der frühmetallzeitlichen Kultur des vorderen Orients und unserer mittel- und nordeuropäischen, und zwar eines Parallelismus, der sich nicht bloß auf die Reihen- und Stufenfolge der beiderseitigen Kulturen beschränkt, sondern sogar Form und Stil der Geräte bis zu einem gewissen Grade in sich begreift. Wir haben hier wie dort eine nicht zur vollen Entfaltung gelangte Kupferzeit, eine darauf folgende, sehr lange dauernde Bronzeperiode, und allerorten ein rasches und kräftiges Einsetzen des Eisens neben der Bronze; innerhalb dieser Einzelperioden aber stimmen dann die Stein-, Kupfer- und Bronzegeräte des fernen Südostens aufs beste mit den entsprechenden Kategorien und Formen unseres Nordwestens überein. Der Schluß, in diesem Südosten das Ausgangsgebiet des nordischen vorgeschichtlichen Handels und damit zugleich auch in gewissem Sinne den Ursprungsherd unserer gesamten Kultur zu sehen, lag damit nicht nur nahe, sondern er war angesichts jener weitgehenden Uebereinstimmungen und der Unmöglichkeit, eine Wanderung jener Kulturmerkmale in umgekehrter Richtung anzunehmen, einfach geboten. Damit aber hatte man endlich jenes langerstrebte Ziel erreicht, auch diese älteren Metallzeiträume zeitlich absolut festlegen zu können. Durch

Digitized by Google

übereinstimmende Funde in Mykenä und den Gräbern ägyptischer Pharaonen war man schon früher in den Stand gesetzt worden, die mykenische Kultur mit absoluter Sicherheit in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zu legen; man hatte in ähnlicher Weise auch das Eindringen des Eisens in Europa festlegen können; jetzt vermögen wir mit einiger Genauigkeit, das heißt mit der Fehlergrenze einiger Jahrhunderte, sogar den Beginn der Bronze- und der Kupferzeit in unseren Landen zu berechnen. Nur der Beginn der neolithischen Periode liegt auch ferner noch im Verborgenen.

Für die Bewertung der Länge unserer Eigengeschichte sind diese jüngsten Errungenschaften von nicht minderer Bedeutung wie für unsere Geschichtsauffassung überhaupt. Wer sich den Begriff Geschichte nicht losgelöst von verbrieften Dokumenten zu denken vermag, wird die Geschichte Germaniens nach wie vor mit der Schilderung seiner Küsten durch Pytheas von Massilia, also im letzten Drittel des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, oder gar erst mit dem Auftreten der Cimbern und Teutonen zwei Jahrhunderte später beginnen; wer hingegen der weitern Auffassung huldigt, als Geschichte jede verfolgbare Entwickelung überhaupt zu betrachten, der wird sich keinen Augenblick bedenken, den Geschichtsbeginn Mittel- und Nordeuropas um ein paar volle Jahrtausende vor jene Ziffern zurückzudatieren. Es ist richtig, mit exakten Zahlen und der Aufzählung bestimmter Ereignisse kann man für diese fernen Zeiten nicht aufwarten, ja selbst nicht einmal die Namen der Völker und ihrer Helden stehen uns zu Gebote; aber werden diese allerdings schwerwiegenden Mängel nicht etwa durch den einen Vorzug aufgehoben, daß diese erweiterte Geschichtsauffassung ein für allemal die Frage nach dem Werden einer Kultur stellt, während die andere sie unbesehen in irgend einem Stadium der Entwickelung hinnimmt? Gewiß, der Historiker alter Schule operiert in der germanischen Geschichte von der ersten Stunde an mit klaren Begriffen, mit scharf umrissenen Namen, zeitlich genau festgelegten Schlachten und wohl verfolgbaren Zügen und Wanderungen; aber erklärt er uns auch das Warum dieses Ansturms der nordischen Barbaren auf die sonnige Welt des Südens und auf Rom, kann er uns die Frage beantworten, warum diese Barbaren sich gerade zu einer Zeit zu diesem Angriff ermannten, die bei der damals bereits erreichten Machtfülle Roms uns recht ungeeignet erscheint? Wer sich bemüht, an der Hand der neuen prähistorisch-archäologischen Errungenschaften auch in die frühen, angeblich vorgeschichtlichen Zeiträume Europas zu schauen; wer da sieht, wie durch Vermittelung jenes uralten Zwischenhandelsverkehrs ein höheres Kulturgut nach dem andern den Weg vom Pontus und vom Mittelmeer nach Norden findet, und wie aus rohen Steinzeitmenschen im Laufe zweier Jahrtausende Völker von einem noch heute bewundernswerten technischen Geschmack, von ganz behaglicher Lebenshaltung und bedeutender Wehrkraft werden, der begreift ohne weiteres, daß gerade dieses Gefühl der Kraft und der Vollwertigkeit ein Anlaß sein konnte, den Weg nach dem vielgerühmten Süden, der Jahrtausende hindurch das Ursprungsgebiet alles Schöneren und Besseren gewesen war, zu suchen. Ueber Auffassungen zu streiten, ist von jeher ein unfruchtbar Beginnen gewesen; als Ethnograph muß ich indessen gestehen, daß mir die neue, erweiterte ungleich mehr

Digitized by Google

zusagt als die ältere engere. Wer sich ständig mit den Naturvölkern befaßt, gewinnt sehr bald den Eindruck, daß sie durchaus nicht so „geschichtslos" sind, als man sie gemeiniglich hinzustellen beliebt; zieht man dann in der von mir oben geschilderten Weise den ethnographischen und ethnologischen Befund zu Rate und prüft obendrein noch die gegenwärtig für fast alle Erdgebiete bloßgelegten „vorgeschichtlichen" Vorkommnisse, so verdichtet sich jener Eindruck ebenso bald zu einer Entwickelungsreihe, die man sehr wohl als Geschichte ansprechen kann, obzwar sie der üblichen Einzelereignisse in der Regel ermangelt. Der beste Prüfstein für die Richtigkeit dieser Auffassung ist die Möglichkeit, diese Geschichte der Naturvölker sogar zu fassen und zu schreiben, wie das ja neuerdings erfolgreich in der Helmoltschen Weltgeschichte geschehen ist.*) Mag man über diesen interessanten Versuch denken wie man will, ein Verdienst wird auch sein grimmigster Gegner ihm nicht abstreiten können, nämlich die Thatsache, daß durch die in ihr durchgeführte universale Auffassung der Bereich der Menschheitsgeschichte nicht nur über die gesamte Oekumene hin erweitert worden ist, sondern daß diese Menschheitsgeschichte gleichzeitig auch nach unten zu um bedeutende Zeiträume vertieft worden ist. Für mich als Mitarbeiter an dem großen Werk ist es naturgemäß schwer, ein objektives Urteil zu fällen; soll ich trotzdem eins formulieren, so kann ich das lediglich in dieser Form: Es ist wohl möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß die Geschichtsschreibung der Zukunft die in der Helmoltschen Weltgeschichte zum Ausdruck gebrachte räumliche Universalität als erste Norm hinstellen wird; wahrscheinlicher wird sie indessen, im Anschluß an ihr bisheriges Verfahren, nach wie vor geneigt sein, den Begriff der historischen Oekumene hier und da einzuengen; eins wird sie jedoch hinfort nicht umgehen können, nämlich die Verfolgung der Völkergeschichten und Völkerkulturen bis auf die Anfänge ihrer Entwickelung, lägen beide selbst im Schoße einer fernen „Vorgeschichte" begraben. Und hätte das kühne Unternehmen kein anderes Verdienst aufzuweisen als diese einzige Neuerung, so würde das meines Erachtens genügen, sie schon darauf hin als einen Markstein innerhalb der Geschichtsschreibung zu betrachten.

Die wunderbaren Erfolge der prähistorisch-archäologischen Forschung im Gebiete der alten mittelmeerisch-europäischen Kulturen mußten ganz von selbst den Gedanken reifen lassen, auch in den anderen Teilen der Erdoberfläche den Spaten einzusetzen. Manches Bemerkenswerte ist bis zur Stunde bereits von ihm zu Tage gefördert worden; wir wissen heute, daß die Eisenzeit Afrikas ganz allgemein von einer Steinkultur unterlagert ist, vermögen die Bevölkerung Japans bis auf die urwüchsige Form der Kjökkenmöddinge-Bewohner zurückzuverfolgen, kennen im Bereich der ozeanischen Inselflur eine lange Reihe prähistorischer Altertümer und haben auch über die Vorfahren der heutigen Amerikaner einen ziemlich reichen Schatz von Kenntnissen anzusammeln vermocht; im großen und ganzen jedoch steht diese auswärtige Prähistorie noch in den Anfängen ihrer Thätigkeit. In ihrer

*) Weltgeschichte, unter Mitarbeit von Georg Adler u. s. w. herausgegeben von Hans F. Helmolt, Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. Bisher sind erschienen die Bände 1, 2, 3, 4, 7.

Digitized by Google

energischen Förderung möchte ich denn auch den Hauptteil der urgeschichtlichen Forschung der nächsten Jahrzehnte überhaupt sehen. Das soll nicht heißen, daß unsere heimischen Berufsprähistoriker sich schnöde von ihrem bisherigen Arbeitsfelde ab- und dem neuen zuwenden sollen; mögen sie ruhig und stetig in ihrer bisherigen Weise auf den altgewohnten Gebieten weiterarbeiten; allem Erreichten zum Trotz giebt es noch mancherlei zu thun und zu bessern am Gebäude der europäischen Urgeschichte. Was ich verlange, ist die Inangriffnahme der exotischen urgeschichtlichen Forschung ganz allgemein durch alle die Elemente, die sich für Beobachtungen wissenschaftlicher Art, insonderheit völkerkundlicher, eignen. In Ländern mit vollwertiger Kultur, wie in Nordamerika, einzelnen Teilen Mittel- und Südamerikas, in Japan, am Kap und in den Randgebieten Australiens sind das die gelehrten Gesellschaften biologischer Richtung; in den entlegeneren und den eben erst der Kolonialpolitik erschlossenen Regionen sind die Missionare, die Reisenden und die Stationsleiter die gegebenen Mitarbeiter. Leitmotiv für den Ort der Einsetzung des Spatens ist die im Lauf einer sechzigjährigen Grabthätigkeit gewonnene Erfahrung, daß die Gunst der Siedelungslage zu allen Zeiten und von allen Völkern erkannt worden ist. Die besten Belege dafür bieten die Thäler des Nils und des Euphrats, die weit über sechs Jahrtausende hindurch in ihrem Wert erkannt worden sind; andere Belege sind die neun aufeinander folgenden Städte auf dem Hügel von Hissarlik-Troja und Roms mehrtausendjährige Dauer, von frühmetallischen Zeiten bis auf die Gegenwart. In kleinem Maßstabe findet sich dieses Leitmotiv überall bestätigt; Hallstatt mit seiner fast dreitausendjährigen Bewohntheit ist dafür ebenso typisch, wie das heutige Kloster Säben im Etschthal, unter dessen Fundamenten Siedelungsreste sich ebenfalls für lange Zeiträume vorher gefunden haben.

Ein Beispiel für viele! Wir Jüngeren sind alle erzogen worden mit dem gewiß berechtigten Hinweis auf die bei aller Großartigkeit der Ergebnisse unzweifelhaft vorhandene Unzulänglichkeit der neuzeitlichen geographischen Forschung, die, von Vasco de Gamas Fahrt (1498) an gerechnet, volle 360 Jahre nötig gehabt hat, um uns in das Nilquellenproblem etwa soviel Einsicht gewinnen zu lassen wie Ptolemäus in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi von ihm besaß. Ptolemäus hat nun sein unleugbar großes Wissen vom Innern Aequatorial-Afrikas sich sicher nicht aus den Fingern gesogen; er muß vielmehr Gewährsmänner gehabt haben, die jenes weite Gebiet nicht etwa flüchtig begangen, sondern ihre topographische Kenntnis durch länger dauernden Aufenthalt erworben haben. Der Lage der Dinge nach darf man lediglich an südarabische Händler denken, die notorisch seit sehr langen Zeiten die Ostküste des dunklen Weltteiles als ihre Handelsdomäne betrachtet haben, bis erst die neuesten politischen Umwälzungen sie aus dieser beherrschenden Stellung verdrängten. Sollte dieser alte Dauerverkehr wirklich keinerlei Spuren im Lande hinterlassen haben? Liegt nicht der Gedanke nahe, daß, bei der eigenartigen horizontalen und vertikalen Konfiguration Aequatorial-Ostafrikas, ferner bei dem überaus konservativen Charakter des Semiten, es gerade die unser deutsches Schutzgebiet mitten durchschneidende Karawanenstraße sein konnte, unter deren Negerpfaden die Residuen

Digitized by Google

des alten Verkehres schlummern? Ein Einhaken an handelsgeographisch günstig gelegenen Punkten könnte nicht nur nichts schaden, sondern wäre in Rücksicht auf die Völker- und Handelsgeschichte von großer Wichtigkeit. Unmöglich sind Ausgrabungen in tropischen Gebieten nicht; das lehren alle Bahnbauten, das bezeugen auch die Umfragen bei deutschen Stationsleitern, die mir ausnahmslos die Ausführbarkeit derartiger Pläne versichert haben, nicht nur für Ostafrika allein, sondern vor allem auch für Togo und dessen Nachbargebiete, deren alte, zum Teil auch bereits seit Jahrtausenden begangene Handelsstraßen sicher ebenfalls manches „Handstück" alter Völkerbeziehungen unter sich bergen. Hoffen wir, daß gerade die deutsche Kolonialregierung zu allererst von allen Kolonialmächten Anlaß, Muße und Mittel finden wird, die Lösung der großen völkergeschichtlichen Probleme Afrikas auch auf diesem Wege anzubahnen!

Was man von derartigen Ausgrabungen zu erwarten hat, lehren in Afrika die reichen und überraschenden Funde, die vor allem im Süden gemacht worden sind. Sie gehen zu einem Teil auf Gelegenheitsfunde bei den englischerseits ausgeführten Bahnbauten, zum anderen auf planmäßige Ausgrabungen zurück, bestehen in großen Massen von Steinartefakten und scheinen das ganze außertropische Südafrika auszufüllen. Heute sind sie bereits zu einer Reichhaltigkeit herangediehen, daß man im Kapland und in Natal längst zu einer Differenzierung hat übergehen können, die unsere heimischen Einteilungen an Spitzfindigkeit noch übertrifft; teilt ein englischer Autor*) die dortige Steinzeit doch in nicht weniger als sechs auf einander folgende Zeitalter ein. Ueber die Träger dieser alten, wie der Reichtum an Gerätschaften lehrt, durchaus nicht armen Kultur wissen wir heute leider noch nichts. Wenn nicht alles trügt, sind es Ahnherren der hellfarbigen Südafrikaner gewesen, die hier in ihrem damals allerdings bis an die umrandenden Meeresküsten reichenden Wohngebiete bessere Tage verbrachten als ihre seither in die unfruchtbarsten Teile des Inneren zurückgedrängten Nachkommen. Gestützt wird diese meine Ansicht einmal durch den mit keinem Mittel wegzuleugnenden Eindruck des Rückschrittes in allen Teilen des buschmännischen Völkerlebens, dann durch die seit einem Jahrfünft im westlichen Deutschostafrika gefundenen, für die Buschmannkultur geradezu charakteristischen Steinringe zum Beschweren des Grabstockes. Auch sie deuten darauf hin, daß die heute auf die Kalahari eingeengte Völkerschaft einst erheblich weitere Gebiete bewohnte. Zu welcher Zeit die Zurückdrängung eingesetzt hat, oder wann sie vielmehr beendet worden ist, läßt sich heute leider auch noch nicht bestimmen. Nicht undenkbar erschiene es indessen, daß man an der Hand der zahlreichen, an Simbabye sich örtlich und anscheinend auch zeitlich anschließenden Ruinen des Maschonalandes irgend welchen Anhalt gewinnen könnte. Kann man deren absolute Zeitlage genau bestimmen und findet dann Buschmannsgeräte oberhalb ihrer Basis, so wäre das ein ziemlich sicheres Anzeichen dafür, daß die ethnographisch grundlegenden Völkerbewegungen Südostafrikas erst in Zeiten fallen, die für die mittelmeerische Welt schon von heller geschichtlicher Sonne beschienen sind.

*) W. D. Gooch im Journal of the Anthropolog. Institut XI.

Digitized by Google

Für sämtliche Erdteile die der Prähistorie harrenden Aufgaben durchzugehen, führt hier zu weit. Es mag der Hinweis genügen, daß im äquatorialen Westafrika schon der erste Spatenstich, der Bau der Kongobahn, steinzeitliche Artefakte in Menge zu Tage gefördert hat, daß Südostaustralien reich an Muschelhaufen ist, daß man in Japan längst eine vor die Aino fallende unterste Bevölkerungsschicht hat feststellen können, und daß die Pampasfunde Ameghinos und andere Vorkommnisse in Amerika das Hinaufreichen des Menschen bis mindestens in diluviale Zeiten bezeugen. Keiner dieser Funde bringt der Natur der Sache nach die Lösung der betreffenden Völkerprobleme mit sich, sondern schneidet sie erst an. Ihre Bedeutung wird am besten dadurch beleuchtet, daß durch die Pampasfunde die Völkerkunde Amerikas thatsächlich auf eine ganz neue Basis versetzt worden ist. Früher stand uns für die Auffassung der Amerikaner als selbständige Rasse eine beliebige Zeit zur Verfügung; wir nutzten die Freiheit indessen nicht aus, sondern waren, gewissen anthropologischen und ethnographischen Aehnlichkeiten des roten Mannes mit der mongoloiden Völkergruppe zuliebe, stets geneigt, ihnen als Besitzern der Neuen Welt eine, biologisch gemessen, nur kurze Vergangenheit zu gönnen. Heute können wir das nicht mehr, seitdem eine Reihe von Einzelfunden anthropologischer und prähistorischer Art den unumstoßbaren Nachweis erbracht hat, daß der Mensch in Amerika mindestens ebenso früh gelebt hat wie in Ostasien, der Südsee oder in Europa. Auch der Nachweis einer vor die Aino fallenden Bevölkerungsschicht in Japan zwingt uns, für diese Inselgruppe, wie für den Ostrand Asiens überhaupt ganz andere Zeit- und Entwickelungsanschauungen anzunehmen, ebenso wie uns die gewaltigen Mirnjong- oder Muschelhaufen Südaustraliens veranlassen müssen, uns den Neuholländer in früheren Zeitaltern als erheblich zahlreicher vorzustellen. Außerdem müssen wir uns auch ihm gegenüber ganz beträchtliche Zeiträume angewöhnen.

In aller Kürze läßt sich die durch die neuen außereuropäischen Ausgrabungen und sonstigen Funde geschaffene Sachlage folgendermaßen zusammenfassen: in allen Erdteilen ist zunächst der Nachweis erbracht worden, daß eine unserer heimischen Steinzeit entsprechende Kulturstufe der gesamten Menschheit gemeinsam gewesen ist; an etlichen Stellen liegt sie noch heute an der Oberfläche, an anderen ist sie von jüngeren Schichten überlagert. Diese Schichten bedeuten nur für Asien und Afrika einen erheblichen Zeitraum, in beiden Erdteilen haben wir nachweisbar seit Jahrtausenden Metallkultur; für Amerika und Australien, wo sie entweder ganz dünn oder aber gar nicht vorhanden sind, wo mit anderen Worten noch heute Völker auf neolithischer Stufe leben, kommen sie als Zeitfaktor nicht in Betracht. In allen Fällen indes, auch in den beiden letztgenannten Erdteilen, müssen wir den Anfang der steinzeitlichen Stufe und im Zusammenhang damit das Auftreten des Menschen sehr früh ansetzen; wie das Beispiel Amerikas zeigt, um ein vielfaches früher als wir das bisher zu thun gewohnt waren. Der den Entwickelungswissenschaften im allgemeinen gegenüber ausgesprochenen Forderung Ratzels entsprechend, ist es auch für die Prähistorie nötig, mit anderen Zeitbegriffen als bisher zu rechnen; wie die Anthropologie der Gegenwart tief hinabsteigt in das dichte Gezweig des Säugetier-Stammbusches, dabei bis tief ins Tertiär geratend, so muß

Digitized by Google

auch sie in Zukunft die älteren Erdschichten studieren, wo sie nur kann. Wie bei jeder Grabthätigkeit, wird der Zufall auch dort der beste Helfer sein; wo indessen seit dem Tertiär nachweisbar keine wesentlichen Veränderungen der Oberflächengestaltung eines Landes vorgekommen sind, kann die Berücksichtigung des völkerpsychologisch-anthropogeographischen Fundamentalsatzes von der stets wiederkehrenden Erkennung der Gunst einer Siedelungslage dem Zufall bedeutend aufhelfen. Ins Praktische übersetzt heißt es: man soll in solchen Orten und Gebieten graben, wo auch heute die Eingeborenen mit Vorliebe ihre Siedelungen bauen. An der Mehrzahl dieser entlegenen Erdstellen wird das einstweilen wegen unserer geringen Fühlung mit ihnen noch gute Wege haben; mit jedem Jahrzehnt wird sich das indessen zu unserem Vorteil ändern. Dann dürfen wir oder unsere Nachkommen mit Recht auf die Ergebnisse gespannt sein, die man an ihnen zu Tage fördern wird.

V. Zusammenfassung und Ausblick.

So viel über Weg, Methode und Aufgaben der drei Einzeldisziplinen. Der letzteren sind so viele und große, daß keine der drei Wissenschaften sich für die Dauer eines ganzen Jahrhunderts über Stoffmangel zu beklagen haben wird. Welche Riesenaufgabe harrt allein der Prähistorie, wenn sie sozusagen das gesamte Festland der Erdoberfläche umgraben und sich dabei im allgemeinen noch nicht einmal mit den obersten Schichten begnügen soll! Diese Forderung ist natürlich nur cum grano salis zu verstehen; gleichwohl umfassen die dem Spaten vorbehaltenen Flächen einen ganz gewaltigen Bezirk. Welche Unsumme vergleichender Arbeit wartet ferner der Anthropologie! Momentan wird sie zwar von einer Strömung beherrscht, die in der Lösung des Herkunftsproblems, also einer räumlich nur dem zu verarbeitenden Material nach enger begrenzten Aufgabe die Hauptthätigkeit sieht; daneben darf und wird sie indessen die rassenanatomischen Studien durchaus nicht vernachlässigen; bei einer Bevölkerungszahl von 1600 Millionen Menschen eine wahrhaftig nicht geringfügige Aufgabe! Der engeren Völkerkunde endlich erblüht für die nächste Folgezeit noch die ebenfalls nicht kleine und leichte Aufgabe der Registrierung alles geistigen und materiellen Besitzes unserer Naturvölker; späterhin erst kommt dann die an Ereignissen sicher ärmere, an wissenschaftlichen Ergebnissen aber hoffentlich reichere Periode der allgemeinen Verarbeitung dieser Schätze.

Bei aller Selbständigkeit des Vorgehens und der Methode ist doch eins schon jetzt allen drei Wissenszweigen gemeinsam, und wird es in Zukunft in noch höherem Maße sein: die bereits einmal (Seite 40) angedeutete Notwendigkeit gegenseitiger Unterstützung, innigen Ineinandergreifens und wechselseitiger Kontrolle. So nett und ansprechend die Forschungsergebnisse auf den einzelnen Gebieten sich auch immer gestalten mögen, wahrhaft große und grundlegende Probleme werden stets doch nur den vereinten Bemühungen ihrer aller und der benachbarten Wissenszweige zu verdanken sein. Wie sich ein solches Verfahren von Fall zu Fall gestaltet, lehrt recht hübsch das Beispiel der Japaner. Wir wissen heute, daß die gegenwärtige Bevölkerung des

Digitized by Google

Inselreiches durchaus nicht homogen ist, sondern sich aus fünf, vielleicht noch mehr verschiedenen Elementen zusammensetzt. An diesem Resultat hat die Anthropologie insoweit Anteil genommen, als sie die Zumischung von Aino-Blut mit Sicherheit, die von malaiischem mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen hat. Der Analyse des mongolischen Grundstockes, insbesondere der Maßbestimmung der koreanischen und chinesischen Zumischung steht sie indessen sehr unsicher gegenüber, und gänzlich versagt hat sie bis heute in der Frage nach dem Vorhandensein von Negritoblut.*) Der Anteil von Ethnologie und Ethnographie ist an Gesamtumfang größer, wenngleich auch sie beide ebenfalls nicht auf alle Fragen Antwort geben. Wenn die Ethnographie das Malaiische im Japaner beweisen will, verweist sie vor allem auf den Hausbau, der bei ihm wie beim Malaien und Polynesier übereinstimmend den Grundgedanken des Pfahlbaues ausweist; sie zieht die gleichartige Anlage der Abtritte heran, die bei Malaien und Japanern in Brückenform über einem Fluß gebaut werden; verweist auf das Lome-lome der Hawaier, die Knetkur, die dem Amma der Japaner entspricht, und dergleichen mehr.**) An die Kernfrage des Ursprunges der mongolischen Hauptmasse der Japaner wagt sich dann die Ethnologie heran. Sie verweist auf die beiden Sitten der Skapulamantik, das heißt des Wahrsagens aus den Schulterknochen eines getöteten Tieres, und die Sitte, gestorbenen Fürsten Diener und Pferde als Begleiter mitzugeben. Beide wurden nicht getötet und mit dem toten Herrn begraben, sondern gewissermaßen wie eine lebendige Schutzhecke aufrecht um den Grabhügel teilweise eingegraben. Beide Gebräuche sind unzweifelhaft nordasiatischen, tatarischen Ursprunges; wie M. v. Brandt schreibt, haben sie auch in China bestanden.***) Auf denselben Ursprung deuten außerdem nach der gleichen Quelle der obscöne Charakter der shintoistischen Mythologie und der volkstümliche Phallusdienst, der bis vor wenig Jahrzehnten in Japan ganz offen geübt wurde und sicher auf tatarisch-schamanistischen Ursprung zurückgeht. Endlich verlegt die shintoistische Mythologie ihre ersten Hauptereignisse nicht nach dem Süden und Westen Japans, was für eine Einwanderung aus diesen Richtungen spräche, sondern nach dem Norden, was für eine Einwanderungsrichtung von dorther spricht.

Das sind die Leistungen der Hauptwissenschaften in dieser einen Frage. Sie werden bezeichnenderweise abgerundet durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung, der geographischen Namenkunde und der Urgeschichte. Jene bestätigt die Beziehungen zu Nordasien nach der linguistischen Seite hin, die andere hat durch B. H. Chamberlains Mund uns kund gethan, daß die Aino einst weit nach Süden reichten, bevor sie vom jüngeren japanischen Element in die nördlichen Einöden zurückgedrängt wurden. Die letzte endlich hat den Beweis erbracht, daß vor die Aino eine noch ältere neolithische Bevölkerungsschicht fällt, die von jenen Koko-pok-guru (Grubenbewohner) genannt wird. Die Urgeschichte hat mit dieser einen Zuthat zwar nicht den Hauptteil des großen Problems gelöst, ihr Anteil ist indessen dadurch so

*) A. B. Meyer in den Veröffentlichungen des Königlichen Ethnographischen Museums zu Dresden, IX, Seite 78 ff.

**) Ratzel, Völkerkunde. Erste Auflage, Band III, Seite 543 f.

***) M. v. Brandt in Helmolts Weltgeschichte, Band II, Seite 5.

Digitized by Google

bedeutungsvoll, daß er sofort die Zeitfrage anschneidet; sie liefert die Basis, die anderen Wissenschaften haben dann zu sorgen, in welcher Reihenfolge und welchen Zeitabständen sie ihre Elemente in das werdende Ganze einfügen.

Nicht gerade nach dem soeben vorgeführten Muster, aber im großen und ganzen nach dieser Methode werden die völkerkundlichen Wissenschaften in der Zukunft verfahren müssen; einerlei ob sie sich die Erhellung eines Komplexes von der Größe der Osterinsel oder eines ganzen Kontinentes zur Aufgabe setzen. Das ist die erste große Forderung an sie; die andere betrifft die bereits mehrfach berührte Notwendigkeit, in unseren drei Wissenschaften mit größeren Zeiträumen zu operieren als das bisher im allgemeinen geschehen ist; das gilt sowohl für die Beurteilung der Zeitlage von Völkerdurchdringungen und -lagerungen, wie ganz besonders für die Frage nach dem Alter der Rassen und schließlich des Menschen selbst. Das schon einmal herangezogene Beispiel der Amerikaner mag diese Notwendigkeit erläutern. Die bisher mit Vorliebe geübte Praxis war, ihn zu irgend einer beliebigen, aber verhältnismäßig jungen, das heißt nachdiluvialen Zeit über die Beringstraße einwandern zu lassen; die zwischen ihm, den Nordostasiaten und den Ozeaniern bestehenden ethnologischen und ethnographischen Gemeinsamkeiten erklärte man einfach als eine nachträgliche, ganz recente Beeinflussung des Amerikaners durch seine westlichen Nachbarn. Jetzt, nachdem die Existenz des roten Mannes bis mindestens in diluviale Zeiten nachgewiesen ist, stehen wir plötzlich einer Sachlage gegenüber, die keins von beiden, weder das Herüberwandern, noch das Beeinflussen gestattet. Es wird nämlich seitens der Geologie behauptet, der äußerste Nordwesten Nordamerikas sei erst nach der Eiszeit dem Meere entstiegen, so daß also der heutige Stille Ozean damals in majestätischer, für Völker primitivster Kulturstufe unüberschreitbarer Breite zum nördlichen Eismeere flutete; die Berichte aber über eine späte, sozusagen historische Schiffsverbindung größeren Maßstabes zwischen Amerika und den westlichen Regionen des Stillen Ozeans, auf die man immer wieder behufs Erklärung der ethnologischen Uebereinstimmungen zurückgekommen ist, halten einer strengen Prüfung nicht stand.

Rettung aus diesen Verlegenheiten finden wir meines Erachtens nur darin, daß wir die Herausbildung — ich sage absichtlich nicht die Wanderung — des Amerikaners in Zeiten zurückversetzen, die weit über unser sonst gewohntes Maß hinausgehen. Die Art und den Hergang seiner physischen Differenzierung vom gemeinsamen menschlichen Urstamm oder einer besonderen größeren Rassengruppe nachzuweisen, ist nicht mehr Aufgabe der eigentlichen Völkerkunde, sondern der Paläontologie oder Paläanthropologie. Soweit ich diese Frage zu überschauen vermag, ist der von Hermann Klaatsch angedeutete Weg auch hier der richtige. Klaatsch weist darauf hin, daß die eigentümliche Nasenbildung der Mongoloiden eine besondere, niedere Entwickelungsstufe der äußeren pithekoiden Nase darstellt, ebenso wie die Prognathie der Negroiden ein anderes niedriges Merkmal treu bewahrt.*) Diese Er-

*) H. Klaatsch, Die Stellung des Menschen in der Reihe der Säugetiere. Globus, Band 76, Seite 355.

Digitized by Google

scheinungen führen zu dem auch aus anderen Gründen naheliegenden Schlusse, daß die drei großen Gruppen, in welche die Urmenschheit während eines bestimmten Stadiums ihrer Entwickelung allem Anschein nach zerfällt, die weiße, gelbe und schwarze Urrasse, für die Herausbildung ihrer Besonderheiten, der physischen wie der psychischen, je einer strengen Abgeschlossenheit benötigt haben, die in jedem Falle von sehr langer Dauer gewesen sein muß. Zu dieser gelben Varietät, die wir sonst auch unter dem Namen der Mongoloiden zusammenfassen, müssen wir notgedrungen auch den Amerikaner rechnen. Seine physischen Anklänge an die An- und Bewohner des westlichen Stillen Ozeans erklären sich dann, bei unseren Anschauungen von der Dauerhaftigkeit des Rassentypus, sehr leicht als Ausfluß des Trägheitsgesetzes. Aber auch für die psychischen kommen wir, glaube ich, mit einer solchen Erklärung aus. Es ist richtig, leicht wird uns der Gedanke nicht, jene ethnologischen Uebereinstimmungen als Ausflüsse einer geistigen Grundlage aufzufassen, die vor ungezählten Jahrtausenden in Geist und Gemüt der seither räumlich weit getrennten Völker gelegt wurde; anderseits ist zu bedenken, daß Naturvölker ungeheuer konservativ sind, haben doch eine große Anzahl von ihnen auf der Stufe der Steinzeit verweilt, bis der Weiße sie über jene hinausgeschoben hat. Zudem: was wissen wir denn überhaupt von der Länge der Zeiträume, die hier in Frage kommen? Selbst wenn die Eiszeit, die wir als das Ende der Rassen-Zusammengehörigkeit von Ost und West ansehen müssen, sehr weit zurückliegt, was wollen die seither verflossenen Jahrzehntausende den Zeiträumen gegenüber besagen, die wir für die Herausbildung der Urrassentypen und damit auch der psychischen Grundlage ansetzen müssen?

Der springende Punkt in der ganzen Amerikanerfrage bleibt nach wie vor die Raumfrage. Sie ist meiner Auffassung nach beantwortbar nur mit Hülfe der Geologie. Mit Recht hat man der früher oft geübten Heranziehung seither versunkener Festländer als Landbrücken für wandernde Menschenrassen widersprechen können, solange man im Homo sapiens ein postdiluviales Gebilde sah. Heute liegt die Sache so, daß man seine Anfänge ohne Gefahr des Irrtums bis weit in die Tertiärzeit zurücksetzen kann; damit aber verliert auch jener Widerspruch ohne weiteres seine Berechtigung, denn gerade diese langdauernde Periode ist ungemein reich an Oberflächenveränderungen, die für den Tertiärmenschen ebenso folgenreich gewesen sein müssen, wie es die Niveauveränderungen von heute für unsere Küstenbewohner sind. Wo seine Wohnsitze katastrophenartig vom Meere bedeckt worden sind, ist er vernichtet worden; erfolgte die Senkung des Landes hingegen innerhalb langer Zeiträume, so wird seine Lebewelt hinreichend Zeit gefunden haben, sich nach der fest bleibenden Seite zurückzuziehen. Die Größe der Senkungsfelder ist in Anbetracht der verflossenen Zeiträume völlig belanglos; diese reichen aus, Wanderungen, selbst aber Räume von der Breite der Ozeane erklärlich erscheinen zu lassen. Was uns hindert, eine bestimmte vordiluviale, dem Osten der nördlichen Halbkugel angehörige Landmasse schon jetzt als das Ursprungsgebiet der großen mongoloiden Völkergruppe zu bezeichnen, ist denn auch vielleicht weniger die Breite des heutigen Stillen Ozeans als unsere mangelhafte Kenntnis der tektonischen Vorgänge gerade in

Digitized by Google

jenen Gebieten. Es ist das erfreulicherweise ein Mangel, dem die fortschreitende Untersuchung im Lauf der Zeiten mehr und mehr abhelfen wird. Ob die Geologie dabei auf Landbrücken von ähnlicher Art stoßen wird, wie sie uns aus dem Indischen und Atlantischen Ozean bekannt sind, in denen bis ins späte Tertiär hinein westöstlich lang gestreckte Landmassen lagerten, wo heute beide Meere ihre Fluten wälzen, wird die Zukunft lehren. Wie die Amerikanerfrage heute liegt, ist ein Konnex mit der Außenwelt, und zwar ein vordiluvialer, ein Postulat, um das niemand herumkommt, es sei denn, er verzichtete auf die Einheit des Menschengeschlechts. In welcher Form dieser Konnex bestanden hat, ist für uns gegenwärtig nicht mehr, oder, wenn man will, noch nicht erkennbar; die Frage nach ihr ist übrigens ziemlich unwesentlich dem entwickelungsgeschichtlich viel bedeutsameren Moment gegenüber, daß das Problem uns zwingt, unsere Denkweise an geschlossene, weit zurückliegende und langdauernde Herausbildungsherde für die Urrassen der Menschheit zu gewöhnen. Die Vergrößerung unserer bisherigen Zeitbegriffe um ein Vielfaches ist die erste Forderung der Entwickelungswissenschaften den Organismen mit Einschluß des Menschen gegenüber. Erfüllen wir diese Forderung, so gewinnen wir sofort die Möglichkeit, auch mit geologischen Veränderungen großen Stils rechnen zu können. Es ist das ein Vorteil, der nicht nur in der Amerikanerfrage sehr ins Auge fällt, sondern der auch die Lösung anderer rassengeschichtlicher Fragen, wie biogeographischer Probleme überhaupt beträchtlich erleichtert. Es mag zum Beispiel statthaft sein, über einen Begriff wie Sclaters Lemuria vom zoologischen Standpunkt aus zur Tagesordnung überzugehen, leugnen läßt sich indessen nicht, daß die Heranziehung einer spättertiären Landbrücke quer über den heutigen Indischen Ozean die Verbreitung der schwarzen Rasse viel besser und leichter erklärt, als die Annahme weitschichtiger und mühseliger Wanderungen.

Die politische Geschichte der Serben und Kroaten.

Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, daß neue Entdeckungen und neu gewonnene Erkenntnisse die älteren Wissenschaften in ihrer Entwickelung fördern und mannigfach beeinflussen. Ebenso verhält es sich mit den neuen Erkenntnissen der Soziologie in Bezug auf die Geschichtsschreibung. Der Kreis der Gegenstände, welchen die Historiker behandeln, erweitert sich ja überhaupt mit der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises. Von einer bloßen Aufzählung der Könige und ihrer Kriege erweitert sich die Geschichtsschreibung allmählich zu einer Darstellung des geistigen Lebens der Völker, ihres wirtschaftlichen Lebens, ihrer ganzen Kultur.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Soziologie neue Erkenntnisse zu Tage fördert, dieselben auf die Geschichtsschreibung von Einfluß sein müssen, zumal doch Geschichte und

Digitized by Google

Soziologie es mit demselben Gegenstande — der menschlichen Gesellschaft — zu thun haben. Wird nun die Soziologie in diesem Gegenstande neue Eigenschaften entdecken, neue Verhältnisse aufweisen: so wird die Geschichtsschreibung bei ihren Darstellungen nicht nur dieselben berücksichtigen müssen, sondern sie wird bei ihren Untersuchungen durch diese neuen Erkenntnisse der Soziologie vielfach gefördert werden, weil sie auf Eigenschaften und Verhältnisse ihres Untersuchungsobjektes aufmerksam gemacht wird, die sie bisher aus Unkenntnis derselben gar nicht beachtete und völlig übersah.

Eine solche Erkenntnis förderte die moderne Soziologie zu Tage, indem sie die Thatsache feststellte, daß immer und überall, in allen Staaten, die herrschende Klasse sich aus einem landfremden kriegerischen Stamme bildete, der sich auf die eine oder andere Weise die landsässige Bevölkerung unterwarf und sohin in dem eingenommenen Lande sein Adelsrecht ausbildete.

Zunächst mag darauf hingewiesen werden, wie die meisten Geschichtsschreiber der Völkerwanderung von jeher in der falschen Anschauung befangen sind, als ob je ganze Völker einwanderten und auswanderten. Weder das letztere noch das erstere war irgendwo der Fall.

Speziell die europäischen Völkerwanderungen des Mittelalters waren vielmehr immer Wanderungen von Kriegerscharen auf der Suche nach Land und Leuten. Mit bloßem Lande wäre keiner dieser Kriegerschar gedient. Denn von bloßem Lande kann man nicht leben, und das Land bearbeiten ist nicht nach dem Geschmacke der Krieger. Sie suchen immer ein bevölkertes Land, dessen Bevölkerung sie versklaven können. Einen solchen Zweck verfolgten alle nordischen Eroberer, die sich zu Kriegerbünden zusammenthaten und die verschiedensten Namen annahmen: als Franken, Burgunden, Longobarden, Goten, Normannen, Waräger, Rossen u. s. w. Sie fielen über die friedlichen Bevölkerungen sowohl Germaniens wie Scythiens her, das heißt über die Länder des europäischen Kontinents zwischen Nord- und Ostsee einerseits und dem Mittelländischen (sowie dem Schwarzen) Meere andererseits, gründeten da ihre Herrschaften, um die sie gelegentlich mit einander kämpften und aus denen sie sich gegenseitig verdrängten. Die Kämpfe, von denen diese Wanderungen begleitet sind, bestehen ausnahmslos in Kämpfen um Herrschaft über Land und Leute, während gar zu oft die Darstellungen der Historiker den Anschein erwecken, als ob es sich lediglich um das Land handelt, aus dem die einen ausgetrieben werden und in das die anderen einziehen, während thatsächlich immer nur die einen „Herren“ ausgetrieben wurden, um den anderen „Herren“ Platz zu machen und zwar den Platz über Land und Leute. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen die vielfachen „Einwanderungen“ und „Vertreibungen“, von denen die Geschichte der Völkerwanderung erzählt, betrachtet werden, wenn man die thatsächlichen Vorgänge jener Zeit richtig beurteilen will. Vernachlässigt man diesen Gesichtspunkt, dann sind freilich die üblichen Irrtümer und Mißverständnisse unausbleiblich.

Ein Beispiel soll uns dieselben in typischer Form vorführen. In allen Geschichten Kroatiens finden wir die Behauptung, daß „kurz vor 640 in das Gebiet zwischen der Kulpa, Cetina und dem Vrbas der

Digitized by Google

slavische Stamm der Kroaten einwanderte“.*) Diese in allen Geschichtswerken sich wiederholende Behauptung gründet sich auf die Erzählung Konstantins des Purpurgeborenen, der erzählt, daß (um das Jahr 635) Kaiser Heraklius sich „an den Stamm der Kroaten wandte“, welche jenseits der Karpathen, in dem westlichen Teile des jetzigen Galiziens, das lange Weiß-Kroatien genannt wurde, ihre Wohnsitze hatten und denselben gegen die Avaren zu Hülfe rief. Diese folgten nun dem Rufe des Heraklius, worauf „zwischen den Kroaten und Avaren ein Krieg begann, und nach einiger Zeit wurden die Avaren von den Kroaten überwunden, indem selbe die Avaren teils erschlugen, teils zur Unterwerfung nötigten und von dieser Zeit wurden die Kroaten die Herren dieses Landes“.**) Diese Erzählung Konstantins fassen nun die meisten Historiker so auf, wie das in dem oben zitierten Artikel des „Brockhaus“ wiedergegeben ist, daß der „slavische Stamm“ der Kroaten damals in Kroatien einwanderte.

Diese ganze Vorstellung ist aber durchaus falsch, was sich zunächst aus folgenden Erwägungen ergiebt.

Wenn Kaiser Heraklius kriegerische Hülfe brauchte gegen die Avaren, so hat er sich doch offenbar nicht an die polnischen Bauern im heutigen West-Galizien gewendet. Denn gegen ein kriegerisches Volk, wie es die Avaren waren, brauchte er keine Bauern, sondern Krieger. Allerdings sah er sich, wie das schon hergebrachte römische und byzantinische Sitte jener Zeiten war, nach Mietstruppen, Söldlingen um, zu diesem Zwecke konnte er aber nur berufsmäßige Krieger brauchen. Solche gab es allerdings damals auch in Weiß-Kroatien (dem heutigen West-Galizien), aber das war nicht die Ackerbau treibende versklavte Bevölkerung, sondern das waren die Herren, welche diese Bevölkerung sich unterworfen hatten, und dieselbe beherrschten.

Diese bezeichnete man allerdings als Weiß-Chrobaten, weil sie Weiß-Chrobatien beherrschten und daselbst längere Zeit ansässig waren. Wer waren aber diese Herren? Wir wissen, daß ganz Polen, sowohl Groß-Polen im Norden wie auch das spätere Klein-Polen, welches vordem Weiß-Chrobatien genannt wurde, von einem Herrenstamme beherrscht wurde, der das Land eroberte und die ansässige Bevölkerung sich unterwarf.

Die bedeutendsten polnischen Historiker Czacki und Szainocha, insbesondere dieser letztere stehen nicht an, diese in Polen herrschende Klasse für nordische Eroberer zu halten. Neuere Historiker streiten nur noch über die Herkunft jener Eroberer, ohne die Thatsache der Eroberung und Landnahme mehr zu bestreiten. Daß nun diese Herren Weiß-Chrobatiens, welche Kaiser Heraklius zu Hülfe gegen die Avaren berief, sich aus der in Weiß-Chrobatien herrschenden Klasse rekrutierten, kann keinem Zweifel unterliegen. Es war das also ein Teil des kriegerischen Adels, für den es in Weiß-Chrobatien kein genügendes Land mehr gab und der nach väterlicher Sitte in der Fremde irgendwo nach neuem Besitz sich umsah.

---

*) Die Worte sind aus dem neuesten Brockhaus, der die Darstellungen der Historiker treu wiedergiebt. Vergleiche auch Staré: Die Kroaten, 1882, Seite 12, und Rackl in den Monumenta Slavorum meridionalium, Band VII, Seite 267.

**) Hilferding: Geschichte der Serben und Bulgaren 1856, Seite 11.

Digitized by Google

Wer aber diese „Herren“ ihrer Herkunft nach waren, darauf können uns zwei historische Zeugnisse eine vorläufige Andeutung geben. Auf dem allerdings aus späterer Zeit stammenden Epitaph Boleslaus des Tapferen von Polen (992—1025) wird derselbe als König der Goten oder Polen (Gothorum seu Polonorum) bezeichnet und der im 13. Jahrhundert schreibende Spalatiner Archidiakon Thomas nennt die Kroaten wiederholt „Croati vel Gothi“. Das führt auf den Gedanken, daß die in Weiß-Chrobatien herrschenden „Herren“, die, weil sie in Chrobatien herrschten, eben auch Chrobaten oder Kroaten genannt wurden, ihrer Herkunft nach aber Goten waren. Nun entsteht die Frage, ob die Annahme, daß die Herren Weiß-Chrobatiens im 6. Jahrhundert Goten gewesen wären, nicht ungereimt sei? Ob sich für eine solche Annahme irgend ein historischer Anhaltspunkt finden läßt? Letzteres ist allerdings ganz entschieden der Fall.

Wir wissen, daß zu Ende des 4. Jahrhunderts das Reich der Ost-Goten unter Hermanrich von den Hunnen unter Attila zerstört wurde. Das Centrum dieses Reiches lag in der Pontusebene, erstreckte sich aber in nordwestlicher Richtung bis an die obere Weichsel. Der Hauptschlag Attilas traf nun das Centrum des Gotenreiches, von wo sich das Gros der Goten gegen die untere Donau hin flüchtete. Ein Teil dieser Goten aber, namentlich der Ost-Goten, suchte damals Schutz hinter den nordwestlich sich hinziehenden Karpathen, im heutigen Galizien, wo sie gewiß auch schon viele ihrer Stammesgenossen als „Herren“ antrafen, da mit dem Sturz des Gotenreiches am unteren Dniester und in der Pontusebene die Herrschaft der Goten in den seitab liegenden nördlichen und westlichen Provinzen des Gotenreiches noch immer nicht gestürzt war.

Dorthin konnten nun noch viele Goten sich retten und mit Hülfe ihrer Stammesgenossen Land und Leute erwerben und sich Herrensitze schaffen. Daß es aber nach Verlauf von zwei Jahrhunderten (400—600) in Weiß-Chrobatien den gotischen Herren schon etwas zu enge ward, ist begreiflich. Auch ist begreiflich, daß nach sechs Generationen in Weiß-Chrobatien das gotische Volkstum schon bedeutend verblaßt sein mußte, daß die dort angesiedelten gotischen Herren sich mittlerweile slavisierten, da sie doch numerisch im Vergleiche mit dem unterthänigen Bauernvolke eine verschwindende Minorität bildeten und daß sie schließlich, wenn auch nur zur Unterscheidung von allerhand in anderen Ländern ansässig gewordenen Goten, auch als Chrobaten oder Kroaten bezeichnet wurden. Mittlerweile war aber südlich von Weiß-Chrobatien das Reich Attilas zerfallen (453); die auf dessen Trümmern neu erstandenen germanischen Kleinstaaten der Gepiden, Ost-Goten, Longobarden u. s. w. waren nicht von dauerndem Bestande; das Erbe Attilas, die Herrschaft über die Slaven Pannoniens, traten 590 die Avaren an, die nun der Herrschaft aller in Pannonien und dessen Grenzländern angesessener germanischer Stämme ein jähes Ende bereiteten und ihre räuberischen Züge bis tief ins oströmische Reich, ja bis weit hinunter nach Dalmatien ausdehnten. In dieser Gefahr wendet sich Kaiser Heraklius an die kriegerischen Goten in Weiß-Chrobatien oder nach einer anderen nicht minder glaubhaften Version bieten die „Weiß-Chrobaten“ dem Kaiser Heraklius ihre Kriegsdienste an, um ihre alten Erbfeinde, „die Hunnen“, wie man die Avaren auch nennt, zu bekämpfen.

Digitized by Google

Nun hieß es da unten im Süden: „Kaiser Heraklius rief die Chrobaten oder Kroaten gegen die Avaren zu Hülfe und wies ihnen die von den Avaren früher eroberten Ländereien an.“ Und nachdem die byzantinischen Historiker diese Notiz aufnahmen und auf jenen den „Kroaten“ verliehenen Territorien mit der Zeit Kroatien entstand und dieses Kroatien ein slavisches Reich wurde, mit einer slavischen, kroatischen Sprache: so nahmen nun die späteren Historiker bis in die Gegenwart hinein keinen Anstand, die Sache derart darzustellen, daß „am Anfange des 7. Jahrhunderts, vom Kaiser Heraklius berufen, der slavische Stamm der Kroaten von Norden her in seine jetzigen Sitze einwanderte“. Denn die Historiker sind eben keine Soziologen und machten nie einen Unterschied zwischen den „Herren“ und dem Volke, fassen vielmehr jedes Volk einheitlich auf und stellen sich die Sache so vor, daß immer ganze Völker in die jeweils ganz entleerten Länder einwandern.

Aehnlich wie mit den Kroaten verhält es sich mit den Serben. Das waren wieder andere „Herren“, die den „serbischen“ Slavenstamm nordwestlich von Chrobatien, in der heutigen Lausitz, beherrschten. Auch ihnen ward es mit der Zeit zu enge in ihren nördlichen Besitzungen und der Ueberschuß ihres jüngeren Nachwuchses mußte sich nach neuen Landerwerbungen umsehen oder doch mindestens um lohnende Kriegsdienste bei den reichen Byzantinern, so wie später auch die Waräger-Rossen, um solche lukrative Dienste im reichen Byzanz sich bewarben. Von ihren Sitzen im Lande der slavischen „Sorben“ nannte man diese Krieger „Serben“ und die späteren und neueren Historiker berichten nun, daß „der serbische Stamm, die heutigen Serben, im 7. Jahrhundert nach Serbien eingewandert ist“. Es läuft hier derselbe Irrtum unter, wie bei den Kroaten.

Diese zwei Irrtümer sind nun Ursache einer großen Verlegenheit der modernen Slavisten (der slavischen Linguisten). Sie finden nämlich schon längst vor der angeblichen „Einwanderung der Kroaten und Serben“ in Kroatien und Serbien deutliche Spuren slavischer Sprache und Bevölkerung. Wie ist das möglich? fragen nun diejenigen, welche auf das Zeugnis Konstantin des Purpurgeborenen gestützt, das Vorhandensein der „Kroaten und Serben“ in diesen Ländern erst von dem 7. Jahrhundert annehmen.

Namentlich auf dem Gebiete der Dialektologie der südslavischen Sprachen verursachte die Annahme des „späteren Eindringens der Kroaten und Serben“ manche Schwierigkeiten. Der Slavist Kopitar (1838) nahm eine „ursprüngliche Einheit der slavischen Bevölkerung in Pannonien Dacien und der Balkanhalbinsel“ an (worin er teilweise wohl recht hat), und ein „Durchbrechen dieser Einheit durch das spätere Eindringen der Kroaten und Serben“. Ebenso faßte Miklosich die Sache auf behufs Erklärung der Unterschiede der serbischen und kroatischen Sprache von den anderen „illyrischen“ Sprachen. Zugleich schließt Miklosich das „serbisch-kroatische ethnische Element“ von den anderen Slovenen („Sklabeni“ der Byzantiner) aus.

Mit einer solchen Hypothese stehen aber die linguistischen Thatsachen im Widerspruche. Das Serbische und Kroatische zeigen nirgends im Vergleiche mit den anderen südslavischen Dialekten etwas Fremdartiges oder Heterogenes. Die Uebergänge und Verwandtschaften zu den anderen benachbarten südslavischen Sprachen sind so natürlich

Digitized by Google

und lückenlos, daß sie ein Hineingeschneitsein von Kroatischem und Serbischem im 7. Jahrhundert entschieden widerlegen. Wie sind nun die Einwanderungsberichte Konstantins mit dieser linguistischen Thatsache zu vereinigen?

Der geniale Slavist Jagič versucht es, diesen gordischen Knoten mit einem Hiebe zu zerhauen. Er sagt einfach, nachdem er die Ansässigkeit der Slaven den Thatsachen gemäß auf der Balkanhalbinsel, in dem heutigen Serbien, Kroatien und Dalmatien längst vor dem 7. Jahrhundert konstatiert, daß die Erzählung Konstantins eine Fabel sei; „eine widerspruchsvolle Erzählung".*) Den „Kern" dieser Fabel glaubt Jagič folgendermaßen erklären zu können: „Slaven lebten schon auf der Balkanhalbinsel vor dem 7. Jahrhundert unter den Avaren, mit denen sie ins Land kamen. Infolge Bedrückung erhob sich ein slavischer Stamm, der Chrobaten hieß (?) und der Aufstand gelang! Der Sieg hatte die Herrschaft zur Folge, ganz so wie die Serben weiter im Binnenlande, Bulgaren im Osten, Russen im Dniepergebiet, Czechen in Böhmen, mit der Begründung der politischen Macht auch die betreffenden Namen zur allgemeinen Anerkennung brachten."

An dieser Erklärung von Jagič ist eines sehr verdienstlich: das entschiedene Ueberbordwerfen der „Einwanderung" der Kroaten und Serben in die Balkanlande im 7. Jahrhundert. Aber der geniale Slavist möge verzeihen, das Durchhauen eines gordischen Knotens ist keine Lösung eines wissenschaftlichen Problems und gar an die Stelle einer angeblichen Fabel des Konstantin eine freie Dichtung von einem Aufstande eines slavischen Stammes zu setzen, für den kein Anhaltspunkt vorhanden ist, geht schon gar nicht an.

Jagič sagt an einer Stelle desselben Aufsatzes, daß er kein Historiker sei und die Lösung der unterlaufenden historischen Schwierigkeit den Historikern überlasse. Das ist von ihm sehr bescheiden. Doch nicht darin, daß er kein Historiker ist (er ist es in ganz genügendem Maße), liegt die Ursache auch seines Irrtums, sondern darin, daß er kein Soziologe ist. Denn würde er Soziologe sein, so böte sich ihm die Lösung dieses Problems von selbst, ohne daß er gezwungen wäre, Konstantins Erzählung als Fabel zu verwerfen und an deren Stelle eine ganz willkürliche, nirgends begründete Aufstandshypothese zu erdichten. Denn der Soziologe weiß, daß nicht ganze Völker, sondern, insbesondere im europäischen Mittelalter, nur Kriegerscharen auf der Suche nach dem Besitze von Land und Leuten wanderten. Infolge seiner falschen Aufstellungen ist Jagič ferner gezwungen, auch die historisch beglaubigte Existenz von Weiß-Chrobatien zu leugnen. Er meint, ein solches sei ein „Phantasieland" — da irrt der verdiente und verehrte Slavist gewaltig. Weiß-Chrobatien ist historisch sichergestellt — es ist das Land zwischen Weichsel und Karpathen, ungefähr das spätere Kleinpolen und Konstantin Porphyrogenetes berichtet die Wahrheit. Nur muß man dieselbe soziologisch auffassen und verstehen! Den gotischen „Herren" Weiß-Chrobatiens und Weiß-Serbiens war es nach zwei Jahrhunderten in ihrem nordslavischen Lande zu enge geworden und sie boten ihre Kriegsdienste den von Avaren

*) Zur Geschichte der südslavischen Sprachen im Archiv für slavische Philologie, Band XVII, pg. 47, 39.

Digitized by Google

bedrängten Byzantinern an, wobei sie als Lohn die von den Avaren eroberten slavischen Balkanlande erhalten sollten. Das ist der wahre historische Vorgang, welcher der Erzählung Konstantins zu Grunde liegt. Diese bereits slavischen Goten nannte man schon nach ihrem Lande nördlich der Karpathen Kroaten und Serben und man übertrug dann ihre Namen wieder auf die ihnen von den byzantinischen Kaisern verliehenen und sodann von ihnen beherrschten Balkanländer und die dort ansässigen slavischen Stämme.

Daß sich die Sache so verhält, dafür haben wir einen schlagenden soziologischen Beweis. Der ist sehr einfach. Wir finden in Kroatien und Serbien einen Adel und adeligen Grundbesitz, der ganz und gar so organisiert ist wie überall, wo ein kriegerischer Stamm ein fremdes Land einnahm und beherrschte. Die soziale Organisation dieses Adels in Wappenbrüderschaften hat sich unter den Kroaten bis zum heutigen Tage in Ueberresten erhalten. (Die adeligen „Stämme" [Plemene], die an die polnischen Wappengenossenschaften erinnern.) Aus Serbien, wo unter türkischem Drucke der Adelstand zu Grunde gegangen zu sein scheint, hat sich uns dagegen aus dem 14. Jahrhundert (1349) ein Gesetzbuch erhalten (Car-Dusans), aus welchem uns ganz eine solche auf bevorzugtem Grundbesitz beruhende Adelsorganisation entgegentritt, wie sie überall das Resultat einer durch einen kriegerischen Stamm erfolgten Landnahme zu sein pflegt. Aus diesem Gesetzbuche allein schon wären wir berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß die „Serben", welche im 7. Jahrhundert Serbien occupierten, nichts anderes waren als eine Kriegerschar, welche Land und Leute in Serbien in Besitz nahm und beherrschte.

Allerdings die Historiker Serbiens wollen ebensowenig wie die Historiker anderer Völker etwas davon wissen, daß der serbische Adel sich aus fremden Konquistadoren bildete; vielmehr nehmen sie ihre Zuflucht zu einer auch anderwärts beliebten poetischen Darstellung, wonach das Volk seine „Besten" mittelst „Wahl" oder dergleichen zum „Adel" machte. Wie naiv eine solche Dichtung auch immer ist, so findet sie in jedem Volke gerne Glauben und zwar nur bezüglich des eigenen Adels. Von anderen Völkern glaubt man das nie: die anderen Völker haben immer einen konquistadorischen fremden Adel, nur das eigene Volk hat (namentlich im Zeitalter der Nationalitätsidee) immer einen „aus dem Volke hervorgegangenen Adel". So erzählt uns z. B. der Geschichtsschreiber Serbiens, Kallay, über die Entstehung des serbischen Adels folgenden Roman, der seinem Patriotismus und seiner Phantasie alle Ehre macht:

„Ob die Serben die Stammesverfassung schon mit sich gebracht haben, ob dieselbe erst in ihrer neuen Heimat sich entwickelte, ist für uns gleichgültig (!). Es unterliegt jedoch keinem Zweifel (?), daß mehrere Zadrugen unter Wahrung ihrer Selbständigkeit zu einem größeren Bunde, zu einem Stamme sich vereinigten." Das Gebiet eines solchen Stammes hieß Zupa. „Wie ein Starjeszyna (Aeltester) die Angelegenheiten einer Zadruga leitete, so besaß auch die Zupa ihr eigenes Oberhaupt, den Zupan, welcher wahrscheinlich (!) von den Zadrugen des Stammes oder vielmehr von den Aeltesten desselben unter sich gewählt wurde unter besonderer Rücksicht auf Verdienst und Alter..." Diese Zupanschaft nun, meint Kallay, machte, indem sie sich auf gewisse

Digitized by Google

Familien beschränkte, dieselben zum Adel (zu Wlastelinen). „Der Ursprung des serbischen Adels kann also auf die erwählten (!) Häuptlinge und auf die Einbürgerung dieser Wahlfähigkeit in einzelnen Familien zurückgeführt werden..."

Und an einer späteren Stelle desselben Werkes heißt es: „Wie in allen Staaten Europas finden wir auch in Serbien den Unterschied, welcher einerseits unter den Klassen aus der bevorrechteten Ausübung gewisser Rechte, andererseits aber aus dem Mangel solcher Rechte entstand. Wir haben schon oben mitgeteilt, auf welche Weise sich jene Gesellschaftsklasse bildete, die man am treffendsten die Adelsklasse nennen kann. Wir haben ferner wiederholt darauf hingewiesen, daß der serbische Adel trotz mancher scheinbarer Berührungspunkte mit dem Feudaladel des westlichen Europas nicht verwechselt werden darf (?). Der Ursprung des serbischen Adels ist in der Wahl zu suchen, wodurch einzelne von Gleichberechtigten zu irgend einem Vorsteheramte erhoben wurden. Es ist natürlich, daß die thatsächliche Ausübung der Wahl den Betreffenden mit der Zeit jenes Ansehen verlieh, das nicht durch die ursprünglich zu erfüllende Amtspflicht, sondern schon durch den Besitz der bloßen Würde gewisse Rechte und Privilegien sicherte. Und ebenso natürlich ist es, daß diese Rechte und Privilegien in jenen Familien, welche sie erworben haben, allmählich erblich wurden.*)

Kallays obige Darstellung ist genau nach demselben Rezepte gearbeitet, wie die aller Historiker aller europäischen Staaten, die auf der Grundlage der Eroberung und Landnahme seitens eines kriegerischen Stammes beruhen. In den meisten dieser Staaten hat in früheren Jahrhunderten die Fremdheit der herrschenden Adelsklasse ihren Ehrentitel gebildet, auf den sie stolz waren. Die Franken leiteten sich von den Trojanern her, der polnische Adel mit mehr Berechtigung von den Goten und Vandalen und von allen möglichen ausländischen Stämmen u. s. w. Dagegen beginnt mit dem Aufkommen der Nationalitätsidee im modernen Europa das Bestreben, den Adel aus den „ursprünglich gleichberechtigten" (nach Rousseaus Lehre!) als Elite hervorgehen zu lassen. Die moderne Geschichtsschreibung zeigt in allen Ländern dieselben Tendenzen und die hie und da auftauchenden Berichtigungen, daß der Adel aus einer Konquistadorenklasse hervorging, werden sowohl vom nationalen, wie auch vom konservativen Interesse als unpatriotisch, revolutionär und dergleichen abgelehnt. Aber soziologische Thatsachen lassen sich nicht durch tendenziöse Geschichtsschreibung aus der Welt schaffen. Es ist einfach lächerlich, den Ursprung des Adels, wie das Kallay ausdrückt, „in der Wahl zu suchen", wodurch einzelne von „Gleichberechtigten zu irgend einem Vorsteheramte erhoben wurden" und sodann an eine aus dieser Thatsache sich ergebende langsame soziale Evolution (Vererbung in der Familie u. s. w. u. s. w.) zu glauben, durch welche mit der Zeit aus der Masse „Gleichberechtigter" die „Edelsten und Besten" als Adel hervorgingen. Allerdings hat Kallay damit nur treu die Methode befolgt, die sich in der gesamten europäischen Geschichtsschreibung jener Staaten eingebürgert hat, über deren Entstehung wir keine authentischen geschichtlichen Zeugnisse

*) Geschichte Serbiens, I, 99.

Digitized by Google

haben. Denn wo über die Entstehung des Staates und des Adels authentische, nicht zu beseitigende, unwiderlegliche Zeugnisse vorliegen, da müssen die Historiker, wenn auch mit Widerstreben, die Thatsachen anerkennen. Nach langem, fruchtlosem Kampfe haben in der russischen Geschichtsschreibung die Slavomanen die Thatsache zugeben müssen, daß die Entstehung des russischen Staates und Adels auf die Eroberung Rußlands durch normannische Wikinger zurückzuführen ist und die Entstehung des heutigen Englands mit seinem Adelsregime durch die normannische Landnahme konnte überhaupt wegen der vorhandenen historischen Zeugnisse nie angezweifelt werden.

Mit Vorliebe knüpfen sich aber die idyllischen Darstellungen der Entstehung des Staates aus Familienordnungen und des Adels durch allmähliche soziale Evolution, welche die Besten der Nation aus der „Masse der Gleichberechtigten" herausdifferenzierte, an die vielen Lücken der europäischen Geschichte, wie sie zum Beispiel bezüglich der Entstehung Böhmens, Polens und auch Serbiens vorhanden sind. Solche idyllische Darstellungen schießen am üppigsten in die Halme, wo, wie dies Kallay z. B. sagt, „die ersten Jahrhunderte serbischer Geschichte ganz dunkel" sind. Merkwürdig! überall, wo ein solches wohlthuendes Dunkel herrscht, da entsteht Staat und Adel auf die idyllischeste Weise: nur da, wo wir über die Entstehung des Staates und Adels authentische Nachrichten haben, da spielt sich die Sache durchaus nicht so idyllisch ab!

Sollen wir an diese von Historikern in die „ganz dunklen" Jahrhunderte hineingedichteten Idyllen glauben? Nein! Die Soziologie hat andere Kriterien, nach denen sie die Vorgänge in solchen „dunklen Jahrhunderten" beurteilt und der Wissenschaft erschließt. Und zwar sind das folgende Kriterien:

Erstens: An der Gesetzmäßigkeit sozialer Vorgänge festhaltend, muß die Soziologie annehmen, daß, wenn sie Hunderte und Aberhunderte Staatenentstehungen durch Landnahmen seitens fremder Kriegerstämme zu konstatieren vermag, dieselben Vorgänge sich auch bei denjenigen Staaten abspielten, deren Entstehung in „ganz dunkle" Jahrhunderte fällt (welches Dunkel allerdings oft künstlich erzeugt wurde durch Vernichtung unbequemer historischer Zeugnisse). Sie geht dabei nach derselben streng wissenschaftlichen Methode vor, wie dort, wo sie aus dem Gange der geschichtlichen Entwickelung in historischer Zeit auf die wesensgleiche Entwickelung in vorhistorischer Zeit schließt.*)

Zweitens. Ein noch wichtigeres Kriterium zur Erschließung der Thatsache der Entstehung des Staates und des Adels auch in „ganz dunklen" Jahrhunderten ist die in historischer Zeit angetroffene soziale Organisation eines Staates, insbesondere die Grundeigentumsordnung und zwar speziell die Thatsache des adeligen Grundbesitzes. Denn da haben wir es mit einer streng logischen Schlußfolgerung, fast mit einer einfachen mathematischen Gleichung zu thun, in der aus mehreren bekannten Größen eine unbekannte mit voller Sicherheit herauszurechnen ist.

*) Vergleiche meine: Soziologische Staatsidee, 2. Auflage, Seite 60. (Innsbruck, Wagner.)

Digitized by Google

Wenn wir nämlich in allen Staaten, die historisch beglaubigt durch Landnahme seitens eines landfremden kriegerischen Stammes begründet wurden, als Folge dieser Staatengründung eine auf einem privilegierten adeligen Grundeigentum aufgebaute monarchische Herrschaftsorganisation vorfinden, in welcher der grundbesitzende Adel alle Rechte, das unterthänige Volk gar keine hat: so müssen wir nach der strengsten mathematischen Logik schließen, daß derjenige Staat, in dem wir eine solche Herrschaftsorganisation vorfinden, auch wenn seine Entstehung in „ganz dunkle" Jahrhunderte fällt, auf ebensolche Weise, das heißt durch Landnahme seitens eines landfremden Kriegerstammes erfolgt ist.

Und dieser Umstand trifft, um hier zunächst bei unserem Beispiele zu bleiben, in Serbien vollkommen zu. Das aus dem 14. Jahrhundert datierende Gesetz Car Dusans zeigt uns das Land beherrscht von einem adeligen Großgrundbesitzerstande, dessen Besitz mannigfach privilegiert ist. Dieser Besitz ist frei von allen Lasten, nur haben dessen Besitzer die Pflicht, Kriegsdienste zu leisten. Dafür ist aber ihr Besitz unveräußerlich und erblich in männlicher Linie. Dieses adelige Großgrundeigentum wird Basztina genannt und darf von Nichtadeligen nicht erworben werden. Die Insassen eines Basztinagutes sind den Basztinabesitzern unterthänig und haben ihnen zu roboten. Die Linguisten sind darüber nicht einig, was der Ausdruck Basztina bedeutet. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß der Name daher kommt, weil nur den Adeligen auf ihren Gütern der Bau von Burgen (Baszty) gestattet war. Auf nichtadeligem Gute (Pronia) durften offenbar keine Burgen, befestigte Höfe, errichtet werden.*)

Das alles sind Maßregeln, die immer und überall notwendig sind, um die Herrschaft über eine unterworfene und unterthänige Bauernklasse zu erhalten. Wo eine solche Organisation vorhanden ist, können wir mit der größten Sicherheit auf eine vorhergehende gewaltsame Landnahme schließen.

Auch eine ganze Reihe anderer diese Herrschaftsorganisation stützender Einrichtungen, wie wir sie in allen anderen konquistadorischen Monarchien Europas finden, treten uns in dem Gesetz Car Dusans entgegen und erinnern uns lebhaft an die ähnlichen Bestimmungen, sei es der germanischen Leges Barbarorum, sei es der Gesetze Polens, Böhmens und der auf den Trümmern des römischen Reiches entstandenen Länder (z. B. Spaniens). Diese Aehnlichkeiten sind keine Zufälle, sondern die gleichen Folgen der gleichen Ursachen und in unserem Falle ist die kriegerische, auf erblichem, privilegiertem Grundeigentum aufgebaute Herrschaftsorganisation der sicherste Beweis, daß auch diese Staaten, deren Entstehung sich nicht im vollen Lichte der Geschichte abspielte, im wesentlichen nicht anders entstanden sind, wie jene anderen, deren Begründung durch Landnahme seitens eines fremden Kriegerstammes uns beglaubigte Geschichte meldet.

So wie Entstehung und Entwickelung all dieser Herrschaftsorganisationen die wesensgleiche war, so sind auch die sozialen

*) Auch die Bedeutung des Wortes „Pronia" ist umstritten. Zumeist wird es vom griechischen προνοια abgeleitet; doch wohl mit Unrecht. In dem nichtslavischen Worte „Pronia" steckt das gotische „vron", von dem das deutsche „Frohn" herkommt.

Digitized by Google

Resultate dieser Entwickelungen die gleichen. Denn indem diese Herrschaftsorganisationen Jahrhunderte dauern, schaffen sie historisch-politische Individualitäten, Nationen und Nationalitäten und schweißen die heterogensten anthropologischen Elemente zu nationalen Einheiten zusammen, die sich als „Rassen" fühlen, wenn sie es auch nicht im anthropologischen Sinne sind. Dieses Gefühl wird erzeugt durch eine Anzahl sozial-psychischer Faktoren, von denen die mächtigsten die gemeinsame Sprache und Religion sind. Namentlich diese letztere steigert das „Rassengefühl" im Gegensatze zu anderen „Rassen" von anderen Religionen, zu einer Intensität, die sich in Aeußerungen unversöhnlichsten, wildesten Hasses offenbart. Und dieses Resultat der Entwickelung historisch-politischer Individualitäten können wir heutzutage überall in Europa beobachten. Bleiben wir indes bei unserem Beispiel: den Serben und Kroaten.

Anthropologisch ist jede dieser „Rassen" ein Gemisch heterogenster ethnischer Elemente; das wissen wir genau aus beglaubigter Geschichte. Traker, Illyrer, Skordisker, Slaven, Avaren, Romanen, Goten trugen bei zum Aufbau dieser „Nationalitäten". Das Werk des Aufbaues vollzog die historisch-politische Entwickelung in zwei gesonderten Herrschaftsorganisationen in Serbien und Kroatien. Unglücklicherweise trat, um diesen ohnehin unheilvollen „nationalen" Gegensatz noch zu verschärfen, die Verschiedenheit der Religion — was man so Verschiedenheit nennt! — hinzu. Die Serben sind orthodox und die Kroaten römisch-katholisch. Das genügt, um den Haß aufs höchste zu steigern. Allerhand Lappalien kommen hinzu, um den „Rassenhaß" zu erzeugen: verschiedene Aussprache derselben Worte, verschiedene Schriftsprache und dergleichen. Und mit Schaudern betrachten wir das Resultat der historisch-politischen, der „Kultur"-Entwickelung. Serben und Kroaten bekämpfen sich mit unauslöschlichem Hasse; zwei „Rassen" stehen sich gegenüber und dennoch fließt in ihren Adern dasselbe, wenn auch vielfach gemischte Blut und besitzen sie dieselbe, wenn auch dialektisch verschiedene Sprache. Der Soziologe steht vor einem furchtbaren Problem. Wo steckt die Ursache dieser das Menschengefühl empörenden Erscheinung? Die Antwort ist nicht schwer zu geben.

Zwei Herrschaftsinteressen bekämpfen sich, zwei Kirchen trachten diese Herrschaftsinteressen sich zu nutze zu machen! Da mögen die Völker sich zerfleischen, mag Blut in Strömen fließen, — was liegt daran?!

Erblichkeit und familiärer Faktor bei den tuberkulösen Erkrankungen.

Dr. med. F. Lämmerhirt.

Zielbewußte Rassenhygiene — so lautet das stolze Schlagwort der modernsten Sozialpolitiker, welche den Kampf gegen die Entartung der Rasse auf ihr Banner geschrieben haben. Ueberall rühren sie eifrig ihre Werbetrommel, um die politisch denkenden Geister aller Stände

Digitized by Google

und Berufe zusammen zu scharen und die Errungenschaften der Wissenschaft aus den engen Grenzen der Studierstube und des Laboratoriums in die Praxis des Lebens hinauszutragen.

Mit größter Freude sind derartige Unternehmungen gerade von ärztlicher Seite zu begrüßen, auf ihren Wert zu prüfen und eventuell nach Kräften zu unterstützen. Denn je weiter es die ärztliche Kunst darin gebracht hat, das einzelne Individuum dem schon nahen Tode abzuringen, um so mehr macht sich in diesem so segnungsvollen Wirken ein Konflikt geltend, vor dem der denkende Arzt seine Augen nicht verschließen darf, ein Konflikt, wie er in ähnlicher Weise zwischen der heutigen Sozialpolitik und den darwinistischen Forderungen einer natürlichen Zuchtwahl besteht und der in letzter Zeit schon von verschiedenen Seiten grell beleuchtet worden ist. Nicht nur der in voller Gesundheit und Lebenskraft plötzlich erkrankte Mensch, sondern auch der Sieche und Gebrechliche verlangt nach Hülfe und oft muß der Arzt mit erdenklichster Mühe Treibhauspflanzen hegen und pflegen, ohne imstande zu sein, ihnen frisches, gesundes Lebensblut einzuimpfen. Im Gegenteil, nicht so selten verhilft er ihnen nur noch dazu, ihre eigene Gebrechlichkeit auf Nachkommen zu übertragen und fördert so indirekt die Entartung der Rasse, während er dazu berufen sein sollte, dieselbe zu verhindern.

Innerhalb gewisser Grenzen wird dieser Gedanke wohl für alle Zeiten einen unlösbaren Konflikt bilden; aber nicht am Arzte liegt die Schuld, sondern in den Verhältnissen selbst. Denn der Egoismus selbst des hinfälligsten Individuums, sein Leben so lange als irgend möglich zu fristen, ist menschlich und daher berechtigt und der Arzt, an welchen sich der Sieche in seiner Hülflosigkeit wendet, wird stets seine ganze Kunst darauf verwenden, ihm zu helfen. Auf der anderen Seite soll der Arzt — und das ist seine modernste Pflicht — den Staat in seinem Streben unterstützen, das Volk vor Entartung zu schützen und eine gesunde Generation heranzubilden. Wie läßt sich hier eine Brücke schlagen?

Naturvölker, bei denen das Recht des Individuums sich noch nicht entwickelt hat, machen sich die Sache leicht; es ist ja hinlänglich bekannt, welche oft grausamen Mittel im Sinne einer Zuchtwahl bei ihnen Anwendung finden und gesetzlich sanktioniert sind. Zu Gesetzen, zur Staatsgewalt will man heute zurückgreifen, wenn auch die Wahl der Mittel unserem Empfinden Rechnung tragen muß. Weder dem allzu zarten Kinde, noch dem gebrechlichen Menschen in reifem Alter soll unser Mitleid und unsere Hülfe versagt werden, damit träfe man das Uebel nicht an seiner Wurzel. Das ist allein möglich, wenn die Fortpflanzung des Namens und Geschlechtes nicht mehr dem einzelnen unbeschränkt überlassen wird, sondern wenn der Staat die Oberaufsicht führt, um, wo es im Interesse der nachfolgenden Generation nötig erscheint, sein Verbot gegen die Eingehung einer Ehe einzulegen, und eine solche dringende Notwendigkeit scheint vor allem bei vererbbaren degenerierenden Leiden physischer oder psychischer Natur vorzuliegen.

So einfach und plausibel diese Methode bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag, so muß man ihr gegenüber zunächst doch sehr zurückhaltend sein und sie im Interesse des wertvollen

Digitized by Google

Grundgedankens, den sie birgt, einer scharfen Kritik unterziehen. Vor allem darf sie nicht von vornherein verallgemeinert werden; Schritt für Schritt muß genau erprobt werden, stets muß sie in Einklang mit der Wissenschaft stehen und in ihr wurzeln. Ehe wir uns also in eine nähere Kritik der sozialpolitischen Seite einlassen, müssen wir die rein medizinische Frage aufwerfen und zu beantworten suchen: welche Krankheiten von sozialer Bedeutung vererben sich auf die Nachkommen und wirken, wenn man die Vererbung pathologischer Eigenschaften als das Charakteristikum der Degeneration annehmen will, in diesem Sinne entartend? Ist die Wissenschaft in der Lage, hierauf eine unumstößlich sichere Antwort zu geben?

In Anbetracht der Vielseitigkeit dieser Frage ergiebt sich von selbst, daß sie für jede in Betracht kommende Krankheit besonders behandelt werden muß und meine Aufgabe wird es nur sein, hier darzulegen, welchen Standpunkt die Wissenschaft in der so eminent wichtigen Frage von der Erblichkeit der Tuberkulose, einer Krankheit, die mit Recht im Brennpunkt des wissenschaftlichen und sozialpolitischen Interesses steht, zur Zeit einnimmt und wie sie ihn begründet.

Die Tuberkulose ist bekanntlich eine meist chronisch verlaufende Infektionskrankheit und es gehört demnach zu ihrer Entstehung: 1. daß die von Koch entdeckten Tuberkelbazillen in hinreichender Menge und Lebenskraft den menschlichen Organismus befallen und 2. daß sie hier einen für ihre Ernährung und die Entfaltung ihrer krankheitserregenden Eigenschaften günstigen Nährboden finden, Bedingungen, die sich kurz zusammenfassen lassen in die Begriffe: Infektion und Disposition (Ansteckung und Anlage).

Ehe ich nun die Verhältnisse erörtere, wie sie zwischen dem menschlichen Organismus und den Tuberkelbazillen obwalten, muß ich eine allgemeine Bemerkung über die Infektionserreger vorausschicken. Impft man z. B. Meerschweinchen eine Kultur von Diphtherie-Bazillen unter die Haut, so gehen die Tiere in kurzer Frist zu Grunde, zeigen also eine hohe Disposition für Diphtherie, hinwiederum sind z. B. Ratten und weiße Mäuse gegen dieselben Bazillen nahezu immun. Die krankheitserregende Wirkung der Bakterien ist also an eine bestimmte Tierspezies gebunden. Das Verhältnis der Tuberkelbazillen gegenüber dem Menschen ist nun derart, daß nach allen bisherigen Erfahrungen eine absolute Immunität desselben gegen sie nicht vorkommt. Disponiert sind wir alle, jede Rasse, jedes Individuum — nur der Grad der Disposition ist ein verschiedener und bewegt sich in weiten Grenzen. Das ist der springende Punkt! Denn wir müssen dementsprechend die Frage von der Erblichkeit der Tuberkulose nach zwei Gesichtspunkten ventilieren — erstens: wird die Tuberkulose als Krankheit auf die Nachkommen übertragen? und zweitens: wird der höhere oder niedrigere Grad der Disposition vererbt?

Bei dem ersten Punkt kann es sich natürlich nicht um Vererbung im streng naturwissenschaftlichen Sinne handeln. Vererbt wird nur, was im Keimplasma der Samenzelle einerseits, der Eizelle andererseits vorgebildet ist; alles andere, was sich vom ersten Moment der Entwickelung im Mutterleib dem gemeinsamen Keim von außen hinzufügt und von der Frucht mit auf die Welt gebracht wird, ist angeboren — nicht vererbt, ein Unterschied, auf dessen Bedeutung vor allem Martius

Digitized by Google

in seinen Aufsätzen über das Vererbungsproblem in der Pathologie aufmerksam gemacht hat.

Wenn ein Kind tuberkulös geboren wird, so setzt dies eine Infektion des Fötus im Mutterleib voraus. Diese könnte einmal dadurch zustande kommen, daß von einer tuberkulös erkrankten Mutter die Tuberkelbazillen auf den Fötus überwandern oder auch dadurch, daß die Leibesfrucht einer gesunden Mutter von dem tuberkulösen Vater infiziert wird.

So einfach die Beantwortung dieser Frage dem Laien erscheint, so viel Arbeit hat sie den Naturforschern und Aerzten gekostet. Zahlreiche Tierexperimente mußten erst unter einem enormen Aufwand von Mühe und Geduld angestellt, zahlreiche Leichenuntersuchungen an Mensch und Tier erhoben werden, ehe die Wissenschaft in der Lage war, ein unumstößliches Votum abzugeben.

Die Tierexperimente knüpfen sich in Deutschland an die Namen: Baumgarten und Gärtner, Forscher, deren Ruf für die Exaktheit ihrer Versuche hinreichende Bürgschaft ablegt. Die Experimente wurden in der Weise angestellt, daß befruchtete Weibchen von Kanarienvögeln, weißen Mäusen und Meerschweinchen mit Kulturen von Tuberkelbazillen in die Bauchhöhle geimpft wurden, um so die Muttertiere zu infizieren. Das Resultat war, daß ein geringer Prozentsatz der jungen Tiere mit einer meist erst im Anfangsstadium der Entwickelung befindlichen Tuberkulose zur Welt kam. Weitere Experimente stellten Baumgarten und Maffucci an; befruchtete Hühnereier wurden mit einer Kultur von Bazillen der Hühnertuberkulose geimpft. Während verschiedener Perioden der Entwickelung wurde ein Teil der Eier untersucht und hierbei die Beobachtung gemacht, daß das Wachstum der Hühnerembryonen durch die Tuberkelbazillen keinerlei Störung erlitt. Kaum waren jedoch die Tiere aus dem Ei gekrochen, so entwickelte sich rapide bei ihnen eine Tuberkulose, an der sie schnell zu Grunde gingen.

Mit diesen Experimenten ist der sichere Beweis dafür gebracht, daß bei Tieren die Tuberkulose von der Mutter auf die Frucht übertragen werden kann.

Nun war die weitere Frage zu entscheiden: enthält das Sperma eines männlichen Individuums, das an Tuberkulose der Lungen oder gar der Geschlechtsorgane leidet, Tuberkelbazillen und kann durch diese bei dem Akt der Befruchtung zugleich die Infektion des Keimes erfolgen? Die zahlreichen Experimente, welche Jani und Gärtner hierüber an Tieren angestellt haben, ergaben in einwandsfreier Weise, daß zwar bei den eben genannten Bedingungen gar nicht so selten sich Tuberkelbazillen im Sperma anfinden, daß aber eine mit der Befruchtung einhergehende Infektion durch die Bazillen im Experiment nicht erzielt werden konnte. In der That müßte ein sonderbarer Zufall sein Spiel treiben — um ein Rechenexempel von Lode hier zu reproduzieren — wenn sich dem einen Spermatozoon, das in die Eizelle einwandert und die Befruchtung vollzieht, ein Tuberkelbazillus anschließen würde. Denn während Lode für eine Ejakulation die imposante Zahl von 226 Millionen Spermatozoen ausrechnet, kann man selbst bei bestehender Genitaltuberkulose höchstens eine Zahl von 100 Tuberkelbazillen auf eine Ejakulation annehmen. Die Wahrschein-

Digitized by Google

lichkeit der Infektion verhält sich also wie 1 : 2¼ Millionen — und ein Tuberkelbazillus macht noch keine Tuberkulose.

Die Möglichkeit einer Uebertragung der Tuberkulose vom Vater auf die Frucht liegt also außerhalb aller Wahrscheinlichkeit und ist jedenfalls für die Praxis als ein nicht in Betracht kommendes Moment auszuschließen.

Soweit die Tierexperimente, deren Ergebnisse man mit einiger Wahrscheinlichkeit und Berechtigung auch auf den menschlichen Organismus übertragen kann, falls die an diesem gemachten Befunde nicht gewichtige Gegengründe aufkommen lassen. Was nun die Sektionsbefunde anlangt, die an Embryonen und an totgeborenen oder in den ersten zwei Lebensmonaten verstorbenen Kindern tuberkulöser Mütter erhoben wurden, so hat sich ergeben, daß die Fälle von angeborener manifester Tuberkulose beim Menschen enorm selten sind. Die gesamte medizinische Litteratur kennt nur sehr wenige derartige Fälle und das ist um so bedeutungsvoller, als sie eben um ihrer großen Seltenheit willen fast alle publiziert worden sind.

Nach der Mitte und dem Ende des ersten Lebensjahres zu steigt dann die Sterblichkeitskurve der Tuberkulose schnell an bis in das zweite Lebensjahr hinein. Hierauf sinkt sie wieder und verläuft in ziemlich gleichmäßiger Tiefe bis zur Pubertätszeit. Daß sie von diesem Lebensabschnitt an gewaltig ansteigt und daß etwa vom 20. Lebensjahr an die Tuberkulose ihre verheerende Wirkung als Volksseuche entfaltet, ist zur Genüge bekannt und kommt für unsere Frage weniger in Betracht. Dagegen die hohe Mortalitätsziffer im Säuglingsalter gegenüber der geringen Frequenz im weiteren Lebensalter scheint verdächtig und ist denn auch von den Anhängern der Erblichkeitslehre immer als Beweis für die Richtigkeit ihrer Anschauung ins Feld geführt worden. Wenn man aber erwägt, daß die angeborene Tuberkulose nach unseren Kenntnissen über die Entwickelung dieser Krankheit im Kindesalter sich in den allermeisten Fällen schon in den beiden ersten Lebensmonaten geltend machen müßte und andererseits den Umstand ins Auge faßt, daß die Kinder, welche von tuberkulösen Müttern abstammen, gerade im Säuglingsalter, im Dunstkreis der mütterlichen Atmosphäre, am stärksten der Infektion ausgesetzt sind, so wird man hierin eine weit leichtere und richtigere Erklärung für die erhöhte Sterblichkeit in diesem Lebensalter finden.

Es stehen also die Leichenbefunde am Menschen in einem gewissen Gegensatze zu den Experimenten am Tiere, hier machen die Fälle von angeborener Tuberkulose einen wenn auch geringen, so doch in Betracht kommenden Prozentsatz aus, dort bilden sie eine ganz enorme Seltenheit. Bei aller Wertschätzung exakter Tierversuche wird man doch keinen Augenblick zögern dürfen, ihre Ergebnisse den bei naturgemäßen Bedingungen erzielten Ergebnissen am Menschen hintanzusetzen. Es ergiebt sich also auf unsere erste Hauptfrage die Antwort: Die Möglichkeit, daß die Tuberkulose von den Eltern auf die Leibesfrucht übertragen werden kann, läßt sich nicht bestreiten, doch spielt beim Menschen dieser Modus der Uebertragung gegenüber der Infektion im postfötalen Leben eine absolut untergeordnete Rolle, für unsere von sozialpolitischen Gesichtspunkten ausgehenden Erwägungen um so mehr, als dem Staat

Digitized by Google

hierdurch kein Nachteil erwächst, denn die wenigen Kinder, welche die Tuberkulose mit auf die Welt bringen, sterben wohl stets in den ersten Lebenswochen respektive -Monaten.

Mit dieser Entscheidung hielt ein großer Teil der Forscher die ganze Frage für erledigt und Löffler, der auf dem Berliner Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit im Jahre 1899 das Referat über „Erblichkeit, Disposition und Immunität" erstattete, kam zu dem Schlusse: Man könne die einzig wirksame Bekämpfung der Tuberkulose nur durch die Beseitigung der Infektionsgefahr, also durch die Vernichtung der mit dem Auswurf der Phthisiker nach außen beförderten Keime erzielen.

Soweit hatte es also die bakteriologische Aera gebracht, daß die Erfahrung aller bisherigen Zeiten als falsch gedeutet, daß die von den praktischen Aerzten bisher gehegten Begriffe von Disposition als abgebrauchte Ware in die Rumpelkammer geworfen wurden. Die so schnell emporgeblühte Erkenntnis und Lehre von den krankheitserregenden Microorganismen, welche zweifelsohne auf alle Gebiete der Medizin befruchtend eingewirkt und unter der Führung von Lister, Pasteur und Koch ihren Siegeslauf durch die ganze Welt gehalten hatte, beherrschte nun von ihrem Throne diktatorisch die übrigen Disziplinen der Medizin. Zwar war schon Hueppe auf der Naturforscherversammlung des Jahres 1893 der Einseitigkeit bakteriologischen Denkens in der Medizin energisch zu Leibe gegangen, indes verging noch lange Zeit, ehe die alten Anschauungen den Versuch machten, sich wieder Luft zu schaffen und jetzt war es vor allem der Kliniker Martius, der sich ihrer annahm und uns neue Bahnen wies, um in das Wesen der Disposition, das bisher noch eins von den vielen Imponderabilien in der praktischen Medizin war und daher von der „exakten" Wissenschaft über die Achsel angesehen wurde, tiefer einzudringen.

Vor der Entdeckung des Tuberkelbazillus galt die Tuberkulose allgemein als eine Familienerkrankung, für welche eben die besondere Disposition in der Familie die Ursache abgab. Im Lichte der Bakteriologie gewann die Thatsache ein anderes Aussehen; nicht Familiendisposition, sondern Familieninfektion war jetzt des Pudels Kern und diese Erklärung schien nicht minder richtig. Aber ist es denn darum durchaus nötig, die alte Anschauung kurzweg bei Seite zu schieben, können zwei Wahrheiten nicht nebeneinander bestehen und sich ergänzen? Ich hatte im Eingang meines Aufsatzes ausgeführt, daß das Wesen einer Infektionskrankheit auf Infektion und Disposition beruhe. Dies ist ja auch die allgemein gültige Lehre, nur wird meiner Ansicht nach der Begriff der Disposition heutzutage zu eng gefaßt und trägt nicht allen Gesichtspunkten Rechnung. Gewiß spielt die Schwächung des Organismus durch Krankheiten, durch soziales Elend und viele ähnliche Momente eine große Rolle bei der Disposition, aber sie erklärt nicht alles. Die spezifische Disposition für Tuberkulose, welche ihren Ausdruck darin findet, daß unter anscheinend gleichen Verhältnissen das eine Individuum leichter erkrankt, als das andere, daß zum Beispiel, um Thatsachen aus dem Leben anzuführen, bei Erkrankung des einen Ehegatten an Tuberkulose bald der andere Ehegatte auch erkrankt, bald völlig gesund bleibt — dieser höchst wichtige und gerade für die Hereditätslehre beachtenswerte Faktor bedarf einer besonderen Erörterung.

Digitized by Google

Die Wissenschaft hat diese Frage noch nicht zur Klärung und Entscheidung gebracht, denn die Statistik, welche bisher allein die Handhabe zu bieten schien, hierauf eine Antwort zu geben, hat sich als völlig unbrauchbar erwiesen. Haben doch die in großem Maßstabe angestellten Erhebungen zweier großer Versicherungsgesellschaften über die Erblichkeit der Tuberkulose direkt widersprechende Resultate zu Tage gefördert. Die Statistik ist eben eine Disziplin, welche man zu wissenschaftlichen Zwecken nur mit großer Vorsicht benutzen darf.

Es waren also neue Erkenntnisquellen zu erschließen und das Verdienst, sie gefunden zu haben, gebührt dem Historiker Lorenz, der in seinem 1898 erschienenen Lehrbuch der Genealogie für diesen bisher vernachlässigten Zweig der Wissenschaft eine Lanze brach und uns mit seiner grundlegenden Arbeit neue Lichtblicke für zahlreiche Gebiete geistiger Forschung eröffnete. Auch der Medizin erschloß die Genealogie ein neues reiches Arbeitsfeld und hier war es — wie ich schon hervorhob — als erster der Kliniker Martius, welcher dies erkannte. Nicht gleich der Statistik verschafft uns die Genealogie große, oft sinnverwirrende Ueberblicke über weite Gebiete des menschlichen Lebens, Bilder, bei denen wir doch nur die Umrisse, das Aeußere skizziert sehen, sondern kleine, aber intime Interieurs zeichnet sie uns und deshalb vermögen wir um so tiefer in die Seele ihrer Bilder einzudringen.

Wenn wir bei einem an Tuberkulose leidenden Individuum, in dessen Familie mehrere Generationen hintereinander Fälle von Tuberkulose aufgetreten sind, die Bedeutung der vererbten Disposition ermitteln wollen, so müssen wir uns nach streng genealogischen Prinzipien seine Ahnentafel aufzustellen suchen. Finden wir nun hierin, daß die an Tuberkulose erkrankten Vorfahren mit dem betreffenden Individuum einen besonderen Typus gemeinsam haben — es ist hiermit nicht etwa nur der bekannte phthisische Habitus gemeint — der sich bei den anderen Gliedern der Ahnentafel nicht vorfindet, so wird uns dieser Befund, da doch die Infektionsgefahr bei allen Mitgliedern der Familie eine gleiche war, darauf hinweisen, daß es noch einen anderen integrierenden Faktor für die Erkrankung geben muß, der in dem einen Typus zur besonderen Ausbildung gelangt ist, und dieser könnte dann nur in dem höheren Grad vererbter Disposition wurzeln. Die wenigen Forscher, welche sich bisher in dieser Weise mit dem Vererbungsproblem befaßt haben, vor allem Riffel und Martius, neigen schon jetzt zu der Annahme, daß die Ansicht der vorbakteriologischen Zeit zu Recht besteht und der höhere Grad der Disposition in vielen Fällen einen vererbbaren Faktor bildet. Wenn die Zukunft dies in ausgiebigerem Maße bestätigen wird, dann könnte man allerdings mit Recht von einem degenerativen Typus sprechen. Zur Zeit aber müssen wir diese zweite Hauptfrage, welche wir im Anfang aufgeworfen hatten, als noch nicht sicher entschieden betrachten.

Damit hätten wir die medizinische Seite unseres Themas erledigt, es erübrigt noch die Nutzanwendung auf das sozialpolitische Leben. Das eine steht für uns schon fest, daß die Tuberkulose in gewissem Grade eine Familienkrankheit ist, mag nun die spätere Forschung der Familieninfektion oder -Disposition die entscheidende Rolle hierfür zuweisen, und daß der Kampf gegen die Tuberkulose sich daher in

Digitized by Google

der einen Richtung gegen den familiären Faktor wenden müßte. Dem gegenüber aber und ganz unabhängig von ihm haben wir mit einem anderen gewaltigen Faktor zu rechnen, welcher in den sozialen Verhältnissen wurzelt, ich meine die erworbene Disposition. Dies wurde in seiner ganzen Tragweite von dem großen Hygieniker Rubner auf dem Berliner Tuberkulosekongreß aufgedeckt. Seine Untersuchungen erweisen, daß die Verbreitung der Tuberkulose der Wohnungsdichte parallel geht und seine Forderungen erstrecken sich daher vor allem auf eine energische Wohnungsreform. Die Schilderung, welche er von den eigenartigen hier in Betracht kommenden Verhältnissen entwirft, ist geradezu klassisch und es sei mir daher gestattet, sie wörtlich zu zitieren: „Noch heute vollzieht sich in unserer Nation der Werdegang einer industriellen Hochflut, mit Zurücktreten agrikoler Interessen. Die Städte wachsen, die Fabriken nehmen an Zahl und Größe zu. Immer mehr Menschen werden im Interesse der Entwickelung des materiellen Wohlbefindens, den natürlichen und gesunderen Lebensbedingungen auf dem Lande entzogen und unter Vernachlässigung dessen, was die Natur zum Leben braucht, einseitig einem bestimmten Ziele geopfert. Was wir auf der einen Seite gewinnen, durch die angestrengte Arbeit der Städter, und die intensive und ausschließliche Arbeitsteilung der Industriearbeiter, zahlen wir mit tausend Opfern an Gesundheit wieder zurück, und erst schwere Opfer lehren uns, den Menschen ohne größeren Schaden in neue Lebensbedingungen zu versetzen. Eine Krankheit der Wohnungsgefangenschaft, wie die Tuberkulose, kennt als wirksamstes Heilmittel nur die Freiheit im Aufenthalt der Natur."

Hiermit hat Rubner den Kernpunkt der Frage klar beleuchtet, und wenn wir dem noch hinzufügen, daß nach anderen Erhebungen die Verbreitung der Tuberkulose der Höhe des Einkommens umgekehrt parallel geht, so daß namentlich das Jahreseinkommen von 2000 Mark eine scharfe Grenze bildet, von der nach unten zu die Tuberkulose schnell ansteigt, — so haben wir die Bedeutung des sozialen Faktors für die erworbene Disposition und damit für die Verbreitung der Tuberkulose kurz aber eindringlich hingestellt, und nun wollen wir sehen, was da für den familiären Faktor noch übrig bleibt. Es liegt wohl klar auf der Hand, daß dies herzlich wenig ist und daß der Kampf gegen den familiären Faktor nur dort von Erfolg begleitet sein könnte, wo er ihn allein zum Angriffspunkt hat, d. h. nur in den besser situierten Klassen. — Wenn ich aber doch auf die Forderungen, welche wir im Anfang von den Vorkämpfern einer Rassenhygiene nach darwinistischen Prinzipien aufgestellt sahen, zurückkomme, so geschieht es nur, um allen Gesichtspunkten gerecht zu werden, und vor allem, um auf die Schwierigkeiten der von ihnen verlangten gesetzgeberischen Maßnahmen aufmerksam zu machen.

Zunächst ist es wohl selbstverständlich um des Prinzips und der Gerechtigkeit willen, daß das gesetzliche Eheverbot sich auch auf andere mehr oder minder oft degenerierend wirkende Krankheiten erstrecke, vor allem auf die Syphilis, die Epilepsie u. s. w. Die Folge hiervon wäre aber ohne Zweifel eine enorme Steigerung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs und seiner Trabanten, der Geschlechtskrankheiten; das aber hieße wahrlich den Teufel mit Beelzebub aus-

Digitized by Google

treiben. Auch wäre mit dem Eheverbot für eine Generation die Sache noch nicht erledigt, oft überspringt ein bestimmter Vererbungsfaktor ein oder mehrere Glieder in der Familie; schon scheint er verschwunden und plötzlich taucht er von neuem auf. Seine Wege in Gesetze zu bannen, ist noch nicht gelungen, vielleicht scheint die Genealogie dazu berufen, diese Lücke in der Wissenschaft auszufüllen. Hiernach ist es nun doch aber leicht möglich, daß ein Kind völlig gesunder Eltern den Typus eines an Tuberkulose verstorbenen Großvaters erbte, und so müßte der Kampf durch Generationen in gleicher Weise fortgesetzt werden, ehe — theoretisch gedacht — auf der ganzen Schlachtlinie der Sieg erfochten sein könnte.

Und wo sind die Generationen, welche der nachfolgenden zu Liebe ein solches Opfer auf sich laden wollen, ein Opfer, welches entsprechend der Verbreitung der Tuberkulose vor allem von der Arbeiterklasse gefordert werden müßte! Welche Erbitterung würde hier aber durch eine drakonische Gesetzgebung hervorgerufen werden! Gerade das ethische Moment muß hier doch berücksichtigt werden. Die Syphilis befällt nur den mehr oder minder Schuldigen — die Strafe wäre hart, aber nicht ungerecht. Anders bei der Tuberkulose. Hier wirken die sozialen Verhältnisse krankheitsauslösend, an deren Zustandekommen der einzelne völlig unschuldig ist. Und von ihm, der ohne eigene Schuld in der krankheitsschwangeren Atmosphäre der großen Industriestädte der Tuberkulose zum Opfer fällt, will man nun noch ein weiteres verlangen: Verzicht auf eine der höchsten Errungenschaften der Kultur, das Recht der Selbstbestimmung.

Aber selbst wenn sich die Apostel der neuen Lehre über alles dies hinwegsetzen wollten und nur darauf pochen, daß ihr Evangelium für die späteren Generationen die schönsten Früchte tragen würde — wie würde es denn in Wirklichkeit mit dem Ertrage aussehen? Die Bresche müßte in jedem Falle ausgefüllt werden, damit würde aber der Nachwuchs der gleichen Gefahr ausgesetzt sein, und über kurz oder lang würde er ihr auch anheimfallen — solange eben die sozialen Verhältnisse die gleichen bleiben. Man sieht, das Ganze wäre eine Danaidenarbeit.

Als letztes kommt noch hinzu, daß die ärztliche Kunst nicht einmal in der Lage ist, auf die Frage: leidet jemand an Tuberkulose oder ist er völlig frei von ihr? in jedem Falle eine absolut sichere Antwort zu geben; den noch schlummernden, aber darum nicht minder gefährlichen Keim der Tuberkulose wird sie oft übersehen, zumal da die Tuberkulose mit jener anderen die Menschheit immer stärker bedrohenden Krankheit, dem Krebs, die fatale Eigenschaft teilt, im Anfangsstadium, wo sie noch relativ leicht heilbar wäre, ohne Symptome zu verlaufen. Der Schmerz, der sonst so sichere Wachtposten des menschlichen Organismus, der bei vielen anderen auch nicht gefahrvollen Krankheiten Alarm ruft und zur Vorsicht und zur Verteidigung mahnt, fehlt jenen beiden Leiden anfangs meist gänzlich. Die Unmöglichkeit einer sicheren Diagnose hat aber zur Folge die Unmöglichkeit einer konsequenten Durchführung des Gesetzes und damit wäre diesem wohl von vornherein das Todesurteil gesprochen.

In den besser situierten Klassen schließlich, in denen in der That der familiäre Faktor bei der Verbreitung der Tuberkulose eine Rolle

Digitized by Google

spielt, kann man in einfacherer Weise gegen dieselbe ankämpfen. Hier muß nur der Arzt auf seinem Posten sein, muß Aufklärung verbreiten und durch Berufswahl, hygienische Erziehung, eventuell durch Kreuzung den familiären Faktor abzuschwächen suchen. Daß dies unter guten sozialen Verhältnissen wohl möglich ist, steht über allem Zweifel erhaben.

Ich habe versucht, die Erblichkeit und das familiäre Moment der Tuberkulose von allen Seiten zu beleuchten, habe versucht, die Prosperität einer zuchtwählerischen Rassenhygiene für die Tuberkulose zu ventilieren — und bin gestrandet am sozialen Faktor. Ich stehe den angedeuteten rassenhygienischen Ideen der Neuzeit durchaus sympathisch gegenüber, aber nur dort, wo sie hingehören, wo sie wirksam sind, z. B. bei der Syphilis, nicht bei der Tuberkulose. Hier ist und bleibt das soziale Moment stets ausschlaggebend. Mag selbst die Medizin in ihrem unermüdlichen Forschungsgeist ein Specificum gegen die Tuberkulose erfinden, mag Behring — wie seine neuesten Experimente an Tieren erhoffen lassen — fußend auf der Erfindung des Altmeisters Koch uns ein neues besser wirkendes Tuberkulin bescheren, mit diesem Mittel allein werden wir nie die Tuberkulose aus der Welt schaffen, wenn wir nicht stets nebenbei den sozialen Faktor berücksichtigen.

Diesen im einzelnen zu beleuchten, liegt nicht im Bereich des hier behandelten Gegenstandes. Aber das geht wohl offenbar aus meinen Ausführungen hervor, daß nur hier das Arbeitsfeld für eine erfolgreiche Rassenhygiene liegt und daß auf seinem Gebiet der Kampf gegen die Tuberkulose zur Entscheidung gebracht werden muß.

Das Strafrecht als soziales Organ der natürlichen Auslese.

Professor Dr. jur. L. Kuhlenbeck.

> „Die Organisierung des Strafrechts durch die Staatsgewalt enthält für den Verbrecher eine nicht geringere Wohlthat, als für die Gesellschaft. Unsere heutige Strafrechtspflege thut in diesem Punkte für ihn eher zu viel als zu wenig. Aber die Nachsicht, welche sie dem Verbrecher schenkt, wird erkauft durch Rücksichtslosigkeit gegen die Gesellschaft."
>
> von Ihering, Zweck im Recht, I, Seite 461.

Die Ansichten vom Grund und Zweck des Strafrechts, die uns in den Einführungen der positiven Strafrechts-Systeme geboten werden, schillern sozusagen in allen Regenbogenfarben rechtsphilosophischer Auffassung. Vielleicht die vollständigste Uebersicht gewährt uns über sie Bindings Grundriß zur Vorlesung über das gemeine deutsche Strafrecht (3. Auflage, Leipzig, Engelmann, 1884, Seite 63—87). Wir finden hier die sogenannten Straftheorien geordnet als: I. absolute, II. relative, III. Vereinigungstheorien; jede einzelne dieser Theorien aber zerfällt wieder in zahlreiche Unterabteilungen, so z. B. führt Binding

Digitized by Google

I. nur als wichtigste der absoluten Theorien an: 1. die Heilungstheorie und unterscheidet innerhalb dieser wiederum a) die sogenannte „Rescissibilitätstheorie", b) die Theorie des „idealen Schadenersatzes", 2. die Theorie „der göttlichen Vergeltung", 3. die Theorie der „sittlichen Vergeltung", 4. die Theorie der „rechtlichen Vergeltung"; zu diesen tritt (Seite 73, II) Hegels Theorie von der Strafe als „dialektischer" (!) Notwendigkeit.

II. Als relative Theorien zählt Binding auf a) die Theorie der Abschreckung, b) Feuerbachs sogenannte psychologische Zwangstheorie, c) die Notwehrtheorie, d) die Besserungstheorie, die wiederum als juridische, intellektuelle und moralische von ihm klassifiziert wird.

III. Die sogenannte Vereinigungstheorien rufen uns Schillers Vers ins Gedächtnis:

„Wie sieben Regenbogenfarben zerrinnen in das weiße Licht,
So fließt in einen Strom der Wahrheit, in einen Strom des Lichts zurück."

Aber leider kann auch das Licht, das die Vereinigungstheorien auf den Zweck der Strafe werfen, bislang nur als ein recht trübes bezeichnet werden. Mir liegt es fern, hier eine neue Kritik der zahlreichen bisherigen Versuche, dem positiven Strafrecht ein philosophisches Fundament zu geben, anzubahnen, auch auf die von Binding an anderen Orten, Seite 80 ff., gegebene Kritik und selbständige Ausführung über „Begriff, Grund und Zweck der Strafe" kann ich hier nicht weiter eingehen, ich entnehme aus dieser jedoch einen Satz, den zwar anscheinend Binding selbst nur nebenbei einfließen läßt; — es ist der einzige Satz, den ich in der mir bekannten juristischen Litteratur über Strafrecht für den gesellschaftlichen Selektionswert desselben auftreiben konnte: „Alles Lebendige kämpft, um sich selbst und die Bedingungen seines Daseins zu erhalten und zu sichern; dem Kampfe um die letzteren aber gehört die Reaktion an, die im gesellschaftlichen Leben dem Verbrecher antwortet, mögen die einzelnen oder die Gesamtheit die Vermittelung desselben übernehmen."

In diesem Satze erblicke ich einen Gesichtspunkt, der von den meisten Fachgelehrten des Strafrechts bisher zum Nachteil sowohl der rein historischen, rückwärts schauenden Forschung als auch zum Nachteil der aktuellen Kriminalpolitik viel zu wenig gewürdigt worden sein dürfte, einen Gesichtspunkt, der das Strafrecht in eine befruchtende Verbindung mit der im Lichte der modernen Entwickelungswissenschaft erfolgreich fortschreitenden Biologie, genauer der biologischen Soziologie bringt und der in hohem Grade geeignet ist, es von scholastischer, formalistischer Einseitigkeit zu erlösen, und ihm frische Säfte aus dem inhaltlich immer reicher gewordenen Gebiete der Anthropologie und (physiologischen) Psychologie zuzuführen.

Da es sich aber um ein vom Fachstandpunkte aus fast noch ganz unbearbeitetes Gebiet handelt, können meine etwas aphoristischen Gedanken nur bezwecken, zu gründlicherer Verfolgung der von ihnen berührten Gesichtspunkte anzuregen und nicht nur bei meinen Fachgenossen, von denen manche jüngere unter dem Mißverständnisse deterministischer Ethik und Lombrososcher Lehren zu einer das Strafrecht allgemein gesetzlich und praktisch konkret abschwächenden

Digitized by Google

sogenannten humanitären Tendenz sich verleiten lassen, sondern überhaupt bei Gebildeten, deren kriminalpolitische Anschauungen nicht ausschließlich von der Tagespresse bestimmt werden, wieder für eine heilsame, schärfere Zuspitzung und Handhabung der Strafgewalt Stimmung zu machen.

Zunächst möchte ich in einem, allerdings etwas sehr oberflächlichen rechtsgeschichtlichen Rückblick feststellen, daß der ursprünglich sehr bedeutende Selektionswert des Strafrechts eine mit der Verstaatlichung seiner gesellschaftlichen Funktion und der sogenannten Humanitätskultur progressive Abnahme aufweist. Fast wird man versucht, zu behaupten, daß die intensive Wirkung des Strafrechts, seine selektionistische, die Gesellschaft sichtende Wirkung in demselben Maße abgenommen hat, in welchem einerseits seine extensive Bedeutung, die Zahl der Strafnormen, andererseits die formelle Sicherheit seiner Handhabung, die juristische Technik und durch diese gewährleistete Rechtssicherheit zugenommen hat. An der im Motto wiedergegebenen Stelle seines „Zweck im Recht" behauptet nicht mit Unrecht von Ihering, daß die staatliche Organisation der Strafgewalt eine größere Wohlfahrt für den Verbrecher, als für die Gesellschaft darstellt. In meinen Augen hat ein Strafrecht, wobei man allerdings die Betonung mehr auf die erste Silbe zu legen hat, schon vor derjenigen Organisation der Gesellschaft bestanden, die wir als Staat bezeichnen. Die psychologische Wurzel derjenigen Strafe, die nicht mit der nur mißbräuchlich als Strafe zu bezeichnenden bloßen Erziehungsstrafe zusammenfällt, ist die Rache. Sie ist jene „Reaktion der einzelnen", die offenbar Binding in dem oben gedachten Satze vor Augen hat; und wenn man heutzutage vom hohen Kothurn der staatlichen Bevormundung des subjektiven Strafanspruches des einzelnen herab die Rache und Selbsthülfe geradezu in Gegensatz zum Strafrecht setzt, ja sogar jedes Bedürfnis nach Rache als unsittlich brandmarkt, so begeht man damit zum mindesten einen geschichtlichen Irrtum. Aber auch vom rein psychologisch-ethischen Standpunkt aus ist der Affekt der Rache nicht unbedingt zu verwerfen. Er setzt im Vergleich zu der auch niederen Wesensgattungen mit dem Selbsterhaltungstriebe gegebenen bloßen Abwehr oder Notwehr vielmehr einen gesteigerten geistigen Entwickelungsgrad voraus, der bedingt wird durch ein mit starkem negativen Gefühlsindex behaftetes Gedächtnis der geschehenen Verletzung. Unter den Tieren sind es nur wenige höher organisierte Arten, wie z. B. das Pferd, der Hund, der Elefant, der Affe, denen wir, wie dem Menschen die Fähigkeit zu eigentlichen Racheakten zuschreiben, durch die sie, indem sie auch nach Ablauf der verletzenden Handlung ihren Verletzer und Feind als solchen wiedererkennen, diesem mit bewußter Beziehung auf die früher empfangene Verletzung, oftmals unter planmäßiger Abwartung der passenden Gelegenheit eine Gegenverletzung zuzufügen trachten. Anstatt im Rachetriebe etwas Unnatürliches oder, solange wir von seiner gesellschaftlichen Tragweite absehen, etwas individuell Unzweckmäßiges, Ungesundes zu finden, sollten wir ihn vielmehr zunächst als einen Beweis schon erheblich vorgeschrittener Organisationssteigerung würdigen, bei welcher zugefügte Verletzungen und Störungen nicht nur feiner empfunden werden, sondern auch länger nachschwingen und daher längere Zeit reaktionsbedürftig sind.

Digitized by Google

Um hier nicht mißverstanden zu werden, müßte ich allerdings eigentlich eine ganze Theorie der Ethik geben; da es mir dazu an Raum und Zeit fehlt, beschränke ich mich darauf, hervorzuheben, daß mit der Anerkennung des Rachetriebes als eines natürlichen Triebes der Typus des rachsüchtigen Menschen ebensowenig gerechtfertigt werden soll, wie mit der Anerkennung des Ehrgefühles als einer bürgerlichen, gesellschaftlich nützlichen Tugend der schädliche ehrsüchtige Mensch; jeder Trieb kann durch Ausartung gesellschaftswidrig, d. h. zum Laster werden. Hier liegt mir nur daran, an eine psychologische Verwandtschaft des Affektes der Rache mit dem Rechtsgefühl oder dem Gerechtigkeitssinn zu erinnern, welcher letztere in gewisser Richtung sogar als ein verstandesmäßig geläutertes Rachegefühl gedeutet werden kann. Ein Racheakt ist an und für sich eine dem Individuum im Kampf ums Dasein förderliche Triebhandlung, dessen Ausübung auch objektiv und gesellschaftlich zweckmäßig und zwar präventiv wirksam ist, sofern die dadurch erzeugte Furcht vor der Rache die Verletzungstriebe gesellschaftsfeindlicher Individuen einzuschränken geeignet ist.

Aus dieser gesellschaftlichen Nützlichkeit der Rache erklärt sich des weiteren schon in den primitivsten Gesellschaftsbildungen die Teilnahme der Sippe oder ganzen Horde an der Rache des einzelnen. So entsteht gewissermaßen als erstes System organisierter (gesellschaftlicher) Strafrechtspflege das System der Blutrache. Durch diesen Beitritt der Sippe oder Horde zur Einzelrache gesellt sich zur Ausübung der Rache ein regulatives Prinzip. Das Rachebedürfnis des einzelnen erlangt hier zwar eine Verstärkung der Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, Hand in Hand mit dieser Verstärkung geht aber eine intensive Abschwächung; denn die beitretenden Genossen empfinden naturgemäß das Rachebedürfnis nicht mit der Intensität des verletzten einzelnen und diese Abschwächung der Intensität des Affektes nimmt zu mit der Summe der Teilnehmer. So bereitet sich schon im System der Blutrache eine Art Bevormundung der Privatrache vor, die schließlich sogar in demjenigen Gesellschaftssystem höherer Ordnung, das wir als staatlich organisiertes Volk bezeichnen können, vom Talionssystem zum Kompositionssystem fortschreitet. Schon die uns so streng dünkende Talionsstrafe, welche übrigens der Philosoph Kant noch für die philosophisch korrekteste Strafe erklärt, kann nämlich als eine Mäßigung der Individualrache bezeichnet werden, welche letztere, sich selbst überlassen, stets nach dem Grundsatze handeln würde: à Corsair Corsair et demie! Die bloße Talion begnügt sich mit gleicher Abwägung der Verletzung. Im sogenannten Kompositionensystem wird aber der Verletzte sogar durch die dazwischen tretende Volksgerichtsbarkeit gezwungen, auch von der Talion gegen einen genau abgestuften Abfindungstarif Abstand zu nehmen.

Die bedeutsame Umwälzung, die sich mit dieser gesellschaftlichen Bevormundung der Privatrache vollzieht, kann meines Erachtens rechtsphilosophisch und entwickelungswissenschaftlich gar nicht ernst genug gewürdigt werden; an sie knüpfen sich die schwierigsten Probleme, über die eine Verständigung nur zu erzielen sein wird, wenn diese Umwälzung einerseits in ihrer ganzen Tragweite gewürdigt, andererseits aber auch auf das richtige, angemessene Maß zurückgeführt wird, —

Digitized by Google

eine Aufgabe, die nur unter Zuhülfenahme gründlichster philosophischer Einsicht mit Einschluß der Erkenntniskritik gelöst werden kann; in einem Essay, wie dem vorliegenden, müssen wir uns damit begnügen, auf diese Probleme nur sozusagen mit dem Finger zu deuten. Die weitgehenden Meinungsverschiedenheiten über den Begriff des Strafrechts überhaupt, insbesondere des subjektiven Strafrechts, nehmen hier ihren, den meisten Theoretikern allerdings unbewußten Ausgangspunkt und verquicken sich sogar mit so allgemeinen Gegensätzen der Denkformen, wie dem altberühmten scholastischen des Nominalismus und sogenannten Realismus. Objektives Strafrecht entsteht erst, als regula juris, wenn auch zunächst bloß in Gestalt der Sitte oder des Gewohnheitsrechts, als ungeschriebene Satzung mit dieser Entwickelungsphase. Ich erinnere daran, daß nach der herrschenden Anschauung das objektive Recht überhaupt nichts anderes ist, als die staatlich organisierte Zwangsgewalt, und daß subjektives Recht im modernen Sinne erst aus diesem objektiven Recht sich herleitet. Es wird daher bei manchen Theoretikern schon Anstoß erregen, von einem verstaatlichten Strafrecht überhaupt zu sprechen. Aber die alte Frage, was früher ist, das Ei oder die Henne, scheint uns durch die moderne Entwickelungslehre gelöst zu sein, wenn auch nicht zu Gunsten des Eis, wie es sich in der jetzigen Henne findet, so doch zu Gunsten früherer Daseinsformen, die sich in der Entwickelungsgeschichte dieses Eis noch jetzt rekapitulieren, wenngleich nicht ohne zahlreiche Abkürzungen oder gar Fälschungen. (Vergleiche Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, Seite 311, Caenogenesis.)

Mit der Vergesellschaftung des Strafrechts bekommt dieses, um mich eines von von Ihering geschaffenen Ausdruckes zu bedienen, ein neues Zwecksubjekt. Zwecksubjekt der Sitte, sagt von Ihering im Zweck im Recht, ist die Gesellschaft. Dasselbe gilt vom Recht, das zweifellos zunächst, in seiner ursprünglichen Form als Gewohnheitsrecht nur ein durch besondere Zwangsgewalt ausgezeichneter Ausschnitt der Sitte ist; also auch vom Strafrecht. Was aber bedeutet dieser Ausdruck: „Zwecksubjekt"? Wir haben logisch alle Veranlassung, vor ihm zu stutzen und uns seinen begrifflichen Inhalt klar zu machen, wenn wir uns nicht der auf allen Wissensgebieten, mit Einschluß selbst der modernen Naturwissenschaft, die notgedrungen immer mehr Naturphilosophie zu werden scheint, so bedenklichen Gefahr des Mißbrauches abstrakter Wortbildungen aussetzen wollen. Gerade innerhalb der Jurisprudenz und der Geschichte haben hypostasierte Begriffe, wie Gesellschaft, Staat, Volk sich von jeher dem wissenschaftlichen Denken mit so unabweislicher Notwendigkeit aufgedrängt, daß es uns nicht befremden kann, wenn schließlich die große Mehrheit mit diesen Begriffen wie mit Vorstellungen seiender Dinge (unsichtbarer Entitäten) operiert und völlig vergißt, daß sie im letzten Grunde nichts anderes sind als sozusagen Abbreviaturen einer mehr oder weniger abgegrenzten Summe von bloßen Beziehungen. Beispielsweise kann der Streit über das Wesen der juristischen Persönlichkeit immer noch nicht als beendet gelten. Von Ihering stellt sich nun in diesem Streite durchaus auf den, um an den alten Prinzipienstreit der scholastischen Logik, einer mit Unrecht vielfach unterschätzten Periode menschlicher Geistesentwickelung zu erinnern, „nominalistischen" Stand-

Digitized by Google

punkt; das heißt im Gegensatz zu den sogenannten „Realisten“ der Scholastik, deren Name daher rührt, daß sie Abstraktionen der hier fraglichen Art für reale Wesen erklärten, sieht er in der juristischen Person, also in einem „organisierten“ Gesellschaftselement, nur einen juristischen Mechanismus oder eine juristische Denkform für kombinierte Zwecke. Wenn er also die Gesellschaft oder den Staat für ein Zwecksubjekt erklärt, so kann er diesen Ausdruck ebenfalls sozusagen nur im grammatischen oder logischen, nicht im ontologischen Sinne genommen wissen wollen. Wirkliche Zwecksubjekte sind und bleiben stets nur die Individuen; nur diese existieren in Wirklichkeit, sie bleiben also auch, nachdem sie sich gesellschaftlich „organisiert“ haben, die Zwecksubjekte der gesellschaftlichen Einrichtungen, insbesondere also des Strafrechts. „Ein wunderliches Subjekt, wird man mir einwenden“, sagt von Ihering, Zweck im Recht I, Seite 462, „eine bloße Abstraktion; das wirkliche Zwecksubjekt ist der Mensch, der einzelne, ihm kommt schließlich jeder Rechtssatz zu gute. Vollkommen richtig! Alle Rechtssätze, mögen sie dem Privatrecht, Strafrecht oder öffentlichen Recht angehören, haben den Menschen zum Zweck. Aber das gesellschaftliche Leben, indem es den Menschen durch Gemeinsamkeit dauernder Zwecke zu höheren Bildungen zusammenfügt, erweitert eben damit die Formen des menschlichen Daseins. Zu dem Menschen als für sich betrachteten Einzelwesen (Individuum) gesellt es den gesellschaftlichen hinzu, den Menschen als Glied höherer Einheiten.“

Auch das naturwissenschaftliche Denken kann an diese meines Erachtens genauere Denkweise nicht oft genug erinnert werden; es sollte niemals übersehen werden, daß wie „Gesellschaft“, so auch jeder Art- und Gattungsbegriff eine Abstraktion ist, eine mehr oder weniger willkürlich vom klassifizierenden Subjekt abgegrenzte logische Abbreviatur gewisser Verhältnisse und Beziehungen zwischen den allein wirklichen Individuen. Statt im modernen Sinne realistisch zu sein, ist die entgegengesetzte Hypostasierung der Gattungs- und Artbegriffe vielmehr von einem gewissen Mystizismus nicht frei zu sprechen und dieser Begriffsmystizismus treibt vor allem in der modernen darwinistischen Biologie und der an ihn sich anlehnenden Soziologie sein Unwesen, verführt durch das in anderem Sinne, als Konstanz eines bestimmten Typus, einer bestimmten Seinsform der Individuen durchaus richtige Prinzip der „Erhaltung der Art“. So findet sich beispielsweise in dem sonst sehr geistreichen und bedeutenden Buche Le Bons „Lois psychologiques de l'évolution des peuples“, Seite 10 ff., folgende Hypostasierung einer sogenannten Rassenseele: „L'ensemble d'idées de sentiments que tous les individus d'un même pays apportent en naissant, forme l'âme de la race. Invisible dans son essence, cette âme est très visible dans ses effets, puisqu'elle régit en realité toute l'évolution d'un peuple.“

Die Schaffung des nur scheinbaren, gedachten (ideellen) neuen Zwecksubjekts des Strafrechts (der Gesellschaft) muß sich demnach, wenn wir die genauere nominalistische Anschauung festhalten wollen, schließlich doch auf eine Zweckmäßigkeit für das Individuum zurückführen lassen. Ich glaube auch, daß wir nicht lange zu suchen brauchen, um diese Zweckmäßigkeit zu erkennen. Die von den anderen Individuen gewährleistete Rechtshülfe sichert, je mehr sie staatlich organisiert wird, nicht

Digitized by Google

nur die Daseinsbedingungen des sozial angelegten Individuums in dem Maße, daß letzteres dafür die Minderung beziehungsweise Mäßigung seines Rachebedürfnisses gern in Kauf nimmt, sondern eben diese Mäßigung selbst ist auch von individuellem Nutzen, denn die an sich nützliche Eigenschaft des Rachetriebes würde doch im gesellschaftlich ungeregelten Zustande zu einem zweischneidigen Schwerte für die Individuen selbst dadurch, daß sie im Gegner neue, über die bloße Kompensation hinausgehende Verletzungen weckte, die naturgemäß zu gesteigerten Reaktionen führten. Die gesellschaftliche Bevormundung des subjektiven (individuellen) Strafrechts erscheint hiernach als eine von der Mehrheit der Individuen empirisch für zweckmäßig erkannte Regulierung der Rache. Diese Selbstregulierung wird in allen Fällen versagen, wo eine Strafnorm entweder nicht vom übermächtigen Willen einzelner oder der Mehrheit gestützt wird oder aber wo, wie beispielsweise zur Zeit noch in Ehrenhändeln, die gesellschaftliche Strafgewalt dem feiner entwickelten Satisfaktionsbedürfnis höher organisierter Individuen (von ausgeprägtem Persönlichkeitsgefühl) nicht Genüge leistet, — in letzterem Fall greift das Individuum, allerdings auch in diesem Fall gestützt auf eine Art Rechtshülfe gleichgesinnter Standesgenossen mit Einschluß selbst der durch seinen Stand moralisch gezwungenen Gegner zum Urrecht der Privatrache zurück, zum Zweikampf.

Jetzt erst kommen wir auf die Frage zurück, welchen Einfluß die gesellschaftliche Bevormundung des Strafrechts auf die Selektion, d. h. die Sichtung der Individuen im Verlaufe ihrer so allgemein skizzierten Entwickelung, ausgeübt hat. Wir haben uns in der Ueberschrift jener, soeben von uns abgelehnten Auffassung der Gesellschaft als eines wirklichen Organismus anbequemt; genau genommen können wir beim Strafrecht weder von einem sozialen Organ reden — denn die Gesellschaft ist eben kein Organismus im physiologischen Sinne, — noch auch (bislang wenigstens) von „Auslese"; denn Auslese ist eine zweckbewußte Handlung. Wissenschaftlich dürfte der Ausdruck „Sichtung" für Selektion den Vorzug verdienen, da er im allgemeinen einen objektiveren Sinn hat, sich etwa deckt mit Ausscheidung, die ja auch unbewußt und indirekt innerhalb blind wirkender Naturprozesse stattfindet und nicht den Nebengedanken eines auf Vervollkommnung gerichteten sehenden Subjekts einschließt.

Vor einer gereiften wissenschaftlichen Weltanschauung hat sich das anfangs mit dem Darwinismus noch verknüpft gewesene Vorurteil nicht lange halten können, daß dem „Kampf ums Dasein" notwendig eine fortschrittliche, vervollkommnende Tendenz innewohne. Wir reden heutzutage auch von rückschrittlicher Selektion. „Fortschritt" und „Rückschritt" sind zumal auf sozialem Gebiete nichts anderes, als der Ausdruck einer subjektiven Wertschätzung. Allerdings kann diese zunächst subjektive Wertschätzung durch mehr oder weniger allgemeine Uebereinstimmung einen gewissen Objektivitätscharakter erlangen; beispielsweise wird biologisch die Steigerung des Lebens durch zunehmende Organdifferenzierung unbedenklich als Fortschritt, als Vervollkommnung gelten können. Aber auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaft verliert diese Wertschätzung ihre objektive, also ihre wissenschaftliche Geltung, da hier vor allem zunächst der

Digitized by Google

schon berührte und, wie es fast scheint, unversöhnliche Gegensatz zwischen Individualismus (Nominalismus) und Sozialismus, d. h. einem die Gesellschaft zu einem realen Ganzen, einem Individuum höherer Gattung hypostasierenden „Realismus“ (Mystizismus) eingreift, überdies auch die Maßstäbe, nach denen der Wert des Lebens überhaupt eingeschätzt wird, gar zu verschieden sind. So kommt es, daß eine geschichtliche Abänderung, die dem einen als Fortschritt erscheint, dem andern als bedauerlicher Rückschritt gilt. Beispielsweise sagt Schiller, der auf einem individualistisch-ästhetischen Standpunkte der Wertschätzung steht, im sechsten Briefe über ästhetische Erziehung: „Ich verkenne nicht die Vorzüge, die das gegenwärtige Geschlecht als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?“

Sobald wir den Accent auf die Entwickelung eines individuell möglichst tüchtigen Menschheitstypus legen, muß uns der Selektionswert der strafrechtlichen Auslese im modernen Staat mit seiner strafrechtlichen Bevormundung der Privatrache geringwertiger erscheinen, als derjenige des ursprünglichen Systems der Selbsthülfe. Die letztere hatte an und für sich die Tendenz, das weniger thatkräftige Individuum auszuscheiden und eine Vermehrung der Kräftigeren zu begünstigen. Andererseits aber wirkte sie regelmäßig durchgreifender im Sinne einer Ausrottung des Verbrechertums, weil ihr Strafsystem radikaler war. Noch in unseren Tagen hat man vielfach die Beobachtung machen können, daß eine zeitweilig ausgeübte sogenannte Lynchjustiz in gesetzlich ungeregelten Gebieten diesen eine größere Sicherheit der Lebensbedingungen, eine relativ größere Reinheit von verbrecherischen Elementen gewährleistet hat, als solche in den Centren unserer Kultur, in unseren Großstädten, wo nicht selten die abscheulichsten Verbrechen am hellen Tage verübt werden und unentdeckt bleiben, möglich ist. Auch in rein polizeilicher (präventiver) Richtung vermag nämlich ein auf Selbsthülfe und Privatinitiative gegründetes System, vorausgesetzt allerdings, daß überall die Vergesellschaftung der einzelnen begonnen hat und zu thatkräftiger Kooperation schreiten kann, mehr zu leisten, als die das Resultat einer fortgeschrittenen Civilisation und gesellschaftlichen Arbeitsteilung bildende Berufspolizei.

Der urwüchsige Racheinstinkt dieses primitivsten Rechtssystems trifft übrigens auch in der Wahl der Strafmittel vom Standpunkte der gesellschaftlichen Auslese aus zweifellos vielfach das Richtigere, als die von mannigfacher Gedankenblässe angekränkelte Kultur. Er richtet sich mehr gegen den Verbrecher, als gegen das Verbrechen; er sucht diesen entweder zu vernichten oder wenigstens dauernd seiner Mittel zur Ausübung des Verbrechens zu berauben oder ihn so zu brandmarken, daß jedes Individuum auch in Zukunft seine gefährliche Eigenschaft erkennen und ihm gegenüber auf der Hut sein kann. Mit einem Worte, er bevorzugt das System der Lebens- und Leibesstrafen, welche im modernen Staatswesen immer mehr demjenigen der Freiheits- und Geldstrafen Platz gemacht haben. Eine „humanitäre“ Richtung des Zeitgeistes sucht überdies immer mehr dahin zu wirken,

Digitized by Google

nicht nur die Freiheitsstrafe selber zeitlich und intensiv abzumildern, sondern auch durch Institutionen, wie die sogenannte bedingte Verurteilung, ferner durch eine möglichst ausgedehnte Begnadigungspraxis den Verbrecher auch vor der bloß zeitlichen Isolierung innerhalb der Gesellschaft, welche die Freiheitsstrafe mit sich bringt, immer mehr zu schützen. Im Humanitarismus (diese Wortbildung scheint mir zum Unterschied von dem etwas ganz anderes bedeutenden geschichtlichen Humanismus notwendig) tritt das Mitleid an Stelle des Rachetriebes oder wohl gar der Gerechtigkeit, und sein praktisches Bestreben scheint eher darauf gerichtet zu sein, die möglichst größte Quantität des Menschenmateriales mit Einschluß der Schwachen und Minderwertigen zu erhalten, als einen qualitativ besseren Typus auszuprägen.

Eine bedenkliche Unterstützung sucht dieser Humanitarismus im Determinismus und den modernen naturwissenschaftlichen Einsichten; man könnte diese Unterstützung als einen Mißgriff des heutzutage so viel gehörten Wortes bezeichnen: Comprendre c'est excuser. Je mehr unsere physiologischen Einsichten vorschreiten, je tiefer wir in das psychologische Getriebe blicken lernen, um so mehr erkennen wir, auch in jedem einzelnen Falle, daß ein Verbrechen sich ebenso mit naturgesetzlicher Notwendigkeit als das Ergebnis dieser oder jener erblichen Belastung in Verbindung mit diesen und jenen sonstigen Gelegenheitsursachen abspielt, wie beispielsweise eine Explosion. Die gewöhnliche Lehre von der Willensfreiheit findet kaum noch einen wissenschaftlich ernsten Vertreter. Wie ich bereits in meiner Monographie „Der Schuldbegriff" hervorgehoben habe, kann die Verantwortlichkeit im moralischen Sinn nur metaphysisch begründet werden. Empirisch unterliegt die That des Gesunden demselben allgemeinen Kausalitätsgesetz, wie die des Geisteskranken, den wir dem Strafrichter als unverantwortlich entziehen. Es ist sozusagen lediglich die Verkehrsanschauung oder, um noch deutlicher zu sein, das Geschmacksurteil, welches die praktisch doch so bedeutsame Grenzlinie zwischen Pathologie und Verbrechen feststellt, weshalb auch fast in jedem einzelnen Falle die Meinungen geteilt bleiben. Ich möchte behaupten, daß ein wissenschaftlich hochgebildeter Psychiater jeden Verbrecher — ohne Ausnahme —, sofern ihm nur genügendes Material zu seiner Beurteilung geliefert wird, als „pathologisches Produkt" „exkulpieren" kann, wobei allerdings zu beachten ist, daß eben der Begriff des Pathologischen selbst rein konventionellen und relativen Charakters ist.

Ein interessantes Beispiel bietet der gegenwärtige Ansturm unserer infolge ungünstiger Rassenkreuzungen und mitwirkender sonstiger Mißverhältnisse an Zahl erschreckend zunehmenden Degenerierten gegen diejenigen Strafnormen, welche sich auf unnatürliche Geschlechtsbefriedigung beziehen. Sie werden dabei von einem sogenannten wissenschaftlich-humanitären Komitee unterstützt, dem allerdings mit Gründen irgend einer absoluten Strafrechtstheorie schwer beizukommen sein dürfte. Selbst unsere individualistisch-geschichtliche Ableitung des Strafgedankens aus der Rache scheint hier, sofern es sich bei solchen Verbrechen nicht etwa um Verführung, um Knabenschändung handelt, zu versagen. Nur der Selektionsgedanke, der sich übrigens mit der psychologisch durchaus stichhaltigen, von unserem

Digitized by Google

berühmtesten deutschen Kriminalisten (Feuerbach) klassisch vertretenen psychologischen Zwangstheorie verbinden läßt, hält auch hier Stich. Ich möchte sogar behaupten, daß gerade diese Strafnormen, welche nicht ein an und für sich gesellschaftsfeindliches, den Nächsten verletzendes Verhalten treffen — denn wen verletzt die sogenannte „Bestialität" desjenigen, der Unzucht mit Tieren treibt? —, die vielmehr gegen ein an und für sich die Menschenehre beleidigendes, unwürdiges Verhalten gerichtet sind, diejenigen sind, bei denen zuerst die bewußte Selektion als Strafprinzip zum historischen Durchbruch gelangte.

Man hat allgemein die Empfindung, daß so abscheulich entartete Typen aus der Gesellschaft auszuscheiden sind, und wehe dem Volke — die Kulturgeschichte des Orients und des Altertums bezeugt es —, dem diese allgemeine Empfindung abhanden käme! Nach meiner Ueberzeugung würde unsere Nation, wenn sie dem Andringen jener wissenschaftlich-humanitären Freunde des sogenannten dritten Geschlechts nachgäbe und die jetzt so viel besprochenen Normen aus unserem Strafkodex striche, sich selbst ein bedenkliches Zeugnis beginnender décadence ausstellen!

Die bewußte Aufnahme des Selektionsgedankens — sobald wir die Sichtung der Gesellschaft zum kriminalpolitischen Prinzip erheben, können wir allerdings statt von bloßer Sichtung von Selektion, von bewußter „Auslese" reden — erscheint mir in der That notwendig zu sein, um die zweifellos zu konstatierende Abschwächung der sozusagen natürlichen (unbewußten) Auslese oder vielmehr Sichtung der Gesellschaft durch die mit der staatlichen Bevormundung des subjektiven Strafrechts (der Rache) verknüpfte Konservierung des Verbrechertums und der minderwertigen Menschen wieder auszugleichen. Dieser Gedanke allein ist imstande, die kriminalpolitischen Abwege, zu denen die durch Einsicht in die Motivation bedingte Abschwächung der sittlichen Entrüstung den sogenannten Intellektualismus zu verleiten droht, zu verbannen. Dem Humanitätsphilister wird schließlich, je mehr er sich über die Natur des Verbrechers aufklärt, nach dem Satze: comprendre c'est excuser, unser ganzes Strafrecht inhuman erscheinen trotz allen zunehmenden Komforts in Zuchthäusern und Gefängnissen. Man mache ihm klar, daß die organisierte Gesellschaft, selbst wenn sie den Selektionsgedanken nicht zum einzigen Zweckmoment des Strafvollzuges stempeln darf, doch jedenfalls neben anderen Zwecken mit der Ausübung ihres Strafrechts auch eine vollbewußte Reaktion gegen die pathologischen, minderwertigen Elemente ihrer Zusammensetzung zu verfolgen hat.

„Die Strafnormen", schreibt Vacher de Lapouge in seinen Selections Sociales, Seite 319 ff., „bilden eine Gesamtheit medizinischer und chirurgischer Maßregeln, deren Bestimmung es ist, die Wiederholung von gesellschaftsfeindlichen Handlungen durch Mittel zu verhindern, die auf eine zeitliche oder definitive Unterdrückung des gesellschaftsfeindlichen Elementes abzielen. Die Kriminalisten haben über den Grund des Strafrechts zahlreiche Theorien aufgestellt, z. B. die der Verantwortlichkeit, der Sühne, Vergeltung, Besserung u. s. w. Die Lektüre der diesen Diskussionen gewidmeten Arbeiten läßt jedoch eine brutale Thatsache unbeachtet, die auslesende Thätigkeit der Gesellschaft zwecks Ausscheidung der ihr gefährlichen Bestandteile.

Digitized by Google

Diese Thatsache allein bildet den wissenschaftlichen Boden, auf den man sich von jetzt ab stellen sollte.

Es ist Mode geworden, über die Natur des Verbrechers zu streiten, ein Entarteter für die einen, ist er für die anderen ein atavistisches Monstrum. Ich finde in der Lombrososchen Theorie nicht minder einen richtigen Gedanken wie in derjenigen der Entartung. Aber solange man noch nicht über gute anthropologische Karten für die einzelnen Bezirke verfügt, solange man noch nicht den mittleren Typus jeder Klasse jeder Gegend bestimmt hat, solange man noch nicht die wichtigsten vorgeschichtlichen Typen kennt, halte ich Erörterungen über die eine oder andere Gattung des Verbrechers für ziemlich überflüssig und aus diesem Grunde habe ich der sogenannten Kriminal-Anthropologie noch wenig Beachtung gezollt. Unverkennbar giebt es einen Typus des professionellen Diebes oder Mörders. „Spitzbuben-physiognomie" ist ein Ausdruck, der zu allen Zeiten und in allen Ländern seine Berechtigung gehabt hat, ebenso wie man vom Typus eines Priesters, eines Matrosen, eines Bauern, eines Offiziers spricht. Doch fürerst entzieht sich dies alles noch der wissenschaftlichen Analyse. Vielleicht wird man später einmal zu einer systematischen Einteilung gelangen. Wenn der Landbewohner sich vom Städter, der Gebildete sich vom Ungebildeten sogar durch den durchschnittlichen Schädel-Index unterscheidet, so ist es wahrscheinlich, daß auch die Kategorie der Verbrecher ebenso selektionistische Gruppen bildet, welche ihre differenziellen Kennzeichen haben. Ich gehe sogar weiter: ich frage mich, ob man nicht einen zahlenmäßig begrenzten morphologischen Typus des Offiziers, des Beamten finden dürfte; aber bevor man diese unterschiedlichen Kennzeichen feststellt und die Ursachen aufsucht, welche die Individuen in ausgelesenen Gruppen vereinigen können, muß man den Anfang mit Feststellung der Normal-Typen machen."

Möge also die Kategorie der Verbrecher selbst wieder einer Auslese zuzuschreiben sein oder nicht, unstreitig ist die auf ihre Unterdrückung gerichtete gesellschaftliche Thätigkeit von selektiver Wirkung. Vielleicht ist sie sogar der einzige Fall, in dem eine Auslese mit Bewußtsein erzielt wird.

Vom gesellschaftlichen Gesichtspunkt aus genügt es nicht, daß der Verbrecher bestraft wird. Die alten Ideen der Sühne und Besserung erregen mir geradezu ein Lächeln. Die Hauptsache ist es, ihn an weiterer Schadensstiftung zu verhindern, man muß seine Fortpflanzung verhindern. Jeder Nachkomme des Verbrechers, mag er selbst der anständigste Mensch sein, trägt den Keim der Kriminalität in sich. Ein atavistischer Rückschlag, eine unpassende Kreuzung kann diesen Keim in jeder Generation zum Ausbruch bringen.

Eins aber darf nicht übersehen werden, nämlich dies, daß der Selektionsgedanke an und für sich ein rein formeller Gesichtspunkt ist, der lediglich in Verbindung mit anderen inhaltlichen Zielen Bedeutung erlangt, mit anderen Worten: Wie die indirekte, natürliche (unbewußte) Sichtung der Lebewesen durch den Kampf ums Dasein keineswegs immer eine vervollkommnende Tendenz einschließt, wenigstens in den Augen desjenigen, für den nicht der jedesmalige Erfolg das Ideal deckt, so bietet auch die bewußte Aufnahme des Selektionsgedankens in die

Digitized by Google

Kriminalpolitik an und für sich nicht die geringste Gewähr für eine veredelnde Richtung desselben. Und daran erinnert uns nichts mehr als der einseitige, mir aus dem erstaunlichen Rückgange der humanistischen (nicht humanitären) Bildung erklärliche Fanatismus, mit welchem die rein naturwissenschaftliche Schule der Selektionisten alle sonstigen moralischen Errungenschaften des gesellschaftlichen Menschen brüskiert. Giebt es doch Selektionisten, welche nicht nur die Armenpflege und jeden auf den Schutz des wirtschaftlich Schwächeren gerichteten Gesetzesvorschlag, sondern sogar die Fortschritte der Heilkunst bedauern zu müssen glauben, weil damit nach ihrer Ansicht wertvolle Ausscheidungsursachen, Armut, Hunger, Krankheit, Seuche in ihrer natürlichen Wirkungsweise gehemmt werden. Sogar den gesellschaftlichen Kampf gegen den Alkoholismus kann man von solchen Selektionisten verurteilt hören, weil der Alkohol die physiologisch minderwertigen Elemente zu vernichten geeignet sei, während eine Mäßigkeits- oder gar Abstinenzbewegung diese zu erhalten strebe. Besonders einzelne Engländer zeichnen sich in diesem Sinne vielfach durch eine Gefühlsroheit aus, die den Verdacht circumscripten Defektes der höchsten intellektuellen Gefühlstöne nahelegt, indem sie völlig verkennen, daß die Verleugnung der sittlichen und religiösen Ideale durch eine rein materialistisch-physiologische Auffassung binnen kürzester Frist die Menschheit ihrer Menschlichkeit berauben müßte. Eine der höchsten Blüten der Menschlichkeit aber ist die Gerechtigkeit.

Auch de Lapouge betrachtet die moderne Gerechtigkeitsidee offensichtlich für unvereinbar mit dem selektionistischen Gedanken; indem er darauf hinweist, daß nicht bloß gegenüber den zur Zeit des Vergehens schon existenten Abkömmlingen, sondern noch der ganzen Familie eines Verbrechers gegenüber Mißtrauen und Argwohn berechtigt sei, scheint er fast die Wiederaufnahme eines so barbarischen Strafrechts empfehlen zu wollen, wie es beispielsweise die schlimmsten Despoten der römischen Kaiserzeit gegen die Kinder und Anverwandten der Hochverräter geübt haben. Sonderbarerweise hat aber gerade dieser praktische Selektionismus rücksichtsloser Kriminalpolitik von unserem Standpunkte aus stets nur im Sinne einer rückschrittlichen Auslese gewirkt. Vergleiche z. B. von Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt, I C. III. (Die Ausrottung der Besten.)

Das Mißtrauen gegen die ganze Sippschaft eines Verbrechers ist allerdings berechtigt, die Naturgesetze der Vererbung fordern dessen Berücksichtigung auch seitens der Staats- und Gesellschaftslehre, aber sie fordern sie innerhalb des Rahmens der Gerechtigkeit. Auf keinen Fall darf der Staat, um das Unrecht, das Verbrechen zu bekämpfen, selber zum Verbrecher, sei es auch zum gesetzlichen Verbrecher werden. Er würde in dem Augenblicke, wo er diejenige Selbstregulierung seiner Zwangsgewalt, die wir als Gerechtigkeit kennzeichnen und die allein ihn zum Vormund der Privatrache machen konnte, sein Fundament untergraben (Justitia fundamentum regni). Jenes berechtigte Mißtrauen nun hat seinen Platz nicht innerhalb des Strafvollzuges, sondern innerhalb der präventiven Kriminalpolizei und des öffentlichen Rechtes überhaupt zu suchen. Als ungerecht wird es beispielsweise nur eine individualistisch und demokratisch vollständig versumpfte Weltanschauung bezeichnen können, wenn ein entschieden

Digitized by Google

selektionistisch (aristokratisch im natürlichen Sinne) gerichtetes Staatswesen die Führung von obligatorischen Stammbäumen unter obrigkeitlicher Aufsicht einführte, in denen wie jede nachweisbare Todesursache, so auch jede geistige Erkrankung eines Individuums und jedes Verbrechen zu verzeichnen wäre.

Solche Stammbäume würden auch der immer dringlicher werdenden Heiratspolitik und einer weitschauenden Ehegesetzgebung zur Grundlage dienen können. In Verbindung hiermit steht die von mir bereits mehrfach in öffentlichen Blättern verfochtene Notwendigkeit, zulänglichere Gesetze gegen die Verdunkelung der Herkunft durch willkürliche Namensänderungen u. s. w. (z. B. Adoptionen) zu schaffen.

De Lapouge läßt sich bis zu dem brutalen Vorschlag der Kastrationsstrafe verleiten. Vom rein physiologischen Standpunkte aus würde freilich die Kastration das geeignetste Mittel sein, ungezählte verbrecherische Keime zu zerstören, auch ihre abschreckende Wirkung wäre nicht zu unterschätzen. Allein dieser handgreifliche Vorteil würde ebenso wie der grobfädige Vorteil aller Leibes- und Lebensstrafen gar nichts bedeuten gegenüber dem unersetzlichen Nachteil, den ein solches Strafensystem durch offiziell sanktionierte Brutalisierung des Geistes der Rechtspflege heraufbeschwören würde. Nicht ohne Grund betrachtet das feinere sittliche Empfinden den Henker fast mit demselben Abscheu, wenn nicht oft mit größerem, weil er handwerksmäßig Menschenblut vergießt, als den Verbrecher. Wir sind nun keineswegs absolute Gegner der Todesstrafe, noch weniger der Prügelstrafe, letzterer vor allem aus dem wertvollen Gesichtspunkt der Feuerbachschen Abschreckungstheorie, aber vor einer gar zu weitgehenden Benutzung der eigentlichen Chirurgie, der Rückkehr in die Zeit, wo Rad und Galgen vor jedem Stadtthor sich erhoben, möchten wir schon aus Gründen der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts warnen; gerade die höchststehenden Epochen menschlicher Bildung, z. B. Griechenland und Rom in ihren klassischen Tagen haben diese Symbole der Strafgewalt so wenig gekannt, wie unsere Zuchthäuser, auf denen vielfach als reinster Sarkasmus die Inschrift zu lesen ist: Corrigendis malis! Mir erscheint dauernde Deportation als eins der einfachsten und natürlichsten Mittel, um ohne Selbstbefleckung durch brutale Handlungsformen eine Gesellschaft von unpassenden Individuen zu säubern; auch in den hochgebildeten Staaten des Altertums bildete die Verbannung einen Ersatz der Todesstrafe. Vielleicht dürften auch einmal, wenn die gegenwärtigen Keime einer selektionistischen Gesellschaftslehre noch rechtzeitig genug erstarken, um der uns durch eine technisch aufs höchste gesteigerte Verkehrsfreiheit und Panmixie drohenden allgemeinen Entartung thatkräftig entgegenzuwirken, die heutigen Grundsätze über Heimatsrecht und Freizügigkeit eine Revision erfahren, die sich den Rasseninstinkten der antiken und mittelalterlichen Welt in wissenschaftlich geklärter Auffassung wieder annähert. Eine nähere Darlegung der hiermit berührten weitausgreifenden Fragen sozialer Selektion würde mich indes allzuweit über den Rahmen des mir gestellten Themas hinausführen. Dieser Aufsatz hat seinen Zweck erfüllt, wenn er die außerordentliche Fruchtbarkeit eines bislang von Juristen noch sehr wenig gewürdigten, der modernen biologischen Entwickelungslehre entstammenden Gesichtspunktes für die Rechtswissenschaft und wissenschaftliche Politik auch

Digitized by Google

auf dem zur Zeit etwas unsicher nach neuen Leitmotiven tastenden Gebiete der Kriminalpolitik im allgemeinen beleuchtet. Sache des Spezialisten des Strafrechts, zu denen ich mich nicht rechnen darf, wäre es, die selektive Bedeutung nicht nur bestimmter Formen des Strafvollzuges, sondern auch der einzelnen Strafnormen selbst eingehend zu erörtern und den Selektionsgedanken mit anderen, sei es absoluten, sei es relativen Zwecken des Strafrechts, in Einklang zu setzen.

Die soziale Wirkung der Ideen.

Gustav Ratzenhofer.

Verdienstvolle, die Soziologie fördernde Werke sind diejenigen des amerikanischen Professors James Mark Baldwin; sie haben jenen auch von mir seit längerem betretenen Weg eingeschlagen, wodurch man allein die sozialen Qualitäten des Menschen zu erfassen vermag, das ist die Untersuchung der psychologischen Keimerscheinungen des Wollens. Hierdurch vermochte er den wichtigen Satz auszusprechen: „Das reale Ich ist das bipolare Ich, das soziale Ich, der Sozius."*) Weniger gelehrt aussehend, aber dafür gemeinverständlich und auch tiefer begründet, habe ich diese Lehre dadurch zum Ausdruck gebracht, daß ich auf die ursprüngliche Leere des menschlichen Bewußtseins verwies; was daher der Mensch wird, ist ein Reflex seiner Vorstellungen; in ihm kommt die Umgebung zur Erscheinung. Dieser soziale Reflex ist nun einer der mannigfachen Faktoren, aus welchen das Ich als Persönlichkeit entsteht, aber nicht, wie Baldwin meint, deren ganze Wesenheit. Merkwürdigerweise ist von dem wesentlichsten Bestandteil des Ich, von den nach der ganzen Entwickelungsreihe ererbten Anlagen nicht die Rede. Das Ichbewußtsein entsteht nach Baldwin durch Suggestion und Nachahmung. Erstere spielt nun freilich im sozialen Leben überhaupt eine grundsätzliche Rolle**); auch das „Wachstum des Ichbewußtseins" als Werk der Nachahmung hinzustellen, ist gewiß geeignet, über die Entwickelung der Person einigen Aufschluß zu bieten. Die Suggestion und die ihr verwandte Nachahmung sind aber keineswegs alle, ja nicht einmal die wichtigsten Faktoren des Ichbewußtseins. Gewiß ebenso wichtig, und zwar im Sinne der Vervollkommnung der Menschenart, ist die Veränderungssucht. Baldwin sagt selbst, daß die Menschen oft geradezu die Nachahmung ablehnen, auch dann, wenn sie, allgemein betrachtet, nützlich wäre.

Das Wesen psychischer Erklärungsgründe bedarf jedoch mehr als die bloße Aufzählung jener Triebe, welche die Entwickelung des Individuums sowie der Gesellschaft herbeiführen. Für die Soziologie ist eine Gedanken-Kategorie unentbehrlich, welche alle Einzeltriebe umfaßt, welche gleichsam der Logos aller Lebenserscheinungen ist.

---

*) „Das soziale und sittliche Leben, erklärt durch die seelische Entwickelung." Von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften mit der goldenen Medaille gekrönt. Nach der zweiten Auflage übersetzt von Dr. R. Ruedemann. Leipzig 1900. Seite 21.

**) Gustav Ratzenhofer, „Die soziologische Erkenntnis", Leipzig 1898, Seite 268.

Digitized by Google

Professor Paul Barth, welcher Baldwins Werk dem deutschen Leserkreis in einem Vorworte empfiehlt, deutet diesen Mangel an, indem er in dem „Leben des Individuums", welches auf dem „Willen" beruht, den Inhalt der sozialen Organisation sieht. Abgesehen von der mystischen Wesenheit dieses Willens, muß auch Barth denselben auf alle psychophysischen Momente zurückführen, um auch seinerseits einen Einzeltrieb ähnlich der Nachahmung, nämlich die Gewohnheit hervorzuheben. Barth dürfte aus seiner gewissenhaften und wohlwollenden Rezension*) meiner „Soziologischen Erkenntnis" vielleicht noch erinnerlich sein, daß das „Interesse" der letzte faßbare Grund aller Lebenserscheinungen ist, in welchem alle anderen Triebe aufgehen. Denn ob der Mensch nachahmt oder nach Veränderung strebt oder Gewohnheiten festhält oder einer Suggestion anheimfällt, liegt in dem ihm eigentümlichen Interesse. Sein Interessenzug ist der Ausdruck seiner Persönlichkeit, als welche er bereits bei der Zeugung mit einem Interesse an seiner artgemäßen Entwickelung entsteht.**)

Der Interessenbegriff, wie ihn Baldwin auffaßt***), nämlich „das, was der Mensch wünscht und wofür er sich auch anstrengt", ist freilich zu dürftig für die Aufgabe, welche dem inhärenten Interesse aller Erscheinungen zukommt. Auf diesem Interesse beruht die Entwickelung des einzelnen und der Gesellschaft. Daß man diesen Begriff noch nicht hinreichend erfaßt hat, ist nach meinem Dafürhalten ein Grund, warum die Soziologie so wenig Fortschritte macht und nicht, wie Baldwin meint, die bisherige Nichtbeachtung der Nachahmung als Quelle des Wachstums des Individuums und der Gesellschaft.

Annehmbar ist es hingegen, daß Baldwin „von einer vollkommenen Kenntnis des individuellen Menschen in der Gesellschaft auch eine vollkommene Offenbarung der Gesellschaft, in welcher er lebt", erwartet — obgleich das Umgekehrte eigentlich zutreffender erscheint —, weil es zeigt, daß er einerseits in der Wesenheit und in den Zwecken des Individuums die Wesenheit und die Zwecke der Gesellschaft sucht und andererseits die soziale Entwickelung als eine Fortsetzung der individuellen erkennt. Diese auf eine einheitliche Entwickelung aller Erscheinungen verweisende Annahme beruht aber überhaupt auf der monistischen Weltanschauung, welche die einzig zulässige für die Lösung psychologischer und soziologischer Probleme ist. Nun zeigt aber der Text von Baldwins Werken bedenkliche Schwankungen in der Weltauffassung. So hat bei ihm bloß der Mensch Gedanken und ferner eine intellektuelle Sonderstellung in der Natur über den Tieren, mit welchen Anschauungen es schwer möglich ist, ein wirklicher Philosoph und noch schwerer ein Soziolog zu sein. Diese vorurteilsvolle Weltanschauung beruht aber in Baldwins dialektischer Methode, die sich nirgends in die Naturwissenschaft vertieft, welcher allein der

*) Zeitschrift für Sozialwissenschaften, herausgegeben von Julius Wolf. Berlin 1898, 12. Heft.

**) Die vom angeborenen Interesse abgeleiteten Triebe, welche die Menschen und die Sozialverbände individualisieren, sind in meinem Werke „Wesen und Zweck der Politik" (drei Bände, Leipzig 1893) erörtert, so daß ein Gesamtbild jener Erscheinungen gewonnen wird, in welchem sich das Leben auf Grund seines inhärenten Interesses manifestiert. 8. und 9. Abschnitt.

***) „Das soziale und sittliche Leben u. s. w." Seite 68.

Digitized by Google

große Zusammenhang aller Erscheinungen zu entnehmen ist. Durch dieses Außerachtlassen der Quelle aller Erkenntnis, der Erfahrung hinsichtlich einer Forschungswelt, für welche die Vernunft äußerst trügerisch ist, ergiebt sich jene wechselvolle Darstellungsweise, schwankend zwischen dem Rationalismus (der Mensch als Herr der Schöpfung), der Aufklärungs-Philosophie (Hobbes Urzustand, der Kampf aller gegen alle, oder Rousseaus Urzustand mit dem gesitteten Wilden) und dem modernen Positivismus ohne positive Grundlage.

Baldwin sagt: „Es ist hier" (in dem angeführten Werke) „nicht der Ort, auf eine Diskussion des Verhältnisses des sozialen Fortschrittes zum biologischen Fortschritt" (hierunter versteht Baldwin die Vervollkommnung der Gattung) „oder der möglichen Identität beider einzugehen." — Ja, wo ist denn der Ort hierfür, wenn nicht in einem der Betrachtung der sozialen und sittlichen Entwickelung gewidmeten Werke? — Ohne eine Klarstellung jenes Verhältnisses entbehrt eine solche Arbeit der wissenschaftlichen Grundlage. Das ist eben die große Bedeutung der soziologischen Erkenntnis, daß sie den Zusammenhang des intellektuellen mit dem stofflichen Sein nachweist und diesen Nachweis auf die sozialen Erscheinungen anwendet. Baldwin erkennt dies auch, wie zahlreiche Anklänge in dem elften Kapitel „Die sozialen Kräfte" zeigen, aber es fehlt ihm, wie so vielen, die Entschiedenheit, den Dualismus in der Weltanschauung aufzugeben. Weil er das Leben aus der seelischen Entwickelung erklären will, scheint es ihm entbehrlich, es auch aus der biologischen zu erklären; als wenn mit dem Worte „seelisch" etwas wissenschaftlich Brauchbares gesagt wäre, was die Beachtung biologischer Momente überflüssig machen könnte! — Freilich, ob auf monistischer Basis stehend sein Werk von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften mit der goldenen Medaille gekrönt worden wäre, ist fraglich, wenn man an das Verhalten einer verwandten Korporation gegenüber Schopenhauers „Grundprobleme der Ethik" denkt. Diese Konnivenz hat aber schwere Irrtümer im Gefolge, so z. B. seine mißverstandene Auffassung der „Bedeutung des Genies" (richtiger seiner Ideen) „für die Gesellschaft",*) wodurch Baldwin die Ursache aller Ideen und die Möglichkeit ihrer Anerkennung verborgen bleibt.**)

Die Frage, wie die Ideen und ihre Wirkung mit der allgemeinen Entwickelung der Gesellschaft im Zusammenhang stehen, hat nicht bloß Baldwin, sondern viele Denker irregeleitet, und man kann es als den Prüfstein eines bezüglichen philosophischen Systems ansehen, inwiefern es zu einer durchgreifenden Anschauung hierüber gelangt ist. Baldwin, sowie die meisten Psychologen sind der Ansicht, daß die Ideenwelt eine „an sich" soziale, also sogenannte geistige Thatsache sei, die mit den biologischen Erscheinungen in keinen Zusammenhang zu bringen sei, eigentlich mit ihren Gesetzen im Gegensatze steht. Diese Ansicht scheint die dualistische Weltauffassung zu bestätigen, während sie eigentlich in derselben ihre Quelle hat. Die Frage nach dem Ursprung der Ideen ist so wichtig für alles

*) „Das soziale und sittliche Leben" u. s. w., Seite 367.

**) „Die soziologische Erkenntnis", Seite 243, 256.

Digitized by Google

soziologische Denken, daß ich mich verpflichtet sehe, sie hier präzis zu beantworten.

Was ist die Ursache aller menschlichen Entwickelung? — Die Entwickelung der Lebensbedingungen, welche ihre Quelle in der kosmologischen, geologischen und organischen Entwickelung haben. Alle Momente, Klima, geographische Gestaltung, Lebensmittel u. s. w., welche die biologische Entwickelung der Organismen bestimmen, sind auch die Grundbedingungen der kulturellen, politischen und sittlichen Entwickelung. Es ist dies eine alte, von den Griechen, von Montesquieu und Herder deutlich ausgesprochene Lehre, ein fester Schatz wissenschaftlicher Erkenntnis, bestätigt durch die moderne Biologie, Naturphilosophie und durch die Geschichte. Alle Organismen passen sich diesen Lebensbedingungen im ganzen Umfange ihres artgemäßen Interesses an; was sich nicht anpaßt, geht im Daseinskampfe mit der Zeit der Generationenfolge unter. Dieser Kampf ist für Pflanzen und alle Tiere ein natürlicher, für die Menschen und durch diese für viele Pflanzen und Tiere auch ein künstlicher, weil der Mensch durch seine übermächtige Gehirn-Entwickelung die Fähigkeit erworben hat, über die Grenzen des unmittelbaren Vorstellungsbereiches hinaus die Lebensbedingungen bewußt zu gebrauchen. Bei den Tieren erscheint diese Eigenschaft bereits überwiegend in den Anlagen festgelegt, so daß ihre Voraussicht unterbewußt*) oder instinktiv ausgeübt wird. Die bewußte Voraussicht in künftige Bedürfnisse und fernliegende Lebensbedingungen hat sich bei einigen Menschen — keineswegs bei vielen — auf eine solche in die kosmisch und geologisch gegebene, ferner auch in die kulturelle, politische und sittliche Entwickelung erweitert; sie ahnen die künftigen oder noch verhüllten Lebensbedingungen, welche Ideen, weil sie die Richtschnur für die Lebensfähigkeit bilden können, von der betreffenden Gesellschaft als Wohlthat empfunden werden sollten, von dieser aber gewöhnlich, Mangels der Einsicht, als Veränderung des Bestehenden widerwillig zurückgewiesen werden. Darum wurden die Schöpfer solcher Ideen einst verspottet oder sogar verfolgt, die Ideen selbst aber besonders in der Gegenwart unterdrückt und „totgeschwiegen". Die voraussichtige Idee ist eigentlich nichts anderes, als die Darstellung eines natürlichen Vorganges, dessen Beachtung mit jedem Augenblicke als sich die wirkliche Entwickelung vollzieht oder der vorausgekündeten nähert, notwendiger wird. Das Umgekehrte sehen wir bei Ideen, welche sich oft pomphaft ankündigen, aber in dem Maße als die Entwickelung vorschreitet, in Vergessenheit geraten. Die Wahrheit der Ideen liegt also in ihrem Zusammenhang mit der natürlichen Entwickelung, und Ideen ohne diese Beziehung sind wertlose Phantasien oder sogar, wenn sie die Menschen über ihre Lebensbedingungen irreführen, gefährliche Irrtümer.

In diesen wenigen Worten spricht sich alles aus, was über das Schicksal der Menschen, Völker, Staaten und Gesellschaften in Bezug auf Ideen gesagt werden kann. Die bewußte Voraussicht ist allen Geschöpfen in dem Maße ihrer Lebensverhältnisse unentbehrlich. Wenn wir zahlreiche Beweise von tierischer Voraussicht unter die Macht der

*) Gustav Ratzenhofer, „Die Kritik des Intellekts"; Leipzig 1902, Seite 26.

Digitized by Google

Instinkte verweisen, und damit glauben, dem Menschen hierdurch eine bevorzugte Stellung zu geben, so rührt dies daher, weil wir nicht beachten, daß unser Bewußtseinsorganismus nur eine Entwickelungsform desjenigen des einfachsten Tieres ist. Andererseits haben viele Gelehrte, wenn sie vom Menschen sprechen, ein intellektuelles und sittliches Musterbild vor Augen, während die erdrückende Masse der Menschen kaum die Voraussicht höherer Tiere hat und nur durch die Nachahmung sozial neben denjenigen Menschen rangiert, die im Wege der biologischen Entwickelung die Blüte ihrer Gattung sind.

Jede solche Idee steht hinsichtlich ihrer Wirkung in Relation mit der Zeit, in welcher ihre Realisierung eine Notwendigkeit wird und mit dem Raume, für welchen ihre Realisierung einem größeren oder kleineren Teil der Menschen ein Bedürfnis geworden ist. Es giebt Menschen, welche Ideen haben, die als Bedürfnis bereits überwunden sind; weil sich aber die Interessen der Menschen nur äußerst sachte von dem Herkommen loslösen, so sehen wir die Ideen solcher „Rückwärtspropheten" wie tiefe Blicke in die Zukunft geehrt. In der Politik, Wissenschaft und Kunst sehen wir täglich die Macht veralteter Ideen, welche die Entwickelung im Sinne des natürlichen Wechsels der Lebensbedingungen hemmen. Den größten Augenblickserfolg haben Ideen, die das gegenwärtige Bedürfnis der Mächtigen aussprechen, welches stets auf überwundenen Lebensbedingungen beruht. Rasch aufgefaßt werden Ideen, welche die herrschenden Massenbedürfnisse darlegen, also die menschliche Entwickelung intellektuell begleiten. Gescheite Menschen — an sich sehr selten, weil diese Eigenschaft von einem harmonisch entwickelten Bewußtseinsorganismus abhängt — halten daher ihre intellektuelle Entwickelung mit dem realen Wechsel der Bedürfnisse und Lebensbedingungen in Uebereinstimmung.

Die frühere oder spätere Anerkennung von Ideen hingegen, welche ein nach Zeit und Raum noch fern liegendes Bedürfnis aussprechen, richtet sich nach deren praktischer Bedeutung. Je mehr die Idee den praktischen Interessen der Mächtigen entspricht, desto früher hat sie Erfolg; daher die rasche Anerkennung technischer Erfindungen oder medizinischer Entdeckungen und dergleichen mehr, obwohl nie vergessen werden darf, daß auch für sie die Bedingungen ihrer Verwertung nach Zeit und Ort gekommen sein müssen, wie z. B. die wirkungslose Erfindung der Dampfmaschine durch Dionysius Papin, 1690, und die weltumfassende durch Watt zeigen. Je ferner die Idee den realen Bedürfnissen des Tages steht, je mehr sie in die Tiefe der Erkenntnis der Lebensbedingungen eindringt, desto ferner liegt auch die Anerkennung, weil die Interessen der einzelnen Menschen nur bedingungsweise und beinahe nie unmittelbar von ihr berührt werden. Alle der reinen Gedankenwelt angehörigen Ideen, wie z. B. solche ethischer Natur, wirken erst mittelbar auf die praktischen Bedürfnisse zurück und sind selbst dann, wenn sie eine apodiktische Wahrheit aussprechen, gemeiniglich nicht geeignet, eine Richtschnur des durch das Herkommen gehemmten Denkens der Massen zu sein. Dafür wirken solche Ideen um so länger, weil sie nach der Tiefe ihrer Erkenntnis eine ganze Periode der Entwickelung der Lebensbedingungen umfassen. Intellekte, welche die Befähigung haben, eine künftige Erkenntnis anzubahnen (wie z. B. Lamarck) oder unbekannte, im Raume ferne Lebensbedingungen

Digitized by Google

zugänglich zu machen (wie z. B. Columbus) werden genial genannt; hiermit ist auch der Streit über die Wesenheit des Genies entschieden.*) Diese Erklärung ist auf jedes Gebiet anwendbar, da auch jede Wirkungssphäre eine besondere Seite der Voraussicht und des Blickes ins Unbekannte oder Kommende hat. Bonaparte, welcher in der Erkenntnis der strategischen und taktischen Natur der Streitmittel seinen Gegnern voraus war, war ein Kriegsgenie. Christus, welcher das sittliche und religiöse Bedürfnis der Menschen voraussah, war ein ethisches Genie. Spinoza, welcher das Bedürfnis nach einer monistischen Weltauffassung voraussah, war ein philosophisches Genie. Robert Maier, welcher seinen Zeitgenossen in der Erkenntnis der Unverlierbarkeit und Einheit aller Energie voraus war, ist ein naturwissenschaftliches oder eigentlich kosmologisches Genie. Die civilisatorische Entwickelung der Gesellschaft bewegt sich zwischen den Extremen in der intellektuellen Befähigung, die Bedürfnisse einzusehen. Die Führung haben stets die gescheiten Menschen, welche eine Art Verständnis für die Ideen der Genies und eine Art Rücksicht auf die Interessen der Rückständigen haben. Um bahnbrechende Ideen zur Geltung kommen zu lassen, müssen sich im allgemeinen die intellektuellen Befähigungen der Mächtigen ihrem Verständnis soweit genähert haben, d. h. individuellbiologisch so entwickelt sein, daß der praktische Inhalt der Idee Anwendung finden kann.

Wir sehen also, daß die biologische Entwickelung der Geniegehirne mit derjenigen der Durchschnittsgehirne zusammenwirken, um die soziale Entwickelung als Ausdruck der Durchschnittsbedürfnisse durch das allgemeine interessengemäße Bestreben im Sinne der Entwickelung der Lebensbedingungen hervorzubringen. Die voraussichtigen Ideen, welche vermittelst der verschiedensten Interessen in der Gesellschaft zur Geltung kommen, sind der Ausdruck der kosmologischen, physikalischen, biologischen und sozialen Entwickelung. Daher ist die Beachtung der Analogien zwischen biologischen und sozialen Vorgängen gerade so berechtigt, wie zwischen kosmologischen und physikalischen, weil in jeder sozialen Erscheinung soziologische Gesetze nachweisbar sind, welche auf biologischen und diese auf physikalischen Gesetzen beruhen, und weil alles dem kosmologischen Gesetze von der Abhängigkeit aller Erscheinungen unter sich, gleichbedeutend mit dem formalen Prinzip von der Kausalität aller Erscheinungen, unterworfen ist. Diese Einheit der Naturgesetze für die gesamte Entwickelung verweist aber auf die monistische Weltauffassung, welche es überhaupt erst ermöglicht, soziale Vorgänge wissenschaftlich erfassen zu können.**)

Wo man Baldwins System prüft, kommt man auf eine gewisse Unzulänglichkeit, wurzelnd in der dualistischen Weltauffassung. So giebt es für ihn z. B. eine „soziale“ und eine „physische Vererbung“;***) jene beruht auf der Nachahmung, wonach sich die Menschen Kenntnisse und Fertigkeiten überliefern; die physische Vererbung, vorzüglich den Tieren zukommend, betrifft den Instinkt. Wie sehr ist die

*) „Die soziologische Erkenntnis“, Seite 73.
**) Gustav Ratzenhofer, „Der positive Monismus“; Leipzig, 1899.
***) „Das soziale und sittliche Leben“ u. s. w., Seite 46.

Digitized by Google

Darstellung geeignet, eine Begriffsverwirrung zu erzeugen! — Wenn schon der Begriff der Vererbung einerseits auf die Vermittelung der Kulturgüter unter den Generationen ausgedehnt wird, andererseits aber mit Recht auf die Uebertragung von Bewußtseinsvorgängen innerhalb der Anlagen Anwendung findet, so ist es doch unerläßlich, die biologische Grundlage jener Befähigung, Kulturgüter zu übertragen, in Betracht zu ziehen. Daß Baldwins „soziale Vererbung" stattfinden kann, beruht auf der physischen Vererbung des menschlichen Kortikalsystems, welches sich als ein Plus über die physische Vererbung des tierischen Intellektes entwickelt hat. Der einheitliche physische Ursprung tierischer und menschlicher Fähigkeiten des Intellektes zeigt sich beim Naturmenschen und bei den Massen unserer Gesellschaft, welche sich trotz großen Gehirns stumpfsinnig von Instinkten leiten lassen, deren Durchbrechung gewöhnlich zum Nachteile der Gesellschaft ausfällt. Jene Trennung der „sozialen Vererbung" der Menschen von der physischen der Tiere kann aber nur demjenigen in den Sinn kommen, der an ein besonderes „geistiges" Leben, von biologischen Vorgängen unabhängig, denkt.

Es ist erstaunlich, wie langsam der intellektuelle Fortschritt vor sich geht, wenn man bedenkt, daß im 20. Jahrhundert noch immer Anschauungen herrschen, welche Edward von Hartmann vor 45 Jahren mit seiner „Philosophie des Unbewußten" zweifellos im Gegenstande überwunden hat. Erst jetzt bemüht sich Reinke,*) einer unserer vorgeschrittensten Biologen, die Bewußtseins-Erscheinungen im Sinne jenes bahnbrechenden Philosophen zu beurteilen. Dieser langsame Fortschritt wurzelt in dem Gegensatz der Interessen, welche sich durch geniale Ideen verletzt finden.

Berichte.

Biologie.

Institut für neuro-biologische Forschungen. Am physiologischen Institut der Berliner Universität ist eine neuro-biologische Abteilung neu eingerichtet. Sie wird sich im wesentlichen mit der Gehirnforschung zu befassen haben und ihre Errichtung erfolgte in der Erwägung, daß die Erforschung des menschlichen Gehirns bisher sehr langsame Fortschritte gemacht hat, weil die Pflege dieses Wissenszweiges nach der anatomischen und physiologischen, der psychiatrischen und psychologischen Richtung bisher in getrennten Instituten und unter Zerreißung natürlicher Zusammenhänge verfolgt wurde. Der Bedeutung dieses wichtigsten, alle sonstigen Teile beeinflussenden Organs des menschlichen Körpers entsprach es daher, dafür ein besonderes Laboratorium einzurichten, welches, an das physiologische Institut angegliedert, die verschiedenen Seiten der neuro-biologischen Forschung zusammenzufassen und so die Erkenntnis auf diesem Gebiete zu vertiefen und zu fördern imstande ist. Die Aufgabe dieser Anstalt für Gehirnforschung soll darin bestehen, die Leistungen anderer wissenschaftlicher Institute ergänzend, auf dem Gebiete der Nervenanatomie, Nervenphysiologie und Psychologie solche Erscheinungen des einen dieser Wissensgebiete, welche gerade von spezieller Bedeutung für die anderen sind, sowie ärztlich wichtige normale Erscheinungen vom Standpunkt des Arztes und umgekehrt für die Wissenschaft des Normalen wertvolle pathologische Phänomene mit Rücksicht auf diese besondere Bedeutung systematisch durchzuarbeiten. Im Kreise

*) „Einleitung in die theoretische Biologie", Berlin, 1901.

Digitized by Google

dieses Arbeitsprogrammes soll die neue Anstalt auch soweit lehren und anderweitiges Lehren und Forschen fördern, als es bisher in anderen Instituten noch nicht geschieht. Diese Forschungen hat bisher Dr. Oskar Vogt in seinem Privatinstitut auf eigene Kosten betrieben und eine sehr instruktive Sammlung von neuro-biologischen Präparaten zusammengebracht, die in Fachkreisen gerechte Anerkennung gefunden hat. Die Regierung hat daher diese Sammlung für 50000 Mark angekauft und sie als Grundstock für die neuro-biologische Abteilung dem physiologischen Institut überwiesen. Zum Vorsteher dieser Abteilung ist nunmehr Dr. Vogt ernannt worden, der dadurch in die erwünschte Lage versetzt wird, sein spezielles Forschungsgebiet weiteren wissenschaftlichen Kreisen zugänglich zu machen.

Anthropologie.

Ziele und Wege der Völkerkunde in den deutschen Schutzgebieten. Völkerkunde im weitesten Sinne umfaßt die ganze Menschheit von dem ersten Auftreten menschlicher oder menschenähnlicher Wesen bis auf den heutigen Tag. Im engeren Sinne des Wortes gliedert sie sich in drei Forschungsgebiete: Ethnographie, Anthropologie und Prähistorie. Wer waren die ältesten Menschen, was haben sie getrieben, wo sind sie entstanden, wie und mit welchen Mitteln haben sie sich im Kampfe ums Dasein erhalten und weiter entwickelt? — das sind die Fragen, die sich dem Prähistoriker zunächst aufdrängen. Aber noch ist es völlig unsicher, in welchem Erdteile und in welcher Zone diese Fragen zuerst zur Lösung kommen werden. Aufgabe der Anthropologie und der Ethnographie hingegen ist es, zu erforschen, wie, wo und wann die späteren und die heute noch lebenden Rassen und Völker entstanden sind, wie sie leben und streben, wie sie sich zu ihren Nachbarn verhalten, und welche Schlüsse aus der Vergangenheit des menschlichen Geschlechtes auf seine Zukunft gezogen werden können. Die wichtigste Vorarbeit und die einzige feste Grundlage für jeden Fortschritt in der Völkerkunde liegt eben in der möglichst eingehenden und sorgfältigen monographischen Behandlung jedes einzelnen Stammes. Hier ist in unseren Schutzgebieten schon viel geschehen (Stuhlmann, Fülleborn, Krämer und andere), aber noch sehr viel zu thun übrig, und da ist Gefahr im Verzug: Der moderne Verkehr ist ein furchtbarer und unerbittlicher Feind aller primitiven Verhältnisse; was wir nicht in den nächsten Jahren sichern und für die Nachwelt retten können, das geht dem völligen Untergang entgegen und kann niemals wieder beschafft werden. Verhältnisse und Einrichtungen, die sich im Laufe von Jahrtausenden eigenartig entwickelt haben, ändern sich unter dem Einflusse des weißen Mannes fast von einem Tag zum anderen: da heißt es, rasch zugreifen, ehe es hierzu für immer zu spät sein wird. — Der Prozeß der Menschwerdung hat sich nur einmal vollzogen. Es geht nicht an, verschiedene Menschenrassen von verschiedenen Affenarten herzuleiten. Alle Bemühungen, irgend welche allgemein gültige Unterschiede zwischen Kulturvölkern und Wilden aufzustellen, müssen als völlig gescheitert betrachtet werden. Wenn ähnliche körperliche Erscheinungen bei verschiedenen Rassen auftreten, so sind dieselben vielfach nicht auf Verwandtschaft, sondern auf Convergenz zurückzuführen, wie auch bei Pflanzen und Tieren Aehnlichkeiten zwischen unter einander nicht verwandten Arten vorkommen. In diesem Sinne ist das über die ganze Erde zerstreute Vorkommen zwerghafter Rassen zu betrachten, so die dunkle Hautfarbe, das krause Haar und wahrscheinlich noch eine Reihe anderer Eigenschaften, die man sonst als Beweis für nahe Rassenverwandtschaft zu betrachten gewohnt ist. Jedenfalls wird es bei Beurteilung von Rassenverwandtschaft nützlich sein, neben den durch ursprüngliche gemeinsame Abstammung bedingten Aehnlichkeiten und neben den Divergenzerscheinungen auch die Convergenz in Rechnung zu ziehen. (Von Luschan, Vortrag gehalten auf dem deutschen Kolonialkongreß zu Berlin am 11. Oktober 1902, veröffentlicht im „Zeitgeist", No. 41.)

Zur Stammesgeschichte des menschlichen Gebisses. Die Ansicht von Klaatsch, daß die Menschenzähne denen der alten Carnivoren und Huftiere bedeutend ähnlicher sein sollen, als denen der catarrhinen Affen, scheint erheblich über das Ziel hinauszuschießen. Das, was wir von dem weiteren Stammbaum des Menschen wissen, ist noch gänzlich hypothetisch, wenngleich sein Ursprung aus primitiven Huftieren oder Kreodonten in der That wohl noch das Wahrscheinlichste sein dürfte. Die Aehnlichkeit der bunodonten Backzähne der Menschen und

Digitized by Google

ebenso der Anthropoiden mit den Höckerzähnen von Huftieren, insbesondere Schweinen, ist bekannt und hat ja auch thatsächlich mit den Grund abgegeben, eine nähere Verwandtschaft zwischen Affen und Lemuren einerseits und Pachydermen, speziell Suiden, andererseits anzunehmen. Diese Aehnlichkeit der Zahnformen kann aber, wie auch Schlosser hervorhebt, sehr wohl zufällig durch gleiche Nahrungsweise entstanden sein, ohne daß sie der Ausdruck irgend welcher verwandtschaftlichen Beziehungen zu sein braucht. Dagegen sind die Beziehungen des Menschen zu dem Zweige der Catarrhinen, aus denen er wohl selbst hervorgegangen, den Anthropomorphen, durchaus klar. Daß das menschliche Gebiß von dem sämtlicher rezenter und fossiler Menschenaffen mehr oder weniger verschieden ist, ist selbstverständlich; denn daß keiner derselben, auch nicht der berühmte Pithecanthropus erectus als direkter Vorfahre des Menschen anzusprechen ist, bedarf heute wohl keiner besonderen Hervorhebung mehr. Das Gebiß jedes der vier lebenden großen Anthropomorphen, der Gorilla, Orang, Schimpanse und Gibbon weist besondere Eigentümlichkeiten auf, die es von dem des Menschen durchaus unterscheiden — am ähnlichsten, abgesehen von der Größe, ist noch das Gibbongebiß — und zwar ist zweifellos das Zahnsystem des Menschen das primitivste. Immerhin ist aber der Unterschied nicht so groß, wie man es nach Klaatsch annehmen müßte. Außerdem sind aber unter den ausgestorbenen Anthropomorphen Formen bekannt geworden, deren Zähne eine noch größere Aehnlichkeit mit dem menschlichen Gebisse aufweisen, als irgend eine der rezenten Arten. Ich erinnere an Dryopithecus und an Anthropodus, welch letzterem Schlosser diesen Namen gerade deswegen beilegte, weil man beim ersten Anblick wirklich frappiert ist von der überraschenden Aehnlichkeit mit einem menschlichen Molaren. Die mehr oder minder große unverkennbare Aehnlichkeit des Gebisses des Menschen mit sämtlichen Anthropomorphen ist also eine unbestreitbare Thatsache. Etwas anders verhält es sich aber mit dem zweiten Zweige der Catarrhinen-Affen, den Cynopitheciden. Hier finden wir allerdings einen tiefer greifenden Unterschied. Während nämlich die Anthropomorphen, mit ihnen natürlich der Mensch, alternierende Stellung der Höcker haben, sind letztere bei den Cynopitheciden opponiert gestellt. Aus diesem Grunde leugnet auch Schlosser eine nähere Verwandtschaft aller altweltlichen (catarrhinen) Affen. Es sind nach ihm beide Gruppen der Catarrhinen selbständig aus fossilen Platyrrhinen hervorgegangen. Trotz alledem ist meines Erachtens das Gebiß auch der Cynopitheciden immer noch dem des Menschen ähnlicher, als das menschliche Zahnsystem dem alter Carnivoren oder Huftiere. (Dr. Adloff, Deutsche zahnärztliche Wochenschrift, V, 24.)

Eine Wiederkäuer-Familie. Die Beobachtung betrifft einen Vater und seine zwei Söhne. 15 bis 30 Minuten nach dem Essen kam die eingenommene Menge von fester Nahrung in einzelnen, immer gleich großen Portionen wieder in den Mund. Der heraufbeförderte Bissen wurde hier aufs neue eingespeichelt, gekaut und wieder verschluckt; nach drei bis vier Minuten stieg ein neuer Bissen auf. Dieser Vorgang dauerte, je nach der Art der Mahlzeit, eine halbe bis eine ganze Stunde und war mit der Empfindung erneuten Wohlgeschmackes und eines gewissen Behagens verbunden. Wurde das Wiederkauen unterdrückt, so verursachte dies ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend. Irgend welche sonstige Beschwerden bestanden nicht, die Darmverdauung war normal. Der Vater starb an Magencarcinom; bei der Obduktion fand man einen Sanduhrmagen. Vieles scheint dafür zu sprechen, daß die Rumination ein atavistisches Symptom ist. (L. R. Müller, Münchener Medizinische Wochenschrift, 5. August 1902.)

Psychologie.

Die Berechtigung der vergleichenden Psychologie. Auf den sogenannten psycho-physiologischen Parallelismus gestützt, haben in den letzten Jahren Bethe, Beer, Löb und andere Forscher die Berechtigung der vergleichenden Psychologie in Abrede gestellt. Weil es unmöglich ist, physiologische Erscheinungen direkt in psychologische überzuführen, könne man sich keine Tierseele vorstellen, ohne in den gröbsten Anthropomorphismus zu verfallen. Die Anschauungsweise dieser Forscher ist vollständig unrichtig. Die introspektiv (durch innere Wahrnehmung) beobachtete Seelenthätigkeit ist nur der innere selbstreflektierte Ausdruck eines Teiles unserer Gehirnthätigkeit. Diese innere Anschauung kann man mit der von außen psychologisch beobachteten Hirnthätigkeit nicht parallel setzen. Von einem

Digitized by Google

Parallelismus ist nichts zu bemerken. Allerdings erscheint die physiologische Seite in sich geschlossen zu sein und gehorcht unbedingt dem Energiegesetz. Dafür aber entgeht uns bei ihr alle und jede Feinheit des inneren Getriebes, dessen Komplikation uns nur durch die Psychologie verraten wird. Bei gewissen, z. B. bei optischen Erscheinungen zeigt jedoch die Vergleichung beider Reihen, daß in Wirklichkeit die Neurokym-Physiologie noch viel komplizierter sein muß, als die Erscheinungen unseres Bewußtseins, denn entschieden physiologische Wellenkomplexe erscheinen uns als psychologische Einheiten. Ferner verrät die Psychologie einen fortwährenden Synthesenprozeß, nach welchem das, was anfangs psychologische Vielheit war, später durch Synthese zur psychologischen Einheit wird. Umgekehrt scheint die psychologische Reihe dem Energiegesetz nicht zu gehorchen. Scheinbar ohne Ursache treten Erscheinungen in ihr ein und die psychologisch konstruierten Ursachen anderer psychologischen Erscheinungen erweisen sich bei näherer Betrachtung als durchaus unvollständig. Was lag näher, als diese fehlenden Ursachen in der physiologischen Reihe zu suchen? Daraus entstand das Fechner-Webersche Gesetz der Psycho-Physiologie. Dieses Gesetz will aber bekanntlich nicht stimmen, oder, besser gesagt, stimmt nur in sehr beschränktem Maße. Warum? Soll dieses einen Triumph für die dualistische Mystik bedeuten? Durchaus nicht. Eine sorgfältige Beobachtung der Gehirnverhältnisse giebt darauf die Antwort. Die psychologischen Erscheinungen (der Inhalt unseres gewöhnlichen Bewußtseins) spielen sich in einem beschränkten Teil unserer Großhirnthätigkeit ab. Sie bestehen hauptsächlich aus der Reihenfolge der Aufmerksamkeitsmaxima. Nun aber befindet sich zwischen dem Vorderhirn und den der Physiologie zugänglichen peripheren Teilen des Nervensystems ein großartiger Komplex von Nervencentren, deren Thätigkeit sich nicht direkt in unserem gewöhnlichen Bewußtsein spiegelt und zugleich dem physiologischen Experimente ganz oder fast ganz unzugänglich ist. Indirekt, ohne daß wir es wissen, wird aber der Inhalt unseres Bewußtseins von den Thätigkeiten (Reizverstärkungen, Hemmungen, Bahnungen) jener Centrenkomplexe hochgradig beeinflußt. Ist es nun zu verwundern, wenn da kein psycho-physiologisches Gesetz stimmen will? Wir können sogar beweisen, daß ein großer Teil des Details unserer Großhirnthätigkeit dem associierten Komplex unseres gewöhnlichen Bewußtseinsinhaltes entgeht, oder so rasch wieder vergessen wird, daß wir ihn für unbewußt halten. Die Erscheinungen des Hypnotismus, des Somnambulismus und des Traumes liefern uns ferner den unzweifelhaften Beweis, daß es Unterbewußtseins-Erscheinungen giebt, die in der Regel infolge von Amnesien oder Dissociationsprozessen unserem gewöhnlichen Oberbewußtsein unbekannt bleiben. Jede physiologische Nerventhätigkeit besitzt ihre Introspektive im Unterbewußtsein. Daraus folgt die Anschauung der psychophysischen Identität. Alle Psychologie ist, streng genommen, individuell. Es bedarf eines Analogieschlusses, um die Psychologie vieler Menschen zu einer Psychologie im weiteren Sinne zu vereinigen. Die Sprache, Handlungen, Ausdrucksweisen, Sitten, Gebärden führen uns zu diesen Analogien. In dieser Weise sind auch die Tierseelen zu studieren; ja bis auf die psychischen Prozesse der Einzelligen kann man dies ausdehnen. Ableiten kann man und muß man die psychischen Eigenschaften der untermenschlichen Wesen aus der eigenen menschlichen Erfahrung. Einen anderen Weg giebt es nicht. Ableiten heißt aber nicht identifizieren, ebensowenig wie vergleichen identifizieren heißt. Mit dem Ausdruck „Töne" bezeichnen wir sowohl das Quaken der Frösche, wie eine Symphonie von Beethoven. Identisch sind deshalb beide nicht. (A. Forel, Journal für Psychologie und Neurologie, 1902, I.)

Kulturgeschichte.

Die Ostsee als germanisches Meer. Volkssprache und Kulturbereich sind zweierlei. Der deutschen Volkssprache in Elsaß-Lothringen hat z. B. die zweihundertjährige Fremdherrschaft wenig anzuhaben vermocht, aber die Kultur der oberen Stände in Elsaß und Lothringen ist französisch geworden. Dies schließt keinen Vorwurf ein, denn die französische Kultur war der deutschen überlegen und sie hatte den stärksten Bundesgenossen, den es wohl giebt, die gemeinsame Religion. Es ist die landläufige Meinung, das Nationalitäts-Prinzip sei heute das herrschende; gewiß, das Gemeingefühl derjenigen, die durch gleiche Sprache und gleiches Schrifttum verbunden sind, war vielleicht nie bewußter und stärker als in unseren Tagen. Aber das Gemeingefühl, das die Menschen derselben Religion oder Konfession sich als eins fühlen läßt, ist nicht schwächer und niemand kann wissen, ob es nicht in Zukunft

Digitized by Google

das politische Fühlen der Menschen mehr beherrschen wird als das Nationalitäts-Prinzip. Die Litauer, Letten, Esthen und Finnen liegen zwischen der germanischen und slavischen Kulturwelt, bestimmt, in einer von beiden, sei es mit, sei es ohne Bewahrung ihrer Volkssprache, aufzugehen. Besser gesagt, sie sind schon Provinzen derselben, die katholischen Litauer in Rußland des slavischen, die Litauer in Deutschland und die Bewohner der russischen Ostseeprovinzen und Finnlands des germanischen Kulturbereiches. Wir meinen damit nicht bloß die wirklichen Germanen, welche die herrschende Schicht in diesen Ländern bisher gebildet haben, nicht die 200000 Deutschen in Kur-, Liv- und Esthland, die Träger dieser deutschen Kultur. Was sie bedeuten, welche nationalen Güter sie dort unter sich bewahrt und vermehrt, was sie für Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, Offiziere hervorgebracht und teils an das russische Reich, aber auch an das deutsche Mutterland abgegeben haben und noch abgeben, weiß jedermann, man braucht da weder Namen noch Zahlen zu nennen. Es handelt sich vielmehr um die Ureinwohner selbst. Seit unerdenklichen Zeiten sind es die germanischen Nachbarn und Herren gewesen, von deren überlegener Kultur sie in die Höhe gehoben worden sind; die letzten Jahrhunderte haben freilich das meiste gethan. Ganz entsprechend ist die Lage in Finnland. Wie die Sprachwissenschaft lehrt, waren die finnischen Stämme schon in fernen vorgeschichtlichen Zeiten Nachbarn sowohl von baltisch-slavischen als von germanischen Völkern: von beiden haben sie Lehnwörter in ihre Sprache aufgenommen, von den Germanen solche höherer Kultur, unter anderen solche, die staatliche Verhältnisse bezeichnen. Seitdem sind die germanischen Nachbarn ihre Lehrmeister geworden; die Schweden brachten ihnen das Christentum und die Reformation; schwedisch war Jahrhunderte lang die Sprache des Staates, der höheren Stände; erst in den letzten Jahrzehnten ist die einheimische Sprache so ausgebildet worden, daß sie auch für wissenschaftliche Arbeiten taugt. Germanisch ist das staatliche Leben Finnlands mit seinem Landtage, germanisch ist die ausgezeichnete Volksbildung durch Volksschulen und Büchereien; in letzterem Punkt kann selbst Deutschland von Finnland lernen. Ein großer Teil des russischen Volkes ist zweifellos durch Slavisierung finnischer Völkerschaften entstanden; dem Blute nach, scheint es also, sind die Finnen den Russen verwandter als den Germanen; und doch sind finnisches und russisches Geistesleben fremd. Die Finnen, obwohl nun fast 100 Jahre unter russischem Szepter, sind ein vollwertiges Glied der germanisch-protestantischen Kulturwelt. Der germanische Kulturbereich umfaßt also die ganze Ostsee. Der slavische Kulturbereich berührt nur auf allerkleinste Strecken die Ostsee bei Danzig und Petersburg. Man darf also heute noch die Ostsee ein germanisches Meer nennen: heute noch! (C. Norrenberg, Deutsche Erde, I, 4.)

Rechtswissenschaft.

Anthropologie und Strafrecht. In seiner Rede über Ziele und Wege der Völkerkunde in den deutschen Schutzgebieten bemerkt von Luschan, daß erst die Civilisation die „soziale Frage" bei den Naturvölkern hervorrufe, nämlich Armut, Krankheit und Verbrechen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich unter der dauernden Wirkung dieser unheilvollen Einflüsse früher oder später auch in unseren Schutzgebieten dieselben sozial-anthropologischen Verhältnisse entwickeln werden, an denen wir in der Heimat kranken, zunächst der Pauperismus und das Verbrechen. Aber dort kann ihnen leichter entgegengetreten werden als bei uns. Nichts vielleicht liegt in Europa heute noch so im Argen wie das Strafrecht. Seit zweitausend Jahren etwa studieren wir das Verbrechen, aber nicht den Verbrecher; wir verzichten auf jede Prophylaxe und schließen den Stall immer erst zu, wenn der Ochse schon weggelaufen ist. Natürlich wird das auch in Europa einmal anders werden. Auch unsere Juristen werden einmal begreifen, was wir Aerzte schon lange erkannt haben, daß Vorbeugen wichtiger ist als Heilen; aber das wird in Europa noch lange dauern, bei der vis inertiae, welche eine Eigenschaft aller Gesetzgeber zu sein scheint. Um so schöner und dankbarer wird sich dann die Aufgabe unserer Kolonialverwaltung gestalten, aus sich selbst heraus und der langsam nachhinkenden Reform der heimischen Strafpflege vorauseilend, die moralisch defekt gewordenen Individuen zu isolieren und so nicht nur deren eigene Fortpflanzung, sondern mit ihr auch die der sozialen Uebel selbst unmöglich zu machen. (Der Zeitgeist, 1902, No. 41.)

Digitized by Google

Statistik über Vorbestrafte. Die Kriminalstatistik des Deutschen Reiches, die seit dem 1. Januar 1882 geführt wird und deren Ergebnisse bis zum 1. Januar 1901 bearbeitet vorliegen, zeigt in der letzten Zeit insofern eine ganz erfreuliche Erscheinung, als in den Jahren 1899 und 1900 sich ein Rückgang in der Zahl der Verurteilten bemerkbar macht, während bis dahin die Zahl fast unaufhaltsam gestiegen war. Im Jahre 1882, dem ersten der Statistik, zählte man nämlich 329928 Verurteilte, das sind 104,3 von 10000 Personen der strafmündigen Civilbevölkerung. 1896 sank die Verhältniszahl von 125 auf 124,3, aber schon im Jahre 1897 wurden wieder 124,8 von 10000 Personen der strafmündigen Civilbevölkerung verurteilt. Das Jahr 1898 zeigte dann die höchste bisher dagewesene Zahl, indem 477807 (125,7) Personen verurteilt wurden. Im Jahre 1899 sind 478139 (123,6), 1900 dagegen nur 469819 (119,5) verurteilt worden. Seit dem Jahre 1893 haben wir eine so niedrige Verhältniszahl im Reiche nicht mehr gehabt, und man darf hoffentlich hieran die Erwartung knüpfen, daß der Rückgang der Kriminalität nunmehr von Dauer sein wird. Wesentlich ungünstiger sind aber die Ergebnisse der Statistik, wenn man sie vom Standpunkt der Vorbestrafungen betrachtet. Unter Vorstrafen sind hier nur diejenigen wegen Verbrechen und Vergehen, sowie wegen einzelner Uebertretungen, z. B. Landstreicherei und Bettelei, zu verstehen. Dagegen scheiden die meisten Uebertretungen aus der Zahl derjenigen Delikte, welche statistisch als Vorstrafen in Betracht kommen, mit Recht aus. Denn wenn jeder Deutsche, der einmal wegen Unfugs oder Meldepolizei-Uebertretung bestraft worden ist, als vorbestraft gilt, dann dürfte die Zahl der unbestraften erwachsenen Deutschen wohl kaum so groß sein wie die der bestraften. Bei dem reichen Schatz an Polizeivorschriften aller Art, deren wir uns im deutschen Vaterlande erfreuen und wodurch wir alle anderen Staaten, auch Rußland, übertreffen sollen, ist es ganz gewiß nicht leicht, sich straffrei zu halten. Aber mit Recht kommen diese Strafen, die keinen kriminalistischen Charakter haben, sondern wie Ordnungsstrafen aufzufassen sind, bei der Beurteilung der Kriminalität nicht in Betracht, wie ja Professor von Liszt in seinen Leitsätzen für die Reform des Strafgesetzbuches vorgeschlagen hat, die Uebertretungen aus dem Strafgesetzbuch ganz herauszulösen und zu einem besonderen Polizeistrafgesetzbuche zusammenzufassen. Aber auch abgesehen von diesen Polizeistrafen hat die Zahl von Vorbestraften in einer ganz außerordentlichen Weise zugenommen. 1882 waren nur 24,9 pCt. aller Verurteilten vorbestraft, 1895 waren es schon 37,9, 1896 38,9, 1897 39,7, 1898 40,2, 1899 40,8 und 1900 41,3 pCt. Das ergiebt eine beständige und verhältnismäßig stark steigende Zunahme der Vorbestraften. Sie ist um so bemerkenswerter, als im Jahre 1900 ein nicht unbedeutender Rückgang der allgemeinen Zahl von Verurteilten erfolgte. Für die ersten Jahre mag sich die auffallend niedrige Ziffer vielleicht zum Teil daraus erklären, daß damals die Kontrolle der Vorstrafen noch nicht so eingehend und genau war, wie sie es jetzt ist, wo der größte Teil der Verurteilten schon unter der Herrschaft der genau geführten Strafregister herangewachsen ist. Aber dennoch ist ein Anwachsen des Prozentsatzes der Vorbestraften in 18 Jahren von 24,9 pCt. auf 41,3 pCt. eine sehr bedenkliche Erscheinung, da die jugendlichen Verbrecher an ihr in hervorragender Weise beteiligt sind. Die Rückfälligkeit der Jugendlichen ist der wundeste Punkt unserer Strafrechtspflege, wie bereits der Bonner Kriminalist Professor Hermann Seuffert vor einem Jahre in seinem Vortrage über die Bewegung im Strafrechte während der letzten 30 Jahre hervorgehoben hat. Es entfielen nämlich 1889 auf je 10000 jugendliche Strafmündige der Civilbevölkerung, das heißt, solche im Alter von 12 bis 18 Jahren, 93 Vorbestrafte, 1896 aber schon 132. Man hat gerade nach dieser Richtung auf die bedingte Begnadigung besonders große Hoffnungen gesetzt. Jedoch ist der seit ihrer Einführung verflossene Zeitraum viel zu kurz, als daß man schon ein endgültiges Urteil fällen könnte, ob sich die Strafaussetzung in dieser Beziehung bewährt hat. Jedenfalls zeigt die stetige Zunahme der Vorbestraften aller Art, daß unsere Strafeinrichtungen ihren Zweck nicht hinreichend erfüllen. Denn wenn auch die Strafe zum Teil ihrer selbst wegen auferlegt wird, so soll sie doch auch in besonderem Maße ein „ne peccetur“ bewirken; sie soll die Wiederholung der Verbrechen verhindern. Diesen Zweck erfüllt unser gegenwärtiges Strafensystem offenbar nicht. Denn sonst würde sich die Zahl von Rückfällen nicht derart vermehren, daß schon jetzt der Zeitpunkt klar zu berechnen ist, wo die Zahl der vorbestraften Verbrecher diejenige der noch nicht bestraften übersteigen wird. (Kölnische Zeitung.)

Statistik der jugendlichen Verbrecher. Nach einem Bericht in der „Zeit“ (1902, No. 398) giebt Paul Garnier in der Revue Scientifique eine Statistik der

Digitized by Google

jugendlichen Verbrecher und konstatiert mit Entsetzen, daß sich innerhalb des Dezenniums 1890—1900 die Zahl der Morde und Mordanschläge durch Individuen unter zwanzig Jahren versiebenfacht habe. Die Zahl der minderjährigen Verbrecher überwiegt die der erwachsenen und wie die Untersuchungen ergeben, sind 80 pCt. derselben die Kinder von Alkoholikern. Die Häuser der Trinker sind die wahren Brutstätten des Lasters und die Straßen der Großstadt, in denen das Proletarierkind aufsichtslos und in Gemeinschaft von ähnlichen Spielgefährten seine Kindheit verbringt, die Schule, in der sich diese schlechten Keime entwickeln. Es ist demnach dringend geboten, dieser gesellschaftlichen Gefahr durch präventive Maßregeln zu begegnen und sich der verwahrlosten Straßenjugend anzunehmen.

Erziehung und Unterricht.

Verband für Hochschulpädagogik. Der Verband für Hochschulpädagogik hat sich die Aufgabe gestellt, beizutragen zur Förderung des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, der sich auf Jünger der Wissenschaften und Künste bezieht, und zwar nach jeglicher praktischen, theoretischen und historischen Seite. Die Ziele des Verbandes sind 1. eine zureichende theoretische Erkenntnis des gesamten hochschul-pädagogischen Gebietes, das ist des Erziehungs-, Unterrichts- und Schulwesens in allen Veranstaltungen, die der Uebermittelung von Wissenschaften und Künsten als solchen dienen, 2. praktisch auf Grund der so gewonnenen Erkenntnis teilweise eine Weiterentwickelung und teilweise eine Reform der Hochschulen im Sinne des heutigen Standes der Pädagogik. Unter den praktischen Forderungen interessiert besonders der 7. Punkt: Sachgemäße Vorbildung zur Hochschule. Einheitliche Fassung der gesamten Stufenleiter der Schulen, einerseits nach Grundsätzen der seelischen Entwickelung des Individuums, andererseits nach dem eines zweckmäßigen Fortganges der Erziehungsschulen von allgemeinbildenden zu Berufsvorschulen und Berufsschulen. In diesem Sinne werden für den höheren Unterricht empfohlen: eine „Einheitsschule" als Unterbau und eine Gruppe von Schulen, deren verschiedene Lehrpläne von den verschiedenen Hochschulen zu bestimmen sind, als Oberbau. — Vorsitzender des Verbandes ist Dr. H. Schmidkunz, Halensee.

Schulreform in Dänemark. Die neue Schulgesetzvorlage will durch Einrichtung eines gemeinsamen Unterbaues eine Verbindung zwischen den beiden bisherigen höheren Schulen, der gelehrten Lateinschule und der Realschule, schaffen und dazu eine Schulart gründen, die besonders auf die lebenden Sprachen Gewicht zu legen hätte. Die höhere allgemeine Schule soll künftig im Anschluß an die Volksschule Kindern vom zwölften Jahre an höhere Kenntnisse beibringen, zuerst in einer „Mittelschule" mit vier einjährigen Klassen und einer abschließenden Prüfung, später in einer „Jugendschule", die mit drei einjährigen Klassen zum Reifezeugnis für die Universität führt. Die letztgenannte Schule teilt sich in drei nebenherlaufende Abteilungen, die altsprachliche, die neusprachliche und die mathematisch-naturwissenschaftliche. Beide Schulen können gemeinschaftlich sein für Knaben und Mädchen. (Kölnische Zeitung 1902, No. 836.)

Sommerschulen und Hüteschulen. Für Sommerschüler und Hüteschulen hat die Regierung in Posen folgende neue Bestimmungen erlassen: In den städtischen und normalen ländlichen Schulen ist Ganztagsunterricht mit 30 oder 32 Stunden wöchentlich einzurichten. Zwei Nachmittage, deren Wahl die örtlichen Verhältnisse bedingen, bleiben schulfrei. Findet nur Vormittagsunterricht statt, so ist er in der Regel nicht vor 7 Uhr zu beginnen und nicht über 1 Uhr auszudehnen. Halbtagsschule muß dort eingerichtet werden, wo die Klassenräume für die gleichzeitige Aufnahme der Schüler nicht ausreichen. Die Sommer- und Hüteschule im Sinne der früheren Bestimmungen wird aufgehoben. Es ist jedoch zulässig, daß Schüler, die das 11. Lebensjahr überschritten und wenigstens ein Jahr lang mit Erfolg die Mittelstufe besucht haben, im Falle des Bedürfnisses vom Ortsschulinspektor den Hüteschein erhalten. Diese Schulkinder nehmen während des Sommerhalbjahres am Unterricht der unteren Stufen teil. (Das Land, X, 23.)

Digitized by Google

Medizin.

Ueber Alkohol und Tuberkulose berichtete jüngst in der Pariser Académie de Médecine Professor Lancereaux, der sich mit dem Gegenstand bekanntlich schon seit längerer Zeit beschäftigt. Unter 2192 von ihm beobachteten Fällen von Tuberkulose fand er Alkoholismus als prädisponierende Krankheitsursache 1229 mal, also in 56 pCt. aller Fälle. Die Analyse dieser 1229 Fälle führte zu folgenden Ergebnissen: 1. die Tuberkulose des Trinkers findet sich hauptsächlich in der Altersklasse von 25—50 Jahren und häufiger bei Männern als bei Frauen; 2. sie befällt in der Regel kräftige, aber durch Alkoholismus mehr oder minder geschwächte Individuen; 3. sie entwickelt sich fast immer sprungweise und nimmt bisweilen den Charakter einer akuten und allgemeinen Erkrankung an. Auf die Frage nach der Häufigkeit der Tuberkulose bei Trinkern geben folgende Zahlen Auskunft: unter 1984 Alkoholikern der Hospitäler von Paris fand Lancereaux 853 Tuberkulöse, das heißt unter je 2,32 Alkoholikern einen Tuberkulösen. Man kann darum mit Lancereaux sagen: die größte Gefahr des Alkoholismus ist die Tuberkulose. Lancereaux zieht aus alledem den praktischen Schluß, daß, wer die Tuberkulose bekämpfen will, in erster Linie deren Hauptursache, den Alkoholismus, in Angriff nehmen muß. Die Bakterien vernichten zu wollen, sei aussichtslos, dagegen sei es leicht, die Ursachen zu beseitigen, welche die Widerstandsfähigkeit des Körpers schwächen und ihn den Bakterien gegenüber wehrlos machen. (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, XII, 1.)

Der Alkohol als Nahrung und Gift. In der gleichzeitig mit der Naturforscher-Versammlung in Karlsbad abgehaltenen Sitzung des Vereines abstinenter Aerzte behandelte Professor Kassowitz (Wien) das Thema: „Nahrung und Gift". Vortragender wies auf die vielfachen Schädigungen hin, welche der Alkohol dem menschlichen Organismus zufügt. In vielen Anstalten bestehe noch jetzt vielfach der Gebrauch, daß den Kranken Dosen von Alkohol in dieser oder jener Form gereicht werden. Die Forschungen neuester Zeit haben ergeben, daß die dem Alkohol sonst eingeräumte Doppelstellung: einmal ein Nahrungsmittel und andererseits ein Gift zu sein, irrig ist, daß der Alkohol vielmehr auf eine Stufe mit allen anderen Giften zu stellen ist. Daher kann nur allen Aerzten, insbesondere den Spitalsärzten, anempfohlen werden, die bisher für Alkohol aufgewendeten und nicht unbeträchtlichen Summen lieber zur qualitativen Aufbesserung der Kost zu verwenden. Der Vortragende verweist auf eine Reihe Tierversuche, welche ergeben, daß der Alkohol nicht eine Steigerung, sondern einen Ausfall der Kräfte zur Folge hat, eine Erfahrung, welche sich längst unsere Sportsleute, wie Distanzgeher, Ruderer, Radler, Ringer u. s. w. zu nutze gemacht haben. Vortragender führte mehrere Tierversuche, unter anderem ein Beispiel mit einem Hunde an, welchen er in einem Trittrade laufen ließ und dem er jeden Tag eine ganz bestimmte Menge von Eiweiß und Zucker gab. Das Tier leistete hierbei seine Thätigkeit. Wäre nun Alkohol auch eine Nahrung und nicht nur ein Gift, so hätte nun ein Teil des Eiweißes oder des Zuckers durch den Alkohol ohne Unterschied für das Befinden des Hundes und dessen Leistungen ersetzt werden können. Als nun thatsächlich ein Teil der Nahrung des Hundes durch Alkohol ersetzt wurde, zeigte es sich, daß das Tier trotz aller Stimulationen nicht dazu zu bringen war, seine früheren Leistungen in dem früheren Umfange zu erreichen, ja das Tier wurde nebenbei noch träge und störrisch. Aber es geschah noch ein weiteres. Man hätte doch glauben müssen, daß bei der geringeren Thätigkeit des Tieres wenigstens das Körpergewicht sich vergrößert habe. Thatsächlich jedoch zeigte sich, daß auch das Körpergewicht des Tieres erheblich herabsank. (Allgemeine Wiener Medizinische Zeitung, 1902, No. 40.)

Alkoholismus und Chirurgie. Wie Dr. Polak feststellt, hat der Alkoholismus in jeder Form einen gewissen ungünstigen Einfluß auf verschiedene chirurgische Krankheiten. Der akute Alkoholismus ist öfters Ursache verschiedener Verwundungen, auf den Verlauf der Heilung aber hat er keinen Einfluß. Der chronische Alkoholismus in seinen verschiedenen Abarten behindert öfters die Heilung per primam intentionem, septische Erkrankungen verlaufen unter viel schwereren Symptomen, so daß die Prognose hier immer etwas weniger günstig ist. Etliche Formen von Gangrän werden sehr oft direkt oder indirekt durch den Alkoholismus verursacht. Das Delirium tremens ist immer eine Folge von Alkoholismus und ist immer, bei der kleinsten Wunde oder dem kleinsten chirurgischen Eingriffe, eine sehr ernste Komplikation. (Dr. Stock, Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 42.)

Digitized by Google

Soziale Hygiene.

Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Das sächsische Ministerium des Innern hat in Verfolgung einer Mitteilung des Reichskanzlers über die unheilvollen Folgen der geschlechtlichen Krankheiten und die zwingende Notwendigkeit gemeinsamer Abwehrmaßregeln ein Gutachten des Landes-Medizinalkollegiums erfordert. Nach diesem Gutachten wird der Weiterverbreitung der Geschlechtskrankheiten dadurch erheblich Vorschub geleistet, daß die Krankenkassen auf Grund des Krankenversicherungsgesetzes die ärztliche Behandlung und die Unterstützung der Geschlechtskranken in der Regel ausschließen oder wesentlich beschränken. Es haben fast alle Krankenkassen im Königreich Sachsen beispielsweise Bestimmungen getroffen, daß für Krankheiten, die sich die Versicherten durch geschlechtliche Ausschreitungen zugezogen haben, kein Krankengeld gewährt wird. Die Aufhebung der diesbezüglichen Vorschriften des Krankenversicherungsgesetzes kann nur im Wege der Reichsgesetzgebung erfolgen. Da aber, so heißt es in dem Rundschreiben, die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht nur im öffentlichen Interesse, sondern vor allem auch im eigenen Interesse der Krankenversicherung liegt, so nimmt das Ministerium Veranlassung, die Vorstände der genannten Versicherungen und Kassen auf die bedenklichen Folgen der von ihnen getroffenen statutarischen Bestimmungen hinzuweisen und ihnen dringend anzuempfehlen, die Aufhebung dieser Bestimmungen möglichst bald in Erwägung zu ziehen. Im weiteren werden die Vorstände angewiesen, über die gefaßte Entschließung bis Ende dieses Jahres ihren Aufsichtsbehörden Bericht zu erstatten.

Aufgaben der Krankenkassen im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. Ueber dieses Thema sprach in der Versammlung der Vorstände und Verwaltungsbeamten Berlins und der Vororte der Dermatologe Blaschko. Er will bei der internationalen Konferenz über die venerischen Krankheiten zu Brüssel folgende Thesen verteidigen: Zur Zeit nehmen die Geschlechtskranken eine benachteiligte Ausnahmestellung unter den anderen Kassenpatienten ein. Diese Bestimmungen des deutschen Krankenkassengesetzes sind leider in das dänische und schwedische Gesetz übergegangen, dagegen haben sie im österreichischen und dem demnächst zu erlassenden ungarischen Gesetz keine Aufnahme gefunden. Dagegen wären gerade für die oft langwierigen Geschlechtskrankheiten der Empfang von Krankengeld, respektive die Krankenhausbehandlung sehr wichtig. Die Dauer sämtlicher Kassenleistungen soll nicht auf bestimmte Zeit von 13 oder 26 Wochen beschränkt sein, sondern die ganze Dauer der Krankheit einschließlich der Rezidive umfassen. Es gäbe einzelne freie Hülfskassen, die bei einem Rückfall nicht nur kein Krankengeld, sondern nicht einmal die übrigen Kassenleistungen gewährten. Den der Krankenhauspflege bedürftigen Geschlechtskranken muß solche auf Wunsch gewährt werden, wenn die lokalen Verhältnisse es zulassen; weniger leistungsfähigen Kassen muß zu diesem Zwecke eine staatliche Beihülfe gewährt werden. Ein Zwang zur Krankenhausinternierung des Patienten kann nur im dringendsten Notfalle ausgeübt werden, wenn nämlich eine direkte Infektionsgefahr für andere vorliegt, wie z. B. bei den Angehörigen der Nahrungs- und Genußmittelbranche, Barbieren, Friseuren und einigen anderen Gewerben. Die Krankenkassen sollen berechtigt sein, für ihre geschlechtskranken Mitglieder Vorschriften zu erlassen, durch welche eine dauernde ärztliche Ueberwachung des Patienten auch in der rezidivfreien Zeit ermöglicht wird. Durch Errichtung ärztlicher Ambulatorien, verbunden mit Sanatorien soll eine bessere Ausbildung der Aerzte, welche in den damit verbundenen Polikliniken sich praktisch bethätigen können, auf dem Gebiete der Geschlechtsleiden angestrebt und ermöglicht werden. Es muß den Krankenkassen gestattet sein, die erforderlichen Ausgaben für Belehrung der gesunden Kassenmitglieder zum Zwecke der Syphilisprophylaxe zu machen. (Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 35.)

Holländische Kinder als Raucher. Ein holländischer Lehrer hat eine Untersuchung über den Mißbrauch des Tabakrauchens unter seinen Schulkindern angestellt. Alle, die nur einmal zum Scherz oder aus Neugier geraucht hatten, zählte er nicht, sondern nur diejenigen, die eine Cigarre oder Pfeife zu Ende rauchen konnten, ohne daß ihnen übel wurde. Das betrübende Resultat war, daß es unter den Kindern bis zu 7 Jahren neun Raucher gab, unter denen von 7 bis 10 Jahren elf und unter denen über 10 Jahre neun. Es waren also zusammen 29 Raucher, wobei zu bemerken ist, daß die Schule nur 58 Schüler hatte. (Münchener Neueste Nachrichten, 1902, No. 509.)

Digitized by Google

Die Verteilung der Aerzte in Europa verhält sich folgendermaßen: In England entfallen auf 100000 Einwohner 63 Aerzte, in Irland 53, in der Schweiz 52, in Belgien 45, in Frankreich 31, in Deutschland 30, in Norwegen 26, in Holland 21, in Oesterreich 20, in Italien 18, in Schweden 14, in Rußland 8. Dieses Mißverhältnis in Rußland ist darin begründet, daß sich die Aerzte meist in den großen Städten ansiedeln, die Bevölkerung auf dem Lande ist unwissend und schenkt Quacksalbern mehr Vertrauen als den gebildeten Aerzten. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 35.)

Rassen-Hygiene.

Aerztlicher Ehekonsens. Das Gesetz fast aller europäischen Staaten verbietet dem Arzte in der Regel, das Berufsgeheimnis zu verletzen. Die Bestrafung einer Verletzung des ärztlichen Berufsgeheimnisses hat zweifelsohne den Schutz des Kranken im Auge. Ebenso unzweifelhaft giebt sie den Schutz anderer Personen preis. Alle Eltern heiratsfähiger Töchter sind am Bruche des ärztlichen Berufsgeheimnisses interessiert. Sehen wir nun zu, inwieweit dieser bei der Frage des ärztlichen Ehekonsenses nach dem nun einmal geltenden § 498 des österreichischen Strafgesetzes sich vollziehen darf. Das Gesetz gestattet den Bruch des Geheimnisses über amtliche Aufforderung. Würde, wie manche Autoren verlangen, zur Schließung einer jeden Ehe ein Gesundheitszeugnis notwendig sein, so wäre die Sache einfach erledigt. Jeder würde das Gesundheitszeugnis des anderen Teiles durchlesen können. Eine andere Art amtlicher Aufforderung zum Bruche des Berufsgeheimnisses kommt bei der Frage der Eheschließung nicht in Betracht. Eine derartige Einführung wäre zumindest so vernünftig und würde zumindest keinen größeren Eingriff in das Gebiet der persönlichen Freiheit bilden, als der seiner Zeit in Niederösterreich zur Eheschließung notwendige Nachweis eines bestimmten Einkommens. Um das Geld kümmerte sich dieses Gesetz, aber nicht um die Gesundheit. In der Prager Aerztekammer wurde unlängst aus obigen Gründen ein Antrag auf Einführung des ärztlichen Ehekonsenses angeregt, aber die Anregung wieder fallen gelassen. Da nun kein Ehezeugniszwang besteht, ist dem Arzte auch thatsächlich durch den Paragraph wegen Bruches des ärztlichen Berufsgeheimnisses jede Möglichkeit abgeschnitten, ohne sich zu gefährden, andere zu bewahren? Da sind zwei Gruppen zu unterscheiden, bei welchen die Beantwortung dieser Frage verschieden ausfällt. Die eine Gruppe umfaßt alle Krankheiten des einen Ehewerbers, welche nicht übertragbar sind, aber in voraussehbarer Zeit den gesetzlichen Zweck der Ehe unmöglich machen oder gar das Ende der Ehe durch Tod herbeiführen. Als Typen dieser Gruppe führe ich an eine schon bestehende physische Unmöglichkeit, den gesetzlich festgelegten Zweck der Ehe zu erfüllen, eine für den Arzt, aber noch nicht für den Laien erkennbare unheilbare, zur Verblödung oder zum baldigen Tode führende Geisteskrankheit, eine mehr oder weniger fortgeschrittene Rückenmarkserkrankung. In allen diesen Fällen bringt die Ehe dem anderen Teile, wie der Arzt voraussagen kann, viel Leid, indirekt vielleicht auch schwere Nervenschädigungen. Doch hat der Arzt keine gesetzliche Handhabe, ungefährdet das Berufsgeheimnis zu brechen. Wohl kann in obigen Fällen kein gültiger Ehevertrag geschlossen werden und zweifelsohne würde der andere Teil auch alsbald obige Krankheiten erkennen und auf Ungültigkeitserklärung der Ehe mit Erfolg antragen können. Da aber kein Zwang besteht, derartige Ehehindernisse anzuzeigen, so kommt der Arzt entweder mit seinem Gewissen oder mit dem Gesetze in Konflikt. Von der Auffassung des Richters wird es dann abhängen, ob er die „Heiligkeit der Ehe“ so hoch einschätzen wird, daß er den Arzt straffrei erklärt, welcher ein derzeit zwar nur ihm bekanntes, bald aber auch anderen offenkundiges Ehehindernis verrät. Die zweite Gruppe umfaßt die ansteckenden Krankheiten, bekanntlich auch ein Ehehindernis. Hier handelt es sich um Verhütung einer Gefahr für die Gesundheit des anderen Teiles. Würde für alle ansteckenden Krankheiten Anzeigepflicht bestehen, so wäre die Sache einfach. Wie derzeit bei angezeigten ansteckenden Krankheiten vorgegangen wird, wird das Bestehen der Krankheit alsbald publik. Gerade aber für die wichtigsten in Frage kommenden ansteckenden Krankheiten besteht keine Anzeigepflicht. Dennoch hat der Arzt hier einzugreifen die Möglichkeit, ohne sich bloß auf die allgemein gehaltene Verpflichtung zur Aufweisung eines Ehehindernisses zu stützen. Dadurch, daß der Arzt sowohl von der Krankheit als auch von der beabsichtigten Eheschließung Kunde hat, hat er auch Kenntnis von der Gesundheits-

Digitized by Google

gefahr, die dem anderen Teile droht. Diese aber abzuwenden, ist er bei Strafe verpflichtet. Denn erkrankt der andere Teil durch die erfolgte Eheschließung, so ist unter anderem an der Erkrankung die Fahrlässigkeit des Arztes schuld. Nach § 335 des österreichischen Strafgesetzbuches wird aber jede Handlung oder Unterlassung, durch welche eine Gesundheitsgefahr besteht, zumal, wenn der Handelnde oder Unterlassende die Gefahr vermöge seines Berufes voraussehen mußte, als Uebertretung oder Vergehen bestraft, und als Uebertretung selbst dann noch, wenn kein wirklicher Schaden herbeigeführt wurde. Diese Gesetzesbestimmung ist geradezu eine Aufforderung zum Bruche des ärztlichen Berufsgeheimnisses, und wenn auch nicht dem Wortlaute, wohl aber dem Sinne nach als amtliche Aufforderung zu betrachten. Der Arzt, der sich auf § 335 beruft, wird wohl sicherlich von den Straffolgen des ärztlichen Berufsgeheimnisses vom Richter losgesprochen werden, falls ihn der „verratene" Ehewerber belangt. Denn eigentlich sollte er ihm dafür dankbar sein, daß er ihn von einer Handlung abgehalten, welche an ihm das Strafgesetz ahnden müßte. Das österreichische Strafgesetz bedroht ihn mit der gleichen Strafe wie den Arzt, das deutsche Strafgesetz mit einer noch ärgeren, da sein Vergehen als vorsätzliche Gesundheitsbeschädigung aufzufassen wäre. Aus alledem geht hervor, daß der Arzt dem § 498 nicht so hülflos gegenübersteht, wie man allgemein annimmt. Einerseits dies zu zeigen, andererseits die interessierten Kreise — und das sind alle Eltern — gegen den § 498 aufzubringen, ist der Zweck dieser Zeilen. Wird der Zweck erreicht, so kann viel Unheil verhütet werden. (S. Rosenfeld, Die Waage, 1902, No. 41.)

Die Krankheiten der Neger. Buschan giebt darüber nach dem Centralblatt für Anthropologie eine sehr dankenswerte Zusammenstellung, aus welcher hervorgeht, daß z. B. die längst bekannten Erscheinungen der Empfänglichkeit und Unempfänglichkeit verschiedener Tierformen gegenüber Giften sich auch bei den Menschenrassen wiederholen. Zunächst besteht eine fast vollkommene Immunität des Negers für Gelbfieber und Malariaerkrankungen; die letztere erlischt aber, wenn der Neger das Gebiet verläßt, in welchem er bisher der Infektion ausgesetzt war. Die Bastardierung mit Weißen setzt die Immunität herab. Ferner besitzt der Neger eine sehr erhebliche Widerstandsfähigkeit gegenüber Abdominaltyphus, Erysipel, Scharlach und Wundkrankheiten. Bekannt ist der auffallend rasche Verlauf der Wundheilung bei Schwarzen. Besonders disponiert sind die Neger für Tuberkulose und andere Lungenerkrankungen. Unter den chirurgisch wichtigeren Erkrankungen ist die Disposition für Carcinom gering, für Sarkom größer; Blasen- und Gallensteine sind seltene Erkrankungen. Unter den Nerven- und Geisteskrankheiten ist Tetanus häufig, Veitstanz selten; auch Tabes ist nicht häufig, obgleich der Neger mehr von Syphilis heimgesucht wird als der Weiße. Eine spezifische Nervenkrankheit scheint die Schlafkrankheit der afrikanischen Neger zu sein. Hysterie kommt allenthalben bei Negervölkern vor, ein Zusammenhang mit der Kulturstufe besteht hier in keiner Weise. Dagegen ist ein Einfluß der Kultur bei den Geisteskrankheiten nicht zu verkennen. Alkohol und Syphilis schädigen den Neger im gleichen Maße wie den Weißen, obgleich viele Neger eine sehr große Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Alkohol besitzen. Obenan stehen Manie, Blödsinn, Epilepsie, während Melancholie selten ist. (Die Umschau, VI, 37.)

Zur Diagnose der angeborenen Schwindsuchtsanlage. G. Sticker (Gießen) hat einen Thorakodynamometer zur Messung der organischen Kraft der Inspirationsmuskulatur konstruiert, welche er als Maß der Inspirationskraft verwendet. Die Größe der Einatmungskraft beträgt bei gesunden Männern im Alter von 19—25 Jahren 32—46 kg für die einmalige maximale Leistung, 30—44 kg für die dauernde Funktion. Bei zur Phthise Disponierten sank dieser Wert beträchtlich unter die Norm. (Deutsche Medizinische Wochenschrift, 14. August 1902.)

Sozialpolitik.

Das Programm des Vereins für soziales Genossenschaftswesen. Die wesentliche Gleichartigkeit der Masse der Konsum-Bedürfnisse des Volkes und die darauf basierende Möglichkeit einer planmäßigen Organisation der Befriedigung des Verbrauchs bilden die beiden grundlegenden Thatsachen, auf denen der „Verein für soziales Genossenschaftswesen" seine Thätigkeit aufbaut. An der Hand dieser

Digitized by Google

beiden Grundthatsachen will der Verein das Ziel, die organisierten Konsumenten beziehungsweise deren aus demokratischer Wahl hervorgehende Vertretungen zu wirtschaftlichen Herren über den Warenmarkt zu machen, theoretisch rechtfertigen und die geeigneten Mittel und Wege dazu im „Genossenschafts-Pionier" darlegen, diskutieren und prüfen. Der Verein will insbesondere auch die im Rahmen organisierten Konsums mögliche Produktion nach Kräften durch theoretische Klärung der Bedingungen ihres Gedeihens fördern und vor Mißerfolgen zu bewahren suchen. Auch liegt ihm besonders am Herzen, die genossenschaftliche Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses in die richtigen Bahnen zu leiten sowie endlich den vernunftgemäßen Spartrieb der sparfähigen Volksmasse zum unmittelbaren Nutzen dieser selbst zu organisieren. Der Verein betreibt keine Parteipolitik, er beschränkt sein Wirken darauf, die den Massen als Produzenten und Konsumenten gemeinsamen Interessen theoretisch zu entwickeln und praktisch zu fördern und sucht die Gesetzgebung nur soweit zu beeinflussen, als durch dieselbe die Ziele der genossenschaftlichen Organisation — im weitesten Sinne dieses Begriffes — leichter zu erreichen sind. Gegenüber den bestehenden Genossenschaften verfolgt der Verein das Ziel, die sich in ihren schon bestehenden praktischen Einrichtungen dokumentierenden Ideen zur vollen Klarheit innerer Konsequenz auszubilden und mit den Grundprinzipien der auf genossenschaftliche Bedürfnisbefriedigung abzielenden Organisation in Uebereinstimmung zu bringen. Insbesondere sucht der Verein durch sein Organ die genossenschaftliche Bildung der organisierten Konsumenten zu vertiefen, sie über die umfassenden Ziele der genossenschaftlichen Organisationen, deren Mitgliedschaft sie oft nur aus kleinlichen Gesichtspunkten erworben haben, aufzuklären und sie dadurch für die Leistung größerer Aufgaben, als die bisher in Angriff genommenen, geneigt und reif zu machen. Der Verein will mit seinem Organ den Genossenschaftsverwaltungen ein Helfer sein bei ihrem Bemühen, die Mitglieder zu richtigen Grundsätzen einer durchgreifenden Konsumentenorganisation zu erziehen und sie vor Mißerfolgen bewahren, durch Besprechung der allgemeinen Regeln, von deren Anwendung ein Erfolg genossenschaftlicher Unternehmungen abhängig ist. Allen Bestrebungen, Konsumentenorganisationen in Abhängigkeit von den Sonderinteressen politischer Parteien oder religiöser Körperschaften zu erhalten beziehungsweise zu bringen, will der Verein mit dem unablässig zu wiederholenden Hinweis entgegentreten, daß die Aufgabe, die Konsumenten durch planmäßige Organisation zur selbstthätigen Beschaffung ihres Konsums zu befähigen, eine in sich durchaus abgeschlossene ist, welche keinerlei Beeinträchtigung durch abseits ihres Zweckes liegende Bestrebungen verträgt. Endlich sucht der Verein durch sein Organ „Genossenschafts-Pionier" auf die Heranbildung und Erziehung von Menschen mit dem für das Genossenschaftswesen erforderlichen genossenschaftlichen Charakter hinzuwirken. Um alle die Genossenschaft betreffenden Fragen zu beleuchten, sollen die individuellen Anschauungen möglichst vieler, anerkannter Genossenschafter im „Genossenschafts-Pionier" zum Ausdruck kommen. (Der Genossenschafts-Pionier, VI, 17.)

Die Sonntagsarbeit der Dienstboten. In England ist eine Bewegung im Gange, die sich die Einschränkung der Sonntagsarbeit der häuslichen Angestellten zum Ziel gesetzt hat. Die Bewegung geht von den „Herrschaften" aus; im Komitee sitzen eine ganze Anzahl Grafen, Herzöge u. s. w. In einem Aufruf bedauert das Komitee, daß die häuslichen Angestellten durch die Gesellschaften, Diners, allerhand Festlichkeiten so wenig von der Sonntagsfeier haben und ersuchen die Dienstherrschaften, die Dienste ihrer Angestellten an den Sonn- und Feiertagen so wenig wie möglich in Anspruch zu nehmen. (Vorwärts, 19. Jahrgang, No. 202.)

Mehr Studentinnen als Studenten zählt die medizinische Fakultät in Bern. Unter 451 Inskribierten befinden sich 252 weibliche und 199 männliche Studenten. Die Universität hat im ganzen 1179 Studierende, von denen nur 637 Einheimische sind, 542 sind Ausländer. Die Gesamtzahl der Studentinnen beträgt 348, von denen 291 Russinnen sind. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, No. 38.)

Staats- und Parteipolitik.

Die Verstaatlichung des Aerztewesens strebt ein ärztlicher Verein in Amsterdam an, der sich in jüngster Zeit gebildet hat. Es wird der Vorschlag gemacht, einen Staatskrankenfonds zu gründen, bei dem jeder Haushaltungsvorstand

Digitized by Google

Mitglied sein müßte und einen seinen Verhältnissen entsprechenden Betrag zu zahlen hätte. Die ärztliche Hülfe für alle Einwohner würde eine gleichartige sein, Standesunterschiede könnten nicht berücksichtigt werden. Auf je 2000 Einwohner sollte ein Staatsarzt kommen, so daß für die zirka 5 Millionen Einwohner Hollands 2500 Aerzte staatlich anzustellen wären, die selbstverständlich nicht nur Kranke zu behandeln hätten, sondern auch in allen hygienischen Fragen Rat und Auskunft zu erteilen hätten. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, IX, 28.)

Notwendige Aenderung der Wehrordnung. Die deutsche Reichswehrordnung vom Jahre 1875 ist im wesentlichen der alten preußischen Wehrordnung aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts entnommen. Die in Berlin erscheinende Militär-Zeitung (No. 34, 1902) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß seitdem vieles anders geworden ist, und weist besonders auf folgenden Punkt hin: Preußen war damals noch ein Ackerbau treibender Staat mit wenigen großen, volkreichen Städten, heute haben wir es im Deutschen Reich mit einem Industriestaat zu thun, in dem die Industriebevölkerung an physischer Leistungsfähigkeit viel eingebüßt hat. Besonders der frühe Geschlechtsverkehr und das frühe Heiraten hätten einen schwächlichen Nachwuchs zur Folge, der körperlich sich viel später entwickelte, als die Landbevölkerung. Während der Landmann schon mit 20 Jahren körperlich ausgereift sei, erreicht der Fabrikarbeiter erst mit 22 Jahren diesen Zustand, soweit das überhaupt geschehe. Der Verfasser schlägt daher vor, den § 22 der Wehrordnung, laut welchen die Wehrpflicht mit dem 1. Januar desjenigen Jahres beginnt, in dem der Wehrpflichtige das 20. Jahr vollendet, dahin abzuändern, daß die Wehrpflicht ein Jahr später, also mit dem 21. Jahre beginne. Der Verfasser glaubt nicht, daß der einzelne dadurch in seinem Erwerbsleben beeinträchtigt werden würde, und weist darauf hin, daß bei der berittenen Waffe, wo dreijährige Dienstzeit besteht, der größte Zudrang stattfindet, was nicht der Fall wäre, wenn der spätere Dienst gescheut werde. (Das Land, X, 24.)

Bevölkerungsstatistik.

Alter und Familienstand der Reichsbevölkerung. Nach den neuesten Veröffentlichungen des Kaiserlich Statistischen Amtes standen bei der Volkszählung im Jahre 1900 von den Einwohnern des Deutschen Reiches 25 Millionen (44 pCt. der Gesamtheit) im Alter bis zu 20 Jahren, 17 Millionen (30 pCt.) im Alter von 20—40 Jahren, 10 Millionen (18 pCt.) im Alter von 40—60 Jahren und 4 Millionen (8 pCt.) im Alter von über 60 Jahren. Im Vergleich zum Volkszählungsergebnis 1890 ist die Altersklasse von 20—40 Jahren um 1,2 pCt. stärker vertreten. Hinsichtlich des Familienstandes teilt sich die Bevölkerung in 33 Millionen (59 pCt.) Ledige, 20 Millionen (35 pCt.) Verheiratete und 3 Millionen (6 pCt.) Verwitwete und Geschiedene. In den einzelnen Altersklassen erscheint die Familienstands-Gliederung natürlich in veränderter Gestalt. Während die Altersklasse bis zu 20 Jahren im wesentlichen nur Ledige (99,82 pCt.) aufweist, sind in den anderen Altersklassen die Verheirateten zahlreicher, und zwar beträgt ihr Anteil bei den 20—40jährigen 56 pCt., bei den 40—60jährigen 79 pCt., bei den über 60jährigen, unter denen sich 42 pCt. Verwitwete (und Geschiedene) befinden, 49 pCt. Seit 1890 ist die Vertretung der Verheirateten unter der Bevölkerung von 34 auf 35 pCt. gestiegen. (Vorwärts, 1902, No. 233.)

Die Familiensprache der Schulkinder in den öffentlichen Volksschulen Preußens. Wie die früheren, so hat auch die schulstatistische Erhebung vom 27. Juni 1901 die Familiensprache der Schulkinder ermittelt. Es war anzugeben, wie viele der Kinder in ihrer Familie nur deutsch, nur polnisch, polnisch und deutsch, nur masurisch und deutsch u. s. w. sprechen. Bei der großen Menge der Schüler öffentlicher Volksschulen und bei der allgemeinen Verpflichtung, die Kinder in die Volksschule zu schicken, falls nicht anderweit ausreichend für deren Unterricht gesorgt ist, hat diese Statistik der Familiensprache der Volksschüler annähernd die Bedeutung einer Sprachen- bezw. Nationalitäten-Statistik für unser Land. Besucht wurden die öffentlichen Volksschulen Preußens 1886 von 4 838 247, 1891 von 4 916 476, 1896 von 5 226 826 und 1901 von 5 670 870 Schulkindern; davon gebrauchten in ihrer Familie ausschließlich die deutsche Sprache 1886 4 188 857 = 86,58 vom Hundert, 1891 4 268 909 = 86,83 vom Hundert, 1896 4 518 645 = 86,29 vom Hundert

Digitized by Google

und 1901 4877884 = 86,02 vom Hundert. Die deutsche Sprache und zugleich eine nichtdeutsche Sprache war die Familiensprache 1886 bei 89465, 1891 bei 91238, 1896 bei 104805 und 1901 bei 135483 Schulkindern. Wie man solche zweisprachigen Kinder ihrer Muttersprache nach auf die deutsche und die fremde zu verteilen hat, kann zweifelhaft sein; es kann nach mehreren Methoden geschehen, die schließlich im Endergebnis nicht allzusehr von einander abweichen. Hier möge einmal die meist angewendete Verteilung je nach der Hälfte vorgenommen werden. Werden also von den Zweisprachigen in den genannten Jahren 44733 bezw. 45619, 52403 und 67742 den rein Deutschen zugezählt, so erhöhen sich die obigen Verhältniszahlen auf 87,50 bezw. 87,76, 87,29 und 87,21, und es ergiebt sich daraus seit 1891 ein regelmäßiger, wenn auch nicht erheblicher Rückgang des Anteils der Schulkinder mit deutscher Familiensprache. Das Weniger des rein Deutschen haben also die übrigen nichtdeutschen Sprachen gewonnen. (Rheinisch-westfälische Zeitung, 1902, No. 672.)

Völker und Politik.

Abessinien als Land der Zukunft. Abessinien, das Land der Zukunft, ist bis vor kurzem für den Europäer noch ein ebenso geheimnisvolles Land wie Tibet gewesen, obgleich es im 18. Jahrhundert dem civilisierten Reisenden ziemlich gut bekannt war; ein Wunder ist es, daß es nicht schon längst handelswirtschaftlich ausgebeutet und auf den Punkt der Erschöpfung gebracht worden ist. Nun, seit er sich mit verschiedenen europäischen Mächten, uns eingeschlossen, in Verbindung gesetzt hat, ist der aufgeklärte Kaiser Menelik entschlossen, sein Gebiet dem ausländischen Handel zu öffnen. Zu ganz passender Zeit liefert daher der französische Konsul zu Addis Ababa eine Uebersicht über den Handel für das Jahr 1900. Die hauptsächlichsten nach Addis Ababa importierten Artikel sind: Amerikanische ungebleichte Baumwollwaren, weißer Kattun, Drillich oder weiße Baumwolle, gedruckte Baumwollwaren, Kannevas, baumwollene Unterhosen, Baumwolle in Strähnen, schwarzes Tuch, Seidenwaren, Sammet, Hüte, baumwollene Regenschirme, Stiefel und Schuhe, Haushaltungsgegenstände, wie emaillierte Krüge, Zinnteller, Pfannen, Kupferkessel, Leuchter, Zündhölzchen u. s. w. Unter andern Importartikeln können noch genannt werden: Eisenwaren, Glaswaren, Konserven jeder Art, Jagdflinten, Munition u. s. w. Die hauptsächlichsten Exportartikel aus Addis Ababa sind Elfenbein, Gold, Wachs, Zibet, Häute und Kaffee. Das Elfenbein ist gewöhnlich von sehr feiner Qualität, der größte Teil geht durch die Hände des Kaisers, welcher es als Tribut erhält. Die jährlich im Palast abgelieferte Menge beträgt 2000 bis 2500 Frasilas (Frasila = 37 Pfund). Abessinische Kaufleute verkaufen in Addis Ababa und in Harrar ungefähr 1800 Frasilas Elfenbein pro Jahr. Der Export von Gold wird in den meisten Fällen, wie des Elfenbeins, von dem Kaiser kontrolliert, jedoch verkaufen die abessinischen Kaufleute ungefähr 12000 Okka pro Jahr in Addis Ababa und Harrar. Das Okka (28 g) wird gegenwärtig zu 32—34 Thaler (Thaler etwa 2 Mark) verkauft. Auf dem Gold liegt kein Ausfuhrzoll. Etwa die Hälfte der Ausfuhr von Wachs, welche vor zwei Jahren über Addis Ababa und Harrar geleitet wurde, geht jetzt über den Sudan und Massowah. Die von der Somali-Küste exportierte Menge in den zwei Jahren 1899 und 1900 wird auf ungefähr 34 t (etwa 1360 Pfund Sterling pro Jahr) geschätzt. Der wirkliche Preis von unausgelassenem Wachs wechselt zwischen 11 und 12 Thaler pro Fasila von 37 Pfund. Zibet wird im Wert von etwa 16000 Pfund Sterling pro Jahr ausgeführt. Der gegenwärtige Preis in Addis Ababa beträgt 2¼ bis 2½ Thaler pro Okka. Häute werden beinahe vollständig von Harrar ausgeführt. Der größte Teil des im Süden und Südwesten von Abessinien gebauten Kaffees wird jetzt über Massowah ausgeführt oder im Sudan verkauft, nur eine kleine Quantität wird in Addis Ababa verkauft. Der in Harrar gebaute Kaffee wird wegen seines feinen Aromas und seiner Stärke von Kennern sehr geschätzt. Das milde Klima und die Sorgfalt, mit welcher die Eingeborenen ihre Plantagen beaufsichtigen und besorgen, hat einen großen Einfluß auf die Qualität des Kaffees. Die Plantagen sind gewöhnlich von geringer Ausdehnung und werden von den Eigentümern selbst bebaut.

Deutschlands Handel nach Westsibirien. Seit Jahr und Tag sind Hamburger Kaufleute bemüht, auf dem schwierigen Wege über Archangelsk in das westliche Sibirien einzudringen. Vielfach versprach man sich davon nur geringen Erfolg. Indessen scheinen die Optimisten doch recht behalten zu haben, denn es

Digitized by Google

wird gemeldet, daß die Hamburger Kaufleute mit ihren Waren in Westsibirien ausgezeichneten Absatz gefunden haben, und zwar von Archangelsk aus über Kotles nach Perm. Bisher hatten dort die Moskauer Großhändler eine Art von Monopol, das sie nach Kräften ausnützten. Die Hamburger Angebote sollen bis zu einem vollen Drittel vorteilhafter gewesen sein und dabei gute Aufnahme gefunden haben. Gewisse Erzeugnisse, die bis dahin wegen hoher Preise nur den Reichen zugänglich waren, finden Massenabsatz, und man glaubt auf dem angegebenen Wege die Ausfuhr nach Westsibirien noch erheblich steigern zu können. (Deutsche Export-Revue, 1902, 12.)

Japanischer Handel in Südafrika. Ueber die geschäftlichen Bestrebungen der Japaner in Südafrika äußerte sich einer der beiden japanischen Beamten, die das Land im Auftrag ihrer Regierung bereist haben, er sei überzeugt, daß Japan ein großes Geschäft in lackierten Waren, leichten Möbeln, Nippsachen und Seide machen werde. Was die Baumwollenwaren anbelangt, so gehe der größte Teil der japanischen Erzeugnisse nach Korea und China. Er glaube nicht, daß Japan in diesem Punkte mit Manchester auf dem südafrikanischen Markte in Wettbewerb treten könne. Ein Haupthindernis für den japanischen Handel sei das Fehlen einer direkten Schiffsverbindung mit Südafrika. Es sei aber keine Gesellschaft vorhanden, die in der Lage wäre, ohne Staatsunterstützung eine solche Verbindung zu errichten. Die beste Strecke sei augenblicklich die über Australien. Johannesburg werde das Centrum für den Handel Japans werden. Letzteres liefere bereits jetzt viel dorthin und die Kaufleute in Johannesburg erklärten, daß die japanischen Möbel und Kleinwaren für Südafrika ganz besonders geeignet seien. Außerdem seien die Löhne in Johannesburg so hoch, daß doch kein Wettbewerb für Japan entstehen könne. Noch heute werde eine große Menge japanischer Waren von England aus nach dem Kap verschifft. Die japanische Regierung werde sofort nach Empfang des Berichtes über die Verhältnisse Vorkehrungen für die Versendung solcher Waren treffen, die für den südafrikanischen Markt am besten geeignet seien. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 760.)

Bücherbesprechungen.

Dr. Julius Reiner, Friedrich Nietzsche, für gebildete Laien geschildert. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1901.

Das vorliegende Buch verfolgt den Zweck, die gebildeten Laien über das Leben und Schaffen Friedrich Nietzsches aufzuklären. Wer daher keine Zeit findet, eingehendere Studien über den Philosophen zu machen, doch aber, in Umrissen wenigstens, ein Bild von ihm haben möchte, der wird sich in dem Schriftchen von Dr. Julius Reiner einigermaßen orientieren können. Nur müssen wir ihm raten, bei der Lektüre vorsichtig zu sein. Der Verfasser hat ja gewiß die Hauptpunkte aus Nietzsches Werken hervorgehoben; es ist ihm aber nicht gelungen, sie in gebührender Weise zu würdigen. Man braucht sicherlich nicht in allem mit Nietzsche übereinzustimmen; aber recht ist es und billig, daß wir seinen Gedanken, bevor wir sie kritisieren, nachgehen und sie so fassen, wie sie gefaßt sein wollen.

Nachdem Reiner im ersten Teile seines Büchleins vom „Leben und Wirken" Nietzsches im allgemeinen gesprochen, behandelt er diesen im zweiten Teile als „Dichter und Philosophen". Indem er den Dichter dem Philosophen voranstellt, giebt er schon äußerlich zu erkennen, wie er über Nietzsche denkt: er nimmt seine Ideen nur als Erzeugnisse eines regen, phantasiebegabten Gemütes, wodurch er Nietzsche natürlich sehr unrecht thut. Freilich hat uns Nietzsche mit einem fein ausgeklügelten, geschlossenen System nicht aufwarten können und wollen; aber dennoch ist er ein Philosoph im höchsten Sinne des Wortes, ein Philosoph, der uns vielleicht mehr als jeder andere die Fackel der Erkenntnis vorangetragen hat. Er ist nicht der Dichter, welcher philosophiert, sondern der Philosoph, der seinem übervollen Herzen bisweilen poetisch Luft machen muß. Und wenn daher Reiner auch darin Recht behalten soll, daß Nietzsche in ganz besonderem Maße unser Gemüt zu bezaubern versteht, so müssen wir doch auch mit Entschiedenheit betonen, daß er unser Denken auf viele, viele neue Gebiete geführt hat. Davon will aber

Digitized by Google

Reiner nichts wissen. Er traut unserem Philosophen sogar zu, daß er gelegentlich ohne Sinn und Ueberlegung geschrieben habe. So meint er: „Gleich- oder ähnlichlautende Worte verleiten Nietzsche zu Gedankenzusammenhängen, die mit einander nichts Gemeinsames haben“ (Seite 18). Aber gerade der aus dem Zarathustra citierte Satz über das Eheschließen, den Reiner zum Beweise seiner Meinung anführt, scheint mir sehr unglücklich gewählt; denn wo läge etwas Sinn- und Vernunftloses in den Worten: „Euer Eheschließen: seht zu, daß es nicht ein schlechtes Schließen sei! Ihr schlosset so schnell: so folgt daraus — Ehebrechen! Und besser noch Ehebrechen als Ehe-biegen, Ehe-lügen! — So sprach mir ein Weib: »wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe — mich!«“

Aber auch Nietzsches Lösung des „Problems der Sittlichkeit“, worauf der Verfasser im dritten Teile eingeht, ist nicht nur ein künstlerischer Versuch. Durch das allertiefste Nachdenken ist Nietzsche zu seinen Anschauungen über die Moral gekommen. Daß eine Entwickelung derselben anzunehmen ist, muß Reiner gelegentlich selbst zugeben. Nun wäre es seine Pflicht, einmal darüber nachzusinnen, ob Nietzsche mit den Folgerungen, die er aus der Entwickelungshypothese gezogen, nicht doch vielleicht etwas Richtiges getroffen habe. So stellt Nietzsche z. B. den Willen zur Macht als einen Hauptgedanken seiner Moral auf. Ist diesem Gedanken wirklich so schwer beizukommen? Und ist er wirklich so furchtbar? Ach ja, Nietzsche offenbart uns zuweilen seine Neigung zu Charakteren wie Cesare Borgia, Napoleon I. u. s. w. Aber liebt er denn wirklich in diesen das Niedrige und Gemeine? Nein, er liebt in ihnen nur das Freie, das Starke, das Große, — den Willen zur Macht. Wenn daher Reiner mit mir in der reinen christlichen Moral das Freieste, das Stärkste, das Größte erblicken will, dann darf er auch ruhig mit mir unserem Philosophen dafür danken, daß er uns den Willen zur Macht als den wichtigsten Faktor der Moral gelehrt hat.

Nietzsche selbst will freilich vom Christentum nichts wissen. Das ist aber verständlich; denn erstlich hat er die Lehre Christi niemals gründlich erfaßt, und zweitens bot ihm das landläufige Christentum zum abfälligsten Urteil Stoff genug. Doch giebt es einen ehrlicheren Feind unserer christlichen Anschauung als ihn? Christus selbst treffen seine Vorwürfe nicht. Christus hat nie die Vernichtung der leiblichen Instinkte gepredigt, sondern nur die Beherrschung derselben; und Nietzsche verlangt von seinem Uebermenschen doch ganz dasselbe. Nur der sich selbst gebieten kann, kann anderen gebieten.

Dies große Gebot des Zarathustra sollten sich besonders auch diejenigen merken, die sich anschicken, eine Familie zu gründen. Die Ehe ist für Nietzsche, was Reiner nach seinen Ausführungen in Abschnitt VII nicht eingesehen hat, der heiligste Bund, den es giebt. Wie viele haben ihn hierin mißverstanden, und besonders hierin! Was insbesondere das Verhältnis des Mannes zur Frau angeht, so hat kaum einer jemals so vernünftige Worte darüber geschrieben wie Nietzsche. Wer den Charakter des Mannes wie den des Weibes genau studiert hat, der muß ihm unbedingt recht geben. Dr. Jesinghaus.

K. Vorländer, Geschichte der Philosophie. Philosophische Bibliothek, Band 105 und 106. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Nachdem man mehrere Jahrzehnte lang in naturwissenschaftlichen Einzelforschungen und in logischen Begriffsuntersuchungen sich ergangen hat, erwacht allmählich wieder die Frage nach dem: wozu das alles? Was ist Zweck und Sinn unseres intellektuellen Treibens? Die philosophischen Hörsäle füllen sich und das Bedürfnis nach philosophischen Kompendien wird wieder wach. Aus diesem Zeitbedürfnis ist Vorländers „Geschichte der Philosophie“ erwachsen, die den Studierenden einen leicht gangbaren Weg durch die oft widersprechenden Meinungen der Philosophen aufzeigt. Die Arbeit ist sehr sachlich gehalten; sie ist recht geeignet, die Meinungen der Philosophen so kennen zu lernen, als wenn sie selbst zu uns sprächen. Besonders wertvoll ist das Werk, weil es auch die neueste Entwickelung des philosophischen Denkens (Entwickelungslehre, ökonomische Geschichtstheorie und dergleichen) berücksichtigt und von dem Trieb beseelt ist, Philosophie und Leben in Einklang zu bringen. W.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 11. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Anthropologische Untersuchungen an jugendlichen Personen.

Professor Dr. G. Marina.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.)

Um begründete Aufschlüsse zur Lösung einiger der wichtigsten anthropologischen und ethnographischen Probleme zu erlangen, habe ich seit vielen Jahren Untersuchungen an jungen Leuten vorgenommen, deren Ergebnisse ich hiermit veröffentliche. Es ist bekannt, daß manche schwerwiegenden Fragen der Kulturgeschichte mit der Rassenfrage wie auch mit der Frage nach der physischen und psychischen Entwickelung der Völker und der Individuen so eng verbunden sind, daß es nicht möglich ist, die einen zu lösen, ohne die anderen zu beachten.

Namhafte Fachmänner haben sich mit Vorliebe diesen Studien gewidmet. Ihren Arbeiten reiht sich der vorliegende Beitrag an, den ich für wichtig genug halte, sowohl wegen der Mannigfaltigkeit der Beobachtungen, als auch wegen der großen Zahl der untersuchten Individuen und mehr noch, weil ich die sämtlichen Untersuchungen, Messungen und Zusammenstellungen allein vorgenommen habe. Sie erstrecken sich auf mehr als 16 000 junge Leute aus den verschiedenen Teilen Italiens, und mehr als 7000 junge Leute aus anderen Ländern. Nur einige Angaben über die Zöglinge der K. Marineakademie zu Livorno und über die der Kadettenhäuser zu Florenz und Mailand verdanke ich den Leitern jener Anstalten.

Der erste, der umfassende Studien über die körperliche und geistige Entwickelung vornahm und den Gesetzen derselben nachforschte, war bekanntlich Quételet. Er giebt indes nie die genaue Zahl seiner — anscheinend nicht sehr zahlreichen — Beobachtungen an, die sich vielleicht auf 15 oder 20 Objekte erstreckten, mitunter auf noch weniger, die so gewählt waren, daß sie einem gemutmaßten Normaltypus möglichst entsprachen. Schon Dally und später auch

Digitized by Google

andere wiesen darauf hin, daß seine Angaben, namentlich über die physische Entwickelung häufig mehr idealen als realen Wert besitzen. Ebenso fanden diejenigen Naturforscher, die sich ihm anschlossen, in den Gesetzen und Erscheinungen nicht jene Regelmäßigkeit, welche er vorausgesetzt hatte. Daß ferner auch die von anderen Forschern erzielten Resultate oft merklich von einander abweichen, ist leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß die den Untersuchungen zu Grunde gelegten Daten von verschiedenen Gelehrten und manchmal nach ganz verschiedenem Verfahren aufgenommen waren. Liegt doch gerade hierin eine der größten Schwierigkeiten für Studien dieser Art, bei denen es unerläßlich ist, eine große Anzahl von Beobachtungen zu machen.

Ménard meint, daß die Resultate sicherere sein würden, wenn statt der Mittelwerte über junge Leute verschiedenen Alters Beobachtungen vorlägen, die an denselben Individuen von der Geburt bis zum reifen Alter successiv und progressiv vorgenommen worden, wie dies z. B. Liharžik gethan. Aber die große Schwierigkeit, solche Untersuchungen — wie dies doch nötig wäre — auf verschiedene Gegenden, verschiedene Länder, verschiedene Lebenssphären auszudehnen, liegt vor Augen. Die große Mehrzahl der Forscher hielt sich deshalb an das erstere System und wiederholte lieber die Beobachtungen in bestimmten Zeitabschnitten. Dies ist natürlich am leichtesten in den Kadettenhäusern und bei den Musterungen auszuführen; und diese wurden auch thatsächlich zur reichsten Quelle von Beobachtungen und Feststellungen.

Unter den vielen Forschern, die sich mit solchen Untersuchungen beschäftigten, erwähne ich die Franzosen Chassagne und Dally, die um 1880 eine Reihe von Messungen an 401 Unteroffizieren und Soldaten und an 440 Rekruten des 35. Artillerie-Regimentes vornahmen, um den Einfluß der Gymnastik auf die Entwickelung der Brust, der Muskeln und der Körperkraft zu bestimmen; ferner den durch seine Arbeiten über französische Ethnographie bekannten Dr. Bertillon, sowie Allaire, Bernard, Vallin, Dubujadoux, Arnould, Lux, Rigal, Doubre, Capdevieiville, Frielley, Mackiewicz, Collignon, Burg, mit Ausnahme des letzteren und einiger anderer sämtlich Militärärzte; dann den berühmten Galton, Roberts, Zoldt, Seggel, Vanderkindere, Kollmann, Seeland, Stolaroff, Abel, H. Froelich, Aitken, Parkes, Major Hammerley, Oberst Lane-Fox, Hammond, Fetzer, Joeger, Lehrnbecher, A. Jansen, und die bekannten D. D. Gould, Hartwell, Professor Bowditch; in Italien namentlich Professor Bodio, Baroffio, Comissetti, Cortese, Lombroso, Raseri, Sormani, Zampa, Livi und vor allem Professor Pagliani.

Auch andere hervorragende Gelehrte, Aerzte und Anthropologen haben sich mit diesem Problem beschäftigt, wie z. B. Romiti, Canestrini, Riccardi, Mantegazza und Sergi in Italien; Broca und Topinard, Richet und Letourneau in Frankreich; und, um nur einen, und zwar den größten zu nennen — Virchow — in Deutschland. Wichtige Daten lieferten weiterhin eine Studie des französischen Stabsarztes G. Carlier,*)

*) Recherches anthropométriques sur la „Croissance". Influence de l'hygiène et des exercices physiques, par le Dr. G. Carlier (in Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, Heft III, Band IV, 1892).

Digitized by Google

sowie die unter den Auspizien des italienischen Kriegsministeriums von Dr. R. Livi veröffentlichten anthropometrischen Erhebungen in der italienischen Armee.*) Auch das Bulletin des Internationalen Statistischen Bureaus bringt neue und bedeutende Arbeiten über Anthropometrie von verschiedenen Autoren.**)

Hinsichtlich der von mir befolgten Methode möchte ich noch erwähnen, daß ich bestrebt gewesen bin, stets mit der sorgfältigsten Genauigkeit zu verfahren und lieber in betreff der Anzahl meiner Beobachtungen Opfer zu bringen, als mich unsicherer Daten zu bedienen. Das Gewicht wurde, wo dies möglich war, vom nackten Körper genommen, sonst das Gewicht der Bekleidung abgerechnet; die Größe wurde in Millimetern und ohne Fußbekleidung gemessen, die Respirationskraft oder Vitalkapazität mit dem Spirometer Hutchinsons, und die Muskelkraft in Bezug auf Hebung wie auf Druck mit dem Dynamometer Mathieu. Ich habe mich bemüht, allen Ursachen von Störungen, wie auch hemmenden Einflüssen Rechnung zu tragen; doch giebt es derselben so viele, daß es unmöglich ist, zu absoluter Genauigkeit zu gelangen: daher können die kleinen Bruchteile in Gewicht, Größe, Kraft u. s. w. meiner Ansicht nach nur einen relativen Wert besitzen und es ist manchmal besser, sie ganz fortzulassen, als sich ihrer als Grundlage von Schlußfolgerungen und Annahmen zu bedienen, die wenig Sicherheit bieten würden.

Erster Teil: **Schädel und Gesicht.**

I.

Bevor ich die Resultate meiner Schädelmessungen darlege, sei es mir gestattet, die hauptsächlichsten kraniologischen Untersuchungen und die beachtenswertesten der bis jetzt befolgten Methoden hier kurz zu erwähnen: dies wird, wie ich hoffe, auch dazu beitragen, mein Verfahren sowie die größtenteils negativen Ergebnisse zu rechtfertigen, zu welchen ich nach so vielen Untersuchungen gelangt bin.

Bekanntlich war es Camper, welcher, auf die Verschiedenheiten in der Entwickelung der Gehirnmasse und des hieraus folgenden Schädelumfanges gestützt, zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst seine Theorie vom Gesichtswinkel aufstellte und die höheren oder geringeren Grade desselben mit dem höheren oder geringeren Stande intellektueller Entwickelung in Zusammenhang brachte. Beim jungen Orang-Utang, sagte er, beträgt der Gesichtswinkel 67 Grad und das Minimum bei den Negern 70°, während der Durchschnitt bei den Europäern 80° beträgt und bei den griechischen Statuen, in denen das Ideal der menschlichen Gestalt dargestellt ist, dieser Winkel 90° erreicht. Ueber 90° hinaus wird das Gesicht unförmlich, d. h. es ist von der normalen Form zu derjenigen der Hydrocephalen abgewichen; einen kleineren Winkel als 75° hingegen besitzen in Europa nur die Köpfe von Idioten und Kretins. Der Gesichtswinkel bietet uns also eine sichere Norm der Beurteilung.

*) Saggio dei risultati antropometrici ottenuti dallo spoglio dei fogli sanitari delle classi 1859—63. Rom, 1894.

**) Band VIII, 1. Lieferung, Rom, 1895.

Digitized by Google

Dieses System war indes nicht haltbar. Es giebt Tierschädel, deren Oberkiefer so gebaut sind, daß die Schnauze gerade dort anfängt, sich zuzuspitzen, wo der Scheitel des Winkels sich befinden müßte, so daß dieser größer erscheint, als er in Wirklichkeit ist. Auch wenn die Augenwölbungen so weit vortreten, daß Stirn und Nasenbasis sich nicht in gerader Linie aneinander schließen, entsteht ein zu großer Winkel. Da überdies bei Neugeborenen und Kindern die Stirn weit mehr entwickelt ist als die Kiefer, so würde daraus folgen, daß das Kind einen größeren Gesichtswinkel besäße, als der Erwachsene: es müßte ihm also, dieser Theorie zufolge, an Intelligenz überlegen sein.

Später schlug deshalb Welcker vor, den Gesichtswinkel durch den Sphenoidalwinkel zu ersetzen, der durch folgende drei Punkte bestimmt wird: die Nasenwurzel (an der Naht zwischen Stirnbein und Nasenbein), den vorderen Rand des Hinterhauptloches und den des Türkensattels (sella turcica). Diesen drei Punkten fügte Voigt einen vierten hinzu, die Spina nasalis, da er hoffte, so eine sichere Norm für die Einteilung zu erhalten.

Zu demselben Zwecke ging man dann dazu über, den eigentlichen Schädel zu untersuchen. Schon Blumenbach*) hatte drei Hauptformen von Schädeln unterschieden: lange, breite und mittlere, die er alle von einer Grundform ableitete, der runden. Der Negerschädel repräsentierte nach seiner Theorie den ersten Typus; der des Kalmücken den zweiten und der des Kaukasiers die mittlere Form, weil er wegen der seitlichen Zusammendrückung an den Negerschädel, wegen der von Vorder- und Hinterhaupt an den des Kalmücken erinnert. Der Amerikaner bildete nach ihm einen Zwischentypus zwischen dem Kaukasier und dem Mongolen, der Malaie zwischen dem Neger und dem Kaukasier.

Retzius**) führte diese Untersuchungen weiter und regte dadurch die ethnographische Schädelkunde bedeutend an. Ueberzeugt, daß die verschiedenen Schädelformen von der verschiedenen Entwickelung eines der drei Hirnlappen herrührte, folgerte er, daß der am Hinterhaupt verlängerte und schmale Schädel, welcher die Negervölker kennzeichnet, nicht bloß von geringerer Hirnmasse herrühre, sondern auch von der Kleinheit der Mittellappen. Denn diese haben die größte Entwickelung in den eckigen Schädeln, bei denen die Hinterlappen weit kleiner sind. Bei den länglichen Schädeln hingegen wiegen die Vorderlappen vor, welche der Stirn eine rundere Form verleihen. Gründe, welche sich aus der Entwickelungsgeschichte und aus der vergleichenden Anatomie ergeben, veranlaßten Retzius, den Funktionen der Hinterlappen die höchste Wichtigkeit beizulegen. Er unterschied Dolichocephalen oder Langschädel und Brachycephalen oder Kurzschädel und achtete vor allem darauf, wie weit die Hinterlappen sich nach unten ausdehnten, d. h. ob sie das kleine Gehirn ganz oder nur wenig bedeckten.

Zu den Dolichocephalen zählte er die elliptischen und ovalen Schädel, zu den Brachycephalen die eckigen. Er gab also keine cephalischen Kennzeichen oder mittlere Schädelformen an; aber aus

*) Blumenbach, Decades craniorum.

**) A. Retzius, Ethnologische Schriften (Stockholm und Leipzig, 1864) und Ueber die Schädelformen der Nordbewohner (Stockholm, 1842).

Digitized by Google

seinen hinterlassenen Schriften und namentlich aus einem im Jahre 1852 an Dr. G. Niccolucci gerichteten Briefe geht hervor, daß er auch mittlere Schädelformen zugab (die Mesocephalen Brocas und die Orthocephalen Welckers), und daß er den Unterschied zwischen Brachycephalen und Dolichocephalen dahin bestimmt hatte, ob der Längendurchmesser den Breitendurchmesser bei den Brachycephalen um $^1/_5$ oder $^1/_6$, bei den Dolichocephalen um $^1/_4$ übertraf.

Als er dann auch das Verhältnis des Schädels zum Gesicht und namentlich das stärkere oder geringere Vorragen des Kiefergerüstes in Betracht zog, fügte er noch ein neues Unterscheidungsmerkmal hinzu, nämlich Prognathismus und Orthognathismus. So entstanden seine bekannten vier Abteilungen:

Orthognate Dolichocephalen
Orthognate Brachycephalen
Prognathe Dolichocephalen
Prognathe Brachycephalen.

Doch es ist allseits bekannt, wie viele Einwürfe seine Klassifizierung erfuhr, die nicht nur die allgemein angenommenen Rassenmerkmale verwarf, sondern auch den begründetsten Annahmen der Sprachforschung und der Geschichte widersprach, indem sie Völker zusammenbrachte, die — außer dem Schädeldurchmesser — höchst verschieden von einander sind (wie Skandinavier und Zigeuner, Slaven und Basken, Neger und Aegypter, Mongolen und Malaien), während sie andere davon schied, die sich doch als eng verwandt zeigen. Kann man endlich behaupten, daß vom kürzeren oder längeren Schädel der Grad intellektueller Entwickelung abhänge? Diejenigen Völker, welche den niedrigsten Kulturstufen angehören und in denen wir vielleicht den ältesten Typus erkennen müssen, die Neger, sind entschieden Dolichocephale. Und Dolichocephale sind die Skandinavier und die Hindu, gleich den Papua; Brachycephale die Piemontesen und Schweizer, wie die Kalmücken und Tungusen. Die bloße Vergleichung des Durchmessers führt demnach zu keinem sicheren Ergebnis. Der Orthognathismus ist sicherlich ein Merkmal der civilisierten Völker; und doch sehen wir, daß die Chinesen und Japaner, obschon sie ihre gewölbten Backenknochen bewahren, einen weit größeren Fortschritt in der Kultur gemacht haben, als die Türken, Albanesen und einige slavische Völkerschaften. Auch ist kaum zu behaupten, daß die Tataren oder die Kosaken für die Kultur mehr geeignet sind als die Malaien der Sundainseln.

Welcker war der Ansicht, daß die Bezeichnungen Brachycephale und Dolichocephale mehr auf anatomische, als auf ethnographische Eigentümlichkeiten hin zu betrachten seien und schlug vor, lieber auf die drei Durchmesser des Schädels Gewicht zu legen, den der Länge, der Breite und der Höhe; er schlug auch drei Maße für das Gesicht vor. Aeby jedoch wies die Unvollkommenheit solcher Maße nach und namentlich die Unzuverlässigkeit des Längendurchmessers, der ganz von den unsicheren und schwankenden Verhältnissen des Hinterhauptes abhängt. Er zog deshalb vor, die Schädel nach ihrer mehr oder weniger vollkommenen Entwickelung zu klassifizieren, je nachdem sie nach jeder Richtung hin mehr oder weniger harmonisch aus-

Digitized by Google

geprägt seien. Die Negerschädel z. B. sind nur in die Länge entwickelt. Aber Aeby selbst fügte hinzu, daß wir nach der Form des Schädels nicht auf die Intelligenz des Individuums schließen können, da zu viele Beispiele zeigen, daß ein schmaler Schädel ebensoviel Verstand beherbergen kann, wie ein breiter, während andererseits Völker mit sehr wohlgeformtem Schädel, wie z. B. die Tungusen, doch auf den niedrigsten Stufen der Menschheit stehen. Und ohne bis zu den Tungusen zu gehen: Ich habe in Italien und namentlich in der Basilicata bei zahlreichen Beobachtungen oft an den intelligentesten Menschen Schädel vorgefunden, welche das gerade Gegenteil vermuten ließen.

Broca und Welcker fügten ferner der Einteilung Retzius die Mesocephalen hinzu und Broca noch die Subbrachycephalen und die Subdolichocephalen, indem sie für jede Gruppe jene äußersten Grenzen feststellten, welche allen bekannt und noch allgemein angenommen sind.*) Es würde über den Zweck und Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, wollte ich hier die verschiedenen Verfahren aufzählen, welche später von den Anthropologen versucht worden, von Owen, Prichard, Broca, Quatrefages, Topinard, Hölder u. s. f., um zu bestimmteren und sicheren Resultaten zu gelangen. Ich will hier nur die hauptsächlichsten erwähnen und einer kurzen Prüfung unterziehen.

II.

Was den Schädelindex anbetrifft, so ergeben die auf Grundlage von Brocas Kopfindex ausgeführten und dann von vielen längere Zeit hindurch fortgesetzten Messungen einen Unterschied von 71,40 bei den Grönländern bis 85,63 bei den Lappen, als Mittel der einzelnen Maße, und von 62,62 bei einem Neu-Kaledonier bis 92,77 bei einem Slaven, als äußerste individuelle Fälle. Bei anomalen Schädeln kann die Abweichung natürlich eine noch größere sein: Ein Skaphocephalus des anthropologischen Instituts zu Paris wies einen Index von 56,33 auf, ein peruanischer Schädel von Ancon einen von 103.

Wenn wir jedoch mit Aufmerksamkeit die Ergebnisse betrachten, zu welchen Pruner-Bey, Broca, B. Davis u. s. w. gelangt sind, wie auch die von ihnen veröffentlichten Tabellen,**) so wird uns — auch wenn wir annehmen, daß jede große ethnographische Gesamtheit eine eigene Schädelform besitzt — die Notwendigkeit klar, zuzugeben, daß diese Form doch bedeutend schwankt; daß ein und derselbe Index den verschiedenartigsten Rassen ihren Platz nebeneinander anweisen kann, und daß endlich die weißen Rassen, ihrer verschiedenen Indices wegen, fast unter alle farbigen Rassen verstreut sind. Weniger verstreut sind die gelben und die schwarzen Rassen; von wenigen Ausnahmen abgesehen, wird die erstere heute von allen zu den Brachycephalen gezählt, die letztere — mit Ausnahme der brachycephalen Aeta — zu den Dolichocephalen. In die Augen springend scheint uns auch die Unzulänglichkeit des Retziusschen Systems, den horizontalen Schädel-

*) Nur Thurmann, Huxley und Welcker entfernten sich davon.

**) Siehe z. B. die Broca's in der Revue d'Anthropologie, Band I, Seite 385 vom Jahre 1872, und die von Davis in seinem Thesaurus craniorum und im Supplement zu demselben.

Digitized by Google

index zu einer genauen Rasseneinteilung zu benutzen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß er die Lappen und die Eskimo zu einer und derselben Form (der hyperboräischen Rasse) vereinigte, während doch die Lappen zu den ausgesprochensten Brachycephalen, die Eskimo zu den ausgeprägtesten Dolichocephalen gehören, welche überhaupt existieren.

Aber auch die Indices von Pruner-Bey und Broca stellen Pariser und Malaien zusammen, Bretagner und Anamiten; Belgier mit Tagalen, Italiener mit Maori; die Rothäute mit den Chinesen und den Neugriechen; die Perser mit den Drawida u. s. f. Die von Pruner-Bey gegebenen äußersten Werte sind die der Eskimo und der Pampas-Bewohner von Bogota; beides also Völker mongolischer Rasse, oder doch jedenfalls dieser Rasse und sicher nicht der weißen oder der Negerrasse verwandt.

Broca hatte erwartet, auch mit dem Längen-Höhenindex $\left(I = \frac{H \times 100}{L}\right)$ gute Resultate zu erlangen, indem er den bregmatischen Durchmesser senkrecht zur Horizontalebene als Höhendurchmesser nahm. Sein Schüler Topinard indes hob den geringen Wert dieses Index hervor, dem auch Virchow Bedeutung beilegen zu können meinte.*) Virchow giebt die folgenden, durch doppelte Messungen erlangten Daten: 1. den bekannten Höhenindex und 2. das Verhältnis der gleichen Höhe zur Breite des Schädels.

6 Lappen	76,0 . . .	89,2
5 Grönländer . . .	74,0 . . .	103,0
3 Finnen	73,2 . . .	91,1.

Diesen Ziffern nach würden nun die Lappen äußerst niedrige Schädel besitzen, die Eskimo sehr hohe; in Wahrheit ist aber das Gegenteil der Fall.

Um zu einem weniger unsicheren Ergebnis zu gelangen, müßte man (außer einer unvergleichlich höheren Anzahl von Beobachtungen) das Mittel der beiden Indices haben, weil die zwei Faktoren eines jeden Index eben die Ursache der Verschiedenheit sind. Bei dem ersteren (dem gewöhnlichen Schädelindex) bedingt die Vergrößerung des einen Faktors die geringere Größe des anderen; bei dem zweiten fehlt eine solche Wechselwirkung durchaus. Der Höhenindex ist daher bei den Eskimo gering, weil die Schädellänge im Verhältnis zur Höhe enorm ist; bei den Lappen ist er groß, weil die Länge minimal ist. Ebenso verhält es sich mit dem zweiten Index, wo anstatt der Länge die Breite die wirkende Ursache ist.

Wenn wir also das Mittel zwischen den beiden Indices nehmen, so erhalten wir:

88,5	bei den	Eskimo
82,5	„ „	Lappen
82,1	„ „	Finnen.

Bei den 384 Pariser Schädeln Brocas war das Mittel 77,2.

*) Siehe Archiv für Anthropologie, Band IV, 1871.

Digitized by Google

Auch die drei Maße des Kopfumfanges (das des Sagittalbogens, des Transversalbogens und des Horizontalumfanges) geben sehr verschiedene und wechselnde Resultate. Der horizontale Kopfumfang z. B. ergab:

			Männer	Frauen
bei	43	Auvergnaten	524,6	
„	39	„	—	502,8
„	77	modernen Parisern	525,6	
„	41	„ „	—	498,0
„	6	Lappen	512,2	
„	3	„	—	504,0
„	21	Chinesen	511,6	
„	7	„	—	495,8
„	9	Eskimo	528,6	
„	5	„	—	510,8
„	54	Negern Afrikas	512,0	
„	24	„ „	—	489,1
„	23	Neu-Kaledoniern	510,0	
„	24	„	—	494,4
„	10	Hottentotten und Buschmännern	500,7	
„	5	„ „ „	—	483,6.

Von den Transversal-Durchmessern (dem oberen oder stephanischen, dem der größten und kleinsten Stirnbreite, und dem größten Querdurchmesser des Hinterhauptes) läßt sich dasselbe sagen und außerdem feststellen, daß auch die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern bei derselben Rasse bedeutende sind. Broca erhielt als äußerste Maße:

bei einem	modernen	Pariser	mm 122,0
„ einer	„	Pariserin	„ 82,0.

Auch der stephanische Index Brocas, der Stirn-Index u. s. w. ergaben nachweisbare Unterschiede und unsichere Resultate.

Betreffs des Hinterhauptsloches will ich hier die Untersuchungen von Daubenton, Soemmering, Broca selbst und anderen nicht anführen, sondern nur die wichtigeren Beobachtungen Mantegazzas erwähnen, der dahin kam, jede Beziehung zwischen dem Hinterhauptsindex und der Schädelform zu verneinen und seinen Cephalo-Spinal-Index vorschlug.*) Dieser lieferte ihm auf 200 Schädel ein Mittel von 18,8; die beiden höchsten Indices betrugen 29,64 und 27,26; die beiden geringsten 12,50 und 13,07.

Diese Ziffer sinkt freilich bei den Anthropoiden ganz erheblich, denn das Maximum erreicht kaum 8,35; aber die von Mantegazza an Individuen verschiedener Menschenrassen erhaltenen Mittelwerte, nämlich:

an	20	Italienern	19,9
„	6	Negern	16,8
„	3	Neu-Seeländern	17,9
„	2	Australiern	17,2

beweisen wenig, sowohl wegen der kleinen Anzahl von Messungen, als auch wegen der unverrückbaren Thatsache, daß in einer und derselben Reihe die Unterschiede ganz beträchtlich sein können.

*) Siehe Mantegazza, Dei caratteri gerarchici del cranio umano (im Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia, Jahrgang 1875).

Digitized by Google

Ich übergehe hier die bekannten Untersuchungen und Fragen, welche sich auf die Kapazität des Schädels beziehen; denn heute erkennt man übereinstimmend den Einfluß der Körpergröße auf das Gewicht des Gehirnes und den des Geschlechtes als Ursachen der Verschiedenheiten an, wie auch die grundlegende Thatsache, daß auf die Qualität mehr Wert zu legen ist, als auf die Quantität. Ich erwähne nur Mantegazzas Orbital-Index und führe einige Ergebnisse desselben an:

20	Italiener	ergaben	einen	Index	von 27,73
2	Australier	„	„	„	„ 25,61
3	Neu-Seeländer	„	„	„	„ 32,49
6	Neger	„	„	„	„ 27,19.

Wenn wir diese neben die bekannten Tabellen über Schädelkapazität stellen, die so manche Anthropologen uns geliefert haben, so fragen wir: welche Einteilungsnormen können wir daraus entnehmen, wenn wir hier die Neger fast auf der gleichen Stufe mit den Italienern erblicken und die letzteren nach den Neu-Seeländern kommen; wenn wir dort die Höhlenbewohner des Homme mort, Männer wie Weiber, allen anderen Rassen überlegen sehen, die modernen Pariser einbegriffen, und wenn die Chinesen den Eskimo nachstehen? So ergiebt sich, daß, wenn die Franzosen immerhin eine hohe Stufe einnehmen und die verschiedenen Negervölker an letzter Stelle stehen, nun auch hier die Nubier nach den Australiern kommen, die Chinesen nach den Polynesiern, den Negern Afrikas und den Wilden Amerikas; daß, wenn wir anstatt der Serien, die einzelnen Individuen mit einander vergleichen wollten, die Hottentotten und Australneger den Deutschen und den Anglo-Amerikanern vorgehen würden, deren Minimum diese Ziffer nicht erreicht. Zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Mittel, nämlich den Hottentotten und den Australnegern und den Engländern beträgt der Unterschied nur 21 Kubikzoll; der Maximal- oder Minimal-Unterschied ist genau der gleiche bei den Chinesen und bedeutend höher bei neun anderen Rassen; er beträgt das Doppelte bei den Deutschen und den Peruanern.

Kann man bei so erheblichen Verschiedenheiten und im Hinblick auf so ungleiche, ja nicht selten der Wirklichkeit widersprechende Ergebnisse hoffen, mit diesem Verfahren zu einer sicheren Einteilung der Rassen zu gelangen?

III.

Ein gleiches läßt sich hinsichtlich fast aller Gesichtsmessungen sagen. Der Gesichtsindex $\left(I = \frac{\text{Gesichtslänge} \times 100}{\text{Jochbreite}}\right)$ giebt uns z. B.:

bei	13	Eskimo	73,4
„	80	Negern	68,6
„	69	gallischen Bretagnern .	68,5
„	88	Auvergnaten	67,9
„	49	Neu-Kaledoniern	66,2
„	125	Parisern	65,9
„	12	Australiern	65,6
„	8	Tasmaniern	62,6.

Digitized by Google

Wiederum sind also die Pariser den Australiern gleichgestellt, die Bretagner kommen gleich nach den Negern, die Auvergnaten zwischen Bretagnern und Neu-Kaledoniern u. s. w.

Das Gesichtsdreieck wird bekanntlich durch die folgenden Linien gebildet: durch die Baseo-alveolar-, die Naso-alveolar- und die Naso-basilar-Linie. Welcker und Virchow beschäftigten sich speziell mit dem Gesichtsdreieck und der absoluten Länge der Naso-basilar-Linie: welches waren nun die Ergebnisse?*)

3	Papua und 2 Birmanen ergaben	mm	96
13	Burgi, 2 Lappen und 3 Brasilianer	„	97
6	Juden	„	98
2	Ungarn, 5 Zigeuner, 6 Malaien von Madura und 2 Hottentotten	„	99
30	Deutsche, 12 Russen, 5 Kosaken, 5 Tataren, 16 Chinesen, 2 Mexikaner und 20 Neger	„	100
3	Schotten (Highlanders) und 5 Baschkiren	„	101
8	Franzosen, 6 Holländer und 6 Malaien von Sumatra . . .	„	102
9	Finnen und 7 Malaien von den Mollusken	„	103
5	Australier und 3 Alt-Griechen	„	104
11	Eskimo	„	106
2	Kaffern	„	107.

Wenn wir die Naso-basilar-Linie mit dem Sagittalbogen vergleichen und diese Linie = 100 setzen, so würde der Umfang bei den verschiedenen soeben genannten Rassen betragen:

bei	2 Hottentotten . . .	418
„	16 Chinesen	407
„	30 Deutschen	404
„	9 Kalmücken	403
„	20 Javanesen	403
„	20 Negern	402
„	5 Franzosen	398
„	5 Australiern	395.

Wir sehen deutlich, wie geringen deduktiven Wert diese Maße haben; und dasselbe ist der Fall mit dem gleichfalls von Welcker und Virchow untersuchten Nasal-Winkel.

Besser gelang es Broca, die Messung und die Bedeutung des Nasal-Index $\left(\text{I} = \frac{\text{Breite der Apert. pyrf.} \times 100}{\text{Ganze Länge}}\right)$ zu bestimmen, der ihm dann als Grundlage diente für die bekannte Rasseneinteilung in Platyrhine (I. 53—58), Mesorhine (I. 48—52 einschließlich) und Leptorhine (I. 47—42 und darunter). Das Mittel, welches er von mehr als 1200 an Köpfen aller Rassen vorgenommenen Messungen erhielt, war ein Nasal-Index von 50,00. Während aber bei den verschiedenen Rassen der Index nur von 42,33 bis 58,38 wechselt, also nur um 16,05, gehen die individuellen Abweichungen von 72,22 bei einem Buschmann bis zu 35,71 bei einem Russen; und auch hier sind, wie stets, die Unterschiede zwischen Maximum und Minimum auch bei derselben Rasse sehr starke. Wenn diese letzteren Abweichungen die 10 überschritten, neigte Broca dazu, sie fast ausschließlich der Rassenmischung zuzuschreiben und er rechnete dahin auch die Kreuzung

*) Welcker, Untersuchungen über Wachstum und Bau des menschlichen Schädels, Leipzig, 1862.

Digitized by Google

der Franken mit den ihnen in Frankreich vorhergehenden Rassen. Wir sehen jedoch diese Verschiedenheit bei den Negern Westafrikas bis zu 21,98 gesteigert und bis 25,06 bei den Hottentotten und Buschmännern. In anderer Gestalt haben wir hier die Wiederholung von Thatsachen und Erscheinungen, die sich uns betreffs der Kapazität des Schädels und mancher anderer Messungen darboten.

Der Orbital-Index $\left(I = \frac{\text{Höhe} \times 100}{\text{Breite}}\right)$ veranlaßte Broca zu einer weiteren Rasseneinteilung: Megaseme (I. = 89 und darüber), Mesoseme (I. 83—89), Mikroseme (I. unter 83). Bei Prüfung seiner Tabellen sehen wir sogleich, daß die Mittelwerte der Serien von 90,0 bis 77,0 bei den weißen Rassen, von 95,4 bis 88,2 bei den gelben und von 85,4 bis 79,3 bei den schwarzen variieren. Den höchsten mittleren Index fand Broca bei den Aymara, wo derselbe bis auf 98,8 stieg; doch es ist bekannt, daß diese Völker ihren Schädel künstlich verunstalten. An normalen Köpfen fand er das Maximum bei den Polynesiern von Hawai, nämlich 95,40; das Minimum bei den Guanchen von Teneriffa, nämlich 77,10. Wir haben hier also einen höchsten mittleren Unterschied von 18,30. Weit beträchtlicher aber sind auch hier die individuellen Unterschiede: bei einer Chinesin 108,33, einem Chinesen 105; bei einer Rothaut 105; einem Neger der Sahara 104; bei zwei Frauen der Markesas-Inseln 100; 100 desgleichen bei einem Neu-Kaledonier, einer Peruanerin, einem Malaien, Mexikaner, Kotschin-Chinesen, einer Frau Alt-Aegyptens, einem Auvergnaten und einer Pariserin; und dagegen 60,9 bei einem Tasmanier, 61,3 bei dem Alten von Cro-Magnon und wenig mehr bei einem Merowinger, bei dem Manne von Mentone (in den „Balze Rosse"), bei einem Guanchen von Teneriffa, einem Australier, Nubier, Kaffer u. s. w. Der höchste individuelle Unterschied erhebt sich demnach bis zu 47,40.

„Der Einfluß des Geschlechts und des Alters" — sagt Broca — „äußert sich deutlich im Nasal-Index sowohl, als im Orbital-Index, denn sie vermindern sich bei fortschreitender Entwickelung und sind in allen Rassen größer bei der Frau, als beim Manne." Mit den weißen Rassen verglichen, würden also die gelben, mit Einschluß der Chinesen, einen Stillstand in der Entwickelung aufweisen; andererseits würden die Chinesen über allen mesosemen und mikrosemen schwarzen Rassen stehen, und namentlich über den Australiern und Tasmaniern, die auf Brocas Tafel die vorletzte Stelle einnehmen. Mit den weißen Rassen verglichen, würden die Tasmanier und Australier hingegen, und mehr noch die Guanchen, sich durch ein Uebermaß von Entwickelung kennzeichnen. Klar erhellt daraus die Folgerung, daß auch die von einem Uebermaß oder Stillstand der Entwickelung hergeleiteten Merkmale an sich, oder wenigstens ausschließlich nicht als Zeichen von Inferiorität oder Superiorität betrachtet werden können und daß demnach der auf diese Daten begründete Wert von Klassifizierungen immer ein sehr relativer ist.

Auch bezüglich des Prognathismus lassen sich ähnliche Betrachtungen anstellen. Ich will hier nicht die fünfzehn verschiedenen Projektions-Bahnen erörtern, welche die bedeutendsten Anthropologen vorgeschlagen haben, oder auch die verschiedenen Arten von Prog-

Digitized by Google

nathismus. Es ist bekannt, daß der wichtigste der des Oberkiefers ist; er hat folgende Resultate ergeben:

Höchste und geringste individuelle Abweichungen		von 89°	bis 51,3°.
Abweichungen in den Mitteln	bei den weißen Rassen	„ 82°	„ 76,5°.
	„ „ gelben „	„ 76°	„ 68,5°.
	„ „ schwarzen „	„ 69°	„ 59,5°.

IV.

Schließlich wäre der allgemeine Index des Kopfskeletts von Topinard zu erwähnen, d. h. das Verhältnis zwischen der durch Projektion erlangten größten Höhe des Gesichts und seiner größten oder Joch-Breite; ferner die kraniometrischen Winkel, unter diesen die bekannten von Daubenton und Jacquart, von Serres, Gratiolet und Huxley, der bereits genannte Sphenoidal-Winkel Welckers und viele andere; doch die Resultate würden stets dieselben bleiben und überdies sind sie allen Fachleuten bekannt.

Manche Anthropologen haben die Unzulänglichkeit der kraniometrischen Indices und vieler anderer, nicht messbarer, Merkmale hervorgehoben. Um nicht von His, Rütimeyer, Hölder u. s. w. zu sprechen, so ist der Alarmruf Mantegazzas auf dem Gebiete der Kraniologie*) und die später von ihm vorgeschlagene Reform**) noch neuen Datums; neu sind ebenfalls die von Kollmann***) und von Sergi†) vorgeschlagenen Einteilungen. Hier ist jedoch nicht der Ort, sie zu erörtern. Ich muß vielmehr erklären, daß die kraniometrischen Systeme und Methoden von Broca, Virchow, Topinard u. s. w. und ihren Schulen ihren Zweck wohl kaum erreichen.

Auch ich habe mich jahrelang abgemüht, zu messen, zu notieren, zu vergleichen; aber obwohl ich meine Untersuchungen auf Lebende beschränkte und fast ausschließlich an Italienern vornahm, blieben die Schlußfolgerungen, zu denen ich gelangte, nahezu völlig negative. Häufig habe ich dieselben Schädel-Charaktere in höchst verschiedenen Gegenden und Umgebungen angetroffen, oft dagegen große Verschiedenheiten in ein und derselben Gegend, nicht selten in ein und derselben Stadt, ja manchmal bei derselben Familie. Inmitten von Leptorhinen fand ich Mesorhine und auch Platyrhine, die in den übrigen Kennzeichen mit den ersteren völlig übereinstimmten; ich habe z. B. im Orbital-Index solche individuelle Abweichungen gefunden, daß

*) Mantegazza, Dei caratteri gerarchici del cranio umano (in Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia), Band V, Florenz, 1875.

**) Mantegazza, La riforma craniologica, ibid., Band X, Florenz, 1880.

***) Siehe Kollmann, Die Formen des Ober- und Unterkiefers bei den Europäern (in der VII. Versammlung der Schweizer Odont. Gesellschaft in Basel, 1892); Rassen-Anatomie der europäischen Menschenschädel; Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker u. s. w. Vergleiche auch Canestrini und Moschen, Sulla antropologia fisica del Trentino (in Atti della Soc. Ven.-Trent. di scieuze nat. Vol. XI, Fasc. 2).

†) Siehe Sergi, Le varietà umane. Principii e metodo di classificazione (in Atti della Soc. rom. di Antropologia, Vol. I, Fasc. 1, 1893); Sulla classificazione naturale in antropologia (in Atti dell' XI. Congresso medico internaz.); und vergleiche auch: Le varietà umane della Melanesia (in Boll. Accad. med. di Roma, 1892); Di alcune varietà umane della Sardegna (ibid.); Sugli abitanti primitivi del Mediterraneo (in Boll. Soc. geogr. it. 1892) u. s. w.

Digitized by Google

die Unterscheidung in Megaseme, Mesoseme und Mikroseme nicht anwendbar war, weil die Klassen-Mittelwerte sich so gestaltet haben würden, daß sie nicht der Wirklichkeit entsprochen hätten.*) Allenthalben habe ich große Abweichungen angetroffen, außerordentlich große aber bezüglich des Prognathismus. Ich habe es endlich hundertmal versucht, zu einer Klassifizierung zu gelangen, indem ich die aus den Indices, den Schädel- und Gesichtswinkeln erlangten Daten in der einen oder anderen Weise gruppierte, oder irgend ein reales Rassenmerkmal, irgend ein reales Kennzeichen von Superiorität oder Inferiorität daraus herzuleiten suchte: vergebens! Die kraniometrischen und Kopf-Indices sind sicherlich von Wert; aber sie sind nicht geeignet, die allgemeinen oder auch die besonderen Formen der Schädelkapsel und des Gesichts zu bestimmen, noch zu unterscheiden; die Bezeichnungen und Begriffe Leptoprosope und Chamaeprosope, wie auch Dolichocephalen, Mesocephalen und Brachycephalen können für sich allein die Varietäten oder Typen des menschlichen Schädels weder unterscheiden, noch bestimmen. Sie sind — gleich allen anderen — Merkmale, die mehreren Typen angehören und sie können folglich nicht dazu dienen, nur einzelne zu kennzeichnen.

Wenn wir auch durch Einteilung in Klassen dahin gelangen können, die Spuren der Typen zu entdecken, so gelangen wir doch nicht dahin, diese zu bestimmen; sie resultieren stets aus einer Vereinigung von Merkmalen, und die verschiedenen Grade einiger oder vieler derselben können, getrennt betrachtet, uns keinerlei sichere Bestimmungs-Norm an die Hand geben. Allen Forschern wird begegnet sein, was mir vielmals begegnet ist: das gleichzeitige Vorhandensein desselben Grades eines jeden Index oder kraniometrischen Winkels bei den verschiedensten Kopfformen. Sehr richtig sagt Professor Moschen:**) „Dieselben Eigentümlichkeiten des Schädels und des Skeletts im allgemeinen, welche bei den verschiedenen Völkern der Erde beobachtet wurden, wurden auch in jedem Teile Europas angetroffen und die Kraniologie kann für die verschiedenen Völker, selbst in den Fällen, welche uns am meisten interessieren, keine Unterscheidungsmerkmale angeben, wenigstens keine solchen, daß sie uns ermächtigen würden, mit Sicherheit zu bestimmen, ob ein gegebenes Individuum dem einen oder anderen Volke, dem einen oder anderen Stamme angehöre."

Gar keinen Wert aber hat es, nach der Seite des Intellektes hin eine Unterscheidung auf diese Merkmale zu begründen, denn die Ergebnisse würden allzu unsichere sein.

Wenig tröstlich freilich ist diese Folgerung, zu der man nach so mühsamen Untersuchungen heute von mehreren Seiten gekommen ist; erstaunlicher aber ist, daß man sie nicht längst schon vorausgesehen, da sie doch nicht anders ausfallen konnte, und zwar aus mehreren Gründen.

---

*) Vergleiche in Bezug hierauf zwei ganz verschiedene Arbeiten, die eine von Kollmann, Die Menschenrassen Europas und Asiens (im Sitzungsbericht der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg, 1889) — die andere von Livi, Sulla interpretazione delle curve seriali in antropometria (in Atti della Soc. rom. di Antrop., Vol. III, Fasc. I, 1895).

**) L. Moschen, Il metodo naturale in craniologia (in Atti della Soc. rom. di Antrop., Band II, Heft II, 1895).

Digitized by Google

Erstens: Entweder will die Schädelkunde sich ausschließlich auf thatsächliche, die Form und den Knochenbau betreffende Merkmale stützen, und dies wäre ohne Zweifel das beste; aber sie müßte dann auch, so unabhängig wie möglich von der Sprachforschung und der Ethnographie, die in anderen Zweigen der Naturgeschichte angewandte Methode innehalten, wie auch die gewohnten Regeln für Aufstellung natürlicher Gruppen; oder sie glaubt, den Forschungs-Ergebnissen jener beiden Wissenschaften entschieden Rechnung tragen zu müssen, und dann — da sie doch die vielen anderen, nicht meßbaren, noch zum Knochengerüste gehörigen Merkmale nicht außer acht lassen kann — kann sie nicht die bloße Methode und das Verfahren befolgen, die für die anderen Zweige der Naturwissenschaften in Anwendung kommen.

Zweitens: Wir haben uns daran gewöhnt, in vielen Völkern reine Rassen zu erblicken, statt ein Gemenge mannigfaltiger Elemente, die häufig verschiedenen Rassen angehören; den Rassenmerkmalen bei jüngeren oder älteren Völkern nachzuspüren, unter denen jeden Augenblick verwickelte, durch unzählige Ursachen veranlaßte Mischungen verschiedener Typen vorkommen.

Drittens: Unsere Begriffe der Art und unsere Vorstellungen über ihre Grenzen sind im allgemeinen noch immer zu eng. Und wie es schon notwendig wäre, gegen die zunehmende Sucht zu reagieren, neue und wenig begründete Artbegriffe aufzustellen, welche den Artbegriff fälschen und so die Nomenklatur verwirren; so sollten wir uns auch davor hüten, die Wissenschaft in bestimmte Formeln einzuzwängen, indem wir die Variabilitätsthätigkeit nicht genügend in Betracht ziehen, die doch, von uns wenigstens, offenbar nicht einmal vermutet, geschweige gemessen werden kann.

Die meisten Naturforscher geben heute zu, daß in unseren wissenschaftlichen Begriffen den spezifischen Typen nicht genügender Spielraum gegeben wird und daß es nicht zweckmäßig ist, sie theoretisch in Grenzen einschließen zu wollen, die sie in Wirklichkeit beständig überschreiten. Dies geschieht ja allenthalben in der Wissenschaft: während wir uns mühen, strenge Formeln zur Bezeichnung der Organe zu finden, beachten wir nicht, daß diese Grenzen in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Wie die Naturgesetze z. B. die Moose, gleich allen anderen Pflanzen, je nach dem Einfluß der Umgebung, der atmosphärischen Feuchtigkeit, der Bodenart u. s. w. höchst verschiedenartig bilden, so vermehren die Naturforscher beständig deren Artbegriffe. So ist es auch der Anthropologie und speziell der Kraniologie ergangen. Nützlicher wäre es gewesen, der Entstehung verwandter Formen nachzuforschen und deren Zusammenhang mit ihrem mutmaßlichen Ursprung aufzudecken.

V.

Nach dem bisher Gesagten wird man verstehen, weshalb ich, statt über die Gesamtresultate meiner Schädelmessungen zu berichten, mich darauf beschränke, auf Tafel I nur die Schädel-Indices als die relativ wichtigsten zu geben, und mich enthalte, aus denselben neue Gründe für allerhand Mutmaßungen oder Folgerungen zu entnehmen. Die Messungen beziehen sich sämtlich auf junge Leute aus allen

Digitized by Google

Tafel I.

Anzahl der Beobachtungen für den Schädelindex	Anzahl der Beobachtungen für die Körpergröße	Provinzen	Mittlerer Schädelindex	Mittlere Körpergröße
		1. Piemont.		
97	98	Alessandria	84,80	163,52
113	87	Cuneo	86,81	163,47
105	81	Novara	87,79	163,08
122	93	Turin	87,99	162,76
		2. Ligurien.		
206	175	Genua	82,64	163,93
185	154	Porto Maurizio	82,41	162,88
		3. Lombardei.		
59	45	Bergamo	85,11	163,75
56	43	Brescia	84,36	163,76
55	41	Como	84,37	163,62
61	52	Cremona	86,27	163,06
56	47	Mantua	85,07	163,90
64	55	Mailand	85,09	164,13
62	49	Pavia	84,66	162,37
52	41	Sondrio	86,17	162,16
		4. Venetien.		
51	39	Belluno	85,23	163,95
57	48	Padua	85,36	165,14
52	42	Rovigo	84,99	164,20
55	46	Treviso	85,14	165,92
59	48	Udine	85,62	165,87
62	51	Venedig	84,97	165,40
53	44	Verona	85,25	165,42
57	50	Vicenza	85,38	165,35
		5. Emilia.		
61	48	Bologna	84,76	163,81
49	40	Ferrara	84,93	163,87
47	39	Forli	85,89	163,86
50	41	Modena	84,86	164,09
48	36	Parma	85,35	163,37
46	33	Piacenza	84,82	163,21
51	42	Ravenna	86,47	164,18
56	47	Reggio Emilia	84,47	164,46
		6. Toscana.		
59	41	Arezzo	83,12	163,55
67	58	Florenz	84,11	164,21
50	39	Grosseto	84,54	162,65
64	52	Livorno	79,67	164,24
56	41	Lucca	79,88	166,12
58	45	Massa	80,07	164,50
61	52	Pisa	83,96	163,93
64	56	Siena	84,04	162,93
		7. Marche.		
99	84	Ancora	83,79	162,96
94	77	Ascoli Piceno	83,68	161,11
95	79	Macerata	83,69	162,24
94	73	Pesaro	84,87	163,27
3008	2452	Transport		

Digitized by Google

Anzahl der Beobachtungen für den Schädelindex	Anzahl der Beobachtungen für die Körpergröße	Provinzen	Mittlerer Schädelindex	Mittlere Körpergröße
3008	2452	Transport		
		8. Umbrien.		
366	290	Perugia	84,22	163,03
		9. Latium.		
394	321	Rom	81,19	162,45
		10. Abruzzen.		
106	92	Aquila	82,49	162,57
118	107	Campobasso	82,27	159,96
102	91	Chieti	82,54	160,03
99	83	Teramo	82,41	158,31
		11. Campanien.		
84	69	Avellino	82,12	159,84
89	71	Benevento	82,03	161,12
89	75	Caserta	82,20	162,33
101	88	Neapel	82,80	162,16
90	74	Salerno	83,29	161,08
		12. Apulien.		
155	136	Bari	81,28	159,42
143	121	Foggia	80,23	159,24
146	129	Lecce	78,13	160,38
		13. Basilicata.		
489	395	Potenza	80,90	159,85
		14. Calabrien.		
159	121	Catanzaro	77,87	159,12
148	126	Cozenza	77,73	159,38
153	132	Reggio Calabria	78,80	159,71
		15. Sardinien.		
202	161	Cagliari	78,29	159,57
195	154	Sassari	77,70	159,84
		16. Sicilien.		
59	45	Caltanissetta	80,53	159,52
67	52	Catania	81,09	161,78
55	41	Girgenti	81,62	160,54
63	53	Messina	78,57	160,28
71	60	Palermo	79,87	161,50
54	40	Syracus	81,36	160,97
62	53	Trapani	78,83	161,55
6867	5632			

Teilen Italiens; ich befolge Dr. Livis Beispiel*) und stelle neben den mittleren Schädel-Index die mittlere Körpergröße, damit die zwischen beiden fast konstant erscheinende Wechselbeziehung deutlicher werde. Da ich alle Untersuchungen persönlich ausgeführt, habe ich mir eine Anzahl von Beobachtungen verschaffen können, die möglichst gleichmäßig auf die einzelnen Bezirke und Provinzen verteilt sind.

*) L'indice cefalico degli Italiani. Auszug aus dem Arch. per l'Antrop. e l'Etnol., Band XVI, Heft II, 1886.

Digitized by Google

Das Alter der Gemessenen der ersten Tafel betrug 19—24 Jahre für den Kopf-Index und 20—24 für die Körpergröße. Man könnte diese Verschiedenheit tadeln; ich entschied mich jedoch, so zu verfahren, um eine größere Anzahl von Beobachtungen über den Schädel-Index zu gewinnen und weil für die Körpergröße der Abstand zwischen dem vollendeten 20. Jahre und dem 24. gering ist, ganz abgesehen davon, daß bereits durch die Musterungs-Aufnahmen wie auch durch anderweitige Untersuchungen sichere Daten über die Körpergröße der Italiener vorliegen.

Was mich veranlaßte, für die genannten Schädelmessungen die Altersgrenze auf 19 Jahre festzusetzen, ist, daß in diesem Alter die Form des Schädels als definitiv feststehend betrachtet werden kann und fast immer auch die des Gesichts, wie viele meiner Forschungen ergeben haben und wie ich später darlegen werde. Eine Bekräftigung hierfür erhielt ich durch die Thatsache, daß meine Mittelwerte, obschon sie sich von den von anderen Forschern mitgeteilten mehr oder weniger entfernen, zum größten Teil mit den von Livi beobachteten übereinstimmen, der sich auf zahlreiche und sichere an jungen Leuten von 20 Jahren vorgenommene Untersuchungen stützte.

VI.

Auf Tafel II habe ich die Prozentsätze zusammengestellt, die sich bezüglich der Farbe der Haare und der Augen bei 8755 jungen Leuten von 16—25 Jahren in den verschiedenen Landschaften Italiens ergeben haben. Ich habe mich der gewohnten Bezeichnungen bedient: rot, blond, braun und schwarz für die Haare; blau, grau, braun und schwarz für die Augen. Sie sind ungefähr die gleichen, welche auch Topinard, Virchow, Kollmann gebrauchen und ebenso die italienische Militär-Sanitäts-Inspektion in der bereits erwähnten Arbeit, deren Ergebnisse hinsichtlich der Farbe der Haare und Augen ich den meinigen gegenüberstelle. Obschon die Anzahl meiner Beobachtungen, wie man ersehen wird, eine weit kleinere ist, ist die Abweichung sehr gering und wahrscheinlich — mehr als im Altersunterschied der Untersuchten — in der Schwierigkeit begründet, so viele Farbenabstufungen nach derselben Norm zu bestimmen.

VII.

Bevor ich diesen Teil meiner Studie beschließe, habe ich noch über einige andere Untersuchungen zu berichten, die ich betreffs des Schädels und Gesichts vorgenommen. Ich wollte genau erforschen, in welchem Maße die Form der Schädelkapsel bei jungen Leuten sich verändert und wenn dies der Fall, welche Wechselbeziehung zwischen ihr und dem Becken besteht.

Die Studien Sergis über diese Frage und sein Ileo-Pelvis-Index sind bekannt; sie beziehen sich jedoch größtenteils auf Erwachsene und nicht auf Knaben.*)

*) Vergleiche unter anderem Krolik, Betrachtungen über den Unterschied im Becken bei den verschiedenen Menschenrassen; Weber, Lehre von den primitiven Formen des menschlichen Schädels und Beckens; Bourgarel, Des races de l'Océanie française; du bassin néo-calédonien (in Mém. d. Soc. d'Anthrop., Band I, 1860);

Digitized by Google

Auszug

aus den Listen der italienischen Militär-Sanitäts-Inspektion über die Jahrgänge 1859—1863.

Tafel II.

Landschaften	Anzahl der Beobachtungen, welche dem Prozentsatz zu Grunde gelegt sind	Farbe der Haare				Farbe der Augen			
		rot	blond	braun	schwarz	blau	grau	braun	schwarz
		%	%	%	%	%	%	%	%
Piemont	516	0,8	13,1	63,3	22,8	14,1	25,9	54,0	6,0
Ligurien	488	0,6	11,7	62,8	24,9	11,2	18,7	61,3	8,8
Lombardei	661	0,7	11,2	62,2	25,9	14,2	22,6	56,7	6,5
Venetien	684	0,9	13,8	60,3	25,0	16,3	24,8	52,9	6,0
Emilia	525	0,6	7,9	60,4	31,1	9,8	22,0	60,5	7,7
Toscana	660	0,7	10,3	63,1	25,9	10,9	20,8	61,2	7,1
Marche	441	0,7	8,1	62,4	28,8	10,5	22,0	60,8	6,7
Umbrien	436	0,5	10,2	59,5	29,8	12,1	20,9	59,8	7,2
Latium	439	0,8	6,8	60,3	31,7	8,8	18,2	63,7	9,3
Abruzzen	495	0,6	6,9	62,5	30,0	8,5	19,7	64,1	7,7
Campanien	540	0,4	6,9	57,8	34,9	8,8	17,9	62,3	11,0
Apulien	542	0,4	6,1	57,3	36,2	7,2	19,2	63,0	10,6
Basilicata	693	0,4	4,4	59,7	35,5	6,3	17,0	67,8	8,9
Calabrien	552	0,1	3,0	52,8	44,1	5,1	14,7	65,4	14,8
Sicilien	586	0,3	5,9	54,6	39,2	8,0	15,6	63,2	13,2
Sardinien	497	0,2	1,1	43,7	55,0	3,8	10,2	65,4	20,6
Gesamtsumme	8755	0,5	8,0	59,0	32,5	9,7	19,3	61,3	9,7

Abteilungen	Farbe der Haare				Farbe der Augen				Anzahl der Beobachtungen, welche dem Prozentsatz zu Grunde gelegt sind
	rot	blond	braun	schwarz	blau	grau	braun	schwarz	
	%	%	%	%	%	%	%	%	
Piemont	0,7	12,4	63,9	23,0	13,6	26,4	53,9	6,1	33 522
Ligurien	0,5	10,5	64,0	25,0	10,5	19,3	61,9	8,3	8 091
Lombardei	0,7	10,1	63,1	26,1	13,4	23,8	56,0	6,8	36 860
Venetien	0,8	12,6	61,7	24,9	15,7	25,7	52,6	6,0	28 472
Emilia	0,5	7,2	60,8	31,5	9,4	21,8	60,9	7,9	24 583
Toscana	0,7	9,2	63,3	26,8	10,4	21,1	61,6	6,9	23 721
Marche	0,6	7,5	62,7	29,2	10,1	21,2	62,4	6,3	10 739
Umbrien	0,5	9,0	60,4	30,1	11,7	21,1	59,4	7,8	6 293
Latium	0,8	6,4	60,8	32,0	8,3	17,9	64,8	9,0	8 025
Abruzzen	0,5	6,6	62,6	30,3	8,5	20,0	64,0	7,5	14 515
Campanien	0,5	6,8	57,6	35,1	8,4	17,2	63,2	11,2	28 926
Apulien	0,4	5,7	57,2	36,7	7,6	18,8	63,5	10,1	16 537
Basilicata	0,5	4,8	59,5	35,2	6,7	16,4	68,9	8,0	5 971
Calabrien	0,2	3,8	52,1	43,9	5,5	14,1	66,2	14,2	13 320
Sicilien	0,4	5,0	56,3	38,3	7,7	16,0	63,8	12,5	32 806
Sardinien	0,2	1,7	43,5	54,6	4,0	9,9	66,4	19,7	6 685
Gesamtsumme	0,6	8,2	60,1	31,1	10,3	20,6	60,4	8,7	299 066

Joulin, Anatomie et physiologie du bassin des mammifères (in Arch. de méd., 6. Serie, Band III, 1864); Pruner-Bey, Études sur le bassin etc. (in Bull. d. Sos. d'Anthrop., a. 1864—65); Bacarisse, „Du sacrum" suivant le sexe et suivant les races (Diss., Paris, 1873); Verneau, Des proportions générales du bassin chez l'homme et dans la série des mammifères (Dissert., Paris, 1875); H. Fritsch, Das Rassenbecken und seine Messung, Halle, 1878; Weisbach, Körpermessungen verschiedener Menschenrassen, Berlin, 1878 und Anthropologischer Teil der Novara-Reise, 2. Abteilung, Wien, 1867; Gould, Investigations in the military and anthropologial statistics of American Soldiers, New-York, 1869 etc.

Digitized by Google

Nachdem ich deshalb mehrere Reihen von zehn Knaben im Alter von 10—20 Jahren, aus einer Gegend Italiens, untersucht und diese Untersuchung von drei zu drei Monaten zwei Jahre lang fortgesetzt, nachdem ich dann dieselben Untersuchungen an jungen Leuten anderer Provinzen und weiterhin an jungen Leuten anderer Länder vorgenommen (fast sämtlich an Italienern, Deutschen und Slaven Oesterreich-Ungarns), hat sich herausgestellt, daß die Entwickelung des Schädels und des Gesichts im allgemeinen dieselben Normen innehält, wie die Entwickelung aller anderen Teile des Knochengerüstes und des Organismus; dies gilt für den weiblichen Körper sowohl als für den männlichen.

Die bekannte Rundköpfigkeit der Kinder erreicht mehr oder weniger ihr Maximum um das Alter von sieben Jahren; dann beginnt sie, sehr langsam abzunehmen. Diese Abnahme geschieht gegen die Pubertät hin schneller und zwar bei Knaben, wie bei Mädchen, jedoch in höchst verschiedenem Maße bei den einzelnen Individuen und oft auch bei demselben Individuum innerhalb weniger Monate. Von der Pubertät an gestalten sich Schädel und Gesicht, obgleich sie sich noch immer verändern, zu der Form, welche die bleibende sein wird. Mit 15 Jahren sind die jungen Leute großenteils noch Rundköpfe; nach 15 Jahren, gegen das 16. hin, erscheint ein merkbarer Unterschied im Vergleich mit den Indices der zwei oder drei vorhergehenden Jahre, je nach der Zeit, in welcher die Pubertät begonnen hat; nach 16 Jahren nehmen Schädel wie Gesicht — doch zuerst und schneller der Schädel — jene Stabilität der Form an, welche sie dann behalten. Bei den Mädchen wird sie zwischen 16 und 17 Jahren erreicht; bei den Knaben hingegen hatte ich noch mit 18 Jahren Unterschiede zu verzeichnen im Vergleich zu den Indices, welche ich später, mit 20 Jahren, an demselben Individuum erhielt; sehr unwesentliche Unterschiede freilich, denn mit 19 Jahren kann, wie bereits gesagt, die Form von Schädel und Gesicht — Ausnahmen natürlich abgerechnet — als definitiv betrachtet werden.

Wenn ich hier von größerer oder geringerer Rundköpfigkeit rede, so verstehe ich solche natürlich immer im Verhältnis zu den mittleren Indices, welche ich an ethnographisch ähnlichen Individuen von 20 oder mehr Jahren erhalten habe und — soweit möglich — im Verhältnis zur Körpergröße. Es ist natürlich, daß meine Angaben manche Ausnahmen erfahren und den zahlreichen Variabilitäts-Ursachen unterworfen sind, welche auf die Entwickelung des Organismus wie der einzelnen Organe einwirken. Um zu diesen Schlüssen zu gelangen, habe ich sogar die sämtlichen Daten vergleichen und zusammenstellen müssen, welche ich in verschiedenen Gegenden, ja zum Teil in verschiedenen Ländern erhalten, indem ich, wohlverstanden, den Ursachen der Verschiedenheit Rechnung trug; denn sonst wäre ich nicht damit zustande gekommen: so groß und so mannigfaltig war der Abstand, welcher mir in den einzelnen Fällen entgegentrat.

Dasselbe begegnete mir bei der anderen Untersuchung: der Wechselbeziehung zwischen Schädel- und Beckenform. Hier kam noch eine andere Schwierigkeit hinzu, weshalb ich bis jetzt nur wenige Beobachtungen darzulegen vermag, nämlich, die Untersuchungen auch auf eine größere Anzahl von Mädchen auszudehnen. Und doch werden wir nur durch die Vergleichung der an Mädchen mit den an

Digitized by Google

Knaben gewonnenen Daten zu Ergebnissen von einiger Bedeutung gelangen.

Daß eine Beziehung besteht zwischen Form und Entwickelung des Schädels und des Beckens, erscheint heute unbestreitbar, und ergab sich auch klar aus meinen langjährigen Untersuchungen. Ich kann sogar sagen, daß die soeben erwähnten Normen der Entwickelung des Kopfes im Verhältnis zum Alter denjenigen der Entwickelung des Beckens ganz ähnlich sind. Auch dieses hat anfänglich eine verhältnismäßig größere Weite als später, und der Unterschied zwischen dem Ileo-Pelvis-Index der Knaben und dem der Mädchen ist verhältnismäßig kleiner, als bei Erwachsenen. Zur Zeit der Pubertät ändert sich das Verhältnis; die ganze Beckenform erfährt allmählich die Verschiedenheit, welche zwischen den beiden Geschlechtern eintritt. Zwischen 16 und 17 Jahren kann bei den Mädchen, zwischen 19 und 20 bei den Knaben die Entwickelung und die Form des Beckens als definitiv abgeschlossen bezeichnet werden, denn die Abweichungen, die sich etwa in der Folge zeigen könnten, sind gering oder von individuellen Ursachen abhängig.

Sicherlich bestehen in den verschiedenen Breiten, vom Norden bis zum Süden viele Unterschiede, die in engem Zusammenhange stehen mit all den anderen Ursachen, welche die Entwickelung, das Wachstum und die Degeneration der menschlichen Organe beschleunigen, verzögern, oder irgendwie modifizieren. Um so größer werden diese Unterschiede zwischen den einzelnen Rassen sein und zwar um so mehr, wenn die Behauptung einiger Anthropologen, daß eine jede große Gesamtheit von Völkern eine bestimmte Beckenform besitzt, von unumstößlichen Beweisen bestätigt wird.

VIII.

Ich hätte endlich noch gewisse Thatsachen und Beobachtungen zu erwähnen, die mir vorgekommen sind, und die von großer Bedeutung sein würden, wenn sie auch durch die Studien und Erfahrungen anderer Bestätigung fänden. Dennoch kann ich sie nicht übergehen, weil sie die Frucht mehrjähriger Forschungen sind. Ich glaube behaupten zu können, daß nicht nur zwischen der Form des Schädels und des Beckens Wechselbeziehungen bestehen, sondern auch zwischen der Form und Entwickelung des Schädels und Beckens und der Entwickelung — bis zu einem gewissen Punkte — der Intelligenz und im besonderen der Merkmale körperlicher wie geistiger Virilität oder Feminilität des Individuums.

Ich verstehe hierunter keine absolute und immer konstante Wechselbeziehung, sondern eine solche, die in größerem oder geringerem Maße in der Regel besteht. Da es sich überdies auch um psychische Eigentümlichkeiten handelt, so hat natürlich sowohl die Erziehung großen Anteil an der modifizierenden Einwirkung, wie auch die materielle und moralische Umgebung, das „Milieu", in welchem das Individuum geboren ist und aufwächst. Bei gleicher oder nahezu gleicher Umgebung jedoch zeigt sich die genannte Wechselbeziehung — mit mehr oder weniger erheblichen Abweichungen von Individuum zu Individuum — auf eine Weise, daß man wohl das folgende Gesetz aufstellen könnte: je mehr der Ileo-Pelvis-Index und im allgemeinen die Beckenform beim

Digitized by Google

Manne sich der der Frau nähert, um so mehr wird diese Aehnlichkeit ihr Seitenstück in der Form der Schädelkapsel finden, im Schädelumfang und in gewissen charakteristischen Merkmalen und Neigungen, welche ich als die der Feminilität bezeichnen will; je mehr sie sich davon entfernt, um so mehr entfernt sich der Schädel, nach Form und Umfang, von dem Typus der weiblichen Schädel und um so männlicher sind die Eigentümlichkeiten und Neigungen des Individuums.

Unter Kennzeichen von Feminilität verstehe ich speziell folgende, die nicht selten auch bei Männern aller Länder angetroffen werden: außer einer Schädelform, welche sämtliche oder doch die meisten Eigentümlichkeiten des weiblichen Schädels aufweist, eine größere Ausdehnung der Darmbeinkämme (Cristae iliacae); die unteren Gliedmaßen im Verhältnis zum ganzen Körper kürzer; die Symphysis ebenfalls kürzer; der darunter liegende Bogen weniger spitzwinkelig, als er es sonst beim Manne ist; die Pfanne bisweilen etwas weiter; der Nabel in größerer Entfernung vom Schambein; einen größeren Umfang der Brüste u. s. w. und im allgemeinen weniger männliche Züge, weniger männliche geistige Eigenschaften. Die letzteren sind namentlich die häufigsten Merkmale.

Es ist mir nicht bekannt, ob aus dem Studium der anderen Rassen sich Thatsachen ergeben könnten, welche das hier Gesagte bestätigen; man möchte dies jedoch annehmen, wenn man bedenkt, daß der geschlechtliche Dimorphismus stärker betont ist, wenn der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Ileo-Pelvis-Index größer ist; und weniger betont, wo dieser Unterschied gering ist. Man sehe z. B. die Völker malaiischer Rasse, die Bewohner von Malakka, die Batta und Javaner, die Tagalen der Philippinen, die Madegassen, die mikronesischen Inselbewohner: ihr geschlechtlicher Dimorphismus ist so schwach, daß es nach übereinstimmender Aussage der Reisenden oft schwer ist, auf den ersten Blick einen Mann von einer Frau zu unterscheiden. Die Abweichung zwischen dem männlichen und dem weiblichen Ileo-Pelvis-Index schwankt hier nur um 1,0 (d. i. von 49 bei den Männern bis 50 bei den Weibern), während sie bei anderen Völkern, den Lappen z. B., 8,2 beträgt (von 44,4—52,6) und bei den Europäern im allgemeinen, nach den Berechnungen Sergis, 4,3 (von 46,5 bei den Männern bis 50,8 bei den Frauen).

(Schluß folgt.)

Einwanderung und Bevölkerungsbewegung in den Vereinigten Staaten.

Dr. R. Kuczynski.

I.

Die Bestrebungen zur Einschränkung der Einwanderung sind in den Vereinigten Staaten nicht erst neueren Datums, sondern existieren so lange, als das Land solche Einwanderungen von großen Massen über sich ergehen läßt. Sobald die Eingewanderten ihre sozialen und

Anmerkung: Unter obigem Titel veröffentlichte der Bostoner Herald vom 31. Mai 1902 einen Aufsatz, dessen Inhalt in verkürzter Form hier wiedergegeben wird.

Digitized by Google

wirtschaftlichen Verhältnisse denen des Landes anzupassen geneigt sind, ist allerdings diese Bewegung gegen die Einwanderung eine schwache und nur von einer kleinen Minorität unterstützte, doch wird sie allgemeiner, wenn die Einwanderer eine Unterbietung der amerikanischen Arbeitslöhne befürchten lassen, indem sie mit ihren Ansprüchen hinter denen der Eingeborenen zurückstehen. So machten es in den siebziger Jahren die Chinesen, welche damals zu Tausenden und Tausenden das Land überschwemmten und für ihre geringen Bedürfnisse in den niedrigen Löhnen Befriedigung fanden, mit denen die amerikanischen Arbeiter sich nicht zufrieden geben konnten. Damals erreichte die Opposition gegen die Einwanderung ihren ersten Kulminationspunkt und kam in der wohlbekannten Chinese exclusion act vom 6. Mai 1882 zum Ausdruck.

Jetzt, nach 20 Jahren, nimmt die Frage der Einschränkung von Einwanderungen wieder einmal das öffentliche Interesse in Anspruch; doch handelt es sich nicht, wie bei der Chinese act, um die gänzliche Ausschließung von Arbeitern eines Volkes, sondern man will nur die Einwanderung unliebsamer Elemente verhindern. Das frühere Verfahren war also eigentlich radikaler, erstreckte sich aber dafür nur auf ein kleines Gebiet, denn die Zahl der chinesischen Einwanderer betrug niemals mehr als 8,2 pCt. der Gesamtsumme von Einwanderern eines Jahres, mit Ausnahme des Jahres 1876, wo die Chinesen 13,4 pCt. aller Einwanderer ausmachten. Im Jahre 1881—82 erfolgte die größte Einwanderung aus China, welche die Zahl 39579, also 5 pCt. der gesamten Einwanderer, erreichte.

Die jetzt geplante Beschränkung der Einwanderung beruht auf Einführung einer Prüfung, der sich die Einwanderer unterziehen müssen. Die drei Punkte, welche Präsident Roosevelt dem Kongreß behufs Ausarbeitung des neuen Gesetzes zur Beschränkung der Einwanderung zur Berücksichtigung anempfiehlt, sind folgende:

1. soll darauf hingewirkt werden, alle Anhänger des Anarchismus und Mitglieder anarchistischer Vereine auszuschließen, sowie alle Personen von niedriger Moral und unsauberem Ruf;
2. soll das Gesetz die Möglichkeit gewähren, den Einwanderer daraufhin zu prüfen, ob er vermöge seines Bildungsgrades fähig ist, sich den amerikanischen Verhältnissen anzupassen und ein guter Bürger zu werden;
3. sollen alle unterhalb einer gewissen Norm ökonomischer Existenzbedingungen stehenden Personen vom Wettkampf mit amerikanischer Arbeit ausgeschlossen werden.

Der Ausschluß von Anarchisten, Verbrechern und übel berüchtigten Personen entspricht durchaus dem Wunsche aller anständigen Amerikaner. Eine solche Einführung schließt die Notwendigkeit einer strengeren Kontrolle in den Einwanderungshäfen ein, besonders aber ein gründlicheres Recherchen-System im Auslande, wie Präsident Roosevelt selbst schon betont hat. Doch wird man gut thun, kein weiteres Leumundszeugnis zu verlangen, wenn keine Beweise für Vorstrafen oder Anarchismus vorliegen.

Die Prüfung auf einen gewissen Bildungsgrad hat mit dem Ausschluß von Anarchisten nichts zu thun, da letztere auch mitunter den

Digitized by Google

gebildeteren Ständen angehören, aber trotzdem wird diese Einrichtung, nach des Präsidenten Worten, eine Summe von Ignoranz von den Staaten fernhalten, aus der sich leicht Neid, Feindseligkeit gegen die bestehenden Gesetze und anarchistische Ideen zu entwickeln pflegen.

Ueber den Bildungsgrad, der von den Einwanderern verlangt werden soll, werden die Ansichten geteilt sein. Auf alle Fälle wird man aber darin einig sein, die Fähigkeit des Lesens für die erwachsenen Einwanderer zur Bedingung zu machen. Der Prozentsatz der Einwanderer über 14 Jahre, welche bei der Landung in den Vereinigten Staaten erklärten, nicht lesen zu können, betrug in den Jahren 1895/96—1899/1900 zwischen 22 und 27, im Jahre 1900/1901 27,6. Eine Prüfung derjenigen, welche angeblich lesen konnten, hätte wahrscheinlich die Zahl der Analphabeten noch vermehrt.

Die dritte Forderung des Präsidenten erstreckt sich auf „den Nachweis, daß der Einwanderer sich seinen Unterhalt zu verdienen vermag, und eine zum Beginne dieser Arbeit ausreichende Geldsumme besitzt. Auf diese Weise soll das niedrige Arbeitsangebot und die daraus folgende Unterbietung der einheimischen Arbeiter vermieden werden".

Als die niedrigste Summe, um unter amerikanischen Verhältnissen etwas anzufangen, wird man, da die Kontraktarbeiter doch gerade ausgeschlossen werden sollen, den Betrag von 30 Dollars ansetzen müssen. Der Prozentsatz der Einwanderer und Einwandererfamilien, welche bei ihrer Landung weniger als obige Summe besaßen, betrug in den fünf Jahren von 1895/96—1899/1900 zwischen 77,6 und 83,4; im Jahre 1900/1901 waren es 84 pCt.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde also die Bedingung des Lesenkönnens für erwachsene Personen ein Viertel der gesamten Einwanderer ausschließen, die Bedingung des Nachweises von 30 Dollars würde $^3/_4$ bis $^5/_6$ ausschließen, beide Bedingungen würden vereint wahrscheinlich den letzten Bruchteil noch erhöhen. Das praktische Resultat eines solchen Gesetzes würde also nicht nur in der Ausschließung unliebsamer Elemente von der Einwanderung bestehen, sondern ein großer Prozentsatz der Einwanderer überhaupt würde zurückgewiesen werden.

Die Vereinigten Staaten nehmen eine hervorragende Stelle unter den Weltmächten erst ein, seitdem ihre Bevölkerung derjenigen der Kulturstaaten Europas an Zahl gleichkommt. Diejenigen Staaten dagegen, deren Bevölkerungszunahme hinter der anderer civilisierter Länder in den letzten Jahren zurückgeblieben ist, haben ihr wirtschaftliches und politisches Uebergewicht verloren. Eine solche Erfahrung erfordert, daß alle Maßregeln, die eine etwaige Verringerung der Bevölkerungszunahme nach sich ziehen könnten, von diesem Gesichtspunkt aus ernstlich erwogen werden. Es handelt sich also darum, festzustellen, inwiefern die Einwanderung ein Faktor bei der Bevölkerungszunahme der Vereinigten Staaten ist.

II.

Die Bevölkerungszunahme in den Vereinigten Staaten betrug unter den Eingeborenen in dem Jahrzehnt von 1880—1890 23,7 pCt., diejenige der Ausländer 39,3 pCt. Im letzten Jahrzehnt war das Verhältnis für die Eingeborenen 22,5 pCt., für die Ausländer 12,4 pCt. Mithin hat

Digitized by Google

die Zahl der Eingeborenen von 1890—1900 doppelt so schnell zugenommen, als die der Ausländer. Wenn man aber daraus folgern wollte, daß die Einheimischen sich doppelt so stark vermehrt hätten, als die Fremden, so wäre dies ein Trugschluß, denn in der Bevölkerungszunahme der Einheimischen sind auch die im letzten Jahrzehnt von Eingewanderten und von den 1890 als Ausländer registrierten Personen geborenen Kinder mit einbegriffen. Wenn man also für das nächste Jahrzehnt die richtige Ziffer für die Vermehrung der Eingeborenen ausrechnen will, so muß man alle Kinder unter zehn Jahren, deren Eltern Ausländer sind, von der 1900 zu Grunde gelegten Ziffer abrechnen. Die Anordnung der amtlichen Tabellen läßt die genaue Feststellung der auf diese Weise abzuziehenden Zahl nicht zu, aber nach einer ungefähren Schätzung wäre ein Drittel der Differenz abzurechnen. Die Bevölkerungszunahme der Eingeborenen würde dadurch von 12 000 000 auf 8 000 000 reduziert werden, d. h. auf 15 pCt., während die der Ausländer nunmehr 5 000 000 beträgt, also zwischen 50 und 60 pCt. Diese Bevölkerungszunahme der Eingeborenen ist zwar geringer als die der Ausländer, hält aber dennoch mit der anderer Länder vollkommen Schritt. Selbst im Deutschen Reich, dessen Bevölkerungszunahme im letzten Jahrzehnt sehr stark war, betrug dieselbe nur 14 pCt., in England 12,2 pCt., in Frankreich nur 1,3 pCt. Diese Thatsache beweist scheinbar, daß die Zunahme der Bevölkerung unter den Eingeborenen den Vergleich mit anderen Völkern nicht zu scheuen braucht, und daß die Vermehrung des Volkes im selben Verhältnis wie in anderen Ländern, selbst bei Aussperrung aller Einwanderer, gesichert ist.

III.

Es handelt sich nun darum zu konstatieren, ob die letzte Folgerung richtig ist, ob wirklich unter Voraussetzung einer gleichbleibenden Fruchtbarkeit und Sterblichkeit die eingeborene Bevölkerung nach Ausschluß der Einwanderer in gleichem Maße wie bisher zunehmen wird. Ein eingehendes Studium von Sterblichkeit und Fruchtbarkeit der Eingeborenen ist dazu erforderlich, bei der bisherigen Mangelhaftigkeit des Eintragungssystems aber unmöglich, wenigstens für die gesamten Vereinigten Staaten. Man muß sich daher auf diejenigen Staaten beschränken, welche vollständige Geburts- und Sterbelisten führen. Von diesen sind Massachusetts und Rhode Island die einzigen, deren Statistik ein Studium der letzten Jahre ermöglicht. Aus diesem Grunde hat der Verfasser diese beiden Staaten für seine Untersuchungen ausgewählt. Es bleibt dann noch übrig, später zu zeigen, bis zu welchem Grade das Resultat der Forschung als typisch aufzufassen und daher auch auf die übrigen Staaten auszudehnen ist.

Um sich über die Fruchtbarkeit eines Volkes zu unterrichten, vergleicht man die Zahl der Geburten aus einer bestimmten Reihe von Jahren mit der Zahl der lebenden Bevölkerung derselben Epoche. Eine Tabelle für die Zeit von 1893—1897, welche die Durchschnittszahl der Lebend-Geborenen auf je 1000 Einwohner verschiedener Länder angiebt, und auf welcher die Geburten der Ausländer und der Eingeborenen von Rhode Island und Massachusetts getrennt verzeichnet sind, zeigt folgendes Resultat: Die höchsten Ziffern erreichen die

Digitized by Google

Geburten von Ausländern in Rhode Island und Massachusetts, nämlich 48,7 für das erstere und 52,2 für das letztere. Dagegen weisen die Geburten der Eingeborenen dieser Länder die niedrigsten Ziffern der Tabelle auf, nämlich Massachusetts 17,0, Rhode Island 16,5. Durch diese niedrigen Ziffern wird die Höhe der obigen so stark kompensiert, daß die Zahl der Geburten für den gesamten Staat bei Massachusetts nur 27,8 pro Mille beträgt, bei Rhode Island 26,7. Mit diesem Durchschnitt stehen beide Staaten am niedrigsten von allen auf der Tabelle verzeichneten, mit Ausnahme von Irland, das 22,6 und Frankreich, das 22,3 pro Mille aufweist. Selbst diese Zahlen sind erheblich höher als die Ziffern für die Eingeborenen beider Staaten.

Gegen diese Ausrechnung läßt sich nun einwenden, daß das Geburten-Verhältnis zur Bevölkerung der Eingeborenen in den beiden Staaten deshalb so gering ist, weil eine unverhältnismäßig große Zahl von Kindern zu den Eingeborenen zählen, nämlich außer ihren eigenen auch die der Eingewanderten. Man könnte daher besser das Verhältnis der Geburten zu je 1000 erwachsenen Frauen der verschiedenen Länder als einen mehr Sicherheit gewährenden Maßstab zu Grunde legen. Aber auch auf einer solchen Tabelle nehmen die Ziffern für die Eingeborenen von Massachusetts und Rhode Island mit je 50 pro Mille den letzten Platz ein; Frankreich mit 59 und Irland mit 65 sind die einzigen, welche unter der Durchschnittszahl für die gesamte Bevölkerung beider Staaten stehen. Diese beträgt für Massachusetts 73, für Rhode Island 71 pro Mille. Die Zahlen für die Ausländer-Geburten beider Staaten stehen noch immer mit 108 und 104 zu 1000 erwachsenen Frauen ziemlich obenan, nur von Oesterreich, Ungarn und Deutschland überragt.

Eine dritte Aufstellung zeigt das Verhältnis der Geburten in den verschiedenen Ländern zu je 1000 Frauen im Alter von 15—50 Jahren, weil man mit Recht gegen die vorige Ausrechnung den Einwand geltend machen könnte, daß von den dabei zum Vergleich genommenen Frauen viele das gebärfähige Alter überschritten haben mögen. Aber auch bei dieser Einschränkung ändert sich die Reihenfolge nicht. Wieder stehen die Staaten Massachusetts und Rhode Island mit der Gesamtbevölkerung mit 94,4 und 91,4 unmittelbar vor Irland und Frankreich mit 90,6 und 86,1. Den letzten Platz haben die Ziffern des Geburtsverhältnisses der Eingeborenen beider Staaten mit 65,0 und 63,0. Daraus geht hervor, daß die Fruchtbarkeit der letzteren nur drei Viertel so stark ist, als die des französischen Volkes; sie ist nur halb so stark, als die der meisten anderen europäischen Völker.

Die verschiedenen Gründe zu erörtern, welche möglicherweise die geringe Fruchtbarkeit der beiden Staaten von New England erklären, ist hier nicht am Platze. Unter anderem wird man vielleicht darauf hinweisen wollen, daß die geringe Vermehrung mit einem großen Bestand an ledigen Personen in der Bevölkerung zusammenhängt, welche Thatsache wieder mit dem durch die Einwanderer verursachten Druck auf die Löhne in Verbindung zu bringen ist. Dafür ist aber bei der Ausrechnung der vorigen Aufstellung nur die verheiratete Frau mitgezählt worden und alle ledigen und geschiedenen unberücksichtigt gelassen, während ein solches Verfahren doch andererseits auch die Ausscheidung der unehelichen Geburten verlangt hätte, wovon Abstand

Digitized by Google

genommen werden mußte, weil die ehelichen und unehelichen Geburten in den beiden Staaten nicht getrennt eingetragen werden. Auf diese Weise erscheint die Fruchtbarkeit der verheirateten Frau in einem günstigeren Lichte, als es der Wirklichkeit entspricht.

IV.

Die Fruchtbarkeit ist jedoch nur der eine Faktor für die natürliche Volksvermehrung, der andere ist die Sterblichkeit. Es wäre ja möglich, daß dieselbe bei den Nachkommen der Eingeborenen von Massachusetts und Rhode Island niedrig genug wäre, um die geringe Proportion der Geburten aufzuwiegen. Leider sind ganz genaue Daten hierüber nicht festzustellen, aber gewisse Thatsachen erlauben den Schluß, daß der Sterblichkeitsdurchschnitt für die Abkömmlinge von eingeborenen Müttern etwas niedriger ist, als der der Gesamtbevölkerung beider Staaten. Genaueres hierüber enthält des Verfassers Artikel „The Fecundity of the Native and Foreign Born Population in Massachusetts“ im Quarterly Journal of Economics, November 1901 und Februar 1902. Ueber die Sterblichkeit der Gesamtbevölkerung beider Staaten sei hier kurz bemerkt, daß dieselbe in den Jahren 1893—97 bedeutend größer als z. B. die Englands und Schwedens, und sogar etwas größer als die der Bevölkerung Frankreichs war.

Wir haben gefunden, daß Fruchtbarkeit und Sterblichkeit der Gesamtbevölkerung von Rhode Island und Massachusetts denjenigen des französischen Volkes ziemlich gleich sind, während die Fruchtbarkeit der Eingeborenen beider Staaten nur drei Viertel so stark ist als die Frankreichs und die Sterblichkeit der Eingeborenen durchaus nicht das entsprechende Verhältnis zeigt. Und dennoch konnte sich die Bevölkerung Frankreichs im letzten Jahrzehnt kaum auf der einmal erreichten Höhe behaupten, während die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden, in Massachusetts geborenen Personen sich im letzten Jahrzehnt um 20,6 pCt. vermehrte und die der in Rhode Island geborenen um 19 pCt. Natürlich muß man hiervon wieder einen Teil abziehen, wenn man die Vermehrung der im Jahre 1890 als in beiden Staaten geboren registrierten Personen feststellen will. Denn bei dem obigen Prozentsatz sind wieder auch die von im letzten Jahrzehnt eingewanderten und 1890 als Ausländer registrierten Einwohnern der beiden Staaten Geborenen einbegriffen. Während wir aus dem gleichen Grunde von der Einwohnerdifferenz der gesamten Vereinigten Staaten ein Drittel abgezogen hatten, müssen wir hier einen größeren Bruchteil abrechnen, weil das Verhältnis der Ausländer zu den Eingeborenen in Rhode Island und Massachusetts größer ist als im ganzen Lande. Aber es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß selbst nach Abzug der von Ausländern Geborenen die natürliche Vermehrung der in Rhode Island und Massachusetts Geborenen größer war, als die Frankreichs. Dieses Resultat erklärt sich dadurch, daß die Bevölkerung beider Staaten im Gegensatz zu der Frankreichs keine aus sich selbst erwachsene ist, sondern das Produkt von Fruchtbarkeit und Sterblichkeit der Eingeborenen einerseits und der in den letzten Jahrzehnten Eingewanderten andererseits. Bei Aussperrung der Auswanderer würde sich eine Veränderung hierin allerdings erst nach einigen Jahrzehnten bemerkbar machen, wenn alle

Digitized by Google

Kinder von Ausländern erwachsen sind. Aber dann würde, wenn der Zufluß von außen aufgehört hat, die Bevölkerung sich in eine nur noch von innen heraus wachsende verwandeln und bei den bestehenden Verhältnissen von Sterblichkeit und Fruchtbarkeit mit Sicherheit aussterben. Wir haben gesehen, daß die Eingeborenen von Rhode Island und Massachusetts, auf sich allein angewiesen, sich nicht auf der einmal erreichten Ziffer behaupten können. Die Eingeborenen der Vereinigten Staaten werden dies vielleicht ermöglichen, vielleicht sogar eine ganz kleine Vermehrung erzielen. Dieser Unterschied ist zum Teil darin begründet, daß die beiden oben genannten Staaten fast ausschließlich weiße Bevölkerung haben; die günstigeren Vermehrungsverhältnisse der Eingeborenen außerhalb New Englands erklären sich durch die kolossale Zunahme der Negerbevölkerung, welche sich seit Ausbruch des Bürgerkrieges verdoppelt hat und im letzten Jahrzehnt eine Vermehrung von 18,1 pCt. erzielte, obgleich sie nur aus sich heraus wächst und dieses Wachstum nur von ihrer Sterblichkeit und Fruchtbarkeit abhängig ist. Der Prozentsatz der Neger in der Bevölkerung der amerikanischen Staaten würde also immer mehr steigen, wenn die weißen Einwohner auf ihre eigene Fruchtbarkeit angewiesen werden, und diese Thatsache allein würde die Bevölkerung vor dem Aussterben schützen.

Die Frage der Einwanderungsbeschränkung ist eine sehr wichtige und darf nicht nur vom Standpunkte der Arbeitslöhne und der Zunahme von Analphabeten und Verbrechern aus erwogen werden. Durch die Aussperrung eines erheblichen Teiles der Einwanderer laufen die Vereinigten Staaten Gefahr, ihren Platz unter den Weltmächten einzubüßen.

Die Bedeutung der Kartelle für das wirtschaftliche Leben der Völker.

Dr. Fritz Flechtner.

Als im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Schranken der mittelalterlichen Zunftverfassung gefallen waren, da hoffte man in dem neuen System der Gewerbefreiheit endlich das Ideal einer Wirtschaftsverfassung gefunden zu haben. „Laisser faire, laisser passer" sollte der Grundsatz sein, den der Staat dem Wirtschaftsleben gegenüber in Anwendung zu bringen hätte. Jeder einzelne, so argumentierte man, werde sein Interesse am besten zu wahren wissen, und aus diesem freien, unbeschränkten Wettbewerb aller gegen alle werde auch das Wohl der Gesamtheit sich ergeben.

Aber diese Lehre erwies sich bald als ein schöner Wahn; an Stelle der erträumten Harmonie ergaben sich Mißstände der verschiedensten Art, und nicht lange währte es, so begann man an dem Gebäude der Gewerbefreiheit wieder zu rütteln, bis schließlich von der wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen wenig mehr als der bloße Name blieb. Zwei Faktoren waren es, die dieses Ergebnis herbeiführten: Das Eingreifen des Staates namentlich auf sozialpolitischem Gebiet zum Schutze der Arbeiterschaft, und auf der anderen Seite der Zusammenschluß der beiden großen Interessengruppen, der Unter-

Digitized by Google

nehmer und Arbeiter. Zuerst waren es die Arbeiter, welche die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses erkannten, um sich auf diese Weise bessere Existenzbedingungen zu verschaffen. Der einzelne Arbeiter war dem Unternehmer gegenüber machtlos, organisiert aber repräsentierten sie eine Macht, mit der jeder Unternehmer rechnen mußte. Diese Arbeitervereine erlangten oft eine solche Bedeutung, daß die Unternehmer sich nur dadurch zu schützen vermochten, daß sie sich ebenfalls zu Verbänden zusammenschlossen. Diese Vereinigungen der Unternehmer werden vielfach auch mit dem Namen „Kartelle" bezeichnet, haben aber mit diesen so wenig Gemeinsames, daß sie höchstens als eine Abart derselben angesehen werden können.

Die eigentlichen Kartelle sind Vereinigungen von Unternehmern derselben oder verwandter Branchen, mit dem Zwecke, durch Beseitigung oder Einschränkung der freien Konkurrenz eine Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage herbeizuführen. Sie sind eine durchaus moderne Erscheinung, hervorgerufen durch die Entwickelung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

„Am 9. Mai 1873, als in Wien die Sterbeglocke des wirtschaftlichen Aufschwunges gellte, wurde die Geburtsstunde der Kartelle eingeläutet." Diese Darstellung Schönlanks ist als unhistorisch verworfen worden, da bereits in den vierziger und sechziger Jahren in Deutschland, England und Frankreich Kartelle entstanden seien. Sie ist es aber viel mehr aus dem Grunde, weil die eigentliche Kartellbewegung erst Ende der siebziger Jahre einsetzte. Die Krisis, welche 1873 der maßlosen Ueberproduktion folgte, führte zunächst zu einem erbitterten Konkurrenzkampf, der um so heftiger entbrannte, je gleichartiger die Waffen wurden, mit denen die Gegner kämpften. Denn die schwächeren Betriebe waren gar bald vernichtet; die großen aber fuhren fort, sich gegenseitig im Preise zu unterbieten, um so das Absatzgebiet an sich zu reißen. Der tertius gaudens dabei war der Konsument, der seinen Bedarf immer billiger befriedigen konnte. Zu dieser Erkenntnis, daß nur die Abnehmer den Vorteil von dem Kampfe hatten, mußten schließlich auch die Produzenten gelangen. Dazu kam die fortwährende Unsicherheit, wer als Sieger hervorgehen würde und die durch den Konkurrenzkampf bedingte ungünstige wirtschaftliche Lage, so daß endlich der Gedanke in ihnen reifte, diesem Zustande durch Zusammenschließen ein Ende zu machen.

Konkurrenzkampf und ungünstige wirtschaftliche Lage, die sich überdies gegenseitig bedingen und ergänzen, sind also die Hauptursachen der Kartellbewegung, während die Schutzzölle, denen oft die Hauptschuld zugeschrieben wird, erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Ein Zusammenhang zwischen beiden ist nur insofern vorhanden, als ohne Schutzzölle infolge der ausländischen Konkurrenz die Kartelle und ohne Kartelle infolge der Fortdauer des Konkurrenzkampfes im Inlande die Schutzzölle wirkungslos geblieben wären. So erklärt sich auch das Zusammentreffen der ersten größeren Kartellbewegung mit der Schutzzollära Ende der siebziger Jahre.

Die Formen, in denen die Kartelle auftreten, weisen eine solche Mannigfaltigkeit auf, daß eine Aufzählung derselben unmöglich wäre. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, eine kurze Skizze ihrer wichtigsten Arten zu entwerfen.

Digitized by Google

Die einfachste Form bilden die sogenannten „Preiskonventionen“, welche durch Festsetzung eines Mindest-Verkaufspreises dem verderblichen Unterbieten ein Ende zu machen suchen. Sie sind jedoch nur bei steigender Konjunktur wirkungsvoll, in Zeiten des Niederganges aber meist nicht von langer Dauer. Eine bestehende Ueberproduktion wird durch sie nicht beseitigt, im Gegenteil durch die Erhöhung der Preise eher die Veranlassung zu einer solchen gegeben, und so das Kartell wieder gesprengt.

Dem Ziele, Angebot und Nachfrage ins Gleichgewicht zu bringen, kommen die „Produktionskartelle“ schon bedeutend näher. Sie erreichen eine Verminderung der Produktion durch Untersagung von Betriebsvergrößerungen, Stillsetzung von Maschinen, Entlassung von Arbeitern oder Verkürzungen der Arbeitszeit, sowie durch zeitweise oder dauernde Einstellung ganzer Betriebe. Die höchste Wirkung aber erzielen sie durch die vertragsmäßige Festlegung des Produktionsquantums für jeden einzelnen Unternehmer.

Bei den genannten Arten von Kartellen ist die Größe des Absatzes und damit die Höhe des Gewinnes nicht bestimmt und daher die Möglichkeit gegeben, daß der eine Teilnehmer einen großen Absatz erzielt, während der andere seine Waren nur teilweise verkaufen kann.

Die Regelung des Absatzes erstreben die sogenannten „Gebietskartelle“, indem sie jedem Werk ein bestimmtes Absatzgebiet zuweisen. Da sich aber eine solche Verteilung nur schwer durchführen läßt, so ist diese Art der Kartelle äußerst selten und nur als Vereinbarung zwischen mehreren bereits bestehenden territorialen Kartellen, sowie im internationalen Verkehr von Bedeutung.

Die höchste Form der Kartelle bilden die sogenannten „Vertriebskartelle“. Hierbei findet der Verkauf von einer Centrale aus statt, die entweder nur die Vermittelung zwischen Produzent und Konsument übernimmt, oder jeder Kartellfirma ihre Produktion bis zu einer bestimmten Höhe abkauft und den durch die Verkäufe erzielten Gewinn in bestimmtem Verhältnis unter die Mitglieder verteilt. In letzterem Falle ist die Trennung der Produktion von dem kaufmännischen Vertriebe am strengsten durchgeführt; die einzelnen Werke haben nach außen hin ihre Selbständigkeit vollständig verloren; das Publikum steht nur noch mit dem einen Riesenunternehmen, der Verkaufsstelle, im Verkehr. Die Bildung eines solchen Kartells ist naturgemäß mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft und gelingt gewöhnlich erst, nachdem bereits vorher eine Reihe einfacherer Kartellformen in der betreffenden Industrie durchgemacht sind.

Ist bei diesen Vertriebskartellen wenigstens noch die Art der Produktion dem einzelnen freigegeben, so kommt bei den „Trusts“ auch dieses letzte Stück des Individualismus in Wegfall. Diese Trusts, welche bis jetzt hauptsächlich in Amerika Verbreitung gefunden haben, entstehen durch die vollständige Verschmelzung mehrerer Unternehmungen zu einem großen Unternehmen. Die Selbständigkeit des einzelnen ist dabei vollständig aufgehoben, und die Leiter der verschiedenen Betriebe sind nichts anderes als die Beamten des Trusts.

Wenn wir nach diesem kurzen Ueberblick über die Hauptformen zu einer Erörterung der Wirkungen der Kartelle im allgemeinen übergehen, so muß dabei stets im Auge behalten werden, daß jede der

Digitized by Google

genannten Arten in ihren Wirkungen mehr oder weniger weitgehende Unterschiede aufweist, ein allgemein gültiges Urteil daher nicht gefällt werden kann.

Zu beantworten ist zunächst die Frage nach der Einwirkung auf die Lage der Unternehmer. Jedes Kartell, mag es eine bloße Preisvereinbarung, eine Regelung der Produktion oder des Absatzes darstellen, hat als Endzweck die Beeinflussung der Höhe des Gewinnes. Den höchstmöglichen Gewinn zu erzielen ist ja das Streben jedes im Konkurrenzkampf Stehenden. Durch die höheren Formen der Kartelle wird zwar die Möglichkeit, den Gewinn durch dauernde Steigerung der Produktion und des Absatzes zu vermehren, stark beschränkt; dafür aber gewähren sie dem Unternehmer die Sicherheit eines gleichbleibenden Absatzes und damit einen regelmäßigen Gewinn. Vor allem aber ist durch die Stetigkeit des Absatzes eine bessere Ausnutzung der Betriebsanlagen möglich, wodurch das Kapitalrisiko bedeutend vermindert wird. Dieses Moment ist für den Industriellen von größter Bedeutung. Er kann nicht, wie der Händler, das Kapital herausziehen oder sich einem anderen Geschäftszweig zuwenden, da sein Kapital in Werkstätten, Maschinen u. s. w. festliegt und diese letzteren nur zur Herstellung ganz spezieller Arten von Gütern benutzt werden können. Daher zieht es der Industrielle in Zeiten ungünstiger Konjunktur vor, ohne Gewinn oder sogar mit Verlust zu arbeiten, statt seinen Betrieb ganz einzustellen.

Die Bedeutung, welche das stehende Kapital in der Industrie besitzt, und das hieraus folgende Bedürfnis nach möglichster Ausnutzung der Betriebsanlagen erklären vor allem die Thatsache, daß in der Industrie die meisten Kartelle vorkommen. Dieses Bedürfnis aber ist für große wie kleine Unternehmungen das gleiche. Die Behauptung von Brentano, daß meistens die schwächeren Betriebe die Kartelle erstreben, um sich mit ihrer Hülfe gegen die Uebermacht der stärkeren zu schützen, ist daher ebenso unhaltbar, wie die entgegengesetzte, z. B. von Professor Julius Wolf vertretene, daß die Großbetriebe sich nur dann mit den kleineren Betrieben im Kartell zusammenschließen, wenn sie nicht hoffen dürfen, sie im Wege des freien Wettbewerbes unterzukriegen. Mit Recht hat demgegenüber Dr. Josef Grunzel in seinem kürzlich erschienenen Werke „Ueber Kartelle“ (Leipzig, 1902, Verlag von Duncker und Humboldt) darauf hingewiesen, daß das Interesse auf beiden Seiten liege und nur in anderer Richtung gehe. Die schwächeren Betriebe sehen sich in ihrer Existenz gesichert, die größeren aber erzielen durch das Kartell einen höheren Unternehmergewinn, da die Produktionskosten nach der Größe und Leistungsfähigkeit verschiedene sind, der Kartellpreis aber einheitlich festgesetzt wird. Gegen die Auffassung von Brentano und Wolf spricht schon allein die stets zu beobachtende Thatsache, daß eine Vereinbarung freiwillig nur dann geschieht, wenn beide Parteien dadurch einen Vorteil zu erlangen hoffen.

Der Nutzen, den die Kartelle den Unternehmern gewähren, ist um so größer, je straffer die Organisation ist, je mehr also die Selbständigkeit des einzelnen aufgehoben wird. Ihre Vorteile treten auch nicht nur in Zeiten ungünstiger Konjunktur, sondern ebenso in solchen wirtschaftlichen Aufschwunges zu Tage. Wenn daher auch

Digitized by Google

Professor Kleinwächter, der wissenschaftliche Entdecker der Kartelle, sie mit Recht als „Kinder der Not“ bezeichnet hat, so ist damit nicht gesagt, daß sie nur in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges gegründet werden. Im Anfange war dies allerdings der Fall, da sich der einzelne nur im Notfalle zu einer so weitgehenden Beschränkung seines Selbstbestimmungsrechtes entschließen konnte. Als man aber erst die Vorteile der Kartelle eingesehen, da bildeten sich dieselben auch in Zeiten günstiger Konjunktur, um so mehr, da die Unternehmer mit Hülfe der Kartelle unbedenklich die Preise der gesteigerten Nachfrage entsprechend erhöhen können, während sich sonst jeder einzelne vor einer solchen Erhöhung scheut, aus Furcht, die Konkurrenten könnten ihm darin nicht folgen und er so seinen Absatz verlieren.

Die mit dem kartellierten Industriezweige in Verbindung stehenden Industriellen, Händler u. s. w. werden dagegen durch die Kartelle oft schwer geschädigt, da das Bestreben eines jeden Kartells direkt oder indirekt auf eine Erhöhung der Preise gerichtet ist. Eine Verteuerung der Rohstoffe und Halbfabrikate z. B. trifft alle weiter verarbeitenden Industrieen und die gesamte Händlerschaft. Wohl können diese sich dagegen schützen, indem sie sich ebenfalls zu Kartellen zusammenschließen; aber bei ihnen ist die Kartellbildung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. In der verarbeitenden Industrie macht die große Zahl von Betrieben, die sich von den größten Werken mit Tausenden von Arbeitern bis zu den kleinsten, fast handwerksmäßigen Unternehmungen abstufen, sowie die Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse den Zusammenschluß zu einem Kartell oft ganz unmöglich. Auch der Handel ist für die Kartellbildung ein wenig geeignetes Feld. Da der Kaufmann in der Hauptsache umlaufendes Kapital verwendet, kann er es bei ungünstigem Geschäftsgang leicht herausziehen, so daß ein Kartell ihm nicht den gleichen Nutzen gewährt, wie dem Industriellen; andererseits aber läuft ein Händlerkartell sehr leicht Gefahr, durch die bei guten Preisen sofort auftauchende Konkurrenz gesprengt zu werden. So kommt es, daß von den gegenwärtig in Deutschland bestehenden etwa 300 Kartellen nur 80 dem Handel angehören.

Daß insbesondere der Zwischenhandel durch die Kartelle oft schwer geschädigt wird, ist nicht zu bestreiten. Die Kartelle suchen die Zwischenhändler so weit als möglich auszuschalten oder sie zu bloßen Agenten herabzudrücken, die für ihre Thätigkeit nichts weiter als eine Provision erhalten. Letzteres ist das Bestreben namentlich der Trusts und der Verkaufskartelle in ihren höchstorganisierten Formen. So hat z. B. die Standard Oil Company den deutschen Petroleumhändlern Verträge vorgelegt, in denen sie jedem einzelnen ein bestimmtes Gebiet anwies, außerhalb dessen er nicht sollte kaufen oder offerieren dürfen; jeder Händler sollte ferner gezwungen sein, dreimal im Monat eine genaue Aufstellung über die gemachten Verkäufe einzureichen u. s. w. Wo die Macht der Kartelle nicht so groß ist, um die ganze Gestaltung des Zwischenhandels zu verändern, können sie allerdings den Händlern in vieler Beziehung auch von Nutzen sein, vor allem dadurch, daß sie ihn vor den Nachteilen andauernder Preisunterbietungen bewahren.

Für die Beurteilung der Kartelle und unsere Stellung für oder gegen sind aber weniger ihre Vorteile und Nachteile für die einzelnen Unternehmer, als in erster Reihe ihre Wirkungen auf die gesamte

Digitized by Google

Volkswirtschaft entscheidend. Von den niederen Formen abgesehen, haben die Kartelle als ihre Hauptaufgabe die Anpassung von Angebot und Nachfrage. Der einzelne ist in der heutigen Volkswirtschaft nicht imstande, auf eine solche Anpassung hinzuwirken. Jeder produziert, ohne zu wissen, wie groß das gesamte Angebot und die gesamte Nachfrage ist. Den einzigen Anhaltspunkt bildet für ihn die Höhe der Preise. Aus ihrem Steigen schließt er, daß eine Vermehrung der Produktion erfolgen kann. Aber da ihm jeder Ueberblick über die Marktlage abgeht, weiß er nicht, um wieviel das Angebot gesteigert werden kann. Da nun das Bestreben eines jeden darauf gerichtet ist, so viel als möglich zu produzieren, um die steigenden Preise nach Kräften auszunützen, so kann es nicht ausbleiben, daß eines Tages das Angebot erheblich größer ist, als die Nachfrage. Die frühere Theorie glaubte nun, daß das Gleichgewicht sich dann sehr einfach dadurch wieder herstellen ließe, daß dem jetzt sinkenden Preise entsprechend jeder Unternehmer weniger produzieren würde, bis die Preise wieder eine angemessene Höhe erreicht hätten. Aber eine solche automatische Regelung findet in Wirklichkeit leider nicht statt. Selbst wenn der einzelne einen Maßstab für die notwendige Einschränkung der Produktion hätte, müßte er sich doch sagen, daß eine von ihm allein durchgeführte Einschränkung wirkungslos bleiben würde und höchstens seinen Konkurrenten Vorteil brächte. So produziert denn jeder weiter darauf los in der Hoffnung, seine Produktion noch absetzen zu können. Ja, an Stelle einer Einschränkung findet in solchen Fällen eher noch eine Vermehrung der Produktion statt. Jeder will so billig als möglich arbeiten, weil das Unterbieten im Preise das Hauptmittel bildet, um die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Eine Verbilligung der Produktion aber kann in erster Linie durch eine Steigerung derselben bewirkt werden, da die Generalunkosten des Geschäftsbetriebes nicht in dem gleichen Verhältnis wachsen und bei größerem Umsatz auch der auf das einzelne Stück entfallende Anteil am Unternehmergewinn immer geringer wird. Auch die Größe des stehenden Kapitals wirkt einer Einschränkung des Betriebes entgegen.

Die vorhandene Ueberproduktion wird unter solchen Umständen nur noch verschlimmert und das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage erst wieder hergestellt, wenn eine Anzahl von Unternehmungen zusammengebrochen sind. Das Kartell aber läßt den Konkurrenzkampf nicht zum äußersten kommen; durch Festlegung der Preise und Regelung der Produktion führt es allmählich die Anpassung von Angebot und Nachfrage und damit die Gesundung der Marktverhältnisse herbei. An diesem Verlauf der Entwickelung aber hat nicht nur der einzelne Unternehmer, sondern die gesamte Volkswirtschaft ein hervorragendes Interesse. Denn die Vernichtung eines großindustriellen Betriebes bedeutet nicht nur für seinen Besitzer, sondern auch für die Gesamtheit einen schweren Verlust. Welche Arbeit steckt allein in den Anlagen, in den Maschinen, die nun vollständig verloren ist! Und durch die Einstellung der Betriebe werden auch Hunderte und Tausende von Arbeitskräften brotlos, die bei der ungünstigen Konjunktur auf anderweite Beschäftigung kaum zu rechnen haben.

Digitized by Google

So ist als eine der bedeutsamsten Wirkungen der Kartelle auf das Wirtschaftsleben die Beseitigung, beziehungsweise Abschwächung der sogenannten Krisen zu bezeichnen. Aber ihr Einfluß reicht noch weiter. Die Kartelle zeigen in ihrer weiteren Entwickelung immer mehr das Bestreben, auf eine Verhütung des heftigen Konkurrenzkampfes und der Krisen hinzuwirken, also aus Regressiv- zu Präventivmaßregeln zu werden.

Daß sie trotz aller Unvollkommenheiten, die ihnen gegenwärtig noch anhaften, diese Aufgabe schon heute zum Teil wenigstens zu lösen vermögen, zeigt die wirtschaftliche Entwickelung der letzten Jahre. Die Aufwärtsbewegung, die um das Jahr 1895 einsetzte, verlief langsam und allmählich; es kam nicht zu den tollen Spekulationen und den stürmischen Preisänderungen der siebziger Jahre. Auch der Niedergang vollzog sich langsam; es trat kein allgemeiner Krach ein wie 1873, und auch die Konkurse waren im Vergleich zu der Krisis der Gründerjahre verhältnismäßig selten. In beiden Fällen aber ist unzweifelhaft das Hauptverdienst den Kartellen zuzuschreiben, die in der Zeit der Hochkonjunktur einen mäßigenden Einfluß ausgeübt haben, ebenso wie sie in der Zeit der Krisen einem maßlosen Preissturz vorbeugten, ja sogar bei verschiedenen wichtigeren Artikeln eine feste Haltung der Preise herbeiführten.

Daß die Kartelle auch vom Standpunkt der größeren Wirtschaftlichkeit einen Fortschritt bedeuten, wird von verschiedenen Seiten in Abrede gestellt, ja es wird sogar behauptet, daß sie dem technischen Fortschritt direkt hinderlich seien. Zuzugeben ist nun, daß durch die Bildung eines Kartells zahlreiche Existenzen am Leben erhalten werden, die bei Fortdauer des Konkurrenzkampfes vernichtet worden wären. Aber als ein Schaden für die Volkswirtschaft könnte dies erst dann bezeichnet werden, wenn solche technisch rückständigen Betriebe zum Schaden der vollkommeneren auf die Dauer erhalten bleiben. Aber bei den höheren Kartellen ist dies zweifellos nicht der Fall. Je mehr der einzelne an der Prosperität des Gesamtverbandes beteiligt wird, wie es doch z. B. bei den Verkaufskartellen der Fall ist, desto größer wird das Interesse eines jeden, daß nur technisch auf der Höhe stehende Unternehmungen dem Kartell angehören, da ja die inferioren sonst einen erheblich größeren Vorteil von dem Zusammenschluß hätten. Durch Fusionierung, Einstellung des Betriebes u. s. w. suchen die Kartelle hier Abhülfe zu schaffen. Bei den Trusts wird dieser Zweck in einfachster Weise dadurch erreicht, daß die unrentablen Betriebe zum Stillstand gebracht werden. So hat z. B. der Whisky-Trust von 80 Betrieben, die sich ihm anschlossen, 68 sofort gesperrt und die Gesamtproduktion durch die übrig bleibenden zwölf ausführen lassen. Aehnlich verfahren die anderen großen amerikanischen Trusts. Eine weitere Ersparnis führen sie dadurch herbei, daß sie verwandte Produktionszweige sich angliedern und die Herstellung von Hülfsprodukten, die Verwertung von Neben- und Abfallprodukten u. s. w. selbst übernehmen. So hat z. B. der Baumwolltrust acht Dünger-, 71 Seifen-, vier Speck- und eine Ricinusöl-Fabrik errichtet. Die Leiter der einzelnen Trustfabriken wetteifern mit einander, um durch Anwendung der neuesten Maschinen und arbeitsersparender Produktionsmethoden die Unkosten zu vermindern.

Digitized by Google

Solche Ersparnisse können nun freilich die niederen Formen der Kartelle nicht erzielen; ja, es tritt sogar nicht selten der Fall ein, daß sie mit Rücksicht auf die rückständigen Betriebe die Preise höher halten müssen, als es im Interesse der vollkommeneren Betriebe erforderlich wäre. Aber bei alledem darf man eben nicht vergessen, daß es sich bei diesen niederen Formen der Kartelle nur um Durchgangsstufen handelt, und daß im weiteren Verlauf der Entwickelung die Industrie zu immer höheren Formen übergeht und übergehen muß, um auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu bleiben.

Und wenn auch kein direkter Einfluß auf die technische Gestaltung der Produktion ausgeübt wird, so sind die Ersparnisse bei den höheren Kartellen doch ganz bedeutend. Zunächst können durch zweckmäßige Organisation des Absatzes die Frachtkosten ganz erheblich herabgemindert, vor allem aber bedeutende Summen an den Vertriebskosten gespart werden. Im Zustande der freien Konkurrenz muß jeder Produzent für die Bekanntmachung seiner Erzeugnisse Sorge tragen und zu diesem Zwecke Reisende aussenden, Agenten anstellen, Musterlager unterhalten, Prospekte und Kataloge herausgeben, Inserate in die Zeitungen einsetzen und dergleichen mehr. Diese bei manchen Unternehmungen ganz gewaltigen Kosten der Reklame werden in einem Kartell erheblich vermindert, oft auf ein Minimum reduziert. So konnte der amerikanische Stahltrust allein 25 pCt. der für die einzelnen Gesellschaften thätig gewesenen Reisenden entbehren.

Das Kartell wirkt ferner auf eine Verminderung der Kreditverluste hin, die in manchen Industrien eine überaus schwere Belastung bedeuten. Auch zur Durchführung einer größeren Arbeitsteilung geben die Kartelle vielfach Veranlassung. Während unter der Herrschaft der freien Konkurrenz in demselben Unternehmen oft verschiedenartige Artikel angefertigt werden müssen, selbst wenn die natürlichen Produktionsbedingungen nicht günstig sind, nur um den Wünschen der Kundschaft zu entsprechen, ist im Kartell eine Spezialisierung möglich. Der einzelne Unternehmer kann die Herstellung solcher Artikel unbedenklich aufgeben, die er in seinem Betriebe nicht so rationell herstellen kann als andere Unternehmer. Bei zunehmender Bedeutung und Größe des Kartells kann dies sogar zu einer Steigerung der Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Landesteilen, ja darüber hinaus zwischen einzelnen Ländern führen, also internationale Bedeutung erlangen.

Die lebhaftesten Klagen gegen die Kartelle werden von seiten der Konsumenten erhoben. Den Hauptgegenstand der Beschwerden bildet die Preispolitik. Es wird den Kartellen vorgehalten, daß sie die Preise im Inlande übermäßig hoch halten, während sie zugleich an das Ausland zu Schleuderpreisen verkaufen. Sehen wir zunächst, welche Berechtigung dieser letztere Vorwurf hat. Thatsache ist, daß die Kartelle an das Ausland oft wesentlich billiger verkaufen als im Inlande. Aber dieser billige Export ist oft geradezu eine Notwendigkeit. Wir sahen, daß in sehr vielen Fällen ein Kartell durch eine bestehende Ueberproduktion hervorgerufen wird. Durch eine entsprechende Einschränkung der Produktion kann das Kartell allerdings das Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage wieder herstellen, aber eine solche Einschränkung ist, wie wir bereits ausgeführt, bei der Natur des industriellen Betriebes sehr schwierig und jedenfalls mit großen Schädigungen für alle

Digitized by Google

Beteiligten verbunden. Hier bietet sich der Export als ein vortreffliches Aushülfsmittel dar. An das Ausland aber kann natürlich nicht zu den im Inlande festgesetzten Preisen verkauft werden, sondern hier gelten die Preise, die sich unter dem Wettbewerbe aller dabei konkurrierenden Länder bilden. Will also die heimische Industrie ihre Waren im Auslande absetzen, so muß sie eben zum Weltmarktpreise liefern. Dasselbe gilt auch für jedes Kartell. Nicht aus Freundschaft für das Ausland, auch nicht aus bloßem Vergnügen daran, der eigenen Nation höhere Preise zu stellen, liefert also das Kartell beim Export billiger, sondern um überhaupt Absatz für seine Waren zu finden.

Aber nicht nur um eine Ueberproduktion zu beseitigen, sondern auch bei günstiger Konjunktur und in normalen Zeiten sind viele Kartelle auf möglichste Steigerung des Exportes angewiesen. Um die Verkaufspreise in ein richtiges Verhältnis zu den Selbstkosten zu bringen, ist eine bestimmte Größe der Produktion erforderlich. Entspricht aber die Höhe der Nachfrage im Inland nicht dem Angebot, so ist es vorteilhafter, den Ueberschuß zu geringen Preisen an das Ausland abzusetzen, statt die Produktion einzuschränken. Denn geschähe das letztere, so würden die Selbstkosten steigen und das Kartell wäre zu einer Erhöhung der Inlandspreise gezwungen. Gerade die Möglichkeit des Exportes verhindert daher oft ein weiteres Steigen der Preise im Inlande. Es ist deshalb ganz verfehlt, von niedrigen Exportpreisen auf eine übermäßige Verteuerung der Inlandspreise schließen zu wollen. Kann aber überhaupt den Kartellen der Vorwurf einer übertriebenen Preissteigerung gemacht werden? Von verschiedenen Schriftstellern wird die Behauptung aufgestellt, daß der Konsument es sei, der am letzten Ende den Schaden zu tragen hat. „Der Konsument", schreibt E. Loew (Handelsmuseum, 11. Band, Nr. 49), „geht durch die Kartelle der Vorteile der Konjunktur verlustig; sie, die unter normalen Verhältnissen ihre Gunst wechselt, sie lächelt nur mehr der kartellierten Produktion." Und ein deutscher Schriftsteller, Pohle, stellt die Behauptung auf, es sei das Bestreben und der Erfolg der Kartelle, nicht mehr fette und magere Jahre, sondern nur noch ganz fette mit weniger fetten abwechseln zu lassen.

Dieser Vorwurf aber erscheint bei unbefangener Prüfung der Verhältnisse als gänzlich unberechtigt. Gewiß bringt fast jedes Kartell eine Erhöhung der Preise mit sich, aber dies ist auch ganz natürlich, denn die Preise, die vor Abschluß eines Kartells bestehen, sind infolge des Konkurrenzkampfes so gedrückt, daß sie dem Produzenten oft geradezu Verluste bringen, jedenfalls aber keinen angemessenen Gewinn für ihn bedeuten. Auf die Fortdauer solcher Preise aber hat der Konsument kein Recht. Ueberdies wäre auch ohne das Kartell infolge der eintretenden Krisis eine Erhöhung eingetreten, durch die der Konsument sicherlich noch mehr geschädigt würde.

Die Behauptung von der maßlosen Preissteigerung durch die Kartelle ist eine graue Theorie, die sich zu Agitationszwecken wohl gut gebrauchen läßt, in der Wirklichkeit aber keine Bestätigung findet. Gewiß haben manche Kartelle die Preise übermäßig gesteigert, aber sie sind sehr bald zu einer Ermäßigung gezwungen worden oder das Kartell hat sich nach kurzer Dauer wieder aufgelöst. Jedes Kartell

Digitized by Google

wird an einer Uebertreibung der Preispolitik durch verschiedene Faktoren gehindert, so vor allem:

1. durch den Uebergang des Konsums zu gleichartigen Artikeln oder zu Surrogaten;
2. durch die dann im Inlande oder vom Auslande auftretende Konkurrenz;
3. durch die Verminderung des Gewinnes infolge der Verminderung der Nachfrage und der gleichzeitigen Steigerung der Selbstkosten.

Wenn daher bezüglich der Preisfestsetzung in den Kinderjahren der Kartelle manche Ausschreitungen vorgekommen sind, so sind die Kartelle doch im Verlauf der Entwickelung zu einer immer vorsichtigeren Preispolitik übergegangen, die ja ebenso sehr in ihrem eigenen Interesse wie in dem der Verbraucher gelegen ist.

Einige Kartelle haben sich sogar die Wahrung der Interessen der Konsumenten mit zu ihrem Ziele gesetzt. So hat das deutsche Kalikartell Vorkehrungen getroffen, damit alle Waren in gleichmäßiger Beschaffenheit geliefert werden. Ein eigenes Laboratorium nimmt zu diesem Zwecke Kontrollanalysen vor und ein Werk, welches schlecht liefert, wird mit Strafe belegt. Ebenso hat das Kartell der deutschen Schokoladefabriken auf eine Verbesserung der Qualität hingewirkt, für die es sogar Garantie leistet. Auch anderwärts, z. B. in Frankreich, wird einzelnen Syndikaten das Verdienst zugeschrieben, daß sie Fälschungen entgegengetreten sind und eine gute Qualität der Produkte zusichern, so daß Claudio-Jannet mit Recht sagen konnte, diese Syndikate hätten einen der schönsten Züge des alten Zunftwesens sich angeeignet.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Lage der Arbeiter unter der Herrschaft der Kartelle! Unleugbar ist dabei zunächst die Thatsache, daß die Regelung der Produktion und des Absatzes auch den Arbeitern eine größere Sicherheit der Beschäftigung bietet. Die im Gefolge der freien Konkurrenz auftretenden Absatzstockungen und Krisen führen zu Arbeiterentlassungen oder Verkürzung der Arbeitszeit und schaffen die Unsicherheit der Existenz, unter welcher der moderne Lohnarbeiter am meisten zu leiden hat. Auch das Verhältnis des Arbeitgebers zu seiner Arbeiterschaft ist durch die Art der Produktion notwendig bedingt. So lange der Unternehmer selbst in seiner Existenz nicht gesichert ist, so lange auch er fürchten muß, eines Tages durch eine ungünstige Konjunktur, durch eine verfehlte Spekulation mit einem Schlage ruiniert zu werden, so lange kann niemand von ihm verlangen, daß er den Arbeitern irgend welche Garantien für ihre Existenz biete. Auch dem Streben der Arbeiter nach Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit u. s. w. muß der einzelne Unternehmer feindlich gegenüberstehen, weil dadurch ja seine Konkurrenzfähigkeit gemindert wird. Die kartellierte Industrie dagegen wird weit eher geneigt sein, die berechtigten Wünsche der Arbeiter zu erfüllen, da sie die Mehrbelastung leichter durch Erhöhung der Preise gut zu machen vermag.

Die namentlich von deutschen wissenschaftlichen Schriftstellern aufgestellte Behauptung, daß die Arbeiterschaft durch die Kartelle

Digitized by Google

schwer geschädigt werde, wird durch die Wirklichkeit vollständig widerlegt. Gewiß erlangen die Unternehmer durch die Kartelle eine gewaltige Macht über die Arbeiterschaft, selbst wenn dieselbe organisiert ist; aber bis jetzt kann ihnen noch nicht der Vorwurf gemacht werden, daß sie diese Macht zur Ausbeutung der Arbeiter mißbraucht hätten. Im Gegenteil ist festgestellt worden, daß in der Krise der letzten Jahre die Löhne der in kartellierten Industrien beschäftigten Arbeiter höher gewesen sind als dort, wo kein Kartell existierte. Auch hier wirken eben die Kartelle ausgleichend und mäßigend. In Zeiten der Hochkonjunktur bilden sie ein Gegengewicht gegen übertriebene Lohnforderungen, in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges verhindern sie nicht nur die Arbeitslosigkeit mit allen ihren Schrecken, sondern erhalten auch die Löhne auf einem angemessenen Niveau. Die Kartelle sind zu einer solchen Politik um so eher in der Lage, je straffer ihre Organisation ist.

Ein abschließendes Urteil über die Kartelle kann bei der Neuheit dieser Erscheinung und der Geringfügigkeit gesammelter Erfahrungen noch nicht gefällt werden. Eins aber dürfte schon heute klar sein, daß die Kartelle eine notwendige und daher auch berechtigte Erscheinung des modernen Wirtschaftslebens darstellen und in vielen Beziehungen einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber der Planlosigkeit der früheren Produktionsweise bedeuten. Inwiefern sie aber noch weiterer Vervollkommnung fähig und berufen sind, die Träger der zukünftigen Wirtschaftsverfassung zu bilden, das muß erst die Zeit lehren.

Soziale und anthropologische Ideen in der Hygiene.

Alexander Koch-Hesse.

Was die Moral in der Philosophie, ist die Hygiene in der Medizin. Hygiene wie Moral sind keine Einzelwissenschaften, die irgend eine Funktion oder ein Gebiet des menschlichen Körpers oder des menschlichen Geistes bis in die kleinsten Fasern und letzten Probleme zu durchforschen hätten, sie stellen vielmehr Sammelbecken dar, in die aus allen Spezialfächern die reichen Ströme des Wissens zu fließen haben, damit das praktische Leben aus ihnen mit vollen Eimern schöpfen kann. Man nennt sie „normative Wissenschaften"; aber richtiger noch würde man sie „Sammlungen wissenschaftlich begründeter Normen" heißen. Denn Moralisten und Hygieniker als solche sind überhaupt keine eigentlichen Wissenschaftler, keine Forscher, die mit demselben kühlen Gleichmute Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge, Städtebau und Städteverschüttung, Geburt und Tod, Wohlthat und Verbrechen zu registrieren hätten. Prediger und Propheten sind sie oder sollen sie sein, die die vielen Ergebnisse stiller Forschung hinaustragen auf den Markt des Lebens und hier fruchtbar werden lassen, die abstrakte Gedanken mit dem Herzblut des Wollens erfüllen und als Befehle verkünden, die das Wissen ganzer Bibliotheken und die Aussagen unzähliger Experimente zu monumentalen Gesetzen

Digitized by Google

verdichten und sie auf steinernen Tafeln der Nation und der Menschheit überreichen.

Entspricht nun die Hygiene, wie sie heute auf so vielen Universitäten gelehrt wird, diesen Anforderungen? Ist sie eine „medizinische Ethik"?

„Volksmedizin und Volksmoral gehören zusammen und sollten nicht mehr so verschieden abgeschätzt werden, wie es immer noch geschieht: beides sind die gefährlichsten Scheinwissenschaften."*) Mit diesen Worten tritt Nietzsche energisch für eine wissenschaftliche Begründung aller Arten von Gesetzen, auch der hygienischen ein. Aber würde er sich nicht verwundert die Augen gerieben haben, wenn er in ein modernes hygienisches Laboratorium geführt worden wäre und bemerkt hätte, als was sich die Hygiene heute meist betrachtet, nämlich als Strategie gegen die Bakterien und ihre Verbündeten. Er würde gewiß gesagt haben, daß Krieg und Frieden zweierlei sei: Intra arma silent leges. Gewiß, in sanitären Kriegszeiten, soll heißen während einer Epidemie, da gilt einerseits vorsichtigste Asepsis, strengster Wachdienst gegen den heimtückischen Feind, und andererseits Sturmangriff mit den scharfen Waffen der Antisepsis. In normalen Zeiten aber brauchen wir kein Kriegsrecht! Taktiker der hygienischen Asepsis und Antisepsis möchten gar zu gern aus unseren Städten bakterienfreie Kasernen, aus unseren Handlungen „prophylaktische" Exerzierübungen und aus uns selbst „sterile" Truppenkörper machen!

Die großartigen und überaus segensreichen Thaten eines Lister, Pasteur und Robert Koch haben, wie das ja auch in anderen Wissenschaften nach den Erfolgen genialer Pfadfinder zu gehen pflegt, die große Mehrzahl der Hygieniker mit auf ihre Wege fortgerissen, haben bewirkt, daß sich die meisten „hygienischen" Institute in „bakteriologische", also im Grunde „botanische" verwandelten, haben vielen Gebieten der eigentlichen Hygiene die Arbeitskräfte entzogen und so zu einer bedauerlichen Einseitigkeit in der Gesundheitslehre geführt. Seit einer Reihe von Jahren bricht sich aber glücklicherweise die Erkenntnis Bahn, daß der Kriegsdienst gegen die außerhalb unseres Körpers befindlichen pflanzlichen oder tierischen Krankheitskeime doch nur einen Teil der Hygiene und schwerlich den wichtigsten bilden könne. Auch hier übt jetzt endlich der soziale Gedanke, eins der Lebensprinzipien moderner Forschung und moderner Gesetzgebung, seinen wohlthätigen Einfluß. Mit im Vordergrunde dieser neuen, sozialen Richtung innerhalb der Gesundheitslehre steht Alfred Grotjahn, dessen neuestes litterarisches Unternehmen ein „Jahresbericht" ist, welchen er zusammen mit Dr. phil. Kriegel ständig herauszugeben gedenkt, und dessen erster, die Jahre 1900 und 1901 behandelnder Band**) jetzt vorliegt. Mindestens jeder Arzt würde gut thun, sich in ihn zu vertiefen!

Man findet in ihm zunächst eine 12 Seiten umfassende „Chronik der sozialen Hygiene", in der auf alle wichtigen, in das Gebiet fallenden Ereignisse, wie sozial-hygienische Gesetze, Einrichtungen, Resolutionen,

*) Nietzsche, „Morgenröte", Seite 20.

**) „Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der sozialen Hygiene und Demographie", Band I. Jena, Verlag von G. Fischer, 1902.

Digitized by Google

Erhebungen, auf Volkszählungen, auf Betriebs-Aenderungen großer Fabriken, auf Neuheiten des Versicherungswesens u. s. w. mit kurzen Worten hingewiesen wird. — Dann folgt die 13 eng gedruckte Seiten umfassende „Gesetzestafel", auf der mit großer Vollständigkeit alle auf Gesundheit und Wohlbefinden des Volkes gerichteten Gesetze und Verordnungen des Deutschen Reiches, der 25 Einzelstaaten, des europäischen wie außereuropäischen Auslandes zusammengestellt sind. — Den wichtigsten Teil des Buches bilden dann die 259 Seiten einnehmenden „Referate" über annähernd 250 sozial-hygienische Bücher und Broschüren. — Dann folgt eine Bibliographie von 76 Seiten, die sich, was Vollständigkeit anbelangt, zu den Referaten etwa so verhält, wie die „Gesetzestafel" zur Chronik, — und schließlich ein ausführliches Namensverzeichnis.

Der Mensch ist ein soziales Lebewesen. Daraus folgt, daß seine Gesundheit im höchsten Grade von sozialen Faktoren bedingt ist. Es folgt daraus vor allem aber auch, daß seine Gesundheit in erster Linie von den allgemeinen, für alle Lebewesen geltenden Faktoren bedingt ist. Neben die soziale Idee in der Hygiene hat also die biologische zu treten, die in ihrer Anwendung auf den Menschen zur anthropologischen wird. Beide Ideen stehen im denkbar innigsten Zusammenhange. Fortwährend wirken soziale Einrichtungen auf unser körperliches und geistiges Befinden ein. Solche Wirkungen können aber nun, sei es durch Anpassung, sei es durch Auslese in die Konstitution einer Gruppe von Menschen aufgenommen werden und dadurch zu neuen anthropologischen Eigenschaften Veranlassungen geben. Und nun können solche anthropologischen Eigenschaften wieder als wirkende Kräfte im Gesellschaftsleben auftreten und den Gang der sozialen Entwickelung beeinflussen. Die Differenzierung zwischen ländlicher und städtischer Entwickelung z. B. ist ursprünglich ein soziologisch begreifbarer Akt. Aber die körperlichen und geistigen Eigenschaften des historisch gewordenen Bauern und Städters gehören zum Forschungsgebiete des Anthropologen, welcher sie in Zahlen und Maßen auszudrücken sucht, die dann der Soziologe wiederum als gegebene Größen in seine statistischen Berechnungen einsetzen kann. Aus beiden Quellen aber, aus Volkswirtschaft und Menschenkunde, muß der Hygieniker schöpfen, will er dem Volke ein wahrhaft nützlicher Prophet und Führer sein.

Sucht man also die Einseitigkeit der bakteriologischen Hygiene zu überwinden, so muß man sich hüten, in eine andere Einseitigkeit, die einer soziologischen Hygiene, zu verfallen. Nur wenn man Konstitution, die vor allem von der Rasse abhängt, und Milieu, das in erster Linie sozial zu beurteilen ist, zusammen nimmt, erhält man ausreichende Erklärungsgründe für die schwankenden Gesundheitsverhältnisse, für die wechselnden Leistungen der einzelnen Menschen, wie auch der Völker. Es ist daher anzuerkennen, daß der erwähnte „Jahresbericht" sich nicht auf das soziale Gebiet der Hygiene beschränkt, sondern auch dem anthropologischen Aufmerksamkeit zollt. Unter den Referaten ist es namentlich der Abschnitt: „Bevölkerungsstatistik und Mortalität" und der Abschnitt „Entartungstheorie, Konstitutionspathologie und Rassenhygiene", in welchen dieselben Probleme behandelt oder gestreift werden, denen sich die

Digitized by Google

„Politisch-anthropologische Revue“ widmet. Allerdings sind die in den genannten beiden Abschnitten enthaltenen Referate, da sie nicht alle von den beiden Herausgebern selbst verfaßt werden konnten, nicht sämtlich einwandfrei. Die Wichtigkeit des Begriffs der Rasse für die Gesundheitslehre, seine Ebenbürtigkeit mit den sozialen Begriffen ist daher nicht ganz so deutlich geworden, als zu wünschen gewesen wäre.

Immerhin kann auch der Anthropologe hier vieles lernen: Aus Goldsteins Buch: „Bevölkerungsprobleme u. s. w. in Frankreich“ erfährt man, daß es die Rückständigkeit des Bauernstandes ist, die an dem fatalen Stillstande der Bevölkerung schuld ist. — Aus Oppenheimers Buch: „Das Bevölkerungsgesetz u. s. w.“ wird es wieder von neuem klar, daß entgegen der Ansicht der Malthusianer nur die mangelhafte Konsumtionsfähigkeit der Massen die scheinbare Ueberproduktion und Ueberbevölkerung erzeugt. — Allendorfs Buch: „Der Zuzug in die Städte“ weist auf Grund detaillierter Untersuchungen über die Stadt Halle nach, daß der Zuzug aus anderen Städten eine weit wichtigere Rolle spiele, als der vom Lande, und daß die von Hansen, Ammon u. s. w. vertretenen Theorien über die Binnenwanderung durchaus nur erst mögliche Hypothesen, nicht schon bewiesene Sätze enthalten. — Westergaards „Lehre von der Mortalität und Morbilität“ wird als „das bedeutendste medizinal-statistische Werk“ der letzten Jahre gepriesen, namentlich auch wegen seines über das ganze 19. Jahrhundert zurückreichenden Zahlenmaterials. Lorenz' „Genealogie“ wird mit Recht auch den Aerzten zum Studium empfohlen, weil diese in der Untersuchung der Erblichkeit von Krankheiten in große Fehler durch Bevorzugung der Stammtafeln oder gar der unvollständigen Stammlisten vor den Ahnentafeln zu verfallen pflegen. — Bei Besprechung von Möbius „Stachyologie“ stimmt Grotjahn, der selbst ein gutes Buch über die „Alkoholfrage“ veröffentlicht hat, mit Möbius in der Warnung vor den thörichten Uebertreibungen der Abstinenzler überein. — Ammons „Gesellschaftsordnung“ erfährt durch S. Saenger eine auffallend milde Beurteilung. — Daß auch Ratzels prächtiges Büchlein „das Meer als Quelle der Völkergröße“, Chamberlains von der Mode vergötterte „Grundlagen“, zwei Arbeiten von Georg Hirth, ferner Lily Brauns Buch: „Die Frauenfrage“ u. s. w. in einem hygienischen Jahresbericht ausführlich besprochen werden, ist wohl der beste Beweis dafür, daß nicht nur die soziale, sondern auch die anthropologische Idee immer weitere Kreise von Interessenten auch unter den Aerzten gewinnt. Doch muß man wünschen, daß im Titel des nächsten „Jahresberichts“ statt des gänzlich farblosen Ausdruckes „Demographie“ das Wort „anthropologische Hygiene“ nicht fehle!

Bekleidung und Sittlichkeit.

Professor Dr. Gustav Fritsch.

Den in letzter Zeit sich immer mehr geltend machenden Bestrebungen, gesunde, sittliche Anschauungen im Volke zu verbreiten, steht nichts so sehr im Wege, wie die heuchlerische Prüderie gewisser

Digitized by Google

Kreise, welche sich als Wächter der Sittlichkeit berufen fühlen und doch das Gegenteil ihres vorgeblichen Zieles erreichen.

Es ist dringend geboten, vom rein sachlichen Standpunkt immer wieder auf das falsche Prinzip dieser Herren hinzuweisen; denn ohne eine Verbreitung normaler Betrachtungsweise in weiteren Kreisen wird sich eine Besserung unserer durch Vernachlässigung hervorgerufenen Notlage kaum erreichen lassen.

Den Rekord in Unvernunft oder Heuchelei hält zur Zeit jene westfälische Stadt, in welcher die Stadtverordneten einen Zuschuß für eine zu errichtende Knaben-Badeanstalt verweigerten, weil das Zusammenbaden der unbekleideten Knaben der Sittlichkeit nachteilig sei! Unwillkürlich fragt man sich: Wo will das hinaus, wenn der menschliche Körper, dessen Pflege gefördert werden soll, als Naturobjekt in Acht und Bann gethan wird? Wie soll bei solchen Anschauungen eine vernünftige Leibeszucht bestehen?

Die Gedanken, welche in letzter Zeit bei allen freier denkenden Menschen so lebhaft ventiliert wurden, berühren auch die Unbefangenen noch seltsam und abenteuerlich, eben weil Jahrhunderte hindurch eine allmählich sich steigernde Verbildung Platz gegriffen hat, deren erster Anstoß nur in einer gewissen Gedankenlosigkeit zu suchen ist. Einflußreiche, aber leider kulturfeindliche Elemente unter der Geistlichkeit, zumal der katholischen, haben diese Schwäche des sittlichen Gefühles im Volke nur zu gern aufgegriffen und dazu benutzt, ihren Einfluß auch in dieser Richtung auszudehnen; sie sind es daher auch hauptsächlich, welche einer erstrebten Besserung der Verhältnisse in bitterster Feindschaft gegenüberstehen.

Es ist aus diesem Grunde mehr wie je angezeigt, durch eine eingehende Vertiefung in den Gegenstand die Anschauungen zu klären, und die auf der Verbildung beruhenden unkorrekten Begriffe richtig zu stellen; dann werden die moderneren Anforderungen sehr viel von ihrer anscheinenden Abenteuerlichkeit verlieren und sittlicher Ernst wird nicht mehr als eine unseren Zeiten gänzlich fremd gewordene Tugend betrachtet werden.

Unter den zu bekämpfenden falschen Vorstellungen ist keine der gesundheitgemäßen Entwickelung des Menschengeschlechtes verderblicher geworden, als die behauptete innere, enge Beziehung zwischen Bekleidung und Sittlichkeit. Sie hängt sich wie ein bleiernes Gewicht an alle Bestrebungen, zu besseren Verhältnissen fortzuschreiten, und erweist sich doch bei näherer Betrachtung als völlig haltlos.

Wie ist denn überhaupt die Sitte der Bekleidung entstanden? Adam und Eva lebten nach der heiligen Schrift nackt im Paradiese und erst nach dem Sündenfall sahen sie, daß sie nackt waren. In dieser Hinsicht sind die Menschen bis auf den heutigen Tag die richtigen Nachkommen von Adam und Eva geblieben: das schuldbeladene Gewissen erzeugt die auffallende Scheu vor dem Nackten. Je übertriebener sich dies falsche Schamgefühl breit macht, um so sicherer darf man auf ein schlechtes Gewissen des Betreffenden schließen.

„Aber", so wird auch ein objektiver Beurteiler der Sachlage sprechen können, „wir leben doch einmal nicht mehr im Paradiese, paradiesische Zustände sind daher selbstverständlich außer Frage."

Digitized by Google

Gemach! mein Lieber, so kurzer Hand lassen sich diese Verhältnisse denn doch nicht erledigen. Allerdings hat der Engel mit dem Flammenschwert die Menschen aus dem mythischen Paradies der Bibel vertrieben, aber „paradiesische Zustände“ in dem angedeuteten Sinne sind noch heutigen Tages in ausgedehnten Gebieten, ja sogar in solchen, die zum Deutschen Reiche gehören, vorhanden. Wenn diese Thatsachen unbeachtet bleiben, so ist dies der beste Beweis dafür, daß die Menschen trotz der mangelnden Bekleidung dort noch immer nicht sehen, „daß sie nackt sind“; sie werden daher vermutlich auch weniger sündhaft sein, als der ängstlich vermummte Europäer. Solche urtümliche Toilette, beziehungsweise Mangel einer solchen, herrscht beispielsweise in den inneren Gebieten unserer Togo-Kolonie.

Dr. Stratz hat in seinem verdienstvollen Werk über Frauenkleidung diese Verhältnisse eingehend erörtert und durch zahlreiche nach Photographien hergestellte Textfiguren anschaulich gemacht. Man wird daselbst auch die Belege finden, daß nachweislich außerhalb des mythischen Paradieses die ursprünglichste Kleidung nicht dem Schamgefühl ihre Entstehung verdankt, sondern dem Bestreben, den Körper zu schmücken.

Dieses Bestreben ist eine Veranlagung, welche der ganzen Menschheit eigen ist und sich in mannigfacher, oft recht verwunderlicher Weise äußert. Es wird die verbessernde Hand zunächst an den Körper selbst, wie ihn die gütige Mutter Natur uns verliehen hat, gelegt, und man scheut sich nicht vor schmerzhaften, vielfach sogar bedenklichen Eingriffen, immer in der offenkundigen Absicht, sich in besonderer Weise zu schmücken, wenn wir auch von unserem Standpunkt aus alle diese Verzierungen unter dem Kapitel „künstliche Verunstaltungen“ unterzubringen pflegen. Hierher gehören die Systeme tiefgreifender Narben im Gesicht sowohl, als auf dem Rumpf und den Gliedmaßen, das Einbringen von allerhand Fremdkörpern in die dehnbaren Weichteile, wie die Lippen, die Nase, die Ohrläppchen, ja sogar das männliche Glied.

Besonders allgemein verbreitet ist aber bekanntlich die Ausschmückung der nackten Haut durch das mehr oder weniger kunstvoll ausgeführte Tätowieren, welches bereits etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung auf den altägyptischen Wandmalereien, weiße libysche Völkerstämme darstellend, deutlich kenntlich ist. Heutigen Tages exzellieren ja ostindische und japanische Rassen in dieser brutalen Kunst und üben sie in einer staunenswerten Ausdehnung und Vollendung. Mancher unter den Lesern wird sich wohl noch des griechischen Abenteurers erinnern, der einst in die Gefangenschaft der Birmanen geraten war und von ihnen zum Zeitvertreib am ganzen Körper mit zierlichen Bildern und bunten Arabesken verziert wurde. Er ließ sich später in Europa für Geld sehen, und man muß bekennen, daß der Körper des Mannes auch unbekleidet nicht den Eindruck der Nacktheit machte; man hatte die Vorstellung, als sei derselbe mit eng anliegendem, buntem, seidenem Trikot bedeckt, eine Beobachtung, welche für die hier behandelten Fragen von besonderer Wichtigkeit erscheint.

Die romantische Geschichte des Mannes wurde damals wohl allgemein für historisch gehalten, aber er hat unverkennbar Schule gemacht, da nach ihm wiederholt Individuen aufgetaucht sind, welche

Digitized by Google

sich in ausgiebigster Weise tätowiert zeigten und dazu mit irgend welcher romantischen Erklärung zur Hand waren. Am bekanntesten darunter ist wohl „la belle Irene" geworden, eine jugendliche Amerikanerin von angenehmem Aeußern, die als Kind von den Indianern geraubt und tätowiert worden sein wollte. Die böse Welt behauptete sehr bestimmt, daß die holde Dame sich durchaus freiwillig der Tätowierung in ihrer Heimat unterzogen hatte, um als Schauobjekt zu dienen. Leider verhinderte die neidische, löbliche Polizei, sich von der Gesamtwirkung der prächtigen Figuren zu überzeugen, aber auch hier machten schon die sichtbaren Teile, das heißt Busen und Arme, sowie die größtenteils unverhüllten Beine wegen der dichten Tätowierung keinen nackten Eindruck.

Es giebt in Amerika mehr dergleichen künstlich herausgeputzte Schönen und es ist billig zu bezweifeln, ob überall ausschließlich Spekulationsgeist die Triebfeder gewesen ist, sich so lästigen und schmerzhaften Operationen zu unterziehen. Die notorische Verbreitung der Sitte des Tätowierens auch in Kreisen, wo eine solche Erklärung gänzlich hinfällig erscheint (bekanntlich tragen sowohl der jetzige König von England als auch der Zar von Rußland, sowie andere Fürstlichkeiten und höhere Offiziere bunte Tätowierungen an ihrem Körper), beweist unzweifelhaft, daß thatsächlich im Menschen ganz allgemein die Naturanlage vorhanden ist, den Körper auf künstliche Weise zu verschönern.

Ebensowenig kann bestritten werden, daß dies Prinzip der Ausschmückung des Körpers selbstverständlich ursprünglich das Nacktgehen zur Voraussetzung hatte, wie man es in Japan noch täglich sehen kann; daraus ist weiter zu folgern, daß unsere prüde verhüllten, übercivilisierten Menschen instinktiv einer atavistischen Regung folgen, indem sie unter großen persönlichen Opfern einen Schmuck anlegen, dessen Herrlichkeit nur wenigen Eingeweihten zu schauen bestimmt ist.

Die Tätowierung ist allerdings, was Schmuck anbelangt, der sicherste Besitz, welchen sich der Mensch verschaffen kann, da ihm die Diebe gewißlich dergleichen nicht rauben werden, aber der Besitzer muß doch innerlich konsequenter Weise bedauern, daß ein Verlassen des natürlichen Standpunktes ihn zwingt, seine Schätze den bewundernden Augen der Menge zu entziehen. Alle weiteren Schmuckgegenstände, so einfach sie auch sein mögen, führen unvermeidlich zur steigenden Entfernung von dem paradiesischen Zustand und beeinträchtigen in diesem Sinne das ursprüngliche Streben, mit dem Körper selbst zu paradieren.

Auch bei unseren Modedamen wird man in diesem Sinne also eine atavistische Regung annehmen dürfen, wenn sie sich mit extravaganten Toiletten herausputzen, welche auf die Nacktheit hinweisen, anstatt sie zu verhüllen, und mit entblößten Reizen prunken.

Die ganze Bekleidung der Mädchen bei den oben erwähnten, von der Kultur noch nicht verdorbenen Stämmen besteht aus einem verzierten Gürtel um die Hüften, welcher die Genitalien nicht verdeckt. Schon bei den Ushebti-Figuren der ägyptischen Gräber findet sich, wie Stratz nachgewiesen hat, dieselbe Gürtelverzierung, höchstens mit ein paar Schulterbändern und etwas Schmuck um den Hals, als einzige Tracht.

Digitized by Google

Nicht nur Afrika hat sich diese „paradiesischen Zustände" bewahrt, sondern das Gleiche gilt von zahlreichen Stämmen des südlichen Amerika am Amazonas und seinen Zuflüssen, wie uns von den Steinen und Ehrenreich sie kennen gelehrt haben, z. B. von den Bakairi, bei denen beide Geschlechter die Genitalien unverhüllt tragen, ohne dies irgendwie anstößig zu finden.

Die tropischen Länder mit ihren hohen Temperaturen leiteten diese urtümlichen Bewohner nicht darauf hin, für eine Bedeckung des Körpers zu sorgen, während unfreundlichere Klimata die Menschen zwangen, sich gegen die Unbilden der Witterung einen entsprechenden Schutz durch Bekleidung zu schaffen. So vervollständigte sich die Tracht, wurde aus einer nur schmückenden zu einer schützenden, und erst mit dem Hinzutreten dieses letzteren Momentes beschritt man die Bahn, welche zu der steigenden Scheu vor dem Nackten führte: das Schamgefühl tritt also erst an dritter Stelle bei der Bekleidungsfrage als maßgebender Faktor auf.

Man darf hier auch nicht einwenden, daß die primitiven Bekleidungszustände der erwähnten Urbevölkerungen ein Ausdruck dafür wären, daß sie sich als Menschen nur wenig über den tierischen Zustand erhoben hätten, ihre Sitten also doch in keiner Weise vorbildlich für Völker sein könnten, die weiter auf der Stufe der Kultur fortgeschritten wären.

Auch dieser Einwand ist als unbegründet zurückzuweisen, da die übertriebene Prüderie mit dem Kulturzustand nachweislich nichts zu thun hat. Im alten Aegypten war schon 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Kultur auf einer Stufe, die wir staunend bewundern, je mehr uns die Kenntnis der alten Texte in die Einzelheiten des öffentlichen und privaten Lebens einführt. Wir lernen daraus, daß gerade die Fragen der Etikette und des wohlanständigen Verhaltens auf das peinlichste geregelt waren, wenn auch ausführlichere Akten darüber aus dem alten Reiche selten geworden sind.

Aber schon aus einer Zeit, die wenigstens auf 1000 Jahre v. Chr. anzusetzen ist, findet sich als Papyrus die erste Ausgabe von Knigge's Umgang mit Menschen zur Nachachtung für die heranwachsende Jugend. Das Urheberrecht wäre wohl als verjährt anzunehmen und auch sonst würde Knigge vermutlich den Vorwurf eines Plagiates zurückweisen können, aber der Wortlaut der Grundsätze für ein anständiges Benehmen des gebildeten jungen Mannes ist von einer bemerkenswerten Uebereinstimmung trotz der dazwischen liegenden Jahrtausende. Nirgends tritt uns darin die leiseste Andeutung entgegen, daß der entblößte Körper als solcher etwas Anstößiges sei, daß die sorgfältige Verhüllung desselben mit Notwendigkeit zur Sittlichkeit gehöre. Im Gegenteil, selbst der König zeigte sich im alten Reiche seinem Volke zwar mit künstlichem Kopfschmuck, aber sonst nur mit einem Lendenschurz, dem Schendot, bekleidet, dessen Form eine durch die Etikette genau vorgeschriebene war.

Selbst im neuen Reiche, wo der steigende Luxus auch auf die Bekleidungsfrage seinen Einfluß ausübte, erscheint der Königsschurz immer noch als Hauptbekleidung, allerdings in dreifacher Anordnung und reich verziert; dazu sind dann Sandalen gekommen, also ein Schutz für die Füße und eine leichte Umhüllung des Oberkörpers, zuweilen durch ein mantelartiges Gewand verstärkt. Diese Stoffe sind ersichtlich

Digitized by Google

so leicht gewesen, daß sie fast durchsichtig erscheinen, und also auch damals noch war nur die Lendengegend dichter verhüllt. Beim weiblichen Geschlecht fällt ein entsprechendes Kleidungsstück gänzlich fort, und trotz der ersichtlichen Sorgfalt und Kostbarkeit der ganzen Toilette scheut sich auch die Königin nicht, die Pracht ihrer Glieder durch die zarten, lang herabfallenden Gewänder erkennen zu lassen. Man sieht ohne weiteres ein, daß bei solcher Bekleidung das Prinzip des Schmückens noch immer an erster Stelle Berücksichtigung fand. Erst bei dem römischen Dichter finden wir durchscheinende „koische Gewänder" als Frauenkleidung mit einem gewissen Vorwurf erwähnt.

Noch deutlicher wird es aber bei den religiösen Darstellungen, wie absolut fremd dem alten Kulturvolk der Aegypter der Gedanke war, die Nacktheit als etwas Anstößiges zu betrachten. Es wurde bereits oben der nackten weiblichen Kultfiguren aus den Gräbern gedacht, die dem Verstorbenen als Beischläferinnen mit in das Grab gelegt wurden; aber auch die Götter selbst werden da, wo nicht die religiöse Vorstellung an sich eine Verhüllung als Emblem vorschreibt, unbedenklich in wirklich göttlicher Nacktheit dargestellt. So sehen wir Ammon Ra, den Allvater Himmels und der Erden, auf den Denkmälern als Erzeuger des Weltalls mit mächtigem, erigiertem Gliede dargestellt. Der Ernst, mit dem der Aegypter seine symbolischen Götterfiguren erfaßte, macht es undenkbar, daß eine solche Darstellung bei den Gebildeten Anstoß erregt haben könnte; dem niederen Volke aber, welches den religiösen Allegorien nicht zu folgen vermochte und seine Götterfiguren mehr oder weniger als Fetische betrachtete, machte dieselbe gewiß noch weniger Gedanken.

Daß bei den niederen Ständen kein Wert auf die Bekleidung gelegt wurde, ergiebt sich auch aus den Wandgemälden, wo gesellige Zusammenkünfte zur Darstellung gelangt sind; dabei sind nur die eigentlichen Gäste weiblichen Geschlechtes in die beschriebenen durchsichtigen Gewänder gehüllt, die weibliche Dienerschaft, welche Blumen und Erfrischungen herumreicht, ist bis auf den verzierten Lendengürtel, wie er noch heute im Innern Afrikas getragen wird, völlig nackt; dasselbe gilt für die zur Erhöhung der Festesfreude thätigen Tänzerinnen; im Hinblick auf den in anderen Gebieten dabei zu Tage tretenden Luxus ist die mangelhafte Toilette dieser dienenden Personen gewiß nicht auf allgemeine Roheit der Sitten oder gar auf Sparsamkeit zurückzuführen.

Weitere Aufschlüsse über das Wesen der Tracht erhält man durch Vergleichung dieser altägyptischen Darstellungen mit den nur wenig späteren altassyrischen aus der Zeit der Sargoniden und ihrer Nachfolger in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr.

Obgleich bei vielen derselben unverkennbar ägyptischer Einfluß bestimmend gewesen ist, sind alle Figuren in dichte, offenbar sogar schwere Stoffe gekleidet, vom König abwärts bis zum einfachen Feldsoldaten, Männlein sowohl wie Weiblein. Der assyrische Soldat wird meist in kurzärmeligem, anliegendem Wams dargestellt, welches in der Hüftgegend durch einen breiten Gürtel zusammengehalten ist und abwärts bis zum Knie reicht, so daß nur die Unterarme und Unterschenkel nackt erscheinen, soweit letztere nicht noch durch Beinschienen und Schuhe geschützt sind. Der König und seine vornehme Begleitung

Digitized by Google

trägt auch im Felde, auf dem Streitwagen stehend, lange verschlungene Gewänder, die bis auf die Knöchel herabreichen. Aus der Zeit der medischen und der persischen Vorherrschaft, also aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends stammende Darstellungen zeigen Fußsoldaten, welche außer dem Wams noch weite, an den Knöcheln zusammengefaßte Beinkleider tragen, während der Kopf der persischen Soldaten durch eine Art Ballonmütze, derjenige der Meder durch eine gefaltete, barettähnliche Filzkappe geschützt wird; bei den Assyrern erscheint dafür eine konische, wohl auch aus Filz hergestellte Bedeckung. Nur die armen Gefangenen, welche nach der Schlacht in kläglicher Weise gefesselt einhergetrieben werden, gehen, bis zur völligen Nacktheit ausgeraubt, ihrem Verhängnis entgegen.

Nimmt man hinzu, daß die etwa aus der gleichen Zeit dargestellten innerasiatischen Stämme, welche damals unter dem Namen der Kimmerier und der Skythen zuerst in die Geschichte eintraten, nach den Abbildungen eine noch dichtere Bekleidung trugen, obgleich bei ihnen doch gewiß Bildung und Gesittung keine hohe Stufe erreicht hatten, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die schroffen Temperaturschwankungen des kontinentalen Klimas ihrer Wohnsitze Veranlassung zur Anlegung schützender Verhüllungen gewesen sind und nicht ein übertriebenes Schamgefühl sie dazu getrieben hat.

Auch die griechischen und römischen Darstellungen unserer Altvorderen zeigen sie bekleidet mit dem wamsartigen Fellschurz und gelegentlich die Schultern mit dem Mantel bedeckt, wie die Rauhigkeit ihrer Wohnsitze es erforderlich machte, während doch zu jener Zeit die barbarische Roheit der germanischen Völkerstämme wenig zu wünschen übrig ließ; die Gallier trugen dazu sogar Hosen in gleicher Art, wie sie die wilden, westasiatischen Reitervölker angelegt hatten. Ihre an Bildung und Kultur ihnen damals gewiß überlegenen römischen Gegner trugen sich, dank dem milden italienischen Himmel, im täglichen Leben, soweit die Anforderungen des Krieges nicht eine Bedeckung des Körpers erforderlich machten, durch Tunika, Toga und Sandalen leichter bekleidet als sie.

Ueberall sehen wir nun aber, wie die Schwerkraft zwingender Verhältnisse die Menschen allmählich mehr und mehr zu dichterer Bekleidung drängt, und wie dieselbe, zur festen Sitte werdend, zu immer stärkerer Entwöhnung von vorurteilsloser Betrachtung des Nackten führt.

Auffallend früh macht sich im antiken Orient die Rückwirkung dieser Verhältnisse auf die menschliche Psyche, zumal die des Mannes geltend. Dazu hat jedenfalls die erwähnte, durch das Klima gebotene dichte Schutzbekleidung und die strenge Sonderung der Geschlechter den Hauptgrund gelegt. Indem die in den Frauenhäusern eingesperrten weiblichen Wesen gar nicht in die Verlegenheit kamen, von Unberufenen gesehen zu werden, entwickelte sich naturgemäß jene verderbliche Anschauung, welche in der ungewohnten und darum ungeheuerlich erscheinenden Betrachtung des entblößten weiblichen Körpers durch Unberechtigte ein schweres Verbrechen sah. Was die Augen nicht sahen, malte sich die Phantasie um so prunkvoller aus, und aus der überreizten Einbildungskraft des Mannes erwuchsen

Digitized by Google

die frevelhaften Gelüste, welche die Legende in mannigfacher Weise sich dienstbar gemacht hat.

Besonders lehrreich und vielfach benutzt ist das tragische Schicksal des lydischen Königs Kandaules, der im Besitz einer hervorragend schönen Frau, aus Eitelkeit die verstohlene Beobachtung ihrer idealen Formen in voller Nacktheit durch den befreundeten Gyges vermittelt. Als das Geschehene zur Kenntnis der Fürstin kommt, fühlt sie sich in ihrer Frauenehre so tief gekränkt, daß nur der Tod des leichtsinnigen Herrn Gemahls ihr als eine genügende Sühne erscheint. Auch bei den germanischen Stämmen, die ja die Keuschheit und Züchtigkeit der Frau besonders hochschätzten, erschien die Bloßstellung der weiblichen Reize für das profane Auge als etwas so Ungeheuerliches, daß der Sage nach der Earl von Coventry es seiner liebreizenden Frau, der Lady Godiva gegenüber als das Letzte erwähnt, was sie sicher nicht thun würde. Als dann doch Lady Godiva, ihn beim Wort nehmend, um den Armen eine Wohlthat zuzuwenden, nackt um den Markt reitet, darf bei Todesstrafe niemand die holde Reiterin auf ihrem Wege beobachten; ein einzelner, der dem Gebot aus neugierigem Verlangen ungehorsam wird, muß wirklich den Tod erleiden oder erblindet nach anderer Lesart.

Sehr lehrreich ist auch die Legende der Monna Vanna, welche Maeterlinck neuerdings dramatisch bearbeitet hat. Der feindliche Heerführer, Prinzivalli, stellt das brutale Verlangen, daß Monna Vanna sich ihm nur mit einem Mantel verhüllt, nackt ausliefern soll, und die sittsame Frau entschließt sich, um die Stadt Pisa zu retten, zu diesem persönlichen Opfer. Die ganz überflüssig erscheinende Forderung der Nacktheit bedeutet ein feines, vom Autor in geschickter Weise eingeflochtenes, psychologisches Moment, welches ein zur fixen Idee gewordenes Bild der überreizten Phantasie seines Helden kennzeichnet. Sehr bezeichnend ist auch der Schluß des Dramas, welchen Maeterlinck sich bekanntlich in verschiedener Weise zurechtgelegt hat.

Das Schwanken des Dichters hat thatsächlich einen tiefen, psychologischen Grund, weil die Rückwirkung der durch die Bloßstellung dem Individuum zugefügten Kränkung des Ehrgefühls auf die weibliche Psyche nachweislich ebenfalls eine sehr ungleiche ist. Persönlicher Stolz und Hoheitsgefühl läßt die Kränkung schwerer erscheinen und strafbarer, als da, wo die gekränkte Person eine Verminderung ihrer Stellung und ihres Selbstgefühls nicht empfindet. Während im Falle Kandaules und der Lady Godiva die Schuld durch den Tod gesühnt wird, tötet sich die von dem Mann zurückgestoßene und dadurch allein in ihrer Ehre gekränkte ältere Monna Vanna selbst durch Sturz aus der Höhe, die moderne aber steht auf dem Boden einer milderen Auffassung und erhält sich dem Leben und ihrer Liebe.

Ein wichtiger Punkt scheint bei allen diesen Legenden, wo es sich um das Preisgeben von Frauen in völliger Nacktheit handelt, unbeachtet geblieben zu sein, nämlich daß es ganz allgemein tugendsame Frauen sind, welche die Krisis durchzumachen haben, und daß ihre Tugend aus derselben unbeschädigt hervorgeht. Man könnte an dieser Stelle auch die biblische Judith anführen, obwohl in diesem Falle die nackte Preisgebung nicht besonders betont wird. Auch bei der Judithlegende legt die Erzählung ausdrücklichen Wert

Digitized by Google

darauf, daß die heroische Tochter Jerusalems unberührt in ihre Stadt zurückgekehrt sei, nachdem sie den Mord des Holofernes vollbracht hatte.

Die merkwürdige Uebereinstimmung der verschiedenen Legenden gerade in diesem Punkte ist durchaus kein Zufall, wenn sie vielleicht auch nur instinktiv hineingebracht worden ist; sie beruht wesentlich auf der notorischen Thatsache, daß der völlig nackte weibliche Körper in seiner Realität keineswegs die sinnliche Erregung hervorruft, welche sich eine überreizte Phantasie davon träumt. So erklärt sich sehr einfach im gegebenen Falle der Verzicht auf die Ausnutzung einer Situation, welche von vornherein ganz unvermeidlich zu einem einzigen Ausgang hinzudrängen schien. Es wird im folgenden Gelegenheit und Veranlassung sein, auf diesen Punkt eingehender zurückzukommen.

Die leitenden Gedanken bei den soeben angeführten Verwickelungen lassen freilich erkennen, daß die durch Tracht und Lebensweise herbeigeführte Entwöhnung von dem Anblick des entblößten Körpers schon im Altertum die Verbildung der Menschheit anbahnte, unter der wir heutigen Tages so schwer leiden. Als ein erster großer Erfolg dieser Verbildung tritt dann auch ein ausgedehnter Kultus des Nackten in die Erscheinung, welcher auf unzweifelhaft unsittlicher Grundlage errichtet war und mit Natürlichkeit und Unschuld ganz gewiß nichts zu thun hatte.

Dies ist der schwache Punkt der Stellungnahme für eine natürliche Weltanschauung, an den Finsterlinge und Frömmler sich scheinbar mit vollem Recht festkrallten, um ihre kulturfeindlichen Bestrebungen zu fördern.

Nackte weibliche Figuren, besonders als Tänzerinnen, gehörten auch im römischen Altertum bei vornehmen Leuten wohl ziemlich allgemein zu den beliebten Zierden des Mahles, wie es uns Siemiradzki in seiner Schwerttänzerin so anschaulich geschildert hat; aber macht das Auftreten solcher Personen selbst unter dem italienischen Himmel nicht mehr den harmlosen Eindruck, wie im sonnigen Aegypten, wo die Bekleidung einen Luxus bedeutete, so gilt dies noch weniger von den wüsten Scenen, wie sie an den römischen Kaiserhöfen gang und gäbe waren, da hier sinnliche Erregung und Trunkenheit ihre grellen Schlaglichter auf die Gruppen warfen, in denen sich beide Geschlechter in widerlichem Durcheinander mischten. Die Orgien waren aber nicht erst von den Kaisern eingeführt, sondern schon die republikanische Tugend hatte an dieser Klippe Schiffbruch gelitten; so richtet beispielsweise Cicero in seinen bekannten catilinarischen Reden die boshafte Frage an den Aristokraten Catilina: „ob er erwarte, die nächtliche Kälte des Appenin leichter zu ertragen, weil er gewohnt sei, nackt auf den Gastmählern zu tanzen?“

Es ist hier nicht der Ort, dem Kultus des Nackten zu unsittlichen Zwecken weiter nachzugehen; er verbreitete sich wie ein schleichendes Gift mit der steigenden Kultur, die ja leider auch eine steigende Verbildung mit sich brachte, durch alle Länder und Völker und bietet die Hauptschwierigkeit, um eine vernünftige und naturgemäße Leibeszucht zu ermöglichen. Ein großer Teil der verständigen und gebildeten Menschen unserer Zeit, d. h. auch die, welche nicht das orthodoxe Brett vor der Stirn tragen, sieht den Kampf gegen die darüber herrschenden

Digitized by Google

Anschauungen als aussichtslos an und verzweifelt an einer Besserung der Zustände auf dem bezeichneten Gebiet. Es ist der Hauptzweck dieser Zeilen, solche verzweifelte Hoffnungslosigkeit gleichwohl als unberechtigt zu erweisen, wenn auch die Gegner vielleicht sagen werden, man wolle den Teufel austreiben durch Beelzebub, der Teufel Obersten. In Wirklichkeit handelt es sich aber darum, eine Gesundung der Menschheit von ihrer krankhaften Erregbarkeit anzustreben, also Bahnen zu betreten, welche auf den verschiedensten Gebieten erst neuerdings gangbar wurden und die alle einem einzigen Ziele zustreben, der Volkshygiene.

Um die zu bekämpfende Volkskrankheit richtig zu verstehen, ist es notwendig, noch einen anderen Symptomkomplex ins Auge zu fassen, welcher noch verhängnisvoller wirkt, als die vorher angeführten Verirrungen, weil er ganz allgemein verbreitet ist und sich einer geradezu souverainen Machtstellung erfreut, so daß es thatsächlich aussichtslos erscheint, sie zu erschüttern; ich meine die raffinierte partielle Entblößung des Körpers.

Was die Phantasie von dem total entblößten Körper erhofft und in der Realität nicht findet, die partielle Entblößung bietet es derselben als packende Wirklichkeit, an die sie sich beständig erneut anmuntern und sich dadurch zu den höchsten Graden erotischer Erregung hinaufschrauben kann.

Es ist ganz charakteristisch, daß gerade die muhammedanischen Völker, welche in ihrem Sittengesetz auf die peinlichste Verhüllung des weiblichen Geschlechtes halten, das Studium, durch partielle Entblößung sinnliche Erregung zu bewirken, am vollkommensten ausgebildet haben. Die nackten Tänzerinnen, an deren graziösen Bewegungen sich das Auge erfreuen konnte, sind verdrängt von nur stellenweise entblößten, deren ganze Erscheinung eine Atmosphäre von Unsittlichkeit umgiebt. War bei den oben erwähnten Fällen von gänzlicher Nacktheit die Keuschheit zu loben, so verschwistert sich mit der raffinierten, partiellen Entblößung Unsittlichkeit und Verbrechen.

Auch hier liefert die Bibel ein klassisches Beispiel in der Tochter der Herodias, welche das durch ihren unsittlichen Tanz hervorgerufene Wohlwollen des Herrschers benutzte, um der Rachsucht ihrer Mutter an Johannes dem Täufer zu dienen. Man nimmt gewiß mit Recht an, daß der von ihr ausgeführte Tanz eine Form des noch jetzt so beliebten Bauchtanzes war, wie er in den orientalischen Ländern von altersher in Anwendung kam.

In neuerer Zeit ist der Bauchtanz auch bei uns allgemein bekannt und sogar beliebt geworden; er gehört zu den Glanznummern so manches Tingeltangels, wo er allabendlich in mannigfacher Scheußlichkeit die andächtigen Verehrer erfreut. Die Beliebtheit ist gar nicht zu verwundern, denn das ganze Genre entspricht außerordentlich der krankhaften Nervenreizung unserer decadenten Jugend, welche der Vorführung mit den Händen in den Hosentaschen ohne jede körperliche Anstrengung folgen kann.

Andere bei uns weniger bekannte Tänze des Orientes bewegen sich auf demselben Gebiet, nur daß sie auf den normalen, unbefangenen Beschauer noch abschreckender wirken. Nimmt man an, solche lasciven Tänze würden nicht von Personen vorgeführt, die sich zu dem bestimmten

Digitized by Google

Zweck besonders kostümiert haben, sondern von gänzlich nackten Tänzerinnen, so ist als ganz sicher anzunehmen, daß ein großer Teil der vorher begeisterten Zuschauer sich mit Widerwillen abwenden würde. Die durch die Phantasie gebotene Ergänzung ist der Hauptreiz des Ganzen, fällt dieser fort, so wirken unsittliche Bewegungen des gänzlich entblößten Körpers direkt abstoßend.

In das Kapitel der raffinierten, teilweisen Entblößung gehört auch ein großer Teil unserer modernen Gesellschaftstoiletten der Damen. Jahr für Jahr quält sich die Mode ab, neue Formen und Ausschnitte der Kleider zu ersinnen, welche möglichst viel der weiblichen Reize enthüllen sollen, ohne doch auf die Trägerinnen den Vorwurf unanständiger Nacktheit herabzurufen. Kein Mensch wundert sich über dies Verfahren, obwohl es doch ersichtlich darauf berechnet ist, eine intensive sinnliche Erregung beim Beschauer hervorzurufen. Daß eine solche Spekulation nicht unberechtigt ist, läßt sich leicht erweisen; man beachte nur, wie viele überempfindliche Herrchen an Regentagen mit verzweifelter Ausdauer hinter jungen weiblichen Personen einhergehen in der stillen Hoffnung, durch ein leichtes Emporheben des zu schützenden Kleides etwas von dem Ansatz der Wade zu erblicken, während sie ein Ballett, wo doch kein Mangel an unverhüllten Waden ist, angähnen.

Dieses Beispiel führt uns hinüber zu den praktischen Fragen, welche sich aus den vorstehenden Betrachtungen herleiten lassen. Man fragt begreiflicherweise: Was soll denn geschehen, um den sittlichen Ernst der Menschheit wieder zu heben und der stetig anwachsenden Ueberreizung und den daraus herzuleitenden geschlechtlichen Verirrungen einen Damm entgegenzusetzen? Man glaubt die Bestrebungen in dieser Richtung einfach mit dem Bemerken ablehnen zu können, daß es für uns doch selbstverständlich unmöglich sei, zu paradiesischen Zuständen zurückzukehren, und daß damit das ganze Vorgehen seinen Halt verliere. Die löbliche Polizei und mehr noch das unwirtliche Klima sorgen dafür, daß solche Anwandelungen unausführbar erscheinen; Versuche in dieser Hinsicht, die gebotenen Schranken rücksichtslos zu durchbrechen, sind gleichwohl gelegentlich gemacht worden und haben die Beurteilung gefunden, welche sie verdienten, d. h. eine entrüstete Ablehnung normal empfindender Menschen. Ein solcher Versuch war beispielsweise das große Fest der jungen Künstlerschaft von Paris in der „Quatre arts", wo sich geschmackloser Weise die Berufsmodelle im Naturkostüm zwischen die so schon aufgeregte pokulierende Menge mischten, welche doch zusammen geströmt war, um ausgelassener Lustigkeit zu frönen. Daß diese halbtrunkenen jungen Leute den nackten Personen nicht einmal soviel sittlichen Ernst entgegenbrachten, wie sie im geschäftlichen Verkehr gewohnt waren, ist selbstverständlich und ebenso selbstverständlich ist, daß sich ein widerliches Schauspiel entwickeln mußte.

Ebenso unsinnig würde es gewesen sein, wenn die durch eine berühmte Künstlerhand dargestellte Situation ähnlichen Charakters, nämlich Makarts Einzug Karls des Fünften in Antwerpen, sich wirklich so abgespielt hätte, wie es dem Darsteller beliebte, sie zu malen. Die üppigen Figuren der nackten „Schaujungfrauen" bewegen sich scheinbar unbeachtet und unbelästigt zwischen all dem Kriegsvolk und der

Digitized by Google

schaulustigen Menge frei in der Straße. Vermutlich hat es sich um allegorische Gruppen gehandelt, welche die Feststraße zierten und die jedenfalls so aufgestellt waren, daß sie der vorbeiströmenden Menge unerreichbar blieben. Der Verzicht auf Bekleidung muß allerdings ziemlich weitgehend gewesen sein; denn Albrecht Dürer, welcher in seiner Beschreibung des Einzuges auch der „Schaujungfrauen" erwähnt, führt an, daß die Leute sich gescheut hätten, hinzusehen, er als Künstler habe sich aber berechtigt gehalten, einen dreisteren Blick zu wagen. Interessant ist, daß wir hier von durchaus unparteiischer Seite erfahren, wie weit verbreitet auch im Mittelalter die anerzogene Scheu vor der Betrachtung des Nackten war, d. h. zu einer Zeit, wo doch in den öffentlichen Badestuben beide Geschlechter gemeinsam ohne Kostüm unbedenklich ihre Waschungen vollzogen.

Die allegorischen Figuren des erwähnten Festzuges erinnern uns an ähnliche Vorführungen in unserer Zeit, welche als eines der zulässigen Mittel gelten dürfen, weitere Kreise wieder mehr an den Anblick des Nackten zu gewöhnen; gemeint sind die sogenannten „Akademien", d. h. lebende, nur mit Trikot bekleidete Figuren, welche als lebende Bilder mit künstlerischer Wirkung vorgeführt werden. Offenbar hat die Polizei recht, wenn sie derartige Schaustellungen zuläßt, obgleich ich nicht leugne, daß ich mich zuweilen über das Maß des dadurch bethätigten Verständnisses gewundert habe. Es bestätigt sich hier nur wieder die bereits oben erwähnte Thatsache, daß der gänzlich unbekleidete menschliche Körper bei vorurteilsfreier Betrachtung nicht geeignet ist, erotische Erregungen des anderen Geschlechtes zu veranlassen. Die Bilder erscheinen und verschwinden, ohne daß sich im Publikum irgend welche Erregung durch eine größere Anteilnahme als die gewöhnliche Neugier geltend gemacht hätte; nirgends läßt sich ein Anhalt für die Befürchtung gewinnen, daß die Sittlichkeit dadurch irgend welchen Schaden erlitte.

Die öffentlichen Schaustellungen in Theater und Cirkus sind überhaupt ein sehr lehrreiches Gebiet, wo das Für und Wider in der Kostümfrage mancherlei Erörterungen veranlaßt. Es läßt sich nachweisen, daß die zur Zeit wenigstens in den Städten geübte milde Praxis in der Zulässigkeitsfrage das einzig Richtige ist und zur Herabstimmung des überreizten Nervensystems führt, während eine rigoröse Einschränkung die Verhältnisse verschlimmert.

Als die schöne Pepita um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in spanischem, keineswegs auffallend kurzem Röckchen als Tänzerin auftrat, wurde von ihr eine dem betreffenden Tanz zugehörige Geste ausgeführt, bei welcher sie mit prüfend nach abwärts gerichtetem Blick den Saum des Gewandes um wenige Centimeter erhob. Dieser Tanz wurde darauf von der Polizei untersagt, wie mir scheint, nicht ganz mit Unrecht, da die Gebärde des Entblößens, wenn auch nur angedeutet, doch Anstoß erregen konnte.

Ausschreitungen ähnlicher Art finden sich natürlich bis zum heutigen Tage auf unseren Theatern sehr verbreitet; so erscheinen, um nur ein Beispiel anzuführen, zur Zeit in einem modernen Ausstattungsstück zu Berlin eine Anzahl Mädchen als Dienerinnen in einer kleidsamen Livree, zu welcher eng anliegende Unterkleider gehören. Dagegen

Digitized by Google

ließe sich nichts einwenden, wohl aber sollte es beanstandet werden, daß an dem einen Bein bei den Personen etwa in der Mitte des Schenkels das weiße Tricot plötzlich in fleischfarbenes übergeht, weil dadurch in raffinierter Weise eine wirkliche Entblößung vorgetäuscht und so auf Erregung der Sinnlichkeit spekuliert wird. Schon um der guten Sache willen und um den Gegnern keinen bequemen Vorwand des Einspruches zu geben, sollte man kluger Weise solche Mätzchen lieber vermeiden.

Dagegen ist es ohne derartige Ausschreitungen für den Beschauer, welcher nicht zum ersten Male ein Ballett sieht, gänzlich gleichgültig, ob die Röckchen der tanzenden Personen ein paar Centimeter länger sind, oder ob sie überhaupt keine Röckchen, sondern eng anliegendes Phantasiekostüm tragen.

Für gewisse Leistungen sind solche eng anliegende Kostüme ja unvermeidlich, z. B. für Personen, die am Trapez oder sonst als Akrobaten u. s. w. thätig sind; obgleich dabei die ganze Linie des Körpers übersichtlich wird, macht derselbe doch auf den Beschauer, wie man durch Befragen leicht feststellen kann, keineswegs einen weiblichen Eindruck, man vergißt das Geschlecht so vollständig, daß viele behaupten, der weibliche Charakter der Formen ginge bei solchen Personen überhaupt verloren. Das letztere ist nun keineswegs der Fall, da die reichlichere Fetthaut des weiblichen Geschlechtes auch bei kraftvoller Muskulatur doch eine gewisse Rundung und Weichheit der Form erhält; wohl aber ist der Anblick einer von der herkömmlichen Erscheinung der Frau so abweichenden Gestalt ungeeignet, auf den männlichen Beschauer den gewohnten Eindruck des Weiblichen hervorzurufen. Auch hier bleibt daher die Sittlichkeit von der Bekleidungsfrage absolut getrennt.

Damit kommen wir nun auch dem Verständnis in einem Gebiet näher, wo scheinbar verblüffende Erfahrungen gemacht werden, nämlich in den Bädern, in denen beide Geschlechter sich gemeinsam vergnügen. Dabei ist allerdings ja ein gewisses Badekostüm vorgeschrieben, welches neuerdings nach bestimmten Regeln als ein sogenanntes „Anstandskostüm“ festgelegt wurde. Gleichwohl kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Tracht, wie sie auch immer gestaltet sei, der sonstigen Vermummung des Körpers gegenüber einen mehr wie dürftigen Eindruck macht, zumal wenn das Wasser mit größter Rücksichtslosigkeit die leichten Stoffe den Formen eng anklatscht.

Wäre die Betrachtung des Nackten unvermeidlich mit geschlechtlicher Erregung unter Gefährdung der Sittlichkeit verbunden, so müßte ja in solchem gemischten Seebade alles außer Rand und Band gehen. Notorisch ist aber davon gar keine Rede, eben weil die Betrachtung der natürlichen Verhältnisse vor krankhafter Ueberreizung schützt; dies ist so richtig und offenkundig, daß die unlauteren Elemente, an denen es in den Seebädern selbstverständlich nirgends fehlt, sich nicht recht ins Wasser trauen, welches geeignet ist, so manche Illusion zu zerstören, auf deren künstlichen Aufbau die Dämchen Zeit und Mühe verwendet haben.

So triumphiert auch auf diesem Gebiet unter der zwingenden Gewalt der äußeren Verhältnisse die ungeschminkte Natürlichkeit und Frische der Unnatur und Verbildung zum Trotz.

Digitized by Google

Die wachsende Erkenntnis von der Notwendigkeit, die verhängnisvolle Prüderie zu bekämpfen, um die so dringend notwendige, bessere gesundheitliche Pflege des Körpers zu fördern, hat in den Seebädern, z. B. in Sylt, neuerdings zur Einrichtung sogenannter Familienbäder geführt, wo die Geschlechter ebenfalls ungezwungen untereinander sich tummeln; dieselben finden erfreulicher Weise viel Anklang.

Der erfrischende Aufenthalt in einem Seebade ist allerdings nur einer glücklichen Minderheit und dann nur für beschränkte Zeit zugänglich, so daß anderweitige, ähnlich wirkende Erholungsstätten dringend erwünscht sein müssen. Auch hier hat die neueste Zeit Fortschritte zu verzeichnen, denen weiteste Verbreitung gegeben werden sollte; es sind dies die Luftbäder, wo gleichzeitig in Luft und Licht mannigfacher Sport die Stählung der Muskeln und Steigerung der körperlichen Gewandtheit bewirkt. Solche Luft- und Sportbäder, wie seit zwei Jahren in Berlin eins am Kurfürstendamm besteht, sind geeignet, die Palästra der Alten zu ersetzen und den günstigen Einfluß der körperlichen Uebungen auch unserem von geistiger Zerrüttung bedrohten Geschlecht nutzbar zu machen.

Die Besucher der Luft- und Lichtbäder sind so befriedigt von dem günstigen Einfluß dieser Veranstaltungen auf ihre Frische und Abhärtung gegen schädliche Witterungseinflüsse, daß man daran denken mußte, die gleichen Vorteile auch dem weiblichen Geschlecht angedeihen zu lassen. Dieser Gedanke ist in Berlin dadurch verwirklicht, daß bestimmte Tage der Woche als „Damentage“ festgesetzt wurden, an denen das männliche Geschlecht nicht zugelassen wird. Die Berichterstatter, welche die Einrichtungen in lobender Weise besprachen, bezeichneten sie gelegentlich scherzweise als ein modernes Paradies, in dem nur die Eva fehlte; sie wagten nicht einmal an dieser Stelle ein sehr naheliegendes „leider“ einzuflechten, und auch die begeisterten Anhänger dieser Luftbäder erschrecken zur Zeit bei dem Gedanken, die Trennung der Geschlechter etwa aufzuheben.

So wird auch hier wieder die Macht der Gewohnheit deutlich erkennbar; denn während in den verschiedensten Seebädern die Geschlechter unbeanstandet gemeinsam baden, erscheint wegen der Neuheit der ganzen Einrichtung ein solcher Gedanke bei einem Luftbade noch ungeheuerlich. Es unterliegt doch keiner Schwierigkeit, ebenso wie bei einem Familienbade an der See einen entsprechenden leichten Anzug dafür zu bestimmen, welcher dem Anstand Rechnung trägt, ohne den hygienischen Zweck illusorisch zu machen; daß dabei die Luft in diskreterer Weise auf das Schamgefühl Rücksicht nehmen würde als das Wasser, welches in brutaler Weise die leichte Kleidung den Formen anklatscht, ist selbstverständlich. Derartige Betrachtungen führen unvermeidlich zu der Schlußfolgerung, daß eine ruhige Würdigung der Sachlage es keineswegs als eine Utopie anerkennen kann, die Ueberzeugung von der Nützlichkeit werde auch hier die Verbildung wieder zurückdrängen, der sittliche Ernst werde triumphieren.

Erscheint es aussichtslos, diejenigen, welche hinsichtlich ihres schlechten Gewissens zu sehr Adam und Eva nach dem Sündenfall gleichen, wieder an eine vorurteilsfreie, sittliche Betrachtung des nackten Körpers zu gewöhnen und ihre befleckte Phantasie zu reinigen, so

Digitized by Google

wende man sich doch an erster Stelle an diejenigen, welche noch nicht so weit zum Bösen fortgeschritten sind, also an die Jugend.

So einleuchtend eine solche Forderung auf den ersten Blick erscheint, so darf man andererseits doch die Schwierigkeiten nicht übersehen, welche sich ihrer Ausführung entgegenstellen. Die heuchlerische Prüderie, welche über die natürlichsten Vorgänge den Schleier unverbrüchlichen Geheimnisses decken möchte, hat in unserer vorwärts strebenden Zeit selbst da eine Reaktion hervorgerufen, wo sie von den Befangenen gewiß nicht erwartet wurde, nämlich bei den Frauen.

Auf dem letzten Wiesbadener Frauentage ist durch Frau Fürth-Frankfurt a. M. ein scharfer Protest gegen die herrschende Prüderie zum Ausdruck gebracht und der verderbliche Einfluß derselben grell beleuchtet worden. Die weiteren, von verschiedenen Seiten unterstützten Ausführungen gipfelten in den praktischen Forderungen, daß die heranwachsende Jugend durch die Eltern und Lehrer über die natürlichen Verhältnisse des Menschen, zumal die geschlechtlichen, aufzuklären sei. Gevatter Storch wurde also ohne Gnade abgesetzt.

Das resolute Vorgehen dieser Frauen (und Fräuleins) verdient alle Anerkennung, da ihm das Bewußtsein eines Notstandes und der Wunsch, ihm abzuhelfen, zu Grunde liegen. Die anwesenden Schulmänner äußerten dagegen mancherlei Bedenken, die, wie sich nicht leugnen läßt, vielfach begründet erscheinen.

Es ist eine eigentümliche Sache um die kindliche Unschuld. Fragen wir die Bibel, so antwortet sie uns: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“ Aber auch die Naturwissenschaft hat keine Veranlassung, dem biblischen Ausspruch zu opponieren. Es ist wohl gelegentlich das Problem aufgestellt worden, ob ein durchaus unschuldiges Menschenpaar von jugendlichem Alter, auf einer unbewohnten Insel unter gesicherten Lebensbedingungen ausgesetzt, unschuldig bleiben würde? Mit einer an Gewißheit grenzenden, großen Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß dies nicht der Fall sein würde, sondern daß die beiden heranwachsenden Menschen den ihnen von Natur in geschlechtlicher Beziehung angewiesenen Weg, wenn auch vielleicht auf einigen unberechenbaren Umwegen, schließlich finden würden. Diese Annahme beruht auf der Ueberzeugung, daß die dem menschlichen Geschlecht ebenso wie den Tieren angeborenen vererbten Triebe auch ohne Anstoß von Außen ihr Recht geltend machen müßten, was man auch thatsächlich bei sorgfältiger Beobachtung an unschuldigen Kindern im Entstehen beobachten kann, ohne daß daraus ihnen ein Vorwurf gemacht werden dürfte. Es muß Aufgabe der Erziehung sein und bleiben, ein vorzeitiges, stärkeres Hervortreten des Naturtriebes, bevor eine vernünftige Ueberlegung denselben in seinen Grenzen festhalten kann, zurückzudämmen. Darum erscheint es zweckwidrig und gefährlich, Kinder in einem Alter, wo solche vernünftige Ueberlegung von ihnen nicht erwartet werden darf, über Dinge aufzuklären, welche geeignet sind, den Naturtrieben eine bedenkliche Macht über ihren Willen einzuräumen.

Ob man einem kleinen, neugierigen Kinde die Fabel vom Storch erzählt oder nicht, ist ziemlich gleichgültig, man lege nur nicht unverständiger Weise ein Gewicht darauf, daß auch das heranwachsende, immer urteilsfähiger werdende Kind streng im Glauben an diese Fabel

Digitized by Google

erhalten werde. Mag es dasjenige, was es früher in seiner Naivetät für vollen Ernst nahm, als eine scherzhafte Verhüllung von Gegenständen erkennen lernen, deren ausführliche Erörterung seinen Jahren nicht ansteht. Mit einem Wort, man vermeide auch in diesem Punkte die prüde Heuchelei und lasse der gebotenen natürlichen Entwickelung ihren normalen Lauf, ohne die stets notwendige Ueberwachung aufzugeben, damit Ausschreitungen und Verirrungen vermieden werden.

Von diesen Grundsätzen ausgehend, wird man gewiß daran denken können, schon das Kind an den Anblick der natürlichen menschlichen Form zu gewöhnen, ohne die noch schlummernden Naturtriebe zu wecken; es wird dies im Gegenteil dazu beitragen, ein vorzeitiges Erwachen derselben zurückzuhalten.

Dafür giebt es kein näherliegendes, harmloseres Mittel als die Kunst, die in ausgiebigster Weise dazu Verwendung finden sollte. Das heranwachsende Kind wird sich nun und nimmer an plastischen oder bildlichen Darstellungen aufregen, welche sich auf den menschlichen Körper beziehen. Ist es aber mit den Formen genügend vertraut und gewöhnt, darin nur das Natürliche zu sehen, so werden auch die erwachenden Naturtriebe nicht mehr imstande sein, das geistige Gleichgewicht beim Anblick nackter Formen zu stören, da die übertriebene Reizbarkeit nicht mehr in die Erscheinung tritt und sich die Phantasie nicht solcher Bilder zur Erzeugung einer krankhaften, erotischen Erregung bemächtigen kann. Die Ausführung dieses Gedankens ergiebt sich wohl von selbst. Man verbanne nicht ängstlich aus der Umgebung der Kinder beiderlei Geschlechtes jede Darstellung, auf welcher nackte menschliche Figuren erscheinen, immer vorausgesetzt, daß die Decenz auf denselben gewahrt wurde. Unter „Umgebung“ ist dabei sowohl an die Räume der elterlichen Wohnung, als an die Schule gedacht, wo in der Aula Nachbildungen klassischer Kunstwerke, welche die Schönheit des menschlichen Körpers enthüllen, als Ausschmückung Platz finden sollten.

In höheren Klassen, wo Zeichenunterricht erteilt wird, wäre das Zeichnen nach Aktstudien (nicht die Akte selbst!) eine in jeder Hinsicht nützliche Beschäftigung, welche den sittlichen Ernst der Schüler und Schülerinnen sicherlich nicht gefährden würde. Die allmählich dabei sich ausbildende Gleichgültigkeit beim Betrachten des Nackten darf man als eine wissenschaftlich erwiesene Thatsache hinstellen, da sie auf einem bekannten, allgemein verbreiteten physiologischen Vorgang beruht, nämlich dem Abnehmen der Reizbarkeit durch regelmäßig wiederholte Erregungen von gleicher Art, wenn dieselben ein gewisses Maß innehalten.

Die heranwachsende Jugend, befreit von der herrschenden, krankhaften Erregbarkeit, würde in einem Luft- und Lichtbade für beide Geschlechter so wenig Anstoß zu nehmen brauchen, wie in einem gemischten Seebade, und weniger zu geschlechtlichen Ausschweifungen neigen, als es zur Zeit leider der Fall ist.

Solchen Erwägungen gegenüber erscheinen die Bestrebungen der Finsterlinge und Duckmäuser unserer Tage als besonders unsinnig. Wenn dieselben beispielsweise veranlaßten, daß in Köln die Figurengruppe der drei Grazien von Canova aus dem Schaufenster entfernt wurde, so haben sie sich kein Verdienst um die Sittlichkeit

Digitized by Google

erworben, sondern sollten im Gegenteil wegen Schädigung der Sittlichkeit zur Rechenschaft gezogen werden, weil sie sich dem Bestreben, die Menschen in decenter Weise an den Anblick der menschlichen Gestalt zu gewöhnen, hindernd entgegenstellten.

In diesem Sinne ist nie ein dümmeres, zweckwidrigeres Gesetz erdacht worden, als die sogenannte „Lex Heinze". Wenn die Bestimmungen desselben so rigoros gefaßt wären, daß jedes nackte Stuhlbein mit einem Höschen bekleidet werden müßte, so würde das Gesetz doch unter allen Umständen der oben besprochenen raffinierten, teilweisen Entblößung gegenüber, welche auf die erotischen Erregungen so viel mächtiger wirkt, als gänzliche Nacktheit, vollkommen machtlos bleiben.

Das allseitig erstrebte Ziel, die Hebung der Sittlichkeit, wird durch die in Aussicht genommene Knebelung der Kunst und Litteratur ganz gewiß nicht erreicht, wohl aber wird der Scheinheiligkeit und den schon jetzt so verbreiteten, heimlichen Sünden der weiteste Spielraum gegeben.

Die Tagesgeschichte ist ja leider voll von den Berichten der in erschrecklicher Zunahme begriffenen Sittlichkeitsverbrechen, auf welche näher einzugehen der litterarische Anstand verbietet. Es kann für den urteilsfähigen Beobachter keinem Zweifel unterliegen, daß die Wurzel derselben nicht in der normalen Bethätigung eines von der Natur gebotenen Triebes ruht, sondern daß sie ein Ausfluß sind der beklagenswerten, krankhaften Erregbarkeit in geschlechtlicher Beziehung, wie sie hervorgerufen wird durch die heuchlerische oder unverständige Abwendung von der Natur.

Diese Abwendung von der Natur ist an erster Stelle von jedem zu bekämpfen, der es mit der Besserung der Verhältnisse und dem Fortschritt der Menschheit auf den Pfaden der Sittlichkeit ernst meint.

Der philosophische Idealismus.

Privatdozent Dr. W. Kinkel.

Alle naturwissenschaftlichen Erkenntnisse tragen in sich gewisse Voraussetzungen des logischen Denkens, die mit dem menschlichen Bewußtsein immanent verbunden sind. Die Motive und Gesetzmäßigkeiten dieses Denkens zu erforschen, ist Aufgabe der Erkenntnistheorie, die dadurch die notwendige Vorhalle zum Tempel der Philosophie bildet. In diesem Sinne hat gegenüber den an die materiellen Objekte und sinnliche Beobachtungen sich verlierenden intellektuellen Tendenzen der letzten Jahrzehnte der sogenannte „Neukantianismus" immer wieder die philosophische Selbstbesinnung auf die ideellen Methoden und Grenzen hervorgehoben, die dem wissenschaftlichen Denken innewohnen; sie hat dadurch das Interesse an der Philosophie wach gehalten, die nach den Ansichten gewisser radikaler Denker ein für allemal als abgethan hingestellt wurde.

Digitized by Google

Hermann Cohen, der bedeutendste Vertreter des „Neukantianismus", der sich um das Verständnis und das Studium Kants so sehr verdient gemacht hat, zeigt durch sein neuestes Werk „Die Logik der reinen Erkenntnis",*) wie unbegründet, ja wie lächerlich im Grunde die so häufig gehörten Klagen sind, die dem Neukantianismus systematische Unfruchtbarkeit vorwerfen. Diesem ersten Teil eines Systems der Philosophie gegenüber, der so reich an echt philosophischem Gedankengehalt ist, werden wohl auch die verbissensten Gegner nicht mehr jenen Vorwurf aufrecht erhalten können. Freilich: wer mit der Erwartung, Enthüllungen über das Wesen des „Dinges an sich", der „Weltsubstanz" oder des „absoluten Seins" in dem Buch zu finden, an dieses System herantritt, der wird gründlich enttäuscht werden. Von alledem ist in dem Buche nichts zu finden. Wer aber Interesse an echter Wissenschaft hat; wer sich über die Grundlagen der Mathematik, Physik und Biologie, sofern sie rein logischer Natur sind, unterrichten will; wer endlich einen Einblick in das Wesen des wahrhaften, philosophischen Idealismus gewinnen will — dem sei das Buch dringend empfohlen; er wird nicht enttäuscht werden.

Ueberall ist hier für die Logik der engste Anschluß an die Wissenschaft gesucht. Die Grundlagen der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft bilden hier recht eigentlich das Problem der Logik. Damit wird der Gegenstand von Kants „Kritik der reinen Vernunft" wieder aufgenommen und in einer den veränderten Zeitverhältnissen und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Weise aufs neue untersucht.

Das Urteil ist der Ausdruck des wissenschaftlichen Denkens; insofern also die Logik eine Logik der Wissenschaft sein will, muß sie Logik des Urteils sein. Das Urteil ist die Denkthätigkeit, aus welcher die reine Erkenntnis, d. h. die Voraussetzung der Wissenschaft entspringt. Die Grundlagen der Wissenschaft sind aber auch die Grundlagen des Seins. So wird das Denken zum Urquell des Seins. Diese Einsicht hatte schon Platon, dem die Idee ebensosehr Hypothesis der Wissenschaft, wie Grundlegung des Seienden war. Und Kant hat den Grundgedanken des Idealismus in den Satz gefaßt: „Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung . . ." (Kritik der reinen Vernunft, 2. Auflage, Seite 197.) Kant hatte unter die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung neben den Kategorien als den Formen des reinen Denkens noch reine Anschauungen (Raum und Zeit) als Formen der reinen Sinnlichkeit aufgenommen. Cohen kennt als einzige Quelle der reinen Erkenntnis nur das Denken; ihm sind daher auch Raum und Zeit Kategorien. Diese, die Kategorien, werden aus den Urteilsarten gewonnen; dabei ist es aber nicht nötig, wie Kant annahm, daß jeder einzelnen Urteilsart auch nur je eine Kategorie entspricht, ebensowenig, wie eine jede Kategorie nur in

*) H. Cohen, System der Philosophie, I. Teil: Logik der reinen Erkenntnis. Berlin 1902. B. Cassirer. 520 Seiten. — Die königlich preußische Akademie der Wissenschaften giebt zur Zeit eine Gesamtausgabe der Schriften Kants heraus. Sollte man es glauben, daß H. Cohen, der fast sein ganzes Leben in den Dienst der Kantforschung gestellt hat, auch nicht im bescheidensten Maße zur Mitarbeit bei dieser Ausgabe herangezogen worden ist?

Digitized by Google

einem Urteil sich bethätigen kann. Auch kann die Kategorientafel jeweils nur auf eine relative Vollzähligkeit Anspruch erheben; denn man muß bedenken, daß der stets erneute Fortschritt der Wissenschaft auch eine stets erneute Prüfung ihrer Grundlagen bedingt.

Der beschränkte Raum verbietet uns, der Diskussion über die Kategorien im einzelnen zu folgen. Es wird dabei immer der Zusammenhang mit der Geschichte der Wissenschaft aufrecht erhalten. Ueberall wird der Verdinglichung der Erkenntnismittel, der Tendenz auf das „absolute" Sein entgegen gearbeitet. Die Substanz, der Zweck u. s. w., eben weil sie Methoden des wissenschaftlichen Denkens sind, die dazu dienen, den Gegenstand zu entdecken und zu erzeugen, dürfen nicht selbst als Gegenstände, als Dinge aufgefaßt werden. Es war ein Hauptfehler der Philosophie des Mittelalters und der dogmatischen Philosophie aller Zeiten, daß sie die Relativität der Substanz nicht erkannte. Und so ist es ein Fehler des Neo-Vitalismus, daß er den Zweck verdinglicht. Die Auseinandersetzungen über Zweckmäßigkeit und Kausalität sind von größter Klarheit bei Cohen und seien den Biologen zur besonderen Beachtung empfohlen. Hier schließt sich Cohen eng an Kant an und bringt dessen Grundgedanken nur zu größerer Deutlichkeit. Indem der „Zweck" in Cohens Logik als Kategorie innerhalb des Urteils vom Begriff ausgezeichnet wird, sind von vorneherein eine Menge von Irrtümern und Fehlern ausgeschlossen.

Es dürfte für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sein, wenigstens die Grundzüge der Anschauungen Cohens über Mechanismus und Teleologie kennen zu lernen. Hier müssen wir uns vor allen Dingen erinnern, daß die Kategorie eine Methode der Wissenschaft bedeutet; dies gilt auch vom Zweck. „Als Kategorie soll der Zweck das Individuum, den Organismus als Gegenstand konstituieren. Nichts ist verkehrter, der methodischen Bedeutung der Kategorie ärgerlicher widersprechend als der Aberglaube, der den Zweck selbst zu einem Ding macht." (Seite 304.) Hier war Aristoteles gescheitert. Er machte den Zweck zum Prinzip der Bewegung, also das Ende zum Anfang. Wie weit war da noch bis zur Personifikation des Zweckes im Begriffe Gottes? Und diese hat Aristoteles bekanntlich auch vollzogen; denn der Zweck-Anfang der Bewegung ward zum „ersten Beweger". Hieraus versteht sich seine Beliebtheit bei aller Theologie; denn die Teleologie des Aristoteles ist Theologie. Und so paßt sich sein System dem Schöpfungs-Mythus wunderbar an. Dieser Verdinglichung des Zwecks wurde durch Kant ein für allemal der Garaus gemacht, schon indem er von „Zweckmäßigkeit der Organismen" sprach, und indem er diese Betrachtungsweise als eine Methode der Wissenschaft erkannte. Das Verhältnis zwischen Teleologie und Mechanismus ist hierbei näher so zu denken, daß der Zweck, als Kategorie, also als Methode, nur das Problem aufstellt und diesem seine Selbständigkeit im Begriff des Individuums oder des Organismus sichert; die Methode aber ist unselbständig und führt über sich selbst hinaus zur eigentlichen Methode, die in der Kausalität gelegen ist.

Und so kann man auch sagen: Die Bedeutung der Zweckmäßigkeit für die biologischen Wissenschaften liegt in dem heuristischen Wert der Zweckbetrachtung; sie hat überall das Problem zu formulieren, nicht aber aufzulösen. „Das ist eine gesteigerte Bedeutung der formalen

Digitized by Google

Zweckmäßigkeit, das Problem zu entwerfen; die Fragen, die dabei zusammenlaufen, in dem Problem des Individuums zu sammeln; die Lösung aber sich zu versagen; die Lösung der Kausalität, und wäre es ad calendas graecas, der Mechanik zuzuschieben." (Seite 310.) Der Zweck hat die Grundbedeutung der Sammlung und Ordnung; und hierin liegt seine Verwandtschaft mit dem Begriff. Die Zweckbegriffe, also die logischen Ordnungsbegriffe der biologischen Naturwissenschaften sind Gattung und Art. Von hier aus erhält das Problem der Species seine Lösung. Wer das logische Wesen, die logische Bedeutung des Begriffes eingesehen hat, für den ist auch die angebliche Konstanz der Arten erledigt. „Die Species, eine Stufe im Prozesse der Systembildung des Begriffes, kann nicht plötzlich aus dieser logischen Entwickelungsreihe herausspringen und das Individuum zur Schöpfung bringen. Diese Verirrung erklärt sich nur aus der Materialisierung des Zweckes zu einem absoluten Prius in der Vernunft des Schöpfers." (Seite 313—314.) Die Einteilung in Gattungen, Arten und Varietäten ist logische Arbeit. Von diesem Gesichtspunkt aus hat der Gedanke einer in der Natur selbst liegenden Konstanz der Arten gar keinen Sinn mehr. „Gegen Darwin hat man eingewendet, er habe die Mittelglieder, die Zwischenstufen, welche die Varietäten verbinden, nicht erschöpfend genug nachgewiesen. Die Varietäten bilden schon eine Instanz gegen die Selbständigkeit der Species. Sie machen die Naturformen als Individuen und demgemäß als Begriffe unverkennbar deutlich" (Seite 314—315). Das Fehlen der Mittelglieder bedeutet in Wahrheit nichts anderes, als daß Darwin in seiner persönlichen Arbeit die Forschung noch nicht vollendet hat. „Die Fortführung des Weges, die Ausfüllung der Lücken, in denen der Weg abgebrochen zu sein scheint, das ist die Aufgabe der echten Logik; und dazu sollen die logischen Formen verhelfen: den lebendigen Zusammenhang der Naturformen finden zu lehren." (Seite 316.) Der so entwickelte Standpunkt erweist sich auch fruchtbar und aufklärend solchen Begriffen gegenüber, wie z. B. demjenigen der „Anpassung". Es ist verkehrt, von einem „Gesetz" der Anpassung zu reden. „Die Anpassung ist selbst nicht ein Gesetz, sondern nur die Ausführung des Zweckbegriffes zu einer methodischen technischen Operation. Die Anpassung bedeutet die Adaptation der Organismen an die allgemeinen physikalischen wie chemischen Bedingungen ihres Bodens und ihrer Umgebung. So kommt es also bei aller Anpassung auf die Kausalität an. In ihr liegen die Gesetze und nicht in der Anpassung. Die Systematik der Forschung bedient sich des Gesichtspunktes der Anpassung, um das Aufkommen von Varietäten erklärbar zu machen. So verkleidet sich, so verwandelt sich homogener Weise — denn es ist keine Maskierung, noch überhaupt Vertauschung der Rollen — der Zweck in die Anpassung. Der Zweck wird dabei nur, was er eigentlich und strengstens sein soll, Methode, vielmehr genauer nur Richtung der Forschungsarbeit." (Seite 318.) Mit diesen Andeutungen müssen wir uns hier begnügen; hoffentlich reichen sie aus, um dem Buche auch aus den Reihen der Zoologen Leser zuzuführen.

Man ist aus anderen Darstellungen der Logik gewöhnt, als coordinierte Teile dieser Wissenschaft neben der Lehre vom Urteil auch eine Lehre vom Begriff und vom Schluß zu finden. Von dieser

Digitized by Google

althergebrachten Schablone weicht Cohen erheblich ab. Wir haben schon gesehen, wie ein besonderes Urteil des Begriffes die logischen Probleme des Begriffes zur Sprache bringt. So kommt auch die Lehre vom Schluß innerhalb der Lehre vom Urteil, und zwar bei den Urteilen der Methodik zur Verhandlung. Der Raum verbietet uns hier ein näheres Eingehen auf die sehr lehrreichen Auseinandersetzungen über Deduktion und Induktion, sowie die drei Schlußformen des kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Schlusses. Der kategorische Schluß giebt, nach Cohens Ansicht, nur das Grundschema des Schlußverfahrens und zugleich die Grundlage für den eigentlichen, nämlich den hypothetischen und disjunktiven Schluß. Der hypothetische Schluß ist der Schluß der Deduktion, wie der disjunktive derjenige der Induktion.

Einige Worte noch über die Stellung, welche die Logik nach Cohens Meinung (der wir durchaus beipflichten) im System der Philosophie einnimmt. Die Logik hat die Grundlage des gesamten Systems zu bilden. Diese Meinung ist durchaus nicht allgemein anerkannt. Viele Forscher wollen vielmehr der Psychologie die Begründung der Philosophie überweisen (z. B. Lipps). Diese Forscher übersehen aber, daß die Psychologie die Kriterien der Wahrheit von der Logik übernehmen muß. Aber auch der Ethik und Aesthetik dient die Logik zur Voraussetzung. Den centralen Begriff der Ethik bildet das Sittengesetz. Der Begriff des Gesetzes nun wird durch die Logik begründet. Da ferner die Kunst sich der Erscheinungen der Natur ebenso bemächtigt, wie der Erscheinungen der Sittlichkeit, so setzt die Aesthetik sowohl Logik wie Ethik voraus. In den drei Gebieten der Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst offenbaren sich die drei verschiedenen Grundrichtungen des Kulturbewußtseins der Menschheit. In allen drei Richtungen bewährt sich die erzeugende Kraft der Vernunft. „Der Geist des Menschen ist es in letzter Instanz, der seine Befugnisse auf allen Gebieten zu vertreten und zu verantworten hat", sagt Cohen an anderer Stelle. Im Menschen der Kultur sind jene drei Richtungen vereinigt; diese ihre Vereinigung bildet das besondere philosophische Problem der Psychologie, die den Bau des Systems abschließt. Manche werden in dem so skizzierten Grundriß die Disziplinen der Metaphysik und Religionsphilosophie vermissen. Allein soweit die Ansprüche der Metaphysik gerechtfertigt sind, werden sie von der Logik befriedigt, welche in den Grundlegungen der Wissenschaft zugleich Grundlegungen des Seins nachweist. Alle transzendente Metaphysik ist seit Kant unmöglich; und die Grundzüge der Weltanschauung hat die Ethik zu entwerfen. So muß auch die Religionsphilosophie in Ethik aufgelöst werden; denn die Ethik allein vermag eine dem modernen Kulturbewußtsein entsprechende Gottes-Idee zu begründen. Daher fallen Metaphysik und Religionsphilosophie als besondere Teile des Systems fort.

Cohens „Logik" wird für Philosophen, Mathematiker und Naturforscher in gleichem Maße interessant und lehrreich sein. Der Weg, den Cohen geht, ist der Weg echter Wissenschaftlichkeit, frei von scholastischen, mittelalterlichen Vorurteilen. Möge es Cohen vergönnt sein, das begonnene, groß angelegte Werk bald zu Ende zu führen! Dann darf man hoffen, daß der philosophische Idealismus in Zukunft wieder das Ansehen genießen wird, das ihm von Rechts wegen gebührt.

Digitized by Google

Berichte.

Biologie.

Zur Lehre von den sekundären Geschlechtscharakteren. Kastrations- und Hodentransplantationsversuche, die A. Foges im Wiener physiologischen Institute an Hähnen angestellt hat, ergaben in Bezug auf die Frage der sekundären Geschlechtscharaktere folgende Resultate: Das kastrierte Tier, der Kapaun, hat einen Sporn, der so groß wie der eines Hahnes werden kann, eine Thatsache, die von den Züchtern nicht angegeben wurde. Unter 33 Kastrationsversuchen war die Operation 19mal unvollständig gewesen, und blieb an normaler Stelle ein größerer oder kleinerer Hodenrest zurück; man konnte an diesen unvollständig kastrierten Tieren sehen, daß die Ausbildung der sekundären Geschlechtscharaktere in quantitativer Hinsicht von der Größe der funktionsfähigen Substanz der Keimdrüse abhängig ist. Die Transplantation von Hodenstücken und ihre Erhaltung im funktionsfähigen Zustande schien viel leichter zu gelingen bei Tieren, welche wenigstens noch einen Rest des Hodens an der normalen Stelle besitzen; sie gelang aber auch bei vollständig kastrierten Tieren (zweimal). Diese Tiere hatten keinen vollständigen Kapaun-, aber auch keinen vollständigen Hahncharakter. Durch diese Thatsache wurde das Bestehen einer inneren Sekretion der männlichen Keimdrüse bewiesen, ebenso wie es früher schon für die weibliche Keimdrüse festgestellt worden ist. Daß sich bei den zwei Tieren die äußeren Sexualcharaktere nicht vollständig ausbildeten, hat seinen Grund wohl darin, daß nur eine ganz kleine Menge Hodengewebes zur Anheilung gekommen ist und diese nicht ausreichte, um den Hahncharakter vollständig auszulösen. Die Transplantation von Hoden und Ovarien auf ein anderes Individuum (Hahn, Kapaun, Henne) ist auf die Dauer nicht gelungen. (Vortrag auf der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Wiener medizinische Presse, 1902, No. 40.)

Anthropologie.

Der paläolithische Mensch in Europa. Sichere Zeugnisse menschlicher Existenz treten erst zusammen mit dem Elephas antiquus und Rhinoceros Mercki auf; sie sind nachgewiesen in Spanien, Italien, Frankreich, Belgien, England, der Schweiz und dem mittleren Deutschland. Vor allem berühmt ist Taubach geworden, weil hier auf ungestörter Fundstätte Massen von Knochen dieser Tiere jeden Alters und Geschlechtes aufgedeckt werden — hier wurden zwei menschliche Zähne gefunden, an denen Nehring deutliche pithekoide Merkmale nachgewiesen hat. Zahlreicher sind die Funde menschlicher Ueberreste aus der Zeit des E. primigenius und Rh. trichorhinus. Hierher gehören die Skelette der Rasse von Spy und Neanderthal, die nach den Untersuchungen von Schwalbe und Klaatsch noch auf einer außerordentlich niedrigen Entwickelungsstufe stehen. Auch die im vorigen Jahre in einer der Höhlen von Mentone aufgedeckten Skelette, welche schon der letzten paläolithischen Periode angehören, zeigen niedere Merkmale. In einer Höhle fand man zwei Skelette von kleinem Wuchs, das weibliche von 1,57 Meter, das männliche von 1,55; beide haben eine sehr breite niedrige Nase und einen auffallend starken Prognathismus. Verneau glaubt in diesen beiden Skeletten einen besonderen, an die afrikanischen Rassen erinnernden Typus des Menschen zu sehen. (Lissauer, Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1902, Seite 279.)

Die Persistenz der Menschenrassen. J. Kollmann faßt seine Untersuchungen über die Dauerhaftigkeit und konstante Erblichkeit der Rassenmerkmale in folgende Leitsätze zusammen. Seit der neolithischen Periode, d. i. seit etwa 10000 Jahren, wahrscheinlich aber schon seit dem Ende des Diluviums sind keine neuen Menschenrassen entstanden. Die Menschenrassen sind also seit jener Zeit persistent und können als Dauertypen bezeichnet werden wie die Haustiere. Die Rassenmerkmale des Menschen sind unveränderlich. Die sogenannten fluktuierenden Merkmale sind wertlos für die Charakteristik der Rassen, Varietäten und Typen. Das Milieu bringt seit der neolithischen Periode, vielleicht schon seit dem Diluvium Abänderungen hervor, aber es sind dies oberflächlich liegende, fluktuierende

Digitized by Google

Aenderungen des menschlichen Organismus, welche wieder verschwinden. Die fluktuierenden Merkmale (verschiedener Grad der Prognathie, der größere oder geringere Fettgehalt der Haut, die Stärke der Muskulatur, Ab- und Zunahme des Brustkorbes, Gehirnleistung, Fruchtbarkeit, Akklimatisationsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit) müssen in der Beurteilung der Individuen und Völker von den Rassenmerkmalen getrennt werden. Die Variabilität erstreckt sich wie jene der Tiere auf alle Organe seines Körpers. Selbst das phylogenetisch älteste System, das Zahnsystem, ist variabel und reich an Anomalien. Anomalien können sich durch mehrere Generationen hindurch vererben, dennoch entstehen keine neuen Menschenrassen. Das zähe Blut der Stammform schlägt trotz aller Anomalien, trotz aller Wirkungen des Milieu, trotz aller Kreuzungen immer wieder durch. Die Kreuzung der Menschenrassen schafft keine neuen Varietäten und keine neuen Typen. Die Annahme der Persistenz der Menschenrassen und die Thatsache der Variabilität sind wohl vereinbar mit der Deszendenzlehre. Der Mensch der Jetztzeit ist variabel, aber nicht mutabel. (Archiv für Anthropologie, XXVIII. Band, Seite 138.)

Zur Anthropologie der Faröer-Inseln. Die Bevölkerung, etwa 13000 im ganzen, lebt meist vom Fischfang. Viel fremdes Blut scheint nicht in die Bevölkerung zu kommen. Es ist im Gegenteil recht erhebliche Inzucht vorhanden. Indes finden Heiraten von Insel zu Insel statt. Nach Dr. Schnicker dürften kaum sechs Färinge auf der ganzen Insel sein, die nicht miteinander verwandt wären. Der Typus der Bevölkerung ist im allgemeinen ein blonder, der Körperbau ein mittelgroßer, mittelkräftiger, in den entlegeneren Teilen etwas dürftiger. Auf Suderö zeigt die Bevölkerung neben blondem auch vielfach brunetten Typus. Auch der Charakter der dortigen Bevölkerung soll lebhafter, aufbrausender und weicher sein, wie bei den stillen ernsteren Bewohnern des Nordens. Er erinnert schon vielfach an den irischen Charakter. Nach den Messungen von Dr. Jörgensen hat auf Suderö die Bevölkerung in über 50 pCt. brachycephale Schädel. Der Rest hat ungefähr zu gleichen Teilen mesocephale und dolichocephale Schädel. Die übrigen Färinger haben überwiegend dolichocephale Schädel. Es ist daher anzunehmen, daß, während auf Suderö eine Mischbevölkerung von aus Schottland oder Irland eingewanderten Bevölkerungselementen und von Germanen besteht, die übrigen Inseln überwiegend von Germanen bewohnt sind. (Dr. H. Ziemann, Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, 1902, No. 11, Seite 385.)

Zur Anthropologie und Kultur der Kelten. Im 5. Jahrhundert v. Chr. wohnten die Kelten im westlichen Deutschland und in ganz Süddeutschland. Die Körperbeschreibung, die uns die alten Schriftsteller von den Kelten liefern, ähnelt außerordentlich der von den Germanen gegebenen, und ursprünglich waren Kelten und Germanen ein Volk, das beweist sowohl die Schädellehre wie auch die Sprachforschung. Aber bereits griechische und römische Schriftsteller hielten sie für zwei verschiedene Völker, die insbesondere in sittlicher Beziehung die auffallendsten Unterschiede aufweisen. Nur Wanderlust und Kriegslust waren bei beiden Völkern gleich stark entwickelt. Die Kelten machten Züge bis zum Po in südlicher, bis zu den Donaumündungen, ja bis Kleinasien in östlicher Richtung. In sittlicher Beziehung sind bei den Kelten die Eigenschaften der Prahlerei und der Putzsucht die hervorstechendsten. Im Siege zeigen sie sich maßlos übermütig, nach der Niederlage völlig entmutigt. Bei den Kelten fehlte ein tüchtiger Mittelstand. Der Adel besaß große Landgüter, die er von Sklaven bearbeiten ließ. Mächtig war die Priesterklasse der Druiden, die eine mystische Moral und Naturphilosophie predigten und in deren Stand die Adeligen aufrücken konnten. Viele geographische Namen Süddeutschlands und Oesterreichs sind keltischen Ursprunges. (Dr. Hedinger, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1902, No. 8, Seite 70.)

Psychologie.

Zur Psychologie der Tuberkulösen. Die Persönlichkeit des Tuberkulösen, der man überall und so häufig begegnet, greift dominierend in den Kreis der Beschäftigung sowohl des Arztes als auch des Soziologen ein. Diese zarte Gestalt mit eingefallenen Schultern, mit dem schwachen Thorax, an den sich etwas zu lange Arme anschmiegen, die in hippokratische Finger auslaufen, wie verklärt durch den Abglanz des Blickes voll von ungetrübter Ruhe und durch das feine, auf die leichenartige Blässe aufgetragene Rot der Wangen, das Bild des Lungenkranken, in das

Digitized by Google

die Krankheit zuerst die Erschöpfung und dann einen Strich nach dem anderen den Tod malt, ist der Volksseele wohl bekannt. Es giebt auch einen psychologischen Typus des Tuberkulösen, der zwar nicht so konstant ist, wie das physische Bild, das sich dem Gedächtnis des Volkes eingeprägt hat. Im Anfang der Erkrankung sind die einen unruhig, apathisch, ohne Energie, traurig, schweigsam und einer längeren geistigen Thätigkeit unfähig; die anderen sind übererregt und sehr sensibel. Die meisten Kranken erfaßt ein unschöner Egoismus, der mit der Krankheit zunimmt. Von größter Bedeutung für die Psychologie der Tuberkulösen ist aber der Optimismus, der Umstand, daß der Tuberkulöse mit der Hoffnung auf nahe Heilung lebt und stirbt. Dieser Optimismus ist eine Krankheitserscheinung, die bestimmte Eigentümlichkeiten und Ursachen hat. Dieser Optimismus entwickelt sich fast immer in den ersten Krankheitstagen, wächst mit dem Fortschreiten der Veränderungen und erreicht infolge eines paradoxen Gesetzes seinen Höhepunkt, wenn der Tod nicht weit ist. Die Ursachen dieser seelischen Stimmung sind unbekannt. Vielleicht ist er physiologisch auf den gesteigerten respiratorischen Stoffwechsel bei Tuberkulösen zurückzuführen. Diese Kranken fixieren eine größere Menge von Sauerstoff und ihre Gewebe unterliegen einem gesteigerten Verbrennungsprozeß. Kommt man da nicht in Versuchung, einen Zusammenhang zwischen dem abnormen Sauerstoffverbrauch des Organismus, dieser krankhaften Hypervitalität und der eigentümlichen Psychose, die dem Tuberkulösen eigen ist, zu vermuten? (M. C. Legrand, Medizinische Blätter, 1902, No. 44.)

Medizin.

Die Tuberkulose des Menschen und der Rinder. Es war vorauszusehen, daß die von Professor Koch auf dem Londoner Kongreß vorgetragene neue Theorie, betreffend die Verschiedenheit der Rinder- und menschlichen Tuberkulose, nicht ohne weiteres allgemeine Zustimmung finden werde. Sie wurde vielmehr Veranlassung zu neuen Untersuchungen mehrerer Forscher, deren Resultate allmählich veröffentlicht und geeignet sein dürften, die strittige Frage ihrer endlichen Lösung näher zu bringen. Versuche von Svensson und Stenström (Schweden) zeigen indes, daß menschliche Tuberkulose sehr leicht auf Rinder übertragen werden kann, daß von der Infektionsstelle bei den Versuchstieren die Tuberkulose auf die inneren Organe, Lymphdrüsen und seröse Häute sich ausbreitete. Doch geben die Forscher zu, daß die Tuberkelbazillen vom Menschen für das Rind relativ weniger giftig sind. (Zeitschrift für Tiermedizin, 1902, 4, Seite 289.)

Kulturgeschichte.

Der vorgeschichtliche Sonnenwagen in Dänemark. In die graueste germanische Vorzeit führt uns die Entdeckung eines Sonnenwagens im Trundholm-Moor auf Seeland zurück. Ob die Schätzung dieses Heiligtums auf ein Alter von dreitausend Jahren richtig ist, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Unzweifelhaft ist aber der Zusammenhang des merkwürdigen Fundes mit dem gemeinsamen Asenglauben der deutschen und nordgermanischen Völkerstämme. Der Sonnendienst der alten Deutschen und der Skandinavier läßt sich in zahllosen Berichten, Sagen, Liedern und Ueberbleibseln aufs umfangreichste nachweisen. Der Fund auf Seeland besteht aus zerbrochenen Teilen eines Sonnenwagens mit dem Bronzebild eines Rosses, hinter dem ein gleichfalls aus Bronze geformtes, auf der einen Seite mit Gold belegtes Bildnis einer Sonnenscheibe sich zeigt. Auch finden sich Vorrichtungen zur Anbringung eines Bandes oder Riemens, das Pferd zog also den Wagen. In der jüngeren und älteren Edda werden Anschauungen geäußert, die diesem Funde entsprechen. Die Sonnenwendfeier oder das Julfest erinnert noch an die Vorstellungen der Sonnenverehrung, aus denen einzelne Ideen bis in den hellenischen Sagenkreis gedrungen sind. (Karl Blind, der Zeitgeist Nr. 48.)

Amulette und Votivgaben. Bei den Ur- und Naturvölkern herrscht da und dort der Aberglaube, der böse Dämon könne durch List oder Gewalt verscheucht, durch Zaubermittel oder Amulette ferngehalten werden — aber die uralte fromme Sitte, die Gottheit durch Geschenke günstig zu stimmen oder zu beschwichtigen, erfreut sich doch unendlich viel größerer Verbreitung. Mit ihren Ursprüngen in

Digitized by Google

graue Vorzeit sich verlierend, haften solche Gebräuche wohl jeder Religion an, sie sind wohl so alt wie der Begriff eines göttlichen Wesens überhaupt. Der Krieger, der von siegreicher Schlacht zurückkehrt, weihte in ältester Zeit Schild und Schwert, der Athlet den Siegerkranz, der Seemann, wie es noch heutzutage in der Bretagne Brauch ist, ein Abbild seines vom Sturme verschonten Schiffes, der Kaufmann, der Landwirt einen Teil seines Gewinnes, seiner Ernte; solchen Votivgaben verdankten ja manche Tempel der klassischen Zeiten ihren geradezu unermeßlichen Reichtum. Speziell medizinisches Interesse erwecken aber jene plastischen oder bildlichen Darstellungen einzelner Glieder oder ganzer menschlicher Körper, jene „Ex-voto", wie sie bei krankhaften Vorkommnissen aller Art der Gottheit seit uralten Zeiten als Weihgeschenk dargebracht zu werden pflegten, nicht nur, um für glücklich erfolgte Heilung zu danken, sondern auch, um im voraus Heilung zu erbitten. Und diese Sitte hat sich mit jener den abergläubischen oder mystischen Gebräuchen eigenen Hartnäckigkeit Jahrtausende hindurch lebendig erhalten: noch in der Jetztzeit, inmitten gläubiger christlicher Bevölkerung werden an vielbesuchten Wallfahrtsorten zahlreiche derartige Votivgaben am Altar oder vor dem Gnadenbilde von Kranken und Genesenen niedergelegt. Noch vor wenigen Tagen sah ich in der Kirche eines der bekannten elsässischen Wallfahrtsorte Dutzende von Bildern als Ausdruck des Dankes für die Errettung aus Krankheit, Not oder Gefahr, so die Photographie eines Chinakämpfers in Tropenuniform als „Ex-voto für die wunderbare Errettung im Gefecht zu Tinsin", wie die Aufschrift lautete; daneben hingen etwa ein halbes Hundert Krücken und Stöcke, Bruchbänder, neben den verschiedensten Arm- und Beinschienen eine Volkmannsche Resektionsschiene; besonders zahlreich sind aber an all diesen Wallfahrtsorten Wachsdarstellungen von Köpfen, Herzen, Beinen, Armen, an welch letzteren die eigentümliche, schon bei altrömischen Amuletten vorkommende und überhaupt im Aberglauben eine bedeutsame Rolle spielende „Schwurhandstellung" zu bemerken ist; es finden sich ferner ganze menschliche Figuren, teilweise mit deutlicher Skelettzeichnung, Neugeborene u. s. w., daneben Wachstäfelchen mit den naiven Bildern von Rindern, Pferden, Schweinen und anderen Haustieren. Aehnliche Wachsfiguren werden in großer Zahl in nächster Umgebung von Kirchen feilgehalten, sie sind z. B. auch in Straßburger Wachswarengeschäften erhältlich, im Straßburger Münster ebenfalls in großer Zahl an den Altären zu sehen. Besonderes Interesse bieten aber die Nachbildungen der krankhaften Veränderungen selbst, z. B. das Bild einer schwerverletzten Hand aus farbig bemaltem Wachs mit der Aufschrift: „Ex-voto für die rasche Heilung dieser gequetschten Hand." Wir begegnen hier der eigentümlichen und, wie wir sehen werden, uralten Sitte, nicht nur ein Abbild des einzelnen Gliedes, des Körpers in normalem Zustande zu verwerten, sondern die Verletzungsfolgen, die krankhaften Veränderungen selbst darzustellen, während in anderen Fällen das schadenbringende oder zu befürchtende Ereignis, z. B. die bevorstehende Entbindung, im Bilde oder plastisch fixiert wird. (Dr. Edm. Blind, Globus, 31. Juli 1902.)

Der Zusammenhang von Zunge und Sprache in der Geschichte der Medizin. Wohl in allen Sprachen werden die Ausdrücke Zunge und Sprache als Synonyme gebraucht. Offenbar erschien das sehr bewegliche, bei der Sprache so außerordentlich thätige Organ deshalb von so hervorragender Bedeutung und geradezu als Sitz der Sprache, weil die sehr feine Berührungsempfindlichkeit der Zunge ihre Bewegungen von sämtlichen Sprachwerkzeugen am besten und schärfsten zum Bewußtsein brachte. Das Gefühl für die besonders bemerkbaren Sprachbewegungen der Zunge führte demnach nicht nur das Volk, sondern auch die Gelehrten, Naturforscher und Aerzte, zu der Meinung, daß die Zunge als Sitz der Sprache angesehen werden müsse. Aristoteles sah z. B. die Ursachen der Sprachstörungen darin, daß die Zunge zu schwach sei, daß sie zu wenig weich, breit und zu unbeweglich sei. Hippokrates war dagegen der Meinung, daß Sprachstörungen auch aus allgemeinen Erkrankungen entstehen können. Galen war der aristotelischen Anschauung, daß Verdickung, Verhärtung und Verkürzung der Zunge die Kranken in der Sprache behindere. Seit Fabricius Hildamus ist die Durchschneidung des Zungenbändchens zur Heilung des Stotterns allgemein ärztliche Anschauung geworden, und wir können sie noch bis auf den heutigen Tag sowohl im Volke als auch bei Aerzten verbreitet finden. Klinisch gut beobachtende Aerzte wandten sich indes sehr häufig gegen die Anschauung, daß Zunge und Sprache, beziehungsweise ihre Fehler, identisch seien, z. B. Bélébar, Tulp, Jussieu. Letzterer kam auf Grund seiner Beobachtungen zu dem Schluß, daß die Zunge nicht das alleinige und wesentliche Organ der Sprache sei, sondern daß zur Artikulation weit mehr Teile gehören und

Digitized by Google

diese beim Fehlen der Zunge sehr wohl vikarierend für die Zungenbewegungen eintreten können. Erst die physiologischen Untersuchungen von Johannes Müller und Arnott haben die Sprachfunktionen und das Verhältnis der Zunge zur Sprache ganz aufgeklärt. (Dr. H. Gutzmann, Medizinisch-pädagogische Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde, 1902, Oktoberheft.)

Rechtswissenschaft.

Begnadigung jugendlicher Verurteilter in Oesterreich. Das Justizministerium hat an alle Gerichte und Staatsanwaltschaften eine Verordnung betreffend die Begnadigung jugendlicher Verurteilter erlassen, in welcher ausgeführt wird, daß bei vielen straffällig gewordenen jugendlichen Verbrechern der Vollzug der verwirkten Strafe sich als eine Härte erweise, deren Vermeidung zu den Aufgaben der vom Geiste der Menschlichkeit getragenen Strafrechtspflege gehöre. Der Kaiser habe in Ausübung des Gnadenrechtes das Justizministerium ermächtigt, die Gerichte anzuweisen, in allen berücksichtigungswerten Fällen von Verurteilungen jugendlicher Verbrecher Gnadengesuche zu stellen und hierbei von dem Grundsatze auszugehen, vor allem Unmündige in dem Alter von zehn bis einschließlich achtzehn Jahren zu berücksichtigen, falls der Vollzug der Strafe dem Strafrechtszwecke nicht förderlich erscheine und die Verurteilten gerichtlich noch nicht vorbestraft seien. Jedenfalls sei bei Einreichung des Gnadengesuches der Strafvollzug auszusetzen.

Ehescheidungsgesetz in Italien. Das Ehescheidungsgesetz, das die Regierung der Kammer unterbreitet hat, sieht verschiedene Erleichterungen der Trennung zweier Ehegatten vor. Danach kann die Scheidung der Ehe ausgesprochen werden bei Ehebruch, böswilligem Verlassen, bei Gewaltthätigkeiten und schweren Beleidigungen; auch kann die Trennung ausgesprochen werden, wenn ein Ehegatte Zuchthaus von mehr als 20 Jahren zu verbüßen hat. Sind Kinder nicht vorhanden, so kann die Scheidung der Ehe nicht eher ausgesprochen werden, als nachdem die faktische Trennung der Ehegatten ein Jahr und einen Tag bestanden hat; sind Kinder vorhanden, so kann die Scheidung erst nach drei Jahren ununterbrochener Trennung ausgesprochen werden. Der schuldige Teil darf keinen Antrag auf Scheidung stellen. Die Klerikalen sind gegen das Gesetz und haben eine große Protestbewegung dagegen eingeleitet.

Eid und Strafrechtspflege in Dänemark. Nachdem das Folkething mit 42 gegen 31 Stimmen beschlossen hatte, den Eid in der bürgerlichen Rechtspflege abzuschaffen und durch eine Erklärung auf Ehre und Gewissen zu ersetzen, hat das Folkething dieselbe Reform für die Strafrechtspflege mit 47 gegen 43 Stimmen abgelehnt und dafür einen Antrag angenommen, wonach es jedem Zeugen freigestellt sein soll, wenn es seine religiöse Auffassung erfordert, den Eid zu verweigern. Wahrscheinlich wird dieser Beschluß bei der dritten Lesung der Gerichtsreform als unhaltbar erkannt werden. Ein Vorschlag des Justizministers, nur solche Personen, die einer Religionsgemeinschaft angehören, die den Eid verbietet oder die überhaupt keinen religiösen Glauben haben, von der Eidesleistung zu entbinden, erhielt nur 22 Stimmen. Auch in einigen anderen Punkten wurde der Justizminister mit großer Mehrheit überstimmt. Die zweite Lesung der Gerichtsreform ist beendet. (Vorwärts 1902, No. 274.)

Erziehung und Unterricht.

Die Notwendigkeit der Einheitsschule. Ueber diese für die Entwickelung unseres Schulwesens hochbedeutsame Frage sprach Fräulein M. Lischnewska-Spandau auf der vierten Generalversammlung des Landesvereins preußischer Volksschullehrer in Halle. Die Vortragende erklärte, daß sie unter der Einheitsschule eine einheitliche Organisation des gesamten Bildungswesens verstehe, in deren Unterstufe alle Kinder des Volkes bis zum zwölften Jahre ihre grundlegende Bildung empfangen. Die Oberstufe soll sich gliedern in die Oberstufe der Volksschule mit

Digitized by Google

Fortbildungsschule, Realschule, Oberrealschule und Gymnasium. Ueber den Eintritt in die verschiedenen Zweige der Oberstufe entscheidet nicht das Vermögen der Eltern, sondern Fleiß und Begabung des Kindes. Begabte Kinder der ärmeren Volksschichten sind auf Kosten des Staates auszubilden. Dadurch, daß nationale und moderne Bildungselemente die herrschende Stellung auf allen Stufen einnehmen, ist die Einheitlichkeit des ganzen Organismus gesichert und zugleich die Möglichkeit des Ueberganges von einer Stufe zur anderen gegeben. Die soziale Notwendigkeit der Einheitsschule ergiebt sich aus der immer wachsenden Macht des Kapitalismus, dem die Emporentwickelung des Arbeiterstandes in gleichem Schritte nicht folgen kann. Somit muß die Kluft zwischen den einzelnen Schichten der Bevölkerung wachsen. Nirgends aber ist die Scheidung tiefer als auf dem Gebiete des Bildungswesens. Der Kapitalismus hat hier kein Recht auf Herrschaft. Wird auf diesem Gebiete der natürlichen Auslese Raum gegeben, so wird der Volkskörper vor gefährlichen Erschütterungen bewahrt und zugleich für stete Erneuerung der geistig führenden Schicht gesorgt. Die nationale Notwendigkeit der Einheitsschule ist durch die politische Einheit des deutschen Volkes und seine sich immer mehr ausbreitende Weltmachtstellung gegeben. Die politische Einheit muß auf der Bildungseinheit beruhen, und die Weltmachtstellung findet eine scharfe Ausprägung der nationalen Eigenart, wie sie nur durch stärkere Pflege der nationalen Bildungselemente gewonnen werden kann. Ferner sollen alle Stufen der Einheitsschule beiden Geschlechtern in gleicher Weise offen stehen. (Die Jugendfürsorge, 1902, 9.)

Die Hülfsschule für Schwachbefähigte in Leipzig. In Leipzig giebt es Bürger- und Bezirksschulen, für welche im allgemeinen bei gleicher Stundenzahl derselbe Lehrplan gilt und die sich nur nach der Höhe des zu zahlenden Schulgeldes (in Bezirksschulen 4,80 Mark jährlich, in Bürgerschulen 18 Mark) unterscheiden, so daß die Bürgerschulen von Kindern besser situierter Eltern besucht werden und sich schon aus der Art der Schule, aus der die schwachsinnigen Kinder kommen, ein Schluß auf die häuslichen Verhältnisse ziehen läßt. Vor ihrem Eintritt in die Hülfsschule hatten Bezirksschulen 146 Kinder (82 Knaben und 64 Mädchen), Bürgerschulen 39 (19 Knaben und 20 Mädchen) und den höheren Bürgerschulen nur 1 Knabe angehört. In den Bürgerschulen kamen im Schuljahr 1900/1901 auf je 434 Knaben 1 schwachsinniger, auf je 424 Mädchen 1 schwachsinniges, überhaupt auf je 429 Kinder 1 schwachsinniges; in den Bezirksschulen dagegen schon auf je 157 Knaben 1 schwachsinniger, auf je 219 Mädchen 1 schwachsinniges oder auf je 184 Kinder 1 schwachsinniges. In sämtlichen Schulen des Hülfsschulbezirkes kamen auf 209 Knaben 1 schwachsinniger, auf 268 Mädchen 1 schwachsinniges oder überhaupt auf je 224 Kinder 1 schwachsinniges. Zieht man die Kinder der übrigen 5 Hülfsklassen mit in Betracht und vergleicht sie mit der Schülerzahl sämtlicher städtischen Volksschulen (30927 Knaben und 32719 Mädchen), so ist unter je 191 Knaben 1 schwachsinniger, dagegen erst unter 314 Mädchen 1 schwachsinniges oder überhaupt unter 239 Kindern 1 schwachsinniges Kind. Da man wohl nicht annehmen kann, daß die Lehrer bei der Ausscheidung schwachsinniger Mädchen milder verfahren als bei Knaben, so scheinen diese Zahlen zu beweisen, daß der Schwachsinn bei Mädchen überhaupt seltener vorkommt als bei Knaben. Ein Vergleich der beiden Gruppen ehemaliger Bürger- und Bezirksschüler (auf 429 respektive 184 1 schwachsinniges Kind) läßt aber auch erkennen, daß mißliche häusliche Verhältnisse, mangelhafte Wohnungen, dürftige Ernährung, Alkoholismus, schlechte elterliche Beaufsichtigung und Pflege u. s. w., wie sie bei der ärmeren Bevölkerung, die ihre Kinder in die Bezirksschulen schickt, häufiger vorkommen, die Entstehung des Schwachsinnes begünstigen. Der allgemeine Körper- und Gesundheitszustand der meisten Kinder der Hülfsschule läßt sehr viel zu wünschen übrig. Viele sind im Wachstum zurückgeblieben, einige leiden an Lähmungen einzelner Glieder, andere zeigen abnorme Schädelbildung oder Muskelschwäche, manche sind schwerhörig oder kurz- und schwachsichtig, einer sehr großen Anzahl fehlt infolge von Blutarmut, Skrophulose, Rhachitis, Nervenschwäche oder anderen chronischen Leiden die Frische und Kraft des Körpers, die Heiterkeit des Gemütes und die Regsamkeit des Geistes. Der Schularzt fand bei der Untersuchung 75 Kinder als einer täglichen Milchspende höchst bedürftig und 83 andere als sehr bedürftig, zusammen also 158 oder 82 pCt. aller Kinder. Die geringe Widerstandskraft des Körpers erliegt sehr schnell den Einwirkungen ungünstigen Wetters oder kleinen Fehlern in der Ernährung und verursacht zahlreiche Schulversäumnisse wegen leichter Erkrankungen. (Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger und Epileptischer, 1902, No. 9 und 10.)

Digitized by Google

Das erste Mädchen-Realgymnasium ist in Deutschland kürzlich gegründet worden. Es gliedert sich an die höhere Töchterschule in Schöneberg an. Nach sechsjährigem Besuche einer höheren Mädchenschule sollen begabte Schülerinnen in dies Realgymnasium eintreten, um sich in sechs aufsteigenden Klassen zum Universitätsbesuche vorzubereiten. Die Form des Realgymnasiums ist deshalb gewählt, weil diese sich an den Unterbau der höheren Mädchenschule besser als die der Gymnasialkurse anschließt und das Studium des Griechischen schon deswegen entbehrlich erscheint, weil den Mädchen der Zutritt zu den juristischen und theologischen Examina verschlossen ist. Die Form der Oberrealschule ist wieder darum nicht geeignet, weil das Latein beim Studium der Medizin und den neueren Sprachen nicht zu entbehren ist. (Dokumente der Frauen, 1901, 11.)

Soziale Hygiene.

Begriff der Berufskrankheiten. Als Berufskrankheiten bezeichnet man Erkrankungen, welche regelmäßig alle oder doch einen größeren Teil derjenigen Individuen zu befallen pflegen, die sich dauernd oder längere Zeit einer bestimmten Beschäftigung widmen. Dieselben stellen sich also als Folgeerscheinungen gewisser, und zwar vorzugsweise gewerblicher Thätigkeiten dar. Spezifische Berufsgefahren sind zwar nicht erst ein Produkt der Neuzeit, haben vielmehr immer bestanden: War doch z. B. schon der Jäger, der Hirte mindestens den Unbilden der Witterung, den Angriffen wilder Tiere in besonderem Maße ausgesetzt. Indessen bildeten sich bei fortschreitender Arbeitsteilung, bei Entstehung immer neuer Berufszweige naturgemäß immer speziellere und weitere Schädlichkeiten heraus; bis dann im ferneren Verlaufe dieser Entwickelung mit dem Aufkommen der modernen Produktionstechnik in unserem Jahrhundert berufliche Gesundheitsstörungen mit prägnanter Schärfe und geradezu typisch in die Erscheinung treten. Ein schädlicher Einfluß der beruflichen Thätigkeit kann sich nun auf sehr verschiedene Art geltend machen. Es können Nachteile für die Gesundheit erstens dadurch herbeigeführt werden, daß die Berufsarbeit einzelne Organe, einzelne Muskelgruppen auf Kosten des Gesamtorganismus ausschließlich oder doch vorwiegend und in intensivster Weise in Funktion setzt oder daß sie zweitens gewisse Zwangsstellungen des Körpers oder einzelner Glieder erforderlich macht; ferner bedingen drittens auch die zur Verwendung gelangenden Materialien sehr häufig Gefahren für Leben und Gesundheit, und endlich wird viertens die in vielen Berufen übliche lange Dauer der Arbeitszeit, sowie eine übermäßige Ausnutzung des Arbeitsraumes auf das körperliche und geistige Befinden ungünstig einwirken; insbesondere, wenn hierbei Personen schwächerer Konstitution wie Frauen und Kinder in Frage kommen. Als Beispiele für Erkrankungen, welche als Folge einseitiger Ueberanstrengungen einzelner Organe beziehungsweise Muskelgruppen oder als Folge von Zwangsstellungen auftreten, können genannt werden die Kurzsichtigkeit der Schriftsetzer, der Hexenschuß der Schlepper, die Kniescheibengeschwulst der Häuer (Arbeiter in knieender Stellung!), das Augenrollen der Häuer, Lungenblähung und Herzkrankheiten der Töpfer. Hier ist es überall die Eigenart der Arbeit selbst, welche zu gewissen pathologischen Veränderungen führt und dieselben mit der Arbeit als unzertrennlich verbunden erscheinen läßt. Auch die gesundheitsschädlichen Einflüsse der zur Verarbeitung gelangenden Materialien gehören in gewissem Sinne zur Eigenart der jeweiligen Arbeit, doch sind diese nicht so untrennbar mit ihr verbunden wie jene; vielmehr lassen sich letztere fast alle durch geeignete Schutzmaßregeln, wenn auch nicht immer völlig ausschalten, so doch in ihrer unheilvollen Wirkung auf ein Mindestmaß reduzieren. Auch sie haben immer bestanden, nur sind sie durch das Aufblühen zahlreicher neuer Industrien und Erwerbszweige in jüngster Zeit erheblich zahlreicher geworden. Die gewerblichen Erkrankungen, welche durch die zur Verwendung gelangenden Stoffe verursacht werden, sind außerordentlich zahlreich und in ihrem Charakter je nach der Art dieser Stoffe sehr verschieden. Man unterscheidet erstens Gasinhalations-Krankheiten, zweitens gewerbliche Vergiftungen, drittens Staubinhalations-Krankheiten. (K. Kuhnert, Archiv für Unfallheilkunde, III. Band, 3. Heft, Seite 255.)

Die Satzungen des Alkoholgegnerbundes. § 1. Der Verein bekämpft einzig vom hygienischen, sittlichen und volkswirtschaftlichen Standpunkte aus den Alkoholgenuß als einen Faktor, der die jetzigen und die späteren Generationen in

Digitized by Google

Bezug auf Gesundheit, geistiges und materielles Wohlbefinden aufs äußerste schädigt. Der Genuß von Aether, Opium, Morphium, Chloral, Chloroform, indischem Hanf und Coca, welcher bereits zu ähnlichen, den Menschen zu Grunde richtenden Volksseuchen, wie der Alkoholismus geführt hat, wird von dem Verein in der gleichen Weise bekämpft werden, sobald und wo immer dazu sich Gelegenheit oder Veranlassung bieten sollte. § 2. Der Verein sucht durch Verbreitung einer Vereinszeitschrift, durch Verteilung und billigen Vertrieb von Broschüren, sowie durch Vorträge, ganz besonders aber durch das Beispiel der Enthaltsamkeit für seine Ideen Propaganda zu machen. § 3. Mitglieder des Vereins können Personen beider Geschlechter werden, ohne Rücksicht auf politische Parteistellung und religiöse Ueberzeugung. § 4. Die Mitgliedschaft ist an die völlige Enthaltsamkeit von allen alkoholischen Getränken und den anderen oben aufgeführten narkotischen Mitteln gebunden und erlischt von selbst mit dem Aufgeben der Abstinenz. Eine Ausnahme ist nur statthaft auf Grund ritueller oder ärztlicher Vorschrift für kürzere Zeit. Nichtabstinenten können unter keinen Umständen in ein durch die Statuten geregeltes Verhältnis zum allgemeinen Verein oder zu einem der Ortsvereine treten. § 5. Durch die bloße Thatsache des Eintrittes in den Verein verpflichtet sich jedes Mitglied auf Ehrenwort, das Aufgeben der Enthaltsamkeit sofort dem Vorstande seines Ortsvereins mitzuteilen und dabei die Mitgliedskarte zurückzusenden.

Statistisches über den Alkoholismus in Preußen. In die allgemeinen Krankenhäuser des Königreichs Preußen wurden im Jahre 1899 wegen Alkoholismus aufgenommen 14 386 Personen, und zwar 13 610 Männer und 776 Weiber. Zweifelsohne bleiben aber diese Zahlen weit hinter der Wirklichkeit zurück, denn Tausende von Gewohnheitstrinkern werden Jahr um Jahr in den Krankenanstalten versorgt wegen Krankheiten des Zirkulationsapparates, des Verdauungskanals, des Nervensystems u. s. w., deren wesentliche Ursache täglicher Alkoholgenuß ist. Sie figurieren aber eben als an diesen Krankheiten Behandelte und nicht als Alkoholiker. In die Irrenanstalten wurden 6975 Trinker, 6259 männliche, 716 weibliche, eingeliefert. Ziemlich 4000 waren Deliranten. Von den irren Alkoholikern litten an ausgeprägter Geisteskrankheit 77,3 pCt., fast 2000 unter ihnen waren vorbestraft. Die Zahl der in den Heilanstalten insgesamt verpflegten Alkoholiker ist von 31 782 in den Jahrgängen 1886—1888 auf 36 683 in den Jahren 1895—1897 gestiegen. Im Deutschen Reiche werden für dieselben Jahre 39 202 und 46 042 Trunksüchtige angegeben. (Dr. Flade, Hygienische Rundschau, 1902, No. 21.)

Alkoholismus in den schweizerischen Irrenanstalten. Der 10. Jahrgang des schweizerischen statistischen Jahrbuchs berichtet auf Seite 186 über den Zuwachs, den die 22 staatlichen Irrenanstalten im Jahre 1900 erhalten haben, und unterscheidet dabei unter anderem auch die Fälle von alkoholischer Psychose, die sich bei den neu Aufgenommenen fanden. Die alkoholischen Psychosen machen demnach bei den Männern rund 20 pCt., bei den Weibern rund 2 pCt. aus, kommen also nur bei den ersteren wesentlich in Betracht. Ueber dem Durchschnitt stehen eine ganze Anzahl von Anstalten, z. B. Burghölzli mit 24 pCt., Rosegg mit 23 pCt., Basel mit 26 pCt., Liestal mit 40 pCt., Breitenau mit 26 pCt., Münsterlingen mit 32 pCt., Casvegno mit 30 pCt., Bois-de-Cery mit 26 pCt. Alkoholikern unter den Männern. Interessant sind namentlich die drei letzten Fälle: Münsterlingen im Centrum des Obstweines und Bois-de-Cery und Casvegno im Weinland und im italienischen Gebiet stehen weit über dem Durchschnitt! Neben den alkoholischen spielen die sonstigen Intoxikationspsychosen nur eine ganz untergeordnete Rolle: Neun Fälle bei Männern und dreizehn bei Weibern. (Internationale Monatsschrift für Erforschung des Alkoholismus, XII, 1.)

Statistik des Alkoholismus in Niederösterreich. Laut amtlicher Statistik über die im Jahre 1901 in Evidenz gestandenen notorischen Trunksüchtigen sind im genannten Verwaltungsgebiete insgesamt 2385 solcher Trunksüchtigen ausgewiesen worden, gegenüber 2255 im Vorjahre und 2198 im Jahre 1899. Von denselben entfielen 1371 (1256 Männer, 115 Weiber) auf Wien und 1014 (925 Männer, 89 Weiber) auf das übrige Verwaltungsgebiet. Dem Alter nach standen 5 unter 20 Jahren, 767 zwischen 20 und 40, 1324 zwischen 40 und 60 Jahren, während 271 über 60 Jahre alt waren. Bei den übrigen ist das Alter nicht ermittelt worden. Vorwiegend Branntwein tranken 1827, Wein 431 und Bier 75 der in Evidenz Genommenen. Von den ausgewiesenen Trunksüchtigen sind 210 durch Trunksucht erwerbsunfähig geworden, 178 um den ganzen Besitz gekommen und 408 der Armenpflege anheimgefallen. 939 sind als notorische Trunkenbolde, welche die Ordnung stören und

Digitized by Google

öffentliches Aergernis geben, und 859 als solche, welche wegen im Trunke begangener Handlungen mit der Polizei oder dem Strafgerichte in Konflikt gerieten, bezeichnet. (Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 37.)

Der Bierverbrauch in München hat seit dem Jahre 1886 mehr und mehr abgenommen; während er in den Jahren 1886 bis 1890 durchschnittlich 487 Liter betragen hat, fiel er in den Jahren 1891 bis 1895 auf durchschnittlich 412, im Jahre 1896 auf 401, 1897 auf 395, 1898 auf 391, 1899 auf 364, 1900 auf 356 und endlich 1901 auf 341 Liter pro Kopf der Bevölkerung. — In der „Internationalen Monatsschrift zur Erforschung der Trinksitten" (1902, 8) weist H. Blocher darauf hin, daß die Abnahme des Bierverbrauches keineswegs ein Zeichen angehender Besserung sei, sondern es vielmehr sehr wahrscheinlich sei, daß der niedrige Durchschnittsverbrauch in den letzten zwei Jahrfünften in der Hauptsache der neu hinzugezogenen Bevölkerung zuzuschreiben sei.

Rassen-Hygiene.

Akklimatisation oder Hygiene in den Tropen. In den Tropen ist nur eine individuelle Anpassung des Europäers, aber nicht eine Akklimatisation unserer Rasse möglich. Die Rassenwanderungen der Menschen zeigen, daß die Regeneration der Kulturvölker vom Norden erfolgte beziehungsweise aus kälteren Gebieten, in Asien durch die Hochmongolen, in Europa und dem westlichen Asien durch die europäischen nordischen Arier. Im Süden beziehungsweise in der Hitze erfolgte stets mehr oder weniger schnell Entartung. Wirkliche Akklimatisation, d. h. Landnahme durch Ackerbaukolonien, die der deutschen Bauernbevölkerung zur neuen Heimat werden könnten, ist in tropischen Gebieten nur in ganz beschränktem Maße in den Höhen der Gebirge und auf gut isolierten gebirgigen Inseln möglich. Auch in diesen Fällen haben entweder stets Nachschübe von Europa stattgefunden oder die Bevölkerung entartet oder konnte sich nur durch Mischung mit den Eingeborenen erhalten und vermehren. Ob jetzt mehr holländische Frauen nach Holländisch-Indien auswandern oder nicht, ändert an der Prinzipienfrage wenig, weil wir bereits Erfahrungen besitzen, die drei- bis vierhundert Jahre umfassen. Die Spanier und Portugiesen haben ihre Frauen in großer Zahl mitgenommen und nachkommen lassen und den Beweis geliefert, daß trotzdem in einer Zeit, die für mehr als sechs Generationen ausreicht, eine Anpassung mit Erhaltung der Artmerkmale nicht möglich ist. Eine viel bessere Anpassung als durch die immerhin künstliche und in dieser Hinsicht zunächst nur individuelle Hygiene ist dann gegeben, wenn eine Rasse sich in natürlicher Weise ausbreitet, und dieser Fall ist ebenfalls für die Tropen durch Nordländer geliefert worden. Als die nordisch-arische Rasse sich von ihrer nordischen Urheimat an der Ostsee strahlenförmig über Europa und Westasien ausbreitete, machte der östlichste Zweig, der skythosarmatisch-persische, in den Subtropen Halt. Der zweite Strahl, westlich von diesem, der wendisch-slavisch-indische, gelangte aber in Indien bis in die Tropen, und zwar zu einer Zeit, in der er sich verhältnismäßig leicht und ohne die großen Gefahren der Rassenmischung, die jetzt dem Europäer drohen, ausbreiten konnte. Alles Nordisch-Arische ist aber, trotzdem diesem Zweige mindestens 5000 Jahre zur Verfügung standen und er sich durch kastenartige Abschließung noch besonders reinzuhalten suchte, in Indien fast verschwunden, nur die Sprache zeigt die ursprüngliche Herkunft noch an. Derartige geradezu glänzende Bedingungen für die Anpassungen findet der Europäer jetzt und in Zukunft, seit die Erde besetzt ist, nicht mehr. Ueberall trifft er auf längst und besser angepaßte farbige Rassen. Die heutigen Europäer kann man im großen und ganzen nach den klimatischen Zonen in drei Rassengruppen unterbringen: Die nördliche Zone, die relativ rein arische, umfaßt Skandinavien, Teile von Norddeutschland, Holland, Nordfrankreich, England; die mittlere Zone, mit der arisch-turanischen Mischrasse, umfaßt das ganze mittlere Frankreich, Süddeutschland, Oesterreich und die Alpenländer, Ungarn und die nördliche Türkei, auch Rußland gehört nach seinen Rassen zur zweiten Gruppe; drittens die Ligurier südlich der Alpen auf den drei Halbinseln und in Südfrankreich. Wenn wir von der Bildungszeit für die Rassen mit ungefähr 50000 Jahren ganz absehen und den Beginn der Rassen und Rassenmischungen im heutigen Sinne mit dem Ende der Eiszeit, d. h. nur mit 5000 bis 6000 Jahren annehmen, so haben wir schon in Europa einen ganz bedeutenden Unterschied zwischen den Rassen nördlich und südlich der Alpen.

Digitized by Google

Und dieser Unterschied spricht sich in den Erfahrungen der Kolonisation der letzten 400 Jahre ganz deutlich aus. Die ligurische Rasse kann sich nicht nur über die Subtropen ausbreiten, sondern gelangt sogar zum Teil in die Tropen hinein. Aber in den Tropen vermag sie nicht mehr vollständig mit den eigentlichen Tropenrassen zu wetteifern, und die Spanier und Portugiesen in den Tropen wurden bei der Akklimatisation thatsächlich durch die unvermeidliche Rassenmischung zu Mischlingen. Die beiden nordeuropäischen Rassen, die arische und die arisch-turanische Mischrasse, können sich in den Subtropen in Ackerbaukolonien erhalten, und die Engländer wußten ganz genau, was sie thaten, als sie die Buren zur Unterwerfung zwingen wollten; der von den Buren erschlossene Teil von Südafrika war das einzige noch zu erwerbende Land, in dem germanische Nordvölker sich wirklich heimisch machen können. Die Buren liefern aber, trotzdem sie sich ganz langsam angepaßt haben, den Beweis, daß sie für die Tropen nicht passen, da sie in den tropischen Flußeinschnitten und nach Norden zu bereits deutlich Entartungserscheinungen zeigen, während sie in dem Subtropengebiete physisch kraftvoll gedeihen. Faßt man die Ausbreitung der arischen Rasse ins Auge, wie sie sich seit etwa 5000 Jahren in Europa und Kleinasien gestaltet hat, so erkennt man, daß die natürliche Grenze, bis zu der unsere Nordlandsrasse sich mit ihren Artmerkmalen erhalten kann, ungefähr in Syrien gegeben ist. Aber auch dort kommt schon die Begünstigung durch die isolierenden Faktoren des Gebirges mit in Betracht; wo das nicht der Fall ist, geht die Rasse in der Mischung mit den ligurischen und hethitischen (alarodischen oder syrischen) Elementen ein. Es ist mir ganz unbegreiflich, daß in der Frage der Akklimatisation des Europäers in den Tropen Erfahrungen, die auf ungefähr 5000 Jahre zurückgehen, einfach ignoriert werden können, nur weil einige Kolonisationsschwärmer das Bedürfnis empfinden, aus Freude über die doch wesentlich individuellen Erfolge der Tropenhygiene auch den deutschen Bauern eine ideale Zukunft in den Tropen zu versprechen. Die ganze Frage der plötzlichen und langsamen Anpassungsmöglichkeit der Europäer nach den Subtropen und Tropen ist durch ein Material, welches sich auf etwa 5000 Jahre zurückverfolgen läßt und durch Erfahrungen der letzten vier Jahrhunderte ergänzt wird, schon entschieden und könnte deshalb wohl jetzt wirklich mit Ruhe beurteilt werden. Ackerbaukolonien von genügendem Umfange sind in den Tropen für den Europäer undenkbar. Der Ueberschuß der Ackerbaubevölkerung muß in den gemäßigten und subtropischen Gebieten untergebracht werden, und in Nordamerika, Südamerika, Südafrika, Asien, selbst noch in Kleinasien ist reichlich Platz für europäische Bauern. Aber in den Tropen kann der Europäer nur herrschen, wenn er sich der farbigen, einheimischen Bevölkerung für die Arbeit im Freien bedient. Für die Tropen ist die Frage der Akklimatisation der Europäer ersetzt durch die lösbare Frage der individuellen Anpassung durch die Tropenhygiene. Damit ist unsere Herrschaft in den Tropen auch für die Zukunft gesichert. (F. Hueppe, Prager Medizinische Wochenschrift, XXVII, 31.)

Familiäres Vorkommen von angeborenen Herzfehlern. Auf die hereditären Verhältnisse bei Herzfehlern hat man schon früher geachtet und das Vorkommen derselben bei Eltern und Kindern, sowie bei Geschwistern beobachtet. Immerhin ist die Zahl der Herzkranken, bei denen Heredität konstatiert werden konnte, zur großen Zahl der Herzkranken überhaupt, äußerst gering. Vortragender hat nun bei einem in der Gerhardtschen Klinik beobachteten Falle von Herzfehler ganz auffallende Hereditätsverhältnisse feststellen können. Es handelt sich um eine Patientin, bei der in der Jugend stets Kurzatmigkeit, Konvulsionen und öfteres Blauwerden beobachtet wurden. Von seiten des Herzens ergab sich eine Verbreiterung nach rechts, geringere nach links, Spitzenstoß in der Mamillarlinie. An die Herzdämpfung schloß sich nach links eine bandförmige Dämpfung an, über der man lautes systolisches Geräusch hörte, das ebenfalls über Pulmonalis und Carotis zu hören war. Im Röntgen-Bilde war entsprechend der bandförmigen Dämpfung ein stark pulsierender Schatten zu sehen. Zur Zeit hat die Patientin eine ziemlich vorgeschrittene Lungentuberkulose und linksseitiges Pleuraexsudat. Es ergab sich nun, daß eine Schwester ebenfalls an Konvulsionen und Blauwerden litt, herzleidend war und dieselben Erscheinungen aufwies. Bei den vier übrigen Geschwistern ebenfalls Verbreiterung der Herzdämpfung nach rechts und bandförmige Dämpfung links, sowie systolisches Geräusch und Schwirren. Bei allen Geschwistern der zweite Pulmonalton accentuiert. Das Röntgen-Bild war so wie bei dem ersten Falle auch bei allen andern. Der Vortragende deutet die Erkrankung bei allen Geschwistern als eine angeborene Herzerkrankung und zwar handle es sich nach dem ganzen Symptomenkomplex um ein Offenbleiben des Ductus arteriosus Botalli. Er stellt

Digitized by Google

dann noch einen anderen Fall von offengebliebenem Ductus Botalli vor, der ebenfalls die genannten Symptome, insbesondere die erweiterte bandförmige Dämpfung zeigt. In allen Fällen, die demonstriert wurden, bestand Rhachitis, die vielleicht, ebenso wie die Herzerkrankung, auf Entwickelungsstörung beruht. Hr. Zinn bestätigt die Richtigkeit der Diagnose. Hr. Eger hat gefunden, daß Syphilis und Verwandtenehen bei diesen Erkrankungen eine wichtige Rolle spielen und daß man auch andere, besonders psychische Degenerationszeichen bei solchen Personen findet. (De la Camp, Berliner medizinische Gesellschaft, Sitzung vom 25. Juni. Bericht nach der Klinisch-therapeutischen Wochenschrift, 1902, No. 27.)

Ueber familiäre Muskelkrämpfe (Myoklonie). Die genannte Krankheit tritt nach Knud Faber als eine familiäre Erkrankung auf, indem mehrere Geschwister auf ähnliche Weise angegriffen werden; sie ist nicht direkt von den Eltern vererbt. Außer den myoklonischen Zuckungen findet man echte epileptische Anfälle bei den Patienten („Internationale Beiträge zur inneren Medizin", 1902). Die Zuckungen nehmen an Intensität zu, wenn ein epileptischer Anfall bevorsteht, und nehmen nach einem solchen wieder ab. Die myoklonischen Zuckungen sind blitzschnelle Rucke, sehen Kontraktionen nach elektrischen Entladungen ähnlich und unterscheiden sich dadurch von den langsameren echten choreatischen Bewegungen, daß größere Muskelgruppen sich zugleich kontrahieren und die Bewegungen mehr koordiniert machen, während die myoklonischen Zuckungen als plötzliche Kontraktionen einzelner Muskeln erscheinen, ja die Muskelbündel können sich sogar vereinzelt kontrahieren. Die Kontraktionen sind häufig doppelseitig, aber nicht streng symmetrisch. Sie werden verstärkt durch unwillkürliche Bewegungen und gemütliche Alteration und sie können sich durch einen Willensakt etwas unterdrücken lassen. Im Schlaf kommen sie nur andeutungsweise vor. (Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 28.)

Inzucht und Krankheiten auf den Faröer-Inseln. Dr. Ziemann ist geneigt, die Häufigkeit der Geisteskrankheiten, der Idiotie (3—4 Fälle beobachtete Dr. S. jährlich in Vestmannshorn bei einer Einwohnerzahl von etwa 500 Seelen), von Epilepsie und Bluterkrankheit mit der häufigen Inzucht in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. (Dr. H. Ziemann, Gesundheitsverhältnisse auf den Faröern, Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, 1902, No. 11.)

Sozialpolitik.

Gesunde und billige Arbeiterwohnungen. Für Gebäude mit gesunden und billigen Arbeiterwohnungen normiert das österreichische Gesetz vom 8. Juli d. J. folgende Begünstigungen: Jenen Häusern, welche zu dem Zwecke vollständig neu erbaut werden, um Arbeitern billige Wohnungen zu bieten, wird eine 24jährige Steuerbefreiung zugesprochen. Als „Arbeiter" sind jene bei auf Erwerb gerichteten Unternehmungen gegen Lohn in Verwendung stehenden Personen aufzufassen, deren Jahreseinkommen nachstehende Beträge nicht übersteigt: bei alleinstehenden Personen 1200 Kronen, bei Familien von zwei bis vier Köpfen 1800 Kronen, bei Familien von fünf und mehr Köpfen 2400 Kronen. Lehrlinge sind ohne Rücksicht auf ihre Bezüge den Arbeitern gleichzuachten. Die gleiche Steuerbefreiung genießen jene Objekte, von denen ein Teil an berufsunfähig gewordene Arbeiter vermietet wird, wenn einzelne Räume den Bewohnern zu gemeinschaftlicher Benutzung überlassen oder wenn einzelne Teile des Gebäudes an Inhaber, Pächter oder Stellvertreter in der Ausübung solcher Gewerbe vermietet werden, deren Betrieb in diesem Gebäude von der politischen Behörde zur Approvisionierung der dort Wohnenden für notwendig erklärt wird. Der Ausschank und Kleinverschleiß von gebrannten geistigen Getränken ist in nach diesem Gesetze begünstigten Gebäuden unbedingt verboten. Gebäude, denen die Begünstigung zugesprochen wird, können sein, a) Familienwohnhäuser, b) Ledigenheime, c) Schlaf- und Logierhäuser. Familienwohnhäuser sollen in der Regel nicht mehr als sechs Familien beherbergen, nicht höher als drei Stockwerke gebaut sein und nicht mehr als vier auf eine Stiege entfallende Wohnungen enthalten. Die Bodenfläche der bewohnbaren Räume soll bei einräumigen Wohnungen mindestens 16, bei zweiräumigen mindestens 20, bei drei- und mehrräumigen mindestens 30, höchstens 80 Quadratmeter betragen. Ledigenheime sind zur Aufnahme von einzelnen Personen desselben Geschlechtes in abgesonderten Wohnräumen bestimmt. Solche Gebäude sollen so eingerichtet sein, daß jeder Wohnraum

Digitized by Google

in der Regel von einer, höchstens aber von drei Personen bewohnt wird. Die weiteren Bestimmungen des Gesetzes betreffen sanitäre Maßnahmen, die Höhe des Zinserträgnisses, Vorschriften bei Eigentumsübertragungen u. s. w. Die Zuerkennung der Begünstigung verpflichtet den Erbauer, das Objekt auf die Dauer von 50 Jahren als Arbeiterwohnhaus zu vermieten.

Schutz der Frauen- und Kinderarbeit in Italien. Die letzte Legislaturperiode hat die bestehende Gesetzgebung bezüglich der Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken in vielen Punkten wesentlich erweitert. Durch diese Novelle, die nunmehr in Kraft getreten ist, wird zunächst der Begriff Fabrik dahin erweitert, daß unter diese Bezeichnung alle industriellen Arbeitsplätze fallen, in denen Arbeit industrieller Natur mit maschinellen Hülfsmitteln verrichtet wird, gleichgültig, wie groß die Zahl der darin beschäftigten Personen ist. Ferner sind einbegriffen alle Werkstätten, Bau- und sonstige Arbeitsplätze, wo mehr als 10 Personen regelmäßig beschäftigt sind. Nach dem bisherigen Gesetz durften Kinder unter 9 Jahren in Fabriken und Werkstätten, Kinder unter 10 Jahren in unterirdischen Betrieben nicht beschäftigt werden. Jetzt ist die Altersgrenze für die ersteren auf 12 Jahre (auch für Bauten), für die Arbeiten unter Tage auf 13 Jahre festgesetzt; in weiteren drei Jahren wird die Altersgrenze für unterirdische Betriebe auf 14 Jahre hinaufgesetzt werden. Für gefährliche Berufe sind weitere Einschränkungen vorgesehen, und zwar ist die Arbeit der männlichen Arbeiter unter 15 Jahren und die der weiblichen unter 21 Jahren in solchen untersagt. Frauenarbeit in Bergwerken ist ohne Rücksicht auf das Alter gänzlich verboten. Die Nachtarbeit für Kinder von 12—15 Jahren durfte bisher 6 Stunden währen; das neue Gesetz verbietet sie für jugendliche Arbeiter unter 15, für Arbeiterinnen unter 21 Jahren. Nach Verlauf von 5 Jahren hat die Nachtarbeit für Frauen gänzlich aufzuhören. Diejenigen Frauen, welche heute in Nachtarbeit beschäftigt sein wollen, haben ein ärztliches Zeugnis beizubringen. Das neue wie das alte Gesetz verbietet die Beschäftigung von Kindern unter 12 Jahren für mehr als 8 Stunden; für solche von 12—15 Jahren ist das Maximum 11 Stunden; Frauen und Mädchen über 15 Jahre dürfen bis zu 12 Stunden beschäftigt werden. In Ausnahmefällen darf auch die Arbeitszeit der 12—15jährigen bis auf 12 Stunden ausgedehnt werden. Während das frühere Gesetz nur für Kinder eine Unterbrechung von einer Stunde für die Mahlzeit vorsah, und auch nur dann, wenn dieselben über 6 Stunden beschäftigt waren, wird jetzt für Kinder und alte Frauen, welche 6—8 Stunden beschäftigt sind, eine Pause von einer Stunde, für solche, die 8—11 Stunden arbeiten, von 1½ Stunde, für die, welche über 11 Stunden arbeiten, eine solche von 2 Stunden festgesetzt. Für männliche Arbeiter unter 15 Jahren und für Frauen jeden Alters sieht das neue Gesetz einen vollen Ruhetag pro Woche vor. (Vorwärts, 1902, No. 203.)

Ueber Morgans gigantische Trustprojekte berichtet ein Mitarbeiter des Hamburger Fremdenblattes aus New-York: Präsident G. A. Parkin von der Toronto-Universität, der während der Ueberfahrt hierher an Bord des Dampfers „Oceanic" mit Morgan interessante Diskussionen gepflogen hat, erklärt in einem Aufsehen erregenden, in den hiesigen Zeitungen veröffentlichten Statement, daß Morgan ihm Einblick in seine Ideen über industrielle und kommerzielle Entwickelung und Konsolidation gewährt habe, der ihn förmlich verwirrt habe, so daß es außerhalb seines Horizontes liege, ihm darin folgen zu können. Morgan habe erklärt, die Aera der großen Trusts habe eben erst begonnen, die Trustidee sei noch in ihrer Kindheit. Der Dampfertrust z. B. sei nichts als der schwache Schößling, der zum mächtigen, weltumfassenden Baume auswachsen werde. Es würden neue Vereinigungen so kolossaler Natur erstehen, daß der Milliardenstahltrust in den Schatten gestellt erscheinen werde. „Das diesbezügliche Ideal, das Morgan vorschwebt", schloß Parkin, „ist die Vereinigung alles Kapitals zur uniformen Besorgung aller industriell-kommerziell-geschäftlicher Funktionen." Auch als Chauvin hat Morgan sich nach den Mitteilungen des genannten Gewährsmannes erwiesen, indem er gegen ausländische Ideen folgendermaßen zu Felde zog: „Ich bin entschieden dagegen, daß amerikanische Jünglinge nach Europa geschickt werden, um zu studieren. Dadurch werden sie nur dem amerikanischen Geiste entfremdet, und sie füllen sich die Köpfe mit fremden Ideen. Wir sind die erste Nation der Erde, und unsere jungen Leute müssen in amerikanischer Atmosphäre herangebildet werden; alles Fremde soll von ihnen ferngehalten werden, bis sich ihr Charakter entwickelt hat. Wenn wir schon Studierende auf fremde Hochschulen schicken, sollten dazu nur gereifte junge Leute gewählt werden, die in ihrem Fühlen und

Digitized by Google

Denken durch und durch amerikanisch sind. Diesen können europäische Ansichten nicht mehr schaden, und das Studium im Auslande bringt ihnen vielleicht dadurch Nutzen, daß es ihren Gesichtskreis erweitert."

Der Prozentsatz der Unfallverletzungen. Nach einer statistischen Zusammenstellung der im Jahre 1897 bei sämtlichen Berufsgenossenschaften des Deutschen Reiches zur Anmeldung gebrachten Unfallverletzungen der verschiedenen Körperteile fallen auf die Verletzungen erstens an Armen, Händen und Fingern: 37,92 pCt. bei gewerblichen Berufsarten, 31,75 pCt. bei landwirtschaftlichen; zweitens an Beinen, Füßen und Zehen: 25,21 pCt. bei gewerblichen und 30,91 pCt. bei landwirtschaftlichen Berufsarten. (Dr. M. Miller, Monatsschrift für Unfallheilkunde und Invalidenwesen, 1902, No. 10, Seite 325.)

Krankenversicherungswesen in Deutschland. Die reichsgesetzliche Krankenversicherung umfaßte im Jahre 1900 in 23021 Kassen 9520763 Personen. Während die Bevölkerung des Deutschen Reiches seit 1895 um 7,8 pCt. angewachsen ist, hat sich in demselben Zeitraum die Zahl der gegen Krankheit versicherten um 26,5 pCt. gehoben, so daß auf Grund des Reichsgesetzes bereits 16,1 pCt. der gesamten Bevölkerung gegen Krankheit versichert sind. Ausgegeben wurden 1900 für 3679285 Erkrankungsfälle mit 64916827 Krankheitstagen an Krankheitskosten 157865199 Mark; von letzteren entfallen 44 pCt. auf das Krankengeld, 22 pCt. auf ärztliche Behandlung und 17 pCt. auf Arznei und sonstige Heilmittel. Auf ein Mitglied kamen 0,39 Erkrankungsfälle, 6,82 Krankheitstage und 16,58 Mark Krankheitskosten. Das angesammelte Vermögen aller Kassen beläuft sich auf rund 156 Millionen Mark, wovon den Orts- und Betriebskrankenkassen je 43 pCt., den eingeschriebenen Hülfskassen 10 pCt. gehören. (Wiener Medizinische Presse, 1902, No. 28.)

Staats- und Parteipolitik.

Aus den Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitages in München. Besonders interessant sind die scharfen und erregten Auseinandersetzungen über die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehren innerhalb der sozialdemokratischen Partei. Wir erfahren, daß auf Grund des Organisationsstatuts der Parteivorstand die Pflicht hat, die Presse zu überwachen. Mitgliedern der Partei wird es übel vermerkt, wenn sie in anderen Organen, selbst sozialistischen, ihre geistige Arbeit niederlegen, wenn dieselben sich nicht der offiziellen Kontrolle unterziehen. (Geistige Inzucht!) Ein solch ketzerisches Blatt sind die „Sozialistischen Monatshefte", in denen die Bernsteinianer und die Revisionisten sich ihr Rendez-vous geben. Das Verlangen, daß die Parteimitglieder nur in offiziellen Organen mit arbeiten, bezeichnet W. Heine als ein „reines Maulkorbgesetz im Interesse des Parteibuchhandels und der offiziellen Parteilehren, als eine bureaukratische Engherzigkeit, abgeguckt unseren schlimmsten Feinden". Daß es sich in dem Kampf zwischen den beiden Zeitschriften um eine persönliche Konkurrenz der Geister handelt, ist den Beteiligten nur dunkel zum Bewußtsein gekommen. Aber man sieht, daß die Sozialdemokratie zu ähnlichen psychologisch unvermeidlichen Gebundenheiten kommt, wie andere politische Parteien und gelehrte Zünfte. Das sollte sie in der Kritik anderer Parteien und Zünfte etwas zurückhaltend machen. — Ein anderes Schmerzenskind, abgesehen von Bernstein, sind die nationalistischen Bestrebungen der polnischen Genossen. Die Polen fürchten die Germanisation und erklären, Oberschlesien gehöre ihnen. Winter sieht in ihnen „aufgehetzte" Leute und R. Luxemburg ist der Meinung, daß die Sozialdemokraten „nicht als Polen oder Deutsche, sondern als Arbeiter zur Partei gehören". Molkenbuhr berichtete über „Arbeiterversicherung" und schlug eine Resolution vor, welche die Ausdehnung der Versicherung auf alle Kreise, die die Versicherung nötig haben, vorschlägt und ihre Ausdehnung auf alle Gebiete anregt, wo durch die Versicherung überhaupt etwas geholfen werden kann, die schließlich volle Selbstverwaltung für die Versicherten fordert. — Lindemann referierte über Kommunalpolitik, Bebel über die bevorstehende Reichstagswahl. — Auf dem Parteitag in Hannover bezeichnete Bebel die Bekämpfung des Alkoholismus als „Kleinkram". Er gehört zu denen, die Religion und Alkoholgenuß für eine Privatsache erklären. Inzwischen ist ein kleiner, aber immerhin erfreulicher Umschwung bei der Mehrzahl eingetreten, denn mit übergroßer Mehrheit wurde

Digitized by Google

folgende Resolution angenommen: Der Parteitag erkennt rückhaltlos die Gefahren an, die aus einem übermäßigen Genuß alkoholischer Getränke für den Kampf um die politische und wirtschaftliche und damit die physische und geistige Befreiung der Arbeiterklasse entspringen; der Parteitag ist aber nicht in der Lage, die Agitation für die völlige Abstinenz von alkoholischen Getränken als eine der Aufgaben der Partei oder die Verpflichtung zur Abstinenz als Voraussetzung für die Parteizugehörigkeit zu erklären; die deutsche Sozialdemokratie ist eine politische Partei, die ihre politischen und wirtschaftlichen Grundsätze in ihrem Programm niedergelegt hat, daher muß es der Parteitag ablehnen, über Fragen ein Urteil zu fällen, die, wie die Frage der absoluten oder relativen Schädlichkeit des Alkohols, in das Gebiet der Spezialwissenschaften gehören. In der Erwägung, daß die deutsche Sozialdemokratie es von jeher als ihre Aufgabe betrachtet hat, die Arbeiterklasse nicht bloß körperlich, sondern auch geistig und sittlich zu heben und sie so zur Führung ihres Befreiungskampfes immer mehr zu befähigen, erklärt der Parteitag die Anträge betreffend die Alkoholfrage für erledigt.

Ueber die Differenzen in der sozialdemokratischen Partei äußert sich K. Kautsky in einem Artikel zum Münchener Parteitag in der „Neuen Zeit" (No. 26): Besser wärs freilich, wenn wir gar keine zwei Richtungen innerhalb der Partei hätten. Aber die lassen sich weder hinwegdekretieren, noch hinwegleugnen. Doch können die kommenden Reichstagswahlen viel thun, manchen inneren Gegensatz zu überwinden. Ein gemeinsam geführter Kampf bringt die Menschen einander näher, er kann aber auch Verschiedenheiten in der Auffassung der Dinge beseitigen, wenn er klare, scharfumrissene Situationen schafft, die nur in einem Sinne aufgefaßt werden können, den Kampf nur nach einer Richtung hin ermöglichen. Selbstverständlich dürfen wir auch dann nicht erwarten, daß sämtliche Gegensätze innerhalb unserer Partei verschwinden. Das wäre weder möglich noch gut. Dann würde allerdings die so viel befürchtete Stagnation in unserer Partei eintreten. Es giebt Gegensätze, die in unserer Partei immer bestanden haben und bestehen werden: die zwischen Prinzipiellen und Opportunisten, zwischen Staatsmännern und Stürmern und Drängern u. s. w. Daneben giebt es Gruppierungen, die aus besonderen historischen Situationen entspringen und wieder verschwinden, aber nur um neuen Gruppierungen, neuen Gegensätzen und daraus hervorgehenden Friktionen Platz zu machen. Wir hatten in der ersten Hälfte der achtziger Jahre die Rodbertusianischen Staatssozialisten; ihnen folgte die radikale Fronde Schippels und seines Anhanges in der „Volkstribüne". Denen schlossen sich die „Jungen" an, die nach einer kurzen Pause von den Revisionisten abgelöst wurden. Welche Fortsetzung folgen mag, das ist unabsehbar. Eines aber ist sicher: die letzten Jahre erbitterter theoretischer Kämpfe sind an der Partei vorübergegangen, ohne ihre Geschlossenheit und ihr Selbstbewußtsein im geringsten zu erschüttern. Dies ist niemals eklatanter zu Tage getreten als in München. Selbst die am eifrigsten nach Auflösungssymptomen auslugenden Unglücksraben der bürgerlichen Presse wagen es diesmal nicht, wie sonst nach jedem Parteitag, von der bevorstehenden Spaltung der Sozialdemokratie zu leitartikeln. Unerschüttert ist unsere Einheit, unerschüttert unser Vertrauen auf uns selbst und unsere Sache. Und diese Zuversicht, die ein so mächtiges Propagandamittel ist, sie wird uns im nächsten Jahre zu neuen Siegen führen!

Nachklänge zum Parteitag der Sozialdemokraten. Nach dem Parteitag in München hielt der Abgeordnete Heine eine Rede, in welcher er unter anderem sagte: Es giebt drei Quellen des Sozialismus: den Idealismus, die Wissenschaft und die praktische Arbeit. Die letztere ist es, die uns zum Erfolge führt. Wollen wir praktische Arbeit leisten, so müssen wir vor allem fragen: Was können wir erreichen? Wie können wir Macht gewinnen? Alle unsere Thätigkeit muß unter dem Gesichtspunkte geschehen, Macht und Einfluß zu gewinnen, die Situation auszunutzen. Die Wissenschaft lehrt uns, die vorhandenen Kräfte kennen zu lernen und gegeneinander abzuwägen. Damit haben wir das Mittel zum Fortschritt. Der Maßstab des Fortschrittes ist die Frage: Gewinnt die kämpfende, arbeitende Menge an Macht? Es ist eine frevelhafte Redensart, immer an die Stelle des gegenwärtigen den Zukunftsstaat zu setzen, von dem wir noch gar keine Vorstellung haben. Stellen wir uns doch den heutigen Staat vor! Unser wirtschaftliches Leben ist so fein organisiert, daß es frevelhaft wäre, es mit plumper Hand zu vernichten. Nur allmählich kann die neue Gesellschaft kommen. Bismarck hat bei den Maigesetzen gegen die Katholiken und beim Sozialistengesetz die realen Machtfaktoren unterschätzt. Der Liberalismus glaubt durch Abwarten alles erreichen zu können, und

Digitized by Google

hat daher den Zeitpunkt versäumt, wo es ihm möglich gewesen wäre, den Sieg und die Macht zu erringen. Das muß uns eine Lehre sein. Wir müssen uns hüten vor dem taktischen Fehler, den die Fortschrittspartei bei dem Militärkonflikt gemacht hat, und der sie auf das tote Geleise gebracht hat. Ausnutzung der realen Faktoren muß unsere Losung sein. Das wird uns langsam aber sicher zur neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung hinüberführen! — Wer derartiges unmittelbar nach Beendigung des sozialistischen Parteitages sagen konnte, nachdem er auf dem Parteitag selbst geäußert hat, der ganze theoretische Streit sei ihm längst zuwider, der bekundet damit ungefähr die Gesinnung: Faßt Beschlüsse, welche ihr wollt, hängt den theoretischen Revisionismus oder hängt ihn nicht, aber laßt uns bei unserer praktischen Arbeit ungeschoren, die darauf ausgeht, die Empfindung des Proletariats für die realen Machtfaktoren immer mehr zu schärfen, damit wir eines Tages imstande sind, die politischen Situationen auszunutzen, wie sie sich bieten. Dann wird sich unsere Stellungnahme zu diesem und jenem schon von selbst ergeben. (Naumanns „Die Zeit", 1902, No. 52.)

Bevölkerungsstatistik.

Wanderungen und Bevölkerungsaufbau in Bayern. Auswanderung ist das Verlassen des Vaterlandes, Abwanderung ist die Verlegung des Wohnsitzes innerhalb seiner Grenzen. Die Auswanderung in Bayern nahm ihren Ursprung mit der Zunahme der Bevölkerung seit dem Jahre 1834. Zugleich mit der Auswanderung kam auch die Abwanderung auf, die aber damals durch polizeiliche Maßregeln noch darnieder gehalten wurde. Auswanderungen fanden namentlich nach Wien und nach Amerika statt. Die Städte vermehren ihre Bevölkerung durch Abströmung des Volkes vom Lande in die Stadt. Während das Land auf eine Million Einwohner 36 000 Kinder, hat die Stadt auf eine Million 24 000 Kinder zu ernähren. Dieser Prozentsatz hält im großen und ganzen an bis zum 14. Jahre. Mit dem Eintritt in das erwerbsfähige Alter ändert sich das Verhältnis; die Stadt hat relativ viel mehr und im Anfang der zwanziger Jahre auch absolut mehr männliche Erwerbsfähige als das Land. Erst mit Ende der vierziger Jahre, also wenn die Vollkraft gebrochen ist, erlangt das Land wieder das relative Uebergewicht an Menschenmasse. Qualitativ ist der Ausgewanderte erwerbsfähiger als der Zurückgebliebene (Auslese!) Hiervon kann sich jeder überzeugen, wenn er das Mägde- und Knechtematerial des Landes betrachtet. Während auf dem Lande $^1/_8$ aller Bevölkerung unter 6 Jahre alt ist, ist dieser Bruchteil der Stadt bloß $^1/_9$; umgekehrt beträgt die lebenstüchtige und arbeitskräftige, generative Zeitperiode vom 21. bis 25. Lebensjahr in der Stadt etwas mehr als den 7. Teil der Bevölkerung, auf dem Lande macht sie fast $^1/_{11}$ aus. Die Stadt entlehnt vom Lande die Arbeitskräfte. Der größere Reichtum der Städte ist mit bäuerlichem Blute erworben. (Dr. Grassl, Blut und Brot, eine ethnologische Studie. Friedreichs Blätter für gerichtliche Medizin und Sanitätspolizei, 1902, No. VI.)

Deutsche in den englischen Kolonien. Der Mangel an eigenem überseeischen Besitz hat Jahrzehnte hindurch die Deutschen nach den Kolonien Englands geführt und erheblich zu deren kultureller Höhe beigetragen. Zieht man vor allem Kanada, Südafrika und Australien in Betracht, so finden wir nach den Mitteilungen des allgemeinen deutschen Schulvereins in Kanada etwa 335 000 Deutsche; sie sind dort auf einen verhältnismäßig kleinen Raum im Osten zusammengedrängt. Von den nicht 3000 Deutschen, die durch das übrige ungeheuere Land zerstreut sind, sitzen wieder etwa 2000 in der Nähe der Westküste in Britisch-Kolumbien. Man hat es also fast nur mit dem Südosten zu thun. Hier wiederum ist das Deutschtum am stärksten in den Provinzen Ontario, Neuschottland und Manitoba, wo es mit 238 500, 44 000 und 13 000 Köpfen etwa 12,11 und 10 vom Hundert der Bevölkerung bildet. Noch bedeutender stellt sich das Stärkeverhältnis der Deutschen in einzelnen Städten. In Waterloo, Berlin, Lüneburg und Williamsburg bilden sie mit 1650, 3150, 3092 und 2795 Köpfen 82, 79, 77, 59 vom Hundert. Einzelne Bezirke sind hier fast oder völlig deutsch. Von der weißen Bevölkerung des englischen Südafrika sind etwa 35 000, das heißt 5 vom Hundert Hochdeutsche. Die Engländer stellen mit 189 000 Köpfen 23 vom Hundert. Doch stehen der Nationalität nach den Deutschen ganz nahe die Buren, die im Jahre 1900 mit 569 000 Köpfen 72 pCt. der weißen Bevölkerung ganz Südafrikas bildeten. Auf die einzelnen Länder verteilen sich die

Digitized by Google

Deutschen wie folgt: im Kapland 10000, in Natal 5000, in Transvaal 15000, im Oranje-Freistaat 5000. Australien endlich besitzt unter einer Gesamtbevölkerung von etwa 3½ Millionen, wovon ein großer Teil auf die Eingeborenen entfällt, nicht weniger als 106500 Deutsche. Am weitaus stärksten vertreten sind diese in den Kolonien Queensland und Südaustralien. Hier bilden sie bei einer Anzahl von dort 38000, hier 30000 ganze 8 und 7 Hundertteile der Bevölkerung; es folgen dann Viktoria mit 15000, Neuseeland mit 12000, Neusüdwales mit 10000 Deutschen. Nur 1000, respektive 500 Deutsche finden wir in Tasmanien und dem weiten Westaustralien. Noch in Deutschland geboren sind von diesen höchstens 47000. Zusammen also zählen die drei englischen Kolonien über 476000 deutsche Bewohner. Ueberall bilden diese mit das wirtschaftlich und kulturell beste Element der Bevölkerung. Leider freilich macht man auch überall die Beobachtung, daß diese Deutschen gar zu leicht und gern im Engländertum aufgehen. Rühmliche Ausnahmen giebt es natürlich auch dabei, aber im ganzen haben sich alle, die nicht noch in Deutschland geboren sind, gewöhnt, das Englische als ihre Muttersprache zu sprechen und die englischen Lebensgewohnheiten und Einrichtungen angenommen. Selbst Leute, die noch in Deutschland selbst waren, entwöhnen sich bereits ihrer Muttersprache. Und dies ist für uns ein gefährlicherer Wettbewerb des Engländertums als der auf wirtschaftlichem Gebiete. (Deutsche Exportrevue, 1902, Nr. 11.)

Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Die ungünstige Geschäftslage in Europa hat auch der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika einen neuen Anstoß gegeben. Nach einer von dem Einwanderungsbureau in Washington veröffentlichten vergleichenden Statistik kamen im Fiskaljahre 1901/02 in den Vereinigten Staaten von Amerika 648743 Einwanderer und 82055 sonstige fremde Reisende an. Gegenüber der Einwandererziffer des Fiskaljahres 1901 trat eine Zunahme von 160825 Köpfen ein. Die größten Einwandererkontingente stellten im Fiskaljahre 1901/02 die nachgenannten Staaten mit der beigefügten Gesamtkopfzahl: Italien einschließlich Sizilien und Sardinien 178375, Oesterreich-Ungarn 171989, Rußland und Finnland 107347, Schweden 30894, Irland 29188, Deutschland 28304, Norwegen 17484, Japan 14270 und Großbritannien 13575. (Vorwärts, 1902, No. 203.)

Völker und Politik.

Die Germanen in Argentinien. Unter einer Million Ausländer in Argentinien giebt es kaum 80000 Einwohner germanischer Rasse, die jedoch mehr als die Hälfte der ganzen Einfuhr und Ausfuhr in Händen haben. Den Engländern verdanken wir Kapitalanlagen von nahezu 4000 Millionen Mark in Anleihen, Eisenbahnen, Straßenbahnen, Banken und in der Landwirtschaft u. s. w. Die Deutschen, ungeachtet ihrer geringen Anzahl (17000), beherrschen dagegen den Großhandel; aber an großen industriellen Unternehmungen im Stile der englischen sind sie direkt nicht beteiligt. Nur 16000 km Eisenbahnen durchkreuzen unsere unendlichen Landflächen, und noch viermal mehr, namentlich Schmalspurbahnen, könnten ein unerschöpfliches Feld von rentablen Kapitalanlagen ergeben, die gleichzeitig den berührten Ländern einen vierfachen Wert verleihen würden. Von 3 Mark bis 600 Mark per Hektar kann man geeignetes Land für Ackerbau und Viehzucht vom Limay bis in die Nähe der Stadt Buenos Aires kaufen, während man in Nebraska 2000 Mark und am Mississippi 4000 Mark zahlt für Ländereien von geringerem Werte. Nur 200 km von der Hauptstadt entfernt kann man den Hektar Land erster Klasse, mit Eisenbahnverbindung mit 150 Mark kaufen und in gleicher Entfernung von Rosario für 36 Mark. Man sollte dort anfangen zu kolonisieren und gleichzeitig den Ackerbau mit der Viehzucht verbinden. Im Verlauf von fünf Jahren könnte der Kolonist mit seinen Ersparnissen das Land nebst Zinsen u. s. w. abzahlen. Der deutsche Handel ist in beständigem Zunehmen begriffen, 160 transatlantische Dampfer mit deutscher Flagge laufen jährlich im Hafen von Buenos Aires ein, 60 Millionen Mark beträgt die Einfuhr der deutschen Waren und 80 Millionen Mark der Export unserer Produkte nach Deutschland. Ein Land wie Argentinien, das infolge seiner günstigen geographischen Lage, vom 22. bis 55. Grad südlicher Breite gelegen, alle Klimate der gemäßigten Zone in sich einschließt, welches nur 1½ Einwohner per Quadratkilometer aufweist, alles besitzt, was die Vermehrung der Bevölkerung im gesunden Zustande begünstigt und welches alle Produkte der Welt erzeugen kann, muß den germanischen Völkern einen vortrefflichen Spielraum für ihre Leistungs-

Digitized by Google

fähigkeiten bieten. 25 Millionen Kühe, 80 Millionen Schafe und 5 Millionen Pferde, die nur 96 Millionen Mark in Häuten, 60 Millionen Mark in Fleisch, 12 Millionen Mark Talg, 112 Millionen Mark Wolle und 1 Million Mark in Butter für die Ausfuhr liefern, sollten die größte Anziehungskraft sein für verständige und mit Ausdauer begabte Unternehmer, zumal die Australier verhältnismäßig dreimal so viel erzielen. Eine ausgedehnte Fläche von nahezu 3 Millionen Quadratkilometern, welche nur einen Ertrag von 300 Millionen Mark in Getreide ergiebt, beweist, daß der Ackerbau noch in den Kinderschuhen steckt. (Deutsche Exportrevue, 1902, No. 15.)

Die Deutschen in Guatemala. Seit etwa einem halben Jahrhundert stellt hier das Deutschtum eine wirtschaftliche Macht dar, wie in keinem anderen mittelamerikanischen Staat. Eine Schätzung des in Guatemala arbeitenden Kapitals auf 200 Millionen dürfte kaum zu hoch gegriffen sein. Die Zahl der dort lebenden Deutschen ist im Verhältnis dazu gering, kommt aber für das Land recht stark in Betracht, wenn man bedenkt, daß diese 1100 Deutschen mit das beste Element bilden unter der Bevölkerung eines Landes, das, etwa so groß wie Süddeutschland, doch nur weniger als 1400000 Bewohner zählt, wovon noch fast 900000 eingeborene Indianer sind. Die wirtschaftliche Bethätigung der Deutschen erstreckt sich auf alle Gebiete. Nirgends besitzen sie einen so großen Teil des fruchtbaren Bodens wie hier. Sie stehen hierin allen andern Nationen voran. Zehn große Plantagen sind Eigentum deutscher Aktiengesellschaften, etwa 160 sonstige Besitzungen gehören einzelnen Eigentümern. Gepflanzt wird vor allem Kaffee, aber auch viel Zucker. Ein großer Teil auch des deutschen Landbesitzes ist noch mit Urwäldern bestanden, die wertvolle Hölzer liefern. Im Handel ist Beteiligung der Deutschen ebenso wichtig. Besonders liegt die Kaffeeausfuhr weitaus zum größten Teil in deutscher Hand. Die Hälfte alles im Lande gebauten Kaffees geht dann auch nach Deutschland. In der Hauptstadt befassen sich nicht weniger als 12 deutsche Häuser mit der Kaffeeausfuhr. Im ganzen giebt es im Lande vielleicht 50—60 deutsche Handelshäuser, die noch eine Reihe von Filialen unterhalten. Auch in der Industrie ist der deutsche Anteil groß. In Flußschiffahrt und Eisenbahnunternehmungen arbeitet deutsches Geld. Am wichtigsten von allen industriellen Unternehmungen sind jedoch die elektrischen der Firma Siemens & Halske, die allein in der Hauptstadt mit 3½ Millionen Mark arbeitet, wovon fast 3 Millionen Mark in deutschen Händen sind. Die Firma Siemens & Halske befindet sich übrigens auch unter den durch den Vulkanausbruch und die Zerstörung der Stadt Quezaltenango Geschädigten, alles in allem mögen dort deutsche wirtschaftliche Werte von nicht weniger als 1 Million Mark zerstört worden sein. (Deutsche Exportrevue, 1902, No. 11.)

Der deutsche Handel nach Indien. Der deutsche Konsul in Rangun hat für die beiden Jahre 1900 und 1901 über den deutschen Handel nach Indien amtlichen Bericht erstattet. Es geht aus demselben erfreulicherweise hervor, daß der deutsche Handel stellenweise den englischen überflügelt. Die überseeische Einfuhr übertraf alle früheren mit ungefähr 68700000 Rupien, gleich etwa 92¾ Millionen Mark. Eine Zunahme zeigen namentlich: Baumwollengarn, Stückgüter, wollene und seidene Waren, Kurz- und Putzwaren, Tuche, Maschinen, Metalle, Eisenwaren, Lebensmittel, Salz und Zucker. Deutschland war am Einfuhrhandel beteiligt mit Waren im Werte von 4950000 Rupien, gleich etwa 6680000 Mark, gegen nur 2950000 Rupien, gleich etwa 4000000 Mark im Vorjahre, eine Zunahme von 2680000 Mark gegen das Vorjahr. Hervorzuheben ist, daß das deutsche Salz dem britischen den Rang abgelaufen hat, indem aus Deutschland 21689 t im Werte von 578660 Rupien oder 780000 Mark, aus Großbritannien 10265 t im Werte von 333879 Rupien oder 450000 Mark eingeführt wurden. Das deutsche Salz, das mit den Dampfschiffen der Hansa-Linie angebracht wird, wird auf dem Markt von Rangun um etwa 4 Mark für 3865 englische Pfund billiger als das englische verkauft. Bei Messerschmiede- und Eisenwaren hat Deutschland ebenfalls bedeutende Fortschritte auf dem Ranguner Markt gemacht, indem die Einfuhr aus Deutschland um 45 pCt. zunahm, die Einfuhr aus Großbritannien dagegen eine Abnahme von 295000 Mark aufweist. Am Einfuhrhandel sind nur vier deutsche Firmen beteiligt. Am Reishandel waren beteiligt in Rangun vier deutsche und sieben englische Firmen, neuerdings auch eine italienische, in Akyab drei deutsche und vier englische Firmen, in Moulmein zwei deutsche und vier englische, neuerdings auch eine italienische, in Bassein drei deutsche und drei englische Firmen, außerdem eine große Anzahl chinesischer und indischer Firmen. An Tekholz wurden 71192 t im Werte von 8300000 Rupien, gleich 11200000 Mark, ausgeführt, wovon Deutschland 3795 t im Werte von 496000 Rupien oder 670000 Mark

Digitized by Google

bezog. Es ist anzunehmen, daß eine weitere Menge ihren Weg nach Deutschland über England nahm. Deutsche Firmen sind am Tekholzhandel nicht beteiligt. Während des Jahres 1901 besuchten ein deutsches Segelschiff von 561 Reg.-t und 17 deutsche Dampfschiffe von 36070 Reg.-t Rangun, davon gehörten 15 Dampfschiffe der Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa an. (Deutsche Exportrevue, 1902, No. 11.)

Chinas technische und industrielle Zukunft. Schon vor Jahrhunderten haben die Chinesen bedeutende Bauten und Anlagen zustande gebracht, vor allem große Brücken, darunter auch Ketten- oder Zugbrücken bis zu 70 m Länge. Bemerkenswerte Leistungen sind auch der große Kanal und die chinesische Mauer. Seit Jahrhunderten haben sie Bergwerke ausgebeutet, Kohle statt Holz gebrannt u. s. w. Daraus darf geschlossen werden, daß die Chinesen zur technischen Verwertung ihrer Bodenschätze durch die Europäer herangebildet werden können. Bei der industriellen Ausbeutung Chinas sind vor allem die Bergwerke und die Verarbeitung der betreffenden Bodenschätze ins Auge zu fassen. Zu großer Blüte könnten außerdem gebracht werden die Seidenzucht und die Tabakkultur durch Einführung europäischer Maschinen. In hohem Grade entwickelungsfähig ist auch die Viehzucht, die man in China noch kaum kennt. Zur Verfügung stehen ungezählte Arbeitskräfte, Hunderte von Millionen zäher, genügsamer und billiger Leute, mit denen die Europäer nicht konkurrieren können. Welche Rückwirkungen die Industrialisierung Chinas auf die inneren Verhältnisse des Reiches und auf die Weltwirtschaft ausüben wird, läßt sich noch nicht absehen, doch ist sie nur unter wesentlicher Mitwirkung der Chinesen selbst denkbar. Für die deutsche Schantungbahn wurden bis Mitte 1902 auf 21 deutschen Dampfern 80000 t von Deutschland nach Ostasien befördert, darunter 48000 t Oberbaumaterial, 6800 t Brücken, 20 Lokomotiven, 40 Personenwagen und 470 Güterwagen. (Deutsche Exportrevue, 1902, No. 1.)

Eingeborenen-Frage im Transvaal. Privatberichte aus Johannesburg bringen wieder einen neuen Beitrag zu der „ewigen" Eingeborenen-Frage im Transvaal, die in engstem Zusammenhang mit der raschen Entwickelung der Goldminenindustrie steht. Diesen Meldungen zufolge hat kein geringer Teil der eingeborenen Bevölkerung es verstanden, sich Feuerwaffen zu verschaffen, mit denen sie jetzt weiße Ansiedler auf einsam liegenden Farmen einschüchtern. Inwiefern diese Berichte auf phantastischen Uebertreibungen beruhen oder von burenfreundlicher Seite verbreitet werden, um die nur zu wohlbekannte Voreingenommenheit der Engländer für die Schwarzen zu verringern, läßt sich von hier aus schwer beurteilen. Die Behandlungsweise der Kaffern bildet seit vielen Jahren einen der Hauptstreitpunkte zwischen den Buren und Briten, obwohl englische Kolonisten, die sich nicht bloß in den größeren Städten Südafrikas aufgehalten haben, mit den Buren insofern übereinstimmen, als sie der Ansicht sind, daß man die Schwarzen im allgemeinen leicht zu gütig, aber nicht leicht zu scharf behandeln könne. Wenn man ihnen den sprichwörtlichen „kleinen Finger" reicht, so nehmen sie sofort weit mehr als die ganze Hand und dünken sich ebenbürtig ihren Herren. Die „Boys" im Transvaal erfordern seit dem Krieg ganz besonders scharfe Beaufsichtigung, denn die Verbrüderung mit den englischen Soldaten, denen sie als Träger und manchmal sogar als Führer dienten, sowie die hohen Löhne, die sie erhielten (gewöhnlich 2 s. 6 d. pro Tag), sind ihnen zu Kopf gestiegen. Diesem Umstand ist ein bedeutender Teil der Arbeitsscheu zuzuschreiben, über die die Minenindustriellen so laute Klagen erheben. (Die Finanz-Chronik, 1902, No. 35.)

Bücherbesprechungen.

H. Driesmans, Rasse und Milieu, die Kulturprobleme der Gegenwart. IV. Band. Berlin, J. Rüde, 1902.

Schonungslos habe ich im Dienste der Wissenschaft und Wahrheit über eine Schriftstellerei, wie die von Driesmans, den Stab gebrochen. (l. 5. dieser Zeitschrift): „Belehrung ist hier nicht zu holen." Wie kommt es aber, daß im Vor-

Digitized by Google

wort seines neuesten Erzeugnisses der Autor den „Lesern“ und insbesondere auch den „Rezensenten“ für das bisher entgegengebrachte „Interesse“ dankt? Weil eben die meisten Leser nicht Belehrung und ernste geistige Arbeit, sondern in leichtem und seichtem Geplauder Zerstreuung und flüchtige Unterhaltung suchen, weil viele „Rezensenten“ von diesen Dingen nicht mehr verstehen als der Schreiber. Die Behauptung in der Anpreisung des Verlages, der Verfasser habe sich „zum ersten Male die Aufgabe“ gestellt, das „Verhältnis von Rasse und Milieu“ zu untersuchen, hat nicht mehr Berechtigung als die, „den Anforderungen an wissenschaftliche Behandlung“ werde er „durchaus gerecht“. Dem gegenüber muß ich wiederholen: „Mit der Wissenschaft hat diese von manchen Leuten für geistreich gehaltene und gepriesene Schriftstellerei nichts zu thun.“ Trotzdem daß auf Seite 3 die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ (anthropologisch und ethnologisch) als im „Gegensatz“ stehend von einander geschieden werden, geht auch dieses Buch wieder von der falschen Voraussetzung aus, Germanen, Kelten, Romanen, Slaven seien die „Grundrassen, aus denen sich die europäischen Kulturvölker zusammensetzen“, während doch alle diese Völker aus der gleichen Rasse hervorgegangen sind und nur früher oder später, mehr oder weniger dem Einfluß der Blutmischung ausgesetzt waren. Die „rassebildende Kraft“, die diese „Grundpfeiler“ geschaffen, wird im Widerspruch mit der Ueberschrift in der Vermischung gesucht, da „keiner Rasse Lebensdauer beschieden sein kann, die nicht von Zeit zu Zeit durch Kreuzung mit einer anderen von neuem aufgefrischt und in eine neue Rasse umgeprägt wird“. Um sich den Schein der Wissenschaftlichkeit zu geben, beginnt der Verfasser mit dem angenommenen sprachlosen Urmenschen (Homo primigenius alalus), von dem wirklich gefundenen Ureuropäer (Homo primigenius) dagegen weiß er nichts; er glaubt noch an eine lappenähnliche Urbevölkerung, die von den „später“ auftretenden Canstatt- und Neanderthalrassen (er hält diese für verschieden) „in die Gebirge verdrängt worden sein“ soll; die Cro-Magnon-Rasse sei aus Afrika gekommen und, „während einer der Vereisungsperioden nach Norden verschlagen und, vom Eise festgehalten, jener Zuchtwahl“ unterlegen, aus der „das Stammgeschlecht der späteren weißen Rasse hervorging“. Dieses „aus dem Paradies vertriebene Menschenwesen“ wuchs „zunächst über seine tierischen und allmählich über seine menschlichen Stammesgenossen hinaus“, um mit dem „Aufgehen der letzten Vereisungsperioden nacheinander als Kaukasier, Arier und Germanen aus dem Norden hervorzubrechen und von dem westasiatisch-europäischen Grund und Boden Besitz zu ergreifen“. Bei dieser Verwirrung der Begriffe, die allerlei unverdaute Lesefrüchte, Wahres und Falsches urteilslos durcheinander mengt, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir fast auf jeder Seite Mißverständnissen, Uebertreibungen und schiefen, oft geradezu irrigen Auffassungen begegnen und der hülflose Leser immer tiefer in den grauen Nebel ungelöster Rätsel hineingerät. Der Verfasser selbst aber schließt seine Darstellung, die im „feinsten, höchsten, reinsten Milieu“, dem „Milieu der Milieu“, d. h. dem „Reich der Mütter“ gipfelt, mit den höchsten Tönen hoffnungsfreudiger Zuversicht und weissagerischer Verzückung. Aus dem „lebenschwellenden, fruchtschwangeren Untergrunde“ wird die „arische und germanische Rasse der Zukunft“ erwachsen, die zwar nicht „den Charakter der sogenannten Uebermenschen tragen“, sondern einer „äußerlichen, natürlichen Zuchtwahl und Auslese durch ein entsprechendes Milieu nicht mehr bedürfen“ und, von „sich selbst in die Zucht genommen“, frei von allen Vorurteilen, Anwandelungen und Bedenklichkeiten die Hinaufzüchtung“ zum „höchsten und vornehmsten Lebensziel“ vollenden wird.

Ludwig Wilser.

F. W. Dünkelberg, Prof. Dr., Das englische Vollblutpferd und seine Zuchtwahl. Braunschweig 1902, Fr. Vieweg & Sohn. 12,— Mk.

Professor Dünkelberg hat in No. 6 der Politisch-anthropologischen Revue die Ergebnisse seiner Forschungen in einer auch dem Nichtfachgelehrten leicht verständlichen Weise vorgetragen, so daß wir die Einzelheiten nicht wiederholen brauchen. Um die physiologischen Vererbungs- und Anpassungsvorgänge beim Menschen zu verstehen, müssen wir immer wieder auf die Erkenntnisse und Erfahrungen der Tierzüchter zurückgreifen. Wer sich mit den Fragen der Genealogie, insonderheit der Züchtung von Talenten und Genies in menschlichen Familien genauer beschäftigt, wird aus dem Buche viele Anregungen schöpfen können.

Digitized by Google

Immer wieder weist Dünkelberg auf die von Bruce Lowe gefundene und von ihm bestätigte Wahrheit hin, daß bei der englischen Vollblutzucht „die gute Hälfte des Rennerfolges auf richtiger Paarung“ beruht. Sollte es aber nur bei der Erzeugung der menschlichen Talente gleichgültig sein, welche Keime den Grund zum neuen Individuum legen? Sollte nicht auch hier die „gute Hälfte“ der Leistungen auf „richtiger Paarung“ begründet sein?

Dr. P. J. Möbius, Ueber Kunst und Künstler. VIII, 296 Seiten mit 10 Abbildungen auf 7 Tafeln. Leipzig 1901, J. A. Barth. 7,— Mk., geb. 8,50 Mk.

In seinem Buche „Ueber Kunst und Künstler“ sucht der Verfasser die Fragen zu beantworten, wie der Mensch zu den Künsten komme und welche Eigenschaften der Künstler habe. Er kommt mit Gall zu der Annahme bestimmter einzelner Kunsttriebe, deren fünf unterschieden werden. Er zeigt, daß einzelne dieser Triebe, die von jeher Bestandteile des Menschen sind, bei einzelnen Menschen von Geburt an besonders stark entwickelt sind und daß der ungewöhnlich starke Trieb oder das Talent den Künstler zu seiner Thätigkeit nötigt. Im ersten Teile führt der Verfasser seine eigene Auffassung aus und knüpft daran Betrachtungen über das Verhältnis zwischen dem Kunsttriebe und dem Geschlechtstriebe, sowie über den erzieherischen Wert der Künste. Im zweiten Teile wird eine Uebersetzung der Aufsätze Galls über die Kunsttriebe gegeben, der der Verfasser erläuternde und kritische Bemerkungen hinzugefügt hat. Wie Galls Angaben über die äußeren Zeichen der Talente zu verstehen seien, wird an ausgewählten Künstlerbildern gezeigt. — Ein sehr empfehlenswertes Buch!

Chamberlain und die Wissenschaft. Herr Chamberlain, der sich selbst einen „ungelehrten Mann“ nennt und sich nicht einen Augenblick einbildet, „seinem Buche komme wissenschaftlicher Wert bei“, der bekennen muß, von Rassenkunde „wenig oder nichts“ zu verstehen, ist gegen fachmännisches Urteil sehr empfindlich. So nennt er mich, der ihn wegen des richtig geahnten, aber schlecht begründeten und mangelhaft durchgeführten Grundgedankens so wohlwollend wie möglich, aber doch sachlich und gerecht beurteilt hat, im Vorwort zur vierten Auflage seiner „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ einen „Rassendogmatiker“. Unwillkürlich mußte ich lächeln, als ich diesen Ausdruck las; der unbequeme „Ketzer“ von früher ist nun auf einmal ins Gegenteil umgeschlagen und ein „Dogmatiker“ geworden. Wenn auch der erstere eigentlich ein Ehrenname ist, denn, wie die Geschichte lehrt, haben die Ketzer meist recht gehabt, so muß ich mich doch gegen beide verwahren: ich bin weder das eine noch das andere, sondern ein ehrlicher Sucher der Wahrheit, der ich mit allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln näher zu kommen strebe. Da nicht nur mühsame Untersuchungen, sondern auch überraschende Entdeckungen meine Ansichten noch immer bestätigt haben, glaube ich auf dem rechten Wege zu sein. Irgend welche Voraussetzung, ein „Dogma“, an das man glauben muß, giebt es für mich nicht; was sich nicht beweisen läßt, liegt für mich außerhalb des Bereiches der Wissenschaft. Daß die hochwichtigen Rassefragen sehr wohl in streng wissenschaftlicher Weise behandelt werden können, glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben, Chamberlain aber liefert durch die Vorrede zur vierten Auflage den vollgültigen Beweis, daß ihm der Begriff „Rasse“ noch ebenso unklar ist, wie in der ersten. Da es viel mehr Unwissende giebt als Gelehrte, viel mehr Ratlose als Urteilsfähige, so haben solche Bücher, wenn sie mit Schwung und Selbstgefühl geschrieben sind, eine große und gläubige Gemeinde. Vielleicht wird sich einem oder dem andern Leser aber doch die Ueberzeugung aufdrängen, daß man über die von Chamberlain behandelten Fragen, ohne „gelehrt“ zu sein, dicke Bücher schreiben kann, daß aber die Beantwortung derselben der Wissenschaft vorbehalten ist.

Ludwig Wilser.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

I. 12. 1903.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Herausgeber: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann.

Anthropologische Untersuchungen an jugendlichen Personen.

Professor Dr. G. Marina.

Zweiter Teil: **Physische Entwickelung.**

Körpergröße, Gewicht, Brustumfang, Respirations- und Muskelkraft.

Bereits im Beginne meiner Studien über die physische Entwickelung der jungen Leute nahm ich wahr, daß es zu keinem sicheren Ergebnis führen kann, wenn die Untersuchungen nur auf das Alter begründet und dann einander gegenüber gestellt werden. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, würden die vergleichenden Mittelwerte von Quételet u. s. w. zu irrigen Schlußfolgerungen führen. Ich war deshalb bemüht, soweit thunlich, allen wesentlichen modifizierenden Ursachen Rechnung zu tragen. Die physiologische Seite indes muß ich hier übergehen: Mag Springer[1]) mit Recht oder Unrecht behaupten, daß z. B. das Wachstum des Körpers von der Vermehrung der Zellen und dem Eindringen der Nährstoffe in die Zellsubstanz herrühre, der sie mit der Nahrung und dem Sauerstoff der Luft zugeführt werden, daß es deshalb von der allgemeinen Ernährung abhängig sei, welche ihrerseits von der Erblichkeit und der Umgebung beeinflußt werde: das Wachstum und die Entwickelung des Organismus sind physiologische Erscheinungen, welche unbedingt vielfältigen Einwirkungen unterworfen sind, die sie zu modifizieren vermögen. In dieser Hinsicht stimmen die Ergebnisse der Physiologie und der Pathologie mit denen der anthropologischen Forschungen überein.

Wir haben deshalb sowohl die Einwirkung von Erblichkeit, Umgebung, Rasse, Alter und Geschlecht thunlichst in Rechnung zu ziehen, wie auch die der verschiedenen hygienischen Bedingungen: Wohlstand, Ernährung, Körperübungen, Beruf, Klima, Jahreszeiten u. s. w.

[1]) M. Springer, Étude sur la croissance et son rôle en pathologie générale. Paris, 1890.

Digitized by Google

I.

Die schwerwiegenden Fragen nach dem Einflusse von Umgebung und Erblichkeit, ebenso wie die neusten Arbeiten auf diesem Gebiete sind dem Leser bekannt. Herbert Spencer[1]) befaßte sich im besonderen mit der Veränderung der werdenden Organe, die durch die Verschiedenheit der Funktionen bewirkt wird, und stellte hierdurch eine neue Theorie auf. E. D. Cope's[2]) Theorie ist ähnlich; er ist — wie Wallace sagt — als das Haupt der Schule amerikanischer Naturforscher zu betrachten, welche der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl nur ein Minimum einräumen. C. Semper[3]) beschäftigte sich speziell mit der direkten Einwirkung der Umgebung auf das ganze Tierreich; Patrick Geddes[4]) stellte die Hypothese auf, daß die Grundgesetze für das Wachstum und der Antagonismus zwischen den vegetativen und Reproduktionskräften manche jener Erscheinungen erklären, welche der natürlichen Zuchtwahl zugeschrieben werden. Weismann[5]) endlich schuf eine ganz neue Vererbungs-Theorie, die des Keim-Plasmas; A. R. Wallace setzt das Werk Darwins rühmlichst fort.

Ich beschränke mich hier darauf, zu erklären, daß die Erblichkeit bis zu einem gewissen Punkte als Rassenwirkung zu bezeichnen ist, und daß der Einfluß von Rasse und Umgebung auf die physische Entwickelung bei den verschiedenen Tiergattungen sowohl, als beim Menschen so offen zu Tage tritt, daß er wohl schwerlich zu leugnen ist. Dennoch schrieben die Anthropologen vielleicht der Rasse einen allzu vorwiegenden Einfluß zu, namentlich in Bezug auf die definitive Körpergröße. Man sehe z. B. die Arbeiten von Sistach, Boudin, Lagneau[6]), Bertillon[7]) und Broca[8]). Ueberdies ließ man allzu oft außer Betracht, wie stark und wie zahlreich die individuellen Abweichungen sind.

Beim Menschen wechselt die Körpergröße mit Leichtigkeit von einem Individuum zum andern, selbst wenn man die Vergleiche zwischen Individuen von gleichem Alter, gleichem Geschlecht und gleicher Rasse zieht; sie wechselt so sehr, daß 55 Serien Topinard Maximal- und Minimal-Unterschiede ergaben, die von 5 bis zu 39 cm schwankten. Die von Quatrefages auf Grund von 163 Messungen festgestellte mittlere Größe wäre 1,635 m, mit Schwankungen nach oben und nach unten von + 0,115 m für die Patagonier und — 0,265 m für die Buschmänner; ferner mit individuellen Schwankungen von + 0,295 m für einen Eingeborenen von Tongatabu, und von — 0,495 m oder — 0,635 m für Buschmänner.

---

[1]) H. Spencer, Factors of Organic Evolution.
[2]) E. D. Cope, Origin of the Fittest, Newyork, 1887.
[3]) C. Semper, The Natural Conditions of Existence as they affect Animal Life, London, 1883.
[4]) Geddes, Variation and Selection (in Encycl. Brit.) und: On the Nature and Causes of Variation in Plants (in Trans. & Proc. of the Edinb. Bot. Soc., 1886). Siehe auch Geddes und Thompson, On the Evolution of Sex.
[5]) A. Weismann, Studien zur Deszendenztheorie; vergleiche auch F. Galton, A. Theory of Heredity u. Yves Delage, La structure du protoplasma et les théories sur l'hérédité et les grands problèmes de la Biologie générale, Paris, Reinwald, 1895.
[6]) Siehe Remarques ethnologiques sur la répartition géographique de certaines infirmités en France (Mém. de l'Acad. de Médecine, XXIX, 1869—70).
[7]) Siehe Bull. de la Soc. d'Anthrop., Band IV, Seite 253.
[8]) Siehe Mémoires de la Soc. d'Anthrop., Band I.

Digitized by Google

Andere Erhebungen jedoch, und namentlich die Topinards und des Italieners Riccardi, modifizierten diese Ergebnisse. Topinard stellte bekanntlich die von sämtlichen Völkern gebildeten Gruppen auf:

große Gestalt (von 1,70 m aufwärts),
über Mittelgröße (unter 1,70 bis 1,65 m einschließlich),
unter Mittelgröße (unter 1,65 bis 1,60 m einschließlich),
kleine Gestalt (unter 1,60 m).

Dies erstreckt sich von den Tehuelchen Patagoniens, die 1,781 m messen, bis zu den Buschmännern, die kaum 1,404 m erreichen. Doch ein Blick auf die Tabellen Topinards genügt, um zu erkennen, welche Verschiedenheit nicht bloß unter den einzelnen Rassen vorkommt, sondern auch bei derselben Rasse.

Bei Knaben wie bei Mädchen ist der Einfluß von Erblichkeit und Umgebung ebenfalls deutlich, in der Körpergröße sowohl, als auch im Gewicht. Auch die Untersuchungen von Pagliani und von Bowditch haben dies dargethan. Pagliani, der sich auf die Ergebnisse seiner in den Elementarschulen von Venedig, Mantua, Mailand und Turin angestellten Erhebungen und auf die Militär-Statistik Frankreichs, Italiens, Oesterreichs und Hollands stützte, wies nach, daß die Verteilung der Körpergröße den sehr bezeichnenden Kurven entspricht, welche uns die Erblichkeitsgesetze enthüllen. Die Verschiedenheit der geographischen Länge und Breite und des Klimas, die wechselnden Verhältnisse maritimer oder kontinentaler Lage u. s. w., Wohlstand oder Not hätten sozusagen keinen Einfluß auf jene Verteilung der Körpergröße, die fast ausschließlich von ethnischen Einflüssen herrühre.

Die große Untersuchung Bowditchs, der unter den Auspizien der Medizinischen Gesellschaft zu Boston 25000 Beobachtungen in allen dortigen Schulen vornahm, bewies, daß die Rasse nicht nur auf die Körpergröße, sondern auch auf das Gewicht einwirkt, und dies auch während der Jahre der Entwickelung. Die von amerikanischen Eltern gezeugten Kinder sind größer und schwerer, als die von europäischen Eltern gezeugten. Dies hatte sich übrigens schon durch die Studien von Gould und von Baxter ergeben.[1])

Die Ergebnisse meiner Forschungen können diese Angaben zum großen Teil bestätigen, aber doch nicht ganz. Wie aus den hier gegebenen Tafeln hervorgeht: wenngleich der größere Einfluß von ethnischen Ursachen ausgeht, so ist doch auch die Wirkung anderer Ursachen offenbar, im besonderen die größere oder geringere Höhenlage und die verschiedene soziale Stellung. Bezüglich der ersteren beweist Tafel I, daß, wenn einerseits die Rasse auf die Körper-

[1]) Siehe das bibliogr. Verzeichnis und vergleiche ferner: Lombroso, La statura degli italiani in rapporto coll'antropologia e l'igiene (im Arch. per l'Antr., Band III) und Dell'influenza dell'orografia sulle stature (im Arch. di Statistica, a. 1878); Comissetti, Annotazione sull'attitudine degli italiani al servizio militare u. s. w.; Sormani, Geografia nosologica d'Italia (in Annali di Statistica, Seite II, Band 8, Rom, 1891); Bordier, La Géographie médicale, Paris, 1891); Zampa, La Demografia italiana studiata più specialmente in riguardo all'azione dei monti e delle pianure, Bologna, 1881; Bodio, La statura dei coscritti in Italia (in Giorn. d. Soc. it. d'igiene, a. I, Fasc. I); Livi, Sulla statura degli italiani (in Arch. per l'Antrop., Band XIII, 1883); F. S. Nitti, La popolazione e il sistema sociale, Turin, 1894; Italien. Statist. Bureau: Risultati dell'inchiesta sulle condizioni igieniche e sanitarie dei comuni del Regno, Rom, 1886.

Digitized by Google

größe den höchsten Einfluß hat (denn sonst wäre es ja nicht zu erklären, wie ganz verschiedene Größen in Gegenden und Ländern vorkommen, die nach geographischer Lage und Klima einander ähnlich sind), andererseits auch die Höhenlage einwirkt, und zwar nach Normen, welche sich in die Regel zusammenfassen lassen: je höher über dem Meeresspiegel der Geburtsort liegt, um so zahlreicher sind die kleinen Staturen; je niedriger dagegen, um so mehr wiegen die großen Menschen vor. Diese Thatsache wird auch durch die Ergebnisse der anthropometrischen Arbeiten der italienischen Militär-Sanitäts-Inspektion bestätigt, in deren (bereits erwähnter) Veröffentlichung sie ausführlich dargelegt und erläutert wird.

Hinsichtlich der sozialen Stellung war die Untersuchung schwieriger für mich wegen der geringen Anzahl von Beobachtungen. Wenn ich jedoch die 5614 Beobachtungen auf Tafel I in drei Klassen einteile, in junge Leute auf dem Lande, städtische junge Arbeiter und Studierende, so erhalte ich das folgende Resultat, aus welchem das Gesagte klar hervorgeht:

Tafel III.

	Anzahl der Beobachtungen	Körpergröße			
		Unter 1,60 m	von 1,60—1,65 m	von 1,65—1,70 m	über 1,70 m
		%	%	%	%
Landleute	2012	18,7	36,1	28,3	16,9
Arbeiter	1797	18,3	35,5	28,8	17,4
Studierende	1805	17,8	34,6	29,6	18,0
	5614	18,3	35,4	28,9	17,4

Dies stimmt mit den Ergebnissen der militärischen Erhebungen ziemlich überein. Was ich weiterhin über Brustumfang, Gewicht und Muskelkraft mitzuteilen habe, wird noch besser darthun, wie groß der Einfluß ist, den die materiellen Bedingungen auf die physische Entwickelung ausüben, und wo derselbe sich am meisten zeigt.

II.

Die physiologischen Experimente haben nachgewiesen, daß die Minimal-Stärke eines Reizes, welche hinreicht, um eine Zusammenziehung des Muskels zu erzeugen, für denselben Nerv verschiedener Frösche, oder für denselben Nerv zu verschiedenen Jahreszeiten eine höchst verschiedene ist, und daß dasselbe Faktum für den Menschen zutrifft: daher die unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, welche die pathologische Aetiologie Tag für Tag darbietet. Sie haben ebenfalls festgestellt, daß der geringe Widerstand gewisser Organe häufig auf bestimmte Bedingungen des organischen Baues, der Entwickelung, der Funktionsthätigkeit zurückzuführen ist; daß unter der Einwirkung dieser Faktoren nicht nur die krankhafte Disposition für schädliche äußere Einflüsse häufig eine vermehrte ist, sondern daß sich direkt Krankheiten bilden, ohne daß die Wirkung einer besonderen äußeren Krankheitsursache klar zu Tage tritt.

Digitized by Google

Innere krankhafte Ursachen begünstigen demnach die allgemeine krankhafte Praedisposition dadurch, daß sie die natürliche Befähigung des Organismus zu unbeschadeter Anpassung an konstante oder zufällige Krankheitserreger der äußeren Welt herabsetzen. Die schädlichen Wirkungen funktioneller Exzesse z. B. sind bekannt. Die Autopsien beweisen täglich an den Magen-Schleimhäuten, am Pankreas u. s. w., daß die in Thätigkeit befindlichen Organe viel reicher an Blut sind; aus den quantitativen Analysen des Blutes (über die Ranke berichtet)[1]) erhellen die bedeutenden numerischen Unterschiede zwischen dem Zustand der Thätigkeit und dem der Ruhe. Bekannt sind ebenso die hierauf bezüglichen Arbeiten von Leyden, Gräfe und so manchen andern[2]). Zu anstrengende körperliche Arbeit hat schwere Folgen nicht nur für das Muskelsystem, sondern auch für die Entwickelung von Entzündungen des Rückenmarks und namentlich für Affektionen des Central-Nervensystems.

Eine andere höchst wichtige und allgemeine krankhafte Praedisposition rührt von den Bedingungen körperlicher Entwickelung in den verschiedenen Lebensaltern her. Während in der Kindheit die von Gefäßstockungen und mangelhaftem Blutumlauf herrührenden Veränderungen selten sind und dagegen die akuten Infektions-Krankheiten vorherrschen, sind solche Veränderungen sehr häufig im Alter, wo die Entartung der Blutgefäße häufig die Grundlage aller anderen Alterationen bildet. Im mittleren Alter hingegen sehen wir im besonderen die Geistes-Krankheiten auftreten, die graue Entartung der Hinterstränge des Rückenmarks, die mehrfache Verhärtung (Sklerosis) der Nervencentren, die Gicht, den Typhus, Phthisis und die von der Ausübung der Zeugungs-Funktionen unmittelbar abhängigen Krankheiten.

Zu den äußeren Ursachen, welche die physische Entwickelung mehr oder weniger günstig oder in krankhafter Weise beeinflussen können, gehören namentlich die, welche man allgemein als äußere Lebensbedingungen bezeichnen könnte, nämlich Klima, Ernährung und Lebensweise. Ich weise zunächst auf die beiden letzteren hin und weiterhin auf das Klima.

Der Mangel an Nahrung bringt bekanntlich den Verbrennungs- und Zersetzungsprozeß des Organismus nicht sofort zum Stillstand, und die Gewebe werden infolgedessen mit einer Schnelligkeit verzehrt, welche im Verhältnis steht zu der Intensität der Vorgänge selbst: wenn also der stoffliche Ersatz der Gewebe nicht mehr hinreichend ist, um die Lebensthätigkeit zu unterhalten, besonders wenn das Fett (oft fast gänzlich, bis zu 97 pCt.) verzehrt ist, so erlischt das Leben. Die Autopsie ergiebt völliges Verschwinden des Fettes, bedeutende Muskelatrophie, erhebliche Verkleinerung des Lumens des Magens und der Eingeweide mit überraschender Verdünnung ihrer Wandungen und vollständiger Trockenheit der serösen Häute.

---

[1]) Ranke, Die Blutverteilung und der Thätigkeitswechsel der Organe.

[2]) Siehe u. a. Carrieu, De la fatigue et de son influence pathologique, Paris, 1878; Funke-Grünhagen, Lehrbuch der Physiologie; Layet, Gewerbe-Pathologie, Uebers. von Meinel, Erlangen, 1877; Rindfleisch, Lehrbuch der pathol. Histologie; Benecke, Die anatomischen Grundlagen der Konstitutions-Anomalien; Jäger, Seuchenfestigkeit und Konstitutionskraft, Leipzig, 1878; Lombard, Traité de climatologie; Mosso, La Fatica, Mailand, 1891; ferner die Arbeiten von Erb, Schüle, Ziemssen, Billroth u. s. w. u. s. w.

Digitized by Google

Aus den zahlreichen, an Tieren vorgenommenen Versuchen wissen wir, daß der Tod eintritt, wenn sie 40 pCt. ihres Körpergewichtes verloren haben; dieser Verlust entfällt fast zur Hälfte auf die Muskelmasse. Bei jungen Tieren ist der Gewichtsverlust stärker, als bei alten; sowohl aus diesem Grunde sterben die jungen Tiere schneller, als auch, weil sie nur einen verhältnismäßig geringeren Gewichtsverlust aushalten können, als die alten. Bei den z. B. von Chossat angestellten Versuchen starben infolge von Futtermangel junge Tauben am dritten Tage und ergaben einen Gewichtsverlust von 25 pCt.; ausgewachsene lebten sechs Tage und verloren 38 pCt.; alte lebten dreizehn Tage und verloren 36 pCt. Beim Menschen sind die Erscheinungen wahrscheinlich ähnliche; die Feststellung ist jedoch schwieriger, weil gewöhnlich die Entkräftung mit anderen schädlichen Nebenerscheinungen verknüpft ist.

Wenn die Ernährung nicht gänzlich mangelt, sondern nur ungenügend oder schlecht ist, so schreitet die Entkräftung schleichender und langsamer vor, bis wegen geschwächter Funktionsthätigkeit des Organismus oder wegen der nachteiligen Wirkungen minderwertiger Nahrungsmittel das Individuum verfällt und stirbt. Dies wird verursacht durch Nahrungsmittel, welche durch Zersetzung oder Fäulnis animalischer Stoffe verdorben sind; durch den Genuß des Fleisches oder der Milch kranker Tiere; durch Verunreinigung des Trinkwassers oder auch durch unangemessene Zusammensetzung der Nahrung.[1])

III.

Daß die Lebensweise auf die physische Entwickelung großen Einfluß ausübt, ist bekannt. Sehr schwierig ist es dennoch, denselben

---

[1]) Nach Pettenkofer und Voit (Zeitschr. für Biologie, Band II, Seite 459) bedarf der Mensch eines täglichen Nahrungsquantums von 137 g Eiweiß, 117 g Fett und 352 g Kohlehydraten. Es ist jedoch augenscheinlich, daß es sich nach der Lebensweise gestaltet, und reichlicher sein muß, wenn der Verlust ein größerer ist, wie bei starker Muskelbewegung, oder notwendig vermehrter Wärmeerzeugung in den kalten Zonen; weniger reichlich hingegen bei absoluter Ruhe, in den Tropen u. s. w. Man vergleiche die hierauf bezüglichen Studien von Chossat, Sur l'inaction (in Mém. de l'Acad. des Sciences, 1843); Magendie (im II. Bande seiner Physiol.); Bidder und Schmidt, Die Verdauungssäfte und der Stoffwechsel, Leipzig, 1852; Bischoff, Der Harnstoff als Maß des Stoffwechsels, Gießen, 1853; Bischoff und Voit, Die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers, 1863; Voit (in Zeitschr. für Biologie, Band II, 1866 und Band V, 1869); Kemmerich (in Pflügers Archiv, Band II, 1869, Seite 49); Förster (in Zeitschr. für Biologie, Band II, 1873, Seite 297), Ueber die Entziehung der Salze; Roloff (in Virchows Archiv, 37, 1866 und Archiv für wissenschaftl. Tierheilkunde, I, 1875); Cohnheim (Allgem. Pathologie, Band I, Seite 517); Gerhardt, Handbuch der Kinderkrankheiten, Band III; Immermann (in Ziemssens Handbuch der spez. Pathologie, XIII, 2); Morel, Traité des dégénérescences, Seite 153 ff.; Quincke (in Dtsch. Arch. für kl. Med., 1877, XX, Seite 16 ff.) u. s. w. Siehe ferner noch die Arbeiten von Böhm (in Ziemssens Handbuch der Pathologie); Böck (ibid.); Oesterlein (Handbuch der Hygiene, 1876), Husemann (Toxikologie, Suppl. 1867 und Archiv für exp. Pathologie, IX, 1878); Moser (in Virchows Archiv, 1868); Buchheim (Lehrbuch der Arzneimittellehre, 3. Aufl. 1878); Lombroso (in Jahresbericht der ges. Med., 1876 u. s. w.); Dinger, Förster, Cohn, Philipps, Colin, Bollinger, Gerlach; die bekannten von Charcot, Scherzer, Gobin, Voit, Gautier, Moleschott, König, Kalle; die von Prof. Bodio, und die zahlreichen, unter seiner Leitung veröffentlichten des Ital. Stat. Bur., endlich die kürzlich erschienenen, höchst bedeutenden Arbeiten von Prof. Manfredi, Albertoni, Novi und F. S. Nitti.

Digitized by Google

wissenschaftlich nachzuweisen, weil er von zahlreichen Ursachen abhängt, und zwar hauptsächlich von täglichen Ursachen, die in kleinem Maße wirken, deren Folgen aber erst in ihrer Gesamtheit zu Tage treten.

Die künstlichen Entstellungen, welche der in den verschiedenen Ländern herrschende Brauch oder Aberglaube dem menschlichen Organismus zufügt, will ich hier bei Seite lassen und nur diejenigen erwähnen, denen der Mensch durch seine Beschäftigungen unterworfen ist. In England, wie in Frankreich und Deutschland, in Italien, Belgien, Böhmen u. s. w. weisen die Fabrikdistrikte beständig eine höhere Sterblichkeit auf, als die Ackerbau treibenden. Die Statistik hat es unwiderleglich bestätigt: die mittlere Lebensdauer bewegt sich in den ersteren zwischen 19 und 23 Jahren, während sie in den letzteren 40 bis 45 erreicht, obgleich die Landbevölkerung oft schmutzige und ungesunde Wohnungen hat. Ramazzini war der erste, welcher sich — um 1722 — mit den Krankheiten der Arbeiter beschäftigte und die große Bedeutung derselben hervorhob. Die verschiedenen akuten und chronischen Vergiftungen z. B. derjenigen Arbeiter, welche der Einwirkung in Form von Staub oder Dampf verteilter Gifte ausgesetzt sind, oder dergleichen Substanzen handhaben; oder die Infektion durch animalische Gifte, insbesondere die Milzbrandkarbunkel (Pustulae malignae) der Hirten und Schlächter, der Leder- und Borstenarbeiter; ferner die schweren Lasten, welche sehr leicht und namentlich bei jungen Menschen Verkrümmungen der Wirbelsäule erzeugen, Säbelbein (Genu valgum), oder auch Caries der zwei ersten Halswirbel; der beständige Druck auf bestimmte Punkte des Körpers, der nicht nur schwielige Verhärtungen, sondern auch Entzündungs-Exsudate hervorruft. Häufig bilden sich in solchen Fällen Schleimbeutel (Bursae mucosae) an verschiedenen Körperteilen, je nach den verschiedenen Gewerben: bei Lohgerbern am Knie; bei Lastträgern auf dem Rücken; bei Schneidern am Köpfchen des Wadenbeines und am fünften Knochen des Mittelfußes; bei Orgeldrehern am rechtsseitigen großen Rollhügel (Trochanter major); bei Webern an der Spina iliaca anterior superior u. s. w. Häufig auch hat beständiger mechanischer Reiz entzündliche Geschwulst zur Folge: Wassergeschwülste (Hygrome) an der Kniescheibe treten bei Mägden auf, die auf den Knien liegend arbeiten, bei Böttchern, Polsterern und auch in den Klöstern; Hygroma am Ellbogen bei den Bergleuten u. s. w. u. s. w.

Hirt untersuchte 12647 Arbeiter in staubigen Industrien und stellte folgendes fest: in den Gewerben, welche verhältnismäßig wenig Staub erzeugen, waren von 100 Kranken nur elf Phthisiker; in den Gewerben, wo die Arbeiter vegetabilischen Staub einatmen (wie Müller, Kohlenarbeiter, Weber, Straßenkehrer, Cigarrenarbeiter u. s. w.), waren es 13,3 pCt.; 25 pCt. aber dort, wo die Arbeiter mineralhaltigem Staube und 28 pCt., wo sie rein metallischem Staube ausgesetzt sind. Während bei Schmieden und Schlossern das Verhältnis 10—12 pCt. beträgt, erreicht es bei Feilenhauern 62 pCt. und bei den Arbeitern in den Nadelfabriken von Sheffield über 69 pCt.!

Wir übergehen die schädlichen Wirkungen, welche dem Organismus erwachsen, wenn er schutzlos den Unbilden der Witterung, der strahlenden Wärme, dem Kontakt mit faulenden Substanzen ausgesetzt

Digitized by Google

ist. Unter den äußeren Lebensbedingungen bilden Dürftigkeit und Wohlstand sehr wesentliche Faktoren für die physische Entwickelung sowohl, als auch für die Lebensdauer und die Sterblichkeit. Casper vermochte die mittlere Lebensdauer der Armen Berlins auf 32 Jahre zu bestimmen, die der fürstlichen Familien auf 60 Jahre; Körösi behauptet, daß aus seinen in Pest vorgenommenen Untersuchungen ein noch weit größerer Unterschied hervorginge.[1]) Es ist indes dabei zu bedenken, daß dieser Unterschied großenteils von zwei Thatsachen abhängt: die bei den ärmeren Klassen außerordentlich hohe Sterblichkeit der Kinder und die verheerenden Wirkungen der Infektionskrankheiten, die unter den ärmeren Klassen stärker sind, weil diese ihnen mehr ausgesetzt, oder auch, weil sie weniger widerstandsfähig sind.

Das bisher Gesagte ist zum größten Teil auch auf die jungen Leute und auf deren Entwickelungsbedingungen anwendbar. Und noch eine weitere höchst wichtige Ursache für Gedeihen oder Nachteil ist meiner Ueberzeugung nach auf dieselben anwendbar: das sittliche oder lasterhafte Leben, welches sie führen. Darüber später einige Worte. Da die jungen Leute der hauptsächlichste, fast ausschließliche Gegenstand dieser Mitteilungen sind, so wollen wir zunächst sehen, welches die Ergebnisse der wichtigsten an ihnen gemachten Erfahrungen sind.

IV.

Um den Einfluß der Ernährung und im allgemeinen des Wohlstandes auf die Entwickelung des menschlichen Organismus nachzuweisen, nahm der französische Stabsarzt Coustan vom 128. Linien-Regiment im Jahre 1886 in Montpellier das Maß und gleichzeitig das Gewicht von:

sämtlich im Alter von 11—14 Jahren { 30 Schülern der Kommunalschule des Dorfes Florensal; 32 „ einer Elementarschule der Stadt Montpellier; 54 „ der ersten Gymnasialklassen derselben Stadt

und erhielt die folgenden, im Bulletin de l'Académie de Médecine vom 9. August 1887 veröffentlichten Resultate:

Tafel IV.

Schulen	Alter	Brustumfang	Gewicht	Größe
Kommunal-schule zu Florensal	11—12 Jahre	69,1	31,1	137,0
	12—13 „	69,5	32,6	140,0
	13—14 „	75,0	37,4	146,0
Elementarschule	11—12 Jahre	63,5	31,3	141,2
	12—13 „	65,0	34,625	143,7
	13—14 „	65,1	37,333	148,3
Gymnasium	11—12 Jahre	64,5	31,1	134,4
	12—13 „	62,6	33,93	144,0
	13—14 „	65,2	36,8	144,5

[1]) Siehe Casper, Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, Berlin, 1835, und Körösi, Die Sterblichkeit in der Stadt Pest im Jahre 1872—73, Berlin, 1873; siehe ferner Hirt, Die Krankheiten der Arbeiter; Layet, Gewerbe-Pathol., übers. von Meinel.

Digitized by Google

Wenn die Anzahl der Beobachtungen auch eine kleine ist, so genügt sie doch, die Unterschiede bemerkbar zu machen, welche namentlich für den Brustumfang beträchtliche sind: für die zwei städtischen Schulen ist er fast gleich, für die ländliche Schule weit größer. Auch die Körpergröße erscheint in ihrer Entwickelung weit regelmäßiger bei den 30 Bauernknaben als bei den 86 Städtern, besonders denen des Gymnasiums.

Es ist bekannt, daß zahlreiche Erhebungen stets dasselbe bestätigten: daß bei denjenigen Individuen, welche ein ländliches Gewerbe betreiben, die Entwickelung des Thorax eine bessere ist, als bei solchen, die ein städtisches Handwerk treiben oder in Stellung sind; ebenso verhält es sich mit der physischen Ueberlegenheit der Zöglinge der Kadettenanstalten gegenüber den anderen. Dies ist sehr natürlich. Wenn wirklich der günstigste Erfolg der Muskelübungen der ist, die Entwickelung der Muskeln zu fördern, den Brustumfang und die Respirationskraft zu vermehren, den Fettansatz zu verringern, die Thätigkeit des Nervensystems zu regeln und die physische Widerstandsfähigkeit zu erhöhen, wie sollten dann nicht die Bauern und die Schüler militärischer Anstalten den anderen überlegen sein? Aus den Erhebungen von Professor Marey und Dr. Hillairet[1]) erhellt, daß die Muskelübungen die Lungen außerordentlich ausdehnen. Nach fünf Monaten gymnastischer Uebungen fanden Chassagne und Dally, daß unter 119 Schülern 76 einen vermehrten Brustumfang hatten, 17 einen verminderten und 26 hatten weder zu- noch abgenommen. Die mittlere Zunahme betrug für die ersteren 2,51 cm, die monatliche 0,502 cm.

Auch wenn wir die von Professor Pagliani an den Schülern von Turin und anderen Städten Nord-Italiens gewonnenen Resultate mit denjenigen vergleichen, welche Dr. Carlier an den Zöglingen der militärischen Anstalten zu Montreuil-sur-Mer und St. Hippolyte erhalten hat,[2]) sehen wir die Ueberlegenheit der letzteren. Der mittlere Unterschied im Verhältnis des Brustumfanges zur Körpergröße beträgt:

	Pagliani	Carlier
mit 13 Jahren	0,474	0,473
„ 14 „	0,474	0,483
„ 15 „	0,467	0,494
„ 16 „	0,464	0,504
„ 17 „	0,472	0,508
„ 18 „	0,470	0,517

Rotillon und Coquelet, welche aus den Pariser Kommunalschulen 10—13jährige Knaben und Mädchen unter denjenigen auswählten, welche die Ferien auf dem Lande zubringen sollten, fanden nach deren Rückkehr vom Lande die folgende Zunahme in der physischen Entwickelung:[3])

---

[1]) Siehe Comptes rendus de l'Acad. des sciences (in Journal Officiel vom 23. Juli 1880).

[2]) Siehe seine bereits erwähnte Arbeit über das Wachstum.

[3]) Siehe Annuaires de la caisse des écoles et des services municipaux du 10. Arrondissement u. s. w., Paris 1889 und 1890.

Digitized by Google

Tafel V.

Rotillon (1889)				Coquelet (1890)			
Anzahl	Brust-umfang	Gewicht kg	Größe	Anzahl	Brust-umfang	Gewicht kg	Größe
Knaben 56	0,011	1,003	0,021	Knaben 52	0,007	0,978	0,029
Mädchen 45	0,013	2,004	0,015	Mädchen 67	0,007	2,603	0,029

Diese Unterschiede sind ziemlich beträchtlich, wirklich erstaunlich aber für die Körpergröße. Dies mahnt uns wiederum, des großen und beständigen Wechsels der Erscheinungen wegen, äußerst vorsichtig zu sein in unseren Schlußfolgerungen.

Die scharfen Beobachtungen Professor Paglianis stimmen großenteils — auch in anderer Hinsicht — mit den späteren Untersuchungen von Cowel, Roberts, Bowditch und Carlier überein.

Seine Erhebungen an jungen Leuten beiderlei Geschlechts, von verschiedenem Alter und verschiedener Lebensstellung haben gezeigt, welche überraschenden Modifikationen sowohl in der Thätigkeit als in der Entwickelung des Organismus eintreten, wenn die Umgebung vorteilhaft verändert wird. Nach dem ersten Jahre wird eine außerordentliche Gewichtszunahme ersichtlich; im zweiten Jahre sind es Muskelkraft und Brustumfang, die sich vergrößern; und erst im Beginne des dritten Jahres zeigt der Wuchs, mit gleich merklichen Fortschritten, daß auch das Knochensystem endlich die wohlthätigen Wirkungen besserer Nahrung und gesundheitsgemäßeren Lebens empfunden hat. Während ferner bei den schlecht Genährten die physische Entwickelung sehr langsam vor sich geht, tritt sie weit zeitiger bei gut Genährten ein und erreicht ihr Maximum während der Zeit der Reife. Nachher vermindert sie sich immer mehr, bis sie ganz aufhört. Pagliani jedoch ist der Ansicht, daß Wohlstand oder Dürftigkeit nur auf die größere oder geringere Schnelligkeit der Entwickelung einwirken, die — wenigstens in Bezug auf die Körpergröße — ihr Ende erreiche, indem sie wesentlich durch geschlechtliche und ethnische Bedingungen bestimmt werde. Er nimmt außerdem an, daß nur die strenge Fortführung dieser Untersuchungen für die folgenden Lebensalter eine Lösung dieser so wichtigen Frage herbeiführen könne.

Die von Cowel in Manchester und in Stolkport gewonnenen Resultate an 637 Knaben und 878 Mädchen von 9—18 Jahren, die zu einem Teil Fabrikarbeiter waren, zum anderen Teil nicht, bewiesen, daß die letzteren freilich überlegen waren, daß diese Ueberlegenheit aber in Bezug auf das Gewicht wie auf das Wachstum mit geringerer Regelmäßigkeit bei den Mädchen zu Tage tritt als bei den Knaben. Auch Roberts, der 10 683 junge Leute des Arbeiterstandes und 5149 der nicht arbeitenden Klassen, welche höhere und niedere öffentliche Schulen besuchten und sämtlich im Alter von 7—20 Jahren standen, gewogen, gemessen und miteinander verglichen hatte, bestätigte die Genauigkeit der Cowelschen Resultate. Der Unterschied zu Gunsten der nicht arbeitenden Klassen erreichte für London über 13 Zoll.

In Boston fand Bowditch, wie schon gesagt, 303 Knaben von 10—19 Jahren, die von amerikanischen Eltern gezeugt waren und mittlere und höhere Schulen besuchten, größer und schwerer als junge

Digitized by Google

Leute gleichen Alters, die ebenfalls von amerikanischen Eltern stammten, aber einer anderen sozialen Stufe angehörten. Diese letzteren wiesen dennoch in jedem Lebensjahre höheres Gewicht und stärkeres Wachstum auf, als die Kinder von irischen, englischen oder deutschen Eltern. Bowditch erklärt diesen Unterschied damit, daß er ihn zum Teil den verschiedenen ethnischen Elementen zuschreibt, zum Teil der Ernährungsweise und den verschiedenartigen hygienischen Bedingungen, unter welchen die physische Entwickelung der betreffenden jungen Leute erfolgte. Da nun die Auswanderer meist den ärmsten Klassen ihres Landes angehören, so ist es augenscheinlich, daß die Kinder der Amerikaner Angehörige wohlhabenderer Eltern sein mußten.[1])

Bowditch nimmt außerdem an, daß der Wohlstand auch den Wuchs erhöhen könne, und belegt dies durch die Untersuchungen von Baxter und Gould, nach welchen die in Amerika geborenen Personen verhältnismäßig größer wären, als die anderer Länder. Boudin und Broca hatten diese Ansicht bekanntlich eifrig bekämpft; Broca, mit dem später Pagliani übereinstimmte, sagte:[2]) „Ich habe erkannt, daß die Körpergröße der Franzosen weder von der Höhenlage, noch von dem Breitengrade abhängt; weder von Armut oder Reichtum, noch von der Natur des Bodens, der Ernährung oder irgend welchen Bedingungen der Umgebung, die als Ursachen angeführt werden könnten." Die neusten Erfahrungen aber haben diese Behauptung nicht bestätigt.

Neben den bereits erwähnten möchte ich hier noch auf die höchst wichtige und vielleicht alle anderen übertreffende Erfahrung hinweisen, welche in Schweden und in Holland gemacht wurde. Denn, um die Wirkung des Wohlstandes auf die Entwickelung der Gestalt richtig beurteilen zu können, ist es notwendig, dieselbe Rasse im selben Lande zu studieren, in welchem jedoch die materiellen Verhältnisse andere geworden sind. Diese Bedingung nun trifft für Schweden und Holland in genügendem Maße zu. Vom Jahre 1866 an stellte sich eine regelmäßige Zunahme in der mittleren Körpergröße der Militärpflichtigen heraus: diese Erscheinung ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes zuzuschreiben, der Abschaffung mehrerer schweren Lasten (insbesondere der der Mehlsteuer), der Entwickelung von Handel und Gewerbe, den zahlreich eröffneten Schulen, und vor allem der Austrocknung von Sümpfen. Aus offiziellen Berichten geht hervor, daß „die Provinzen mit sumpfigem oder unfruchtbarem Boden auch diejenigen sind, welche das größte Kontingent an Militärpflichtigen kleiner Statur stellen".[3])

Auch anderwärts, in Sachsen z. B., ergaben die Erhebungen bei der Musterung, daß die mittlere Körpergröße der Studierenden, Seminaristen u. s. w. die der anderen übertrifft. Carret endlich[4]) und Longuet stellten fest, daß die mittlere Größe der Savoyer seit der Zeit des ersten Kaiserreichs bis heute allmählich um ungefähr 6 cm zugenommen hat, eine Zunahme, welche sie den verbesserten sozialen Bedingungen zuschreiben.

---

[1]) Bowditch, The growth of children, Seite 291.
[2]) Siehe Broca, Mémoires de la Soc. d'Anthrop., Band II.
[3]) Siehe Kongl. Krigsvetenskap, Academiens handlingar och tidskrift vom 15. August 1876.
[4]) Carret, Études sur les Savoyards, Chambéry, 1882.

Digitized by Google

Betreffs Italiens habe ich bereits auf die neusten Resultate hingewiesen, die Dr. Livi in seinen Mitteilungen über Militär-Anthropometrie dargelegt hat, wie auch auf die von mir gewonnenen (Tafel III): in beiden ist der Unterschied der Körpergröße von jungen Leuten von verschiedener sozialer Lage augenscheinlich und unbestreitbar.

V.

Am ernstesten aber stellt sich die Wirkung mangelnden Wohlstandes in der Unregelmäßigkeit oder Langsamkeit des Wachstums, in der Entwickelung des Thorax dar und mehr noch im Gewicht, in der Vitalkapazität oder Respirationskraft, in der Druckkraft und Zugkraft der Muskeln.[1])

Als Beweis lege ich die Resultate meiner Erhebungen und Studien vor. Sie umfassen:

14 671	junge	Leute	von	10—20	Jahren	aus allen Teilen Italiens,
284	„	„	„	13—20	„	der Marineakademie zu Livorno,
69	„	„	„	11—19	„	der Kadettenanstalt zu Mailand,
113	„	„	„	13—20	„	„ „ „ Florenz,
135	„	„	„	13—20	„	im Armenhause zu Triest,
7 046	„	„	„	10—20	„	aus anderen Ländern und von verschiedener Nationalität, zum größten Teil aber Italiener, Deutsche und Slaven Oesterreich-Ungarns.

Tafel VI giebt die allgemeinen Resultate der Mittelwerte physischer Entwickelung aller dieser jungen Leute an. Ich mache darauf aufmerksam, daß ich mich betreffs der Zöglinge der Kadettenanstalten bemüht habe, soweit wie möglich dieselben Personen von Jahr zu Jahr weiterzuführen, um die progressiven Ergebnisse von ihrem Eintritt bis zum letzten Jahre ihres Aufenthaltes verfolgen zu können; wo dies nicht möglich war, entnahm ich — um die Anzahl meiner Beobachtungen nicht zu verringern — die wenigen Fehlenden einem anderen Kursus derselben Altersstufe.

Der Unterschied im Mittel eines jeden Index physischer Entwickelung zwischen den Kadetten und anderen ist so groß und augenscheinlich, daß er nicht weiter hervorgehoben zu werden braucht. Wir ziehen jedoch einen wichtigen Umstand in Betracht, der bisweilen übersehen wird, nämlich, daß die Zöglinge der Kadettenanstalten ausgewählte junge Leute sind, also solche von gesunder und kräftiger Körperkonstitution, während es sich bei den anderen um Starke und Schwache, um Kräftige und Zarte handelt: der Unterschied zu Gunsten der ersteren bleibt deshalb nicht ganz so groß. Um so mehr aber zeigt er sich durch Lebensweise und Umgebung verursacht, als wir sehen, wie er sich von Jahr zu Jahr regelmäßig, ebenso wie die physische Entwickelung der anderen jungen Leute, nur mit weit größerem Nachdruck äußert.

Ich hätte die Anzahl der Vergleiche erhöhen können, wenn ich die Daten von Schülern anderer militärischer Anstalten Italiens wie des Auslandes anführen wollte; da ich indes noch nicht die mir hierfür

[1]) Die Druckkraft hängt ab von den Muskeln des Vorderarmes, die Zugkraft von den Lendenmuskeln des Rückens.

Digitized by Google

genügend erscheinende Anzahl besitze, ziehe ich es vor, sie fortzulassen. Dennoch kann ich sagen, daß sie zu den gleichen Schlüssen führen würden.

Die kleinen Unterschiede zwischen den drei militärischen Anstalten, oder vielmehr zwischen der Marineakademie zu Livorno einerseits und den Kadettenanstalten zu Mailand und Florenz andererseits, bieten nichts Besonderes dar. Zu beachten ist nur die mittlere Körpergröße der Zöglinge in den beiden letzteren, welche sich in den letzten Jahren des Lehrkursus etwas höher zeigt als die der Marineschüler; doch muß ich auch hier an die verschiedenen Erhebungsnormen, wie an die verschiedene Anzahl der Beobachtungen erinnern. Im übrigen ist die Aehnlichkeit der Ergebnisse und die Uebereinstimmung, mit welcher die physische Entwickelung in allen ihren Formen und in allen drei Anstalten sich alljährlich kundgab, wirklich bewundernswert. Klar erweist sich demnach die äußerst wichtige Einwirkung der Umgebung auf die jungen Leute, sowie der wohlthätige Einfluß auf ihre körperliche Entwickelung, bewirkt durch ein thätiges Leben, gesunde und reichliche Kost und gesunde Wohnung, durch Körperübungen, die mit dem Studium angemessen abwechseln, wie die Stunden der Erholung und Ruhe mit denen der Arbeit.

Wer das große Gebäude der Marineakademie zu Livorno besucht, wird Boden, Konstruktion, Räumlichkeiten und Trinkwasser hygienisch vorzüglich finden, die Einrichtung der Abzugsgräben sozusagen vollkommen, die Klassenzimmer, Ventilation, Reinlichkeit u. s. w. tadellos, die Kranken-Abteilungen von den übrigen Baulichkeiten getrennt und die für ansteckende Krankheiten angemessen isoliert, die Kost gut und reichlich. Das Gleiche ist so ziemlich von allen anderen militärischen Anstalten Italiens zu sagen. Wenn wir die körperliche und geistige Thätigkeit hinzufügen und bedenken, welche beständige Sorgfalt die Leiter dieser Anstalten und ihre Gehülfen den Zöglingen widmen, so werden wir die physische Ueberlegenheit dieser jungen Leute den anderen gegenüber verstehen.

VI.

Wenn wir uns nun der auf Tafel VI gegebenen individuellen Daten von anderen jungen Leuten bedienen und einen weiteren Vergleich anstellen; wenn wir nämlich 300 junge Leute im Alter von 10—20 Jahren aus dem wohlhabenden Bauernstande mit ebenso vielen armen Landleuten desselben Alters vergleichen, und 300 junge Städter wohlhabenden Standes mit ebenso vielen niederen Standes — alle sowohl aus Italien als auch aus anderen Ländern — so erhalten wir als Resultat die mittleren Zahlenwerte auf Tafel VII.

Wenn wir dann endlich die Daten über die aus irgend welchem Grunde allerdürftigsten jungen Leute vergleichen, indem wir die Ausländer von den Italienern trennen und möglichst viele davon berücksichtigen, so erhalten wir als Ergebnis die Mittelwerte auf Tafel VIII.

Die auf den zwei vorhergehenden Tafeln dargelegten Resultate sind leicht zu erläutern, und ich beschränke mich deshalb auf wenige Bemerkungen. Vor allem scheint die Richtigkeit dessen bewiesen,

Digitized by Google

was Professor Pagliani und andere versichert hatten; als bewiesen steht aber auch fest, daß Wohlstand oder Dürftigkeit — im Gegensatz zur Annahme jener — nicht nur auf die größere oder geringere Schnelligkeit der Entwickelung einwirken, sondern auch auf die endgültige Entwickelung. Der Einfluß auf die Körpergröße ist zwar gering, aber er besteht und ist nicht auf geschlechtliche und ethnische Bedingungen allein zurückzuführen. Die wohlhabenden jungen Leute vom Lande zeigen sich denen aus gleichen Verhältnissen in der Stadt überlegen, desgleichen, wenn auch wenig, die armen jungen Leute vom Lande den armen jungen Städtern gegenüber. Diese Thatsache

Tafel VI.

Alter Jahre	Junge Italiener aus allen Ständen (mit Ausschluß des Militärs)							Zöglinge der Marine-Akademie zu Livorno						
	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg
10—11	1357	128,9	25,8	57,6	1,600	13	40	—	—	—	—	—	—	—
11—12	1423	133,5	28,1	60,0	1,800	16	50	—	—	—	—	—	—	—
12—13	1351	140,2	31,9	63,8	2,050	20	61	—	—	—	—	—	—	—
13—14	1456	146,0	34,2	66,9	2,150	22	66	12	146,4	35,0	69,8	2,200	23	70
14—15	1403	152,0	39,9	70,2	2,400	26	80	29	153,8	42,5	74,2	2,520	27	84
15—16	1494	157,9	45,5	74,7	2,680	30	94	64	159,1	48,3	79,0	2,780	33	100
16—17	1528	161,1	51,0	78,7	3,050	34	109	68	163,5	54,7	82,1	3,150	37	113
17—18	1475	162,3	54,8	80,9	3,300	37	113	75	164,9	57,7	84,7	3,450	40	125
18—19	1520	163,2	56,9	82,4	3,450	39	122	27	166,3	59,3	86,9	3,690	42	130
19—20	1664	164,0	59,3	84,1	3,700	40	125	19	167,2	62,5	88,3	4,000	44	135
Gesamtsumme	14671							294						

Alter Jahre	Zöglinge der Kadettenanstalt zu Mailand [1])							Zöglinge der Kadettenanstalt zu Florenz [1])						
	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg
10—11	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11—12	3	133,2	29,0	63,2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
12—13	21	142,6	33,7	66,1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
13 14	21	146,7	38,1	70,4	—	—	—	1	147,9	39,5	73,0	—	—	—
14—15	17	153,9	42,0	75,3	—	—	—	13	152,6	42,9	74,1	—	—	—
15—16	15	160,4	49,8	80,1	—	—	—	22	158,8	49,0	79,6	—	—	—
16—17	13	164,1	55,2	83,8	—	—	—	35	163,9	54,9	82,8	—	—	—
17—18	13	167,7	58,7	85,9	—	—	—	20	167,5	58,3	85,2	—	—	—
18—19	5	168,7	61,8	87,9	—	—	—	16	168,9	61,0	88,2	—	—	—
19—20	—	—	—	—	—	—	—	6	171,2	64,9	89,1	—	—	—
Gesamtsumme	108							113						

[1]) Für diese Zöglinge fehlen die Daten in Bezug auf die Respirations- und die Muskelkraft.

Digitized by Google

Zu Tafel VI.

Alter Jahre	Junge Leute anderer Länder aus allen Ständen[1]) (mit Ausschluß des Militärs)						
	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg
10—11	668	129,0	25,3	58,2	1,600	13	40
11—12	703	133,8	27,9	59,8	1,780	15	49
12—13	714	141,0	32,2	63,0	2,000	18	59
13—14	658	147,2	34,7	66,4	2,150	22	65
14—15	706	152,8	39,6	71,5	2,350	27	83
15—16	752	158,3	46,1	75,0	2,560	31	95
16—17	726	161,9	52,6	79,1	3,000	35	110
17—18	704	162,9	55,2	81,1	3,280	38	116
18—19	685	164,1	57,3	82,8	3,400	39	122
19—20	730	165,4	59,8	84,7	3,650	40	125
Gesamtsumme	7046						

kann nicht von der stärkeren Muskelbewegung allein herrühren oder von der Umgebung und der Erblichkeit; sie muß auch von dem weniger lasterhaften Leben der Landbewohner herrühren.

Die Ergebnisse auf Tafel VIII sind wahrhaft schmerzliche. Ich wiederhole, daß ich die Kranken ausgeschlossen habe; trotzdem bleiben die Mittelwerte weit unter den vorhergehenden. Bemerkenswert ist hier die Thatsache, daß die niedrigsten Mittelwerte die von Bewohnern ärmlichster Gegenden sind und von jungen Leuten, die mit Arbeiten schwerster Art beschäftigt und sehr schlecht genährt sind; bei diesen wie bei jenen führen gleiche Ursachen und zusammentreffende besondere Ursachen zu dem gleichen Resultat: dem Verfall des Organismus, der sich außer in der Geneigtheit zu verhängnisvollen Krankheiten, in der Langsamkeit der Entwickelung, im geringen Gewicht, in der kümmerlichen Vitalkapazität, in der schwachen, mühsamen, unregelmäßigen Atmung und ganz besonders in der mangelhaften Muskelkraft äußert. Man wolle dabei beachten, daß es sich zum großen Teil um junge Leute handelt, welche zu einer beständigen Muskelbewegung genötigt sind; ferner, daß in den Mittelwerten die individuellen Daten zusammenfallen. Wollten wir diese einzeln darlegen, so würden wir nicht wenige Fälle finden, in welchen die Resultate solche sind, daß sie Mitleid und zugleich Schrecken verursachen. Welcher Art unter solchen Bedingungen die psychische Entwickelung sein kann, ist nur allzu leicht anzunehmen.

Die vorliegende Arbeit ist ausschließlich wissenschaftlich, und ich will deshalb nicht bei Betrachtungen verweilen, die ein jeder außerdem selbst anstellen kann: aber ich vermag mich nicht zu enthalten, es allen Menschen von Herz nahezulegen, über so viel Elend nachzudenken und daran mitzuwirken, es zu lindern!

[1]) Die 135 Knaben aus dem Armenhause zu Triest sind nicht in dieser Tafel mit einbegriffen, sondern in der letzten Unterabteilung von Tafel VIII.

Digitized by Google

Tafel VII.

Alter Jahre	Landleute													
	Wohlhabende							Arme						
	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg
10—11	300	128,8	25,9	57,7	1,670	13	40	300	128,8	25,3	57,4	1,620	13	40
11—12	„	133,2	28,3	60,9	1,820	17	52	„	133,1	27,9	60,0	1,800	16	50
12—13	„	140,5	32,0	63,9	2,080	20	61	„	140,1	31,1	63,6	2,000	19	60
13—14	„	145,8	34,1	67,2	2,200	22	66	„	145,5	33,9	66,8	2,150	21	64
14—15	„	151,7	40,8	70,9	2,450	27	83	„	151,3	39,6	70,4	2,360	26	80
15—16	„	156,9	46,8	75,4	2,720	31	96	„	156,8	44,9	73,8	2,650	29	92
16—17	„	160,8	53,2	79,0	3,090	35	110	„	160,4	51,8	78,4	2,980	33	107
17—18	„	161,8	56,6	82,4	3,350	37	113	„	161,5	54,7	81,6	3,300	36	110
18—19	„	162,7	58,7	84,0	3,600	39	122	„	162,5	56,9	83,1	3,460	38	116
19—20	„	163,5	60,8	85,7	3,900	42	130	„	163,2	59,1	84,4	3,680	40	125
Gesamtsumme	3000							3000						

Alter Jahre	Städter													
	Wohlhabende							Arme						
	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg
10—11	300	128,9	26,6	57,9	1,600	13	40	300	128,9	25,1	57,0	1,550	12	38
11—12	„	133,8	29,2	60,7	1,800	17	52	„	133,7	27,4	59,8	1,750	16	50
12—13	„	140,3	32,1	63,8	2,080	20	60	„	140,0	31,2	63,2	2,000	19	59
13—14	„	147,1	35,4	67,0	2,250	22	65	„	146,3	34,7	66,6	2,100	21	64
14—15	„	152,8	42,1	70,7	2,400	27	82	„	152,4	40,3	70,2	2,300	25	77
15—16	„	158,0	47,3	75,0	2,650	30	95	„	157,9	46,1	73,9	2,530	29	92
16—17	„	161,7	53,1	78,9	3,000	34	109	„	161,2	50,5	78,5	2,800	33	107
17—18	„	162,9	55,9	81,6	3,300	36	111	„	162,0	53,3	80,1	3,150	35	110
18—19	„	163,6	57,8	82,8	3,480	38	115	„	162,9	55,2	81,9	3,350	37	113
19—20	„	164,9	59,7	84,6	3,650	39	122	„	164,1	58,2	83,6	3,600	38	115
Gesamtsumme	3000							3000						

In den beiden anderen Unterabteilungen derselben Tafel VIII ist die große Aehnlichkeit der Resultate von hoher Bedeutung, obschon die ethnischen Elemente, aus welchen sie bestehen, verschieden sind: diesem Umstande wahrscheinlich ist der Unterschied in den Größen-Mitteln zuzuschreiben, der, wie gering auch, doch augenscheinlich ist und dies namentlich im Vergleich mit den fünf anderen Mittelwerten.

VII.

In der letzten Unterabteilung auf Tafel VIII sind, wie schon gesagt, 135 Knaben aus dem Armenhause zu Triest einbegriffen. Diese höchst wohlthätige Anstalt wurde im Jahre 1818 von der Stadt Triest gegründet, um Notleidende aller Art zu unterstützen und aufzunehmen; im Jahre 1871

Digitized by Google

Tafel VIII.

Alter Jahre	Junge Landleute aus den dürftigsten, der Pellagra und der Malaria unterworfenen Gegenden Italiens (mit Ausschluß der Kranken)							Junge Städter der ärmsten Klassen, Heimatlose u. dgl. in Italien						
	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg
10—11	346	128,5	24,8	56,9	1,530	12,6	38,4	367	128,3	24,8	56,7	1,500	12,4	38,4
11—12	324	132,9	27,1	59,5	1,700	13,3	40,6	393	133,0	27,3	59,8	1,720	13,9	40,9
12—13	335	137,5	28,7	60,6	1,860	14,8	43,8	420	137,9	29,0	60,9	1,900	15,1	48,5
13—14	319	142,4	30,0	64,8	2,000	15,3	49,1	408	142,3	29,9	65,0	2,050	16,3	50,9
14—15	328	148,3	34,6	66,9	2,150	16,8	50,5	327	149,0	35,0	67,2	2,240	17,1	52,1
15—16	307	152,5	37,4	69,7	2,380	17,9	52,9	305	152,9	37,9	70,4	2,400	19,5	60,0
16—17	331	157,7	42,6	74,2	2,600	21,8	64,7	262	158,1	44,2	74,9	2,700	22,2	66,5
17—18	294	160,0	47,6	77,3	2,750	25,4	77,5	224	160,9	48,7	77,8	2,800	25,8	78,0
18—19	306	161,4	50,8	78,5	2,850	27,7	83,4	200	161,7	51,9	78,9	2,950	28,5	87,7
19—20	315	162,1	53,5	78,9	2,880	28,5	87,5	207	162,5	54,6	79,6	3,050	30,1	95,3
Gesamtsumme	3205							3113						

Alter Jahre	Junge Italiener, die in sehr anstrengenden Gewerben (Bergwerken u. dgl.) beschäftigt und äußerst schlecht genährt sind							Junge Städter anderer Länder aus den ärmsten Klassen, Heimatlose u. dgl.						
	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg	Anzahl der Beobachtungen	Größe in cm	Gewicht in kg	Brustumfang in cm	Respirationskraft in Litern	Druckkraft i. kg	Zugkraft in kg
10—11	295	128,3	24,4	56,5	1,500	12,1	38,0	411	128,5	24,7	56,8	1,520	12,2	38,3
11—12	320	132,8	26,8	59,2	1,700	13,0	40,2	390	133,1	26,9	59,8	1,740	13,2	40,4
12—13	349	137,1	28,4	60,1	1,850	14,2	43,2	430	138,1	28,9	60,5	1,880	15,4	48,6
13—14	365	142,1	30,8	64,6	1,900	15,1	49,0	475	142,9	30,2	65,1	2,100	15,9	49,7
14—15	312	147,9	34,6	66,8	2,120	16,4	50,2	426	149,5	35,2	67,4	2,250	17,2	52,3
15—16	325	152,5	37,9	69,9	2,300	17,8	52,7	409	153,1	38,0	70,6	2,400	19,4	59,8
16—17	288	157,2	42,9	74,0	2,660	21,6	64,4	396	158,4	44,8	75,0	2,650	22,6	66,7
17—18	302	159,9	47,5	76,9	2,750	24,7	75,5	408	161,2	49,0	77,8	2,840	25,9	77,9
18—19	287	161,0	50,1	78,2	2,850	26,2	79,9	450	162,4	52,6	79,0	2,950	28,1	87,3
19—20	316	161,8	53,1	79,1	2,900	28,0	87,1	382	162,8	54,4	79,8	3,000	29,6	92,4
Gesamtsumme	3159							4177						

eröffnete sie ein Asyl für Knaben, welche von ihren Eltern verlassen worden oder welche man ihnen abgenommen, weil sie sie nicht erhalten konnten, für solche ferner, die wegen widerspenstigen Charakters oder irgendwie aus Mitleid aufgenommen wurden. Die Anstalt erzieht die Aufgenommenen, gewährt ihnen von 6—14 Jahren Schulunterricht, dann einem jeden die freie Wahl des ihm am meisten zusagenden Gewerbes und die Gelegenheit, dieses in besonderen Werkstätten und Schulen zu erlernen. Die Ordnung und Disziplin, welche in der großen Anstalt herrschen, die peinliche Sauberkeit der Bewohner wie der Räume, die einfache, doch sehr gesunde Kost, die unermüdliche

Digitized by Google

Sorgfalt von seiten der Oberleitung wie des Personals, die Gewöhnung zur Arbeit und das Beispiel: dies alles wirkt in hohem Maße auf die Knaben, selbst auf die widerspenstigsten ein, welche unendlichen körperlichen und moralischen Vorteil daraus ziehen. Mit 17 oder 18 Jahren werden sie entlassen und bei Handwerkern, Meistern u. s. w. untergebracht. Man darf deshalb wohl sagen, daß die noch als Kinder aus Mitleid Aufgenommenen, vor dem Gefängnis oder einem elenden, lasterhaften und kümmerlichen Leben Bewahrten, entlassen werden als junge Leute, die — soweit möglich — an Körper und Geist gesund sind.

Die 135 von mir untersuchten Knaben teilten sich ein in:

13—14jährige	49	17—18jährige	5
14—15 „	35	18—19 „	1
15—16 „	28	19—20 „	3
16—17 „	14		

Viele trugen noch deutliche Spuren des Elends und des Lasters; die physische Untersuchung wie auch der moralische Eindruck gestalteten sich um so befriedigender, je länger sie der Anstalt angehörten. Während ich für die, welche sich seit einem Jahre in derselben befanden, die folgenden Mittelwerte erhielt:

Tafel IX.

Alter	Größe	Gewicht	Brust-umfang	Vital-kapazität	Druckkraft	Zugkraft
13—14 Jahre	142,2	29,4	65,6	1,890	13,9	40,9
14—15 „	147,6	34,4	67,8	2,000	14,7	43,6
15—16 „	152,3	36,9	71,1	2,250	16,9	52,9
16—17 „	158,0	42,1	74,4	2,560	19,3	60,1

erhielt ich hingegen für die, welche seit ungefähr drei Jahren dort waren:

Tafel X.

Alter	Größe	Gewicht	Brust-umfang	Vital-kapazität	Druckkraft	Zugkraft
13—14 Jahre	143,1	30,8	66,8	2,000	15,1	50,0
14—15 „	149,9	36,7	68,9	2,200	19,8	60,5
15—16 „	155,2	41,5	73,6	2,520	25,3	77,3
16—17 „	160,0	49,2	77,9	2,850	31,5	96,6

Wirklich sehr ermutigende Resultate, die wahrscheinlich die gleichen bleiben würden, wenn die Untersuchungen auf andere, ähnliche Anstalten ausgedehnt würden.

VIII.

Die Wirkung des Klimas auf die physische Entwickelung und als ethnographischer Faktor im allgemeinen ist ebenfalls eine der vielen schwierigen, seit lange erörterten Fragen. In Italien beschäftigte sich Malfatti ausführlich mit ihr und neigte dazu, im Klima mehrere wirkende Ursachen zu erkennen, ohne sie für solche zu halten, die unbedingt körperliche oder moralische Eigentümlichkeiten modifizieren. Broca behauptete, wie gesagt, daß die Wirkung des Klimas gering, ja nichtig sei; Villermé dagegen hielt sie für bedeutend; Lereboullet und M. Duval

Digitized by Google

rechnen sie unter die sekundären Einflüsse; Gould wies nach, daß die physische Entwickelung der Amerikaner in den verschiedenen Gegenden und Ländern der Union sehr verschieden ist, und nimmt an, daß das Klima imstande sei, die Größe einer Rasse von der ersten Generation an zu modifizieren;[1]) Bowditch stimmt dieser Ansicht bei.

Es ist schwer, zu behaupten, daß zwischen Körpergröße und Klima eine stete Wechselbeziehung bestehe: denn wenn wir zwar in den kältesten Gegenden der Erde, wie in Lappland, Grönland oder Feuerland die kleinsten Völker antreffen, so treffen wir auch, an die Lappen und an die Pescherähs angrenzend, die Skandinavier und die Patagonier, die zu den Völkern von größter Statur gehören. Wenn wir die kalte Zone verlassen, finden wir unter denselben Breitengraden und fast denselben thermischen Bedingungen Völker von verschiedenem Wuchse: die Bewohner von Hindostan z. B. größer und kräftiger als die von Bengalen; die Doko am oberen Nil, kaum 4 Fuß hoch, in geringer Entfernung von den Somali, die 1,70 m messen.

Auch der Vergleich mit den anderen tierischen oder pflanzlichen Arten zeigt, daß die Einwirkung des Klimas auf die Größe keine stetige ist. Während wir die größten und stärksten Tier- und Pflanzen-Formen für gewöhnlich in den heißesten Ländern antreffen, sehen wir den Elephanten von Ceylon größer von Gestalt, als den des Sudan; die größte Hunderasse in Neufundland, das Kamel der Wüste Gobi größer als das Dromedar von Iran u. s. w.

Auch der Einfluß des Klimas auf die Hautfarbe kann nicht unbedingt und stetig genannt, auch kann nicht behauptet werden, daß die Abstufung der Farben von den hellsten zu den dunkelsten immer den Breitengraden folge. Finden wir doch in den arktischen Regionen die Eskimo von gelblich-grüner Hautfarbe; die Eingeborenen der mexikanischen Hochebene sind brauner als die Bewohner von Central-Amerika; die Sandwich-Insulaner und die Neuseeländer dunkler als die Bewohner mancher unter dem Aequator gelegenen Inseln. Auch finden sich unter denselben Breitengraden Völker verschiedener Farbe: die Bewohner der Markesas-, Gesellschafts- und Freundschaftsinseln bilden eine Reihenfolge von Völkern, deren Farbe immer dunkler ist; die Georgier leben unter denselben Breiten wie die Turkomanen, die Araber unter denselben wie die Sudan-Neger. Die Verschiedenheit erstreckt sich in bemerkbarer Weise auch auf die Farbe der Haare und der Augen: es genügt, daran zu erinnern, daß die Eskimo mit braunem Haar an die hellblonden Skandinavier grenzen; daß wir unter dem 51. Grade nördlicher Breite in Europa Völker finden mit blondem Haar, in Asien die Tataren und andere mongolische Stämme mit schwarzen, straffen Haaren, gleich den Indianern an der Hudson-Bai.

Sicher ist jedenfalls, daß es einen solchen Einfluß giebt, und daß die Völker von dunkelster Färbung zum größten Teil in den heißesten Gegenden wohnen. So muß sich dieser Einfluß notwendig auch in höherem oder geringerem Grade bei den folgenden Generationen eines Volkes oder Stammes zeigen, der in sehr verschiedene Gegenden auswanderte und sich dort festsetzte. Ein Beispiel hiervon finden wir bei den Juden, welche die ganze Farbenskala aufweisen, vom hellsten

[1]) Investigations u. s. w., Seite 126 ff.

Digitized by Google

Blond in der Barabinschen Steppe bis zum Braun in Syrien und in Spanien, ja bis zum Schwarz am Kongo und in Westindien; dies freilich um so mehr, als wegen ihrer Sitte, häufig Ehen zwischen Blutsverwandten oder doch jedenfalls zwischen Glaubensgenossen zu schließen, die Kreuzung wenig Anteil daran haben kann. Aehnliche Abweichungen scheinen heute unter den neuen Generationen der zahlreichen nach Inner-Afrika oder anderswohin eingewanderten Europäer bemerkbar zu sein, wie z. B. unter den Holländern auf Java oder den Portugiesen auf den Cap Verdeschen Inseln, in Quilimane, in Ternate, in Bombay. Uebrigens wirken bekanntlich auf die Farbe oder auf die Pigmentzellen zwei Faktoren, ein äußerer, nämlich das unmittelbare Sonnenlicht, und ein innerer, der von der Gesamtheit der Funktionen der Atmung und der Blutzirkulation abhängt. Wenn aber der erstere Faktor schneller wirkt, so ist er auch weniger nachhaltig, wogegen der letztere sich erst mit der Akklimatisierung äußert, aber von Dauer ist und mitunter noch dann anhält, wenn die Umgebung gewechselt wird.

Kann aber das Klima dazu beitragen, das Aeußere des Menschen umzugestalten? Blumenbach nahm dies für die Gesichtszüge an, nicht aber für den Knochenbau, der ihm zufolge nur dem Einflusse unterliegt, welchen das Klima auf die Muskeln ausübt; Ritter neigte dazu, es anzunehmen, und so auch Volney, der jedoch so weit ging, die vorragenden Augenbrauen und aufgeworfenen Lippen der Neger der Wirkung der senkrechten Sonnenstrahlen zuzuschreiben; Stanhope Smith dagegen schrieb die finsteren Brauen, die vorstehenden Backenknochen, das eckige breite Gesicht der Tataren der intensiven Kälte zu. Das sittliche Leben vielmehr und die Erziehung sind es, welche hauptsächlich auf die Gesichtszüge ganz anders wirken, als das Klima: die in Freiheit geborenen Kinder von Negern in Sierra-Leone zeigen sanftere Züge, intelligentere und lebhaftere Augen als ihre Eltern, die in der materiellen und moralischen Verkommenheit der Sklaverei aufwuchsen. Aus demselben Grunde zeigen die Angehörigen wilder Stämme jene bekannte seltsame Einförmigkeit des Ausdruckes, während bei den gebildeteren Völkern die Züge fast nach Maßgabe des Reichtums an Empfindungen und Gedanken variieren und sich umgestalten.

Hier ist nicht der Ort, von den übrigen Wirkungen des Klimas oder von der Akklimatisierung zu reden. Daß dem Menschen eine gewisse Anpassungsfähigkeit eigen sei, scheint mir schwer in Abrede zu stellen; allerdings ist eine entsprechende Zeit dazu erforderlich. Es ist aber auch schwer zu sagen, ob zwischen Rasse und Rasse, zwischen Volk und Volk in dieser Hinsicht große Verschiedenheit obwaltet oder in welchen Grenzen diese sich bewege. Gewiß — und bekannt — ist es, daß wiederholte Uebergänge von einem Klima zum anderen gewöhnlich von Nachteil für das Nervensystem sind oder auch für die Atmungs- und Verdauungs-Werkzeuge. Außerdem ist der Thatsache Rechnung zu tragen, daß nicht nur jedes große Bodengebiet einen besonderen nosologischen Bezirk darstellt, sondern daß selbst jede, manchmal selbst die kleinste Region, ihre eigene Nosologie hat, wenn ihre orographischen und hypsometrischen Bedingungen verschieden sind.

Auch für die verschiedenen Landschaften Italiens hatte ich wiederholt Gelegenheit, dies zu konstatieren. Diejenigen Krankheiten,

Digitized by Google

welche von so vielen anderen Ursachen und manchmal auch von größerer oder geringerer Praedisposition der Rasse abhängen, sollten gewiß nicht klimatischen Einflüssen zugeschrieben werden. Wie aber sollten wir nicht die intermittierenden oder periodischen Fieber, welche die Länder der Malaria und der miasmatischen Ausdünstungen verheeren, auf das Klima zurückführen? Man bedenke nur, daß Italien ungefähr eine Million Hektar Sumpfboden besitzt!

Das Klima wirkt weiterhin ein auf die mehr oder weniger frühzeitige Pubertät, auf die größere oder geringere Fruchtbarkeit und auch auf das, was wir Temperament zu nennen pflegen. Innerhalb enger Bodengrenzen zwar ist seine Wirkung wenig bemerkbar und dies um so weniger, je stärker die Wirkung anderer Ursachen sich äußert, und je größer — verhältnismäßig — die individuellen Unterschiede sind. Doch auch in weiteren Gebieten begegnen wir sehr großen Verschiedenheiten, welche zu weit auseinandergehenden Beobachtungen und zu ganz entgegengesetzten Ansichten Veranlassung geben. So z. B. sind die Neger und die Mongolen früher reif, als die unter denselben Breitengraden lebenden Europäer; und umgekehrt weisen die Kreolen Westindiens in dieser Hinsicht keine Abweichung von den Eingeborenen Brasiliens auf. Wenn in den tropischen und subtropischen Regionen der Mensch früher zur Reife gelangt als anderwärts, so sehen wir auch, daß bei den so ganz verschiedenem Klima und Breitengrade angehörenden Lappen und Samojeden die Mädchen mit 12 oder 13 Jahren ihre volle Entwickelung erreichen. Die Ursache hiervon wird freilich von manchen auf den reichlichen Genuß tierischer Substanzen zurückgeführt, der diesen Völkern eigen ist; einen bedeutenden Einfluß aber müssen wir der Rasse zuschreiben und ferner den vielen kleinen physischen, physiologischen oder moralischen Ursachen, die häufig der Forschung entgehen.

Ein gleiches ist von der Fruchtbarkeit zu sagen: Rasse, soziale Lage und ökonomische Bedingungen wirken ohne Zweifel mehr auf sie ein, als das Klima, wie bereits Quételet zu verzeichnen hatte, und die Statistik aller Länder beweist. Wenn die Bevölkerungszunahme der Lombardei im Dezennium 1851—1861 auf drei Prozent berechnet wird, so belief sich dagegen die der Basilicata (die ein Zwanzigstel des Flächeninhalts von ganz Italien umfaßt, während sie kaum ein Fünfzigstel der Bewohner zählt) im gleichen Zeitraume auf kaum drei pro Mille.

Hinsichtlich der Wirkung des Klimas auf das Temperament ist es allen bekannt, daß milde Luft und ein lachender Himmel nicht notwendig ein heiteres Temperament erzeugen. Die Aegypter und Inder, die seit Jahrhunderten in Ländern mit herrlichem Himmel und reicher Vegetation leben, bieten ein Beispiel davon; sie bilden einen seltsamen Gegensatz zu der Sorglosigkeit und Heiterkeit der Eskimo und der Tschuktschen, die doch unter traurigem Himmel auf ödem Boden wohnen. Während der Chinese in den herrlichen Thälern des Si-Kiang oder des Kambodscha abgemessenen, ja verschlossenen Wesens ist, ebenso wie der Bewohner der unfruchtbaren Steppen der Mongolei — ist der Araber in der Wüste ein liebenswürdiger und witziger Märchenerzähler und genießt auf seine Weise sorglos das Leben. Freilich wird niemand bestreiten, daß ein sehr heißes Klima

Digitized by Google

Ursache geistiger wie physischer Trägheit sei, oder daß die Ungunst und unbesiegbare Unfruchtbarkeit gewisser Gegenden dieselben Wirkungen hervorrufen könne. Die Apathie beherrscht den Samojeden nicht minder als den Neger. Wie aber auch sollte der gleichmäßig düstere Anblick der Tundra seinen Geist anregen?

In der Religion und Kunst verschiedener Völker sind die Wirkungen des Klimas offenkundige. Wer erblickt nicht den Einfluß der tropischen Natur in der absoluten Ruhe, dem Nichts, das im Nirwana die höchste und einzige Glückseligkeit erfaßt? Solche Betrachtungen, für welche die Geschichte und die Ethnographie ein weites Feld darbieten, ließen sich weit ausführen — doch dafür ist hier nicht der Ort.

IX.

Nach dem bisher Gesagten habe ich über den Einfluß des Klimas auf die körperliche Entwickelung der jungen Leute nur wenig hinzuzufügen. Aus Tafel I, auf welcher die Italien betreffenden Resultate nach Landschaften, Provinzen und Bezirken eingeteilt sind, sind die Unterschiede in der Größe leicht zu ersehen, wenn man die verschiedenen klimatischen Bedingungen in Rechnung zieht; ebenso verhält es sich mit Tafel II, doch nicht mit den folgenden, weil ich die Zahl meiner Beobachtungen nicht allzusehr teilen wollte. Aus diesem Grunde auch habe ich es vorgezogen, auf den letzten Tafeln die Gesamtresultate wiederzugeben. Der schädliche Einfluß des Klimas an sich betrachtet, liegt außerhalb des anthropologischen Gebietes und auf jeden Fall jenseits der Grenzen der vorliegenden Studie.

Ich weise dagegen auf den Einfluß der Jahreszeiten hin. An zehn Reihenfolgen von Knaben im Alter von 14—16 Jahren, in der Anzahl von zwanzig pro Serie den verschiedenen Landschaften Italiens entnommen, wurden Beobachtungen angestellt und wiederholt, welche in ihrer Gesamtheit folgendes Resultat ergaben:

Zunahme an Körpergröße	im Winter 6,4 cm „ Sommer 8,9 „	Unterschied	+ 2,5	cm
„ „ Brustumfang	„ Winter 5,8 „ „ Sommer 6,6 „	„	+ 0,8	„
„ „ Gewicht	„ Winter 8,77 kg „ Sommer 6,01 „	„	— 2,76	kg.

Wegen der nicht großen Zahl von Beobachtungen glaube ich diesen Ergebnissen keine große Bedeutung beilegen zu können, mit welcher Sorgfalt sie auch aufgenommen sind. Es würde aus ihnen hervorgehen, daß die Zunahme an Größe und Brustumfang im Sommer größer ist, die an Gewicht im Winter. Dies stimmt mit den Aufnahmen Dr. Carliers überein — während im Gegensatz hierzu Dr. Axel Key aus Stockholm, auf die durch die Schulkommissionen in Dänemark, Schweden und Norwegen gewonnenen Daten gestützt, auf dem internationalen Kongreß zu Berlin im Jahre 1890 die Behauptung aufstellte, daß die Gewichtszunahme im allgemeinen im Sommer größer sei, als im Winter.[1]) Meine Resultate weichen jedoch in etwas von denen

[1]) Siehe seinen Bericht: Dévéloppement de la puberté et son rapport avec les maladies observées dans les écoles.

Digitized by Google

Carliers ab, die folgende Ziffern aufweisen: + 3,0 cm (Größe); + 0,9 cm (Brustumfang); — 4,523 kg (Gewicht).

X.

Der Einfluß der Krankheiten auf die körperliche Entwickelung der jungen Leute ist eine Untersuchung, welche der Medizin zukommt; ich übergehe sie daher und verweise auf die bekannten Arbeiten von Gendrin,[1]) Regnier,[2]) Bouchut,[3]) Gombault u. s. w., nach welchen es scheint, daß diejenigen Affektionen, welche am leichtesten auf das Wachstum einwirken und dasselbe erhöhen, die mit Ausschlag verbundenen und die typhösen Fieber, die Gehirnentzündung, der Keuchhusten und die Eklampsie sind. Uebrigens steht der Neigung der Kinder und Heranwachsenden, in die Länge zu gehen, bei den Erwachsenen die, dicker zu werden, gegenüber: beides wird durch die erhöhte Nährthätigkeit verursacht, die auf das Nachlassen derselben während der Krankheitsperiode folgt.

Auch mit dem Einfluß des Geschlechtes kann ich mich nicht beschäftigen, da ich — wie schon gesagt — nicht die Anzahl von Daten und Beobachtungen besitze, welche ich genügend erachten würde, um weitere Bemerkungen und Schlußfolgerungen zu wagen. Ueberdies haben sich schon andere hiermit beschäftigt. Außer Pagliani nenne ich für Italien wenigstens den Namen Dr. Raseris, dessen wichtige Veröffentlichungen wohl hinlänglich bekannt sind.[4]) Schon Aristoteles machte in seiner „Entwickelungsgeschichte der Tiere" (L, VII) eine scharfsinnige Bemerkung, welche von den neueren Forschern bestätigt worden ist: „Nach der Geburt, sagt er, wachsen die Mädchen schneller und erreichen auch ihre volle Entwickelung schneller als die Knaben", genau so, wie es — nach den Untersuchungen von Ménard[5]) und anderen — bei den höheren Tieren der Fall ist.

Bei der Geburt wird der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern durch die folgenden Verhältnisse gegeben:

Mädchen : Knaben
91 : 100 für das Gewicht,
98 : 100 „ die Größe,
96,9 : 100 „ den Brustumfang.

Das Zurückstehen der Mädchen ist demnach augenscheinlich und dauert für den Brustumfang in unbestimmten Grenzen fort; nicht aber für Gewicht und Größe. In der That ergiebt sich aus den Untersuchungen der genannten Autoren und aus den sehr zahlreichen von Roberts und Bowditch, daß für eine Zeitdauer von ungefähr zwei Jahren, von 12—13 bis zu 14—15 Jahren, die Mädchen größer und

[1]) De l'influence de l'âge sur les maladies, Paris, 1840.
[2]) Maladies de croissance, Paris, 1860.
[3]) Traité de pathologie générale.
[4]) Siehe namentlich die vom Italienischen Statistischen Bureau veröffentlichte unter dem Titel „Materiali u. s. w. per l'etnologia italiana". Annali di Statistica, Serie II, Band 8, 1879.
[5]) Saint-Yves Ménard, Contribution à l'étude de la croissance chez l'homme et les animaux. Physiologie et hygiène comparées, Paris, 1885 (Seite 113 ff.). Vergleiche auch Colin, Traité de physiologie comparée des animaux, Paris, 1871.

Digitized by Google

schwerer sind als die Knaben; gegen das 15. Jahr erlangen die Knaben wieder die Oberhand und verharren darin bis zur Vollendung des Wachstums. Das physiologische Moment der Pubertät hat demnach auch nach dieser Seite hin entscheidende Bedeutung: während die Gestalt der Mädchen, an diesem Punkte angelangt, ihrem Maximum nahe ist, fährt die der Knaben noch lange fort, sich zu entwickeln.

Meine Beobachtungen bestätigen jene nicht nur, sondern sie würden, wie man gesehen, anstatt dieses Entwickelungsgesetz auf die Körpergröße zu beschränken, es auch auf Schädel, Gesicht und Becken ausdehnen. Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß die Ernährung an dem mehr oder weniger schnellen Wachstum bedeutenden Anteil hat; wird demnach die erstere modifiziert, so ist es möglich, auch das letztere umzugestalten.[1])

XI.

Es erübrigt noch, mich über den Einfluß des Alters zu äußern, das in meiner Studie nur die Periode von 10 bis zu 20 Jahren umfaßt, nur zum geringen Teile darüber hinausgehend.

Im Artikel Croissance des großen französischen Dictionnaire de Médecine stellte Bérard das folgende Gesetz auf: Die Zunahme des intra- und extra-uterinen Körpers erfolgt um so schneller, je jünger das Individuum ist, und ein jedes folgende Jahr fügt der menschlichen Gestalt weniger hinzu, als das vorhergehende. Die späteren Untersuchungen von Sommering, Fehling, Hecker, Bailly, Odier u. s. w. bestätigten die Richtigkeit des von Bérard Gesagten.

Das mittlere Gewicht des kaum geborenen Säuglings erreicht bekanntlich 3,250 kg bei den Knaben und 3 kg bei den Mädchen; die ersteren haben eine mittlere Länge von 50 cm, die letzteren von 49,2. Unter dem Einfluß der veränderten Umgebung, der oft unzureichenden Ernährung und der Ausstoßung der Fäkalstoffe u. s. w. nimmt das Gewicht in den ersten Lebenstagen ab. Ueber die Quantität dieses Gewichtsverlustes besteht jedoch große Meinungsverschiedenheit: während Hachner[2]) sie auf 45 Gramm berechnet, gelangt Fleischmann zu 22,2 Gramm, Simon[3]) zu 100 Gramm ungefähr; Hermann[4]) sagt, daß dieselbe $^1/_{16}$ des Gesamtgewichtes bei den Knaben betrage, $^1/_{15}$ bei den Mädchen. Nach dem dritten Tage beginnt nach Schütz,[5]) nach Hachner[6]) noch früher, das Gewicht zuzunehmen.

Betreffs der Größe glaubte Tourdes,[7]) welcher einen Knaben regelmäßig alle sechs Monate maß, die bekannten Ziffern Quételets bestätigen zu können. Welchen Wert aber kann eine einzige Beobachtung

---

[1]) Vergleiche hierzu außer einem Artikel von J. Bertillon (im Dictionnaire Dechambre) die Studie von Villermé „Mém. sur la taille de l'homme en France" (in Annales d'hygiène, Band I, 1829).

[2]) Jahrbücher für Kinderheilkunde, Band XV, Heft 1.

[3]) Conférences cliniques et thérapeutiques sur les maladies des enfants, Paris, 1880.

[4]) Handbuch der Physiologie, Leipzig, 1881.

[5]) Korrespondenzblatt für Schweizer Aerzte, No. 19, 1882, Seite 652.

[6]) Op. cit.

[7]) Siehe den Artikel Âge im Dict. encycl. des sciences médicales.

Digitized by Google

haben? Auch die von Dally [1]) in einer Schule von Neuilly und in einer von Paris an Kindern von 7—13 Jahren gemachten sind spärlich. Sie ergaben ihm auf jeden Fall eine große Unregelmäßigkeit im Wachstum, während eine andere Reihe von Beobachtungen, welche derselbe Autor an 8 Mädchen und 3 Knaben im Alter von 7—13 Jahren vornahm, Resultate lieferte, die ihrer ganzen Regelmäßigkeit wegen denjenigen Quételets sehr gleichen. Die von Professor Zeising in Sachsen mit Individuen von 1—25 Jahren in großer Anzahl angestellten Beobachtungen ergaben den letzteren ähnliche Resultate, wobei er jedoch für das Alter von 12—15 Jahren [2]) eine auffallende Unregelmäßigkeit zu konstatieren hatte. Im Hinblick hierauf erinnere ich daran, daß Topinard mit der großen Mehrzahl der Anthropologen annimmt, daß das Wachstum einem bald größeren, bald geringeren Wechsel zwischen Beschleunigung und Nachlassen unterworfen sei.[3])

Das allgemeine Mittel der Beobachtungsresultate der verschiedenen Fachgelehrten würde für den Knochenbau des Menschen folgenden Entwickelungsgang ergeben:

Um das 5. Jahr erfolgt die Verknöcherung des Kahnbeines (os scaphoideum), etwas später die der übrigen Fußwurzelknochen (tarsus);
„ „ 12. „ erfolgt die Verknöcherung des Erbsenbeines (os pisiforme), später die der Knochen der Handwurzel (carpus);
„ „ 14. „ vollzieht sich die Vereinigung der drei Knochen des Hüftbeines (os coxae);
„ „ 14. „ verbindet sich das untere Ende der Speiche (radius) mit dem Körper;
„ „ 15. „ verbindet sich das obere Ende der Ellbogenröhre (ulna) mit dem Körper;
„ „ 15. „ schließt sich der kleine Rollhügel (Trochanter minor) des Oberschenkelbeines (femur) an den großen Rollhügel (Trochanter major) an;
„ „ 15. „ verbindet sich der Rabenschnabelfortsatz (processus coracoideus) mit dem Schulterblatt (scapula);
„ „ 16. „ ist das Fersenbein (calcaneus) ganz verknöchert;
„ „ 17. „ schließt sich der große Rollhügel an den Gelenkkopf des Oberschenkelbeines (femur);
„ „ 17. „ erfolgt die vollständige Vereinigung des unteren Endes des Oberarmknochens (humerus);
„ „ 17. „ verbinden sich die Epiphysen der Phalangen mit ihren Körpern;
„ „ 18. „ verbindet sich das obere Ende des femur völlig mit dem Körper;
„ „ 18. „ verbindet sich das untere Ende des humerus mit dem Körper;
„ „ 18. „ verbindet sich das untere Ende des Schienbeines (tibia) mit dem Körper;
„ „ 18. „ verbindet sich das untere Ende des Wadenbeines (fibula) mit dem Körper;
„ „ 19. „ fügen sich die Epiphysen der Mittelfußknochen (metatarsalia) an ihre Körper;
„ „ 19. „ fügt sich das obere Ende des humerus an den Körper;
„ „ 20. „ verschmelzen die Epiphysen der Mittelhandknochen (metacarpalia) mit ihren Körpern;
„ „ 20. „ fügt sich das untere Ende des femur an den Körper;
„ „ 20. „ „ „ „ „ „ „ radius „ „ „
„ „ 20. „ „ „ „ „ „ der fibula „ „ „
„ „ 20. „ „ „ „ „ „ ulna „ „ „
„ „ 20. „ verschmilzt der Keilbeinkörper mit dem Körper des Hinterhauptbeines;

[1]) Op. cit.
[2]) Vergleiche Zeising, Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt, Leipzig, 1854.
[3]) Revue d'Anthropologie, Serie IV, 1876, Seite 34—83.

Digitized by Google

Um das 20. Jahr ist die Kniescheibe (patella) vollständig verknöchert;
„ „ 20. „ verschmelzen die Kreuzbeinwirbel miteinander;
„ „ 45. „ verschmilzt der Schwertfortsatz (processus xyphoideus) mit dem Brustbein (sternum);
„ „ 50. „ verschmilzt das Steißbein (os coccygis) mit dem Kreuzbein (os sacrum).

XII.

Pagliani schloß aus seinen mehrere Jahre fortgesetzten Studien, daß die Periode starken Wachstums bei den Mädchen von 11—14 Jahren andauert, und zwar in verschiedener Umgebung sowohl wie in den verschiedenen sozialen Klassen. Auf die von Cowel erlangten Mittelwerte gestützt, hob er ferner hervor, daß diese Periode fast immer die gleiche ist für Italien sowohl, wie für England und demnach mutmaßlich allenthalben. Für die Knaben hingegen seien viele Unterschiede zu verzeichnen, und die fragliche Periode werde in Italien (13—15 Jahre) weit früher endigen, als in England (15—16 Jahre), in Sachsen (15—16 Jahre), in Belgien (16—17 Jahre). In Italien ferner sei die Zunahme in den wohlhabenden Klassen größer und auch früher beendigt (13—14 Jahre) als in den ärmeren Klassen (14—15 Jahre). Die der Mannbarkeit folgenden Jahre sind dagegen, namentlich bei den Mädchen, durch ein langsameres Wachstum gekennzeichnet, wie bereits gesagt worden.

Während aber Pagliani behauptet, daß die Periode stärksten Wachstums mit der Mannbarkeit zusammenfalle, behauptet Bowditch, daß sie dieser vorhergehe. Carlier hat hierüber keine Beobachtungen gemacht; er bemerkt jedoch, daß die von anderen, besonders von Dr. Labrone, vorgenommenen Untersuchungen Pagliani recht zu geben schienen. Labrone fand, daß unter den Zöglingen der École Militaire préparatoire zu St. Hippolyte (April 1888)

mit	13—14	Jahren	69	nicht	mannbar,	24	mannbar	waren
„	14—15	„	58	„	„	35	„	„
„	15—16	„	16	„	„	71	„	„
„	16—17	„	1	„	„	44	„	„

Mit 15—16 Jahren waren also 71 von 87 mannbar und gerade in diesem Alter wurde die größte physische Thätigkeit beobachtet, bei den genannten Zöglingen sowohl als bei denen von Montreuil.

Es könnte Verwunderung erregen, daß diese jungen Leute so spät zur Mannbarkeit gelangen, namentlich wenn man an die Frühreife der Italiener denkt. Aber gerade dies, weit entfernt, die Schlußfolgerungen Paglianis abzuschwächen, würde sie um so mehr bekräftigen. So scheint mir auch mit der Bemerkung Paglianis, daß die Jahre, welche auf die Periode schnellen Wachstums folgen, durch ein Nachlassen charakterisiert seien, Carlier sich nicht im Widerspruch zu befinden, wenn er sagt, daß er dieses Nachlassen erst nach dem 16. Jahre bemerkt habe und besonders im Alter von 16—17 Jahren, während es nach Pagliani weit früher eintreten würde. Nach Pagliani also erfahren Brustumfang, Gewicht, Körpergröße fast gleichzeitig ihre größte Zunahme in Italien im Alter von 13—15 Jahren, anderwärts früher oder später, je nachdem die jungen Leute früher oder später zur Mannbarkeit gelangen.

Digitized by Google

Meine auf Tafel VI mitgeteilten Beobachtungen geben indes Dr. Carlier darin recht, daß auch ihnen zufolge das Nachlassen später erfolgt, als zu der von Professor Pagliani bemessenen Zeit: dies erscheint mir sehr wichtig, weil es zu denselben Schlüssen führt, wenn wir nicht bloß die Resultate auf Tafel VI für sich allein betrachten, sondern auch die auf Tafel VII und VIII. Außer der in die Augen springenden und höchst beachtenswerten Thatsache, daß die kümmerlichsten Lebensverhältnisse, wie sie die ganze Entwickelung verzögern, so auch die Periode des Nachlassens und die Pubertät selbst verzögern, sehen wir, wie sich unter jungen Leuten aus verschiedenen Kreisen und Völkern doch eine große Uebereinstimmung in den Entwickelungsgesetzen bewährt. Schritt für Schritt können wir ihre Fortschritte verfolgen, von den Unterschieden uns meist Rechenschaft geben; wir können endlich — wenn wir die für die Erkenntnis notwendigen Elemente in der Hand haben — jene vorhersehen und sozusagen bestimmen.

Vielleicht aber rührt die Verschiedenheit zwischen Professor Paglianis Ergebnissen und meinen eigenen daher, daß ich eine weit größere Anzahl von Beobachtungen aufnahm, sie auf ganz Italien ausdehnte und dann ein allgemeines Mittel aus ihnen zog — wie ich dies ebenfalls für die außerhalb Italiens gemachten Untersuchungen that.

Im Gegensatz zu der Ansicht Bowditchs und anderer, darunter auch Herbert Spencers, würde sich für mich die Pubertät nicht nach der Periode höchster physischer Entwickelungsthätigkeit einstellen, sondern — wie auch Pagliani annimmt — während dieser Periode selbst, besonders bei den Städtern. Freilich ist es ebenso schwierig, dies festzustellen, wie die Zeit ihres Beginns zu erforschen. Obwohl ich nun auch hierfür sehr großen und steten individuellen Schwankungen begegnet bin, so glaube ich doch, betreffs Italiens meine Untersuchungen dahin zusammenfassen zu können:

Die mittlere Zeit des Beginns der Pubertät bewegt sich eher um das 15. als um das 14. Lebensjahr. Obschon sie — der Regel nach — eine von Norden nach Süden absteigende Skala bildet, so daß unter den Süd-Italienern nicht selten Knaben von 12 oder 12½ Jahren bereits in die Pubertät eingetreten sind, so ist dennoch der Unterschied zwischen den sozialen Klassen größer, als der zwischen den verschiedenen Landschaften unserer Halbinsel. Bei den wohlhabendsten Klassen der Stadtbewohner beginnt jener Eintritt gewöhnlich um 6—10 Monate früher, als bei der ärmsten Klasse; bei den Landleuten beläuft sich diese Verzögerung im Mittel auf 10—12 Monate, mit geringen Schwankungen zwischen wohlhabenden und armen Landbewohnern. Bei den sehr armen oder zu harter Arbeit genötigten Städtern der untersten Klasse und den Landleuten in gleicher Lage oder bei Bewohnern der dürftigsten Gegenden tritt die Pubertät weit später ein und zeigt sich fast nie vor 15 Jahren, häufig dagegen erst danach. Unter den unglücklichen Carusi, den Arbeitern in den Schwefelminen Siciliens, habe ich nicht selten junge Leute angetroffen, die mit 17 Jahren noch nicht zur Pubertät gelangt, sehr viele, die es kaum erst mit 16 Jahren waren.

Die Beobachtungen, welche ich bis jetzt in den anderen Ländern, besonders an Individuen der südlichen Gegenden Oesterreich-Ungarns gemacht habe, stimmen mit diesen Folgerungen nahezu überein. Das Mittel neigt jedoch über ein Alter von 14 Jahren hinaus.

Digitized by Google

Für die dem zweiten Dezennium folgenden Lebensjahre fehlt es nicht an Daten, welche hauptsächlich durch die Erhebungen bei der Musterung geliefert werden. Nachdem Quételet 300 Individuen von 19 Jahren, 300 von 25—30 und 300 von 30 Jahren untersucht, gelangte er — in Uebereinstimmung mit Ténon[1]) — zu dem Schlusse, daß das Maximum des Wachstums kaum mit 28 oder 30 Jahren erreicht werde. Zu denselben Ergebnissen kam auch Lebut[2]) nach 2000 in den Pariser Gefängnissen vorgenommenen Messungen und Frilley[3]) nach Prüfung der Soldaten des 16. Armeekorps. Dunant[4]) fand an schweizerischen Soldaten von 20 Jahren eine mittlere Größe von 1,674 m und an solchen von 25—30 Jahren eine mittlere Größe von 1,688 m. Nach Gould und Baxter[5]) würde das Maximum kaum mit 30—34 Jahren erreicht; es ist jedoch wahrscheinlich, daß auch hierauf die Rasse einwirkt: daher scheinen mir alle diese Ergebnisse nur einen relativen Wert zu besitzen, keinen absoluten.

Das Gewicht nimmt länger zu als das Wachstum und erreicht sein Maximum im Mittel beim Manne mit 40 Jahren, bei der Frau mit 50. Der Brustumfang endlich kann auch noch nach diesem Alter zunehmen.

XIII.

Werfen wir noch einen prüfenden Blick auf die Tafeln VI, VII und VIII, so sehen wir, daß eine gewisse Wechselbeziehung besteht zwischen der Gewichtszunahme und dem Wachstum, wie zwischen diesen beiden Elementen und dem Brustumfang. Es ist jedoch schwierig, sie festzustellen; denn wenn die Ergebnisse auch als Mittel richtig ausfallen mögen, so sind sie doch weit davon entfernt, den individuellen Fällen zu entsprechen. Wer sich hiervon überzeugen will, kann leicht die Berechnung machen, indem er das Verhältnis durch den Teilungsquotienten des mittleren Gewichts oder Brustumfangs und der mittleren Körpergröße ausdrückt. Er wird finden, daß beispielsweise jedem Centimeter Körpergröße ein ungefähres Gewicht entspricht, das je nach dem Alter verschieden ist: wendet man dieses Gesetz aber auf die einzelnen Fälle an, so trifft es nicht zu. Dies ist nur natürlich, denn in einem und demselben Größenmittel finden sich vielfältige Kombinationen der Skala vom Maximum zum Minimum, sowohl für das Gewicht, als für den Brustumfang, und sie sind es, welche die regelwidrigen Abweichungen in den besonderen Ergebnissen über den verschiedenen Körperbau verursachen. Daher also eine große Unregelmäßigkeit in den einzelnen Fällen, besonders für die extremen Fälle.

Es ist demnach nicht möglich, die Zunahme an Gewicht oder Brustumfang auf jeden Centimeter Körpergröße bei einem bestimmten Alter genau festzustellen; diese Zunahme aber besteht unbestreitbar, wie meine Tafeln und die von anderen Forschern veröffentlichten beweisen. Unter diesen nenne ich außer Quételet, der zuerst die genannte Beziehung zu

[1]) Siehe Annales d'hygiène, Band X, 1833, Seite 30—31.
[2]) Siehe Physiologie de la pensée, Paris, 1862.
[3]) Siehe Archives de médecine militaire, 1887, Band IX, Seite 145 flg.
[4]) De la taille moyenne du canton de Genève, 1867.
[5]) Statistics, medical and anthropological u. s. w. Washington, 1875.

Digitized by Google

bestimmen suchte, noch Mackiewicz,[1]) Allaire,[2]) Bernard,[3]) Rigal,[4]) Jansen,[5]) Lehrnbecher,[6]) Seeland,[7]) Aitken,[8]) Parkes,[9]) Hammond[10]) und verschiedene andere, die im Laufe der vorliegenden Arbeit bereits mehrmals erwähnt worden sind.

Die in Italien, Frankreich, Belgien, Deutschland, Rußland, England und Amerika vielfach gemachten Beobachtungen, die fast immer Erhebungen bei der Musterung zu Grunde legen, haben konstatiert, daß das Verhältnis zwischen Gewicht und Größe sich mit der Zunahme der letzteren erhöht. Obwohl Professor Bowditch es, um die Arbeit zu vereinfachen, unterlassen hat, seine Beobachtungen nach dem Alter einzuteilen, bestätigte auch er diese Thatsache. Die von Bowditch befolgte Methode ist unzulänglich — wie er selbst zuerst erkannt hat —, weil der eventuelle Einfluß des Alters auf die Beziehung zwischen Größe und Gewicht mangelt, und weil man annehmen könnte, daß das mittlere Gewicht für ein bestimmtes Alter dem mittleren Gewicht eines Knaben von beliebigem Alter gleichkomme, daß dessen Körpergröße aber der mittleren Größe der Knaben jenes Alters gleich sei —, was nicht der Fall ist.

Aber wenn auch unvollkommen, sind seine Beobachtungen doch höchst wichtig. Sie stellten die Irrigkeit der Behauptung Quételets fest, daß die Mädchen in jedem Alter den Knaben an Gewicht und Größe nachstehen. Die letzteren sind — im Verhältnis zur Größe — schwerer als die Mädchen, bis sie eine ungefähre Größe von 58 Zoll (147,9 cm) erreicht haben; über dieses Maß hinaus ist das Verhältnis umgekehrt, welches auch die Nationalität der Eltern sei. Dieses Gesetz fand bei allen anderen Beobachtungen Bestätigung. Da nun die Größe von 147,9 cm gegen das 14. Jahr erreicht wird, und in diesem sich bei den Mädchen gewöhnlich ein stärkerer Fettansatz unter der Haut wie auch im interstitiellen Bindegewebe des Organismus zeigt, so ist wahrscheinlich diesem Umstande die Ursache hiervon zuzuschreiben. Die Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinung aber (welches auch die Nationalität der Eltern sei), bestätigt gleichzeitig jene Bemerkungen über die universelle Uebereinstimmung der Gesetze für

---

[1]) Des signes de l'aptitude au service militaire (in Archives de méd. mil., Band XII, 1888).

[2]) Étude sur la taille et le poids de l'homme u. s. w. (in Rec. de Mém. de méd. et chir. mil., 3. Serie, Band X).

[3]) Études sur la taille et le poids dans le bat. de chasseurs à pied de la garde (ibid. Band XX).

[4]) Étude sur le récrutement du 12. bat. de chasseurs (in Revue mil. de méd., Band I, Seite 8—9).

[5]) Étude d'anthropométrie médicale u. s. w. (in Mém. de l'Acad. de méd. de Belgique, Band VII, 1881).

[6]) Siehe seine Studie über den Wert des Umfanges von Schultern und Becken betreffs der Tüchtigkeit zum Militärdienst (in Deutsche Militärärztliche Zeitschrift, No. 5, 1886).

[7]) Siehe seine Denkschrift über Brustmaß und Gewicht bei den Rekruten (in Russ. Mil. Zeitschr., 1871, übers. v. Dr. Saniewski im Bull. de la réunion des officiers, Band I, 1873).

[8]) On the growth of the recruits and young soldiers, London, 1862.

[9]) A manual of practical hygiene, prepared especially for use in the medical service of the army, London, 1866.

[10]) A treatise on hygiene with special references to the military service, Philadelphia, 1863.

Digitized by Google

die physische Entwickelung des Menschen, auf welche ich oben hingewiesen habe.

Aus den von Roberts in London an Knaben der arbeitenden und nicht arbeitenden Klassen vorgenommenen Untersuchungen geht hervor, daß bei gleicher Größe die Kinder der Arbeiter etwas schwerer sind, als die der anderen; diese Thatsache, in Verbindung mit ihrem Zurückstehen in jedem Alter gegenüber den Knaben der wohlhabendsten Klassen, würde Bowditch zufolge zu dem Schlusse führen, daß Entbehrungen und schlechte hygienische Bedingungen mehr das Wachstum beeinflussen als das Gewicht.

Mir hat sich dieses größere Gewicht nur in einzelnen individuellen Fällen gezeigt, und dann fast stets an jungen Arbeitern von gesunder Familie und anständiger, nicht allzu kümmerlicher Lebensweise. Ich bestreite allerdings nicht, daß jene Folgerung sich bewahrheiten mag. Gewiß aber ist auf jeden Fall, daß die Beziehung zwischen Gewicht und Größe nicht nur nach Alter, Entwickelung, Geschlecht, Rasse und sozialen Verhältnissen variieren kann, sondern auch nach Gewerbe und Beschäftigung überhaupt. Dies ist deutlich erwiesen durch die von Chassagne und Dally an der Kriegsschule zu Joinville und am 35. Artillerie-Regiment zu Vannes vorgenommenen Untersuchungen, durch die von Montané am 143. Linien-Regiment, durch die bereits erwähnten Layets, Caspers, Lombards, Neufvilles, Poppers, Ollendorfs und vieler anderen.

Ich bin für jetzt nicht in der Lage, dem weiteres hinzuzufügen, was ich über die Ergebnisse meiner Forschungen dargelegt habe; ich gedenke dies in Zukunft zu thun, falls ich die Möglichkeit habe, sie fortzusetzen.

XIV.

Die Prüfung der Tafeln VI—X kann jedoch zu einer anderen Betrachtung Veranlassung geben. Welche Bedeutung auch der Erblichkeit, der Ernährung und einem physisch wie moralisch thätigen Leben in gesunder Umgebung beigelegt werde, so reichen diese Faktoren doch nicht aus, die Unterschiede zu erklären, welche sich in den Mittelwerten der verschiedenen Gruppen von jungen Leuten zeigen. Wenn die Zöglinge der militärischen Anstalten die erste Stelle einnehmen, so kommen gleich nach ihnen, wie wir schon bemerkt, die Landleute wohlhabenden Standes, dann erst die Städter der wohlhabenden Klassen und danach, mit sehr geringem Unterschiede manchmal auch nach oben hin, die Landleute der ärmeren Klassen, nach diesen die ärmeren Stadtbewohner. Wird hingegen der Vergleich nach den Normen von Tafel VIII vorgenommen, so stehen die Bauern der dürftigsten Gegenden und die durch harte Arbeit bedrückten und sehr schlecht genährten jungen Leute noch unter den ärmsten Klassen der Stadtbewohner.

Nun kann man nicht sagen, daß die Umgebung, in der heute die jungen Städter der wohlhabenden Klassen leben, eine gesundheitswidrige sei, auch nicht, daß es ihnen an genügender Nahrung mangele, oder daß sie sich übermäßig anstrengen müßten. Man kann ebensowenig sagen, daß die nicht armen Landbewohner sich besser nähren, als die Städter, oder auch nur gleich gut. Die Ernährungsweise der

Digitized by Google

italienischen Arbeiter, seien diese Landleute oder Städter, ist, wie man es auch nehmen mag, gleichmäßig reich an Kohlehydraten und arm an Eiweißstoffen; darin besteht kein großer Unterschied zwischen reichen und armen Landleuten und Arbeitern: und doch stehen die Arbeiter nach den dargelegten Tabellen weit hinter den anderen zurück.[1]) Wenn überdies die Mittelwerte der jungen Leute der untersten sozialen Klassen verschiedener Länder nebeneinander gestellt werden, so werden sie sich nahezu als gleiche ergeben. Mir scheint demnach, daß hierbei — außer den bekannten Ursachen, die wir allerseits als die hauptsächlichsten erkennen — noch eine besondere Ursache mitwirkt, die leicht übersehen wird oder auch mit den anderen zusammenfällt, während sie doch für sich zu betrachten wäre und — da es sich um die körperliche Entwickelung und gleichzeitig um die geistigen Fähigkeiten der jungen Leute handelt — eine hohe Bedeutung hat: ich meine das mehr oder weniger gesittete, das mehr oder weniger lasterhafte Leben, welches sie führen.

Die lebhaften Debatten über die Fragen nach dem Einfluß der Erblichkeit sind hinlänglich bekannt und niemand wird leugnen wollen, daß der Mißbrauch und im allgemeinen der übermäßige Verbrauch an körperlicher und geistiger Kraft das Leben der Individuen wie der Völker nachteilig beeinflussen. Nach dieser Seite hin bietet die ländliche Bevölkerung zweifellos ein kernigeres Element als die verschieden abgestuften bürgerlichen und städtischen Klassen; Beweis hierfür ist, daß die vielen Formen von Nervenkrankheiten auf dem Lande keinen ihrer Entwickelung günstigen Boden finden. Doch auch der Mißbrauch an physischen oder geistigen Kräften bei den Eltern oder die lasterhaften Ausschreitungen dieser (die Kranken natürlich ausgenommen) würden nicht hinreichen, die soeben dargelegten schmerzlichen Resultate ganz zu erklären, auch nicht die Unterschiede in der körperlichen und geistigen Energie der jungen Leute — wenn nicht das lasterhafte Leben dieser selbst hinzukäme. Deshalb würde die Natur, die in so bewundernswerter Weise bestrebt ist, angeborenen oder ererbten Schäden abzuhelfen, in den meisten Fällen mehr oder weniger den Sieg davontragen, wenn die erworbenen und erneuten Schäden nicht ihre Kräfte abschwächten.

---

[1]) Vergleiche hierzu unter anderem die folgenden Arbeiten: H. Denis, L'alimentation et la force de travail, Brüssel, 1887; Albertoni, La fisiologia e la questione sociale, Bologna, 1890; Manfredi, Sull'alimentazione delle classi povere del popolo in Napoli, Rom, 1893; Spatuzzi, Somma und De Renzi, Sull'alimentazione del popolo minuto di Napoli, Neapel, 1863; Gould, Les ouvriers de la houille, du fer et de l'acier en Europe et en Amérique, Paris, 1893; Bourdeau, Histoire générale de l'alimentation, Paris, 1894; Duval, Cours de physiologie, 6. Auflage, Paris, 1887; De Giaxa, Sulla etiologia della pellagra (in Annali d'igiene sper. dell.'Univ. di Roma, Band II, 1892); Bodio, Di alcuni indici misuratori del movimento economico in Italia, Rom, 1891 u. s. w. u. s. w.; König, Prozentische Zusammensetzung und Nährwert der menschlichen Nahrungsmittel, Berlin, 1882; Kalle, Ueber Volksernährung, Wiesbaden, 1891; Luciani, Fisiologia del digiuno, Florenz, 1889; F. S. Nitti, La popolazione e il sistema sociale (bereits erwähnt); L'alimentazione e la forza di lavoro dei popoli (in Riforma sociale, I. Jahrgang, 1894, Heft 18—20); Rubener, Ueber die Ausnützung einiger Nahrungsmittel u. s. w. (in der Zeitschrift für Biologie, XV, 1879); Albertoni und Novi, Sul bilancio nutritivo del contadino italiano, Bologna, 1894; ferner die bekannten Arbeiten von Pettenkofer, Virchow, Voit, Moleschott, Ranke, Ohlmüller, Brentano, Böhm, Hirschfeld, Hultgren und Landergren u. s. w. u. s. w.

Digitized by Google

Ich kann mich hier nicht über diesen auch ethnographisch höchst wichtigen Gegenstand verbreiten; ich will nur sagen, daß es nicht sowohl das Rauchen, der Mißbrauch geistiger Getränke, noch andere, bei Erwachsenen häufige schlechte Gewohnheiten sind, welche die Gesundheit der jungen Leute am meisten schädigen und die volle Entwickelung ihrer physischen und geistigen Kräfte hemmen: der geschlechtliche Mißbrauch mit allen seinen Folgen und mehr noch der Onanismus ist es, welcher sie schwächt und nicht selten zu Grunde richtet. Dieses traurige Laster ist in wahrhaft erschreckender Weise unter jungen Leuten jeden Alters verbreitet, häufig sogar bei noch unreifen; im Verein mit anderen geschlechtlichen Ausschreitungen, oder auch für sich allein, verzehrt er die wertvollsten Körperkräfte und dies gerade in den für die Entwickelung wichtigsten Jahren, indem er seine verderblichen Wirkungen auf das ganze Nervensystem ausdehnt und nicht selten unauslöschliche Spuren zurückläßt. Sehr wenige junge Leute sind ganz frei davon: wenn ich hier die Ergebnisse der von mir unternommenen Forschungen nicht ausführlicher darlege, weil sie noch nicht völlig abgeschlossen sind, so glaube ich doch von neuem versichern zu können, daß in einer vergleichenden Studie über die körperliche und geistige Entwickelung der jungen Leute diese wichtige Ursache des Verfalles oder irgend einer Inferiorität nicht bei Seite gesetzt werden darf.

Diese Beobachtung vereinigt sich mit den übrigen, um uns die stete physische Ueberlegenheit der Landleute zu erklären, deren Leben in jeder Hinsicht unvergleichlich weniger lasterhaft ist als das der Städter. Wenn bezüglich physischer Ueberlegenheit dennoch die jungen Leute der militärischen Anstalten die erste Stelle behaupten — von denen viele sicherlich nicht frei sind von den obengenannten lasterhaften Gewohnheiten — so heißt das, daß das Uebel wenigstens physisch einigermaßen ausgeglichen wird durch die vielen Ursachen des Wohlbefindens, welche manchen ihrer Altersgenossen mangeln. Aus denselben Gründen sind die wohlhabenden Städter den armen überlegen, doch unter fast gleichen Bedingungen mit den armen, nicht durch geschlechtliche Ausschweifungen oder Exzesse geschwächten Landbewohnern. Je tiefer wir hinabsteigen auf der sozialen Stufenleiter, um so geringer wird der Wohlstand: um so stärker und ernster also äußern sich die verhängnisvollen Folgen des Lasters, die einen günstigen Boden finden in einem Organismus, der durch so manche andere Ursachen bereits geschwächt und weniger widerstandsfähig geworden ist.

Ueber das Verhältnis der Anthropologie zu Geschichte und Politik.

Dr. Ludwig Wilser.

„So hoch der Mensch", habe ich früher einmal gesagt, „über Pflanzen und Tieren steht, um so viel wichtiger ist die Anthropologie als Botanik und Zoologie." Während aber diesen beiden Wissenschaften an allen Hochschulen Lehrstühle und prächtig ausgestattete Anstalten

Digitized by Google

errichtet sind, muß die Menschenkunde fast überall ein kümmerliches Dasein fristen, und ihre Lehrstühle sind leicht zu zählen. Die Gründe für diese auf den ersten Blick vielleicht auffallende Erscheinung, „da dem Menschen doch eigentlich nichts näher liegen kann, als die Erforschung seiner eigenen Art", sind mannigfaltig und dem Kundigen bekannt, es sind ungefähr dieselben, die Darwin veranlaßt haben, der „Entstehung der Arten" erst zwölf Jahre später die „Abstammung des Menschen", sein schwächstes Werk, nachfolgen zu lassen. Einen Grund jedoch, den auch Martin, einer der wenigen Hochschullehrer für Anthropologie, dessen Auffassung und Umschreibung [1]) dieser Wissenschaft daher Beachtung verdient, besonders hervorhebt, möchte ich auch hier nicht unerwähnt lassen. „Anthropologie" ist ein etwas unbestimmter Begriff, der bald enger, bald weiter, meines Erachtens gar nicht weit genug gefaßt werden kann. In den engen Rahmen einer der aus dem Mittelalter stammenden Fakultäten läßt er sich nicht zwängen: die Wissenschaft vom Menschen, der Krone der Schöpfung, ist berufen, all den Wissenszweigen, die irgendwie mit dem Menschen in Zusammenhang stehen, die einzig sichere, naturwissenschaftliche Grundlage zu schaffen, die Geschichte der Menschheit als letzten Abschnitt der Lebensentwickelung auf unserem Erdball zu erklären. Eine solche Aufgabe erfordert freilich einen ungewöhnlich reichen Schatz von Kenntnissen, einen umfassenden Geist, und es ist daher begreiflich, daß so hervorragende, ein so ausgedehntes Wissensgebiet überschauende und beherrschende Vertreter unserer Wissenschaft weniger leicht zu finden sind als fleißige Arbeiter, die „mit dem Mute der Selbstverleugnung" ein eng begrenztes „Stück Ackerland mühsam bebauen". Auch das ist zweifellos notwendig, Arbeitsteilung muß sein, ein fester Grund kann nur durch unermüdliche Einzelforschung gelegt werden, was aber der Anthropologie ihren großen Reiz, ihre hohe Bedeutung verleiht, das ist eben das Allumfassende, Weltumspannende.

Ganz gewiß sollte jeder, der den Namen „Anthropologe" in Anspruch nimmt, durch seine Vorbildung dazu berechtigt sein, eine „strenge anatomisch-naturwissenschaftliche Schule durchgemacht haben", sicherlich verbürgt „wissenschaftliche Spezialisierung" die Zuverlässigkeit der Forschung, darin aber das höchste Ziel unseres Strebens zu erblicken, wäre eine engherzige Auffassung. Das ist ja gerade der Alp, der auf der in mancher Hinsicht so hoch entwickelten Wissenschaft der Neuzeit lastet, daß sie infolge von Vervielfältigung und Vertiefung der Aufgaben, Verbesserung der Untersuchungsweisen und Vervollkommnung der Werkzeuge und Hülfsmittel sich in lauter beschränkte Einzelfächer auflöst, bearbeitet von emsigen, aber kurzsichtigen Maulwürfen, deren Zeit durch mühsame und umständliche Untersuchungen vollständig in Anspruch genommen ist und die aus Furcht, sich eine Blöße zu geben, die engen Schranken ihrer „Kompetenz" nicht zu überschreiten wagen. Es ist nicht zu leugnen, daß bei dieser Forschungsweise zahlreiche wertvolle Bausteine gewonnen werden, die für die wahre Wissenschaft aber nur dann Bedeutung erlangen, wenn ein umsichtiger und schaffensfreudiger Baumeister, der die handwerksmäßige Arbeit geübten und

[1]) Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. Eine akademische Antrittsrede, Jena, G. Fischer, 1901.

Digitized by Google

erprobten Händen überläßt, sie zu einem stolzen, kunstvollen Bau, der selbstverständlich auf festen Grundmauern ruhen muß, zusammen zu fügen versteht. Dazu ist vor allen ihren Schwestern die Anthropologie berufen, denn da der Mensch aus Leib und Seele besteht, da in seinem Wesen allgemein tierische mit den höchsten geistigen Eigenschaften aufs innigste verschmolzen sind, schlägt sie die Verbindungsbrücke von der Naturwissenschaft zu den Geisteswissenschaften, lehrt sie uns die Entstehung von Sprache und Gesittung als Enderscheinungen der gesamten Entwickelung verstehen, erklärt das Werden, Wachsen und Wandern der Rassen, ihre Kämpfe und Mischungen, enthüllt die innersten Triebfedern im Leben und Ringen der Völker, die wahren Ursachen der Blüte und des Verfalls mächtiger Reiche.

Unter den vielen und großen Aufgaben der Anthropologie sind besonders zwei von grundlegender Bedeutung, vom größten Einfluß auf Entwickelung und Ausbau anderer Wissenszweige wie auf die Gestaltung einer wahrhaft wissenschaftlichen Weltanschauung. Es waren, nach Martins Worten, zunächst „sowohl jene wichtigen Fragen nach Alter und Ursprung der Menschheit zu beantworten, als auch auf Grund vergleichender Studien die Stellung des Menschen im zoologischen System“ zu ermitteln. Dazu ist nicht nur die genaueste Kenntnis der lebenden und vorgeschichtlichen Menschenrassen, sondern auch des ganzen tierischen Stammbaums, besonders unserer nächsten Verwandten, auch der ausgestorbenen Arten, erforderlich. Ob wir in dieser Hinsicht bisher auf dem richtigen Wege waren, erscheint Martin „fraglich“; es darf aber heutzutage als sicher gelten, daß die „Affentheorie“, die unnötigerweise so viel böses Blut gemacht hat, falsch ist und den entwickelungsgeschichtlichen Thatsachen nicht entspricht. Der Mensch bildet nicht, wie Darwin und seine Nachfolger gemeint haben, einen „Zweig des altweltlichen Affenstammes“ und hat keine „affenähnliche“ Vorfahren gehabt; unser Stammbaum bleibt ein hochragender Mast, von dem auch in der Krone „weit ausladende Aeste ausgehen“, dies sind aber nicht unsere tierischen Verwandten, sondern die verschiedenen Menschenrassen, während „ein reiches Geäste selbständig aufstrebender Zweige“, deren oberste den Affen entsprechen, seinen Wurzeln entsprießt und gleich „einem Strauche“ seinen Fuß umgiebt. Das so eifrig gesuchte, 1891 gefundene „Zwischenglied“ (missing link) bildet daher nicht, wie noch 1898 Häckel in Cambridge[1]) gesagt, die Verbindung „zwischen den Menschenaffen (Anthropoiden) und den echten (sprechenden) Menschen“ — eine solche kann es nicht geben —, sondern zwischen diesen und ihren noch mehr tierischen, sprachlosen Vorfahren. Entwickelungsgeschichtlich konnte ein Wesen wie der Vormensch von Trinil (die Bezeichnung Proanthropus wäre besser als Pithecanthropus), mit aufrechtem Gang, aber noch engem Schädel, weder vom Affen abstammen, noch zum Affen werden, sondern nur zum Menschen sich weiter entwickeln; er steht im Stammbaum[2]) auf der Menschenseite. Uebrigens hat schon Darwin vor dem „Irrtum“ gewarnt, den gemeinsamen Urahn der

[1]) Ueber unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen. Vortrag, gehalten auf dem 4. Internationalen Zoologenkongreß in Cambridge, 1898.

[2]) Der Pithecanthropus erectus und die Abstammung des Menschen. XIII. Band der Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereines in Karlsruhe, 1900.

Digitized by Google

Großaffen, unzweifelhaft unseren nächsten Verwandten im Tierreich, und der Menschen als „irgend einem der jetzt lebenden Affen gleich oder auch nur sehr ähnlich" sich vorzustellen. „Ohne diese vergleichend anatomische Grundlage", sagt der Züricher Anthropologe mit vollem Recht, schweben daher „alle Theorien über die Entstehung des Menschengeschlechtes und der menschlichen Rassen völlig in der Luft". Sicherlich genügt zur Unterscheidung dieser nicht ein einzelnes, sondern „wir bedürfen dazu der Berücksichtigung sämtlicher uns überhaupt zugänglichen Merkmale des ganzen menschlichen Körpers". Dabei ist aber doch wohl zu überlegen, welche „von größerer, welche von geringerer Wichtigkeit sind", und meines Erachtens wird der von A. Retzius in die Wissenschaft eingeführte Index, d. h. die Verhältniszahl der größten Länge und Breite des Schädels, von Martin unterschätzt; ganz gewiß schadet „die Lauheit, mit der man in wissenschaftlichen anthropologischen Kreisen dem kritiklosen, dilettantischen Spielen mit Lang- und Kurzköpfen zusieht, dem Ansehen unserer Wissenschaft", aber die große Bedeutung der nach dem heutigen Stand der Erfahrung von äußeren Einflüssen so gut wie unabhängigen Schädelgestalt, die sich hauptsächlich im Verhältnis der Länge zur Breite ausprägt, ihre hervorragende Stellung unter den Rassenmerkmalen ist unbestreitbar. Es war daher keine „trügerische Hoffnung", wenn der im übrigen von Irrtümern durchaus nicht freie „Vater der Schädelmessung" auf Grund dieser Verhältnisse die ganze Menschheit (Homo sapiens) in Langköpfe (Dolichocephale) und Rundköpfe (Brachycephale) glaubte einteilen zu dürfen: dieser Hauptunterschied geht, trotz allen durch langdauernde Blutmischung entstandenen Uebergängen, in der That durch und hat sich noch heute bei reinen Rassen in voller Schärfe erhalten, so z. B. bei den Schweden (Homo dolichocephalus var. europaea), deren Schädelgestalt sich seit vielen Jahrtausenden kaum geändert[1]) hat, und den Lappen (Homo brachycephalus), die noch heute den gleichen rundlichen Schädel tragen, wie er vereinzelt schon in den Gräbern der nordischen Steinzeit auftritt. Nach den übrigen Merkmalen, besonders den Farben, zerfällt dann die langköpfige Menschheit in eine weiße und eine schwarze Rasse (Homo albus, var. europaea mit hellem, var. mediterranea mit schwarzem Haar und Homo niger, var. africa und var. australis), während die rundköpfige (Homo brachycephalus) infolge ihrer Ausbreitung sich zwar an der Bildung zahlreicher Mischrassen beteiligt, in deutliche Unterrassen dagegen nicht gespalten hat. Schon früher[2]) habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Unterschied, der sich auch bei den Großaffen bemerklich macht (die afrikanischen sind langköpfig, die ostindischen meist rundköpfig), in vormenschliche Zeit hinaufreichen könnte, so daß wir einen Proanthropus dolichocephalus, dessen unmittelbarer Abkömmling der in Europa gefundene Homo primigenius ist, und einen Proanthropus brachycephalus annehmen[3]) müßten.

[1]) Die Ansichten des Vaters sind durch die Forschungen des Sohnes bestätigt worden. Vergleiche G. Retzius' prachtvolles Schädelwerk Crania suecica antiqua, deutsche Ausgabe bei G. Fischer, Jena, 1900.

[2]) So in den Vorträgen über „Menschenrassen", Verhandlungen des Naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg, N. F. VI 1, und „Rassen und Völker", Verhandlungen des VII. Internationalen Geographenkongresses, Berlin, London, Paris, 1901.

[3]) Dann müßte man sich den hohen „Mast" unseres Stammbaumes doppelt vorstellen.

Digitized by Google

Unter diesem Gesichtswinkel gewinnt auch die anthropologische Untersuchung der auf einer niederen Entwickelungsstufe stehen gebliebenen und meist den dunkel gefärbten Rassen angehörenden Naturvölker eine höhere Bedeutung, einen größeren Vergleichswert. In den oft weit ausgedehnten Ausbreitungsgebieten werden sich allmählich immer engere Gürtel, deren Mitte das richtige Verbreitungscentrum bildet, unterscheiden lassen, und dadurch wird nicht nur die Richtung der Wanderungen erkennbar, sondern auch das lang gesuchte Ursprungsland der Menschheit beginnt aus dem Urzeitnebel empor zu tauchen.

Die vorgeschichtliche Forschung, die ihre Schätze hauptsächlich im Boden unseres Weltteils findet, lehrt uns, daß auch hier, auf dem Schauplatz der höchsten Gesittung, einst Menschen mit den ursprünglichsten und einfachsten Werkzeugen von Stein und Bein, wie sie jetzt nur noch von den wildesten Völkern gebraucht werden, gelebt haben; sie schlägt aber damit nicht „die Brücke von den Urzeiten der Menschheit zu unseren modernen Naturvölkern", sondern zu unseren eigenen hochentwickelten Zuständen, und wird sich daher keineswegs „auf die Gruppen primitiverer Kultur beschränken" dürfen. Wohl scheint „die Geschichte der höheren Kulturen, vor allem der westasiatisch-europäischen Welt bereits von anderen Wissenschaften in Beschlag" genommen, da aber diesen der sichere Grund, wie er nur von der Anthropologie, der naturwissenschaftlichen Rassenforschung gelegt werden kann, fehlte, gingen sie von unbewiesenen, oft zweifellos falschen Voraussetzungen aus und mußten sich daher in der weiteren Ausgestaltung ihrer Lehrgebäude, gerade durch folgerichtige Schlüsse aus ihren vorgefaßten Meinungen, immer weiter von der Wahrheit entfernen. Hier helfend und klärend einzutreten war die andere, von Martin kaum erwähnte, Hauptaufgabe der Anthropologie; zur „vornehmsten Hülfswissenschaft der Geschichte", was schon Ecker als Hochziel vorschwebte, mußte sie werden, um sich die Teilnahme aller denkenden und gebildeten Menschen und „einen tiefgreifenden Einfluß auf andere Geisteswissenschaften" zu sichern. Auch ich bin von jeher dafür eingetreten, daß die Begriffe „Rasse" und „Volk" ganz verschieden und „streng auseinander zu halten" sind, auch ich habe wiederholt auf die heillose Verwirrung hingewiesen, die durch Vermengung und Verwechselung beider entstanden ist; trotzdem haben bei Fragen der „Abstammung und Zugehörigkeit" Anthropologie und Ethnologie zwar „unabhängig von einander die Hand anzulegen", doch aber sich gegenseitig in die Hand zu arbeiten, denn naturwissenschaftliche Rassenlehre ist und bleibt die Grundlage aller Völkerkunde. Ohne weiteres von „Sprache auf Blut oder von Blut auf Sprache" zu schließen, ist, wie schon Max Müller[1]) eingesehen, verkehrt, und man kann so wenig von einem arischen Schädel als von einer dolichocephalischen Sprache reden; haben aber beide Wissenschaften, Linguistik und Ethnologie, die Einteilung „der Völker und Sprachen unabhängig von einander durchgeführt, dann wird es an der Zeit sein, die Resultate

[1]) Ueber die Resultate der Sprachwissenschaft, Antrittsvorlesung in Straßburg, Essays IV, Leipzig, 1876. — Der von Martin angeführte Macalister hat dieser Rede seinen Vergleich entnommen.

Digitized by Google

zu vergleichen". Die Zeit ist gekommen: durch naturwissenschaftliche Forschung ist festgestellt, daß in allen zum indogermanischen oder arischen Sprachstamm gehörenden Völkern eine Rasse, und zwar die nordeuropäische (Homo europaeus Linné), deren Verbreitungscentrum in Schweden liegt, mehr oder weniger stark vertreten ist. In alten Zeiten, besonders unmittelbar nach großen Völkerwanderungen und ehe sich die unvermeidliche Blutmischung bemerkbar machte, bestanden manche in der Geschichte besonders hervortretende Völker fast ausschließlich aus dieser Rasse, so daß „Sprache und Volk", wie auch Müller zugiebt, damals „fast gleichbedeutend" waren. Heute, fast zwei Jahrtausende nach der letzten großen Völkerflut, treten dem Rassenforscher überall die Zeichen einer innigen Verschmelzung und langdauernden Kreuzung der Rassen entgegen, so daß von allen Kulturvölkern mit arischer Sprache nur noch die Schweden und ihre nächsten Nachbarn und Verwandten, Norweger, Dänen, Niedersachsen, das Bild der Stammrasse, wie die große, unter G. Retzius' Leitung durchgeführte Untersuchung von 45 000 schwedischen Heerespflichtigen [1]) ergeben hat, nahezu rein bewahrt haben. Dies erklärt sich durch die Lage des durch natürliche Schranken geschützten Landes, besonders aber dadurch, daß die vom Verbreitungscentrum ausgehenden Auswanderungen in immer weiteren Gürteln sich ausbreitend und größere Landstrecken erfüllend, gerade dadurch das Eindringen fremden Blutes erschwert haben. Bei „geographisch lange isolierten Formen der Menschheit kann ja auch heute", meint Martin, „gelegentlich ein Parallelismus zwischen physischem Typus und Sprachstamm vorhanden sein", übersieht aber dabei, daß in unserem eigenen Weltteil ein Land sich findet, wo noch heute die Begriffe „Rasse" und „Volk" sich decken und die Verbreitungscentren der edelsten Menschenrasse, aus der unstreitig die thatkräftigsten und erfindungsreichsten Völker hervorgegangen sind, und, wie ich zuerst vor mehr als 20 Jahren gezeigt, der höchstentwickelten Sprache zusammenfallen. Daß nur auf dieser Grundlage die Anthropologie zur „vornehmsten Hülfswissenschaft der Geschichte" werden kann, habe ich seitdem im einzelnen nachgewiesen und alle für Geschichte und Kulturgeschichte sich ergebenden Schlüsse gezogen. Nun wurde der ursächliche Zusammenhang deutlich sichtbar, die Lücken und Irrtümer der Ueberlieferung ließen sich ausfüllen und berichtigen, die berühmten „Streitfragen", um die so lange ein ebenso erbitterter wie ergebnisloser Kampf gewogt hatte, fanden eine überraschend einfache, zusammenhängende Lösung. Die lang gesuchte Urheimat der Arier war gefunden, und aus dieser Wurzel wuchs ihr mit den geschichtlichen Nachrichten wie mit der leiblichen, sprachlichen und kulturellen Verwandtschaft aufs genaueste übereinstimmender Stammbaum, an dessen Aufstellung so viele von falschen Voraussetzungen ausgehende Forscher gescheitert waren, mit all seinen Aesten und Zweigen wie von selbst heraus. Besonders groß war der Gewinn für das Verständnis unseres eigenen Volkstums: die Stammesgliederung der Germanen, ihr Verwandtschaftsverhältnis zu

[1]) Anthropologia suecica. Beiträge zur Anthropologie der Schweden u.s.w. ausgearbeitet und zusammengestellt von Gustav Retzius und Carl M. Fürst. Mit 130 Tabellen, 14 Karten und 7 Proportionstafeln in Farbendruck, vielen Kurven und anderen Illustrationen. Stockholm, deutsche Ausgabe, 1902.

Digitized by Google

den westlichen und östlichen Nachbarn, ihre leibliche, geistige und sittliche Tüchtigkeit, ihre eigenartige Gesittung, mit der sie in die Geschichte traten, ihre große Vermehrungsfähigkeit und darum der unwiderstehliche Ausdehnungsdrang, die Reinheit des Blutes und die fremden Beobachtern auffallende Gleichartigkeit der äußeren Erscheinung, all das erklärte sich ungezwungen aus natürlichen Ursachen, aus der Beschaffenheit ihres Heimatlandes, aus ihrer Abstammung und der Art ihrer Entwickelung. Von all dem aber finden wir bei Martin nichts; er rechnet es wohl zu den „großzügigen Hypothesen und verfrühten Verallgemeinerungen, an denen wir so reich sind und mit deren Widerlegung und Ausrottung viel kostbare Zeit verloren geht". Wie die Erfahrung der beiden letzten Jahrzehnte lehrt, ist allerdings die Zeit, die auf Widerlegung der angedeuteten Lehren und Anschauungen verwendet wird, verloren; kein einziger stichhaltiger Grund hat im Laufe von 20 Jahren gegen sie vorgebracht werden können.

Dagegen wird man zugeben müssen, daß in der „sozialen oder politischen Anthropologie" neben manchen verdienstlichen und ersprießlichen Leistungen durch Einseitigkeit und Uebereilung allerdings viel gesündigt worden ist. Den verständigen „Vertretern dieser Richtung gegenüber" braucht aber nicht betont zu werden, daß der „Schädel eines Menschen niemals seine Nationalität ausdrücken kann". Freilich giebt es für den Anthropologen „weder Deutsche noch Schweizer noch Franzosen", wohl aber Völker, in denen die in unserem Weltteil heimischen Menschenrassen in sehr verschiedenem Verhältnis vertreten sind, und aus diesem, das durch große Volksuntersuchungen, ähnlich der jetzt glücklich zu Ende geführten schwedischen, festgestellt wird, lassen sich die wichtigsten Schlüsse auf Herkunft, Bedeutung, Leistungsfähigkeit und Zukunft der einzelnen Völker ziehen. Gerade der Politiker kann daher aus der Anthropologie, wenn ihre Errungenschaften einmal Gemeingut sein werden, die reichste Belehrung schöpfen. Ein Politiker ohne gründliche Kenntnis der Geschichte — es giebt freilich auch solche — wird seinen Gegnern manche Blöße geben; zum wahren Verständnis der Geschichte führt aber, wie sich gezeigt hat, nur die Anthropologie, ihre „vornehmste Hülfswissenschaft". So wird man, um ein Beispiel anzuführen, beim Abschluß von Bündnissen ein gesundes und vermehrungsfähiges Volk, das noch einen tüchtigen Kern edler Rasse enthält, ganz anders bewerten, als ein altersschwaches, unfruchtbares, in der Hauptsache aus minderwertigen Rassen zusammengesetztes. Hätten unsere Staatsmänner nur immer von solchen Grundsätzen sich leiten lassen! Aber nicht nur in der äußeren, ganz besonders auch in der inneren Politik, als „soziale" Wissenschaft wird und muß die Anthropologie von größter Bedeutung werden. Lassen sich durch umfangreiche Untersuchungen deutliche Unterschiede der einzelnen Stände, von Stadt und Land in Bezug auf ihren Rassengehalt feststellen, so ergeben sich daraus für den Volkswirt höchst bemerkenswerte Aufschlüsse über den verhältnismäßigen Wert der einzelnen Rassenbestandteile und die notwendige Ergänzung der oberen Volksschichten; daß hierbei unsere Wissenschaft sich ganz besonders vor „voreiliger Hypothesenbildung und verfrühter Popularisierung" zu hüten hat, liegt auf der Hand. Besonders wertvoll aber ist die Mitarbeit der Anthropologie auch für die öffentliche Gesundheitspflege, denn

Digitized by Google

die Ueberzeugung, daß es hierbei weniger auf die Bekämpfung und Vernichtung äußerer Uebelstände und Schädlinge, als auf die Züchtung eines kräftigen und widerstandsfähigen Nachwuchses, auf die Verbesserung der Rasse ankommt, bricht sich immer mehr Bahn und findet ihre Bestätigung durch die Erfahrungen der Tierzüchter. Daß der Staat ohne Bürger ein wesenloser Begriff ist, daß eines Reiches Wehr- und Steuerkraft im Verhältnis steht mit der Zahl und Leistungsfähigkeit seiner Einwohner, wem braucht man das noch zu sagen? Ein Volk ist nicht etwas Starres und Unveränderliches, sondern in steter Umbildung und Erneuerung begriffen. Im ewigen Kreislauf folgen sich Wachsen und Schwinden, Blühen und Welken, Leben und Sterben. Soll kein Stillstand eintreten oder gar Rückgang erfolgen, so müssen die nach den Naturgesetzen hinfällig werdenden und allmählich aussterbenden höheren Lebensalter beständig ergänzt und ersetzt werden durch jüngere, kräftig nachwachsende Geschlechter. Dies ist aber nur möglich, wenn gesunde, lebensfähige Kinder in genügender Anzahl geboren werden; gerät dieser Nachschub ins Stocken, fängt diese Lebensquelle an zu versiegen, so zerrinnt die Volkskraft eben so schnell wie ein Strom, dessen Zuflüsse man abgedämmt hat. Daß eine solche Gefahr nicht in weiter Ferne liegt und rasch in bedenkliche Nähe rücken kann, lehrt ein Blick auf unser Nachbarland Frankreich, wo die stetig zurückgehende Geburtenzahl und dadurch fast zum Stillstand gekommene Volksvermehrung den Vaterlandsfreund mit banger Sorge erfüllt. Bei wem könnte sich in solchen wichtigen Fragen, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt, der Staatsmann und Volkswirt besseren Rat holen als bei dem Anthropologen, der die ewigen Gesetze des Volkslebens erforscht und durchschaut? Wahrlich nicht bloß hohe wissenschaftliche, auch die größte volkswirtschaftliche Bedeutung hat die Menschenkunde!

Wenn unsere Hochschulen den Ehrennamen Universitas, Gesamtheit des Wissens, behalten und verdienen sollen, werden sie auch der umfassendsten und uns gleichzeitig am nächsten liegenden Wissenschaft, der vom Menschen, Lehrstühle errichten müssen. Was helfen aber auch die besten, mit allen Hülfsmitteln der Neuzeit ausgestatteten Anstalten, wenn die hier in mühsamer Einzelforschung gewonnenen Ergebnisse nicht hinausgetragen werden ins Leben, „was nützt alles Wissen, wenn wir es nicht anwenden“? So sehr man im allgemeinen auch mit Martins Auffassung unserer Wissenschaft übereinstimmen mag, er hat, wie diese Zeilen zu zeigen versuchten, ihr die Ziele noch lange nicht weit und hoch genug gesteckt, um uns hinzuführen „zur Lösung der großen Fragen der Menschheitsgeschichte, die uns alle bewegen“.

Das Problem der Ahnentafeln.

Dr. Ernst Devrient.

Seit dem Erscheinen von Ottokar Lorenz' Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie (Berlin, Hertz, 1898) ist das Verständnis für genealogische Fragen in weiten Kreisen gewachsen. Dem vielfach skeptischen Verhalten der philologisch-historischen Fachmänner gegenüber haben namentlich Mediziner die Bedeutung dieser lange vernach-

Digitized by Google

lässigten Wissenschaft erkannt. Aber solange es an zuverlässigen Ahnentafeln fehlt, muß jede Untersuchung über Erblichkeit, wie Lorenz wieder und wieder mit Recht betont, einer verhängnisvollen Einseitigkeit verfallen. Man beklagt gerne die zunehmende Spezialisierung der gelehrten Arbeiten, das Schwinden umfassender Interessen. Nun wohl — hier verlangt eine Wissenschaft die Unterstützung der anderen; der Naturforscher kann über wichtige pathologische Erscheinungen zu keinem sicheren Urteil gelangen ohne die geschulte Hand des Historikers, der ihm die Quellen zugänglich macht. Und worin könnten Geistes- und Naturwissenschaft ihren gemeinsamen Boden finden, wenn nicht in der Thatsache, daß der Träger aller Kultur, der Mensch, allmächtigen Naturgesetzen unterliegt? Es thut der Würde der Geschichtswissenschaft keinen Eintrag, wenn sie mit ihren geistigen Werkzeugen die Stoffe zu einem Lehrgebäude sammelt und sichtet, das von naturwissenschaftlicher Seite ausgebaut werden soll. Dies ist jedoch nur eine Seite der genealogischen Forschung. Auch für die eigenen Zwecke der politischen Geschichtswissenschaft bringt die Genealogie, richtig betrieben, reiche Beiträge. Wir Deutschen haben die Einwirkungen dynastischer Interessen auf die Politik, das Fortleben bestimmter Ideen in fürstlichen Familien im Guten wie im Bösen zu lebhaft empfunden, als daß wir nicht die Genealogie als wichtiges Hülfsmittel zur Aufklärung unserer Geschichte betrachten sollten. Und auch die kollektiven Strömungen in der Nation beruhen auf Gruppenbildungen, die nicht nur, wie man jetzt einseitig genug zu betonen pflegt, von dem gemeinsamen Bedürfnis nach Nahrung und Kleidung abhängen, sondern zusammengesetzt aus Menschen, vom Weibe geboren und sich fortpflanzend, an Körper und Geist durch Blutmischung untereinander ähnlich und abweichend, nur durch genealogische Forschung in ihrem eigentlichen Wesen zu erfassen sind.

Die von Lorenz ausgegangenen Anregungen zu einem systematischen Betrieb der Genealogie haben bis jetzt nur an einem Orte zu einer entsprechenden Einrichtung geführt: das badische General-Landesarchiv in Karlsruhe besitzt seit dem Jahre 1898 einen ausschließlich für genealogische Arbeiten angenommenen Beamten in Dr. Roller. Nachdem dieser im Jahre 1899 zunächst in den Mitteilungen der badischen historischen Kommission (No. 21) eine Stammtafel der Grafen von Montfort veröffentlicht hatte, ging man an die Bearbeitung einer größeren Aufgabe, wozu von der Regierung die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt waren. Da die bereits längere Zeit im Gange befindlichen Vorarbeiten zu einer vollständigen Stammtafel der Zähringer noch nicht zum Abschluß gelangt sind, hat man sich jetzt zur Herausgabe von Ahnentafeln entschlossen. Auf die hervorragende Bedeutung dieser Art genealogischer Betrachtung ist oben hingewiesen worden. Wir erhalten hier die Ahnentafeln des letzten regierenden Markgrafen von Baden-Baden August Georg Simpert und des Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, der jenen 1771 beerbte und als erster Großherzog von Baden 1806 die neue Zeit eröffnete.[1]) Die Ahnen

[1]) Ahnentafeln der letzten regierenden Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach, herausgegeben von dem großherzoglich badischen General-Landesarchiv, bearbeitet von Otto Konrad Roller, mit einem Vorwort von Friedrich von Weech. Heidelberg, Carl Winter, 1902. Tafel- und Textband 20 Mk.

Digitized by Google

sind bis zu den beiden Brüdern Bernhard und Ernst, den Söhnen Markgraf Christophs († 1527) zurückgeführt, also in der Badener Linie bis zur sechsten, in der Durlacher bis zur achten oberen Generation.[1]) Zur bequemeren Handhabung sind die Tafeln in mehrere Teile zerlegt; vorangestellt ist noch die Ahnentafel jener beiden Brüder bis zu 16 Ahnen.

Der wichtigste Teil des Werkes ist der den Tafeln beigegebene Textband. Er enthält die Quellenbelege zu den Ahnentafeln, ein alphabetisches Register und eine sehr umfangreiche Einleitung. Die Belege sind durch eine für jede der drei Tafeln gesondert fortlaufende Numerierung auf die Tafeln bezogen, also eine ganz ähnliche Zählung wie in Kekules Ahnentafeln, die vor der von Lorenz (Lehrbuch Seite 218 ff.) vorgeschlagenen zwar den Vorzug äußerer Einfachheit hat, aber nicht, wie diese, sofort die Stellung jeder Person in der Tafel erkennen läßt. Unter jeder Person sind Vater und Mutter, sowie Ort und Zeit von Geburt, Vermählung und Tod angegeben mit kurzem Hinweis auf die benutzten Quellen, die recht praktisch durch Nummern und Buchstaben bezeichnet und als archivalische und litterarische geschieden sind.

Ueber den ungleichen Wert der Quellen spricht sich der Verfasser in der Einleitung aus, wobei er mit Recht auf den sekundären Charakter vieler aktenmäßigen Nachrichten, sowie auf die Schwierigkeiten hinweist, die sich aus dem schwankenden Stil und den verschiedenen Vermählungs-Handlungen ergeben. Dann kommt Roller ziemlich unvermittelt auf eins der reizvollsten Probleme der Ahnentafel-Forschung, den Ahnenverlust, zu sprechen. Dieses Problem hat ihn so gefesselt, daß er sich mit den acht Generationen der Tafeln nicht begnügte, sondern die vollständige Ahnentafel bis zur Reihe der 8192 Ahnen (13. obere Reihe) aufstellte. Hier ist er nun von der Tabellenform ganz abgegangen und hat zur Darstellung seiner Arbeit eine glückliche Neuerung angewendet, indem er stets die Mitglieder einer Familie zusammenstellte, also statt einer Ahnentafel eine große Zahl von Stammlisten gab, die, von jedem Stammvater herabsteigend, oft in große Stammbäume (zu deren Darstellung häufig wieder Tabellenform dient) sich ausbreitend, schließlich alle auf den Probanden, beziehungsweise seine mütterlichen Vorfahren hinführen. Die Nachteile dieser neuen Art hebt der Verfasser selbst hervor. Meines Erachtens sind sie so gering, daß sie den Vorteilen gegenüber kaum in Betracht kommen. Dadurch, daß bei jeder Person durch arabische Ziffern ihr Platz in der (tabellarisch gedachten) Ahnentafel (nach der oben geschilderten Zählung), dazu noch durch eine römische Ziffer die Ahnenreihe angegeben ist, erhalten wir ein deutlicheres Bild von dem größeren oder geringeren Anteil, den jede Person an der Vererbungsmasse des Probanden hat, und wie sie sich selbst infolge Ahnenverschiebung in verschiedenen Reihen wiederfindet, als es auf einer großen Tabelle möglich wäre. Einige bedeutsame Ergebnisse seiner Arbeit hat Roller sogleich zusammengestellt. Er weist hin auf die weite geographische Verbreitung der in den Stammlisten vertretenen Familien: da „ist kaum eine Familie, kaum ein Name ausgeblieben, der in der Geschichte des ausgehenden Mittelalters

[1]) Schnelle Uebersicht gewährt hierzu O. Lorenz, Genealogisches Handbuch, 2. Auflage. Berlin, Hertz, 1895. Taf. 38.

Digitized by Google

Berühmtheit erlangt hat". Karl Friedrich hat viel mehr Blut von Askaniern, Hohenzollern, Welfen und Wittelsbachern gehabt als Zähringerblut.

Durch Berechnung aus den Stammlisten ließ sich auch annähernd feststellen, wie oft weiter zurückliegende Stammväter unter den Ahnen vorkommen. So ist Barbarossa mindestens 3015 mal, Otto der Große mindestens 14 307 mal, Karl der Große aber mindestens 97 487 mal gezählt. Obgleich sich schon in neueren Zeiten auch einige Familien niederen Adels in der Ahnentafel finden und bei weiterem Rückwärtsschreiten auch bürgerliche, so zeigt sich doch bis in die fernsten Zeiten ein ganz bedeutendes Ueberwiegen des hochfreien Elementes. Diese Beobachtung dient gut zur Ergänzung beziehungsweise Berichtigung des von Lorenz (Lehrbuch, Seite 315) über die Ständemischung in der Ahnentafel Kaiser Wilhelms II. Gesagten. Wenn freilich Roller dann Seite CCXIII von einem bestimmten, durch geographische und Standesgrenzen umschriebenen Kreis redet, den die Ahnenzahl nicht wesentlich überschreite, so nimmt sich das einigermaßen wunderlich aus nach der eben erwähnten weiten geographischen Verbreitung.

In einer Tabelle zeigt Roller, wie die Prozentsätze der thatsächlich gefundenen Ahnen im Verhältnis zu der theoretischen Ahnenzahl abnehmen. Soweit wir sehen können, nimmt der Ahnenverlust mit jeder höheren Generation zu; aber das Tempo der Zunahme wird im allgemeinen immer langsamer. Roller hat allerdings in seiner erwähnten Tabelle alle nicht ermittelten Ahnen als neue verrechnet, was schwerlich zutreffen kann. Nimmt man sie sämtlich als Verluste, so gestalten sich die wirklichen Ahnenzahlen im Verhältnis zu den theoretischen, in Prozentsätzen ausgedrückt, folgendermaßen:

Reihe:	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII
	100,	81¼,	72,	53,	39½,	32¾,	23¾,	18,	14,	9,
also Abnahme:	—	18¾,	9¼,	19,	13½,	6¾,	9,	5¾,	4,	5.

So verlangsamt sich die Abnahme nur wenig und wir würden, wenn die Abnahme bliebe wie in den letzten zwei Reihen, schon in der XV. bei 0 pCt. anlangen! Das ist natürlich ausgeschlossen; eine kleine Verringerung der Abnahme wird immer vorhanden sein, da ja niemand sein eigener Vater sein kann. Roller zeigt nun, daß anscheinend sehr große Prozentsätze an Verlusten bei der stetigen Verdoppelung der theoretischen Zahlen immer noch sehr ansehnlichen Zuwachs in den oberen Reihen übrig lassen. Selbst wenn in der 64. Reihe von den theoretischen 15½ Trillionen nur $\frac{1}{2 \text{ Millionen}}$ Prozent neuer Ahnen auftreten würde, so müßten das immer noch beinahe sieben Millionen sein, und auch beim Herabsteigen zu noch kleineren Prozentsätzen in den höheren Reihen wird man doch bald wieder zu Zahlen kommen, denen die Bevölkerung Europas schwerlich entsprochen hat. Roller findet die Lösung des Rätsels in den Ahnenverschiebungen: die Personen einer Ahnenreihe sind nicht sämtlich Zeitgenossen, ihre Sterbejahre zeigen vielmehr Abstände, die mit jeder Reihe wachsen. Der Unterschied beträgt in Karl Friedrichs Ahnentafel in der III. Reihe: 53 Jahre, in der IV. ebenfalls 53, in der V. 74, VI. 108, VII. 102, VIII. 125, IX. 138, X. 160, XI. 198, XII. 216, XIII. 226; er ist nicht allein zu erklären durch das durchschnittlich kleinere Alter der Ehefrauen (denn sonst müßte der erste Ahn jeder Reihe die älteste, die letzte

Digitized by Google

Ahnfrau die jüngste Person sein, was nicht zutrifft), sondern nach Roller durch den Umstand, daß viele Ehepaare Blutsverwandte ungleichen Grades sind. Das trifft den Kern der Sache nicht. Markgraf Karl Wilhelm hat die Tochter seiner Base geheiratet, aber er ist zwei Jahre jünger als seine Frau, und die beiderseitigen Eltern sind ganz gleichaltrig. Auch die vielen sonstigen Ehen zwischen Verwandten ungleichen Grades in dieser Ahnentafel wirken auf die Altersunterschiede der Ahnen einer jeden Reihe nur wenig ein. Auch ohne solche Verschiebungen durch ungleiche Verwandtschaft wächst in jeder Ahnentafel der Unterschied mit jeder Reihe infolge der sich bis zur Dauer eines Menschenalters ausdehnenden Altersunterschiede der Gatten, und die Möglichkeiten gehen weit über die an dieser „verschobenen" Ahnentafel gemachten Beobachtungen hinaus. Eine Ehe zwischen einem 55jährigen Mann und einer 20jährigen Frau ist etwa die Grenze. Nimmt man den Fall, daß in einer Stammliste stets 55jährige, in einer anderen stets 20jährige Personen in die Ehe treten, und die 55jährigen gleich nach der Geburt des ersten Kindes sterben, die 20jährigen aber 70 Jahre alt werden, so haben wir in der I. Reihe einen Unterschied der Sterbejahre von 50, in der II. von 85, III. von 120, IV. von 155, V. von 190, VI. von 225 u. s. w.; also ohne Verschiebung schon doppelt so viel, wie in der Ahnentafel Karl Friedrichs. Dazu kommt, daß die aus früheren Reihen wiederholten Personen auch von Roller bereits als Verluste berechnet worden sind; wie eine Betrachtung seiner Tafeln zeigt. Wir werden also diese Ahnenverschiebungen gar nicht zu berücksichtigen haben. Wenn Karl der Große in 15 Reihen als Ahn Karl Friedrichs auftritt, so will das nicht soviel besagen angesichts der Thatsache, daß ohne jede Verschiebung sogar Hannibal und Friedrich Barbarossa als Genossen einer und derselben Reihe in einer Ahnentafel erscheinen können. Daß dies möglich ist, zeigt eine ganz einfache Betrachtung. Wenn der Altersunterschied von 35 Jahren sich in der angegebenen Weise stetig wiederholt, so ist in der 40. Reihe die älteste Person um das Jahr 300 vor Christus ($40 \times 55 = 2200$ Jahre vor uns) geboren, die jüngste aber ums Jahr 1100 nach Christus ($40 \times 20 = 800$). In der 40. Reihe sind theoretisch $1319\frac{1}{2}$ Milliarden Ahnen. Da sich deren Lebenszeiten auf 40 Menschenalter verteilen, so würde je der 40. Teil, also annähernd 33 Milliarden, aus Zeitgenossen bestehen, wenn diese Verteilung eine gleichmäßige wäre. Es leuchtet jedoch ein, daß um die Mitte dieses Zeitraums die gleichzeitig lebenden Ahnen einer Reihe am zahlreichsten sein und nach Anfang und Ende zu abnehmen müssen. Wenn auch eine exakte Berechnung der wahrscheinlichsten Zahl der vor 1400 Jahren zugleich lebenden Ahnen wegen der hier obwaltenden großen Mannigfaltigkeit unmöglich erscheint, so können wir doch mindestens $\frac{2}{40}$ der theoretischen Zahl als wahrscheinlich annehmen, gelangen also doch wieder zu der kolossalen Menge von 66 Milliarden Zeitgenossen vor 1400 Jahren, das ist ums Jahr 500 n. Chr., und wieder stehen wir vor der Frage: wo kommen die vielen Menschen her?

Ich habe diese Berechnung hier aufgestellt, um zu zeigen, daß selbst die größten Altersunterschiede in den Ahnenreihen nicht ausreichen, um die Summe der gleichzeitig lebenden Ahnen auf eine nur

Digitized by Google

annähernd mögliche Zahl herabzusetzen. Um die Annahme ganz bedeutender Ahnenverluste als einer allgemeinen Regel kommen wir nicht herum. Man hat neuerdings die Bevölkerung des nordwestlichen Deutschlands zur Zeit der Römerkriege auf etwa 575000 Menschen geschätzt;[1]) das wären für das jetzige deutsche Sprachgebiet höchstens 2,5 Millionen, und von diesen werden höchstens 1,5 Millionen Nachkommen bis auf unsere Zeit hinterlassen haben. Seitdem sind etwa 60 Menschenalter verflossen. In der 60. Generation hat man theoretisch mehr als eine Trillion Ahnen; davon sind für jene Zeit wahrscheinlich 33333 Billionen zu rechnen. Bei der Ahnentafel Karl Friedrichs war zu bemerken, daß von der VI. Reihe an eine fast stetig wachsende Zahl von nichtdeutschen Familien auftritt; ebenso verhält es sich mit der Ahnentafel Kaiser Wilhelms II. und wohl auch bei anderen Fürsten. Daraus dürfen wir schließen, daß die Verluste in den höheren Reihen fürstlicher Ahnentafeln nicht so groß sein können, wie die oben wiedergegebene Tabelle vermuten läßt: Fürsten haben zwar in mittleren Reihen sehr starke, in höheren aber wahrscheinlich verhältnismäßig geringere Verluste. Anders liegt die Sache bei der großen Menge der Volksgenossen. Hier ist in der Regel bis zur VI. Reihe wenig oder kein Verlust zu bemerken. Aber weiter hinauf muß er ganz kolossal zunehmen. Denn selbst wenn ganz Germanien und Gallien zur Entstehung des heutigen deutschen Volkes mitgewirkt hätte, so wären das noch lange nicht 33333 Billionen, sondern etwa 5 Millionen Menschen, und jeder von uns hat einen Ahnenverlust von mindestens 99,999999985 pCt. aufzuweisen. Die Nachkommen jener Germanen und Kelten sind also in einer Weise untereinander verwandt, von der man sich bisher keine annähernde Vorstellung gemacht hat.

Das Rollersche Werk zeigt wieder, wie jede auf wissenschaftlicher Grundlage unternommene genealogische Arbeit anregend und fruchtbringend zu wirken vermag. Auffällig ist jedoch die für diese Veröffentlichung gewählte Form. Warum hat man nicht den ganzen Stoff einheitlich behandelt, anstatt ihn in zwei Hälften von ungleicher Methode zu zerreißen? Wenn ein Buch 153 Seiten Text und 214 Seiten Einleitung hat, so zeugt das immer von schlechter Oekonomie. Die unter A—D verzeichneten Ahnen sind sämtlich dreimal gedruckt; in den Tafeln, im Text und im Register, dagegen fehlen in der Einleitung alle Belege, wiewohl durch Mitteilung dieser, gewiß mit ungemeiner Mühe gesammelten Quellen der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet worden wäre. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum nicht für die ganze Sammlung die in der Einleitung angewendete Gruppierung (natürlich mit Einfügung der Belege) beliebt worden ist. Dann wäre nicht nur das Register überflüssig, sondern auch die Uebersicht erleichtert und der erläuternde Text einheitlicher geworden. Auch das Format der Tafeln ist nicht glücklich gewählt; man hantiert nicht gern damit. Meines Erachtens wird man für Darstellung so großer Ahnentafeln wieder zu der schon von Spener angewendeten Form zurückkehren müssen, wo die Generationen neben statt über einander stehen,

[1]) H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst II, 1, Seite 35 f. Diese auf Schmollers und anderer Nationalökonomen Arbeiten beruhende Schätzung mag für unsere Zwecke wohl hinreichen, wo es ja auf einige 10000 mehr oder weniger nicht ankommt.

Digitized by Google

und man auf einem Folioblatt bequem sechs Reihen (bis zu 64 Ahnen) anbringen kann.[1]) Die Ahnentafel D. z. B. hätte dann auf vier Blättern eine völlig genügende Darstellung finden können, während Roller dazu neun große Blätter braucht, die man fortwährend auf- und zuklappen muß. Uebersichtlichkeit und Handlichkeit sind hier doppelt geboten, um nicht dem, allen genealogischen Arbeiten mehr oder weniger abgeneigten Publikum auch noch den willkommenen Vorwand der mangelnden Bequemlichkeit zu geben.

Auf die vielen sonstigen Probleme, die sich beim Studium der Ahnentafeln erheben, ist Roller nicht eingegangen. Namentlich ist die Frage nach der Vererbung von Eigenschaften und dem Verhältnis zwischen väterlicher und mütterlicher Einwirkung völlig übergangen worden. Zum Teil ist diese Unterlassung in der Natur des Stoffes begründet, da solche Betrachtungen, wie im Vorwort (Seite VII) angedeutet wird, „besser an eine Stammtafel angeschlossen werden". Und das führt uns auf einen Uebelstand, der sich dem Referenten beim Studium des Werkes öfter aufgedrängt hat. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß auf einer höheren Stufe genealogischer Arbeiten die Ahnentafel eine mindestens ebenso große Bedeutung hat wie die Stammtafel, so sehen wir doch an Rollers Beispiel, was schon jeder Ahnentafeln-Forscher erfahren haben wird, daß wir uns noch auf einer niederen Stufe befinden, wo das Material zu dauerhaftem Ausbau der Lehre von den Ahnentafeln mangelt. Wir können dieses ganze, mit bewundernswürdigem Fleiß gesammelte Material vorläufig fast nur zu den oben erörterten statistisch-spekulativen Betrachtungen verwerten, weil wir von den wenigsten behandelten Familien genügende Stammtafeln mit biologischem Inhalt haben. Sogar in dem nackten Gerippe der Geburts-, Vermählungs- und Sterbedaten ist nicht jeder Knochen zweifellos.[2]) Dem Ahnentafeln-Forscher entgehen eben naturgemäß viele Quellen, die nur der Spezialforscher zu finden vermag. Deshalb wiederhole ich eine schon früher aufgestellte Forderung:[3]) man schaffe zunächst brauchbare Stammtafeln! Möge das badische General-Landesarchiv uns bald die versprochene Arbeit über die Zähringer liefern und mögen ebenso alle anderen der Geschichtsforschung erreichbaren Familien endlich ihre biographisch-biologische Geschichte erhalten! Dann erst wird man den wissenschaftlichen Wert der Rollerschen Arbeit voll ermessen und genießen können.

---

[1]) Man vergleiche die Ahnentafelformulare von Walther Gräbner (Druck und Verlag von C. A. Starke, Görlitz), besonders Formular B 1. Durch Kombination der verschiedenen Formulare lassen sich Tafeln bis zu den höchsten Reihen ganz bequem auf wenigen Blättern herstellen.

[2]) Z. B. hat es keine Grafen von Arnshaugk (Seite XXIII) gegeben; Heinrich III. Reuß (Seite CXLV) ist nicht 1359, sondern 1368 gestorben; seine Frau war nicht Anna von Weida, sondern Agnes von Leisnig, Tochter Ottos I. (zu Seite XCV); auch die übrigen reußischen Daten stimmen nicht (vergleiche B. Schmidt, Urkb. der Vögte I und II); Anna Charlotte Amalie von Oranien (Seite 42) ist nach dem Leeuwardener Kirchenbuch am 2. Oktober geboren. Marie Luise von Hessen-Kassel ist 1688, nicht 1668 geboren (Seite 43, Druckfehler, aber in der Tafel D 6 wiederholt) u. s. w.

[3]) Siehe Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur u. f. Päd. II (1899), Seite 658 f.

Digitized by Google

Ueber Björnsons „Monogamie und Polygamie" und die einschlägigen Forschungen Westermarcks.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

Björnsons obengenannter Vortrag ist (in autorisierter deutscher Uebersetzung) kürzlich in neuer Auflage erschienen. Wäre der Titel der Schrift ihrem Inhalte angepaßt, so müßte er lauten: „Ueber züchtigen und zuchtlosen Lebenswandel. Eine Predigt von Björnson." Dieser berichtet selbst in einem (in der letzten Auflage leider weggelassenen) kurzen Vorwort, daß ihn die durch Ibsens Dichtungen — „sehr gegen den Willen des Dichters" — unter der Jugend seines Volkes hervorgerufene Bewegung, welche die „freie Liebe" proklamierte, zur Abfassung der Schrift veranlaßt habe. „Um dieser Bewegung entgegen zu treten, zog ich durch ganz Skandinavien von Ort zu Ort und hielt den folgenden Vortrag vor massenhaft zusammengeströmtem Auditorium." Wir haben es also mit einer oratorischen Leistung zu thun, welche einen praktischen Zweck anstrebte und sicherlich auch, mindestens zum Teil, erreicht hat. Der Zweck, einem zuchtlosen Ausarten der Sexualität zu steuern, verdient vollste Billigung, und die Art, wie der nordische Recke mit den hellblitzenden Augen sein geliebtes Volk vor die Kanzel zitierte, um ihm angesichts einer drohenden Gefahr ins Gewissen zu reden, zeugt von mächtigem ethischen Impuls und sichert dem mannhaften Apologeten seiner Ueberzeugung die Sympathie unseres Herzens. Auch gilt von einer guten Predigt bis zu gewissem Grade der Satz, daß der Zweck die Mittel heiligt. Die Prediger aller Konfessionen haben es seit je bei ihren ins Gebiet der Wissenschaft einschlägigen Behauptungen mit der Genauigkeit nicht allzu genau genommen, und nur ein Pedant wird ihnen daraus einen Vorwurf machen. Anders dagegen verhält sich die Sache, wenn der Redner uns eine derartige Predigt mit allen Uebertreibungen, Gedankensprüngen, impulsiv erdichteten Verallgemeinerungen und temperamentvoll umgedeuteten Thatbeständen gedruckt vorlegt, 15 Jahre nach der Zeit, in welcher sie dem lebendigen Bedürfnisse der praktischen Einwirkung entsprang, mit dem Anspruch, wissenschaftlich ernst genommen zu werden — und obendrein unter ganz mißverständlichem Titel. Freilich kann man aus dem letzteren dem Autor keinen Vorwurf machen; denn darin, daß er seiner Schrift diesen Titel verleihen zu dürfen glaubte, liegt eben sein eigenes größtes Mißverständnis, der Grund seiner unbewußten Sophistik.

Es ist gar nicht abzusehen, geschweige zu schildern, wie viel Verwirrung und Unfug auf allen Gebieten durch unsachgemäße Begriffsbildung schon in das menschliche Denken getragen wurde. So auch hier. Björnson will die Jugend seines Volkes vor Unzucht bewahren. Statt aber das Ding beim rechten Namen zu nennen, hält er einen Vortrag über „Monogamie und Polygamie" und bildet unter dem letzteren Terminus einen Begriff, weit und salopp genug, um es möglich zu machen, seiner Predigt ein wissenschaftliches Habit anzuziehen, sie mit geschichtsphilosophischen Erörterungen zu durchflechten und — echt nach Pastorenart — Vergangenheit und Zukunft vor dem Angesicht seines alleinseligmachenden Ideals, der Monogamie, abzukanzeln, — ohne doch darum erheblich mehr Wissen, Einsicht und Uebersicht

Digitized by Google

aufwenden zu müssen, als man gemeiniglich bei Kanzelrednern vorauszusetzen gewohnt ist. Wie er dies anstellt? — Sehr einfach! Björnson bezeichnet mit dem Ausdruck Monogamie das, was wir alle darunter verstehen, nämlich die prinzipiell auf Lebensdauer geschlossene Einehe. Unter Polygamie aber versteht er — ohne sich auf weitere Unterscheidungen einzulassen — alle Beziehungen der Geschlechter zu einander, welche nicht Monogamie sind — und hiermit ist das Kunststück geleistet. — In Polygamie lebt, nach gewöhnlichen Begriffen, der Moslem, der Chinese, der Mormone mit seinen Frauen, die er sorgsam in seinem Hause verwahrt und von der Welt absondert, deren Kinder er mit ihnen ernährt und großzieht. Nach Björnson lebt ebenso gut und so schlecht der Despot mit seinen Maitressen in Polygamie, der Pflanzer mit seinen Sklavinnen, sobald er sie geschlechtlich in Anspruch nimmt; — ja auch der Großstadtwüstling, der allnächtlich in dem Bett einer anderen käuflichen Dirne schläft, treibt nach Björnson nicht etwa Hurerei, sondern „Polygamie". — Diese verschiedenen — denn doch um einiges von einander abweichenden Arten von „Polygamie" aber werden nicht etwa nur wie Einhufer, Zweihufer, Vielhufer, unter eine gemeinsame Klasse gestellt, sondern — es ist kaum glaublich, aber wahr, man lese nur selbst nach! — unterschiedslos durch einander gemengt, so daß, was von der einen Abart zutrifft (und Björnson hat hier immer die unseren Verhältnissen zunächst liegende Hurerei im Auge), sofort für die ganze Klasse der „Polygamie" als bewiesen ausgesprochen wird. — Ja, da es doch galt, die Jugend von unreifen sexualen Reformgedanken abzubringen, es werden unter dem Titel der Polygamie nicht nur alle nicht monogamen Sexualverhältnisse der Gegenwart und Vergangenheit, sondern ebenso alle nicht monogamen Reformversuche einer möglichen Zukunft zusammengefaßt; und von ihnen, da sie ja auch zur „Polygamie" gehören, gilt natürlich nach Björnson ebenso gut alles Schöne und Gute, was wir als Folgen unserer großstädtischen Hurerei täglich zu beobachten Gelegenheit haben — und noch einiges darüber hinaus. (Daß die Onanie, welcher Björnson, seinem eigentlichen Programme — Predigt gegen unzüchtigen Lebenswandel — getreu, ebenfalls einige — durchaus triftige — Bemerkungen widmet, nicht gleichfalls als eine Form der Polygamie angeführt wird, ist eine logische Konzession, für die wir dem Verfasser an sich zwar Dank wissen, die wir aber, angesichts seiner sonstigen Gedankensprünge, beinahe als überflüssig zu bezeichnen geneigt wären.) — Was eine solche Denkmethode für Früchte zeitigt, läßt sich von vornherein absehen. Im einzelnen darauf einzugehen, wäre zeitraubend und zwecklos. Es sei darum nur kurz berichtet, daß nach Björnson „die Polygamie", das heißt also jeder denkbare nicht monogame Verkehr der Geschlechter, nicht allein den Mann physisch und psychisch zum Schwächling degradiert (man denke etwa an Karl den Großen oder an Goethe), die Geschlechtskrankheiten verbreitet (man denke an die Mormonen in Utah!) und Größenwahn erzeugt (wohl auch bei den im Bewußtsein ihrer Inferiorität Hals über Kopf sich europäisierenden Japanern?) — sondern zum Schluß auch noch den wahren und eigentlichen Schönheitssinn untergräbt und einer unaufhaltsamen Degeneration zuführt. Besonders der Nachweis für die letztere Behauptung ist ein Meisterstück, dessen Heimlichkeiten sich etwa durch folgenden Gedanken-

Digitized by Google

gang wiedergeben ließen: — „Die Italiener sind das malerisch am mindesten begabte Volk der Erde. Hüten wir uns vor den Anzeichen, welche das Gegenteil zu beweisen scheinen! Raffael, Tizian und andere waren Genies, welche bei dieser Frage nicht in Betracht kommen, und sie hätten wahrscheinlich noch viel schönere Bilder gemalt, wären sie als Deutsche oder als Holländer zur Welt gekommen. Ueberdies kann niemand voraussagen, was Kaffern und Hottentotten malerisch in Zukunft noch leisten werden. Ergo . . . . . quod erat demonstrandum.“ — Fürwahr, diese Farce ist keine starke Uebertreibung Björnsonscher, bei der Bearbeitung dieses Themas geübter Logik!

Und darum lieber zu einem der Erwägung würdigen Gedanken! — Björnson glaubt durch die ganze menschliche Geschichte ein stetiges Fortschreiten in der Richtung zur strengen Monogamie hin nachweisen und hieraus für alle Zukunft eine Fortentwickelung auf der gleichen Linie voraussagen zu können. Der Schluß ist zwar aus zwei Gründen unzulässig, könnte aber dennoch, zusammengehalten mit den Ergebnissen neuester Forschung, zu Erwägungen führen, die der Tendenz Björnsons günstig sind und die hier nicht übergangen werden sollen. — Falsch ist der Schluß erstens schon deshalb, weil seine Voraussetzung irrig ist — was Björnson allerdings zur Zeit der Abfassung seines Vortrages noch nicht wissen konnte. Björnson legt seinen Betrachtungen die sogenannte Promiskuitätslehre zu Grunde, welche für den Urmenschen einen durchaus zügellosen, einzig durch Launen und Willkür bestimmten Verkehr der Geschlechter annimmt und die Theorie aufstellt, daß das Vaterrecht und die Vorherrschaft des Mannes in der Familie sich erst auf dem Umweg über das Mutterrecht und die Vorherrschaft der Frau entwickelt haben. Diese Lehre ist seither namentlich durch die Arbeiten von Westermarck als irrig dargethan worden. Der ausgezeichnete Forscher zerstört endgültig das Märchen vom Mutterrecht, von der einstigen Vorherrschaft der Frau und der urzeitlichen Anarchie des Geschlechtslebens und giebt zudem der Meinung Ausdruck, daß die sexualen Beziehungen des Urmenschen vielmehr monogamischen Charakter getragen hätten, und die Neigung zur Polygamie erst mit dem Uebergang zu den mittleren Stadien der Gesittung, wie wir sie heute noch bei viehzüchtenden Nomadenvölkern zu beobachten in der Lage sind, durchgegriffen haben dürfte. Hierdurch wird die von Björnson vorausgesetzte Stetigkeit der geschichtlichen Fortschrittslinie der Ehe zerstört und damit auch die daraus gezogene Folgerung. Statt einer stetigen Annäherung an die strenge Monogamie haben wir vielleicht zunächst die genau gegensätzliche Bewegung, statt der geraden Fortschrittslinie eine Pendelschwingung gemacht. — Aber selbst wenn Björnsons Voraussetzung zuträfe, wäre seine Folgerung noch immer unzulässig, was am besten aus der Erwägung zu erkennen ist, wie viel falsche, durch den Fortgang der Begebenheiten schon jetzt widerlegte Schlüsse man nach solcher Methode — Fortsetzung einer bis zur jeweiligen Gegenwart zu konstatierenden geschichtlichen Fortschrittslinie in alle Zukunft — zu verschiedenen Stadien der kulturellen Entwickelung hätte ziehen können. Despotie, Kastenwesen, Sklaverei, Anwachsen des leeren Formelwesens im menschlichen Verkehr, die Richtung des Geschmackes auf Verunstaltung der menschlichen Erscheinung durch Tätowierung, Nasen- und Ohrenschmuck, monströse Kleidung und

Digitized by Google

Haartracht — all das und noch manches andere war für gewisse Entwickelungsstadien und Horizonte in stetiger geschichtlicher Fortschrittslinie bis zur jeweiligen Gegenwart gegeben, aus alledem hätte nach Björnsons Rezept eine Voraussage in alle Zukunft hin gewonnen werden können, und überall wäre sie durch den Gang der Geschichte Lügen gestraft worden. Solche Einwände scheinen zwar Björnson selbst vorgeschwebt zu haben, doch thut er mit dem unklaren Hinweis auf ein „scheinbares Abbiegen, dennoch aber um so kräftigeres Einbiegen" der Entwickelung nichts, um sie zu widerlegen.[1]) Sein Gedankengang ist also doppelt irrig; aus einer falschen Voraussetzung zieht er einen unzulänglichen Schluß, dennoch drängt sich, im Sinne seiner Tendenzen, nun folgende Erwägung auf: „Wenn wir das Geschlechtsleben des Urmenschen als ein vorwiegend monogames anzusehen haben, und auch die Polygamie, wo immer sie zur Herrschaft gelangte, stets auf eine Minderzahl im Volke beschränkt blieb (Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe), verlieren dann nicht jene sexualen Reformbestrebungen, welche im Interesse der konstitutiven Entwickelung Polygamie fordern, ihre Grundlage? — Ist nicht zum mindesten so viel gezeigt, daß der konstitutive Fortschritt von unseren tierischen Vorfahren bis zum gegenwärtigen Menschen hinauf der sexualen Auslese (denn diese wird ja durch Monogamie unterbunden)[2]) nur in unbeträchtlichem Maße bedurfte, so daß wir ihrer auch in Zukunft getrost entraten können?" — An diesen möglichen Einwürfen darf ich als der Urheber des Rufes nach Polygamie hier nicht ohne Erwiderung vorbeigehen.

Es ließe sich manches erwidern: Zunächst der Hinweis darauf, daß als erster Grund der Forderung einer sexualen Auslese für die Zukunft unseres Geschlechtes die durch Humanität, Hygiene und die moderne Form der Kriegsführung verursachte, so sehr weitgehende Schwächung und Desolation der vitalen Auslese angeführt wurde, welche in jenem prähistorischen Entwickelungsprozeß noch in voller Kraft stand. — Des weiteren sei in aller Bescheidenheit und Zurückhaltung hier dem Zweifel Ausdruck gegeben, ob nicht Westermarck durch eine sehr deutlich sich kundgebende gemütliche Vorliebe für die Monogamie ohne sein Wissen und Verschulden doch vielleicht dahin beeinflußt worden ist, die sexualen Verhältnisse, wie sie beim Urmenschen geherrscht haben mögen und über welche er selbst nur Vermutungen auszusprechen sich erlaubt, nach der Seite der Monogamie hin zu verschieben. Mindestens der Vorwurf wird ihm nicht zu ersparen sein, daß er allzuleicht geneigt sei, die Lebensweise der gegenwärtigen anthropoiden Affen derjenigen unserer Vorfahren gleichzusetzen. Gorilla, Orang-Utang und Schimpanse sind nicht unsere Ahnen, sondern unsere Vettern, und unterscheiden sich von jenen vielleicht ebensowenig wie wir, nur nach anderer Richtung. Wer bürgt uns dafür, daß sie gerade die sexualen Lebensgepflogenheiten der Urzeit getreuer bewahrt haben als etwa die polygamen Ungar-

[1]) An der betreffenden Stelle Seite 47 fehlt der Beweis dafür, daß die Monogamie sich zur Polygamie verhalte, wie die Vaterlandsliebe zur Königstreue — und dieser Beweis ist auf keinerlei Art zu erbringen.

[2]) Vergleiche meinen Aufsatz „Zuchtwahl und Monogamie" in No. 8 und 9 dieser Zeitschrift, auf welchen sich auch die folgenden Anführungen beziehen.

Digitized by Google

völker neben ihnen? — Dieser allgemeine Zweifel gewinnt konkrete Gestalt, wenn wir auf den Grund hinblicken, den Westermarck selbst für seine Vermutung anführt. Es ist dies die geringe Bevölkerungsdichte, die er dem Affenmenschen zuschreibt, welche, wie überall im Tierreich, so auch hier die Bildung vielköpfiger polygamer Familien verhindert habe. Auf eine so dünne Verteilung des Pithecanthropus aber aus dem seltenen Vorkommen der gegenwärtigen anthropoiden Affen schließen zu wollen, scheint vollends unzulässig, wenn man bedenkt, daß diese, im Aussterben begriffen, sich überall auf der Rückzugslinie vor dem sieghaft vordringenden Menschen befinden. Viel wahrscheinlicher dünkt die Annahme, daß die vorwiegend — nicht ausschließlich — monogamische Lebensweise des Gorilla und Orang-Utang (vom Schimpansen wird sie kaum behauptet) erst erworben wurde, als auf dem Rückzug vor dem Menschen die Lebensbedingungen sich erschwerten und die Bevölkerungsdichte abnahm. Dann aber ergiebt sich für den Pithecanthropus als Konsequenz eine vorwiegend polygame Lebensweise.

Doch selbst wenn wir voraussetzen, daß sich in der Seele unseres Forschers die Sexualverhältnisse der Urzeit vollkommen getreu abspiegeln, ist es nicht richtig, daß wir der sexualen Auslese die Bedeutung eines gewichtigen Entwickelungsfaktors abzusprechen gezwungen sind. Das Gegenteil geht vielmehr aus Westermarcks eigenen Angaben hervor; und der scheinbare Widerstreit mit der behaupteten, die Auslese unterbindenden Wirksamkeit der Monogamie löst sich vollkommen, wenn man erwägt, daß diese nur für die auf Lebensdauer geschlossene Monogamie Gültigkeit besitzt, während Westermarck für die Urzeiten bloß monogamische Verbände in der Dauer von einer Paarungssaison bis zur nächsten als Regel annimmt. Wie sehr aber die durch die Monogamie bewirkte Unterbindung der Auslese von der Dauer der monogamischen Eheschlüsse abhängt, kann am besten daraus erkannt werden, daß bei beliebig kurzer Dauer die Monogamie selbst der vollen Bethätigung der männlichen Zeugungspotenzen und mithin denkbar höchsten Steigerung der sexualen Auslese überhaupt gar keine Fesseln mehr auferlegen würde. Ist es ja doch physiologisch unmöglich, daß ein Mann zu gleicher Zeit mehr als ein Weib begatte. Auch der Mann, welcher etwa in seinem Leben mit 500 Frauen 500 Kinder zeugte, könnte alle Kinder in monogamischen Eheverbänden gezeugt haben, wenn er nur in Stand gesetzt worden wäre, diese mit beliebiger Raschheit zu schließen und wieder zu lösen. Nun legt allerdings die Forderung einer mindestens einjährigen Dauer der monogamischen Ehe der vollen Bethätigung männlicher Zeugungskraft bedeutende Schranken auf — keineswegs aber in dem Maße, daß hierdurch das Vermögen der männlichen Zeugungspotenzen und mithin die sexuale Auslese paralysiert oder auf ein Minimum herabgesetzt würde.

Die Dauer der Zeugungskraft beträgt beim normalen weiblichen Individuum wenig über zweieinhalb, beim männlichen fünf Dezennien. Denkt man sich Frauen und Männer in gleicher Zahl vorhanden (was ja dem thatsächlichen Durchschnitt entspricht) und erteilt man den Männern die Licenz, nach Belieben alljährlich in eine neue monogamische Verbindung zu treten, so kann jeder Mann, welcher das natürliche Alter

Digitized by Google

von 70 Jahren erreicht, sobald er nur die Macht hat, seinen Willen durchzusetzen, fast die volle Zeugungskraft von zwei Frauen für sich in Beschlag nehmen. Das heißt also, es könnte unter dieser Voraussetzung die gesündere und stärkere Hälfte der Männer die schwächere, im Werbekampf untauglichere, vom Zeugungsgeschäft beinahe vollständig ausschließen. — Ein weiteres Ueberwiegen der Fortpflanzung der Werbekräftigeren folgt daraus, daß auch innerhalb der zweieinhalb Dezennien währenden Zeugungsfähigkeit der Frau ihre Zeugungskraft, d. h. die Wahrscheinlichkeit der Konzeption bei erfolgender Begattung, zu verschiedenen Lebensperioden sehr ungleich ist und immer zur Zeit des höheren erotischen Reizes überwiegt. Sie ist erheblich größer in der ersten Jugendblüte der Frau, als in vorgeschrittenerem Alter und sie sinkt auf ein Minimum herab, solange die Frau ein Kind säugt. Auch innerhalb jener durch den Werbekampf einzig zur Fortpflanzung ausgelesenen Hälfte der Männer werden sich somit, wieder durch den Werbekampf, sehr bedeutende Ungleichheiten in der Fortpflanzungsquote und Bevorzugungen der Kräftigeren ergeben, indem diese die erotisch reizvollsten Frauen für sich zu gewinnen bestrebt sind. — Es ist also klar, daß, wenn auch die thatsächlichen Verhältnisse der Fiktion einer allgemeinen bis zum 70. Jahre währenden Lebensdauer der werbekräftigeren Hälfte der Männer nicht vollkommen, sondern nur in Annäherungswerten entsprechen, doch selbst bei monogamischer Geschlechtsverfassung mit minimal einjähriger Dauer der Ehe durch Bethätigung der überwiegenden männlichen Zeugungskräfte eine sehr erhebliche sexuale Auslese möglich ist — unter der Voraussetzung, daß unter den Männern ein heftiger Werbekampf um die erotisch reizvollsten Frauen geführt werde. Daß aber diese Voraussetzung für den Urmenschen zutrifft, wird durch zahlreiche Belege außer Zweifel gesetzt und durch Westermarck selbst wiederholt ausdrücklich und mit voller Bestimmtheit behauptet. Ja, wir tragen an unserer eigenen Konstitution noch immer den lebendigen Beweis für die einstige biologische Bedeutung des männlichen Werbekampfes. Das Ueberragen der männlichen Zeugungskraft vor der weiblichen, die beinahe doppelt so lange Dauer derselben im Leben des Individuums wäre eine überflüssige Kraftvergeudung der Natur, besäße sie nicht die Funktion der Einleitung einer sexualen Auslese. Die phylogenetische Entstehung jenes männlichen Ueberschusses ist — gleichgültig, ob sie beim Urmenschen oder viel früher, bei dessen tierischen Vorfahren einer fernen geologischen Vergangenheit erfolgte — nur daraus zu erklären, daß die in jeder Beziehung und so auch an Intensität und Dauer der Zeugungskraft überragenden männlichen Varianten ihre schwächeren Nebenbuhler im Werbekampf verdrängten und hierdurch ihre Eigenart der kommenden Generation aufprägten. Wäre es — bildlich gesprochen — der Naturwille, daß wir Männer die Frauen nach dem Prinzip der monogamischen Dauerehe fein säuberlich unter einander aufteilen — „jedem Mann ein Ei und auch dem bravsten nicht zwei“ — so wäre das Ueberragen unserer Zeugungskraft der weiblichen gegenüber ein ebenso sinnloses wie unbegreifliches Naturprodukt. Wer die Schriftzeichen der Natur zu lesen versteht, der wird schon hieraus die Bedeutung des männlichen Werbekampfes und der sexualen Auslese für die Vergangenheit der menschlichen Entwickelung ebenso anerkennen

Digitized by Google

müssen, wie auch — und zwar entsprechend dem Zurücktreten der vitalen Auslese sogar in erhöhtem Maße — für deren Zukunft.

Die Schriftzeichen der Natur aber verstand Björnson nicht zu lesen. Von all diesen Beziehungen dämmert ihm kaum eine Vorstellung. In seinem Vortrag erwähnt er ihrer nur einmal flüchtig, um sie wegen ihres „Blutgeruches" kurz abzuweisen; und wo er gegen ihre Konsequenzen polemisiert (im zweiten Teil von „Ueber unsere Kraft"), da polemisiert er gegen ihre vermeintlichen Konsequenzen. Er zitiert wohl Darwin, er hat ihn aber nicht geistig verarbeitet. Die Erweiterung des historischen Horizontes zum biologischen hat sich in seinem Haupte nicht vollzogen. — Wenn Björnson, der vor kurzem — nach vollem Verdienst geehrt und gewürdigt! — seinen 70. Geburtstag feierte, in die Vergangenheit um eine Zeitspanne zurückgreift, die sich zu seiner eigenen Lebensdauer verhält wie ein Jahr zu einer Woche, so steht er, im 13. Jahrhundert vor Christi Geburt, an der Wiege unserer gegenwärtigen Sexualordnung. Und aus dieser winzigen, verschwindenden Zeitspanne, aus dieser monogamischen Kulturwelle im Strom der menschlichen Entwickelung, glaubt er Gesetze schöpfen zu können für alle irdische Zukunft. Die organischen Verschiedenheiten, welche, gemäß gegensätzlicher Lebensbethätigungen, sich durch Aeonen in der weiblichen und männlichen Konstitution aufgebaut haben, verschwinden für seinen Blick gegenüber der Thatsache, daß Mann und Weib zwei freie Individuen sind, welche in der Ehe einen Vertrag abschließen; und sein demokratisches Gewissen, der Fanatismus der Gleichmacherei, empört sich bei dem Gedanken, daß hierbei ein Teil geben sollte, was er nicht auch vom anderen empfinge. (Als wenn überhaupt Gabe und Gegengabe zwischen Mann und Weib meßbar, vergleichbar wären! —)

Nein! — Durch solche Betrachtungsweise werden keine Erkenntnisse gewonnen! — Björnsons Vortrag beweist — außer einigen Dingen, die wir schon früher wußten — nichts — nichts anderes, als daß Björnson ein braver Mann ist und ein geschickter Redner — keinesfalls aber ein Denker.

Doch sollen diese Ausführungen nicht ohne eine nochmalige Sympathiekundgebung vor der Persönlichkeit des gefeierten Volksmannes aus dem hohen Norden beschlossen werden, vor der Ehrlichkeit seines Wollens, der Kraft seiner moralischen Initiative, der Trefflichkeit des durch seine Rede erstrebten praktischen Zweckes. Besonders der Mahnung Björnsons an die männliche Jugend zur vollkommenen sexualen Enthaltsamkeit bis zur Vollendung der Wachstumsperiode, also bis in das 25. Lebensjahr, möchte ich mich mit aller Entschiedenheit hier ausdrücklich anschließen. Leider aber ist zu befürchten, daß der Einfluß, den der überzeugte Redner in dieser Richtung auf die Jugend seines Volkes gewonnen haben mag, mehr in seiner Persönlichkeit als in dem Inhalt seiner Rede begründet war. Als Broschüre, wie der Vortrag jetzt vorliegt, mit seinen gedruckten Ungeheuerlichkeiten, wird er bei der stets zur Kritik geneigten Jugend der Gegenwart wohl kaum etwas anderes als Widerspruch erwecken. Und somit dürfte sich seine Bedeutung reduzieren auf die eines litterarischen Andenkens an ein kulturhistorisches Ereignis aus der jüngsten Vergangenheit, — an jene denkwürdigen Wanderpredigten des Dichters von „Ueber unsere Kraft".

Digitized by Google

Zur Frage des Ziehkinderwesens.

Pfarrvikar A. Just.

Auf der 22. Jahresversammlung des deutschen Vereines für Armenpflege und Wohlthätigkeit, die am 18. und 19. September 1902 in Colmar abgehalten wurde, ist eine Frage zur Verhandlung gekommen, die schon lange alle Sozialpolitiker und alle in der Arbeit der Armen- und Waisenpflege stehenden Personen beschäftigt hat, die Frage nach der Erziehung der sogenannten Ziehkinder.

Unter diesem Namen faßt man alle die Kinder zusammen, die aus irgend einem Grunde von ihren Eltern nicht erzogen werden können und darum in fremder Pflege untergebracht sind; sie sind in der Regel nicht Waisen, die ja meist in Waisenhäusern durch die geregelte Vormundschaftspflege untergebracht werden, über die auch durch den Vormund doch in der Regel eine gewisse Aufsicht geübt wird, sondern Kinder, deren Eltern noch leben, sich aber aus irgend einer Ursache ihrer Erziehungspflicht entziehen oder ihre Erziehungsaufgabe nicht erfüllen können. Meist versteht man darunter die Kinder unter sechs Jahren, also die Säuglinge und die noch nicht schulpflichtigen Kinder, die von fremden Leuten aufgezogen werden müssen. Gerade dieser Zeitraum ist ja für die Entwickelung eines Kindes von besonderer Wichtigkeit, entbehrt bisher aber auch noch jeder strengeren Aufsicht. Kinder über sechs Jahre sind in Bezug auf Verpflegung, Erziehung und Beaufsichtigung sehr leicht durch die Schule zu kontrollieren. Jeder Lehrer kann mit Leichtigkeit beurteilen, ob das vor ihm sitzende Kind gut und gewissenhaft gepflegt ist oder nicht. Aber in dem noch nicht schulpflichtigen Alter wachsen die Kinder meist ohne jede Kontrolle in Bezug auf leibliche Wohlfahrt und Pflege auf; sie sind auf Gnade oder Ungnade der Gewissenhaftigkeit oder auch Gewissenlosigkeit der „Zieheltern“ ausgeliefert.

Meist sind es ja uneheliche Kinder, die dieser Gefahr ausgesetzt sind, indem die uneheliche Mutter, um ihrem Verdienste und Erwerbe nachzugehen, vor die Notwendigkeit gestellt ist, ihr Kind in fremde Hände zu geben. Wer nun bedenkt, wie hoch der Prozentsatz der unehelichen Geburten besonders in großen Städten ist, der wird zugeben müssen, daß Staat und Gemeinde ein lebhaftes Interesse daran haben, daß diese, einen erheblichen Bruchteil des Nachwuchses unseres Volkes darstellenden Kinder nicht der leiblichen und sittlichen Verwahrlosung anheimfallen und so die Volkskraft um ein erhebliches geschmälert wird. Freilich stehen diesen auf Fürsorge abzielenden Erwägungen schroff die Vorurteile ganzer Volksklassen entgegen, die durch allzu große Sorge für diese Kinder das Laster der Unzucht zu fördern befürchten. Vor humanem, sozialem und christlichem Urteil hat dieses Argument aber keine Kraft; man darf die Schuld der Eltern nicht an den Kindern strafen; im Gegenteil hat die Volksgemeinschaft ein lebhaftes Interesse daran, durch gute und richtige Erziehung diese Kinder, die an und für sich schon meist zu lockerem Leben neigen, in ihrer ganzen sittlichen Entwickelung zu festigen und so vor gleichem Thun und Fallen zu bewahren. Aus dieser Erkenntnis heraus ist von jeher das Streben rege geworden, irgend eine Aufsicht über diese Zieh-

Digitized by Google

kinder auszuüben und so über ihr Wohl zu wachen. Gesetzlich ist diese Frage nur in einzelnen deutschen Staaten, z. B. in Hessen, Lübeck, Hamburg u. s. w. geregelt, in denen zur Annahme solcher Ziehkinder obrigkeitliche Erlaubnis notwendig ist. Im übrigen Deutschland und besonders in Preußen ist dieses ganze Gebiet sozialer Fürsorge spezieller polizeilicher Regelung überlassen, da nach § 6 der Gewerbeordnung die Erziehung von Kindern gegen Entgelt ausdrücklich von den Bestimmungen des Gesetzes ausgenommen wird. Meist haben die Regierungspräsidenten oder auch Oberpräsidenten (cfr. Schlesien vom 10. Februar 1881) spezielle Verordnungen getroffen, die die Zahl der zur Annahme erlaubten Kinder und andere Einzelheiten regeln, die Beaufsichtigung und spezielle Kontrolle aber den Polizeibehörden überlassen. Wie sehr diese aber überlastet sind, so daß sie für diesen unangenehmen und scheinbar unbedeutenden Dienst keine Zeit und Lust finden, weiß jeder, der einmal etwas näher mit Polizeibehörden zu thun gehabt hat. So haben sich in einzelnen Städten, z. B. Breslau, besondere Vereine gebildet, die im Einvernehmen mit der Polizei und der Armendirektion, zum Teil sogar in ihrem Auftrage und an ihrer Stelle, die Beaufsichtigung dieser Kinder übernommen haben; in anderen Städten, z. B. Gleiwitz, hat sich die städtische Armenkommission der Sache angenommen und sich zu diesem Zweck eine besondere Frauenabteilung angegliedert, die diesen Teil sozialer Fürsorge ausübt. Aehnliches hat Berlin seit kurzem eingeführt, indem es den Polizeiärzten Damen an die Seite stellte, die gegen Besoldung diese Kinder zu besuchen und zu beaufsichtigen haben. Damit sehr verwandt ist die Organisation von Halle, wo zu den Damen noch ein besonderer Arzt hinzukommt, so daß eigentlich für die Ziehkinder eine besondere Abteilung in dem städtischen Verwaltungsorganismus besteht.

Diese mannigfachen Erfahrungen und Versuche haben nun auf der im Eingange erwähnten Versammlung Ausdruck gefunden und sich in einigen Leitsätzen kondensiert. Von diesen sagt der Satz, daß alle Ziehkinder, eheliche wie uneheliche, unter öffentliche Aufsicht zu stellen sind, nichts Neues, da das eine Forderung ist, die meist schon erfüllt sein wird; nur auf dem Lande scheint öffentliche Aufsicht bisher gefehlt zu haben; und da ist sie wohl auch nicht so nötig, weil ja dort die Kontrolle durch Nachbarn und Bekannte wegen der Uebersichtlichkeit der Verhältnisse leichter möglich ist; nur in der Nähe der großen Städte zeigen sich auch da die bekannten Mißstände, weil viele Pflegefrauen der strengeren Aufsicht in der Stadt durch Verziehen in einen Vorort zu entgehen bemüht sind. Eine wichtigere Forderung und Neuerung enthält nun der dritte Satz, der landesgesetzliche Regelung der ganzen Aufsicht verlangt. In der That wird diese Forderung auch den Kernpunkt der ganzen Frage bilden. Wer weiß, wie schwer und langsam die einzelnen Polizeibehörden an die sehr schwierige und undankbare Aufgabe der Beaufsichtigung der Ziehkinder herangehen, wer es erfahren hat, daß selbst beim besten Willen und größten Eifer der leitenden Persönlichkeiten die richtige Ausführung der Beaufsichtigung an der Unzulänglichkeit der Organe zu ihrer Verwirklichung scheitert, der wird nur dringend eine landesgesetzliche Regelung der ganzen Materie wünschen müssen, eine Regelung, die nicht nur die Verpflichtung und Notwendigkeit zur Aufsicht feststellt, sondern auch die Mittel zur

Digitized by Google

Ausführung zeigt. Der Lässigkeit der unteren Organe in der Aufsicht wird dadurch am besten abgeholfen werden können. Auch wird solches Gesetz z. B. die Höchstzahl der zur Annahme erlaubten Kinder feststellen müssen, die kaum drei übersteigen wird, da nur innerhalb dieser beschränkten Anzahl eine wirklich gewissenhafte Erziehung und Pflege durch eine doch auch mit wirtschaftlicher Beschäftigung und durch häusliche Sorgen hinreichend in Anspruch genommene Person möglich erscheint; auch die Beschaffenheit der Wohnung, in der diese Ziehkinder untergebracht werden, die Art der Schlafstelle und anderes mehr müßte ein solches Gesetz regeln, da in vielen Fällen gerade diese beiden Punkte sehr stark vernachlässigt werden und die Kinder oft in Räumen untergebracht sind, die noch zu Ställen zu schlecht sein würden. Man wende dagegen nicht ein, daß solche mehr ins Detail gehende Anordnungen sich nach den bestimmten örtlichen Verhältnissen richten müßten; gewisse Grundbedingungen für die Lebensmöglichkeit der Kinder sind überall gleich und darum allgemein zu verlangen. Freilich wird solches Gesetz bei vielen Stellen wohl auf mancherlei Widerstand stoßen und gewiß am meisten wieder an dem leidigen Geldpunkt. Die Gemeinden, denen unbedingt das Aufsichtsrecht und die -Pflicht zuerkannt werden müßte, werden sich zur Uebernahme der dadurch entstehenden Kosten entschieden weigern, und wohl auch mit vollem Recht. Denn der städtische Armenetat ist meist schon durch die Verpflegungskosten für die Ziehkinder, die nur in den seltensten Fällen von der doch meist unehelichen Mutter aufgebracht werden, reichlich belastet, so daß keine Kommune Neigung verspüren wird, noch weitere Lasten, wie solche durch die Anstellung besonderer Aufsichtsbeamten entstehen würden, für diese Kinder auf sich zu nehmen. In der That hat auch die einzelne Gemeinde weniger Interesse an der rechten Erziehung der Kinder als der Staat, der sich ja dadurch seine Kraft und seinen Nachwuchs erhält und sichert. Die einzelne Gemeinde hat den Nutzen von der Fürsorge doch nur selten, da ja der herangewachsene junge Mann seinen Erwerb meist in anderer Gegend sucht, und auch das herangewachsene Mädchen schon mit Rücksicht auf ihre meist doch dunkle Herkunft am liebsten den Ort ihrer Erziehung verläßt. Aber dem Staate bleiben sie erhalten; er hat ein lebendiges Interesse an der Gesundheit und der Kraft auch dieses Teiles der Bevölkerung, und muß es haben. Darum wird bei landesgesetzlicher Regelung es klar ausgesprochen werden müssen, daß der Staat, und zwar er allein, die Kosten der Beaufsichtigung, der Gehälter für die dazu nötigen Personen u. s. w. trägt; nur dann ist ein voller Erfolg gesichert. Diese Lehre giebt uns doch z. B. mit größter Deutlichkeit das Fürsorgeerziehungsgesetz; seine Wirkung wird aber in vielen Landesteilen dadurch wesentlich herabgemindert, daß die an der Spitze der Kommunalverbände stehenden Personen auf Beschränkung der Zöglingszahl hinwirken, da die Kosten für die einzelnen dazu verpflichteten Verbände zu hoch werden. Ein Gleiches oder Aehnliches muß bei einem neuen Ziehkindergesetz vermieden werden; ganze Arbeit thut not, und an dem Geldpunkt darf die Fürsorge nicht scheitern!

Aber in welcher Weise hat nun die Beaufsichtigung zu erfolgen? Bisher ist es in den meisten Städten so gehalten worden, daß der

Digitized by Google

Polizist einmal gelegentlich, vielleicht im günstigsten Falle einmal im Jahre zu den Zieheltern geht und sich nach dem Kinde erkundigt, ob es noch da ist, da das für statistische und Meldeamtszwecke wichtig ist; nach seinem Ergehen und seiner Verpflegung erkundigt er sich nicht. Oft fallen auch diese Kontroll-Besuche fort und es fehlt jede Uebersicht über die Zahl der Ziehkinder und die Art ihrer Unterbringung; der Fall dürfte nicht vereinzelt vorkommen, daß in einer Stadt, als endlich an die Regelung des Ziehkinderwesens herangegangen wurde, keine Person bei der zuständigen Behörde wußte, wo solche Kinder untergebracht wären und man erst Monate lang suchen mußte, bis die Liste auch nur annähernd vollständig war. Nur in einigen wenigen Städten, die zum Teil schon oben genannt sind, erfolgt eine eingehende Kontrolle durch besondere Personen, meist Damen, die ehrenamtlich diese Pflicht der Nächstenliebe übernommen haben, teils neben, teils in der Armenkommission der Stadt stehen, teils sich zu einem besonderen Vereine (so Breslau) zusammengeschlossen haben. Erst in neuester Zeit sind in einzelnen Städten (Berlin, Halle u. s. w.) besoldete Damen angestellt, welche als Beamte der Stadt diese Beaufsichtigung auszuführen haben, mit behördlicher Vollmacht ausgestattet sind und nach fest vorgeschriebenen Regeln und Anweisungen die Kontrolle der Ziehkinder ausüben. Neben diese rein menschliche oder besser hausmütterlich-technische Frauenaufsicht ist nun seit einigen Jahren in einzelnen Städten eine ärztliche Untersuchung getreten. Die Kinder werden an bestimmten Tagen, drei- bis sechsmal jährlich, an einen bestimmten Ort gebracht, gewogen und untersucht; etwa notwendige ärztliche Verordnungen werden getroffen, Milch u. s. w. verordnet und kostenlos angewiesen und dergleichen mehr. Diese Ausgestaltung und die allgemeine Einführung dieser Organisation: ärztliche und praktisch-mütterliche Aufsicht (bis zum zweiten Lebensjahre durch geschulte Pflegerinnen) fordert nun der zweite Leitsatz von Colmar. Hier liegt auch der Schwerpunkt der ganzen Frage; hier scheinen die Ansichten in Colmar am meisten auseinander gegangen zu sein und werden auch wohl stets am stärksten aufeinander platzen; jede gesetzliche Regelung wird diese Frage eingehend zu prüfen und zu beantworten haben: In welcher Weise hat die Aufsicht der Ziehkinder zu erfolgen? Vom sozialen und volkshygienischen Standpunkt aus wird die ärztliche Untersuchung durch bestimmte Kommunal- oder Polizeiärzte unumstößlich zu fordern sein, aber nicht eine Besichtigung an vorher bestimmten Tagen, an denen die Kinder festlich geschmückt und sorgsam vorbereitet zur Untersuchungsstelle gebracht werden, sondern unvorbereitet, im eigenen Heim und in der Alltagsumgebung; erst da wird sich ein richtiges Urteil über die Treue und Gewissenhaftigkeit, sowie über die Befähigung der Zieheltern ergeben; es ist doch gerade in den Jugendjahren oft von ausschlaggebender Bedeutung, in welchem Milieu ein Kind aufwächst, ob Luft und Licht reichlich und ungeschmälert Zutritt haben u. s. w. Das muß der Arzt an Ort und Stelle prüfen und beurteilen. Neben ihnen sollen dann Frauen thätig sein; und die Ansichten darüber, ob besoldete Beamtinnen oder ehrenamtlich thätige Damen vorzuziehen sind, gehen sehr auseinander. Das Richtige wird wohl der Mittelweg sein; besoldete, geschulte Pflegerinnen, die die regelmäßige, genaue Kontrolle führen, auch helfend und anweisend eingreifen und die Zieh-

Digitized by Google

eltern unterweisen und anlernen, sind gewiß notwendig und zu verlangen, auch bei Kindern über zwei Jahren, da auch bei älteren noch vieles zu zeigen und zu lehren ist; aber daneben sollen auch ehrenamtlich thätige Damen nicht von Amts wegen, sondern aus Nächstenliebe die Aufsicht führen. Was die Pflegerinnen nie ganz hineinsehen lassen wird in das Leben der Familie, in ihre Not und Schäden, das ist das Mißtrauen der Leute, das immer behördlichen Personen entgegengebracht wird; da sollen dann diese Damen eintreten, die aus Liebe kommen und darum auch Liebe und Vertrauen finden werden; wo aber sie etwas zu tadeln, Mißstände abzustellen haben, da wird der Nachdruck durch die mit behördlicher Vollmacht auftretenden Pflegerinnen zu geben sein. So werden sie beide Hand in Hand arbeiten, und ein richtiges Urteil über den Wert einer Pflegestelle und die Treue der Zieheltern wird sich nur aus den Angaben und Beobachtungen aller drei Faktoren, des Arztes, der Pflegerinnen und der Ehrendamen bilden lassen; aus ihren Ansichten die richtigen Schlüsse zu ziehen und dann die Entscheidung zu treffen, ist Sache der Armenbehörden. So müßte aus dieser treuen Fürsorge der drei Glieder etwas Segensreiches für unser Volk erstehen.

Das Streben der interessierten Kreise, und dazu gehört jeder, der Verständnis für das Volksleben hat, muß darum die baldige Regelung der ganzen Frage durch ein von sozialpolitischem Geiste getragenes Gesetz sein.

Entwickelungs-Pädagogik.

Hans K. E. Buhmann.

Wer als Vertreter entwickelungsgeschichtlicher Wahrheiten von dem Bestreben durchdrungen ist, für das Glück und die Kultur der Menschheit zu sorgen, wird zuerst auf das pädagogische Gebiet verwiesen. Es ist deswegen verständlich, daß pädagogische Reformschriften immer häufiger unter dem Zeichen biologisch-anthropologischer Vorarbeiten stehen. Die von vielen Pädagogen kritiklos aufgenommenen Rezepte mancher modernen Schulen für wissenschaftliche Pädagogik ließen hier und da eine Erziehungswut ausbrechen, die jedem ein Lächeln abzwingen mußte, der sich noch einigen Respekt vor den pädagogischen Wirklichkeiten bewahrt hatte. Jede entwickelungsgeschichtliche Betrachtungsweise verhilft den anthropologischen Beweisgründen wieder zu ihrem Rechte und zeigt, daß das Leben eines Menschen zumeist die Entwickelung von angeborenen und ererbten Kräften ist. — Die Schule unterstützt als Auslesemechanismus den Staat in seiner politisch-anthropologischen Aufgabe, die Höherzüchtung der organisch Besten zu gewährleisten. Schon sind einige Schulmänner, die sich für die natürlich gegebenen Hülfswissenschaften ihres Berufes Instinkt bewahrt haben, auf die ersten pädagogischen Grundsätze zurückgekommen: Die Natur sich selbst helfen lassen! Nur sorgsam die Kräfte auslösen! Erzieher sein, indem man gar nicht erziehen will! Dem Schulklassenproletariat, den „Atavismen“ durch

Digitized by Google

den Staat vorbeugen lassen, daß er durch Gesetzgebung jeden früh genug die Frage bedenken läßt, ob und wann er das Recht hat, Leben hervorzurufen! Gemeinsame Grundlage der Staatswissenschaft und der Erziehungskunst müssen die Naturwissenschaften in ihrem weitesten Umfange werden. Die gesamte „Wissenschaft vom Leben" muß Wissenschaft des Lehrers werden, er darf sich nicht auf Psychologie und Ethik beschränken.

Johannes Langermanns „Probleme der Erziehung"[1]) bedeuten in der Hochflut pädagogischer Litteratur eine Erfrischung. Der Mann hat mehr als seine Schulstube gesehen. Mit manchem großen Menschheitserzieher — Jesus, Moses, Platon, Pestalozzi, Stein, Fichte, Nietzsche — setzt er sich selbständig auseinander, ehe er an die Formulierung seines pädagogischen Glaubensbekenntnisses herantritt. Erziehungsprobleme sind J. Langermann Menschheitsprobleme. Die beste Volkskraft ist der Volkserzieher. Medizinische und juristische Organe — notwendig durch das „Erbböse" — müssen durch das pädagogische Organ als Wecker des „Erbguten" aufgesogen werden. Langermanns Auffassung über die Faktoren Jurist, Arzt und Pädagoge erhellt aus einem Zwiegespräch zwischen dem Verfasser und einem ihm wenig kongenialen Juristen. Für die Existenz des vorliegenden Buches muß es als ein glücklicher Zufall betrachtet werden, daß der zitierte „Herr Doktor" bei der Austeilung geistiger Güter wirklich stiefmütterlich behandelt worden ist. Obwohl nicht Jurist, hätte ich manchmal der juristische Gegner Langermanns sein mögen. Ich berühre diese Stilfrage, weil sie eine Gefahr für das Buch und für dessen Ideen ist. Neue Gedanken müssen für ihre Beweisführung jeden Feuilletonstil vermeiden. Will Langermann eine neue pädagogische Praxis als Konsequenz des Darwinismus für die Kulturmenschheit hinstellen, dann werden ihm sicher Juristen und Mediziner gegenwärtig eher Beifall zollen, als seine pädagogischen Kollegen. Zwischen Juristen, Aerzten und Pädagogen als Staatsorganen — den Staat immer im Sinn unserer Bestrebungen aufgefaßt — giebt es Wertunterschiede gar nicht. Alle sind in gleichem Maße für Schwache und Starke da. Juristen sind Erzieher für ein staatliches, Aerzte für ein gesundes, Lehrer für ein geistiges Leben. Die Arbeitsteilung wird alle drei Berufe ewig notwendig machen, der Pädagoge darf nicht alles wollen, das „pädagogische Organ" also — um mit Langermann zu reden — nicht die anderen aufsaugen wollen. Aerzte und Juristen, die sich bio-anthropologischen Studien ergeben, kommen immer mehr dazu, ihrer Arbeit, ihrem Wollen Grenzen zu ziehen. Möchte die gleiche Wirkung in der Lehrerschaft eintreten, wenn sie Mächte wie Züchtung und Erziehung gegeneinander abwägt. Der innere Erfolg ist dann nicht Pessimismus, sondern bewußtes, klares, ehrliches Arbeiten. Im Ideal ist dann nie eine Lüge, mit der man sich selbst betrügt.

Langermanns „Probleme" sind „zur Wertung Egidys und zur Fortsetzung seines Werkes" geschrieben. Moritz von Egidy war Erzieher durch seine Persönlichkeit. Seine historische Mission endete mit seinem Tode. Exemplarische Kräfte wollte er nicht aus sich heraus entwickeln. Die Persönlichkeit, die sich zum Dogma verdichten

[1]) Elberfeld, 1902, Baedekersche Buchhandlung.

Digitized by Google

soll, muß in ihrer Zeit eine größere, als Egidysche Gedankenwelt umschließen. Die neue Großmacht im Geistesleben unserer Tage, das „heilige Entwickelungsgesetz“ mit seinen realen Offenbarungen war Moritz von Egidy denn doch zu wenig aufgegangen, als daß wir ihn als den Erschließer einer neuen Zeit in Staat und Schule bezeichnen dürften. Egidy ließ die ganze Welt seinen Kampf mit Gott und Menschen sehen. Das zu können, war seine Größe. Doch diesen Kampf führte er nicht mit neuen Waffen. Deshalb bleibt er ein Held, wird aber nimmer ein Staatsmann, geschweige ein religiöses Genie.

Von diesen Ausstellungen abgesehen, halten wir Langermanns „Probleme der Erziehung“ für ein außerordentlich glückliches und praktisches Unternehmen, der Lehrerschaft nachdrücklich vor Augen zu führen, daß doch der Staatsmann als Gesetzgeber der größte Erzieher bleibt. Die armen Erzieher können mit der idealsten Aufopferung begangene Elternschuld nicht sühnen. Der Staat muß neuer Schuld vorbeugen. Langermanns Buch hat deshalb auch da seine Höhepunkte, wo der Verfasser die verderblichen Folgen des anthropologischen Proletariats für die Gesundheit des Volkskörpers skizziert.

Wir dürfen hoffen, daß Langermann die Einflüsse der anthropologischen Thatsachen auf die pädagogische Problemstellung noch mehr zum Gegenstand seiner Studien macht. Einen überaus glücklichen Konkurrenten hat er darin in der rühmlichst bekannten Dänin Ellen Key. „Das Jahrhundert des Kindes“ [1]) steht völlig im Bann des Entwickelungsgesetzes. Ellen Key hofft auf einen höheren Typus Mensch. Das „Hinaufpflanzen“ der Menschheit ist zuerst Aufgabe der Eltern. Die Idee der Menschheit erkennt „das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen, an“. Das Kind tritt mit dem Erbe vorhergehender Geschlechtsglieder ins Leben, und dieses Erbe wird durch Anpassung an die Umgebung modifiziert. Aber das Kind stellt auch individuelle Variationen des Gesamttypus dar. Und wenn diese seine Eigenart während der Anpassung nicht verschwinden soll, muß die selbstbestimmende Kraftentwickelung auf alle Weise gefördert und nur mittelbar dadurch beeinflußt werden, daß der Erzieher es versteht, den Folgen dieser Kraftentwickelung Zusammenhang und Nachdruck zu verleihen. „Die Leidenschaften werden durch das herrschende Erziehungssystem wirklich nur in Käfige gesperrte Raubtiere.“

Ellen Keys „Jahrhundert des Kindes“ ist die erste „Pädagogik“, die darwinistische Theorien konsequent anwendet. Dadurch gewinnt das Buch zusammen mit Johannes Langermanns „Probleme der Erziehung“ historische Bedeutung. — Die Form der Darstellung ist die denkbar anmutigste für den Laien und bei allem Entgegenkommen doch auch wissenschaftlich und mit nützlichem bibliographischen Beiwerk ausgestattet. „Das Jahrhundert des Kindes“ hat ein Recht darauf, ein Buch für alle Gebildeten im besten Sinne des Wortes zu werden. Ellen Key merkt man es an, daß sie in nordischen Buchenhainen träumt, denkt und schreibt. Johannes Langermann sieht seine Menschenblumen zwischen den Fabrikschloten der märkischen Industriestadt ersprießen. Die sozialen Mächte zerreiben ihm manches Bild von besseren, zukünftigen Tagen. Beide Schriften sind Bekenntnisse, hinter

[1]) Berlin, 1902, S. Fischers Verlag.

Digitized by Google

denen eine ganze Persönlichkeit steht. Und wie ja Persönlichkeiten die hehrsten Organe des Entwickelungsgesetzes sind, so gilt für beide Bücher das höchste Lob, das ein Kritiker spenden darf: daß der letzte Richter des Buches doch der Autor bleiben muß.

Zur Psychologie des Kunsttriebes.

Dr. Johannes Lübke.

Während innerhalb der philosophischen Wissenschaften Erkenntnistheorie und Ethik eines gewissen Fortschrittes oder wenigstens eines lebhafteren Interesses sich erfreuen, liegt die philosophische Begründung der Aesthetik fast ganz darnieder. Andererseits beginnt die Naturwissenschaft die Probleme der Schönheitslehre eingehender als bisher in den Kreis ihrer Untersuchungen zu ziehen. Die experimentelle Psychologie sucht die komplizierten ästhetischen Gefühle und Vorstellungen auf einfachste Empfindungen und diese auf zahlenmäßig und geometrisch festzustellende Verhältnisse zurückzuführen. Die schon früher von Schadow, Schmidt, Carus, Hay und anderen begründete ästhetische Anthropometrie, welche die Gesetze der Proportion, der Symmetrie und des Rhythmus in der Gliederung und Gesamtgestaltung des menschlichen Körpers durch bestimmte Meßmethoden erforscht, hat neuerdings durch die Untersuchungen von Stratz über die Schönheit des weiblichen Körpers und die Rassenschönheit des Weibes bedeutsame Förderungen erfahren. Von vergleichend-ethnologischen Gesichtspunkten aus sind die lehrreichen Untersuchungen von E. Grosse über die „Anfänge der Kunst“ geschrieben. Tiefer in die biologischen Wurzeln des Kunstschaffens dringen die Werke von Groos über die Spiele bei Menschen und Tieren und Haeckers Untersuchungen über den Gesang der Vögel. Die Ideen der letzteren greifen in diejenigen Probleme hinüber, die sich mit der entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung der Kunst und Schönheit beschäftigen und die durch Darwins Lehre von den sekundären Sexualcharakteren und der sexualen Auslese besonders wertvolle Vertiefungen erfahren haben. Denn hier wurden die Beziehungen des Geschlechtslebens zum Kunsttrieb zum erstenmal allseitig aufgedeckt.

In zwei Aufsätzen: „Zur Naturgeschichte der Kunst und Schönheit“ und über „Schönheit und Liebe“, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden, wies ich nach, daß die Idee, den Ursprung schöner organischer Gestalten und Bewegungen, sowie schöner seelischer Zustände und Thätigkeiten aus der Funktion der Fortpflanzung und der Geschlechtsliebe herzuleiten, bis in die klassische deutsche Philosophie, ja teilweise bis auf Anschauungen griechischer Denker zurückgeht. Unter den Versuchen neuerer Autoren wurden besonders Naumanns „Geschlecht und Kunst“ und Schenks „Schönheit und Liebe“ hervorgehoben. Nachträglich werde ich auf ähnliche Betrachtungen aufmerksam gemacht, die P. J. Moebius über Liebe und Schönheit in seinem Buch „Kunst und Künstler“ [1]) anstellt und die so wertvolle ästhetische Ideen enthalten,

[1]) P. J. Moebius, Ueber Kunst und Künstler. Leipzig, 1901. Verlag von J. A. Barth.

Digitized by Google

daß ich der Verlockung nicht widerstehen kann, nochmals die Beziehungen zwischen Geschlechtstrieb und Kunsttrieb im Anschluß an das genannte Buch kurz zu beleuchten.

Moebius ist auch der Ansicht, daß die Entstehung schöner Gestalten und Empfindungen mit dem Sexualtrieb eng zusammenhängt. Die schönen Formen der Pflanzen und Tiere, die Gesänge und Tänze der Vögel u. s. w. sind Wirkungen der Geschlechtserregung. Ebenso ist es beim Menschen. „Der relativ unschöne heranwachsende Mensch wird schön, wenn das Geschlechtsleben beginnt, Schönheit und Geschlechtsleben erreichen annähernd zugleich ihre Höhe, und wenn dieses aufhört, wird der Mensch häßlich." Frühzeitig kastrierte Menschen verlieren an Schönheit. Auch die unterscheidende ästhetische Ausstattung von Mann und Weib ist eine Wirkung ihrer Sexualität. Kunstempfinden und Kunsthandeln sind in ihrer Stärke an den Eintritt der Pubertät geknüpft. Bei Künstlern fallen Zeiten der Verliebtheit mit schöpferischen Perioden zusammen. Beim kultivierten Menschen lösen sich jedoch die Künste allmählich von ihren engeren Beziehungen zur Sexualität: „Der Zusammenhang wird mehr und mehr ein indirekter und vollends das Bewußtsein von ihm verschwindet fast ganz, aber zerrissen wird das Band nicht."

Bei einer näheren Zergliederung des Zusammenhanges von Geschlechtstrieb und Kunsttrieb sind nach meiner Ansicht drei Fragen besonders hervorzuheben: 1. Wie entstehen die schönen Formen und Bewegungen organischer Wesen? 2. Wie entstehen ästhetische Gefühle und Urteile? 3. Wie kommt das Geschlechtsleben in menschlichen Kunstwerken zum Ausdruck?

Die Erforschung des Ursprungs schöner Gestalten und Bewegungen hängt aufs engste zusammen mit der Frage nach den Ursachen und Gesetzen der organischen Entwickelung überhaupt. Ich bin nun der hier nicht näher zu begründenden Ansicht, daß die Entwickelung der Organismen nicht bloß mechanisch verstanden werden kann, sondern daß, mit Blumenbach zu sprechen, ein Bildungstrieb aller organischen Substanz innewohnt, ein technischer Bautrieb, der in sich selbst ästhetische Gesetzmäßigkeiten von Symmetrie, Proportion und Rhythmus trägt und in seinen Erzeugnissen auswirkt. Es soll damit gesagt sein, daß das Aesthetische nicht etwas Sekundäres ist, sondern daß alle Variationen und Anpassungen in sich selbst ästhetische Elemente und Regeln tragen, denen die natürliche Auslese im Kampf ums Dasein dienen muß. Der Kunsttrieb ist der Natur immanent und zeigt sich sowohl in ihren kristallinischen wie organischen als auch psychischen Bildungen. Moebius ist deshalb der konsequenten Meinung, daß im letzten Grunde auch Hunger und Liebe Kunsttriebe seien: „Der Hunger bewirkt, daß an unserem eigenen Organismus weiter gebaut wird, und die Liebe, daß ein neuer Organismus erbaut wird."

Moebius sieht in der Schönheit (ähnlich wie Kant und Schiller) die „vollendete Anpassung an die Zwecke der Art". Diese Erklärung ist biologisch durchaus hinreichend. Alle Entwickelung beruht auf Differenzierung und Unterordnung des Einzelnen unter den Selbstzweck des Ganzen. Bekanntlich sehen viele Anthropologen und Aesthetiker im „goldenen Schnitt" das allgemeine Prinzip der Schönheit,

Digitized by Google

das die Einheit und Mannigfaltigkeit in der Gliederung und Gestaltung des Lebendigen beherrscht, und das auch biologisch gerechtfertigt ist, denn „Lamarcks Gesetz der Anpassung", schreibt G. Fritsch, „kann sich recht gut mit dem goldenen Schnitt abfinden; denn das hierdurch gegebene Verhältnis ermöglicht eine gewisse Geschlossenheit der ganzen Bildung und der darauf beruhenden Kunst, während die Verschiedenheit der Teile mannigfaltige Beweglichkeit und Verwendung der Glieder vermittelt".[1]) Das heißt: die Schönheit ist die sinnenfällige Bedeutung der Vollkommenheit einer organischen Gattung, und überall, wo Organismen sich ändern und anpassen, da geschieht es nach immanenten ästhetischen Regeln.

Schon Schiller belehrt uns umständlich in seinen ästhetischen Untersuchungen, daß die schöne Gestaltung oder die Steigerung derselben besonders zur Zeit der Fortpflanzung sich bemerkbar macht, wo die überflüssige Kraft zu Formen und Farben treibt. Aber in diese Zeit fällt auch die psychische Geburtsstunde der ästhetischen Empfindungen. Sonst stumpfsinnige Tiere werden regsam und lebhaft, und die primitivste Bethätigung einer ästhetischen Luststimmung tritt in rhythmischen Bewegungen und im Spiel zu Tage. In dieser Zeit beginnt die Empfindung für die Schönheitsreize eines anderen Wesens, die Empfänglichkeit, durch Farben, Gerüche, Bewegungen und Formen erregt zu werden. Daß es beim Menschen nicht anders ist, erfährt jeder an sich, sofern er sich selbst beobachtet. Das war auch Goethe in seiner eigenen Lebenserfahrung offenbar geworden. Denn er schreibt in seiner Autobiographie:

„Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem anderen das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen."

Und an einer anderen Stelle erzählt er, daß „jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen hervorthat, in die Ferne geschwunden war".

Um diesen psycho-physischen Zusammenhang zu verstehen, muß an A. Molls Untersuchungen über das Wesen des Geschlechtstriebes erinnert werden. Danach setzt sich derselbe aus einem „Detumescenztrieb" und einem „Kontrektationstrieb" zusammen. Das heißt: der Organismus hat das Bedürfnis, sich von seiner „überflüssigen Kraft" zu entspannen, ein physiologischer Vorgang, der durch sinnliche Eindrücke von seiten des andersgeschlechtlichen Wesens, durch Sehen, Riechen und Berühren ausgelöst wird und der zugleich den Ausgangspunkt für die Entstehung eines neuen Wesens bildet. Auf diese Weise lockt die Schönheit zur Liebe und macht dadurch diese zu einem neuen Entwickelungsfaktor gesteigerter ästhetischer Formen und Empfindungen. Darwin hat bekanntlich in seiner Lehre von der ästhetisch-sexualen Zuchtwahl diese Beziehungen ausführlich erörtert, und im Anschluß daran habe ich früher darzulegen versucht, wie durch die Entwickelung des sozialen Milieus, der Erwerbung des Werkzeugs

[1]) Gustav Fritsch, die Gestalt des Menschen, 1899, Seite 138.

Digitized by Google

und der dadurch hervorgerufenen Steigerung des Intellekts diese sinnlichen Geschlechtsbeziehungen vergeistigt und schließlich durch die Einbildungskraft so differenziert werden, daß Liebe und Schönheit sich in scheinbar von aller Sexualität losgelöste selbständige geistige Ideen verwandeln.

Es ist mehr als sonderbar, daß Moebius die Darwinsche Auffassung abweist und ihr sogar vorwirft, daß sie „entsetzlich roh" sei. Er begnügt sich mit der Erklärung, daß die Liebe die Schönheit hervortreibe, daß die Natur überall so schön sei, wie es unter den Umständen möglich, und weil die Schönheit die äußere Form der Liebe sei.

Mit dieser allgemeinen Sentenz ist aber im einzelnen nichts erklärt. Die Entwickelung aller höheren Schönheit in Organisation und Empfindung ist nicht an das isolierte Individuum gebunden, sondern an die gesellschaftlichen Wechselbeziehungen der Individuen untereinander oder mit einer anderen Art, oder ist mit dem Milieu entstanden, d. h. durch physische und sexuale Naturzüchtung im Sinne der Darwinschen Theorie.

Besonders roh findet Moebius Darwins Ansicht, daß die Schönheit der Blüten durch die Insekten entstanden sei. Er selbst begnügt sich mit der Erklärung, „daß die Liebe die Schönheit hervortreibe". Gewiß sind die ersten Anfänge und die neuen Variationen in Gestalt und Farbe der Blüten durch die Liebe, d. h. in diesem Falle durch die innere Organisations- und Reproduktionskraft verursacht, was Darwin nie bezweifelt hat. Aber die Auslese und Steigerung dieser Variationen kann im Kampf um die Befruchtung nur durch die Insekten herbeigeführt werden, welche angelockt werden und den Bestäubungsakt vollziehen. Der Einwand von Moebius, daß die Insekten nicht imstande wären, die feinsten Unterschiede zu beachten, ist hinfällig, da wir es in den Entwickelungsreihen mit sehr großen Zeiträumen und mit einer sehr großen Zahl von Individuen zu thun haben, wobei auch kleinste Unterschiede einen Selektionswert besitzen. Anderseits hat Professor Nagel in seinem Vortrag über den Farbensinn der Tiere gezeigt, daß das Farbenunterscheidungsvermögen im Tierreich stark verbreitet ist. Zum mindesten ist aber Darwins Erklärung die einzige, welche in diese Entwickelungsvorgänge Licht zu werfen vermag.

Obgleich Moebius den sexualen Ursprung der Kunstwerke zugiebt und die Kraft der künstlerischen Phantasie mit der Entwickelung der Geschlechtsreife beginnen und wachsen sieht, so fordert er doch, daß jedes wahre menschliche Kunstwerk von geschlechtlichen Beziehungen ganz losgelöst sei. Ich muß gestehen, daß es sehr prüde ist, wenn Moebius die geschlechtlichen Beziehungen für etwas „Häßliches" und „Unanständiges" erklärt. Das Intimste, was Menschen zusammenführt und mit unwiderstehlicher Macht beherrscht, sollte nicht ein ästhetisches Wohlgefallen in sich selbst tragen? Sollte nicht die zur Liebe gesteigerte Geschlechtserregung selbst ein Werk der Schönheit sein? An sich steht der Absicht des Künstlers nichts entgegen, auch geschlechtliche Beziehungen im Kunstwerke darzustellen; nur ist es ein großer Unterschied, ob die Darstellung Schlüpfrigkeit verrät oder eine poetische Wirkung erzielen soll. Wenn im Geschlechtsleben nicht selbst ästhetische Keime wären, so hätte die Kunst nie daraus hervorwachsen können.

Digitized by Google

Aber, wie erwähnt, giebt Moebius zu, daß in Hunger und Liebe auch Kunsttriebe wirksam seien, aber Triebe zu einer Kunst, die nicht unser Kopf, sondern die „Natur" bewege. Es ist schwer verständlich, wie ein Autor, der sonst auf dem Boden der Entwickelungslehre steht, nicht auch in den psychologischen Leistungen des Gehirns eine Naturwirkung erkennen will. Es besteht ein innigster physiologischer Zusammenhang zwischen den Keimdrüsen und den sekundären Sexualcharakteren, zu dem auch das Fühlen und Denken im „Kopf" gehört. Foges hat gezeigt, daß die Ausbildung der sekundären Geschlechtseigenschaften in quantitativer Hinsicht von der Größe der funktionsfähigen Substanz der Keimdrüse abhängig ist, und daß eine innere Sekretion besteht, die auf das Nervensystem besonders anregend wirkt und offenbar auch die Kraft und Art des geistigen Schaffens, namentlich der Phantasiethätigkeit, beeinflußt. Denn das Geschlechtsleben hat eine viel größere Einwirkung auf die geistigen Triebäußerungen und Vorstellungen als man gewöhnlich annimmt. Entwickelungsgeschichtlich betrachtet, steht das geistige Leben im Dienste der Gattung und wird es von den Differenzierungen beherrscht, die im Sexualleben stattfinden. Das männliche und weibliche Empfinden und Denken ist, mit Darwin zu sprechen, ein sekundäres Geschlechtszeichen. Die Mehrzahl der Männer besitzen in ausgeprägtester Weise den typischen Gemüts- und Verstandscharakter des Mannes, und die Mehrzahl der Weiber den des Weibes. Aber zwischen diesen scharf umschriebenen Typen giebt es sowohl in physischer als geistiger Hinsicht zahlreiche und mannigfaltige Uebergänge und Mischungen — Zwischenstufen — bis zum ausgeprägten Hermaphroditismus. Die sexual-psychischen Eigenarten und Mischungen treten in den geistigen Wechselbeziehungen der Menschen und im Schaffen und Empfinden von Kunstwerken unwiderstehlich zu Tage. In diesem Sinne ist der von H. Pudor in diesen Blättern veröffentlichte Aufsatz über männliches und weibliches Empfinden in der Kunst zu verstehen. Die Werke eines Künstlers oder einer Kunstepoche sind ein Spiegel und ein Echo des vorherrschenden geschlechtlichen Charakters, von dem die Empfindungs- und Denkweise einzelner und ganzer Epochen abhängt. Nur ist es verfehlt und irreführend, wenn Pudor diese sexual-psychologischen Beziehungen als „homosexuell" bezeichnet, obschon in manchen Fällen derartige Regungen hineinspielen mögen. Im übrigen halte ich jedoch, trotz der vielen Seltsamkeiten und Uebertreibungen, Pudors Ideen für einen wichtigen Beitrag zur physiologischen Begründung der Kunst- und Schönheitslehre.

Auch in Moebius' Buch finden sich Spuren dieser Betrachtungsweise. Er stellt fest, daß alle Kunsttalente, mit Ausnahme des Talentes zur Poesie, oft, aber nur vom Vater ererbt werden, da sie ursprünglich männliche Geschlechtseigenschaften sind. Der Künstler besitzt andererseits eine sexual-psychische Doppelnatur, indem er durch „seine Abwendung von der Abstraktion, durch sein Haften am Sicht- oder Hörbaren, durch sein Gefühlsleben etwas Weibliches hat, andererseits aber als schaffender Mann im gesteigerten Sinne des Wortes nur ganz unweiblich ist". Ganz ähnlich lauten Pudors Ausführungen über die männlichen und weiblichen Elemente im künstlerischen Schaffen, wo das Gestalten als männlich, das Aufnehmen und Sichhingeben als weiblich bezeichnet wird.

Digitized by Google

Die Uebereinstimmung in den Ansichten von Naumann, Schenk, Moebius und Pudor über die Beziehungen des Geschlechtstriebes zum Kunsttrieb und der Liebe zur Schönheit ist eine zufällige, aber aus der wissenschaftlichen Stimmung unserer Zeit notwendig hervorgehende Konvergenz des Denkens. Ich bin überzeugt, daß alle diese Autoren unabhängig von einander zu ihren Anschauungen gekommen sind. Wenigstens kann ich versichern, daß meine eigenen ästhetisch-biologischen Ideen herangereift waren, ehe ich mit den genannten Schriften bekannt wurde. Denn jene sind durch die klassische deutsche Philosophie und durch den Darwinismus angeregt worden. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch die übereinstimmenden Ideen der genannten Schriftsteller aus denselben Quellen mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt, ihren Ausgangspunkt genommen haben. Ohne Zweifel beweisen aber die bisherigen Erörterungen, daß die ideelle Vereinigung des Klassizismus mit dem Darwinismus für eine allseitige Begründung der ästhetischen Theorie von größter Bedeutung ist. Sie beweisen, daß die von Kant und Goethe ausgesprochene Idee, die hohen Kunstwerke zugleich als die höchsten Naturwerke und als von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht aufzufassen, durch die biologisch-entwickelungsgeschichtliche Betrachtung als eine der tiefsten und erfreulichsten Wahrheiten unserer Weltanschauung bestätigt wird.

Nachtrag zum Aufsatz: Bekleidung und Sittlichkeit.

Noch bevor der Aufsatz „Bekleidung und Sittlichkeit“ in der vorigen Nummer das Licht der Oeffentlichkeit erblicken konnte, ist ein neuer Stern am Berliner Theaterhimmel sichtbar geworden, welcher ausdrücklich dazu bestimmt scheint, die Wahrheit der entwickelten Grundsätze zu bekräftigen.

Es handelt sich dabei um eine Tänzerin, die sich völlig von aller herkömmlichen Ballettradition losgelöst hat und den Tanz als den choreographischen Ausdruck leidenschaftlicher Gefühle und Stimmungen, im Anschluß an klassische Bilder und Musikstücke behandelt, wozu sie die unverhüllte Schönheit des natürlich bewegten Körpers nicht glaubt entbehren zu können.

Wie himmelweit verschieden von dem Auftreten der im citierten Aufsatz erwähnten spanischen Tänzerin Pepita de Oliva mit ihren frivolen, wenn auch harmlosen und zudem in dem besonderen Tanz vorgeschriebenen Scherzen erscheint das Bild dieser modernsten Priesterin im Gefolge Terpsichores, der Irländerin Miss Duncan. Während die sensationslüsternen Decadenten sich an dem geheimnisvollen schwarzen Mantel der Monna Vanna aufregen, unter dem die betreffende Person doch unzweifelhaft eine der winterlichen Saison angemessene Bekleidung mit dem üblichen Korsett trägt, hat Miss Duncan an Stelle des schwarzen Mantels nur die durchscheinende antike Gewandung, unter Umständen die der antiken Tänzerin an! So hat sie ihre bewunderungswürdigen „Tanzidyllen“ bereits vor der besten Gesellschaft der gebildeten Welt in ihrer Heimat Amerika,

Digitized by Google

in London, Paris und jetzt in Berlin unter tosendem Beifall vorgeführt und gegenüber der unnachahmlichen Grazie und Schönheit der Bewegung, welche ihr Tanz darbietet, hat niemand an der totalen Nacktheit der Glieder Anstoß genommen! Giebt es einen schlagenderen Beweis dafür, daß die Nacktheit als solche nicht anstößig wirkt, sondern nur der Mangel an Decenz, welcher von der Nacktheit als solcher ganz unabhängig ist? Trotz der spärlichen Toilette sind Miss Duncans Vorführungen im höchsten Maße decent und langweilen daher, wie man deutlich beobachten konnte, die nur nach „Pikanterien" lüsterne Jugend, deren Enttäuschung sich unverhohlen bemerkbar machte, während Künstler und Kunstverständige in ebenso unverhohlenem Entzücken dem graziösen Spiel der unverhüllten Glieder folgten. Zu den dadurch Erbauten rechnete ich mich selbst, indem ich voll Anerkennung für das den Leistungen der Künstlerin von maßgebender Seite entgegengebrachte Verständnis bei mir sagte: „Gott sei Dank, es giebt doch noch verständige Menschen!" Gustav Fritsch.

Berichte.

Biologie.

Biologische Experimentier- und Beobachtungsanstalten. Die heutigen biologischen Institute sind meist auf die Untersuchung von totem Material beschränkt. Ebenso wichtig ist aber das Studium der lebenden Organismen. Die Grundfragen der Erblichkeit, Variation, Anpassung und Entwickelung können in den heutigen Laboratorien nicht erforscht werden; denn sie betreffen Lebensprozesse, die nur an lebenden Organismen untersucht werden können, Prozesse, die sich langsam und mit sich steigernden Wirkungen vollziehen, die sich in Entfaltung, Wachstum, Formgebung, Gewohnheiten, Instinkten und in intellektuellen Thätigkeiten äußern. Das Bedürfnis nach biologischen Stationen ist seit Darwins Zeit oft gefühlt und von Entwickelungstheoretikern wie Romanes, Varigny, Galton, Weismann und Meldola zum Ausdruck gebracht worden. Neuerdings stellt C. O. Whitman ein vollständiges Programm für „biologische Formen" auf und es ist dringend zu wünschen, daß die Unterrichtsbehörden endlich an die Verwirklichung dieser Pläne herangehen. (Science, 1902, 26. September.)

Zur mimikristischen Tierfärbung. Bei den meisten, ihrer normalen Umgebung ähnlich, mimikristisch gefärbten Tieren bemerken wir, daß die Unterseite viel heller als die Oberseite ist und daß die lichte Färbung des Bauches allmählich in die dunklere Färbung des Rückens übergeht. Bei vielen Tieren ist aber nicht nur der Grad der Dunkelheit, sondern auch die Farbe der Dorsal- und der Ventralseite verschieden. Im allgemeinen hat die erstere einen dunkleren, mehr bräunlichen warmen, die letztere einen helleren, mehr bläulichen kalten Ton. Der Nutzen einer solchen Farbenverteilung kann nur der sein, daß durch sie die Sichtbarkeit des Tieres verringert, dem Streben desselben, dem Auge anderer Tiere zu entgehen, Vorschub geleistet werde. Nach Experimenten von A. H. Thayer, einem amerikanischen Künstler und Naturhistoriker, ist das in der That der Fall. Die Farbengebung macht solche Tiere gegenüber der Umgebung undeutlich, geradezu zu einem scheinbar unkörperlichen Wesen. (R. von Lendenfeld, Biologisches Centralblatt, 1902, No. 18.

Die Milchsekretion der Neugeborenen. Das über eine Arbeit de Sinetys im I. Jahrgang p. 142 dieser Revue erstattete Referat dürfte durch früher von Paul Herz in der Hegarschen Klinik zu Freiburg an 100 Neugeborenen ausgeführte klinische Untersuchungen eine willkommene Ergänzung erfahren. Nach Herz ist die Bildung der Hexenmilch bei männlichen wie weiblichen Neugeborenen eine so

Digitized by Google

konstante Erscheinung, daß man die Berechtigung der Ansicht einiger Autoren, es handle sich hier um einen pathologischen Vorgang, nicht anerkennen kann. Die Funktion der Brustdrüse der männlichen bleibt etwas hinter jener der weiblichen Neugeborenen zurück, was sich dokumentiert durch das spätere Einsetzen der Sekretion, am fünften Tage, gegen den vierten Tag bei Mädchen. Bei einmaligem Ausdrücken beider Drüsen lassen sich durchschnittlich zehn Tropfen Milch gewinnen. Während die Sekretion meist nur sechs bis acht Wochen anhält, ließ sich bei einem Kinde noch fünfeinhalb Monate nach der Geburt eine Milchabscheidung beobachten. Die von Otto Mayer und van Emster ausgeführten Analysen ergaben die überraschende Thatsache, daß zwischen Frauenmilch und Hexenmilch einerseits und weiblicher und männlicher Hexenmilch andererseits kein wesentlicher Unterschied besteht. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Hexenmilch auf dieselbe Weise gebildet wird, wie die Frauenmilch. Resultiert die fragliche Sekretion nach Schröders Annahme aus einem akuten Entwickelungsschub der Brustdrüsen zur Zeit der Geburt, so dürfte ihr wohl eine tiefere biologische Bedeutung zuzusprechen sein. (Dissertation, Freiburg i. Br., 1900.)

Anthropologie.

Fragmente menschlicher Schädel aus prähistorischer Zeit. Daß in dem See, den in prähistorischer Zeit die heute von dem Franzisbader Moorlager erfüllte Niederung einnahm, Pfahlbauansiedelungen bestanden haben, darf als sichergestellt betrachtet werden. Beweise sind die Holzpfähle, die massenhaften Reste tierischer Knochen, die in Begleitung von Zähnen und Geweihen eine förmliche Kulturschicht bilden. Die damaligen Bewohner lebten am Ausgang der Steinzeit und im Beginn der Metallzeit, hatten einige Haustiere, jedoch keine besonders hoch entwickelte Kultur. Es wurden von drei menschlichen Schädeln Ueberreste gefunden. (J. Cartellieri, Prager Medizinische Wochenschrift, 1902, No. 38.)

Holländische Schädel. L. Bolk untersuchte 300 holländische Schädel, bei denen er folgende Indices feststellte:

Index	Anzahl	Index	Anzahl	Index	Anzahl
67	1	75	30	83	8
68	0	76	35	84	10
69	1	77	34	85	6
70	3	78	35	86	7
71	7	79	24	87	3
72	4	80	22	88	1
73	9	81	19	89	3
74	22	82	16	90	0

In Prozentzahlen ausgedrückt, sind 15,6 pCt. dolichocephal, 52,6 pCt. mesocephal und 31,6 pCt. brachycephal. (Louis Bolk, Kraniologische Untersuchung holländischer Schädel, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, V. Band, Seite 143.)

Zwergrasse in Australien. An der Grenze der Kolonien Queensland und Südaustralien wohnte im 17. Jahrhundert der Stamm der jetzt ausgestorbenen Parkingees. Diese gerieten nach ihrer Stammes-Tradition in Krieg mit den Mullas, die in den Peri-Mountains wohnten; letzterer Stamm wurde überwältigt und ausgerottet. Diese Mullas werden als kleine Leute von 1,3 bis 1,4 Meter geschildert; sie führten weder Speere noch Schilde und als Schutzwaffe nur einen aus einer Art Cement angefertigten Helm. Ihr langes Haar war rot, wenigstens dasjenige der Frauen; da die Männer Helme trugen, so ist über die Beschaffenheit ihres Haares nichts bekannt. Die Färbung war vielleicht durch Kunst hervorgebracht, denn blonde Stämme schien es bisher südlich vom Aequator nicht zu geben. Jedoch hat H. Johnston kürzlich rothaarige Zwerge unter den Kongonegern aufgefunden. Die behelmten Männer warfen beim Angriff mit Steinen und benutzten im Nahkampf einen messerscharfen Knochen am Ellenbogen ihrer langen Arme. — Zwergstämme sind aus den verschiedensten Erdteilen bekannt, zuerst wurden es in Afrika die Akka durch Schweinfurth, auf die Buschmänner hat Fritsch hingewiesen. Auf Ceylon giebt es die Weddas, andere Zwergrassen auf der Halbinsel Malacca und auf den

Digitized by Google

Philippinen, in Europa die Lappen, prähistorische Zwerge in Frankreich und in der Schweiz. Diesen vielfachen Zeugnissen aus den verschiedensten Kontinenten würde sich nun Australien anschließen lassen. Auch hier giebt es eine auf weit niedrigerer Kulturstufe als die bisher sogenannten Eingeborenen stehende kleinere primitivere Urrasse. (W. Krause, Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1902, Seite 263.)

Die Bewohner der Insel Tumleo. Die Hautfarbe der Tumleo ist eine hellbraune bis schwarze. Zwischen diesen beiden Grenzen giebt es alle möglichen Nuancen. Einige gar sind auffallend hell, man könnte sie mindestens für Kinder von Malaien und Eingeborenen halten. In der Körpergröße bleiben sie hinter dem Durchschnittsmaß eines Europäers zurück. Die Eingeborenen sind sonst durchgehends recht kräftig gebaut und gut genährt, schwächliche und krüppelhafte Personen sind selten. Es vollzieht sich eine Abnahme der Bevölkerung. Ursachen sind Kriege, Streitigkeiten, Krankheiten und Epidemien, Scheu der Eltern vor einer größeren Kinderzahl, Heiraten in der Familie, Kindermord. (M. J. Erdweg, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 32. Band, Seite 277.)

Psychologie.

Die Beeinflussung geistiger Leistungen durch Behinderung der Nasenatmung. Durch nasale Atmungsstörungen entsteht die Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit längere Zeit auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken, ferner die Schwierigkeit, neue Vorstellungen, besonders abstrakten Inhalts, aufzunehmen, zu assimilieren und festzuhalten. R. Kafemann ist nun mit Hülfe des psychologischen Versuches an die Beantwortung der Grundfrage herangetreten, ob eine künstliche Behinderung der Nasenatmung wirklich imstande ist, die geistige Leistungsfähigkeit zu beeinflussen. Aus den Ergebnissen seiner Studien heben wir hervor, daß durch die künstliche Behinderung der Nasenatmung die Auffassung äußerer Eindrücke nur unwesentlich beeinflußt wird, daß dagegen das Festhalten derselben in der Erinnerung deutlich erschwert wird, ohne daß die Fehler nennenswert zunehmen. Namentlich erfährt die Rechenarbeit eine sehr erhebliche Erschwerung, die sich binnen einer Viertelstunde zu ihrer Höhe entwickelt und dann infolge der Gewöhnung langsam etwas abnimmt. Diese Erschwerung gleicht sich nach Beseitigung des Atemhindernisses nur allmählich aus. (Psychologische Arbeiten 1902, 3. Heft.)

Kulturgeschichte.

Chirurgisches aus der Völkerkunde. Am Schlusse eines Aufsatzes über die chirurgischen Operationsmethoden bei den Naturvölkern wirft Buschan die Frage auf, wie sich die Sterblichkeit infolge Operationen unter den primitiven und wenig antiseptischen Umständen stellt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß diese Eingriffe im allgemeinen gut ablaufen, und dies trotz mangelnder oder wenigstens ganz ungenügender Antisepsis. Sie nehmen einen viel günstigeren Verlauf, als man nach unseren modernen Anschauungen erwarten dürfte. Zur Erklärung dieser auffälligen Thatsache bleibt uns nur die Annahme übrig, daß die auf niederer Kulturstufe stehenden Völker eine nur geringe Empfänglichkeit für die Mikroorganismen der Wundkrankheiten besitzen. Wie für einzelne Rassen feststeht, daß sie für gewisse ansteckende Krankheiten, wie Malaria, Typhus, Cholera, Tuberkulose und andere mehr, gar nicht oder nur wenig empfänglich sind, für andere wieder, daß sie hierfür in hohem Grade disponieren, so kann man auch bezüglich der Empfänglichkeit für die Erreger der Wundinfektion annehmen, daß hier Rassenunterschiede bestehen. Eingehendere Studien nach dieser Richtung verdanken wir Däubler; dieselben haben interessante Einzelheiten ergeben. Unter gleichen Verhältnissen und unter gleicher Behandlung pflegen bei den Schwarzen die Wunden schnell zu heilen; Reaktion stellt sich nicht ein, Komplikationen bleiben für gewöhnlich aus; auch Fieber pflegt selten aufzutreten. Kommt es dessen ungeachtet zur Eiterung, so ist die Absonderung eine relativ geringere; der Eiter selbst enthält weniger Leukozyten, als beim Europäer. Sodann besteht bei den Schwarzen eine in die Augen springende Neigung zur Hervorbringung größerer und soliderer Granulationen, welche zudem

Digitized by Google

auffällig rasch in kräftiges Narbengewebe übergehen, zuweilen direkt keloidartig ausarten. Die vorzügliche Wundheilung der niederen Rassen versucht Däubler in der Weise zu erklären, daß er annimmt, die Lymphdrüsen, in denen bekanntlich die in den Körper von außen eindringenden Bakterien für einige Zeit abgelagert werden und eine Abschwächung ihrer Virulenz erfahren, bildeten ein dichteres Filter gegen die Einwanderung von Krankheitskeimen in den Körper, als beim Europäer; er erblickt eine Bestätigung seiner Vermutung darin, daß, wie das Experiment zeigt, Lymphdrüsen von Schwarzen, die von einer Operation her aseptisch gewonnen und zur Kultur angelegt wurden, imstande waren, eine größere Anzahl Bakterien in ihrer Virulenz abzuschwächen, als die von Weißen. Diese mechanische Erklärung scheint mir etwas sehr gewagt; mehr plausibel dürfte wohl die Annahme sein, daß die Leukozyten (Phagozyten), denen nachgewiesenermaßen die Fähigkeit zukommt, die Bakterien zu zerstören, bei der schwarzen Rasse eine größere Energie entfalten, oder daß das Serum hier die von den Bakterien erzeugten Toxine unschädlich zu machen eine stärkere Fähigkeit besitzt. Dann darf man wohl mit Recht von einer Rasseneigentümlichkeit oder spezifischen Energie der schwarzen Rasse, wie dies bereits Plehn und Widenmann thun, sprechen. (G. Buschan, Reichsmedizinal-Anzeiger, 1902, Nr. 20.)

Parias und Schmarotzer unter den Völkern. Während in den modernen Kulturstaaten alle Bewohner, die das Bürgerrecht ererbt oder erworben haben, grundsätzlich das gleiche Recht genießen und auch alle nicht bürgerlichen Ausländer durch die Gesetze geschützt sind, solange sie selbst die Landesgesetze achten, hat es doch auch zu allen Zeiten nicht wenige Völker gegeben, bei denen ein Teil der Bevölkerung vom anderen in rechtlicher und gesellschaftlicher Beziehung auf eine sehr niedere Stufe herabgedrückt wurde. Besonders da, wo das Kastenwesen zur Entwickelung kam, findet man gewöhnlich eine oder mehrere außerhalb der Kasten stehende Bevölkerungsklassen, die jenen als rechtlose verachtete „Parias“ gegenüber stehen. Es mag dies Ausschließungsverhältnis vielfach aus dem Bedürfnis eines siegreichen Volkes hervorgegangen sein, die Herrschaft über die Besiegten für sich und seine Nachkommen möglichst lange zu erhalten. Wir finden das Pariatum besonders stark in Indien und Aegypten. Nach der Zerstörung Jerusalems wurden die Juden unter die verschiedensten Völker zerstreut und führten hier die Existenz verachteter und bedrückter Parias. In Südarabien bilden die Schapuli, Achdam und Schuner eine Pariaschicht, an der Westküste Indiens die von der Urbevölkerung herstammenden Koregars, in Japan die Eta. Vagabondierende Parias sind die Buschmänner in Südafrika und besonders die Zigeuner. Von indischen Parias abstammend, werden sie schon im fünften Jahrhundert n. Chr. auf Wanderungen nach Westen angetroffen; seitdem haben sie sich in großen Scharen nicht bloß überall in Europa, sondern auch in Nord- und Westafrika, sowie auch Amerika bis nach Brasilien verbreitet. Mit unwiderstehlichem Wandertrieb ausgestattet, trotzen sie allen Kultivierungsversuchen, und wiewohl sie von jeder seßhaften und arbeitsamen Bevölkerung nur mit Widerwillen, ja mit Haß aufgenommen und geduldet werden, fahren sie fort, durch ihr faules, unproduktives und nur auf Diebstahl aller Art gerichtetes Leben die gesitteten Völker in frechster Weise zu belästigen. Eine zweite Klasse von Strolchen und Schmarotzern durchzog und durchzieht schon seit Roms Tagen auch die deutschen Gaue: die wandernden Krämer, die Keßler und die Spielleute. (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1902, Seite 72.)

Rechtswissenschaft.

Strafrecht und Homosexualität. In seinem geistreichen Aufsatz über das „Strafrecht als soziales Organ der natürlichen Auslese“ (Politisch-anthropologische Revue, Seite 806—807) tritt Professor Kuhlenbeck für strenge strafrechtliche Verfolgung der homosexuellen Vergehen ein. Wir können ihm in dieser Hinsicht absolut nicht beipflichten, denn jene Strafandrohung erzielt weder Besserung und Abschreckung, noch viel weniger Auslese und Sichtung, sondern, wie so mancher andere Paragraph des D. Str.-G., nur Unheil und Verderben. Wir stimmen vielmehr voll und ganz folgenden Ausführungen bei, die Professor Hans Groß im Archiv für Kriminal-Anthropologie macht (1902, 1 und 2, Seite 193—198): Die Abschaffung einer strafrechtlichen Bestimmung ist nicht gleichbedeutend mit der

Digitized by Google

offiziellen Sanktionierung des bisher bestraften Thuns, denn dies wäre Gleichstellung von Recht und Moral. Es giebt unzählige höchst unmoralische Vorgänge, die aus sehr verschiedenen Gründen nicht bestraft werden und nicht bestraft werden können, die aber keineswegs sanktioniert sind. Vom strafpolitischen Standpunkt darf man auch nach dem Angeborensein und Erworbenhaben einer strafbaren Neigung nicht fragen, es kann höchstens bei der Strafzumessung darauf Rücksicht genommen werden. In sexueller Hinsicht sind drei Klassen von Menschen zu unterscheiden: 1. solche, die von allem Anfange an, also schon lange vor der Geburt, heterosexuell veranlagt sind, deren Neigung und Geschmack sich nur auf das andere Geschlecht richtet und richten kann. Solchen normalen Menschen gegenüber wäre auch zu jeder Zeit jeder Verführungsversuch zu homosexuellen Dingen ebenso vergeblich als unschädlich; 2. solche, die ebenso von allem Anfange an homosexuell veranlagt sind, und bei diesen ist wieder, ebenso wie bei den Normalen Verführung, irgend eine Besserung oder Abschreckung ausgeschlossen. Diese Menschen haben nie heterosexuell empfunden, werden es auch nie thun, sie sind anders organisiert, geborene Homosexuelle; 3. solche, die auf einer Zwischenstufe zwischen den beiden stehen. Zur Annahme einer solchen Zwischenstufe zwingt uns zweierlei. Einerseits giebt es nirgends in der Natur schroffe Gegensätze, überall findet sich früher oder später ein Uebergang, und so wäre es ganz unzulässig, wenn wir gerade hier kein Mittelding annehmen wollten. Anderseits scheinen aber zahlreiche Schilderungen thatsächlich von solchen Uebergängen nachdrücklich zu zeugen. Natürlich ist auch hier die unausgesprochene Anlage als solche angeboren, und es hängt dann von den Zufällen und dem Entwickelungsgange des einzelnen ab, in welcher Richtung er später seinen Geschlechtstrieb befriedigt. — Bei diesen unentschieden Veranlagten ist also Verführung, früheres oder späteres Umsatteln vom Heterosexuellen zum Homosexuellen, endlich aber auch Einwirkung von Hemmungsvorstellungen denkbar. Eine Art dieser Leute mögen auch die sogenannten Bisexuellen sein, die so unausgesprochen veranlagt sind, daß sie heterosexuell und pervers zugleich auftreten. Diese Scheidung der Menschen in drei Gruppen führt uns vor allem zu der Annahme, daß es sich bei allen um angeborene Anlage handelt, denn auch bei der dritten Gruppe ist das unterschiedene, nicht ausgesprochene Wesen eben auch Sache einer Anlage, der Betreffende ist eben von Geburt oder von der Zeugung an so veranlagt, daß er nicht zu einer der zwei ersten Gruppen gehört und den späteren Einflüssen: Verführung oder sogenannter Uebersättigung ausgesetzt ist. Es ist von größter Wichtigkeit, dem strafrechtlichen Problem der Homosexualität die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Die Meinung ist im Zunehmen begriffen, daß der § 175 des D. Str.-G. gestrichen werden muß. Dieser Paragraph schützt kein Rechtsgut. Die „widernatürliche Unzucht" ist ein sehr dehnbarer Begriff, so daß die Rechtsprechung höchst unsicher und abwechselnd ist. Ein wichtiges Moment in der Strafrechtspolitik ist die Sicherheit der Bestrafung für möglichst viele der begangenen Delikte. Aber diese Zahl ist lächerlich gering. Der Paragraph schreckt aber nicht ab, noch bessert er; er hat absolut keinen Strafzweck. Was verlangt werden muß, ist strafrechtliche Verhütung von Skandal, von Verführung und perversen Darstellungen in Wort und Bild. Dies bringt mehr Nutzen als jener unhaltbare Paragraph.

Die polizeiliche Behandlung von Gefangenen. Der preußische Minister der Justiz hat folgende allgemeine Vorschriften über die Behandlung von Gefangenen und verhafteten Personen auf dem Transport erlassen: Strafgefangene und in Korrektionshaft befindliche Gefangene dürfen auf einem Transport nur gefesselt werden, wenn es wegen besonderer Gefährlichkeit ihrer Person, namentlich zur Sicherung anderer, oder wegen der Gefahr einer Selbstentleibung oder wegen Fluchtgefahr unerläßlich erscheint. Fluchtgefahr wird bei männlichen, zu Zuchthaus verurteilten Personen regelmäßig vorausgesetzt. Gefangene, die sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, sollen in der Regel mit anderen Gefangenen nicht zusammen gefesselt werden. Ist dieses nicht zu umgehen, so dürfen sie mit Gefangenen, welche die bürgerlichen Ehrenrechte nicht besitzen, nicht zusammen gefesselt werden. Bei Anordnung der Zusammenfesselung ist auf die Persönlichkeit, die Lebensstellung und die Strafthaten der Gefangenen, soweit irgend thunlich, Rücksicht zu nehmen. Die Entscheidung über die Fesselung und die Art ihrer Ausführung wird vom Vorstande der Anstalt, von welcher der Transport ausgeht, nach sorgfältiger Prüfung im einzelnen Fall getroffen. Der den Transport ausführende Beamte darf während des Transports ohne Anweisung die Fesselung nur vornehmen, wenn unvorhergesehene Umstände eintreten, welche die Anwendung der Maßregel aus den in

Digitized by Google

Absatz 1 angegebenen Gründen unerläßlich erscheinen lassen. Die vorstehenden Grundsätze finden auf Untersuchungsgefangene insoweit Anwendung, als nicht im einzelnen Fall der Richter über die Fesselung Bestimmung getroffen hat. Von der in Ermangelung einer solchen Bestimmung durch den Vorsteher des Gefängnisses angeordneten Fesselung ist dem Richter alsbald Mitteilung zu machen. Den Untersuchungsgefangenen sind gleichzustellen diejenigen Personen, welche auf Grund der Gesetze, insbesondere der Prozeßordnungen, zwangsweise vorgeführt werden; soweit die Vorführung nicht von einem Richter angeordnet ist, steht die Entscheidung der die Vorführung anordnenden Behörde zu. Auf Personen, die von der Polizei auf Grund eines Haftbefehls verhaftet oder vorläufig festgenommen sind, oder die sich in polizeilicher Schutzhaft befinden, finden die in Absatz 1 ausgesprochenen Grundsätze Anwendung. Die Entscheidung über die Fesselung und die Art ihrer Ausführung wird von der Polizeibehörde, und, solange die Verhafteten dieser noch nicht haben vorgeführt werden können, von dem Polizeibeamten, dessen Verfügung sie unterstehen, getroffen. Dieser hat die etwa vorgenommene Fesselung unter Angabe der Gründe sofort nach der Vorführung zu melden. Bei den nicht mit Zuchthaus oder mit Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraften Personen hat die Transportbehörde die Frage, ob sie gesondert oder im Sammeltransport zu transportieren sind, mit Rücksicht auf ihre Persönlichkeit, ihre Lebensstellung und die Art der Strafthat sorgfältig zu prüfen und etwa in dieser Beziehung geäußerte Wünsche nicht ohne weiteres abzulehnen.

Alkoholismus und Kriminalität. Von 4934 vor die Anklagekammer des Landgerichtsbezirks Dresden im Jahre 1900 gekommenen Fällen erwiesen sich 767 (d. i. 16 pCt.) Fälle als von Personen verübt, die alkoholischer Natur insofern waren, als sich mit Sicherheit feststellen ließ, daß der Thäter bei der That entweder berauscht war oder unter der Nachwirkung eines Rausches stand oder zu den Gewohnheitstrinkern gehörte. Unter den 767 Personen befanden sich nur 19 weibliche. 24 pCt. aller Roheitsdelikte waren alkoholischer Natur. Die Strafthaten verteilen sich auf die einzelnen Wochentage derart, daß der Montag mit einer ziemlich hohen Zahl einsetzt und bis Freitag eine stetige Abnahme stattfindet. Der Sonnabend erreicht fast wieder die Höhe des Montag und am Sonntag schnellen die verübten Strafthaten zu ihrem Höchststande empor. (F. Oertel, Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 1902, 59. Band.)

Erziehung und Unterricht.

Volksschulseminare und hygienische Ausbildung der Lehrer. Seminardirektor Dr. Andreae behandelte auf der dritten Jahresversammlung des Allgemeinen deutschen Vereines für Schulgesundheitspflege die Frage: Was können die Volksschulseminare thun, um die künftigen Lehrer hygienisch auszubilden? Die Hauptgedanken seines Vortrages faßte er in folgende Thesen zusammen: 1. Die hygienische Ausbildung des Volksschullehrers ist notwendig. 2. Ihr Zweck ist, denselben zu hygienischem Denken theoretisch und praktisch zu erziehen. 3. Daher ist für alle Lehrerbildungsanstalten ein obligatorischer Unterricht in der Hygiene zu fordern. 4. Er setzt den Unterricht in der Anthropologie voraus, ist auf die Oberstufe zu legen und bedarf mindestens einer Wochenstunde. 5. Dabei ist die rein akademische Lehrform thunlichst zu vermeiden. 6. Aerzte oder fachwissenschaftlich, d. h. biologisch-hygienisch vorgebildete Anstaltslehrer sollen ihn erteilen. 7. Praktisch ist er durch hygienische Gewöhnung und Erziehung vorzubereiten und zu unterstützen. 8. Daher sollen in Lehrerbildungsanstalten Einrichtungen sowohl wie Unterrichtsbetrieb hygienisch musterhaft sein. 9. Der Volksschullehrer hat seine hygienische Bildung nicht nur in der Schule durch Beispiel, Lehre und Gewöhnung seinen Schülern gegenüber zu bethätigen, sondern auch über die Schule hinaus innerhalb der ihm beruflich gesteckten Grenzen für hygienische Belehrung und Aufklärung zu wirken. 10. Erfolgt der Unterricht in der Hygiene in richtiger Weise und in rechtem Umfang, so sind Gefahren und Auswüchse nicht zu fürchten. Er wird vielmehr dazu beitragen, zwischen Aerzten und Lehrern ein Verhältnis herzustellen, wie es im Interesse der Sache, der Schule und der Jugend wünschenswert ist. (Verhandlungen, Leipzig und Berlin, 1902, Seite 66.)

Digitized by Google

Wirtshausverbot für Kinder. Die Ortsgruppe des deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege in Leipzig richtete an den Rat der Stadt Leipzig die Bitte, Erwägungen darüber anzustellen, ob es nicht thunlich erscheine, den Inhabern von Singspielhallen und Bierkonzertsälen die Zulassung von Schulkindern zu ihren öffentlichen Vergnügungsräumen — auch in Begleitung Erwachsener — ganz oder wenigstens für die späteren Abendstunden zu verbieten. Der Verein ist sich hierbei bewußt, daß für seine Bitte eine Menge Gründe teils hygienischer und pädagogischer, teils ethischer und sozialer Natur sprechen. Der Besuch jener Oertlichkeiten zwingt die Kinder, eine durch Tabaksrauch, Staub, Bierdunst u. s. w. verdorbene Luft einzuatmen, was auf ihren ungefestigten Organismus äußerst schädlich einwirkt; er veranlaßt sie zu langdauerndem Stillsitzen und nötigt sie, die Zeit, die sie zur Förderung ihrer Gesundheit in frischer Luft und flotter Bewegung verbringen sollten, ganz im Gegenteil gesundheitsschädigend zu verwenden. Außerdem sind die Darbietungen, wie auch die sonstigen Vorgänge an den genannten Orten oft derartig, daß sie für ein Kind ungesunde Zerstreuung und eine verfrühte und übermäßige Erregung der Phantasie besonders auf dem Gebiete des Geschlechtslebens im Gefolge haben, das ethische Gefühl aber abstumpfen und die Achtung vor Erwachsenen — sogar vor den Eltern herabmindern. Verschlimmert werden diese Mißstände noch besonders durch den bei solchen Gelegenheiten kaum zu vermeidenden Genuß alkoholischer Getränke und durch die Ausdehnung der Besuche bis in die späte Nacht. Letztere Unsitte verkürzt außerdem die dem Kinde nötige Schlafenszeit und verursacht die oft beklagte Uebermüdung, sowie Unfähigkeit, den Anforderungen der Schule zu genügen. Ueberdies ist anzunehmen, daß bei alledem auch die für die Zukunft der jungen Menschen notwendige Lebens- und Arbeitskraft vergeudet wird und daß die Kinder bei eintretender Langeweile zu zweckloser Tändelei und erschlaffendem Müßiggang, daneben aber auch zu unbedachten, leichtfertigen Geldausgaben und zur Vergnügungssucht geradezu systematisch erzogen werden. Diese oft beobachteten Uebelstände veranlassen die Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege zu ihrer Bitte und sie hofft zuversichtlich, daß der Rat der Stadt Leipzig seine Aufmerksamkeit diesem Gebiete zuwenden werde, daß derselbe mindestens eine bis jetzt nicht wohl mögliche genaue Erhebung darüber anstellen werde, in welchem Umfange der Besuch von Kindern, beziehungsweise das Mitbringen von Kindern seitens Erwachsener in den oben bezeichneten Vergnügungsstätten der inneren Stadt, sowie auch der einverleibten Vororte stattfindet.

Vereinheitlichung der Lernmittel. Gegen die Vereinheitlichung der Lernmittel an den Berliner Gemeindeschulen hat sich in einer gut besuchten Versammlung der Berliner Lehrerverein erklärt. Lehrer R. Wernicke, der die Besprechung mit einem kurzen Vortrag einleitete, wies darauf hin, daß in der städtischen Schuldeputation gegenwärtig Neigung vorhanden sei, die Vereinheitlichung „einem höheren Drucke folgend" durchzuführen. Vor diesem Schritt sei aus pädagogischen und aus wirtschaftlichen Gründen zu warnen. Die Vereinheitlichung schaffe ein Monopol, das in der Lehrerschaft den Antrieb, an der stetigen Verbesserung der Lernmittel zu arbeiten, vermindere und überdies zahlreiche kleine Geschäftsleute in ihrem Erwerb schädige. In der Besprechung erhob sich nur eine Stimme für die Vereinheitlichung. Die Versammlung beschloß mit großer Mehrheit folgende Erklärung: „Der Berliner Lehrerverein hält die Vereinheitlichung der Lernmittel an den Berliner Gemeindeschulen im Interesse weder des Schulunterrichts noch der Eltern für wünschenswert, im Interesse der freien Entwickelung der Pädagogik aber entschieden für verwerflich. Die den Eltern bei Umzügen durch Beschaffung neuer Lernmittel erwachsenden Ausgaben lassen sich durch zweckmäßige Ausgestaltung der Tauschdepots sehr leicht vermeiden." (Vossische Zeitung, 1902, No. 551.)

Die Ueberweisung schwachbefähigter Kinder an die Nebenklassen, die an den Gemeindeschulen bestehen, erfolgte bisher nach den seit 1898 geltenden Bestimmungen erst nach zweijährigem erfolglosen Besuch der untersten der Normalklassen. Die Schuldeputation beabsichtigt, in Zukunft ein anderes Verfahren einzuschlagen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß bei manchen schwachbefähigten Kindern schon nach sehr kurzer Zeit die Unmöglichkeit, mit Erfolg am Unterricht der Normalklassen teilzunehmen, festgestellt werden kann. Die Schuldeputation will versuchen, solche Kinder gegebenenfalls schon nach einem ersten Halbjahr den Nebenklassen zuzuführen. Eine sofortige Ueberweisung gleich vom Tage der Einschulung an hält sie nicht für empfehlenswert, weil es sich hierbei um eine Maßregel handelt, die

Digitized by Google

für die Entwickelung des Kindes von einschneidender Bedeutung ist. Eine so folgenschwere Entscheidung könne nicht ohne die Mitwirkung der Schule getroffen werden und setze eine gewisse Zeit der Beobachtung durch den Lehrer voraus.

Soziale Hygiene.

Unfallversicherung gegen gewerbliche Krankheiten in Frankreich. Die seit einigen Jahren in Kraft stehende Unfallversicherung für die gewerblichen Arbeiter in Frankreich schließt, wie die Gesetzgebung der meisten anderen Länder, die aus den sogenannten Berufskrankheiten entstandene Arbeitsunfähigkeit vom Anspruche auf Entschädigung aus. Die sozialistische Gruppe der Deputiertenkammer hat nun eine Novelle zum Unfallgesetz von 1898 beantragt, nach welcher alle Krankheiten, welche ihren Ursprung in den Einflüssen der gewerblichen Beschäftigungsart haben, den Unfällen rechtlich gleichgestellt werden. Insbesondere sollen entschädigungsberechtigt sein die akuten oder chronischen Vergiftungen, welche aus der Fabrikation oder Verarbeitung der folgenden Stoffe entstehen: Blei, Quecksilber, Arsen, Phosphor und deren Verbindungen, Blausäure, Schwefelsäure, Nikotin, Benzin, Nitrobenzin, Anilin, Petroleum, Theer, Terpentin, Vanilin, Farbstoffe, Holzgeist, stickende und giftige Gase, wie schweflige Säure, salpetrige Säure, Chlor, Chlorsäure, Brom, Jod, Fluorwasserstoff, Kohlensäure, Kohlenoxyd, Virus der Kinderblattern und des Rotzes.

Eine Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose in Rußland ist in Bildung begriffen. Der Statutenentwurf dieser russischen Liga ist von einer Kommission der Gesellschaft russischer Aerzte zum Andenken an Pirogow ausgearbeitet worden und soll in nächster Zeit der Regierung zur Bestätigung vorgelegt werden. Mitglied der Liga kann jedermann werden, doch muß die Hälfte der Verwaltungsmitglieder aus der Zahl der Aerzte gewählt werden.

Nationalverein zur Bekämpfung der Tuberkulose in Dänemark. Am 16. Januar 1901 wurde in Kopenhagen auf Einladung einer Anzahl stark interessierter Männer eine große allgemeine Versammlung abgehalten, wo beschlossen wurde, dem in anderen Ländern gegebenen Beispiel, die Tuberkulose durch freiwillige Arbeit zu bekämpfen, zu folgen, und man bildete für diesen Zweck den Nationalverein zur Bekämpfung der Tuberkulose. Am 12. Februar hatte das Organisationskomitee seine Thätigkeit beendet. Noch in demselben Monat wurde ein Aufruf an die dänische Nation veröffentlicht, Lokalkomitees wurden in sämtlichen Städten und Gemeinden gebildet, und gleichzeitig erfolgte eine energische Agitation in der Presse und durch Vorträge. Nach dem ersten Jahre zählte der Verein bereits 22000 Mitglieder, welche Anzahl jetzt bis auf 30000 gewachsen ist. Die Jahresbeiträge belaufen sich auf etwa 100000 Kronen. Ueberdies erhielt der Nationalverein vom dänischen Staate die Zusage einer garantierten Anleihe von einer halben Million Kronen, um den Verein instand zu setzen, sofort die Arbeit mit dem Bau von Volkssanatorien anzufangen. Es wurde die Erbauung von neuen Sanatorien beschlossen, und zwar in verschiedenen Landesteilen. (Monatsschrift des internationalen Centralbureaus zur Bekämpfung der Tuberkulose, 1902, 8.)

Tuberkulosebekämpfung in Amerika. Auf dem amerikanischen Aerztekongreß in Saratoga forderte Biggs, der Vorstand des Newyorker Gesundheitsamtes, obligatorische Registrierung aller Tuberkulösen. Jede leere Mietswohnung sollte amtlich inspiziert und desinfiziert werden. Auch sollte man Reparaturen, welche hygienisch wichtig sind, erzwingen können. Unbemittelte haben Anspruch auf kostenlose Untersuchung ihrer Sputa und eventuelle Freiaufnahme in ein Hospital. Man darf dreist behaupten, daß das Newyorker Gesundheitsamt in der Tuberkulosenfrage vorbildlich gewirkt hat. Der Erfolg seiner energischen ärztlichen Beamten ist geradezu phänomenal, denn die Mortalität in der Rubrik Tuberkulose ist während der letzten 15 Jahre um 35 Prozent gesunken. (Münchener medizinische Wochenschrift, 1902, No. 47.)

Verbreitung und Ursachen der Tuberkulose in Baden. Gestützt auf ein umfangreiches statistisches Material kommt W. Hoffmann zu folgenden Schlüssen

Digitized by Google

1. Mit zunehmender Erhebung über den Meeresspiegel sinkt die Tuberkulosemortalität der Bewohner. Dieses Absinken wird gesteigert: a) durch den häufigeren Betrieb von Landwirtschaft in größerer Höhe; b) vielleicht durch geringere Volksdichte; c) durch im einzelnen nicht eliminierbare Faktoren, die mit dem geographischen Höhenbegriff in direktem Zusammenhang stehen, über deren Art aber noch zu wenig bekannt ist. 2. Für den Einfluß bestimmter Berufsarten auf die Schwindsuchtssterblichkeit der Gesamtbevölkerung kommt in Betracht: a) ihre prozentuale Beteiligung an der Zusammensetzung der Bevölkerung; b) die Zusammensetzung der betreffenden Berufsart aus Erwerbsthätigen — wobei eine ausgedehnte Erwerbsthätigkeit der Frauen im allgemeinen einen Nachteil bedeutet — und nicht im Beruf beschäftigten Angehörigen; c) Schädigung durch den Beruf oder vermehrte Infektionsgefahr auf dem Arbeitsplatz. — Im allgemeinen zeigt sich Zunahme der Tuberkulosemortalität mit Zunahme der Industrie und mit Abnahme der Landwirtschaft. 3. Kein Einfluß konnte auf statistischem Wege nachgewiesen werden für Armut, Ernährungsweise, Alkoholkonsum, doch ist hier noch eine Kontrolle der verwandten Zahlen im Detail abzuwarten. 4. Ein Gegensatz in der geographischen Verbreitung besteht zwischen Krebs und Tuberkulose, indem sich letztere in Nordbaden zu hohen Mortalitätszahlen aufschwingt, während der Krebs im Süden bedeutendere Zahlen erreicht. 5. Ein Einfluß einer verschiedenen Stammesdisposition ist wahrscheinlich, doch exakt einstweilen noch nicht nachzuweisen. (Münchener medizinische Wochenschrift, 1902, No. 49.)

Prophylaxe der Tuberkulose im französischen Heere. Die Prophylaxe der Tuberkulose kommt in Betracht: 1. Während der Rekrutierung der Soldaten. 2. Während der militärischen Dienstzeit. 3. Nach der Entlassung aus der Armee. Was den ersten Punkt anbelangt, so sollen alle jene Individuen vom Waffendienste ausgeschlossen sein, bei denen nicht nur eine winzige Spur, sondern wenn auch nur ein Verdacht auf eine chronische Lungenerkrankung besteht. Dieser Ausschluß muß definitiv sein. Alle neu aufgenommenen Soldaten, deren Aussehen, Thoraxbildung oder Lungenbefund einen Verdacht auf eine vorherige Bronchien- oder Pleuraerkrankung erregen, sind im Spital genau zu beobachten. Den höheren militärischen Kommissionen soll zur Pflicht gemacht werden, die Zeugnisse der Aerzte, welche den Kranken früher behandelt haben, zu berücksichtigen. Lungenkranke sind zu isolieren und deren Besuche in den Kasernen nicht zu dulden. Die Desinfektionsmaßregeln bezüglich der Wäsche, der Sachen, der Zimmer, des Auswurfes sollen genau beachtet werden. Die gegenwärtigen Spucknäpfe in den Kasernen sind durch Metallbehälter mit Karbolwasser zu ersetzen. Durch Anschläge in allen militärischen Anstalten soll das Spuckverbot auf den Boden zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden. Kontrolle der Kantinen, der Nahrungsmittel, des Fleisches muß strenger durchgeführt werden. Für hygienische Maßnahmen in Bezug auf Luftraumverhältnisse, für die Durchlüftung derselben, Vermeidung der Staubentwickelung soll gesorgt werden. Die Unterbringung der wegen Tuberkulose aus dem Heere entlassenen Kranken in den militärischen Lungenheilstätten ist nicht zu empfehlen, weil der Kranke sich in solchen nicht wohl fühlen und dem Staatsfiskus große Kosten zwecklos verursachen würde. Diese Kranken sollen den Volksheilstätten übergeben werden. (Demmler, Le Bulletin médical, 1901, No. 56, Bericht in Medizinische Blätter, 1902, No. 46.)

Die Tuberkulose in der Schweiz. Dr. A. Käppeli stellt am Schluß seiner Untersuchungen über die Tuberkulose in der Schweiz folgende Thesen auf: 1. Die Statistik beweist, daß die Tuberkulose eine der verheerendsten Volkskrankheiten ist, die ihre Opfer hauptsächlich im arbeitsfähigen Alter fordert und der in der Schweiz jährlich gegen 8000 Personen, d. h. 2—3 pCt. der Bevölkerung, zum Opfer fallen. 2. Die bisher zur Bekämpfung der Krankheit ergriffenen direkten und indirekten Maßnahmen beweisen, welche Bedeutung man der Frage allerorts beimißt; sie haben sich jedoch als unzureichend erwiesen, der Seuche wirksame Schranken zu setzen, da bis jetzt nur ein kleiner Teil der Bevölkerung dieser Wohlthat teilhaftig wird. 3. Eine richtige Prophylaxis ist erst dann möglich, wenn man die Aetiologie der Krankheit noch besser erforscht hat; dies kann am erfolgreichsten durch Massenbeobachtung erreicht werden. Es ist deshalb unerläßlich, die medizinische Statistik weiter auszubauen. (Zeitschrift für schweizerische Statistik, 1902, 3.)

Resolutionen der zweiten internationalen Syphilis-Konferenz. Auf dem zweiten internationalen Syphilis-Kongreß in Brüssel (1. bis 6. September 1902)

Digitized by Google

wurden folgende Resolutionen einstimmig angenommen: 1. Den zum Militär ausgehobenen Mannschaften ist eine ganz kurz zu haltende Belehrung über die Gefahren des Trippers und der Syphilis einzuhändigen. Hierbei ist in einer besonderen Bestimmung auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß man auf Geschlechtskrankheiten zu achten und sofort ärztliche Hülfe nachzusuchen habe. Vielleicht können hierbei gleichzeitig einige Angaben über die Gefahren des Alkoholismus und zur Verhütung der Tuberkulose hinzugefügt werden. Man soll darauf halten, daß der Soldat bei seiner Entlassung diese Belehrung mit seinem Militärpasse zusammen aufbewahre. 2. Es ist zu wünschen, daß gesetzlich einem jeden Geschlechtskranken unentgeltliche Behandlung in weitgehendster Weise zugesichert werde. Ferner muß darüber gewacht werden, daß alle den Geschlechtskranken ungünstigen Einrichtungen aus Krankenhäusern und sonstigen ärztlichen Behandlungen ferngehalten werden. Sodann ist darüber zu wachen, daß in öffentlichen Anstalten bei der Behandlung das ärztliche Geheimnis und das Schamgefühl der Kranken geschont werde. 3. Das wichtigste Mittel im Kampfe zur Beseitigung der Geschlechtskrankheiten besteht in der weitmöglichsten volkstümlichen Verbreitung der Kenntnisse von den sehr schweren Gefahren und der Bedeutung dieser Krankheiten. Insbesondere muß man die männliche Jugend davon unterrichten, daß Keuschheit und Enthaltsamkeit nicht nur nicht schädlich, sondern auch vom ärztlichen Standpunkte aus auf das wärmste zu empfehlen sind. Von den sonstigen mit größerer Majorität angenommenen Leitsätzen sind zu erwähnen: 1. Die Konferenz stellt auf Grund der ihr erstatteten Berichte und der einstimmigen Erklärungen der Redner fest, daß die gegenwärtig geübten Methoden einer Reglementierung der Prostitution in verschiedenen Beziehungen fehlerhaft sind, insbesondere daß die Mitwirkung der Polizei die gesundheitlichen Maßnahmen wie deren Wirksamkeit schädigt, während diese das einzige hier zur Verfügung stehende Mittel sind. Die Konferenz hält es für erforderlich, daß auf Grund einer noch zu schaffenden allgemeinen gesetzlichen Grundlage die gesundheitliche und polizeiliche Thätigkeit von einander völlig getrennt und die erstere von der letzteren derartig völlig unabhängig gestaltet werde, daß die Verhütung der Geschlechtskrankheiten, wie von jeder anderen übertragbaren Krankheit, einen ausschließlich hygienischen und ärztlichen Charakter trage. 2. Die Prostituierten sollen nicht wie Verbrecher, sondern wie mit ansteckenden Krankheiten Behaftete betrachtet werden. 3. Der Kongreß spricht den Wunsch aus, daß das Gesetz den höheren Gesundheitsbehörden das Recht gewähre, auf Antrag eines Arztes, der einen Kranken behandelt oder behandelt hat, gegen eine Heirat Einspruch zu erheben, sobald die Behörden die Ueberzeugung erlangt haben, daß es sich bei demselben um eine übertragbare Krankheit handelt, die für den anderen Ehegatten oder für die Nachkommenschaft der Ehegatten verhängnisvoll werden könnte. 4. Es ist ein Gesetz einzuführen, das die Behandlung der Geschlechtskrankheiten durch nicht approbierte Personen verbietet und strenge bestraft. 5. Die Konferenz macht die Regierungen und das Publikum auf den Nutzen einer körperlichen praktischen Untersuchung vor der Verehelichung unter der Form einer Lebensversicherung bei einer solchen Gesellschaft aufmerksam, deren Statuten grundsätzlich die Aufnahme Geschlechtskranker ausschließen. (Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1902, 4. Heft.)

Aerztlicher Verein zur Bekämpfung der Trunksucht in Livland. Auf dem 13. Aerztetag der Gesellschaft livländischer Aerzte in Riga wurde nach einem Vortrag von Dr. Meyer ein Verein zur Bekämpfung des Alkoholismus gegründet, der sich wissenschaftliche und praktische Ziele setzen will. Besonders soll die Frage über den Einfluß des Alkoholismus auf Irrsinn und Kriminalität untersucht werden. (St. Petersburger Med. Wochenschrift, 1902, Nr. 30.)

Marineverwaltung und Alkoholismus. Die deutsche Marineverwaltung ist schon seit Jahren bemüht, dem übermäßigen Alkoholgenuß unter den Seeleuten zu steuern. Dies geschieht einmal aus gesundheitlichen Gründen und andererseits, weil die Ursache militärischer Vergehen in außerordentlich vielen Fällen der Trunkenheit zuzuschreiben ist. Das Verbot des Schnapsausschanks in den Kantinen hat schon eine merkbare Besserung herbeigeführt, aber der Bierkonsum ist gegenwärtig noch sehr hoch. Jetzt plant die Marineverwaltung, alkoholfreie Getränke in die Messen und Kantinen einzuführen, um den Genuß von Bier, Wein und Grog weiter einzuschränken. In dieser Richtung unternommene Versuche sind zur Zufriedenheit ausgefallen. Daß die obersten Marinebehörden die Gefahren des übermäßigen Alkoholgenusses voll erkannt haben, beweist ein Ausspruch, den der Chef der Nord-

Digitized by Google

seestation, Admiral Thomsen, vor einigen Jahren that. Der verdiente Flottenführer, ein Seemann von echtem Schrot und Korn, sagte, wie die „Mgdb. Ztg." berichtet, in voller Oeffentlichkeit: „Der Alkohol ist nicht eine, sondern die Gefahr des deutschen Volkes."

Gesundheitsverhältnisse der Schulkinder. Wir verdanken der Feder des Dr. Poetter eine wertvolle Arbeit über die bisherige Thätigkeit der Leipziger Schulärzte, namentlich über ihre Untersuchung der in die Schule neu eintretenden Kinder im Jahre 1900. Es wurden nach einem Referat der „Leipziger Volkszeitung" durch die Schulärzte 96,0 pCt. aller Kinder untersucht. Bezüglich der „allgemeinen körperlichen Beschaffenheit" konnten 47,4 pCt. aller Kinder die Zensur 1, 48,4 pCt. die Zensur 2 erhalten, der Rest von 4,2 pCt. erwies sich als sehr schwächlich und elend. Die Mädchen zeigen im allgemeinen wie auch in den einzelnen Schulkategorien eine bessere körperliche Entwickelung als die Knaben; die Verhältnisse an den Bürgerschulen sind naturgemäß günstiger als an den Bezirksschulen. Die allgemeine geistige Beschaffenheit, deren Beurteilung, wie erwähnt, den Klassenlehrern oblag, ergab sehr erfreuliche Resultate, indem mehr als zwei Drittel aller Kinder als gut begabt, und ein ganz geringer Prozentsatz als schlecht beziehungsweise unbegabt bezeichnet wurden; auch in geistiger Beziehung besaß in diesem Lebensalter das weibliche Geschlecht ein unverkennbares Uebergewicht. 22,5 pCt., also fast ein Viertel aller Kinder, insgesamt 2033, besaßen keine normale Funktion ihrer Sehwerkzeuge; die Mädchen waren noch etwas schlechter gestellt als die Knaben, während bei den Kindern der Bürger- und Bezirksschulen sich völlig übereinstimmende Resultate herausstellten. Gehörsstörungen beziehungsweise Ohrenerkrankungen, wie z. B. Ohrenfluß, fanden sich bei 1306, das sind 14,5 pCt. aller Kinder; Knaben und Mädchen waren ziemlich gleichmäßig beteiligt, dagegen ist hier ein auffälliger Gegensatz zwischen den Kindern der Bürger- und der Bezirksschulen zu bemerken, indem an den ersteren 8,8 pCt., an den Bezirksschulen aber 17,5 pCt. aller Kinder, also gerade doppelt so viele, erkrankte Ohren hatten. Hier spielt eben die soziale Lage eine bedeutende Rolle, da die Ohrenleiden vielfach eine Teilerscheinung der Skrophulose, der Krankheit der schlechter gepflegten und schwächlicheren Kinder darstellen. Die Zahnverhältnisse sind, wie von vornherein und besonders in diesem Lebensalter mit seinem beginnenden Zahnwechsel zu erwarten war, sehr schlechte: nur 44,3 pCt. der Kinder, also nicht einmal die Hälfte, besitzen ein gesundes Gebiß; bei Knaben und Mädchen, bei Bürger- und Bezirksschulen sind keine wesentlichen Unterschiede zu bemerken. Aehnlich wie die Gehörserkrankungen und aus denselben Gründen zeigen auch die Wucherungen im Nasenrachenraum für die Bezirksschulen eine weitere Verbreitung als in den Bürgerschulen, indem in letzteren 18,9, in den ersteren 25,5 pCt. aller Kinder dieses Leiden zeigten. Herzfehler wurden bei 167 Kindern (1,8 pCt.) gefunden, wobei jedoch zu bemerken sein möchte, daß hiervon vielleicht manche Fälle sich nicht als organische Herzerkrankungen erweisen werden. Rückgratsverkrümmungen, und zwar fast alle im Stadium des Beginnes befindlich, wurden bei 130 (1,4 pCt.) Kindern festgestellt, im Verhältnisse mehr in den Bürgerschulen (2,0 pCt.), als in den Bezirksschulen (1,1 pCt.), bei den Mädchen mehr als bei den Knaben. Parasiten und Hautkrankheiten fanden sich bei 516 (5,7 pCt.) Kindern, beträchtlich mehr in den Bezirks- als in den Bürgerschulen, etwas mehr bei den Mädchen als bei den Knaben. Insbesondere handelte es sich hier um die weitverbreitete Läusesucht, auch Krätzefälle wurden aufgedeckt. Völlig reinen Schulen ohne einen einzigen Fall standen solche gegenüber, in welchen 25 pCt. aller Kinder hautkrank beziehungsweise mit Ungeziefer behaftet waren. Aber auch schon die durchschnittliche Erkrankungsziffer der Bezirksschulen mit 7,2 pCt. und insbesondere der Mädchen mit 8,2 pCt. ist erschreckend hoch. Verschiedene Krankheitserscheinungen, die in die bisherigen Rubriken nicht hineinpaßten, z. B. Lungenerkrankungen, Rachenentzündung, Mandelanschwellung u. s. w. wurden noch insgesamt bei 9,9 pCt. der Kinder festgestellt. Das schließliche Resultat der Untersuchungen ist in der letzten Rubrik der Tabelle enthalten: 41,6 pCt. aller Schulkinder, das ist fast die Hälfte, zeigten derartige Gesundheitsstörungen, daß ihre ärztliche Behandlung für erforderlich erklärt wurde. Diese kränklichen Kinder verteilten sich in auffällig gleichmäßiger Weise auf beide Geschlechter sowohl, wie auf die Bürger- und die Bezirksschulen. Es ist dringend geboten, daß die Gemeinden ihre Aufmerksamkeit auf die Gesundheitsverhältnisse der Kinder richten. Durch rechtzeitige ärztliche Behandlung der Kinder kann ein Stamm gesunder, leistungsfähiger Arbeiter herangebildet werden. Zur Aufzucht der werdenden Arbeitergeneration sollten sich die Gemeinden und die Krankenkassen die Hände reichen. In erfreulicher Weise

Digitized by Google

breitet sich jetzt in den leistungsfähigen Krankenkassen die Familienversicherung im großen Umfange aus. Wie beträchtlich könnte der Gesundheitszustand der Kinder gehoben werden, wenn die ärztlichen Bemühungen der Kassenärzte eine genügende Förderung durch sanitäre Einrichtungen der Gemeinden fänden. Den kränklichen und schwächlichen Kindern müßte ein genügender Aufenthalt in frischer Luft gewährt werden. Die körperliche Ausbildung der Kinder könnte durch die Gemeinden in hohem Grade gepflegt werden. Sie hat die Jugend durch Veranstaltung von Turnübungen, von Märschen, Ferienausflügen zu kräftigen. Wenn die Gesellschaft den Krankheiten vorbeugen will, so muß sie die junge Generation schon mit starken Widerstandskräften gegen die Krankheiten ausstatten. Und diesem großen Ziele haben die Gemeinden und die Krankenkassen zuzustreben. (Deutsche Krankenkassen-Zeitung, II, 27.)

Rassen-Hygiene.

Kritik der Lehre von den Degenerationszeichen. Im Anschluß an einen Bericht über P. Näckes Untersuchungen über die sogenannten „inneren Degenerationszeichen" unterzieht L. Stieda die Lehre von den „Stigmata" einer Kritik, indem er darauf hinweist, daß die meisten dieser Degenerationszeichen nichts als anatomische Variationen seien. Er verwirft diese Lehre vollständig. Manche der sogenannten Degenerationszeichen seien entschieden pathologisch und fielen von vornherein fort. Andere seien Entwickelungshemmungen, d. h. es seien bei erwachsenen Individuen die Formzustände erhalten, die sonst vorübergehend bei der Bildung der Individuen beobachtet werden. Viele gelten als Tierähnlichkeit — das habe aber gar nichts zu bedeuten, denn unser ganzer Körper sei tierähnlich, — was mache dabei eine Kleinigkeit mehr aus? Es bleiben dann noch Zeichen übrig, die als abnorm gelten, ohne pathologisch zu sein. Der Ausdruck „abnorm" wird aber vielfach willkürlich und pathologisch gebraucht. Manche Abnormität sei nur eine Varietät. Stieda schließt: die sogenannten Degenerationszeichen sind anatomisch sehr verschieden zu beurteilen nach ihrer Entstehung und ihrer Bedeutung. Es sind aber weder die Abnormitäten, noch die Bildungshemmungen, noch die Varietäten einzelner Organe als Degenerationszeichen (Stigmata) zu deuten. Ein Zusammenhang zwischen ihnen und den Hirnfunktionen besteht nimmermehr. Auf das Bemühen, gerade diese Behauptung durch die vergleichende Untersuchung von sogenannten Normalen und Paralytikern (Geistesgesunden und Geisteskranken) zu beweisen, gehe ich hier nicht ein. Das einzige Organ, das hier in Betracht kommt, ist das Gehirn, das Organ der psychischen Thätigkeit. Der Wert der Untersuchungsweisen von Näcke (und Nauwerk) liegt darin, daß sie uns die großen Schwankungen, die Varietäten vieler Körperorgane vor Augen führen. Daß diese Varietäten als Degenerationszeichen eine Bedeutung haben, ist nicht bewiesen. (Biologisches Centralblatt, 1902, No. 20—22.)

Natürliche und künstliche Ernährung der Säuglinge. Es ist aussichtslos und unmöglich, durch sogenannte Verbesserungen der Kuhmilch oder Surrogate ein auch nur in den Hauptbestandteilen der Muttermilch gleichartiges Präparat zu schaffen. Die gewöhnliche Sterilisation (auch längeres Kochen) macht die Milch nicht absolut keimfrei, vielmehr überleben in einzelnen Fällen Herden giftiger Bakterien. Alle künstlichen Eingriffe ändern nichts an den Grundverschiedenheiten der Frauen- und Kuhmilch und machen letztere in Wirklichkeit nicht besser, als sie von Anfang an ist und an sich nicht der Frauenmilch ähnlicher. Die Ernährung durch Muttermilch ist eine modifizierte Fortsetzung der Ernährung des Fötus durch das Mutterblut. Der Uebergang von der fötalen Art der Ernährung zu der durch die Verdauungsorgane des Säuglings ist so plötzlich, daß die Natur ein hochausgebildetes Organ — die Brustdrüse — schuf, durch welches der Zusammenhang des Kindes mit der Mutter, obgleich es von ihr losgelöst und in ein anderes Medium versetzt wird, für die Ernährung zunächst noch aufrecht erhalten werden soll. Durch die Vermittelung dieses eventuell vorübergehend und periodisch in Thätigkeit tretenden Organes erhält der Säugling seine bisherige Nahrung mit gewissen Abänderungen, die sich aus den veränderten Lebensbedingungen des Kindes und aus den für die Schonung der Mutter nötigen Rücksichten ergeben, solange weiter, bis seine Verdauungsorgane sich soweit entwickelt haben, daß sie

Digitized by Google

auch andere Nahrung ohne Schaden in sich aufnehmen und verarbeiten können und der Säugling die gänzliche Loslösung von der Mutter wie vorher betreffs der Respiration und Blutzirkulation jetzt auch betreffs seiner Ernährung ohne Nachteil vertragen kann. Um so erstaunlicher und tiefbetrübend zugleich ist es aber, zu sehen, wie die Verminderung der natürlichen Brustnahrung immer größere Dimensionen annimmt. Das Verhältnis der Sterblichkeit der Brustkinder zu den mit Kuhmilch ernährten ist trotz aller Verbesserungen dieser Ernährung z. B. in Berlin das gleiche, nämlich 1 : 6, geblieben. Hekatomben von Kindern werden hingeopfert, weil sie nicht die ihnen natürliche Nahrung erhalten. Was bei dem einzelnen als Fahrlässigkeit erscheint, wird, beim ganzen Volk betrachtet, zu einer Art Massenmord. Die immer weitergehende Verdrängung der Säuglinge durch die Mutter ist ein Krebsschaden, der mehr und mehr die jungen Triebe am Stamme unseres Volkes zu schädigen droht und damit am meisten am Mark der Nation zehrt. Die natürliche Ernährung hat nicht nur auf die Zahl, sondern auch auf die normale Entwickelung des Nachwuchses der Natur einen günstigen Einfluß. Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung der Nation, für das Leben und die natürliche Entwickelung des Nachwuchses zu sorgen, denn auf ihm beruht sein künftiges Blühen und Gedeihen. Es sollte ein Verein gegründet werden, der die Agitation für Wiederverbreitung der natürlichen Säuglingsnahrung zu seinem Programm macht. (Dr. Engel, Deutsche Aerzte-Zeitung, 1902, 18, 19 und 22.)

Alkohol und Fruchtwasser. M. Nicloux hat gezeigt, daß 10 pCt. Alkohol, der in den Magen von trächtigen Meerschweinchen eingeführt wird, in die amniotische Flüssigkeit übergeht d. h. in die Flüssigkeit, von welcher der Embryo im Fruchtsack umgeben ist. Es entsteht die Frage, auf welchem Wege der Alkohol in diese Flüssigkeit gelangt, namentlich, ob die Nieren des Embryo diesen Alkohol ausscheiden müssen. Durch besonders eingerichtete Experimente wurde nach Einführung von 20 pCt. Alkohol das Blut der Mutter, das des Fötus und die amniotische Flüssigkeit getrennt. Nach 5 Minuten zeigte das mütterliche Blut 0,13 cbcm, das fötale Blut 0,04 cbcm, die Amniosflüssigkeit 0,028 cbcm Alkohol; nach 7½ Minuten 0,16 — 0,055 — 0,037; nach 10 Minuten 0,37 — 0,12 — 0,075; nach 15 Minuten 0,18 — 0,14 — 0,08. Aus diesen Zahlen geht hervor, einmal, daß ein großer Teil des Alkohols aus dem mütterlichen Blut in das Blut des Embryo übergeht, und daß andererseits der Alkohol in der Amniosflüssigkeit nicht durch die Nieren des Embryo ausgeschieden wird, da die Alkoholmenge im mütterlichen Blut und in der Amniosflüssigkeit in derselben Zeit um gleiche Proportionen zunimmt. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß der Alkohol direkt durch die Fruchthäute des Embryonalsackes eindringt. Aehnliches haben Zuntz, Wiener mit chemischen Stoffen bewiesen, die, ohne den fötalen Weg zu gebrauchen, in das Fruchtwasser übergingen. (Comptes rendus hebd. des séances de la société de Biologie, 1902, No. 22, Seite 754.)

Der Einfluß mütterlicher Infektionen auf die angeborene Starbildung. Die Ursachen der angeborenen Katarakte (Stare) sind noch nicht sicher erkannt. Die angeborenen Stare können verschiedene Formen annehmen. Bald lokalisieren sie sich in den Randpartieen der Linse, bald in diesen oder jenen Schichten, bald erfüllen sie die ganze Linse mit ihrer Trübung. Horner führt die angeborenen Starbildungen auf intrauterine Rhachitis zurück. Aber auch die tuberkulöse Infektion ist eine der wichtigsten Ursachen, wie Experimente gezeigt haben. Achtzehn weibliche Meerschweinchen wurden in den letzten vier Wochen ihrer Trächtigkeit mit Tuberkelbazillen infiziert; unter den fünfzig Jungen zeigten sechs Würfe je drei Fälle von angeborenem Star. Außer diesen 18 Starfällen wurden sechs andere Fälle durch Inokulation der Muttertiere mit Streptokokken erzielt. Es handelte sich immer um Total-Katarakt, der die ganze Linse trübte. Diese Betrachtungen beweisen, daß in dem infizierten mütterlichen Organismus sich Gifte (Toxine) bilden, welche auf die Entwickelung der fötalen Organe einen schädigenden Einfluß ausüben. Daß diese Annahme richtig ist, beweist auch der Umstand, daß unter 150 Würfen normaler Mütter niemals eine ähnliche Schädigung der Augenlinse beobachtet wurde. (Comtes rendus hebd. des séances de la société de Biologie, 1902, No. 27.)

Digitized by Google

Sozialpolitik.

Kartell-Enquete in Deutschland. Auf Einladung des Staatssekretärs des Innern traten am 14. November Angehörige von Industrie und Handel, Mitglieder des Reichstags und Vertreter der Wissenschaft zu einer Besprechung zusammen, die einer Verständigung über das bei der Kartell-Enquete einzuschlagende Verfahren galt. Die Ermittelungen sollen, wie Posadowsky ausführte, sich im wesentlichen auf Anzahl und Art der Kartelle erstrecken, auf ihre Preispolitik, ihre Wirkungen und die Mittel ihres Vorgehens. Es soll festgestellt werden: die Zahl der Mitglieder der Kartelle und die Zahl der in den kartellierten Betrieben beschäftigten Arbeiter; auf welche in den Betrieben hergestellten Erzeugnisse die Bestimmungen des Kartellvertrages sich erstrecken; wie groß die Menge und der Wert der Erzeugnisse im Jahresdurchschnitt ist; aus welchen Gründen das Kartell errichtet ist; der Zweck des Kartells; die Organisation des Kartells; mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolge die Hebung und Regelung des Absatzes im Inland und nach dem Ausland versucht worden ist; welche Preise das Kartell auf in- und ausländischem Markte erzielen konnte und welche Erwägungen für die Inlands- und Auslandspreise maßgebend waren; ob das Kartell einen Einfluß auf die von ihm abhängigen Industrieen und Händlerkreise, insbesondere durch die Festsetzung von Verkaufsbedingungen ausgeübt hat; mit welchem Erfolge das Kartell eine Einwirkung auf die Preisgestaltung der zur Herstellung der syndizierten Erzeugnisse benötigten Rohstoffe und Halbfabrikate angestrebt hat; ob das Kartell auf die Arbeiter- und Lohnverhältnisse der syndizierten und der weiter verarbeitenden Betriebe Einfluß gehabt hat. In der Debatte wurde angeregt, zu untersuchen, inwieweit die Kartelle eine größere Konzentration in der Produktion herbeigeführt haben; ferner, welche Einwirkung die Regelung der Produktion durch Betriebseinschränkung auf die Arbeitsgelegenheit der Arbeiter hat und ob man bei Produktionseinschränkungen auch mit dem Mittel der Hervorrufung von Streiks und Arbeiterausschüssen rechnet. Seitens des Staatssekretärs wurde hervorgehoben, daß ganz besonders Gewicht darauf gelegt werde, die Wirkungen der Kartelle auf den Arbeitsmarkt und die Arbeitsverhältnisse klarzulegen. (Soziale Praxis, 1902, 8.)

Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Auf die vom Reichstag zu dem Gesetzentwurf betreffend die Feststellung des Reichshaushaltsetats für 1902 gefaßte Resolution über die gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit zu treffenden Versicherungseinrichtungen hat der Bundesrat beschlossen, den Reichskanzler zu ersuchen, durch das kaiserliche statistische Amt feststellen zu lassen, welche Einrichtung bezüglich der Versicherung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit bisher getroffen und welche Ergebnisse dadurch erzielt worden sind, hierdurch aber diese Resolution für erledigt zu erklären. Der Stellvertreter des Reichskanzlers Graf Posadowsky hat infolgedessen das kaiserliche statistische Amt beauftragt, das zur Ausführung des Beschlusses Erforderliche zu veranlassen. Dabei ist bemerkt worden, es sei davon auszugehen, daß zu den Einrichtungen, welche die Voraussetzung einer Versicherung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit bilden, insbesondere auch die gemeinnützigen Arbeitsnachweise öffentlicher und privater Verbände zu rechnen sind. Demnach werden die Erhebungen die gegenwärtige Lage der organisierten Arbeitsvermittelung innerhalb des Deutschen Reiches zu umfassen haben. Was die Einrichtungen zur Versicherung gegen Arbeitslosigkeit im engeren Sinne betrifft, so werden auch die im Auslande getroffenen Maßnahmen insoweit zu berücksichtigen sein, als sie aus der Litteratur bekannt sind und für die inländischen Verhältnisse besonderes Interesse haben.

Arbeiterinnenschutz. Auf der sozialdemokratischen Frauenkonferenz in München wurde folgende Resolution angenommen: In Erwägung, daß die von der Reichsregierung angeordnete Enquete über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen die Notwendigkeit wirksamer gesetzlicher Arbeiterinnenschutz-Bestimmungen neuerlich dokumentarisch bestätigt hat; daß jedoch die in letzter Zeit veranlaßte Erhebung des Reichsamts des Innern über eine eventuelle Verkürzung der Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen nichtsdestoweniger eine Verschleppung der dringenden Reformen befürchten läßt, ebenso auch ein durchaus ungenügendes Maß an weiterem gesetzlichen Schutz der Arbeiterinnen: fordert die Konferenz sozialistischer Frauen die schleunige weitere Ausgestaltung des gesetzlichen Arbeiterinnenschutzes durch Festlegung der Reformen, für welche sich der Parteitag der Sozialdemokratie zu Hannover und die Konferenz sozialistischer Frauen zu Mainz erklärt haben und die in einer Eingabe zur Kenntnis des Reichstags gebracht worden sind. — Was insbesondere

Digitized by Google

die unabweisbare Verkürzung der Arbeitszeit anbelangt, so fordert sie an erster Stelle: Für alle erwachsenen Arbeiterinnen die Einführung des Achtstundentages, der durch eine stufenweise Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit auf zehn beziehungsweise neun Stunden für eine kurze, gesetzlich bestimmte Uebergangszeit vorbereitet werden kann; für die jugendlichen Arbeiterinnen die Herabsetzung der täglichen Maximalarbeitszeit auf vier beziehungsweise sechs Stunden, Erhöhung der Altersgrenze auf 18 Jahre und Einführung eines obligatorischen Fortbildungsunterrichtes, in dessen Schulplan Haushaltungsunterricht, Gesundheitslehre und Säuglingspflege einzubeziehen sind. — Die Konferenz sozialistischer Frauen zu München erklärt ferner: daß der existierende Schutz der lohnarbeitenden Schwangeren und Wöchnerinnen weder betreffs der gesetzlichen Schutzfrist noch betreffs der für die Zeit des Erwerbsausfalles gesicherten Fürsorge den zu erhebenden Ansprüchen genügt. Sie fordert deshalb mindestens: Verbot der Beschäftigung von Frauen acht Wochen nach der Niederkunft, wenn das Kind lebt, sechs Wochen nach der Niederkunft bei Tod- und Fehlgeburten oder im Falle des Ablebens des Kindes. Recht der Schwangeren auf kündigungslose Einstellung der Arbeit vier Wochen vor der Niederkunft. Verlängerung der Schutzfrist für Schwangere und Wöchnerinnen auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses. Beseitigung der Ausnahmebewilligungen, welche auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses die Wiederaufnahme der Arbeit vor Ablauf der festgelegten Schutzfrist gestatten. Ausgestaltung der Schwangeren- und Wöchnerinnenfürsorge seitens der Krankenkassen durch: Zubilligung eines Pflegegeldes an Schwangere und Wöchnerinnen für die Dauer der Schutzfrist und in der vollen Höhe des durchschnittlichen Tagesverdienstes. Obligatorische Ausdehnung der betreffenden Bestimmungen auf die Frauen der Kassenmitglieder. Die Möglichkeit dieser Leistungen ist zu schaffen durch Vereinheitlichung der Krankenversicherung, Zusammenschluß der Kassen zu kapitalkräftigen Verbänden, weitgehendes Selbstverwaltungsrecht der Versicherten und Zuschüsse vom Staat, Errichtung von Entbindungsanstalten, Schwangeren- und Wöchnerinnenheimen, Beschäftigungsanstalten für stillende Mütter, Organisierung der Wöchnerinnenhauspflege durch die Gemeinde. — Die Konferenz macht es den Genossinnen zur Pflicht, für die Durchführung dieser Forderungen zu wirken durch: fleißiges und gründliches Studium der in Betracht kommenden Fragen; Sammlung und Veröffentlichung von Thatsachen, welche die Berechtigung dieser Forderungen begründen; aufklärende mündliche und schriftliche Agitation unter den Arbeiterinnen; Beteiligung an der Gewerkschaftsbewegung und am politischen Kampfe des Proletariats.

Kinderarbeit in Sachsen. Ein betrübendes Bild über den Umfang der Kinderarbeit in Sachsen entrollt ein Bericht der Handelskammer Plauen, der auf einer Umfrage bei den Fabrikanten beruht. Danach waren in Sachsen von 604 600 Schulkindern 137 831 oder 23 pCt. gewerblich thätig. Damit nimmt das Königreich Sachsen den höchsten Prozentsatz im ganzen Deutschen Reich ein. Mehr als die Hälfte dieser Kinder, nämlich 74 508, sind in der Textilindustrie beschäftigt. In der Spinnerei und Weberei waren 34 145, Stickerei und Wirkerei 4866, Häkelei und Strickerei 11 601, Posamentenfabriken 23 643, Wäschefabrikation 17 323, Tabakindustrie 6221, Korbmacherei 4728, Musikinstrumentenfabrikation 2289 und in der Kämme-, Bürsten- und Pinselfabrikation 1594 thätig. Der Bericht hat ferner ermittelt, daß in der Stickerei- und Spitzenindustrie sogar noch sehr viele Kinder (meist eigene) unter 10 Jahren beschäftigt sind. Ebenso in der Klöppelei. Auch bei der Tabak-, Bürsten-, Tüten-, Geschirr- und Knopffabrikation sind viele Kinder beschäftigt. Die Besitzer von Korbflechtereien haben in Antworten erklärt, daß ein gänzliches Verbot der Kinderarbeit die Branche ruinieren müsse. Gegenüber derartigen Zuständen erscheint es dringend wünschenswert, daß der dem Reichstag vorliegende Gesetzentwurf über die Ausdehnung des Kinderschutzes sobald wie möglich zur Verabschiedung gelangt. (Soziale Praxis, 1902, 5.)

Beschränkung der Kinderarbeit in Kopenhagen. Das neue dänische Fabrikgesetz, das zu Neujahr in Kraft getreten ist, giebt den Kommunen das Recht, durch besondere Verordnungen, die vom Ministerium des Innern genehmigt sein müssen und nach eingeholter Erklärung des Arbeitsrates, die Arbeit der Kinder und Jugendlichen in gewissen Erwerbszweigen zu verbieten und einzuschränken. Der Magistrat Kopenhagens hat nach Rücksprache mit der Schuldirektion bereits Ende Januar der Stadtverordneten-Versammlung diesbezügliche Vorschläge unterbreitet. Hieraus sind nun folgende Bestimmungen hervorgegangen, die am 9. Juni in der Stadtverordneten-Versammlung angenommen wurden. Für Kinder unter zwölf Jahren

Digitized by Google

sind folgende Arten der Erwerbsthätigkeit verboten: 1. Das Austragen von Milch, Brot und Zeitungen für Geschäftsleute, gleichviel, ob sie von diesen direkt oder durch Zwischenpersonen dazu verwandt werden; 2. Dienstleistungen außerhalb des Elternhauses auf Kegelbahnen, Schankstätten, an Karussellen, Spiel- und Schießständen; 3. Beschäftigung bei Abfüllen von Bier oder Petroleum; 4. Ausübung von Handel für andere Personen als die Eltern. Vom zwölften Lebensjahre bis zur Beendigung der Schuljahre dürfen Kinder in den genannten Erwerbszweigen nur sechs Stunden einschließlich einer halbstündigen Ruhepause täglich und nur in der Zeit zwischen 6 Uhr morgens und 8 Uhr abends beschäftigt werden; sie dürfen nicht während der Zeit des Schul- und Konfirmations-Unterrichts und auch nicht in den letzten anderthalb Stunden vor dem Beginn des Unterrichts zu solchen Arbeiten verwandt werden und nicht an Sonn- und Feiertagen. Ferner wurde festgesetzt, daß Handelslehrlinge beiderlei Geschlechtes bis zum 18. Lebensjahre nicht in der Zeit von 8 Uhr abends bis 6 Uhr morgens beschäftigt werden dürfen, ausgenommen am Abend vor Sonn- und Feiertagen. Für diejenigen, die die Handelsschule besuchen, ist die Arbeitszeit so einzurichten, daß sie nicht am Schulbesuch gehindert werden. Ehe ein Kind oder junger Mensch angenommen wird, soll sich der Arbeitgeber durch ärztliches Attest vergewissern, ob bei dem Gesundheitszustand des Kindes oder jungen Menschen die Beschäftigung in dem betreffenden Erwerbszweige zulässig ist. Die Kommunalverwaltung der Nachbarstadt Frederiksborg hat dieselben Verordnungen beschlossen, nachdem vorher ein Einverständnis zwischen den beiden Gemeinden herbeigeführt worden war. (Vorwärts, 1902, No. 135.)

Bestrebungen für Kinderschutz in England. Das Elend der rücksichtslosen Ausbeutung von Kindern zu Erwerbszwecken erregt auch in England die Aufmerksamkeit weiter Kreise in steigendem Maße. Die Zeitungen der letzten Wochen sind voll von dem Jammer und der Not, in denen zarte Kinder leiblich und seelisch durch ein Uebermaß von Arbeit zu Grunde gerichtet werden. Seit fünf Jahren steht das Thema des Kinderschutzes auf der Tagesordnung, zwei parlamentarische Kommissionen haben Untersuchungen angestellt, zweimal sind Gesetzentwürfe angeregt worden — bis jetzt ohne Erfolg. Vielleicht gelingt es dem Ansturm der öffentlichen Meinung, jetzt die Dinge vorwärts zu treiben. Als Hauptmittel gegen die schwersten Mißstände werden vorgeschlagen: Festsetzung des Alters, in dem gewerbsmäßige Beschäftigung überhaupt beginnen darf; Begrenzung der wöchentlichen Stundenzahl der Beschäftigung; Festsetzung der Stunden, innerhalb welcher Kinder arbeiten dürfen; Kontrolle des Straßenhandels; Vorschriften über das Lastentragen. (Soziale Praxis, 1902, 7.)

Kinderarbeit in Amerika. Die Beschäftigung von Kindern in Fabriken ist in den amerikanischen Staaten, je nach deren Entwickelung und dem Stande der Industrie sehr verschiedenartig geregelt. In nachfolgenden Staaten ist die Kinderarbeit in den gewerblichen Betrieben schon vom 10. Jahre an gestattet: Kalifornien, Nebraska, New-Hampshire und Vermouth; in Maine, Maryland, Dakota, Rhode, Tennessee, Virginia, Louisiana und New-Jersey dürfen die Kinder vom 12. Jahre an in den Fabriken thätig sein. In den zwei letztgenannten bezieht sich dies nur auf die Knaben, während die Mädchen erst vom 14. Lebensjahre an beschäftigt werden dürfen; in Ohio und Pennsylvanien beginnt sie mit dem 13. Lebensjahre, während in den nachstehenden Staaten alle Kinderarbeit bis zum 14. Lebensjahre verboten ist: Colorado, Illinois, Connecticut, Indiania, Massachussets, Michigan, Minnesota, Missouri, Newyork und Wisconsin. — In den meisten Staaten ist die Arbeitszeit der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen geregelt, und zwar ist für die ersteren bis zum 16., beziehentlich 18. Jahre die Arbeitszeit meist im Maximum auf 55 oder 60 Stunden die Woche festgesetzt; für die Arbeiterinnen bis zum 21. Lebensjahre darf sie in der Regel 55 oder 60 Stunden nicht überschreiten. (Vorwärts, 1902, No. 109.)

Kinderarbeit in Oesterreich. Ueber die Erwerbsthätigkeit der Schulkinder hat der Centralverein der Lehrer Wiens im Sommer 1900 eine Erhebung veranstaltet, deren Resultate jetzt in der „Freien Lehrerstimme" veröffentlicht werden. An der Erhebung beteiligten sich in ganz Oesterreich 786 Schulen mit 127 624 Kindern. Davon waren 32 786 oder 25,7 pCt. erwerbsthätig. Am stärksten beteiligten sich Niederösterreich, wo von einem vollen Drittel der Schüler die Nachweise erhoben wurden. Es wurden dabei von 80 859 Schulkindern 23 016 oder 28,5 pCt. als erwerbsthätig ermittelt. Davon waren allein 15 679 in der Landwirtschaft beschäftigt. Von

Digitized by Google

den arbeitenden Schulkindern Niederösterreichs waren 992 bis zu 8 Jahren alt, 2609 von 8 bis zu 10 Jahren, 4219 von 10 bis zu 12 Jahren und 9450 über 12 Jahre, während von 5746 das Alter nicht ermittelt wurde.

Die Kooperativgenossenschaften in Belgien nehmen einen immer größeren Aufschwung, indem sie successive die Fabrikation fast aller Verkaufsgegenstände selbst in die Hand nehmen. Im vorigen Jahre tagte in Charleroi eine Konferenz von Vertretern der sozialistischen Kooperationsgenossenschaften dieses Industriegebiets. Es wurde beschlossen, in jedem Monat einmal Börse für die Kooperativgenossenschaften der Provinz abzuhalten. Das Komitee teilte mit, daß der Provinzialverband demnächst eine mechanische Weberei begründen werde, für die ein Absatz von zwei Millionen durch die Konsumgenossenschaften gesichert sei. Ferner ist die Errichtung einer großen Kaffeerösterei in Aussicht genommen, welche sämtliche sozialistischen Konsumgenossenschaften mit Waren versehen kann. Neben den zahlreichen Bäckereien, Brauereien, Schneiderwerkstätten, Schuhfabriken, Hutfabriken wird der Verband bald auch eine eigene Mühle und eine Seifenfabrik besitzen. So wachsen die Konsumgenossenschaften, indem sie in immer größerem Maße zur Eigenproduktion übergehen, je länger je mehr zu wahren Riesenbetrieben aus. (Vorwärts, 1902, No. 158.)

Präsident Roosevelt und die englischen Trade Unions. Präsident Roosevelt sagte beim Empfang der Delegierten der englischen Trade Unions: Ich nehme den tiefsten Anteil an den vielfältigen sozialen Problemen, deren eine Gruppe durch die Arbeitsfragen gebildet wird. Je mehr die Industrie fortschreitet, desto mehr macht sich bei Unternehmern und Arbeitern die Tendenz geltend, in Vereinen und Verbänden zu wirken. Zu den Gründen, die mich veranlassen, derartigen Vereinigungen ein großes Interesse entgegenzubringen, gehört der, daß die Vereine durch ihre Macht so viel Gutes thun können, daß sie aber auch gleichzeitig aus gleichem Grunde viel Unheil zu stiften vermögen. Es ist nutzlos, gegen die Zeitströmung, die auf Bildung von Verbänden hindrängt, anzukämpfen, es ist schlimmer als thöricht, die Trade Unions als solche zu verdammen. Man sollte das Verhalten und nicht den Verband selbst kritisieren.

Fürsorge für Krüppelkinder. Die Zahl der verkrüppelten Kinder innerhalb des Deutschen Reiches wird von unterrichteter Seite auf mehr als 60000 geschätzt. Allein in Schlesien wurden im Laufe dieses Jahres rund 6000 Krüppelkinder gezählt. In ihrer großen Mehrzahl entstammen diese Unglücklichen den Schichten der Besitzlosen. Haben wohlhabende Eltern das Unglück, ein verkrüppeltes Kind ihr eigen zu nennen, so können sie ihm eine doch immerhin erträgliche Existenz verschaffen. Auch bietet die heutige Wissenschaft eine ganze Reihe von sinnreich erdachten orthopädischen Kuren in besonderen Anstalten, wo manche Verkrüppelungen gemildert und zuweilen gänzlich beseitigt werden können. Aber eine derartige Behandlung in einer orthopädischen Anstalt dauert oft jahrelang und kostet große Summen, Grund genug, daß diese Institute nur von zahlungsfähigen Leuten in Anspruch genommen werden können. Bei der großen Mehrzahl der proletarischen Krüppelkinder, die ihr Unglück oft dem Mangel an Aufsicht während der ersten Kindheit verdanken, unterbleibt gewöhnlich infolge der Armut und Unwissenheit der Eltern eine geeignete Behandlung des Leidens. Erwachsen sind die Krüppel nur unvollkommen oder gar nicht imstande, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben und müssen dann der Gemeinde zur Last fallen. Trotzdem die Frage der Krüppelfürsorge, wie erst kürzlich wieder auf der Jenaer Jahresversammlung des Vereines für Kinderforschung hervorgehoben wurde, nachgerade brennend geworden ist und dringend eine Lösung heischt, hat der Staat oder das Reich nach dieser Richtung noch nichts gethan. Wie in so vielen Dingen ist Deutschland auch hierin hinter anderen kleineren Ländern, wie z. B. Schweden und Dänemark, weit zurückgeblieben. Bei uns überläßt man dergleichen zumeist der privaten Wohlthätigkeit. Auf diesem Wege ist jetzt ein Krüppelheim, das ganz armen Kindern kostenlose Aufnahme gewährt, in Angerberg zu stande gekommen. 200 Krüppelkinder können hier Aufnahme finden. Gegenwärtig befinden sich darunter solche, die an mehreren Gebrechen gleichzeitig kranken. Taubstumme, die zugleich blind, Blinde, die zugleich gelähmt oder verkrümmt sind u. s. w. 20 Kinder sind zur Zeit so elend, daß sie gefüttert werden müssen. — Nachdem die Ergebnisse der neuerdings vorgenommenen Zählungen verkrüppelter Kinder auch die schlimmsten Erwartungen überstiegen haben, ist es hohe Zeit, daß staatlicherseits eine größere Zahl von Krüppelanstalten errichtet

Digitized by Google

werde, in denen unter Leitung erfahrener Pädagogen und Aerzte alles geschehen müßte, was geeignet ist, das leibliche und geistige Elend der Krüppel zu lindern. (Vorwärts, 1902, No. 204.)

Staats- und Parteipolitik.

Die Frauen und das Wahlrecht. Die Geschichte und die Gesetzgebung der Völker zeigen deutlich, daß in der Regel das weibliche Prinzip dabei nicht offen mitgewirkt hat. Die Ziele in der Entwickelung der Gesellschaft sind: Möglichkeit und Freiheit für jedes Individuum, sich nach seinen eigenen Anlagen zu entwickeln und glücklich zu werden, ohne dadurch dem Rechte anderer auf dasselbe Eintrag zu thun. Ebenso wenig wie die Familie kann die Gesellschaft des weiblichen Prinzips entbehren. Damit die Frauen Staatsbürgerinnen werden, um mit wirklichem Interesse die Aufgaben der Gesellschaft zu umfassen, müssen sie das Wahlrecht erhalten. Es ist falsch, das politische Wahlrecht als ein Aequivalent für die Wehrpflicht anzusehen. Für die Mütter, die mit der Gefahr ihres Lebens und mit dem Einsatz ihrer besten Kräfte dem Lande die Söhne geben und aufziehen, die es einmal verteidigen werden, ist damit die Wehrpflicht der Männer reichlich aufgewogen. Wenn jedoch die Frauen, so wie sie jetzt sind, im politischen Leben, so wie es jetzt ist, politisch aktiv würden, so wird sich dieses Leben ganz gleich bleiben, ja sogar noch tragikomischer werden, als es jetzt ist. Aber das hindert nicht, auf neue Frauen in dem politischen Leben einer neuen Gesellschaft zu hoffen. Da wird nicht das formelle demokratische Prinzip von der Gleichheit oder dem gleichen Wert aller das Entscheidende sein und noch weniger das jetzige ökonomische Prinzip. Ich hoffe, daß alle geistigen Werte dort vertreten sein werden und man auch die Eigenart der Frau als einen solchen großen Wert anerkennen wird. Die Teilnahme am jetzigen parlamentarischen Leben würde zur Demoralisation des Weibes führen. Wenn in Zukunft einmal die Frau daran mit beteiligt ist, hoffe ich, daß die kinderlose Frau oder die Mutter zu der Zeit, wo die Kinder ihrer nicht mehr unmittelbar bedürfen, es sein wird, welche die Möglichkeit benutzen wird, der Gesellschaftsarbeit ihre Gesichtspunkte und Erfahrungen zuzuführen. Die Mütter jedoch, die durch die Pflege und Erziehung ihrer Kinder in Anspruch genommen sind, werden vermutlich zu jener Zeit eine so hohe Auffassung von der Bedeutung der Erziehung als Gesellschaftsberuf haben, daß sie sich freiwillig auf diese beschränken werden. Obgleich die Frau seit den Tagen der Antike für ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der Litteratur, der Musik, der bildenden Kunst Freiheit besessen und Anerkennung errungen hat, verhält sich doch die Zahl der bedeutenden Männer zu derjenigen der bedeutenden Frauen wie zehn zu eins, ein Verhältnis, das seinen Grund hauptsächlich darin hat, daß die mütterlichen Funktionen physiologisch und psychologisch die Schaffenskraft der Frau absorbierten. Mutterschaft bedeutet nicht nur Kinder gebären; sie ist die Kunst, zu lieben, ein Heim zu gründen, ein Kind zu gebären, es zu erziehen. Wenn meine Zukunftshoffnung sich verwirklicht und die Frauen einmal andachtsvoll von dem Bewußtsein ihrer Schaffensmacht, ihrer Schaffensfreude im lebendigen Leben durchdrungen werden, dann wird sich ihnen eine ganz neue Welt aufthun, eine Welt, die durch Jahrtausende ihrer geharrt, aber die sie noch nicht in Besitz genommen. (Ellen Key, Sozialistische Monatshefte, 1902, No. 7.)

Die politische Gleichberechtigung der Frauen. Auf der sozialistischen Frauenkonferenz in München wurden folgende Resolutionen besprochen und angenommen: a) Frauenwahlrecht. In Erwägung, daß die Forderung der politischen Gleichberechtigung der Geschlechter durch die Grundsätze und das Programm der Sozialisten bedingt ist und daß ihre Verwirklichung die Möglichkeit schafft für die unbeschränkte Beteiligung der Proletarierinnen am Befreiungskampfe ihrer Klasse; in weiterer Erwägung jedoch, daß gerade mit Rücksicht auf die soziale Befreiung des gesamten weiblichen Geschlechts das Klasseninteresse des Proletariats dem Sonderinteresse der Frau vorangestellt werden muß, erklärt die Konferenz: Bei den Kämpfen, welche das Proletariat für die Eroberung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Staat und Gemeinde führt, muß das Frauenwahlrecht gefordert und in der Agitation grundsätzlich festgehalten und mit allem Nachdruck vertreten werden. Die Forderung kann jedoch

Digitized by Google

nur als ausschlaggebender Punkt des jeweiligen Aktionsprogrammes in diesen Kämpfen mit in den Vordergrund gestellt werden, wenn dadurch die Erweiterung und Sicherung des politischen Rechts der Arbeiterklasse nicht gefährdet wird. b) Vereins- und Versammlungsrecht. Die Konferenz erhebt nachdrücklich Protest gegen die vereinsgesetzlichen Bestimmungen, welche in einer Reihe deutscher Bundesstaaten das Vereins- und Versammlungsrecht des weiblichen Geschlechts beschränken und ihm dadurch eine unwürdige, seine Interessen schädigende Ausnahmestellung anweisen. Sie brandmarkt insbesondere die Praxis dieser Bestimmungen, welche mittels kühner Interpretationskunststücke das kümmerliche gesetzliche Recht des weiblichen Geschlechts für die Proletarierin aufs äußerste einschränkt, ja aufhebt, für die Frauen des werkthätigen Volkes und die Damen der besitzenden Klassen zweierlei Recht schafft, einen unglaublichen Wirrwarr der Begriffe über gesetzlich Zulässiges und Verbotenes und eine Rechtsunsicherheit ohnegleichen erzeugt. — Die Konferenz fordert für das Deutsche Reich ein einheitliches und freiheitliches Vereins- und Versammlungsgesetz, das auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete Frauen wie Männern das gleiche Recht zuerkennt. Solange diese Forderung nicht erfüllt ist, macht sie es den Genossinnen zur Pflicht, in Gemeinschaft mit den Genossen dafür zu sorgen, daß die vielfach beliebte Praxis des zweierlei Rechts und der Textesdeutung energisch zurückgewiesen und bekämpft wird.

Wählbarkeit der isländischen Frauen. Das isländische Althing hat ein Gesetz über die Wählbarkeit der Frauen angenommen, das jetzt vom dänischen König bestätigt worden ist. Danach können Witwen und unverheiratete Frauen in den Amtsrat, den Bezirksvorstand, Stadtrat, Kirchspielrat, sowie als Gemeindevertreter unter denselben Bedingungen, die für die Wählbarkeit der Männer festgesetzt sind, gewählt werden. Sie haben jedoch das Recht, die Wahl abzulehnen. (Vorwärts, 1902, No. 277.)

Bevölkerungsstatistik.

Die Zahl der Deutschen in Niederländisch-Indien. Die amtliche Statistik der Niederlande in ihrem 1902 herausgegebenen Jahrbuch für die Kolonien unterscheidet die europäische Bevölkerung von Niederländisch-Indien nach Geburtsländern. Für Ende 1895 waren da aufgeführt: 11278 Personen, die in den Niederlanden, 48999 in Niederländisch-Indien, 1192 in Deutschland, 184 Schweiz, 280 Frankreich, 318 Großbritannien, 292 Belgien, 80 Oesterreich-Ungarn, 62 Armenien geboren sind. Zu den 1192 Deutschen, von denen 634 männliche und 101 weibliche in Java und Madura und 376 männliche und 81 weibliche in den anderen Bezirken wohnen, kann, volksmäßig betrachtet, gewiß auch ein Teil der Oesterreicher und Schweizer gerechnet werden. Und die in Indien geborenen Kinder der Deutschen sind eben den dort Geborenen zugezählt worden. Die Zahl der Deutschen in Niederländisch-Indien ist in den letzten Jahren etwas gestiegen. Sie betrug Ende 1890 nur 823 und Ende 1895 wie gesagt, 1192. Die baldige Bekanntgabe des Volkszählungsergebnisses von 1900 wird vom niederländischen Centralbureau für Statistik in Aussicht gestellt. (Alldeutsche Blätter, 1902, 33.)

Die fremden Staatsangehörigen in Yokohama. Die Gesamtziffer der fremden Staatsangehörigen in Yokohama betrug nach der Zählung vom 30. April v. J. 5588. Mehr als die Hälfte der Fremden, nämlich 3550, waren Chinesen, darunter bloß 944 Frauen. An zweiter Stelle stehen die britischen Reichsangehörigen (ohne Unterschied des Mutterlandes und der Kolonien) mit 915 Personen, darunter 345 Frauen, an dritter die Vereinigten Staaten mit 452 Personen, darunter 173 Frauen. Größere Ziffern entfallen sodann noch auf Deutschland (236), Frankreich (132) und auf die in lebhaften Handelsbeziehungen mit Japan stehende Schweiz (74). Die nicht ganz unbedeutenden Ziffern Portugals (49) und der Niederlande (66) dürften wohl mit dem ostasiatischen Kolonialbesitze dieser beiden Staaten zusammenhängen. Sehr kleine Ziffern entfallen auf die übrigen europäischen Staaten, so auf Oesterreich-Ungarn (33), Dänemark (27), Schweden-Norwegen (17), Spanien (23), Italien (18), Belgien und Türkei (je 9) und merkwürdigerweise auch auf Rußland (14). (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1902, 7.)

Die weiße Bevölkerung der Ostkarolinen zählt 84 Köpfe gegen 87 im Vorjahre. Die Mehrzahl kommt mit 52 (darunter 21 Deutsche) auf Ponape. Außer-

Digitized by Google

dem leben noch 2 Deutsche auf Ruk. Es werden dann noch 14 Engländer, 33 Amerikaner, 9 Spanier, 1 Franzose und 5 andere gezählt. Dem Berufe nach sind 6 Beamte (Deutsche), 18 Kaufleute (7 Deutsche), 3 Pflanzer (1 Deutscher), 4 Handwerker, 5 Seeleute (2 Deutsche), 11 Missionare (7 Spanier und 4 Amerikaner) und 1 ohne Beruf zu verzeichnen. Dem Geschlecht und Alter nach zählen wir 49 Männer (16 Deutsche), 11 Ehefrauen (5 Deutsche), 9 ledige Frauen und 15 Kinder. Die Zahl der Ehefrauen hatte sich gegen das Vorjahr um 3 erhöht, die der ledigen Frauen und die der Kinder um je 3 vermindert. Die nicht eingeborene farbige Bevölkerung belief sich auf 124 gegen 106 im Vorjahre. (Deutsche Kolonialzeitung, 1902, 21.)

Chinas Einwohnerzahl. Nach der neuesten Zählung der chinesischen Regierung hat China mit Ausnahme der Mandschurei 417 747 325 Einwohner. Die Zahl der Bewohner der drei Provinzen der Mandschurei wird auf etwa 8½ Millionen geschätzt; im ganzen zählt China hiernach etwa 426 247 325 Menschen. (Ost-Asien, 1902, No. 56.)

Die Auswanderung aus Griechenland. In den letzten Jahren hat die Auswanderung aus dem Königreich Griechenland immer mehr zugenommen. Während 1885 nur 172 Auswanderer gezählt wurden, waren es im vorigen Jahre bereits 6874, und 1902 dürfte auch diese Ziffer noch sehr überschritten werden, da in den ersten acht Monaten bereits 7586 Leute gegen 4181 (1901) das Land verließen. Der größte Teil wendet sich den Vereinigten Staaten zu. Ueberwiegend ist es die bäuerliche Bevölkerung, die auswandert, vor allem aus dem Peloponnes, und die Schuld daran trägt die parlamentarische Mißwirtschaft, die, statt der Entwickelung der natürlichen Hülfsquellen sich zu widmen, nur dem Parteikampf sich zuwendet. Eine der wichtigsten Fragen, die Verbindung zwischen Thessalien und dem südlichen Teile des Königreichs, ist ja der Lösung nahe, der Bau der Bahn vom Piräeus nach Larissa hat begonnen, auch die Linien Pyrgos-Hyparissia-Meligala und Lechonia-Milea hat man in Angriff genommen, aber es fehlt vor allem an Landstraßen, die quer durch die Gebirge laufen. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 918.)

Die Steigerung der italienischen Auswanderung. Die italienische Regierung hat wiederholt im Parlament geäußert, daß der Hauptvorteil der neuen Sozialpolitik mit ihrer Steigerung der Arbeitslöhne eine starke Verminderung der Auswanderung sein werde. Die Praxis hat aber in für Italien leider sehr bedauerlicher Weise die ministeriellen Hoffnungen widerlegt. Nach den soeben vorliegenden Ziffern für das erste Halbjahr 1902 ist die Auswanderung gegen das Vorjahr wieder stark gestiegen. 1901 wanderten vom 1. Januar bis 30. Januar 325 000 Personen aus, 1902 hingegen 355 000. Wenn der Prozentsatz so fortgeht, dann würde für das ganze Jahr 1902 zum erstenmal in der italienischen Auswanderungsstatistik die Ziffer 600 000 überschritten werden. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 342.)

Auswanderung aus Norwegen. Die norwegische Auswanderungsstatistik für 1902 zeigt eine starke Zunahme der Auswanderer. Im ganzen betrug ihre Zahl zirka 26 000 Personen, wovon allein auf die Hauptstadt Christiania nicht weniger als 11 200 Personen entfallen. Im Verhältnis zu der geringen Einwohnerzahl des Landes erscheinen diese Zahlen ungewöhnlich hoch und vielleicht nicht ganz unbedenklich. (Berliner Tageblatt, 1903, 1.)

Völker und Politik.

Zur Sprachenfrage in Oesterreich. Sämtliche deutsche Fraktionen des Abgeordnetenhauses, ausgenommen die Alldeutschen, stimmten prinzipiell den von den deutschböhmischen Abgeordneten ausgearbeiteten Vorschlägen zu, welche als Grundlage für die Verhandlungen mit den Vertretern der Tschechen dienen sollen unter der Bedingung, daß der Kampf auf der ganzen Linie des deutsch-tschechischen Sprachenstreites eingestellt und das Parlament unverzüglich an die Beratung der für den Staat und die produzierenden Klassen wichtigen Regierungsvorlagen herantrete. Diese Vorschläge umfassen als erste Gruppe die Regelung der äußeren und inneren Amtssprache bei den staatlichen autonomen Behörden, wofür eine wichtige

Digitized by Google

Vorarbeit durch die nahezu gelungene Vereinbarung über den Gesetzentwurf betreffend die Sprache bei den autonomen Behörden Böhmens geleistet sei. Als weitere Vorarbeit wird die Schaffung einer staatlichen und autonomen Kreisverwaltung vorgeschlagen, einerseits durch die Errichtung von national abgegrenzten Kreisregierungen, denen ein wesentlicher Teil der Kompetenz der Statthalterei überlassen werden müßte, andererseits durch Schaffung autonomer Kreisvertretungen, in deren Kompetenz das gesamte Volksschulwesen und die Humanitätseinrichtungen fallen sollen. Hierdurch sollen möglichst wenig national gemischte Kreise entstehen. Obwohl an der Forderung, durch gesetzliche Festlegung der deutschen Sprache als Staats- und Vermittelungssprache festgehalten wird, kann die Zulassung der inneren tschechischen Amtssprache in rein tschechischen Gebieten aus Gründen der Vereinfachung des Geschäftsverkehrs unter Aufzählung der Behörden, sowie der Arten von Amtshandlungen Platz greifen. Was die äußere Amtssprache anbetrifft, so können in ganz Böhmen Eingaben in beiden Landessprachen gemacht werden, wenn dadurch die weiteren Amtshandlungen der einsprachigen Behörden in Bezug auf die Anwendung ihrer Amtssprache nicht beeinflußt werden. Für die Ernennung der Staatsbeamten und Staatsdiener soll der Grundsatz maßgebend sein, daß innerhalb der abgegrenzten Gebiete nur solche zu ernennen sind, die sich bei der letzten Volkszählung zu der Umgangssprache, welche in jenem Gebiete als Amtssprache gilt, bekannt haben. In Prag und dessen Vororten müssen die Beamten beider Landessprachen mächtig sein. Das gleiche Erfordernis gilt mindestens für einen Beamten bei jedem Amte für die innerhalb eines einsprachigen Gebietes seßhaften Minderheiten. Weitere Punkte zur Lösung der deutsch-tschechischen Frage in Böhmen bilden die Errichtung von Schulen für die Minderheiten, die sprachliche Scheidung bei den Handels- und Gewerbekammern, sowie eine Wahlreform bezüglich der Kurien. Die Vorschläge gipfeln zunächst in der Forderung der Schaffung eines Reichsgesetzes über die Errichtung von Kreisregierungen in Böhmen, sowie eines Landesgesetzes betreffend die Errichtung von Kreisvertretungen mit einer Wahlordnung für die Kreistage, wobei das Inkrafttreten beider Gesetze gleichzeitig zu erfolgen hätte. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1902, No. 337.)

Die Zukunft der Mongolen. Der bekannte russische Erforscher Asiens, Potanin, sprach kürzlich in Tomsk, wie die dort erscheinende Tageszeitung Sibirskaja Shisn berichtet, über das jetzige Leben der Mongolen und die Zukunft dieses asiatischen Nomadenvolkes. Potanin, der wiederholt die Mongolei bereist hat und wohl der beste Kenner des mongolischen Volkes ist, hob unter anderm hervor, welchen schlimmen kulturfeindlichen Einfluß die allmächtige Geistlichkeit auf das Volk ausübe. Das nationale Selbstbewußtsein der Mongolen ist, wie er ferner ausführte, noch sehr wenig entwickelt. Für das materielle Wohl der großen Masse wird nicht gesorgt. Es giebt keine öffentlichen, gemeinnützigen Einrichtungen, keine öffentlichen Schulen, weder Krankenhäuser noch Asyle. Auch große Bauwerke oder wertvolle Erzeugnisse der Kunst fehlen gänzlich. Dem objektiven Beobachter mongolischen Lebens scheint es, als wäre das mongolische Volk nur ein zeitweiliger Bewohner des Landes und stets bereit, sich von seinem Hab und Gut, das nur wenig wertvoll ist, zu trennen. Alles ist für das Nomadenleben eingerichtet. Selbst die Tempel können zerlegt und bequem von einem Ort zum anderen gebracht werden. Die Städte und Klöster der Mongolen sind Lager, die Tempel hölzerne Scheunen oder Schuppen, die Häuser Baracken. Potanin hält jedoch eine Umgestaltung des mongolischen Lebens für unausbleiblich. Es fragt sich nur, woher die Umgestaltung kommen wird. Aus China oder aus Sibirien? In der Südmongolei, so führte der russische Gelehrte aus, ist der chinesische Einfluß bereits sehr mächtig. Es giebt dort ganze Fürstentümer, deren Bevölkerung vollkommen chinesisch geworden ist. Vielleicht wird dasselbe Schicksal auch die Nordmongolei treffen. Für die russische Politik ist die Zukunft der Mongolen begreiflicherweise eine Frage von großer Wichtigkeit. Es liegt in Rußlands Interesse, daß die Mongolen ihre Nationalität bewahren und die Mongolei die Rolle eines Pufferstaates zwischen Rußland und China spielt. In der Nordmongolei können die Burjaten, ein den Mongolen stammverwandtes Volk, die Träger und Vermittler russischer und europäischer Ideen sein. Die Zahl der Gebildeten unter den Burjaten nimmt mit jedem Jahre zu. Das Interesse für soziale und wirtschaftliche Angelegenheiten und insbesondere für die Volksbildung wächst unter ihnen. Die Burjaten planen neuerdings die Eröffnung von landwirtschaftlichen Schulen und Mädchenschulen, und die Kenntnis der russischen Sprache und Litteratur nimmt unter diesem bildungseifrigen, begabten asiatischen Volk in erfreulicher Weise zu. Die Mongolei ist ein armes Land. Ihre geographische

Digitized by Google

Lage und die Armut ihrer Natur hemmen die Weiterentwickelung der mongolischen Kultur. Die Mongolen werden zweifelsohne nur dann auf eine höhere Kulturstufe gelangen, wenn sie von außen den Anstoß dazu erhalten. (Kölnische Zeitung, 1902, No. 965.)

Die indische Gefahr für Deutsch-Ostafrika. Seit einiger Zeit bemüht sich das kaiserliche Gouvernement ganz auffallend, so viel wie nur möglich Asiaten zum Gouvernementsdienst heranzuziehen. Dagegen wendet sich ein Artikel der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung (1902, No. 32). Es müßte berücksichtigt werden, daß das Geld, mit dem hier die Beamten bezahlt werden, hauptsächlich von den deutschen Steuerzahlern komme. Die Inder sind zu größeren Kulturzwecken nicht zu gebrauchen. Sie verstehen im allgemeinen nur zu schmarotzen und sind der Bestechung sehr zugänglich. In den Augen der Bevölkerung wird derjenige Beamte, der keine Bestechung annimmt, als ein Schwachkopf betrachtet. Der europäische Beamte wird dagegen stets für unbestechlich gehalten, er würde sich verhaßt machen und die Achtung des Publikums verlieren, sobald bekannt würde, daß er sich bestechen läßt. In der Beurteilung von Recht und Unrecht besteht ein Gesinnungs-Gegensatz zwischen der europäischen und asiatischen Rasse, und die Gefahr liegt nur zu nahe, daß bei einer starken Einwanderung von Indern in unsere Kolonie diese verwerfliche Gesinnung sich auch den eingeborenen Volksschichten derselben mitteilt, zumal unsere Eingeborenen, vor allem die Küstenbewohner, schon durch den Einfluß der arabischen Bevölkerung bewiesen haben, daß sie sehr empfänglich sind und gern zum Annehmen nur schlechter Eigenschaften neigen. England bedient sich in seinen Kolonien vielfach indischer Beamter, weil es eben an europäischen Mangel leidet und sonst seine vielen Kolonien nicht verwalten könnte, außerdem ist Indien eben ein Teil des britischen Reiches, England versorgt also mit der Beschäftigung von Indern seine Unterthanen. Abgesehen davon fließt das in englischen Kolonien von Indern erworbene Geld wieder in eine englische Kolonie nach Indien zurück, kommt also dem britischen Reiche wieder zugut, während das meiste in Deutsch-Ostafrika von Indern erworbene Geld der Kolonie für immer verloren geht. Wenn zum Teil Sparsamkeitsrücksichten unser Gouvernement veranlaßt haben, viele indische Angestellte in der Kolonie zu beschäftigen, und wenn einige Kommunen bei der Herbeirufung indischer Ansiedler der berechtigte Wunsch bewogen hat, praktische Winke in landwirtschaftlicher und anderer Hinsicht den Söhnen Indiens abzulauschen und sie als Lehrmeister für unsere Eingeborenen zu verwenden, so ist dieser Zustand für die Kolonie hoffentlich nur ein vorübergehender; er dürfte auf die Dauer kein segensreicher sein.

Behandlung der Eingeborenen in Afrika. Die katholische Missionszeitschrift „Stern von Afrika" äußert sich über die Justizpflege in Kamerun wie folgt: So sehr wir auch von unserem christlichen Standpunkt aus als Missionare dafür sind, daß die Schwarzen mit viel Geduld und Nachsicht behandelt werden, so haben wir doch andererseits oft genug Gelegenheit, einsehen zu lernen, daß mit lauter Güte und Milde in vielen Fällen nichts auszurichten ist. Der Neger scheut und fürchtet eben nur die ihm überlegene Macht und hat vor niemandem Respekt, der nicht fähig und imstande ist, ihn gegebenenfalls diese Macht fühlen zu lassen. So ist es denn im Interesse der wahren Kultur nur zu begrüßen, daß in Kamerun gleich von Anfang an die Justizpflege stramm gehandhabt wurde. Mit Gefängnissen, wie in Europa, ist da nichts zu machen. Der Neger empfindet eine bloße Einsperrung durchaus nicht als Strafe, sondern sieht einen Aufenthalt im Gefängnis vielmehr als eine Art Pension an, wo er nicht zu arbeiten braucht und freie Verpflegung genießt, und wo ihm Wohnung, Kleidung und Nahrung in weit besserer Qualität geboten werden, als er sie zu Hause oder im Busch findet. Aus diesem Grunde mußte man dazu übergehen, für die Schwarzen, welche sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht haben, andere Strafen in Anwendung zu bringen, die der Natur des Negers besser entsprechen und den doppelten Zweck, welchen jede Strafe haben soll, Sühne für die Vergangenheit und Besserung für die Zukunft, wirksamer erreichen. Nun ist für den faulen Neger wohl die empfindlichste Strafe der Zwang zur Arbeit. Die verurteilten Verbrecher werden daher im Freien beschäftigt, beim Wegebau, bei der Anlage von Farmen, Plantagen u. s. w. (Deutsche Kolonialzeitung, 1902, 15.)

Ueber die wirtschaftliche Lage Aegyptens giebt das kürzlich im englischen Parlament ausgelegte Weißbuch erfreuliche Fortschritte bekannt. Die Ziffern zeigen stetig zunehmende Erfolge im Reiche des Khedive, seitdem es unter britischer

Digitized by Google

Verwaltung steht. Von besonderem Interesse sind die Angaben über den Sudan, da sie erkennen lassen, wie das beträchtliche Gebiet, das noch vor wenigen Jahren der Civilisation verschlossen war, ihr immer mehr eröffnet wird und heute bereits hübsche Ueberschüsse abwirft. Was Aegypten im engeren Sinne angeht, so sind die Schätzungen auch in diesem Jahre durch die Ergebnisse weit übertroffen worden, d. h. es sind volle 1 460 000 Pfund Sterling mehr erzielt worden, als angenommen wurde, und von diesem Betrage konnten wieder 700 000 Pfund Sterling dem Reservefonds übermittelt werden. Dabei sind die Schulden um 445 000 Pfund Sterling im verflossenen Jahre verringert worden. Das ägyptische Budget für das kommende Jahr sieht die Einnahmen mit 11 060 000 Pfund Sterling und die Ausgaben mit 10 850 000 Pfund Sterling vor, so daß ein Ueberschuß von 210 000 Pfund Sterling verbleiben sollte. Mit der Fertigstellung der Bewässerungsanlagen dürften die Erträgnisse des Landes sich abermals vergrößern, doch kann heute darüber noch kein Urteil gefällt, es muß vielmehr die Zukunft abgewartet werden, ehe man sich über die Bedeutung der Unternehmung und ihre volle Wirkung klar ist. Wohl selten hat eine englische Verwaltung derart vorzügliche Resultate aufzuweisen gehabt, als gerade in Aegypten. Seit dem Jahre 1890 ist es gelungen, die Steuern um 1 408 000 Pfund Sterling zu erniedrigen und auch die Kosten im Post- und Telegraphenverkehr sind um die Hälfte reduziert worden, so daß dem Publikum vielfach große Vorteile erwachsen sind. Die einzige Steigerung in den allgemeinen Abgaben entfällt auf Tabak und auf die Haustaxe für Europäer. Auch der Eisenbahnverkehr ist wesentlich gesteigert worden, und es genügt, neben den höheren Einnahmen aus dem Personen- und Güterverkehr auf die heutige Ausdehnung des schmalspurigen Bahnnetzes zu verweisen, das etwa 632 Meilen (englisch) umfaßt. Die Handelsstatistik berechnet eine Steigerung in Höhe von 1 133 000 Pfund Sterling für die Einfuhrwerte, einen Fall von 1 036 000 Pfund Sterling dagegen in der Ausfuhr. Der Ausfall in der letzteren erklärt sich jedoch mit dem Rückgang der Baumwollpreise, dessen Umfang am besten verständlich wird durch die Anführung der Thatsache, daß die Baumwollausfuhr im vergangenen Jahre um 13 pCt. gestiegen ist. (Der Welthandel, 1902/3, No. 4.)

Asiatische Ueberlandbahnen. Noch steht der Bau der Bagdadbahn in weitem Felde, da die Türkei nicht in der Lage ist, die erforderlichen Unterpfänder zu stellen, um ausreichende Geldmittel zu schaffen für die Zahlung der bewilligten Garantien in Höhe von 16 500 Franks jährlich für den Kilometer. Dazu sind hohe Beträge erforderlich, denn die Bagdadbahn wird eine Länge von 2000 km haben. Die Zinsbürgschaft besteht darin, daß die Türkei jährlich auf jeden Kilometer der Eisenbahngesellschaft zahlt, was diese weniger als 16 500 Franks vereinnahmt. Da im ersten Jahrzehnt die Einnahmen auf 4000 Franks jährlich vom Kilometer veranschlagt werden, so hätte die Türkei also, freilich erst nach Fertigstellung der ganzen Bahn, einen jährlichen Zuschuß von $2000 \times 12\,500 = 25$ Millionen Franks zu zahlen. Unter diesen Umständen ist es möglich, daß die Bagdadbahn, soweit sie als Ueberlandbahn in Betracht kommt, Konkurrenz erhält, noch bevor sie vollendet ist. Ueber kurz oder lang werden voraussichtlich neben der Bagdadbahn noch folgende europäisch-indische Ueberlandbahnen gebaut werden: 1. Ueber Südrußland und Turkestan nach Afghanistan mit sehr günstigen Betriebsverhältnissen. 2. Ueber Südrußland und den Kaukasus nach Nordpersien und Afghanistan. 3. Von Konstantinopel über Erzerum und Persien nach Afghanistan und 4. von Konstantinopel aus über Bagdad, Südpersien und Belutschistan. Die Verwirklichung dieser Ueberlandbahnen hängt allerdings nicht nur von den technischen Schwierigkeiten ab, die sie bieten, sondern auch von der Gestaltung der politischen Verhältnisse der genannten Länder. (Deutsche Exportrevue 1902, No. 4.)

Mongolische Einwanderung in Mexiko. In Victoria (Britisch-Columbien) ist ein Vertreter der chinesischen Regierung eingetroffen, um über die Errichtung einer direkten chinesischen Dampferlinie nach Mexiko Erhebungen anzustellen und darüber zu berichten. Da die chinesischen Auswanderer von Canada und anderen Ländern ausgeschlossen sind, wünscht China eine direkte Dampferlinie einzurichten, die von Chinesen und Japanern betrieben werden soll. Da Mexiko einen sehr intelligenten und thatkräftigen Präsidenten hat, so ist wohl zu hoffen, daß er der drohenden Ueberschwemmung seines Landes mit mongolischen Einwanderern von vornherein vorbeugt. (Leipziger Neueste Nachrichten 1902, No. 337.)

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Dr. Mor. Alsberg, Die Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwickelung (mit 24 Abbildungen im Text). Th. G. Fischer & Co., Cassel, 1902.

Wie alle Schriften des verdienten Verfassers, so vereinigt auch das vorliegende Buch in glücklicher Weise wissenschaftliche Gediegenheit mit anschaulicher, populärer Darstellung, wie es denn auch den besonderen Titel führt: Für Naturforscher, Aerzte und gebildete Laien. Es ist das ein sehr erfreulicher Umstand; denn in unserer Zeit des Spezialistentums auf allen Gebieten, die eine derartige Arbeitsteilung mit Notwendigkeit erzwingen, ist es eben schlechterdings dem Laien unmöglich, sich in dem stets wachsenden Detail der Forschungen heimisch zu machen. Dazu bedarf es solcher umfassenden, streng wissenschaftlichen, das minder Wichtige vom Unerläßlichen mit Takt und Geschick unterscheidenden Orientierungen. Auch für uns handelt es sich an dieser Stelle lediglich um einen Hinweis auf einige besonders bedeutsame Momente, jede fachwissenschaftliche Kritik ist von vorneherein ausgeschlossen. Zunächst eine ganz allgemeine Bemerkung, die leider eine gewisse Beachtung verdienen dürfte, es betrifft dies die Stellung der Theologen und zum Teil auch mancher Philosophen zu den Problemen der modernen Naturwissenschaft. Ganz mit Recht erklärt Alsberg: Ebenso unbegründet, wie das abfällige Urteil, das von gebildeten Laien (die Naturforscher selbst in ihrer überwiegenden Mehrzahl haben sich längst um die Fahne des Darwinismus geschart) in Deutschland noch hier und da über die Darwinsche Lehre gefällt wird, ist die Opposition, welche die deutschen Theologen mit wenigen Ausnahmen dieser neuen Natur- und Weltanschauung gegenüber an den Tag legen. Dem entgegen muß hervorgehoben werden, daß Darwinismus und Gottesglauben sehr wohl nebeneinander bestehen können. Daß die englische Geistlichkeit gegenüber dem Darwinismus im allgemeinen einen weniger engherzigen Standpunkt einnimmt als die deutsche, darf unter anderem aus einem Briefe gefolgert werden, den Ch. Kingsley, einer der hervorragendsten Vertreter der englischen Theologie, am 18. November 1859, also wenige Monate nach der Veröffentlichung des epochemachenden Darwinschen Werkes, an den damals noch völlig unbekannten Begründer der neuen Natur- und Weltanschauung gerichtet hat. In diesem Briefe heißt es unter anderem: Ich habe allmählich einsehen gelernt, daß es eine genau so erhabene Auffassung der Gottheit ist, zu glauben, daß Gott ursprüngliche Formen erschaffen, welche fähig sind, sich in alle pro tempore und pro loco notwendigen Formen selbständig zu entwickeln, wie zu glauben, daß er einer frischen Intervention bedürfe, um die Lücken zu füllen, welche er selbst gelassen hat (Seite 201). In der That sollte man allmählich einsehen, daß Wissenschaft nichts mit Glauben zu thun hat, also denselben auch nie irgendwie zu schädigen imstande ist, — nur muß sich der Glaube nicht thörichter Weise in das Gebiet jener eindrängen.

Grundlegend ist die Erkenntnis von einem das ganze organische Reich durchziehenden biogenetischen Gesetz, dem zufolge sich bis zu einem gewissen Grade die früheren Strukturen auf den späteren Entwickelungsstufen, sei es auch nur auf Grund bedeutsamer rudimentärer Erscheinungen hin, mit unzweideutiger Sicherheit verfolgen lassen. Diese ursprünglich mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommene Thatsache ist allmählich durch so viele Beobachtungen bestätigt worden, daß sie ohne weiteres in das Inventar unserer wissenschaftlichen Axiome und Wahrheiten aufgenommen werden kann. So steht zum Beispiel, um einen weniger bekannten Fall anzuführen, die vergleichende moderne Rechtswissenschaft ganz und gar auf dieser Basis, von den eigentlich naturwissenschaftlichen Disziplinen noch ganz abgesehen. Es unterliegt keinem Zweifel (heißt es hier), daß die geistige Entwickelung des Menschen vom Kinde bis zum Erwachsenen in kurzer Zeit dieselben Phasen durchmacht, welche einst die Menschheit auf ihrem Entwickelungsgange durchlaufen hat und in deren einzelnen Stadien die Naturvölker zum Teil noch verharren. Der Australier darf in gewissem Sinne als der Diluvialmensch der Jetztzeit betrachtet werden und steht hinsichtlich seiner Intelligenz und seiner Gefühle dem von Kultureinflüssen noch nicht berührten Kinde des Europäers ziemlich nahe. Zwischen dem europäischen Kinde und den uncivilisierten Angehörigen eines Naturvolkes besteht nur insofern ein Unterschied, als letzteres fast regelmäßig auf derselben

Digitized by Google

Entwickelungsstufe stehen bleibt, während das Kind des Europäers auf psychischem Gebiete Fortschritte macht. Das Kind civilisierter Völker beißt, kratzt und wälzt sich auf der Erde wie der Affe und der Australier; es fertigt auch Zeichnungen an, die mit denjenigen der Buschmänner und Eskimos in jeder Hinsicht übereinstimmen. Sehr bezeichnend sind, um in diesem Zusammenhang ein anderes bekanntes Moment zu erwähnen, die Atavismen, die psychischen Rückschläge, wo z. B. auf Grund bestimmter, sei es innerer oder äußerer, Anlässe plötzlich mit elementarer Macht die bis dahin gezügelten Instinkte und Triebe aus der früheren Schicht hervorbrechen und dann nicht selten die schlimmsten Verheerungen anrichten, — alle Revolutionen und andere gewaltsame Krisen liefern dafür die schlagendsten Belege.

Um aber auch das anthropologische Gebiet zu berühren, so sei bemerkt, daß der Verfasser durchweg mit kluger, nüchterner Kritik alle Extreme ablehnt und höchstens, wo das Material zur Aufstellung einer wissenschaftlichen Theorie nicht ausreicht, sich zu einer thunlichst gut begründeten Hypothese versteht. Trotzdem die Abstammung des Menschen von früheren anthropoiden Formen angenommen wird — die unmittelbare Ableitung aus heutigen Affen läßt sich dagegen nicht aufrecht halten —, finden wir doch auf der anderen Seite das Zugeständnis, daß zwischen beiden noch ein großes Stück Zwischenstammgeschichte sich befindet, das bis jetzt noch unausgefüllt ist (Seite 217). Daß die einheimische australische Bevölkerung zu den ältesten Menschenrassen gehört, ist jedem Ethnographen bekannt und neuerdings hat Schötensack in verschiedenen, auch hier verwendeten Schriften diese Perspektive auf Grund genauer Untersuchungen weiter verfolgt. Aber weit bezüglich dieses Punktes kommen wir über eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht hinaus. Wir sind zur Zeit wenigstens völlig außer stande, den Prozeß der „Menschwerdung" irgendwie detailliert schildern zu können, obwohl wir unbedenklich dem Satz Alsbergs zustimmen können: Daß der homo sapiens, beziehungsweise dessen Entwickelungsvorstufe in einer weit zurück datierenden Vergangenheit das australische Festland bewohnt hat, ist auch durch die von Archibald in einem Steinbruch unweit der Kolonie Viktoria aufgefundenen Sandsteinplatten, welche neben Fußspuren des Dingo, Bären und anderer Tiere auch solche von Menschen zu erkennen geben, sowie durch die Auffindung eigentümlich geformter Steinäxte in der Nähe jener Lokalität dargethan worden. (Seite 129.) Sehr auffällig ist auch die weitere von Alsberg hervorgehobene Thatsache, daß sowohl der Australier als auch der Mensch der älteren Steinzeit zwei Instrumente kannte und handhabte, die sonst kaum bekannt sind, nämlich den Bumerang und den Wurfstock.

Im übrigen huldigt unser Gewährsmann der Ansicht von der gemeinsamen Urwurzel unserer Rasse, die erst nachträglich durch Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. sich differenziert habe. Und was endlich die neuerdings so eifrig besprochenen Fragen der Rassenmischung und Rassenreinheit anlangt, so wird auch in dieser Beziehung eine Vermittelung der Extreme angestrebt. Auf der einen Seite wird unbedenklich die hohe kulturhistorische Bedeutung der Inzucht betont, weil man auf diesem Wege hervorragende geistige Eigenschaften sich gewinnen kann, auf der anderen wird aber trotzdem die schwere Gefahr nicht verkannt, die durch Uebertreibung dieses wohlthätigen Prinzips eintritt und eintreten muß, d. h. Verkümmerung, Entartung, verhängnisvolle Kulturversehen, die sich immer wieder im Laufe der Geschichte eingestellt haben. Alsberg sagt: Ebenso wie die Inzucht der Bildung der Kulturganglien dient, ebenso trägt die Vermischung der Völker und Stämme zur Verbreitung dieser unentbehrlichen Grundlage jedweden kulturellen Fortschrittes bei. — Wie schon früher angedeutet, wir glauben, das vorliegende Buch bestens für jene zutreffende, allseitige Orientierung über die schwebenden anthropologischen und ethnologischen Fragen empfehlen zu dürfen.

Professor Thomas Achelis.

E. Dennert, Dr. phil., Vom Sterbelager des Darwinismus. Stuttgart, 1903. Verlag von Max Kielmann.

Seit mehr als einem Jahrzehnt schlägt Oberlehrer Dr. phil. Dennert den Darwinismus tot, sowie die Lehren Haeckels und Weismanns, der einzigen großen Nachfolger des englischen Forschers in Deutschland. Mit geschickter Mache trägt

Digitized by Google

er alle sogenannten Gegenbeweise gegen Darwin aus den Schichten der undankbaren Epigonen zusammen, die ihren unerreichten Meister wie einen — toten Esel behandeln. Der eine untersucht eine bestimmte Art von Schmetterlingen, der andere von Pflanzen, der dritte von einzelnen Organen, findet dabei besondere Merkwürdigkeiten und stellt daraufhin flugs eine Deszendenztheorie auf, die natürlich der Darwinschen weit überlegen sein soll. Aber man hat leider den Eindruck, als ob die Nachgeborenen in ihrer Jugend einmal Darwins Werke gelesen haben und nicht mehr wissen, was dieser Forscher eigentlich gelehrt hat. So kommen sie dazu, mit überlegener Gebärde von einer „Krisis" im Darwinismus zu sprechen. Urteilslose Leute, wie Herr Dennert, machen daraus sofort ein „Sterbelager" und reden in irreführender Weise von einer „Tragikomödie" des Darwinismus. Es steigt einem die Schamröte ins Gesicht, wenn man liest, daß dieser Oberlehrer den größten Naturforscher unserer Zeit wie einen dummen Jungen abfertigt. Ein umfassender Ueberblick über das weite Gebiet biologischer, d. h. botanischer, zoologischer und anthropologischer Thatsachen, wie Darwin ihn besaß und seiner Theorie zu Grunde legte, fehlt den modernen Epigonen ganz und gar. Wallace, Haeckel und Weismann, die diese Uebersicht besitzen, sind Darwin treu geblieben und ich bin gewiß, daß Darwin über alle Nörgler und kleinlichen Angriffe triumphieren wird, ohne dabei in Abrede zu stellen, daß seine Theorie im einzelnen Modifikationen und Verbesserungen erfahren wird und muß. Was ist aber der eigentliche reaktionäre Zweck solcher irreführenden Machwerke, wie desjenigen des Oberlehrers Dennert? — Ein wissenschaftlicher Zweck sicher nicht, denn eine „aufrichtige Naturwissenschaft" muß nach Dennerts Vorurteil von dem Grundgedanken getragen werden, daß „der Geist des Menschen ein Ding für sich ist und allein als höhere Entwickelungsstufe des tierischen Instinktes schlechterdings unerklärlich" sei und daß eine darauf beruhende Entwickelungslehre ohne einen „Schöpfer und Erhalter der Welt und ihres Lebens" nicht auskommen könne. Diesen Dogmatikern ist das naturalistische Denken und besonders die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein ein Greuel, aus dem offenbaren Grunde, weil in ihr der unwiderlegliche Beweis für die Selbstentwickelung und Selbstregulierung der Natur zum Ausdruck gelangt ist. — Hinc illae lacrimae! W.

Zur Frage: **Zuchtwahl und Monogamie.** Am Schlusse seines im 8. und 9. Heft dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatzes „Zuchtwahl und Monogamie" fordert Professor von Ehrenfels selbst zur Entgegnung auf, und da ich in der von ihm anscheinend nicht beachteten Arbeit „Zuchtwahl beim Menschen", 3. Heft, ähnliche Dinge erörtert habe, erlaube ich mir, seiner Anregung zu folgen.

Daß, genau wie beim Tier, Ausmerzung der Schwächlinge und zielbewußte Zuchtwahl auch beim Menschen rasch zur Gesundung und Veredelung der Rasse führen würde, unterliegt keinem Zweifel, es ist nur die Frage, was sich unter den gegebenen Verhältnissen, da wir gegen unsere Mitmenschen nicht mit der Rücksichtslosigkeit des Tierzüchters vorgehen können, da uns durch Gesetz, Sitte und Mitgefühl die Hände gebunden sind, in dieser Hinsicht allenfalls erreichen ließe, und diese Frage habe ich in genanntem Aufsatz zu beantworten gesucht. Zu den gegebenen Verhältnissen rechne ich die Monogamie, denn sie ist nicht nur die denkbar beste Versöhnung der sinnlichen und der sittlichen Seite des Menschen, sondern auch ein Bestandteil der christlichen Sittenlehre; das Christentum ist aber eine Macht, mit der wir für absehbare Zeiten zu rechnen haben, und daß Priester irgend welchen Bekenntnisses das Verbot der Vielweiberei aus ihrem Sittengesetz streichen werden, ist undenkbar. Der Staat aber schützt, weil er sich selbst dadurch zu festigen glaubt, die Kirche und ihre Lehren und hat sogar in einem so freien Lande wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Vielweiberei der Mormonen gesetzlich verboten. Zudem ist die Einehe gerade in dem Teil der Menschheit, aus dem die Kulturvölker hervorgegangen sind, eine uralte Einrichtung und, wie das Beispiel unserer germanischen Vorfahren zeigt, einer kräftigen Volksvermehrung und gesunden Rassebildung durchaus förderlich. Aber auch wenn Staat, Kirche und Sitte die Einehe preisgegeben hätten, wäre eine Rasseverbesserung durch eine mehr oder weniger beschränkte Vielweiberei sehr fraglich. Wer sollte unter den Männern, von denen sich wohl die meisten für berufen halten würden, die Auswahl treffen, wie

Digitized by Google

sollte man die übrigen, da die Mittel des Tierzüchters, Tötung oder Verschneidung, nicht in Betracht kommen, von der Fortpflanzung ausschließen? Und dann könnte ja das erstrebte Ziel nur durch gleichzeitige Auslese des weiblichen Teils erreicht werden; das hieße aber den auserkorenen Männern die freie Wahl nehmen, und solche Freiheitsbeschränkung wird sich der Mensch der Zukunft nicht gefallen lassen. Gesetzt den Fall, all diese Hindernisse wären zu überwinden, so würden in den auserwählten Gruppenehen sicherlich Kinder von guter Rasse geboren werden, aber, da jedes der zu Müttern so wohl geeigneten Weiber einem einzigen Manne leicht die doppelte oder dreifache Anzahl schenken könnte, viel zu wenige, um genügenden Stoff zur Nachzucht zu liefern und die nötige Volksvermehrung zu sichern. Könnte man ferner die wahllose Verbindung und Fortpflanzung der übrig Gebliebenen nicht hindern, so würden deren zahlreiche Sprößlinge die spärlichen Edelreiser schnell überwuchern. Ein Fall läßt sich denken, wo vorübergehend die Vielweiberei die Volksvermehrung befördern kann, das ist, wenn nach Kriegen oder sonstigen Ereignissen, die unter den Männern aufgeräumt haben, eine Ueberzahl von Weibern vorhanden ist; darf dann, wie es nach dem dreißigjährigen Krieg vorgekommen sein soll, jeder Mann mehrere Weiber nehmen, so kann er selbstverständlich mehr Kinder erzeugen und die Lücken werden rascher ausgefüllt. Im übrigen ist die Einehe die höchstentwickelte und daher für Kulturvölker gegebene Eheform, die wir um so weniger verlassen dürfen, als die Vielweiberei als solche die Rasse nicht verbessern würde.

Ludwig Wilser.

Zu dem Artikel: **Zuchtwahl und Monogamie.** — Da der Verfasser der Aufsätze über Zuchtwahl und Monogamie die Meinungen der Leser über die Ideen, die darin zum Ausdruck kommen, kennen zu lernen wünscht, so möchte ich sagen, daß alle Versuche, anthropologische und Vererbungstheorien für das Leben der Völker zu verwerten, verfrüht sind. Anthropologie, Rassenlehre und Biologie sind noch verhältnismäßig junge Wissenschaften und der Philosoph, dessen Aufgabe es allerdings wäre, alles menschliche Wissen den Interessen der Menschheit dienstbar zu machen, hat noch keinen Anlaß, von irgend welchen Ergebnissen dieser Wissenschaften Notiz zu nehmen. Ehrenfels tritt als ein Enthusiast auf, der die Züchtung der Menschen wie die Züchtung von Pflanzen und Tieren als etwas betrachtet, was man willkürlich beherrschen könne.

Ehrenfels geht von der ganz irrigen Anschauung aus, daß die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Kinder nur von denen des Vaters und der Mutter bestimmt werden, insofern sie vererbt sind. Dann müßten, wo kein Ehebruch vorkommt, Geschwister einander sehr ähnlich sein. Das sind sie aber gar nicht und wir finden in zahlreichen Familien eine solche Musterkarte von Gesichtern, Größen, Körperverhältnissen und geistigen Anlagen, daß wir allen Grund haben, anzunehmen, daß an diesen Gebilden die Erbschaft auch älterer Generationen der Voreltern ihren Anteil hat, was in mancher Hinsicht sogar in ganz gesetzmäßiger Weise auftritt, da gewisse Abnormitäten zuweilen vom Großvater auf den Enkel übergehen mit Ueberspringung der dazwischen liegenden Generation.

Den Menschen machen aber nicht einzelne Abnormitäten aus, sondern die Gesamtheit aller Verhältnisse, der körperlichen sowohl wie der seelischen, und wenn an der Zusammensetzung eines einzelnen Menschen nicht nur der Vererbungseinfluß der Erzeuger, sondern aller Voreltern einen Anteil hat, so ist das Ergebnis natürlich nur in sehr geringem Maße vorausbestimmbar, wenn die Voreltern, die in den letzten zehn Generationen allein 2046 Glieder zählen, sehr stark und sehr mannigfaltig differenziert waren. Von dieser Differenzierung und ihren Ursachen wird später die Rede sein.

Wie stark aber die Variabilität ist, welche auf diese Art entsteht, ergiebt folgende Betrachtung. Wenn sich auf ein Kind wirklich nur die Eigenschaften des Vaters und die der Mutter vererbten, so käme es, sofern nicht Vater und Mutter ganz identisch gebildet wären, darauf an, in welchen Verhältnissen diese Eigenschaften von der einen und von der anderen Seite hergeleitet werden; denn da die einzelnen Gliedmaßen oder deren einzelne Verhältnisse nur von einem der beiden Elternteile herstammen können, aber kein Gesetz beobachtet wurde, demzufolge gewisse Organe der väterlichen, andere bestimmte Organe der mütterlichen Erbschaft angehören, so würden, wenn selbst die Erbschaft auf die Erzeuger beschränkt wäre, die Kinder

Digitized by Google

ein und desselben Elternpaares in die mannigfaltigsten Formen differenziert werden können. Was Körper und Seele anbelangt, so sind die konstituierenden Bestandteile eines Menschen so zahlreich, daß die Zahl der denkbaren Gebilde selbst bei so beschränkter Vererbbarkeit Legion wäre. Eine verschiedene Kombination von Erbstücken vom Vater und von der Mutter her wäre aber für die Wertung eines Menschen ebenso entscheidend, wie Amalgame und chemische Verbindungen nach verschiedenen Proportionen. Somit ist von einer sozialen Auslese, wie sie Ehrenfels fordert, nicht viel zu erwarten, in keinem Falle eine Progression, für die es der Mühe wert wäre, eine mathematische Formel aufzustellen.

Von Pflanzen und Tieren kann man nicht auf die Menschen schließen, weil erstere viel konstanter in den Formen sind, als die Menschen. Das erklärt sich aus den Herrschaftsverhältnissen und der Arbeitsteilung unter den Menschen, besonders bei den Kulturvölkern. Auch handelt es sich bei Tierzüchtungen immer nur um bestimmte einzelne Eigenschaften, so bei Schafen, ob man es auf Fleisch oder Wolle abgesehen hat, und nur bei Hunden tritt wegen der auf Arbeitsteilung gerichteten Züchtungsziele eine Differenzierung wie bei den Menschen auf.

In den Zeiten der Sklaverei mag eine Analogie der Tierzüchtung auch für die Sklaven maßgebend gewesen sein, zumeist wohl zur Erzielung einer großen Körperkraft. Ja wir haben allen Grund anzunehmen, daß damals allerhand Züchtungsversuche gemacht worden sind. Die Alten betrachteten die Sklaven wie Haustiere und haben also wohl auch Sklaven gezüchtet, wie wir Pferde und Rinder züchten. Das erklärt wohl auch die sonderbaren Menschenzüchtungsideen Platos, der die Menschen zu Staatssklaven machen und daher die Züchtung von Staats wegen auf sie ausdehnen wollte. Nach Aristoteles und Plato gelten die Sklaven für körperlich stärker, also wohl auch für gesünder, als die Freien.

Sonst aber ist unter den Kulturvölkern die chaotische Massenbastardierung für die Hervorbringung unserer Mischvölker maßgebend gewesen. Wir können wohl annehmen, daß unter Barbaren, ehe sie mit Kulturvölkern zusammenstießen, eine Art von nationaler Differenzierung während einer längeren Periode der Absonderung stattfand. Ich setze hier nationale Differenzierung in Gegensatz zu individueller Differenzierung, nämlich die Herausbildung bestimmter nationaler Typen, konstant innerhalb des Volkes, aber verschieden von anderen Völkern. Wir kennen heute Kalmücken, Hottentotten, Kaffern, Araber, aber auch Chinesen und Japaner, welche sich unvermischt erhalten haben.

In alten Zeiten nun, und insbesondere während der Völkerwanderung, sind solche scharf individualisierte Völker der Reihe nach auf die europäischen Kulturvölker losgelassen worden und haben auf ihren Kriegs- und Raubzügen Massenbastardierungen der Kulturvölker vorgenommen. Wenn die Geschichte davon auch nichts erzählt, kann man es doch als ein Naturgesetz betrachten, daß solche Massenbastardierungen stattfanden, weil einzelne Nachrichten aus den verschiedensten Zeiten und Völkern darüber vorliegen. Ich will gar nicht von den Matrosen unserer Zeit sprechen. Man erinnere sich doch daran, daß im trojanischen Kriege die Frauen und Töchter der Ueberwundenen unter die Sieger verteilt wurden, daß Tamerlan als die höchste Lust der Krieger rühmte, die Männer zu töten und auszurauben und ihre Frauen zu umarmen, daß sogar im 16. Jahrhundert, zur Zeit fanatischer Hingabe der Habsburger an das Papsttum, sowohl den Söldnern Karls V. als Philipps II. nach Eroberung Roms die Römerinnen zur Schändung preisgegeben wurden. Da läßt sich nicht zweifeln, daß nicht nur die durch viele Jahrhunderte fortgesetzten Völkerwanderungszüge, sondern auch die Gefolgschaftskriege, Pirateneinfälle, Wikingerfahrten und Fehden immer mit Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen verbunden wurden, woraus sich die verwickelten Blutmischungen erklären, welche in den europäischen Völkern alle reinen Rassen verdrängt haben. Darum findet man in Europa so selten zwei ähnliche Menschen und die Ergebnisse dieser Blutmischungen sind um so mannigfaltiger, wenn, wie ich annehme, unsere Kinder auch von der ältesten vorausgegangenen Generation erben.

Darum ist es nicht zu verwundern, daß bei dem Versuche, ein Meisterwerk der Skulptur zu schaffen, ein griechischer Bildhauer die einzelnen Gliedmaßen einer Venus nach zwölf verschiedenen Modellen bilden mußte, und wenn man den Atavismus in Rechnung ziehen muß, würde selbst die Paarung zweier vollkommen rassenverwandter Normalmenschen zu Züchtungszwecken nicht die geringste Gewähr bieten, daß sie selbst nur ein einziges rassenreines Normalkind in die Welt setzen würden.

Digitized by Google

In meinem vor zehn Jahren erschienenen sozialen Romane „Oesterreich im Jahre 2020" habe ich allerdings, aber für eine so ferne Zukunft und für eine Epoche der Staatsomnipotenz und der Massenbeobachtungen auf anthropologischem und biologischem Gebiete, eine soziale künstliche Auslese prophezeit. Diese begnügt sich aber lediglich damit, notorisch mit erblichen Krankheiten belastete Individuen von der Zeugung auszuschließen. Wenn dieses System Hunderte von Jahren hindurch fortgesetzt wird, und wenn man einmal die Sektionsergebnisse der Voreltern der Ehekandidaten auf zehn Generationen zurück wird vergleichen können, mag eine Ausjätung von sehr schlechten Keimen vor sich gehen, aber die Träume des Freiherrn von Ehrenfels scheinen mir Phantasiewucherungen zu sein, um derentwillen es kaum zur Beseitigung der Monogamie kommen wird. Schildert er doch selbst deren geschichtlich erwiesene Vorzüge für die Kultur und hat er nur ganz unerweisliche Vorteile der Polygamie dafür anzubieten. Dr. Joseph von Neupauer.

Zum Andenken Ernst Mehnerts †.

Ein früher Tod hat vor kurzem Dr. Ernst Mehnert, außerordentlichen Professor der Anatomie in Halle a. S., im Alter von erst 38 Jahren von schwerem Leiden erlöst — ein herber Verlust nicht nur für die deutsche Anatomie, sondern auch für die Anthropologie, der er sein regstes Interesse nie versagt hat.

Wenn auch des Heimgegangenen Ruf in erster Linie durch entwickelungsgeschichtliche Studien über den Beckengürtel der Vögel, Säugetiere und hauptsächlich der Schildkröte, sowie, von neueren topographischen Arbeiten über Altersveränderungen am Menschen abgesehen, durch eine Reihe von Werken über die individuelle Variation in der Entwickelungsgeschichte begründet war, so dachte Mehnert doch immer mit Freude an die Zeit seiner Thätigkeit in Straßburg (1890—98) zurück, wo er als junger Privatdozent sich eifrig mit Anthropologie beschäftigte, unter anderm den sorgfältigst ausgearbeiteten Katalog der Straßburger anthropologischen Sammlung herausgab und gerne gehörte theoretische und praktische Kurse über Anthropologie hielt.

Jene Zeit anthropologischer Thätigkeit gehörte zu Mehnerts angenehmsten Erinnerungen — er versicherte es mir oft brieflich und auch 1899, als ich ihn voller Schaffenslust und Vertrauen in die Zukunft in seinem neuen Wirkungskreise in Halle traf; noch wenige Monate vor seinem Tode schrieb er mir von der „Erinnerung an Ihre liebe elsässische Heimat, in welcher ich meine besten Jahre verlebt habe und an welcher meine schönsten Erinnerungen untrennbar haften; in den Momenten der Ruhe versetze ich mich gerne wieder zurück in jene Zeit, und auch meine Zukunftsträume für mein Alter führen alle in Ihre schöne Heimat...."

Nun hat der unerbittliche Tod unerwartet allen Hoffnungen, allen Zukunftsträumen ein jähes Ende bereitet und in der Blüte der Jahre eine Kraft zerstört, von der die Wissenschaft noch manche wertvolle Leistung zu erwarten berechtigt war. Hatte doch der Verblichene auf mühsamen Expeditionen nach außereuropäischen Ländern ein außerordentlich wertvolles und reichhaltiges Arbeitsmaterial gesammelt. Als Gelehrter hat sich Mehnert durch seine grundlegenden und anregenden Arbeiten unvergeßlich gemacht, als Mensch wird er es allen denen bleiben, die mit ihm in Berührung gekommen sind — seine einstigen Schüler aber betrauern nicht nur den Verlust des Lehrers, sondern den eines unersetzlichen Freundes.

Dr. E. Blind, Straßburg.

Dieser Nummer liegt das Programm des IX. Internationalen Kongresses gegen den Alkoholismus bei, welcher vom 14.—19. April d. J. in Bremen stattfinden wird. Die hohe Bedeutung dieser Veranstaltung wird aus den angekündigten Vorträgen ersichtlich, weshalb wir uns an dieser Stelle mit einem Hinweis darauf begnügen. Den Verhandlungen des Kongresses werden wir später die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

An unsere Leser.

Der „Politisch-anthropologischen Revue“ ist es im Verlaufe ihres ersten Jahrgangs gelungen, eine große Schar der hervorragendsten Mitarbeiter, einen immer mehr wachsenden Kreis von Lesern und einen angesehenen Namen in der periodischen Litteratur sich zu erwerben. Die Ziele, welche sich die Zeitschrift gesteckt hat, die Art und Weise der Problembehandlung, der wissenschaftliche und ideale Geist, der ihren Inhalt beseelt, haben überall, bei Gelehrten, in der Presse und im Publikum begeisterten Widerhall gefunden. Bedeutende Vertreter aller Wissenschaftsgebiete haben sich eingestellt, um die Naturwissenschaft und die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts und aller seiner Lebensbethätigungen zu einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung zu verdichten. Sehr treffend nannte deshalb ein Kritiker das Progamm der Revue einen „theoretischen und praktischen Kursus der Civilisation“. Was man bisher ängstlich trennte, das hat die Revue kühnen Mutes, aber doch sachverständig und besonnen durch ihr Programm überbrückt. Gerade die Programmerklärung hat höchst anerkennende Beurteilungen von seiten der ersten Gelehrten unserer Zeit gefunden, und daß die Ausführung dieses Programms hinter den angeregten Hoffnungen und Erwartungen nicht zurückgeblieben ist, beweist der für eine wissenschaftliche Zeitschrift beispiellose Erfolg, den die Politisch-anthropologische Revue schon im Laufe ihres einjährigen Bestehens daheim und im Auslande zu verzeichnen gehabt hat.

Unsere moderne Kultur befindet sich geistig und wirtschaftlich in erschütternden inneren Krisen. Nichts ist daher notwendiger, als mit der Leuchte wissenschaftlicher Erkenntnis die gegenwärtige Menschheit in den Grundgesetzen des Lebens zu orientieren. Auf Grund ihres Programms und ihrer bisherigen Leistungen darf die Politisch-anthropologische Revue sich wohl rühmen, bei den widerstreitenden Meinungen und Lehren der Gegenwart ein vertrauenswürdiger Aufklärer und Führer zu sein. Dieser hohen Aufgabe immer mehr gerecht zu werden wird sie auch im kommenden zweiten Jahrgang bestrebt sein.

Redaktion und Verlag.

Digitized by Google

Im zweiten Jahrgang

der Revue werden unter anderen folgende Beiträge veröffentlicht werden: **Dr. A. Reibmayr**, Ueber das Aussterben des Mannesstammes in genialen und talentierten Familien. — Professor **F. von Wagner**, Die Probleme der Descendenztheorie. — Professor **V. Haecker**, Der gegenwärtige Stand der Vererbungslehre. — **Dr. W. Hellpach**, Ueber Ratzels Politisch-geographische Theorien. — **Dr. M. Brahn**, Körperliche und geistige Arbeit. — **Dr. A. Grotjahn**, Ueber die Ergebnisse der Rekrutierungsstatistiken. — Professor **Herkner**, Ueber die Lebensfähigkeit der industriellen und agrarischen Bevölkerung der Schweiz. — **Dr. W. Borgius**, Handelspolitik und Völkerkonkurrenz. — **Dr. A. Vierkandt**, Schule und natürliche Auslese. — **Dr. W. Schallmayer**, Auslese durch den Krieg auf den verschiedenen Kulturstufen. — **Dr. L. Wilser**, Die Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. — **Dr. Welterreck**, Die Probleme der Befruchtung und Vererbung. — **Dr. Hirschfeld**, Zur Natur- und Rechtsgeschichte der sexuellen Zwischenstufen. — Professor **Hueppe**, Ueber den Einfluss der Rassenkreuzungen auf die Krankheitsanlagen. — **Dr. R. Livi**, Ueber die Wirkungen der wirtschaftlichen Lebensverhältnisse auf die physische Beschaffenheit einer Bevölkerung. — **Dr. J. Beddoe**, Rassengeschichte der britischen Inseln. — **Dr. C. Arbo**, Die Bevölkerungsgeschichte Skandinaviens. — **F. Otto Hertz**, Rasse und Religion. — Professor **Dünkelnberg**, Ueber die Wirkungen der Inzucht und Kreuzung bei den Tierrassen. — Professor **V. de Lapouge**, Die anthropologische Geschichte Frankreichs. — **Dr. A. Wirth**, Rassenforschung und Geschichtsschreibung. — Professor **Pelmann**, Strafrecht und verminderte Zurechnungsfähigkeit. — **Dr. C. Röse**, Die Zahnentartungen der Kulturmenschheit. — **Dr. Woltmann**, Die Rassenabstammung Luthers, Goethes und Beethovens. — **Dr. Stier-Somlo**, Zur Entstehungsgeschichte der politischen Parteien in Deutschland. — **Dr. H. Matiegka**, Gehirngewicht und Berufsstände. — **H. Schmidt**, Das biogenetische Grundgesetz. — **C. von Ujfalvy**, Die Aufgaben der historischen Anthropologie. — **A. Koch**, Die Blutzusammensetzung der Amerikaner im allgemeinen und der Yankees im besonderen. — **Dr. E. Blind**, Die durch Alkoholismus verursachten Geisteskrankheiten und ihre gerichtsärztliche Bedeutung. — **Dr. F. Duphorn**, Die anthropologische Geschichtstheorie. — **Dr. C. Bühring**, Zur Naturgeschichte der philosophischen Ideen. — **Dr. Kniecke**, Die Verstaatlichung des Aerztestandes. — **E. Krause**, Zur Kulturgeschichte der Ostseeländer. — Professor **Wiedersheim**, Progressive und regressive Entwicklungsvorgänge im menschlichen Organismus. — Professor **von Ehrenfels**, Tauglichkeit und progressive Entwicklung. — **M. Sundermann**, Theorie des Bevölkerungsstromes. — **Dr. A. Goltstein**, Natürliche Auslese durch Krankheiten. — Professor **Gumplowicz**, Das osteuropäische Kulturproblem. — **Dr. Lämmerhirt**, Die entartenden Wirkungen der künstlichen Kinderernährung. — **Dr. Robert Michels**, Der gegenwärtige Kulturwert Englands. — Professor **Ribbert**, Ueber die Erblichkeit der Krankheiten. — Professor **J. G. Vogt**, Zur Kulturentwicklung Nordamerikas. — **Dr. P. Näcke**, Der gegenwärtige Stand der Kriminalanthropologie. — Professor **M. Hoernes**, Zur Vorgeschichte Europas. — **Dr. J. Ritter von Neupauer**, Ideen zur Entwicklungsgeschichte der Kultur. — **Arthur Dix**, Das Kinderschutz-Gesetz im deutschen Reichstag. — **Dr. A. Ruppin**, Die Verwandtenehe in ethnologischer Beleuchtung. — **Dr. H. K. Zimmermann**, Zur Frage nach der Urheimat des Menschen. — Professor **Th. Achelis**, Ideen zu einer vergleichenden Rechtsgeschichte. — Professor **Dr. E. Fraas**, Ueber die Forschungen nach dem Ursprung des Menschen.

Die erste Nummer des II. Jahrgangs wird folgende Aufsätze enthalten:

Professor Dr. F. von Wagner: Die Probleme der Descendenztheorie.
Dr. Ludwig Woltmann: Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie.
Professor Dr. G. Kraitschek: Die Menschenrassen Europas.
Dr. Maximilian Borchers: Stufen und Arten der Kulturentwicklung.
Professor Dr. Christian von Ehrenfels: Die aufsteigende Entwicklung des Menschen.
Dr. Gustav Borgius: Handelspolitik und Völkerkonkurrenz.
Professor Dr. K. Pelmann: Ueber das Pathologische bei Nietzsche.
Professor Dr. A. Forel: Monismus und Psychologie.

66

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

21Mar'49SL

DEC 27 1999

JAN 04 1999

SEP 09 2005

LD 21–100m-9,'48(B399s16)476

Digitized by Google

YD 11067

545366 H5
P7
v.1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google